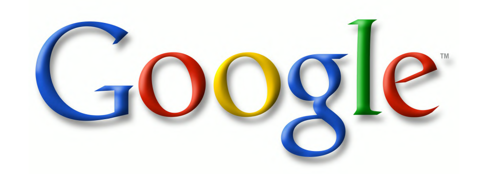
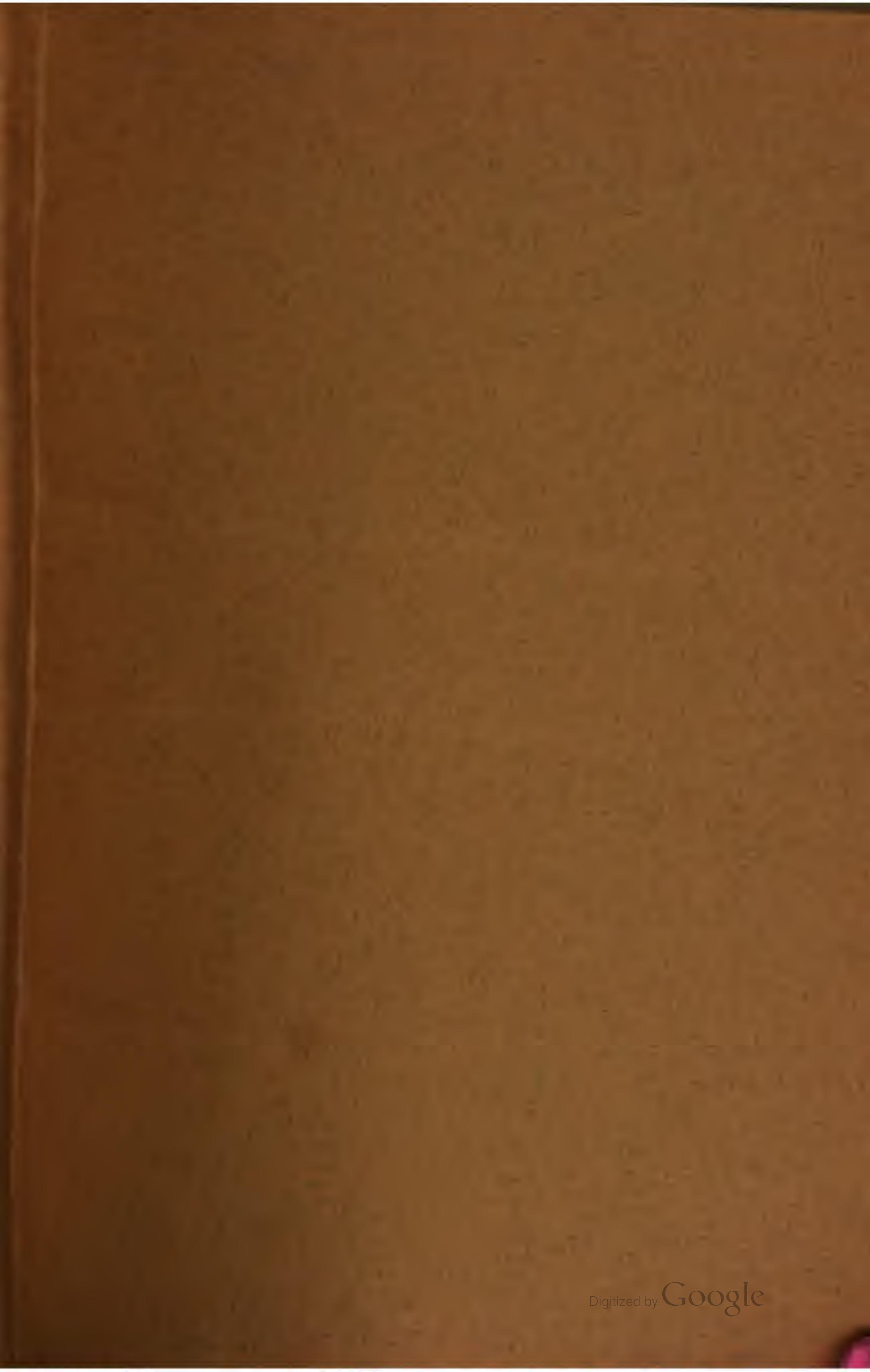




Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Erster Band.

A bis Arach.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Erster Band.

A bis Arad.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

A.

A ist der reinste und vollste Laut in der menschlichen Sprache, der gewichtigste der drei Grundvocale a, i, u. Er herrscht in den ältesten Sprachen (z. B. dem Sanskrit) als Grundton vor und gibt der Rede Fülle und Kraft. Durch seine Verbindung mit den beiden übrigen Grundvocalen entwickeln sich in den indogermanischen Sprachen die Zwischenlaute ē und ō, die echten Diphthongen ai und au und dadurch die zartesten Schattirungen und Modificationen der Grundbedeutungen der Wurzeln. In den neuern Sprachen verflacht sich das a in der Aussprache oft zu ĕ oder geht durch Trägheit des Sprachorgans in den dumpfen Laut ŏ über. So schwinden z. B. das lat. und das althochdeutsche a in der Endung der Nomina im Französischen und Neuhochdeutschen in e zusammen, während im Englischen sowie im Dänischen (aa) und Schwedischen (å) in mehrern Fällen der Buchstabe a fast wie o gesprochen wird. Eine ähnliche Lautwandelung zeigt sich im Namen des a in den drei semit. Dialekten, dem Hebräischen, Arabischen und Syrischen: alef, elif, olaf. In dem Altindischen sowie in sämmtlichen davon abgeleiteten Alphabeten nimmt das Schriftzeichen für den Vocallaut a die erste Stelle ein; das phöniz. und alle übrigen semit. Alphabete beginnen zwar auch mit dem Buchstaben a, doch gilt in diesen das Schriftzeichen a nicht für den Vocallaut a, sondern für einen leichten Hauchlaut, und kann als Consonant mit allen übrigen Vocalen bezeichnet und verbunden gesprochen werden. Im Phönizischen führt dieser erste Buchstabe des Alphabets den Namen aleph, d. h. Stier, mit Bezug auf die älteste Gestalt desselben, welche die rohen Züge eines Stierkopfs darstellt. Mit Annahme des phöniz. Alphabets gingen nun zwar auch die phöniz. Buchstabennamen mit über (aus aleph bildete sich der griech. Name alpha für a), doch verloren einzelne Schriftzeichen ihren ursprünglichen consonantischen Werth und wurden in ihrer neuen Heimat zu Vertretern der Vocallaute. So auch das alpha, welches seitdem zum Schriftzeichen für den Vocal a geworden ist. Die neuern abendl. Alphabete geben diesem Buchstaben keinen besondern Namen, sondern begnügen sich mit der Angabe des bloßen Lautes a. — A wird oft als symbolisches Zeichen gebraucht und bedeutet dann das Erste, das Ursprüngliche, das Bestimmte. So bezeichnet man in der Logik mit A irgendeinen Gegenstand des Denkens, ein Ding überhaupt. Die Formel A = A heißt dann soviel als: Jedes Ding ist sich selbst gleich. A und Z (im Griechischen A, alpha, und Ω, omega) bedeutet den Anfang und das Ende, das Erste und das Letzte, und drückt in diesem Sinne den Begriff des Allumfassenden, des Ewigen aus (vgl. Offb. Joh. 1, 8). In der Algebra ist a einer der Buchstaben, mit denen man bekannte Größen bezeichnet. Auf Münzen bedeutet A, daß die Münze in der ersten Münzstätte des Landes geprägt worden: so auf preuß. Münzen in Berlin, auf österr. in Wien, auf franz. in Paris. Franz. Münzen mit AA sind in Metz, der zweiten Münzstätte, geschlagen. In Rechnungen und Preisbestimmungen heißt à (nicht der bloße Buchstabe, sondern die franz. Präposition, entstanden aus dem lat. ad) soviel als: das einzelne für diesen oder jenen Preis, z. B. 10 Ctr. à 5 Thlr. will sagen: jeder einzelne dieser Centner kostet 5 Thlr. — A wird ferner bei vielen, meist lat. Wörtern und Redensarten als Abkürzungszeichen gebraucht, wo es dann der Anfangsbuchstabe des abgekürzten Wortes ist. Besonders häufig steht a. für anno, z. B. in den Formeln a. c. für anno currente (im laufenden Jahre), a. d. für anno domini (im Jahre des Herrn), a. p. für anno praeterito (im vergangenen Jahre), a. a. C. n. oder a. a. Chr. n. für anno ante Christum natum (im Jahre vor Christi Geburt), a. p. C. n. oder a. p. Chr. n. für anno post Christum natum (im Jahre nach Christi Geburt), a. f. für anni futuri (künftigen Jahres), a. o. c. für anno orbis conditi (im Jahre der Erschaffung der Welt), a. m. für anno mundi (im Jahre der Welt), a. u. für anno urbis (bei röm. Geschichtschreibern: im Jahre der Stadt, d. i. Roms). Außerdem steht in jurist. Schriftstücken a. a. für

ad acta (zu den Acten) und a. d. für a dato (von diesem Tage, vom Schreibtage an). In Titulaturen bezeichnet AA. M. soviel als artium magister (Magister der Künste) und AA. LL. M. soviel als artium liberalium magister (Magister der freien Künste). Auf franz. Curszetteln ist A Abkürzung von Argent (Geld), im Gegensatz zu P (Papier, Brief). Auf der Rückseite der Taschenuhren steht A für Avancer (beschleunigen), im Gegensatz zu R, d. i. Retarder (verzögern), um die Seite zu bezeichnen, nach welcher der Correctionsweiser gedreht werden muß, wenn die Uhr schneller oder langsamer gehen soll. Bei Zeitangaben bezeichnet ein A oft: Abend, abends; a. St. soviel als: alten Stils (nach dem Julianischen Kalender). A. T. ist eine sehr gewöhnliche Abkürzung für Altes Testament. In Titulaturen bezeichnet ao.: außerordentlich, z. B. außerordentlicher Professor, außerordentliches Mitglied, und a. D.: außer Dienst, z. B. Hauptmann außer Dienst. In den abgekürzten Bezeichnungen für die verschiedenen Entwickelungsperioden der Sprachen bedeutet a: alt, wie z. B. ahd. für althochdeutsch, as. für altsächsisch, afr. für altfranzösisch, an. für altnordisch; agf. steht für angelsächsisch. — Ueber A als Grundton in der Musik, s. Ton und Tonarten.

Aa, ebenso wie Ach, Aach aus dem althochdeutschen Worte aha, d. i. fließendes Wasser, entstanden, ist mit oder ohne unterscheidenden Beisatz Name verschiedener Flüsse und Bäche in deutschen Ländergebieten. Die Form Aa herrscht einerseits in der Schweiz, andererseits im nördl. Frankreich, in den Niederlanden, besonders in deren nördl. Provinzen, in Westfalen und dem Osnabrückischen sowie in den Ostseeprovinzen vor. Im Oldenburgischen, Hannover, Holstein und theilweise auch in Schleswig und in den Ostseeprovinzen tritt dafür die Namensform Au, Aue ein, während Ach, Aach, Ache im obern Deutschland heimisch ist. In Jütland und Schleswig (zum Theil) lautet die Form (dän.) Aa (spr. O) und findet sich mit einem Zusatze in den Namen vieler Gewässer (z. B. Skiv-Aa, Stor-Aa, Skjern-Aa, Varde-Aa, Flads-Aa u. s. w.); dasselbe gilt auch von Schweden, wo das Wort Å geschrieben wird. — Die wichtigsten Gewässer des Namens Aa (das Königreich der Niederlande zählt deren allein 44) sind: 1) Die Aa im nördl. Frankreich. Diese entspringt im Depart. Pas-de-Calais oberhalb Valkenberg (Fauquembergues), ist von St.-Omer an kanalisirt und schiffbar, nimmt bei Watton links den Hem auf und mündet nach einem 10 M. langen Laufe unterhalb Gravelingen in die Nordsee. 2) Die Aa in der niederl. Provinz Gröningen. Diese entsteht in dem großen Bourtanger Moor in der niederl. Provinz Drente, nimmt die Mussel- oder Vissel-Aa auf und mündet schiffbar nach einem 8 M. langen Laufe auf der niederl.-hannov. Grenze in den Dollart. 3) Die Oude-Aa, die sich bei Gröningen mit der Hunse vereinigt. 4) Die Aa (Steenwycker oder Blockzijler Aa), welche in der niederl. Provinz Overyssel in die Zuiderzee mündet. 5) Die Aa (Havelter-Aa) in der Provinz Drente, welche von Meppel aus durch das Meppelerdiep zum Zwartwater geleitet ist und dieses bei Zwartsluis unweit dessen Mündung in die Zuiderzee erreicht. 6) Die Aa in der Provinz Nordbrabant, welche bei Gemert schiffbar wird und sich bei Herzogenbusch nach einem 9 M. langen Laufe mit der Dommel vereinigt. Unter den westfäl. oder wenigstens in Westfalen entspringenden Flüssen dieses Namens sind hervorzuheben: 7) Die Aa im Kreise Bocholt. Diese entspringt im Kreise Borkum, berührt Bocholt und geht etwa 1 M. nach ihrem Eintritt auf niederl. Gebiet in die Alte Yssel. 8) Aa, ein Nebenfluß der Vechte im Kreise Burgsteinfurt. 9) Aa, ein Nebenfluß der Werre, kommt vom Osning und mündet bei Herford. 10) Aa, ein Nebenfluß der obern Ems, an welchem Münster liegt, und der sich bei Greven mit dem Hauptstrom vereinigt. 11) Die Aa, welche bei Spelle im Osnabrückischen aus der Vereinigung zweier kleinerer westfäl. Flüsse entsteht (von denen der eine Hopsden, der andere Ibbenbühren berührt) und oberhalb Lingen der Ems zufließt. 12) Die Aa, welche oberhalb der nach ihr benannten westfäl. Stadt Ahaus entsteht, in den Niederlanden auch den Namen Schipbeek führt und bei Deventer in die Yssel mündet. 13) Die Aa, welche Bredevoorde berührt, ebenfalls im Kreise Ahaus entspringt, aber oberhalb Doetinchem in die Alte Yssel mündet. Von den schweiz. Flüssen dieses Namens sind zu nennen: 14) Die Aa im Canton Zürich, welche den Pfäffikonsee bildet, dann zum Greifensee fließt und denselben als Glatt verläßt. 15) Die Aa, welche im Canton Luzern den See von Baldegg (Richensee) bildet, dann durch den Hallwylersee fließt und über Lenzburg zur Aar geht. 16) Die Aa, welche das Hauptthal des Cantons Unterwalden ob dem Wald bildet, durch den Sarnersee geht, die Melcha aufnimmt und in den Vierwaldstädtersee mündet. Diesem letztern fließt 17) bei Buochs noch eine andere Aa zu, welche den Canton Unterwalden nid dem Wald bewässert. In den Ostseeprovinzen sind zu erwähnen: 18) Die Aa in Kurland. Diese entsteht durch Vereinigung der Musse und Memmel, ist 15 M. lang, hat sehr geringes

Gefälle und mündet in zwei Armen, mit dem einen unmittelbar in den Golf von Riga, mit dem andern (Bolder-Aa) in die Düna. 19) Die Aa in Livland, auch Treidern-Aa genannt. Dieser sehr ansehnliche Fluß, dessen tiefes Thal überall fruchtbar und gut angebaut ist, entwickelt einen 43 M. langen Lauf und mündet bei Zarnikau, östlich von Riga.

Äa, in der mythischen Geographie der Griechen eine Insel und Stadt in Kolchis, in welcher Äetes residirte, und bei der sich der Hain befand, in dem das Goldene Vlies aufgehängt war. Äa ist nicht zu verwechseln mit Ääa, einer Insel, auf welcher Homer's Odyssee die Circe wohnen läßt, und die von einigen an den Phasis, von andern in die Gegend von Sicilien verlegt wird. Sie ist ebenso mythisch wie die Stadt des Äetes.

Aach, kleine Stadt im Seekreise des Großherzogthums Baden, im Hegau und der ehemaligen Landgrafschaft Nellenburg, gegenwärtig zum Amtsbezirk Stockach gehörig, liegt an dem Flusse Aach oder Ach und hat 900 E. Die Stadt nebst Zubehör bildete bis 1806 eine eigene schwäb.-österr. landständische Herrschaft, kam aber infolge des Presburger Friedens mit der Landgrafschaft Nellenburg an Würtemberg, dann 1810 an Baden. Am 25. März 1799 fand bei dem Städtchen A. zwischen Franzosen und Oesterreichern ein Gefecht statt, das die Schlacht von Stockach einleitete.

Aachen (Aix-la-Chapelle, Civitas Aquensis, Aquisgranum), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Rheinprovinz, unweit der niederl. Grenze, unter 50° 46′ 34″ nördl. Br. und 23° 44′ 7″ östl. L., in einem fruchtbaren, von der Wurm bewässerten und den Vorhöhen der Hohen Veen umgrenzten Kesselthale gelegen, ist eine alte, schöne Stadt, welche viele der ehrwürdigsten Erinnerungen der deutschen Geschichte bewahrt und ihren Weltruf besonders Karl d. Gr. verdankt. Unter ihren Bauwerken ist der Münster oder die Domkirche in jeder Beziehung das merkwürdigste. Den Kern dieser Kirche bildet die von Karl d. Gr. 796—804 von Grund aus neuerbaute Kapelle in byzant. Stil, welche die Form eines Achtecks hat, das oben von einem von uralten Säulen getragenen Chor umkränzt ist. In der Mitte des Achtecks bezeichnet ein Stein mit der Inschrift «Carolo Magno» das Grab Karl's d. Gr., welches zuerst im J. 1000 von Otto III. geöffnet ward. Nach den Berichten der Chronisten fand man den Kaiser noch wohlerhalten im Ornate, mit dem Scepter in den Händen, dem Evangelium auf den Knien, ein Stück des Heiligen Kreuzes auf dem Haupte und die Pilgertasche um die Hüfte, auf einem Marmorstuhl sitzend. Das wiederum vermauerte Grab ließ Friedrich I. 1165 abermals öffnen, bei welcher Gelegenheit die Gebeine in einem Sargkasten von Gold und Silber beigesetzt und ein schön gearbeiteter Kronleuchter über dem Grabe aufgehangen wurde. Bei einer dritten Oeffnung durch Friedrich II., 1215, wurden die Ueberreste (Schädel, Armknochen und Hifthorn) des Kaisers in eine kostbare Truhe geschlossen, in welcher sie noch jetzt in der Sakristei aufbewahrt werden. Der weiße Marmorstuhl, auf welchem der Kaiser sitzend gefunden worden war, ward später mit Goldplatten belegt und diente bis 1558 bei Kaiserkrönungen dem Neugekrönten zum Sessel während der Begrüßung der fremden Fürsten. Auch die im Grabe aufgefundenen Reichsinsignien wurden ehemals im Dome aufbewahrt, aber 1795 nach Wien geführt. Die in neuerer Zeit unter Leitung von Olfers gemachten Versuche, das Grab Karl's d. Gr. wieder aufzufinden, führten zwar in dieser Beziehung zu keinem Resultate, doch entdeckte man hierbei die Fundamentalmauern der Absis des Achtecks, welche durch die spätern Anbauten zerstört worden war. Dem Achteck nämlich wurde 1353—1413 gegen Osten im goth. Stil ein 114 F. hoher Chor angebaut, während sich ihm westlich ein viereckiger Glockenthurm anschließt, neben dem zwei runde Treppenthürmchen zur Heiligthumskammer führen. Diese verwahrt die sogenannten Großen Reliquien (einen Gürtel der Jungfrau Maria, ein Stück Holz vom Heiligen Kreuz, den Gürtel des Erlösers u. a.), welche alle sieben Jahre im Juli von der Thurmgalerie den Gläubigen gezeigt werden, wobei viele Tausende von Fremden nach A. strömen. Außerdem verwahrt die Sakristei eine große Anzahl sogenannter Kleiner Reliquien und viele kunstreiche Gefäße, welche unter den auf unsere Zeit überkommenen Goldarbeiten des christl. Mittelalters unstreitig mit die erste Stelle einnehmen. (Vgl. Bock, «Der Reliquienschatz des Liebfrauen-Münsters zu A. in seinen kunstreichen Behältern», Aachen 1860.) Die mancherlei Geschmacklosigkeiten, durch welche der alte, ehrwürdige, an Zierathen so reiche Bau im Laufe der Jahrhunderte verunstaltet worden war, sind jetzt infolge der Bemühungen des 1849 begründeten Karlvereins zum großen Theil verschwunden und die Restaurationsarbeiten rüstig vorwärts geschritten. Unter anderm ist das Achteck wiederum mit den herrlichen Marmorsäulen

geschmückt, welche in der Französischen Revolution geraubt und durch den Pariser Frieden wieder erworben wurden. Die Standbilder im Innern des Chors erglänzen wieder in ihrer alten goth. Farbenpracht. Die hohen Bogenfenster füllen seit 1853 prächtige, 27 F. hohe Glasgemälde. (Vgl. Nolten, «Archäolog. Beschreibung der Münster- u. Krönungskirche zu A.», Aachen 1818.) Von den übrigen 26 kirchlichen Bauwerken sind noch die Peters-, Nikolaus-, Michaels- und Leonhardskirche hervorzuheben, welche sämmtlich vorzügliche Gemälde enthalten. Die noch nicht ganz vollendete Marienkirche zählt zu den schönsten Kirchenbauten der Neuzeit. Den Marktplatz A.s ziert das goth. Rathhaus, dessen Bau 1353 auf den Grundlagen der alten, seit 796 von Karl d. Gr. aufgeführten Kaiserpfalz begonnen ward. Rechts an demselben erinnert der Granusthurm an die Römerzeit, links trägt es den Glocken- oder Marktthurm. Der im Innern des Baues befindliche Krönungssaal, 162 F. lang und 60 F. tief, wurde im vorigen Jahrhundert durch Holzwände in mehrere Theile zerlegt; in neuerer Zeit jedoch hat der Saal, in welchem 37 deutsche Kaiser und 11 Kaiserinnen gekrönt wurden, seine ursprüngliche Gestalt wieder erhalten, und seine Wände sind mit Fresken, Scenen aus dem Leben Karl's d. Gr. darstellend, ausgeschmückt worden. Diese Fresken wurden sämmtlich von Alfred Rethel entworfen; indessen starb der Künstler nach Vollendung der ersten vier, und Joseph Kehren übernahm die Ausführung der vier übrigen nach den Rethel'schen Cartons. Vor dem Rathhause befindet sich ein Springbrunnen mit einem 1620 errichteten ehernen Standbilde Karl's. Außer dem prächtigen, im Neubau begriffenen Kaisersbad sind sonst von Bauwerken noch das Schauspielhaus (errichtet 1825), der Elisenbrunnen im dorischen Stil (errichtet 1822) und das großartige neue Bürgerhospital vor der Stadt hervorzuheben. Sehr stattliche Straßen sind die Hoch- und Theaterstraße mit dem ganzen, sich daran anschließenden neuen Stadtviertel. Aus den freundlichen, zum Theil parkartigen Umgebungen A.s erhebt sich der Lousberg oder Louisberg zu 781 F. Meereshöhe, mit herrlicher Aussicht und dem reizenden Belvedere. Eine Viertelstunde von der Stadt befindet sich, aus ihren romantischen Trümmern neu aufgebaut, die wasserumspülte Frankenburg, der sagenhafte Lieblingsaufenthalt Karl's d. Gr. und Fastrada's. Ganz in der Nähe und durch elegante Neubauten mit A. verbunden liegt Burtscheid (s. d.).

A. ist Sitz einer Regierung, zweier landräthlicher Behörden, eines Landgerichts, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt nicht viele, desto größer ist jedoch die Zahl der gemeinnützigen Institute. Zu nennen sind von erstern ein Gymnasium, eine Realschule, eine Gewerbschule und eine Sonntagsschule für Handwerker; zu letztern gehören zwei Irrenanstalten, drei Hospitäler, ein Taubstummeninstitut, eine Gebäranstalt für arme Frauen, viele Kinderbewahranstalten u. s. w. Die Bevölkerung der Stadt ist in den letzten Jahrzehnten rasch gewachsen. Während man 1817 nur 32300, 1837: 38878 E. zählte, betrug die Zahl derselben 1852 bereits 52687 und am 3. Dec. 1861 schon 59941 E., ohne 1388 Mann Militär. Darunter befinden sich etwa 3000 Protestanten und 400 Juden. Der Reichthum A.s beruht theils auf den schon von alters her berühmten Mineralquellen, theils auf seiner schon im Mittelalter bedeutenden Industrie, theils auf dem in neuerer Zeit durch Eisenbahnverbindungen aller Art geförderten und ungemein erweiterten Verkehr. Schon im 12. Jahrh. standen A.s Näh- und Stecknadelfabriken sowie seine Tuchwebereien in hoher Blüte. Letztere, welche besonders feinere Tuche, neuerdings auch Buckskins und ähnliche Stoffe liefern, beschäftigen Tausende von Menschen. Wichtig sind auch in der Stadt und der Umgebung die Spinnereien, Strumpfwirkereien, die Teppich- und Posamentierwaarenfabrikation, die Färbereien, Eisenwerke, Spiegelfabriken, Maschinen- und Eisenbahnwagenbauereien u. s. w. Als Hauptstation der Belgisch-Rheinischen Eisenbahn, sowie durch die Bahn von Ruhrort nach Düsseldorf und A., und die Aachen-Mastrichter Bahn, welche sich in Landen an die belg. Bahnen anschließt und auch einen directen Verkehr A.s mit Rotterdam eröffnet hat, ist A. zu einem wichtigen Stapelplatz des preuß. Handels geworden. Es ist zugleich auch ein Getreidemarkt für Belgien und der Mittelpunkt mehrerer Bergbaugesellschaften. Unter den Versicherungsgesellschaften steht die Aachener und Münchener Feuerversicherungsgesellschaft (1825 von Hansemann begründet) mit in erster Reihe. Der ebenfalls durch Hansemann gestiftete Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit, die älteste und ausgedehnteste der preuß. Sparkassen, wird als eine mustergilltige Institution gerühmt.

Der Ursprung A.s fällt in die Zeit der Römer, welche die Stadt jedenfalls wegen der Bäder anlegten und sie Aquisgranum, wahrscheinlich nach dem Apollo Granus, den die Römer bei Thermen verehrten, benannten. Die Gründung derselben mag in die Regierungszeit des Hadrian fallen; die Bäder werden zuerst unter Alexander Severus erwähnt. Der franz.

Name Aix-la-Chapelle rührt von der obenerwähnten, noch jetzt den Kern des Münsters bildenden Kapelle her, die mit dem Palaste Karl's d. Gr. durch einen Porticus verbunden war. Im Beginn des Mittelalters war A. öfter Residenz fränk. Könige, wie Theodorich's I., Siegbert's III. und Pipin's; ihren Glanz verdankt sie aber erst Karl d. Gr., der ihr große Freiheiten verlieh. Ihre Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdiensten, Gefängniß und allen Abgaben; sie besaß auch das Asylrecht: aachener Luft machte jeden frei, selbst den Reichsgeächteten. Im Mittelalter zählte diese Freie Reichsstadt (des Westfälischen Kreises) mehr als 100000 E.; im Rheinischen Städtebund spielte sie eine sehr bedeutende Rolle; sie hieß vorzugsweise «des Heiligen Römischen Reichs freie Stadt», auch «Königlicher Stuhl». Zu A. wurden seit Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I. (814—1558) die deutschen Kaiser gekrönt; Reichsversammlungen sind in ihren Mauern 17, Provinzialconcilien 11 abgehalten worden. Die Verlegung der Krönungen nach Frankfurt, die Religionsstreitigkeiten des 16. und 17. Jahrh., eine große Feuersbrunst, die 1656 gegen 4000 Häuser einäscherte, und anderes brachten das einst so blühende und reiche Gemeinwesen in Verfall. 1793, dann auch 1794 wurde A. von den Franzosen besetzt. Durch die Friedensschlüsse von Campo-Formio und von Luneville kam die Stadt völlig an Frankreich und wurde die Hauptstadt des Depart. Roer; 1815 endlich fiel die Stadt Preußen zu. Vgl. Quix, «Geschichte der Stadt A., nach Quellen bearbeitet» (2 Bde., Aachen 1841).

Die **Aachener Mineralquellen**, welche schon in der Römerzeit benutzt und bereits gegen 1170 von auswärts her häufig besucht wurden, und deren bewährte Heilkraft jährlich der Stadt viele Tausende von Fremden zuführt, sind theils warm (sechs), theils kalt (zwei). Die erstern gehören zu den alkalisch-muriatischen Schwefelthermen. Dieselben werden nach ihrer Lage in die obern und untern getheilt, von denen jene eine höhere Temperatur und reichlichere Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas zeigen als diese (35—46° R.). Sie wirken hauptsächlich auf das Pfortadersystem und die Schleimhäute, daher sie gegen Gicht, Hämorrhoiden, schlecht behandelte Syphilis und Blennorrhöen, besonders mit dem Charakter des Torpor, wirksam sind. Unter den obern Quellen ist die vorzüglichste die Kaiserquelle, die mitten im Gasthause zum Kaiserbade entspringt und deren eingeschlossener Dunst den sogenannten Bandschwefel absetzt. Dieselbe speist auch das Neubad, das Badehaus zur Königin von Ungarn, sowie den seit 1827 eingerichteten neuen Trinkbrunnen (Elisenbrunnen). Sodann gehört zu den obern Quellen die Quirinusquelle. Zu den untern Quellen gehören die alte Trinkquelle, die Rosenbadquelle und die Corneliusquelle. Die Bäder selbst sind 4—5 F. tief, ganz nach altröm. Art gebaut. Die kalten Quellen sind eisenhaltige Sauerquellen von geringerm Gehalte. Der auf der Drischstraße gelegene sogenannte Spaabrunnen wird längst nicht mehr gebraucht. Weit mächtiger ist die erst 1829 aufgefundene, mit einer eleganten Badeanstalt versehene Eisenquelle auf der Theaterstraße. Hauptsammelplatz der Curgäste sind die Säulenhallen des Elisenbrunnens mit den sie umschließenden Promenaden und Gartenanlagen, sowie das Curhaus mit seinem prächtigen, im Rococostil erbauten Cursal und großartigem Lesecabinet. Vgl. Monheim, «Die Heilquellen von A., Burtscheid, Spaa, Malmedy und Heilstein» (Aachen 1829); Zitterland, «A.s heiße Quellen» (Aachen 1836); Benrath, «A., Burtscheid und ihre Umgebung für Fremde und Curgäste» (Aachen 1860); Améry und Reumont, «Aix-la-Chapelle et Borcette» (Aachen 1862).

Der preuß. **Regierungsbezirk** A. umfaßt die westl. Mitte der Rheinprovinz, ist 76,65 Q.-M. groß und wird umschlossen einerseits von den Regierungsbezirken Düsseldorf, Köln, Koblenz und Trier, andererseits von der belg. Provinz Lüttich und den niederl. Provinzen Luxemburg und Limburg. Der Hauptfluß desselben ist die Roer, welche die Inde, Merz, Wurm und Urft aufnimmt und fast den ganzen Regierungsbezirk mit nördl. und nordwestl. Abdachung dem Maasgebiete einverleibt, während im Südwesten Kill und Our der Mosel zufließen und südwestlicher die obern Erft- und Ahrthäler zum unmittelbaren Rheingebiet gehören. Der wenig bevölkerte Süden wird von den kahlen und rauhen Plateauflächen der Eifel erfüllt, an welche zwischen Malmedy und Eupen die nebelbedeckten Hochmoore der Hohen Veen stoßen, die sich nordwärts zu den fruchtbaren Hügellandschaften des niederrhein. Tieflandes verflachen. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner sind im Südosten Bergbau, im Südwesten Lederfabrikation (Malmedy, St.-Vith und Eupen), im Norden reicher Ackerbau und in der Mitte nächst guter Viehzucht die vielfach belebte, durch Steinkohlen und Eisen unterstützte Industrie, berühmt durch ihre Metallwaaren, Spiegel und Tücher. Obgleich ohne Binnenschiffahrt, ist der aachener Regierungsbezirk doch einer der ersten Handelsdistricte Preußens. Er hat 458746 E.

(ohne 3768 Mann Militär), welche, bis auf 900 Wallonen im Westen und gegen 3100 Juden, durchaus dem deutschen Stamme angehören und, mit Ausnahme von 14500 Protestanten, sich zum Katholicismus bekennen. In administrativer Beziehung zerfällt er in den Stadtkreis A. und 10 landräthliche Kreise: Landkreis A. (5,11 Q.-M. mit 80841 E.), Eupen, Montjoie, Malmedy, Geilenkirchen, Heinsberg, Erkelenz, Jülich, Düren und Schleiden.

In A. wurden mehrfach berühmte diplomatische Actionen, zwei Friedensschlüsse und ein Congreß, vollzogen, die nach dem Namen der Stadt bezeichnet werden. Der erste Aachener Friede endigte den Devolutionskrieg, den Ludwig XIV. 1667 mit Spanien führte, weil er nach dem Tode Philipp's IV., seines Schwiegervaters, im Namen seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, auf das unter Privatpersonen in Brabant und Namur geltende deutsche Recht der Devolution (s. d.) sich berufend, einen großen Theil der span. Niederlande in Anspruch nahm. Das siegreiche Vorschreiten Ludwig's XIV. wurde durch die Triplealliance zwischen England, Holland und Schweden gehemmt, welche Spanien vorschrieb, Ludwig XIV. entweder die Franche-Comté oder den bereits eroberten Theil von Flandern, namentlich Charleroi, Ath, Oudenaerde, Douai, Tournay und Lille abzutreten, und dem sich Weigernden den Krieg erklärte. Nachdem Ludwig XIV. zu St.-Germain-en-Laye die Bedingungen angenommen, auch Spanien gegen Zurücknahme der Franche-Comté die Abtretung des flandrischen Gebiets gewährt hatte, bewirkte die Triplealliance zu Aachen 2. Mai 1668 den förmlichen Frieden, zu dessen Aufrechthaltung sie sich 1669 noch in einem besondern Vertrage vereinigte. — Der zweite Aachener Friede beendete den Oesterreichischen Erbfolgekrieg (s. Erbfolgekriege), welcher durch die Ansprüche des Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern auf den von Maria Theresia 1740 besetzten österr. Thron angefacht war, acht Jahre lang mit abwechselndem Glück durchgekämpft wurde, und am Ende auf der einen Seite für bair. Interesse Frankreich, Spanien, Modena und Genua, auf der andern für Oesterreich Sardinien, Großbritannien, Sachsen und Holland in den Krieg verwebt hatte. Das Waffenglück Oesterreichs und seiner Verbündeten veranlaßte das Heranziehen eines russ. Hülfsheers unter Fürst Repnin, auf Rechnung der Seemächte, dessen Ankunft in den Rheingegenden den Präliminarvertrag zu A. 30. April 1748 zwischen Frankreich und den zwei Seemächten beschleunigte. Am 18. Oct. 1748 wurde derselbe in einen förmlichen Frieden verwandelt, welchem sodann auch Spanien, Oesterreich, Genua und Sardinien beitraten, während Sachsen und Baiern schon früher vom Kampfplatz abgetreten waren. Es wurden in demselben alle frühern Friedensschlüsse und die Garantie der Pragmatischen Sanction bestätigt, und der Besitzstand der Mächte, wie er vor ausgebrochenem Kriege gewesen, im allgemeinen zur Grundlage des Friedens bestimmt. Sardinien behielt die während des Kriegs abgetretenen mailändischen Plätze; Parma, Piacenza und Guastalla wurden an den span. Infanten Philipp, Elisabeth's zweiten Sohn, unter gewissem Vorbehalt des Rückfalls an Oesterreich, abgetreten; Preußen ward der Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz garantirt, England der Assientotractat für vier Jahre von neuem bestätigt, Frankreich die Befestigung Dünkirchens von der Landseite zugestanden, dagegen der engl. Kronprätendent Eduard aus Frankreich verwiesen. Vorzugsweise durch die Bemühungen des Ministers Kaunitz kam Oesterreich mit sehr geringen Opfern weg, während England trotz seiner glänzenden Seesiege ohne sonderlichen Gewinn mit einer zu 80 Mill. Pfd. St. gesteigerten Schuldenlast aus dem Kriege schied. — Der im Oct. 1818 abgehaltene Aachener Congreß eröffnete die Reihe der Congresse, durch welche die Heilige Allianz (s. d.) ihr System zu befestigen suchte. Der Congreß begann 30. Sept. und endete 21. Nov. 1818. Sein nächster Zweck war die Zurückziehung des 150000 Mann starken Occupationsheers aus Frankreich; sodann die Wiederaufnahme Frankreichs in den Bund der Großmächte. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen waren persönlich zugegen. Als Bevollmächtigte fungirten: Metternich, Castlereagh und Wellington, Hardenberg und Bernstorff, Nesselrode und Kapodistrias, von seiten Frankreichs Richelieu. Nachdem Frankreich 4. Nov. zur Theilnahme an den Verhandlungen eingeladen worden, und dasselbe die übernommenen Geldverpflichtungen vollzogen hatte, unterzeichneten die sämmtlichen fünf Mächte 15. Nov. ein Protokoll, das im Geiste der Heiligen Allianz die Grundsätze der künftigen Politik aussprach und in Form einer Declaration allen übrigen Cabineten Europas mitgetheilt wurde.

Äacus (griech. Aiakos), Sohn des Zeus und der Aegina, einer Tochter des Flusses Asopos, wurde auf der Insel Oenone geboren, wohin Aegina von Zeus versetzt worden, um sie dem Zorne der Juno zu entziehen. Die Insel erhielt davon den Namen Aegina. Ä. befand sich allein auf der Insel, und Zeus verwandelte auf sein Bitten Ameisen in Menschen (Myrmi-

donen), über die er als König herrschte. Als gottesfürchtiger Mann stand er bei den Göttern in Ehren, die auch auf sein Verwenden Griechenland von einer Hungersnoth befreiten. Mit Endeïs, des Skiron Tochter, zeugte A. Telamon und Peleus; mit Psamathe, des Nereus Tochter, den Phokos. Nach seinem Tode wurde A. seiner Gerechtigkeit wegen einer der Richter sowie Thürhüter der Unterwelt; man bildete ihn darum ab mit den Zeichen des Richteramts oder mit dem Schlüssel zum Hades. In Aegina verehrte man ihn als Halbgott. Ein Theil von Pindar's Gesängen, äginetischen Siegern geweiht, feiern den Ruhm des A. und seiner Abkömmlinge, der Aaciden, zu denen auch, als Sohn des Peleus, Achilles gehört.

Aal. Unter den Fischen mit weichen Flossen gibt es eine Gruppe schlangenförmiger, langgestreckter Fische mit scheinbar nackter, schleimiger Haut, welchen die Brustflossen häufig, die Bauchflossen stets fehlen, während der gewöhnlich spitz zulaufende Körper meist von einer einzigen, zusammenhängenden, senkrechten Flosse umgeben wird, die von dem Rücken zum After läuft. Die Haut, in deren Dicke kleine, mikroskopische Schüppchen stecken, umhüllt den kleinen Kiemendeckel nebst den Kiemenstrahlen so, daß ein weiter Kiemensack gebildet wird, zu welchem gewöhnlich zwei seitliche Löcher (manchmal auch ein einziges, unter der Kehle liegendes Loch) führen. Vermöge dieser Einrichtung sind die Fische befähigt, ihre Kiemen während langer Zeit feucht zu erhalten und auf dem Lande fortzuleben. Zu dieser Gruppe der A. gehört unser gewöhnlicher Flußaal (Anguilla fluviatilis), mit glattem Kopfe und walzigem Leibe, kleinen, weit nach hinten gestellten Brustflossen und darüber in der Nähe des Nackens angebrachten kleinen Kiemenöffnungen, dessen weiter Rachen mit starken Hakenzähnen bewaffnet ist. Er ist ein gefräßiger Raubfisch, der bis 6 F. lang und 10 Pfd. schwer wird, vorzugsweise gern kleine Fische, Frösche, Aeser, Insekten und Gewürm frißt, sich besonders leicht bei Gewittern an den mit kleinen Weißfischen besetzten Grundangeln fängt und bei Regenwetter und im Nachtthau gern auf das Land kriecht, wo er in Klee und Erbsen nach Regenwürmern und Schnecken ausgeht. Er legt mikroskopische Eier; die Jungen steigen im März und April in Schwärmen die Flüsse hinan. Der A. scheut auch nicht das Meer, kommt aber ganz vorzüglich in Brakwassern und Lagunen fort. Außer mit Angeln wird er auch mit Netzen und Reusen gefangen. Sein Fleisch ist fett und weiß, wird an einigen Orten kaum gegessen, an andern sehr geschätzt. An einigen Orten, wo sie in ungeheuerer Menge vorkommen, wie z. B. in Norddeutschland und in den Lagunen der Pomündung, bilden die A. frisch, gesalzen, getrocknet oder geräuchert einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Bekanntlich winden sich die Stücke noch lange Zeit nach der Abtrennung des Kopfes, da die Reflexthätigkeit des Rückenmarks sehr lange anhält. Man vermeidet dies leicht, indem man mit einer Stricknadel das Rückenmark zerstört. Zu den Meeraalen gehört der gemeine graue Meeraal (Conger vulgaris), der in der Nordsee und dem Ocean die Dicke eines Mannsschenkels erreicht; sein Fleisch wird nur von armen Leuten gegessen. Ferner gehört zu den Meeraalen die Muräne (Gymnothorax muraena), ohne Brustflossen, braun und gelb marmorirt, im Mittelmeer lebend, welcher Fisch von den alten Römern so sehr geschätzt wurde, daß sie ihn in Behältern, manche sogar, wie man sagt, mit Sklaven mästeten.

Aalborg (spr. Ohlborg), ansehnliche Stadt in Jütland, am Südufer des hier nur 2000 F. breiten Liimfjord, 3¾ M. von der Mündung desselben, ist unregelmäßig und alterthümlich gebaut, Sitz eines luth. Bischofs, sowie eines Stiftsamtmanns, der im alten Schlosse Aalborghuus wohnt, und zählt 10069 E. (im J. 1860, gegen 5579 im J. 1801). Die Stadt besitzt zwei Pfarrkirchen, ein großes und reiches Hospital, das früher ein Kloster war, eine ausgezeichnete gelehrte Schule mit Realklassen, eine Navigationsschule, eine Börse und die Stiftsbibliothek (16000 Bände). Die in raschem Fortschritt begriffene Fabrikthätigkeit liefert besonders Leder, Zucker und Tabak. Hauptnahrungsquelle der Bewohner ist jedoch der Handel, welcher, besonders nach England, Norwegen und Schweden, mit 77 eigenen Schiffen von 3144 Last Tragfähigkeit betrieben wird. Die ehemals sehr bedeutende Heringsfischerei in dem Liimfjord hat seit dessen Durchbruch (1825) und damit der Heringsexport ganz aufgehört. Schon im 11. Jahrh. galt A. als wichtiger Handelsplatz. 1534 war A., das die zum letzten mal für ihre Freiheit aufgestandenen Bauern Jütlands besetzt hielten, der Schauplatz eines furchtbaren Blutbades, indem die damals feste Stadt 28. Dec. von den Holsteinern unter Joh. Rantzau erstürmt und 2000 Bauern mit ihren Familien niedergemacht wurden. Als 1627 Wallenstein Jütland verwüstete, wurde A. geplündert, auch später, 1643 und 1657, von den Schweden heimgesucht. Das Amt A., in der Hauptsache das Land zwischen Mariager- und Liimfjord umfassend, ist 53,2 Q.-M. groß, zählt 77275 E., die, mit Einschluß von 2 Städten (A. und Nibe) und 3 Flecken, zusammen in 113 Kirchspielen wohnen, und

besitzt ausgedehnte Wiesen-, Moor- und Heidestrecken. Das Stift A. begreift den nördl. Theil Jütlands mit den Aemtern Hjörring, Thisted und A. (134⅚ Q.-M.), kirchlich aber nur die Aemter Hjörring und Thisted nebst dem Herred (Bezirk) Kjaer des Amts A. und der Stadt A. selbst (91½ Q.-M. mit gegen 160000 E.).

Aalen, Stadt und Oberamtssitz im würtemb. Jaxtkreise, am Kocher, da wo derselbe den Steilabfall der Schwäbischen Alp durchbricht, hat 3259 E., welche, von jeher sehr gewerbfleißig, besonders Wollweberei, Bandfabrikation und Rothgerberei treiben, sowie die Lager von Eisensandstein und Eisenrogenstein der nächsten Umgebungen ausbeuten. A. zählte seit 1360 zu den Freien Reichsstädten des Schwäbischen Kreises und war eine demokratische Republik, die aber in der That sich zu einer Oligarchie gestaltet hatte. Die Stadt wandte sich im 16. Jahrh. der Kirchenreformation zu. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 fiel sie an Würtemberg. Zu ihrem Gebiete, das sich an der Alp 1½ M. in die Länge und ½ M. in die Breite ausdehnte, gehörten die Ortschaften Ober- und Unterrombach, Hammerstadt, Rothenberg und Kleinhurblingen. In der Nähe liegt der Marktflecken Wasseralfingen, mit bedeutenden, dem Staate gehörigen Eisenbergwerken, großer Eisengießerei, Maschinenwerkstätte und Messinggießerei.

Aalesund (spr. Ohlesund), Stadt an der Westküste Norwegens, im Amte Romsdal, auf drei kleinen Inseln erbaut, zählt 1856 E. und besitzt einen vortrefflichen Hafen. Außer der reichen Fischerei sind gegenwärtig Handel und Schiffahrt die vorzüglichsten Erwerbsquellen. Hauptartikel des Exports sind Fische und Bockhäute. 1860 besaß die Stadt bereits 109 eigene Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 1980 Tonnen. A. führte anfänglich den Namen Borgesund, den es 1823, als der Ort die Gerechtsame einer Ladestelle erhielt, mit seinem gegenwärtigen vertauschte. 1848 wurde A. zu einer Kaufstadt erhoben.

Aali-Pascha (Mehemed-Emin), türk. Staatsmann, wurde 1815 als der Sohn eines türk. Beamten zu Konstantinopel geboren. Im Alter von 15 J. erhielt er eine Anstellung im Secretariat des großherrl. Divans, wo er sich für die polit. Laufbahn rasch die nöthigen Kenntnisse erwarb. Als Ahmed-Fethi-Pascha 1835 als Gesandter nach Wien ging, begleitete er denselben als zweiter Gesandtschaftssecretär, kehrte auch mit diesem 1837 über Rußland nach Konstantinopel zurück und wurde im Nov. zum Dolmetscher bei der Pforte ernannt. 1838 folgte er Reschid-Pascha, der zum Gesandten in London ernannt worden, nach England. Hier wurde er zum Geschäftsträger und 1840, nach seiner Rückkehr, zum Rath im Auswärtigen befördert. Der Großvezier Izzet-Pascha schickte ihn jedoch 1841 als Botschafter abermals nach London, wo er vierthalb Jahre blieb und als begabter Mann hinlänglich Gelegenheit hatte, das europ. Leben kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr übernahm er für Reschid-Pascha, der noch als Gesandter in Paris weilte, interimistisch das Ministerium des Auswärtigen. Als Reschid-Pascha im Dec. 1845 in Konstantinopel eintraf, erfolgte A.'s Ernennung zum Kanzler des großherrlichen Divans. Die Erhebung Reschid-Pascha's 1846 zum Großvezier hatte zugleich die Ernennung A.'s zum Minister des Auswärtigen zur Folge. In dieser Stellung nahm er an allen Bestrebungen und Wandlungen Reschid's theil bis zu dessen Sturz 1852. Nach Beilegung der griech.-türk. Differenz erhielt er im Jan. 1848 den Rang eines Muschir (Feldmarschall) und den Paschatitel. Nach dem Rücktritt Reschid's übernahm er 6. Aug. 1852 selbst das Großvezierat, mußte jedoch diesen hohen Posten schon 1. Oct. wieder niederlegen. Er lebte einige Jahre in Ungnade als Statthalter erst zu Smyrna, dann zu Brussa, bis er im Oct. 1854, inmitten des orient. Kriegs, nach Konstantinopel berufen und zum Präsidenten des neuerrichteten Tansimatraths ernannt wurde. Zwei Monate später übernahm Reschid-Pascha wieder das Großvezierat, und A. wurde wieder Minister des Auswärtigen. Nachdem im März 1855 die Verhandlungen über die vier Garantiepunkte begonnen, ging er in Person nach Wien, um der Discussion der beiden letzten, die Türkei insbesondere berührenden Punkte beizuwohnen. Nach seiner Rückkehr übernahm er 2. Juli 1855 das Großvezierat und präsidirte der Commission, welche im Verein mit den Repräsentanten der verbündeten Mächte die Bestimmungen des Hatti-Humayum vom 18. Febr. 1856 zu Stande brachte, der alle frühern Civilisationsmaßregeln bestätigte und die Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Culte des türk. Reichs aussprach. A. wurde seitdem von der alttürk. Partei als Neuerer gehaßt und verfolgt, und es war nicht seine Schuld, wenn jene Beschlüsse nicht zur wirklichen Ausführung gelangten. Mit Eröffnung des Friedenscongresses im Febr. 1856 begab er sich als bevollmächtigter Minister nach Paris, wo er in den Verhandlungen viel Festigkeit und Feinheit entwickelte, aber nicht in dem Maße zum Vortheil der Pforte wirken

kannte, wie er wünschte. Nicht ohne Misvergnügen unterzeichnete er den Friedensvertrag vom 30. März 1856. Die Schwierigkeiten, welche die Ausführung desselben namentlich im Betreff der Donaufürstenthümer darbot, veranlaßten ihn 1. Nov. 1856 sein Amt als Großvezier an Reschid-Pascha abzutreten. Der Sultan ernannte ihn zum Minister ohne Portefeuille und zum Mitglied des Großen Raths. Nach Reschid's Tode wurde er 11. Jan. 1858 zum Großvezier ernannt, trat aber schon im Oct. 1859 wieder zurück, weil er das Drängen der Vertragsmächte sowie des Sultans Abd-ul-Medschid selbst in der Reformangelegenheit für ungeeignet befand. Sein Nachfolger Kibrisli-Pascha, ein eifriger Reformer, mußte schon im Dec. 1859 dem bedächtigen Ruschdi-Pascha im Großvezierat weichen, der nun A. zum Präsidenten des Tansimatraths ernannte. Als an Ruschdi's Stelle im Juni 1860 Kibrisli-Pascha wieder eintrat, versah A. in des letztern Abwesenheit die Geschäfte des Großveziers, hierauf für Fuad-Pascha, der in Syrien war, die des Auswärtigen. Der neue Sultan Abd-ul-Asis, bei dem A. in großer Achtung steht, übergab ihm sodann 7. Juni 1861 den Großvezierposten, den er aber schon 2. Nov. Fuad-Pascha überließ, während er dafür das Ministerium des Auswärtigen übernahm. A. ist ungeachtet seines bescheidenen und fast kümmerlichen Aeußern ein Mann von Kenntnissen, großer Thätigkeit und ausgezeichneter Rechtschaffenheit. Nächst dem verstorbenen Reschid-Pascha muß er als der aufrichtigste und begabteste der türk. Reformer gelten. Sein Biograph Fatin-Effendi rühmt sein hervorragendes Talent für die Dichtkunst.

Aall (spr. Ohl; Jakob), norweg. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 27. Juli 1773 zu Porsgrund als Sohn eines vermögenden Kaufmanns, besuchte die lat. Schule zu Nyborg und studirte hierauf 1791—95 zu Kopenhagen Theologie, wandte sich aber bald den Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie und Bergbaukunde, zu und besuchte zu diesem Behufe mehrere deutsche Universitäten, sowie die Bergakademie zu Freiberg. Nach seiner Rückkehr nach Norwegen gelangte er 1799 mit dem Ableben seines Vaters in den Besitz des ansehnlichen Eisenwerks Näs bei Arendal, das er bedeutend verbesserte. Er lebte daselbst mit der Verwaltung seines Etablissements und seiner Güter, sowie mit historischen und staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt; auch widmete er sich vielfach den öffentlichen Angelegenheiten. 1814 war er einer der Repräsentanten, welche zu Eidsvold die noch jetzt geltende freie Verfassung Norwegens annahmen. 1816—30 war er als gewählter Volksrepräsentant für das Amt Nedenäs wiederholt im Storthing thätig und übte auf die Verhandlungen bedeutenden Einfluß aus. A. starb 4. Aug. 1844. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten sind die «Erindringer som Bidrag til Norges Historie fra 1800 til 1815» (3 Bde., Christ. 1844—45; 2. Aufl., besorgt von Lange, 1858—59) eine schätzbare Quelle für die Geschichte der Entstehung der norweg. Constitution und der ihr zunächst vorhergegangenen Ereignisse. Außerdem ist seine Uebersetzung von Snorre Sturleson's «Heimskringla» (2 Bde., Christ. 1838—39) und die nationalökonomische und polit. Zeitschrift «Nutid og Fortid», die er 1833—36 herausgab, zu erwähnen. Von seinen Söhnen ist Nils Hoffmann A. der Chef des Statistischen Bureau in Christiania. — A. (Nils), älterer Bruder des vorigen, geb. 1770 zu Porsgrund, widmete sich dem Handel und ließ sich als Kaufmann in Skien nieder, wo er zu Einfluß und Ansehen gelangte. Im März 1814 ins Ministerium berufen, übernahm er das Departement des Handels und Zollwesens, trat aber, nachdem 20. Oct. 1814 vom Storthing die Vereinigung mit Schweden beschlossen worden war, in das Privatleben zurück. Er lebte erst zu Skien, dann auf seinem Landsitze Ulefoß, wo er 1855 starb.

Aalmutter (Zoarces viviparus), ein fußlanger, auf dem Rücken dunkelgefleckter Fisch der Nord- und Ostsee, mit schleimiger Haut, kegelförmigen Zähnen, verkümmerten dreistrahligen Bauchflossen und um den Hinterkörper herumgehender zusammenhängender Flosse. Derselbe gehört zur Familie der Schleimfische (Blennioidei) und ist unter den Knochenfischen der deutschen Gewässer der einzige, welcher lebendige Junge gebärt, die sich in einem aufgetriebenen Theile der Eileiter entwickeln. Rathke hat über diese Entwickelung eine classische Abhandlung geschrieben. Das Fleisch ist, wie das fast aller Schleimfische, schlecht und wenig geachtet. Die Eigenschaft des Lebendiggebärens theilt der Fisch, außer mit einigen Rochen und Haien, noch mit vielen ausländischen Fischen.

Aalraupe, Aalquappe, Trüsche (Lota vulgaris), ein zu der Familie der Schellfische (Gadoidei) gehörender süßlicher Fisch mit breitem, plattgedrücktem Kopfe, an dessen Kinn ein Bärtchen sitzt, braun und gelb marmorirtem Leibe, zwei Rückenflossen, Schwanz- und Afterflosse, großen Brustflossen und an der Kehle sitzenden kleinen Bauchflossen. Derselbe wird bis 3 F. lang und 5 Pfd. schwer und hat den weiten Rachen mit bürstenförmigen Zähnen besetzt. Er ist

ein arger Raubfisch, der dem Boden nachschleicht, gern Laich anderer Fische frißt und sich leicht in Fischtrögen halten läßt. Man fängt ihn meist in Netzen und Reusen, weniger mit der Grundangel. Im Mittelalter galt die Trüsche ihres weißen, zarten und doch festen Fleisches wegen für den besten Fisch der Schweizerseen und wurde selbst der Forelle vorgezogen. Die große, zarte Leber wird an einigen Orten in ähnlicher Weise wie die Gänseleber zu Pasteten verarbeitet, welche hoch im Preise stehen und von Feinschmeckern den Gänselebern vorgezogen werden, trotz der vielen Eingeweidewürmer, die sich meist in der Leber einkapseln und als weiße, oft erbsengroße Punkte und Flecken erscheinen.

Aalthierchen nennt man kleine, freilebende Rundwürmchen, welche theils in stehenden und fließenden Gewässern, theils aber namentlich gern in gärenden und modernden Substanzen fortkommen. Der Körper ist meist walzig-rund, durchsichtig, die innere Structur derjenigen der Spulwürmer ähnlich. Sie gebären meist lebendige Junge und pflanzen sich mit außerordentlicher Fruchtbarkeit fort, sodaß binnen kurzer Zeit Millionen sich an den geeigneten Orten erzeugen können. Hierher gehören die Essigälchen, welche besonders gern in der Essigmutter sich aufhalten und oft fälschlich als ein Zeichen der Schärfe des Essigs angesehen werden. Ferner die Kleisterälchen, die in moderndem Kleister, die Getreideälchen, welche in verdorbenen Aehren bei feuchten Jahren und namentlich in dem Mutterkorne vorkommen.

Aar, Aare, einer der ansehnlichsten Flüsse der Schweiz, nächst Rhein und Rhône der bedeutendste, entspringt in zwei verschiedenen Quellen in den Aargletschern des Berner Oberlandes, ergießt sich, durch den Zufluß des geschmolzenen Schnees und der Bergseen reichlich genährt, als ein schöner, krystallklarer Bergstrom in tollen Sprüngen durch das Oberhaslithal und fällt bei der Sennhütte Handeck in verschiedenen Fällen, von welchen der obere Handeckfall, 225 F. hoch, einen der prachtvollsten Wasserfälle Europas bildet, 4120 F. tief in das Haslithal. Nachdem der Fluß dieses Thal 10 St. weit durchströmt, tritt er 2 St. unterhalb Meiringen in den Brienzersee, den er bei Interlaken verläßt, um 1 St. weit das sogenannte Bödeli, an Unterseen vorbei, zu bewässern und dann seine Fluten in den Thunersee zu ergießen. Aus diesem bei Thun wiederum austretend, fließt er in nordwestl. Richtung weiter bis Bern, in dessen Nähe er bei der Aarenge die wunderlichsten Krümmungen bildet, und wendet sich dann nach Westen, von links her die Saane aufnehmend. Hierauf beugt der Fluß nach Nordosten um, von nun an am südl. Abfall des Juragebirgs hinströmend, berührt, nachdem er noch von Westen her die Zihl, den Abfluß des Bieler- und Neuenburgersees empfangen, Solothurn, nimmt kurz darauf rechts die Emme, später bei Aarburg die Wigger, unterhalb Aarau die Suhr, bei Brugg die Reuß, 1/2 St. weiter abwärts die Limmat auf und mündet, nachdem er den Jura quer durchbrochen, bei Koblenz, gegenüber der bad. Stadt Waldshut, in den Rhein. Obgleich der directe Abstand der Quellen von der Mündung der A. nur 16 M. beträgt, so mißt doch wegen der mannichfachen Krümmungen die Länge ihres Laufs gegen 40 M. Schiffbar wird der ziemlich reißende Strom, der an seiner Mündung breiter ist als der Rhein, erst von Unterseen aus, doch nur für Flöße und kleinere Schiffe, und selbst für diese nicht immer ohne Gefahr. Die Gletscher (Aargletscher), welche der A. ihren Ursprung geben, sind der Oberaargletscher, der das Thal zwischen dem Zinkenstein, dem Rothhorn und der Grimsel füllt, und der Unteraargletscher, der sich am Fuße des Finsteraarhorns und der Schreckhörner herabzieht; östlich weiter führt aus dem 6695 F. hohen Aarthal der Grimselpaß nach dem Rhônethal. Die Aargletscher werden jetzt häufig von dem Grimselspital aus besucht. Auf ihnen stellte der Naturforscher Agassiz seine Untersuchungen über die Entstehung und Bedeutung der Gletscher an. — Den Namen A. führt auch ein kleiner Fluß im Fürstenthum Waldeck, an welchem Arolsen liegt und der in die Dille mündet. Zwei andere Flüsse dieses Namens, in der preuß. Rheinprovinz und im Nassauischen, werden richtiger Ahr (s. d.) geschrieben.

Aarau, Hauptstadt des schweiz. Cantons Aargau, liegt in einer nördlich vom Jura begrenzten, an Wein, Korn und Wiesen reichen Gegend, an der hier sehr reißenden Aar, über welche seit 1850 eine Kettenbrücke führt, und ist ein freundlicher und wohlgebauter Ort mit 5094 E. (darunter 918 Katholiken), breiten, reinlichen, des Nachts durch Gas erleuchteten Gassen und zahlreichen, durch treffliches Quellwasser gespeisten Brunnen. Die ansehnlichsten Bauwerke sind das Regierungsgebäude mit dem benachbarten, geschmackvoll erbauten Saale des gesetzgebenden Großen Raths; eine ansehnliche Kaserne, welche als cantonale und eidgenössische Militärschule benutzt wird; das Zeughaus; das an den alten Thurm Rore angebaute städtische Rathhaus, in dem sich auch der Sitz des Obergerichts befindet. Verkehr und Handel sind sehr belebt. Die ansehnliche Fabrikthätigkeit erstreckt sich besonders auf Seiden-

stoffe, Baumwollwaaren, physik. und mathem. Instrumente (Reißzeuge), Chemikalien, Gewehrschäfte, Cement u. s. w. Ferner bestehen in A. eine renommirte Glocken- und Kanonengießerei, fünf Buchdruckereien, in denen sechs polit. Blätter erscheinen, und mehrere lithographische Anstalten. Für Bildungszwecke wird viel gethan. Außer gut eingerichteten Primär- und Secundärschulen hat A. eine Cantonsschule (Gymnasium und Gewerbschule) mit naturhistor. Sammlung und ein Taubstummeninstitut. Die ansehnliche Staatsbibliothek enthält viele Handschriften, die für Schweizergeschichte wichtig sind. Um die im 11. Jahrh. vom Grafen Rore erbaute Burg erhob sich allmählich die Stadt, die später an die Grafen von Habsburg kam und bis zur Eroberung durch die Berner (1415) habsburgisch blieb. Am 9. und 11. Aug. 1712 wurde daselbst der den Toggenburger Krieg beendende Friede geschlossen. A. war bernerisches Municipalstädtchen bis 1798, wurde hierauf zuerst Sitz der helvet. Einheitsregierung, 1803 aber, als sich der Canton Aargau bildete, Hauptort desselben. Zu A., auf der Blumenhalde, lebte längere Zeit hindurch Heinrich Zschokke.

Aarburg, Stadt im schweiz. Canton Aargau, an der Einmündung der Wigger in die Aar, über welche hier eine 270 F. lange Drahtbrücke führt, hat 1848 E. und wird von einem Felsenhügel überragt, auf welchem Schloß und Festung stehen, die bald nach Unterdrückung des Bauernkriegs 1616 von der berner Regierung durch Frondienste des Landvolks erbaut wurden. Im Schlosse residirte bis 1798 der bernische Landvogt des Amtes A. Zur Zeit der Helvetischen Republik war das Schloß Staatsgefängniß; gegenwärtig dient die Räumlichkeit vorzugsweise als Zuchthaus. Nicht unbedeutend sind die Baumwollfabrikation und der Weinhandel des Städtchens, welches eine Realschule besitzt und den Knotenpunkt für die Bahnlinien einerseits nach Basel, andererseits nach Luzern und Bern bildet.

Aargau, der 16. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, ist ein im N. durch den Rhein von Deutschland (Baden) geschiedenes, auf den übrigen Seiten von den Cantonen Baselland, Solothurn, Bern, Luzern, Zug und Zürich begrenztes, 25,31 Q.-M. umfassendes Hügelland, welches im S. und SO. von den letzten Ausläufern der Alpen erfüllt, im W. aber vom Jura, dessen Gipfel im Wasserfluh bis 2880, im Gysolafluh bis 2710 F. aufsteigen, durchzogen ist. Der Canton gehört zum Stromgebiet des Rhein, der hier den Hauptfluß des Ländchens, die schiffbare Aar, aufnimmt. Der Aar gehen rechts die Wigger, die Suhr, die Aa (der Abfluß des zum größten Theil zum A. gehörigen Hallwylersees), die Bünz, die bedeutende Reuß, die Limmat und die Surb zu, während sie links vom Jura her nur unbedeutende Gewässer empfängt. Durch diese Stromläufe und die zwischen denselben sich hinziehenden, von SO. nach NW. streichenden Höhenzüge gliedert sich das Land in eine Anzahl breiter Thäler, die sich in das Hauptthal desselben, das schöne und weite Aarthal, herabsenken. Nur im NW. des Cantons gehen die Thäler des Möhlibachs und der Sisseln unmittelbar zum Rhein. Der A. ist im ganzen ein sehr gesegnetes Land, mit prächtigen Wäldern (der fünfte Theil der Oberfläche), reichen Fruchtfeldern und herrlichen Matten bedeckt; besonders gilt dies vom Aarthal mit seinen freundlichen Dörfern, romantischen Burgruinen und gewerbfleißigen Städten. Die Zahl der Bewohner betrug nach der letzten Zählung vom 10. Dec. 1860: 194208 (also die verhältnißmäßig hohe Zahl von 7633 auf die Geviertmeile), und hatte somit seit 1850 (199852 E.) um 2,9 Proc. abgenommen. Von dieser Zahl bekannten sich 88424 zum Katholicismus, 104167 zum Protestantismus; 79 gehörten andern Confessionen an. In den beiden Dörfern Endingen und Lengnau leben 1538 Juden im Genusse freier Religionsübung und der bürgerlichen Rechte in ihren Heimatsgemeinden, jedoch (als sogenannte Ewige Einsassen) ohne Theilnahme an den staatsbürgerlichen Befugnissen. Acker-, Wein- und Obstbau, sowie auch Wiesencultur und Viehzucht stehen auf ziemlich hoher Stufe und werden mit großer Thätigkeit betrieben. Industrielle Beschäftigungen verschiedener Art, besonders Strohflechterei, deren Erzeugnisse in neuerer Zeit einen ziemlich bedeutenden Absatz nach Amerika gefunden haben, sowie Fabrikation von Baumwoll- und Seidenwaaren, sind nicht blos in den 11 Städten und Städtchen des Cantons, sondern auch auf dem Lande verbreitet. Wohlstand und Bildung haben in den letzten Jahrzehnten, namentlich seit 1831, in weiten Kreisen zugenommen. Es bestehen verschiedene wissenschaftliche Vereine, und selbst viele Dörfer besitzen ihre eigenen Lesegesellschaften, Gesangvereine und gemeinnützige Anstalten. Im ehemaligen Kloster Wettingen befindet sich jetzt ein blühendes Seminar für Lehrer reform., kath. und israel. Glaubens, im Stifte Muri eine mit Areal und Lehrapparat dotirte landwirthschaftliche Schule. Bezirksschulen, welche meist Progymnasien oder untere Gewerbschulen sind, befinden sich außerdem in allen Städten und größern Ortschaften des Cantons.

Auf Grund seiner Bevölkerungszahl ernennt der Canton A. 10 Abgeordnete zum schweiz. Nationalrath und 2 in den Ständerath. Nach der gegenwärtigen, 11. März 1852 promulgirten und 1862 revidirten Verfassung übt das aargauische Volk in der Gesammtheit seiner stimmfähigen Bürger die Souveränetät aus: 1) durch die Annahme oder Verwerfung der Verfassung und der Abänderungsvorschläge jeder Art; 2) durch das Verlangen von Revision der Verfassung und Abänderung erlassener Gesetze; 3) durch die Wahl und Abberufung seiner Stellvertreter in der gesetzgebenden Behörde. In die gesetzgebende Behörde, den Großen Rath, wählt jeder der 50 Wahlkreise, in welche der Canton zerfällt, in geheimer Abstimmung auf je 260 seiner stimmberechtigten Bürger, sowie auf eine Bruchzahl von mehr als 130 derselben, 1 Mitglied. Wer eine aus dem Staatsgute besoldete Beamtung oder ein öffentliches Lehramt bekleidet, kann nicht Mitglied des Großen Raths sein. Die Hauptbefugnisse des letztern sind: die Oberaufsicht über die Erhaltung und Vollziehung der Verfassung, das ausschließliche Recht der Gesetzgebung und das Recht der Begnadigung. Auch steht ihm die Genehmigung von Staatsverträgen und die Gewalt über die Finanzen zu. Die Vollstreckung der Gesetze ist einem vom Großen Rath aus seiner Mitte gewählten Regierungsrath von 7 Mitgliedern, von denen wenigstens 3 dem kath. und 3 dem evang. Glaubensbekenntniß angehören müssen, übertragen. Die höchste Gerichtsbehörde ist ein 9 Mitglieder umfassendes Obergericht, unter welchem 11 Bezirksgerichte stehen. Außerdem hat ein jeder der 50 Kreise des Cantons einen Friedensrichter nebst Statthalter. Sitz der höchsten Cantonalbehörden ist Aarau. Das reine Nationalvermögen beträgt etwa 17 Mill. und das jährliche Einkommen $1\frac{1}{2}$ Mill. Frs.

Die Cultur des Landes an der untern Aar reicht bis ins höchste Alterthum hinauf. Beim heutigen Dorf Windisch unweit der Reußmündung lag die große und berühmte Feste Vindonissa, einer der Hauptwaffenplätze der Römer in Germanien. Unweit davon liegt die Habsburg, das Stammhaus der österr. Dynastie. Der heutige Canton entstand erst in neuerer Zeit aus drei verschiedenen Gebieten: dem eigentlichen A., der früher unter der Botmäßigkeit der berner Aristokratie stand; der Grafschaft Baden, den untern und obern Freiämtern, die gemeinschaftliche Unterthanengebiete mehrerer Cantone waren; dem vorher österr. Frickthale. Infolge der Veränderungen, welche seit 1798 der Einbruch der Franzosen mit sich führte, wurden zuerst zwei Verwaltungsbezirke unter dem Namen der Cantone A. und Baden gebildet. Erst 1803 entstand durch die Vermittelungsurkunde Napoleon's mit Einverleibung des im Frieden von Luneville von Oesterreich abgetretenen Frickthals der heutige Canton A. Derselbe erhielt eine demokratische Repräsentativverfassung, unter welcher der neue Staat sichtlich aufblühte. Nach Napoleon's Sturz begann die Reaction auch im A., der unter einem Kleinen Rath von 13 Mitgliedern allen Sünden und Fehlern der Oligarchie anheimfiel. Die wachsende Unzufriedenheit trieb nach der franz. Julirevolution 6. Dec. 1830 das Volk zum bewaffneten Aufstande, infolge dessen 15. April 1831 durch einen von sämmtlichen Staatsbürgern unmittelbar gewählten Verfassungsrath eine neue Constitution entworfen wurde, die bald darauf bei der großen Mehrheit der Urversammlungen Annahme fand. In die Verfassung hatte man, obgleich die Katholiken nur die kleine Hälfte der Staatsangehörigen bilden, doch den Grundsatz der Parität zwischen beiden Confessionen aufgenommen; aber ungeachtet dieser Begünstigung zeigte sich ein Theil der Katholiken doch nicht zufrieden. Als die neue Regierung an den vom Papste verdammten Beschlüssen der Badener Conferenz theilnahm, und diese gegen einige widerspenstige Geistliche durchzusetzen suchte, kam es im Nov. 1835 in den kath. Bezirken von Muri und Bremgarten zu Unruhen, die schnell unterdrückt wurden. Fortan wollten auch die Reformirten von der Parität nichts mehr wissen, und als 1840 der gesetzmäßige Zeitpunkt für die Verfassungsrevision herannahte, forderten auch diese eine Vertretung nach Verhältniß der stimmfähigen Bürger. Am 5. Jan. 1841 wurde der Constitutionsentwurf, der diesen Grundsatz feststellte, von der Majorität des Volks angenommen. Die klerikale Partei fand sich jedoch durch die Veränderung im Geiste der Demokratie ebenso wenig befriedigt. Die von Jesuiten und Ultramontanen unterhaltene Gärung führte alsbald zum völligen Aufstand in den kath. Bezirken, namentlich in den Bezirken der Klöster Muri und Bremgarten, der jedoch nach einem kurzen Gefecht bei Vilmergen 11. Jan. 1841 niedergeschlagen wurde. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse und zur Sicherstellung gegen künftige Unordnungen beschloß der Große Rath 13. Febr. die Aufhebung sämmtlicher aargauischer Klöster und die Einziehung ihrer Güter im Werthe von 5 Mill. Frs. Ein Theil der kath. Stände glaubte darin, unter Einmischung des päpstl. Stuhls und Oesterreichs, eine Verletzung der schweiz. Bundesacte zu finden, sodaß der Aargauische Klosterstreit zur

eidgenössischen Frage wurde. Am 31. Aug. 1843, nachdem die aargauische Regierung die Wiederherstellung der vier Nonnenklöster zugestanden, erklärte sich endlich die Mehrheit der Stände auf der Tagessatzung befriedigt und die Streitfrage für abgethan. Die Minderheit protestirte, darunter Luzern, bei dessen Verfassungsrevision die Priesterpartei den vollständigsten Sieg erlangt hatte, und das nunmehr der Hauptsitz der klerikalen Bestrebungen wurde. Die aargauische Klosteraufhebung und die Jesuitenberufung Luzerns gaben die Hauptmotive ab zur Stiftung des Sonderbundes der sieben kath. Stände, welcher im Nov. 1847 von der Eidgenossenschaft mit Waffengewalt aufgelöst wurde. Die Staatsverfassung des Cantons A. erfuhr seitdem noch zweimal Revisionen, nämlich 1852 und 1862. In letzterm Jahre entwickelte dabei die ultramontane Partei unter ihrem Führer Schleuniger von Klingnau wieder große Thätigkeit, gelangte aber bei der Verfassungsrevision nicht zu entscheidendem Siege. Einen um so größern Triumph dagegen errang sie durch Abberufung des Großen Raths (27. Juli 1862), welcher durch ein Gesetz die bürgerliche Gleichstellung der im Canton ansässigen Juden mit den Christen bestimmt hatte, sowie (im Nov. 1862) durch Verwerfung des Judengesetzes selbst in der allgemeinen Volksabstimmung. Die dadurch im Canton hervorgerufene Bewegung war in der Mitte des Jahres 1863 noch zu keinem Abschluß gekommen. Vgl. Bronner, «Der Canton A., histor., geogr., statist. geschildert» (2 Bde., St.-Gallen 1844—45).

Aarhuus (spr. Ohrhuus), Hauptstadt eines Amts und Stifts im östl. Jütland, jetzt der bedeutendste und auch bevölkertste Ort dieses Theils der dän. Monarchie, liegt in einer angenehmen und fruchtbaren, nach drei Seiten von bewaldeten Hügeln umkränzten Ebene, an einer Bucht des Kattegat und an der Ausmündung der Mölle-Aa, des Ausflusses des Braband- oder Aabyesees. Die Stadt ist Sitz eines prot. Bischofs und eines Stiftsamtmanns, und zählte Ende 1860 bereits 11009 E. (1801 nur 4102). Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist die goth. Domkirche, deren Bau 1201 begonnen ward, und die zu den ansehnlichsten und schönsten Kirchenbauten des ganzen Nordens gehört. Von höhern Lehranstalten finden sich zu A. ein Gymnasium und eine Realschule. Die Bewohner treiben außer Fischerei Taback-, Hut- und Handschuhfabrikation, und unterhalten auch Zuckerraffinerien, Tuch- und Baumwollmanufacturen. Der Handel mit den übrigen Theilen Dänemarks wie mit dem Auslande ist in stetem Fortschritte begriffen, wenn auch A. selbst nur 71 eigene Schiffe mit 2016 Commerzlast Tragfähigkeit besitzt. Fahrzeuge von geringerm Tiefgange legen in dem durch die Mölle-Aa gebildeten, 15 F. tiefen und mit einem Molo versehenen Hafen an, der zwar klein, aber sehr brauchbar ist. Größere Schiffe ankern auf einer Rhede, 1/4 St. vor dem Molo, oder in der Bai von Kalöe. Durch regelmäßige Dampfschiffahrt ist die Stadt mit Kallundborg verbunden. A. ist eine der ältesten Städte Dänemarks, erhielt die erste christl. Kirche im Lande und bereits 948 einen Bischof. Die alte Stadt lag in der Gegend von Lysbjerg, 3/4 M. weiter nördlich, wurde aber 1049 von Harald Hardrad geplündert und niedergebrannt. Erst um 1100 baute man sie auf ihrer jetzigen Stätte wieder auf. Bei A. nöthigte der preuß. General Hirschfeld 31. Mai 1849 die Dänen unter General Rye nach einem Gefecht zum Rückzug. Das Amt A. ist zwar seinem Areal nach (14,4 Q.-M.) das kleinste der jütländ. Aemter, besitzt aber sehr fruchtbaren Boden und ist daher stark bevölkert (48489 E. im J. 1860). Es bildet mit den Aemtern Randers und Skanderborg (89,2 Q.-M. mit 194808 E.) nebst Theilen der Aemter Viborg, Holbek (Insel Samsöe) und Veile das Stift A., welches im ganzen auf 115 1/2 Q.-M. etwa 240000 E. zählt und noch denselben Umfang bewahrt, den es zur Zeit des Katholicismus hatte.

Aaröe (spr. Ohrö), eine kleine, zum Amte Hadersleben in Schleswig gehörige Insel im Kleinen Belt, ist nur durch einen 2400 F. breiten Sund vom Festlande getrennt, 1/2 M. lang und 1/4 M. breit, und ziemlich fruchtbar. Auf ihr liegt das Fischerdorf Aaröebye. Der Insel gegenüber, auf dem Festlande, befindet sich an der Küste der Post- und Fährhof Aaröesund, mit einem guten, 9—10 F. tiefen Hafen, dessen Einfahrt nur 36 F. breit ist. Von hier aus geht die regelmäßige Ueberfahrt nach Assens auf Fünen. Im Frühjahr 1848 fand unweit A. zwischen dän. Schiffen und den deutschen Freischaren unter von der Tann und Aldosser ein Gefecht statt. A. ist nicht zu verwechseln mit der größern Insel Arröe (s. d.).

Aaron (hebr. Aharon), der älteste Bruder des Moses, war ein Sohn Amram's und der Jochebed, aus dem Stamme Levi. Als Moses den göttlichen Auftrag zur Befreiung seines Volks erhielt, ward A. zu seinem Beistand und Redner bestimmt, und durch die mosaische Gesetzgebung überkam er für sich und seine Nachkommen das Priesterthum als erbliche Würde. Bei dem Zuge durch die Wüste fertigte er den Israeliten, die über Moses' Abwesenheit auf

dem Berge Sinai ungeduldig wurden, auf ihr Verlangen ein goldenes Kalb, wahrscheinlich eine Statue des ägypt. Gottes Apis, welches das in Aegypten an den sinnlichen Götzendienst gewöhnte Volk anbetete, bis Moses zurückkehrte und es zerstören ließ. A. unterstützte seinen Bruder in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und starb, 123 J. alt, auf dem Berge Hor, an der Grenze von Idumäa. Sein dritter Sohn Eleasar folgte ihm in der Würde eines Oberpriesters.

Aas. Alle organischen Körper, deren Leben aufgehört hat, fallen einem Zersetzungsproceß anheim, bei welchem Wasser und Luft die wesentlichste Rolle spielen. Dieser Zersetzungsproceß beginnt unmittelbar nach dem Tode und läßt sich mit einer langsamen feuchten Verbrennung vergleichen, durch welche eine Reihe von Zwischenproducten erzeugt werden, die zum Theil, namentlich bei thierischen Körpern, einen außerordentlich unangenehmen Geruch haben und einen höchst verderblichen Einfluß auf die Gesundheit üben. Aeser nennt man nun vorzugsweise die Leichname der Thiere, besonders der größern Säugethiere, welche in Verwesung übergehen. Es ist eine der ersten Aufgaben der Gesundheitspolizei, die Aeser wegzuschaffen und unschädlich zu machen, während die Nationalökonomie suchen muß, dieselben soviel als möglich zu verwerthen, und zwar in indirecter Weise, da sie zur Nahrung des Menschen selbst unmittelbar nicht dienen können, mit Ausnahme freilich der Aeser von Wildpret, welche hier und da für das Höchste des feinen Geschmacks gelten.

Zur Aufarbeitung der Aeser gehören die Schindanger, über welche überall in der civilisirten Welt sanitätspolizeiliche Bestimmungen getroffen sind, und an welche die Leichname der gefallenen und verunglückten Thiere gewöhnlich in kürzester Frist nach dem Tode abgeliefert werden müssen. Nur in solchen Staaten, wo die Sanitätspolizei noch auf der Stufe der Kindheit sich befindet, oder auf einsamen Höfen ist es den Besitzern erlaubt, das A. selbständig zu verwerthen, was gewöhnlich durch Verscharren unter dem Mist oder in Jauchegruben geschieht, wo man zur Beschleunigung des Zersetzungsprocesses Aetzkalk zufügt. Auf den Schindangern und namentlich in größern Anstalten, wie z. B. Monfaucon bei Paris, wo ungeheuere Mengen von Material zu bewältigen sind, wird die Verwerthung der Aeser durchaus systematisch betrieben. Das Fleisch der frischen Leichname wird theils roh, theils gekocht an Thiere verfüttert, unter welchen namentlich Schweine und Hunde obenanstehen. In der Bresse, der Bretagne, der Normandie und dem Périgord erhält das Geflügel, das dort in ungeheuern Heerden gehalten und gemästet wird, einen bedeutenden Antheil seines Futters in gekochtem und gehacktem Fleisch gefallener Thiere. Die Häute, Klauen, Hörner und Haare derselben werden zu verschiedenen technischen Zwecken ebenso benutzt wie diejenigen der geschlachteten Thiere, nicht minder das Fett zur Bereitung von Stearin, Seife, Wagenschmiere und zu ähnlichen Zwecken. Die Knochen werden zum Theil verkocht mit Knorpeln und Sehnen, um den Leim daraus zu ziehen, sodann zu Knochenmehl oder Beinschwarz verarbeitet, nachdem vorher die zu Knöpfen, Messerstielen und andern beinernen Geräthschaften geeigneten Stücke ausgesucht sind. So bleibt denn von all diesen Ausnutzungen, zu welchen noch die Bereitung von Blutlaugensalz und verschiedenen trockenen Destillationsproducten gehört, am Ende nur ein unbedeutender Rest des Thierkörpers, namentlich aus Fleisch und Eingeweiden bestehend, welcher zu sogenannter Poudrette oder künstlichem Dünger verarbeitet wird.

In Gegenden und Ländern, wo die menschliche Polizei nicht für das Wegschaffen der Aeser bemüht ist, sorgt die Natur dafür, indem eine Menge von Thieren sich von diesen verwesenden Stoffen nährt. Unter den Säugethieren sind es namentlich die Hyänen, Schakale, Hunde, Pharaonsratten, Spitzmäuse und ganz besonders die großen Wanderratten, welche den Namen von Aasthieren verdienen; unter den Vögeln die Geier, die Adler und unedeln Falken, die Raben und Krähen; unter den Fischen die Weißfische und die Haie. Sämmtliche Krustenthiere, die Krebse und Krabben, die Flohkrebse und Asseln gehen vorzugsweise gern auf A. Stark riechendes faules Fleisch ist eins der besten Mittel, um Krebse anzuziehen. Unter den Insekten gibt es ein unzähliges Heer, namentlich von Larven aus allen Gattungen, welche sich von A. und faulenden Stoffen nähren; besonders ist dies der Fall bei den Mücken und Fliegen, wo die Larven der bekannten Fleisch-, Schmeiß- und Aasfliegen nur mehr allgemeiner bekannte Glieder des großen Heers der Aasfliegen darstellen. Nicht minder häufig finden sich verschiedene Würmer und Infusionsthiere in den im Wasser faulenden Aesern.

Aasen (spr. Ohsen; Ivar Andreas), einer der gelehrtesten norweg. Sprachforscher, geb. 5. Aug. 1813 zu Örsten in der Vogtei Söndmör in Norwegen, war der Sohn armer Landleute und erhielt in seiner Jugend nur eine dürftige Bildung. Nachdem er seit 1831 einige

Zeit als ambulatorischer Schullehrer gewirkt hatte, kam er in das Haus eines Landgeistlichen, der ihn in den allgemeinen Schulwissenschaften etwas besser unterrichtete. Seit 1835 Hauslehrer in seinem Geburtsorte, wandte er sich mit Vorliebe der Botanik zu und arbeitete auch ein vollständiges Verzeichniß über die Flora der Umgebung aus. Die Nothwendigkeit, einer jeden Pflanze die norweg. Benennungen beizulegen, führte ihn auf ein sorgfältigeres Studium der Mundart von Söndmör, und bald, namentlich als er einige Bücher über altnordische Sprache gelesen, wurden statt der botanischen sprachliche Forschungen für ihn die Hauptsache. Durch eine kleine Abhandlung über die Mundart seiner Heimat, die er der Norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim übergeben, wurde diese auf A. aufmerksam und ließ ihm ihre Unterstützung zu Theil werden. A. bereiste hierauf fast sämmtliche Districte Norwegens und durchforschte ihre Dialekte. 1847 ließ er sich in Christiania nieder, theils um die gesammelten Materialien zu verarbeiten, theils um seine german. Studien zu erweitern. Als Ergebnisse eines achtjährigen Fleißes veröffentlichte er sodann: «Det norske Folkesprogs Grammatik» (Christ. 1848) und «Ordbog over det norske Folkesprog» (Christ. 1850), zwei Werke, welche auch im Auslande große Anerkennung fanden. Obgleich Autodidakt, hat A. doch sein Ziel, den noch vorhandenen Sprachschatz in möglichster Reinheit und Vollständigkeit aufzuweisen, sowie in der Grammatik die Aufgabe, das Verhältniß der heutigen Mundarten sowol zueinander als auch zu der norweg. Sprache darzulegen, in vollem Maße erreicht und gelöst. 1850 bewilligte ihm das Storthing zur Fortführung seiner Forschungen eine Jahresrente, die später erhöht wurde; auch wählte ihn 1850 die Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Seitdem hat A. noch eine Reihe anderer Schriften veröffentlicht, unter denen «Norske Ordsprog» (Christ. 1856) und «Pröver af Landsmaalet i Norge» (Christ. 1853) die bedeutendsten sind. In allen Studien und Schriften A.'s zeigt sich das Bestreben, den Bewohnern Norwegens ihre eigene Sprache vorzuführen, und dieselbe nicht nur in ihrer, durch das Eindringen des Dänischen gefährdeten Reinheit zu bewahren, sondern sie auch in die Bahn einer naturgemäßen und dem erweiterten geistigen Bedürfnisse entsprechenden Entwickelung zu leiten und hierdurch die Bildung einer norweg. Gesammt- und Schriftsprache wenigstens vorzubereiten.

Aaskäfer nennt man eine Familie breiter, platter Käfer von meist glänzend schwarzer Farbe, mit kurzen, keulenförmigen Fühlhörnern, die einen außerordentlich ekelhaften Aasgeruch besitzen und in faulen Pflanzen- und Thierstoffen, im Koth und in Leichen nicht selten sind. Die eigentlichen A. (Silpha) haben an der Spitze der innern Lade des Unterkiefers einen Dorn, der den Todtengräbern (Necrophorus) fehlt. Die bekannteste Art der letztern Gattung, die fast einen Zoll lang wird, sehr schnell läuft und fliegt, zeigt auf den schwarzen Flügeldecken zwei eckig geknickte, pomeranzenrothe Binden. Die Thiere verscharren kleine Leichname, um ihre Eier in dieselben zu legen, worauf sich die Larve von dem Aase nährt. Zur Verscharrung eines größern Leichnams, einer Maus, eines Maulwurfs z. B., holt derjenige Käfer, welcher den Fund zuerst machte, Gehülfen herbei, und der Leichnam wird nun unterwühlt und binnen kurzer Zeit vollständig begraben. Man hat sogar beobachtet, daß eine Gesellschaft dieser A. durch Unterwühlen den Stock zum Fallen brachte, auf welchen eine Kröte gespießt war, und nachher den Leichnam verscharrte.

Abä, seltener Aba, im Alterthum eine Stadt im nordöstl. Phocis, nahe der böotischen Grenze, lag im Thale des Assos unterhalb des Hyphanteiongebirgs, wurde nach der einheimischen Tradition von Colonisten aus Argos unter Führung des Abas, des Sohnes des Lynkeus und der Hypermnestra, gegründet, und war berühmt durch einen uralten Tempel des Apollo mit einem schon von Krösus befragten Orakel. Dieser Tempel wurde im phocischen Kriege von den Böotern zerstört, während die eigentliche Stadt, welche allein von allen phocischen Städten sich am Angriff auf das delphische Heiligthum nicht betheiligt hatte, verschont blieb und später unter den Römern die Autonomie erhielt. Nach dem Tempel führte Apollo den Beinamen Abäos. Nach einigen Berichten ist der erwähnte Abas auch der Stammvater der Abanten, eines altgriech. Volksstammes, der seine eigentlichen Wohnsitze im Mittelpunkte von Euböa, um Chalcis und Eretria hatte, kriegerisch sehr tüchtig war und seine Herrschaft allmählich über die ganze Insel ausbreitete. Auch finden sie sich in Kleinasien, wohin sie entweder aus Euböa mit der ionischen Auswanderung gekommen, oder wo sie als dem lelegischen Stamme angehörig von jeher ansässig waren.

Abaddeh, eine Völkerschaft im nordwestl. Afrika, welche in Oberägypten und dem untern Nubien die Wüstengebiete zwischen Nil und Rothem Meer bewohnt, im N. noch die Straße

von Kosseir nach Kenneh in Besitz hat, im S. aber an die Bischarin grenzt und mit diesen von den Arabern unter dem Namen der Bega zusammengefaßt wird. Beide Völker, welche das Begani oder die Begawijjeh-Sprache sprechen, können für die Urbewohner in diesen Strichen gelten und sind von den Nuka in dem Nilthale ethnographisch und linguistisch ebenso verschieden wie von den Arabern, die seit dem 7. Jahrh. einwanderten und den einheimischen Völkern den Islam brachten. Die A. sind bis auf einzelne Abtheilungen, die sich dem Ackerbau zugewandt haben, Nomaden, unterscheiden sich aber von den Beduinen arab. Abstammung durch ihre dunklere Hautfarbe. Ihre Physiognomie zeigt jedoch nichts Negerartiges, sondern nähert sich dem europ. Typus; ihr Haar, das sie lang tragen, ist schwarz und natürlich gelockt, nicht kraus oder wollig. Die Waffen der A., wie auch ihrer südl. Nachbarn, bestehen in Speer, Schild und Schwert; doch führen wenigstens die erstern zum großen Theil schon Gewehre. Sie leben nicht unter Zelten, sondern in Hütten aus Strohmatten. Die A., welche in die vier Hauptstämme Gawalijeh, Fukarā, Abudijin und Aschabas zerfallen und gegenwärtig nebst ihrer eigenen Sprache meist auch Arabisch verstehen, halten sich für edler als die Bischarin und üben über diese eine Art von Oberherrlichkeit aus. Unter anderm treiben ihre Scheichs von den letztern die Steuern für die ägypt. Regierung ein. Die Zahl der A. mag etwa 120000 betragen.

Abacahanf oder Manilahanf ist ein sehr geschätzter Faserstoff von mehreren Arten des Pisangs, namentlich Musa textilis, M. paradisiaca und M. troglodytarum. Diese in der heißen Erdzone überhaupt einheimischen, auf den Philippinischen Inseln im großen angebauten Gewächse treiben einen geraden Schaft oder Stamm, welcher ganz und gar aus den langen, fest umeinandergerollten Blattscheiden gebildet und worin eine Menge starker Fasern enthalten ist. Die Absonderung der letztern von dem übrigen fleischigen Theil geschieht, nach Entfernung der Blätter und Zertheilung des Stammes, mittels Hindurchziehens unter stumpfen Messern. Als Handelswaare erscheint der Manilahanf in Gestalt gelblichweißer oder bräunlichgelber Fasern von 4—6 F. Länge, welche grob und zum Theil in bastähnliche, schmale Bändchen vereinigt sind, aber durch Hecheln sehr zertheilt und verfeinert werden können, wiewol sie nie die Feinheit und Geschmeidigkeit des europ. Hanfs erlangen. Die weiße Sorte zeigt, rein ausgehechelt, einen fast seidenartigen Glanz und wird als Einschuß in seidene Tapeten- und Möbelstoffe, sowie zu Glockenzugschnuren und allerlei Flechtwerk (Matten, Taschen, Glockenzugbändern u. s. w.) verarbeitet. Die Hauptanwendung des Manilahanfs aber ist die zu Schiffstauwerk, Stricken und Bindfaden, welche Artikel zum Theil in Manila selbst, noch mehr aber in England und Nordamerika verfertigt werden. Solches Tauwerk ist von ausgezeichneter Leichtigkeit und im Wetter sehr haltbar, fault aber in beständiger Nässe leicht.

Abbach, auch Abach, ein Marktflecken in Baiern, zum Verwaltungsdistrict Kelheim des Kreises Niederbaiern gehörig, liegt rechts an der Donau und der hier durch mächtige Felsen gebrochenen Straße von München und Freising nach Regensburg, hat 720 E. und eine hübsche, 1851 im altdeutschen Stil erbaute Pfarrkirche, ist aber besonders bekannt durch sein Wildbad, eine schwach-alkalische Schwefelwasserstoffquelle, welche zum Baden und Trinken bei Gicht, Lähmungen, Rheumatismen, Hautausschlägen u. s. w. benutzt wird. Ueber dem Orte erheben sich die Reste der ehemals umfangreichen Heinrichsburg, auf welcher Kaiser Heinrich II. (972) geboren ward. Am 19. April 1809 fand bei A. ein Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Davoust statt, das für letztere günstig ausfiel.

Abăcus (griech. Abakos) hieß bei den Alten im allgemeinen eine viereckige Fläche oder Tafel von verschiedenem Stoff, mochte dieselbe nun eine Tischplatte sein, oder ein Würfelbret von Holz oder Marmor, oder eine Marmortafel zum Belegen der Wände, oder endlich eine Rechentafel für Kinder, Mathematiker und Astronomen. Letztere Bedeutung erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch, solange man sich des Rechenbrets zu arithmet. Operationen bediente; auch verstand man darunter überhaupt eine Zahlentabelle, weshalb das Einmaleins auch Abacus Pythagoricus hieß. In der Architektur nennt schon Vitruv A. die Platte, welche auf dem Capitäl der Säule aufliegt. Bei dem dorischen, altionischen und toscanischen Säulenknauf ist der A. ein regelmäßiges Viereck, beim neuionischen, korinthischen und römischen Knauf hingegen hat er eingebogene Seiten mit abgestumpften Ecken.

Abaddon bedeutet im Hebräischen soviel wie Abgrund, Unterwelt, Schattenreich; in rabbinischen Sagen ist es die tiefste Stelle der Hölle. In der Offenbarung Johannis (9, 11) führt diesen Namen der Engel des Verderbens, welcher als König der Heuschrecken dem Abgrunde entsteigt. In letzterer Bedeutung ist es von Klopstock in seinem «Abadonna» gebraucht.

Abaditen, Abbaditen, eine maurische Dynastie, welche 1023—91 zu Sevilla im südl.

Spanien herrschte. Ihr Begründer war Abad I. (eigentlich Abul-Kasim Mohammed ben-Abad), dessen Vater aus Emesa in Syrien stammte, sich aber in der Umgebung von Sevilla niedergelassen hatte und hier zu Wohlstand und Ansehen gelangt war. Abad erwarb sich das Vertrauen des Königs von Cordova, unter welchem damals Sevilla stand, und erhielt von diesem den Posten des Groß-Kadi und Statthalters von Sevilla. Nach dem Sturze des Königs von Cordova, 1026, erklärte er sich für unabhängig, wußte sich auf dem Thron nach außen und innen zu befestigen und nahm den Titel König an. Er führte Kriege mit den Fürsten von Ecija, Carmona und Granada, und starb im Rufe eines kräftigen und staatsklugen Herrschers 24. Jan. 1042. Sein Sohn Abad II. (Abu-Amru ben-Abad, mit dem Beinamen al-Motadhed-Billah), geb. 1012, führte die Kämpfe gegen die übrigen maurischen Fürsten und Häuptlinge im südl. Spanien weiter fort, unterwarf sich viele derselben und starb 2. April 1069. Ihm folgte auf dem Thron sein Sohn Abad III. (Abul-Kasim Mohammed, mit dem Beinamen al-Motamed-Billah), geb. 1039, ein großer Freund der Wissenschaften und Poesie, der 1079 Cordova eroberte und die Unterwerfung Malagas vollendete. Durch das siegreiche Vordringen des Königs Alfons I. von Castilien, der Toledo unterworfen hatte, beunruhigt, verbündete er sich 1085 zu Cordova mit den Königen von Almeria, Granada, Badajoz und Valencia zu einem heiligen Kriege gegen die Christen, zu dessen Führung Jussuf ben-Taschfin, König von Marokko aus der Dynastie der Almoraviden, herbeigerufen ward. Die christl. und moslem. Armee stießen bei Zalaka aufeinander und lieferten sich 23. Oct. 1086 eine mörderische Schlacht, in welcher Alfons mit seinen Verbündeten vollständig geschlagen ward. Der König von Marokko, obschon nach dem Besitz des reichen Spanien lüstern, kehrte zwar nach Marokko zurück, kam aber bald darauf mit Heeresmacht unaufgefordert wieder und schritt zur Belagerung von Toledo, wo sich Alfons eingeschlossen hatte. Doch hob er diese Belagerung unter Vorwänden auf und wandte sich gegen Granada, das er sich unterwarf. Sodann ging er selbst im Nov. 1090 wieder nach Afrika zurück, ließ aber seinen Feldherrn Schir ben-Abubekr mit einer starken Truppenmacht in Spanien. Dieser suchte anfangs Abad durch Unterhandlungen zur Unterwerfung unter die Oberhoheit Jussuf's zu bewegen, aber vergebens. Abad hatte sich an Alfons um Hülfe gewendet, und dieser sandte ihm auch zur Unterstützung ein Heer, das jedoch von Schir geschlagen wurde. Abad mußte sich so an Schir im erstürmten Sevilla 9. Sept. 1091 ergeben. Er wurde mit seiner ganzen Familie nach Afrika gesandt, wo er mit derselben zu Aghmat in einen Thurm gesperrt ward und im März 1095 im Elende starb. Vgl. Dozy, «Historia Abbaditarum» (2 Bde., Leyden 1846—52).

Abakansk, befestigter Ort des Kreises Krasnojarsk im ostsibir. Gouvernement Jenisseisk, liegt in dem durch Berge verengten, malerischen Thale des wasserreichen, schnellströmenden Abakan, der oberhalb Minussinsk links in den Jenissei fließt. A. wurde 1707 von Peter d. Gr. als Festung angelegt und ist der Aufenthaltsort vieler Verwiesener. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung besteht in Zobelfang, Viehzucht, Anbau von Hopfen, Wassermelonen und Taback, sowie in Ausbeutung der benachbarten Kohlenlager.

Abälard (Peter; franz. Abailard, Abélard, lat. Petrus Abälardus), einer der gefeiertsten Scholastiker und Theologen des Mittelalters, war 1079 zu Palet, einem seinen Aeltern gehörigen Dorf in der Umgegend von Nantes, geboren. Man hatte ihn für den Kriegerstand bestimmt. Unüberwindlicher Wissensdrang, namentlich Lust an scholastischer Dialektik, bewog ihn jedoch, seinen Brüdern die Rechte der Erstgeburt zu überlassen und sich den Wissenschaften zu widmen. Noch sehr jung hörte er den Jean Roscelin, den Begründer des Nominalismus (s. d.), und kam um 1099 nach Paris, wo damals Wilhelm von Champeaux, der Vertreter des Realismus (s. d.), Schüler aus nah und fern herbeizog. A. wurde bald der Rival und der Gegner seines Lehrers. Seit 1102 lehrte er zu Melun, Corbeil und Ste.-Geneviève vor einem sich immer vergrößernden Kreise von Schülern, machte sich aber dadurch, daß er Wilhelm von Champeaux durch die Macht seiner Dialektik zur Modificirung seiner Grundprincipien gezwungen hatte, diesen zum unversöhnlichen Feinde. Nachdem Wilhelm von Champeaux Bischof von Châlons geworden, übernahm A. 1113 die Leitung der Schule bei der Kirche Notre-Dame und erreichte jetzt die höchste Stufe seines Ruhms. Er bildete die ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen den nachmaligen Papst Cölestin II., den Petrus Lombardus, den Berengar, seinen nachmaligen Apologeten, und den Arnold von Brescia. Er war das anerkannte Haupt aller Dialektiker und überstrahlte an Klarheit und Schönheit der Vorträge

alle andern Lehrer von Paris, dem damaligen Mittelpunkte der philos.-theol. Wissenschaft. Um diese Zeit lebte zu Paris Heloise, die Nichte des Kanonikus Fulbert, damals 17 J. alt, ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und Kenntnisse. Für sie entbrannte A., obgleich schon 38 J. alt, in heftigster, alles andere vergessender Liebe, die Heloise mit gleicher Leidenschaft erwiderte. Durch Fulbert selbst ward A. Lehrer und Hausgenosse Heloisens, und beide Liebende genossen ihr Glück, bis A.'s feurige Lieder auch Fulbert's Ohr erreichten. Dieser suchte die Liebenden zu trennen, doch zu spät, namentlich für Heloise. A. entführte die Geliebte nach der Bretagne, wo sie einen Sohn gebar, und vermählte sich in der Stille mit ihr, wozu Fulbert seine Einwilligung gab. Bald aber kehrte Heloise in das Haus ihres Oheims zurück und leugnete die Ehe, um A. an der Erlangung kirchlicher Würden nicht hinderlich zu werden. Fulbert hingegen sprach öffentlich davon und ließ den A. aus Rache entmannen, damit diesem die kanonischen Gesetze den Weg zu den kirchlichen Ehren versperrten. A. ging nun als Mönch ins Kloster zu St.-Denis; die 18jährige Heloise nahm auf sein Verlangen den Schleier zu Argenteuil. Unzufrieden mit dem klösterlichen Treiben, begann er auf Zureden seiner Freunde wiederum seine Vorlesungen in der Priorei zu Maisonville; aber seine Gegner erweckten ihm bald neue Verfolgungen. Seine «Introductio in theologiam» ward 1121 auf der Kirchenversammlung zu Soissons zum Feuer, A. selbst zur Haft im St.-Medarduskloster verurtheilt. Nachdem er mit Mühe die Erlaubniß erhalten, außerhalb der klösterlichen Mauern leben zu dürfen, verließ er St.-Denis, wohin er nach überstandener Haft zurückgekehrt war, und erbaute sich zu Nogent an der Seine eine Kapelle und Klause, Paraklet genannt, die er, von seinen ihm dahin folgenden Schülern zu einer geräumigen Stiftung erweitert, nach seiner Ernennung zum Abt von St.-Gildes-de-Ruys in der Bretagne Heloisen und ihren Religiosen zur Wohnung überließ. Traurig war sein Aufenthalt in St.-Gildes, ein steter Kampf mit seiner Liebe und dem Haß der Mönche. Endlich durch päpstl. Erlaubniß der Leitung seines Klosters entbunden, benutzte A. die folgenden Jahre der Ruhe zu einer Revision aller seiner Werke, sowie 1136 zur Wiederaufnahme seiner Lehrthätigkeit auf Mont-Ste.-Geneviève. Seine kirchlichen Gegner, unter denen Bernhard von Clairvaux und Norbert von Laon obenanstanden, brachten es endlich dahin, daß 1140 seine Lehre verdammt sowie daß das Urtheil vom Papste bestätigt und durch einen Verhaftsbefehl verschärft wurde. Doch Peter der Ehrwürdige, Abt zu Clugny, söhnte ihn mit seinen Feinden und mit dem päpstl. Stuhle aus, und A. starb 21. April 1142 als Muster klösterlicher Zucht in der Abtei St.-Marcel unweit Châlons an der Saône. Heloise, die ihn 20 Jahre überlebte, erbat sich den Leichnam, den sie zu Paraklet begraben ließ, um einst an seiner Seite zu ruhen. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der franz. Denkmäler nach Paris gebracht und 1818 in einem eigens erbauten Grabmal auf dem Kirchhofe Père-Lachaise beigesetzt.

In dem Streite des Realismus und Nominalismus, der die damalige philos.-theol. Wissenschaft beherrschte, nahm A. eine eigenthümliche Stellung ein. Er hielt weder mit Roscelin von Compiègne, dem Haupte der Nominalisten, die Ideen (universalia) für bloße Namen oder Abstractionen, noch gab er Wilhelm von Champeaux, dem Haupte der Realisten, zu, daß die Ideen das alleinige Reale seien, noch auch, daß die Realität des Allgemeinen an jedem Einzelwesen sich darstelle. Vielmehr bewies er, und zwang auch Wilhelm von Champeaux zu der Anerkennung, daß die eine und selbe Wesenheit jedem endlichen Individuum nicht auf dieselbe wesentliche (unendliche), sondern immer nur auf eine individuelle, mithin bestimmte und endliche Weise zukomme («inesse singulis individuis eandem rem non essentialiter, sed individualiter tantum»). So stellte sich im Grunde in der Lehre A.'s schon eine Vereinigung der beiden großen Gegensätze des Unendlichen und des Endlichen dar, und man hat ihn darum auch als einen Vorläufer Spinoza's bezeichnet. Bezüglich der Religion lehrte er, daß alle Kräfte dem Menschen von Gott zu irgendeinem guten Zweck verliehen seien, also auch der Verstand, durch welchen die ausschweifende Phantasie geregelt und der religiöse Glaube geläutert werde. Nur auf der durch freies Nachdenken gewonnenen Ueberzeugung ruhe der Glaube als auf einer unerschütterlichen Grundlage; ein Glaube, der ohne die geistige Kraft erworben, ohne selbstthätiges Prüfen angenommen worden, sei der Freiheit des Menschen unwürdig. A. führte indeß seine philos. Grundanschauung nur in Bezug auf die Ethik (in der Schrift «Nosce te ipsum») aus, während er die kirchliche Dogmatik vielmehr unangetastet ließ. Ueberhaupt blieb er, ungeachtet seines freien Rationalismus gegenüber der Dogmatik und trotz seiner kühnen Dialektik, innerhalb der Kirche stehen, im Gegensatz zu den Sektirern seiner Zeit, die sich von letzterer abwendeten. Vgl. Goldhorn, «De summis principiis theologiae

Abaelardeae» (Lpz. 1838); Bonnier, «Abélard et St.-Bernard, la philosophie et l'église au 12me siècle» (Par. 1862); Hayd, «A. und seine Lehre im Verhältniß zur Kirche und ihrem Dogma» (Regensb. 1863); Kaulich, «Geschichte der Scholastik» (Bd. 1, Prag 1863). Bis auf die neuere Zeit herab ist vorzugsweise A.'s romantisches Liebesverhältniß ins Auge gefaßt und dargestellt worden. So von Feßler («A. und Heloise», 2 Bde., Berl. 1806), Schlosser («A. und Dulcin», Gotha 1807), Mad. Guizot («Essai sur la vie et les écrits d'Abailard et d'Héloise», Par. 1839), Feuerbach («A. und Heloise, oder der Schriftsteller und der Mensch», Lpz. 1844), Carriere («A. und Heloise», Gieß. 1844; 2. Aufl., 1853), Jacobi («A. und Heloise», Berl. 1850). Als biographische Hauptwerke sind Rémusat's «Abélard» (2 Bde., Par. 1845) und Wilkens' «Peter A.; eine Studie in der Kirchengeschichte des Mittelalters» (Gött. 1855), hervorzuheben. Eine vollständige Ausgabe von A.'s sämmtlichen Werken hat Cousin (2 Bde., Par. 1849—59) geliefert. Von einzelnen Schriften wurden u. a. die «Historia calamitatum», eine Selbstbiographie A.'s, von Orelli (Zürich 1841), das «Sic et non», eine Sammlung dogmatischer Widersprüche der Kirchenväter, von Henke und Lindenkohl (Marburg 1851) herausgegeben.

Abaliget, ein Dorf im ungar. Comitat Baranya, nordwestlich von Fünfkirchen, an der nordwestl. Abdachung des Metschelgebirgs, mit 664 theils magyar., theils deutschen Einwohnern, ist besonders bekannt durch die daselbst befindliche Abaligeter Höhle, eine der merkwürdigsten Tropfsteinhöhlen Ungarns, die sich über 500 Klaftern weit erstreckt und ihrer ganzen Länge nach von einem Bache durchströmt wird. Aus einer 20 Klafter tiefen Vorhalle gelangt man durch eine enge Oeffnung in die eigentliche Höhle, welche von Stalaktitengebilden erfüllt ist.

Abalus, nach den Berichten des Reisenden Pytheas (bei Plinius) der Name einer großen, eine Tagereise von der Küste des german. Volks der Guttonen gelegenen Insel, an welcher im Frühjahre die Wogen Bernstein anspülen sollen, dessen sich die Bewohner anstatt des Holzes bedienen. Während man diese Insel bisher gewöhnlich (Mannert) mit der preuß. Küste am Frischen und Kurischen Haff identificirte, haben andere Gelehrte in neuester Zeit (Bessel) darzuthun gesucht, daß A. die an Braunkohlen reiche dän. Insel Bornholm sei, und daß das Electrum auf ihr nicht Bernstein, sondern Braunkohle bezeichne.

Abancourt (Charles Xavier Joseph de Franqueville d'), ein nur durch sein Schicksal bekannter Minister Ludwig's XVI. von Frankreich, Neffe von Calonne, wurde 4. Juli 1758 zu Douai geboren. Er war beim Ausbruche der Revolution nur Hauptmann in der Cavalerie, erhielt aber, als ein gemäßigter Anhänger der Bewegung, nach den Ereignissen vom 20. Juni 1792 vom Könige das Kriegsministerium übertragen. A. erschien nur einmal in der Nationalversammlung, um Rechenschaft über die Vertheidigung der Nordgrenzen zu geben und sich über die Denunciation einiger Soldaten auszulassen, als sei von den Agenten der Regierung unter das der Armee verabreichte Brot gestoßenes Glas gemischt worden. Es ward indeß die Thatsache als Zufall oder als Folge der Nachlässigkeit von Subalternbeamten befunden und die Anklage unterlassen. Nach den Ereignissen vom 10. Aug. denuncirte man jedoch A. als einen Feind der Volksfreiheit, und er wurde, wie viele andere, verhaftet und, des Hochverraths beschuldigt, in die Gefängnisse von Orleans abgeführt. Nach den Septembermetzeleien zu Paris faßte eine Mörderbande den Entschluß, auch die «Hochverräther» in Orleans abzuschlachten. Die Regierung hatte vorher den Befehl erlassen, jene Gefangenen nach Saumur zu schaffen, dann aber, als ein Theil bereits unterwegs war, bestimmt, die Unglücklichen über Versailles nach Paris zu dirigiren. Auf die Nachricht davon langten die pariser Mordbanden vom 9. zum 10. Sept. in Versailles an. Der Maire sowie der Präsident des dortigen Tribunals bemühten sich sofort beim Minister Danton, die Wiederholung der Schlächterei zu verhindern, aber vergeblich. Als am 10. Sept. die Gefangenen in Versailles ankamen, stürzten sich unbekannte Menschen auf die Wagen, umgaben und trennten sie von der Escorte, warfen den Commandanten Fournier vom Pferde, brachten den Maire, der sein Leben opfern wollte, in Gewahrsam und ermordeten die Gefangenen, 52 an der Zahl, darunter die Minister A. und Delessart und den Herzog von Brissac. Unmittelbar darauf begannen auch die Metzeleien in den Gefängnissen von Versailles. — **A.** (Charles Frérot d'), ein ausgezeichneter franz. Ingenieuroffizier, der sich im Auftrage des franz. Hofs lange in der Türkei aufhielt und beim Ausbruche der Revolution mit einer reichen Sammlung von Plänen und Karten nach Frankreich zurückkehrte. Er wurde in die Constituirende Versammlung gewählt, leistete hier als Ingenieurgeograph große Dienste und trat später an die Spitze des topogr. Bureau der

Donauarmee. In dieser Stellung fertigte er eine noch jetzt geschätzte Generalkarte der Schweiz an, ebenso eine Karte von Baiern. A. starb 1801 zu München.

Abandon, d. i. Abtretung, heißt bei der Seeversicherung das Recht, wonach der Versicherte den versicherten Gegenstand an den Versicherer abtreten (abandonniren) und die Zahlung der Versicherungssumme fordern kann, sobald ihm auch durch andere Verhältnisse als Untergang oder Beschädigung der versicherte Gegenstand (Schiff und Gut) entzogen wird. Nach neuerm deutschen Rechte kann A. eintreten, wenn über den Verbleib des Schiffs seit längerer Zeit die Nachrichten fehlen. Die Fristen sind hierbei verschieden und schwanken zwischen 4 und 12 Monaten, je nachdem Segelschiffe oder Dampfschiffe, nähere oder entferntere Häfen in Frage kommen. A. kann ferner eintreten, wenn das Schiff aufgebracht, angehalten oder genommen und längere Zeit hindurch nach Benachrichtigung des Versicherers, 6—12 Monate, nicht freigegeben worden ist. Will der Versicherte abandonniren, so muß er das dem Versicherer unter Angabe aller für diesen bedeutenden Umstände erklären binnen der Abandonfrist, welche je nach dem Orte des Ereignisses 6—9 Monate läuft. Durch diese Erklärung gehen die gesammten Rechte des Versicherten am betreffenden Object auf den Versicherer über, der zu seiner Legitimation eine beglaubigte Urkunde, den Abandonrevers, fordern kann. Bei unwahren Voraussetzungen bleibt die Abandonerklärung wirkungslos. Widerruf dagegen vom Versicherten ist gleichgültig. Der Versicherer ist pflichtig zur Zahlung der Versicherungssumme, sobald ihm die zur Rechtfertigung des A. dienenden Urkunden zur Prüfung vorgelegt sind. Jedoch braucht er theilweisen A. nur im Falle theilweiser Versicherung sich gefallen zu lassen. Die analoge Anwendung des A. auf Versicherung bei Landtransport dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Abano, Marktflecken (Borgo) in der Provinz und dem District Padua des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, etwa 2 St. von der Stadt Padua entfernt, in einer baumreichen, höchst fruchtbaren Ebene am Fuße der vulkanischen Euganeischen Hügel gelegen, zählt 3068 E. (1857) und ist durch seine Thermen berühmt. Letztere entspringen $1/4$ St. südwestlich des Orts aus der Mitte des Montiron mit großem Wasserreichthum und sind die heißesten Schwefelquellen in Europa, indem sie eine Temperatur von 34—67° R. haben. Ihre mineralischen Hauptbestandtheile sind Koch- und Bittersalz, schwefelsaurer Kalk, kohlensaure Kalkerde und etwas Thonerde nebst einem Antheil von schwefelsaurem Wasserstoffgas. Die Wässer werden besonders angewendet bei chronischen Hautausschlägen, Gicht und veralteter Syphilis. Zu ihrer Benutzung ist eine Gruppe schöner und gut eingerichteter Gebäude errichtet, welche den Namen Bagni grandi dell' orologio führt. Die Schwefelthermen waren schon den Römern unter dem Namen Aquae Aponi und Aquae Patavinae bekannt. Ueberreste alter Bäder wurden zu Monte-Grotto, S.-Pietro Montagnone und Casa-Nuova aufgefunden.

Abano (Pietro d'), berühmter Arzt, Philosoph und Astrolog des spätern Mittelalters, bisweilen auch Petrus de Padua genannt, geb. 1250 zu Abano bei Padua (daher auch Petrus de Apono oder Aponus), soll Griechisch zu Konstantinopel und Mathematik zu Padua studirt und sich in Paris die medic. und philos. Doctorwürde erworben haben. Nach Padua zurückgekehrt, lehrte er hier mit glänzendem Erfolge Medicin und gelangte als praktischer Arzt zu hohem Ansehen und großem Reichthum. Von seinen Feinden als Zauberer, der im Besitz des Steins der Weisen sei, der Inquisition denuncirt, wurde der Proceß gegen ihn eingeleitet, doch starb er 1316 im Gefängniß, noch ehe das Urtheil, welches ihn jedenfalls zum Feuertode verurtheilt hätte, gesprochen wurde. Sein Bildniß ward durch Henkershand verbrannt, da man seinen Leichnam, der durch einen Freund in Sicherheit gebracht worden war, nicht erlangen konnte. A. war ein enthusiastischer Anhänger der medic. und philos. Lehren der Araber, besonders des Averrhoes. Unter seinen medic., astrol. und alchemist. Schriften ist die bekannteste der «Conciliator differentiarum, quae inter philosophos et medicos versantur» (Mantua 1472; Ven. 1476 u. öfter; Pavia 1490; Basel 1535). Sonst sind noch von ihm zu nennen: «De venenis eorumque remediis» (Mantua 1472 u. öfter; franz. von Boet, Lyon 1593), «Liber compilationis physionomicae» (Padua 1474), «Expositio problematum Aristotelis» (Mantua 1475). Seine übrigen Schriften sind zum Theil nur handschriftlich vorhanden.

Abărim oder Aborim, Name eines Gebirgs in Palästina auf der Ostseite des Jordan nordöstlich vom Todten Meere, zu welchem die Berge Nebo, Peor und Pisga gehörten. An demselben lagerten sich (nach 4 Mos. 33, 47. 48) die Israeliten; auf dem Gipfel Nebo starb Moses (5 Mos. 32, 49). Gegenwärtig wird das Gebirge von den Arabern Attarus genannt.

Abart, s. Art.

Abascal (Don José Fernando), Marques de la Concordia, ausgezeichnet als Vicekönig von Peru, wurde 1743 zu Oviedo geboren. Er trat 1762 in span. Militärdienste, wohnte 1775 der Expedition gegen Algier bei, blieb aber mehr als 20 J. in niederer Stellung. Seit 1793 Oberst, focht er tapfer im Kriege gegen die franz. Republik. 1796 ward er Gouverneur von Cuba, dann von Neugalicien. Seine Talente, die er in den Geschäften des Kriegs wie des Friedens bewies, bestimmten den span. Hof, ihn 1804 zum Vicekönig von Peru zu ernennen. Auf der Reise von Madrid dahin fiel er in die Hände der Engländer, entschlüpfte aber und langte endlich nach einer Landreise von mehr als 300 M. zu Lima an. Die vernachlässigten Zustände Perus, das Schicksal Spaniens selbst gaben ihm Gelegenheit, sein ganzes Genie zu entfalten. A. regierte und vertheidigte inmitten der politischen und kriegerischen Gefahren die Provinz völlig selbständig. Doch sagte er sich von dem europ. Mutterlande keineswegs los, sondern unterstützte durch Geld und Kriegsmittel die span. Cortes im Kampfe gegen Napoleon. Zu gleicher Zeit aber schuf und ordnete er in Peru eine civilisirte Verwaltung, gründete große Städte und Dörfer, eröffnete die Hülfsquellen des Landes durch Industrie und Handel, und sorgte soviel als möglich für Bildungsanstalten. A. legte unter den Dankbezeugungen der Peruaner 1816 seine Stelle nieder und kehrte nach Madrid zurück, wo er 30. Juni 1821 starb. Sein segensreiches Wirken hatte sogar den Haß der verschiedenen polit. Parteien entwaffnet, die nacheinander in Spanien das Ruder führten.

Abat-jour bezeichnet eine Art von Fenster, deren Rahmen nicht senkrecht, sondern schräg oder gar horizontal gestellt sind, sodaß sie den Zutritt des äußern Lichts nach innen besser gestatten. Uneigentlich benennt man auch mit diesem Worte die Reflectoren, welche man bei Beleuchtungsapparaten anbringt, um den Lichtstrahlen die Richtung nach unten zu geben.

Abăton (griech., d. i. unzugänglich) bezeichnet jeden nicht zugänglichen Ort, dann den mit Vorhängen umgebenen Chor, das Allerheiligste, in den griech. Kirchen. — A. hieß auch auf Rhodus ein von Artemisia, der Gemahlin und Nachfolgerin des karischen Dynasten Mausolus, errichtetes Denkmal, das den glücklichen Ueberfall verewigen sollte, durch welchen sich diese Herrscherin der Insel bemächtigt hatte. Die Rhodier schämten sich des Denkmals und machten es nach wiedererlangter Freiheit unzugänglich. — Abatos, d. h. die Unzugängliche, nannte man auch die Felseninsel im Nil bei Philä, auf welcher sich die Grabmäler von Isis und Osiris befanden und zu der nur die Priester Zutritt hatten.

Abaujvár (spr. Aba-uj-wahr), Comitat in Oberungarn, grenzt nördlich an die Comitate Sáros und Zips, östlich und südlich an Zemplin, westlich an Torna und Borsod, und umfaßt 52,72 Q.-M. Es gehört zu den fruchtbarsten Districten des Landes und erzeugt, besonders in dem an Zemplin grenzenden Theile, ausgezeichneten Wein, der dem berühmten Tokayer wenig nachgibt. Infolge seines Natursegens ist dieses kleine Comitat ziemlich gut bevölkert, indem hier auf die Quadratmeile 2888 E. fallen. Die Gesammtbevölkerung von A. beträgt ungefähr 150000 Seelen. Das Comitat war in der Bach'schen Periode mit dem tornaer vereinigt und hatte mit diesem zusammen nach der Zählung von 1857: 60,28 Q.-M. mit 149951 E., von denen 4245 Lutheraner, 39579 Reformirte und 11250 Israeliten, die übrigen röm. und griech. Katholiken waren. Der Nationalität nach unterschied man bei der Zählung von 1851, welche eine Gesammtbevölkerung von 159132 E. ergab, 89937 Magyaren, 39539 Slowaken, 5653 Deutsche, 9849 Ruthenen, 11492 Juden und 1177 Zigeuner. Die Bevölkerung ist also eine sehr gemischte. Der Hauptort des Comitats A. ist Kaschau. Obschon das Comitat rücksichtlich seiner Ausdehnung nur eins vom vierten Range ist, besitzt es doch mehr polit. und histor. Bedeutung als viele größere. Im Süden durch eine Reihe rein magyar. Comitate mit Siebenbürgen verbunden, war es bei den Unruhen des 17. und 18. Jahrh. gewöhnlich Hauptquartier und Stützpunkt der Aufständischen. Andererseits von der österr.-galiz. Grenze nur durch das Comitat Sáros getrennt, blieb es auch der österr. Gegenmacht leicht zugänglich. In den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 erfuhr es ebenfalls die Wechselfälle des Kriegs.

Abba, die chaldäische Form des hebr. Wortes Âb, d. i. Vater, findet sich im Neuen Testament als Bezeichnung Gottes gebraucht und ist als ein Ehrentitel in die Kirchensprache der Christen übergegangen. Während es sich in der abendl. Kirche in der lat. Form Abbas, woraus franz. Abbé, engl. Abbot, ital. Abbate, deutsch Abt entstanden, als Amtsname der Vorsteher von Klöstern erhalten hat, ist es bei den Syrern und Kopten Titel der Bischöfe und Patriarchen. In Abyssinien wird das Haupt der äthiop. Kirche Abbûna, d. i. unser Vater, genannt, während das einfache Abba Ehrentitel eines Schriftgelehrten ist.

Abbadie (Antoine Thomson und Arnould Michel d'), zwei durch ihre Reisen und For-

schungen in Aethiopien bekannte Brüder, die Söhne eines franz. Emigranten, wurden zu Dublin, ersterer 1810, letzterer 1815 geboren. Schon frühzeitig trugen sie sich mit dem Plane, ihre unabhängige Stellung, Kenntnisse und Kräfte durch Erforschung eines Theils von Afrika für die Erweiterung der Wissenschaft und mittelbar für die Förderung der Interessen Frankreichs und der kath. Kirche zu verwerthen. Die Bedeutung Ostafrikas erwägend, bestimmten sie sich für Abyssinien. Nach mehrjähriger Vorbereitung, besonders in den mathem.-physik. Wissenschaften, und nachdem Antoine von einer Reise nach Brasilien, die er 1836—37 auf Anregung Arago's behufs magnetischer Beobachtungen gemacht hatte, zurückgekehrt war, traten sie Ende 1837 ihre Reise nach dem Rothen Meere an und gelangten über Adowa 28. Mai 1838 nach Gondar. Während Antoine zu Anfang 1839 nach Frankreich zurückkehrte, um sich mit Meßinstrumenten besser auszurüsten, blieb Arnould zurück, um die Sprachen und Sitten des Landes kennen zu lernen. Antoine kam zwar zu Anfang 1840 wieder in Massaua an, sah sich aber theils durch Ubie, den Beherrscher von Tigre, theils durch die Intriguen der engl. Behörden zu Aden, theils durch Augenleiden gehindert, nach dem Innern aufzubrechen, weshalb er seinen unfreiwilligen Aufenthalt in den Küstenlandschaften zur Erforschung dieser verwandte, bis es ihm 1842 gelang, über Tigre in das Binnenland einzudringen. Er betrieb nun theils allein, theils mit seinem Bruder, der inzwischen die Gunst des Fürsten von Godscham erworben hatte, die Erforschung der einzelnen, besonders der südl. Länder, namentlich Enareas, eines Theils von Kaffa und des Quellgebiets des Uma, eines Hauptzuflusses des Weißen Nil. 1848 beschlossen die Brüder ihre 10jährigen Reisen und kehrten mit reichen Sammlungen aller Art nach Frankreich zurück, wo seitdem auf ihren Besitzungen in der Nähe von Bayonne Antoine mit der allmählichen Sichtung und Bearbeitung derselben beschäftigt ist. Eine zusammenhängende Reisebeschreibung ist von ihnen nicht erschienen, sondern nur einzelne Berichte in verschiedenen franz. und engl. Zeitschriften, wie dem «Bulletin» der pariser geogr. Gesellschaft, dem «Journal asiatique» u. s. w. Antoine's Sammlung von äthiop. und amhar. Manuscripten, die vollständigste in Europa, umfaßt 234 Nummern, worunter sich die größten Seltenheiten befinden; eine Beschreibung derselben hat ihr Besitzer im «Catalogue raisonné de manuscrits éthiopiens» (Par. 1859) gegeben. Eine Ausgabe der äthiop. Uebersetzung des «Pastor» des Hermas mit Antoine's lat. Uebertragung erschien in den «Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes» (Bd. 2, Heft 1, Lpz. 1860). Eine ausführliche Bearbeitung der gemachten Vermessungen hat Antoine in dem Werke «Géodésie d'une partie de la Haute Éthiopie» (Par. 1861 fg., mit vielen Karten) begonnen. Von den gesammelten Vocabularien von 30 abyssin. Sprachen, worunter ein sehr umfangreiches des Amharischen, sind nur erst sehr kleine Bruchstücke veröffentlicht.

Abbadie (Jacques), ein berühmter reform. Theolog, geb. 1658 (nach andern 1654) zu Nay in Béarn von armen Aeltern, widmete sich mit Unterstützung seiner Glaubensgenossen zu Puy-Laurens, Saumur und Sedan den geistlichen Studien. Nachdem er am letztern Orte die theol. Doctorwürde erhalten, wurde er auf die Empfehlung des Grafen d'Espence Prediger an der franz. Kirche zu Berlin, machte jedoch daneben 1684, 1686 und 1688 Reisen nach Holland. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der ihm sehr günstig gewesen, ging er mit dem Marschall von Schomburg nach England, wurde 1690 Prediger an der Savoykirche zu London, zog sich aber nach Marylebone zurück und starb hier 6. Nov. 1727. Seine zahlreichen, zum großen Theil der Erbauung gewidmeten Schriften zeichnen sich durch Klarheit und Beredsamkeit aus und sind oft aufgelegt und übersetzt worden. Insbesondere gilt dieses von seinem Hauptwerke, dem «Traité de la vérité de la religion chrétienne» (2 Bde., Rotterd. 1684, 1688; 3 Bde., Haag 1763; deutsch von Hahn, 2 Bde., Karlsr. 1776). Auch A.'s «Art de se connaître soi-même» (Rotterd. 1692 u. öfter) ward viel gelesen. Sein «Triomphe de la providence et de la religion» (4 Bde., Amsterd. 1723), eine Ausdeutung der Apokalypse, läßt erkennen, daß er zuletzt in Schwärmerei verfallen war. Ein seltenes Buch ist seine «Histoire de la conspiration dernière d'Angleterre» (Lond. 1696), die er auf König Wilhelm's Wunsch zur Vertheidigung der Engländer schrieb.

Abbas, Oheim des Mohammed, war der vorletzte unter den zahlreichen Söhnen des Abd-el-Mottalib und wurde 566 n. Chr. in Mekka geboren. Obgleich bei dem Tode des Vaters noch ein Jüngling, ward er doch dessen Nachfolger als Beschützer des Heiligen Brunnens von Zemzem und erwarb sich in Mekka bald großen Einfluß und Reichthümer. Als sein Neffe die neue Lehre zu verkünden begann, wandte sich A. nicht gleich derselben zu, sondern blieb noch lange Zeit Heide und kämpfte selbst gegen den ihm sonst befreundeten Mohammed in dem

Gefecht bei Bedr (624), in welchem die Anhänger des Propheten einen glänzenden Sieg über die Koraischiten davontrugen. A. wurde in demselben gefangen und erhielt seine Freiheit nur gegen ein bedeutendes Lösegeld zurück. Von jetzt an erst wandte er sich offen der Sache seines Neffen zu, bewog einen Theil der Koraischiten zur Annahme der neuen Lehre, unterstützte Mohammed bei der Eroberung von Mekka und blieb auch fernerhin dessen Vertrauter und Rathgeber. Nach dem Tode des Propheten (632) leitete A. die Begräbnißfeierlichkeiten. Er selbst starb erst 652 hochbejahrt und in größtem Ansehen. Von den vier Söhnen, die er hinterließ, wurde der älteste, Abdallah, der Begründer der berühmten Dynastie der **Abbassiden**, welche mit Abul-Abbas, dem Enkel Abdallah's, 750 den Thron der Khalifen zu Bagdad bestieg und 1258, mit Motasem, von den Mongolen gestürzt ward. Motasem flüchtete nach Aegypten, wo er gastliche Aufnahme fand und mit dem Titel eines Khalifen die geistliche Oberherrschaft über die Moslems auf seine Nachkommen vererbte, bis dieselbe 1517 an die türk. Sultane überging. Zweige des Geschlechts der Abbassiden sollen noch jetzt in der Türkei und Ostindien leben. (S. **Khalifen**.)

Abbas I., genannt **der Große**, der siebente Beherrscher Persiens aus der Dynastie der Sofis, geb. 1557, war der jüngste Sohn des Schah Mohammed Khodabendeh und bei dessen Tode (1585) bereits Statthalter von Khorasan. Nachdem seine beiden ältern Brüder nacheinander auf sein Anstiften umgebracht worden, bemächtigte sich A. 1586 selbst des pers. Throns und faßte den Entschluß, den alten Glanz des Reichs wiederherzustellen, indem er die während der Regierung seiner nächsten Vorgänger in Westen an die Türken und in Nordosten an die Usbeken verloren gegangenen Gebiete wieder zu erobern suchte. Khorasan, das von Abdallah, dem Khan der Usbeken, tapfer vertheidigt wurde, kam nach mehrern vergeblichen Feldzügen endlich 1597, nach dem Falle Herats, in A.'s Gewalt. Inzwischen verleibte er auch die Gebiete Ghilan und Masenderan und im Süden die Landschaft Laristan seinem Reiche ein, und dehnte seine Herrschaft durch die Eroberung von Kandahar selbst über den größten Theil von Afghanistan aus. Schwerer waren die Kämpfe mit den Türken, die mit geringen Unterbrechungen sich durch seine ganze Regierungszeit hindurchzogen, aber ungeachtet aller Wechsel für ihn im ganzen glücklich ausfielen. Nachdem A. im Feldzuge von 1601 Aserbeidschan, einen Theil Armeniens und Georgiens, sowie Schirwan in Besitz genommen, wies er die bis 1613 fast jährlichen Angriffe der Türken auf die Städte Eriwan und Tebris meist glücklich zurück und drang bisweilen tief in das türk. Asien vor. 1613 mußte ein großer Theil Georgiens, die Königreiche Kakhetien und Kartalinien, die pers. Oberherrschaft anerkennen. Von 1614—17 erneuerten die Türken ihre Angriffe auf Persien, doch ohne Erfolg. Insbesondere erlitten dieselben 1618 eine starke Niederlage, und schlossen darauf unter Sultan Osman II. einen Frieden mit Schah A., der jedoch nur wenige Jahre dauerte. Der Kampf begann 1622 von neuem, wurde jedoch von den Türken so unglücklich geführt, daß 1623 selbst Bagdad in A.'s Gewalt fiel. Das Reich der Sofis reichte vom Tigris bis zum Indus, als Schah A. 1628 zu Kaswin starb. Zum Thronfolger hatte er, weil er seinen Sohn umgebracht, seinen Enkel Sofi-Mirza bestimmt. A. ist der bedeutendste Herrscher, den Persien seit seiner Bekehrung zum Islam gehabt hat. Er war ein Mann von Thatkraft und einer polit. Einsicht, wie man sie bei orient. Herrschern selten findet. Er reformirte das Heerwesen, baute Straßen und Brücken, suchte die Städte, besonders Ispahan, wohin er seine Residenz von Kaswin aus verlegte, zu verschönern, und war bestrebt, den Handel mit Indien wie mit Europa zu beleben, überhaupt sein Reich in einen blühenden Zustand zu bringen. Den Christen zeigte er sich tolerant, weniger den Parsen und Juden; die Sunniten verfolgte er mit Feuer und Schwert. An seinem glänzenden Hofe begegneten sich die Gesandtschaften der Großmoguln und anderer orient. Herrscher mit denen Rußlands, Frankreichs, Englands, Spaniens und der Niederlande. Mit Hülfe der Engländer nahm er 1623 den Portugiesen die Insel Ormus ab. Obgleich Despot und häufig launisch und grausam, wird A. von den Persern als ihr größter Fürst betrachtet, und noch gegenwärtig blickt das Volk mit Bewunderung auf ihn zurück. Von geringerer Bedeutung ist sein Enkel A. II., der 1641—66 regierte. A. III., der letzte Schah aus der Dynastie der Sofis, bestieg im Sept. 1731 als kleines Kind den pers. Thron unter der Regentschaft des Thamasp Khuli-Khan. Letzterer beseitigte ihn jedoch 1736, um sich selbst die Krone aufzusetzen.

Abbas-Mirza, ein pers. Prinz, bekannt durch seine Kriegführung gegen Rußland, war der Sohn des Schah von Persien, Feth-Ali, und wurde um 1783 geboren. Der Umstand, daß die Mutter des Prinzen aus dem regierenden Geschlechte der Kadscharen stammte, bewog

den Vater, ihn mit Uebergehung des von einer Sklavin geborenen ältern Bruders Ali-Mirza, der 1820 starb, zum Thronfolger zu bestimmen. A. besaß viel Talent, ungewöhnliche Kenntnisse, ein anmuthiges, ritterliches Wesen, und liebte abendl. Sitte und Bildung. Noch sehr jung, ernannte ihn sein Vater zum Statthalter von Tebris und Aserbeidschan, wo er mit Hülfe von Europäern das Heer zu reformiren suchte. Wenn es ihm ungeachtet seiner Bestrebungen nicht gelang, der Eroberung Georgiens durch die Russen vorzubeugen, bewies er sich doch als ein edler und tapferer Charakter. Als Persien, durch franz. Einfluß bewogen, 1811 den Krieg gegen Rußland wieder eröffnete, befehligte A. die pers. Hauptarmee, war jedoch nicht glücklich. Persien verlor infolge dessen im Frieden zu Gulistan vom 12. Oct. 1813 seine Länder am Kaukasus, und mußte die russ. Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere gestatten. Auf A.'s Betrieb kam es zwischen Feth-Ali und Rußland 1826 abermals zum Kriege. Der Prinz focht von neuem mit seltener Tapferkeit an der Spitze des pers. Heers, mußte jedoch wiederum den russ. Waffen unter den Generalen Yermolow und Paskewitsch unterliegen und am 22. Febr. 1828 den Frieden von Turkmantschai schließen, durch den Persien seinen Antheil an Armenien verlor. Rußland hatte in diesem Frieden dem Prinzen die Thronfolge in Persien verbürgt, sodaß derselbe von nun an in russ. Abhängigkeit gerieth und seine Beziehungen zu den Engländern aufgeben mußte. Als im Febr. 1829 der russ. Gesandte zu Teheran in einem Volksaufstande ermordet wurde, den er durch unkluges Benehmen veranlaßt, begab sich A. in Person nach Petersburg zum Kaiser Nikolaus, um die Folgen abzuwenden und den Frieden aufrechtzuerhalten. Er ward hier sehr wohlwollend aufgenommen, und kehrte mit Geschenken überhäuft nach Persien zurück. Auf einem Zuge gegen Herat begriffen, starb er im Dec. 1833 zu Mesched. A.'s ältester Sohn, Mohammed-Mirza, bestieg, als Feth-Ali 1834 gestorben war, unter Englands und Rußlands Schutz den Thron von Persien.

Abbas-Pascha, Vicekönig von Aegypten, Sohn Tussum-Pascha's und Enkel Mehemed-Ali's, wurde 1813 während des Kriegs gegen die Wechabiten, dem sein Vater beiwohnte, zu Dschiddah in Arabien geboren und in Kairo erzogen. Kaum 15 J. alt, gab ihm der Großvater, dessen Neigung er im hohen Grade besaß, einen Gouverneurposten. Bei Beginn des Feldzugs in Syrien im Herbst 1831 befehligte er unter Ibrahim-Pascha eine Abtheilung ägypt. Reiterei, erkrankte aber und kehrte bald nach Aegypten zurück. Seitdem begleitete er verschiedene hohe Verwaltungsämter und betheiligte sich nach dem Wunsche des Großvaters an der Landesregierung. Im Kriege von 1841 befehligte er in Syrien eine ägypt. Division, jedoch ruhmlos. Als der greise Mehemed-Ali seine körperlichen und geistigen Kräfte schwinden fühlte, setzte er 1843, mit Uebergehung des präsumtiven Nachfolgers Ibrahim-Pascha, seinen Enkel A. zum Wekil oder Stellvertreter in den Regierungsgeschäften ein. Nachdem jedoch Mehemed-Ali am 17. Juni 1848 für irrsinnig erklärt worden, ergriff Ibrahim mit Zustimmung der Pforte ohne Widerstand die Zügel der Regierung, starb aber schon nach kaum drei Monaten, 10. Nov. 1848. Nach ägypt. Successionsrecht und unter Bestätigung der Pforte trat nun A. die Regierung an, die vom Volk als der Anfang besserer Zeiten begrüßt wurde. Nicht um das Volk zu erleichtern, sondern aus Haß gegen die europ. Cultur schaffte A. sofort die Civilisationsanstalten und damit freilich auch die drückenden Steuerlasten seiner Vorgänger ab und entließ, oft mit Contractbruch, die Europäer aus seinem Dienste. Um die Vertreter der Mächte sowie ernste Geschäfte von sich zu halten, errichtete er in der Wüste Schlösser, in denen er als eifriger Muselman seine Zeit mit religiösen Ceremonien und Astrologie, oder mit schönen Knaben, Hunden, Pferden und wilden Thieren zubrachte. Während er Handel und Verkehr durch Vexationen aller Art beschränkte, suchte er seine Habgier durch Confiscation und Erpressung zu befriedigen. Hunderte von denen, die ihm misfielen, verbannte er ohne Verhör und Rechtsspruch in den Sudan, wo sie meist untergingen. In seinen Wüstenschlössern wurden die empörendsten Grausamkeiten verübt und fanden heimliche Hinrichtungen statt. Selbst die Glieder seiner Familie schonte er nicht, und diese verließen fast sämmtlich das Land und brachten es dahin, daß A. 1851 von der Pforte den Befehl erhielt, den Tansimat (s. d.) in Aegypten ohne Zögerung einzuführen. Unfähig zum Widerstande, nahm er den Befehl an, erkaufte sich aber bei der Pforte gegen Erhöhung des Tributs für einige Jahre das Recht, über seine Unterthanen Fronen und Militärdienste, sowie die Todesstrafe verhängen zu dürfen. Als sich die Pforte Ende 1852 in harter Finanznoth befand, wußte er sich weitere Zugeständnisse zu verschaffen, indem er den Tribut (30 Mill. Piaster) auf ein Jahr vorausbezahlte. Er erhielt dafür das Recht auf die Verhängung der Todesstrafe für seine Lebenszeit und die Autorität über die Familie Mehemed-Ali's. Beim Ausbruche des

Kriegs gegen Rußland stellte er der Pforte 15000 Mann Landtruppen und seine Flotte zur Verfügung, die in Eile und unter großen Opfern ausgerüstet wurden. A. fand plötzlich in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1854 seinen Untergang, angeblich durch Schlaganfall. In seinem Wüstenschloß Benha-el-Assel unweit Kairo fanden ihn am Morgen die Diener todt auf dem Divan. Zwei seiner Mamluken (junge Griechen) hatten ihn ohne Zweifel ermordet, ob mit Wissen seiner Feinde, ist nicht bewiesen. Sein 17jähriger Sohn Elhami, damals Kriegsminister, kurz vorher mit einer Tochter des Sultans verlobt, befand sich während des Ereignisses auf einer Reise nach England. Said-Pascha (s. d.), ein jüngerer Sohn Mehemed-Ali's, übernahm, als legitimer Nachfolger von der Pforte anerkannt, die Zügel der Regierung.

Abbate (Niccolo dell'), auch Niccolo Abati genannt, geb. zu Modena 1512, ein tüchtiger Maler, besonders im Fache der Frescomalerei. Er folgte den künstlerischen Richtungen Rafael's und Correggio's. Durch das Verschmelzen beider, die auf wesentlich verschiedenen Principien beruhen, bereitete er jedoch zum Theil die manieristische Ausartung der Kunst vor, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. einriß. Frühere Werke seiner Hand sieht man in Modena, spätere zu Bologna, wo das Gemälde einer Anbetung der Hirten, im Portico de' Leoni, als sein Hauptwerk gilt. 1552 berief ihn der Maler Primaticcio zur Theilnahme an der Ausführung der durch die Ungeschicktheit eines Architekten 1738 fast gänzlich wieder zerstörten großen Frescomalereien nach Fontainebleau. Er starb in Paris 1571. Aus seiner Familie sind mehrere, jedoch minder bedeutende Künstler hervorgegangen.

Abbatucci, eine corsische Familie, die infolge der Einverleibung Corsicas in Frankreich zu Ansehen und hohen Aemtern gelangt ist. — A. (Jacques Pierre), franz. Divisionsgeneral, wurde 1726 auf Corsica geboren. Nachdem er zu Pisa seine Studien gemacht, betheiligte er sich an dem Unabhängigkeitskampfe der Corsen gegen Genua. Wiewol er anfangs der Nebenbuhler Paoli's (s. d.), des Hauptes der Insurrection, war, unterstellte er sich doch schließlich diesem und ward dessen Genosse. Als die Genuesen 1768 die Insel Corsica an Frankreich abtraten, setzte A. im Verein mit Paoli den Kampf gegen die neuen Unterdrücker fort und trug wesentlich zu den Erfolgen der corsischen Waffen gegen den Marquis von Chauvelin bei. Erst als die Franzosen unter dem Grafen de Vaux die Macht der Corsen vernichtet, unterwarf sich A. und wurde dafür von Ludwig XV. zum Oberstlieutenant ernannt. Der Gouverneur Graf Marboeuf verwickelte indeß A. in den Proceß gegen die corsischen Patrioten, und dieser wurde zu entehrender Strafe verurtheilt. Die corsischen Stände bewirkten die Cassation dieses Urtheils, und Ludwig XVI. ernannte A. zum Maréchal-de-Camp. Als Paoli, an der Spitze der corsischen Misvergnügten, 1793 die Engländer zu Hülfe rief, vertheidigte A. die Insel im Interesse der Franzosen, mußte sich aber nach Frankreich zurückziehen. Hier wurde er zum Divisionsgeneral ernannt und zur franz. Armee in Italien geschickt, doch vom General Bonaparte als unfähig befunden. A. kehrte nach Corsica zurück und starb daselbst 1812. — A. (Charles), franz. Divisionsgeneral, ein Sohn des vorigen, wurde 1771 geboren und trat im Alter von 16 Jahren aus der Artillerieschule zu Metz als Lieutenant in die franz. Armee. Er kämpfte in den ersten Jahren der Revolution als Artillerieoffizier am Rhein und ward 1794 Adjutant Pichegru's. Nach dem ersten Rheinübergange, wobei er große Bravour entwickelte, erhielt er den Grad eines Brigadegenerals. Beim zweiten Rheinübergange zu Kehl 24. Juni 1796 beauftragte ihn Moreau mit den Vorbereitungen. Auch diesmal bewies er Talent und Tapferkeit, sodaß man ihn zum Divisionsgeneral ernannte. Gegen Ende 1796 befehligte er zu Hüningen, wo er bei einem Ausfall gegen die Oesterreicher in der Nacht vom 1. zum 2. Dec. verwundet wurde. Er starb am folgenden Tage. — A. (Jacques Pierre Charles), franz. Justizminister unter Napoleon III., Neffe des vorigen und Enkel von Jacques Pierre A., wurde 22. Dec. 1791 zu Zicavo auf Corsica geboren. Er erhielt seine Schulbildung im Lycée Napoleon zu Paris, studirte seit 1808 zu Pisa die Rechte und bekleidete während der Restauration Rechtsämter in Corsica. Nach der Revolution von 1830 ward er Gerichtspräsident zu Orleans, und die Corsen wählten ihn in die Deputirtenkammer. Seit 1839 saß er für Orleans in der Kammer, wo er während des Ministeriums Guizot zur Opposition gehörte. Als Förderer der Reformbankete ernannte ihn 1848 die Provisorische Regierung zum Rathe am Cassationshofe in Paris. In der Constituirenden wie in der Legislativen Versammlung vertrat er das Depart. Loire. Anfangs hielt er sich zur gemäßigten Demokratie. Nach der Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten wandte er sich mehr und mehr dessen Interesse zu. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 wurde er dafür Mitglied der Consultativcommission, 22. Juni 1852 Justizminister, sodann Senator

und Siegelbewahrer. Er starb in diesen Aemtern 11. Nov. 1857. A. galt für einen großen Rechtskenner. Sein ältester Sohn Charles A., geb. zu Paris 25. März 1816, ursprünglich Advocat, zeigte sich in der Legislativen Versammlung ebenfalls Ludwig Napoleon ergeben und wurde dafür zum Staatsrath ernannt. Ein zweiter Sohn, Antoine Dominique A., machte als Zuavenoffizier den Krimkrieg mit und wurde 1856 Oberstlieutenant. Ein dritter Sohn, Séverin A., ist seit 1852 corsischer Deputirter im Legislativen Körper.

Abbau und Ausbau. Man begreift unter dieser Bezeichnung die Errichtung neuer Bauerhöfe, mit Abbruch der alten, auf separirten und zusammengelegten Grundstücken, ebenso die Anlage von neuen Vorwerken auf großen Gütern. Da wo die Separationen, wie recht und billig, durch zweckmäßige Verordnungen eingeleitet und unterstützt werden, haben Abbau und Ausbau in nationalökonomischer Hinsicht Vortheile, welche oft nicht für die erste Generation, um so erfreulicher aber für die zweite und dritte erwachsen. Jene Vortheile sind: Ersparung an Zeit und Arbeit, folglich an Betriebskapital, leichtere und gründlichere Aufsicht über Gesinde und Tagelöhner, Verhütung größerer Felddiebstähle, schnellere Einbringung der Ernten, mindere Abnutzung der Geräthschaften und Geschirre, bessere Aufbewahrung von Getreide und Futter, schnellere Vollendung der Arbeiten, größere Moralität der Dienstboten und Schutz vor Feuersbrünsten. Alle diese Vortheile sind wichtig; allein auch die Nachtheile müssen in Betracht kommen. Der Abbau gefährdet durch die Zerstreuung der Gehöfte über weite Strecken die Civilisation, indem der Schulbesuch erschwert und die Gemeinsamkeit, die Mutter der bedeutendsten Fortschritte, theilweise aufgehoben wird. Ferner wird die Aufrechterhaltung der Gesetze, die Polizeiverwaltung durch die ferne und einsame Lage der Gehöfte nicht selten verhindert, Gelegenheit zu Brandstiftungen, Einbrüchen u. dgl. gegeben. Endlich kann das mächtige Agens der Ideenmittheilung nicht so wirksam werden wie bei geschlossenen Gemeinden. Viele wollen daher dem Abbau und Ausbau nicht das Wort reden, und stellen die Behauptung auf, derselbe schade der Staatswohlfahrt im allgemeinen und der Landwirthschaft im besondern. Als Belege führen sie die Beispiele Thüringens und Flanderns gegenüber von Westfalen und Brabant an, in welchen erstern Gegenden die Landleute in Dörfern, in den letztern in einzelnen Gehöften wohnen. Allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß die Landwirthschaft in Westfalen und in Brabant ebenfalls vortrefflich betrieben wird, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so könnten doch als schlagende Gegenbeispiele England, Holstein und die Schweiz angeführt werden, drei Länder, in welchen der Landwirth meistens einsam inmitten seiner Felder wohnt, und die durch die hohe Stufe ihres Betriebs weltbekannt sind. Auch auf Sittlichkeit und Fortschritt der Landbau treibenden Stände hat diese Wohnungsweise durchaus keinen übeln Einfluß gehabt. Alles erwogen, läßt sich annehmen, daß Abbau und Ausbau überall da, wo schon die Civilisation eine bestimmte Höhe erreicht hat und wo ein geordnetes Staatsleben auch geordnete Gemeindeverhältnisse hervorruft, keineswegs verwerflich, im Gegentheil ein Mittel zur Erhöhung des Reinertrags von Grund und Boden, mithin auch des Nationalreichthums sind. Bei der immer weiter sich verbreitenden Maßregel der Separation und Commassation der Parcellengüter wird dem Abbau und Ausbau ein großer Theil der früher ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Uebrigens finden derartige Anlagen ihr hauptsächliches Feld nur noch in Ländern oder Gegenden mit ungeregeltem Besitzstand oder von noch nicht intensiver Cultur. — Im Bergbau heißt Abbau die Art und Weise, wie nutzbare Mineralien, Kohlen u. s. w. aus ihren Lagerstätten gewonnen werden. Die heutige Bergbaukunde unterscheidet Strossen-, Försten-, Quer-, Stockwerk-, Streb-, Pfeiler-, Bingen- und Steinbruchbau. Außerdem wird das Wort im Bergwesen auch noch in anderm Sinne gebraucht. Eine Grube oder eine Stelle ist abgebaut, wenn der ganze Erzgehalt erschöpft worden. Auch wird abgebaut, wenn eine Grube solchen Ertrag gewährt, daß die allmähliche Zurückzahlung des Betriebskapitals an die Unternehmer stattfinden kann.

Abbé, die franz. Wortform für Abt (s. d.), bezeichnet wie dieses in Frankreich ursprünglich den Vorsteher eines Klosters. Als jedoch im Reformationszeitalter infolge des zwischen Papst Leo X. und dem König Franz I. abgeschlossenen Concordats den Königen von Frankreich das Recht zugestanden wurde, 225 Abbés commendataires für fast alle franz. Abteien zu ernennen, verlockte die arbeits- und sorgenlose, dabei aber doch mit einem ansehnlichen Einkommen verbundene Stellung viele junge Männer, zum Theil jüngere Söhne von Adelsgeschlechtern, sich theol. Studien und dem geistlichen Stande zu widmen, um gelegentlich eine solche Sinecure oder sonst eine einträgliche Pfründe zu erlangen. Seit der Mitte des 16. Jahrh. übertrug man den Titel A. überhaupt auf alle junge Geistliche, mochten dieselben die Weihen

erhalten haben oder nicht. Ihre Kleidung bestand in einem kurzen schwarzen oder violetten Gewande mit einem kleinen Kragen, ihr Haar war in eine runde Locke geformt. Da jedoch nur ein kleiner Theil unter der großen Anzahl von A. auf die wirkliche Erfüllung ihrer Wünsche hoffen konnte, schlug die Mehrzahl derselben, je nach Geburt, Talent und Befähigung, verschiedene andere Lebensbahnen ein. Viele wurden in angesehenen Häusern Hauslehrer, und übten in dieser Eigenschaft, wenn sie Männer von Geist, Talent und Geschmack waren, nicht geringen Bildungseinfluß auf die höhere Gesellschaft aus. Auch als Gewissensräthe und Hausfreunde drangen sie in die Familien ein, in welcher an sich bedenklichen Stellung sie nur allzu häufig verderblich wirkten. Im franz. Lustspiel jener Zeit spielen daher die A. eine nicht sehr erbauliche Rolle. Ein anderer Theil der jungen amtlosen Geistlichen suchte sich in höhern Lehrämtern nützlich zu machen oder als Dichter und Schriftsteller Ruf zu gewinnen. Diese Männer der Wissenschaft und Literatur unter den A. trugen wesentlich dazu bei, daß der Titel stets ein gewisses Ansehen behielt. Erst mit der Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts verschwanden die A. als sociale Charaktere einer scheidenden Culturepoche aus der franz. Gesellschaft, und gegenwärtig wird der Titel in Frankreich nur noch in Briefen an junge Geistliche als Höflichkeitsformel angewendet. In Italien ist es herkömmlich, einen jeden jungen Geistlichen, der die Weihen noch nicht empfangen hat, mit dem Titel Abbate zu beehren.

Abbeokuta, die Hauptstadt des Negerreichs Yoruba (s. d.) im östl. Theile von Oberguinea, liegt am schiffbaren Ogun, etwa 12 M. von Badagry und 18 M. von Lagos, den nächsten bedeutendern Seeplätzen, entfernt. Der Ort hat Mauern von 3 M. im Umfange, zählt an 110000 E. und ist mit wohlcultivirten Ländereien umgeben. Erst 1825 wurde A. von einem Häuptling der Egbas, Namens Shodekkeh (gest. 1842), angelegt, der die Handelsverbindung mit den genannten beiden Hafenplätzen herstellte, die nach seiner Residenz gesandten christl. Missionare gut aufnahm und ihrem Bekehrungswerke keine eigentlichen Hindernisse in den Weg legte. Die Bewohner von A. haben seitdem alle Angriffe ihrer Nachbarn, darunter auch die des mächtigen Königs von Dahomeh, glücklich zurückgewiesen, und sind mit den Europäern, besonders über Lagos, in einen lebhaften Handelsverkehr getreten.

Abberufung. Jeder Bevollmächtigte, der von einem Auftraggeber nach dessen Ermessen zu einem Geschäft berufen oder an einen Ort gesendet wird, kann nach dem Willen des Auftraggebers wieder abberufen werden, und wenn kein anderer an seine Stelle tritt, so liegt darin in der Regel das Aufgeben der betreffenden Mission. Die A. eines Gesandten (s. d.) kann aus persönlichen oder andern, die Verhältnisse zwischen den beiderseitigen Staaten nicht berührenden Ursachen erfolgen (bisweilen liegt darin sogar eine Zuvorkommenheit gegen die Regierung, bei welcher der Gesandte accreditirt war, z. B. wenn derselbe durch ein schroffes Auftreten sich misliebig gemacht hat); sie kann aber auch ein Zeichen des Bruchs, unter Umständen sogar ein Vorbote des Kriegs sein. Natürlich findet diese Maßregel dann gegenseitig statt, oder es wird wol auch, gleichzeitig mit der Abberufung des diesseitigen Gesandten von dem fremden Hofe, der jenseitige durch Zusendung seiner Pässe zur Abreise veranlaßt. — Die in constitutionellen Staaten als Volksvertreter in die Wahlkammer Abgeordneten (s. d.) können nicht von ihren Wählern nach Willkür abberufen werden, weil sie nicht diese allein, sondern das Land vertreten, wenn auch die constitutionelle Praxis in dem Falle, wo ein Abgeordneter die Grundsätze, auf welche hin er gewählt ward, entschieden verleugnet, seinen Wählern ein gewisses Anrecht auf seinen Rücktritt einräumt. Dagegen können allerdings Bevollmächtigte, z. B. der Standesherren in den Ersten Kammern, oder, wo dies noch stattfindet, zur Vertretung berechtigter Körperschaften, von ihren Vollmachtgebern abberufen werden. Die von mehrern Regierungen vorgenommene A. der Abgeordneten zur Deutschen Nationalversammlung (im Mai 1849) war unberechtigt, weil dieselben nicht Abgeordnete der Regierungen, ja nicht einmal blos Vertreter der betreffenden Einzelstaaten, sondern durch einen Collectivbeschluß der Regierungen berufene Abgeordnete des gesammten deutschen Volks waren, die, wenn überhaupt (da nichts dergleichen vorbehalten war), mindestens nur wieder durch einen ähnlichen Collectivbeschluß der Regierungen hätten abberufen werden können.

Abbeville, nächst Amiens die ansehnlichste Stadt im franz. Depart. Somme, an der Eisenbahn von Paris nach Boulogne und an der Somme, in welcher die Flut bis hierher steigt. Der Ort war zuerst eine Meierei der Abtei St.-Riquier (daher der lat. Name Abbatis villa), erhielt dann von Hugo Capet im 10. Jahrh. ein Schloß und wurde nachher die Hauptstadt der Grafschaft Ponthieu in der Picardie. Sie ist jetzt der Hauptort eines Arrondissements und Festung vierter Klasse, mit 20000 E., größtentheils altmodisch und schlecht gebaut.

Unter ihren interessanten mittelalterlichen Bauten ist besonders die schöne gothische Kirche St.-Vulfran hervorzuheben, von welcher jedoch nur das prächtige Portal vollendet ist. A. erhielt unter Ludwig XIV. durch Colbert mehrere Industrieanstalten; so 1665 die erste Tuchfabrik (errichtet vom Holländer Van-Robais), die noch jetzt über 500 Arbeiter beschäftigt; 1667 eine Teppichfabrik u. s. w. Seitdem ist der Ort der Sitz einer sehr bedeutenden Industrie, namentlich in Wollstoffen. Zu A. wurde 1259 ein Friede zwischen Ludwig IX. und Heinrich III. von England geschlossen, in welchem der letztere seine Ansprüche auf die Normandie, Poitou, Maine, Anjou und Saintonge aufgab und für den Besitz von Guienne den Lehnseid schwur. In der Umgebung A.s hat man in neuerer Zeit, namentlich durch die Bemühungen von Boucher de Perthes, Kieselgeräthe in Verbindung mit Resten ausgestorbener Thiere gefunden, die offenbar schon zur Zeit der Bildung der sie enthaltenden Lager (Kies, Sand, Thon) hier niedergelegt worden sind. Diese Werkzeuge reichen demnach noch unter die sogenannte Steinperiode herab und versetzen das Alter menschlichen Daseins noch weiter zurück, als man bisher angenommen hat.

Abbiate-grasso oder Abbiagrasso, Hauptort eines Bezirks in der ital. Provinz Mailand, 3 M. südwestlich von der Hauptstadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend und einer zu allen Zeiten wichtigen militärischen Position am Naviglio Grande (Großen Kanal), der aus dem Ticino nach Mailand führt, und aus dem hier der Naviglio von Bereguardo gegen Südosten abgeht. Die Stadt zählt 5000 E. und hat mehrere Seidegespinst-, Haartuch- und Kerzenfabriken. A. wurde 1167 von Kaiser Friedrich I. erobert. 1524 capitulirte hier eine franz. Besatzung, deren Hauptheer unter Bonnivet und Bayard auf dem Rückzuge von Karl von Bourbon und Marchese Pescara bei dem 3/4 M. nordwestlich liegenden Dorfe Robecco oder Rebecco geschlagen wurde. Weiterhin gegen Nordwesten und Norden liegen die in der Kriegsgeschichte von 1859 berühmt gewordenen Orte Buffalora, Magenta und Turbigo.

Abbinden wird die chirurgische Operation genannt, durch welche krankhafte Neubildungen oder auch erkrankte Körpertheile ganz oder theilweise mit Hülfe eines fest umgelegten Fadens oder Drahtes entfernt werden. Dem gesunden Theil so nahe als möglich wird mit der Hand, oder an schwer zugänglichen Stellen mittels eines besondern sogenannten Schlingenführers, um das zu entfernende Gebilde eine Schlinge gelegt und diese entweder langsam so stark zusammengezogen, bis der von der Schlinge gefaßte Theil völlig durchschnitten, mithin das Gebilde abgelöst ist; oder die Schlinge wird ein für allemal nur so fest angelegt, daß die Blutgefäße zusammengepreßt werden, und eine völlige Stockung der Ernährungssäfte und brandiges Absterben eintritt; oder endlich die Schlinge wird in Pausen von einem oder zwei Tagen fester und fester angezogen, wodurch zuerst eine Säftestockung, weiterhin aber eine allmähliche Durchschnürung des Gebildes erreicht wird. Die erste Methode ist im allgemeinen die zweckmäßigste und gefahrloseste. Sie erfordert, wenn es sich nicht um sehr kleine und sehr weiche Gebilde handelt, ein besonderes Instrument, welches ein gewaltsames Anziehen der aus Draht oder aus einer stählernen Kette bestehenden Schlinge möglich macht. (S. Ecraseur.) Die beiden andern Methoden sind lästiger, weil bei ihnen die Operation länger dauert, der Druck der Schlinge (Ligatur) oder die eintretende Entzündung oft sehr schmerzhaft ist, auch jedes erneuerte Anziehen der Schlinge neue Schmerzen verursacht. Außerdem sind sie auch unter gewissen Umständen gefährlicher, weil die etwaige Quetschung eines Nerven zu schlimmen Nervenzufällen führen kann, bisweilen heftige Entzündung eintritt und brandiges Absterben des Gebildes eine starke Blutung oder gar eine Vergiftung des Bluts mit Brandjauche zu veranlassen vermag. Man wendet das A. besonders an, wo der Reichthum des Gebildes an Blutgefäßen bei der Operation mit Messer oder Schere eine starke und schwer zu stillende Blutung herbeiführen würde (an After, Zunge), an Stellen des Körpers, welche für schneidende Instrumente schwer zugänglich (Rachenhöhle, Uterus u. s. w.) sind, bei blutarmen Personen, welchen schon eine geringe Blutung schädlich sein könnte, endlich bei solchen, die eine große Scheu vor dem Messer, d. h. vor jeder blutigen Operation haben. Besonders geeignet für das A. sind solche Gebilde, deren Basis kleiner als ihr übriger Umfang, also stielförmig ist, wie besonders viele Polypen.

Abbitte ist die Bitte um Verzeihung, im Rechtsbrauch um Verzeihung einer Injurie (s. d.), wobei vielleicht auch noch auf Ehrenerklärung oder Widerruf gerichtlich erkannt wird. Diese Mittel erklären sich aus der altgerman. Auffassung von Ehre, und sie enthalten eine Ahndung, von welcher freilich bestritten ist, ob dieselbe einen rein privaten oder zum Theil einen öffentlichen Charakter trage. Ihre lange Dauer haben sie jedenfalls dem Eifer zu danken, mit welchem die Kirche und, daran anreihend, der Staat sich ihrer annahm. In neuester Zeit hat man mit großem Erfolg sich gegen alle diese Mittel ausgesprochen, weil man niemand

zwingen könne, seine Meinung über die Ehrenhaftigkeit einer Person zu ändern, und weil nur die Aeußerung wirklicher Meinungsänderung eine Privatgenugthuung für den Gekränkten enthalte. So haben nur Oldenburg und Hannover noch Strafen solcher Art beibehalten, Baiern 1848 sie abgeschafft, die andern Staaten schon früher. Trotzdem läßt sich für die Beibehaltung aus Zweckmäßigkeitsrücksichten manches geltend machen. Es sind dies offenbar Strafen, welche auf eine Demüthigung, Beschämung abzwecken, und man kann ihrem Werthe dadurch keinen Abbruch thun, daß man die durch sie gegebene Privatgenugthuung als zweifelhaft hinstellt, denn diese erscheint nur als Nebenzweck, welchen man durch Freiheits- oder Geldstrafe ebenso wenig besser erreicht. Dagegen sind jene Strafen gerade dadurch von Werth, daß sie zu einer größern Mannichfaltigkeit der Strafmittel beitragen. Sie gewähren auch den Vorzug einer Vollstreckbarkeit ohne jede weitere über den Schuldigen hinaus auf dritte Unschuldige gehende Wirkung, und ohne daß der Staat sich selbst auf eine Zeit eines Mitgliedes der Gesellschaft zu berauben brauchte. Daß dem gegenüber die Anleitung zur Heuchelei so sehr in die Wage falle, ist nicht abzusehen, denn diese Strafe soll nur durch ihren Redezwang demüthigen, ohne daß man auf die innere Sinnesänderung Rückschlüsse machen könnte.

Abbot (George), engl. Prälat unter den Stuarts, Erzbischof von Canterbury, war der Sohn eines Tuchmachers zu Guilford und wurde daselbst 29. Oct. 1562 geboren. Er studirte und lehrte zu Oxford, und war einer von den acht Theologen, welche 1604 mit der Uebersetzung der Heiligen Schrift ins Englische beauftragt wurden. 1608 ging er mit dem Großsiegelbewahrer Lord Dunbar nach Schottland, um die Vereinigung der schott. Episkopalkirche mit der engl. zu Stande zu bringen, wodurch er sich den Weg zu den höchsten Würden öffnete. Nachdem er kurze Zeit Bischof von Lichfield und Coventry gewesen, erhielt er im Jan. 1610 die Würde eines Bischofs von London, und wurde schon im Nov. desselben Jahres zum Erzbischof von Canterbury erhoben. A. war ein ebenso gelehrter und geistvoller wie rechtschaffener und, ausgenommen gegen die arminianischen Theologen, kirchlich duldsamer Mann, sodaß ihn selbst in jener Zeit des kirchlichen Haders alle Parteien hoch achteten. Jakob I. zog ihn in den wichtigsten Staats- und Kirchenfragen zu Rathe, und trotz seines nachgiebigen Charakters widersetzte er sich nicht selten den despotischen Absichten des Königs. Die letzten Jahre seines Lebens wurden dadurch getrübt, daß er das Unglück hatte, auf der Jagd seinen Wildhüter zu erschießen. Einem Antrage, ihn deshalb von der Ausübung seiner geistlichen Functionen auszuschließen, wurde jedoch keine Folge gegeben. Er starb 5. Aug. 1633 zu Croydon; seine Vaterstadt, wo er ein großes Hospital gegründet, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten. — **A.** (Robert), Bischof von Salisbury, geb. 1560, Bruder des vorigen, war früher gleich diesem Professor zu Oxford und einer der gründlichsten und gelehrtesten Theologen seiner Zeit. Durch sein Buch «Antichristi demonstratio» (Lond. 1603) erwarb er sich die besondere Gunst König Jakob's I. A. trug ebenfalls viel zur Beförderung des Protestantismus bei und überragte in theol. Kenntnissen seinen Bruder. Er starb 2. März 1617. In der Schrift «De suprema potestate regia» (Lond. 1616) vertheidigte er glänzend die königl. Gewalt gegen Bellarmin und Suarez. — **A.** (Charles), Sprecher des engl. Unterhauses, s. Colchester.

Abbotsford, der berühmte Landsitz des Dichters Walter Scott, in der schott. Grafschaft Selkirk, am Flusse Tweed, in der Nähe der Abteien Melrose, Jedburgh und Dryburgh, und der Städte Selkirk und Galashiels. Mehrere Flußthäler stoßen in dieser ebenso lieblichen wie geschichtlich denkwürdigen Gegend zusammen. A. war ehemals ein Kloster. Walter Scott kaufte 1811 das alterthümliche Haus und gestaltete es allmählich zu einem romantischen Wohnsitz um, mit schönen Anlagen, einer Bibliothek, Antiquitäten und Gemälden. Der Baronetstitel der Familie war auf A. gegründet; derselbe erlosch schon 1847 mit dem Ableben des letzten Sohnes von Walter Scott. Das Besitzthum selbst ging an den Enkel des Dichters, Walter Scott Lockhart, den Sohn des bekannten Herausgebers der «Quarterly Review», nach dessen frühem Tode aber an seine Schwester, Mrs. Hope-Scott, über. Auch diese starb, nachdem sie zum Katholicismus übergetreten, 26. Oct. 1858 in der Blüte ihres Alters, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, während deren Minderjährigkeit A. einem kath. Verein zur Errichtung eines Fräuleinstifts überlassen wurde. Eine anziehende Beschreibung von A. zu Lebzeiten Walter Scott's gab Washington Irving in seinem «Abbotsford and Newstead Abbey» (Lond. 1835).

Abbrennen oder Schwelen des Bodens nennt man ein Verfahren bei der Urbarmachung von Heideländereien, welches darin besteht, daß zuerst die mit Gras und Heidekraut bewachsene Narbe des Erdreichs abgeschält, sodann, in Haufen zusammengesetzt, getrocknet und

darauf verbrannt wird. Das Abschürfen der Heidekrautrasen (Plaggen) geschieht etwa in der Dicke der ertragsfähigen Bodenschicht. Die Rasen werden hohl aufgesetzt, sodaß das dürre Geniste von unten gut angezündet werden und mit hinreichendem Luftzug brennen kann. Durch dieses Rasenbrennen wird nicht allein eine vortrefflich wirksame Asche mit dem Boden vermengt, demselben also ein erneuter Gehalt an Alkalien zugeführt, sondern seine mineralischen Bestandtheile selbst erleiden auch theilweise durch das Glühen eine Verwandlung, die für das Pflanzenwachsthum höchst fördersam ist. Am bedeutendsten wirkt das A. bei Thon- und Moorboden. Bei dem erstern ist es bisjetzt noch nicht gelungen, die unleugbare chemische Wirkung wissenschaftlich zu begründen; bei dem letztern wird namentlich dadurch die schädliche freie Säure entfernt. Das A. ist daher hauptsächlich in ganz schweren Thondistricten, sodann in den Heidegegenden und bei Moorländereien üblich. Am meisten systematisch und sorgfältig wird es in Großbritannien ausgeführt; aber es geschieht auch in Frankreich, Holland, dem nordwestl. und nördl. Deutschland. Bemerkenswerth ist, daß diese Operation, die oft auf quadratmeilengroßen Districten zu gleicher Zeit ausgeführt wird, andern Gegenden den verderblichen Höhenrauch (s. d.) zusendet. In der Landwirthschaft wird das Bodenschwelen, das paring and burning der Engländer, als eine chemische Bodenbearbeitung und als Düngerersatz erachtet. Das damit hergerichtete Feld wird seicht gepflügt, liefert höchstens drei Ernten an Roggen, Kartoffeln und Buchweizen, und verfällt alsdann wieder der Berasung. Geschieht es in regelmäßigen Zwischenräumen, so basirt darauf eine eigenthümliche Form des Betriebs, die sogenannte Brandwirthschaft. Die Steppenbrände in Südrußland, Asien, Südafrika und Amerika sind ein A. in großem Maßstabe, welches den gleichen Erfolg hat wie das bei geringerer Ausdehnung. Der Boden wird dabei mit löslichen Salzen bedeckt, die der Regen auflöst und dem Boden imprägnirt; diese Salze aber sind eine der wesentlichsten Grundbedingungen einer guten Vegetation. In der Forstwirthschaft findet das A. statt bei dem Hackwald- und dem Röderlandbetrieb. In der Technologie versteht man unter A. die letzte Hitze, welche einem Kalk- oder Ziegelofen gegeben wird, ehe man verglühen läßt.

Abbreviatoren (lat., die Abkürzer) heißen die 72 Geheimschreiber der päpstl. Kanzlei, welche die päpstl. Breven u. s. w. entwerfen, auf Pergament abschreiben, eintragen, vergleichen und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria (s. d.) befördern, wo das Datum hinzugefügt wird. Die A. werden zuerst in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., und zwar in einer Bulle des Papstes Benedict XII. erwähnt. Paul II. schaffte sie ihrer Bestechlichkeit wegen ab, aber sie wurden von dessen Nachfolgern wiederhergestellt und bis auf die Zahl 72 vermehrt. Die 12 obersten A. haben Prälatenrang und führen den Namen de parco majori (vom größern Cabinet); die nächstfolgenden 22, de parco minori oder auch Examinatores genannt, gehören der niedern Geistlichkeit an; die übrigen sind Laien.

Abbreviaturen oder Abkürzungen sind von jeher bei allen Völkern, welche eine Schriftsprache besitzen, beim Schreiben angewendet worden, um das Gedachte und Gesprochene, Gesehene und Empfundene mit möglichster Ersparniß an Raum und Zeit aufzuzeichnen. Die alten Römer suchten dieses durch ihre Tironianischen Noten (s. d.) zu erreichen; die neuere Zeit hat für denselben Zweck die Stenographie (s. d.) erfunden. Da jedoch die letztere eine eigens zu erlernende und verhältnißmäßig noch wenig verbreitete Kunst ist, so bleibt man im gewöhnlichen Leben, wo es auf Raum- und Zeitersparniß ankommt (wie z. B. beim Concipiren, Protokolliren, bei Geschäftsnotirungen u. s. w.), auf die A. angewiesen. Letztere sind entweder Satzkürzungen oder Wortkürzungen. Die Satzkürzungen, welche meist in Weglassung unwesentlicher, aus dem Zusammenhange leicht zu ergänzender Satzglieder (Hülfszeitwort, Artikel, einzelne Partikeln u. s. w.) bestehen, finden gegenwärtig namentlich in den Telegrammen eine ausgedehnte Anwendung. Die Wortkürzungen stehen zwar im Belieben der Schreibenden, müssen aber, wenn das Schriftstück auch für andere lesbar bleiben soll, mit möglichster Consequenz nach bestimmten Regeln durchgeführt werden. Im allgemeinen werden sie einestheils in Zusammenziehung einzelner Buchstaben und Silben oder Weglassung größerer Worttheile und selbst der ganzen Wortkörper mit Ausnahme der Anfangsbuchstaben bestehen, anderntheils in bestimmten Zeichen (Siglen), die an die Stelle der Wörter treten. In den ältesten Zeiten, wo man mit Uncialen schrieb, konnte man im allgemeinen durch Verkürzung der Silben, Wörter, Formeln abbreviren, wie man aus Inschriften, Münzen und sehr alten Handschriften sieht. Erst mit Anwendung der kleinen griech. und lat. Buchstaben, welche die Abschreiber der Handschriften zur Förderung der Arbeit erfanden, traten eigentliche Abkürzungszeichen für Silben, Doppelconsonanten, Doppelvocale und Wörter ein. Die griech. Hand-

schriften wimmeln von solchen Zeichen, welche zum Theil auch in die gedruckten Ausgaben griech. Schriftsteller übergingen, wo sie sich gänzlich erst in neuerer Zeit verloren haben. Die ältern griech. Grammatiken enthalten darum Verzeichnisse der gebräuchlichsten A. Die altröm. A. (Tironianische Noten) kamen mit der röm. Sprache auch in das Mittelalter herüber, wo man sie zuvörderst bei Inschriften und Münzen, dann auch in Handschriften, besonders seit dem 11. Jahrh. aber auch in den Urkunden findet, in denen sie noch bis ins 16. Jahrh. hinein erscheinen. Die in spätern lat. Handschriften und Urkunden vorkommenden A. bestehen sonst gewöhnlich aus Auslassungen, mehr noch aus Zusammenziehungen von Buchstaben. Auf letztern beruht die Namenschiffre oder das Monogramm (s. d.). Verzeichnisse solcher in Urkunden gewöhnlicher A. und die Regeln ihrer Erklärung findet man in allen Handbüchern der Diplomatik. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst sind jedoch diese feststehenden A. allmählich bis auf wenige außer Gebrauch gekommen. Es werden gegenwärtig bei allen Völkern Europas in der Schrift nur A. angewendet, um dem Privatzwecke des Schnellschreibens zu genügen; in Schriftstücken hingegen, die auch von andern gelesen werden sollen, namentlich aber in Druckwerken, sucht man sich derselben soviel als möglich zu enthalten. Nur in einigen Fällen sind Ausnahmen noch gestattet: 1) in wissenschaftlichen Arbeiten, in denen bei Citaten, bibliogr. Angaben u. dgl. A. kaum umgangen werden können; 2) in einzelnen Wissenschaften, wie der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Grammatik, Musik, wo gewisse A. oder geradezu Zeichen eine bestimmte technische Bedeutung erlangt haben; 3) in Schriftstücken und Druckwerken, in denen es wesentlich auf Raumersparniß (z. B. in lexikal., encyklopäd. und bibliogr. Werken) ankommt. Außerdem finden gewisse Gruppen von A., welche conventionell geworden sind, noch allerwärts Anwendung. Viele derselben haben sich so festgesetzt, daß man die dadurch angedeuteten Worte und Wortformeln nirgends ausgeschrieben findet. Am weitesten in dieser Beziehung gehen die Engländer und zum Theil auch die Nordamerikaner, bei denen es sogar Anstoß erregen würde, wenn man z. B. Mr. oder Mrs. (für Master und Mistress, Herr und Frau) vor Namen ausschreiben oder in anderer Weise abkürzen wollte. Dahin gehören auch die A. der Vornamen, der Formeln für Datirung und Zeitbestimmung, der Bezeichnungen für Münzen, Maße und Gewichte in den benannten Zahlen, der Citate aus allgemein verbreiteten Büchern (Bibel, Corpus juris), der Titel und Titulaturen. Bei den letztern pflegen Zeit und Ort, Herkommen und Mode ihren besondern Einfluß zu üben. Ueber diese conventionellen A. enthalten Näheres die Artikel der einzelnen Buchstaben; die A. und Zeichen in den verschiedenen Künsten und Wissenschaften sind in besondern Artikeln aufgeführt, wie Astronomische Zeichen, Chemische Zeichen, Mathematische Zeichen, Musikalische Zeichen.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philos. Schriftsteller, wurde 25. Nov. 1738 zu Ulm geboren. Er entwickelte früh seine vortrefflichen Anlagen und bezog 1756 die Universität zu Halle, wo er, der Theologie entsagend, Philosophie und Mathematik studirte. 1760 erhielt er zu Frankfurt a. O. eine außerordentliche Professur der Philosophie, und hier schrieb er mitten im Getümmel des Siebenjährigen Kriegs seine Abhandlung «Vom Tod fürs Vaterland» (Berl. 1761). Das Jahr darauf folgte er dem Rufe als Professor der Mathematik nach Rinteln und benutzte den ihm bewilligten halbjährigen Urlaub zu einer Reise nach Berlin, wo er mit Euler, Nicolai und Mendelssohn in einen freundschaftlichen Verkehr trat und als Mitarbeiter für die von den letztern herausgegebenen «Briefe, die neueste Literatur betreffend» gewonnen wurde. Das wenig Anregung bietende Rinteln machte ihn dem akademischen Leben abgeneigt, und er begann die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Nach der Rückkehr von einer Reise in das südl. Deutschland, die Schweiz und einen Theil Frankreichs 1763 begründete er seinen Ruhm besonders durch das Werk «Vom Verdienst» (Berl. 1765), das sich durch feine Bemerkungen und treffliche praktische Philosophie auszeichnet. Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der A. mit besonderer Freundschaft zugethan war, ernannte ihn 1765 zum Hof-, Regierungs- und Consistorialrath zu Bückeburg; allein er starb schon 3. Nov. 1766. A.'s Ausdruck ist anmuthig und kraftvoll, ohne jedoch immer von Zwang und Dunkelheit frei zu sein. Seine Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist. Kräftig hat er zur bessern Gestaltung der deutschen Literatur mitgewirkt, und gewiß würde er einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden sein, wenn er das reifere männliche Alter erreicht hätte. Aber auch so verdient er zu denen gerechnet zu werden, die in Lessing's Zeitalter zu der bessern Gestaltung der deutschen Literatur beigesteuert haben. Seine «Vermischten Werke» wurden nach seinem Tode von F. Nicolai herausgegeben (6 Bde., Berl. 1768—81; 2. Aufl., 1790).

A-b-c-Bücher oder Fibeln (entweder vom lat. fibula, Heftel oder Schlinge, welche die Blätter zusammenhielt, oder vom griech. biblion, biblos) gehen als ein mit den Schulen entstehendes und wachsendes Bedürfniß noch in die Zeit vor der Reformation zurück. Im Mittelalter wurden die Namen der Heiligen zu den ersten Buchstabir- und Leseübungen benutzt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst trug natürlich wesentlich zur Entwickelung und Verbreitung der Fibel bei. Unter den Protestanten fand Luther's Fibel (1525), welche außer dem vorangestellten Alphabet das Vaterunser, den Glauben und einige Gebete enthielt, bald die größte Verbreitung. Das erste eigentliche deutsche Buchstabirbüchlein aber verfaßte Valentin Ickelsamer, ein Schulmeister zu Rothenburg an der Tauber, das unter dem Titel «Teutsche Grammatica» 1537 zu Nürnberg im Druck erschien. Mit Bildern zur Erläuterung der Laute findet man die A-b-c-Bücher seit Anfang des 18. Jahrh. verziert. Die unter denselben zur leichtern Einprägung der Buchstaben angebrachten barbarischen Reimverse sollen einen Schulmann in Wernigerode, Namens Bienrod, zum Verfasser haben. Eine stereotype Verzierung des A-b-c-Buchs ward frühzeitig das Bild eines Hahns, das Symbol der Aufmerksamkeit und der Wachsamkeit; bald kam auch auf der Rückseite das Einmaleins hinzu. Abänderungen und Verbesserungen der A-b-c-Bücher traten mit dem Aufkommen neuer Lesemethoden ein. So durch Zeidler (1700), der gegen die Buchstabirmethode auftrat, durch Olivier, Krug, Pöhlmann, Hientzsch u. a., welche die Lautirmethode in verschiedener Weise zur Anwendung brachten; ferner durch Graser, der die Schreiblesemethode begründete, durch Berthelt, Jäckel, Kell, Petermann, Thomas als Hauptvertreter der sogenannten analytisch-synthetischen Methode, und endlich durch Vogel in Leipzig, dessen Bilderfibel «Des Kindes erstes Schulbuch» (Lpz. 1842 u. öfter) nach der sogenannten Wortmethode eingerichtet ist. (Vgl. Lesen und Lesemethoden.) — A-b-c-Schützen hießen im Mittelalter jüngere, der Führung herumziehender Lehrer (Bacchanten) überlassene Schüler, denen sie mit Leib und Leben angehörten und, außer andern erniedrigenden Dienstleistungen, auch präsentiren, d. h. für ihren Unterhalt sorgen helfen mußten. Letzteres geschah vorzugsweise durch Betteln und Stehlen (z. B. bei ihren Wanderungen nach Gänsen werfen, nach dem Studentenausdruck: schießen). Gegenwärtig ist der Ausdruck noch im gewöhnlichen Leben als Bezeichnung der Elementarschüler in Gebrauch.

Abchasen, von den Russen und Türken Abasa, von den Georgiern Abchasi oder Apchasi, in ihrer eigenen Sprache aber Absne genannt, eins der sogenannten kaukas. Bergvölker, welches das Land westlich vom Kamme des Kaukasus bis zur Ostküste des Schwarzen Meers (Abchasien) bewohnt, und nördlich die Ubychen und Tscherkessen, im Süden die Suanen und Mingrelier zu Nachbarn hat. Ihr Gebiet mag im ganzen etwa 500 Q.-M. umfassen. Die A., im allgemeinen das roheste Volk des Kaukasus, besitzen keine der Eigenschaften, durch die sich die übrigen Bergvölker mehr oder weniger auszeichnen. Von ihren tscherkessischen Nachbarn unterscheiden sie sich ebenso sehr in ihren socialen Zuständen wie in Physiognomie und Körperbau. Ihr Gesicht hat bei dunkler Farbe und unregelmäßigen Zügen einen rohen Ausdruck. Ihr Körper ist hager, von mittlerer Größe, doch kraftvoll und gut gebaut, das Haar meist von schwarzer Farbe. Ihrem Nationalcharakter ist Grausamkeit, Arglist und Rachsucht eigen. Sie vertrauen nur auf ihre Waffen, die sie nie ablegen, sind aber gastfrei und auch abergläubisch. Die A. treiben Ackerbau und Viehzucht, bearbeiten indeß nur so viel Feld, als zur Erhaltung ihrer Familie nöthig ist, und beschränken sich meist auf die Production von Mais. Die bedeutendere Viehzucht erstreckt sich auf kleines aber kräftiges Hornvieh, das ein fettes und schmackhaftes Fleisch liefert, Schafe von vorzüglicher Güte, eine ausgezeichnete Rasse von Ziegen und auf Pferde von großem und schönem Schlage. Weinbau wird an den niedern Abhängen der Berge und in den Thälern in großer Ausdehnung betrieben und ein Theil des Products an die Grusier und Armenier abgesetzt. Von dem abchasischen Honig, dem Product wilder Bienen, finden sich große Lager auf den Bazars in Konstantinopel. Bergbau ist unbekannt, obgleich das Land reich an Metallen zu sein scheint. Blei wird an einigen Orten fast gediegen gefunden. Die Industrie ist ganz unbedeutend; außer Waffen werden höchstens Gold- und Silberarbeiten, sowie für den Hausgebrauch grobe Wollstoffe und Baumwollzeug gefertigt. Hauptgegenstand des Ausfuhrhandels ist außer Wein und Honig besonders das Buchsbaumholz (von den Russen Palmenholz genannt), sowie andere Nutzhölzer aus den prächtigen Wäldern des Landes. Der früher schwungvoll, besonders nach Konstantinopel betriebene Sklavenhandel hat aufgehört, ebenso die Seeräuberei, welcher durch die Russen gesteuert worden. Das Volk der A., nach russ. Angaben 144346 Köpfe stark, zerfällt in drei Stände: 1) Fürsten, große Grundbesitzer und Häuptlinge, 2) Edelleute und 3) Bauern,

zu denen auch die Sklaven und Kriegsgefangenen zählen. In polit. Beziehung zertheilt sich der Volksstamm und das Land in 13 verschiedene staatliche Gemeinschaften. Die umfangreichste (66,56 Q.-M. mit 94023 E.) und wichtigste ist das eigentliche Abchasien, der Landstrich zwischen den Flüssen Ingur und Bsyb, welcher von einem eingeborenen Fürsten unter Mitwirkung der russ. Regierung beherrscht wird. Auf diesem Gebiete haben die Russen die Festungen Suchum-Kaleh, Pizunda und Gagry an der Küste und Bombory im Innern angelegt. Abgaben werden jedoch von den Einwohnern an die Russen nicht entrichtet. Nächst dem eigentlichen Abchasien ist die Zebelda (48,54 Q.-M. mit 9327 E.) zu nennen, die das Thal des obern Kodor umfaßt. Dieses Gebiet unterwarf sich 1837 den Russen und wird gegenwärtig von einem Pristaw verwaltet. Ferner sind als Völkerschaften und polit. Gemeinden hervorzuheben: das Land Samursakan, vom Onchur bis zum Ingur, mit 9896 E., seit 1839 den Russen ergeben, welche hier die Festungen Anaklia und Ilory erbauten; das Land der Dshigeten oder Sadsen, in acht verschiedene Genossenschaften zerfallend, zusammen 16923 Köpfe stark; die Abasinen, in der höchsten Region des Kaukasus an dessen Nordabhange, um die Quellen des Kuma und Kuban, zusammen auf 6450 Seelen geschätzt; die Bessilbei an den Oberläufen der Flüsse Urup und Selentschuk, 2677 Köpfe. Die Tam im Quellgebiet der großen Laba, sowie die Schegirei, Kisylbek's Aul, Bags oder Beg, die Barakai, die Aule Lowi's und Dudaruk's sind unbedeutende Genossenschaften. Die A. waren in ihren heutigen Wohnsitzen schon den Alten unter den Namen der Abasci oder Abasgi bekannt. Zu den Zeiten Justinian's wurde durch griech. Sendboten das Christenthum unter dem Volke verbreitet; man baute herrliche Kirchen, deren Ruinen noch jetzt vorhanden sind. Der alte Naturglaube verdrängte indeß bald wieder das Christenthum, obschon sich bis auf den heutigen Tag einzelne christliche Sitten erhalten haben. Das Land bildete mit den Nachbargebieten unter seinen Königen, die unter der Oberherrschaft der Byzantiner standen, einen eigenen Staat, bis im 11. Jahrh. Abchasien mit Georgien vereinigt und von neuem dem Christenthum zugeführt ward. Die A. blieben dem Namen nach Christen, solange sie unter georg. Herrschaft standen. Als sie seit der Mitte des 15. Jahrh. unter türk. Hoheit gelangten, fand der Islam Eingang, der indeß auch nicht tiefer einzudringen vermochte. Die A. gelten zwar gegenwärtig als Mohammedaner, doch besteht ihre Religion in Wirklichkeit nur aus einem Gemisch von heidnischen, christlichen und moslemischen Anschauungen und Gebräuchen. 1771 erhielten die eigentlichen A. wieder eigene Fürsten in der Dynastie der Scherwaschidse, die sich 1824 unter russ. Oberhoheit stellte.

Abd, heißt im Arabischen Knecht, Sklave, und wird in vielen Zusammensetzungen mit den verschiedenen Namen Gottes bei allen Völkern, die den Islam angenommen haben, zur Bildung von Eigennamen verwendet, z. B. Abd-Allah: d. i. Knecht Gottes; Abd-el-Kader: Knecht des mächtigen Gottes; Abd-ul-Latif: Knecht des huldreichen Gottes; Abd-ur-Rahman: Knecht des erbarmungsreichen Gottes. Auch mit dem hebr. und syr. Ebed (Knecht) sind in ähnlicher Weise jüd. und christl. Namen gebildet worden, z. B. Ebed-Jesu: Knecht Jesu.

Abdachung, im allgemeinen die Neigung einer Fläche gegen den Horizont, bezeichnet in der Geographie das allmähliche Abnehmen der Höhe eines Landes gegen die Meeresküste hin, oder die den Lauf der abfließenden Gewässer bedingende geneigte Lage desselben. Als Richtung dieser A. nimmt man die Richtung des in ihr gebildeten Hauptstroms an. So haben die nördl. Theile Deutschlands und Frankreichs eine nördl. oder nordwestl. A. Da die Richtung und der Grad der A. (das Gefälle) auf Klima, Fruchtbarkeit und nationalen Verkehr eines Landes wesentlichen Einfluß üben, so pflegt man auch die Continentalgebiete nach ihrer verschiedenen A., oder, was dasselbe sagt, nach ihren verschiedenen Stromgebieten einzutheilen, sodaß die natürlichen Grenzen dieser einzelnen Gebiete einerseits das Meer, andererseits die sogenannten Wasserscheiden bilden.

Abdallah, Sohn des Abd-el-Mottalib, der Vater des Mohammed, wurde 545 n. Chr. zu Mekka geboren, wo er als Kaufmann lebte und sich 569 mit Amineh, der Tochter des Wahb, des Häuptlings der Benu-Zahra, vermählte. Doch starb er schon 570, kurz nachdem ihm sein Sohn geboren war, auf einer Handelsreise zu Jathreb, dem spätern Medina. Wie an die Geburt des Mohammed, so hat auch die Legende der Moslems an die Person des Vaters des Propheten angeknüpft. Unter anderm wird erzählt, der Vater A.'s habe einst, weil seine Ehe lange Zeit kinderlos geblieben, das feierliche Gelübde gethan, daß er, sobald er zehn Kinder besitzen werde, eins derselben den Göttern zum Opfer darbringen wolle. Als die Zeit

zur Erfüllung des Gelübdes eingetreten, habe Abd-el-Mottalib seine sämmtlichen Kinder im Tempel der Kaaba das Los ziehen lassen, und dieses sei auf A. gefallen, der nur dadurch dem Tode entgangen, daß der Vater, auf den Rath einer weisen Frau, statt des Sohnes 100 Kameele geopfert. Noch an demselben Abend soll sich A. mit der Amineh vermählt haben. — A., Sohn des Abbas, Oheim der beiden ersten Khalifen aus dem Hause der Abbassiden, besiegte den Khalifen Merwan II. in der Schlacht bei Zeb, worauf dieser nach Aegypten flüchten mußte, während A. fast alle Abkömmlinge des Hauses der Omajjaden 752 auf grausame Weise ermorden ließ. Nach dem Tode seines Neffen, des Abul-Abbas, mit dem Beinamen Al-Saffa (d. i. der Blutige), des ersten Khalifen aus der Dynastie der Abbassiden (754), ließ sich A. selbst zum Khalifen ausrufen, aber der Bruder des Verstorbenen, Abu-Dschafar, genannt Al-Mansor, kam ihm zuvor und sandte ihm den Abu-Moslem mit einem Heere entgegen. Letzterer schlug den A., sodaß dieser nach Bassora zu seinem Bruder Soliman flüchten mußte, der, obschon Statthalter Al-Mansor's, den Flüchtigen einige Zeit verborgen hielt. Endlich entdeckt, wurde A. 754 umgebracht. — A. ben-Yasin, ein Araber im nordwestl. Afrika, vereinigte sich um 1035 mit Yahya, Fürsten von Senhadsche, zur Bekehrung der dortigen arab. Nomadenstämme, die sich nur ganz äußerlich zum Islam bekannten. Durch seinen begeisternden Eifer gewann er bald den Ruf eines Heiligen und eine wachsende Zahl von Anhängern, die sich Morabethun nannten und ihn als geistliches Oberhaupt anerkannten. Die Sekte begann hierauf das Bekehrungswerk mit Waffengewalt auszudehnen und unterwarf einen Stamm nach dem andern. A. hinterließ bei seinem Tode, den er um 1058 in einem Feldzuge fand, seinem erwählten Nachfolger, dem Abubekr ben-Omar, ein ansehnliches Reich im NW. Afrikas. Abubekr dehnte dasselbe noch weiter gegen S. und W. aus, gründete Marokko 1070, und war der nächste Ahnherr der mächtigen Dynastie der Almorawiden (s. d.).

Abdampfen oder Evaporiren nennt man in der Chemie und Technologie die Verwandlung einer Flüssigkeit in Dampf oder Gas vermittelst der Hitze oder des Siedens. Der Zweck des A. ist gewöhnlich die Gewinnung der in der Flüssigkeit im Zustande der Auflösung befindlichen krystallisirbaren Körper (z. B. Salzbereitung, Zuckerfabrikation), oder überhaupt fester Stoffe; ferner die Concentration eines flüssigen Körpers bis zu einer erforderlichen Dichtigkeit (z. B. Sirupkochen, Verdickung von Pflanzensäften). Im kleinen findet das A. statt in einem Sandbad oder mittels Dämpfen in Abdampfschalen von Porzellan, Silber und Platina; im großen werden zinnerne, eiserne, bleierne Kessel und Pfannen dazu angewendet. In letzterm Falle dampft man meistens über freiem Feuer ab, seltener durch Dampfheizung, wie z. B. bei der Zuckerfabrikation. Man läßt auch wol, um Brennmaterial zu sparen, die Flüssigkeit in weiten flachen Gruben von selbst verdampfen, wie das Seewasser zur Gewinnung des Kochsalzes, oder man benutzt, wie Howard beim A. des Zuckersirups, die Erniedrigung des Siedepunkts im luftverdünnten Raum. Auch das Gradiren der Salzsole durch Herabträufeln über Dornenwände ist ein A.

Abdecker, Kafiller, Wasen-(Rasen-)meister oder Feldmeister heißen diejenigen, welche sich handwerksmäßig mit der Wegschaffung, Ablederung, Verwerthung oder Verscharrung gefallener Thiere beschäftigen. In frühern Zeiten war das Eigenthum der Abdeckereien theils mit den Rittergütern verbunden, theils der Commun gehörig; jetzt ist es aber fast überall in die Hände der A. selbst und zwar als käufliches Realrecht übergegangen. Alle A. beanspruchen die Ueberlassung des gefallenen Viehes, welches Recht jedoch an verschiedenen Orten verschiedene Modificationen, besonders in Hinsicht dessen, was der A. von dem gefallenen Vieh dem Eigenthümer desselben zurückgeben oder an Geld gewähren muß, erleidet. In neuester Zeit war man bemüht, die Abdeckergerechtsame der Ablösung zu unterwerfen; doch hat sich die bisher nicht überall realisirt, obgleich die Vortheile, welche aus der bedingten Aufhebung der Kafillereien namentlich für die Landwirthschaft hervorgehen würden, nicht unbedeutend sind. Insofern der A. mit Beaufsichtigung der Hunde, Einfangung und Tödtung der herrenlosen und tollen u. s. w., betraut ist, besitzt er auch den Charakter eines Polizeibeamten. Von diesem wohlfahrtspolizeilichen Gesichtspunkte aus scheint auch die unbedingte Freigebung des Kafillereigeschäfts nicht rathsam; wenigstens wird den Sanitätsbehörden und den Gemeinden das Recht der Oberaufsicht und theilweisen Beschränkung zustehen müssen. Da man gegenwärtig sämmtliche Theile gefallener Thiere ohne Ausnahme nutzbar zu verwenden weiß, so bildet die Abdeckerei einen äußerst lohnenden Erwerbszweig; sie ist häufig mit Gerberei, Knochenmehlproduction, Maschinenöl- und Poudrettenfabrikation u. s. w. verbunden. Früher strebte man danach, die Kafillereien nur an Thierärzte zu vergeben; doch hat dies der Seuchen wegen seine Gefahr. Die

an ansteckenden Krankheiten gefallenen Thiere sollten nicht weiter verwerthet, sondern überall verscharrt werden, wie dies die Polizeiverordnungen der meisten Staaten verlangen.

Abd-el-Kader (eigentlich Sidi el-Hadschi Abd-el-Kader Uled-Mahiddin), der durch seine Kämpfe mit den Franzosen in Algerien berühmte arab. Emir, stammte aus einer im Gebiete von Oran sehr angesehenen Familie der Marabuts und wurde 1807 in der Umgebung von Maskara geboren. Er erhielt seine Bildung mit seinen drei Brüdern in der Ghetna zu Maskara, einer Art theol. Seminars, das sich unter der Leitung seines Vaters Sidi el-Mahiddin befand. Das Ansehen und der Ruf der Heiligkeit, in welchem seine Aeltern standen, trugen sich auch auf den Sohn über, der sich schon frühzeitig mit dem Koran und moslemischer Gelehrsamkeit vertraut gemacht hatte, auch als Reiter und im Gebrauch der Waffen unter seinen Alters- und Stammesgenossen sich auszeichnete. Der Dei von Algier, welcher den Ehrgeiz des jungen Marabut fürchtete, trachtete nach seinem Leben, sodaß sich A. veranlaßt sah, mit seinem Vater nach Aegypten zu flüchten, wo er die ersten Eindrücke der europ. Civilisation erfuhr. Von Kairo aus machte er eine Wallfahrt zu dem Grabe des Propheten nach Mekka, die ihm den Ehrentitel eines Hadschi einbrachte und sein Ansehen unter seinen Landsleuten noch mehr befestigte. Diese Reisen stärkten auch den religiösen Eifer und die Herrschergedanken, die in dem edeln und zur Schwärmerei geneigten Charakter des jungen A. durch vielfache Umstände genährt worden waren. Als er in die Heimat zurückkehrte, hatten sich bereits die Franzosen Algiers bemächtigt und der Herrschaft der Türken den Hauptschlag versetzt. Mehrere arab. Stämme im Gebiete von Oran benutzten die Gelegenheit, sich unabhängig zu machen, brachten Maskara in ihre Gewalt und wählten erst den Sidi el-Mahiddin, nach dessen Ablehnen aber den A. zu ihrem Emir, dessen Ruf sich bereits zu den entlegenern Stämmen des Landes verbreitet hatte. Sofort eröffnete A. den Kampf gegen die Ungläubigen, welche die in den Augen der Moslems legitime Herrschaft der Türken gebrochen hatten, indem er Anfang Mai 1832 an der Spitze von 10000 Kriegern das von den Franzosen besetzte Oran angriff, aber zurückgeworfen wurde. Obgleich an mehreren Punkten von den Franzosen geschlagen, erweiterte er doch seine Herrschaft über die Stämme des westl. Algerien um ein Beträchtliches und nöthigte selbst den franz. General Desmichels durch zwei blutige Gefechte, die er ihm 3. Dec. 1833 und 6. Jan. 1834 lieferte, zu einem Vertrage (26. Febr. 1834), der ihm als Emir die souveräne Herrschaft über das westl. Algerien zwischen Schelif und Marokko mit der Hauptstadt Maskara zugestand. Die Erfolge, welche A. durch seinen Glaubenseifer erzielt, gaben ihm das höchste Ansehen unter der mohammed. Bevölkerung von Algerien. Mit großer Klugheit gründete er, unbehindert von den Franzosen, seine Macht immer fester, unterwarf sich einige der mächtigsten Stämme und wußte die Besiegten für seine Sache zu gewinnen. Als er endlich den Scheich Mussa el-Darkui, der aus der Wüste heranzog, um erst ihn wegen des mit den Ungläubigen abgeschlossenen Friedens zu züchtigen, dann aber die Franzosen zu vernichten, mit Hülfe seiner Artillerie geschlagen hatte, wurde er von allen Stämmen der Provinzen Oran und Titteri als Sultan anerkannt, und es tauchte die Sage auf, daß A. aus dem Geschlechte der fatimidischen Khalifen stamme und dazu berufen sei, deren glänzende Herrschaft, die sich einst über ganz Nordafrika erstreckt, wieder aufzurichten. Alles dieses gab ihm einen neuen, mächtigen Halt in den Gemüthern der moslemischen Bevölkerung. Obschon von seinen Glaubensgenossen vielfach zur Wiederaufnahme des Kriegs gegen die Ungläubigen gedrängt, hielt er doch den Frieden einige Zeit aufrecht, bis ihm die Unternehmungen des in Oran befehligenden Generals Trezel zur Fortsetzung des Kampfes Veranlassung gaben. Schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten errang A. Vortheile, und Trezel sah sich zum Rückzuge genöthigt, auf welchem die franz. Truppen 28. Juni 1835 an der Makta angegriffen wurden und eine schmähliche Niederlage erlitten. Eine neue Expedition unter Marschall Clauzel, der indessen zum Gouverneur in Algerien ernannt worden war, führte zwar zur Einnahme von Maskara, doch glaubte der Marschall die Stadt nicht behaupten zu können und ließ sie niederbrennen. A. nahm den Ort alsbald wieder in Besitz und brachte 25. April 1836 dem General d'Arlanges eine Niederlage an der Tafna bei, durch welche derselbe in die gefährlichste Lage versetzt wurde, sodaß ihm in aller Eile die franz. Regierung den General Bugeaud mit 4000 Mann zur Hülfe schicken mußte. Obgleich Bugeaud's erstes Auftreten schon von ziemlichem Erfolge begleitet war, so machte es doch die beabsichtigte Expedition nach Konstantine für die Franzosen wünschenswerth, im Westen der Colonie Ruhe zu haben. Es kam demnach mit A. 30. Mai 1837 der für diesen sehr vortheilhafte Friede an der Tafna zu Stande, den

er aufs klügste auszunutzen wußte, indem er seine innern Angelegenheiten ordnete und sich in den Stand setzte, den Krieg bei guter Gelegenheit wiederbeginnen zu können. 1838 erlangte A. die Anerkennung von seiten einiger Kabylenstämme, und Ludwig Philipp empfing zu Paris einen Gesandten von ihm. Hiermit hatte er den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Schon im folgenden Jahre (Nov. 1839) trieb ihn die Ungeduld seiner Glaubensgenossen aufs neue zum Kriege gegen Frankreich, zu welchem er einen Streifzug, auf welchem Marschall Valée das Gebiet des Sultans verletzt hatte, zum Vorwande nahm. Der Kampf ward von beiden Theilen mit größtem Nachdruck geführt, und mehrere blutige Gefechte zeigten, daß die Bestrebungen A.'s, sein Heer zu discipliniren, nicht ohne Erfolg geblieben waren. Die Einnahme von Medeah (Mai 1840) und von Miliana (im Juli) waren für die Franzosen die einzigen Resultate des Feldzugs von 1840. Anders gestaltete sich jedoch die Lage der Dinge, als 1841 Bugeaud, der indessen an Valée's Stelle getreten war, die Leitung des Kampfes übernahm und in Lamoricière, Cavaignac und Changarnier drei Offiziere fand, welche jenes furchtbare Razziasystem ausführten, dem auch endlich A., trotz seiner Kühnheit und Beharrlichkeit, erliegen mußte. Gegen Ende 1841 bereits hatten die franz. Waffen entschieden die Oberhand gewonnen, und A. sah sich im Febr. 1842 genöthigt, auf marokk. Gebiet ein Asyl zu suchen. Zwar erschien er gegen Ende März 1842 mit neuen, zum Theil im Marokkanischen angeworbenen Streitern in Algerien, doch nach kurzer Zeit mußte er sich wieder ins Marokkanische zurückziehen, wo er von nun an Rückhalt und Stütze suchte. Er predigte hier den heiligen Krieg, sammelte ein starkes Heer an den Grenzen von Algier, und brachte es schließlich dahin, daß eine marokk. Armee unter Anführung eines Sohnes des Sultans Abd-ur-Rahman in Verbindung mit den Scharen A.'s die Feindseligkeiten Ende Mai 1844 gegen die Franzosen eröffnete. Marschall Bugeaud drang jetzt über die Grenze und brachte dem vereinigten Feinde 14. Aug. in der Schlacht am Isly (s. d.) eine entscheidende Niederlage bei, infolge deren der Sultan von Marokko 10. Sept. einen Friedens- und Grenzvertrag abschloß, in welchem A. als geächtet erklärt wurde.

Dennoch setzte der unermüdliche Emir seine Bestrebungen fort und wußte unter den marokk. Stämmen neue Unterstützung an Geld und Menschen zu gewinnen. Von Marokko aus griff er seit Oct. 1845 die Franzosen aufs neue an und bewog auch die Kabylenstämme Algiers wieder zu vereinzelten Aufständen, die Bugeaud nur unter langen und ermüdenden Kämpfen allmählich niederschlagen konnte. Offenbar hegte A. die Absicht, durch eine Revolution sich zum Herrscher über Marokko zu machen, und dies vermochte endlich den Sultan Abd-ur-Rahman, dem Emir mit Waffengewalt entgegenzutreten. A. schlug zwar die Truppen des Sultans wiederholt, vermochte aber seiner Macht keinen festen Halt zu geben. In der Nacht vom 11. Dec. 1847 unternahm er einen kühnen Angriff auf das marokk. Lager, der fehl schlug, sodaß er sich zur Flucht aus dem Lande entschließen mußte. Zwar hätte er seine Person in Sicherheit bringen können, doch er wollte seine Familie und seine Getreuen nicht preisgeben. Nach einem letzten Gefecht setzte er 21. Dec. in Begleitung seines Hauswesens (Deira) und etwa 1000 Kriegern über die Muluja, um sich von Algier aus nach dem Süden durchzuschlagen. Während seine Familie sofort den Franzosen in die Hände fiel, wandte er sich selbst mit seinen Reitern nach dem Passe von Kerbens, den er aber von Franzosen besetzt fand. In solcher Lage überlieferte er sich mit seinen Begleitern 22. Dec. 1847 dem General Lamoricière und dem Herzog von Aumale, gegen das Versprechen, daß man ihm erlauben wolle, sich mit den Seinen nach Aegypten oder nach St.-Jean-d'Acre zurückzuziehen. Die franz. Regierung, die endlich den Mann in ihren Händen sah, der ihr so viel zu schaffen gemacht, versagte dem Vertrage ihre Genehmigung und ließ den Emir mit den Seinen (97 Personen) nach Toulon in das Fort Lamalgue bringen, von wo er nach der Revolution von 1848 nach Pau, im Nov. darauf nach Schloß Amboise bei Blois versetzt wurde. A. forderte zwar 1848 und 1849 von der Nationalversammlung seine Entlassung, aber man gewährte sie ihm nicht, weil man fürchtete, er könne die innere Lage Frankreichs benutzen, um in Afrika den Krieg wieder zu entzünden. Erst Ludwig Napoleon gab ihm bei der Proclamirung des Kaiserreichs nicht ohne Ostentation die Freiheit zurück, und A. schiffte sich mit seinem Gefolge 21. Dec. 1852 nach Brussa ein, wo er in Zurückgezogenheit bis zur Zerstörung dieser Stadt durch Erdbeben 1855 lebte. Er ging hierauf nach Konstantinopel und unternahm von da aus in demselben Jahre während der Industrieausstellung eine Reise nach Paris, wo er von Napoleon III. mit Auszeichnung behandelt wurde. Von Konstantinopel siedelte er sodann nach Damaskus über, wo er sich im Sommer 1860 bei den Greuelthaten der Drusen und Türken gegen die Christen energisch der letztern annahm, wofür ihn der Kaiser der Franzosen mit dem Großkreuz der

Ehrenlegion belohnte. A. bezieht eine franz. Pension von 100000 Fr., lebt aber sehr ökonomisch, seine Zeit der Lectüre und religiösen Pflichten widmend. Er hat 3 Frauen, und von 24 Kindern sind ihm 11 am Leben geblieben. Seine Leibgarde mußte er 1862 auf Befehl der mistrauischen türk. Regierung entlassen; dagegen erhielt er von Napoleon III. die Erlaubniß zu einer Pilgerfahrt nach Mekka, die er im Jan. 1863 antrat. In seiner Zurückgezogenheit hat A. ein religiös-philos. Werk abgefaßt, das seinem Geiste und Charakter zur Ehre gereicht, und von Dugat aus dem Arabischen übersetzt und unter dem Titel «Rappel à l'intelligent; avis à l'indifférent» (Par. 1858) veröffentlicht worden ist.

Abdera, im Alterthum eine Stadt in Thrazien in der Nähe der Mündung des Nestos, die, wie die Sage erzählt, von Herakles an der Stelle erbaut worden war, wo dessen Liebling Abderos von den Rossen des Diomedes zerrissen wurde. In Wirklichkeit war es eine Gründung des Klazomeniers Timesios (um 656 v. Chr.), die aber alsbald von den Thraziern zerstört, später (543 v. Chr.) von den ausgewanderten Tejern neu aufgebaut wurde. Nachdem es eine Zeit lang den Persern unterthan gewesen, wurde A. nach den Perserkriegen unabhängig, blühend und mächtig, scheint jedoch infolge einer Niederlage, welche die Abderiten von den Triballern 376 v. Chr. erleiden mußten, seine polit. Bedeutung verloren zu haben. Unter den Römern war A. eine freie Stadt, deren noch bis ins Mittelalter hinein von den Byzantinern Erwähnung gethan wird. Ruinen von ihr zeigt man bei Polystilo (in Rumelien) oder Platystomon. Obgleich der Geburtsort vieler ausgezeichneter Männer, wie des Demokrit, Protagoras, Anaxarch, des Geschichtschreibers Hekatäos, standen doch die Bewohner von A. schon seit frühester Zeit im Rufe der Beschränktheit und des Stumpfsinnes, weshalb der *Name* Abderit bereits im Alterthum ein Schimpfname war. Nach Hippokrates soll jener Geisteszustand in der localen Luftbeschaffenheit seinen Grund gehabt haben. Mit vielem Spotte hat Lucian zu Anfang seiner Abhandlung: «Wie man Geschichte schreiben müsse», jenen Charakter geschildert, und Wieland in den «Abderiten» ein ergötzliches Bild davon gegeben. Unter Abderitismus versteht man soviel als beschränktes, albernes Wesen, auch Kleinstädterei. In der Philosophie bezeichnet man damit die Ansicht, wonach die Menschheit nicht die Fähigkeit einer unendlichen Fortentwickelung besitzt, sondern auf einer gewissen Höhe der Bildung immer wieder auf die niedere Stufe zurücksinken und von neuem anfangen muß.

Abdication und abdiciren (abdanken) gebraucht man vorzugsweise von dem Niederlegen der Herrscherwürde. Von freiwilligen A. sind aus der neuern Geschichte die bekanntesten: die der Königin Christine von Schweden (1654), des Kaisers Karl V. (1556), des Königs Philipp V. von Spanien (1724), des Königs von Holland, Ludwig Bonaparte (1810), der Könige Karl Emanuel, Victor Emanuel und Karl Albert von Sardinien (1802, 1819, 1849, die letzte allerdings infolge zwingender äußerer Umstände nach der Schlacht von Novara); endlich in Deutschland: des Königs Ludwig von Baiern (1848), des Fürsten Heinrich LXXII. Reuß (1848), der Fürsten von Hohenzollern (1849) zu Gunsten der Krone Preußen, des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg (1849) zu Gunsten seines Bruders. Nur halb freiwillig abdicirte Wilhelm I., König der Niederlande (1840), weil seine Politik durch die Wendung der belg. Angelegenheiten unmöglich geworden war. Auswärtige Gewalt erzwang die Abdankung August's von Polen (1707), später die Stanislaus Leszczynski's (1735) und Poniatowski's (1795), Karl's IV. von Spanien (1808), Napoleon's (1814 und 1815). Am häufigsten haben Aufstände eine A. gewaltsam herbeigeführt. Die neueste Zeit ist reich an solchen, noch reicher freilich an vertriebenen Fürsten, welche ihre Rechte nicht förmlich aufgaben. Manche abdicirten auch zu Gunsten eines Gliedes ihrer Familie (so Karl X. von Frankreich 1830, Ludwig Philipp 1848), ohne daß diese Bedingung erfüllt ward. Die vielleicht wichtigste Abdankung der neuern Zeit, die des Kaisers Ferdinand von Oesterreich (1848), war ein Werk der Contrerevolution, welche die von ihm beschworene Verfassung nicht anders rückgängig zu machen wußte.

Abdominal, vom lat. abdomen, Unterleib, in der Medicin, was den Unterleib betrifft. Daher Abdominaleingeweide, die im Unterleibe gelegenen Verdauungs-, Harn- und Geschlechtsorgane; Abdominalkrankheiten, die Krankheiten der Unterleibsorgane. Abdominaltyphus, s. Typhus.

Abdruck. Unter A. versteht man die Vervielfältigung eines schriftlichen oder bildlichen Gegenstandes durch mechanische Mittel, insbesondere durch die Presse. Alle gewöhnlichen A., die der Lettern bei der Buchdruckerkunst, der Holzstöcke zu Holzschnitten, der Platten für Kupferstiche, der Lithographien, Autographien u. s. w. finden in der Weise statt, daß die erhaben oder vertieft gestellten, gegossenen, geschnittenen, radirten u. s. w. Zeichen mit einer Farbe überzogen

und sodann auf Papier oder irgendeinen andern Stoff, welchem man sie mittheilen will, durch einen Druck oder ein Pressen übertragen werden. Auch bei der gewöhnlichen Kreidezeichnung der Lithographie findet ganz dieses Verfahren statt. Der A. einer Platte, eines Steins u. s. w. fällt um so besser aus, je genauer alle Bedingungen der künstlerischen und mechanischen Erfordernisse dabei gewahrt werden. Nicht allein von der Schärfe der Lettern, der Energie des Stichels und der Kreide u. s. w. hängt die Güte und Schärfe eines A. ab, sondern auch von der Beschaffenheit des Stoffs, auf welchen er übertragen wird, von der angewendeten Farbe und namentlich von der Geschicklichkeit des Druckers. Alle diese Punkte wollen namentlich beachtet sein bei der Herstellung von A. der Kupferstechkunst. Man unterscheidet in neuerer Zeit viererlei Arten von **Kupferstichabdrücken**. Die kostbarsten sind die ersten A. ohne alle Unterschrift, épreuves d'artiste genannt; die zweitbesten die A. avant la lettre, mit dem Namen des Künstlers, aber ohne volle Unterschrift; die dritten mit blos eingerissener Unterschrift heißen avec lettre grise oder avant la lettre finie; die vierten sind die gewöhnlichen im Handel vorkommenden A. mit voller Unterschrift. Natürlich werden aber genug Unterschleife mit dieser Klassifikation getrieben, und es gehört ein gewiegter Kenner dazu, die verschiedenen A. voneinander genau zu unterscheiden. Bei dem Buchdruck versteht man unter A. im allgemeinen die Darstellung eines jeden Druckwerks, speciell aber auch die Copie eines solchen, sodaß z. B. eine neue Auflage oft den Zusatz: Unveränderter Abdruck, erhält. — In der **Kunsttechnik** bezeichnet man als A. auch das Abformen irgendeines Körpers, gewöhnlich in halberhabener Arbeit, zuerst in eine weiche Masse, welche danach erhärtet und die Mutterform bildet, in die sodann die eigentliche Formmasse eingedrückt wird und ihre Gestalt empfängt. Man macht A. in Wachs, Thon, Gips, Schwefel, Metall u. s. w., und namentlich sind es die Künste und Gewerbe der Modelleure, Bildstecher, Wachsbossirer, Töpfer, Stempel- und Steinschneider, sowie die Porzellan- und Steingutfabriken, welche dergleichen A. bedürfen. — In der **Geologie** versteht man unter A. die im Gestein erhaltenen äußern Formen von organischen Körpern, z. B. von Pflanzenblättern oder von Muschelschalen. Die A., welche allerdings gewöhnlich ebenfalls Versteinerungen genannt werden, unterscheiden sich von den eigentlichen Versteinerungen dadurch, daß bei letztern auch die innere Textur des organischen Körpers noch erkennbar, aber in Stein umgewandelt und dadurch erhalten ist, z. B. bei Baumstämmen die Jahresringe und das Zellgewebe. Von den Steinkernen unterscheiden sich aber die A. dadurch, daß jene bloße Ausgüsse des innern Hohlraums, z. B. einer Schnecke oder Muschel, darstellen. Die A. dürfen nicht verwechselt werden mit den sogenannten Dendriten, welche nur aus moosähnlichen Krystallisationen von Metalloxyden auf Gesteinsklüften bestehen.

Abd-ul-Asis, der 32. Sultan (Padischah) der Osmanen, der 29. seit der Eroberung von Konstantinopel, ist der zweite Sohn Sultan Mahmud's II. und der Bruder Sultans Abd-ul-Medschid, dem er 25. Juni 1861 in der Regierung folgte. Er wurde 9. Febr. 1830 geboren, erhielt die gewöhnliche Haremerziehung der türk. Prinzen und lebte während der Regierung seines Bruders in der üblichen Zurückgezogenheit, voll von Pietät für die Vorschriften des Islam, und für den alten Ruhm und Glanz seiner Dynastie und seines Reichs schwärmend. Bei seinem Regierungsantritt versprach er Ordnung im Innern und Sparsamkeit in den Finanzen, reducirte auch die großherrl. Civilliste von 75 auf 12 Mill. Piaster und machte der sinnlosen Verschwendung ein Ende, indem er Harem und Hofhaltung des Vorgängers (gegen 1300 Personen) auflöste. Außerdem bestätigte er den Hatti-Scherif von Gülhane und den Hatti-Humayum von 1856, sprach sich also für die Aufrechterhaltung und Durchführung der großen Reformen aus, welche jene Staatsgesetze verheißen. Während demnach die Reformfreunde günstige Erwartungen zu hegen begannen, hielten die Alttürken den neuen Herrscher, den sie als eifrigen Muselman kannten, für einen der Ihrigen; aber der Gang der Dinge sollte beide enttäuschen. Im Kreise der hohen Beamten erfolgten nach kurzer Zeit Veränderungen, die weder ein System noch überhaupt festen Willen des Sultans verriethen. Zudem entwickelte A. eine übermäßige Neigung für das Soldatenwesen, wodurch die Finanzen nicht gebessert, sondern noch mehr zerrüttet wurden. Die Truppen wurden vermehrt, großartige Manöver veranstaltet, kostspielige Veränderungen in der Bekleidung und Armatur vorgenommen, während der innere Zustand der Truppen unverändert blieb. A. hatte zwar versprochen, sich mit Einer Frau begnügen zu wollen, aber der Harem füllte sich dafür mit zahlreichen tscherkessischen Sklavinnen. Inmitten großer Finanznoth und allgemeiner Vertrauenslosigkeit erfolgte in den ersten Monaten von 1862 eine Reform des Finanzministeriums und die Einsetzung einer Staatscommission, welche das Schuldenwesen überwachen sollte. Diese

und andere Maßregeln waren die Einleitung zu einer Reihe kleiner und großer Anleihen, durch deren Erträge man Ordnung und Credit herstellen wollte, die aber in Wahrheit ganz anders verwendet oder vielmehr verschwendet wurden. Die Umformung der Armee und der Flotte, die Verschönerung der Hauptstadt, Ausflüge ins Land, Jagden schienen den Herrscher ausschließlich zu beschäftigen, während die Verwaltung des Reichs wie früher einer rasch wechselnden Beamtenaristokratie überlassen blieb. Im Nov. 1862 stellte sich bei A. eine nervöse Aufregung ein, die sich zu periodischen Wuthanfällen steigerte, in denen er sogar seiner Umgebung gefährlich ward. Das Gefühl seiner Machtlosigkeit gegenüber den Intriguen des Serails und der Großen, und der Contrast der Wirklichkeit gegenüber den hochfliegenden Plänen, die er von der Wiederherstellung des alten Glanzes seines Hauses und Reiches früher gehegt hatte, sollten ihm diesen Geisteszustand zugezogen haben, der sich indeß bald wieder legte. Anfang April 1863 begab sich A., gegen alle Etikette, mit Fuad-Pascha und acht Schiffen zum Besuche des neuen Vicekönigs Ismail-Pascha nach Aegypten, von wo er über Smyrna gegen Ende des Monats zurückkehrte. Diese Reise, von der Diplomatie sehr beargwöhnt, hatte nur enorme Kosten zur Folge, welche die von seiner Mutter, der Sultanin Valide, angestellten Empfangsfeierlichkeiten noch mehrten. Nach außen hin feierte A. einen Sieg, indem Omer-Pascha durch seine Waffenerfolge die Montenegriner zum Frieden nöthigte. In den Angelegenheiten Syriens, der Donaufürstenthümer und Serbiens folgte der Sultan, wenn auch nothgedrungen, der Politik der Mächte. A. hat einen kräftigen Körperbau, ein volles und regelmäßiges, doch nicht feines Gesicht. Er soll seinem Vater Mahmud II. gleichen. Bei seinem Regierungsantritt bewies er gegen seine sechs Neffen dieselbe Humanität, die er von deren Vater, seinem Vorgänger, erfahren hatte. Statt die Prinzen, dem Gebrauch gemäß, zu einer Art von Gefangenschaft zu verurtheilen, ernannte er den ältesten, Mehemed-Murad (nach türk. Gesetz der präsumtive Thronfolger), zum Pascha und gab ihm einen eigenen Haushalt, während er die andern in einer Militärschule erziehen ließ. Zugleich stellte er den Neffen seinen eigenen Sohn (Jussuf-Izzeddin, geb. 9. Oct. 1857) vor, den er bisher heimlich, aber mit Vorwissen Abd-ul-Medschid's, hatte erziehen lassen, gegen den Gebrauch, welcher dem Thronerben verbietet, männliche Nachkommen am Leben zu haben, ehe er selbst zur Regierung gelangt ist. Später schaffte A. noch eine andere traditionelle Barbarei ab, indem er erlaubte, daß die Söhne der Prinzessinnen des Hauses am Leben behalten werden dürfen.

Abd-ul-Hamid, der 27. Sultan der Osmanen, geb. 20. Mai 1725, bestieg 21. Jan. 1774 zu einer Zeit den Thron, als das Reich in tiefster Zerrüttung war. Die Statthalter der entlegenen Provinzen, wie Syrien, Aegypten, Georgien u. a., ließen von der Macht des Sultans kaum einen Schatten übrig, und Romanzow stand mit einem siegreichen russ. Heere an der Donau. Unter lästigen Bedingungen mußte der Sultan den Frieden erbitten, der 21. Juli 1774 zu Kutschuk-Kainardschi unterzeichnet wurde. Vermöge dieses Friedens, der die Grundlage des mächtigen Einflusses bildet, welchen Rußland seitdem über die Türkei ausgeübt, erhielt es die Große und Kleine Kabardei, die Festungen Jenikale und Kertsch, die Stadt Asow und das Schloß Kinburn mit der Erdzunge zwischen dem Bug und Dnjepr, die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere, das Schutzrecht über die beiden Fürstenthümer der Moldau und Walachei und über alle griech. Kirchen im osman. Reiche, schließlich auch die Garantie der Theilung Polens. Dem Tatarkhan der Krim wurde die Unabhängigkeit zugesichert. Gerade diese Bestimmung aber gab den Grund der Einmischung Rußlands in die innern Verhältnisse der Krim, von der es schließlich 1783 förmlich Besitz nahm. Oesterreich erhielt für seine Neutralität die Bukowina. A. brachte nun mehrere rebellische Paschas zum Gehorsam zurück und rief, da er die Ueberlegenheit der europ. Kriegskunst erkannt hatte, franz. Offiziere nach Konstantinopel, um die Grenzfestungen in bessern Vertheidigungszustand zu setzen. Ein neuer Krieg gegen das mit Oesterreich verbündete Rußland brach 1787 los, der mit dem Verluste der türk. Flotte auf der Höhe von Kinburn und der Eroberung von Oczakow durch Potemkin (17. Dec. 1788) sehr unglücklich für die türk. Waffen eröffnet wurde. Mitten unter den Zurüstungen zu dem neu zu eröffnenden Feldzuge starb A. 7. April 1789, nachdem er schon längere Zeit an geistiger und körperlicher Schwäche gelitten hatte. Ihm folgte sein Neffe Selim III.

Abd-ul-Hamid-Bei, eigentlich Ducouret, ein franz. Reisender, geb. 1812 zu Hüningen im Elsaß, ging 1834, getrieben von ungewöhnlicher Reiselust, nach dem Orient, wo er unter Abenteuern mancherlei Art längere Zeit verweilte. Von Aegypten wandte er sich den Nil aufwärts, bahnte sich unter vielen Gefahren den Weg nach Abyssinien und kehrte längs der Westküste des Rothen Meers nach Kairo zurück. Hier nahm er in aller Form den Islam mit

einem orient. Namen an, begab sich auf die Pilgerfahrt nach Mekka, wodurch er den Ehrentitel Hadschi erhielt, und durchzog den größten Theil von Arabien, bis er, krank und erschöpft, auf der Insel Bourbon landete. Von da besuchte er 1846 Persien, wo er, als Intriguant verdächtigt, in das Gefängniß geworfen wurde, aus dem er sich nur durch Bestechung befreite. 1847 kehrte A. nach Frankreich zurück. Doch sein unternehmender Geist fand hier nicht lange Ruhe. Schon 1849 brach er wiederum auf, um im Auftrage der franz. Regierung das nördl. Afrika zu durchwandern und womöglich bis Timbuktu vorzudringen. Ueber die Ergebnisse dieser letzten Mission berichtete er nach seiner Rückkehr in einem «Mémoire à Napoléon III» (Par. 1853), während er seine frühern Wanderungen und Abenteuer in «Médine et la Mekke» (3 Bde., Par. 1855) schilderte.

Abd-ul-Latif, ein berühmter, vielseitig gebildeter arab. Gelehrter, geb. 1162 zu Bagdad, begab sich nach einem sorgfältigen Unterricht in den verschiedenen Zweigen mohammed. Wissens nach Damaskus, wo Sultan Saladin die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit um sich versammelte. Vom Sultan unterstützt, ging er nach Kairo, wo er die Bekanntschaft des berühmten jüd. Gelehrten Maimonides machte und sich, wie später wieder in Damaskus, Jerusalem und Aleppo, vorzugsweise dem Studium der Medicin widmete. Obschon im 70. Lebensjahre stehend, entschloß sich A. noch zur Wallfahrt nach Mekka. Er nahm den Weg über Bagdad, um dem Khalifen Mostanser-Billah einige seiner Werke zu überreichen, wurde aber hier am 8. Nov. 1231 vom Tode überrascht. A. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller in mehrern Gebieten des Wissens, der Grammatik, Rhetorik, Theologie, Jurisprudenz, besonders aber der Medicin. Mehr als die Hälfte der 136 Schriften, welche sein Biograph Ibn-Abu-Oseiba von ihm aufzählt, sind der Medicin gewidmet. Sein bekanntestes und wichtigstes Werk ist eine Beschreibung von Aegypten, in welchem er sich als ein sehr unterrichteter, wahrheitliebender und sorgfältiger Beobachter zeigt, das aber nur ein Auszug aus einem größern Werke ist. Die Schrift wurde von dem Engländer White («Abdollatiphi historiae Aegypti compendium», Orf. 1800) arabisch und lateinisch herausgegeben und hat durch Silvestre de Sacy eine musterhafte Bearbeitung («Relation de l'Égypte», Par. 1810) erhalten. Der Abschnitt aus Ibn-Abu-Oseiba's «Geschichte der Aerzte», welcher über A. berichtet, wurde von Monsley (Orf. 1808) herausgegeben.

Abd-ul-Medschid, der 31. Sultan (Padischah) der Osmanen, der 28. seit der Eroberung von Konstantinopel, ältester Sohn Mahmud's II., dem er 1. Juli 1839 in der Regierung folgte, wurde 23. April 1823 geboren und erhielt die gewöhnliche, dem Leben und der Wissenschaft abgewandte Erziehung der türk. Prinzen. Während seiner ersten Jugend bebte das türk. Reich unausgesetzt unter äußern und innern Katastrophen. Als der kaum dem Knabenalter entwachsene A. die Regierung antrat, war soeben das türk. Heer in der Schlacht von Nisib (24. Juni 1839) von der ägypt. Armee geschlagen und zerstreut worden, und Ibrahim-Pascha bedrohte Konstantinopel. Die Intervention der Mächte rettete die Integrität des Osmanischen Reichs. Durch denselben Einfluß, insbesondere geleitet von seiner Mutter, der Sultanin Balide, einer klugen und energischen Frau (gest. 1853), und dem in Frankreich gebildeten Reschid-Pascha, griff der junge und leitsame Sultan das Reformwerk des Vaters wieder auf und erließ den berühmten Hatti-Scherif von Gülhane (3. Nov. 1839), der allen Nationalitäten und Culten des Reichs bürgerliche Freiheit und Gleichheit und wichtige Reformen versprach. Die wirkliche Durchführung dieser Verbesserungen, welche die Türkei auf den Weg eines europ. Culturstaats gebracht haben würde, scheiterte jedoch an der Starrköpfigkeit der Türken und der Barbarei der entferntern Provinzen. Außerdem litt das Reich unausgesetzt an äußern und innern Verwickelungen, welche die Kraft der Regierung vollends lähmten. Den ägypt. Wirren folgten Unruhen im Libanon, eine der Pforte gefährliche Bewegung in der Walachei, die Schilderhebung in Albanien, die Rebellion in Kurdistan. Seit 1847 begannen die Verwickelungen mit Montenegro, denen bald Unruhen in Bosnien folgten. Gegen Ende 1850 forderten Oesterreich und Rußland die Auslieferung der ungar. und poln. Flüchtlinge, die in der Türkei ein Asyl gefunden hatten. Sultan A., durch die Ankunft einer engl. Flotte im Bosporus unterstützt, verweigerte mit Festigkeit eine solche Verletzung des Gastrechts, obwol man ihn mit Krieg bedrohte. Diese großherzige Haltung hob sein Ansehen durch ganz Europa, und er befand sich damals auf dem Höhepunkte seines Herrscherthums. Freilich bewies aber auch schon sein kränkliches Gesicht und seine hinfällige Haltung, daß die Genüsse des Harems seine Entwickelung zurückgehalten und eine energische Regierungsthätigkeit von ihm nicht mehr zu erwarten sei. Als im Herbst 1852 Omer-Pascha Montenegro erobern wollte, intervenirte

Oesterreich durch eine Art Ultimatum im Febr. 1853, und A. hielt es für angemessen, den Conflict friedlich auszugleichen. Kaum war diese Angelegenheit geordnet, als Rußland infolge des Streits wegen der heiligen Stätten die Orientalische Frage, d. h. die Frage um das Schicksal des wankenden Osmanenreichs (des «kranken Mannes») zur Kriegsfrage machte. Sultan A. benahm sich mit großer Würde gegenüber dem herrischen Auftreten des Fürsten Menschikow. Er gestand den christl. Confessionen seines Reichs alle Freiheiten und Privilegien zu, wies aber mit Festigkeit die russ. Forderungen und ebenso alle Vergleichsvorschläge der übrigen Mächte zurück, deren Annahme seiner Souveränetät den Todesstoß versetzt haben würde. Nachdem die Russen im Juli 1853 in die Donaufürstenthümer eingerückt, eröffnete er im Oct. sowol an der Donau als in Asien den Kampf. Es war dies ein kritischer Moment für A.; denn obschon eine franz.-engl. Flotte in den Dardanellen lag und die Westmächte Hülfe versprochen hatten, erfolgte doch deren Kriegserklärung an Rußland erst im April 1854. Auf den Ruf des Sultans strömten Hunderttausende von Kriegern aus den entferntesten Gegenden herbei, und das Osmanenthum schien zu einem neuen Leben zu erwachen. A. war indeß nicht der Mann, den großen Moment zu erfassen; von seinem Serail aus sah er dem Riesenkampfe thatenlos zu. Zur Durchführung der Reformen ward während des Kriegs eine Centralbehörde, der sogenannte Tansimatrath, eingesetzt, und außerdem kam unter Mitwirkung der Westmächte und Aali-Pascha's der Hatti-Humayum vom 18. Febr. 1855 zu Stande, welcher alle frühern Verheißungen bestätigte und nochmals die Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen des Reichs aussprach. Mit dem Friedensschlusse vom 30. März 1856 war zwar eine große Last von dem Herzen des Sultans gehoben, aber die innern Zustände des Reichs waren nicht gebessert, die Abhängigkeit von den europ. Mächten um so größer und offenbarer, der Haß der alttürk. Partei gegen fremde Einflüsse und moderne Reformen um so stärker. Inzwischen war auch eine unheilvolle Veränderung mit dem Sultan selbst vorgegangen, welche die Lage der Dinge nur noch trostloser gestaltete. 1856 verließ A. seine alte bescheidene Residenz von Tschiraghan und bezog das mit außerordentlichen Kosten errichtete Schloß von Dolma-Bagdsche. Er hatte schon seit Jahren diesen glänzenden Palast zum Mittelpunkt seiner Träume gemacht, und die Großartigkeit und Pracht der Architektur und der Einrichtung, die ihn nun umgaben, führten ihn einem unerhörten Luxus und sinnloser Schwelgerei in die Arme, während er zugleich alles Interesse an den Regierungsgeschäften verlor. Seine äußere Erscheinung verrieth immer mehr den hinfälligen Wüstling, obschon er in der Oeffentlichkeit stets eine gewisse Würde und Anstand zu bewahren wußte. 1857 und 1858 veranstaltete er auf einem Plateau unweit des Palastes zur Vermählungsfeier seiner Töchter großartige Festlichkeiten, wobei außer den Großen, den hohen Beamten und der europ. Diplomatie auch die Truppen, die Corporationen und die Schulen der Hauptstadt glänzend bewirthet wurden. Alle diese Ausgaben, die Unterhaltung eines ungeheuern Hofs und Harems (zusammen 1300 Köpfe), unsinnige Geschenke, die er nach allen Seiten hin, namentlich aber an Engländer machte, steigerten die Civilliste von 75 auf 126 Mill. Piaster, und hatten zur Folge, daß sich im Herbst 1858 die großherrl. Privatkasse bankrott erklären mußte. Eine brit. Commission, welche die Schulden berechnete, brachte heraus, daß die Mehrausgaben des Hofs in den letzten Jahren ein volles Drittheil der ganzen türk. Staatsschuld betrugen. Diese Vergeudung, zu welcher sich der Sultan in Gesellschaft von Höflingen und europ. Beutelschneidern hinreißen ließ, war um so unverzeihlicher, als sich die Staatsfinanzen fortgesetzt in der äußersten Erschöpfung befanden. Im Sept. 1859 wurde eine von fanatischen Ulemas angestiftete Verschwörung entdeckt, welche die Absetzung A.'s und die Erhebung seines Bruders bezweckte. Der Sultan, überhaupt jedem Blutvergießen abgeneigt, zeigte sich in seiner ganzen Milde, indem kein Schuldiger mit dem Tode bestraft wurde. Im Sommer 1860 erhoben sich die Greuel in Syrien, und auf Andrang der Mächte mußte eine Commission die Klagen der Christen in Bulgarien und Bosnien untersuchen. Auch in Albanien brachen Unruhen aus, bald darauf der Aufstand in der Herzegowina und neue Verwickelungen mit Montenegro. Mitten in diesen Wirren verschied Sultan A. nach langem Hinschmachten 25. Juni 1861. Das Serailleben hatte vorzeitig seine Kräfte erschöpft. Ihm folgte nach osman. Recht als Aeltester der Familie sein Bruder Abd-ul-Asis (s. d.) in der Regierung. A. besaß keine Bildung, war aber eine sanfte, gutmüthige Natur, ohne Energie, den großen Geschicken nicht gewachsen, die seine Regierung umgaben. Er hinterließ acht Töchter und sechs Söhne, von denen der älteste, Mehemed-Murad-Pascha, geb. 21. Sept. 1840, nach dem Tode des Oheims Anspruch auf die Thronfolge hat.

Abd-ul-Mumen (Abu-Mohammed), der Begründer der mächtigen Dynastie der

Almohaden, geb. 1101 im nordwestl. Afrika, war der Sohn eines armen Töpfers, zeichnete sich aber schon als Jüngling durch Talent und Kenntnisse aus. Der Lieblingsschüler des Ben-Tumert, des Stifters einer neuen moslem. Sekte, ward er, kaum 18 J. alt, von diesem in seine Plane eingeweiht und ging mit demselben nach Fes und Marokko. Ihr Wirken in diesen Mittelpunkten der moslem. Cultur im nordwestl. Afrika erweckte ihnen jedoch bald Verfolgungen, sodaß sich beide flüchten mußten. Sie fanden mit ihren Anhängern eine Zufluchtsstätte zu Tinmal, nahe den Grenzen der Sahara. In Tinmal, das seitdem der heilige Ort der Moahedun oder Almohaden wurde, organisirten sich diese zu einer geschlossenen Gemeinschaft, zu deren Oberhaupt (Imam) sich Ben-Tumert ausrufen ließ. Letzterer ernannte wiederum den A. zu seinem Hadib oder Lieutenant. Die Almohaden griffen zu den Waffen und erlangten unter A.'s Führung bald die glänzendsten Erfolge. Sie waren 1125 bereits bis Marokko vorgedrungen, wurden aber hier von Ali Abul-Hakem, dem Sultan aus dem Hause der Almorawiden, vollständig geschlagen. Die Besiegten gaben jedoch ihre Sache nicht verloren. Während der Sultan in Spanien gegen die Christen kämpfte, blieb A. nicht unthätig. Er sammelte zu Tinmal ein ansehnliches Heer und schlug mit demselben bei Aghmat die Almorawiden auf das Haupt. Der greise Ben-Tumert legte jetzt seine Stellung als Oberhaupt der Almohaden nieder, und A. wurde nun ohne Widerspruch zu Tinmal 1130 zum Khalifen erwählt. Binnen weniger Jahre hatte er sich nicht nur den größten Theil des nordwestl. Afrika unterworfen, sondern auch sein Reich im Innern geordnet und gekräftigt. Die Schwäche und Verlegenheit des Herrschers von Marokko benutzend, rüstete er sich zu einem gewaltigen Schlage gegen die Almorawiden. Nachdem er in der Gegend von Tlemsen die an Stärke weit überlegene Macht der letztern geschlagen, bewältigte er die Bollwerke Oran und Tlemsen, und zog dann gegen Fes, bei dessen Einnahme gegen 100000 Menschen gemordet worden sein sollen. Diese glänzenden Siege des A. hatten zur Folge, daß sich verschiedene Statthalter der Almorawiden freiwillig dem Khalifen der Almohaden unterwarfen, sodaß sich bald das Reich des Sultans nur auf die Stadt Marokko beschränkte. Während 1146 A. dieselbe belagerte, nahmen seine Feldherren jenseit des Mittelmeeres bereits Gibraltar und Algesiras in Besitz. Als endlich auch Marokko, das letzte Bollwerk der Almorawiden in Afrika, gefallen war, bestieg A. den Thron von Marokko und verleibte während der folgenden Jahre seinem ausgedehnten Reiche unter anderm auch Tunis, Kairwan und ganz Nordafrika bis nach Barkah hin ein. Unterdessen hatten sich in Spanien die Almohaden zu Herren von Sevilla und Cordova gemacht; nur Granada war noch in den Händen der Almorawiden. Eben im Begriff, an der Spitze eines unermeßlichen Heeres nach Spanien zu ziehen, um sich dieses vollständig zu unterwerfen, starb A. 1163. Obgleich er fortwährend Kriege führte und hierbei oft willkürlich Menschenblut in Menge vergoß, sorgte er doch nach allen Seiten hin für das Wohl und Aufblühen seines Reichs. Auch hat ihm Wissenschaft und Literatur vieles zu danken. Sein Nachfolger war Jussuf Abu-Jakub.

Abd-ur-Rahmân, Sultan von Fes und Marokko, geb. 28. Nov. 1778, sollte den Thron bereits 1794 bei dem Tode seines Vaters besteigen, wurde aber durch seinen Oheim Mulei-Suleiman daran verhindert, gegen den er sein näheres Anrecht nicht zu behaupten vermochte. Doch war Mulei-Suleiman gewissenhaft genug, seinen Neffen testamentarisch zum Nachfolger zu bestimmen, und so gelangte A. 1823 zur Regierung. Die ersten vier Jahre verbrachte er in Kämpfen mit den rebellischen Bergstämmen, die er glücklich besiegte. Während seitdem der innere Friede nur selten gestört wurde, kam A. mit den europ. Mächten in manchen Conflict, zunächst mit Oesterreich. Die Marokkaner hatten 1828 ein venet. Schiff in Rabat geplündert und die Mannschaft in Ketten gelegt, weil sich Oesterreich geweigert, den von Venedig zum Schutze seiner Flagge gezahlten Tribut von 25000 Thlrn. zu entrichten. Ein österr. Geschwader unter Admiral Bandiera erschien hierauf an der Küste von Marokko, konnte aber weder durch die Beschießung von El-Arisch noch vor Rabat etwas ausrichten. Dennoch fand es A. gerathen, mit Oesterreich Frieden zu schließen, indem er das geraubte Schiff herausgab und auf den herkömmlichen Tribut verzichtete. Eine ernstere Verwickelung drohte 1844 mit Spanien, als der Sultan den span. Consularagenten Victor Darmon hatte hinrichten lassen. Anstatt der von Spanien geforderten Genugthuung wurde ein span. Schiff genommen und die Besatzung ermordet. Erst durch Vermittelung Englands fand die Sache auf diplomatischem Wege Erledigung. Den durch die span. Kriegsdrohungen auf das höchste gesteigerten Fanatismus der marokk. Bevölkerungen wußte Abd-el-Kader zu seinen Gunsten gegen Frankreich zu wenden. Sultan A., dem unwiderstehlichen Drucke der Volksmeinung nachgebend, sandte eine

ansehnliche Truppenmacht an die Grenze von Algerien. Die marokk. Streitkräfte, welche, wie es scheint, gegen den Willen A.'s die Feindseligkeiten gegen die Franzosen begannen, hatten jedoch zu Lande wie zur See Unglück. Während der Prinz von Joinville Tanger und Mogador unter großem Verluste für die Marokkaner beschoß, zersprengte Marschall Bugeaud 14. Aug. 1844 am Isly die vereinigten Scharen des Sultans und Abd-el-Kader's. Unter Englands Vermittelung kam 10. Sept. der Vertrag von Tanger zu Stande, welcher im allgemeinen die bisherigen Grenzen zwischen Algerien und Marokko beließ. Bald indeß ward Abd-el-Kader dem Sultan A. selbst gefährlicher als den Franzosen, indem derselbe ein Heer um sich versammelte, mehrere Stämme zu offenem Abfall verleitete und die Absicht nicht verhehlte, ein eigenes Reich in Marokko zu begründen. Wiewol Abd-el-Kader die Truppen des Sultans mehrfach schlug, sah sich derselbe doch schließlich 1847 genöthigt, über die Grenze nach Algerien zu flüchten, wo er den Franzosen in die Hände fiel. A.'s Thron war gerettet, aber die Unruhen an den Grenzen wie im Innern des Reichs dauerten fort. Marokk. Stämme verletzten das algier. Gebiet, und die Unthaten der Riffpiraten zur See führten mehrfache Verwickelungen mit den europ. Mächten herbei. 1850 erhob sich aus dem Hause des Sultans ein Prinz, der bei der damals grassirenden Hungersnoth durch Vorspiegelungen aller Art einen starken Anhang zu gewinnen wußte, sodaß die Niederwerfung dieses Prätendenten viel Zeit und Blut kostete. Nach mehrfachen kleinen Strafexpeditionen der Engländer und Franzosen machte im Aug. 1856 auch der preuß. Admiral Prinz Adalbert einen Versuch, die marokk. Piraten zu züchtigen, doch ebenfalls ohne Erfolg. Diese Vorgänge sowie die Gewaltthaten der Riffbewohner gegen die span. Besatzungen von Ceuta und Melilla bedrohten endlich den Sultan mit einem Kriege der europ. Seemächte. A. starb indeß im Aug. 1859. Noch am Ende desselben Jahres sah sich sein Sohn und Nachfolger Sidi-Mohammed (geb. 1803) in den Krieg mit Spanien verwickelt. (S. Marokko.) A. lebte und regierte als ein echt orient. Herrscher. Obgleich eifriger Moslem, zeigte er sich im eigenen Interesse gegen die Europäer weniger fanatisch als sein Volk, verfuhr in Lebens- und Leibesstrafen auch weniger grausam als seine Vorgänger. Doch beherrschten ihn Habsucht und Geldgier sein ganzes Leben hindurch, und er raffte durch Mittel aller Art Schätze zusammen, die er in einem seiner festesten Schlösser anhäufte und von seiner Leibwache hüten ließ. Er soll ein Vermögen von 60 Mill. Piastern zusammengebracht haben.

Abd-ur-Rahmân, Sohn des Abdallah, geboren in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh., ein ehrgeiziger arab. Krieger, der das christl. Abendland zu erobern drohte. Schon 722, als A. unter dem Khalifen Jesid II. das erste mal Statthalter von Spanien war, hegte er den Plan, in Frankreich einzufallen und dasselbe für das Reich der Khalifen zu erobern. Da er jedoch in demselben Jahre nach Damaskus zurückberufen wurde, konnte er erst zur Ausführung dieses Vorhabens schreiten, als er 730 von dem Khalifen Hescham zum zweiten mal als Statthalter nach der Pyrenäischen Halbinsel gesandt wurde. Nachdem er die erste Zeit auf die Wiederherstellung der Ordnung im Innern des Landes verwendet, begann er seine Rüstungen, um in Frankreich einzubrechen. Zuerst wandte er sich 731 gegen Othman Ben-Abu-Neza, den Unterstatthalter des Grenzgebiets gegen Frankreich, der bei Gelegenheit eines Einfalls in Aquitanien die schöne Tochter des Herzogs Eudes gefangen genommen und aus Liebe zu derselben mit deren Vater einen Vertrag abgeschlossen hatte, welchen er jetzt, gegenüber den Eroberungsplanen des A., aufrechtzuerhalten suchte. A. erkannte jedoch den Vertrag nicht an, erklärte den Othman für einen Verräther und besiegte ihn bei Puycerda. Othman wurde auf der Flucht getödtet, seine Gattin aber, die Tochter des Eudes, in den Harem des Khalifen nach Damaskus gesandt. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen rüstete sich Eudes zum Kampfe. A. erschien im Frühjahr 732 mit einem mächtigen Heere auf franz. Boden und schlug den Herzog von Aquitanien an der Dordogne vollständig. Die moslem. Scharen durchzogen verheerend und zerstörend das Land, streiften bis nach Burgund und drangen sogar bis Nizza vor. Einzelne Große des Fränkischen Reichs hatten sich bereits unterworfen; das ganze Abendland schien der Gewalt der Araber unterliegen zu sollen. Inzwischen war Eudes zu Karl Martell geflüchtet, und dieser hatte sich mit Lutbrand, dem Könige der Longobarden, geeinigt. Lutbrand schützte Nizza, während Karl, mit Eudes vereinigt, sich gegen die Loire wandte. Schon brannten die Thürme von Tours, als Karl zwischen Tours und Poitiers, an der Spitze des Heerbannes von Austrasien, Burgund und Neustrien, unerwartet dem A. entgegentrat und in einer entscheidenden Schlacht 7. Oct. 732 die Araber auf das Haupt schlug. A. selbst blieb auf der Walstatt. Seine Scharen eilten in wilder Flucht den Pyrenäen zu. Dieser Sieg gehört zu den folgenreichsten der Weltgeschichte, denn er rettete das Christenthum und das german.

Europa für immer von sarazen. Barbarei. Vgl. Reinaud, «Les invasions des Sarrasins en France» (Par. 1836). — Den Namen A. führen auch der Stifter des Khalifats zu Cordova aus der Dynastie der Omajjaden und zwei seiner Nachfolger. (S. Omajjaden.)

Abegg (Jul. Friedr. Heinr.), einer der namhaftesten deutschen Criminalisten, geb. 27. März 1796 zu Erlangen, erhielt seine erste Erziehung zu Königsberg in Preußen, wohin sein Vater Joh. Wilh. A. als Consistorialrath, Superintendent und Hofprediger berufen worden, und nach dessen Tode auf den Gymnasien zu Erlangen und Nürnberg. Er studirte die Rechte zu Erlangen, Heidelberg und Landshut, wo er 1818 den jurist. Doctorgrad erwarb, widmete sich dann zu Erlangen ein Jahr lang der jurist. Praxis und setzte hierauf noch zu Berlin seine Studien fort. Infolge amtlicher Aufforderung begann er 1820 zu Königsberg Vorlesungen zu halten und wurde 1821 außerord., 1824 ord. Professor daselbst. Seit 1826 wirkte er in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Breslau. Seine schriftstellerischen Arbeiten beziehen sich vorzugsweise auf das Gebiet des Criminalrechts und des Criminalprocesses, doch hat er auch einzelne Theile des Naturrechts bearbeitet und dem Civilprocesse, namentlich dem preußischen, seine Thätigkeit zugewendet. In letzterer Beziehung ist der «Versuch einer Geschichte der preuß. Civilgesetzgebung» (Berl. 1848) hervorzuheben. Unter der großen Anzahl seiner criminalistischen Schriften sind zu nennen: «System der Criminalrechtswissenschaft» (Königsb. 1826), «Untersuchungen aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft» (Berl. 1830), «Lehrbuch des Criminalprocesses» (Königsb. 1825; 2. Aufl., 1833), «Histor.-praktische Erörterungen aus dem Gebiet des strafrechtlichen Verfahrens» (Berl. 1833), «Versuch einer Geschichte der Strafgesetzgebung und des Strafrechts der brandenb.-preuß. Lande» (Berl. 1835), «Die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältniß zueinander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte» (Neust. a. d. O. 1835), «Die Berechtigung der deutschen Strafrechtswissenschaft der Gegenwart» (Braunschw. 1859), «Die Verjährung rechtskräftig erkannter Strafen» (Bresl. 1862). Diesen Arbeiten schließen sich seine Abhandlungen an in dem von ihm, Heffter, Mittermaier und Wächter bis 1857 redigirten «Neuen Archiv für Criminalrecht» und dessen «Neue Folge», sowie in andern Zeitschriften. In allen seinen Leistungen zeigt A. das Bestreben, Philosophie, Geschichte und praktisches Recht der Gegenwart in ihrem Zusammenhange darzustellen. Von diesem Standpunkte aus ist insbesondere auch sein «Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft» (Neust. a. d. O. 1836) bearbeitet. Auf denselben Grundlagen ruhen die kritischen Arbeiten, durch welche er auf die Prüfung mehrerer in neuerer Zeit erschienenen Strafgesetzentwürfe, wie Norwegens (1835), Sachsens (1835 u. 1853), Würtembergs (1836 u. 1839), Badens (1839), Preußens (1843, 1847 u. 1849), Baierns (1854), vielfach Einfluß ausgeübt hat. Auch A.'s «Beiträge zur Strafproceßgesetzgebung» (Neust. a. d. O. 1841) behandeln mit philos. Scharfblick und strenger Consequenz die Principfragen auf dem Felde der Reform im Strafverfahren. Hieran reiht sich noch die Schrift «Das preuß. Strafverfahren und die Rechtsliteratur der Gegenwart» (Berl. 1854). Seine Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten bethätigte er 1846 als Mitglied der Generalsynode und 1856 der evang. Kirchenconferenz zu Berlin. — A. (Bruno Erhard), Vetter des vorigen, geb. 17. Jan. 1803 zu Elbing, ein Sohn des Kaufmanns und Geh. Commerzienraths A. zu Elbing, widmete sich seit 1822 jurist. Studien, erst zu Heidelberg, dann zu Königsberg, practicirte hierauf zu Danzig, dann beim Oberlandesgericht in Königsberg, bis er 1831 ein Gut im Kreise Fischhausen erwarb, für welchen Kreis er 1833 zum Landrath erwählt wurde. Sowol in dieser Stellung wie auch später, seit Herbst 1835, als Polizeipräsident in Königsberg entwickelte er eine vorzügliche Tüchtigkeit, die ihm allgemeines Vertrauen erweckte. Gleichzeitig nahm er an der Entwickelung der innern Verhältnisse des Staatslebens den lebhaftesten Antheil. Ende 1845 nach Berlin versetzt, wurde er im Finanzministerium interimistisch beschäftigt, bald darauf aber mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths als königl. Commissar der Oberschlesischen Eisenbahn nach Breslau gesendet. Im März 1848 war A. Mitglied der Deputation, die aus Breslau und Liegnitz mit den bekannten sieben Bitten an den König geschickt wurde. Sodann ging er als Abgeordneter Breslaus zum Vorparlament nach Frankfurt und trat auch in den Funfzigerausschuß, dessen Vicepräsident er war. Vom Kreise Kreuznach wurde er hierauf in die preuß. Nationalversammlung gewählt, wo er jedoch infolge von Krankheit nur kurze Zeit thätig sein konnte. Er starb in Berlin 16. Dec. 1848. A. war ein Mann, der für Preußens Ehre glühte und ein warmes Herz für das große deutsche Vaterland besaß. — A. (Heinr. Burkh.), Vetter der beiden vorigen, geb. 3. Oct. 1791 zu Heidelberg, ist der Sohn des besonders als Kanzelredner berühmten Kirchenraths und Professors der Theologie Joh. Friedr.

A. (geb. 30. Nov. 1765 zu Roxheim bei Kreuznach, gest. 16. Dec. 1840) zu Heidelberg. Seit längerer Zeit Commerzien- und Admiralitätsrath zu Danzig, hat er sich seit 1837 als Mitglied der preuß. Provinzialstände, der in Berlin versammelten ständischen Ausschüsse von 1847 und 1848, sowie der Vereinigten Landtage derselben Jahre den Ruf eines freisinnigen und aufgeklärten aber gemäßigten Charakters erworben. A. lebte seitdem abwechselnd in Berlin und auf seinem Rittergute in der Provinz Posen.

Abeille (Joh. Christian Ludw.), Tonkünstler und Componist, geb. 20. Febr. 1761 zu Baireuth, bildete sich auf der Karlsschule zu Stuttgart unter Boroni und Sämann, und ward 1782 Mitglied der würtemb. Hofkapelle, nach Zumsteeg's Tode Concertmeister, später Hoforganist. Virtuos auf dem Pianoforte und der Orgel, hat er auch sehr beliebte Compositionen geliefert, von denen zu nennen sind die Opern «Amor und Psyche» und «Peter und Aennchen», das «Aschermittwochlied» von Jacobi für vier Stimmen, mehrere Concerte, Trios u. s. w. A. war zwar kein hochbegabter Geist, besaß aber das Talent des Angenehmen und Zierlichen, und hatte sich außerdem durch Studium auf eine achtungswerthe Höhe der Kunstbildung geschwungen. Er starb 1832.

Abeken (Bernh. Rud.), ein geistvoller Philolog und Schulmann, geb. 1. Dec. 1780 zu Osnabrück, wo er auch seine Gymnasialbildung erhielt, studirte seit 1799 zu Jena Theologie, wandte sich aber zugleich unter dem Einflusse der philos.-ästhetischen Zeitrichtung mit besonderer Vorliebe der Literatur zu. 1802 ging er als Hauslehrer nach Berlin, und hier benutzte er die ihm gebotene Gelegenheit, diese Bestrebungen fortzusetzen. Sodann übernahm er 1808 den Unterricht der Söhne Schiller's und verlebte so in genußreichen und bildenden Verhältnissen zwei Jahre in Weimar. Nachdem er seit 1810 als Lehrer am Gymnasium zu Rudolstadt gewirkt, wurde ihm 1815 die zweite Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Osnabrück angetragen, welche Anstalt er im Vereine mit dem Director Fortlage neu zu organisiren und zu heben suchte. Nach des letztern Tode übernahm er 1841 das Rectorat des Gymnasiums. Sein verdienstvolles Wirken wurde unter anderm durch Verleihung des Titels als Schulrath anerkannt. Von den schriftstellerischen Arbeiten A.'s sind außer der Gesammtausgabe der Werke Möser's (10 Bde., Berl. 1842—43), für dessen Anerkennung er überhaupt thätig gewirkt hat, hervorzuheben: «Beiträge zum Studium der göttlichen Komödie Dante Alighieri's» (Berl. 1826), «Cicero in seinen Briefen» (Hann. 1835); dann mehrere schätzbare Beiträge zur Goethe-Literatur, wie «Ein Stück aus Goethe's Leben» (Berl. 1848) und «Goethe in den Jahren 1771—75» (Hann. 1861). — A. (Wilh. Ludw. Alb. Rud.), Sohn des vorigen, geb. 30. April 1813, ward auf dem Gymnasium zu Osnabrück gebildet und studirte seit 1833 zu Berlin Theologie, wandte sich aber unter Gerhard's Leitung der Archäologie zu und ging, nachdem er 1836 in Göttingen promovirt, nach Rom. Hier widmete er sich im Kreise edler Kunstfreunde ernsten Studien, besonders über das vorrömische Italien, bis er im April 1842 nach Deutschland zurückkehrte und sich zu München niederließ, wo er jedoch schon 29. Jan. 1843 starb. Sein Werk: «Mittelitalien vor den Zeiten der röm. Herrschaft, nach den Denkmälern» (Stuttg. 1843), sichert seinem Namen ein ehrenvolles Andenken. — A. (Herm.), jüngerer Bruder des vorigen, welcher 24. April 1854 zu Hannover als Vorstand des Statistischen Bureau starb, hat sich literarisch durch die Schriften «Die amerik. Negersklaverei und die Emancipation» (Berl. 1847) und «Der Eintritt der Türkei in die europ. Politik des 18. Jahrh.» (herausg. von Stüve, Berl. 1856) bekannt gemacht. — A. (Heinr.), Neffe von Bernh. Rud. A., geb. 19. Aug. 1809 zu Osnabrück, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und widmete sich 1827—31 zu Berlin der Theologie. 1834 ging er auf Veranlassung Bunsen's als Prediger der preuß. Gesandtschaft erst nach Rom, dann 1841 nach London, wo er mit jenem für die Einrichtung des Bisthums in Jerusalem thätig war. Nachdem er hierauf seit 1842 den Professor Lepsius auf dessen Expedition nach Aegypten und Aethiopien begleitet, ward er 1848 mit dem Range eines Legationsraths im Ministerium des Auswärtigen angestellt und 1853 zum Geh. Legationsrath und vortragenden Rath in demselben ernannt. Von A. wurden veröffentlicht einzelne Vorlesungen über Theile seiner ägypt. Reise, mehrere liturgische Abhandlungen und die interessante Lebensschilderung: «Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen», in dem Sammelwerke «Unsere Zeit» (Bd. 5, Lpz. 1861). Anonym erschien sein scharfes, geistreiches Sendschreiben «Babylon und Jerusalem» (Berl. 1853) an die Gräfin Hahn-Hahn.

Abel (hebr. Hebel, d. i. Hauch, wahrscheinlich nach seinem kurzen Leben so benannt) hieß Adam's zweiter Sohn. Er war Hirt und wurde von seinem ältern Bruder Kain, einem Ackersmanne, aus Neid wegen günstigerer Aufnahme seines Opfers von seiten Jehovah's, erschlagen.

Dieser Brudermord, unter dem ersten Brüderpaar verübt, bildet in der hebr. Urgeschichte den schroffen Uebergang vom Stande der Unschuld der ersten Menschen zur Herrschaft der Sünde, vom goldenen zum eisernen Zeitalter. Die Erzählung im 1. Buch Moses (4, 1—16) ist übrigens wol nur Fragment einer ältern vollständigern Sage. Die biblische Erzählung ist namentlich von Geßner und Byron dichterisch verarbeitet worden.

Abel (Jak. Friedr. von), bekannt als philos. Schriftsteller, geb. 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Enz in Würtemberg, erhielt seine Bildung in den Seminaren zu Denkendorf und Maulbronn, später zu Tübingen. Schon im 21. Jahre wurde er zum Professor der Philosophie an der kurz zuvor auf dem Lustschloß Solitude errichteten Karlsakademie ernannt, und war hier einer der ersten, welche Schiller's Genius erkannten und beschützten. 1775 siedelte er mit der Akademie selbst nach Stuttgart über, und 1790 wurde ihm die durch Ploucquet's Tod erledigte Professur der praktischen Philosophie an der Universität Tübingen übertragen. 1811 vertauschte er die akademische Wirksamkeit mit der Würde eines Prälaten und Generalsuperintendenten von Oehringen, wodurch er zugleich Mitglied der leitenden Oberbehörde der evang. Kirche in Würtemberg wurde. Diese Stellung, die er 1823 mit der eines Generalsuperintendenten in Urach, später in Stuttgart vertauschte, hatte er inne, bis er 7. Juli 1829 zu Schorndorf im Jaxtkreis starb. Seine zahlreichen Schriften aus der frühern Periode seines Lebens behandeln verschiedene Theile der Philosophie, namentlich die Psychologie, Metaphysik und Moral. Eine der ausführlichern hat den Titel: «Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben» (3 Bde., Frankf. u. Lpz. 1789—90). Diese Schriften sämmtlich haben den vor Kant in Deutschland herrschenden Eklekticismus zur Grundlage, und auch die spätern Arbeiten A.'s liegen außerhalb der philos. Richtung seiner Zeit. Von den letztern sind insbesondere hervorzuheben: «Ausführliche Darstellung über die Beweise vom Dasein Gottes» (Heilbr. 1817), «Philos. Untersuchungen über die letzten Gründe des Glaubens an Gott» (Heilbr. 1818; 2. Aufl., Stuttg. 1820), «Ausführliche Darstellung des Grundes unsers Glaubens an Unsterblichkeit» (Frankf. a. M. 1826). An den öffentlichen Angelegenheiten seines engern Vaterlandes hat A. theils als Mitglied der Ständeversammlung, theils durch publicistische Schriften, die sich auf das würtemb. Unterrichtswesen beziehen, thätigen Antheil genommen.

Abel (Joseph), bekannt als Historienmaler, wurde 1768 zu Aschach in Oberösterreich geboren. Er erhielt seine Ausbildung seit 1782 auf der Akademie zu Wien und erwarb sich anfangs durch Pferde- und Landschaftsstudien Beifall, wandte sich aber allmählich unter Füger's Einwirkung der Historienmalerei zu. Nachdem er 1794—96 in Polen besonders für den Fürsten Czartoryiski gearbeitet, lebte er wiederum in Wien, bis er mit Unterstützung der Akademie nach Italien reiste. Während der sechs Jahre, die er jenseit der Alpen zubrachte, schuf er eine Anzahl seiner bedeutendsten Bilder, unter denen Antigone, an der Leiche ihres Bruders kniend, ferner Klopstock's Empfang im Elysium (im Belvedere) und Cato's von Utica Tod hervorzuheben sind. Seit 1807 wiederum in Wien lebend, malte er eine Reihe von Altarblättern, worunter ein heil. Aegidius für die Pfarrkirche in Gumpendorf, denen sich ein Orestes, ein Prometheus an den Kaukasus geschmiedet, Sokrates, eine Flucht nach Aegypten u. a. anschlossen. Auch besitzt man einige Radirungen von ihm. A. starb 4. Oct. 1818 zu Wien.

Abel (Karl von), bair. Staatsmann, geb. 17. Sept. 1788 zu Wetzlar, ein Sohn des 1819 verstorbenen Justizraths und Professors der Rechtswissenschaft an der bis 1814 daselbst bestandenen Rechtsschule, zeigte schon beim ersten Unterricht viel Anlage, Fleiß und energischen Ehrgeiz. Die Französische Revolution machte tiefen Eindruck auf ihn und gab ihm früh eine polit. Richtung. Nach jurist. Vorstudien besuchte er 1806—9 die Universität zu Gießen und die Rechtsschule seiner Vaterstadt. Hierauf begann er seine praktische Laufbahn, die er 1814 durch anderthalbjährige Militärdienste unterbrach, wurde nach manchem Wechsel seiner Amtsverhältnisse 1818 Polizei- und Stadtcommissar zu Bamberg, wo er viel Eifer und administratives Talent bewährte, 1819 Regierungsrath zu München und 1827 Ministerialrath im Ministerium des Innern. Seine polit. Thätigkeit begann er als Regierungscommissar bei dem Landtage von 1831, wo er sich entschieden für Preßfreiheit und Aufhebung der Censur aussprach. 1832 sandte man ihn als Mitglied der Regentschaft nach Griechenland, wo er sich um die Organisation der Verwaltungsbehörden des jungen Staats nicht geringe Verdienste erwarb. Infolge der Opposition gegen den Grafen Armansperg wurde er jedoch schon 1834 wieder zurückberufen und trat nun abermals als Ministerialrath bei der Verwaltung des Innern ein. A. zeigte jetzt ganz andere Gesinnungen als früher, wußte sich die Gunst des Königs,

die er durch Opposition verscherzt hatte, wieder zu gewinnen und schloß sich der ultramontanen Partei an. Nach der Entlassung des Fürsten Oettingen-Wallerstein 1837 erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Staatsrath, und außerdem erhielt er das Ministerium des Innern zunächst provisorisch, im April 1838 definitiv. In dieser Stellung verschmolz er sich denn bald gänzlich mit dem Ultramontanismus und zeigte sich zugleich als entschiedenen Feind constitutioneller Freiheit und Entwickelung. Besonders auf dem Landtage von 1840 nahm er Gelegenheit, sich als äußerster Anhänger der reactionären Anschauung und Politik zu zeigen. Er sprach sich damals in den Debatten mit unerhörter Leidenschaftlichkeit aus und ließ sich selbst zu Beleidigungen gegen seinen Amtsvorgänger hinreißen, was 11. April 1840 zu einem Duell zwischen ihm und dem Fürsten Oettingen-Wallerstein führte. Sein Regiment erweckte im Laufe der Jahre mehr und mehr den Haß aller Aufgeklärten und rief die Opposition der Kammer, mehr aber noch die des Reichsraths wach. Am 17. Febr. 1847 erhielt A. mit seinen Collegen die Entlassung, weil er seine Zustimmung zur Indigenatsertheilung für Lola Montez verweigerte. Der Sturz durch die Bewegung von 1848 wurde ihm somit erspart. A. erhielt nun den Posten eines bair. Gesandten zu Turin, wo er bis 1848 blieb. 1849 wußten die Ultramontanen seine Wahl für die Zweite Kammer durchzusetzen; doch konnte er keinen Einfluß gewinnen und mußte manches Bittere hinnehmen. A. zog sich hierauf vom polit. Leben zurück und starb, nach andauernder Kränklichkeit, 3. Sept. 1859. In der Zeit seiner Gunst war er vom Könige Ludwig, dessen eigene polit. Anschauungsweise er so eifrig vertrat, mit einem Gute beliehen worden. Den Adel hatte er mit dem Civilverdienstorden der bair. Krone erhalten.

Abel (Karl Friedr.), der größte Virtuos des vorigen Jahrhunderts auf der Viola di gamba, auch guter Klavierspieler und Componist, wurde zu Köthen 1725 geboren. Sein früh erwachtes Talent erhielt durch seinen Vater, einen Gambisten der köthener Hofkapelle, die erste Pflege. Später kam er nach Leipzig auf die Thomasschule, wo Joh. Seb. Bach in der Theorie und im Klavierspielen sein Lehrer wurde. Nachdem er von 1748—58 Mitglied der unter Hasse stehenden Hofkapelle in Dresden gewesen, begab er sich auf Kunstwanderungen, die ihn 1759 auch nach London führten. Hier erhielt er zuerst als Kammermusikus in der Kapelle der Königin, später als Kapelldirector Anstellung, während er sich zugleich auch durch Unterricht- und Concertgeben, sowie durch die Herausgabe von Compositionen (für Klavier, Gambe, Flöte, auch für Orchester u. s. w.) viel Geld verdiente. Nachdem er 1782 noch einmal Deutschland besucht und an verschiedenen Höfen mit ungemeinem Erfolg concertirt hatte, starb er zu London 22. Jan. 1787. A. war der größte Virtuos auf der Gambe, aber auch der letzte. Nach seinem Tode kam das Instrument außer Gebrauch und machte dem Violoncello Platz.

Abel (Niels Henrik), ein berühmter norweg. Mathematiker, geb. 5. Aug. 1802 im Kirchspiel Findöe im norweg. Stift Christiansand, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater Sören Georg A., der Pfarrer in seinem Geburtsorte war, und besuchte dann eine Schule in Christiania, auf welcher sein mathem. Genie erwachte. Schon auf der Universität zu Christiania, die er 1821 bezog, begründete er durch einige mathem. Abhandlungen seinen Ruf in der gelehrten Welt. Mit Unterstützung der Regierung hielt er sich hierauf 1825—27 erst in Paris, dann in Berlin auf, wo er mit Crelle in nähere Verbindung trat, der fortan in ihm einen fleißigen Mitarbeiter für sein «Journal für reine und angewandte Mathematik» gewann. A.'s Arbeiten betrafen insbesondere die Theorie der elliptischen Functionen, die er gleichzeitig mit K. G. J. Jacobi bearbeitete und mit ausgezeichneten Entdeckungen bereicherte. Nach seiner Rückkehr wurde er Docent an der Universität und Ingenieurschule zu Christiania, wo er den abwesenden Professor Hansteen vertrat. Er hatte Aussicht auf einen Ruf nach Berlin, als er 6. April 1829 auf dem Eisenwerke Froland bei Arendal noch im jugendlichen Alter starb. Die von seinem Lehrer Holmboe veranstaltete Sammlung seiner «Oeuvres complètes» (2 Bde., Christ. 1839) vereinigt sowol die gedruckten als ungedruckten Arbeiten. A. ist einer der scharfsinnigsten Mathematiker der neuern Zeit.

Abel de Pujol (Alex. Denis), franz. Historienmaler, s. Pujol.

Abelin (Joh. Phil.), ein Vorläufer der modernen Zeitungspublicistik, bekannt unter dem Autornamen Johann Ludwig Gottfried oder Gothofredus, wurde zu Strasburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geboren und starb daselbst um 1646. Er hat sich literarisch besonders bekannt gemacht als Begründer des «Theatrum Europaeum», eines zeitgeschichtlichen Werks, dessen ersten Band, der von 1617—28 reicht, er allein schrieb, während er später an Schleder, Oräus u. a. Mitarbeiter und Fortsetzer fand, die das Werk bis auf 21 Foliobände erweiterten und bis ins 18. Jahrh. fortführten. Die beste Ausgabe erschien zu Frank-

furt a. M. 1635—1738. Außerdem verfaßte A. den 17. und 18. Band des «Mercurius Gallo-Belgicus Succenturiatus», eines ähnlichen Werks, welches von Gotthard Arthus begonnen worden war. Diese Arbeiten fanden ihrer Zeit vielen Anklang und große Verbreitung. Außerdem schrieb A. noch eine «Historische Chronica» (Frankf. 1633), die eine lange Zeit die beliebteste Universalgeschichte war, ferner eine «Historia Antipodum» (Frankf. 1655), eine Schilderung von Schweden (Frankf. 1632), eine Geschichte Indiens und andere Werke, denen allen viele vortreffliche Kupferstiche von M. Merian beigegeben sind, durch welche sie einen besondern Werth erhalten. Dasselbe gilt von einer Erklärung der Metamorphosen des Ovid (Frankf. 1619), welche zahlreiche Kupferstiche von Jan Dirck de Bry enthält.

Abeliten, von neuern Kirchenhistorikern auch Abelianer, Abeloniten genannt, eine vom heil. Augustin erwähnte, zu seiner Zeit schon erloschene christl. Sekte, welche ihre Anhänger besonders unter den Landbewohnern in der Gegend von Hippo in Nordafrika hatte und wahrscheinlich der Ueberrest einer ältern gnostischen Sekte war. Zu den Eigenthümlichkeiten der A. gehörte, daß sie sich zwar verheiratheten, sich aber des ehelichen Umgangs enthielten, um die Erbsünde, wie sie vorgaben, nicht fortzupflanzen. Zur Erhaltung ihrer Gesellschaft nahmen sie fremde Kinder, je einen Knaben und ein Mädchen, in ihr Haus auf und erzogen sie nach ihren Grundsätzen. Nach ihrer Ansicht hatte Abel ebenso gelebt, weil in der Bibel keine Kinder von ihm erwähnt werden. — A. hießen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Mitglieder eines Ordens, welcher sich angeblich bestrebte, dem Abel, ihrem Patron, an Aufrichtigkeit und Redlichkeit gleich zu sein. Obgleich dieser Orden sich geheimer Zeichen, Symbole, Worte und Aufnahmeceremonien bediente, so hatte er doch mit der Freimaurerei nichts gemein. Näheres findet sich in der Schrift «Der Abelit» (Lpz. 1746).

Abelmosch (Abelmoschus) nannte Medicus eine Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, die aus Sträuchern besteht und vornehmlich in Ost- und Westindien heimisch ist. Linné rechnete die Arten dieser Gattung zu Hibiscus (s. d.). Eine in beiden Indien, auch in Aegypten wachsende Art, Abelmoschus moschatus, hat moschusduftende Samen, welche unter dem Namen Semen Abelmoschi oder Bisamkörner in den Handel kommen und in der Pharmacie oder Parfumerie Verwendung finden. Dieselben sind nierenförmig, plattgedrückt, 1—1½ Linien lang und bis 1 Linie breit, mit erhabenen, concentrischen, braunen Streifen bedeckt, dazwischen schwarzgrau gefurcht, und enthalten außer dem moschusartigen Riechstoffe, welcher sich blos in der Samenschale findet und namentlich bei der Parfumeriefabrikation anstatt des viel theuerern Moschus benutzt wird, Schleim, Eiweiß, fettes und ätherisches Oel, gefärbtes Harz u. a. Die Bisamkörner entwickeln den Moschusgeruch am stärksten, wenn sie erwärmt oder in der Hand gerieben werden.

Abencerragen heißt bei den ältern span. Chronisten und Romanzendichtern ein edles maurisches Geschlecht im Königreiche Granada, welches zur letzten maurischen Dynastie in sehr naher Beziehung stand. Mehrere Glieder desselben spielten während der innern Kämpfe sowie in den Kriegen mit den christl. Königen von Castilien eine hervorragende Rolle, und wurden daher, gleich den christl. Heldengestalten jener Zeit, in den span. Romanzen, namentlich denen aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrh. und aus dem 16. Jahrh., gefeiert. Den Namen führt das Geschlecht jedenfalls nach Jussuf ben-Zerragh, dem Vertrauten des Königs Mohammed VII. und dem damaligen Familienhaupte. Als letzterer Fürst, dessen Regierung durch sehr wandelbare Geschicke bezeichnet ist, 1427 von seinem Vetter Mohammed al-Zaghir gestürzt worden war, mußte Jussuf ben-Zerragh mit dem größten Theile seiner Angehörigen, um den Verfolgungen des Thronusurpators zu entgehen, nach Castilien flüchten. Er wußte dort den König Johann II. sowie auch noch den König von Tunis für die Sache seines gestürzten Gebieters zu gewinnen, durch deren Hülfe denn auch Mohammed VII. wieder auf den Thron gelangte. Al-Zaghir wurde hingerichtet; Jussuf ben-Zerragh hingegen fiel als treuer Anhänger des maurischen Königshauses 1436 in einer Schlacht gegen einen neuen Thronprätendenten, den Jussuf ben-Alhamar und dessen Protector, den König von Castilien. Jussuf ben-Alhamar siegte zwar und kam auf den Thron von Granada, starb aber schon sechs Monate nachher, worauf Mohammed VII. zum dritten mal als König in Granada einzog. Nachdem Mohammed VII. 1444 nochmals vom Throne gestoßen worden und auf demselben Osmin ben-Ahnaf und seit 1453 Mohammed ben-Ismail gefolgt waren, sollen nach span., aber durch die arab. Geschichtschreiber nicht bestätigten Berichten um diese Zeit die A. den Versuch gemacht haben, die Krone von Granada einem Gliede ihres Geschlechts zu gewinnen. Durchaus nur der Romanzenpoesie, die über die Personen und Begebenheiten die Phantasie sehr frei

schalten läßt, gehören jener Kampf der A. mit der Familie der Zegris und der tragische Untergang der erstern in der Alhambra in den letzten Jahren der maurischen Herrschaft in Granada an, welche besonders durch die «Historia de las guerras civiles de Granada» des Gines Perez de Hita (erster und wichtigster Theil, Sarag. 1595 und sehr oft im 16. Jahrh.; 2. Thl., zuerst Alcala 1604; zusammen 2 Bde., Madr. 1833; auch in Aribau's «Biblioteca», Bd. 3, Madr. 1846) in der Literatur Berühmtheit erlangt haben. Der Verfasser dieses, mit vielen Romanzen durchwebten histor. Romans, der zu den anziehendsten Erzeugnissen aus der besten Zeit der span. Literatur gehört und sich durch eine reiche, reine und malerische Schreibart auszeichnet, will vorgeblich seine Erzählung arab. Berichten entnommen haben; doch hat nur ein Theil der in diesem Werke auftretenden Heldengestalten histor. Begründung. Das Meiste ist Romanzen und volksthümlichen Ueberlieferungen entnommen oder freie Schöpfung der Phantasie des Verfassers, die jedoch dem Geiste der wahren Begebenheiten jener sturmbewegten Zeit, welche das Werk zugleich schildert, vollkommen entspricht. Aus dieser span. Dichtung entnahm Châteaubriand den Stoff zu seinem Roman «Les aventures du dernier Abencerrage» (zuerst im 26. Bd. seiner «Oeuvres complètes», 31 Bde., Par. 1826—31) und lieferte auch den Text zu einer Oper Cherubini's.

Abend heißt die Zeit des Sonnenuntergangs, in der astron. Sprache die Zeit zwischen Mittag und Mitternacht; ferner diejenige Himmelsgegend, in welcher die Sonne, der Mond und die Gestirne untergehen, auch Abendgegend oder Westen genannt. (S. Himmelsgegend.) — Der Abendpunkt oder Westpunkt, einer der vier Haupt- oder Cardinalpunkte des Horizonts, ist derjenige Punkt desselben, in welchem die im Aequator stehenden Gestirne untergehen, weshalb auch die Sonne an den Tagen der Nachtgleichen genau in diesem Punkte untergeht. Er ist 90° von Süden und mithin ebenso weit von Norden entfernt, und liegt dem nach Süden sehenden Beobachter zur Rechten. — Abendweite ist der Abstand des Punktes, wo ein Gestirn untergeht, vom wahren Abendpunkte; sie kann nördlich oder südlich sein, je nachdem der Stern nördlich oder südlich vom Aequator steht. Die Sonne hat im Sommer eine nördl., im Winter eine südl. Abendweite.

Abendberg, ein Unterberg des Niesen, im schweiz. Canton Bern, der sich unmittelbar aus den Fluten des Thunersees bis 5630 F. hoch erhebt, ist in neuerer Zeit vielfach genannt worden wegen einer Heilanstalt für Cretinen, welche 1841 als die erste ihrer Art von Dr. Julius Guggenbühl (geb. 1816 in Zürich, gest. 1863), einem vorher seit 1839 in Glarus wirkenden Arzte, auf demselben errichtet wurde. Diese Unternehmung erregte großes Aufsehen und fand von nah und fern Unterstützung, wurde auch von der Gräfin Ida Hahn-Hahn in einem besondern Schriftchen (Berl. 1848) phantastisch verherrlicht. Guggenbühl erwarb sich durch Begründung der Anstalt unbestritten das Verdienst, die Theilnahme für Pflege und Bildung jener Unglücklichen zu wecken; doch hat er weder zur wissenschaftlichen Aufklärung des räthselhaften Wesens des Cretinismus beizutragen vermocht noch in seiner Anstalt bezüglich der Heilung ungewöhnliche praktische Erfolge erzielt. In den letzten Jahren verbreitete sich das Gerücht, daß er überhaupt die Anstalt vernachlässige, und die Cantonalbehörden sahen sich deshalb zur Einleitung einer Untersuchung veranlaßt, die sich 1862 wiederholte. Guggenbühl starb noch vor Ausgang der letztern. Es ergab sich im wesentlichen, daß überhäuftes Lob einerseits, Nährung von Hoffnungen auf unerreichbare Erfolge andererseits zu Täuschungen aller Art geführt hatten.

Abendland. Zur Zeit der röm. Weltherrschaft betrachtete man die Stadt Rom als den Mittelpunkt der Erde und nannte demnach die von Rom östlich gelegenen Länder, da wo die Sonne aufgeht, das Morgenland oder den Orient (lat. Oriens), hingegen die westlich gelegenen Länder das A. oder den Occident (lat. Occidens). Diese allgemeine geogr. Bezeichnung erhielt eine bestimmtere Bedeutung, als 395 n. Chr. der Kaiser Theodosius das Römische Reich in zwei Hälften theilte, in das Oströmische oder Morgenländische und in das Weströmische oder Abendländische Kaiserthum, von denen das erstere seinem ältern Sohne Arcadius, das letztere dem jüngern Honorius zu Theil ward. Obgleich das Abendländische Reich durch german. Eroberer bereits 476 seinen Untergang fand, dauerte doch nicht nur der geogr. Gegensatz zwischen A. und Morgenland fort, sondern derselbe erhielt im Laufe des Mittelalters eine tiefergehende culturhistor. Bedeutung, indem man mit ihm einestheils den Antagonismus zwischen der röm.-kath. oder abendländischen Kirche und der griech.-kath. oder morgenl. Kirche verband, anderntheils, besonders in den Kreuzzügen, das Leben und Streben der gesammten

abendl. Christenheit sich zu einem thatsächlichen Kampfe mit dem vom Orient aus nach Europa vordringenden Islam gestaltete. Noch weitergreifend wurde dieser Unterschied und Gegensatz zwischen Orient und Occident in neuerer Zeit, seitdem im A. das Studium der altclassischen Literatur wieder erwachte, während zugleich der directe Verkehr mit dem Orient die Kenntniß der Sprachen und Literaturen sowie der gesammten geistigen und sittlichen Cultur der morgenl. Völker bei den Abendländern erweiterte. Man spricht jetzt von einem Gegensatz zwischen morgenl. und abendländischer Cultur, und versteht unter der letztern die auf die classische Cultur Griechenlands und Roms gegründete, durch das Christenthum vergeistigte Bildung der german. und roman. Völker. Man beschränkt dabei den Ausdruck A. gewöhnlich auf Deutschland, England, Italien, Frankreich und die Pyrenäische Halbinsel, wie man denn auch unter neuern abendländischen Sprachen und Literaturen, im Gegensatz sowol zu den altclassischen als den orientalischen, die Sprachen und Literaturen der Völker des mittlern und westl. Europa versteht.

Abendmahl, das Heilige A. oder Nachtmahl, auch Mahl des Herrn (1 Kor. 11, 20), Tisch des Herrn (nach 1 Kor. 10, 25), Eucharistie (d. i. Danksagung, Eulogie nach 1 Kor. 10, 16) oder Communion (d. i. Gemeinschaft der Gläubigen mit dem Leibe und Blute des Herrn, und im Genusse des Einen Leibes auch untereinander, nach 1 Kor. 10, 16—21), wird, wenn auch in verschiedenem Sinne, von allen christl. Parteien, außer den Quäkern, als eines der heiligsten Sakramente gefeiert. Die einfache Feier des letzten Mahles Jesu Christi mit seinen Jüngern in der Nacht, da er verrathen ward (Matth. 26, 17—29; Marc. 14, 12—25, vgl. mit 1 Kor. 11, 23—25; Luc. 22, 8—23), mußte durch die Umstände, unter denen sie erfolgte, und durch die Worte und Handlungen, mit denen Jesus die Darreichung des Brotes und Weines an seine Jünger begleitete, einen unauslöschlich tiefen Eindruck bei den ältesten Christen zurücklassen. Nach den Berichten der drei ersten Evangelisten (denn der vierte erwähnt, dem eigenthümlichen Plane seiner Schrift gemäß, diese Feier geflissentlich nicht) war das Mahl Jesu ein Passahmahl, das er mit seinen Jüngern, sich der volksthümlichen Sitte anschließend, am Abende des 14. Nisan nach jüd. Zeitrechnung feierte. (S. Passah.) Aber im Hinblicke auf seinen nahen Tod und dessen hohe Bestimmung fühlte er sich an demselben Abend zu einer Handlung gedrungen, welche der ganzen Feier für die Seinen eine wesentlich neue, tief innerliche Bedeutung gab. Nach Beendigung des jüd. Bundesmahles reichte er den Seinen Brot und Wein zum Genusse dar, mit symbolischen Handlungen und Worten, welche das Mahl als sein Todesmahl und seinen unmittelbar bevorstehenden Tod selbst als die Begründung eines neuen Gottesbundes mit den Menschen bezeichneten, welchem der Alte Bund zu weichen im Begriff sei. Die Symbolik der Handlung hat ihre Vorgänge an zahlreichen Beispielen des Alten Testaments, aus denen auch die vielumstrittenen Ausdrücke Jesu: «Dies ist mein Leib», «Dies ist mein Blut», ihre einfache sprachliche und sachliche Erklärung finden. (Vgl. z. B. 1 Kön. 11, 29 fg.; 22, 11; 2 Kön. 13, 15—17; Jes. 8, 1—4; 20, 1 fg.; Jerem. 13, 1 fg.; 19, 1 fg.; Kap. 27 und 28; Ezech. 5, 1—5 u. öfter.) Nicht die Worte als solche, aber die ganze Handlung hat symbolische Bedeutung: das Brotbrechen, das Erheben des Kelches mit dem darin ausgegossenen Weine, die Darreichung von Brot und Wein zum Genusse. «Das Gebrochene», dies ist der Sinn seiner Worte, «und euch zum Genusse Dargereichte ist mein Leib», «das (Ein- oder Ausgegossene), was ich euch allen zu trinken gebe, ist mein Bundesblut (denn so, und nicht «mein Blut des Neuen Testamentes» lautet der ursprüngliche Text; vgl. zur Sache auch 2 Mos. 24, 6—8), das für viele vergossen wird.» Das heißt: «Wie ich euch (symbolisch) das Brot breche und den mit Wein gefüllten Kelch erhebe und euch beides darreiche zum Genuß, so wird mein Leib im Tode gebrochen, mein Blut vergossen, euch zur Aneignung und zum Genuß.» Das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern ward so zu einem Bundesmahle mit den Seinen im Angesichte des bevorstehenden Todes; indem er Abschied von ihnen nimmt, mit dem Hinblicke auf das Brechen seines Leibes und das Vergießen seines Blutes am Kreuz, knüpft er daran die Weisung an sie, den gebrochenen Leib und das auch für sie vergossene Bundesblut zu nehmen, zu essen und zu trinken. Natürlich, da er selbst noch leibhaftig unter ihnen saß, seinen Leib und sein Blut ihnen also nicht im materiellen Sinne des Wortes zu genießen geben konnte, geschieht die Darreichung zum Genusse symbolisch: die genießende Aneignung seines Leibes und Blutes, welche er unter Darbietung der äußern Zeichen von den Jüngern verlangt, ist eine geistliche Nießung mittels des Glaubens, symbolisch begleitet von der leiblichen Nießung von Brot und Wein. Von einer eigentlichen «Einsetzung» des A. wissen die ältesten Berichte (bei Matthäus und Marcus) nichts; die Worte: «Dies thut zu meinem Gedächtniß», hat zuerst Paulus und nach ihm Lucas, wol erst auf Grund der schon damals eingetretenen öftern

Wiederholung der Feier durch die Gemeinde, hinzugefügt; doch entspricht diese Wiederholung auch ohne ausdrückliche Stiftung dem Geiste und der ursprünglichen Bedeutung der Feier. Auch die allmählich entstandenen Zusätze: «Der für euch gegeben (oder gebrochen) wird» und «Zur Vergebung der Sünden», ebenso wie die ausdrücklich hinzugetretene Betonung der Neuheit des Bundes in den Jesu selbst in den Mund gelegten Worten können nur als durchaus sinngemäße Erläuterungen des ursprünglich Gesprochenen betrachtet werden.

Der ergreifende Eindruck dieses letzten Mahles führte nach dem Hingange Jesu zur täglichen Wiederholung der Feier, durch welche die Gemeinde, wie schon Paulus sich ausdrückt, «den Tod des Herrn verkündigte, bis daß er komme». Indem die ältesten Christen täglich in den Häusern zusammenkamen, das Brot zu brechen (Apostelgesch. 2, 46, vgl. V. 42), ward ihnen jede gemeinsame Mahlzeit ganz von selbst zu einer Gedächtnißfeier von Christi A., zu einer Erneuerung und Besiegelung der geistigen Gemeinschaft mit ihrem Herrn und untereinander. Auch in den neugestifteten Christengemeinden erhielt sich die Sitte dieser Liebesmahle (Agapen), wenn auch nicht als regelmäßige tägliche Mahlzeiten der gesammten Gemeinde, doch als besondere, häufig wiederholte Zusammenkünfte, wo die Reichern von ihrem Ueberflusse den Aermern mittheilten. Danach, als die förmlichen Mahlzeiten wegen Misbrauchs beseitigt werden mußten, wurde doch das Mahl des Herrn als Höhe- und Schlußpunkt jeder gottesdienstlichen Feier beibehalten und bald als das heiligste Geheimniß des Christenbundes betrachtet, von welchem man Ungetaufte und Unwürdige ausschloß, wie im Heidenthume die Uneingeweihten von den Mysterien fern bleiben mußten. Die tiefe Beziehung der heiligen Handlung auf den Mittelpunkt des Erlösungswerks gab den Anlaß, daß man das A. bei jeder wichtigern Handlung des Lebens, bei Stiftung der Ehe, am Gedächtnißtage der heimgegangenen Lieben und besonders der Märtyrer beging. Als eine unentbehrliche, auch in allerlei Nöthen des Leibes heilskräftige Himmelsspeise nahm man es selbst in die Häuser und auf Reisen mit, und sorgte, daß es den am Besuche des Gottesdienstes Behinderten, den Gefangenen, Kranken und Kindern durch die Diakonen gebracht wurde.

Im Zusammenhange mit dieser gesteigerten Bedeutung der Abendmahlsfeier steht der frühzeitig damit verbundene Begriff des Mystischen und Wunderbaren. Die bei dem letzten Mahle Jesu anwesenden Jünger hatten seine Worte und Handlungen unmöglich anders als symbolisch verstehen können; weder an eine wirkliche Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut noch an eine geheimnißvolle Gegenwart des «verklärten» Leibes in und unter den Abendmahlsstoffen erlaubte ihnen die ganze Situation der Feier zu denken. Eine ergreifende Darstellung des unmittelbar bevorstehenden Todes Christi und seiner erlösenden Bedeutung für die Seinen, war es ihnen zugleich eine Mahnung zu immer innigerer Aneignung der Segnungen dieses Todes, ein kräftiges Mittel zu immer völligerer persönlicher Gemeinschaft mit dem Herrn, mit dem sie sich als die Glieder mit dem Haupte verbunden wußten. Auch der Apostel Paulus sieht in der Abendmahlshandlung nach der richtigen Deutung seiner Worte nur eine geistige Gemeinschaft der Abendmahlsgenossen mit dem Leibe und Blute Christi, woran sich ganz von selbst der Gedanke anschließt, daß die heilige Feier zugleich eine Gemeinschaft sei mit dem «mystischen» Leibe des Herrn, oder daß der gemeinsame Genuß des Einen Brotes die Tischgenossen zu Gliedern des Einen Leibes mache, dessen Haupt Christus sei (vgl. 1 Kor. 10, 16. 17). An einen leiblichen Genuß, sei es des gekreuzigten, irdischen, sei es des verklärten, himmlischen Leibes Christi, berechtigt auch seine Bezeichnung von Brot und Wein als geistige (pneumatische) Speise nicht zu denken. Noch der Verfasser des Johannes-Evangeliums läßt Jesum in Worten, die nur auf das A. sich beziehen können, die Vorstellung eines leiblichen Essens und Trinkens seines Fleisches und Blutes ausdrücklich zurückweisen, und den dunkeln Ausdrücken geistige Bedeutung unterlegen, da das Fleisch nichts nütze sei (Joh. 6, 53—63, vgl. mit V. 27 fg., 48 fg.).

Dagegen begegnet uns schon bei Justinus Martyr (gest. um 165) und Irenäus (gest. 202) die Ansicht, daß zu dem Brote und Weine etwas Höheres, zu dem Irdischen etwas Himmlisches hinzutrete. Die bei diesen Kirchenlehrern nur erst angedeutete Aehnlichkeit, welche zwischen der Verbindung des Einsetzungswortes, als eines himmlischen Bestandtheiles, mit dem irdischen Brot und Wein, und der Verbindung des «wesentlichen Wortes» oder der göttlichen Person des Sohnes mit der irdischen Menschennatur bestehe, führte allmählich zu der weitern Vorstellung, daß durch einen der Menschwerdung entsprechenden, wunderbaren Vorgang Brot und Wein zu Leib und Blut des Gottmenschen werde, und schon im 4. Jahrh. findet die förmliche Verwandlungslehre namhafte Vertreter. Daneben findet sich noch die figürliche Auffassung

des A. im 3. Jahrh. bei Origenes, Tertullian und Cyprian, und noch im 5. Jahrh. bei dem größten aller Kirchenlehrer, Augustin. Aber die magische Vorstellung, im Volk und im Cultus fortwährend im Wachsthum begriffen, ward noch gesteigert durch die seit Mitte des 3. Jahrh. aufgekommene Vorstellung von der Darbringung des gesegneten Brotes und Weines auf dem Altar als einer unblutigen Wiederholung des blutigen Opfers Christi am Kreuze. Der insbesondere durch Papst Gregor d. Gr. (um 590) zur Messe (s. d.) sich entfaltende Glanz der Abendmahlsfeier ließ immer mehr in dem «schauerlichen Geheimnisse» den Höhepunkt aller kirchlichen Wunder erblicken, und immer abergläubischere Vorstellungen über die Heilskraft des Meßopfers reihten sich an. Doch blieb die Lehre der Kirche noch längere Zeit zwischen der entschiedenen Verwandlungslehre und der andern Ansicht getheilt, daß Brot und Wein, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, auf geheimnißvolle Weise mit Leib und Blut Christi verbunden sei (so unter andern auch ein röm. Bischof, Gelasius I.). Erst gegen die Mitte des 9. Jahrh. kam es zwischen dem Abt zu Korvei, Paschasius Radbertus, und einem wissenschaftlich gebildeten Mönche desselben Klosters, Ratramnus, durch gewechselte heftige Streitschriften «De sanguine et corpore domini» unter Theilnahme der bedeutendsten Männer der Zeit zur offenen Aussprache. Paschasius behauptete, daß Brot und Wein vermittelst jeder Consecration durch die Allmacht Gottes umgeschaffen werde in denselben Leib Christi, der einst von Maria geboren, an das Kreuz geheftet und auferweckt worden ist. Nichts bleibt nach dieser Auffassung von Brot und Wein zurück als die äußere Gestalt, der Geruch und der Geschmack, während Ratramnus nur eine Wandlung derselben, aber eine wirkliche Umwandlung der Kraft zugestehen wollte. Die größere Uebereinstimmung der erstern Ansicht mit der magischen Richtung der Zeit sowie mit dem Bedürfnisse der möglichsten Nähe Christi, um unfehlbar durch ihn erlöst zu werden, das Interesse der Priesterschaft, in dem erhöhten Glanze des A. sich selber zu heben, und die Consequenz des Gedankens, daß bei allgemein zugestandener Wandlung der Kraft auch die Substanz verwandelt werden müsse: dies alles zusammengenommen verschaffte der Verwandlungslehre (transsubstantiatio seit dem 12. Jahrh.) auch den öffentlichen und officiellen Sieg auf der Synode zu Rom (1079), als Berengar, Kanonikus von Tours, gegenüber dem Lanfranc, Bischof von Canterbury, und Cardinal Humbert, die Ansicht des Ratramnus im Wesen erneuerte. Auf der vierten Lateransynode (zu Rom 1215) wurde unter Innocenz III. die Transsubstantiation für rechtgläubig erklärt und nun fortan von der röm.-kath. Kirche selbst bis auf den Punkt festgehalten, daß die Aufbewahrung (asservatio) des verwandelten Brotes und Weines behauptet wird. Die griech.-kath. Kirche hat dieselbe Ansicht der Transsubstantiation 1672 auf der Synode zu Jerusalem sanctionirt.

Die Reformation des 16. Jahrh. brachte nach vielen Vorarbeiten in privaten Schriften die Frage über den Sinn des A. wiederum zu dem vollsten, heißesten Streite. Luther verwarf die kath. Wandlungslehre, wie die Messe, d. i. die immer erneute, unblutige Opferung des einst blutig geopferten Christus (sacrificium propitiatorium oder impetratorium), und lehrte nur ein weiter nicht erklärbares (sakramentalisches), von Gottes Allmacht bewirktes Vorhandensein des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem in seiner Substanz unveränderten Brote und Weine, die den gläubig Genießenden zum Heile, den ungläubig Genießenden zur Verdammniß gereichen. Dem stellte Zwingli die Behauptung entgegen, daß das A. ein bloßes Gedächtnißmahl des Todes Christi und ein Bekenntnißmahl für die Kirche, Brot und Wein bloße Symbole seien: eine Ansicht, welche die Socinianer, Arminianer und Mennoniten (auch die Deutschkatholiken) wesentlich zu der ihrigen gemacht haben, während namentlich Luther sie zwischen den Jahren 1520 und 1530, und, trotz der wittenberger Concordia (1536), kurz vor seinem Tode (1544) selbst noch heftiger bekämpfte als die kath. Lehre.

Eine Vermittelung schien die von den oberdeutschen Theologen aufgebrachte Formel zu bieten, daß in der Abendmahlshandlung zugleich mit Brot und Wein Christi Leib und Blut wahrhaftig, aber auf geistliche Weise gegenwärtig sei für den Glauben. Diese Lehre haben die reform. Bekenntnißschriften sich angeeignet, und Calvin gab ihr seinerseits die (ihm eigenthümlich gebliebene) Wendung, der gläubig Genießende werde im Augenblicke des Genusses in den Himmel versetzt, wo ihm die von dem Leibe Christi fortwährend ausströmende Himmelskraft im Heiligen Geiste zu Theil werde. Dagegen blieben die strengen Lutheraner nur um so entschiedener bei der Behauptung stehen, das Abendmahlsbrot sei, ohne seine natürliche Beschaffenheit zu verlieren, doch Christi wesentlicher («verklärter») Leib, der mit dem Munde, nicht blos von gläubigen, sondern auch von ungläubigen Tischgenossen empfangen werde. Die Möglichkeit leiblicher Gegenwart Christi in Brot und Wein ward theils in einfacher Weise auf Gottes

allmächtiges Wort, theils künstlicher auf die dem verklärten Leibe Christi durch die Verbindung mit der Gottheit beigelegten übernatürlichen Eigenschaften begründet (Ubiquität). Wie Luther, der einst im Wort sich gefangen erklärte, das ihm gar zu gewaltig dastand, so meinten auch seine Schüler, den Buchstaben der Einsetzungsworte, an dem man nicht deuteln dürfe, für sich zu haben, und bald that sich die luth. Kirche etwas zugute darauf, im Gegensatze auch zu der reform., die Kirche des «schriftgemäßen Bekenntnisses» zu sein. Doch hat, wenn der Buchstabe gelten soll, ohne daß man weiter nach dem Zusammenhang fragt, die kath. Auslegung unstreitig den Vorzug, und auch die Lutheraner kommen, bei allem Eifer gegen den «Tropus», über eine Art von uneigentlicher Fassung der Einsetzungsworte nicht hinaus (Synekdoche), da nicht das Brot zum Leibe geworden, sondern dieser in und unter dem Brote vorhanden sein soll, eine Deutung, die gewiß unter allen die künstlichste ist. Melanchthon hatte, als er die Augsburgische Confession schrieb (1530), und auch nachmals noch, aus Achtung vor den Zeugnissen der Väter Luther's Auffassung getheilt; allein über die altkirchliche Lehre eines andern belehrt, neigte er sich seit 1535 immer entschiedener zu einer der calvinischen verwandten, doch einfachern Anschauung hin, und lehrte seitdem, mit Verwerfung der leiblichen Gegenwart Christi und zum Theil mit bittern Stachelreden gegen das nachgeborene Lutheranergeschlecht, daß in der Abendmahlshandlung Christi unzertrennliche Person wahrhaftig, aber auf geistliche Weise gegenwärtig sei und sich den gläubig Genießenden zur innigen und wesentlichen Gemeinschaft darbiete. Sein neugewonnener Standpunkt, ebenso wie sein Streben nach Union mit den reform. Kirchen des Auslandes, prägte sich auch in der neuen Ausgabe der Augsburgischen Confession von 1540 aus, welche länger als zwei Jahrzehnte hindurch in allen deutschen Landeskirchen symbolisches Ansehen genoß, bis sie endlich sammt der Abendmahlslehre und den übrigen «Ketzereien» Melanchthon's von den Bannflüchen der strengen Lutheraner erreicht ward. Nach furchtbaren innern Kämpfen ward Melanchthon's Schule und Theologie aus den meisten deutschen Landeskirchen hinausgedrängt und die specifisch Luther'sche Ansicht mit ihren Schroffheiten in der Concordienformel (1580) festgestellt. Die luth. und die reform. Kirche blieben geschieden.

Mit dieser Verschiedenheit der dogmatischen Auffassung des A. hing die Verschiedenheit der Ceremonien bei der Feier desselben begreiflich eng zusammen. Die kath. Ansicht von einer geheimnißvollen Wandlung steigerte die alte Besorgniß, von Brot oder Wein etwas auf die Erde fallen zu lassen, und beseitigte seit dem 11. Jahrh. das sinnbildliche Brotbrechen, indem die Oblaten (Hostien, eigentlich soviel wie «Opfer») an deren Stelle traten, und entzog allmählich, kirchlich officiell erst auf der Synode zu Kostnitz (1415), nach vielen andern Versuchen, den «Laien» und den nicht administrirenden Priestern (sacerdotes non conficientes) auch den Kelch (communio sub una), indem man in der Lehre von der unio realis oder concomitantia behauptete, daß im Brot sowol als im Wein, in jedem einzelnen schon und für sich, der ganze Christus zugegen sei und genossen werde. Angebliche Erscheinungen von «blutigen» Hostien mußten dies bestätigen. Die gesammte Reformation hat den Kelch, den die griech.-kath. Kirche nie darangegeben, zurückgefordert, während das röm.-kath. Concil zu Trient der Reformation gegenüber die Entziehung des Kelchs bestätigte. Aus demselben Gefühle der Hochachtung vor dem A. ist die Communion der Kinder allmählich und namentlich seit dem 12. Jahrh. aufgehoben worden. Nur die griech. Kirche findet sie jetzt noch zulässig. Zufolge der Transsubstantiationslehre halten die griech. und die röm.-kath. Kirche die Aufhebung (elevatio) der Hostie, ein Symbol der Erhöhung Christi aus dem Stande der Erniedrigung, fest, womit die Anbetung (adoratio) der Hostie überhaupt, und ihre feierliche Umtragung (circumgestatio) beim Fronleichnamsfeste insbesondere, zusammenhängt. Der Gebrauch des gesäuerten Brotes in der griech., des ungesäuerten Brotes in der röm. und luth., die Anwendung von mit Wasser gemischtem Weine in der röm. und griech., von ungemischtem Weine in der prot. Kirche sind kleine, aber zum Theil in heftigen Streitigkeiten festgestellte oder doch aufrechterhaltene Verschiedenheiten, die meist in zufälligen histor. Verhältnissen begründet, durch symbolische Ausdeutungen wichtiger gemacht wurden. Daß aber ein bedeutender Theil der reform. Kirche das Brot, der ursprünglichen Einsetzung gemäß, brechen und von den Communicanten mit der Hand (nicht mit dem Munde) «nehmen» läßt, liegt in der uranfänglichen Richtung dieser Kirche auf die symbolische Fassung des A., die in dem Brechen des Brotes wie Ausgießen des Weines ein Wesensmerkmal finden muß.

So weit hat die Entwickelung der Abendmahlsidee sich kirchlich ausgeprägt. Die öffentliche Meinung der neuern Zeit ist auch über das A. sehr getheilt gewesen. Nachdem im Vulgärrationalismus seit Ende des 18. Jahrh. und in der neuern Zeit überhaupt die noch jetzt von

der Mehrzahl der «gebildeten» Laien begünstigte Ansicht überwogen hatte, daß Brot und Wein nichts als Sinnbilder, das A. nur ein Gedächtnißmahl sei, ist gerade in neuerer und neuester Zeit die ältere luth. Ansicht mit steigender Schroffheit wieder aufgestellt worden (von Scheibel, Lindner, Sartorius, Rudelbach, Kahnis u. a.). Doch hat sich daneben auch die Ansicht Melanchthon's und der reform. Bekenntnißschriften, im Interesse der Wissenschaft sowol als der kirchlichen Union, immer aufs neue wieder Gehör verschafft (Schleiermacher, Nitzsch, Jul. Müller, Schenkel, Rothe, Heppe, neuerdings auch Kahnis u. a.). Die Hauptschriften über das A., in welchen die verschiedenen Richtungen ihren Standpunkt dargelegt haben, sind von Dav. Schulz (1824), Ebrard (1845), Kahnis (1851) und Rückert (1856).

Abendmahlsgericht und **Abendmahlsprobe**, s. Ordalien.

Abendroth (Amandus Aug.), ein verdienter hamburger Patriot und Staatsmann, geb. 16. Oct. 1767 zu Hamburg als der Sohn des aus dem sächs. Erzgebirge stammenden Procurators Abraham A., studirte seit 1787 die Rechte erst zu Erlangen, dann zu Göttingen, wo er die jurist. Doctorwürde erlangte, und widmete sich hierauf in seiner Vaterstadt mit Erfolg der Advocatur. Schon 1800 ward er zum Rathsherrn erwählt, womit sich ihm, infolge der Zeitdrangsale, die auch Hamburg betrafen, ein weites Feld männlicher Thätigkeit eröffnete. Als die Franzosen im Herbst 1806 die Stadt besetzten, versah A. die Polizeiverwaltung, die er auch mit großem Geschick fortführte. Nachdem er 1809 und 1810 als Amtmann zu Ritzebüttel gewirkt, übernahm er bei der Einverleibung Hamburgs in das franz. Kaiserreich 1810 das ebenso wichtige wie gefahrvolle Amt eines Maire von Hamburg. In dieser Stellung wirkte er unter harten Kämpfen und rastloser Thätigkeit für das Interesse seiner Mitbürger, vermochte aber nicht allen Härten und Uebeln zu begegnen. Bei einem Volksaufstande, der bei Abzug der Präfecturwache zur franz. Armee 24. Febr. 1813 zu Hamburg ausbrach, wurde A., der die Massen zu beschwichtigen versuchte, persönlich gefährdet. Die Franzosen griffen sechs Menschen willkürlich heraus und erschossen dieselben. A. suchte der blutigen Gewalt Einhalt zu thun, indem er mit Niederlegung seines Amtes drohte. Als im Frühjahre russ. und deutsche Truppen auf kurze Zeit Hamburg besetzten, übernahm A. die Polizeiverwaltung, wofür ihn die Franzosen auf die Liste der Geächteten setzten. Er verließ deshalb vor dem Abzuge der Verbündeten mit seiner Familie die Stadt und suchte im Bunde mit andern tüchtigen Männern auswärts zu Gunsten Hamburgs zu wirken. Noch ehe die Franzosen Ende Mai 1814 Hamburg verließen, nahm er im Namen und im Interesse der Stadt das Amt Ritzebüttel in Besitz, welches er fortan unter Entfaltung der segensreichsten Friedensthätigkeit verwaltete. Unter anderm gründete A. zu Cuxhaven das erste deutsche Nordseebad. Mit seinem Wiedereintritt in den hamburgischen Senat (1821) übernahm er abermals die Leitung des Polizeiwesens, bis er 1831 zum Bürgermeister erwählt ward. Er legte 1835 seine Stelle infolge von Krankheit nieder und starb in der Nacht vom 16. zum 17. Dec. 1842. Noch hatte der Greis den Schmerz gehabt, den großen Brand von Hamburg zu erleben. Als Schriftsteller ist A. wenig vor die Oeffentlichkeit getreten. Zu nennen sind «Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt» (Kiel 1814) und «Ritzebüttel und das Seebad Cuxhaven» (2 Thle., Hamb. 1818—37). Von seinen sechs Söhnen haben ihn vier überlebt. Der älteste derselben, Aug. A., Doctor der Rechte, hat sich die Förderung künstlerischer, gemeinnütziger und wohlthätiger Zwecke zur Lebensaufgabe gestellt. Er ist bei dem Wiederaufbau der Stadt nach dem großen Brande sehr thätig gewesen, und führt noch jetzt den Vorsitz bei den verschiedensten Unternehmungen, wie z. B. der Berlin-Hamburger Eisenbahn, des Blumen- und Gartenbauvereins, des Rauhen Hauses, des Kunsthallencomité u. s. w. Ernst A. widmete sich dem Seewesen auf der franz. Marine und ist als Commandeur und Lootseninspector zu Cuxhaven stationirt. Derselbe machte sich um die Mappirung der Elbmündungen sowie um Verbesserung des Fanal- und Lootsenwesens verdient. Auch Karl Eduard A. und Dr. Ferd. A. haben in verschiedenen amtlichen Stellungen für ihre Vaterstadt nützlich gewirkt.

Abendröthe nennt man die rothe Färbung, welche sich sehr häufig kurz vor und nach dem Untergange der Sonne am Abendhimmel zeigt, ganz ähnlich derjenigen, welche um die Zeit des Sonnenaufgangs am Morgenhimmel gesehen wird. Um diese Röthung des Himmels beim Auf- und Untergange der Sonne zu erklären, nahm man früher an, daß die Atmosphäre vorzugsweise die rothen und gelben Strahlen durchlasse, die blauen aber reflectire, sodaß dann die rothe Färbung besonders des Morgens und Abends hervortrete, wenn die Sonnenstrahlen einen sehr weiten Weg durch die Atmosphäre zurückzulegen hätten. Diese Ansicht ist aber deshalb irrig, weil die Bläue des Himmels durchaus nicht die complementäre Farbe jener

Röthe ist. Man hat die Erklärung dieser Erscheinung vielmehr in den Wasserdampfverhältnissen der Atmosphäre zu suchen. Blickt man nämlich durch den Dampfstrahl, welcher aus dem Sicherheitsventil einer Locomotive ausströmt, nach der Sonne, so erscheint diese schön orangeroth, aber nur unmittelbar über dem Ventile, wo der Dampf noch durchsichtig ist und sich noch nicht zu Qualm verdichtet hat. Die rothe Färbung gehört also einer besondern Stufe der Verdichtung des Dampfes an. Wenn daher des Abends durch Abkühlung der Luft die Wasserdämpfe sich verdichten, so werden sie, ehe sie als Thau niederfallen, jenen Uebergangszustand durchlaufen, in dem sie die A. erzeugen. Sind dagegen des Morgens bei Sonnenaufgang schon so viele Wasserdämpfe vorhanden, daß sie die Morgenröthe erzeugen, so wird bald durch die Einwirkung der Sonne ein solcher Ueberschuß von Wasserdämpfen aufsteigen, daß sie sich in den obern Luftschichten zu Regenwolken verdichten. Im allgemeinen betrachtet man demnach eine starke, schönfarbige A. als eine günstige Vorbedeutung für die Witterung des folgenden Tags, während Morgenröthe für ein ungünstiges Zeichen gilt, was auch in der That auf alter Erfahrung beruht, aber keineswegs in allen Fällen zutrifft. Ist der Himmel am Abend schön blau und wird im Westen mit einem leichten Purpurroth überzogen, so bedeutet dies fortdauernd gutes Wetter, sowie auch einzelne geröthete Wolken nach längerm Regenwetter auf Wiederkehr besserer Witterung deuten; aber eine weißlichgelbe A. ist kein gutes Zeichen, und geht dabei die Sonne selbst in weißem Glanze unter, so ist stürmisches Wetter zu erwarten. Dasselbe gilt von einer röthlichgrauen A., durch welche man die Sonne kaum bemerken kann.

Abendschulen oder Nachtschulen nennt man solche Schulen, in welchen der Unterricht während der Abendstunden ertheilt wird. Sie sind zur Bildung solcher Kinder und junger Leute bestimmt, welche durch Geschäfte und Arbeiten abgehalten werden, am Tage den Unterricht zu besuchen, und haben Nachhülfe oder Fortbildung, oder Elementarbildung überhaupt zum Zweck. Als Schulen für elementarische Bildung sollen sie die gewöhnliche Volksschule für jene Kinder ersetzen, welche den Tag über in Fabriken arbeiten müssen; sie sind aber dann nichts als Nothbehelfe und nur in den dringendsten Fällen zulässig, denn die Kürze der Unterrichtszeit und die durch die Tagesarbeit herbeigeführte körperliche und geistige Erschöpfung und Abspannung der Kinder macht einen gedeihlichen Unterricht unmöglich. Daher wurden auch die A. im allgemeinen für unzulässig erklärt, und in verschiedenen Staaten Verordnungen erlassen, daß der Unterricht auch der in Fabriken arbeitenden Kinder in der Regel am Tage stattfinden soll. Nur als Nachhülfe- und Fortbildungsschulen für Erwachsenere sind A. im allgemeinen zu empfehlen.

Abendstern und **Morgenstern**, oder Lucifer und Hesperus, hieß bei den Alten der Planet Venus (s. d.), den man in den frühesten Zeiten für zwei besondere Gestirne hielt. Den tropischen und subtropischen Gegenden kann er nie um Mitternacht erscheinen (es ist dies auch in höhern Breiten ein seltener Fall), und so konnte der Irrthum erst entdeckt werden, als planmäßige Beobachtungen angestellt und unter sich verglichen wurden.

Aben-Esra, genauer Ibn-Esra, eigentlich Abraham ben-Meir ben-Esra, geb. um 1093 in Spanien, gest. 1168 in Rom, war einer der begabtesten Geister unter den Juden des 12. Jahrh., ein kenntniß- und geistvoller Denker, scharfsinnig und sprachgewandt. Er verstand das Hebräische, Arabische, Aramäische, Mathematik, Astronomie und Heilkunde, war ein scharfer Beobachter, im Ausdruck der Rede klar und kurz, nicht selten epigrammatisch witzig. Besonders hat er sich um hebr. Grammatik und Poesie, um Theologie und biblische Exegese, wie um die Astronomie bleibendes Verdienst erworben. Ohne Vermögen und vielleicht infolge von Bedrückungen verließ er etwa um 1140 sein Vaterland, wohin er nie wieder zurückkehrte. Wir finden ihn später in der Lombardei, der Provence, Aegypten, Rhodus (1156) und England (1159). Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Rom zu. Fast an jedem Orte seines Aufenthalts hat er, bald aus eigenem Bedürfniß, bald nach dem Wunsche der ihm zuströmenden Schüler, grammat., theol., exeget. und astron. Abhandlungen, oder im Auftrage von Gemeinden Synagogalgebete verfaßt. Auch hat er mehrere arab. Schriften ins Hebräische übertragen und einzelnes selbst arabisch geschrieben. Unter seinen Werken stehen die Commentare zu einem großen Theile des Alten Testaments oben an; zum Pentateuch hat er später noch einen kürzern Commentar ausgearbeitet. Einzelne Theile dieser Arbeiten sind auch in lat. Uebersetzung gedruckt. Von seinen astron. und astrol. Werken, die er zum Theil aus dem Arabischen übertrug, sind ebenfalls einzelne Abtheilungen, wie «De nativitatibus» (Ven. 1485), «Opera astrologica» (Ven. 1507), «De diebus criticis» (Lyon 1496), lateinisch erschienen. Mit Recht gilt A. mit Jehuda Hallevi und Moses ben-Esra als der dritte in dem glänzenden

Triumvirat der jüd. Literatur seines Jahrhunderts. Bei den christl. Schriftstellern des spätern Mittelalters kommt er unter dem Namen Abenare oder Avenara vor.

Abensberg, Stadt im Bezirke Kelheim des bair. Kreises Niederbaiern, an der Abens, einem Nebenflusse der Donau, Sitz eines Landgerichts, hat 1580 E., ein altes Schloß (einst Residenz der Grafen von A.), ein Mineralbad mit schönem Garten, sehr ergiebigen Hopfenbau und beträchtliche Brauerei und Wollweberei. Man hält es für das Abasina oder Abasinum der Römer und bemerkt daselbst noch die Spuren eines röm. Lagers. A. ist Geburtsort des bair. Geschichtschreibers Thurnmayr, der sich danach Aventinus (s. d.) nannte, und dessen Denkmal hier 12. Oct. 1861 enthüllt wurde. Hier schlug 20. April 1809 Napoleon an der Spitze der Baiern und Würtemberger im Verein mit der Großen Armee unter Davoust, Lannes und St.-Sulpice den linken Flügel der österr. Armee des Erzherzogs Karl unter Erzherzog Ludwig und General Hiller. Die Oesterreicher verloren dabei 88 Offiziere, 2620 Todte und Verwundete und an diesem und dem folgenden Tage zusammen gegen 18000 Gefangene und 12 Kanonen. Sie mußten am 21. April Landshut räumen, wurden über die Isar geworfen, gegen den Inn gedrängt und vom rechten Flügel getrennt, der unter Erzherzog Karl 22. April bei Eckmühl (s. d.) ebenfalls geschlagen ward.

Abenteuer, ein Wort der deutschen Schriftsprache, welches aus der franz. Form aventure (einer Ableitung vom mittellat. advenire für das classische evenire) umgebildet ist, mit der höfischen Kunstpoesie des spätern Mittelalters nach Deutschland kam und seit dem 13. Jahrh. in der mittelhochdeutschen Form âventiure erscheint. Das Wort bezeichnet zunächst ein Ereigniß überhaupt, dann aber insbesondere ein Ereigniß, in welchem die Mitwirkung einer höhern, übermenschlichen Macht sichtbar, ein unbegreifliches, wunderbares, zauberhaftes Ereigniß, dessen Ausgang ungewiß ist. Der Begriff des A. in diesem Sinne entwickelte sich mit dem Ritterthum und der ritterlichen Epik jener Zeit. Während in den epischen Dichtungen des 11. und 12. Jahrh. die Ritter vorzugsweise als fromme Glaubenshelden erscheinen, welche ihre A. in den Kämpfen mit den Hauptfeinden des christl. Glaubens, den Sarazenen im Morgenlande und den Mauren in Spanien, suchen, bestreben sich seit der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die ritterlichen Dichter, die Helden ihrer Poesien durch Verbindung mit der Fee Avalons unsterblich, durch die Hülfe von Zauberern aus der Schule Merlin's unüberwindlich und durch Wunderthaten in der Art des Alexander der Orientalen interessant zu machen, und dabei Riesen und Zwerge, Zauberhörner und Magnetberge eine Rolle spielen zu lassen. Das A. wird ausschließlich zu einem Ereigniß, durch welches ein Ritter mit Elfen, Geistern und andern Kräften übermenschlicher Art in Berührung kommt. Unter dem Einflusse, welchen die Darstellung der ritterlichen A. in der Literatur des spätern Mittelalters gewann, geschah es auch, daß die Muse des Ritterabenteuers wie der ritterlichen Dichter als «Frau Aventiure» personificirt wurde. Ein weibliches Wesen von göttlicher Schönheit, kann sie sich durch einen Ring, den sie ansteckt, unsichtbar machen, zieht so durch alle Lande und beobachtet den Lauf der Welt und die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen. Ein Stab in der Hand dient ihr, um Flüsse und Berge zu überschreiten. Als solche wandernde Späherin erscheint sie bisweilen auch dem erzählenden Dichter und gibt ihm die zuverlässigsten Aufschlüsse über alles, was er zu wissen verlangt. Was er von ihr erfahren hat, macht er dann in seiner Dichtung oder Märe, die deshalb auch selbst häufig Aventiure oder A. genannt wird, der Welt bekannt. Vgl. J. Grimm, «Frau Aventiure» (Berl. 1842). Mit dem Ritterthum verschwand das A. aus dem Leben; doch blieb es bis auf neuere Zeit herab in der romantisch-epischen Poesie als Bezeichnung für die Darstellung von Ereignissen, bei welcher sich der Dichter des Wunderbaren, der Geister, Elfen, Feen u. s. w., als Maschinerie bedient. Auch pflegt man die einzelnen Abschnitte größerer erzählender Dichtungen dieser Art mit dem Namen A. zu belegen. In der Sprache des gewöhnlichen Lebens bedeutet jetzt A. vorzugsweise ein auffallendes Ereigniß, das mit dem Gesetze, dem Herkommen, der Sitte und Polizei nicht in Einklang steht. Mit abenteuerlich wird alles das bezeichnet, was einerseits über das Herkömmliche und Gewöhnliche, anderntheils über die Gesetze der Natur und der moralischen Welt hinausgeht und seine Entstehung mehr einer zügellosen Phantasie und blindem Thatendurst als irgendeinem vernünftig-sittlichen Zwecke verdankt. In der schönen Kunst ist das Abenteuerliche nur im Gebiete des Romantischen und des Komischen zulässig; in jedem andern Falle hört es auf, als Schönes zu wirken, und fällt ins Sinnlose.

Wie der Begriff des A., so erfuhr auch der des Abenteurers im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Wandlungen. Solange noch die schwärmerische Begierde nach A. für das

Ritterthum das Charakteristische war, galt Abenteurer oder (franz.) Aventurier als allgemeiner und ehrenvoller Name für alle Ritter, die auf A. auszogen. Später, nachdem das Ritterthum zu einem polit. und socialen Stande geworden, galten solche Ritter für Abenteurer, welche der bloßen Ehre halber von einem Turnier zum andern zogen. Es war dies jedoch immer noch ein Ehrenname, den selbst Kaiser Maximilian nicht verschmähte. Als aber schließlich die Turniere zu bloßen chevaleresken Spielen, Ringelrennen, Carrousels u. dgl. ausgeartet, nannte man diejenigen, welche zu solchem gefahrlosen Wettstreit herausforderten, Mantenadores (franz. Mainteneurs), diejenigen hingegen, welche den Kampf annahmen, das A. bestehen wollten, Aventureros (franz. Aventuriers), Abenteurer. Dergleichen Abenteurer finden sich unter der Ritterschaft noch bis ins 18. Jahrh. herab an Höfen, an denen sich derartige Spiele erhalten hatten. Unterdessen war jedoch der Name Aventurier oder Abenteurer schon längst auf eine Klasse von Personen aller Stände übertragen worden, die, aus den Wirkungskreisen, denen sie angehörten, heraustretend, in unstetem Leben von einem Lande zum andern zogen und sich auf ungewöhnlichen Wegen einen Namen oder ein Vermögen zu erwerben trachteten. Die Entdeckung Amerikas und die Auffindung der neuen Handelswege in Ostindien konnten der Entwickelung einer Richtung auf das Abenteuerliche in diesem Sinne nur günstig sein. Abgesehen von den Conquistadoren des 16. Jahrh., welche sich der Waffengewalt bedienten, entwickelte sich eine Gruppe von Kaufleuten, die Aventuriers, welche, bei Mangel an eigenen Mitteln, Kapitale erborgten und Waaren dafür kauften, die unter allerlei Zufällen und Gefahren an ferne Küsten geschafft und dort mit reichem Gewinne verwerthet wurden. (S. Großaventurhandel.) Hieran reihen sich die militärischen, politischen und diplomatischen Abenteurer des 17. und 18. Jahrh., wie Baron Ripperda, Graf Bonneval, Baron von Neuhof, Cloots, von der Trenck u. s. w. Eine andere Klasse bilden die Abenteurer, welche namentlich im 18. Jahrh. als Alchemisten, Geheimbündler, Magnetiseure u. s. w. den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit und geistige Zerfahrenheit der Großen geistlichen und weltlichen Standes ausbeuteten, wie der Graf Cagliostro, Graf St.-Germain und viele andere. Der durch seine geistreichen Memoiren bekannte Casanova kann als Repräsentant derjenigen Klasse von Abenteurern gelten, die durch Spiel, Liebesintriguen, Duelle, gesellschaftliche Eigenschaften und persönliche Bekanntschaften in der großen Welt Mittel für Lebensgenuß oder Ansehen zu gewinnen trachten. An diese genialen Abenteurer, deren Lebensrichtung darin übereinstimmt, daß sie Namen und Gewinn auf ungewöhnlichem und meist auch unrechtlichem Wege suchen, schließt sich das vielgestaltete moderne Glücksritterthum, das im Schutze der Gesetze und der Sitte die Leidenschaften und Schwächen der Menschen ausbeutet, um leicht und schnell zu Reichthum zu gelangen.

Aberbrothwick (Stadt in Schottland), s. Arbroath.

Abercromby (Sir Ralph), einer der tapfersten engl. Generale, stammte aus einem alten schott. Geschlechte, dessen Ahnherr, Humphrey de A., zur Zeit Robert Bruce's lebte. 1734 zu Tullibodie in der Grafschaft Clackmannan geboren, studirte er in Edinburgh und Leipzig die Rechte, trat aber aus Vorliebe für den Kriegerstand 1756 als Cornet in ein engl. Dragonerregiment und diente unter Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Kriege. Seit 1773 Parlamentsmitglied für Clackmannan, vertrat er die freisinnigsten Grundsätze und misbilligte entschieden die von der Regierung gegen die amerik. Colonien befolgte Politik, weshalb er es auch ablehnte, sich an dem Kriege gegen dieselben zu betheiligen. Doch avancirte er 1781 durch Anciennetät zum Obersten und 1787 zum Generalmajor. An der Spitze einer Division wohnte er den Feldzügen von 1793 und 1794 in den Niederlanden bei, wo er in der Schlacht von Famars das franz. Lager erstürmte und nach dem Unglückstage von Fleurus den Rückzug der Alliirten über die Waal deckte. Im Aug. 1795 zum Oberbefehlshaber in Westindien ernannt, eroberte er 1796 Grenada, Demerara, Essequibo und im Febr. 1797 Trinidad, ward aber bei einem Angriff auf Portorico zurückgeschlagen. Nach seiner Rückkehr commandirte er 1798 in dem von einer Landung bedrohten Irland und führte 1799 die Vorhut in der Expedition des Herzogs von York nach Holland. Am 27. Aug. brachte er dem batav. General Daendels beim Helder eine Niederlage bei und focht mit Auszeichnung in den Treffen von Alkmaar und Bergen, konnte jedoch die Capitulation vom 17. Oct. nicht verhindern, wodurch das anglo-russ. Heer zur Räumung von Holland genöthigt wurde. Ende 1800 erhielt A. das Obercommando des 18000 Mann starken Corps, welches bestimmt war, den Franzosen Aegypten zu entreißen. Er bewirkte 8. März 1801 eine Landung bei Abukir, schlug am 13. die franz. Avantgarde bei Mandora und lieferte am 21. dem General Menou die Schlacht bei Alexandria, in welcher er zwar den Sieg davontrug, aber eine tödliche Wunde erhielt, an der

er 28. März 1801 am Bord des Foudroyant starb. In der St.-Paulskirche zu London ist ihm ein Denkmal errichtet. Sein Leben ward von seinem jüngern Sohne, Lord Dunfermline, beschrieben («Lieutenant-General Sir Ralph Abercromby, a memoir», Edinb. 1861). Seine Witwe, Mary Anne, geborene Menzies, wurde 28. Mai 1801 zur Baroneß A. erhoben, nach deren Tode 11. Febr. 1821 die Peerage an den ältesten Sohn George und dessen Nachkommen überging. — A. (James), Lord Dunfermline, geb. 7. Nov. 1776, widmete sich dem jurist. Fache und wurde, nachdem er 1801 zum Barrister berufen worden, von dem Herzog von Devonshire mit der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen betraut. 1807 trat er für Midhurst, 1812 aber für Calne ins Parlament, wo er sich der Whigpartei anschloß, und erhielt 1827 unter Canning die Stelle eines Judge-Advocate oder General-Auditeurs, die er aber im Jan. 1828 nach dem Wiedereintritt der Tories ins Ministerium niederlegte. Bald nachher zum Chief Baron der schott. Schatzkammer ernannt, bekleidete er diese richterliche Würde bis zu der von ihm selbst befürworteten Abschaffung derselben, worauf er 1832 für die Stadt Edinburgh ins Parlament gewählt und 1834 Münzmeister und Mitglied des von Lord Melbourne gebildeten Cabinets wurde. Durch seine Erhebung zum Sprecher des Unterhauses, 19. Febr. 1835, erlangte er eine Berühmtheit, wozu die Natur den sonst in jeder Beziehung ehrenwerthen Mann nicht bestimmt zu haben schien, da ihm die zu einer solchen Stellung erforderlichen persönlichen Eigenschaften, ein imponirendes Aeußere und Festigkeit des Charakters, fehlten. Doch genoß er bei allen Parteien einer so hohen Achtung, daß er 1837 nach dem Regierungsantritt der Königin Victoria ohne Widerspruch aufs neue zum Sprecher gewählt wurde. Im Mai 1839 legte er dieses Amt nieder und wurde unter dem Titel eines Baron Dunfermline zum Peer erhoben. Er starb auf seinem Landsitz Colinton-House bei Edinburgh 17. April 1858. — A. (Ralph), zweiter Lord Dunfermline, Sohn des vorigen, geb. 6. April 1803, wählte die diplomatische Laufbahn und ward 1836 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Hofe zu Turin, als welcher er sich bei den Verhandlungen während des Kriegs von 1848 und 1849 lebhaft betheiligte. 1851 nach dem Haag versetzt, blieb er auf diesem Posten bis 1859, wo Familienverhältnisse ihn bewogen, nach England zurückzukehren. Er ist seit 18. Sept. 1838 mit Lady Mary Eliza Elliot, ältesten Tochter des Grafen von Minto und Schwägerin Lord Russell's, vermählt.

Aberdeen, eine mit dem Cap Kinnaird nordöstlich in die Nordsee vorspringende Grafschaft des mittlern Schottland, zwischen Banff und Inverneß im NW. und Perth, Angus (Forfar) und Kincardine im S., umfaßt 93 Q.-M. mit 235000 E. Der südwestl. Theil wird vom Grampiangebirge und seinen nordöstl. Verzweigungen zu einem rauhen, in Hochmooren, dichten Waldungen und wilden Felspartien wechselnden Berglande gemacht, in welchem der Ben-Macdui in der Cairngorm-Gruppe 4030 F. hoch und nächst dem Ben-Nevis der höchste Berg Schottlands ist. Nordöstlich findet der Uebergang zu einem wellenförmigen, größtentheils ebenen Hügellande statt. Doch sind die Küsten felsig, von Riffen umgeben und zum Theil ausgehöhlt, wie z. B. die Bullers von Buchan einen vom Meere durchbrochenen Felsbogen von 50 F. Weite zeigen. Zu den Hauptflüssen gehört der Grenzfluß Doveran, der Ugie, der Ythan, in welchem Perlenfischerei betrieben wird, der Don mit dem Ury und der Dee. Das Klima ist trotz der durch herrschende Winde erzeugten Veränderlichkeit bei der offenen Lage am Meere ein mildes. Die Bewohner treiben Bergbau, Viehzucht, Fischerei und beträchtlichen Handel; auch hob sich in neuerer Zeit der Ackerbau und die Industrie auf Baumwoll- und Leinenzeuge, Seidenwaaren und Strumpfstrickerei. — Die Hauptstadt der Grafschaft ist A., getheilt durch den Dee in Alt- und Neu-A., welche beide Theile durch eine schöne, aus einem einzigen Bogen von 180 F. Spannung bestehende Brücke miteinander verbunden werden und zusammen 73497 E. haben. Die Collegien beider Orte, gegründet 1494 und 1593, bilden eine Universität mit reichen Hülfsmitteln, aber untergeordneter Wirksamkeit. Die ansehnlichen Spinnereien und bedeutenden Fabriken in Woll-, Baumwoll- und Leinenwaaren, in Papier, Seife, Lichten, ferner Gerbereien und Seilereien, Eisengießereien, Schiffbau, Ausfuhr von Rindvieh, Lachsen, Eiern, Butter, Schweinefleisch, Getreide, Granitplatten und Mühlsteinen, sowie Grönlandsfischerei und Lachsfang im Don und Dee sind Haupthebel eines sehr bedeutenden Handels, der eine Marine von 231 Schiffen (56867 Tonnen) und 14 Dampfer beschäftigt. Die Ausfuhr beträgt 15 Mill. Thlr. Regelmäßige Dampfschiffahrt findet statt nach London, Leith (Edinburgh), Peterhead, Inverneß und den Orkneys. Der früher gefährliche, jetzt verbesserte Hafen wird durch einen 2000 F. langen Granitmolo und durch zwei Batterien vertheidigt. Zur Zeit der Ebbe ist jedoch das Wasser über der Barre des Hafens nur

10 F. tief. Der Flößdock hat 54 Morgen Fläche. Alt-A. ward in der Mitte des 12. Jahrh. Sitz des aus Morthlac in Banff hierher verlegten Bisthums und hat eine Kathedrale des heil. Macarius aus dem 14. Jahrh. Neu-A. besaß ehemals ein festes Schloß und hat große Drangsale erduldet. Es wurde 1153 von dem norweg. König Eystein geplündert, 1333 von der engl. Flotte Eduard's III. verbrannt und 1644 von den Royalisten unter Montrose erobert und fast ausgemordet. 1647 ward es noch durch die Pest heimgesucht.

Aberdeen (George Hamilton Gordon, Graf von), brit. Staatsmann, das Haupt eines der ältesten schott. Adelsgeschlechter, von welchem die spätern Herzoge von Gordon, die jetzigen Marquis von Huntley und der Dichter Lord Byron in weiblicher Linie abstammen. Am 28. Jan. 1784 in Edinburgh geboren, kam er nach dem Tode seines Vaters, Lord Haddo, als 11jähriger Knabe nach London zu seiner Verwandten, der Herzogin von Gordon, erhielt seine Erziehung in der Schule von Harrow zugleich mit Palmerston, Peel und Byron, und ging 1801 nach Cambridge, in welchem Jahre er auch seinem Großvater in dem Titel eines Grafen von A. folgte. Nachdem er den Friedensverhandlungen in Amiens beigewohnt und sich eine Zeit lang in Paris aufgehalten, besuchte er Italien und Griechenland, bereiste Kleinasien und kehrte 1804 über Rußland und die Ostsee nach seinem Vaterlande zurück. 1806 trat er als schott. Repräsentativ-Peer ins Oberhaus und schloß sich den Tories an, ohne jedoch an der Politik besonders lebhaften Antheil zu nehmen. Größere Vorliebe zeigte er für wissenschaftliche Studien. Er stiftete 1804 die Athenian Society, deren Mitglieder Griechenland bereist haben mußten, lieferte für die «Edinburgh Review» eine Abhandlung über die Topographie des alten Troja und schrieb zu einer Uebersetzung des Vitruv eine Einleitung, die in der Folge als selbständiges Werk unter dem Titel «Inquiry into the principles of beauty in Grecian architecture» (Lond. 1822) herauskam. Die Ereignisse des Jahres 1813 entrückten ihn diesen friedlichen Beschäftigungen. Mit einer Sendung an den wiener Hof betraut, leitete er von seiten Englands die Unterhandlungen über den Beitritt Oesterreichs zur Coalition gegen Napoleon, schloß den Allianz- und Subsidienvertrag zu Teplitz und war im Gefolge der verbündeten Monarchen in den Schlachten von Dresden und Leipzig gegenwärtig. Hierauf eilte er nach Neapel, um Murat für die Sache der Alliirten zu gewinnen, nahm 1814 an dem Congreß von Chatillon theil und zog 31. März mit den Verbündeten in Paris ein. In Anerkennung seiner Verdienste ward er 18. Juni desselben Jahres zum Peer von Großbritannien mit dem Titel eines Viscount Gordon erhoben. Während der nun folgenden Friedensjahre beschäftigte er sich wieder mit seinen Studien und der Landwirthschaft, vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Frau, einer Tochter des Marquis von Abercorn, mit deren Schwägerin, der Witwe des Viscount Hamilton, und erschien im Oberhause nur, um die Maßregeln des Toryministeriums Liverpool zu unterstützen. Als jedoch Canning 1827 nach dem Ausscheiden Liverpool's an die Spitze der Regierung trat, wandte sich A. der Opposition zu und wurde 1828 erst Kanzler des Herzogthums Lancaster, dann Minister des Auswärtigen unter Wellington. In dieser Stellung ging er entschieden von dem seither befolgten polit. System Canning's ab, indem er als Freund Metternich's soviel als möglich im Sinne der österr. Politik handelte. Er zeigte sich den Griechen feindselig, begünstigte Dom Miguel und sympathisirte in Frankreich mit dem Staatsstreichministerium Polignac, was ihn indeß nach der Julirevolution nicht abhielt, die Regierung Ludwig Philipp's anzuerkennen. Bei der durch die Reformbewegung herbeigeführten Auflösung des Wellington'schen Cabinets, 16. Nov. 1830, legte auch er seine Stelle nieder. Seine Thätigkeit war von nun an zwischen der Opposition gegen die Reformbill und der Sorge für die schott. Kirche getheilt, deren Zerfall er trotz aller Bemühungen nicht verhindern konnte. Auch die Sache des Don Carlos hatte an ihm, sowol inner- als außerhalb des Parlaments, einen warmen Vertheidiger. In dem kurzen toryistischen Zwischenministerium vom 14. Nov. 1834 bis 8. April 1835 bekleidete er das Amt eines Colonialministers, und als 1841 unter der Leitung Peel's ein neues Torycabinet zu Stande kam, erhielt A. zum zweiten mal das Portefeuille des Auswärtigen. Er zeigte sich jetzt freisinnigern Ideen zugänglich, legte in den Streitigkeiten mit Amerika große Versöhnlichkeit an den Tag und bemühte sich, das von seinen Vorgängern eingeleitete freundschaftliche Einverständniß zu befestigen. Daneben suchte er aber auch die frühere vertrauliche Verbindung mit Oesterreich und Rußland wiederherzustellen, und als der Kaiser Nikolaus 1844 nach London kam, hatte A. mit diesem eine Unterredung, in der er den orient. Planen des Zaren wenigstens nicht offen entgegentrat. Die Handelsreformen Peel's wurden von A. vollständig gebilligt, und als infolge derselben das Ministerium im Juni 1846 sich zurückziehen mußte, stellte er

sich im Oberhause an die Spitze jener Mittelpartei, welche unter dem Namen der Peeliten bekannt wurde. Während er nun in staatswirthschaftlichen Fragen sich von seinen alten Freunden, den Conservativen, lossagte und den Whigs beitrat, bekämpfte er sehr entschieden die auswärtige Politik Lord Palmerston's und stimmte bei Gelegenheit seines Verfahrens in der Pacifico-Affaire für das 17. Juni von Derby gegen ihn beantragte Tadelsvotum. Doch lehnte er es nicht allein ab, in die im Febr. 1852 von Derby gebildete Regierung einzutreten, sondern übernahm nach dem Rücktritt desselben im Dec. selbst die Leitung eines Coalitions-Ministeriums, in welchem Peeliten, Whigs und Radicale Platz fanden. Wenige Monate darauf brach die orient. Krisis aus, in der er anfangs eine vermittelnde Stellung einzunehmen, Rußland zu schonen und Frankreich von aggressiven Schritten zurückzuhalten suchte. Seine Bemühungen scheiterten jedoch an dem Starrsinn des Kaisers Nikolaus, der Staatskunst Ludwig Napoleon's und dem von dem brit. Gesandten in Konstantinopel, Lord Stratford, angestachelten Widerstand der Türken gegen die ihnen zugemuthete Nachgiebigkeit. Durch die öffentliche Meinung, die sich mit Heftigkeit gegen die russ. Anmaßung aussprach, wurde A. immer weiter getrieben, bis endlich die Katastrophe von Sinope ihn nöthigte, wider seinen Willen den Krieg zu erklären. Die Lauheit, mit der dieser geführt wurde, und die man der heimlichen Neigung A.'s für Rußland zuschrieb, obgleich sie eine natürliche Folge der verwickelten polit. Lage und der während eines langen Friedens in Vergessenheit gerathenen militärischen Traditionen war, erregte sehr bald eine Misstimmung, die durch das Unglück der engl. Armee in der Krim ihren Gipfel erreichte. Hierzu traten noch Zerwürfnisse mit Russell und Palmerston, welche schließlich die Sprengung des Ministeriums bewirkten. Am 1. Febr. 1855 legte A. das Amtssiegel in die Hände der Königin nieder, die ihn zum Zeichen ihres ungeschmälerten Vertrauens mit dem Hosenbandorden schmückte und auch später sowol in Familien- als in Staatsangelegenheiten, wie in den beiden Ministerkrisen 1858 und 1859, zu Rathe zog. Im Oberhause sicherten ihm seine langjährige Erfahrung und sein ehrenhafter Privatcharakter ebenfalls einen nicht unbedeutenden Einfluß. Der Kunst und Wissenschaft blieb er bis an sein Ende zugethan. Er starb in London 14. Dec. 1860. Als fünfter Graf von A. folgte ihm sein ältester Sohn, George John James, Lord Haddo, geb. 28. Sept. 1816, früher Parlamentsmitglied für Aberdeenshire.

Abergavenny (spr. Aebergenni; Gobannium), Stadt in der engl. Grafschaft Monmouth, $3\frac{1}{2}$ geogr. M. westlich von Monmouth, am Usk und Gavenny sowie an der Eisenbahn nach dem südl. Wales, inmitten grüner, von keck emporstrebenden Hügeln eingefaßten Wiesen gelegen, hat ein so frisches, freundliches Ansehen, daß sie für ihr hohes Alter das Zeugniß einer Burgruine und einiger Reste ihrer ehemaligen festen Mauern bedarf. A. besitzt eine stattliche Brücke über den Usk von 15 Bogen, interessante Denkmäler in der Marienkirche, und Eisenwerke, welche nebst Flanellweberei den Haupterwerb der 6000 E. ausmachen.

Aberglaube (Ueberglaube, Beiglaube, superstitio) ist nicht der Gesammtinhalt des heidnischen Glaubens, der als falscher Glaube, als ein Wahn erkannt worden ist, sondern das Festhalten heidnischer Gebräuche, Meinungen und Vorstellungen, denen mit einem mal zu entsagen dem neubekehrten Christen, obschon er die heidnischen Götter verachtete, um so schwerer wurde, da der Hang nach dem Wunderbaren und Uebersinnlichen in der menschlichen Natur tief begründet ist und das Christenthum ihm überdies auch wieder mit einer neuen Wunderfülle entgegentrat. In den Lücken, die dieses gelassen hatte, oder wo dessen Geist von dem rohen Gemüthe noch unverstanden blieb, da griff ergänzend sofort der A. platz, den man in einen activen und passiven theilen kann. Der erstere (augurium, sortilegium) wird durch besondere Vorrichtungen, durch Gebete, Besprechungen, Beschwörungsformeln, Zaubermittel u. dgl. absichtlich hervorgelockt; der letztere bringt ohne des Menschen Zuthun als ein günstiges oder ungünstiges Zeichen höherer Hand, als Vorahnung, Vorzeichen (omen) u. dgl. auf ihn ein und bestimmt seine Handlungen. Daher ist dieser passive A., dessen Schädlichkeit eigentlich nur in der menschlichen Selbstqual beruht, vom Christenthume schwerer zu beseitigen als der mit heidnischen Gebräuchen vermischte, minder harmlose active A., welcher mehr durch das Licht der Aufklärung, besonders durch eine genauere Erkenntniß der Natur und ihrer Kräfte, an Macht und Ausdehnung verloren hat. Das eigentliche Gebiet des A. ist im engern und gewöhnlichen Sinne das religiöse, und hier zeigt er sich zunächst als eine erbliche Krankheit, deren Anfang in den meisten Fällen im heidnischen Alterthume zu suchen ist; doch darf dabei nicht übersehen werden, wie nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker dieselben Gebräuche veränderte Beziehungen und Deutungen erhielten, wie z. B. die weisen Frauen unserer

heidnischen Vorfahren zu Hexen wurden. Dann zeigt sich der A. auch örtlich beschränkt, wie z. B. die Anwendung der Wünschelruthe, und besonders in der Verschiedenheit oder Nuancirung der abergläubischen Gebräuche; ferner epidemisch sich weithin ausdehnend, wie z. B. der ganze mittelalterliche Hexenglaube, oder endlich chronisch und acut, wie z. B. das Tischrücken. Diese Krankheit des A. ist aber nicht nur etwa in den ungebildeten Ständen heimisch, sondern sie zieht sich durch alle Schichten der menschlichen Gesellschaft. Mag sie in vielen Aeußerungen immerhin komisch erscheinen, mögen einzelne ihrer höchst verschiedenen Formen selbst einen tiefen poetischen Reiz haben, so muß man im allgemeinen doch in ihr eine unheilvolle Nachtseite des menschlichen Lebens erkennen, die eine Quelle unzähliger Uebel und unsaglichen Elends für die Menschheit geworden ist. Uebrigens läßt es sich culturgeschichtlich nachweisen, daß der A. von Jahrhundert zu Jahrhundert abgenommen hat, und es ist ein erfreuliches Zeichen, daß er aus Furcht vor Spott längst nicht mehr offen hervorzutreten wagt, sondern nur noch heimlich sein Dasein fristet.

Aberli (Joh. Ludw.), ein schweiz. Maler und Zeichner, geb. 1723 zu Winterthur, erlernte in seiner Vaterstadt die Anfangsgründe der Landschaftsmalerei, bildete sich in Bern künstlerisch weiter aus und ging 1759 nach Paris, um hier die Meisterwerke seiner Kunst zu studiren. Nachdem er nach Bern zurückgekehrt, schritt er zur Ausführung seines lange gehegten Plans, die schönsten Schweizergegenden leicht in Kupfer zu ätzen und mit Farben auszutuschen, und lieferte seitdem etwa 30 Blätter von verschiedener Größe, unter denen die Ansichten von Erlach, Yverdon, Muri und Wimmis für die besten gelten. Er starb im Oct. 1786. A., der übrigens auch Oelbilder lieferte, kann als der Begründer des ausgebreiteten Zweigs der Kunstindustrie in illuminirten Schweizerlandschaften und Volkstrachten angesehen werden. Rieter, Bidermann u. a. sind ihm hierin gefolgt, von denen jedoch keiner A. übertroffen hat.

Abernethy, ein Flecken in der schott. Grafschaft Perth, $1\frac{1}{2}$ geogr. M. südöstlich von Perth, nahe der Mündung des Earn in den Tay gelegen, war ehemals Sitz eines Bischofs und früher die Haupt- und Residenzstadt der Pictenkönige, aus deren Zeit ein bei der Kirche stehender, 74 F. hoher Thurm herstammen soll. Auch im Westen von A., bei dem Kirchdorf Forteviot, zeigt man den Hügel Hallyhill, auf welchem pictische und scotische Könige residirt haben sollen. Bei demselben Dorfe besiegte 842 Kenneth, der König der Scoten, die Picten und wurde so Gründer des Königreichs Schottland.

Abernethy (John), ein ausgezeichneter Chirurg und Anatom, geb. 1763 zu Derby in Irland (nach andern zu Abernethy in Schottland), erhielt seine Erziehung in London, wohin seine Aeltern bald nach seiner Geburt gekommen waren, und widmete sich seit seinem 16. Jahre unter Leitung von Sir Charles Blicke am St.-Bartholomew-Hospital der Chirurgie, wo er zugleich auch die Vorlesungen von Hunter und Blizard hörte. Bereits 1787 wurde er zum Assistenten Blicke's berufen und begann hierauf vor einem immer wachsenden Zuhörerkreise seine Vorlesungen. Später zum Wundarzt am Christ-Hospital ernannt, ward er 1814 Professor der Anatomie und Chirurgie am Collegium der Wundärzte, und starb auf seinem Landsitze zu Enfield 20. April 1831. A. gehörte in Beziehung auf die Praxis der Chirurgie ebenso wie auf die Wissenschaft zu den ersten Wundärzten seiner Zeit. Er suchte seine Kunst zuerst vom anatom. Standpunkte aus zu cultiviren, und allerwärts vertheidigte er seine Ansicht, daß die Chirurgie nicht als eine besondere Kunst und Wissenschaft von der Medicin getrennt werden dürfe. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er durch die «Surgical and physiological essays» (3 Bde., Lond. 1793—97), denen die «Surgical observations» (2 Bde., 1804—11) folgten, in welchen er die Erfahrungen aus seiner ausgebreiteten Praxis niedergelegt hat. Insbesondere entwickelte A. in den «Observations on the constitutional origin and treatment of local deseases» (Lond. 1809; 3. Aufl., 1813) die Ansicht, daß alle localen Krankheiten nur Folgen eines allgemeinen Leidens des ganzen Körpers seien, daß somit die Beseitigung desselben die nächste und vorzüglichste Aufgabe des Arztes sein müsse. Gesammelt erschienen seine Schriften unter dem Titel: «Surgical and physiological works» (4 Bde., Lond. 1831). In seinem Charakter war A. originell bis zur Roheit, und über sein schroffes Benehmen gegen seine Patienten werden manche drastische Anekdoten erzählt. Vgl. M'Ilwain, «Memoirs of John A.» (2 Bde., Lond. 1853; 3. Aufl., 1857).

Aberration des Lichts, s. Abirrung des Lichts.

Abersee oder St.-Wolfgangsee, ein Alpensee im oberösterr. Salzkammergut, westlich von Ischl, ist etwa 3 St. lang und fast 1 St. breit, bis zu 100 Klaftern tief und reich an Lachsforellen und andern edeln Fischarten. Sein Abfluß Ischl mündet bei Ischl in die

Traun. Fast in der Mitte tritt aus dem südl. Gebirge, vom Zinkenbach angeschlemmt, eine Halbinsel weit in den See hervor und theilt ihn in den obern und den untern See. Auf der Nordseite des Sees erhebt sich unmittelbar aus den Fluten der 5460 F. hohe Schafberg, der Rigi Oesterreichs, der den A. von dem Mondsee scheidet und das schönste Panorama unter allen Bergen Deutschlands bietet, indem von dem Gipfel, wo ein Wirthshaus steht, der Blick das Salzkammergut, Oberösterreich bis zum Böhmerwald, die Salzburger und Steiermärkischen Alpen und die bair. Hochebene bis zum Chiemsee beherrscht. Unter den zahlreichen, an manchen Stellen senkrechten Felsenvorsprüngen und Vorgebirgen ist das Felsencap des Falkensteins vorzüglich schön. Auf sehr beengtem Raume liegt hier dicht am See der Marktflecken St.-Wolfgang mit 600 E. und der schönen goth. Wolfgangskirche, in welcher sich der 1481 unter dem Abt Benedict von Mondsee angefertigte, schönste und größte altdeutsche Bilder- und Schnitzaltar Oesterreichs befindet. Der Name des Orts und der Kirche deutet auf einen Heiligen, der sich auf dem Falkensteine eine Kapelle baute, und dessen Priesterrock und Evangelienbuch noch jetzt gezeigt wird.

Aberwitz bedeutet, wie der ähnliche Ausdruck Wahnwitz, eine Ausartung des Witzes, bei welcher die Bedingung desselben, der gesunde Menschenverstand, verloren gegangen und der bloße Unsinn mit der Prätension des Witzes und Verstandes übrig geblieben ist. Dieser Anspruch auf Witz und Verstand bei dem Unsinn unterscheidet den A. von der reinen Einfalt und Dummheit, wie wenn z. B. jemand meint und behauptet, eine große Entdeckung gemacht zu haben, die nichts anderes als ein haltloser Einfall ist, oder tiefsinnig über Problemen grübelt, die in sich selbst widersprechend sind. Wird solcher A. beharrlich und ergreift er größere Partien des Gedankenkreises, oder fängt er an, Einfluß auf die Handlungen des Menschen auszuüben, so nähert er sich der Geisteskrankheit, in welche er unter Umständen vollständig übergehen kann. Particulärer und momentaner A. ist übrigens viel häufiger, als man erwarten sollte, wenn man Verstand und Vernunft als ein ursprüngliches Eigenthum und nicht als ein mühsam erworbenes und sorgfältig zu hütendes Gut ansieht.

Abfall bezeichnet in religiöser Beziehung die Lossagung Einzelner oder ganzer Gemeinschaften von ihrem bisherigen Glauben. Von seiten der treugebliebenen Anhänger dieses Glaubens wird ein solcher A. natürlich immer ungünstig beurtheilt, wennschon aus allgemeinerm Gesichtspunkte vielleicht die Abfallenden im Rechte sind (z. B. Luther und seine Anhänger). Im polit. Sinne gebraucht man das Wort theils ebenfalls von ganzen Gemeinschaften, welche aus polit. Beweggründen sich von dem Verbande, dem sie bisher angehörten, lossagen (A. der Niederlande von Spanien, der nord- und südamerik. Colonien von ihren Mutterländern u. s. w.), theils von einzelnen Personen, welche ihre polit. Partei wechseln. Hier, wie im Religiösen, ist nicht jeder A. schlechthin verwerflich, sondern nur ein solcher, welcher entweder aus Schwäche des Verstandes oder des Charakters, oder gar aus äußern, eigennützigen Beweggründen geschieht, wogegen ein Wechsel der Parteistellung, der entweder aus wirklich gewonnener besserer Ueberzeugung oder deshalb stattfindet, weil die Partei, welcher jemand bisher angehörte, selbst falsche Wege einschlägt, vielmehr Lob verdient. So z. B. der A. Robert Peel's von den Tories, als diese Reformen hartnäckig verweigerten, die er als unvermeidlich und unaufschiebbar erkannte. (Vgl. Apostaten.)

Abfälle oder Abgänge in der Fabrikation nennt man denjenigen Theil eines Arbeitsstoffs, welcher bei Darstellung des Fabrikats ausgeschieden oder abgesondert wird und entweder ganz nutzlos oder nur zu irgendeiner, oft gänzlich fremdartigen Nebennutzung brauchbar, also jedenfalls von untergeordnetem Werthe und im allgemeinen als Verlust zu betrachten ist. Die Menge der A. erreicht oft einen sehr hohen Betrag, und es ist eine wichtige Aufgabe der praktischen Technik, einerseits thunlich nützlichste Verwendungen derselben zu finden, andererseits sie so sehr als möglich zu vermindern, wozu eine gewählte Einrichtung der Fabrikationsprocesse sehr viel beitragen kann, sofern der Abfall nicht aus natürlichen Verunreinigungen, sondern aus Theilen des reinen Materials selbst besteht, wie z. B. die Hobel-, Dreh- und Sägespäne von Holz, Feilspäne und Abschnitzel von Metall, Werch von Flachs und Hanf, Garnfadentrümmer in der Spinnerei u. s. w. Um von der großen Bedeutung des Abfalls bei manchen Fabrikationen eine Vorstellung zu geben, mag angeführt werden, daß man aus 100 Pfd. Roheisen durch die Arbeiten des Frischens und Ausschmiedens oder Walzens nur 70—80 Pfd. Stabeisen gewinnt; aus 100 Pfd. Stabeisen 45—60 Pfd. verkäufliches Eisenblech; aus 100 Pfd. Stahldraht etwa 60 Pfd. verkäufliche Nähnadeln; aus 100 Pfd. gewalzter Gold-, Silber- oder Kupferbleche 66—70 Pfd. Platten zum Münzenprägen; aus 100 Kubikf. Holz

eſt nur 50 Kubikf. Fourniere; aus 100 Pfd. roher Baumwolle gewöhnlich 70—80 Pfd. Garn; aus 100 Pfd. roher, trockener Leinſtengel 9—15 Pfd. reinen, ſpinnbaren Flachs; aus 100 Pfd. roher Schafwolle (wie ſie auf dem Körper des Thiers ſitzt) 20—60 Pfd. völlig reingewaſchene Wolle; aus 100 Pfd. leinener Lumpen 55—80 Pfd. Papier. Im ſtrengern, freilich nicht immer feſtgehaltenen Sprachgebrauch iſt zwiſchen Abgang und Abfall die Unterſcheidung zu beobachten, daß erſteres Wort jede infolge der Bearbeitung eintretende Verminderung des Arbeitsſtoffs bezeichnet, letzteres aber die wirklich geſammelte abgegangene Subſtanz ausdrückt; ſo erleidet die Leinwand durch das Bleichen einen ſehr erheblichen Abgang, ohne daß ein Abfall ſichtbar wird. Bei chem. Fabrikationen treten oft A. auf, welche an ſich ohne weiteres einen bedeutenden Verkaufswerth und eine wichtige directe Nutzanwendung haben; dieſe pflegt man «Nebenproducte» zu nennen.

Abfindung nennt man im allgemeinen die Beſeitigung irgendeines Anſpruchs durch irgendeine Leiſtung, insbeſondere aber diejenige Leiſtung, durch welche die Befriedigung der Geſchwiſter des ſogenannten Anerben erfolgt. Um nämlich das Bauergut aus Rückſichten ſocialer und nationalökonomiſcher Natur ungetheilt zu erhalten, fällt dieſes in die Hand Eines der ſonſt Erbberechtigten, welcher dagegen die Verpflichtung hat, ſeine Geſchwiſter abzufinden, ſobald dieſelben ſich aus dem Gute entfernen, um ſelbſtändige Wirthſchaft anzufangen oder ſich zu verheirathen (daher auch Ausſteuer und Brautſchatz genannt). Bis zu dieſem Zeitpunkte haben die Geſchwiſter das Recht, auf dem Gute zu bleiben und vom Anerben einen ſtandesgemäßen Unterhalt zu verlangen. Die Höhe der A. kann geſetzlich beſtimmt ſein, und dieſe hat alsdann den Charakter eines vom Willen des Beſitzers unabhängigen Pflichttheils, oder ſie wird vom Hofbeſitzer feſtgeſetzt, wobei dann eine Mitwirkung des Amtes oder des Gutsherrn eintritt, um den Anerben oder vielmehr das Bauergut vor Ueberbürdung zu ſichern. Wo das Geſetz die Höhe normirt, iſt die Unterlage für die Berechnung wieder eine verſchiedene: bald beſteht ſie in dem Gehöfte als Ganzes mit dem geſammten Inventar, bald blos im Grund und Boden. Auf keinen Fall erſtreckt ſich aber die A. auf das Allodium (ſ. d.), welches vielmehr nach allgemeinen Grundſätzen vererbt wird. Daß äußerlich gleiche Reſultate hier durch Dispoſitionen des Erblaſſers eintreten können, darf nicht zur Verwechſelung verleiten. Die A. klebt am Gute, welches pfandweiſe für ſie zur Deckung dient; daher iſt auch der Interimswirth pflichtig, die in ſeine Wirthſchaftszeit fallenden A. auszuzahlen. Ein Verzicht auf die möglichenfalls eintretende Succeſſionsbefugniß iſt in der Annahme der A. nicht enthalten. In analoger Weiſe kommt aus denſelben Gründen eine A. in den adelichen Familien vor, wo dieſelbe jedoch den Töchtern im Gegenſatz zu den Söhnen zuſteht und die Erhaltung des Familienglanzes bezweckt, daher hier denn auch regelmäßig mit Erbverzichten der Töchter verbunden iſt.

Abführen nennt man in der Heilkunde die Hervorrufung reichlicherer, oft auch wäſſerigerer Stuhlgänge, die vermehrte Darmausleerung. Die arzneilichen Mittel dazu, die Abführmittel (Purgantia, Cathartica, Purganzen), unterſcheidet man in laxirende und draſtiſche. Erſtere, die Laxantia (Laxanzen, d. h. erſchlaffende Abführmittel), machen die Därme ſchlüpfrig, den Darminhalt dünn, aber bei längerm Gebrauch auch die Darmmuskeln ſchlaff (daher Aufblähung u. ſ. w.). Dahin gehören die fetten Oele, beſonders Ricinusöl; die zuckerartigen Dinge, beſonders Manna, Honig, Caſſia; die Pflanzenſäuren, beſonders Tamarinden, Pflaumenmus, ſäuerliche Obſtarten, Sauerkraut; die ſogenannten Mittelſalze, beſonders Glauberſalz, Engliſch Bitterſalz, Cremortartari, Seignetteſalz und die vielen abführenden künſtlichen und natürlichen Mineralwäſſer. Die draſtiſchen, d. h. den Darm bethätigenden Abführmittel, die Drastica, reizen die Nerven der Darmmuskelwände zu kräftigen, den Darminhalt fort- und hinaustreibenden Zuſammenziehungen, können aber auch leicht Unterleibsentzündungen oder Mutterblutungen, Aborten u. dgl. hervorrufen. Dahin gehören Aloë, Jalape, Scammonium, Gummigutti, Coloquinten, Crotonöl u. a. Sie werden von den rationellen Aerzten faſt nur bei Wurmcuren und gegen hartnäckige Waſſerſuchten angewendet. Wo es ſich um einfache Entleerung des vorhandenen Darmkoths handelt, benutzt man öfters eine Klaſſe milderer Drastica (Eccoprotica, d. h. kothausleerende Mittel), beſonders die Sennesblätter und ihre Präparate (Laxirthee, St.-Germainthee, Wienertränkchen, Sennalatwerge, Kurella's Huſtepulver u. a.), die Rhabarber und ihre Präparate (Kinderpulver, wäſſerige oder weinige Rhabarbertinctur, Rhabarberſäftchen), den Kreuzdornſaft, den Aufguß der Faulbaumrinde, die Schwefelblumen. Die Laien aber bedienen ſich zu dieſem Zweck oft zu ihrem großen Schaden ſtarker draſtiſcher, beſonders aloehaltiger Geheimmittel, z. B. der Morriſon'ſchen Pillen, der Kaiſerpillen, der Augsburger Lebenseſſenz u. dgl. Die abführende, reichlich laxirende Heilmethode war unter den Aerzten

im vorigen Jahrhundert eine Zeit lang sehr in Aufnahme (die sogenannte gastrische Schule). Die neuern, physiologisch gebildeten Aerzte bedienen sich derselben weit seltener, meistens nur, wo wirklich auszuleerende Stoffe im Darmkanal oder seinen Anhängen nachweisbar sind, oder zur Unterstützung anderer Curmethoden. Die Wasserärzte ersetzen die Abführmittel durch kalte Klystiere, kalte Umschläge auf den Leib und reichliches Kaltwassertrinken. Die Gymnastiker bewirken Stuhlentleerungen durch Knetungen des Bauchs und durch solche Turnübungen, welche die Bauchmuskeln stärken. In sehr vielen Fällen reichen einfache diätetische Mittel zur Stuhlbeförderung aus, z. B. Klystiere, Stuhlzäpfchen, der Genuß von ein paar Löffeln guten Oels, von Butter im Kaffee, warmer oder kalter Kuhmilch, Zuckerwasser, Compots, Himbeerwasser, Fruchteis, Limonaden oder Brausewässern; letztere Dinge besonders bei leerem Magen zwischen dem Frühstück und Mittagsbrot. Das Spazierengehen, das Tabackrauchen und das Einhalten einer bestimmten Sitzungsstunde empfahl schon Kant den Stubensitzern. Ueberhaupt gilt für Laien durchaus die Regel, nur im höchsten Nothfalle zu abführenden Arzneien zu greifen und sich womöglich mit den angeführten diätetischen Mitteln zu helfen, ganz besonders aber die Anwendung eines Klystiers, und wäre es auch täglich nöthig, nicht zu scheuen. Die abführenden Arzneien helfen höchst selten auf die Dauer, lassen in den weitaus meisten Fällen den Darm in geschwächtem Zustande zurück, wirken immer schwächer, je häufiger sie angewendet werden, und sind daher nur in der Hand des Arztes ein Heilmittel, in der Hand des Laien meist ein Krankheitsmittel. (Vgl. übrigens Verstopfung.)

Abgaben. Mit diesem Worte bezeichnet man im weitern Sinne die Leistungen und Beiträge zu den allgemeinen Lasten und Ausgaben des Staats, der Provinzen, Kreise, Gemeinden und Corporationen, einschließlich der kirchlichen. Vorzugsweise treten indeß nur Staats- und Gemeindeabgaben auf. Im engern Sinne sind A. diejenigen Steuern, welche von irgendetwas abgegeben werden, Steuern z. B., welche auf dem Ertrag von Grundstücken, Häusern, Gewerben, auf Erbschaften u. s. w. ruhen. Indeß hat man unter A. auch bald alle directen, bald alle dauernden Steuern verstanden. Auch die A. im engern Sinne können sowol für den Staat als für Bezirke, Gemeinden und Corporationen erhoben werden. Ueber die Sache selbst s. Steuern.

Abgang heißt in der Sprache der Dramaturgie die Entfernung eines Darstellers aus der Scene. Da bei Hauptrollen gewöhnlich mit dem A. des Schauspielers ein bestimmter Effect erzielt werden soll, so ist die künstlerische, der beabsichtigten Wirkung angemessene Ausführung desselben keineswegs leicht, und erfordert vieles Studium. Schröder hatte wol recht, als er einem jungen Collegen eines Tages sagte: «Sie können sich noch nicht mit der Hinterseite dem Publikum präsentiren; nach den Lampen zu mögt ihr erträglich spielen, aber sowie ihr euch umdreht und die Beine zum Weggehen hebt, seid ihr meistens die Leute von der Gasse draußen und vergeßt, daß ihr Könige und dergleichen sein müßt.» Man unterscheidet, je nach den verschiedenen Gattungen der Dramen und den Scenenschlüssen, tragische, heroische, komische A. Da sich gewöhnlich im A. die Kunst des Schauspielers besonders effectreich zeigen kann, so sucht derselbe hier auch alle Mittel der Steigerung hervor. Oft beurtheilt der Darstellende, in fehlerhafter Ostentationssucht, ein Stück danach, ob es für ihn einen guten, d. h. recht augenfälligen A. hat. Sehr häufig wird daher gerade bei dem A. übertrieben und das rechte Maß verfehlt. Meister beim A. sind in Deutschland Iffland, in Frankreich Talma gewesen. Ihre einfache und edel-große Weise sagt aber gewöhnlichen Routiniers der Bühne nicht zu, und dieselben gerathen oft dahin, daß sie A. effectreich zu machen suchen, welche es weder sein können noch dürfen, und so gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielen. Uebrigens kann auch der dramatische Dichter das Seine dazu beitragen, durch Vermittelung eines guten A. den theatralischen Effect der Rolle und der Scene bedeutend zu heben.

Abgar ist der allgemeine Titel der Herrscher des osrhoënischen Reichs zu Edessa, welches in Mesopotamien zwischen den Flüssen Euphrat und Chaboras und dem Gebirge Taurus lag, 137 v. Chr. gegründet und 216 n. Chr. unter Caracalla vernichtet wurde. Es werden 28 Könige dieses Reichs angeführt. Am bekanntesten ist der 14., mit dem Beinamen Uchomo, d. i. der Schwarze, ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius. Besondere Berühmtheit erlangte sein Name durch den angeblichen Briefwechsel desselben mit Christus, den zuerst im Anfange des 4. Jahrh. Eusebius von Cäsarea und zwar so erwähnt, daß er den in den Archiven zu Edessa vermeintlich aufgefundenen Originalien vollen Glauben beimißt. Im griech. Texte und auch in verschiedenen Uebersetzungen sind die zwei Briefe viel verbreitet worden; selbst ihre Echtheit hat noch in neuerer Zeit Vertheidiger gefunden. Doch auch abgesehen von mehrfachen Anspielungen auf evang. Stellen, ist die Geringfügigkeit und ganze Art des

Inhalts, wonach der König den großen, wunderthätigen Arzt aus der Mitte seiner jüd. Verfolger zu sich in ein sicheres Asyl einladet, dieser aber, an Israel durch seinen Beruf gefesselt, nur einen seiner Schüler, den Thaddäus, zur Heilung des Königs absendet, ein hinreichender Beweis der Unechtheit. Auch ein Bild Christi, das dieser an A. gesendet haben soll, wird schon frühzeitig öfter, besonders im Bilderstreite erwähnt. (S. Christusbilder.)

Abgeordnete. Mit diesem Namen bezeichnet man in der Regel die freigewählten Volksvertreter im constitutionellen Staate, im Gegensatz zu den durch persönliches Recht oder durch Bevollmächtigung seitens eines solchen Berechtigten, besonders einer berechtigten Körperschaft (z. B. einer Stadt, eines geistlichen Stifts, einer Universität), zur Theilnahme an Landtagen Berufenen. Das Wort ist insofern nicht ganz gut gewählt, als man dabei immer noch leicht an eine bestimmte Vollmachtgebung denkt, während doch nach constitutionellen Principien der einzelne A. nicht seine Wähler allein, sondern das ganze Land vertritt, also seine Vollmacht nicht von jenen, sondern vom Gesetze selbst ableitet.

Abgott, ein der deutschen Sprache (einschließlich der skandinav. und niederl., nicht aber der goth.) eigenthümliches Wort, welches einen falschen Gott bezeichnet und meist und oft übertrieben im uneigentlichen Sinne von Dingen gebraucht wird, die der Mensch gleichsam an Gottes Stelle als sein höchstes Gut achtet. So sagt man von einem Geizigen, daß das Geld sein A. sei, oder von einem Verliebten, er bete seine Geliebte an. Es verrückt diese sogenannte Abgötterei das vernünftig-sittliche Lebensziel des Menschen, indem ein sinnlicher und endlicher Gegenstand ihn in dem Grade beschäftigt, daß er an seine höhere Bestimmung und an Gott selbst nicht zu denken vermag. Aus dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet, ist Abgötterei die göttliche Verehrung eines Wesens, welches nicht Gott ist. In der Frage nach dem Ursprunge und dem Wesen der Abgötterei unterscheiden sich die Anschauungen der Theologen natürlich von denen der Philosophen und Geschichtsforscher. Die christl. Kirchenlehre faßt die Abgötterei auf als einen Abfall von dem Einen lebendigen Gott, erblickt in den verschiedenen heidnischen Culten nur eine mehr oder minder große Verzerrung der Uroffenbarung und setzt ihren Ursprung gleich mit dem Ursprunge der Sünde. Die histor.-philos. Wissenschaft sieht bereits in der Abgötterei das dem Menschen eingeborene Suchen nach Gott, demnach die erste Entwickelungsstufe, den nothwendigen Anfang der Gotteserkenntniß. Das eine Volk sucht hiernach in den Anfängen seiner Culturentwickelung seinen Gott in den Naturmächten, verehrt *die Himmelskörper* und die Elemente und schafft sich einen Naturdienst (Sonnencultus, Sterndienst *u. s. w.*); ein anderes greift zu einem Ahnen- und Heroencultus; ein drittes begnügt sich mit einem bloßen Thier- und Bilderdienst (Zoolatrie und Idololatrie), dessen niedrigste Stufe der Fetischismus ist. Dieser letztgenannte, roheste Grad des Glaubens und der Verehrung eines vermeintlich Höhern wird gewöhnlich im engern Sinne als Abgötterei bezeichnet.

Abguß, Abgüsse. Unter A. versteht man die Nachbildung irgendeines körperlichen Gegenstandes in einer anfänglich flüssigen, hernach aber festwerdenden Masse. In diesem Sinne ist z. B. jedes Product der Metallgießerei ein A. des zur Herstellung der Gießform gebrauchten Modells. In einer engern Bedeutung wird das Wort A. genommen, wenn man es speciell auf Gegenstände der schönen Kunst, sowol freistehender (runder) figürlicher Art als Reliefs (Bildhauerwerke, Medaillen, geschnittene Steine u. s. w.) anwendet. Dergleichen A. fertigt man meistentheils aus Gips, wenn sie klein sind auch aus Schwefel, Siegellack, Wachs, Hausenblase, Leim, Alaun, Salpeter, weichen und leichtflüssigen Metallmischungen. Die Formen für den Gipsguß bestehen meist selbst wieder aus Gips, welcher über das Original gegossen wird; öfters aber aus Leim, Thon, Schwefel, Zinnfolie. Zum Abgießen von sehr hohen Reliefs oder ganz runden Gegenständen sind Formen erforderlich, die aus mehrern Stücken bestehen. Da diese niemals vollkommen aneinanderschließen, so führt ihre Anwendung den Uebelstand mit sich, daß auf dem A. Nähte entstehen, schmale erhöhte Streifen, welche weggeschafft werden müssen, um die Harmonie des A. nicht zu stören. Da jedoch dieses Wegschaben sehr leicht eine Verunglimpfung des Kunstwerks nach sich zieht, so läßt man bei antiken Bildwerken und überall da, wo auch der kleinste Wegputz die edle Form beeinträchtigen könnte, die Nähte meistens stehen, welche aber an guten A. stets sehr fein sind. Bei allen nicht besonders werthvollen A., namentlich bei Ornamenten, werden sie immer entfernt. Gipsabgüsse können durch Tränken mit Milch oder Stearinsäure ein marmorähnliches Ansehen erhalten; auch lassen sich dieselben durch Musivgold oder feine Metallpulver bronziren, durch Einreiben zarten Graphitpulvers eisenartig grau sowie durch mancherlei andere Anstriche verschiedentlich färben. Doch

taugen derartige Zubereitungen überhaupt wenig für zarte Sachen von wirklichem Kunstwerthe, weil sie mehr oder weniger die Reinheit und Schärfe der Züge beeinträchtigen. Eine vortreffliche Sammlung von Gipsabgüssen, mit welcher nur noch wenige in Italien, Paris und Berlin zu wetteifern vermögen, befindet sich in Dresden; dieselbe ist von Mengs nach Antiken veranstaltet. Nachbildungen aus Substanzen, welche nicht flüssig, sondern nur teigartig weich gewesen sind, also in die Formen nur eingedrückt, nicht eingegossen werden können (wie Glasflüsse, Thon, Brotteig, erweichtes Wachs oder Siegellack), rechnet man uneigentlich zu den A.; sie werden richtiger als Abdrücke (s. d.) bezeichnet.

Abhärtung nennt man die Gewöhnung des Menschen an äußere Einwirkungen, an Anstrengungen oder Entbehrungen, welche außerdem leicht zu schädlichen Nachwirkungen führen. Man muß ebensowol von einer geistigen als von einer körperlichen A. sprechen, und zwar ist die eine in gewissem Maße durch die andere bedingt, da einerseits die Energie und Widerstandsfähigkeit des geistigen Menschen ihn auch körperlich widerstandsfähiger gegen schädliche Einflüsse macht, andererseits aber, und noch viel mehr, ein abgehärteter Körper eine größere geistige Rüstigkeit mit sich bringt. Natürlich ist unter geistiger A. nicht die Abstumpfung des Gemüths gegen zarte Regungen und edle Gefühle zu verstehen, sondern die Widerstandsfähigkeit gegen die Schläge des Schicksals und die aus dem eigenen Innern aufwuchernde Gewalt der Triebe und der Leidenschaft. Für geistige wie körperliche A. gilt das physiol. Gesetz, daß jedes Organ durch eine maßvolle Anspannung seiner Thätigkeit mit nachfolgender Ruhe immer kräftiger und innerhalb gewisser Grenzen zu immer größern Leistungen befähigt wird, während alle Ueberspannung, sei es dem Maße oder der Dauer nach, zur Abspannung oder Krankheit führt. Die A. ist nicht ein Heilmittel, sondern nur ein Schutzmittel und zwar ein höchst wichtiges gegen allerlei Krankheiten des Körpers und der Seele. Daher soll man sich nicht abhärten wollen während man noch krank ist, und nicht meinen, man könne z. B. die schlimmen Folgen einer Erkältung durch Gewöhnung an die Kälte heilen. Erst nach der Genesung gehe man solchenfalls zur vorsichtigen und allmählichen Gewöhnung an die Einflüsse über, durch die man zuvor erkrankt war. Ferner wolle man sich nicht allzu hartnäckig gegen das abhärten, was man vielleicht seiner ganzen Constitution nach nie vertragen wird, oder wozu man schon zu alt ist. Ebenso wenig muß man kleine Kinder oder Personen mit ausgesprochenen Krankheiten abhärten wollen. Ueberhaupt ist zu bedenken, daß für jeden einzelnen, auch wenn er sonst gesund ist, seiner angeborenen Anlage nach die A. gewisser Organe ihre Grenze hat, und daß der Beruf oder die Standesverhältnisse eine besondere Art der A. vielleicht geradezu verbieten. Für jede A. gilt es, daß man in geringem Maße und behutsam anfängt, allmählich steigert, aber sofort nachläßt, wenn statt der Gewöhnung vielmehr eine erhöhte Empfindlichkeit eintritt. Die Hauptmittel der körperlichen A. sind: kalte, frische, reine Luft (Morgenluft, Gebirgsluft, Winterluft, kaltes Klima), kaltes Wasser (Waschungen, Fluß- und Seebäder, Regen- und Wellenbäder, Douchen), leichte Kleidung, kühles und hartes Nachtlager, Körperbewegung (Turnen, Fechten, Reiten, Fußreisen), grobe, einfache, aber nicht zu einförmige Kost, Gewöhnung an Licht, Lärm, Schmerz, Hunger, Durst. Katarrhe und Rheumatismen, Hämorrhoiden, Verdauungsschwäche, Bleichsucht, Hypochondrie, Hysterie und die zu den verschiedensten Leiden führende leichte Erkältbarkeit werden in zahllosen Fällen durch eine zweckmäßige A. zu verhüten sein.

Was die verschiedenen Organe betrifft, die besonders einer A. bedürfen, so steht obenan die Haut, weil gerade diese häufig Erkältungen ausgesetzt ist. Wenn jemand bemerkt, daß ihm jede kalte Luft, jeder Aufenthalt an einem zugigen Orte Schnupfen, Rheumatismus, Diarrhöen u. s. w. zuzieht, nehme er eine methodische A. der Haut vor, sofern er im übrigen gesund ist. Man trage zwar bei kühlem Wetter Flanell auf der bloßen Haut, meide aber von vornherein zu warme, schweißerregende Kleidung, lege vielmehr Ueberrock und dergleichen erst an, wenn man an kühlern oder windigen Orten oder in der Abendluft sich befindet. Man reibe sich täglich in einem warmen Zimmer den ganzen Körper mit kaltem Wasser ab, später wasche man sich kalt und reibe sich anfänglich nach der Waschung noch mit wollenen Tüchern. Sodann gehe man zu kurzen kalten Douchen und im Sommer zu kurzen kalten Flußbädern über. In den Kaltwasserenthusiasmus darf man darum nicht verfallen; denn das kalte Wasser ist ein sehr starker Reiz für die Hautnerven und kann, wenn es zu oft und über Bedürfniß angewandt wird, zur Nervenüberreizung und Nervenschwäche führen. Täglich gehe man in die freie Luft, und lasse sich nicht durch jede Ungunst des Wetters davon abhalten. Alte Leute haben jedoch zu wenig Wärme, kleinere Kinder eine zu zarte Haut, um sich so leicht kleiden

und so kalte Bäder nehmen zu dürfen wie die andern, und dasselbe gilt von Menschen, deren Ernährung daniederliegt und die darum weniger Eigenwärme produciren. Nächst der Haut sind es die Athmungswege, welche der A. bedürfen. Man meide in dieser Beziehung nicht ängstlich die kalte Luft, die, wenn man warm genug gekleidet ist, der Luftröhre und Lunge keineswegs schadet. Gegen unreine, staubige Luft, schlechte Dünste darf man sich jedoch nicht abhärten wollen, denn sie sind unter allen Umständen schädlich; wenn man sich auch einigermaßen gegen dieselben abstumpft, so kommt doch der Schaden nachträglich. Von hoher Wichtigkeit ist ferner die A. des Magens. Diese wird dadurch erzielt, daß man sich nicht ängstlich auf leichtverdauliche Speisen beschränkt und den Magen nicht an eine allzu einförmige Nahrung gewöhnt. Ist der Magen nicht gerade krank, so muthe man ihm immerhin etwas zu, aber man esse nie zu viel. Verträgt man eine Speise nicht, von der sonst feststeht, daß sie keinen Schaden bringt, so esse man erst nur wenig, nach und nach mehr davon. Reizende Speisen, Getränke und Gewürze aber, z. B. Pfeffer, Senf, Spirituosen, meide man möglichst. Sie nähren nicht und überreizen den Magen, sodaß dann einfache Speisen zu reizlos werden, um sie genügend zu verdauen. Sich gegen solche Dinge abhärten, heißt sich abschwächen. Kinder und junge Leute sollten jene Reize ganz meiden; nur dem alten Körper, der einer Anregung seiner bereits schwächer gewordenen Functionen bedarf, können sie, im Maße angewendet, dienlich werden. Das Nervensystem wird am besten dadurch abgehärtet, daß man nicht ängstlich die auf natürlichem Wege sich bietenden Aufregungen desselben meidet. Man muß sich z. B. gewöhnen, einen Blitz, einen Donnerschlag ohne Zittern zu ertragen, obschon damit nicht gemeint sein soll, daß das Auge muthwillig den auf dasselbe oft sehr schädlich wirkenden Blitz aufsuchen soll. Ebenso wenig sehe man, um das Auge abzuhärten, absichtlich in die Sonne oder setze dasselbe auf die Dauer dem grellen Lichte aus, suche aber auch nicht gesunde Augen ohne Noth ängstlich mit einer blauen Brille zu schützen. Lästige Geräusche, einen widerwärtigen Anblick u. s. w. muß man nicht ängstlich fliehen, sonst geräth man, wenn sie sich unverhofft bieten, leicht außer aller Fassung. Besonders bei Kindern und Frauen kann solche Empfindlichkeit sehr ausarten. Da aber die Feinheit der Sinnesempfindung sich sehr leicht abstumpft, so muß gerade hier die A. immer auf das nothwendige Maß beschränkt bleiben, und besonders müssen alle anhaltenden, nicht blos vorübergehenden starken Nervenreize gemieden werden. Ebenso darf das Nervensystem nicht durch künstliche Mittel zu stark und oft gereizt werden. Kaffee, Thee, Taback, Spirituosen dürfen nur mäßig, von Kindern gar nicht genossen werden. Man kann sich auch gegen diese Reize abstumpfen, aber auf Kosten seiner Gesundheit; jedes Uebermaß führt außerdem zur Nervenschwäche. Das Muskelsystem wird durch mäßige, zweckmäßig geleitete, d. h. möglichst alle Muskeln nach und nach in Anspruch nehmende, nicht bis zu übermäßiger Ermüdung fortgesetzte Bewegungen abgehärtet. Die geistige A. besteht im wesentlichen in der Erziehung der Kinder oder der Selbsterziehung des Erwachsenen zur Charakterstärke, zur Standhaftigkeit gegen jedes Misgeschick, zur Beherrschung der Triebe und Leidenschaften, zum Maßhalten in Freud und Leid.

Abia, auch **Abiam**, König von Juda, Sohn des Rehabeam und Enkel des Salomo, regierte drei Jahre (957—955 v. Chr.) und zwar zugleich mit Jerobeam in Israel, mit dem er in dauerndem Kriege lebte. Die ältern Berichte im 1. Buch der Könige stellen den A. als einen dem Jehovahdienste nicht sehr ergebenen Herrscher hin, der mehr in die Fußtapfen seines abgöttischen Vaters getreten sei, während die Chronik im 2. Buch ihn als treuen Verehrer des Levitenthums bezeichnet.

Abich (Wilh. Herm.), ein verdienter Naturforscher und Reisender, wurde 11. Dec. 1806 zu Berlin geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt seine Gymnasialbildung erhalten, widmete er sich auf der dortigen Universität naturwissenschaftlichen Studien und erwarb sich 1831 den Doctorgrad. Als Privatmann unternahm er hierauf zwei wissenschaftliche Reisen nach Italien und Sicilien, und folgte sodann 1842 einem Rufe als Professor der Mineralogie nach Dorpat. 1853 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg für Oryktognosie und Mineralchemie. Den größten Theil der Zeit seines Aufenthalts in Rußland hat A. auf wissenschaftlichen Reisen in die Länder am Kaukasus, in das armen. Hochland und das nördl. Persien zugebracht, um daselbst meteorolog. und hypsometrische Beobachtungen anzustellen, sowie die Bodenstructur und mineralog. Schätze jener Gebiete zu erforschen. Außer einigen rein mineralog. Arbeiten veröffentlichte er noch während seines Aufenthalts in Deutschland «Erläuternde Abbildungen von geolog. Erscheinungen, beobachtet am Vesuv und

Aetna 1833 und 1834» (Berl. 1837), welchen die Schrift «Ueber die Natur und den Zusammenhang der vulkanischen Bildungen» (Braunschw. 1841) folgte. In Rußland ließ er außer zahlreichen Reiseberichten und Abhandlungen in den «Bulletins» und den «Mémoires» der petersburger Akademie unter anderm erscheinen: «Ueber die geolog. Natur des armen. Hochlandes» (Dorpat 1843), «Vergleichende chem. Untersuchungen der Wasser des Kaspischen Meers, des Urmia- und Wansees» (Petersb. 1856), «Beiträge zur Paläontologie des asiat. Rußland» (Petersb. 1858), «Vergleichende geolog. Grundzüge der kaukas.-armen. und nordpers. Gebirge» (Petersb. 1858), «Ueber das Steinsalz und seine geolog. Stellung im russ. Armenien» (Petersb. 1857), «Sur la structure et la géologie du Daghestan» (Petersb. 1862), «Ueber eine im Kaspischen Meere erschienene Insel, nebst Beiträgen zur Kenntniß der Schlammvulkane der Kaspischen Region» (Petersb. 1863).

Abies hieß im Alterthum bei den Römern die Edeltanne. In neuerer Zeit vereinigte der engl. Botaniker Miller diejenigen Arten der von Linné aufgestellten Gattung Pinus (s. d.), welche einzelnstehende Nadeln und im ersten Herbst nach der Blütezeit reifende Samen besitzen, unter dem Gattungsnamen Abies. Es gehören zu dieser Gattung alle Nadelhölzer, die im gewöhnlichen Leben Fichten (s. d.) und Tannen (s. d.) genannt werden. Andere Botaniker, z. B. Endlicher, der Verfasser einer ausgezeichneten Monographie der Nadelhölzer, betrachten die Miller'sche Gattung Abies nur als eine Abtheilung der alten Gattung Pinus.

Abigail, Gattin eines reichen Heerdenbesitzers, Nabal, zu Karmel, die sich bei David durch Geschenke und kluge Reden so zu empfehlen wußte, daß er sie nach dem Tode ihres Mannes in seinen Harem aufnahm. Er erzeugte mit ihr den Chileas. Auch eine Schwester David's führte diesen Namen.

Abildgaard (Sören), norweg. Maler und Zeichner, geb. 18. Febr. 1718 in Christiansand, gest. 1791, hat sich besonders durch genaue Zeichnungen von Denkmälern des nord. Alterthums bekannt gemacht, die in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt werden. Zu deren Aufnahme hatte A. auf Staatskosten ganz Dänemark bereist. — A. (Peter Christian), des vorigen ältester Sohn, ausgezeichneter Thierarzt, geb. 22. Dec. 1740 in Kopenhagen, war erst Apothekerlehrling, studirte dann aber Medicin und besonders Thierarzneikunde, und ließ sich 1768 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er bald eine ausgebreitete Praxis gewann und von 1775—82 das Amt eines Stadtphysikus bekleidete. In dieser Stellung hatte er auch die königl. Veterinärschule daselbst gestiftet, an welcher er als Lehrer und Director rastlos und erfolgreich wirkte, bis er 11. Jan. 1801 starb. A. ist als der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Thierheilkunde in Dänemark zu betrachten. Außer naturwissenschaftlichen Abhandlungen verfaßte er auch eine Reihe von populären Schriften über Gegenstände der Veterinärwissenschaft. — A. (Nikolai), Bruder des vorigen, geb. 4. Sept. 1744, bildete sich in Kopenhagen zum Maler, lebte dann 1772—77 in Rom, wurde bald nach seiner Rückkehr Professor und wirkte seit 1786 als Lehrer an der Akademie, deren Direction er 1802 übernahm. Er starb bei Frederiksdal 4. Juni 1809. A. war ein Maler von seltenen Geistesgaben und besonderer Kraft in der Ausführung seiner phantasiereichen, originellen Ideen. In seinen Bildern spricht sich oft eine düstere, wiewol immer große und feierliche Natur aus, während sich in seinen histor. Stücken ein mehr heiterer Stil zeigt. Bei vollendeter Virtuosität in der Technik, war er trefflich in der Zeichnung, Meister jedoch im Colorit. Von seinen vielen großen, histor. Gemälden im Schlosse Christiansborg wurden bei dem Brande von 1794 nur wenige gerettet, doch sind noch viele Bilder von ihm innerhalb und außerhalb Kopenhagens vorhanden. Seine Bibliothek wurde für die königl. Kunstakademie angekauft. A. gilt übrigens für den Begründer der dän. Malerschule. Seine berühmtesten Schüler sind Thorwaldsen und Eckersberg.

Abimelech, Name eines philistäischen Königs zu Gerar (vielleicht der philistäischen Könige überhaupt, wie Pharao der ägypt. Könige), in dessen Gebiet Abraham nach der Zerstörung von Sodom zog. A. raubte dem Abraham seine Gattin Sarah, im Wahne, es sei dessen Schwester, gab sie aber auf Jehovah's Befehl unberührt dem Abraham zurück, nebst reichen Gaben und der Erlaubniß, in seinem Reiche zu wohnen, wo es ihm beliebte (1 Mos. 20). — Auch mehrere Israeliten führen diesen Namen. Besonders zu erwähnen ist A., der uneheliche Sohn des Richters Gideon, der sich von den Sichemiten zum König über Israel wählen ließ. Im dritten Jahre seiner Herrschaft entstand jedoch, da er eben auf einem Feldzuge abwesend war, unter den Sichemiten selbst eine Meuterei gegen ihn. Er rückte feindlich gegen die Stadt an, eroberte sie und ließ die wehrhaften Einwohner niedermachen. Dann zog er gegen das etwa

3 M. davon entlegene Thebez, das ihm ebenfalls den Gehorsam versagte, wurde aber, indem er den Angriff auf die Stadt leitete, durch einen Steinwurf getödtet.

Ab instantia freisprechen, heißt soviel als Aufhebung des gerade behandelten gerichtlichen Vorgehens. Gleichgültig ist dabei, ob diese Aufhebung auf Antrag oder von Amts wegen erfolgt, sowie ob es sich um civil- oder strafprocessualische Fragen handelt. (S. Instanz.) Hervorragende Bedeutung hatte die Freisprechung von der Instanz im frühern Verfahren in Strafsachen. Hier war sie nämlich die Erklärung, daß man den Proceß einstweilen nicht fortsetzen wolle. Möglich war dies natürlich nur, wenn kein bestimmtes Ergebniß sich herausgestellt hatte. In der neuesten Zeit hat man das ganze Institut aufgegeben. (S. Freisprechung.)

Ab intestato (d. i. ohne Testament oder Vermächtniß) erben. Die Bezeichnung ab intestato ist ein charakteristisches Merkmal des röm. Rechts. Man sah bei den Römern die Testamentserrichtung in dem Maße als die Regel an, daß man dem gegenüber den Eintritt von andern Erben als Erbfolge «ohne Testament» bezeichnete. Erst wenn der Wille des Erblassers selbst nicht ausgesprochen war, trat das Gesetz ergänzend ein. Eine Uebertragung jenes Gegensatzes in unsere heutigen Verhältnisse könnte jedoch leicht zu Irrungen Anlaß geben. Es ist nämlich unter jener Erbfolge ab intestato im röm. Sinne keineswegs die der Blutsverwandten zu verstehen, wie das heutzutage der Fall ist, sondern das röm. Recht stellte in vorzüglicher Achtung vor der Souveränetät des Familienvaters (pater familias) als das allein wirkende Band die agnatio (s. Agnaten) hin, die Verbindnng durch eine und dieselbe väterliche Gewalt (patria potestas). Daher ging eine Berechtigung zur Erbfolge über weibliche Mitglieder der Familie nicht hinaus (mulier familiae suae et caput et finis est), und die zunächst berufenen Intestaterben waren diejenigen, welche durch den Tod des pater familias gewaltfrei wurden, die sui, ohne daß es auf die Nähe der Verwandtschaft oder darauf ankam, ob diese väterliche Gewalt überall durch Verwandtschaft begründet war. Gemäß diesem Grundsatze folgte, wenn sui nicht vorhanden waren, der nächste Agnat und in dritter Reihe die Gentilen (s. Gentes) als die größte Erweiterung der auf väterlicher Gewalt ruhenden Familie. Die Härte, welche darin lag, ward vom prätorischen Rechte und durch einzelne Senatsbeschlüsse allmählich beseitigt, bis endlich Justinian die Intestaterbfolge ganz auf dem Grunde der Blutsverwandtschaft aufbaute und nur für die Adoption noch eine Nachwirkung der frühern Auffassung sich erhielt. Daher ist heutzutage Intestaterbfolge im wesentlichen gleichbedeutend mit Blutserbfolge, denn die Erbberechtigung der Agnaten hat sich nur bei den adelichen Stammgütern einzelner Gegenden oder Familien erhalten. Die Erbfolge ab intestato wird ausgeschlossen, sobald der Erblasser testirt, d. h. ein Testament (s. d.) errichtet. Diese rechtliche Möglichkeit, seinen Willen einseitig über das natürliche Leben hinaus zu verlängern, ist dem weniger abstract auffassenden altdeutschen Rechte fremd gewesen; dasselbe kannte nur Intestaterben oder Erbverträge. Aber die röm. Institution gewann durchaus die Oberhand, sodaß nicht blos die Testamente in Uebung kamen, sondern auch die altdeutsche Intestaterbfolge der Parentelenordnung vom röm. Rechte verdrängt wurde.

Abingdon, Stadt in der engl. Grafschaft Berks, 2 (geogr.) M. südlich von Oxford, in freundlicher Gegend, am rechten Ufer der Themse, wo der Ock sowie der Wilts- und Berkskanal einmünden, hat breite, auf den geräumigen Marktplatz auslaufende Straßen, eine schöne Kaufhalle und zählt 7000 E., die sich hauptsächlich mit Malzbereitung, der Verfertigung von Packleinwand, Segeltuch und Flurteppichen sowie mit Getreidehandel beschäftigen. Der Ort, bei den Angelsachsen Sheovesham genannt, hatte im 8. Jahrh. einen Palast des Königs Offa von Mercia. Seit der im 12. Jahrh. erfolgten Verlegung des im benachbarten Bagleyforste gegründeten Klosters hieß der Ort Abbandun, d. h. Stadt der Abtei. Von dieser reichen Abtei, die unter Heinrich VIII. aufgehoben wurde, sind nur geringe Ueberreste vorhanden. — A., Hauptort der Grafschaft Washington im nordamerik. Staate Virginien, nahe an der Grenze und an den Armen des Holstonflusses gelegen, hat 1500 gewerbthätige E. In der Nähe liegt Emory mit dem 1838 von den Methodisten gegründeten Emory and Henry College.

Abiponer, ein Indianerstamm in der Landschaft Gran-Chaco der Argentinischen Conföderation, der früher westlich vom Parana, zwischen 28—30° südl. Br., zwischen Sta.-Fé und Santiago-del-Estero, wohnte, gegenwärtig sich aber nach Corrientes hinübergezogen hat. Die A. sind ein Reitervolk, das von Jagd und Fischerei lebt; die Männer sind hoher Statur, gute Schwimmer und lieben das Tätowiren. Ihr Anführer im Kampfe ist auch Richter im Frieden. Lange Lanzen und Pfeile mit eisernen Spitzen sind ihre Waffen. Eine ausführliche Schilderung des Thuns und Treibens dieses Völkchens, das als Repräsentant der sonst wenig

bekannten indian. Reiterstämme Südamerikas dienen kann, gibt Dobrizhofer's «Geschichte der A.» (3 Bde., Wien 1783). Damals, als Dobrizhofer sieben Jahre hindurch unter ihnen lebte, betrug ihre Zahl etwa 5000; gegenwärtig sind sie bis auf 100 Köpfe zusammengeschmolzen. Sie sind mit dem bedeutenden Stamme der Tobas nahe verwandt.

Abirrung des Lichts oder **Aberration** nennt man den Abstand des Orts, an welchem wir einen Stern am Himmel erblicken, von demjenigen, an welchem er uns erscheinen würde, wenn entweder die Erde still stände oder das Licht zu seiner Fortpflanzung von einem Punkte zum andern gar keine Zeit brauchte. Beide Ursachen, die Bewegung der Erde um die Sonne und die Fortpflanzung des Lichts, bewirken vereint, daß wir, um einen Stern im Fernrohre zu sehen, das letztere in eine Lage bringen müssen, welche mit der nach dem wahren Orte des Sterns gehenden Richtung einen kleinen Winkel bildet, und zwar müssen wir es in derselben Richtung, in welcher die Erde sich bewegt, weiter vorwärts neigen. Folgendes Beispiel wird das Gesagte verdeutlichen. Befänden wir uns auf einem Schiffe, welches, ohne daß wir es wüßten, mit sehr großer Schnelligkeit gerade von W. nach O. einen Strom hinabfährt, und würde von dem südl. Ufer, gerade in der Richtung von S. nach N. eine Kugel auf das Schiff mit solcher Kraft abgefeuert, daß sie beide Seitenwände durchbohren müßte, so würden offenbar die beiden Löcher in der Wand einander nicht gerade, sondern etwas schräg gegenüberliegen, da das Schiff in der Zeit, welche zwischen der Durchschlagung des ersten und zweiten Loches verstrich, ein Stück weiter nach O. fuhr. Wüßte man nun nicht, daß das Schiff sich bewegte, so würde man glauben müssen, die Kugel sei nicht gerade, sondern schräg auf das Schiff abgeschossen worden, da die Verbindungslinie zwischen den beiden Löchern schräg durch das Schiff durchgeht. Setzen wir statt des Schiffes die dahineilende Erde, statt der Kugel einen Lichtstrahl von einem fernen Sterne, so haben wir ganz denselben Fall. Wir dürften, wenn der Stern direct nach S. zu stände, das Fernrohr, mit dem wir nach ihm schauen wollten, nicht in dieser Richtung, sondern in der Richtung der schrägen Verbindungslinie der beiden Kugellöcher, also ein wenig voraus nach O. zu stellen. Führen wir nach W., müßte das Fernrohr von der Südrichtung ein wenig westlich abweichen. Dieser Abweichungs- oder Abirrungswinkel ist übrigens nur sehr klein, nämlich im günstigsten Falle, wenn die Erde sich gerade quer auf die Richtung des von einem Stern kommenden Lichtes bewegt, 20,4 Bogensecunden, weil die Erde in der Zeitsecunde nur 4 M., das Licht aber über 40000 M. zurücklegt. Aus dem Gesagten folgt auch, daß Sterne, welche sich in einer Richtung senkrecht auf die Erdbahn oder Ekliptik, also an den Polen der Ekliptik befinden, während des Laufs eines Jahres allmählich an Orten gesehen werden, welche um ihren wahren Standpunkt herum in einem Kreise liegen, dessen Halbmesser 20,4 oder Durchmesser 40,8 Bogensecunden beträgt. Für Sterne außerhalb der Pole der Ekliptik werden diese scheinbaren Kreisbahnen zu Ellipsen, deren große, dem erwähnten Kreisdurchmesser gleiche Achsen parallel mit der Ekliptik liegen, und deren kleine Achsen immer mehr zusammenschrumpfen, bis endlich Sterne, die in der Ekliptik selbst liegen, sich nur noch geradlinig parallel mit der Ekliptik während eines Jahres einmal hin- und herzubewegen scheinen. Die A. des Lichts wurde 1727 von dem engl. Astronomen Bradley entdeckt, der bei dem Versuche, die Parallaxe mehrerer Fixsterne zu bestimmen, scheinbare Ortsveränderungen bemerkte, die auf keine andere als die eben angegebene Art erklärt werden konnten. Uebrigens liefert die A. des Lichts einen neuen Beweis für die Bewegung der Erde um die Sonne und bestätigt zugleich die vom dän. Astronomen Römer aufgefundene Geschwindigkeit des Lichts. Eine erschöpfende Theorie der A. des Lichts lieferte Bessel.

Abiturient heißt derjenige Schüler einer Gelehrtenschule (Gymnasium, Lyceum u. s. w.), welcher sich auf derselben den Grad wissenschaftlicher Reife erworben hat, der zum Uebergange zu einem akademischen Fachstudium nöthig ist. Derselbe hat sich zu diesem Behufe dem sogenannten **Abiturientenexamen** oder der Maturitätsprüfung (s. d.) zu unterwerfen, welche in einzelnen Ländern auch **Absolutorialexamen** genannt wird.

Abklären nennt man in der technischen Chemie die letzte Ausscheidung fremdartiger Substanzen aus einer gegorenen Flüssigkeit. Hauptsächlich wird dieser Ausdruck aber von dem Biere gebraucht, wenn es, entweder durch zu frühen Verbrauch oder weil es überhaupt nicht gehörig gebraut war, durch künstliche Mittel klar gemacht werden muß. Zum A. nimmt man gewöhnlich eine Auflösung von Hausenblase oder eine Abkochung von Kalbsfüßen. Man weicht 1 Loth Hausenblase zur Klärung von 5 Tonnen Bier in 1 Quart Wasser 24 St. lang ein, löst diese dann in schwachem Branntwein bei gelinder Wärme auf, schlägt die gallertartige Masse durch ein Sieb, setzt sie dem Biere zu und vermengt sie mit demselben. Nach 12—24 St.

ist das Bier klar; es hat sich ein Niederschlag von Gallerte und den das Bier trübenden Theilen gebildet, und dasselbe kann nunmehr abgezogen werden. Bei richtig gebrauten Bieren ist ein A. nicht nöthig; die Operation geschieht auch meistens nur auf Kosten des Kohlensäuregehalts im Biere und verschlechtert daher das Getränk. Bei dem Weine wird die gleiche Operation Schönen genannt. — In der Haushaltung versteht man unter Abklärung das Reinmachen von Fruchtsäften, eingemachten Zuckergelées oder Marmeladen, von Sirup u. dgl. Auch bei der Reinigung von flüssigen Fetten wird dieser Ausdruck gebraucht.

Abklatschen, s. Clichiren.

Abkochen heißt die länger fortgesetzte Behandlung irgendeines Körpers mit einer kochenden Flüssigkeit (in der Regel Wasser), um auflösliche Theile desselben auszuziehen. In der wissenschaftlichen und technischen Chemie sowie in der Pharmacie wird von dieser Operation ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht, um gewisse Bestandtheile von Kräutern, Wurzeln, Hölzern u. s. w. in aufgelöstem Zustande abzusondern, und dabei kommen oft besondere Apparate, z. B. mit Dampfheizung, in Anwendung, um das Anbrennen der Substanzen oder den Verlust flüchtiger Stoffe zu verhindern. Gute Zerkleinerung der abzukochenden Körper ist wesentlich, um eine völlige Erschöpfung derselben zu sichern, welche man gewöhnlich noch durch Wiederholung des A. mit einer neuen Portion Wasser befördert. Oft muß dem Kochen ein längeres Einweichen vorhergehen; jedenfalls soll man die Substanz mit kaltem Wasser ansetzen und langsam zum Sieden erhitzen. Die durchs A. entstandene Auflösung nennt man den Absud, das Decoct.

Abkühlung des ganzen Körpers oder gewisser Theile desselben wird in der Heilkunde vielfach bei starkem Fieber, bei Blutüberfüllungen und Entzündungen angewandt. Man bedient sich dabei, abgesehen von der etwaigen Sorge für kühle Luft und leichte Bedeckung, des kalten Wassers und des Eises, innerlich und äußerlich, oder besonderer Kältemischungen und in seltenen Fällen des durch seine rasche Verdunstung stark kühlenden Aethers. Die allgemeine A. des Körpers, welche am vollständigsten durch ein kaltes Vollbad erzielt wird, wendet man bei hohem Fieber an, um den krankhaft gesteigerten und den Kranken aufreibenden Stoffwechsel, d. h. vorzugsweise die im Organismus vor sich gehende Oxydation herabzusetzen. Oertliche A. einzelner Theile bezweckt, entweder die Blutgefäße durch die Kälte zur Zusammenziehung zu bringen und dadurch den übermäßigen Blutgehalt des Theils zu mindern, oder ebenfalls die durch Entzündung krankhaft gesteigerte Lebensthätigkeit der Gewebe herabzusetzen, Ausschwitzungen aus den Blutgefäßen, die Entstehung von Eiter u. s. w. zu verhindern und in beiden Fällen gleichzeitig den Schmerz zu lindern. Die künstliche A. ist eins der vorzüglichsten Heilmittel für entzündliche Zustände der Haut wie der innern Organe, aber leider wegen der großen und nur in ganz besondern Fällen berechtigten Furcht der Kranken gegen die Kälte oft nicht anwendbar. Sie bildet einen wichtigen Theil der sogenannten antiphlogistischen Behandlung oder Antiphlogose.

Abkürzungen, s. Abbreviaturen.

Ablactiren (vom lat. lac, die Milch), absaugen, ansaugen, nennt man eine Art der Obstbaumveredlung. Man setzt einen veredelten und einen wilden Baum dicht nebeneinander, und sucht dann den Stamm des jungen Wildlings mit einem Zweige des veredelten Baums durch einen Einschnitt in erstern zu verbinden. Die Stelle, wo diese Verbindung geschieht, wird mit Baumwachs umlegt. Nachdem eine vollkommene Verwachsung stattgefunden hat, wird der veredelte Zweig oder Theil vom Mutterstamm allmählich getrennt, alsdann aber auch der Stamm des Wildlings über der Veredlungsstelle abgeschnitten. Das A. wird am zweckmäßigsten im Frühjahre, aber auch im Sommer und Winter, weniger im Herbste vorgenommen. Auch bei Topfgewächsen und Ziersträuchern wird das Verfahren häufig angewendet.

Ablagerungen oder Sedimente (Sedimentärgebilde) werden von den Geologen alle diejenigen Gesteine genannt, welche deutlich durch Vermittelung des Wassers in Schichten übereinander gebildet sind. Sie unterscheiden sich von den vulkanischen, plutonischen und metamorphischen Gesteinen hauptsächlich durch ihre weniger krystallinische Beschaffenheit, durch ihre meist deutliche Schichtung und durch die häufig darin vorkommenden Versteinerungen. Auch ihre mineralog. Zusammensetzung pflegt eine andere zu sein als die der eruptiven (vulkanischen und plutonischen) und der metamorphischen Gesteine, namentlich enthalten sie fast nie Feldspat, Hornblende und Augit als wesentliche und ursprüngliche Gemengtheile, während diese Mineralien in den eruptiven und metamorphischen Gesteinen eine sehr wichtige Rolle spielen. Zu den durch A. aus Wasser gebildeten Sedimentärgesteinen gehören z. B. alle Sandsteine und Conglomerate, Thon, Schieferthon und Thonschiefer, dichte erdige und oolithische Kalksteine, Mergel, Gips, Steinsalz, Kohlen, viele Eisensteine u. s. w. Da die Art der Gesteins-

ablagerung eine verschiedene ist, und sich dieselbe gewöhnlich in dem Product noch erkennen läßt, so pflegt man zu unterscheiden: a) mechanische A., z. B. aus Conglomeraten, Sandsteinen oder Thongesteinen bestehend; b) chemische Niederschläge, z. B. aus Gips, Steinsalz, Eisenoxydhydrat oder auch aus kohlensaurem Kalk bestehend; c) phytogene Gesteine, wie z. B. die meisten Kohlenlager, welche durch Pflanzenanhäufungen entstanden sind; d) zoogene Gesteine, welche durch Vermittelung von thierischen Organismen entstanden sind, wie z. B. die Korallenriffe, die Kreide und wahrscheinlich auch viele andere Kalksteine, denen man es nicht mehr ansehen kann. Ursprünglich sind alle Sedimentärgesteine als ziemlich horizontale Schichten übereinandergelagert, und wo diese Lagerung später nicht sehr gestört worden ist, kann man daher das relative Alter der einzelnen Schichten aus ihrer Aufeinanderfolge erkennen, d. h. man kann sehen, welche Schicht früher, welche später gebildet worden ist. Nachdem man gefunden hat, daß auch die Versteinerungen in den ungleich alten A. stets ungleiche, in den gleich alten dagegen ziemlich gleiche sind, so wird es nun hierdurch möglich, das relative Alter der A. auch dann zu bestimmen, wenn ihre gegenseitige Lage sehr gestört oder überhaupt nicht beobachtbar ist. Nach ihrem verschiedenen Alter hat man auf diese Weise die A. ganz unabhängig von ihrer Gesteinsbeschaffenheit chronologisch eingetheilt. Die Hauptablagerungsperioden, welche man zu unterscheiden pflegt, sind von den neuesten nach den ältern, oder in der Erdkruste von oben nach unten vorschreitend die folgenden: 1) Recente Periode, die geolog. Neuzeit oder die Menschenperiode umfassend; 2) Diluvialperiode; 3) Tertiärperiode, wieder zerfallend in eine pliocäne, miocäne und eocäne Zeit; 4) Kreideperiode; 5) Juraperiode; 6) Triasperiode; 7) Kohlenperiode; 8) Grauwackenperiode, zerfallend in Devon-, Silur- und Cambrische Zeit. (S. Flötzgebirge.)

Ablagerungen nennt man in der Heilkunde organische oder unorganische Massen, welche krankhafterweise entweder ein normales Gewebe durchsetzen, oder dasselbe verdrängt haben, oder sich in einer natürlichen Höhlung des Leibes vorfinden. Dieselben gehören entweder zu den sogenannten Neubildungen oder zu den Exsudaten, oder sie bestehen aus Niederschlägen von gewissen Salzen aus dem Safte der Gewebe, so z. B. die A. von harnsaurem Natron und Kalk in die Gelenke der Gichtischen, die A. kohlensauren und phosphorsauren Kalks bei der Verknöcherung ursprünglich weicher Gewebe; oder endlich die A. bestehen aus Stoffen, welche von außen in den Körper aufgenommen wurden, so z. B. die A. von Kohlenstaub im Lungengewebe, die A. von Zinnober in den Lymphdrüsen des Oberarms nach den besonders bei Soldaten gebräuchlichen rothen Tätowirungen des Unterarms, wobei der Zinnober, in die geritzte oder gestochene Haut eingerieben, von den Lymphgefäßen zum Theil fortgeführt und in den Lymphdrüsen abgelagert wird.

Ablaß oder Indulgenz bezeichnet eigentlich den Nachlaß einer von der Kirche auferlegten Bußleistung. Die Kirchenstrafen waren anfänglich öffentliche Büßungen, meist von jahrelanger Dauer, durch welche der wegen öffentlichen Aergernisses aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossene Sünder die Aufrichtigkeit und Beständigkeit seiner Reue beurkunden sollte. Eine Genugthuung für die Schuld oder ein Abverdienen der göttlichen Strafe sollten diese Bußleistungen wenigstens ursprünglich nicht sein, obwol sich dieses Misverständniß frühzeitig anschließen konnte. Nachdem einmal die Wiederaufnahme des wegen schwerer Verbrechen, wie Mord, Blutschande, Abfall zum Götzendienst, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossenen Sünders für zulässig erkannt war, lag es in der Hand der Kirche, sich der rechten reuigen Stimmung zu versichern, ohne welche die Absolution nicht ertheilt werden konnte; war aber die Reue erwiesen, so schien einem Nachlasse der Buße nichts Weiteres im Wege zu stehen. Daher erhielten die Bischöfe schon auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) das Recht, Abgefallenen bei nachweislich ernstlicher Reue einen Theil ihrer Bußzeit nachzusehen. Als Zeichen der Reue wurden frühzeitig sogenannte «gute Werke» betrachtet, Gebet, Fasten, Almosen, Wallfahrten u. s. w., die entweder freiwillig übernommen oder für geringere Vergehen frühzeitig von dem Priester in geheimer Beichte auferlegt wurden. Als danach seit dem 5. Jahrh. mit dem überhandnehmenden Sittenverfall auch die alte Strenge der Kirchenzucht nachließ, und schon Augustinus urtheilte, man müsse sich vielfach mit der Zucht des Wortes begnügen, das Gericht aber Gott anheimstellen, schien eine Umwandlung (permutatio) der öffentlichen Kirchenstrafen in geheime Bußleistungen auch bei schwerern Sündern immer allgemeiner durch die Verhältnisse geboten. Was anfangs nur ein freiwilliges Zeichen bußfertigen Sinnes gewesen war, erhielt so bald den Charakter einer eigentlichen Kirchenstrafe: der Priester legte dem Sünder statt der öffentlichen Buße insgeheim die Leistung von «guten

Werken» auf, deren Verdienstlichkeit schon seit dem 4. Jahrh. oft auf Kosten der Predigt von der freien göttlichen Gnade gepriesen worden war. So war nur noch ein Schritt, um diese Werke als förmliche Genugthuung oder «Satisfaction» für die begangene Schuld zu betrachten. Dies geschah in der Kirche des Abendlandes unter dem Einflusse der german. Rechtsanschauung. Nach heidnisch-german. Sitte konnte man das einem andern zugefügte Leid, ja selbst Mordthaten durch irgendeine «Buße», d. h. durch eine freiwillig übernommene, der Würde der Person oder der Höhe des Verbrechens entsprechende Leistung, die als Aequivalent dargeboten und angenommen ward, wieder gut machen; der gekränkte Theil war damit abgefunden und verzichtete auf das sonst ihm zustehende Recht, sich zu rächen. Auf das religiöse Verhältniß übertragen, brachte dieser civilrechtliche Brauch naturgemäß die Vorstellung einer Gott als gekränktem Theile zu leistenden Satisfaction hervor. In unmittelbarer Verbindung mit dieser Satisfactionslehre stand aber nun die Gewohnheit, auferlegte Bußwerke in andere, minder drückende umzuwandeln oder geradezu eine andere Person für die eigentlich bußpflichtige zu substituiren. Die altgerman. Gesetzgebungen kannten, ihrem civilrechtlichen Charakter getreu, sowol die Uebertragung der Bußleistung auf andere als auch die Compensation des Verbrechens durch Geld (Wergeld) nach bestimmten Tarifen. Je weniger die selbst veräußerlichte Kirche aber den rohen Volksgeist innerlich umwandeln konnte, desto willkommener mußte ihr es sein, in der Volkssitte selbst eine Anknüpfung zu finden für die wenigstens äußere Anerkennung ihrer Disciplinargewalt. Die barbarische Härte der in England und anderwärts üblichen kirchlichen Strafen konnte nur dazu beitragen, die Nothwendigkeit einer Milderung durch Compensation oder Uebertragung erst recht einleuchtend zu machen. So kamen seit Ende des 7. Jahrh. von England aus die sogenannten Beichtbücher in Umlauf, die sich als Hülfsmittel der Seelsorger im Beichtstuhle ankündigten. Sie boten in tabellarischer Uebersicht Erleichterung oder Vertauschung der Kirchenstrafen, z. B. für Fasten Psalmengesang oder Almosen, auch Geldspenden an Kirchen und Kleriker. Auch stellvertretende Büßungen kamen schon auf: ein Reicher konnte eine Bußzeit von sieben Jahren in drei Tagen absolviren, wenn er die entsprechende Anzahl Männer miethete, die für ihn fasteten. Noch ging über diese Neuerung ein Schrei der Entrüstung durch die Kirche: die Meinung, als werde Sündenvergebung durch Geld erkauft, erschien noch im 9. Jahrh. so lästerlich, daß mehrere Provinzialsynoden die Verbrennung der Beichtbücher anordneten. Aber die fortschreitende Veräußerlichung des Kirchenthums und späterhin auch die größern Geldbedürfnisse des Klerus machten, was anfangs als Misbrauch galt, immer mehr zur herrschenden Sitte. Schenkungen an Kirchen und Klöster geschahen immer allgemeiner, in der Absicht, die Sünden dadurch abzukaufen, wie in zahllosen Stiftungsbriefen des Mittelalters urkundlich bezeugt ist. Bischöfliche und päpstl. Urkunden ertheilten reichliche Privilegien an Kirchen, die jedem, der zu ihrer Stiftung oder Erhaltung einen Beitrag gab, den dritten oder vierten Theil der Buße erließen, bisweilen selbst «Reinigung von allem Sündenschmuze» als Gegengabe boten. Viele Kirchen sind besonders im 10. und 11. Jahrh., wo man allgemein das Herannahen des Jüngsten Tags erwartete und durch Geldspenden an die Kirche sich beeilte, eine Stufe im Himmel sich zu bauen, auf diese Weise entstanden.

Im 11. Jahrh. erscheint unter Papst Alexander II. auch der Name A. (indulgentia). Das Bedürfniß, zur Theilnahme an den Kreuzzügen zu ermuntern, verkündete besonders seit dem Concil zu Clermont (1095—96) den Kreuzfahrern oder denen, welche durch Geld das heilige Unternehmen fördern würden, für ihre Person und selbst für todte oder lebendige Anverwandte entweder gänzlichen oder theilweisen Erlaß der kanonischen und selbst göttlichen Strafen (vollkommenen und unvollkommenen A.). Die Anwendung dieses Reizmittels reichte über das Ende der Kreuzzüge in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. weit hinaus. Man hatte sich gewöhnt, den Sündenerlaß immer leichter zu nehmen: man gewährte ihn selbst für das Besuchen einer gewissen Kirche an gewissen Tagen, für das Anhören einer Predigt, z. B. in Gegenwart eines Fürsten, dem der Papst aus gewissen Interessen schmeicheln wollte, und dehnte ihn sogar bis dahin aus, daß man durch gewisse fromme Leistungen auch A. für zukünftige Sünden sowie für die im Fegfeuer Leidenden erwerben konnte. Theils die immer schreiender hervortretenden Misbräuche in der Handhabung des A., theils hierarchisches Interesse bestimmten zwar Papst Innocenz III. 1215, die Bischöfe in der Uebung des A. zu beschränken, und der vollkommene A. (indulgentiae plenariae) wurde allmählich dem röm. Bischofe vorbehalten. Aber desto rücksichtsloser übte dafür Rom selbst dieses Ablaßwesen, das allmählich zur Besteuerung der Christenheit ausartete, wie denn z. B. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1466 ein A. vorgeschlagen wurde, um Geld zum Türkenkriege aufzubringen. Dazu beeilte

sich die scholastische Wissenschaft, den kirchlichen Ablaßgebrauch auch theoretisch zu begründen. Die Scholastiker machten darauf aufmerksam, daß Christus, Maria und die Heiligen sich überschüssige Verdienste vor Gott erworben und diesen «unendlichen» Schatz überflüssiger guter Werke (opera supererogationis) der Kirche zur Uebertragung an solche überlassen hätten, welche innerlich und äußerlich von der Kirche dieser Gnade für würdig erachtet würden. Diesen Glaubenssatz bestätigte Clemens VI. in der Mitte des 14. Jahrh., indem er als die Verwalter dieses Schatzes den Apostel Petrus, als Schlüsselträger des Himmels, und dessen Nachfolger, die röm. Bischöfe, bezeichnete. Allein die Entartung wurde dadurch nur beschleunigt. Der furchtbare Hohn auf jede wahre Sittlichkeit, mit dem Leo X. 1514 und 1516, angeblich zur Führung eines Türkenkriegs, zum Bau der Peterskirche zu Rom und zur Bestreitung seines und seiner Verwandten Hofluxus den A. verpachtete (s. Tezel) und fast ganz Europa brandschatzen ließ, wurde einer der Hauptanstöße der deutschen und schweiz. Reformation, nachdem schon Jahrhunderte vorher einzelne erleuchtete und sittlich tiefer bewegte Männer, z. B. Abälard, der Franciscanerprediger Berthold im 13. Jahrh., Wicliffe, Huß u. a., wenigstens insofern nicht vergebens dagegen geeifert hatten, als die öffentliche Meinung zum Theil durch sie vorbereitet genug war, um dem Kampfe Luther's gegen die Sünde der Ablaßkrämerei laut oder im stillen Beifall spenden zu können.

In dem Streite Luther's gegen den hauptsächlich von den Dominicanern praktisch betriebenen Ablaßhandel kam die scholastische Ablaßtheorie allseitig zur Sprache. Die berühmten Sätze, welche Luther 31. Oct. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, waren noch nicht gegen den A. selbst, sondern nur erst gegen dessen Misbrauch gerichtet, oder doch gegen das, was der damalige Luther noch treuherzig für bloßen Misbrauch hielt. Die päpstl. Indulgenzen, behauptet er, können weder die Schuld noch die göttliche Strafe erlassen, sondern nur die nach kanonischem Rechte verhängten Kirchenstrafen. Auch diese aber können nur Lebenden auferlegt und erlassen, daher weder Kirchenstrafen in Fegfeuerstrafen verwandelt noch Fegfeuerstrafen durch die Indulgenzen erlassen werden; am allerwenigsten aber dürfe man auf die päpstl. Ablaßzettel vertrauen, als könnten sie Sünden vergeben und selig machen. Noch einen Schritt weiter ging Luther schon in dem bald nachher verfaßten «Sermon von A. und Gnaden», in welchem er die scholastische Lehre von der Satisfaction, als dritten Stückes des Bußsakraments, oder von der Nothwendigkeit, durch «gute Werke» für die Sünden Genugthuung zu leisten, verwarf, und dadurch dem ganzen Ablaßwesen seine vermeintlich wissenschaftliche Begründung entzog. Ihm gegenüber fanden die Dominicaner, wie Conrad Wimpina und Silvester Prierias Veranlassung, ihre Ablaßpraxis auch theoretisch zu rechtfertigen. Ihre Lehre ist im wesentlichen keine andere als die schon durch Alexander von Hales (gest. 1245) und Thomas von Aquino (gest. 1274) ausgebildete. Gegenüber ihrer Verwerfung von seiten der Reformation ward sie jetzt durch eine Bulle Leo's X. vom 9. Nov. 1518 bestätigt und danach durch die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung unverändert aufrechterhalten. Hiernach muß das Bußsakrament aus drei Stücken bestehen, Reue, Beichte und Genugthuung (contritio cordis, confessio oris, satisfactio operis). In der Beichte werden durch die priesterliche Absolution an Gottesstatt sowol die Schuld als die ewigen (Höllen-)Strafen erlassen. Dagegen bedarf es zum Erlasse der zeitlichen Strafen einer vom Sünder selbst noch zu leistenden Genugthuung, welche die Kirche zu bestimmen hat. Unter diesen zeitlichen Strafen sind nicht blos die kirchlichen, nach dem kanonischen Rechte auferlegten Bußen, sondern auch göttliche Strafen zu verstehen, und zwar theils irdische, theils Fegfeuerstrafen für solche, deren Seelen schon der Hölle entrissen, aber noch der Läuterung nach dem Tode bedürftig sind. Die Macht der Kirche, kanonische und göttliche Strafen zu erlassen, wird gegründet auf das überschüssige Verdienst Christi und der Heiligen und den hierdurch angesammelten Schatz der guten Werke, über welchen die Kirche zu verfügen hat. Von diesem Schatze kann die Kirche denen, die es bedürfen, durch Indulgenzen zugute kommen lassen; doch reicht die Befreiung immer nur so weit als die in jedem Falle ertheilte Indulgenz, und auch sie wird dem Sünder nicht ganz unentgeltlich zu Theil, weil dies der göttlichen Gerechtigkeit zuwider wäre, daher irgendeine Leistung erforderlich ist, die von der Kirche als Aequivalent betrachtet werden kann, sei dieselbe an sich auch noch so gering. Da es dabei nicht auf die Art oder Größe der Leistung ankommt, so können außer Theilnahme an Bruderschaften, Wallfahrten, Kirchbesuch, Verehrung von Reliquien, Kreuzen, Rosenkränzen u. s. w. auch Geldzahlungen zu frommen Zwecken die Stelle vertreten. Die Zahlung einer noch so geringen Summe zeigt wenigstens an, daß der Sünder «die Hand bietet» und dem Gnadenwerke der Kirche gläubig entgegenkommt. Wird

obendrein der A. bei Gelegenheit einer besondern frommen Unternehmung verkündet, so nimmt, wer zu ihr eine Beisteuer gibt, an dem verdienstlichen Werke und dem daraufgesetzten Lohne Antheil nach dem Maße seiner Gabe, und dieses Verdienst kann, wenn es durch Indulgenz aus dem kirchlichen Gnadenschatze ergänzt wird, für die verwirkten Strafen auf Erden stellvertretend eintreten. Aber auch Fegfeuerstrafen hat die Kirche Macht zu erlassen, selbst an solche, die nicht mehr unter den Lebenden sind, wenn ihre Hinterbliebenen A. für sie erwirken. Dieselbe Grundanschauung, welche die Seelenmessen als ein heilsames Mittel betrachtet, die Qualen der Christen im Fegfeuer zu verkürzen, muß auch die Wirksamkeit der Indulgenzen auf das Fegfeuer ausdehnen, wobei dann, obwol der Todte nicht selbst mehr die Hand bieten kann, das von der Kirche dispensirte Verdienst der Heiligen und das fromme Werk der Hinterbliebenen substituirt werden. Doch hat nach der strengern Lehre die Kirche über die Todten keine eigentliche Gerichtsbarkeit. Die Indulgenzen, welche sie den Lebenden kraft des ihr übertragenen Gerichts zuspricht (per modum absolutionis), werden den Seelen im Fegfeuer nur kraft wirksamer Fürbitte (per modum suffragii) zu Theil, was freilich für den Erfolg keinen Unterschied macht, da die Kirche niemals vergeblich bittet.

Dies ist in der Kürze die noch heute in der röm. Kirche geltende Ablaßtheorie. Die bei praktischer Anwendung doch kaum vermeidliche Deutung, als wäre für Geld Vergebung der Sünden feil, kann die kath. Kirche als Entstellung zurückweisen; auch hat die Kirchenversammlung zu Trient den ernstlichen Willen gezeigt, den Misbräuchen aus Aberglauben, Unwissenheit und Unehrerbietigkeit, vor allem aber den schändlichen Geldgewinsten ein Ende zu machen. Wirklich hat die auch auf die sittliche Erneuerung der kath. Kirche zurückwirkende Macht der Reformation die von der Kirche als solcher nie gebilligten Misbräuche thatsächlich beseitigt, und so schamlos wie durch Tezel und Genossen ist die Ablaßgnade niemals wieder zum Verkaufe angeboten worden. Aber der dem sittlichen Bewußtsein anstößigste Grundgedanke, daß die Kirche fremdes Verdienst den Sündern ohne nachweisliche Besserung äußerlich zurechnen und mit Hülfe dieses ihr zur Verwaltung verliehenen Gnadenschatzes göttliche Strafen in Geldspenden umwandeln könne, ist bei allem Eifer für Beseitigung von Misbräuchen noch heute kath. Kirchenlehre und beruht auf derselben mechanischen Werthschätzung der kirchlichen Gnadenmacht und der äußern Leistung als solcher, welche hier wie anderwärts einen tiefgreifenden principiellen Widerspruch des Protestantismus begründet hat. Innerhalb der heutigen kath. Kirche selbst ist nur über das Eine Streit, ob die päpstl. Indulgenzen sich nur auf die Kirchenstrafen (wie die Episkopalisten lehren) oder auch auf die Fegfeuerstrafen (wie dies die curialistische Ansicht ist) beziehen. Doch ist die letztere Ansicht nach Tradition und innerer Consequenz des Systems die einzig berechtigte, und in neuerer Zeit auch durch die Constitution Autorem fidei von Papst Pius VI. aufs neue bestätigt worden.

Ablativ ist der Name eines Casus in der Declination der Nomina. Den verschiedenen Beziehungen, in denen der A. mit und ohne Präpositionen gebraucht wird, liegt der Begriff eines Raumverhältnisses zu Grunde, zur Bezeichnung des Woher? oder Wo? In der engsten Verbindung damit steht der Gebrauch desselben zur Bezeichnung der Zeitverhältnisse Wann? oder Während. Aus dieser Grundbedeutung entwickelt sich dann die der Ursache und des Mittels und Werkzeugs sowie der Art und Weise und der Beschaffenheit. Nur in wenigen Sprachen der indogerman. Sprachfamilie wird dieser Casus durch eine besondere Form bezeichnet, so im Sanskrit, Lateinischen und Altslawischen; die meisten andern gebrauchen dafür den Genitiv oder Dativ mit oder ohne Präposition, so das Griechische und sämmtliche german. und roman. Sprachen. Der symbolische Buchstabe, der die Form des A. charakterisirt, ist d, findet sich jedoch nur im Singular, und auch hier nur in einzelnen Fällen, so im Sanskrit, Zend und ältesten Lateinischen, in andern ist er mit Genitiv oder Dativ gleichlautend; im Plural fällt der A. der Form nach stets mit dem Dativ zusammen.

Ablaut bezeichnet in der neuern Sprachwissenschaft ein namentlich allen deutschen Sprachen eigenes Verhältniß der Vocalabwechselung. Zufolge bestimmter, in den innersten Bau unserer Sprache verflochtener Gesetze lösen in Verbal- und Nominalbildung eines Stammes, ohne daß dazu eine auf der Endung beruhende Veranlassung nöthig wäre, Vocallaute sich einander ab, z. B. binden, Band, Bund; trinken, Trank, Trunk. In der Conjugation tritt der A. besonders im Präteritum und Particip hervor, z. B. gehen, ging, gegangen; sprechen, sprach, gesprochen; fallen, fiel; laufen, lief; schaffen, schuf u. s. w. Man unterscheidet sechs Reihen des A., welche ebenso viele starke Conjugationen bedingen. Die Ablautung ist eine Haupteigenheit unserer Sprache, eine mit ihrem Alterthum und ihrer ganzen Einrichtung tief-

verbundene Eigenschaft, die zwar auch in andern indogerman. Sprachen, z. B. dem Griechischen und Lateinischen, aber nicht mit so durchgreifender Consequenz auftritt.

Ablegat, s. Legat.

Ableger heißt zunächst beim Weinbau der Zweig eines Wurzelstocks, der zum Behuf der Bildung eines neuen Stammes in die Erde gesetzt wird. In der Gärtnerei wie in der Forstwirthschaft versteht man darunter überhaupt jedes Reis oder jeden Zweig, welcher, in die Erde gepflanzt, darin Wurzel schlagen soll; auch kann man A. in Wasser zur Wurzelbildung bringen, wie dies z. B. bei Oleandern vielfach geschieht. Nicht zu verwechseln ist die Vermehrungsmethode durch A. mit der durch Absenker (s. d.). — In der Bienenzucht heißt A. ein jeder neue Stock, welchen man bildet, indem man Bruttafeln aus überfüllten alten Stöcken in leere Körbe bringt, und einen schwachen Schwarm dazu übersiedelt.

Ableitung heißt in der Grammatik die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete, an sich selbst dunkle Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird, z. B. Fisch-er, Trif-t, thör-icht. Wenngleich bisweilen Zusammensetzungen, besonders in Volksmundarten, den Schein von abgeleiteten Worten annehmen können (wie z. B. Viertel für Viertheil, Wingert für altdeutsch Wingart, u. s. w.), so ist doch die A. von der Zusammensetzung, einem zweiten Factor der Wortbildung, streng unterschieden, da die letztere nur lebende und deutliche Wurzeln miteinander verbindet, die erstern Glieder der Zusammensetzungen Flexionen und ähnliche Formen beibehalten können (z. B. Blätter-krone, Adelsbrief u. s. w.), endlich die Zahl der zusammenzusetzenden Worte, theoretisch genommen, eine unbeschränkte ist. Die A. selbst besteht entweder aus einem bloßen Vocal, z. B. Nam-e, Härt-e, oder aus bloßen Consonanten, z. B. Trif-t, Zuch-t, Gif-t, oder aus Vocal und Consonanten, z. B. Himm-el, Reg-en, Wett-er. Sie darf höchstens eine Silbe bilden, oft bildet sie gar keine; mehrsilbige sind nur scheinbar, indem sie auf Häufung mehrerer A. beruhen, z. B. heuchlerisch enthält die drei A. l, er und isch. In allen Sprachen hat jedoch die Zeit zerstörend eingewirkt oder doch die Durchsichtigkeit der Formen getrübt, sodaß sie nur unter Zuziehung älterer Sprachgestaltungen und verwandter Sprachen in ihrer ursprünglichen Reinheit erkannt werden können. So sind im Deutschen die rein vocalischen A. meistentheils entweder ganz verschwunden (wie z. B. Sohn, Fuß, vgl. mit dem goth. sunus, fôtus), oder sie haben sich mit der Flexion und dem Geschlechtszeichen gemischt (z. B. in Güt-e, Lieb-e u. s. w.), während sie noch im Gothischen fast immer erscheinen. So sind auch viele der rein consonantischen A. erst durch den Ausfall eines dem Consonanten vorangehenden Vocals entstanden, welcher sich in den ältern deutschen Mundarten und den verwandten Sprachen noch zeigt, z. B. Hal-m, althochdeutsch Hal-am, lat. cal-amus; Hel-d, früher Helid, Helet, u. s. w. Die A. sind entweder fühlbar und deutlich, oder das Gegentheil. Fühlbar sind z. B. die Endungen isch, ig, er, el, t, de, in närr-isch, ruh-ig, Fisch-er, Aerm-el, Zuch-t, Zier-de, weil ihr Zusammenhang mit ihren Stammworten Narr, Ruhe, Fisch, Arm, ziehen, zieren noch völlig deutlich ist und gefühlt wird. Unfühlbar und für uns völlig abgestorben ist die A. in Worten wie Hel-m, Sal-z, Grau-s, Er-de, See-le, in denen sie als wurzelhaft erscheint, und die Wurzeln selbst nur erst vom Forscher mit Hülfe der Etymologie und Sprachvergleichung ausgeschieden werden können. Allein, fühlt man auch in Flucht das t oder in blumig das ig als die hinzutretende, die Bedeutung des Stammwortes modificirende A., so ist doch zwischen diesen beiden Fällen ein Unterschied, insofern mit der A. t jetzt kein neues Wort mehr gebildet wird, während durch ig von Substantiven oder Adverbien neue Worte abgeleitet werden können. Es sind daher sehr wohl die noch beweglichen, lebendigen, fortführbaren A. von den unbeweglichen, erstarrten zu unterscheiden. Die erstern treten nur zu an und für sich deutlichen Wurzeln (z. B. in stein-ig, thör-icht, närr-isch), fügen sich auch zu bereits vorausgegangenen A. (z. B. verbrech-er-isch u. s. w.), und werden häufig und allgemein gebraucht. Bei der unverkennbaren Richtung der jüngern Sprachen, besonders der deutschen, die A. aufzugeben und durch Composition zu ersetzen, kann es nicht befremden, daß nur wenige früher lebendige A. jetzt noch fortgeführt werden können, sowie einerseits, daß mehrere A. durch Einschiebung unorganischer Consonanten den Anschein von Zusammensetzungen zu gewinnen suchen, z. B. lung, ling, niß u. s. w., andererseits wirkliche Zusammensetzungen, wie z. B. mit lich, sam, keit, heit, haft, bar u. a., zu bloßen Ableitungsendungen sich verallgemeinern.

Ableitung nennt man in der Heilkunde die Verminderung der Thätigkeit oder des Säftereichthums in einem Organ durch gleichzeitige Vermehrung der Thätigkeit oder des Säftezuflusses in einem andern Organ. Man spricht auch von A. in rein geistigen Sphären des

Lebens. Turnen und Körperarbeit z. B. leitet ab von Insichversinken und Grübeln und wird daher zum Heilmittel für Hypochondristen und Gemüthskranke. Lebhafte Körperbewegungen leiten übermäßige Empfindungen ab, daher die Zuckungen, das Schreien, Sichkrümmen, Umherspringen und die Gesichtsverzerrungen derer, welche Schmerzen leiden. Ein Schmerz, besonders ein lebhafterer, im System der Hautnerven erregter, leitet den Geist von der Empfindung eines andern, dumpfern oder innerlichen Schmerzes ab. Hierauf beruht zum Theil die Anwendung schmerzmachender Mittel in der Heilkunde als Ableitungsmittel (Derivantia), wozu namentlich die Hautreize (Epispastica) dienen: Senfteige und Senfspiritus, Blasenpflaster, das Brennen mit heißen oder glühenden Körpern, die Pocken- oder Pustelsalben u. dgl. Die meisten von diesen und andern sogenannten ableitenden Mitteln der Aerzte erregen aber auch in dem gewählten Ableitungsorgan (z. B. in der Haut) eine vermehrte Säfteanhäufung und infolge dessen Absonderungen, Ausschwitzungen, Eiterungen u. s. w. So die Blasenpflaster, die Fontanelle und Haarseile, die Abführmittel, die Schröpfköpfe, Schwitzmittel, die Blutentziehungen. Man glaubt, daß auf diese Weise innere Säfteanhäufungen, die Blutstockungen und Entzündungen entfernterer Theile zertheilt und geheilt werden können. Doch läßt sich dies schwer beweisen, obschon manches dafür spricht, z. B. das Aufhören des Durchfalls, wenn man schwitzt, die Linderung von Kopfschmerz durch Abführmittel, reizende Fußbäder oder hervorgerufene Menstruation. Fast alle ärztlichen Schulen unterscheiden die Anwendung obiger Mittel als eine besondere Heilmethode, die ableitende Methode (Methodus derivans oder antagonistica). Die neuere Medicin ist den A. weniger hold, theils aus praktischen Gründen, weil sie naturwidrige, schmerzerregende und krankmachende Eingriffe in den Organismus nicht liebt, theils aus theoretischen Gründen, weil der angebliche Heilzweck, die Hinwegleitung eines Stoffes oder Giftes u. s. w. von einem Organ nach dem andern, eine bloße Voraussetzung ist und sich in der Wirklichkeit gar nicht beweisen läßt. (S. Hautreize.)

Ablösung der Grundlasten. Theils auf Grund des Rechts des Stärkern, theils infolge misverstandener Verhältnisse, theils durch Vertrag sind in früherer Zeit dem Grund und Boden zahlreiche Lasten auferlegt worden, welche zum großen Theil ursprünglich für denselben nicht drückend waren, im Laufe der Jahrhunderte aber ihn in Fesseln gelegt und die Eigenthümer außerordentlich beschwert haben, selbst auch für die Bodencultur und die Entwickelung der socialen Verhältnisse von großem Nachtheil gewesen sind. Dabei waren diese Lasten allgemein nicht ablösbar. Als im vorigen Jahrhundert ihr Druck immer mehr gefühlt wurde und zugleich die Idee der Bodenbefreiung infolge der Fortschritte der Volkswirthschaftslehre weitere Verbreitung fand, ward der Vorschlag gemacht, alle diejenigen Grundlasten, welche nicht aus Verträgen hervorgegangen sind, als an sich unberechtigte ohne alle Entschädigung aufzuheben, und in diesem Sinne kamen in Frankreich die denkwürdigen Beschlüsse der Nacht des 4. Aug. 1789 zu Stande. Bei genauerer Prüfung stellte sich aber später überall heraus, daß der Ursprung der einzelnen, sehr verschiedenartigen Grundlasten nicht mehr ermittelt werden kann, und außerdem erregte die einfache Aufhebung ohne alle Entschädigung der Berechtigten deshalb, weil diese oft schwer davon betroffen wurden, Bedenken. Infolge dessen haben die Gesetzgebungen der einzelnen Länder mannichfaltige mehr oder weniger glückliche Versuche gemacht, das Interesse des Berechtigten und das des Grundbesitzes gleichmäßig zu berücksichtigen. In Betreff einzelner Grundsätze, welche bei der Abschaffung der Grundlasten in Betracht kommen, herrscht gegenwärtig kaum noch eine Meinungsverschiedenheit. So werden fast allgemein als solche Lasten, welche ohne Entschädigung durch Gesetz beseitigt werden können, diejenigen betrachtet, welche nachweislich widerrechtlich aufgelegt oder aus übertragenen hoheitlichen Rechten hervorgegangen sind, oder die zwar den Verpflichteten belasten, dem Berechtigten aber keinen Vortheil gewähren, oder zwar am Grund und Boden haften, indeß, an ein Leibeigenschaftsverhältniß anknüpfend, im hohen Grade persönliche geworden sind. Ferner ist man darüber einig, daß unbegrenzte Lasten, deren größere oder geringere Ausdehnung von dem Belieben des Berechtigten abhängt, unzulässig sind und mindestens auf ein bestimmtes festes Maß ohne Entschädigung beschränkt werden müssen. Was die andern Lasten betrifft, bei welchen mehr oder weniger sicher ein privatrechtlicher Titel zu Gunsten des Berechtigten vorhanden ist, so dürfen dieselben abgelöst werden, und zwar wird fast allgemein sowol dem Verpflichteten als auch dem Berechtigten das Recht zugestanden, auf A. anzutragen; in vielen Fällen ist sogar gesetzlich bestimmt worden, daß, wenn innerhalb einer bestimmten Frist von Jahren die A. nicht beantragt worden ist, von seiten der Staatsbehörden die Einleitung des Ablösungsverfahrens gefordert werden kann oder von Amts wegen bewirkt werden muß. Von außerordentlicher

Wichtigkeit sind die Grundsätze, welche bei der A. der privatrechtlich entstandenen Lasten zur Geltung kommen. Daß der Berechtigte nicht voll entschädigt wird, wenn er zu Gegenleistungen verpflichtet ist und diese mit fortfallen, versteht sich von selbst. Bei der Festsetzung der Entschädigung soll dann festgehalten werden, daß weder der Berechtigte eine starke Einbuße leidet noch dem Verpflichteten Schulden, welche er nicht tragen kann, aufgebürdet werden. In Uebereinstimmung damit steht, daß, wenn die Entschädigung des Berechtigten in Grund und Boden besteht, darauf gesehen wird, daß der Restbesitz des Verpflichteten noch den Umfang hat, der die ordnungsmäßige Cultur gestattet. Diese Rücksichtnahme gründet sich nicht allein auf Erwägungen, welche das allgemeine Staatswohl ins Auge fassen, sondern auch auf den Umstand, daß der Verpflichtete zwar zur Tragung der Lasten, aber nicht zur Zahlung des Kapitals verbunden ist. Wo die Anwendung dieser Grundsätze auf Schwierigkeiten stößt und das Staatsinteresse stark hervortritt, pflegt der Staat einzuschreiten, indem er entweder einen Zuschuß liefert, oder, was gewöhnlicher geschieht, das Ablösungskapital zinslos oder gegen einen mäßigen Zins vorschießt und in einer Reihe von Jahren procentweise oder durch Annuitäten tilgen läßt. Was die Entschädigung betrifft, so besteht sie, wie bereits erwähnt, in manchen Fällen in Grund und Boden, in den meisten in Zahlung eines Kapitals. In allen Fällen muß der Werth der Last für den Berechtigten festgestellt werden. Ist das geschehen, so kann ermittelt werden, welchen jährlichen Ertragswerth der Grund und Boden nach Abzug der Last für den Besitzer noch hat und hiernach die wirkliche Theilung des Grundstücks erfolgen. Indeß wird dies Verfahren im allgemeinen, weil es den Pflichtigen benachtheiligt, mit vollem Fug als ungerecht betrachtet und ist deshalb nur dann in Anwendung gekommen, wenn die Berechtigten großen Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben vermochten. Wird dem Berechtigten ein Kapital gewährt, so ist der durchschnittliche Jahreswerth der Last mit Rücksicht auf einen gesetzlich festzustellenden Zinsfuß mit einer Reihe von Jahren zu multipliciren und so das Entschädigungskapital zu ermitteln. Der dem Berechtigten günstigste Zinsfuß, welcher bisher angenommen zu werden pflegte, war 4 Proc., sodaß der Pflichtige den 25fachen Betrag des Jahreswerthes zu zahlen hatte. Häufiger tritt mit Recht die Entschädigung mit dem 20- und 18fachen Betrage auf, indeß kommt auch namentlich da, wo der Charakter der Last als privatrechtlicher nicht ganz feststeht, der 16-, 15- und 14fache Betrag vor. Sind die Leistungen nicht jährliche, sondern nur bei bestimmten Vorfällen, z. B. Verkäufen und Vererbungen vorkommende, so muß, wenn sie nicht ohne Entschädigung aufgehoben werden, die durchschnittliche Zahl der Fälle im Jahrhundert ermittelt und hiernach der Jahreswerth behufs der Kapitalisirung festgestellt werden. Das Weitere s. unter Grundlasten.

Ablution, ein lat. Wort, welches im allgemeinen Abwaschung bedeutet, im besondern aber in der kath. Kirche einen uralten Gebrauch bei der Messe bezeichnet. Nach dem Abendmahl wird der Kelch abluirt, d. i. mit Wein abgespült, während der Priester seine Finger purificirt, d. h. mit Wasser und Wein abwäscht. Bei zweimaligem Messelesen hintereinander (Biniren) unterbleiben A. und Purification bis zur letzten Messe. Werden die Messen vom Priester in verschiedenen Kirchen und nicht mit ein und demselben Kelche gelesen, so kann jedoch die A. und die Purification auch bei jeder Messe stattfinden.

Abmagerung heißt im eigentlichen Sinne die Abnahme eines thierischen oder menschlichen Körpers oder Körpertheils an Fett. Da das Fett hauptsächlich in dem unter der äußern Haut gelegenen sogenannten Unterhautzellgewebe angehäuft ist, so verräth sich sein Schwinden sehr bald auch äußerlich. Das Fett ist von allen thierischen Geweben dasjenige, welches am leichtesten schwindet, sobald durch Entbehrungen oder Krankheiten die Ernährung herabsinkt. Dabei wird das in mikroskopisch kleinen Bläschen, den Fettzellen, tropfenweise angesammelte Fett vom Blute wieder aufgesaugt und beim allgemeinen Stoffwechsel verbraucht, wogegen die zuvor prall gefüllten Bläschen schlaff und nur mit wässeriger Flüssigkeit gefüllt zurückbleiben. Zugleich zeigt sich die Eigenthümlichkeit, daß das Fett an verschiedenen Körperstellen eine sehr verschiedene Disposition zum Schwinden hat, sodaß die allgemeine A. stets eine ungleichmäßige ist. Gewisse Theile, z. B. die Augenhöhlen, die Nierenkapsel, das Gesäß, werden selbst bei der höchsten A. nicht fettlos. Tritt an die Stelle des verlorenen Fettes eine gleichgroße Menge anderer Flüssigkeit, so verräth sich die A. nicht durch eine Volumen- oder Gewichtsabnahme; gedunsene und wassersüchtige Theile sind oft auffällig mager. Bei der A. lebt der Leib auf seine eigenen Kosten, erhält seinen Stoffwechsel, statt allein durch äußere Zufuhr, durch innern Verbrauch. Thiere, welche einen Winterschlaf durchmachen, sind im Beginn dieser Zeit sehr fett, am Ende mager; sie lebten, d. h. sie athmeten und erzeugten die zur Erhaltung nöthige

Wärme durch Verbrauch des aufgespeicherten Fettes. Den Schwund anderer Gewebe, z. B. des Fleisches, nennt man nicht A., sondern mit dem allgemeinen Namen Atrophie (s. d.). A. ist nur die Atrophie des Fettgewebes.

Abmeierung, Entsetzung, Expulsion, ist die Austreibung aus dem Besitz, welche der Grundherr gegen den Besitzer eines Bauergutes, auf welches ihm Obereigenthumsrechte zustehen, dann bewirken kann, wenn die mit dem Besitz des Gutes verbundenen Pflichten nicht erfüllt werden. Die A. ist im allgemeinen nur dann zulässig, wenn die Abgaben an den Grundherrn nicht berichtigt oder die anderweiten Leistungen verabsäumt werden; wenn das Gut derart, daß es an seinem Bestande wesentlichen Schaden leidet, verwahrlost wird; wenn der Besitzer verarmt, sodaß die ordnungsmäßige Bewirthschaftung nicht mehr stattfinden kann; wenn er das Gut verläßt und ohne die vorschriftsmäßige Genehmigung veräußert oder verpfändet. Die A. ist oft in Anwendung gebracht worden, um den kleinen Besitz zu Gunsten des großen zu beschränken. Sie durfte nach den meisten Gesetzgebungen nur dann stattfinden, wenn ihre Zulässigkeit durch ein rechtliches, meist summarisches Verfahren, den Aufholungs- oder Abmeierungsproceß, anerkannt war. Die neuere Gesetzgebung hat mit Recht fast überall dahin gestrebt, das Abmeierungsrecht zu beseitigen, indem sie es seltener mit, meist ohne Entschädigung aufgehoben hat.

Abneigung, s. Antipathie.

Abner, in der alttestamentlichen Geschichte der Feldherr des Königs Saul, welcher dessen Sohn Isboseth nach dem Tode des Königs nach Mahanaim führte und ihm ganz Israel mit Ausnahme von Juda und Benjamin, welche David zum Könige hatten, gewann. Nachdem Isboseth unter fortdauernd unglücklichen Kriegen gegen David zwei Jahre regiert hatte, beleidigte er den A., weshalb dieser zu David überging und auch Israel zum Abfall verführte. Bald darauf ward er jedoch durch Joab getödtet, aus Rache dafür, daß er einen von dessen Brüdern getödtet hatte. David beklagte den Verlust A.'s tief.

Abnoba heißt bei Plinius, Ptolemäus u. a. ein Gebirge im Südwesten Germaniens, das südwestl. Ende des Hercynischen Waldes, welches, wie durch aufgefundene Inschriften in neuerer Zeit außer Zweifel gestellt worden, auch die Namen Marcianischer Wald (Silva Marciana) oder Rauracisches Gebirge (Montes Rauraci) führte und somit dem heutigen Schwarzwalde von seinem Anfang im bad. Oberlande bis an sein Ende bei Pforzheim entspricht. Es enthielt die Quellen des Danubius (der Donau).

Abnormität, d. i. Abweichung von der Regel, Regelwidrigkeit, Anomalie, heißt im physiol. Sinne jeder Zustand eines lebenden Körpers, der von dem Gesetz, welches die Natur in der Bildung und der Einrichtung desselben gewöhnlich befolgt, in einer merklichen Art abweicht. Wir nennen dann den Zustand selbst einen abnormen, im Gegensatz des normalen, der jenem Gesetz entsprechend ist. Die A. kann bleibend wie vorübergehend, angeboren oder nach der Geburt erst erworben (Misgeburt oder Krankheit) sein; sie kann die physik. Eigenschaften (Form, Größe, Farbe, Consistenz, Zusammensetzung, Lage u. s. w.) wie die lebendige Thätigkeit eines Körpers oder Körpertheils betreffen. Im letztern Fall ist stets auch, bisweilen nur nicht deutlich merkbar, die physik. Beschaffenheit umgeändert. In Fällen, wo sich die Natur selbst nicht an eine gewisse Regel hält, pflegt man Bildungsverschiedenheiten nicht A., sondern Modificationen der Bildung, Naturspiele zu nennen; so die gerade oder krumme Form des Nasenrückens, die schwarze, braune, blonde oder rothe Farbe der Haare. (Vgl. Krankheit und Misgeburt.)

Abo (spr. Obo), finnisch Turku, Hauptstadt des Gouvernements A.-Björneborg (464,2 Q.-M. mit 304848 E.) in Finnland, bis 1819 die Hauptstadt dieses Großfürstenthums, liegt zu beiden Seiten des Aurajoki, der sich nicht weit davon in den Bottnischen Meerbusen ergießt und den Hafen der Stadt bildet, und hat 16430 E. Seitdem ein gewaltiger Brand vom 4. bis 5. Sept. 1827 den größten Theil der Stadt zerstört hat, ist letztere nach einem regelmäßigen Plane neu aufgebaut und mit breiten, gutgepflasterten Straßen ausgestattet. Der schönste Platz ist der um die alte, 1827 im Hauptbau gerettete und dann wiederhergestellte Kathedrale. Es befindet sich zu A., seitdem die 1640 durch die Königin Christine von Schweden gegründete Universität infolge des Brandes nach Helsingfors verlegt worden ist, ein Gymnasium, eine Navigationsschule und ein Theater; auch hat daselbst der Appellationshof für Südfinnland seinen Sitz. Der Handel, welcher durch eine Bank unterstützt wird, ist nicht unbedeutend, ebenso der Schiffbau. Unter die Erzeugnisse der nicht gerade sehr lebhaften Gewerbthätigkeit gehört Leinwand von vorzüglicher Güte. A. ward 1157 von den Schweden an der Stelle einer finn. Ortschaft Turku gegründet, erhielt im 13. Jahrh. ein Bisthum,

welches 1817 von der russ. Regierung zu einem prot. Erzbisthum erhoben ward, und ist noch gegenwärtig durchaus eine schwed. Stadt. An der Mündung des Aurajoki liegt das Schloß Å., auf welchem 17. Aug. 1743 der Friede von Å. zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen ward. Der Krieg war 1741 auf Frankreichs Betrieb von Schweden begonnen worden, um Rußland von der Theilnahme am Oesterreichischen Erbfolgekriege abzuhalten. In demselben hatten die Russen nach dem Siege bei Wilmanstrand (3. Sept. 1741) durch die Fehler der schwed. Generale Löwenhaupt und Buddenbrock ganz Finnland erobert. Beide Generale wurden deshalb enthauptet, die Actenstücke ihrer Verurtheilung aber versiegelt und erst 1829 eröffnet. Die Kaiserin Elisabeth versprach einen großen Theil ihrer Eroberungen zurückzugeben, wenn Schweden statt des Kronprinzen von Dänemark den Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, Bischof von Lübeck, zum Thronfolger erwählte, was 4. Juli 1743 geschah. Nach jener Wahl ward der Schlußfriede zu Å. unterzeichnet, in welchem Schweden an Rußland die finn. Provinz Kymenegård mit den Festungen Friedrichshamm und Wilmanstrand, sowie Stadt und Festung Nyslot abtrat. Gegen Ende Aug. 1812 fand auf Schloß Å. auch die Zusammenkunft zwischen Kaiser Alexander I. und dem von den Schweden zum Kronprinzen erwählten Bernadotte statt, in welcher der bereits 24. März 1812 zwischen Rußland und Schweden abgeschlossene Vertrag bestätigt und bekräftigt wurde.

Abolition, d. i. Abschaffung, Aufhebung, Abstellung, insbesondere eines gerichtlichen Verfahrens, war schon im röm. Recht bekannt, wo man drei Arten unterschied, die aber den gemeinsamen Charakter hatten, daß sie rein formaler Natur waren und sich nur auf die Beseitigung eben dieses Processes bezogen. Die materielle Frage war dadurch also nicht vernichtet, das konnte nur durch eigentliche Begnadigung, indulgentia, restitutio, geschehen. Im heutigen Recht ist hingegen A. als Niederschlagung eines Strafprocesses aufzufassen. Ohne daß die That und die Thäterschaft rechtlich feststeht, ertheilt der Souverän A., welche sich daher wesentlich von der Begnadigung (s. d.) im engern Sinne unterscheidet, weil diese eine erkannte Strafe voraussetzt. Der Souverän ist zur A. überall befugt, insofern nicht aus besondern Gründen Beschränkung stattfindet. So würde es in unsern Verfassungsstaaten das constitutionelle Princip verletzen, wenn z. B. der Souverän die rechtmäßig durch die Kammern beschlossene Ministeranklage durch A. hintertreiben könnte. Aber auch außerhalb dieser Rücksichten liegt etwas das Rechtsgefühl Verletzendes darin, wenn der einmal begonnene Strafproceß durch landesherrlichen Einspruch sein Ende findet; es ist um des allgemeinen Zutrauens zur Justizpflege willen, daß die begangene Rechtsverletzung als solche und die durch sie verwirkte Strafe mindestens gerichtlich ausgesprochen werde. Eine nachträgliche Begnadigung, wenn sie anders auf rationeller Grundlage ruht, ist viel weniger unverständlich und zieht nicht so leicht Mistrauen nach sich. Was den unschuldig Angeklagten betrifft, so ist es unverkennbar in dessen wohlverstandenem Interesse, seine Deckung gegen den Angriff nicht landesherrlicher Gnade, sondern dem Gesetze zu verdanken. Diese Rücksichten haben dahin geführt, daß nach den neuern Verfassungen die A. nach eröffnetem Strafverfahren entweder nur nach gutachtlichem Bericht des höchsten Landesgerichts (Braunschweig), oder auf Empfehlung von seiten des Justizministeriums (Würtemberg), oder (wie in Preußen) nur unter Mitwirkung der Kammern in Form eines besondern Gesetzes ertheilt werden darf, oder gar (wie in Baiern) ganz untersagt ist. Die A. «vor» eröffnetem Strafverfahren ist damit nicht getroffen; jedoch bleibt diese bei Verfassungsverletzungen ausdrücklich ausgeschlossen. Macht der Landesherr von seinem Rechte der A. Gebrauch, so werden die vermögensrechtlichen Ansprüche dritter dadurch nicht aufgehoben.

Abolitionisten nennt man in den Vereinigten Staaten von Amerika diejenigen Philanthropen, welche, ohne directen Antheil an den polit. Parteiungen zu nehmen, durch Rede und Schrift auf Abschaffung der Sklaverei hinarbeiten. Sie sind so alt als die Republik selbst, deren Gründer auf das allmähliche Absterben der Sklaverei rechneten. Schon während und unmittelbar nach der Revolution bildeten sich in den größern Städten des Nordens Abolitionsgesellschaften. Der erste Präsident der 1775 in Philadelphia gegründeten pennsylvanischen Abolitionsgesellschaft war Benjamin Franklin, welcher unter anderm 1790 vom Congreß die Abschaffung der Sklaverei verlangte. Im Staate Neuyork entstand 1785 die sogenannte Manumissionsgesellschaft, welcher unter andern John Jay und Alexander Hamilton präsidirten, und ähnliche Gesellschaften bildeten sich in Connecticut, Rhode-Island, Delaware, Maryland und Virginien. Mit der 1790 beschlossenen und auf 1808 festgesetzten Abschaffung des afrik. Sklavenhandels, von welcher man damals überhaupt das gänzliche Aufhören der Negersklaverei erwartete, erlosch auch die erste Abolitionsbewegung. Sie tauchte

zwar vorübergehend bei Gelegenheit des Missouricompromisses 1819 wieder auf und lebte in dem nächsten Jahrzehnt nur in einzelnen religiösen Sekten und in Benjamin Lundy's Monatsschrift «Genius of universal emancipation» noch fort, nahm aber mit dem Anfange der dreißiger Jahre größere Dimensionen an und übte bald einen bestimmenden Einfluß auf die Politik des Landes mit aus. Es war die Zeit der Calhoun'schen Nullifications- und Secessionsbestrebungen und der herausfordernden Angriffe des Südens, welche es allmählich durchsetzten, daß die Sklaverei, die bisher selbst im Süden nur als ein Ausnahmezustand, als ein Fluch und eine Sünde gegolten hatte, fortan als gleichberechtigte Macht neben die Freiheit trat, ja diese selbst unterdrückte. Während die Regierung den Conflict durch Compromisse zu vertuschen suchte oder gar den Forderungen der Sklavenhalter nachgab, während das Volk sich über den mühsam erhaltenen, faulen Frieden freute, erkannten die A. vom ersten Augenblick an die Tragweite der südl. Bestrebungen und nahmen den ungleichen Kampf mit einer Heftigkeit, Energie und Einseitigkeit auf, die nur als Reaction gegen das Verhalten Calhoun's und seiner Anhänger richtig verstanden und gewürdigt werden kann. Den vor keiner Consequenz zurückschreckenden Vertheidigern der Sklaverei traten die ebenso entschiedenen Vorkämpfer der Freiheit gegenüber. Die Gegensätze waren richtig formulirt, wenn auch der Kampf erst 30 J. später ausbrach. Am 1. Jan. 1831 begann W. L. Garrison in Boston seine abolitionistische Wochenschrift «The Liberator». Am 1. Jan. 1832 ward dort auf Grund seines Programms die erste Gesellschaft, die New-England Antislavery-Society, gebildet, welche anfangs nur aus 12 Mitgliedern bestand, indessen unter dem Präsidium des Quäkers Arnold Buffum sich bald über ganz Neuengland ausdehnte. In Neuyork wurde im Oct. 1833 eine ähnliche Gesellschaft gegründet; andere Städte folgten dem von Neuyork und Boston gegebenen Beispiele. Anfang Dec. 1833 hielten die A. ihre erste größere, aus 10 Staaten beschickte Versammlung in Philadelphia ab, aus welcher die Amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft unter dem Vorsitz von Arthur Tappan hervorging. Sie erklärte die Sklaverei für ein Verbrechen gegen die menschliche Natur, eine Sünde gegen Gott, und ihre unentgeltliche sofortige Abschaffung für die beste Politik. Zudem sprach sie sich gegen jede Gewaltmaßregel zur Befreiung der Sklaven aus; sie wollte nur sittliche Reinheit der Unreinheit, die Wahrheit der Lüge gegenüberstellen. Durch Zeitungen, Broschüren und Vorlesungen riefen die A. eine große Aufregung hervor, die sich auch den polit. und religiösen Parteien mittheilte und geflissentlich von den unter dem Einflusse der Sklavenhalter stehenden nördl. Politikern genährt, zugleich aber auch als ein Angriff auf die constitutionellen Rechte des Südens hingestellt wurde. 1840 trennte sich ein Theil von der Gesellschaft und bildete die American and Foreign Antislavery-Society. Im Gegensatz zur Muttergesellschaft stellte sie den Satz auf, daß die Bundesregierung allerdings das Recht habe, die Sklaverei in allen Einzelstaaten abzuschaffen, und strebte mehr auf directe Betheiligung an der Politik im radicalen Sinne hin. Aus ihren Mitgliedern organisirte sich die sogenannte Liberty-Party, die 1848 wieder durch die Freibodenpartei absorbirt wurde, nachdem sie sogar zweimal einen Präsidentschaftscandidaten in der Person Birney's aufgestellt hatte. Nur ein kleiner Theil blieb organisirt auf dem Programm, daß der Bund das Recht habe, die Sklaverei im ganzen Lande abzuschaffen. Die American Antislavery-Society erklärte 1844 die Bundesacte für einen unsittlichen Vertrag und bekannte sich seitdem stetig zu der Absicht, eine Auflösung der Union und die Bildung einer freien Nordrepublik auf friedlichem Wege herbeizuführen. Es traten im Laufe der Jahre, namentlich in Neuengland, noch mehrere Abolitionsgesellschaften zusammen; so vielfach sie aber in einzelnen Punkten auseinandergehen mochten, so waren sie doch in den Hauptgrundsätzen einig. Sie alle erkennen die Constitution nicht an, weil sie das Product eines Vertrags mit den Sklavenhaltern, verschmähen jede directe Betheiligung in der Politik, stimmen z. B. bei den Wahlen nicht, und beschränken sich in ihrem Wirken für sofortige und unentgeltliche Aufhebung der Sklaverei auf Propaganda durch Wort, Schrift und That. In dem 1861 ausgebrochenen Kriege stehen natürlich alle Abolitionsgesellschaften auf seiten der Bundesregierung und haben diese durch unermüdliche Agitation mit zum Erlaß der Emancipationsacte vom 1. Jan. 1863 gedrängt. Unter den lebenden sind Tappan und Garrison, Wendel Philipps und H. W. Beecher, unter den todten Theodor Parker und der Deutsche Karl Follen die bedeutendsten A. Diese machen sich zwar des allen radicalen Parteien gemeinschaftlichen Fehlers der Unterschätzung, ja gänzlichen Verachtung der histor. Entwickelung des Landes schuldig, und namentlich ignoriren sie die Sklavenfrage in ihrer ökonomischen Bedeutung und in ihrer Verbindung mit dem Baumwollbau; indessen haben sie das große Ver-

dienst, dem in demokratischer Form auftretenden Despotismus der Sklavenhalter seine Maske abgerissen und ihn in seiner ganzen Nacktheit, in seiner Unverträglichkeit mit den freien Institutionen der Vereinigten Staaten gezeigt zu haben. Heutzutage werden von conservativer Seite die amerik. liberalen und radicalen Politiker häufig A. genannt, etwa in derselben Weise und mit demselben Rechte, wie man in Deutschland die Fortschrittsparteien in gewissen Kreisen als rothe Republikaner oder Communisten bezeichnet.

Abomeh, Hauptstadt des Reichs Dahomeh, s. Dahomeh.

Abonnement, abonniren, ein Geschäft, wo jemand sich verbindlich macht, eine gewisse Reihe von Leistungen mit einer Summe zu vergüten, welche niedriger ist, als der Gesammtbetrag der gewöhnlichen Preise für jede einzelne dieser Leistungen sein würde. Es kommt dieses Geschäft, bei dem in der Regel Vorausbezahlung stattfindet, am häufigsten beim Theater, bei Concerten, Schaustellungen, auch beim Mittagstisch u. s. w. vor. Soll ausnahmsweise in einer Reihe von Vorstellungen, worauf jemand gegen einen stehenden Partiepreis abonnirt hat, wegen besonderer Kosten oder aus andern besondern Gründen eine Vorstellung nicht zu dem Partiepreise gewährt werden, so heißt es: das A. ist aufgehoben (abonnement suspendu).

Aboriginer heißen im allgemeinen die Ureinwohner eines Landes, die von Ursprung der Zeiten an (ab origine) das Land bewohnt haben. Dasselbe drückt im Griechischen das Wort Autochthonen aus. — In der röm. Sagengeschichte führt diesen Namen (jedoch lat. Aborigĭnes, nicht Aborigĭnes) auch ein besonderes Volk, das, pelasgischen Ursprungs, in Italien eingewandert war und mitten im Lande in den Gebirgen des Apennin, in der Gegend von Reate, dem heutigen Rieti, seinen Wohnsitz genommen hatte. Von den Sabinern aus demselben vertrieben, zogen sie weiter südwestlich in den Landstrich um die Mündung der Tiber, wo sie die früher hier angesiedelten Siculer verdrängten und den Namen Latiner annahmen, sodaß sich auch die Römer von ihnen ableiten konnten. Während einige Forscher sich im allgemeinen zu Gunsten der Sage erklären, erblickt Mommsen darin einen Rest der naiven Geschichtspeculation des latinischen Stammes.

Abortivcur nennt man jedes Heilverfahren, durch welches eine Krankheit in ihren ersten Anfängen geheilt, ihre Weiterentwickelung abgeschnitten, coupirt wird. Solange man wähnte, jede Krankheit beruhe auf einem Bestreben der Natur, einen schädlichen Stoff aus dem Körper zu entfernen, solange wollte man auch nichts von A. wissen, weil man glaubte, der schädliche Stoff müsse auf irgendeine Weise doch entfernt werden. Dem entsprechend war die sogenannte Ableitungscur im Schwange, bei welcher man die Krankheit auf das Organ zu leiten suchte, in welchem der Krankheitsstoff auf die ungefährlichste Weise seinen Ausweg nehmen könnte. Jetzt weiß man, daß sehr viele Krankheiten einen ganz örtlichen Ursprung haben, und daß die Gesammterkrankung des Organismus meist erst eine Folge der örtlichen Störung, also die rasche Beseitigung der letztern das beste Mittel gegen die Krankheit ist. Von besondern Krankheitsstoffen, die nicht erst eine Folge, sondern die Ursache der Krankheit wären, kann nur in seltenen Fällen die Rede sein. Man unterscheidet örtliche und allgemeine A. Beispiele für die erstern sind Unterdrückung eines eben beginnenden Hautausschlags durch Kälte, die energische Anwendung von Eis auf einen beginnenden Schwär, das Aetzen vergifteter Wunden, wobei das Gift zerstört und seine Weiterverbreitung gehemmt wird, die Behandlung einer beginnenden Schleimhautentzündung mit Adstringentien (s. d.). Zu den allgemeinen A. gehört die Herstellung eines starken Schweißes, wenn nach einer Erkältung eine Krankheit auszubrechen droht, die Anwendung eines Abführmittels bei beginnendem Typhus u. a. m.

Abortus, Fehlgeburt (auch Unrichtiggehen, Umschlag, fausse-couche). Man versteht darunter die Geburt eines unreifen Kindes in den ersten 28 Wochen (7 Monaten) der Schwangerschaft. Dieses Kind (unreife Frucht, unreifer Fötus oder Embryo), welches entweder schon todt zur Welt kommt oder doch sehr bald nach der Geburt stirbt, besitzt noch nicht die Fähigkeit, außer der Mutter fortzuleben. Denn vor der gehörigen Zeit das Licht der Welt erblickende Kinder, welche diese Fähigkeit besitzen, indem sie in der spätern Schwangerschaftszeit (in der 28. bis 38. Woche) geboren werden, erhalten den Namen Frühgeburten (s. d.). Am häufigsten kommt der A. in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft, vorzugsweise im dritten Monat vor; er kann übrigens selbst bald nach der Empfängniß erfolgen. Besonders häufig abortiren Frauen zu der Zeit, wo im nichtschwangern Zustande die Menstruation eingetreten wäre. Vom vierten Schwangerschaftsmonate an werden die Fehlgeburten seltener, und zwar um so mehr, je weiter die Schwangerschaft in ihrer Dauer vorrückt; nur der siebente Monat scheint wieder mehr zur vorzeitigen Ausstoßung der Frucht geneigt zu sein. Die Ursachen des A. liegen zunächst

entweder im mütterlichen Körper, oder im Ei (Frucht), oder es sind äußere Einflüsse. Bewirkt wird eine Fehlgeburt durch alle Umstände, welche die Frucht unmittelbar oder mittelbar tödten oder die Verbindung derselben mit dem mütterlichen Körper schwächen oder aufheben. Sehen wir von den bedeutendern allgemeinen und örtlichen Krankheiten der Mutter sowie von den angeborenen und erworbenen Abnormitäten des Eies ab, so sind es vorzüglich folgende Einflüsse, welche den A. hervorrufen, und deshalb von den Schwangern, besonders in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft, und ganz vorzüglich in der Zeit der Schwangerschaft, in welcher früher einmal A. vorkam, soviel als nur immer möglich gemieden werden müssen: heftige Erschütterungen des mütterlichen Körpers (durch Stöße, Sprünge, Fall, Fehltritt, Tanzen, Fahren, roh ausgeübten Beischlaf, Heben und Tragen schwerer Lasten, Brechen), zu große Hitze und strenge Kälte, Misbrauch erregender Speisen und Getränke, zu lange fortgesetztes Fasten, Nachtwachen, geistige Anstrengungen, starkes Schnüren, häufiger Beischlaf, Aderlaß, Misbrauch allgemeiner Bäder, Purganzen, harnvermehrende und sogenannte fruchtabtreibende Arzneimittel. Den absichtlich und böswillig von seiten der Mutter herbeigeführten A. nennt man **Abtreibung**. Als eigenthümliche Vorboten des A. gelten folgende: öfteres Frösteln mit darauffolgender Hitze, allgemeine Mattigkeit, Gefühl von Unbehaglichkeit und Schwere in den Gliedern, Schwindel, Anwandlungen von Ohnmacht, Benommensein des Kopfes, Unruhe, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, trübe Gemüthsstimmung, blasses, leidendes Aussehen, trübe Augen mit bläulichen Ringen, Appetitlosigkeit, Dehnen und Ziehen in der Lenden- und Leistengegend, Spannen und Schwere im Kreuze, öfterer Drang zum Uriniren, Abgang von Flüssigkeit oder Blut aus den Geschlechtstheilen. Zeigen sich diese Vorboten, oder haben Frauen, die schon einmal oder gar mehrmals abortirten, den Zeitpunkt in ihrer jetzigen Schwangerschaft, in welchem sie bei frühern Schwangerschaften eine Fehlgeburt machten, erreicht, so müssen sie die strengste Ruhe des Körpers und Geistes bei horizontaler Lage im Bette und mäßiger Temperatur des Zimmers beobachten, und sich aller aufregenden Speisen, Getränke und Arzneien enthalten. Nach erlittenem A. bedürfen die Frauen, da sie sich in der Regel sehr angegriffen und geschwächt fühlen, noch einer längern, sorgsamen Pflege. Ruhiges Liegen im Bette ist noch durchaus nöthig, und zwar so lange, bis der Abfluß aus den Geschlechtstheilen (Wochenfluß) seit einigen Tagen nicht mehr blutig ist. Dabei muß die Kost reizlos, leicht verdaulich, aber nährend sein. Ueberhaupt haben sich die Frauen nach einer Fehlgeburt genau ebenso zu verhalten, wie im Wochenbett, wenngleich sie eher als nach einer richtigen Geburt zur gewohnten Lebensweise zurückkehren dürfen. Starke Blutungen beim A. verlangen durchaus ärztliche Hülfe. — Ueber den in sehr seltenen Fällen nothwendigen künstlichen, d. h. von seiten des Arztes absichtlich herbeigeführten A. s. **Frühgeburt**.

About (Edmond François Valentin), geistreicher franz. Schriftsteller, wurde zu Dieuze im Depart. Meurthe (Lothringen) 14. Febr. 1828 geboren. Er erhielt seine erste Bildung auf dem Lyceum Charlemagne in Paris, erwarb 1848 den Ehrenpreis in der Philosophie und trat dann in die Normalschule ein. 1851 ging er auf die Französische Schule in Athen, wo er sich zur Vorbereitung auf eine akademische Laufbahn mit Erfolg archäol. Studien hingab. Nach seiner Rückkehr nach Paris 1853 wandte er sich indeß der Schriftstellerei zu und veröffentlichte das Werk «La Grèce contemporaine» (1853), das neben den Vorzügen eines echt franz. Stils viel Geistesschärfe, Witz und Satire verrieth und ihn sehr in Aufnahme brachte. Zu derselben Zeit begann die «Revue des deux Mondes» die Veröffentlichung seines Romans «*Tolla*» (7. Aufl., Par. 1860), der auch ins Deutsche, Englische u. s. w. übersetzt worden ist. A. hatte die Idee sowie auch manche Einzelheiten zu diesem Roman aus einem wenig bekannten Buche, «Vittoria Savorelli, istoria del secolo XIX» (Par. 1841), geschöpft, weshalb man ihn, jedoch nicht mit Recht, des Plagiats beschuldigte. Im Febr. 1856 gelangte von ihm auf dem Théâtre Français das Lustspiel «Guillery» zur Aufführung, ein Stück ohne Handlung und Charaktere, das keinen Beifall fand. Viel Erfolg dagegen hatte die «Voyage à travers l'exposition des beaux-arts» (1855) und eine Reihe hübscher Novellen, «Les mariages de Paris» (1856), die in dem Feuilleton des «Moniteur» erschienen. Ebendaselbst gelangten in die Oeffentlichkeit die Romane «Le roi des montagnes» (1856), «Germaine» (1857), «Les échasses de maître Pierre» (1857) und «Trente et quarante» (1858). A. kam als schlagfertiger Literat bei Napoleon III. in Gunst, und dies ist ohne Zweifel auf seine weitere schriftstellerische Thätigkeit nicht ohne Einfluß gewesen. 1858 ging er nach Rom und schrieb daselbst eine Reihe von scharfen Artikeln über die Zustände im Kirchenstaate, die zum größten

Aerger der Ultramontanen im officiellen «Moniteur» erschienen. Auf die Beschwerde der päpstl. Regierung wurde die Veröffentlichung dieser Artikel abgebrochen, und der Verfasser mußte Mitte 1858 Rom verlassen. A. verarbeitete und erweiterte nun seine Berichte zu einer selbständigen Schrift, die er unter dem Titel «La question romaine» 1859 in Brüssel (2. Aufl., 1860) erscheinen ließ. 1860 veröffentlichte A. zwei Broschüren: «La nouvelle charte» und «La Prusse en 1860», von denen man wenigstens annahm, daß sie Europa mit gewissen Napoleonischen Ideen bekannt machen sollten. A. hatte in diesen Flugblättern wol mehr gesagt, als man höhern Orts für gut hielt, und mußte seine Verbindung mit dem «Moniteur» aufgeben. Er trat dafür als Mitarbeiter bei der «Opinion nationale» ein und schrieb für dieses Journal wöchentliche Berichte: «Lettres d'un bon jeune homme à sa cousine Madeleine», die später gesammelt erschienen und in freisinniger und höchst witziger Weise die socialen und polit. Fragen der Zeit besprachen. Außerdem ließ er in derselben Zeit zwei mit geringem Beifall aufgenommene Lustspiele, 1862 aber ein großes empfindsames Drama, «Gaëtana», (im Odeontheater) aufführen, das durch die Cabale seiner verbündeten polit. und literarischen Feinde unter furchtbarem Skandal niedergekämpft wurde. Eine desto freundlichere Aufnahme fanden dafür die netten Erzählungen: «L'homme à l'oreille cassée» (1861), «Le nez d'un notaire», «Le cas de Mr. Guérin» (1862) und «Madelon» (1863). Auf diesem Felde ist A. der beliebteste Schriftsteller des franz. Publikums geworden.

Ab ovo, ein lat. Ausdruck, der wörtlich bedeutet: vom Ei an. Eine Sache ab ovo beginnen heißt demnach, dieselbe vom Anfang, vom Ursprunge an behandeln, entwickeln oder erzählen. Wiewol es nahe liegt, diesen bildlichen Ausdruck vom physiol. Entwickelungsproceß des Eies herzuleiten, mag er doch ursprünglich mit der lat. Redensart ab ovo usque ad mala (von den Eiern bis zu den Aepfeln) zusammenhängen. Die Römer begannen nämlich häufig ihre Mahlzeiten mit Eiern und schlossen dieselben mit Aepfeln, sodaß bei ihnen jene Redensart soviel als vom Anfange bis zu Ende bedeutete.

Abprotzen heißt in der Artillerie das Geschütz, speciell seinen Laffetenschwanz, von dem Vorderwagen, der Protze, trennen und auf den Boden niedersetzen. Das A. muß immer eintreten, wenn man feuern will, und kann im Vorgehen und im Zurückgehen stattfinden. Im erstern Falle, in dem die Pferde auf der Seite des Feindes sich befinden, fährt die Protze, nachdem der Laffetenschwanz von ihr abgehoben, schnell mit linksumkehrt hinter das Geschütz, um dessen Gesichtsfeld freizumachen, während das Geschütz mit der Mündung nach dem Feinde zu herumgedreht wird. Im zweiten Falle fährt die Protze einfach acht Schritte weiter und hält. Das A. muß, damit das Geschütz schnell zum Feuern komme, rasch auszuführen sein, was einerseits durch die Einrichtung des Geschützes und seiner Verbindung mit der Protze, andererseits durch die Gewandtheit der Bedienungsmannschaft erreicht wird.

Abputz oder **Putz** heißt bei Gebäuden derjenige Ueberzug von Lehm, Gips, Kalkmörtel oder Cement, welchen man den Wänden und Decken zu geben pflegt, sowol um das Ansehen derselben zu verbessern, als um das Eindringen der Feuchtigkeit zu verhindern, überhaupt die nachtheiligen Einwirkungen der Witterung abzuhalten. Hiernach ist schon zu ersehen, daß der A. im Innern meist ganz andere Bedingungen zu erfüllen hat und deshalb von anderer Art sein wird, als derjenige am Aeußern. Während zu letzterm Cement und Kalkmörtel vorzugsweise gewählt werden müssen, der Gips schon viel weniger sich empfiehlt, kann man zum innern A. Lehm oder Lehm mit Kalk (Sparkalk) gebrauchen und sich des Gipses als eines sehr vorzüglichen Materials bedienen, wiewol auch hier der Kalkmörtel (Kalk mit Sand) am besten taugt. Reiner Lehmputz gewährt natürlich keine große Festigkeit, kommt gleichwol sehr oft selbst in übrigens gut ausgeführten Gebäuden vor und ist namentlich dann wohl zulässig, wenn die Wände mit Papiertapeten beklebt werden, welche das Abbröckeln des Putzes verhindern. Auch taugt für Schornsteine, Brandmauern, überhaupt zum Schutz gegen Feuer, nur Lehm-, nicht aber Kalkputz. Je nachdem beim Abputzen in geringerm oder höherm Grade auf Schönheit des Ansehens Rücksicht genommen wird, unterscheidet man Rauhputz (Berappputz) und Glattputz, welcher letztere als Quaderputz, Rustikputz u. s. w. eine weitere Ausbildung und Verschönerung erfährt, indem man durch Ziehen von Furchen in der Putzfläche das Quadergemäuer nachahmt. Die Architekten der Jetztzeit sind über die künstlerische Berechtigung des Abputzens der Außenseite von Gebäuden sehr verschiedener Meinung; viele verwerfen es gänzlich als eine Täuschung, welche das Ziegelgebäude für etwas anderes geltend machen wolle, als es wirklich ist. Aber alles wohl erwogen, scheint denn doch, daß, zumal in unsern Klimaten, der Schutz, welchen das Abputzen gegen Kälte und Nässe gewährt, für Wohngebäude ein überwiegendes

Moment sei. Bei Gebäuden in Backsteinrohbau besteht das Putzen einzig im Ausstreichen der Mauerwerksfugen mit Kalkmörtel oder Gips. Bei der Ausführung einer jeden Art von A. ist auf die Witterung Rücksicht zu nehmen, und es darf das Abputzen weder bei starkem Regen noch bei Frostwetter vorgenommen werden. Auch muß das abzuputzende Mauerwerk vorläufig wohl ausgetrocknet sein, damit nicht die in demselben noch steckende Feuchtigkeit, welche wegen des A. nicht mehr verdunsten kann, die bekannten übeln Folgen herbeiführe.

Abracadabra ist ein magisches Wort, mit welchem man ehedem das Fieber, besonders das viertägige Wechselfieber und den Hemitritäus, ein meist tödliches Fieber, vertreiben zu können glaubte. Jetzt wird es nur im Scherz gebraucht und ist, wie Hokuspokus, eine nichtssagende Formel. Um die vermeinten Wirkungen hervorzubringen, schrieb man es im Dreieck.

Abraham, in der frühern Periode seines Lebens Abram genannt, der Stammvater des israel. Volks, Sohn des Therah, von Sem, dem Sohne Noah's stammend, war aus Ur in Mesopotamien gebürtig, und gehörte zu dem jenseit des Euphrat wohnenden Stamme der Hebräer. Auf Jehovah's besondern Befehl zog A. mit seinem Weibe Sarah und seines Bruders Sohne Lot in das ihm und seinen Nachkommen verheißene Land Kanaan. Hier nomadisirte er in den südl. Districten neben kanaanitischen und philistäischen Stämmen, dem Jehovah Altäre erbauend. Infolge einer Hungersnoth wanderte er nach Aegypten, kehrte aber bald zu seinen frühern Weideplätzen in Kanaan zurück. Wegen der wiederholten Streitigkeiten zwischen seinen und Lot's Hirten trennten sich beide; A. blieb in Kanaan, Lot aber wandte sich zum Jordan hin, und ließ sich in Sodom nieder. Als die Einwohner dieser Stadt von ihren Feinden geschlagen wurden, und diese auch Lot und seine Familie gefangen wegführten, verfolgte sie A. mit seinen Knechten, und befreite nicht nur Lot, sondern auch den König von Sodom, ohne jedoch etwas von der Beute zu berühren. In seinem 86. Jahre zeugte A. mit einer ägypt. Magd, Hagar, den Ismael. Später erschien ihm Jehovah, schloß mit ihm einen förmlichen Bund, als dessen äußeres Zeichen die Beschneidung eingesetzt wurde, und verhieß ihm die Geburt eines Sohnes von der Sarah. Von da an änderte er seinen Namen Abram (Vater der Erhabenheit, der Erhabene) in Abraham, d. h. Vater der Menge oder einer zahllosen Nachkommenschaft. A. wanderte dann weiter südwärts nach Gerar, wo der philistäische König Abimelech (s. d.) ihm die Sarah raubte, aber bald mit reichen Ehrengeschenken zurückstellte. In seinem 100. Lebensjahre ward A. von Sarah der Sohn Isaak geboren, was die Verstoßung Ismael's mit seiner Mutter Hagar zur Folge hatte. Ismael, nach Südosten wandernd, wurde der Stammvater der Ismaeliten (Araber). Um A.'s Gehorsam zu prüfen, befahl ihm Jehovah, den Isaak auf dem Berge Morija zu opfern. A. unterwarf sich dem göttlichen Befehle; doch rettete Jehovah den Knaben. Bald darauf starb Sarah in Hebron im südl. Kanaan, und A. kaufte von den Fürsten des Landes für 400 Seckel Silbers die Höhle Makphela nebst Gebiet als Begräbnißstätte für sie. A. verheirathete sich darauf wieder mit Kethura, von der er sechs Söhne erhielt, die, mit Geschenken aus dem väterlichen Hause entlassen, die Stammväter arab. Völkerschaften wurden. Nach Isaak's Vermählung mit Rebekka starb A., 175 J. alt (etwa 1800 v. Chr.), und wurde neben Sarah in der Höhle zu Makphela begraben. Die mosaischen Urkunden (1 Mos. 12—25) schildern A. als einen durchaus schlichten, redlichen, mit unerschütterlicher Treue seinem Gott zugethanen Mann, der sich daher des Vertrauens und der Liebe Jehovah's in vorzüglichem Grade zu erfreuen hatte, und knüpfen an seine Person den Ursprung des Jehovahcultus und somit der israel. Theokratie. Die spätere Tradition legte ihm umfassende astron. und philos. Gelehrsamkeit bei, die Erfindung der Buchstabenschrift, die Traumdeutekunst u. s. w. Er wird selbst als im Paradies bevorrechtet geschildert, wo er die Guten und Gerechten wie ein liebender Vater in seinem Schose versammelt (Luc. 16, 22). Auch den Mohammedanern gilt er als Heiliger und heißt der Freund Gottes, soll auch die heilige Kaaba (s. d.) in Mekka erbaut haben. In der christl. Kunst ist die Gestalt A.'s, besonders aber seine Opferung Isaak's, eine symbolisch feststehende Figur geworden. Diese Opferung wurde mehrfach in den Mysterien des Mittelalters verwendet, sowie in Sculpturen und Glasgemälden häufig an Kirchen angebracht.

Abraham a Santa=Clara, mit dem Familiennamen Ulrich Megerle, ein zu seiner Zeit berühmter Kanzelredner, geb. 1642 zu Krähenheimstetten bei Mößkirch im Badischen, trat 1662 zu Mariabrunn in Niederösterreich in den Augustinerorden, studirte dann zu Wien und wurde daselbst Priester und Doctor der Theologie. Sodann kam er als Pater und Prediger in das Kloster Maria Tara in Oberbaiern und erwarb sich als Kanzelredner einen so ausgebreiteten Ruf, daß ihn Kaiser Leopold I. 1669 als Hofprediger nach Wien berief. Hier

starb er im Dec. 1709. In den letzten 20 Jahren seines Lebens hatte er das Amt des Provinzials seines Ordens versehen. A. war trotz seines barocken Wesens ein Mann von viel natürlichem Verstande, seltener Beobachtungsgabe, tiefer Menschenkenntniß und wirksamem Darstellungsvermögen. In seinen Predigten und Schriften mischen sich originelle Gedanken, freie Lebensanschauung, sittlicher Ernst, Witz und Satire mit Bildern kirchlicher Schrecknisse, höfischen Schmeicheleien, burlesken Einfällen und vulgären Derbheiten und Plattheiten in der seltsamsten Weise. Nach Form und Sprache kann er als ein Repräsentant des verdorbenen oratorischen und literarischen Geschmacks seiner Zeit angesehen werden. Gegenüber der damaligen steif-pedantischen oder mystisch-schwülstigen Kanzelberedsamkeit behält er jedoch immer den Vorzug des bedeutenden Volksredners, der alle Stände zu interessiren und die Thorheiten und Schwächen der Zeit in ergreifender Weise zu schildern und zu züchtigen weiß. Eine treffliche Nachbildung seiner Redeweise gab Schiller in der berühmten Kapuzinerpredigt in «Wallenstein's Lager». Unter A.'s Schriften, die, wenn man sie klassificiren soll, der didaktischen und rhetorischen Gattung angehören, steht obenan: «Judas der Erzschelm, für ehrliche Leut, oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des ischariotischen Bösewichts» (4 Thle., Salzb. 1688—95; 7 Bde., Passau 1834—36; 7 Bde., Lindau 1856). Das Werk kann gewissermaßen als eine Art satirischen Romans gelten. Außerdem sind hervorzuheben: «Grammatica religiosa»; «Sterben und Erben»; «Der geistliche Kramladen»; «Oesterreichisches Deo Gratias», in welchem freilich behauptet wird, daß von den Jesuiten alles Heil gekommen sei; «Gack Gack Gack Gack a Ga einer wunderseltsamen Hennen in dem Herzogthum Bayern, d. i. ein ausführl. und umbständige Beschreibung der berühmten Wallfahrt Maria Stern in Täxa»; «Huy und Pfuy der Welt»; «Mercks Wien»; «Ganz neu ausgehecktes Narrennest»; «Heilsames Gemisch-Gemasch»; «Wohlangefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistigen Gesegn-Gott erquicken kann». Diese letztgenannte Schrift wurde noch auf seinem Sterbebette zum Druck vorbereitet. Manches ist ihm gleichzeitig und später untergeschoben worden. A.'s «Sämmtliche Werke» erschienen in 21 Bdn. (Passau und Lindau 1835—54). Eine Auswahl aus denselben wurde unter dem Titel: «A. Das Gediegenste aus seinen Werken» (7 Bde., Heilbr. 1840—44) veröffentlicht.

Abrahamiten oder böhmische Deisten nannte man eine Anzahl Landleute in der Herrschaft Pardubitz in Böhmen, die, dem Toleranzedict Joseph's II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortraten und sich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beschneidung gehabt habe. Schon im 9. Jahrh. hatte sich in Syrien, nach Abraham von Antiochien benannt, eine Sekte dieses Namens, welche die Gottheit Christi leugnete, ausgebreitet, und war vom Bischof Cyprian von Antiochien mit Mühe unterdrückt worden. Die böhm. Deisten selber leiteten sich indeß von den Hussiten ab und nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vaterunser nichts aus der Bibel an. Weil sie weder den Juden noch einer der anerkannten christl. Confessionen angehören wollten, wies der Kaiser ihr Gesuch um Religionsfreiheit nicht nur ab, sondern ließ auch diese sonst unbescholtenen Leute, da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben und durch militärische Gewalt vereinzelt nach verschiedenen Grenzorten Ungarns, Siebenbürgens und Slawoniens bringen, wo die Männer in Grenzbataillone gesteckt wurden. Die Mehrzahl ward zum Uebertritt zur kath. Kirche gedrängt; mehrere aber blieben ihrem Glauben bis zum Tode getreu. Jetzt ist die Sekte erloschen. Vgl. «Geschichte der böhm. Deisten» (Lpz. 1785), und Dohm, «Denkwürdigkeiten» (Bd. 2).

Abrahamson (Werner Hans Friedr.), ein Däne, bekannt als ästhetischer Kritiker und als Forscher der nord. Alterthümer, wurde 10. April 1744 in Schleswig geboren. Nachdem er zum Range eines Kapitäns in der dän. Artillerie gestiegen, nahm er 1787 seinen Abschied aus dem activen Dienst, um ungestört der Wissenschaft und der Literatur leben zu können. Wie als Schriftsteller so erwarb er sich auch um den Militärstand als Lehrer an verschiedenen Instituten große Verdienste. A. starb 22. Sept. 1812. Neben zahlreichen andern Schriften gab er mit Nyerup und Rahbek eine schätzbare Liedersammlung: «Udvalgte danske Viser fra Middelalderen» (5 Bde., Kopenh. 1812—14), heraus. Einige seiner Schriften sind in deutscher Sprache verfaßt, z. B. eine «Vollständige dän. Sprachlehre für Deutsche» (Kopenh. 1812). Als Dichter schrieb er dän. Volks- und Kriegsgesänge und lieferte Uebersetzungen isländ. Sagen. — A. (Jos. Nicolai Benj.), dän. Oberstlieutenant, des vorigen Sohn, geb. 6. Dec. 1789, hat sich besonders seit 1819 durch die Einführung des wechselseitigen Unterrichts in Dänemark in weitern Kreisen bekannt gemacht. Als Kapitän bei dem Generalstabe

des dän. Hülfscorps in Frankreich hatte er schon dort Gelegenheit genommen, sich mit dieser Unterrichtsweise vertraut zu machen, die er nun nach der Rückkehr eifrig bemüht war, seinem Vaterlande anzueignen. Doch ging er hierbei etwas zu weit, weshalb er, nachdem ihm eine Zeit lang eine bedeutende Mitwirkung bei der Einführung des wechselseitigen Unterrichts in die Schulen des Landes anvertraut gewesen, 1832 gänzlich von der Leitung dieser Angelegenheit enthoben wurde. Mehrere seiner Schriften betreffen diese Unterrichtsmethode. Die Hauptschrift «Om indbyrdes Underviisnings Väsen og Värd» (3 Bde., Kopenh. 1822—27) gab er im Verein mit dem nachmaligen Propst Mynster in Aarhuus heraus. Er war viele Jahre hindurch Director der militärischen Hochschule zu Kopenhagen, wurde aber 1836 dieser Function enthoben. A. starb 6. Jan. 1847 als Generalkriegscommissarius in Odense.

Abramson (Abraham), bekannt als Stempelschneider, geb. 1754 zu Potsdam, erhielt den ersten Unterricht im Technischen seiner Kunst von seinem Vater Jakob Abraham A. (geb. 1722 zu Strelitz von jüd. Aeltern, gest. 17. Juni 1780 zu Berlin), der seit 1752 zu Stettin, Königsberg und Berlin als Stempelschneider bei der Münze thätig war. Nachdem er seit 1788—92 auf einer Kunstreise seinen Geschmack gebildet, ward er 1792 zum königl. preuß. Medailleur und Stempelschneider sowie zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Künste ernannt. Er starb 23. Juli 1811. Durch die Ausführung seiner Medaillen hat er den einfachen, reinen Geschmack in der Stempelschneidekunst, namentlich zu Berlin, sehr gefördert und das Vollkommenere vorbereitet. Den meisten Ruhm erwarb ihm eine Folge von Denkmünzen auf berühmte Gelehrte.

Abrantes, eine sehr alte, ummauerte und durch ein Castell vertheidigte Stadt in der portug. Provinz Estremadura, mit 5000 E. Dieselbe liegt auf einer Anhöhe rechts an dem hier schiffbar werdenden Tejo und am Ausgange eines Passes über die Serra-Estrelha, ist umgeben von einer reizenden, mit Dörfern, Landsitzen und Olivenhainen besäeten Ebene und gilt als das Hauptbollwerk Lissabons im Tejothale. Unter ihren drei Kirchen ist die des heil. Vincentius eine der größten und prächtigsten Portugals. Die bei A. beginnende Flußschiffahrt befördert einen lebhaften Handel mit Lissabon, welches von da Getreide, Oel und Früchte bezieht, unter denen namentlich die Pfirsichen und Wassermelonen Ruf haben. Von dem strategisch wichtigen Orte aus unternahm 1807 der franz. General Junot den glücklichen Anlauf auf Lissabon, wofür er von Napoleon zum Herzog von A. erhoben wurde. — Außerdem leitet ein portug. Grandengeschlecht von der Stadt A. seinen Grafen- und Marquistitel her. In neuerer Zeit wurde aus dieser Familie besonders bekannt: Dom José Marquis von A., geb. 1784, der 1807 in polit. Mission nach Frankreich geschickt, auf Napoleon's Befehl aber viele Jahre zurückgehalten wurde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland zeigte er sich als eifriger Anhänger Dom Miguel's und war längere Zeit einer der Führer der absolutistischen Partei. Der Theilnahme an den polit. Intriguen beschuldigt, welche die Ermordung des Herzogs von Loulé herbeiführten, wurde er 1824 verbannt. Er ging nach Italien, dann nach London, wo er 11. Febr. 1827 starb.

Abrantes (Andoche Junot, Herzog von), franz. General, geb. 23. Oct. 1771 zu Bussy-le-Grand, war beim Ausbruch der Revolution Student der Rechte, trat aber 1792 als Gemeiner in ein Freiwilligenbataillon. Seine Unerschrockenheit während der Belagerung von Toulon (1793), wo er im Geschützfeuer ruhig niederschrieb, was ihm der Artilleriecommandant Bonaparte dictirte, und, als eine einschlagende Bombe beide mit Erde überschüttete, die lakonische Aeußerung that: «Gut, so brauchen wir keinen Streusand», brachte ihm die Gunst und die Bekanntschaft Bonaparte's, zu dessen «Getreuen» er fortan gehörte. 1796 begleitete er Bonaparte als Adjutant nach Italien, sodann nach Aegypten, benahm sich überall tapfer und wurde rasch Brigadegeneral. 1800 ernannte ihn der Erste Consul zum Commandanten von Paris und zum Divisionsgeneral, besorgte auch seine Ausstattung, als er sich mit Fräulein Permon, einer Dame, mit deren Familie auch Bonaparte Umgang gehabt, vermählte. Bei Errichtung des Kaiserreichs wurde Junot Generaloberst der Husaren, Großoffizier der Ehrenlegion, doch zu seinem Verdruß nicht Marschall. 1805 schickte ihn Napoleon, der namentlich mit dem Betragen von Madame Junot unzufrieden war, als Gesandten nach Lissabon. Aber bald verließ er diesen Posten eigenmächtig, erschien bei der franz. Armee in Deutschland und schlug sich tapfer in der Schlacht von Austerlitz. Im Juli 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Paris und Commandanten der 1. Militärdivision. In dieser Stellung compromittirte er sich vielfach und lebte wüst und verschwenderisch, sodaß ihm Napoleon 1807 das Commando über ein bei Salamanca zur Besetzung Portugals gebildetes Armeecorps

übertrug. Junot führte dieses Corps im Nov. unter den größten Beschwerlichkeiten von Spanien nach Portugal, langte am 23. mit einem Theil der Truppen zu A. an und marschirte von hier mit 1500 Grenadieren auf Lissabon, das er am 1. Dec. besetzte. Regierung und Volk unterließen in der Ueberraschung jeden Widerstand. Napoleon bestätigte Junot als Generalgouverneur Portugals und erhob ihn wegen des glänzenden Coup zum Herzog von A. Als aber der Aufstand von Spanien nach Portugal übergriff und eine engl. Armee unter Wellington landete, zeigte er sich ganz unfähig. Ohne Vorbereitung warf er sich den Engländern entgegen und schloß, nachdem er bei Vimeiro geschlagen worden, 30. Aug. 1808 die Convention von Cintra (s. d.) ab. 1810 erhielt er wieder ein Commando in Spanien und drang unter Masséna's Oberbefehl in Portugal ein, wo er während des Feldzugs arg im Gesicht verwundet wurde. Im Feldzuge von 1812 gegen Rußland führte er ein Armeecorps, doch ohne Thatkraft. Er sah sich deshalb nach dem Treffen bei Valutina von Napoleon in einem Bulletin öffentlich getadelt. 1813 mußte er als Generalgouverneur der Illyrischen Provinzen nach Venedig abgehen, und hier verfiel er unter körperlichen und moralischen Leiden in Geisteszerrüttung. Man brachte ihn nach Montbard in Frankreich, wo er sich in einem heftigen Anfalle 22. Juli 1813 aus dem Fenster stürzte und den Schenkel brach. Einige Tage darauf starb er infolge der Amputation. — A. (Napoléon Andoche Junot, Herzog von), der älteste Sohn des vorigen, geb. 1807, erhielt von Ludwig XVIII. den Herzogstitel zurück und widmete sich der diplomatischen Laufbahn, die er aber zerrütteter Privatverhältnisse wegen aufgeben mußte. Er wandte sich sodann der Schriftstellerei zu, verfaßte kleine Theaterstücke und novellistische Arbeiten, darunter «Les Boudoirs de Paris» (6 Bde., Par. 1844—45), und starb 1851. Sein jüngerer Bruder, Adolphe Alfred Michel Junot, geb. 1810, erbte den Herzogstitel und starb als franz. Oberstlieutenant 23. Juli 1859 infolge seiner Verwundung in der Schlacht bei Solferino. Die ältere Schwester der Brüder, Josephine Junot d'A., verehel. Amet, geb. 1802, hat moralische Erzählungen veröffentlicht, während die jüngere, Constance Junot d'A., verehel. Aubert, geb. 1803, als Romanschriftstellerin und Journalistin bekannt geworden ist.

Abrantes (Laure Junot, Herzogin von), Gattin und Mutter der vorigen, insbesondere bekannt als Schriftstellerin, geb. zu Montpellier 6. Nov. 1784, war die Tochter eines durch Lieferungsgeschäfte reich gewordenen Kaufmanns, Namens Permon. Ihre Mutter, die von den Komnenen abstammen wollte, ließ sich mit ihr und ihrer Schwester während der Revolution in Paris nieder. Hier trat die Familie in ziemlich enge Bekanntschaft mit dem damals bei den Terroristen in Ungnade gefallenen und mittellos lebenden Brigadegeneral Bonaparte und dessen Adjutanten Junot. Nachdem letzterer 1800 vom Ersten Consul zum Commandanten von Paris und Divisionsgeneral ernannt worden, vermählte er sich mit der schönen und geistreichen Laure Permon, die in dem neuerwachten Gesellschaftsleben von Paris eine glänzende Rolle spielte. Napoleon ließ es an Gnaden und Gaben für das Paar nicht fehlen, das sich jedoch einer zügellosen Verschwendung hingab, insbesondere als Junot 1806 Gouverneur von Paris geworden war. Madame Junot erregte überdies das höchste Misfallen Napoleon's durch ihre scharfe Zunge, ihre Bekanntschaften und Intriguen. Nachdem Junot 1807 das Generalgouvernement von Portugal und den Herzogstitel erhalten, nöthigte Napoleon die neue Herzogin nach Lissabon, wo sie an der Seite ihres Gemahls «la France femme» repräsentirte und den Aufwand einer Fürstin machte. Die Indiscretionen und die militärischen Miserfolge ihres Gemahls verschlimmerten mehr und mehr ihr eigenes Verhältniß zu Napoleon, der sie «la petite peste» zu nennen pflegte. Nach dem Tode ihres Gemahls ward ihr 1813 die Rückkehr nach Paris untersagt. Dessenungeachtet erschien sie im Sept. in der Hauptstadt und wandte sich, da ihr der Kaiser fernere Geldunterstützung versagte, dem bourbonischen Interesse zu. Nach der Rückkehr der Bourbonen war ihr Haus der Sammelplatz der Fremden, und selbst der Kaiser Alexander besuchte sie. Wiewol sie während der Hundert Tage mit Napoleon in keine Verbindung trat, that doch Ludwig XVIII. wenig für sie, und sie wandte sich 1817 nach Rom, wo sie immer noch durch Anmuth und Geist eine glänzende Rolle spielte und Künstler und Schriftsteller um sich versammelte. Nachdem sie alles verkauft, was sie besaß, überdies beträchtliche Schulden contrahirt, ging sie nach Paris zurück und schrieb hier in der Zurückgezogenheit ihre Denkwürdigkeiten, die sie zu Anfang der Julireregierung als «Mémoires ou souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration» (18 Bde., Par. 1831—34 u. öfter; deutsch von Alvensleben, Lpz. 1832—34) veröffentlichte. Dieses durch leichte Sprache, Geistreichheit, aber auch Geschwätzigkeit

ausgezeichnete Buch enthält eine Menge von histor. Charakteristiken, Anekdoten und Enthüllungen, und hatte zu seiner Zeit viel Erfolg. Sie schrieb sodann noch, um ihre Existenz zu fristen, in wenigen Jahren eine ganze Reihe von Werken belletristischen und geschichtlichen Inhalts, die zwar viel gelesen wurden, aber meist nur ein flüchtiges Interesse boten. Theilweise mehr Werth haben die Schriften, welche als Fortsetzung der Denkwürdigkeiten gelten sollen, wie: «Mémoires sur la Restauration, la Révolution de 1830 et les premières années du règne de Louis-Philippe» (6 Bde., Par. 1836), «Histoire des salons de Paris» (6 Bde., Par. 1837—38), von der Zeit Ludwig's XVI. bis zu der Ludwig Philipp's, und «Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et en Portugal de 1808—11» (2 Bde., Par. 1837). Krank und gänzlich verarmt, suchte die einst so glänzende Dame endlich Zuflucht in einem Pflegehause zu Chaillot bei Paris, wo sie einige Tage später, 7. Juni 1838, starb. Eine Unterstützung, die ihr Ludwig Philipp spendete, kam zu spät.

Abraum heißt in der Forstwirthschaft einestheils eine abgeholzte und ausgerodete Waldfläche, welche, vorläufig zu Acker niedergelegt, wieder mit neuer Holzsaat bedeckt werden soll, anderntheils das beim Holzschlagen sich ergebende Reisholz bis zu 3 Zoll Stärke, welches haufenweise zusammengelegt und verkauft wird. Im Hochwald wird der A. bei Nadelholz auf 5—10, bei Laubholz auf 12—15 Proc. des Einschlags oder der gesammten Massenerzeugung berechnet. Auch von Steinbrüchen, Thon- und Mergelgruben wird der Ausdruck A. gebraucht, solange die über der Bruchschicht, dem Thon- oder Mergellager befindlichen Erd- und Geröllschichten weggeschafft oder abgeräumt werden.

Abravanel (Isaak ben-Jehuda) oder Abarbanel, einer der namhaftesten jüd. Gelehrten, geb. 1437 in Lissabon aus einer alten und vornehmen jüd. Familie, erhielt eine gute Erziehung und widmete sich in der ersten Lebenshälfte mehr den weltlichen Angelegenheiten als theol. Studien. Er bekleidete an dem Hofe Alfons' V. einen Posten und stand bei diesem Könige in Ansehen. Aber kaum war Alfons V. todt, so fiel A. in Ungnade; er mußte, um sein Leben zu retten, 1482 nach Castilien fliehen. Dort beschäftigte er sich mit biblischen Studien, trat aber schon 1484 wieder in Ferdinand's Dienste, bis die allgemeine Austreibung der Juden aus Spanien ihn 1492 auszuwandern nöthigte. Er begab sich nach Neapel, nach der Eroberung dieser Stadt durch den König von Frankreich 1495 mit Alfons II. nach Messina, bald darauf nach Korfu und 1496 nach Monopoli in Apulien. Hier verweilte er bis 1503, wo er in Aufträgen der portug. Regierung nach Venedig reiste. In Venedig starb er 1508 und wurde in Padua begraben. A. war ein gewandter Geschäftsmann, gelehrt und beredt; sein Stil ist fließend und elegant. Seine Liebe zu den Juden war ebenso feurig wie sein Haß gegen das christl. Rom. Seine in mancher Beziehung sehr schätzbaren Schriften bestehen in theol. Exegesen des Pentateuch, der Propheten und des Daniel, in Commentarien zu der Mischna-Abot, zur Pesach-Haggada und zu Maimonides, und in mehrern Schriften philos. oder theol. Inhalts. Der berühmteste unter seinen drei Söhnen war Jehuda (Leone), der 1502 «Dialoghi di amore» (Rom 1535 u. öfter) herausgab, ein einst vielgelesenes, in verschiedene Sprachen übersetztes philos. Werk in platonischem Geiste. Im 16. und 17. Jahrh. waren A.'s Nachkommen in Italien, Holland und der Türkei sehr angesehen.

Abraxassteine oder Abraxasgemmen ist der Name einer Art geschnittener Steine von sehr verschiedener Form, auf welchen sich neben abenteuerlichen Bildern, meist Zusammensetzungen aus menschlichem Rumpf und Armen, Hahnenkopf und Schlangenleib, oder auch andern Symbolen von vieldeutigem Sinne, das griech. Wort Abraxas oder Abrasax findet. Diese Gemmen stammen angeblich aus Syrien, Aegypten und Spanien, und sind in allen Sammlungen in großer Menge vorhanden. Indessen hat man ihnen wol zu viel Werth und Bedeutung beigelegt. Gewiß ist es, daß die gnostische Sekte der Basilidianer den Namen Abraxas zuerst und allein gebraucht habe, und es bezeichnet wahrscheinlich dieses Wort nach der Zahlbedeutung der griech. Buchstaben die Zahl 365, sodaß man zur Erklärung weder die altpers. noch die ägypt. Sprache zu Hülfe zu nehmen braucht, wie man oft gethan hat. Auch nicht der höchste Gott, sondern die Gesammtheit der Weltgeister führte diesen Namen bei den Basilidianern. Später ging die Lehre und Sitte dieser Partei durch die Priscillianisten nach Spanien über, von wo aus man namentlich viele solche Steine erhalten hat. Die gnostischen Symbole wurden nachher von allen magischen und alchemistischen Sekten angenommen, und so sind auch ohne Zweifel diese Steine zum allergrößten Theile in den Zeiten des Mittelalters als Talismane gefertigt worden. Schon die bunte, wunderliche Zusammensetzung ihrer Bilder kann als Beweis gelten, daß die Urheber selbst sehr oft nichts Bestimmtes dabei gedacht, vielmehr nur aus bekannten Symbolen aller

Art, oder auch aus eigener Phantasie Bilder und Aufschrift zusammengesetzt haben. Auf ähnliche Weise hat auch Kopp in der «Palaeographia critica» (Bd. 3) über diese Gemmen geurtheilt. Vgl. Bellermann, «Ueber die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde» (3 Stücke, Berl. 1817—19), vervollständigt durch Matter in der «Histoire critique du gnosticisme» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1843—44).

Abrogiren, eine Bezeichnung, die sich, ebenso wie derogiren, obrogiren, subrogiren, an die Gesetzgebung der Römer anschließt. Wenn nämlich dem Volke Gesetzentwürfe vorgelegt werden sollten, so wurden dieselben von den Magistraten oder im Senate ausgearbeitet und in der dort gewählten Redaction dem Volke zur Entschließung vorgelegt, nachdem durch Besprechung in den Conciones und durch Anschlag an drei Markttagen vorbereitende Kenntniß gegeben war auf Betrieb des legis lator, des Antragstellers. In der Volksversammlung kam es niemals zu einer Specialdiscussion, sondern der Magistratus richtete an das Volk die Frage, ob es den Gesetzentwurf annehme oder verwerfe. Von dieser, im röm. Rechtsverkehr häufig angewandten Form der Frage und Antwort erhielt der ganze Act seinen Namen «rogare legem», und wenn man auf die Stellung des neuen Gesetzes zu ältern hinweisen wollte, so führte das zu jenen obengenannten Ausdrücken. So heißt denn abrogare ein früheres Gesetz ausdrücklich aufheben; derogare, es theilweise aufheben; obrogare, es mittelbar aufheben, und subrogare, Zusätze zu ihm machen. Von diesen Ausdrücken haben aber heute nur abrogiren, d. i. ein Gesetz aufheben, und derogiren, ein Gesetz theilweise aufheben, noch Anwendung.

Abrudbánya, auch Groß-Schlatten und Altenburg genannt, eine Bergstadt im Comitat Unterweißenburg des Großfürstenthums Siebenbürgen, in dem engen Thale eines Nebenflusses des Aranyos gelegen, hat 3759 E., welche meist vom Bergbau leben, und ist Sitz eines Bergverwaltungs- und Goldeinlösungsamtes sowie seit 1853 auch eines Bezirkshospitals. A. ist der Mittelpunkt des siebenbürg. Golddistricts im sogenannten Erzgebirge, das sich im W. des Landes zwischen den Flüssen Maros und Aranyos ausbreitet. Die Fundorte liegen hauptsächlich an der südl. Seite des Aranyosthales zwischen Topanfalva, Offenbanya, Ponor, Zalathna, Bucsum u. a. in einem porphyrartigen Gestein, welches an Sandstein- und Trachytgebilde grenzt. Das Gold ist hier dem Gestein fast überall imprägnirt, sodaß man nicht blos einzelne Gänge, sondern die ganze Steinmasse abbaute, wodurch ungeheuere Vertiefungen und Aushöhlungen entstanden sind, die zum Theil schon aus den Zeiten der Römer herstammen. Zuweilen tritt das edle Metall auch als Feingold, in Form von Blechen, Aesten, Haaren u. s. w. krystallisirt, auf, wie besonders in den Gruben von Verespatak. An der Stelle des heutigen A. stand die röm. Colonie Auraria major oder Auraria Daciae, welche der Sitz des Collegium aurariorum (Bergcollegium) war. In neuester Zeit ist die Stadt A. besonders durch die traurigen Schicksale bekannt geworden, welche sie während der Insurrectionskriege von 1848 und 1849 zu erdulden hatte. Der Ort wurde 10. und 19. Mai 1849 von wüthenden walach. Horden unter Führung des Janku geplündert und niedergebrannt, die ungar. Bevölkerung unter den entsetzlichsten Greueln hingemordet. Nach dem eigenen Berichte des Janku sollen dabei 2000 Menschen das Leben verloren haben. Bei dem in der Nachbarschaft liegenden Dorfe Abrudfalva, das mit Zubehör 4150 E. zählt, befindet sich der sehenswerthe Basaltberg Detunata.

Abrus, eine von Linné aufgestellte, zu den schmetterlingsblütigen Pflanzen gehörende Gattung tropischer Schlinggewächse, deren eine, in Aegypten und Ostindien wachsende Art, Abrus precatorius, kugelige, steinharte, glänzend korallenrothe und an einer Stelle (da, wo sie in der Fruchthülse festgesessen haben) mit einem schwarzen Fleck gezeichnete Samen trägt, welche unter dem Namen Paternostererbsen bekannt sind und wie Korallen zu allerhand Schmucksachen, auch Rosenkränzen benutzt werden. Die Stengel und Wurzeln schmecken süßlich, weshalb die Pflanze auch den Namen Indisches Süßholz erhalten hat.

Abruzzen, benannt von Abruzzo (Aprutium), dem mittelalterlichen Namen der Stadt Teramo (Interamna), heißt der nördlichste Theil des ehemaligen Königreichs Neapel, welcher im NW. und W. an die frühern Marken des Kirchenstaats, im NO. an das Adriatische Meer, im SO. an Apulien und im S. an Terra-di-Lavoro grenzt, auf 236¼ Q.-M. 920000 E. zählt und jetzt, wie früher, in drei Provinzen zerfällt: 1) Abruzzo citeriore im SO. (58¾ Q.-M., 340000 E.), mit der Hauptstadt Chieti, dem alten Teate; 2) Abruzzo ulteriore I im NW. (58½ Q.-M., 241000 E.), mit der Hauptstadt Teramo; 3) Abruzzo ulteriore II im W. (119 Q.-M., 340000 E.), mit der Hauptstadt Aquila. Das Hochland der A. bildet den wildesten

und höchsten Theil des apenninischen Gebirgssystems. Der langgestreckte, hohe Gebirgskessel wird bewässert von dem Aterno und Gizio, die, zur Pescara vereint, gegen O. zum Adriatischen Meere durchbrechen. Die gespaltene Apenninkette umfaßt diesen Kessel in pittoresken Formen, trägt östlich den höchsten Gipfel der ital. Halbinsel, den Gran Sasso d'Italia (9200 F. hoch), und auf der westl. Kette den Monte-Velino (7684 F. hoch) im S. des Sees von Celano (Lago-Fucino), während Aquila auf der Scheitelfläche 2252 F. über dem Meere liegt. Das Gebirgsland fällt steil zu allen Seiten ab, am steilsten aber zum Adriatischen Meere, zerrissen durch tiefe Schluchten reißender Gebirgswasser, während sich westlich der Subapennin in terrassenförmiger Absteigung anlegt. Das Klima der A. ist rauh; Schnee bedeckt die Gipfel der Berge vom Oct. bis April; dichte Wälder von Eichen, Buchen und Ulmen krönen die Höhen und bergen Wölfe, Bären und Wildschweine. Nur die Thäler sind fruchtbar, und Mandel-, Nuß- und andere Obstbäume gedeihen überall, Oelbäume in den tiefern Gegenden. Die schönsten Viehheerden weiden auf den Höhen und in den Thälern. Ueberhaupt ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Abruzzesen. Aber auch der Anbau von Korn, Reis, Gemüsen und allerlei Küchengewächsen, von Safran und Wein ist weiter verbreitet, als die Wildheit des Gebirgslandes erwarten läßt. Die Färberröthe wächst wild auf den Alpenhöhen, wird an sandigen und gutbearbeiteten Stellen angebaut, und seit Jahrhunderten beschäftigt diese Wurzel und das Färben mit derselben zahlreiche Hände. Auch bereitet man, besonders in Abruzzo ulteriore II, Pökelfleisch, Würste und vortreffliche Schinken. Die Industrie wie die Maulbeer- und Seidenzucht machen, namentlich in vielen Theilen von Abruzzo citeriore, gute Fortschritte. Man fabricirt Woll- und Leinenwaaren, Papier, Hüte, Weinspiritus, Seife, Wachslichte, Seilerarbeiten; in Chieti Handschuhe, Strümpfe, Glaswaaren u. s. w.

Militärisch bedeutend werden die A. dadurch, daß in ihnen nur eine, jedoch für eine Armee äußerst beschwerliche Heerstraße in das Neapolitanische und gar keine ähnliche über das Gebirge vom Ufer des Mittelländischen Meeres nach dem des Adriatischen führt. Erst in der neuesten Zeit ist eine Kunststraße von Gaëta gegen Norden nach der centralen Hochebene eröffnet und so eine für die Interessen des Verkehrs wie der Strategie gleichwichtige directe Verbindung des Hochlandes mit dem Tyrrhenischen Meere hergestellt worden. Neapel kann daher, gut vertheidigt, nur auf zwei Straßen, nämlich auf der, die längs des Mittelländischen Meeres und der Pontinischen Sümpfe von Rom über Terracina und Capua nach Neapel, oder auf der, die längs des Adriatischen Meeres von Ancona über Atri, Pescara u. s. w. ins Innere führt, mit Erfolg angegriffen werden. Der Besitz der A. ist daher zum Angriff Neapels unumgänglich nothwendig, ihn zu erzwingen jedoch ebenso schwierig als ihn zu behaupten, da die dichten Wälder mit tiefen Schluchten sich trefflich zu einem Kriege nach Art der Guerrillas oder der Tiroler im Rücken des Feindes eignen. Das Volk, obgleich physisch ein tüchtiger Menschenschlag, der sich trefflich zum Militärdienste eignet, entbehrt jedoch der kriegerischen Eigenschaften. In frühern Zeiten waren die Abruzzesen als Banditen und Räuber berüchtigt. Sie sind ein Hirtenvolk von patriarchalischer Einfachheit und Roheit, den heimatlichen Gebirgen treu anhänglich, abergläubisch, musikalisch und gastfrei. In ihren charakteristischen Jacken von Schaffell, mit der Zamponga, einer Art Dudelsack, versehen, treiben sie im Sommer die Schafheerden der Hochebene hinauf auf die kräftigen Gebirgswiesen, in der schlechten Jahreszeit wieder niederwärts. Die alten Samniten, Marsen und Sabiner, welche den Römern so furchtbar wurden, erkennt man freilich in ihnen nicht wieder. Sie haben weder die Deutschen noch die Franzosen oder Spanier gehindert, in Neapel einzudringen. Nur 1798 erhoben sie sich gegen die siegreich vorrückenden Franzosen; sie tödteten damals den General Hilarion-Point, nahmen den General Rusca gefangen und schadeten den Eroberern, besonders der Colonne des Generals Duhesme, bedeutend. Da indessen das neapol. Heer schon im Kirchenstaate geschlagen war, so halfen diese augenblicklichen Aufwallungen in den A. nur wenig, und spätere kleine Aufstände trugen den Charakter gemeiner Räuberstreiche. Als 1815 Murat gegen Oesterreich zog und nach der Schlacht von Tolentino einen Volkskrieg zu erregen gedachte, mislang nicht nur dies, sondern sogar die aus den A. gebürtigen Soldaten zerstreuten sich, als sie beim Rückzuge ihrer Heimat sich nahten, und Oesterreichs schnelles Vorrücken bewirkte bald die gänzliche Auflösung der neapol. Armee. Beim Aufstande von 1821 hoffte die revolutionäre Partei zu Neapel, daß die A. die größten Vortheile beim Vertheidigungskriege darbieten würden, und die Verbrüderungen der Carbonari, die Volksversammlungen waren voll vom Lobe des dortigen vortheilhaften Terrains und des Geistes, der die Einwohner als würdige Nachkommen ihrer tapfern Vorfahren beseele; der Erfolg indeß täuschte die Erwartung gänzlich. Ebenso

haben die Bewohner der A. zwar in den Bewegungen von 1848 und 1849 sich vielfach geregt, der Reaction aber keinen nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt. Seit der Einverleibung Neapels in das Königreich Italien sind die A. wiederholt der Schauplatz der von der bourbonischen Reaction unterhaltenen Räuber- und Mordbrennerbanden gewesen.

Absaigern, Saigern, heißt ein hüttenmännischer Proceß, welcher auf der verschiedenen Schmelzbarkeit der Bestandtheile einer Verbindung beruht, von denen der leichtflüssigere bei allmählicher Erhitzung ausschmilzt, während der strengflüssigere noch fest bleibt. So trennt man z. B. auf dem Harze Werkblei von Kupfer, indem man die Verbindung bis zum Schmelzpunkt des Bleies erhitzt, worauf fast nur das silberhaltige Blei ausfließt (aussaigert) und eine strengflüssige Legirung von etwa 1 Theil Blei und 3 Theilen Kupfer zurückbleibt.

Absalon (hebr. Abschalom), David's dritter Sohn, von ausgezeichneter körperlicher Schönheit, ließ seinen zum Thronfolger ernannten Bruder Amnon, der seine Schwester Thamar entehrt hatte, meuchlings umbringen, und floh vor der Rache David's zu seinem mütterlichen Großvater, dem Könige Talmai von Geschur in Syrien, wo er sich drei Jahre lang aufhielt, bis ihm Joab die Erlaubniß zur Rückkehr auswirkte, welcher jedoch erst später die völlige Aussöhnung mit dem Könige folgte. Nun wußte er sich durch ungemeine Popularität die Liebe des Volks in hohem Grade zu gewinnen, und erregte bald von Hebron aus einen förmlichen Aufstand gegen seinen Vater, der mit wenigen Getreuen Jerusalem verlassen mußte und sich nach Mahanaim zurückzog. A. nahm von der Hauptstadt sogleich Besitz, entweihte den zurückgelassenen Harem seines Vaters und rückte mit einem starken Heere gegen den König an. Im Walde Ephraim am Jordan kam es zum Treffen. A. ward völlig geschlagen und büßte auf der Flucht sein Leben ein, indem er, unter einer Terebinthe wegreitend, mit den Haaren in den Zweigen hängen blieb und von Joab, David's Feldherrn, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs durchstochen wurde. David beklagte den Verlust des Sohnes tief.

Absatz. Wer Güter erzeugt oder einführt, will sie an andere Personen gegen andere Güter, Dienstleistungen oder Geld umtauschen, verkaufen. Man nennt dies Fortgeben der Erzeugnisse A. Dauernden A. haben in der Regel nur diejenigen Güter, welche einen Gebrauchswerth haben, während diejenigen, bei welchen dies nicht der Fall, oder welche nur infolge von Liebhabereien und Moden Beachtung haben, vom Markt wieder verschwinden. Je größer der Gebrauchswerth eines Gutes ist, je nothwendiger es dem Menschen erscheint und je dringendere Bedürfnisse es befriedigt, desto größer ist, wenn es in hinreichender Menge leicht producirt werden kann, sein A. In der Regel steigt der A. mit dem Herabgehen des Preises, während er mit der Preiserhöhung abnimmt. Indeß vermindert sich infolge der Preissteigerung bei unentbehrlichen Dingen der A. nicht so bedeutend als bei entbehrlichen, welche dem Luxus dienen. Auch bei unentbehrlichern Gütern kann zeitweise der A. stocken, wenn nämlich die Consumenten versorgt sind und mehr als erforderlich producirt ist. Indeß pflegt sich in einiger Zeit das rechte Verhältniß wiederherzustellen. Außerdem leidet der A. im allgemeinen sowol als in Hinsicht auf einzelne Arten von Gütern durch Nothjahre, nationale Unglücksfälle, Kriege u. s. w., sowie durch Anwendung falscher volkswirthschaftlicher Grundsätze, durch Sperren, hohe Zölle, Zollchicanen, während er sich durch Aufhebung von Zollschranken, verbesserte Verkehrseinrichtungen, Förderung des Handels und alle diejenigen Maßregeln hebt, welche den Volkswohlstand verbessern.

Absceß (Eiterbeule, Eitergeschwulst, Eiterhöhle, apostema) nennt man eine Ansammlung von Eiter (s. d.) in einem widernatürlich entstandenen, begrenzten, höhlenartigen Raume innerhalb eines Gewebes oder Organs (eines weichen wie harten) des menschlichen oder thierischen Körpers. Die Bildung des A. kommt so zu Stande: Die feinsten Blutgefäßchen (Haargefäße) überfüllen sich mit Blut, d. h. die Stelle, an welcher später der A. auftritt, entzündet sich, und zwar heftiger (heißer A.) oder in geringem, kaum merklichem Grade (kalter A.). Aus diesem sehr langsam fließenden oder ganz stockenden Blute schwitzt nun durch die Gefäße hindurch und in das Gewebe des Organs hinein eine Flüssigkeit aus, welche, sehr eiweißreich und leichtgerinnend, sich sofort zu Eiter umwandelt, oder erst, nachdem sie fest geworden, wieder erweicht und dadurch zu Eiter zerfließt. Der so gebildete Eiter, welcher anfangs noch zwischen den kleinsten Partikelchen des Gewebes vertheilt liegt, löst allmählich diese auf und fließt endlich in einen Raum zusammen, der demnach die Größe der entzündeten Stelle haben, durch zerstörende Auflösung des Gewebes mit Hülfe des Eiters entstanden sein und nach Entfernung seines eiterigen Inhalts eine Höhle darstellen muß. Sehr oft bahnt sich der Eiter infolge seiner die Gewebe leicht auflösenden Flüssigkeit einen Weg aus dem A. nach der Oberfläche oder

nach einer Höhle des Körpers hin, worauf sich dann die Abscesshöhle schließt. Nicht selten tritt so der Eiter an einer andern Stelle des Körpers (Congestionsabsceß) zu Tage, als wo er gebildet wurde. Auch kommt es vor, daß, wenn sich der A. nicht von selbst oder durch künstliche Eröffnung (mit Hülfe des Messers, Haarseils, Glüheisens, Aetzmittels) entleert, der eiterige Inhalt desselben allmählich vertrocknet (verkreidet). Bei oberflächlich liegenden A. (in oder dicht unter der Haut) besteht die Behandlung zu Anfang, wo wegen der Blutfülle in den Gefäßen und wegen der Festigkeit des geronnenen, aus dem Blute Ausgeschwitzten noch eine harte, bisweilen geröthete Geschwulst vorhanden ist, in Anwendung von feuchter Wärme (besonders von warmen Breiumschlägen), später aber, wenn sich der Eiter gehörig gebildet hat, in Entfernung desselben. Wird die Entfernung des Eiters zu lange verzögert, so kann derselbe nicht nur zu großen Zerstörungen des Organs, sondern auch zur äußerst gefährlichen sogenannten Eitervergiftung des Bluts (Pyämie) Veranlassung geben. Die Abscesbildung wird von der Natur gewöhnlich auch dann eingeleitet, wenn sie fremde, in den Körper eingedrungene Stoffe wieder aus demselben entfernen will.

Abschatz (Hans Aßmann, Freiherr von), einer der bessern Dichter des 17. Jahrh., geb. 4. Febr. 1646 zu Würbitz in Schlesien, wurde zu Liegnitz, Strasburg und Leyden gebildet, worauf er drei Jahre lang England, die Niederlande, Frankreich und Italien bereiste. Nach seiner Rückkehr bewirthschaftete er die väterlichen Güter, und leistete nach des letzten Piasten, des Herzogs Georg Wilhelm von Liegnitz, Tode (1675) als Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz, als Abgeordneter bei den Fürstentagen zu Breslau und als schles. Gesandter am kaiserl. Hofe zu Wien seinem Vaterlande wichtige Dienste. Später zog er sich auf seine Güter zurück, und starb 22. April 1699 mit Hinterlassung von drei Söhnen. Das Verdammungsurtheil, das man über die Lohenstein'sche Schule aussprach, traf auch ihn, und höchstens ward seiner als des Uebersetzers des «Pastor fido» von Guarini gedacht. Allerdings sind seine Gedichte von Ueberladung und pomphaftem Schwulste nicht frei; viele derselben aber zeichnen sich durch Innigkeit des Gefühls oder durch männliche Kraft und hausväterlichen deutschen Ernst aus. Sein poetischer Nachlaß wurde 1704 wahrscheinlich durch Gryphius (Bresl. u. Lpz.) herausgegeben; auch hat W. Müller in der «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (6. Bdchn., Lpz. 1824) sein Andenken erneuert.

Abschätzung. Häufig wird es nothwendig, den Kapitalwerth und die Ertragsfähigkeit von Sachen und Rechten, das Einkommen von Personen aus Grundbesitz und industrieller sowie anderer Thätigkeit, die aus Benutzung erfolgende Abnutzung an Gebäuden und Mobilien, den Umfang erfolgter Beschädigungen und entgangener Gewinne u. s. w. festzustellen. In diesen Fällen findet, sei es auf Anrufen von Privaten, sei es auf Veranlassung des Staats und der Gemeinden und Corporationen, die A. statt. Dieselbe kann nur durch Sachverständige bewirkt werden, welche vom Staate als solche anerkannt und zur wahrheitsgetreuen Würdigung im Bereiche ihres Amtskreises verpflichtet sind, es sei denn, daß im Fall einer privatrechtlichen Streitigkeit contractlich vorher oder nachträglich durch gütliche Uebereinkunft andere Personen damit beauftragt werden. Die A. hat in allen Fällen, vorzüglich aber da, wo die Sachen nicht klar und übersichtlich vorliegen, oder der Werth sich häufig verändert, oder Modeanschauungen und Liebhabereien mitwirken, ihre großen Schwierigkeiten; namentlich treten auch diese Schwierigkeiten bei der Ermittelung des Einkommens von Personen, das in der Regel wechselnd ist, hervor. Die Abschätzenden, Taxatoren, haben daher zwar in der Regel, gleich den Geschworenen in Criminalprocessen, nach ihrer Ueberzeugung zu entscheiden, werden dabei indeß doch häufig an bestimmte Abschätzungsgrundsätze und Regeln gebunden, welche freilich, wenn sie auf Richtigkeit Anspruch machen wollen, öfters durchgesehen und verbessert werden müssen. Daß in der Regel eher zu niedrig als zu hoch abgeschätzt werden soll, läßt sich besonders da nicht rechtfertigen, wo widerstreitende Privatinteressen in Frage kommen, da der Vortheil des einen der Nachtheil des andern ist. Eher kann dieser Grundsatz bei Festsetzung der Steuern befolgt werden. In welchem Falle von der Entscheidung der ersten Schätzer an andere appellirt werden kann, bestimmt das Gesetz, desgleichen auch die Art und Weise, wie die Unrichtigkeit der A. von den Interessenten nachgewiesen werden darf. Daß diese in der Regel verpflichtet sind, den Schätzern alle erforderliche Auskunft zu ertheilen, versteht sich von selbst; überdies liegt es in ihrem Interesse, denselben die richtige Grundlage für ihre maßgebenden A. zu gewähren.

Abschichtung, Absonderung. Nach deutschem Rechte des Mittelalters blieb im Todesfalle des einen Ehegatten der andere überlebende mit den Kindern dieser Ehe in ungetheilten Vermögensverhältnissen, und übte an dem Vermögen diejenigen Rechte aus, welche während

der Ehe dem Manne zugestanden hatten; die überlebende Frau that dies unter controlirender Mitwirkung einer Geschlechtsvormundschaft. Das den Kindern erbrechtlich sonst zufallende Vermögen blieb dann auch nach wie vor ungetrennter Bestandtheil des Ehevermögens und haftete für alle vom überlebenden Gatten contrahirten Schulden. Aber anderes, den Kindern aus sonstigen Rechtsgründen gehöriges Vermögen blieb außerhalb. Wo das röm. Recht mit seinem Dotalsystem nicht durchgedrungen, hat sich dieses altdeutsche Institut erhalten, von dem man mit Recht sagt, daß es auf Gemüthlichkeit beruhe. Dieses Sitzen in ungetrennten Gütern ist nun aber nur ein Recht des überlebenden Gatten; derselbe kann daher zu jeder Zeit die Theilung vornehmen, indem er eines oder alle Kinder abschichtet, und andererseits haben die Kinder oder deren Vormünder das Recht, A. zu fordern, sobald der überlebende Gatte verschwenderisch wirthschaftet, oder zur Verwaltung des Vermögens gänzlich unfähig ist, oder endlich zur Wiederverheirathung schreitet. In einzelnen Particularrechten (z. B. Bremens und Lübecks) ist auch dem volljährigen Kinde gestattet, seine (also nicht auch die der andern) A. zu verlangen. Dagegen gibt Einrichtung eines selbständigen Hausstandes oder Verheirathung keine Befugniß, auf Absonderung zu bestehen. Die A. ist indeß nicht stets mit wirklicher Auszahlung oder Vertheilung verbunden, sondern häufig (Hamburg, Lübeck) besteht sie in bloßer Berechnung, infolge deren der überlebende Gatte sich als schuldig der Abschichtungssumme bekennt (Ausspruch). Den Gegenstand der Berechnung bildet das zur Zeit der A. vorhandene Vermögen, und dasselbe wird, wenn die Ehegatten in Gütergemeinschaft lebten, dergestalt getheilt, daß der überlebende Gatte die eine Hälfte erhält, während die andere unter die Kinder, mit Anrechnung von bereits erfolgten Auszahlungen, Vorschüssen, Aussteuern u. s. w., zur Vertheilung kommt. In andern Fällen tritt der Maßstab des Erbrechts ein, welcher dem vorhanden gewesenen Gütersystem entspricht. Für den Bestand der väterlichen Gewalt ist diese A. ohne Wirkung, aber wenn der Ueberlebende in neuer, mit Gütergemeinschaft geschlossenen Ehe Kinder zeugt, so haben die abgeschichteten Kinder diesen gegenüber gar keinen erbrechtlichen Anspruch am Vermögen des überlebenden Gatten, während sonst die A. ihr Erbrecht nicht schmälert.

Abschied bezeichnet im öffentlichen Leben die Form, in welcher die Trennung erfolgt ist. So sprechen wir vom Abschied bei Beamten, insbesondere bei Militärs, wo es den ehrenvollen Austritt bezeichnet. Die Sprache ist nun aber noch weiter gegangen. Man fertigte bei Verhandlung wichtiger Angelegenheiten eigene Schriften aus über die getroffenen Vereinbarungen, und da mit Erledigung der Geschäfte die Trennung der Verhandelnden eintrat, so nannte man die Urkunde selbst, welche jene Geschäfte als erledigte zusammenstellte, A., Receß. In diesem Sinne spricht man von Reichstagsabschieden (gewöhnlich kürzer Reichsabschied), Kreistagsabschieden, Reichsdeputations- oder Visitationsabschieden u. s. w. Am wichtigsten unter diesen Reichsgesetzen ist der sogenannte Jüngste Reichsabschied von 1654, so genannt, weil ihm keiner folgte, da sich der Reichstag inzwischen permanent erklärte. Im neuern Verfassungsleben ist der A. der Kammern zu einer bloßen Formalität herabgesunken. Die Regierung schließt die Verhandlungen im Namen des Souveräns unter einem Rückblick auf die Wirksamkeit, der sich von Einzelheiten fern hält, also einen mehr allgemeinen polit. Werth für die jeweilige Lage des Landes hat. Erhalten hat sich aber der Sprachgebrauch darin, daß die Verfassungen fordern, jedes Gesetz müsse zu seiner Gültigkeit mit dem Landtage verabschiedet sein. Hier ist das Wort an die Stelle von «vereinbaren» getreten und ohne Rücksicht auf seine Entwickelung nicht zu verstehen.

Abschnitt oder Segment einer Figur heißt in der Geometrie derjenige Theil ihrer Fläche, der von einer geraden, durch zwei Punkte des Umfangs gezogenen Linie abgeschnitten wird. Ist der Umfang krummlinig, so wird der A. durch einen Bogen der krummen Linie und durch die gerade Linie begrenzt. So bildet jede Sehne eines Kreises mit ihrem Bogen einen A. (Kreisabschnitt). A. eines Körpers ist dagegen ein Theil desselben, der von einer durch den Körper gelegten Ebene abgeschnitten wird.— Der A. in einem Festungswerke ist eine Vertheidigungslinie hinter der ersten, um sich, wenn diese erstürmt ist, noch länger halten zu können; sie besteht gewöhnlich aus einer Brustwehr und palissadirtem Graben, womöglich zu concentrischer Feuerwirkung, also am besten im eingehenden Winkel geführt. Doch können A. auch andere Formen haben. Sie werden entweder gleich anfangs permanent erbaut, oder erst während der Belagerung aufgeführt; wird aber der Belagerer durch sie nicht gezwungen, Geschütz gegen sie zu stellen, so ist Zeit und Arbeit verloren. Bei Feldbefestigungen werden sie selten angewendet. Dagegen hat man, und meistentheils mit Erfolg, die Straßen einer belagerten oder

aufständischen Stadt durch A. vertheidigt, wie Saragossa, Paris, Brüssel, Berlin, Mailand, Wien 1848, Dresden 1849. (S. Barrikade.)

Abschoß oder Erbschaftsgeld (census hereditarius, gabella hereditaria, quindena) ist eine Abgabe, welche von einer an Ausländer fallenden Erbschaft erhoben wird. Ursprünglich entstand sie dadurch, daß der Schutzherr des hörigen Erblassers in keinem Rechtsverhältniß zu dem auswärtigen Erben stand und deshalb ihm gar kein förmliches Erbrecht zugestand, sondern nur Billigkeitsgründe walten ließ, deren Anwendung durch eine Abgabe erkauft werden mußte. Mitunter betrug diese nur den 20. Theil der Erbschaft, an andern Orten dagegen forderte sie den 15. und 10. Theil und ging sogar bis zum dritten hinauf. Später zog sie der Staat, wenn er sie nicht etwa neu einführte, als hoheitliches Recht überall an sich, und sie wurde dann wol dadurch gerechtfertigt, daß durch die Fortziehung des Kapitals ein steuerbares Object verloren gehe. In neuerer Zeit ist das Erbschaftsgeld fast überall durch internationale Verträge aufgehoben worden, sodaß die fremden Erben nur noch diejenigen Erbschaftssteuern, welche auch den einheimischen Erben obliegen, entrichten müssen. (Vgl. auch das verwandte Abzugsgeld.)

Abschreckungstheorie. Die Frage nach dem Zweck der Strafe ist seit langer Zeit und insbesondere seit dem Aufblühen der humanistischen Studien bei den Rechtslehrern wie bei den Philosophen Gegenstand der Untersuchung, und unter den Ansichten darüber hat früher den größten Anhang gehabt die sogenannte A. Schon im vorigen Jahrhundert stellte man die Meinung auf, daß die Zufügung der Strafe den eigentlichen Zweck habe, den Verbrecher und andere thunlichst von weitern Rechtsverletzungen abzuschrecken. Daher bildete sich die Lehre von der poena exemplaris. Aber man konnte sich der Einsicht nicht lange verschließen, daß diese Argumentation zu stets härtern Strafen führe, sobald sich die Unzulänglichkeit der zugefügten Strafe durch Begehung neuer Verbrechen, sei es von demselben Individuum oder andern, herausgestellt hat. Die Neuern betrachten daher jene A. mit ihrer Argumentation als eine histor. Reminiscenz. Größere Bedeutung erlangte indeß die A. wieder dadurch, daß Anselm Feuerbach (s. d.) zuerst in umfassender Weise sie auf die Strafdrohung anwandte und jene rohe Argumentation von der Strafzufügung aufgab. Diese psychol. A. oder Theorie des psychol. Zwanges geht von dem Gedanken aus, daß jedem Verbrechen ein Kampf im Innern des Verbrechers zwischen dem sinnlichen Reiz zur Begehung der Rechtsverletzung und der Neigung zum Guten vorangehe, und die Aufgabe der Strafgesetzgebung sei es nun, in diesem Kampfe so aufzutreten, daß durch die Strafdrohung und das Bewußtsein des auf Begehung des Verbrechens unausbleiblich folgenden Uebels dem sinnlichen Reize ein Gegengewicht gegeben werde, welches den Verbrecher von Begehung des Verbrechens abhalte. Die Richtigkeit solcher Voraussetzungen erscheint aber sehr mislich. Es ist keineswegs möglich, vor jedem Verbrechen eine solche Entwickelung nachzuweisen, und ebenso wenig vermag man zu bestimmen, auf welche Seite die unterstützende Wucht des Strafgesetzes fiele, dessen Normen zudem dem Verbrecher auch wirklich bekannt gewesen sein müßten, damit er in strafbarer Weise seinen Widerstand gegen dieselben an den Tag legen konnte. Doch aber ist, von Ausnahmsfällen abgesehen, die Kenntniß der Strafbestimmungen nicht Erforderniß der Straffälligkeit. Ein anderer Uebelstand ist der, daß diese Theorie zu Strafbestimmungen und, dem entsprechend, zu Strafzumessungen hindrängt, welche, die Größe des Reizes zur Begehung der Rechtsverletzung als den Schwerpunkt ansehend, leicht dahin führen, das Strafrecht jeder objectiven Grundlage zu entkleiden.

Abschrift, Copie, ist eine Urkunde, die den Inhalt einer andern wiedergibt. Es kann das zu ganz verschiedenen Zwecken geschehen, aber es ist klar, daß die Copie nicht denselben Werth beanspruchen darf wie das Original. Denn ob das Original echt war, dessen Inhalt die Copie uns mittheilt, können wir aus letzterer nicht ohne weiteres ersehen. Da nun aber die Beweistüchtigkeit jeder Urkunde davon abhängt, daß dieselbe echt, d. h. wirklich in dieser Weise von dem angeblichen Aussteller herrührt, so wird die A. zur Beweisführung von zweifelhaftem Nutzen sein. Einmal fragt es sich, von wem ist sie gefertigt? Können wir, ihr folgend, annehmen, daß ihr Inhalt wirklich mit dem des Originals gleichlautend ist? Diesem Zweifel, dem am einfachsten durch Vorlegung des Originals ein Ende gemacht würde, was aber ja regelmäßig die A. ganz überflüssig machen müßte, hilft man dadurch ab, daß man von einer öffentlich dafür autorisirten Person bescheinigen läßt, sie habe bei sorgfältiger Vergleichung den Inhalt beider Schriftstücke gleichlautend befunden. Diese Bescheinigung bildet augenscheinlich wieder den Inhalt einer eigenen öffentlichen Urkunde. Um aber den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, welche eine Bezeichnung jener Copie als richtig mit sich

brächte, ist es üblich und bisweilen sogar gesetzlich gefordert, jene öffentliche Beglaubigung auf das Papier der A. selbst zu setzen, und dabei hat denn der Zweck so sehr das Uebergewicht erhalten, daß man diese öffentliche Urkunde wegen ihrer äußerlichen Unselbständigkeit ganz als Anhängsel, als Eigenschaft der A. ansieht und das Ganze jetzt beglaubigte (fidemirte, vidimirte) Copie nennt. Ist dadurch nun der Nachweis geliefert, daß die A. getreu ist, so bleibt doch die Frage nach der Echtheit des Originals; diese ist bei einer Urkunde, welche ein Privatmann (Privaturkunde) ausgestellt hat, immer sehr zweifelhaft. Anders liegt aber die Sache, wenn eine öffentliche Behörde das Original ausstellte, denn sie ist an ihrem Dienstsiegel sofort zu erkennen, und daher hat also in diesem Falle die beglaubigende Person (Notar oder Gericht) die Fähigkeit, ohne weiteres durch die Besichtigung der Originalurkunde zu entscheiden, ob die Urkunde echt ist oder nicht, und eine beglaubigte A. einer öffentlichen Urkunde hat daher dieselbe Kraft wie das Original selbst. Freilich weichen einige Gerichte, z. B. die königl. sächsischen, davon ab, indem sie diese Copie nur dann mit dem Werthe des Originals belegen, wenn die ausstellende Behörde selbst die A. beglaubigt hat. Ein stichhaltiger Grund liegt jedoch dafür nicht vor, denn auch jene Gerichte gestatten dem Proceßrichter eine von anderer Behörde ausgestellte Urkunde für echt zu erklären; kann es aber der Proceßrichter, so ist gar kein Grund, weshalb jede andere im übrigen dazu berechtigte Behörde es nicht auch könnte. Selbst wenn das Original Privaturkunde ist, läßt sich keineswegs die vollständige Werthlosigkeit der A. behaupten; dieselbe kann vielmehr als Stützpunkt einer zusammengesetzten Beweisführung oder bei der Edition (Herausgabe) von Urkunden von erheblichem Nutzen sein. Eine besondere Art A. ist endlich die sogenannte exemplificirte Copie, eine unter Mitwirkung sämmtlicher Interessenten gefertigte A., die zu dem Zweck gemacht wird, um statt des vielleicht altersschwachen Documents gewissermaßen ein neues Original herzustellen.

Abschuppung, Desquamation, nennt man in der Medicin die trockene Abstoßung der obersten Schichten der sogenannten Oberhaut oder Epidermis in Gestalt kleinerer oder größerer Fetzen. Eine unmerkliche A. der Haut findet fortwährend statt, insofern durch die Reibungen der Kleider, beim Waschen u. s. w. kleine Schuppchen der Oberhaut abgerissen werden, welcher Verlust dadurch ersetzt wird, daß die Oberhaut von unten nachwächst. Dieselbe besteht nämlich aus zahlreichen Schichten mikroskopisch kleiner Bläschen oder Zellen, welche zu unterst rund, zart und sehr weich sind, allmählich aber, durch nachrückende neugebildete Zellen nach oben geschoben, sich abplatten, trockener und fester werden, bis sie, an der Oberfläche angelangt, als gänzlich verhornte, trockene Plättchen erscheinen, die nun einzeln oder gruppenweise bei irgendwelcher Reibung abgerissen werden, weil sich ihre Verbindung mit der nächstuntern Schicht gelockert hat. Eine auffällig reichliche A. der Haut ist stets ein Zeichen ihrer Erkrankung; sie beruht entweder auf übermäßiger Neubildung von Zellen in den untersten Schichten, oder in einer krankhaften Beschaffenheit aller oder einzelner Schichten der Oberhaut, insofern dadurch eine zu lose Vereinigung der einzelnen Zellen und Zellschichten bedingt ist. Nach gewissen Entzündungen der Haut (z. B. nach der Rose) löst sich oft die Oberhaut größerer Hautstrecken auf einmal ab, wonach eine neue, sehr zarte Oberhaut zum Vorschein kommt. Gewisse allgemeine Hautkrankheiten, wie Scharlach, Masern, führen regelmäßig zu einer ganz allgemeinen A. Dieselbe verdient große Aufmerksamkeit, weil die zartere Beschaffenheit der neugebildeten Oberhaut einen geringern Schutz für die unterliegenden Theile gewährt und infolge dessen die gesammte Haut eine erhöhte Empfindlichkeit zeigt. Je leichter demnach in dieser Zeit Erkältungen mit den schlimmsten Folgen möglich sind, um so sorglicher ist durch Hütung des Zimmers und passende Kleidung jede Abkühlung der Haut zu vermeiden.

Abschwören ist Zurückweisung einer aufgestellten Behauptung durch Beschwören des Gegentheils. Im frühern Proceß kam solche Eidesleistung häufig vor; sie bildete sogar bei unsern Altvordern die Grundlage des ganzen Beweissystems. Einzelne Spuren haben sich davon auch noch heute erhalten, z. B. im Diffessions-, Manifestations- und Reinigungseide. Der ganze Gedankengang dieses A. steht nämlich im Widerspruche mit der unser heutiges Recht nach dem Vorbilde des römischen beherrschenden materiellen Beweistheorie, welche dem behauptenden Theile die Last auferlegt, seine Behauptungen als wahr darzuthun. Es kann allerdings auch bei dieser Theorie dazu kommen, daß die eine Partei zur eidlichen Ablehnung jenseitiger Behauptungen schreitet; allein dieses A. ist mit dem obengenannten nicht zu verwechseln, weil ihm eine andere Grundlage in der Parteivereinbarung gegeben wird, während jenes A. sich vielmehr auf Gesetz oder Gewohnheitsrecht stützt.

Abscisse, eine mathem. Bezeichnung, s. Coordinaten.

Absenker oder Senker sind in der Gärtnerei und beim Weinbau diejenigen Ableger (s. d.), welche gemacht werden, ohne daß man die Zweige von der Mutterpflanze abtrennt. So wird z. B. eine der untern jährigen Loden eines Weinstocks herabgebogen, in die vorher ausgegrabene Erde eingesenkt, mittels hölzerner Hälchen darin befestigt, und sodann dem Anwachsen überlassen. Erst wenn man sicher ist, daß sie hinreichende Wurzeln geschlagen hat, kann man sie vom Mutterstamm trennen und weiter verpflanzen. Gleicherweise wird mit vielen Gartengewächsen verfahren, namentlich bei den Nelken, deren einzige Vermehrungsart diejenige durch Senker ist. Das Absenken kann auch geschehen, indem man den Zweig einer Pflanze mit einem mit Erde gefüllten Gefäß umgibt, worin er, durch Feuchtigkeit begünstigt, Wurzeln schlägt. Diese Methode der Fortpflanzung hat den Vorzug, daß dabei kein Reis verloren geht, da im Fall des Nichtgelingens der Absenkung der Zweig am Stamm bleibt.

Absentismus (engl. Absenteeism, von absent, abwesend), ein in Bezug auf die traurigen Verhältnisse in Irland gebildetes Wort, das die regelmäßige Abwesenheit der dortigen großen Grundbesitzer von ihren Gütern bezeichnet. Man hat in dieser Abwesenheit einen Hauptgrund der Verarmung und Verwilderung des irischen Volks gesehen, und namentlich geltend gemacht, daß dem Lande die großen Geldsummen entzogen werden, welche die Grundherren auswärts verzehren. Diese Ansicht ist zwar, unbedingt hingestellt, nicht stichhaltig, denn die Producenten eines Landes sind für ihre Existenz auf ihr eigenes Einkommen, nicht aber auf das abwesender Mitbürger angewiesen. Allein die Sache stellt sich freilich anders, wenn, wie in Irland, die Abwesenden die Besitzer fast des ganzen Bodens sind, in ihnen, statt in zahlreichen Mittelklassen, sich das stehende Kapital und der Wohlstand des Landes concentrirt, und 60 Proc. der Agriculturfamilien auf kleinste Parcellenpachtung und eine Zwergwirthschaft angewiesen bleiben, die kaum mehr das zum Leben Nothwendigste abwirft. Bei solchen Zuständen muß die gewohnheitsmäßige Abwesenheit der Grundherren natürlich einen übeln Einfluß sowol auf die wirthschaftlichen als auf die allgemeinen Culturverhältnisse des Landes üben. Die gemeinnützige Wirksamkeit und die wohlthätige Unterstützung, welche die Abwesenden inmitten der hülfsbedürftigen Massen entfalten könnten, fallen weg. Die Vermittelung zwischen den Grundherren und den Pächtern bleibt meist fremden Agenten überlassen, die für Land und Volk kein Herz haben und deren Interesse nur dahin geht, für ihren Principal soviel als möglich (Folterrenten) herauszupressen und daneben sich selbst zu bereichern. Man hat zur Beseitigung des irischen A. gezwungene Residenz der Grundherren oder auch Belastung der Abwesenden (Absenters) mit einer besondern Steuer (Absenzgelder) vorgeschlagen. Das eine würde ein harter Eingriff in die persönliche Freiheit sein, das andere wenig helfen, beides aber den Werth des irischen Grundbesitzes herabdrücken. Der A. Irlands ist überhaupt nicht als ein vereinzeltes Uebel zu betrachten und zu heilen, sondern er wurzelt in dem unglücklichen Gesammtzustande, den theils die engl. Eroberung, theils der Volkscharakter des celtischen Stammes selbst dem Lande bereitet hat. Nur die Hebung der allseitigen Noth und Verwilderung durch weise Gesetzgebung und Verwaltung und der allmähliche Culturfortschritt können diese Verhältnisse zum Bessern wenden, und hiermit wird auch der A. verschwinden oder wenigstens, wie anderwärts, seine schädliche Einwirkung verlieren. (S. Irland.) In den roman. Ländern Südeuropas (Italien, Spanien, Portugal) tritt ebenfalls der A. als ein Uebel auf, das die sociale Entwickelung der ländlichen Bevölkerung beeinträchtigt. Auch hier knüpft sich die Erscheinung an Latifundienbesitz und kleine Pachtwirthschaft. Indessen sind es im Süden zugleich auch klimatische Beschwerden, welche dem reichen Grundeigenthümer den ländlichen Aufenthalt verleiden und ihn die Residenz in den großen Städten und deren Umgebung vorziehen lassen.

Absis, in der kirchlichen Architektur, s. Apsis.

Absolut, ein Wort aus der philos. Kunstsprache, bedeutet überhaupt, was ohne Beziehung auf ein anderes an und für sich selbst betrachtet wird, und steht insofern dem Relativen entgegen. So spricht man z. B. von dem absoluten Werthe einer guten Handlung, d. h. von dem Werthe, welchen sie ohne Beziehung auf ein anderes, mithin durch sich selbst hat. In den neuern philos. Systemen versteht man unter dem Absoluten das, was im Gegensatze zu den mannichfaltigen, veränderlichen, sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen an sich selbst wahrhaft ist und den Erscheinungen als letztes Princip zu Grunde liegt; daher auch darüber, was das Absolute sei, die verschiedenen philos. Schulen verschiedene Meinungen aufgestellt haben. — In der Physik spricht man vom absoluten Gewicht der Körper im Gegensatze zum specifischen Gewicht derselben. (S. Gewicht.)

Absolution (d. i. Lossprechung) heißt in der jurist. Latinität das Urtheil des Richters, wonach der Beklagte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten von dem wider ihn erhobenen Anspruche zu entbinden oder im Strafverfahren rücksichtlich der wider ihn erhobenen Anklage freizusprechen sei. Absolutorium (A. decretum) oder Absolutoria (A. sententia) heißt der zur Veröffentlichung bestimmte, curialistisch geformelte Bescheid, in dem jenes Urtheil seinen Ausdruck findet. (S. Urtheil.)

Absolution heißt in der Kirchensprache die kirchliche Lossprechung. Gebräuchlich wurde hier das Wort ziemlich spät, und zwar statt des ältern Ausdrucks Reconciliation (reconciliatio), d. h. Wiederaufnahme des reuigen Sünders in die Kirchengemeinschaft. Es handelte sich hierbei ursprünglich durchaus nicht um Sündenvergebung, sondern lediglich um Lossprechung von der Kirchenstrafe und Wiederzulassung zu den Sakramenten, was nach altkirchlicher Anschauung nur bei solchen geschehen konnte, welche als wirklich Bußfertige der göttlichen Vergebung bereits theilhaftig waren. Ferner erstreckte sich die Reconciliation durchaus nicht auf alle Sünden ohne Unterschied, sondern nur auf die sogenannten Todsünden, Unkeuschheit, Mord und Verleugnung des Glaubens. Indem man annahm, daß durch diese schweren Sünden die Gnade der Wiedergeburt und die bei der Taufe erlangte ewige Seligkeit verscherzt werde, glaubte man einen so aus der Gemeinschaft Gottes Geschiedenen auch aus der kirchlichen Gemeinschaft durch einen öffentlichen Jurisdictionsact ausschließen zu müssen. Für den reumüthigen Sünder, der sich der Zucht der Kirche unterwarf, hatte die auferlegte Strafe die Bedeutung einer heilsamen Medicin, durch welche er sich, wenn er sich ihrer bediente, selbst die göttliche Sündenvergebung erringen konnte; die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft nach ganz oder theilweise überstandener Bußzeit erschien daher auch nicht als Ertheilung der göttlichen Vergebung seitens des Priesters (eine dem kirchlichen Alterthume durchaus fremde, ja als ketzerisch zurückgewiesene Ansicht), sondern nur als erneute Zulassung des durch die Buße innerlich Gereinigten zu den kirchlichen Gnadenmitteln. Die Reconciliation war hiernach ebenso wie die Excommunication ein Act der kirchlichen Jurisdiction, der sich auf das Forum der Kirche beschränkte, also auch die Unreinen vor Gott nicht rein machen, sondern nur menschlicherweise unterscheiden konnte, was rein oder unrein sei. So noch im 5. Jahrh. Hieronymus, am Ende des 6. Jahrh. Gregor d. Gr. von Rom.

Diese einfache Vorstellung ward jedoch schon seit dem 3. Jahrh. durch eine andere durchkreuzt. Indem man nämlich frühzeitig die Gemeinschaft mit Gott als bedingt ansah durch die Gemeinschaft mit der Kirche, mußte die kirchliche Reconciliation nicht als Folge, sondern als Bedingung der Versöhnung mit Gott erscheinen. Gebet und Handauflegung bei der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft, ursprünglich eine Bitte um Verleihung des göttlichen Geistes an die von Gottes Barmherzigkeit wiederangenommenen Sünder, erhielt hierdurch die Bedeutung einer kirchlichen Fürbitte oder Intercession bei Gott, ohne welche der Sünder trotz aller Bußfertigkeit keine Vergebung erlangen konnte. (So nach Cyprian's Vorgange besonders Leo d. Gr. von Rom um 450.) Die Reconciliation erfolgte durch den Bischof unter Zuziehung des Klerus in Gegenwart der betenden Gemeinde, ward aber schon im 5. Jahrh. ein ausschließliches Vorrecht des Bischofs. Um dieselbe Zeit wurde die Fürbitte durch die gesammte Gemeinde durch die specifisch priesterliche Intercession verdrängt, und das öffentliche Sündenbekenntniß des Schuldigen in ein Privatbekenntniß vor dem Priester verwandelt, der nun die Buße auferlegte, ermäßigte oder erließ, und dann absolvirte. (S. Ablaß.) Im Zusammenhange hiermit steht die seit dem 9. Jahrh. aufgekommene Sitte, die A. nach vollendeter Bußzeit unmittelbar nach der Beichte zu ertheilen, wodurch sie mehr als bisher ein Act priesterlicher Machtvollkommenheit wurde. Noch folgenreicher ist die ebenfalls durch die Umwandelung der öffentlichen Buße in Privatbeichte ermöglichte, aber erst unter dem Einflusse der Mönchsdisciplin entstandene Erstreckung des priesterlichen Absolutionsrechts auch auf die sogenannten läßlichen oder leichtern Sünden, und die da und dort erhobene Forderung, vor jedem Abendmahlsgenusse zu beichten. Aber erst unter Innocenz III., als die hierarchische Macht über die Gemüther ihren Höhepunkt erreicht hatte, konnte das vierte Lateranconcil (1215) verordnen, daß alle Christen ohne Unterschied wenigstens jährlich einmal zur Beichte gehen und die priesterliche A. für alle namentlich aufzuzählenden Sünden nachsuchen sollten. Mit dieser kirchlichen Fesselung der Gewissen ging die gesteigerte Vorstellung von der priesterlichen Schlüsselgewalt (s. d.) Hand in Hand.

Bis tief ins 12. Jahrh. hinein hatte die ältere Meinung namhafte Vertreter gefunden, daß des Priesters A. weder die Schuld noch die göttlichen Strafen erlassen, sondern den Beichtenden

nur der schon empfangenen göttlichen Vergebung zum größern Troste versichern könne. Aber auch nach dieser Lehre stand der Kirche ein Richteramt zu in Hinsicht auf diejenigen Strafen, welche sie selbst verhängte, und um die göttlichen Strafen durch entsprechende Leistungen zu büßen, schien wenigstens der priesterliche Rathschlag erforderlich. Seit Innocenz III. gewann nun die andere, schon von Richard von St.-Victor (gest. 1173), danach von Alexander von Hales und Thomas von Aquino ausgebildete Ansicht die Oberhand, daß der Priester als ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch die Bitte des reuigen Sünders vor Gott bringt, seine unzulängliche Reue ergänzend und ihm so die nöthige Disposition zur Vergebung erwirkend, und wiederum an Gottes Statt die Schuld des Sünders vergibt, die ewigen Strafen in zeitliche umwandelt (potestas oder clavis ordinis) und sodann im Namen der Kirche auch von den zeitlichen Strafen nach Auflegung entsprechender Satisfactionen absolvirt (potestas oder clavis jurisdictionis). Die priesterliche A. ist hiernach ein richterlicher und ein sakramentaler Act. Ersteres, sofern der Priester an Gottes Statt die Seelen prüft und ein Urtheil fällt; letzteres, sofern er im Bußsakrament als göttliches Werkzeug ebenso unfehlbar wie das Wasser im Taufsakrament die Vergebung erwirkt, und so der Reue, Beichte und Genugthuung, als den drei Stücken im Sakrament, erst ihren sakramentlichen Charakter verleiht. Dies ist die noch heute geltende Lehre der röm. Kirche, wie dieselbe zu Trient bestätigt und namentlich im röm. Katechismus ausführlich dargelegt ist. Ihr entspricht die sogenannte exhibitive Absolutionsformel: Ego absolvo te (ich spreche dich los von deinen Sünden), anstatt der bis ins 12. Jahrh. vorkommenden deprecativen: Deus absolvat te, oder Deus tribuat tibi absolutionem et remissionem (Gott vergebe dir deine Sünden). Als Schriftbeleg für die röm.-kath. Praxis wird Matth. 16, 19 angeführt, wo man jedoch die «Schlüssel des Himmelreichs» nur auf das Predigtamt, welches die Bedingungen zum Eintritte ins Himmelreich verkündet und nicht dem Petrus allein übertragen ist, das «Binden und Lösen» aber auf die Gesetzgebung fürs Himmelreich oder auf die sittlich-religiöse Beurtheilung der im Himmelreiche verbotenen oder erlaubten Dinge, nicht aber auf Aufnahme oder Ausschließung der Personen zu beziehen hat. Entscheidender wäre Joh. 20, 21—23, wo der auferstandene Christus die Apostel an seiner Statt bevollmächtigt, Sünden zu vergeben oder zu behalten, wenn es nicht gegründeten Zweifeln unterläge, ob die Worte, wie sie lauten, wirklich aus Jesu Munde gekommen sein können.

Eine vollständige Umgestaltung erfuhr die Lehre von der A. durch die Reformation. «Absolution», sagt Melanchthon in der Apologie der Augsburgischen Confession, «ist eine Stimme des Evangelii, dadurch wir Trost empfangen, und ist nicht ein Urtheil oder Gesetz.» Nach der Anschauung Luther's, mit welcher die ältesten Dogmatiker ebenso wie die Bekenntnisse und ältern Kirchenordnungen vollkommen übereinstimmen, ist die A. von der Predigt des Evangeliums nicht unterschieden; das Eigenthümliche in ihr ist nur, daß der Trost der Sündenvergebung, welcher im Evangelium an alle ergeht, in der A. dem einzelnen, der danach verlangt, persönlich versichert und zugeeignet wird. Die A. ist daher ihrem Wesen nach Privatabsolution, welcher die Privatbeichte vorherzugehen hat, während die allgemeine Beichte und A. den persönlichen Trost der Sündenvergebung nicht zu seiner vollen Entfaltung kommen läßt. Sie ist ferner kein richterlicher Urtheilspruch aus priesterlicher Gewalt, sondern ein Dienst des Wortes, bei welchem der Geistliche nur als «gemeiner Bruder und Christ» in Betracht kommt; daher dieser Trost der Sündenvergebung uns nicht blos in der Kirche durch den Träger des Amts, sondern, soweit die brüderliche Gemeinschaft der Gläubigen reicht, allenthalben, im Hause, im Garten, auf dem Felde durch jeden christl. Bruder dargereicht werden kann, wenngleich die regelmäßige und kirchlich geordnete Verkündigung der A. an die ordnungsmäßige Verwaltung von Wort und Sakrament durch das geistliche Amt gebunden bleibt. Hiermit hängt weiter zusammen, daß man auch ohne kirchliche Beichte und A. den Trost der Sündenvergebung mittels des Glaubens erlangen kann, und daß auch die A. durch den Diener des Wortes ihrer Natur nach nur Verkündigung der göttlichen Sündenvergebung, nicht aber ein priesterliches Urtheil über die Sünder ist. Die entsprechende Form der A. ist also die declarative: «Ich verkündige dir aller deiner Sünden Vergebung.» Wenn daneben auch schon in den ältern Kirchenordnungen häufig die aus der röm. Kirche herübergekommene exhibitive Form: «Ich vergebe dir deine Sünden», sich findet, so ist damit doch nur die Anschauung verbunden, daß der Absolvirende (Geistlicher oder Laie) lediglich als Organ des göttlichen Worts in Betracht kommt, welches jedem dargeboten werden muß, der es wirklich verlangt, der Beichtende aber, welcher im Glauben die Sündenvergebung empfängt, in dem auf Grund der Hei-

ligen Schrift durch Menschenmund ihm zugesprochenen Worte unmittelbar «eine Stimme vom Himmel» zu vernehmen glaubt, die wahrhaftig auch an ihn ergeht, und die er ohne zu zweifeln im freien, fröhlichen Glauben aufnimmt. In diesem Sinne ist auch die neuerlich viel beanstandete Frage in Luther's Kleinem Katechismus zu verstehen: «Glaubst du, daß meine Vergebung Gottes Vergebung sei?» Sie heißt nichts anderes als: Glaubst du, daß es wirklich der allen Gläubigen im göttlichen Worte verheißene Trost der Sündenvergebung sei, den ich dir, dem Trostbegierigen, als christl. Bruder vorhalte und darreiche? Von einer besondern Amtsgewalt des Pfarrers, als göttlicher Mandatar Sünden zu vergeben oder zu behalten, weiß die reformatorische Lehre nichts; die Gültigkeit der A. ruht ihr nicht auf dem priesterlichen Charakter oder dem priesterlichen Spruche, sondern lediglich auf der persönlichen Aneignung des von Gott durch eines Menschen Mund ins Herz gesprochenen Trostwortes mittels des Glaubens. Die A. ist also auch kein Vorrecht, sondern eine Pflicht des Geistlichen, ein besonderes Stück seines Dienstes am Worte; er darf daher auch kein richterliches Urtheil über den Seelenzustand des Beichtenden fällen, folglich auch niemand die verlangte Sündenvergebung verweigern, sondern muß es ihm überlassen, ob er das ihm wahrhaftig dargebotene Trostwort im lebendigen Glauben festzuhalten und sich anzueignen vermöge.

Ganz übereinstimmend hiermit lehrt die reformirte Kirche, nur daß sie die Privatbeichte und Privatabsolution gleich anfangs dem freien Nachsuchen des einzelnen, der dazu ein individuelles Bedürfniß fühle, anheimgab. Von dieser ursprünglichen Anschauung der Reformation wich aber die luth. Kirche schon seit Martin Chemnitz (Ende des 16. Jahrh.) durch die doppelte Annahme ab, daß die A. ein specifisches Vorrecht des geistlichen Amts, der Seelsorger aber berechtigt sei, dieselbe unter gewissen Bedingungen zu verweigern. Hierdurch ward dieselbe, im Widerspruche mit den prot. Bekenntnißschriften, wieder ein «Urtheil und Gesetz», und die spätern luth. Dogmatiker redeten ganz katholisch wieder von einer dem geistlichen Amte als solchem übertragenen Jurisdiction, einer an Gottes Statt ausgeübten Gewalt, die Sünden wahrhaftig und wirksam zu vergeben oder zu behalten, sodaß Gott im Himmel zuverlässig ratificire, was der Pastor auf Erden «binde und löse». Als danach der Pietismus die Abschaffung der Privatabsolution betrieb, welche unter diesen Umständen zu einem gefährlichen Faulkissen für die Gewissen geworden war, behauptete die luth. Orthodoxie ihre göttliche Einsetzung, mußte es aber geschehen lassen, daß fast allenthalben um den Anfang des 17. Jahrh. die allgemeine Beichte landeskirchlich angeordnet, die Privatbeichte aber dem individuellen Bedürfnisse anheimgegeben wurde. Erst das Neulutherthum unserer Tage (Kliefoth, Löhe, Wucherer, Vilmar, Petri, Münchmeyer u. a.) hat in Verbindung mit seinem katholisirenden Amtsbegriffe die Privatbeichte als göttliche Institution und die exhibitive Form der unter allen Umständen in göttlicher Kraft wirksamen A. auf Grund der allein den Pastoren an Gottes Statt verliehenen Richtergewalt aufs neue zurückgefordert und, wo es die Macht besaß, auch in die öffentliche Lehre und Uebung wiedereingeführt. Gegenüber diesen, den Grund des evang. Bekenntnisses umstürzenden hierarchischen Uebergriffen hat man nicht blos in der reform. und unirten, sondern auch in der luth. Kirche daran festzuhalten, daß der Seelsorger nur den Trost des Evangeliums den Bedürftigen zu verkünden, nicht aber ihm das Urtheil zu sprechen habe; daher, um Misverstand und Misbrauch zu verhüten, die exhibitive Form der A. jetzt überall mit der declarativen zu vertauschen ist.

Die kirchliche Jurisdiction endlich, oder das Recht, wegen öffentlichen Aergernisses zeitweilig von dem Sakramentsgenusse auszuschließen (der sogenannte Kleine Bann), hat als eine rein auf Besserung der Unbußfertigen bezügliche kirchliche Maßregel nach altprot. Grundsätzen gar nichts mit der A. zu schaffen. In der reform. Kirche gab sie schon Calvin als einen Act der Kirchenzucht den Presbyterien anheim als Vertretern der ganzen Gemeinde; in der lutherischen übten anfangs die Pastoren den Bann, mußten ihn aber frühe wegen Misbrauchs an die landesfürstl. Consistorien abgeben, die ihn thatsächlich nur bei fleischlichen Vergehungen Niedriggestellter, namentlich gegen gefallene Mädchen ausübten. Die neuluth. Pastoren haben auch das Bannrecht, welches ihnen in kath. Weise wieder mit der A. zusammenfällt, als Prärogative ihres Gnadenmittelamts reclamirt, unter wachsendem Widerspruche der Gemeinden, wogegen eine dem Geiste des Protestantismus entsprechende Kirchenverfassung eine zeitweilige Ausschließung notorisch unbußfertiger Sünder vom Sakrament und den kirchlichen Ehrenämtern nicht von den Pastoren und Consistorialräthen, sondern nur von dem Spruche eines aus der Mitte der ganzen Gemeinde hervorgegangenen Aeltestencollegiums abhängig machen darf. (S. Bann und Kirchenzucht.) Freilich mag dieser Act der Kirchenzucht nur dann mit

Erfolg vollzogen werden, wenn er wirklich ein Ausdruck des öffentlichen Gewissens ist und gegen Vornehme ebenso wie gegen Geringe in Vollzug gesetzt werden kann.

Absolutismus im polit. Sinne ist derjenige Zustand, wo alle Gewalt in Einem Punkte vereinigt ist, ohne Schranke und Gegengewicht. Ein solcher Zustand kann sowol im demokratischen wie im monarchischen Staate vorkommen. Der Terrorismus des Jakobinerclubs und der Gemeinde von Paris, unter dem ganz Frankreich seufzte, war ein A. der schlimmsten Art. Der Höhepunkt monarchischen A. ward im civilisirten Europa zuerst von Ludwig XIV. von Frankreich erreicht durch consequente Verwirklichung des bekannten «L'état c'est moi!» (der Staat bin ich). Nach seinem Beispiel griff der A. auch in Deutschland während des 17. und 18. Jahrh. fast allgemein um sich, indem man sowol den berechtigten Widerspruch der Stände als den, wenigstens moralischen pflichttreuer und gewissenhafter Beamten beseitigte, sodaß zuletzt der Wille des Fürsten eins und alles war. Der Fortschritt der Neuzeit ist allerwärts darauf gerichtet, an die Stelle dieses A. ein beschränktes oder gemäßigtes Herrschaftssystem zu setzen, zumeist das sogenannte constitutionelle. Früher gebrauchte man für A. gewöhnlich das Wort «Despotismus», so z. B. Montesquieu in seinem «Geist der Gesetze», wobei man nicht gerade immer an einen Misbrauch der absoluten Gewalt zu denken hat, wie unter anderm der Ausdruck «aufgeklärter Despotismus» beweist. — Absolutistisch nennt man die Partei und die Parteimeinung, für welche der Absolutismus die höchste und einzig zulässige Staatsform ist. Die Zahl der strengen und zwar aufrichtigen Absolutisten wird täglich kleiner, weil die Einsicht immer mehr durchdringt, daß ein einzelner weder das Recht hat, allen andern unbeschränkt zu gebieten, noch die Fähigkeit, nach seiner alleinigen Einsicht für alle zu sorgen und den ganzen Staat zu leiten. Die meisten angeblichen Absolutisten sind daher solche, welche vielmehr den höchsten Einzelwillen von sich aus zu beherrschen und im Sinne ihrer und ihrer Partei Sonderinteressen zu lenken wünschen. So wenig die ganze Staatsgewalt unbeschränkt in Einer Hand vereinigt sein darf, ebenso wenig darf die Staatsgewalt selbst sich das Recht anmaßen, alle im Bereiche des Staats vorhandenen und wirksamen Kräfte von sich aus in Bewegung setzen, leiten oder zügeln zu wollen. Vielmehr muß sie einen möglichst großen Theil dieser Kräfte entweder ganz frei (solange sie nicht bestimmte Rechte anderer verletzen) gewähren lassen, z. B. die Privatindustrie sowie die darauf gerichteten Associationen, oder dieselben höchstens einer directen oder indirecten Beaufsichtigung unterwerfen, z. B. die Angelegenheiten der Gemeinden, Bezirke, Kreise, Provinzen. Jenen andern Zustand, wo alles vom Staate, d. h. vom Centrum ausgehen soll, nennt man Staatsabsolutismus oder Centralisation.

Absonderung nennt man in der Medicin die im menschlichen oder thierischen Körper sehr vielfach vorkommende Ausscheidung flüssiger oder luftförmiger Stoffe aus dem Blute; daneben wird auch das Product dieser Ausscheidung, d. h. also das Gemisch der ausgeschiedenen Stoffe als Absonderung bezeichnet. Da das Blut in einem geschlossenen Röhrensystem den Körper durchkreist, so können Ausscheidungen aus dem Blute nur dadurch vor sich gehen, daß die Blutbestandtheile durch unsichtbar feine Poren der Blutgefäßwände durchschwitzen. Die äußerst zarten Wandungen der sogenannten Haargefäße, d. h. jener kleinsten Aederchen, welche den Uebergang von den Pulsadern zu den Blutadern bilden, sind jenem Durchtritt von Blutbestandtheilen besonders günstig und daher im Leben der ausschließliche Sitz dieses Processes. Da man annehmen darf, daß die Wand der Haargefäße nicht in allen Organen gleich gebaut und vielleicht für verschiedene Stoffe verschieden leicht durchgängig ist, da ferner das Blut in verschiedenen Organen ein verschiedenes ist und unter verschiedenem Drucke steht, da endlich auch die chemische Zusammensetzung der einzelnen Organe verschieden ist und demnach auf die einzelnen Blutbestandtheile eine verschiedene Anziehung ausüben muß, so erklärt sich schon hieraus einigermaßen die große Verschiedenheit der zahlreichen A., welche im Körper stattfinden. Man pflegt diejenige A., welche lediglich in dem Austritt von Blutbestandtheilen aus den Haargefäßen besteht, Transsudation, und das ausgetretene Stoffgemisch Transsudat zu nennen. Als solches ist der Saft zu bezeichnen, welcher in alle Organe stetig aus dem Blute ausgeschieden wird, und aus welchem sich die Organe ernähren. Ferner gehören hierher die im gesunden Zustande sehr spärlichen, in Krankheiten oft sehr reichlichen Flüssigkeiten, welche sich in den natürlichen Höhlen des Körpers vorfinden, z. B. in der Brusthöhle, der Bauchhöhle, dem Herzbeutel, den Gelenkhöhlen u. s. w. Die Transsudate sind im Grunde nichts weiter als ein verdünntes Blut mit Abzug der Blutkörperchen, d. h. jener kleinen, farbigen Bläschen, welche dem Blute seine Farbe geben, und welche trotz ihrer Kleinheit doch viel zu groß sind, um durch die unsichtbar feinen Poren der Haargefäßwände austreten zu können. Von diesen

einfachsten A. oder Transsudaten, welche nur Bestandtheile enthalten, die sich auch im Blute vorfinden, unterscheidet man diejenigen, welche eine ganz besondere chem. Zusammensetzung, d. h. Bestandtheile zeigen, die man im Blute nicht findet, die also auch nicht blos aus dem Blute ausgetreten sein können, sondern welche aus den ausgetretenen Blutbestandtheilen erst durch chem. Umwandelungen erzeugt sein müssen. Diese A. werden sämmtlich in besondern Drüsen zubereitet. Letztere bestehen im wesentlichen aus einfachen oder verästelten, plattwandigen oder blasig ausgebauchten Schläuchen, welche außen von einem dichten Haargefäßnetz umsponnen, innen aber von einer Schicht kleiner, dicht aneinander liegender, wie Pflastersteine angeordneter, rundlicher, eckiger oder länglicher Bläschen ausgekleidet sind. Diese Bläschen, Zellen genannt, sind der Ort, in welchem die aus dem Blute ausgetretenen und in die Schläuche hindurchgeschwitzten Blutbestandtheile eigenthümlich umgewandelt werden, um dann entweder durch Zerfall der Zellen (welche von neu nachwachsenden ersetzt werden) frei oder von der durchströmenden Flüssigkeit ausgewaschen zu werden und sich durch die Ausführungsgänge der Drüse an ihren Bestimmungsort zu ergießen. Obwol die erwähnten Drüsenzellen somit in den verschiedenen Drüsen eine sehr verschiedene chem. Thätigkeit entfalten, da ja das Product ihrer Thätigkeit ein sehr verschiedenes ist, so ähneln sie sich doch im wesentlichen überall so sehr, daß man bisjetzt nicht daran denken kann, aus ihrer geringen Verschiedenheit die Besonderheiten ihrer Wirkungen in den einzelnen Drüsen zu erklären. Jedenfalls aber sind sie die Hauptfactoren bei der Herstellung der Drüsenabsonderungen. Daneben ist, wie erwähnt, bei gewissen Drüsen die besondere Beschaffenheit des Blutes zu bedenken, wie denn z. B. die Leber ganz anderes Blut führt als die meisten übrigen Drüsen; ferner die Verschiedenheit des Blutdruckes, welcher je nach der Länge und dem Baue des Blutgefäßsystems der Drüse sehr verschieden ist; endlich aber auch der Einfluß der Nerven, welche in der Drüse sich verzweigen. So ist bekannt, daß die Thätigkeit der Speicheldrüse sogleich beginnt, wenn ihre Nerven gereizt werden; so fängt die Thränendrüse gewaltig zu arbeiten an, wenn das Gehirn durch gewisse Stimmungen erregt und diese Erregung durch die Nerven zur Drüse fortgepflanzt wird. Jedenfalls darf man annehmen, daß dieser Nerveneinfluß nicht blos auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität des Abgesonderten von Wichtigkeit ist. Man unterscheidet nun unter den Drüsenabsonderungen diejenigen, welche noch weiter im Organismus verwendet werden, als Secrete von den Excreten, welche als Auswurfsstoffe den Körper verlassen. Zu erstern gehören die sämmtlichen Verdauungssäfte, als Speichel, Magen- und Darmsaft, Bauchspeichel, ferner die Milch, der Same u. s. w. Zu den Excreten gehört der Schweiß, der Harn. Eine strenge Trennung zwischen Excreten und Secreten läßt sich indeß nicht machen, weil viele Absonderungen gewissermaßen zu beiden gehören, wie z. B. die Galle, andere zwar nicht weiter im Organismus verwendet werden, aber doch auch nicht bloße Auswurfsstoffe sind, sondern dem Organismus noch Dienste leisten, wie z. B. der Hauttalg, die Thränen.

Absorbentia oder Antacida nennt man in der Heilkunde diejenigen Arzneimittel, durch welche die im Mageninhalte oft übermäßig vorhandene freie Säure neutralisirt werden kann. Dahin gehören z. B. gebrannte und kohlensaure Magnesia, kohlensaurer Kalk, kohlensaures Natron (Soda) oder Kali, Borax, Seife u. s. w. Alle diese Mittel sind auch als Gegenmittel bei Vergiftungen mit Säuren in Gebrauch.

Absorption wird in der Physik für verschiedene Auffaugungen und Verschluckungen gebraucht. 1) A. der Gase. Jeder feste Körper verdichtet die ihn umgebenden Luftarten (Gase) bedeutend an seiner Oberfläche. Ist er fein durchlöchert (porös), wie Holzkohle oder Platinpulver (Platinschwamm), so findet diese Verdichtung auch an allen den innern Oberflächen der Poren, also im bedeutend erhöhten Maße statt. Bringt man ein Stück frisch ausgeglühte Holzkohle in eine Flasche voll Luft oder Kohlensäure, verschließt die Flasche schnell und öffnet sie erst wieder, nachdem man ihren Hals unter Wasser oder Quecksilber getaucht hat, so steigt die Flüssigkeit weit in der Flasche empor zum Beweise, daß in der Kohle eine starke Verdichtung oder A. des Gases stattgefunden hat. Bei jeder Verdichtung tritt in der Natur eine Erwärmung ein. Ist die Holzkohle zu ganz feinem Pulver zerrieben, wie es bei der Schießpulverfabrikation nöthig ist, so kann die A. der Luft und infolge davon die Erwärmung der Masse so weit gehen, daß eine Selbstentzündung der Kohle erfolgt. Auf dieser Erwärmung durch A. beruht die Construction des Döbereiner'schen Platinfeuerzeugs. Der Platinschwamm desselben verdichtet den Sauerstoff aus der Luft und den aus dem geöffneten Hahne auf ihn strömenden Wasserstoff so sehr, daß er ins Glühen geräth und den Wasserstoffstrahl entzündet. Außer den festen Körpern vermögen auch die Flüssigkeiten Gase zu absorbiren, besonders wenn

man sie in einem Gefäße miteinander schüttelt. 1 Maß Wasser vermag ungefähr $1/_{50}$ Maß atmosphärische Luft zu absorbiren, von Kohlensäure dagegen 1 Maß, von schwefligsaurem Gase 40 Maß, von salzsaurem Gase 500 Maß und von Ammoniakgas über 700 Maß. Stoffe, welche Wasserdämpfe aus der Luft absorbiren, verdichten sie in sich zu Wasser und werden feucht, wie unreines Kochsalz, Pottasche, Chlorcalcium u. s. w. Solche Körper nennt man hygroskopische. 2) A. der *Lichtstrahlen*. Der Umstand, daß alle Stoffe mehr oder weniger von dem auf sie fallenden Lichte absorbiren, ist der Grund ihrer verschiedenen Färbung. Das weiße Sonnen- und Tageslicht ist bekanntlich gemischt aus den sieben Hauptfarben: roth, orange, gelb, grün, hellblau, indigblau, violett, und allen Zwischennuancen. Absorbirt nun z. B. ein Stoff alle Strahlen außer den rothen, und wirft er nur diese zurück, so erscheint er dem Auge roth; absorbirt er alle außer den grünen, so erscheint er grün u. s. w. Eine Ausnahme hiervon machen die fluorescirenden Körper. (S. *Fluorescenz*.) 3) A. der *Wärmestrahlen*. Alle Körper vermögen Wärmestrahlen zu absorbiren; denn nur deshalb erwärmen sie sich in der Sonne oder den Strahlen einer andern Wärmequelle. Doch ist dies Vermögen verschieden groß und hängt besonders von der Natur der Oberfläche ab. Schwarze oder rauhe Oberflächen absorbiren mehr Wärme als weiße oder glatte. Ein Thermometer mit einer berußten Kugel steigt in der Sonne höher als mit einer nichtberußten. Schwarze Kleidungsstücke absorbiren in der Sonne mehr Wärme und werden lästiger als helle. — In der *Physiologie* hat das Wort A. dieselbe Bedeutung wie in der Physik. Man bezeichnet damit die Aufsaugung von Flüssigkeiten durch die äußere Haut und durch die innern Schleimhäute, sofern es sich nämlich um Flüssigkeiten handelt, die nicht vom Organismus selbst gebildet, sondern ihm von außen zugeführt werden. Doch pflegt man jetzt auch diese Vorgänge mit unter den Begriff der Resorption (s. d.) zu bringen. — In der *Arzneikunde* nennt man bisweilen A. die Neutralisirung von Säuren. (S. Absorbentia.)

Abspannung heißt die nach zu anstrengender oder zu anhaltender körperlicher oder geistiger Thätigkeit eintretende Schwäche und Schlaffheit des Körpers und Geistes. Jedes Organ verbraucht bei seiner Thätigkeit gewisse Stoffe, setzt sie chemisch derart um, daß sie nicht ferner nutzbar sind. Diese unbrauchbar gewordenen Stoffe müssen vom Blute fortgeführt und stetig durch neues, brauchbares Material ersetzt werden, soll die Thätigkeit des Organs ungestört bleiben. Wird mehr verbraucht als wiederersetzt, so erlahmt das Organ nach und nach, erleidet eine Störung seiner chem. Zusammensetzung, durch welche es so lange schwach oder unbrauchbar bleibt, bis der natürliche Verlauf der Ernährung den normalen Zustand wiederherstellt. Dies gilt ebensowol von körperlicher als geistiger Thätigkeit, weil auch alle geistigen Functionen von einem Stoffumsatz im Nervensystem, insbesondere im Gehirn, begleitet sind und ins Stocken gerathen, sobald der Stoffwechsel desselben in erwähnter Weise gestört ist. Hieraus geht zugleich hervor, wie man sich vor A. schützen kann. Man setze erstens keine Thätigkeit ohne Noth so lange fort, daß übergroße Müdigkeit zurückbleibt, unterbreche vielmehr jede Thätigkeit um so öfter und durch um so längere Pausen, je anstrengender sie ist. Man sorge zweitens dafür, daß dem Blute die Stoffe zugeführt werden, die zum Ersatz des Verbrauchten nöthig sind, d. h. man nähre sich um so besser, je mehr man arbeiten muß, und hüte sich hierbei besonders vor dem Wahne, als koste geistige Arbeit oder auch nur gemüthliche Aufregung in Freude, Leid oder sonst welcher Leidenschaft weniger Stoff und bedürfe deshalb weniger eine kräftige Kost als körperliche Thätigkeit. Das richtige Verhältniß zwischen Thätigkeit und Ruhe kräftigt Körper und Geist, befähigt zu immer größerer Leistung; das Uebermaß der Thätigkeit führt zu einer Schwäche, die nur durch unverhältnißmäßig lange Ruhe wieder gehoben wird. Der Arbeitsverlust ist also bei jeder A. ein unverhältnißmäßig großer. Wie durch übermäßige Anspannung des Körpers, Geistes oder Gemüthes, so kann auch durch Krankheit A. hervorgerufen werden, besonders durch verfrühte Anstrengungen während der Reconvalescenz. Die A. äußert sich durch Welksein der Muskeln, schlaffen Gesichtsausdruck, matte und eingesunkene Augen, Unlust zum Arbeiten oder zu Geistesanstrengungen. Man heilt sie durch Ausruhen, besonders Schlaf, durch Genuß von Nahrungsmitteln oder erquickenden Getränken; in Krankheiten durch Beseitigung der Ursachen oder Abwarten des natürlichen Heilungsvorganges. Geistige A. beseitigt sich zuweilen durch neue, andersartige, besonders anregende Geisteseindrücke, oder durch Abwechselung mit körperlicher Arbeit. Höhere Grade der A. gehen in die Ohnmacht (s. d.) über.

Absperrung. Völkerrechtlich steht es jedem souveränen Staate zu, zur Verfolgung von Staatszwecken sein Gebiet allen fremden Personen und Gütern zu verschließen, oder denselben

den Eingang nur unter ihm genehmen Bedingungen zu verstatten. Von diesem Rechte haben die alten theokratischen Staaten der Aegypter, der Juden, der Hindu sowie die asiat. Patriarchalstaaten, z. B. China, zur Aufrechthaltung ihres Staatsprincips den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Ein Beispiel solcher A. gab in neuerer Zeit noch Paraguay unter der Regierung des Dictators Francia. Doch auch die europ. Colonialstaaten, bis in unser Jahrhundert hinab, haben in Betreff ihrer Colonien, theils um deren Besitz überhaupt zu sichern, theils um sie wirthschaftlich auszubeuten, mit mehr oder weniger Strenge die A. aufrechterhalten. Eine systematische A. für die Dauer und als Regel ist indeß nach unsern Staatsbegriffen und Staatsinteressen nicht mehr möglich. Der Staat, welcher sie ausübte, würde seinen eigenen Angehörigen wie denen der Nachbarstaaten nicht nur eine unerträgliche Beschränkung der natürlichen Freiheit auflegen, sondern auch sich selbst und den Nachbarn unberechenbaren materiellen Schaden in staats- und volkswirthschaftlicher Hinsicht zufügen. Zunächst schon würden die Nachbarstaaten gegen eine solche Ausübung des Rechts der Grenzsperre das ihnen ebenso sicher zustehende Recht der Retorsion (s. d.) und des Kriegs anwenden. Deshalb kommt in Europa eine A. des Gebiets, ganz oder theilweise, nur in Ausnahmefällen oder nur in Betreff besonderer Kategorien von Personen oder Gütern vor. So finden wir A. hauptsächlich in Kriegszeiten, theils zwischen den kriegführenden Staaten, zur Ausschließung jedes Verkehrs unter ihren Angehörigen, theils von seiten der Neutralen zur bessern Sicherung ihrer Neutralität. Ferner bei Krankheiten, von denen man annimmt, daß sie sich durch Ansteckung fortpflanzen. Das letztere wird dann auch wol auf Einzelfälle bleibend übertragen, wie denn in vielen Staaten mit ansteckenden Hautkrankheiten behaftete Handwerksgesellen nicht über die Grenze gelassen werden. Auch sonst haben die Staaten ihre Gebiete bald gegen diese, bald gegen jene Klasse von Individuen gesperrt, z. B. gegen Juden, gegen Hausirer, gegen Bärenführer und Gaukler u. s. w. Die gewöhnlichsten und eingreifendsten Sperrmaßregeln haben aber in Betreff der Ein- und Ausfuhr von Waaren stattgefunden. Diese Frage hängt mit der des Prohibitivsystems (s. d.) zusammen. — Was insbesondere die A. in sanitätspolizeilicher Hinsicht betrifft, so ist diese eine wichtige Maßregel der sogenannten Prophylaxe, d. h. der Bemühung, Krankheiten zu verhüten. Sie besteht in der theilweisen oder völligen Verhinderung des Verkehrs mit Orten, an denen eine ansteckende Krankheit herrscht, sei es, daß dieselbe nur einzelne Individuen befallen oder sich über eine Ortschaft oder ein ganzes Land verbreitet hat. Die A. hat sich, nach der Art der Krankheit, nicht blos auf Menschen und Thiere, sondern auf alles zu beziehen, was Träger des Contagiums, d. i. des Ansteckungsstoffes, sein kann, wie z. B. die Felle der an gewissen Viehseuchen gefallenen Thiere. Abgesehen davon, daß jeder einzelne sich der möglichen Ansteckung gegenüber absperren darf soviel er will und kann, ist die A. eine Maßregel der Sanitätspolizei. Als solche ist sie jedoch nur bei einigen wenigen Krankheiten von entschiedenem Nutzen, und zwar im kleinen bei Pocken und Wasserscheu, im großen bei Pest und gewissen Viehseuchen. Von der A. bei Typhus und Cholera ist man fast ganz zurückgekommen, und es wäre dieselbe höchstens in außerordentlichen Fällen anzurathen. Denn durch die Hemmung des Verkehrs wird den Erkrankten leicht auch die Zufuhr reichlicher und frischer Nahrungsmittel u. s. w. abgeschnitten, der Erwerb der Gesunden beeinträchtigt und das allgemeine Elend nur gefördert. (Vgl. auch Ansteckung.)

Abstand. In der Sternkunde nennt man A. vom Mittage den Bogen des Aequators von dem Mittagskreise bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Aequator schneidet; A. der Nachtgleiche vom Mittage den in Graden oder Stunden ausgedrückten Bogen des Aequators, welchen der Frühlingspunkt von dem Augenblicke des wahren Mittags an noch zu durchlaufen hat, ehe er in den obern Mittagskreis kommt, d. h. 360° weniger der jedesmaligen geraden Aufsteigung der Sonne, was leicht in Stunden ausgedrückt werden kann, da in einer Stunde 15 Grade durch den Meridian gehen; A. vom Scheitel oder Zenith (die Zenithdistanz) den Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunkt an gerechnet bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne, also 90° weniger der Höhe dieses Punktes über dem Horizonte. — In der Geometrie ist A. eines Punktes von einer geraden Linie oder von einer Ebene die senkrechte Linie, welche von diesem Punkte auf die (nöthigenfalls verlängerte oder erweiterte) Linie oder Ebene gezogen ist; ferner der A. einer Linie von einer ihr parallelen Linie oder Ebene, ebenso der einer Ebene von einer ihr parallelen Ebene eine senkrechte Linie, welche von irgendeinem Punkte der erstern auf die letztere (nöthigenfalls zu verlängernde oder zu erweiternde) gefällt oder gezogen ist.

Abstandsgeld ist die Summe, gegen deren Zahlung jemand seine Rechte aufgibt. Sind

diese Rechte unbestritten, wie wenn ein Miether die unzweifelhaft ermiethete Sache vor Ablauf der Contractszeit dem Eigenthümer oder einem dritten zum Gebrauche überlassen soll, so hat das A. die Eigenschaft eines Entschädigungsbetrags, außerdem aber, wenn die aufzugebenden Rechte nicht unbestreitbar sind, eines Vergleichsquantums. Gewöhnlich wird das A. nachgehends mittels freier Vereinbarung bestimmt, es kann jedoch seine Feststellung ausnahmsweise bei Zwangsenteignungen zu öffentlichen Zwecken durch die Behörden erfolgen. Von dem Reugelde unterscheidet sich A. dadurch, daß jenes gleich bei der Begründung der fraglichen Rechtsbeziehungen im Zusammenhange mit einem ausdrücklichen Rücktrittsvorbehalte bedungen ist und deshalb dem andern Theile, selbst wenn diesem der nachherige Rücktritt ungelegen kommt, nach dem bloßen Willen des einen Theils aufgenöthigt werden kann.

Absterben nennt der Laie häufig das bloße Erkalten, Erblassen und Steifwerden der Glieder, wie solches besonders häufig an den Fingern vorkommt. Es beruht dasselbe auf einer, meist durch Kälte herbeigeführten Verengerung der Blutgefäße, infolge deren die Haut blutleer und ihre Lebensthätigkeit herabgesetzt wird. Wärme und Frottiren genügt, um diesen Zustand wieder zu heben. In der Heilwissenschaft versteht man unter Absterben den wirklichen Tod einzelner Theile oder Gewebe und bezeichnet diesen Proceß als Brand (s. d.) oder Nekrose (s. d.).

Abstimmung ist die Handlung, wodurch eine Versammlung, in der Regel nach vorhergegangener Berathung, den definitiven Willen ihrer Mitglieder über den von ihr zu fassenden Beschluß ermittelt. Es hängt von der Verfassung des betreffenden Instituts ab, ob Stimmeneinhelligkeit oder nur Stimmenmehrheit erforderlich ist, um einen gültigen Beschluß zu Stande zu bringen; ferner, ob nur absolute Majorität, d. h. eine Stimme mehr als die Hälfte, oder eine noch stärkere, etwa zwei Drittel oder drei Viertel der Mitglieder, nöthig ist. Desgleichen muß bestimmt sein, wie es im Fall der Stimmengleichheit zu halten, ob da der Präsident den Ausschlag zu geben habe, oder ob die Sache zu vertagen und später eine nochmalige A. zu veranstalten sei. Wo es sich um einen Urtheilsspruch handelt, da pflegt in solchem Falle die dem Angeklagten günstigere Meinung als gültig angenommen zu werden. In manchen parlamentarischen Versammlungen gilt ein Antrag für abgelehnt, wenn er nur die Hälfte der Stimmen, keine wirkliche Mehrheit erlangt. Wichtig ist, ob die A. öffentlich, durch Ja und Nein, Aufstehen oder Sitzenbleiben, Theilung nach verschiedenen Seiten, Händeaufheben u. dgl., oder ob sie geheim, z. B. durch Ballotage, Kugelung u. s. w., erfolgt. Das Verlangen namentlicher A. ist wol öfters in bewegtern Zeiten benutzt worden, um die Gegenpartei einzuschüchtern, indem darin die Drohung lag, durch das Bekanntwerden ihrer Stimmgebung sie dem Volke verhaßt zu machen. Das Gleiche kann bei andern Zeitverhältnissen auch zu Gunsten der Regierung geschehen. Freilich muß vorausgesetzt werden, daß jeder, der die Ehre hat, Vertreter des Volks zu sein, Charakterstärke genug besitze, solchen Einschüchterungen, von welcher Seite sie auch kommen, zu widerstehen. Die Leitung der A. oder die Fragstellung, ein oft sehr schwieriges Geschäft, steht dem jedesmaligen Vorsitzenden einer Versammlung oder Körperschaft zu. Ueber die A. bei Wahlen s. Wahl.

Abstinenz, d. i. Enthaltung, heißt bei den Katholiken besonders die Enthaltung von Fleischspeisen am Freitag, Sonnabend und überhaupt an Fasttagen, welche deshalb auch Abstinenztage genannt werden. (S. Fasten.)

Abstoßung oder Repulsion nimmt man in der Physik neben der Anziehung an, um die Verschiedenheit des Aggregationszustandes der Körper zu erklären. Wenn nämlich die Atome oder untheilbaren kleinsten Theilchen, aus denen man sich alle Stoffe bestehend denken muß, nur der Sitz einer gegenseitigen Anziehung wären, so würde es feste Körper von äußerst großer Dichte, aber keine flüssigen oder gasförmigen Körper geben. Um die Existenz auch dieser letztern zu erklären, nimmt man an, daß in den festen Körpern die Anziehung der Theilchen die A. überwiegt, in den Flüssigkeiten beide Kräfte sich ziemlich das Gleichgewicht halten, in den luftförmigen Stoffen oder Gasen dagegen die Abstoßung vorwaltet. Temperaturerhöhung muß eine Verstärkung der Abstoßungskraft bewirken, da man durch Erhitzung feste Körper schmelzen und zerschmolzene verdampfen kann. Namentlich war es Immanuel Kant, welcher die Behauptung aufstellte, daß das Bestehen der Materie durch zwei Kräfte, Anziehung und A., oder, wie er es nannte, Ziehkraft und Dehnkraft bedingt sei. Die augenfälligen A., welche zwischen gleichnamig magnetischen und elektrischen Körpern stattfinden, haben nichts mit dieser allgemeinen Abstoßungskraft zu thun. (Vgl. Anziehung, Magnetismus, Elektricität.)

Abstraction ist diejenige Operation des Denkens, vermöge deren unsere Vorstellungen und

Gedanken aus den Verknüpfungen und Verbindungen, in welchen die sinnliche Empfindung und Erfahrung sie uns darbietet, herausgehoben und ihrem eigenen Inhalte nach im Denken bestimmt werden. Das Product dieser Operation heißt ein abstracter Begriff, im Gegensatze der concreten Vorstellung. Zum großen Theil vollzieht sie schon der gewöhnliche, unwillkürliche Gedankenlauf, wenn auch nicht präcis und vollständig; aber doch so weit, daß, mit Ausnahme der Eigennamen, eigentlich alle Worte der Sprache Abstracta sind, die jedoch zum größten Theil zwischen verschiedenen Bedeutungen schwanken. Insofern ein abstracter Begriff nicht blos von einem bestimmten Exemplar gilt, sondern als Merkmal in mehreren Dingen vorkommt, ist er ein allgemeiner, höherer; und da die A. stufenweise fortschreiten kann, so nennt man einen Begriff um so mehr abstract, je höher und allgemeiner, also auch je entlegener er von der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung ist. Dergleichen Abstractionen, die bei der Zerlegung der Begriffe in ihre verschiedenen Merkmale willkürlich nach verschiedenen Richtungen hin verfolgt werden können, werden leer, wenn sie ihren Beziehungspunkt aus dem Auge verlieren. So ist z. B. das allgemeine Abstractum Raum und Zeit für den Physiker eine leere A., weil ihn räumliche und zeitliche Verhältnisse nur insofern interessiren, als dadurch Dinge und Ereignisse bestimmt werden. Ueberhaupt bietet die Ausbildung allgemeiner Begriffe, obwol alles Wissen sich unvermeidlich in ihnen bewegt, für sich allein nicht unmittelbar ein Wissen dar, und es gehört zu den, wenn auch leicht begreiflichen Verirrungen der Philosophie, daß sie in älterer wie in neuerer Zeit bisweilen das Allgemeine und Abstracte geradezu für das Wesen der Dinge erklärt hat. Da die A. und das starre Festhalten an einmal gebildeten Abstractionen oft die für die Erkenntniß nothwendigsten Beziehungen der Begriffe verdunkelt und aus dem Auge verlieren läßt, so bezeichnet man durch das Wort abstract auch das Einseitige und durch seine Einseitigkeit Ungenügende. Im gewöhnlichen Leben heißt von etwas abstrahiren soviel als von etwas absehen, kein Gewicht darauf legen, es nicht zum Gegenstande einer absichtlichen Thätigkeit machen.

Abstrus, vom lat. abstrudere, heißt eigentlich das Versteckte, schwer zu Verstehende, daher überhaupt das, was den Auffassenden wegen der Form oder wegen des Inhalts abstößt, ihm als seltsam, hart und ungenießbar erscheint. Natürlich kommt dabei viel auf den Bildungsgrad und die Neigungen des Auffassenden selbst an. Namentlich in wissenschaftlichen Untersuchungen kann dem Laien leicht etwas als sehr abstrus erscheinen, was gleichwol der Natur der Sache ganz angemessen ist. In der künstlerischen Darstellung, die sich, wenn sie ihren Zweck erreichen will, nach dem mittlern Durchschnitte der Empfänglichkeit richten muß, verdirbt der Fehler des Abstrusen leicht den ästhetischen Eindruck.

Absurd, der Ableitung nach (von ab und surdus) eigentlich das, was von einem Tauben kommt. Da der Taube sehr leicht in Gefahr geräth, etwas zu sagen, was nicht der Sache entspricht, so nennt man das Ungereimte und Lächerliche absurd oder eine Absurdität. Im strengen, wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Philosophie und der Mathematik heißt aber nur das absurd, was einen Widerspruch in sich selbst enthält oder einer anerkannten Wahrheit zuwiderläuft. Ad absurdum führen heißt daher eigentlich eine Wahrheit dadurch beweisen, daß man das Entgegengesetzte in seiner Ungereimtheit darstellt, im gewöhnlichen Leben aber überhaupt: lächerlich machen.

Absynthium bezeichnet in der Botanik eine Unterabtheilung der Gattung Artemisia (s. d.), in der ärztlichen und Volkssprache aber eine Art derselben, den gemeinen Wermut (Artemisia Absinthium, L.; Absynthium officinale, Nees). Dieses an Hecken, Wegen, Flußufern und auf steinigen Bergen Südeuropas, auch noch der südl. Schweiz und Südtirols gemeine, sonst häufig cultivirt und verwildert (auf Kirchhöfen, an Mauern u. s. w.) vorkommende Kraut besitzt einen stark aromatischen Geruch und einen brennend gewürzhaften, äußerst bittern Geschmack, namentlich die Blätter, welche als Herba Absynthii, und die blütentragenden Aestchen, die unter dem Namen Summitates Absynthii officinell sind. Der Wermut enthält nämlich einen bittern, durch Wasser und Weingeist ausziehbaren Stoff, welcher die Eigenschaften einer Säure besitzt und in Krystallen, von den Chemikern Absynthein genannt, gewonnen werden kann, ätherisches Oel, harz- und gummiartige Substanzen u. a. m. Der Bitterstoff und das ätherische Oel sind sehr heilkräftig, weshalb der Wermut als magenstärkendes und wurmwidriges Mittel in der Medicin in verschiedenen Formen (Oel, Extract, Tinctur u. s. w.) gebraucht, auch zu verschiedenen zusammengesetzten Arzneien (z. B. zu den bittern Magentropfen, Elixirium viscerale Hoffmanni) verwendet wird. Verschieden davon sind die Kräuter, aus denen der unter dem Namen Extrait d'absinthe bekannte Liqueur (unter Zusatz von Anis) bereitet

wird. Diese sind kleine, niedrige, in den Alpen wachsende Arten von Artemisia, z. B. mutellina, glacialis, rupestris, spicata, welche den Bewohnern der piemont. und südschweiz. Alpen unter dem Namen Genippi bekannt und als Herba Genippi albi officinell sind. Der Liqueur selbst wird, meist in Wasser gegossen, von Personen genossen, welche die natürliche Wiederkehr des Appetits vor Tische nicht abwarten wollen oder wirklich an Verdauungsschwäche leiden. Aehnliche Verwendung wie der gemeine Wermut findet der römische (Artemisia pontica), ein kleiner Halbstrauch, welcher ebenfalls in Südeuropa, aber auch hier und da in Süd- und Mitteldeutschland wild wächst und nicht selten in Küchengärten cultivirt wird.

Abt, entstanden aus Abbas (Vater), der latinisirten Form von Abba (s. d.), hieß anfangs jeder ältere Mönch, seit dem 5. und 6. Jahrh. aber nur der Vorsteher eines Klosters, wodurch dieser Ehrentitel das Gewicht eines kirchlichen Amtsnamens erhielt, dessen sich auch die Vorsteherinnen der Nonnenklöster (mit weiblicher Endung Aebtissin, von der lat. Form Abbatissa) bedienten. Solange nur Klöster nach der Regel des heil. Benedict (bis Anfang des 10. Jahrh.) bestanden, war A. auch der allgemeine Name für deren Vorstände. Von den seit dem 10. Jahrh. neu begründeten Orden wurden nur die Klöster einiger weniger, wie der Prämonstratenser, Cistercienser, Trappisten, von Aebten regiert, während die meisten andern ihre Klostervorsteher Majores (bei den Camaldulensern), Prioren (bei den Karthäusern, Hieronymiten, Dominicanern, Karmelitern, Augustinern u. s. w.), Guardiane (bei den Franziscanern) oder auch Rectoren (bei den Jesuiten) nannten. Aebtissinnen hatten, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, auch die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Mehrere Orden wollten sich des Titels aus Demuth nicht bedienen. Die Stellung des A. einerseits gegenüber dem Orden, andererseits zu den ihm untergebenen Mönchen seines Klosters ist eine sehr verschiedene. Bei den Benedictinern z. B. besitzt der vom Convent erwählte A. volle Selbständigkeit, während er bei den Cisterciensern bureaukratisch dem Hohen Rathe zu Clairvaux untergeordnet ist. Schon ehe die Mönche zum Klerus gerechnet wurden, hatte der A. das Recht und die Pflicht, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen, die Klostergüter zu verwalten und von den Mönchen unbedingten Gehorsam (Obedienz) zu verlangen. Die Strafgewalt der Aebte über ihre Mönche geht ziemlich weit, und vom 7.—11. Jahrh. war in Irland und Deutschland körperliche Züchtigung nicht selten. Die Appellation von einem Straferkenntnisse des A. steht bei den Benedictinern an den Bischof der Diöcese oder den Papst offen. Schon seit dem 6. Jahrh. gehören die Aebte zum geistlichen Stande, und seit der zweiten Kirchenversammlung zu Nicäa (787) sind sie zur Ertheilung der niedern Weihen an ihre Mönche berechtigt. Alle Aebte sind Prälaten der Kirche, haben den Rang gleich nach den Bischöfen und das Stimmrecht auf den Kirchenversammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte suchten auch die Aebtissinnen zu erwerben, doch sind ihnen dieselben schon darum nie ganz zugestanden worden, weil Frauen keine priesterlichen Handlungen verrichten dürfen. Sie blieben ihren Diöcesanbischöfen unterworfen, während sich die Aebte von diesen durch Privilegien frei zu machen suchten. Die Aebte der befreiten oder unmittelbaren Klöster erkennen keinen andern Herrn an als den Papst. Seit dem 7. Jahrh. mischten sich die Bischöfe nicht selten in die Abtsrechte, setzten nach Gutdünken ihre Günstlinge als Aebte ein und behielten auch wol bei Vacanzen die Abteien für sich selbst. Noch viel nachtheiliger war es der Würde, daß sie seit dem 8., noch mehr aber im 9. Jahrh. durch die Gunst und Noth der Könige in Laienhände kam, indem die Karolinger ihre Parteigänger für Treue und Kriegsdienst mit Abteien belohnten. So hatten bis in das 10. Jahrh. die ansehnlichsten Klöster im Gebiet der röm. Kirche meist Laienäbte oder Abtgrafen (lat. Abbacomites, Abbates milites), welche die Einkünfte dieser Pfründen an sich nahmen. Die wirkliche Aufsicht in den Klöstern wurde in diesem Falle Dekanen, Prioren sowie regulirten Unteräbten als Vicarien übertragen. In Frankreich wurden den Mitgliedern des königl. Hauses Abteien als Tafelgüter geschenkt; die reichsten behielten sich gewöhnlich die Könige selbst vor, wie denn Hugo Capet A. von St.-Denis bei Paris und zu St.-Martin in Tours war. Bisweilen fielen Nonnenklöster auch Männern zu und Mönchsklöster vornehmen Frauen. Dem Eifer, womit im 11. Jahrh. die Reform des Klosterwesens betrieben wurde, gelang allmählich die Abstellung solcher Schenkungen an Laien. Infolge der von Clugny ausgegangenen Reform des Benedictinerordens entstanden auch Klöster ohne Aebte, die von dem Stammkloster zu Clugny abhängig waren und nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates zu Vorstehern erhielten. Die infulirten Aebte genießen das im Mittelalter häufig durch päpstl. Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, sich bischöfl. Titel und Insignien zu bedienen. Die bischöfl. Gewalt mit eigenen Diöcesen hatten aber nur

wenige derselben, z. B. die Aebte zu Fulda und Korvei in Deutschland, zu Montecassino bei Neapel, zu Catanea und Monreale in Sicilien; in Frankreich keiner. Vor der Periode der Säcularisation gab es in Deutschland und der Schweiz auch gefürstete Aebte, z. B. zu Fulda, Kempten, St.-Emmeran in Regensburg, Einsiedeln, St.-Gallen u. s. w., sowie gefürstete Aebtissinnen, z. B. zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünster zu Regensburg. Diese Abteien wurden daher auch im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 als Fürstenthümer betrachtet. (S. Reichsstifte.) Die Wahl der Aebte steht in der Regel den Kapiteln der Klöster zu; bei den freien und unmittelbaren folgt darauf die päpstl., bei den mittelbaren die bischöfl. Bestätigung. Abweichungen von der Regel kamen jedoch sehr häufig vor, namentlich gegen Ausgang des Mittelalters, als die Verderbniß in der Kirche überhandnahm. Sowol die Fürsten als auch die Curie verletzten vielfach das Wahlrecht der Kapitel; die Abteien wurden oft an Weltgeistliche vergeben, die gar nicht an die Beobachtung der Ordensregel, welcher das Kloster folgte, gebunden waren. Aebte dieser Art heißen Säcularäbte; ihre Stellvertreter dagegen in den Klöstern, gleich allen den Aebten, welche dem Mönchsstande angehören, Reguläräbte. In Frankreich, wo den Königen nach dem von Franz I. 1516 mit dem Papste abgeschlossenen Concordat die Verleihung der Abtstellen in sämmtlichen Mönchsklöstern zustand, mit Ausnahme der 115 regulirten Klöster und der Hauptsitze der Cistercienser, Karthäuser und Prämonstratenser, hieß ein in dieser Weise durch königl. Machtspruch ernannter A. Abbé commendataire. Der Hof gab die Abteien an begünstigte Personen, meist jüngere Söhne vornehmer Familien, welche die niedern Weihen nur nahmen, um als Weltgeistliche reiche Einkünfte genießen zu können. (S. Abbé.) In den Ländern, welche die Reformation annahmen, wurden die meisten Klöster zu den fürstlichen Domänen gezogen, und nur in Hannover, Braunschweig und Würtemberg blieben einige als Schulen und Seminarien oder als Versorgungsanstalten für unverheirathete Frauen adelicher Geburt bestehen, deren Vorsteher und Vorsteherinnen den Namen Aebte und Aebtissinnen behielten und die landständischen Rechte der Klöster vertraten. Die Vorsteher der Klöster in der griech. Kirche heißen Higumenen oder Mandriten, die Generaläbte Archimandriten. — Im Mittelalter und auch noch später wurde der Name A. auf die Vorsteher verschiedener geistlicher und weltlicher Genossenschaften übertragen; selbst die Anführer lustiger Brüderschaften hießen scherzweise Aebte, daher der Name Narrenabt (Abbas stultorum, cornardorum, fatuorum).

Abt (Franz), beliebter Liedercomponist, wurde 22. Dec. 1819 zu Eilenburg in der preuß. Provinz Sachsen geboren. Von seinem Vater, einem Prediger, ebenfalls zur Theologie bestimmt, kam er im Alter von 12 Jahren nach Leipzig auf die Thomasschule und mit 18 Jahren auf die Universität daselbst. Anfangs eifrig seinen Studien obliegend, wurde er später, angeregt durch das blühende leipziger Musikleben und durch die Bekanntschaft mit Mendelssohn, von der Theologie ab- und zur Tonkunst hingezogen. Bald sah er sich an der Spitze des Philharmonischen Vereins (eines Studenten-Gesangvereins), fand auch für seine Tanz- und Pianofortecompositionen Verleger. Anfang 1841 ging er als Musikdirector an das bernburger Hoftheater, doch schon im Herbst desselben Jahres in gleicher Eigenschaft nach Zürich an das unter Charlotte Birch-Pfeiffer stehende Actientheater. Als Gesanglehrer und Dirigent von Gesangvereinen gesucht und geschätzt, als Componist beliebt, verweilte er in Zürich bis in den Herbst 1852, wo er als stellvertretender und zweiter Kapellmeister an das braunschweiger Hoftheater berufen wurde. Im Frühjahr 1855 ernannte ihn der Herzog von Braunschweig zu seinem ersten Hofkapellmeister. Durch angenehme Melodik haben sich A.'s zahlreiche einstimmige Lieder und seine Männerquartette eine weitverbreitete Popularität erworben; das bekannteste seiner Lieder dürfte das 1842 componirte «Wenn die Schwalben heimwärts ziehen» sein.

Abtreiben heißt der hüttenmännische Proceß, welcher die Abscheidung des Silbers aus dem Werkblei bezweckt. Wird letzteres auf dem Herd eines Flammofens (Treibofens) bei Zuleitung von Gebläseluft eingeschmolzen, so verwandeln sich alle Metalle, außer Silber und Gold, in Oxyde (Abzug, Abstrich, Glätte), welche abfließen, während das Silber oder eine Legirung von Silber und Gold, mehr oder weniger verunreinigt, auf dem Herd zurückbleibt. Zur Ermittelung des Silbergehalts in Erzen und hüttenmännischen Producten wird das im Probirgut enthaltene Silber an Blei gebunden und durch A. (Kupellation) im Probirofen von dem silberhaltigen Blei wieder abgeschieden.

Abtreibung der Leibesfrucht heißt jede rechtswidrige, das Leben des Kindes hindernde Entfernung der Frucht aus dem Mutterleibe. Für den rechtlichen Standpunkt bleibt die Wahl, entweder das Leben des Kindes als das verletzte Object anzusehen und demnach die Strafe als

Schutz des Embryo aufzustellen, oder die Mutter, ihren Körper und ihre Gesundheit allein ins Auge zu fassen. Es ist klar, daß der Einfluß des Standpunkts gerade hier für die Frage der Strafbestimmung, der Strafzumessung des Versuchs und auch für die Frage der Thäterfähigkeit von der größten Bedeutung wird. Die Römer sahen den Fötus als innern Körpertheil (pars viscerum), als selbständig gar nicht vorhanden an; sie konnten daher zu einer Bestrafung solcher Handlungen nicht kommen, sobald diese mit Zustimmung der Mutter oder gar von ihr selbst vorgenommen waren. Das ältere deutsche Recht dagegen setzte Bußen fest, deren Höhe sich nach der größern oder geringern Ausbildung des Fötus richtete. An diesen durchaus rationellen Unterschied schloß sich das christl. Bedürfniß späterer Zeit, und man nahm nun in völlig subjectiver Willkür an, daß ein Kind 40 Tage nach der Empfängniß beseelt werde und dann als geistig existirender Mensch auch Gegenstand einer Tödtung sein könne. Die Besorgniß, das Kind der Taufe zu entziehen, war dieser Ansicht sehr förderlich, und leider hat sich dem auch die Carolina angeschlossen, welche das Verbrechen der Tödtung anreiht und demgemäß Todesstrafe droht, sobald «jemandt eynem weibßbild durch bezwang, essen oder drincken eyn lebendig kindt abtreibt fürsetzlicher weise», oder «die fraw .... es auch an jr selbs thatte». Die neuern Gesetzgebungen stellen wieder den medicinalpolizeilichen Gesichtspunkt mehr in den Vordergrund und nehmen den Standpunkt der Tödtung nur bei ausgebildetem Kinde an; sie sind daher auch regelmäßig auf Freiheitsstrafen herabgegangen, welche bei günstigen Umständen sogar ohne erhebliche Dauer sind. Festzuhalten ist aber vor allen Dingen, daß diese Veranlassung einer Geburt widerrechtlich sein muß. Wo also z. B. aus Sorge für die Mutter oder für das Kind die vorzeitige Förderung der Geburt veranlaßt wird, kann schon aus diesem Grunde von Abtreibung nicht die Rede sein. Man unterscheidet diesen Fall, genau gesprochen, durch die Bezeichnung «Veranlassung einer Frühgeburt».

Abtretung ist die Ueberlassung eines Eigenthums, Rechtes, Anspruchs an einen dritten, der damit in unsere Rechte an dem Objecte der A. tritt. In privatrechtlicher Beziehung ist hier besonders die Cession (s. d.) von Forderungen wichtig. A. kommen aber auch in staats- und völkerrechtlicher Beziehung vor, wie namentlich A. von Provinzen und Landestheilen von seiten eines Staats an den andern, dergleichen fast nach jedem Kriege erfolgen, A. des Regierungsrechts zu Gunsten eines Nachfolgers, A. der ganzen Souveränetät zu Gunsten eines fremden Regenten oder Staats. Während aber im allgemeinen dieselben Rechtsgrundsätze, welche bei der privatrechtlichen A. maßgebend, auch bei der öffentlichen anwendbar sind, bildet doch bei letzterer ein Haupterforderniß der erstern, nämlich daß die A. vollkommen freiwillig erfolge, und keinerlei Gewalt, List, Trug dabei im Spiele sei, eine seltene Ausnahme. Die meisten von Staaten an Staaten erfolgten A. sind erzwungen, sind die Folge unglücklicher Kriege gewesen. Ebendeshalb hat sich der Abtretende auch immer stillschweigend vorbehalten, das ihm mit Gewalt Entrissene bei günstiger Gelegenheit wiederzuholen. Indeß hat doch auch diese A. die rechtliche Wirkung, daß selbst bei einer spätern Wiedererlangung der Abtretende den Zwischenherrscher als einen legitimen ansehen und dessen Handlungen als ihn verbindend betrachten muß, während dies sehr zweifelhaft bleibt, wo die Zwischenherrschaft lediglich auf der Thatsache der Occupation beruhte und durch keinerlei A. sanctionirt war. Auch A. von Regierungsrechten, Verzichtleistungen zu Gunsten dritter sind häufig wenigstens durch die Umstände, vielleicht durch revolutionäre Zustände erzwungene gewesen. Völlig freiwillige A. von Landestheilen an einen andern Staat dürften nur infolge eines Tausches oder Kaufes vorkommen. Dahin sind auch die Fälle zu rechnen, wo Gebietstheile zur Deckung von Kriegskosten oder anderer Forderungen abgetreten werden. Eine eigenthümliche, kaum wol sonst in gleicher Weise vorgekommene A. war die der Lombardei seitens Napoleon's III. an den König von Sardinien 1859, nachdem ersterer deren A. an sich von Oesterreich erzwungen hatte. Diese A. war eine freiwillige, scheinbar auch unentgeltliche. Erst später zeigte sich, daß Napoleon einen guten Preis, nämlich Savoyen und Nizza, sich dafür ausbedungen hatte.

Abtritt (Abort, Apartement, Retirade, Privet), der Ort, welcher zur Aufnahme der menschlichen Auswürfe bestimmt ist. Wie unwesentlich und selbst unangenehm die Berührung dieses Gegenstandes vielen auch scheinen mag, so ist derselbe dennoch nicht blos in baulicher, sondern auch in gesundheitspolizeilicher, ärztlicher und ökonomischer Hinsicht ein wichtiger und wegen seines Einflusses auf die Wohlfahrt des einzelnen und der Gesammtheit beachtenswerther. Bei Errichtung eines Hauses sind vor allem die A. so anzulegen, daß sie hinreichendes Licht erhalten und namentlich durch ihren Geruch nicht belästigen (Water-Closets). Die Aufbewahrungsgruben, in welche die Excremente durch die am besten aus glatten Stoffen, wie

Marmor, Gußeisen, gebranntem Thon, Cement, Asphalt, gefertigten Abfallsröhren geführt werden, müssen leicht gereinigt werden können und vor Wärme und eindringendem Luftzug geschützt sein. Die Gesundheitspolizei hat diesem Gegenstande ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen, da die leicht mögliche Unreinlichkeit, namentlich aber die schädlichen Gase und Miasmen, besonders in größern Städten, oft Anlaß zu Krankheiten geben, weshalb 1850 in Frankreich durch Verordnung die Desinfection oder Geruchlosmachung der A. anbefohlen worden ist. Man kann dies theils durch Geruchröhren, welche in oder längs der Mauer bis über das Dach führen, durch Ventilatoren u. s. w., theils durch Zusätze von desinficirenden Mitteln, z. B. Gips, Eisenvitriol, Torf- und Steinkohlenasche, Schwefelsäure u. s. w. bewerkstelligen. Außerdem darf die Ausleerung der Gruben nur im Winter und bei Nacht stattfinden. Die Anlage öffentlicher A. erscheint in größern Städten durchaus nothwendig; sie bedürfen jedoch sorgfältiger Ueberwachung. Weil die A. leicht die Fortpflanzer ansteckender Krankheiten werden können, so ist namentlich bei der Benutzung öffentlicher Institute derart Vorsicht nöthig. A., welche von gefährlich Kranken besucht werden, sind gänzlich zu vermeiden. Viele Aerzte sind sogar der Ansicht, daß schon durch den bloßen aufsteigenden Dunst manche Krankheiten, wie z. B. Ruhr, Cholera u. dgl., übertragen werden können. Auch müssen die A. so eingerichtet sein, daß kein Zugwind entsteht, da eine Menge von Erkältungen und Krankheitsfällen hierin ihren ersten Grund haben. Die Chemie der Neuzeit hat nachgewiesen, daß die Hartnäckigkeit und Verbreitung vieler endemischer Uebel, namentlich aber der Seuchen, zum großen Theil der mangelhaften Anlage der Bequemlichkeitsörter in volkreichen Städten zugeschrieben werden muß. Insbesondere ist, wie Pettenkofer in München dies durch zahlreiche Analysen dargelegt hat, die Brunnenvergiftung durch Uebertritt von Gasen (Schwefelwasserstoffgas, Kohlenwasserstoff, Stickgas, Ammoniakgase u. s. w.) aus den nahegelegenen Gruben ein so häufiges Vorkommniß, daß dadurch viele früher räthselhafte Krankheitserscheinungen erklärt werden. Es ist Aufgabe der Sanitätspolizei, in dieser Hinsicht für hinreichende Entfernung der Privetgruben von Brunnen und Quellen zum Hausgebrauch, sowie für ihre wasserdichte Ummauerung (mit Beton, Cement, Thon, hydraulischem Kalk) auf das strengste zu sorgen.

In ökonomischer Beziehung muß bedauert werden, daß man der Benutzung der menschlichen Excremente, obgleich sie in passender Mischung mit andern Stoffen dem Pflanzenwachsthum besonders günstig sind, theils aus Ekel, theils aus Fahrlässigkeit in vielen Gegenden so sehr entgegen ist, während sie in dichtbevölkerten Ländern, wie China und Japan, die einzigen Düngungsmittel bilden. Neuerdings übernehmen in größern Städten besondere Unternehmer unentgeltlich oder gegen einen gewissen Pacht die Reinigung der Gruben und Kloaken von ihren Besitzern, um ihren Inhalt zur Fabrikation von Poudrette und Urat zu verwenden. Liebig hat sich auch in dieser Sache das große Verdienst erworben, anregend gewirkt und den großen Verlust an Pflanzennahrungsstoffen durch die unbenutzte Ableitung der Kloaken in die Gewässer nachgewiesen zu haben. Durch die landwirthschaftlichen Vereine und Behörden sollte besonders auf bessere und vermehrte Anlage von A. auf dem Lande hingewirkt und der Bauernstand auf die Wichtigkeit und Bedeutung der menschlichen Excremente als Dungstoffe hingewiesen werden, wodurch ungeheuere Summen, welche zum Theil für Guano u. dgl. ins Ausland gehen, erspart und gewonnen werden könnten. In den Städten ist die Verbindung der transportabeln, geruchlosen A., welche jetzt schon vielfach üblich sind, mit der Poudrettefabrikation das sicherste Mittel, allen Inconvenienzen vorzubeugen, welche von dem Vorhandensein größerer Sammelgruben unzertrennlich sind.

Abu bedeutet im Arabischen Vater, ebenso wie das entsprechende hebräische Ab. Das Wort wird in beiden Sprachen zur Bildung vieler männlicher Eigennamen gebraucht, in welchen zuweilen das wirkliche Vaterverhältniß bezeichnet wird, z. B. Abu-Bekr, d. i. Vater der Jungfrau. Meistens aber steht Abu oder Ab für Besitzer, einer, der etwas hat, z. B. Abulfeda, Vater der Treue, d. h. der Treue; Abialbon, Vater der Stärke, d. i. der Starke (Name eines Kriegsobersten David's); Abner, Vater des Lichts, d. i. der Leuchtende.

Abu-Bekr, mit dem Beinamen el-Siddik, der erste Khalif der Araber, geb. 573 zu Mekka, war der Sohn des Abu-Kohafa ben-Amer aus dem koreischitischen Stamme der Benu-Taim. Er erwarb sich durch Handelsunternehmungen ein großes Vermögen, bekleidete auch das Amt eines Richters und stand außerdem in Mekka wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner genauen Kenntniß der Geschichte seines Stammes und der Geschicklichkeit im Ausdeuten der Träume in hohem Ansehen. Gleich bei dem ersten Auftreten Mohammed's schloß er sich diesem als Schüler an und verwandelte seinen eigentlichen Namen Abd-el-Kaaba in Abd-Allah. Der Beiname Abu-

Bekr (d. i. Vater der Jungfrau) wurde ihm erst später beigelegt, als Mohammed seine Tochter Aïscha (eine Jungfrau und nicht Witwe, wie die übrigen Frauen des Propheten) zur Frau genommen hatte. Als feuriger Bekenner der neuen Lehre suchte A. derselben in seinem Stamme neue Anhänger zu gewinnen und theilte fortan alle Verfolgungen und Geschicke des Propheten, zu dessen treuesten Freunden er zählte. Nach dem Tode Mohammed's trug er in den Streitigkeiten wegen der Nachfolge über Ali den Sieg davon, und nahm als Fürst des von seinem Schwiegersohne begründeten Reichs den Titel Khalifet-Resûl-Allah (d. i. Nachfolger des Propheten Allah's) an. Nachdem er mit Hülfe seines Feldherrn Khaled, der später den Beinamen Seif-Allah (d. i. Schwert Gottes) erhielt, mehrfache Aufstände im Innern von Arabien niedergeworfen und verschiedene falsche Propheten, wie namentlich den Moçaïlama, mit ihrem Anhang unterdrückt hatte, begann er mit Energie das durch den Tod des Propheten unterbrochene Bekehrungswerk wieder aufzunehmen und den Islam mit dem Schwerte zu den benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang namentlich ein ungeheueres Heer von begeisterten Freiwilligen unter Führung des Abu-Obeid in Syrien ein, das nach abwechselndem Kriegsglück die Streitkräfte des byzant. Kaisers Heraklius schlug und nach langer Belagerung die Stadt Damaskus 635 zur Uebergabe zwang. Inzwischen war A. 23. Aug. 634 zu Medinah gestorben und hatte den Omar, einen andern Schwiegervater des Propheten, als seinen Nachfolger bezeichnet. A. wird als ein Mann von tiefsittlichem Ernst und höchster Begeisterung für den Islam geschildert. Während seiner kurzen Herrschaft hatte er nicht nur wesentlich zur Verbreitung der neuen Lehre beigetragen, sondern auch für deren Befestigung und innern Ausbau durch Zusammenstellung des Koran gesorgt.

Abukir, das alte Kanopos, jetzt ein unbedeutendes Dorf in Unterägypten an der Küste des Mittelmeeres, 3 M. nordöstlich von Alexandria gelegen, mit etwa 200 E. und einem festen Schlosse, ist in der Geschichte des franz. Feldzugs nach Aegypten durch zwei Schlachten berühmt geworden. Die erstere derselben war eine Seeschlacht, in welcher 1. und 2. Aug. 1798 der engl. Admiral Nelson die franz. Flotte vernichtete. Als Bonaparte 1. Juli 1798 in Alexandria gelandet war und sich Bedenken gegen das Einlaufen der größern Kriegsfahrzeuge in den dortigen Hafen erhoben, erhielt Admiral Brueys von Bonaparte die Weisung, mit der aus 13 Linienschiffen bestehenden Escadre bei A. vor Anker zu gehen, um hier die Ergebnisse einer genauern Sondirung jenes Hafens abzuwarten. Wenn die Ergebnisse das Einlaufen nicht gestatteten, so solle er die Flotte nach Korfu in Sicherheit bringen. Sei es nun, daß sich Brueys bei A. für geschützt genug hielt, oder daß er die ersten Waffenerfolge Bonaparte's abwarten wollte, er achtete den Befehl nicht und blieb bei A. liegen. Unterdessen hatte Admiral Nelson, der schon seit Wochen die franz. Escadre vergeblich aufgesucht, von deren Landung in Aegypten Kenntniß erhalten und eilte nun mit seiner 15 Segel starken Escadre der ägypt. Küste zu. In den ersten Nachmittagsstunden des 1. Aug. 1798 kam er der franz. Escadre in Sicht. Brueys hatte in der halbkreisförmigen Rhede von A. seine Linienschiffe parallel mit der Küste in einer krummen Linie aufgestellt und dieselbe an eine kleine, mit einer Batterie besetzten Insel angelehnt. Er glaubte sich so der Untiefen halber in seinem Rücken sicher. Allein Nelson ließ plötzlich die Hälfte seiner Schiffe zwischen der Insel und der franz. Schlachtlinie durchbrechen und gewann somit den Vortheil, die franz. Schiffe theilweise angreifen und zwischen zwei Feuer nehmen zu können. Abends zwischen 7 und 8 Uhr eröffnete Nelson das Feuer, welches die ganze Nacht hindurch 15 Stunden lang währte und nur eine kurze Unterbrechung erfuhr, als gegen 11 Uhr nachts das franz. Admiralschiff, der Orient, in die Luft flog. Der rechte Flügel der Franzosen, unter Contreadmiral Villeneuve, war außer Spiel geblieben, doch konnte derselbe nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten nach Korfu retten, die übrigen Schiffe waren verloren. Brueys hatte während des Kampfes seinen Tod gefunden. Bonaparte war durch den Untergang der Flotte mit seiner Armee vom Mutterlande abgeschnitten. — Die zweite Schlacht von A. fand im folgenden Jahre zwischen der franz. und einer türk. Armee statt. Nach Beendigung des syr. Feldzugs (Juni 1799) landete ein türk. Heer von 18000 Mann vorzüglicher Truppen, die zu Rhodus unter Befehl Mustapha-Pascha's eingeschifft worden waren, bei A. und setzte sich in diesem inzwischen vom franz. General Marmont, der in Alexandria befehligte, stärker befestigten Orte fest, ohne daß es Marmont hindern konnte. Auf die Nachricht davon eilte jedoch Bonaparte mit 5000 Mann Infanterie und 1000 Pferden herbei und vernichtete in einer mörderischen Schlacht 25. Juli 1799 die Türken vollständig. Nur ein kleiner Theil hatte sich in das Fort von A. gerettet, 3000 waren im Kampfe gefallen, der größte Theil ins Meer gedrängt worden. Unter den

Gefangenen befand sich Mustapha selbst. Am 2. Aug. fiel auch die Feste von A. wiederum in die Hände der Franzosen. Der Sieg der Franzosen bei A. war glänzend; doch ward Bonaparte durch Nachrichten, die er aus Europa erhielt, zur Rückkehr nach Frankreich bestimmt, den Oberbefehl in Aegypten an Kleber übertragend.

Abulfaradsch, s. Barhebräus.

Abulfêda (Emad-eddin Ismail), ein als Schriftsteller berühmter moslem. Fürst, aus der kurd. Dynastie der Ejjubiden entsprossen, der auch der berühmte Saladin angehörte, ward zu Damaskus 1273 (im Jahre der Hedschra 672) geboren und zeichnete sich schon als Jüngling in mehrern Feldzügen gegen die Kreuzfahrer durch Tapferkeit aus. Seine Abstammung gab ihm Erbansprüche auf das Fürstenthum Hamat in Syrien, das unter ägypt. Oberhoheit stand. Nach mancherlei Hindernissen erhielt er im Oct. 1310 vom Sultan Malek-en-Nasser das Fürstenthum Hamat, das er erst als Statthalter, dann seit 1312 als Malik und später als Sultan bis an seinen Tod behielt. Er blieb fortwährend ein treuer Bundesgenosse des ägypt. Sultans, den er öfter in Aegypten besuchte, und starb 26. Oct. 1331. A. war ein großer Freund der Wissenschaften und hat mehrere wichtige Werke in arab. Sprache hinterlassen, darunter namentlich Annalen, die bis 1328 reichen und von denen Fleischer die «Historia anteislamica» (Lpz. 1831), Reiske aber das ganze Werk mit Ausschluß der anteislamitischen Geschichte unter dem Titel «Annales moslemici» (5 Bde., Kopenh. 1789—94) herausgegeben hat. Obgleich zum größten Theile nur eine Compilation aus frühern arab. Geschichtswerken liefert es doch, da es in einer verhältnißmäßig spätern Zeit verfaßt ward, über die mohammed. Dynastien eine so weit reichende Uebersicht, wie man sie nicht häufig findet. Sein Stil ist ganz einfach und ungeschmückt. Ein zweites wichtiges Werk A.'s ist eine Geographie, welche vollständig von Schier (Dresd. 1842) und nach anderm handschriftlichen Material von Reinaud und Guckin de Slane (2 Bde., Par. 1837—40) herausgegeben und von Reinaud ins Französische übersetzt und vortrefflich erläutert (2 Bde., Par. 1848) wurde. Die Annalen des A. sind auch in das Urdu (3 Bde., Delhi 1846) übertragen worden. Außerdem hat A. über Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Logik und Medicin geschrieben.

Abulghâsi-Behader, Khan von Khiwa oder Khowaresm, stammte aus der Familie des Dschingis-Khan und wurde 1605 geboren. Er bestieg 1644 den Thron, dankte aber zu Gunsten seines Sohnes kurz vor seinem Tode ab und starb 1663. Nach seiner Abdankung verfaßte er eine genealog. Geschichte der Türken in dem osttürk. Dialekte, den man gewöhnlich dschagataisch nennt. Dieses Werk, das in neun Bücher zerfällt, enthält eine im ganzen sehr authentische Geschichte der Nachkommen des Dschingis-Khan, von den ältesten Stammsagen bis auf die Zeit der Abdankung des A. herab. Das Werk wurde erst von einigen schwed. Offizieren, die nach der Schlacht bei Pultawa in russ. Gefangenschaft gerathen waren, in das Deutsche übersetzt und danach in der «Histoire généalogique des Tatars» (2 Bde., Leyd. 1726) französisch bearbeitet. Eine neue deutsche Uebersetzung besorgte Messerschmid («Geschlechtsbuch der mungalisch-mogulischen Khanen», Gött. 1780), eine russische Sablukow (Kasan 1852); das Original wurde zuerst (unter dem Titel «Historia Mongolorum et Tartarorum») 1825 in Kasan gedruckt.

Abul-Kasim (Khalaf ben-Abbas), einer der berühmtesten arab. Aerzte, gewöhnlich Albukasis bei abendl. Schriftstellern genannt, war aus Zahera bei Cordova gebürtig, lebte in letzterer Stadt längere Zeit hindurch als Arzt und starb daselbst 1106 oder 1107. Er ist der Verfasser eines berühmten medic. Werks («Al-tassrif»), welches das Gesammtgebiet der ärztlichen Wissenschaft umfaßt und schon frühzeitig in das Hebräische und Catalonische übertragen ward; eine lat. Uebersetzung von Grimm («Liber medicinae theoricae», Augsb. 1519; Wien 1532) ist unvollständig. Ein Abschnitt aus demselben, welcher die Chirurgie enthält und für das Beste gilt, was über diesen Zweig der Medicin aus der Araberzeit auf uns gekommen ist, wurde bereits im 15. Jahrh. ins Lateinische übersetzt und im Texte mit lat. Uebertragung von Channing («Albucasis de chirurgia», 2 Bde., Orf. 1778) herausgegeben.

Abulie, d. i. Willenlosigkeit, bezeichnet in der Medicin eine Form von Geisteskrankheit, welche gewöhnlich mit Melancholie zusammen vorkommt. Solche Kranke sitzen da und klagen, daß sie nichts arbeiten und zu keinem Entschluß kommen können u. s. w., während sie doch die Nothwendigkeit der Entschließung und des Handelns einsehen. Dadurch unterscheidet sich diese Willenlosigkeit von der der Blödsinnigen, denen Begriff der Dinge und Einsicht in ihren Zustand abgehen. Leichtere Grade der Willenlosigkeit und Bestimmbarkeit durch jeden Einfluß bezeichnet man als Charakterschwäche.

Abundantia, d. i. Ueberfluß, Fülle, eine Gottheit bei den Römern, welche als weibliche Figur, meistens ein Füllhorn mit Geld ausschüttend, dargestellt wird. Sie erscheint nur auf Münzen; Altäre und Tempel wurden ihr nicht errichtet. — Verschieden davon ist die Domina Abundia (in altfranz. Dichtungen Dame Habonde), welche in Schriften des Mittelalters als Ueberrest des celt. oder german. Heidenthums erwähnt wird. Sie erscheint als ein gütiges, freundliches Wesen, bringt den Menschen Gedeihen und Ueberfluß, und genießt von den Speisen und Getränken, welche ihr, wie andern befreundeten Geistern, von den Menschen bei nächtlicher Weile hingestellt werden.

Abu-Nuwâs, einer der vorzüglichsten arab. Dichter, geb. 762 n. Chr. zu Basra aus dem jemenischen Stamme Hakam, hielt sich einige Zeit zu Kufa auf und ward, nachdem er sich bereits durch seine Lieder einen Namen erworben hatte, von Harun-al-Raschid nach Bagdad berufen, wo er, wie andere ausgezeichnete Dichter seiner Zeit, eine Wohnung im Palaste des Khalifen erhielt und mit Auszeichnung behandelt wurde. Durch freisinnige und muthwillige Verse brachte er sich oft in Verlegenheit, wußte sich aber immer durch Talent und Geistesgegenwart vor übeln Folgen zu bewahren. Er starb zu Bagdad 815. Seine Lieder sind von verschiedenen arab. Gelehrten in einen Divan (Sammlung) von mäßiger Stärke vereinigt worden, den in neuerer Zeit zuerst Ahlwardt (Abth. 1, Greifsw. 1860) arabisch herausgegeben und Kremer (Wien 1855) deutsch bearbeitet hat. A. ist einer der bedeutendsten arab. Lyriker; seine Wein- und Liebeslieder gehören zu dem Vorzüglichsten, was in ihrer Art der moslem. Orient besitzt. Kremer nennt ihn den Heine der Araber.

Abuschehr oder Bender-Buschehr, von den Europäern gewöhnlich Buschir genannt, Persiens einzige Hafenstadt am Persischen Meerbusen, in der Provinz Farsistan unter 29° nördl. Br. und 68° 36′ östl. L., etwa 40 M. südöstlich von der Mündung des Euphrat, in einer völlig öden Gegend gelegen. Die Stadt steht auf der Nordspitze einer von den Alten Mesambria genannten, sehr niedrigen und daher oft überfluteten Landzunge, welche nach dem Festlande hin einen Salzmorast bildet. Der Hafen ist seicht und unsicher, und Schiffe von größerer Tragfähigkeit müssen der Untiefen und Klippen wegen auf offener Rhede 1½ St. von der Stadt ankern. Trotzdem und obgleich die Gegend von Erdbeben und dem Samum, von Fieberklima und Heuschrecken geplagt wird und das Trinkwasser mangelt, erhob sich A. von einem Fischerdorfe zu einem Haupthandelsplatze, indem Schah Nadir (1736—47) den brit.-ostind. Handel von dem an der Meerenge von Ormus gelegenen und unter Schah Abbas aufgeblühten Bender-Abassi ganz hierherzog. A. soll früher 12—15000 und noch in diesem Jahrhundert 10000 E. gehabt haben, zählt aber gegenwärtig nur noch 2000 und ist in seinem Handel wie in seinem Aeußern gänzlich heruntergekommen. Die Stadt hat enge, krumme, sehr staubige Straßen, kein ansehnliches Gebäude, und liegt zum Theil in Trümmern. Auf der Südspitze derselben Landzunge lag ein im Mittelalter berühmter Hafenort, Rischehr, von dem nur geringe Spuren übrig sind. Im NW. von A. liegt im Persischen Golfe die Insel Kerak (s. d.).

Abu-Simbel heißt ein Fels am westl. Nilufer, zwischen dem ersten und zweiten Nilkatarakte, in welchem zwei berühmte altägypt. Tempel ausgehauen sind. Beide wurden, wie auch drei andere große Felsentempel desselben Landstrichs, von Ramses II. (1388—22 v. Chr.), dem größten der ägypt. Könige, dem Sesostris der Griechen, dem Pharao, an dessen Hofe Moses erzogen ward, gegründet. Während aber die drei andern Felsentempel den drei größten Göttern Aegyptens, Ra, Ptah, Ammon, geweiht waren, war der größere der beiden Tempel von A. dem Könige Ramses selbst und der kleinere daneben seiner ersten Gemahlin Nofretari gewidmet. Im erstern, der sich durch seine wohlerhaltenen und auch historisch bedeutenden Darstellungen und Inschriften, von denen einige aus dem 34. und 35. Regierungsjahre datirt sind, auszeichnet, erscheint der König öfters sich selbst, d. h. seine göttliche, von der irdischen getrennt aufgefaßte Person anbetend. In der Cella des Tempels ist der König, von Ra, Ptah und Ammon umfaßt, in kolossaler, freigearbeiteter Figur thronend dargestellt. Zur Seite des Eingangs des großen Tempels sind vier mächtige, sitzende Kolosse des Königs von über 60 F. Höhe, mit einer Schulterbreite von 24 F., gleichfalls aus dem Felsen gehauen. Der südlichste von ihnen ist in ganzer Figur von den Engländern in Gips abgegossen und in Kensington-Palace aufgestellt worden. An der Vorderseite des kleinen Tempels sind sechs stehende Statuen in Hautrelief kolossal abgebildet, je zwei Bilder des Königs, ein Bild der Königin einschließend. An dem zweiten Kolosse von Süden vor dem Königstempel

ist die merkwürdige griech. Inschrift eingegraben (eine der ältesten, die überhaupt bekannt sind), welche von den ionischen Söldnern hier zurückgelassen wurde, die unter König Psammetich I. (664—610 v. Chr.), wahrscheinlich bei der Verfolgung der von Elephantine nach Aethiopien entweichenden Krieger, hierher kamen. Der fast unmittelbar an den Fluß vorspringende, zwischen beiden Tempeln gespaltene Fels von 3—400 F. Höhe, aus einem festen, feinkörnigen Sandstein bestehend, wird in den hieroglyphischen Inschriften (wie auch der am Südende von Dongola gelegene Berg Barkal) «der heilige Berg» genannt und scheint bei der Anlage der Tempel zugleich fortificatorisch von Ramses befestigt worden zu sein, daher der Ort hieroglyphisch die «Festung Ramessopolis» genannt wird. Der heutige Name A. ist dem Felsen von den arab. Schiffern gegeben, welche bei der von Norden darauf zuführenden Flußbiegung an einer ins Auge fallenden Stelle einen ägypt. Mann im Basrelief abgebildet sahen, dessen spitzzulaufender Schurz einem Kornmaße ähnlich zu sein schien. Daher nannten sie dieses Bild Abu-Simbel, Kornvater, von sinbel, die Kornähre, und bezeichneten dann die ganze Felsenpartie mit den Tempeln danach. Die frühere Bezeichnung auf den Karten und in den Reisebüchern, **Ibsambul**, beruht auf einer unrichtigen franz. Auffassung des Namens.

Abu-Temâm (Habib ben-Aws), mit dem Beinamen al-Thayyi, ein berühmter arab. Dichter der ältern Zeit, war zu Dschasem zwischen Tiberias und Damaskus geboren, lebte meist in Aegypten, wo er am Hofe in Ansehen stand, und starb 845 oder 846 n. Chr. zu Mossul. Literarisch hat er sich besonders durch drei poetische Sammelwerke bekannt gemacht, unter denen die «Hamâsa» (s. d.) das bekannteste ist.

Abutilon wurde von Adanson eine Gattung aus der Familie der Malvaceen genannt, deren Arten von Jussieu und den meisten spätern Botanikern zur Gattung Sida (s. d.) gerechnet werden. Eine Art derselben, A. Avicennae, welche in Südeuropa (schon in Südtirol) und in Westasien wild vorkommt, ein Sommergewächs mit 2—4 F. hohem Stengel, mit herzförmigen, sammtweichen Blättern und gelben Blumen, wird unter dem Namen Sammtpappel zur Zierde gezogen, ist auch eine Zeit lang officinell gewesen.

Abweichung oder Declination nennt man in der Astronomie den Abstand des Gestirns vom Aequator, gemessen auf einem durch das Gestirn und die Pole gelegten, also gegen den Aequator senkrechten Kreise, welcher Abweichungs- oder Declinationskreis heißt; die A. ist nördlich oder südlich, je nachdem der Stern nördlich oder südlich vom Aequator steht, und bei allen Gestirnen veränderlich. — In der Optik heißt A. die Abirrung der von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen, welche durch Linsengläser gebrochen oder durch Hohlspiegel zurückgeworfen werden, an demjenigen Punkte, in welchem sie sich eigentlich sämmtlich vereinigen sollen, um ein deutliches Bild zu geben oder überhaupt die beabsichtigten Zwecke zu erreichen. Diese A. rührt bei Linsengläsern theils von der Gestalt derselben, theils von der ungleichen Brechbarkeit der verschiedenfarbigen Strahlen her, und die letztere Art der A. ist noch weit beträchtlicher und für die Erlangung eines deutlichen Bildes nachtheiliger als die erstere. Man hat sich deshalb bemüht, diesen Uebelstand zu beseitigen, und dies ist durch Dollond's Erfindung der achromatischen Linsengläser bewirkt worden. (S. Brechung der Lichtstrahlen und Licht.) Ueber die A. der Magnetnadel s. Magnetnadel.

Abwesenheit. Wer sich nicht an dem Orte befindet, wo er seine Rechte wahren oder einer Pflicht genügen soll, ist abwesend, wie z. B. eine Partei, wenn sie auf ergangene Vorladung nicht zu der gesetzten Zeit an Gerichtsstelle erscheint. In einem engern Sinne heißt derjenige abwesend, welcher an seinem dauernd bestimmten Wohnorte (s. Domicil) nicht gegenwärtig ist. Nach der Strenge des Rechts müßte er eigentlich die Nachtheile über sich ergehen lassen, die sich aus der Nichtwahrnehmung seiner Interessen während der A. ergeben. Allein das in dieser Rücksicht auch bei uns noch maßgebende röm. Recht sieht nach Umständen den infolge der A. eintretenden Verlust als einen unverschuldeten an und gewährt dagegen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. (S. Restitution.) Mit den Bedingungen, an welche die Bewilligung dieser Rechtswohlthat geknüpft ist, hängen gewisse Klassificationen der A. zusammen. Sie ist nach der Aeußerlichkeit des Anlasses eine willkürliche oder eine nothwendige (letztere besonders, wenn der Abwesende mit seiner Entfernung vom Wohnorte einen Befehl der öffentlichen Gewalt befolgt), desgleichen nach dem moralischen Werthe ihres Bestimmungsgrundes eine rühmliche, tadelnswerthe oder gleichgültige. Um Verlusten infolge der A. vorzubeugen und die nachträgliche Ausgleichung durch Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand überflüssig zu machen, verfährt man überdies mit der Bestellung eines Abwesenheitsvormundes oder curator absentis (s. Vormundschaft), dem die Beschützung und Verwaltung des dem Abwesenden gehörigen

Vermögens überlassen wird. Auf der andern Seite kann aber auch lediglich die längere A. zum Verluste wichtiger Rechte, ja sogar zur Austilgung der Persönlichkeit führen. So vergibt man sich nach dem Gesetze vieler deutscher Staaten durch vorbehaltlosen längern Aufenthalt im Auslande die Staatsangehörigkeit in dem Heimatslande. Wer sich desgleichen seit geraumer Zeit von seinem Wohnorte entfernt hat, ohne Nachricht von seinem Leben und Aufenthalte zu geben, gilt, namentlich wenn er nunmehr bereits in einem höhern Lebensalter stehen müßte, als verschollen (s. d.), und es läßt sich gegen ihn nach erfolgloser Aufrufung zur Rückkehr mit der gerichtlichen Todeserklärung verfahren. Im Straf- und Strafproceßrechte kann die willkürliche A. des Angeschuldigten oder Verurtheilten als Flucht von Einfluß werden.

Abydos, im Alterthume eine Stadt in der kleinasiat. Landschaft Mysien, an der engsten Stelle des Hellespont, Sestos gegenüber, gehörte ursprünglich dem trojan. Fürsten Asios, war später von Thraziern bewohnt und wurde von den Milesiern colonisirt. Die Stadt ist bekannt durch des Xerxes' Heerschau und mächtigen Brückenbau (480 v. Chr.), durch ihre spätern tragischen Schicksale, besonders ihren heldenmüthigen Widerstand gegen den jüngern Philipp von Macedonien, sowie in der Sage durch die Liebe des Leander zur Hero in Sestos. In späterer Zeit waren die Abydiner als Weichlinge und Taugenichtse, die Frauen als Buhlerinnen in übelm Rufe. — A. hieß auch eine Stadt in Thebais oder Oberägypten, welche am linken Ufer des Nil und an der großen Handelsstraße nach Libyen lag, aber schon zu den Zeiten Strabo's in Verfall gerathen war. Doch ist sie noch gegenwärtig durch ihre Ruinen merkwürdig, namentlich durch das Memnonium und einen großen Tempel des Osiris. In den wohlerhaltenen Ruinen des erstern entdeckte W. J. Bankes 1818 die berühmte, gegenwärtig im Britischen Museum befindliche Tafel von Abydos, welche in Hieroglyphen eine Genealogie der 18. Dynastie der ägypt. Pharaonen enthält. Einen Abdruck derselben mit beweglichen Lettern hat Letronne im «Journal des Savants» (1845, April) veranstaltet.

Abyssinien, seit dem Anfange des 17. Jahrh. die allgemein übliche Namensform für das ältere Abassia, Abissinia (vom arab. Häbasch, Häbesch, dem noch gegenwärtig bei den Arabern sowie theilweise auch in A. selbst gebräuchlichen Namen), wird in Europa als geogr. Gesammtname für das Ländergebiet gebraucht, welches südöstlich von Nubien, zwischen dem Rothen Meere, dem Strombecken des Blauen Flusses (Bahr-el-Azrek) und dem Flusse Hawâsch (in SO.), in unbegrenzter Tiefe nach dem Innern zu sich erstreckt und im allgemeinen den Theil von Ostafrika umfaßt, der zwischen 16 und 7° nördl. Br. und 53 und 61° östl. L. (Ferro) liegt, somit ungefähr mit den Grenzen des alten äthiop. Reichs (s. Aethiopien) zusammenfällt.

Dem geographisch also bestimmten Ländergebiete gehört, als Hauptkörper, das gegenwärtige abyssin. Reich an, das aus den bisherigen drei Reichen Tigre, Amhara und Schoa besteht und den mittlern, bisher allein einigermaßen bekannten Theil der mächtigen Hochplatte bildet, die ganz Ostafrika zwischen dem langgestreckten Nilbecken und den Küsten des Rothen und Arabischen Meeres erfüllt, in S. mit der Vulkanreihe des Kilimandscharo und Kenia beginnt und nach N. zu mit dem nubisch-ägypt. Küstengebirge bis in die Gegend von Suez hin verläuft. Dieses A. im histor.-polit. Sinne, mit seinen Alpengebirgen, seinen zahlreichen Hochebenen und Tafelbergen, steht in seiner gesammten physischen Natur ganz eigenthümlich und einzig auf dem Erdenrund da. Es ist eine gewaltige Felsenburg, die von W. her allmählich, theilweise in ausgedehnten Terrassen aufsteigt, nach O. hin mit einem hohen Steilrande plötzlich zu den niedrigen Hügellandschaften der Samhara und der Adälländer abstürzt und in ihrem Innern durch zahlreiche, ungewöhnlich tief (bisweilen 3—4000 F.) eingefurchte und eigenthümlich gewundene Stromthäler in eine große Anzahl mehr oder minder umfangreicher Hochflächen inselartig zergliedert wird. Die Hochflächen sind häufig sehr grasreich, meist aber unbewaldet, bisweilen selbst völlig baumlos. Ihre Erhebung über dem Meere beträgt im Durchschnitt 6—7000 F., doch ist dieselbe von N. nach S. im Zunehmen begriffen. Das Hochland beginnt im N. mit den Hochlandschaften der Bogos, Mensa, Habab, Maria und Barka, die sich an 4000 F. über die Thalsohle des Ain-Saba erheben. Daran schließen sich im nördl. Abschnitte des Gebiets von Tigre die Plateaux von Hamasien, Serawi und Agame, die ungefähr 6000 F. ansteigen, sowie weiter südlich, jenseit des Thaleinschnittes des Marib, das eigentliche Plateau von Tigre, auf welchem Adowa 5580 F. und das alte Axum 6652 F. hoch liegen. Die durchschnittliche Höhe von 6000 F. setzt sich fort in den Hochlandschaften von Tembien und Enderta und dem westl. Amhara. Den eigentlichen Kern der ganzen Gebirgsregion bilden jedoch die Plateaulandschaften von Lasta, zwischen 7000 und 10000 F. hoch, ferner

die Hochebene Woggera, bis zu 8000 F. hoch, die Hochlandschaften Godscham und Schoa, bis zu 8500 F. hoch, und vor allem die Hochebene von Samen (Semien), welche mit 10000 F. die bedeutendste Erhebung hat. Die Hochlandschaften im S. der Thalfurche des Abai, wie Enarea, Kafa und Gurâgue, sind noch nicht erforscht, scheinen aber nicht unter 8000 F. anzusteigen. In allen diesen Hochebenen, die der Bodengestaltung A.s einen so eigenthümlichen Charakter verleihen, erheben sich wiederum unzählige isolirte Felsmassen mit kahlen, senkrechten Wänden, in der Form von Pyramiden, Pfeilern und oft auch von Tafelbergen, welche insgesammt den Namen Amba führen, oft kaum zugänglich, bisweilen aber auf ihrer Oberfläche ziemlich ausgedehnt, wohlbewässert und mit reicher Vegetation bedeckt sind. Außerdem thürmen sich über den Hochflächen Berggipfel in Form runder, domartiger Massen, geneigter oder umgestürzter Kegel, sowie Basalte in Gestalt von ungeheuern Orgeln. Mehrfach gruppiren sich diese meist trachytischen und basaltischen Massen zu ansehnlichen, wie es scheint, isolirten Gebirgen, deren Gipfel theilweise in die Schneegrenze, selbst in die Eisregion hineinreichen. Durchaus alpinischen Charakter trägt das ausgedehnte Samen-(Semien-)Gebirge auf dem gleichnamigen Plateau, in welchem sich der Râs (Gipfel) Detschem 13869, Boahit 13477, Silke 10290, Abba-Jared 14077 und der Râs Dazam bis 14409 F. erhebt. Ueber dieses Gebirge führen aus Tigre nach Amhara die Pässe von Selki in 11912 und der von Sawana in 9115 F. Höhe, während auf dem sich südwestlich anlehnenden Hochlande von Woggera die Straße von Adowa nach Gondar über den 8259 F. hohen Lamalmonpaß führt. Den Osten des abyssin. Hochlandes, dessen Plateaux eine Höhe von 7800—10000 F. erreichen, krönt eine von N. nach S. gestreckte Randkette, deren Gipfel 9—13000 F. hoch sind. Dieselbe fällt jäh nach der Samhara und weiter südlich nach der weiten, waldreichen Thalsenkung des Hawâsch ab, welche von jeher eine natürliche Grenze gegen die Länder der Adâl gebildet hat. Andere Gebirgsketten umschließen die im Mittel 6600 F. hohe Plateaulandschaft, auf welcher in einer Höhe von 5732 F. der von gepriesenen Landschaften umgebene Tsanasee liegt. Im S. dieses Sees lagert auf dem Plateau von Godscham das Talbawahagebirge mit einer Erhebung von 11000 F., während im O. in der Berglandschaft Begemeder die Masse des Kollogebirgs vielleicht die höchste des ganzen Landes ist.

A. verdankt sein eigenthümliches Gepräge einer großartigen vulkanischen Thätigkeit, deren Herd es in der spätern Tertiärzeit war. Die Plateaux in Tigre bestehen vorherrschend aus Sandstein und darübergelagerten kalkigen Bildungen. In Schoa herrschen trachytische Gesteine, durchbrochen und überdeckt von Basalten. Letztere nehmen auch an der Bildung im nördl. und westl. Amhara wesentlichen Antheil, besonders an dem Plateau von Woggera und an dem Samengebirge, das ganz aus basaltischen Gesteinen besteht. Diese vulkanischen Bildungen zeigen keine Spur von Kraterbildung und Lavaströmen; dagegen finden sich in den Gebieten rings um dieselben, selbst bis zu den Küsten des Rothen Meeres hin, Vulkankegel und Lavaströme. Gegenwärtig ist die einst großartige plutonische Thätigkeit erloschen bis auf die der Thermen im Innern und seltener Eruptionen an den Küsten des Rothen Meeres (Vulkan von Edd).

Der Ostabfall der abyssin. Hochplatte ist etwa zwölfmal so stark als der allmähliche Abfall in W. zum Nil hin. Den eigentlichen hohen Kern des Landes umzieht in N. und NW., wahrscheinlich aber auch in SW. und S., eine ganz eigenthümliche, sumpfige, mit den dichtesten Urwaldungen bedeckte und von unzähligen Elefanten, Raubthieren und Reptilien erfüllte, aber ebendeshalb nur schwach besiedelte Zone, die Kolla (d. i. heißes Land) genannt, welche sechs bis sieben Tagereisen breit ist und sich zu den wasserreichen Landschaften Walkait und Waldubba herabsenkt. Ganz verschieden von dem Hochlande sind in ihrer Natur die in NO. und O. vorliegenden Landschaften. An den Fuß des östl. Randgebirgs lehnen sich zunächst die heißen, einförmigen, wasser- und pflanzenarmen Ebenen des Landes der Adâl, während in NO. der steile Hochlandsrand so schnell aus der am Meere hingestreckten, nur zu einigen hundert Fuß anschwellenden, aus sandigen oder felsigen Flächen bestehenden Samhara emporsteigt, daß man auf der Straße von Massaua nach dem Innern, bei dem Dorfe Halai, welches direct kaum 10 M. von der Küste entfernt ist, sich schon in einer Höhe von mehr als 8000 F. befindet.

Mit Ausnahme des äußersten Südostens, der sich nach dem Indischen Ocean zu abdacht, geht die allgemeine Neigung der abyssin. Hochlandsplatte nach NW. und W., sodaß A. in der Hauptsache dem Stromgebiet des Nil zufällt. Die Hauptwasseradern des Landes sind Nebenflüsse des Nil, die freilich sämmtlich erst in weiter Entfernung von den westl. Grenzen des Landes, innerhalb des Sudan und Nubiens, den Hauptstrom erreichen. Dem äußersten, noch unerforschten Süden A.s gehört der Oberlauf des Sobât oder Telfi an, welcher wahr-

scheinlich den aus Enarea kommenden Gibe zum Quellstrome hat, den aus Kafa kommenden Godscheb aufnimmt, dann um das Plateau von Kafa herum als Omo sich nach W., später nach NW. wendet und endlich, nachdem er völlig unbekannte Gebiete bewässert, unter 9° nördl. Br. in den Nil mündet. Der eigentliche Hauptstrom A.s ist der Abai oder Abi, welcher etwa in 10° 50′ nördl. Br. am Ostabhange des Giesch in 8620 F. Höhe entspringt, bald links den Kebezza (wahrscheinlich der wirkliche Hauptstrom) aufnimmt und von W. her als breiter Strom in den Tsanasee tritt, den er am Südostrande wiederum verläßt, um von nun an in einer weiten Spirale die Landschaft Godscham zu umschließen. Auf seinem Wege nimmt der Abai von beiden Seiten zahlreiche Nebenflüsse auf, unter denen von O. her die Dschemma der bedeutendste ist. Nachdem er in einer tiefen Thalspalte im S. der Landschaften Godscham, Damot und Agaomeder der westl. Richtung gefolgt, vereinigt sich mit ihm unter 34° 45′ östl. L. (Paris) der Jabûs, welcher nicht lange vorher den mächtigen Dedhesa aufgenommen hat. Der Abai wendet sich nun nach N. und tritt in das Fazogl ein, von wo an er unter dem Namen des Bahr-el-Azrek oder des Blauen Flusses (so benannt nach seiner schwarzblauen Färbung) das Dar Sennaar durchströmt, um endlich bei Chartum sich mit dem Nil zu vereinigen. Ein anderer Hauptstrom des eigentlichen abyssin. Hochlandes ist der Takazze. Derselbe entspringt in der Provinz Lasta, östlich von dem berühmten Felsenkloster Lalibela an den Abhängen des hohen Abuejeh, nimmt von links her den Menna, rechts den Tzelari auf, durchströmt dann eine von S. nach N. gerichtete, steil in den Schieferfels eingeschnittene Rinne, an deren Rande sich Trappfelsen fast senkrecht zu 1800—2000 F. erheben, nimmt, um das Hochland von Samen sich wendend, eine westl. Richtung an und tritt nun in die tiefe, heiße und sumpfige Waldwildniß der Kolla ein. An den Grenzen A.s nimmt der Takazze den Namen Sesit (auch Bahr-el-Homrân) an und mündet in den Atbâra unterhalb Sofi. Der Atbâra, ebenfalls ein mächtiger Nebenfluß des Nil, hat seine Quellen in A., wo er am Nordrande des Amhara-Plateau entspringt, die Landschaft Metammeh bewässert und, nachdem er über die Grenze Nubiens getreten, den auch aus A. kommenden Angerab empfängt. Der bedeutendste Strom des nördl. A. ist der Marib (Mareb), der in der Landschaft Hamasien entspringt, die Hochlandschaft Serawi bogenförmig umfließt, außerhalb der Landesgrenzen den Chôr Barka oder Ain-Saba, welcher das Land der Bogos bewässert, bei Kassela-el-Lûs aufnimmt und unter dem Namen Mogren dem Atbâra zugeht. Nicht zum Stromgebiet des Nil gehört der äußerste Südosten des Landes. Hier entspringt an den Grenzen von Gurâgue der Hawâsch oder Anâsch, welcher mit seinem breiten und fruchtbaren Thale eine ansehnliche Strecke die Grenze von Schoa gegen die freien Gallaländer bildet, in seinem Unterlaufe das Land der Adâl durchströmt und sich in der Oase von Aussa in den ansehnlichen Abhebbadsee ergießt. Gleichfalls in den Gebirgen von Gurâgue entstehen auch die Quellströme des Webi-Ganânê oder Dschubstroms, der die Südgrenze des Somalilandes bezeichnet und bei dem Orte Dschub in den Indischen Ocean mündet. Alle abyssin. Flüsse tragen den Charakter von Gebirgswassern, mit häufigen Katarakten und starkem Gefälle. Während sie in trockener Jahreszeit wenig Wasser führen, schwellen sie nach der Epoche der tropischen Regen mächtig an und brausen meist in erstaunlich tiefen Schluchten dahin. Charakteristisch ist es auch für den Lauf dieser Ströme, daß die meisten größern, wie der Marib, Takazze, Abai, Gibe und höchst wahrscheinlich auch der Godscheb, weite Spiralen bilden, wodurch umfangreiche Landstriche halbinselartig umschlossen werden.

Das bedeutendste Süßwasserbecken A.s ist der erwähnte Tsanasee, der 9 M. lang, 2—7 M. breit, stellenweise über 600 F. tief ist und ein Areal von etwa 35 Q.-M. bedeckt. Fast ebenso groß soll der See Zuaie in Gurâgue sein. Kleinere, aber immer noch ansehnliche Seen sind der Salzsee in der Taltalebene, der Alobar in Ghedem, der Alelbab; ferner der Haik, ein schöner Alpensee von $10^1/_2$ M. Umfang in der Landschaft Jedschu, der Ardibbo, der Aschangui u. s. w. Im Lande der Adâl liegt der See von Aussa oder Abhebbad. In der Samhara, unweit Tadschurra, befindet sich in der Nähe des Meeres der salzige Doba- oder Assalsee, dessen Becken unter dem Meeresniveau liegt. Ueberaus reich ist A. an Quellen meist des klarsten und erfrischendsten Wassers, denen die höhern Landschaften besonders ihre Fruchtbarkeit verdanken. Außerdem treten zahlreiche Thermalquellen, oft von sehr hoher Temperatur, fast immer in Gruppen auf, wie in der Samhara, südlich von Massaua, an den Rändern des Tsanasees und im südöstl. Theile Schoas. In letzterer Gegend hat die Therme von Finie-Finie, wahrscheinlich eine Glaubersalzquelle, eine Temperatur von 63°.

Bei der größtentheils hohen Lage des Landes hat A., obgleich es zu den Tropenländern gehört, im ganzen ein gemäßigtes und angenehmes Klima. Die Eingeborenen unterscheiden

in klimatischer Beziehung drei Regionen: 1) die Kollas, die zwischen 3000 und 4800 F. hoch liegenden Gebiete, mit einer Temperatur von 20—28° Wärme und prächtiger tropischer Vegetation; 2) die Wakna-Degas oder die 4800—9000 F. hoch liegenden Gegenden (wie das ganze mittlere Takazzebassin), vorzugsweise die Mittelpunkte der Cultur und die volkreichsten Städte umschließend, mit einer Temperatur zwischen 11 und $21^1/_2$°; 3) die Degas, die weiten, wenig mit Wald bedeckten Hochlandschaften mit einer Erhebung von 9000—13800 F., in denen am Tage das Thermometer gewöhnlich 7—8° zeigt, auf den höchsten Punkten aber nicht selten unter den Gefrierpunkt fällt. Die Regenzeit dauert in den tiefern Gegenden von April bis Sept., auf den Hochebenen von Juli bis Oct. In den südl. Landschaften gibt es zwei Regenzeiten, vom Juni bis Sept. und im Jan. oder Febr. In den Degas findet man zu dieser Zeit überall Schnee auf den Gipfeln und Eis auf den Bächen. Die Schneelinie erhebt sich bis 13200 F.; auf allen höhern Gipfeln, wie z. B. dem Detschem im Samengebirge, liegt der Schnee beständig. Ganz andere Temperaturverhältnisse haben dagegen die Kollas, die Samhara und das Adälland. In diesen Gegenden herrscht den großen Theil des Jahres eine glühende Hitze, die sich in den engen Flußthälern fast bis zum Ersticken steigert. In der Samhara ist dazu die Atmosphäre meist im höchsten Grade trocken, in den Kollas dagegen sehr feucht. In den tiefen, heißen Thälern des Mareb und Takazze im Nordwesten des Landes gehen Europäer bei längerm Aufenthalte unfehlbar unter; selbst für die Bewohner des Hochlandes ist der dortige Aufenthalt gefährlich. Auch Massaua gehört zu den ungesundesten Punkten ganz Afrikas.

Wie im Klima, so macht sich natürlich auch in Bezug auf das Pflanzen- und Thierreich der Gegensatz von Hochland und Niederung geltend. Im allgemeinen jedoch erfreut sich das Land einer großen Fruchtbarkeit. Während die Flora in den höhern Gegenden, wie z. B. in Schoa, bereits subalpinisch ist und in den höchsten Theilen von Lasta sich nur auf heideartige Gewächse und Lichenen beschränkt, trägt sie in den heißen Thälern des Mareb und Takazze sowie in den Niederungen ganz tropischen Charakter und zeigt die üppigste Entwickelung in Individuen wie Arten. Namentlich finden sich in diesen Gebieten die dichtesten Urwälder, mit Bäumen von riesigstem Wuchse. Hier gedeihen vorzugsweise Adansonien, Ebenholz, der Mekkabalsambaum, der Gummiharzbaum, der Papierbaum u. s. w., von Fruchtbäumen die Banane und die Dattelpalme. Außer einer Menge von Medicinalpflanzen findet man Baumwolle, wilden Indigo, die Dhurra und Dagussa (aus deren Körnern ein beliebtes Getränk bereitet wird), Safran, Zuckerrohr u. s. w. Die großen Berggelände des Südens in Enarea, Kafa und Gurâgue sind mit ausgedehnten Waldungen wildwachsenden Kaffees (der von Kafa seinen Namen hat) bedeckt. In den höhern Gegenden werden die Gräser Europas, die Getreidearten und Hülsenfrüchte, der Weinstock, die Orange und Citrone, die Pfirsich und die Aprikose erbaut. Die kleinern Wälder der niedern und mittlern Hochlandsregionen bestehen zum großen Theil aus der schönen Moira oder dem wilden Oelbaume; häufig finden sich jedoch auch Nadelhölzer, meist von der Gattung Juniperus, die candelaberförmige, prächtige Euphorbienart Kolkwal, der Gurunußbaum und allenthalben Cedern, meist von ausgezeichneter Entwickelung. Außerdem kommen Sykomoren in verschiedenen Arten, der Kossobaum und der hohe Zegba (Podocarpus) vor; an den Flüssen wächst das Bambusrohr. Die Wiesen und Weiden bieten zahlreiche Arten von Gramineen und Leguminosen sowie verschiedene sehr nahrhafte Kleearten als Futterkräuter. In den höchsten Gegenden des Landes endlich, wo fast nur Gerste und Hafer cultivirt werden, findet sich der Kossobaum, der bis gegen 11000 F. ansteigt, und die staudenartige Gibura. Auch die Thierwelt A.s ist ungemein reich und zeigt in den niedern, heißen Strichen, gleich der Pflanzenwelt, viel Gemeinsames mit der Fauna Senegambiens. Auf den fetten Weiden des Hochlandes ziehen ungeheuere Heerden von Ochsen (darunter das Sangarind mit kolossalen Hörnern), Ziegen und Schafen (mit langen Haaren, besonders in Begemeder) frei umher. Vorzügliche Pferde findet man auf den Hochebenen von Begemeder und Lasta. Antilopen in verschiedenen Arten sind sehr zahlreich. Kameele werden nur in der Samhara und dem Lande der Adâl gezüchtet. In den Niederungen hausen wilde Elefanten, Rhinocerosse und Hippopotamen, das Wildschwein und Raubthiere aller Art. Von letztern steigt die Hyäne, eine wahre Plage des Landes, bis auf die Hochebenen. Löwen und Panther leben in der Samhara. Allerwärts finden sich Schakals, Leoparden, Luchse, Bären, wilde Katzen und Füchse, in Südabyssinien auch die für den Handel wichtige Zibethkatze. Krokodile, große Schlangen und anderes Ungeziefer bergen die Sumpflandschaften der Niederungen. Heuschrecken werden oft zur Landplage, und der Stich der Tsaltsalfliege wirkt in der Regenzeit

beim Vieh tödlich. Die Mineralschätze des Landes sind sehr bedeutend, aber fast noch gar nicht gehoben, da ein kunstgerechter Bergbau unbekannt ist. Hauptproducte sind Gold, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Schwefel und Salz, letzteres aber nur in der Taltalebene und um den Assalsee.

Die Bevölkerung des abyssin. Reichs besteht aus sehr verschiedenen Elementen und ist in den letzten Jahrhunderten durch innere Fehden, Menschenhandel, Hungersnoth und Seuchen (Cholera) bis auf etwa 4—5 Mill. Köpfe zusammengeschmolzen. Den Kern bilden die eigentlichen Abyssinier, welche, meist braun von Farbe und schön gebaut, dem semit. Völkerstamme, also der kaukas. Rasse zugehören. Nach Sprache und körperlichen Eigenschaften zerfallen sie in drei große Zweige, welche die Bevölkerungen von Tigre, Amhara und Lasta umfassen. Die Bewohner von Tigre, besonders die der Landschaften Enderta, Hamasien und Gueralta, stehen wiederum unter der gesammten Bevölkerung des abyssin. Hochlandes körperlich und geistig obenan. Ihre Sprache, das Tigre, steht der alten äthiop. Sprache, dem Gheez, das früher im ganzen Nordostabyssinien ausschließlich gesprochen wurde, jetzt aber nur noch die kaum von der Geistlichkeit verstandene Kirchensprache ist, am nächsten, während die Sprache der Amharas, zu denen auch die Bevölkerung von Schoa und Guràgue gehört, bedeutende Abweichungen zeigt. Die Amharasprache ist gegenwärtig zur allgemeinen Landessprache geworden. Reste der nicht semit. Urbewohner sind die Agow (s. d.), welche theils in Lasta, theils in Agaumeder wohnen. Die Falaschas (s. d.) im Samengebirge sowie in verschiedenen andern Gegenden geben sich selbst für Kinder Levi's aus und haben in Cultus und Sitten manches Jüdische. Alle tiefern Gegenden des Landes nehmen gegenwärtig die Galla (s. d.) ein, die erst seit etwa 1517 von Südwesten aus dem Innern Afrikas in A. eingedrungen sind und sich allmählich über Enarea, Damot, Godscham, Schoa, Angol, Amhara und Begemeder ausgebreitet haben. Die Samhara wird von den Danakil, das südöstl. Grenzland von den Adâl (Adajel), die heißen Niederungen in Westen und Nordwesten werden von den halbwilden Schankala eingenommen. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist ein höchst einfach betriebener, auf Cerealien, Tabackund Baumwolle ausgedehnter Landbau, sowie Viehzucht. Die Industrie beschränkt sich auf Leder- und Pergamentbereitung, Baumwollweberei, Verfertigung von Teppichen aus Wolle und Ziegenhaar, und Verarbeitung von Eisen und Kupfer. Der Handel ist von geringerer Bedeutung, könnte aber bei nur einigermaßen geordneten Zuständen Wichtigkeit erlangen. In Tigre beschäftigt man sich mit dem Transithandel für die aus dem südl. A. und dem Innern von Afrika kommenden Producte. Am belebtesten ist der Verkehr in Amhara, wo er seinen Mittelpunkt in dem günstig gelegenen Gondar hat. Haupthandelsplatz in Schoa ist Aleyou-Amba. Der Verkehr mit den Nilländern wird vorzugsweise durch drei Straßen vermittelt, welche ihren Ausgang in Gondar haben. Die eine, die südlichste, geht über Serke nach Roseres im Fazogl, die andere führt durch die Grenzprovinz Metammeh (Gallabat), die dritte durch die Niederung des Takazze über Sofi nach Nubien. Für den ausländischen Handelsverkehr ist bisjetzt Massaua, ein türk. (ägypt.) Hafenort am Rothen Meere, der Hauptplatz gewesen, da Hanfila für das nördl. A. und Tabschurra für Schoa nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Nach Massaua bringen die Karavanen die Hauptartikel A.s und einiger westl. und südl. Gebiete und nehmen hier europ. und indische Waaren dafür in Empfang. Die südlichern Handelsstraßen von Zeila und Berbera aus durch das Somaliland nach Südabyssinien sind in ihrem Verlaufe noch nicht bekannt. Der Handel nach außen ist ausschließlich in den Händen der Moslems und der Banianen, doch haben sich in letzterer Zeit auch einzelne brit., franz. und deutsche Kaufleute in Massaua niedergelassen. Als Tauschmittel dienen in den Häfen die sogenannten Thereslenthaler, im Innern Baumwollstücke und Salztafeln.

Der Religion nach bekennen sich die Bewohner A.s, mit Ausnahme der Mohammedaner in der Samhara und dem Lande der Adâl, sowie des noch heidnischen Theils der Galla, zum Christenthum. (S. Aethiopische Kirche.) Doch geht dieses Christenthum nicht über Aeußerlichkeiten hinaus und hat bisher wenig Einfluß auf die geistige und sittliche Hebung des dem Aberglauben, der bettelhaften Kriecherei und allen Lastern ergebenen Volks geübt. Die Vornehmen und Reichen leben in Müßiggang und überlassen ihr Hauswesen den Weibern und Sklaven. Letztere werden milde, die Feinde aber barbarisch behandelt. Die Kriegführung ist eine räuberische; der Feind wird überfallen, und selten kommt es zu einem Gefecht.

Die alte Geschichte der Abyssinier, die nach arab. Sagen aus Jemen eingewandert sein sollen, ist fabelhaft, beweist jedoch, daß das Volk zu den ältesten Culturvölkern gehört. Von jener alten vorchristl. Cultur sind noch manche Spuren vorhanden. Wirklich historisch treten die Abyssinier zuerst in dem äthiop. Reiche oder dem Reiche von Axum (s. d.) auf. Das

Christenthum, das bei ihnen seit 330 durch Frumentius und Aedesius eingeführt ward, breitete sich bald über ganz A. aus. Unter den axumitischen Herrschern erreichte A. seinen höchsten Glanz, der jedoch durch das Umsichgreifen des Islam wieder sein Ende fand. Es begannen die jahrhundertelangen Kämpfe mit den Mohammedanern, welche bedeutende Gebietsverluste zur Folge hatten und das Reich, dessen Hauptstadt inzwischen von Axum nach Gondar verlegt worden, im Innern erschütterten und schwächten. Noch nachtheiliger wurden für das bereits auf das Hochland beschränkte Reich, dessen Fürsten seit Ende des 13. Jahrh. den Titel Negusa Negust Saitiopha (d. i. König der Könige Aethiopiens) führten, die im 16. Jahrh. beginnenden Einfälle der Galla, welche die furchtbarsten Verwüstungen anrichteten, sich inmitten der christl. Bevölkerung festsetzten und diese dadurch in immer größere Barbarei zurückwarfen. Mit Europa hatten die abyssin. Herrscher seit den Kreuzzügen immer in einiger Verbindung gestanden und wol zum Entstehen der Sage vom Priester Johannes (s. d.) Veranlassung gegeben; in nähere Berührung kamen sie jedoch seit Ende des 15. Jahrh. mit Portugal. Hierdurch wurde die röm. Curie auf den Gedanken gebracht, A. für den Katholicismus zu gewinnen. Den vereinigten Bemühungen der Portugiesen und Jesuiten, welche erstere dem abyssin. Reiche große Dienste in den Kriegen mit den Mohammedanern und den Galla geleistet hatten, gelang es auch wirklich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., großen Einfluß in A. zu erhalten. Die Königsfamilie wurde 1603 zum Katholicismus bekehrt und eine Union der alten Landeskirche mit der kath. zu Stande gebracht. Die Folge von diesem Schritte waren innere Kämpfe, da das Volk von seinem alten Glauben nicht lassen mochte, und erst als der Negus Socinius sich von Rom abgewandt und die kath. Priester 1632 vertrieben oder hingerichtet hatte, gelangte das Land wieder zu einiger Ruhe. Bei der Schwäche der Dynastie, der Demoralisation des Volks und der Verkommenheit der Geistlichkeit war jedoch der Friede nicht von Dauer. Besonders seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. herrschte die schrecklichste Anarchie im Lande, indem der Negus keinen Gehorsam mehr fand bei den Râs oder Statthaltern der einzelnen Provinzen, die sich gegenseitig befehdeten, sich den Königstitel beilegten und nur, weil es so hergebracht, die äußere Würde des Negus fortbestehen ließen. A. zerfiel hierdurch in eine Anzahl größerer und kleinerer Staaten, die factisch unabhängig waren.

Die bedeutendsten und bekanntesten dieser Staaten sind Tigre (s. d.), Amhara (s. d.) oder Gondar und Schoa (s. d.). Dazu kommen noch im unerforschten Süden Enarea (Inarea), Kasa, Gurâgue, Wollamo und Kambwât. In Tigre herrschte der König Ubié, in Amhara Râs Ali, in Schoa Sahala-Salassi, als um das J. 1850 zwei Vasallen Râs Ali's, Burn-Guschu in Godscham und Dedschodschi Kâsa im westl. Theile Amharas, gegen ihren Oberherrn aufstanden. Anfänglich gelang es Râs Ali, den Burn-Guschu zu beschwichtigen und sogar zur Bekämpfung des bei weitem gefährlichern Rebellen Kâsa zu bewegen. Beide jedoch unterlagen 1852 dem thatkräftigen Kâsa, welcher endlich seinen bisherigen Gebieter, den Râs Ali, zur Flucht nach Godscham und den Galländern zwang. Kâsa war es somit gelungen, das centrale und südl. A. unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Eifersucht und Furcht vor Kâsa's wachsender Macht hielten indeß Ubié und dessen Genossen in steter Besorgniß. Um den Fortschritten Kâsa's ein Gegengewicht zu stellen, entschloß man sich, aus dem in Dunkelheit lebenden Herrscherhause der alten Negus wieder ein gemeinsames Oberhaupt zu erwählen. Kâsa war jedoch entschlossen, diesem Schritte zuvorzukommen. Er zog im Nov. 1853 mit einem großen Heere gegen Ubié, wurde aber wiederholt geschlagen und mußte sich zurückziehen. Es versammelte sich nun ein Congreß der Fürsten und Großen, der unter dem Vorsitze des Abuna Salama, des obersten Bischofs des Landes, die Wahl eines Oberherrn vornehmen sollte. Kâsa wußte diesen Congreß einzuschüchtern, auch den Einfluß des ihm feindlichen Abuna zu beseitigen, und es blieb der Versammlung zuletzt nichts übrig, als sich gegen Ende 1854 für die Wahl Kâsa's zum Oberkönig oder Kaiser zu entscheiden. Nachdem Kâsa noch 9. Febr. 1855 seinen mächtigsten Gegner, den Ubié, in offener Feldschlacht besiegt und gefangen genommen, ließ er sich sofort in Debr-Eski als Herrscher von Aethiopien (Gesammtabyssinien) krönen und nahm hierbei den Titel Kaiser Theodor I. (s. d.) an. In der Absicht, das alte äthiop. Reich in seinen Grenzen wieder aufzurichten, benutzte er 1856 die seit dem Tode Heilu-Melokot's, des Sohnes des Sahala-Salassi, in Schoa herrschende Anarchie zur Unterwerfung auch dieses Theils von A. Obgleich Kaiser Theodor seitdem wiederholt mit gefährlichen Aufständen kämpfen mußte, so hat er doch seine Herrschaft über ganz A. bis zum Abai zu behaupten gewußt. Da derselbe in der europ. Cultur seine Stütze sucht, so sind seit seiner Regierung mancherlei Hindernisse für den Verkehr mit den Europäern in Wegfall gekommen.

Außer den Beiträgen, welche in neuerer und neuester Zeit die Gebrüder Abbadie (s. d.) und von Heuglin (s. d.) zur Kunde A.'s lieferten, vgl. Ludolf, «Historia aethiopica» (Frankf. 1681; dazu «Commentarius», ebend. 1691, und «Appendix», 1694); Bruce, «Travels to discover the source of the Nile» (5 Bde., Edinb. 1790; deutsch von Volkmann, 5 Bde., Lpz. 1790—92); Salt, «Voyage to Abyssinia» (Lond. 1814); Combes und Tamisier, «Voyage en Abyssinie» (4 Bde., Par. 1838); Rüppell, «Reise in A.» (2 Bde., Frankf. 1838—40); Isenberg und Krapf, «Journals detailing their proceedings in the kingdom of Shoa» (Lond. 1843); Harris, «The Highlands of Aethiopia» (3 Bde., Lond. 1844; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1845—47); Lefebvre, «Voyage en Abyssinie» (6 Bde., Par. 1848—53); Ferret und Galinier, «Voyage en Abyssinie» (5 Bde., Par. 1846—53); Krapf, «Reisen in Ostafrika» (2 Bde., Tüb. 1859); Stern, «Wanderings among the Falashas in Abyssinia» (Lond. 1862); Brehm, «Ergebnisse einer Reise nach Habesch» (Hamb. 1863).

Abzehrung, s. Auszehrung.

Abzeichen (politische). Bei den polit. Parteikämpfen haben allezeit die Losungsworte und äußern A. eine große Rolle gespielt. Oft sind dieselben von Zufälligkeiten entlehnt worden oder aus geringfügigen, bisweilen jetzt kaum mehr zu enträthselnden Umständen geflossen. So der Bundschuh der schwäbischen Bauern; so der Geusenpfennig der Niederländer. Nationaleigenthümlichkeiten gaben den Wallisern den Lauch, den Schotten die Distel zum A. Die Anhänger der Restauration der Stuarts trugen einen Eichenzweig, zur Erinnerung an die Eiche, auf der sich Karl II. nach der Schlacht bei Worcester verborgen. In Schweden erhielten zwei große polit. Parteien ihre Namen daher, daß die einen Mützen, die andern Hüte trugen. Neuerdings sind besonders Farben als polit. A. gewöhnlich geworden. Nach einem Wortspiele mit dem Namen Oranien wurde die Orangenfarbe das A. der herrschenden Protestanten in Irland, der Anhänger des Hauses Oranien in den Niederlanden und England. In der Französischen Revolution kam die Tricolore (Roth-Weiß-Blau) als Zeichen der Anhänger der Bewegung auf, während die Anhänger des Alten die weiße Farbe der Bourbonen als A. festhielten. 1815 war ein Veilchen das A. der Bonapartisten. Bei der Verpflanzung der Revolution in andere Länder nahm deren Partei überall drei Farben, wenn auch nicht die der Franzosen, zum A.; die Gegner stellten ihnen gewöhnlich die Farben der Landesfürsten entgegen. In Deutschland kamen nach den Befreiungskriegen die alten Reichsfarben (Schwarz-Roth-Gold) bei den Burschenschaften und andern patriotischen Vereinigungen als das Symbol nationaler Gesinnung auf, während die Regierungen diese Farben als Zeichen der Demagogie verpönten und verfolgten und ein Bundesgesetz vom 5. Juli 1832 den Gebrauch aller A. außer den Landesfarben verbot. Auch dieses Ausnahmegesetz wurde durch Bundesbeschluß vom 2. April 1848 aufgehoben, nachdem vorher 9. März der Bundestag die deutschen Farben mit dem Reichsadler als die Symbole deutscher Einheit anerkannt und als solche bei den deutschen Truppenkörpern eingeführt hatte. Mit Eintritt der Reaction wurden indeß die deutschen Farben wieder beseitigt und als Zeichen nationaler Gesinnung aufs neue polizeilich verfolgt, obschon ein Bundesgesetz gegen dieselben nicht mehr vorlag. In Frankreich wählten in der Revolution von 1848 die Socialdemokraten das Roth zum A. ihrer Partei, um damit anzudeuten, daß sie zur Verwirklichung ihrer Ideen selbst Blut und Tod nicht scheuten. Auch in andern Ländern wurde hiernach die rothe Farbe das A. der mehr oder weniger radicalen Parteien (der «Rothen»). Außer den Farben haben die Tracht, der Schnitt des Haars, des Barts u. s. w. allerwärts als polit. A. gedient. Die engl. Royalisten des 17. Jahrh. ließen ihre Locken in stolzen Ringeln herabfallen, während die republikanischen Puritaner sie kurz schoren und sich dadurch den Namen Rundköpfe erwarben. In der burschenschaftlichen Periode in Deutschland war das lange Haar bei der liberalen Jugend beliebt, daneben der altdeutsche Rock, 1848 bei den deutschen Republikanern die Heckerhüte. In Italien trug man vordem als A. der Bewegungspartei die Carbonarimäntel, Calabreserhüte u. s. w., neuerlich die Tracht à la Garibaldi. In Polen bezeichnet die Confederatka (Mütze) den für Befreiung des Vaterlandes Verschworenen.

Abzugsgeld, Abfahrtsgeld, Nachsteuer, Emigrationsgebühr (detractus personalis, gabella emigrationis), ist eine nach dem Vermögen zu berechnende Abgabe, welche von einem Auswandernden an den Staat oder die Gemeinde, welcher er bisher angehört hat, bei seinem Abzuge entrichtet wird. Sie entstand wie der Abschoß (s. d.) aus den frühern Hörigkeitsverhältnissen und war anfangs blos auf kleinere Bezirke beschränkt, dehnte sich aber mit der Zeit auch auf ganze Länder aus und wurde zu einem landesherrl. Rechte, welches die

Reichsgesetze, wenngleich nicht allgemein, als ein Herkommen anerkannten. In späterer Zeit hat man das A. damit zu rechtfertigen gesucht, daß man auf die Entziehung des Kapitals, welches der Auswanderer mit sich nimmt, als eines steuerbaren Objects hinwies und so einen letzten Beitrag zur Tilgung der Staatsschulden forderte. Nichtsdestoweniger ist das A. als ungerechte und, weil dadurch die Freizügigkeit beschränkt wird, auch als nachtheilige Abgabe zu verwerfen. Für alle deutsche Bundesländer hebt deshalb §. 18 der Bundesacte und ein Bundesbeschluß vom 23. Juni 1817 das A. allgemein und ohne Entschädigung selbst in den Fällen auf, in welchen bis dahin Privaten das Recht zugestanden hatte. Mit außerdeutschen Staaten haben die sogenannten Freizügigkeitsverträge die gleiche Wirkung hervorgebracht. Ueberhaupt hat in neuester Zeit die Einsicht in die staatlichen und socialen Verhältnisse dazu geführt, daß jene Abgaben nur dann noch gefordert werden, wenn der fremde Staat von seinem Rechte, diese zu fordern, Gebrauch macht.

Acacia, s. Akazie.

Acadia, franz. Acadie oder auch Cadie, hieß früher die große Halbinsel in Nordamerika, welche durch den Lorenzgolf vom Continente abgetrennt wird, und neben Theilen von Untercanada und Maine die jetzigen brit. Colonien Neubraunschweig und Neuschottland umfaßt. A. bildete einen Theil der sogenannten Nouvelle France in Nordamerika und erhielt 1604 seine ersten Colonisten aus Frankreich, die sich zunächst im jetzigen Neuschottland niederließen und allmählich zu einer Bevölkerung von mehr als 20000 Köpfen anwuchsen. In den Kriegen zwischen Frankreich und England waren diese für die Fischerei wichtigen Küsten wiederholt der Gegenstand des Kampfes, bis A. 1713 im Frieden von Utrecht definitiv den Engländern zufiel. Indeß gelangten die letztern erst mit der Abtretung Canadas (1763) und der Insel Cape-Breton in den ungestörten Besitz des Landes, da dessen franz., dem Mutterlande treu anhängliche Bevölkerung (die Acadier), in Verbindung mit den auf ihrer Seite stehenden indian. Einwohnern, jede Gelegenheit ergriff, die brit. Herrschaft wieder abzuschütteln (so besonders 1755) und dabei wiederholt von Frankreich unterstützt wurde. Noch gegenwärtig bilden die Acadier in den angeführten Landstrichen den Grundstock der Bevölkerung. — Nach A. benannt sind die Acadian Mountains oder das Acadische Gebirgssystem, welches die große Felsplatte zwischen Lorenzstrom und Lorenzgolf und dem Atlantischen Ocean ostwärts des Hudson umfaßt. Der mittlere Theil dieses Hochlandes, welcher noch nicht besiedelt ist, erhebt sich in Maine im Mount Kathadin bis 5335 (engl.) F. Glieder desselben sind die Weißen Berge (White Mountains) in Newhampshire, die im Mount Washington (6234 F.) den höchsten Gipfel des ganzen acadischen Systems tragen, und die malerischen Grünen Berge (Green Mountains) in Vermont.

Acajou wird sehr häufig, nach dem Beispiele der Franzosen, das Mahagoniholz genannt, welches als eins der geschätztesten Hölzer zu feiner Möbelarbeit allgemein bekannt ist. Es kommt von dem Mahagonibaum; doch scheint es unzweifelhaft, daß auch das Holz einiger anderer, nicht näher bestimmter Baumarten unter gleichem Namen in den Handel gebracht wird. Weiteres s. Mahagoni.

Acajounuß, s. Semecarpus.

Acajutla, Hafenort des centroamerik. Staats San-Salvador am Stillen Meere, 3 M. im Süden der Stadt Sonsonate, als deren Hafen er gilt, besteht außer dem Zollhaus und der Wohnung des Hafenkapitäns in einem halbverfallenen großen Waarenmagazin aus span. Zeit, einigen andern Waarenschuppen und wenigen schlechten Wohnhäusern. Auch der Hafen selbst ist nur eine Rhede in einer offenen Bucht, und erst neuerdings hat man durch einen Molo das früher wegen der heftigen Brandung beschwerliche Landen wesentlich erleichtert. Unter der span. Herrschaft war A. lange Zeit der einzige Seehafen der Westküste zwischen Acapulco und Realejo; jetzt ist es der zweite Hafen von Salvador, über welchen etwa ein Drittel des ganzen auswärtigen Handels dieses Staats geht. Den Hauptausfuhrartikel bildet hier der schwarze oder (weil er früher über Callao in Peru kam) Peruvianische Balsam, etwa 20000 Pfd. jährlich. Dieses Product erzeugt nur Salvador, und zwar der Küstenstrich zwischen A. und dem Hafen Libertad, auf der sogenannten Cuesta del Balsamo oder Balsamküste, wo er von den dort wohnenden Indianerfamilien gesammelt wird.

Acanthus, eine Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Acanthaceen, deren Arten mit Ausnahme einer ostindischen in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres wachsen. Zwei derselben, A. mollis (der weiche oder unbewehrte) und A. spinosus (der dornige), welche vorzugsweise im südlichsten Europa (Griechenland, Unteritalien, Sicilien, Südspanien,

Südportugal) vorkommen, führten schon bei den Griechen und Römern diesen Namen, weshalb derselbe von Linné als Gattungsname beibehalten wurde. Alle Arten sind stattliche Stauden; insbesondere zeichnen sich die beiden genannten durch die Schönheit ihrer großen, glänzend dunkelgrünen, buchtig gespaltenen Blätter aus, von denen die untersten auf zierlich gebogenen Stielen nach auswärts gekrümmt und zusammen eine offene Rosette fast von der Form eines Säulenknaufs bilden. Dies mag die Veranlassung dazu gewesen sein, daß der griech. Architekt Kallimachus den Blätterbüschel des A. mollis künstlerisch nachahmte, indem er daraus das von ihm erfundene Capitäl der korinth. Säulen bildete. Auch zur Verzierung von Gefäßen (z. B. der Henkel röm. Trinkschalen, der Schäfte der Candelaber) wurden Acanthusblätter verwendet. Diese Vorliebe für die Acanthusblätter ging auch in die goth. Baukunst über; denn wir finden sowol an Säulenknaufen als an sonstigen Ornamenten altgoth. Bauwerke, namentlich in Deutschland, dergleichen Blätter nachgeahmt. Doch nahmen sich jene Baumeister nicht die Blätter von A. mollis, sondern die schmälern von A. spinosus zum Vorbilde. Beide Acanthusarten sind nicht allein ihrer Blätter halber, sondern auch wegen ihrer langen Aehren großer, gelblich- oder röthlichweißer Blumen schöne Pflanzen, weshalb dieselben schon im Alterthum zur Zierde in Gärten cultivirt wurden (z. B. bei den Römern zu Einfassungen von Beeten), was noch jetzt hin und wieder geschieht. — Im Mittelalter und auch noch später wurden die Blätter und Wurzeln von A. mollis unter dem Namen Branca ursina (Bärenklau) wegen ihres Schleimgehalts als erweichende und einhüllende Mittel gegen Durchfälle, Ruhr, Husten, Blutspucken und Verbrennungen angewendet. Jetzt versteht man in der Volkssprache unter Bärenklau (s. d.) eine ganz andere Pflanze. — Das Acanthusholz, aus welchem die Alten Statuen fertigten, stammte von keiner Acanthusart ab, sondern jedenfalls von zwei dornigen Arten der Baumgattung Acacia, welche in Arabien und Aegypten wachsen, der Acacia vera und arabica.

A capella, alla capella, d. h. im Kapellstile, bezeichnet in ältern Kirchenmusiken die Bewegung der Singstimmen ohne Instrumente oder, wenn ja solche den Gesang begleiten, das Fortgehen der Instrumente im Unisono mit den Singstimmen. Der Ausdruck bedeutet bisweilen auch, daß das Tempo eines choralartigen Gesangs etwas lebhafter genommen werden soll, als nach den verwendeten Noten von größerer Geltung vermuthet werden könnte.

Acapulco ist der beste mexic. Hafen und ein ehemals bedeutender, jetzt nur wenig besuchter Handelsplatz am Stillen Meere, zum Staate Guerréro gehörig und unter 16° 51′ nördl. Br. gelegen. Den Hafen bildet eine der schönsten Meeresbuchten der Erde, ein ungeheueres, in Granitgestein ausgehöhltes Becken, das von W. gegen O. 20000 F. Breite hat und gegen SSW. offen ist. Vor der Mündung liegt die kleine Insel Roqueta oder Grifo, sodaß der Hafen zwei Eingänge erhält. Im Innern des Bassins ist überall 24—33 Faden Tiefe, und dabei fällt der Granit so steil in die See ab, daß Linienschiffe ohne Gefahr dicht an der Felsenküste hinsegeln können. Die Stadt selbst ist sehr unbedeutend und hat nur etwa 3000 E., meistentheils Mulatten und Zambos, die in einer weitläufigen, aus Rohrhütten bestehenden Vorstadt wohnen, während die eigentliche Stadt aus kaum 30—40 Häusern, einer Kirche, zwei Klöstern und einem Hospital besteht. Der Platz wird nebst dem Hafen durch das auf einer Anhöhe gelegene Fort San-Carlos beherrscht und vertheidigt. Trotz der Trefflichkeit des Hafens ist der Handel unbedeutend. Das Klima ist außerordentlich heiß, besonders in der Stadt selbst, da dieselbe in einem Kessel von Granitfelsen liegt. Um ihr etwas Kühlung zu verschaffen, ließ die span. Regierung die großartige Abra de San-Nicolas, einen hohen Weg durch das gegen das Meer hin liegende Gebirge sprengen, durch welchen den Seewinden Zugang verschafft ward. Doch hat man versäumt, den Morast im O. der Stadt trocken zu legen, der A. zu einem höchst ungesunden Orte macht. Die Cholera ist daher hier heimisch und ergreift am meisten die Fremden. Die Blütezeit A.s fällt in die Zeit der span. Herrschaft, namentlich seit Karl's III. berühmter Ordenanza del comercio libre vom 12. Oct. 1778, durch welche der Ort ausschließlich für den ganzen ostind. Handel berechtigt wurde. Dieser Handel ward indeß nur durch Vermittelung von Manila auf den Philippinen betrieben, indem alljährlich eine königl. Galleone, befrachtet mit europ. und span.-amerik. Manufacturen und Bodenproducten und vornehmlich mit mexic. Silber, von A. nach Manila ging und von da mit Gewürzen, Seiden- und andern kostbaren Waaren Ostindiens und Chinas zurückkehrte. Man hielt nach der Rückkehr zu A. eine vielbesuchte Messe. Durch die Unabhängigkeitserklärung Mexicos, die Bürgerkriege, die Erdbeben von 1799 und 1837, sowie durch die Verheerungen der Cholera ist der Handel A.s gänzlich heruntergekommen.

Acca, bei den Franzosen St.-Jean d'Acre, eine wichtige Stadt und Festung an der Ostküste des Mittelmeeres, Hauptort einer Liwah des türk. Ejalets Beirut (Saida), liegt an einer schönen Bucht im Norden des Vorgebirges Karmel. Die Stadt besitzt einen Hafen, der zwar etwas versandet, aber doch einer der besten der ganzen syr. Küste ist, und zählt etwa 10—12000 E., welche sich vorzugsweise von Handel und Schiffahrt nähren. A. ist ein Hauptstapelplatz für die syr. Baumwolle und Ausmündungspunkt mehrerer Hauptstraßen aus dem Innern Syriens. Viele Ruinen in der Stadt und deren Umgebung, besonders aus dem Mittelalter, bekunden die ehemalige Größe und Bedeutung des Platzes. Das uralte A. war von jeher in polit. wie militärischer Beziehung ein wichtiger Verbindungspunkt zwischen Europa und Asien und deshalb Gegenstand wiederholter Eroberung. Schon in der Bibel kommt der Ort unter dem Namen Acco vor. Derselbe befand sich im Besitz der Kanaaniter, und den Juden gelang es nie, diesen die Feste zu entreißen. Zur Zeit des Perserreichs war A. der Stützpunkt aller Unternehmungen der Perser gegen Aegypten. Unter Ptolomäus Lagi vergrößert und verschönert, erhielt Acco den Namen Ptolemais, den die Stadt auch noch das ganze Mittelalter hindurch führte. Die Römer verwandelten den Platz in eine Militärcolonie (Colonia Claudia), die infolge des Zuströmens von Kaufleuten aus allen Gegenden des Mittelmeeres zugleich eine große commercielle Bedeutung erhielt. Auch unter den Arabern, in deren Gewalt A. frühzeitig gekommen war, blieb es ein wichtiges Bollwerk und das Emporium für den Handel mit Syrien und Palästina. Bei Beginn der Kreuzzüge suchten sich die christl. Heerführer des wichtigen Platzes zu bemächtigen; doch gelang dies erst 24. März 1104 nach dem Falle Jerusalems. Während der nächsten beiden Jahrhunderte knüpft sich an den Besitz von A. die christl. Herrschaft im Orient. Sultan Saladin eroberte zwar die Stadt 1187, konnte sie aber nicht behaupten, indem sie nach langer Belagerung und heldenmüthiger Vertheidigung durch Seifeddin Ali 12. Juli 1191 wiederum in die Hände der Christen (Deutsche und Engländer) fiel. Seitdem blieb A. noch ein volles Jahrhundert das Bollwerk der Christen und Sitz der Johanniter, bis es sich endlich 16. Juni 1291 an den Mamlukensultan von Aegypten ergeben mußte. Obgleich die Stadt auch unter ägypt., seit 1517 unter türk. Herrschaft immer noch der Landungsplatz für die Wallfahrer aus dem Abendlande blieb, hatte es doch seine polit. Bedeutung für Europa verloren. Während der Expedition in Aegypten begann Bonaparte, um einen festen Stützpunkt für seine Operationen in Syrien zu gewinnen, 17. März 1799 die Belagerung des Platzes, der indeß von Achmed-Pascha, mit Hülfe der Engländer unter Sidney Smith, tapfer vertheidigt wurde. Bonaparte mußte die Belagerung 17. Mai wieder aufheben und kehrte mit bedeutendem Verluste nach Kairo zurück. Am 27. Mai 1832 ward A. durch Ibrahim-Pascha, den Sohn des Vicekönigs von Aegypten, mit Sturm genommen und verblieb durch den Frieden von Kiutahia (14. Mai 1833) mit ganz Syrien und Kleinasien bis zum Taurus in den Händen Mehemed-Ali's, der die Stadt zu seinem Hauptwaffenplatze in Syrien machte. Infolge des Londoner Vertrags vom 15. Juli 1840 wurde jedoch A. nach einem Bombardement 4. Nov. 1840 von der vereinigten engl.-österr.-türk. Flotte genommen und mit ganz Syrien den Türken zurückgegeben.

Acca Larentia (auch Laurentia), d. i. Mutter der Laren, hieß bei den alten Römern eine Frau, welcher bei Gelegenheit der Larentinalia oder Larentalia, eines am 10. Tage vor den Kalenden des Januar gefeierten Festes, durch den Flamen Quirinalis und die Pontifices ein feierliches Todtenopfer an ihrem angeblichen Grabe im Belabrum gebracht wurde. Nach der röm. Sage war sie ihrer Zeit die schönste Dirne der Stadt, welcher von dem röm. Hercules, nachdem er mit ihr gebuhlt hatte, der Rath gegeben ward, den ersten Mann, der ihr begegne, für sich zu gewinnen. Da begegnete ihr der reiche Tarutius (Carutius), welcher sie auch, von ihrer Schönheit gefesselt, zur Frau nahm. Bei ihrem Tode vermachte sie ihr ererbtes großes Vermögen dem röm. Volke, weshalb Ancus für sie in dem genannten Feste eine Leichenfeier anordnete. In andern Sagen gilt die A. als Mutter der Arvalischen Brüder (s. d.) oder als Amme und Pflegemutter des Romulus und Remus. In allen diesen sagenhaften Berichten aber erscheint sie, deren Name schon Zusammenhang mit den Laren (s. d.) andeutet, als die Vermenschlichung einer alten Erdgöttin, die der Flora und Fauna verwandt ist.

Accapareur, wucherhafter Aufkäufer, s. Aufkauf.

Acceleration, Beschleunigung, heißt in der Mechanik soviel als Vermehrung der Geschwindigkeit. Wirkt nämlich eine Kraft nur als ein momentaner Stoß auf einen Körper, so wird sich dieser, wenn ihn nicht Reibung auf der Unterlage und Luftwiderstand allmählich aufhalten, mit gleichmäßiger Geschwindigkeit fortbewegen, d. h. in gleichen Zeiten gleichgroße

Wege zurücklegen. Wirkt aber die treibende Kraft nicht blos momentan, wie beim Stoße, sondern längere Zeit andauernd, wie die Schwerkraft bei der Fallbewegung eines Körpers, so fügt die treibende Kraft in jedem neuen Momente zu dem ursprünglichen Impulse einen neuen hinzu, und infolge davon wird die Geschwindigkeit des bewegten Körpers beschleunigt, accelerirt. Die treibende Kraft heißt dann die accelerirende Kraft, und die in jeder Secunde zugewachsene Geschwindigkeit ist das Maß der Beschleunigung oder die A. Je nachdem die treibende Kraft während der ganzen Dauer der Bewegung ihre Stärke gleichmäßig beibehält oder nicht, wird die A. eine gleichförmige oder ungleichförmige sein. — A. des Mondes. Wie zuerst von Halley bemerkt wurde, wird schon seit mehrern Jahrtausenden die Umlaufszeit des Mondes um die Erde immer kürzer oder die Geschwindigkeit desselben immer größer. Diese Erscheinung konnte man sich lange nicht erklären. Endlich fand Laplace 1787 die wahre Ursache dieser A. des Mondes in der veränderlichen Excentricität der Erdbahn, welche ungefähr seit 12000 v. Chr. im Abnehmen ist. Seit dieser Zeit rückt der Mond der Erde immer näher, und dieses wird etwa bis 36900 n. Chr. dauern, wo die Excentricität der Erde wieder zunehmen wird. Jedoch ist diese Beschleunigung eine so geringe, daß die Umlaufszeit seit 2000 Jahren nur um ½ Sec. kürzer geworden ist und der Mond der Erde in eben dieser Zeit sich nur um 180 F. genähert hat. — A. der Fixsterne nennt man den Unterschied zwischen dem Sterntage und dem mittlern Sonnentage, welcher ungefähr 3 Min. 56½ Sec. Sternzeit beträgt, um welche der Sonnentag länger ist.

Accent (in der Sprache). Die Dauer des Sprachlauts, ob kurz oder lang, mißt das Gesetz der Quantität (s. d.); der Ton oder A. ist die den Laut begleitende Hebung oder Senkung der Stimme. Hebung durch den Ton ist von der Dehnung einer Silbe in der Aussprache wesentlich verschieden. Beides, Hebung und Dehnung, kann zwar bei einer und derselben Silbe stattfinden, z. B. lēges (die Gesetze), allein ebenso gut kann der Ton auf eine kurze Silbe fallen, z. B. lĕges (du wirst lesen). Der eigentliche A. beruht auf der Hebung der Stimme, wozu die Senkung die Gegenseite bildet; allein dieser Gegensatz ist verschiedener Abstufungen fähig von dem bloßen Sinken bis zum völligen Weichen des Tons (Tonlosigkeit). Diese Hebung ist in der Aussprache das Mittel, die Vereinigung mehrerer Silben, des Stammes mit seinen Abbeugungen, zu Einem Worte oder Begriffszeichen anzudeuten, und gleichwie der Ton die einzelnen Silben eines Wortes beherrscht, so geht er mit größerer Freiheit und Abwechselung durch ganze Sätze hindurch, überall der Rede erst Einheit, Farbe und Leben gebend. Eine Silbe durch den Ton in der Aussprache hervorheben, nannten die Römer acuere (schärfen, mit geschärftem Tone aussprechen); eine solche Silbe hieß daher syllaba acuta, der Ton derselben, die Hebung, accentus acutus; das Zeichen desselben ist (´). Das Gegentheil davon, die unbetonte, gesenkte Silbe, hieß syllaba gravis, und diese Abwesenheit der Hebung, die Senkung, accentus gravis (`). Von beiden ist noch zu unterscheiden eine von Natur lange Silbe mit dem accentus circumflexus. Hier trat Hebung und Senkung des Tons in der Aussprache einer und derselben Silbe ein (daher das Zeichen ^ oder ~), die unserm Organe nachzuahmen nicht gut möglich ist; wir können in der Aussprache mâlus (der Apfelbaum) und mălus (der Schlechte) nicht mehr unterscheiden. Die tiefern Gesetze, nach welchen in den einzelnen Wörtern bestimmte Silben durch den Ton hervorgehoben werden, sind bisjetzt noch nicht erforscht. Ursprünglich hob der A. wol den Vocal derjenigen Silbe hervor, durch welche ein Begriff modificirt wurde, also die Suffixa oder Präfixa, wenn sie sich mit einer Wurzel oder einem aus einer Wurzel gebildeten Thema verbanden; doch wurde dies einfache Gesetz schon früher durch mannichfache euphonische Einflüsse vielfach verdunkelt.

Quantität und A. erscheinen ursprünglich in den Sprachen der Vorzeit, in denen das Princip sinnlich höherer Vollendung vorherrscht, wie im Griechischen und Lateinischen, innig verschmolzen; die Quantität umfaßt gleichsam die poetische, der A. die prosaische Lebendigkeit der Sprache. Allmählich geht die Quantität unter, und der A. gewinnt an Ausdehnung, bis er in den neuern Sprachen fast allein herrscht und dadurch die Hauptursache vieler Veränderungen der Sprache selbst wird, indem er Flexions- und Bildungsendungen zu seiner Hebung heran- und dadurch zusammenzieht, in seinen Senkungen aber den wahren Laut der Buchstaben beschädigt und verdunkelt. Auch in der deutschen Sprache haben beide Elemente wol anfangs nebeneinander geherrscht; es hat sich aber allmählich das Gesetz gebildet, daß der Ton auf die Wurzel fällt und auf ihr bei allen Beugungen und Zusammensetzungen ruhen bleibt. Doch gibt es viele Vorpartikeln, bei deren Betonung die Sprache nach noch unerforschten Gesetzen und Gewohnheiten schwankt; z. B. bei den Vorsilben ge, be, ver, zer u. s. w. behält die Wurzel den

Acutus und das Präfix ist tonlos, z. B. benéhmen, gelóben; andere Vorsilben, wie ab, auf, an u. s. w., haben den Acutus, und die Wurzel den Gravis, z. B. ábnehmen, áufgehen, Ankunft u. s. w. Häufig kommt einer und derselben Partikel verschiedener Ton zu, nach Maßgabe der veränderten Bedeutung, z. B. úmgehen (mit jemand), aber umgéhen (den Feind). Die einzelnen Sprachen unterscheiden sich wesentlich durch die Begrenzung der Silben, auf denen der Ton ruhen kann. Im Sanskrit kann ihn jede Silbe eines noch so langen Wortes annehmen; das Griechische beschränkt dies auf die drei letzten Silben; im Lateinischen geht er nie über die drittletzte hinaus und fällt nie auf die letzte; im Hebräischen ruht der Ton fast stets auf der letzten Silbe und im Finnischen unwandelbar auf der ersten Silbe eines Wortes. Nur wenige Sprachen deuten den A. durch besondere Zeichen in der Schrift an; blos die Inder bei den religiösen Gesängen der Vedas und die Griechen accentuiren ihre Sprache. Die griech. Accentzeichen soll Aristophanes aus Byzanz eingeführt haben. Die genaueste Accentuation herrscht in der hebr. Bibel, wo die Masorethen mehr als vierzig A. angewendet haben, die aber nicht blos dazu dienen, die Tonsilben hervorzuheben, sondern auch zugleich als Interpunktionszeichen und selbst zur melischen Bezeichnung verwendet werden. Häufig werden die obigen Accentzeichen oder A. als rein orthogr. Zeichen gebraucht, wie im Französischen. Im Ungarischen, Griechischen und Isländischen wird durch das Zeichen des Acutus die Länge des Vocals angedeutet; im Polnischen haben die mit demselben versehenen Vocale die sogenannte weiche Aussprache. Häufig bedient man sich in der Sprachwissenschaft des Zeichens des Circumflex, um die Länge des Vocals zu bezeichnen.

Neben diesem grammatischen oder Wortaccent gibt es auch einen oratorischen oder declamatorischen A., der von dem jedesmaligen Sinne des Satzes abhängt, also von der unendlichen Freiheit, Gedanken und Worte zu einem Ganzen zu verbinden. Derselbe besteht in dem Hervorheben eines einzelnen Wortes im Satze, oder eines ganzen Satzgliedes aus einer Periode, indem die Stimme darauf ruht, um die Aufmerksamkeit des Zuhörers speciell auf dieses Einzelne hinzulenken. Im ganzen wird der oratorische A. mit dem grammatischen stets übereinstimmen; in einzelnen Fällen darf er aber diese Gesetze verletzen, wenn das sonst Unbedeutende durch den Gegensatz eine hervorragende Bedeutung erlangt, z. B. er ist nicht értrunken, sondern bétrunken, obgleich die grammatische Accentuation verlangt: ertrúnken, betrúnken. (Vgl. überdies Metrik und Rhythmus.)

Accent (musikalischer) ist die Betonung, mit welcher sowol einzelne Töne als auch besondere Stellen bei dem Vortrage herausgehoben werden. Die Ursachen dieser verschiedenen musikalischen A. beruhen auf äußern und innern Gründen. Man kann sie am besten eintheilen in grammatikale, rhythmische und ästhetische. Der grammatikale A. ruht stets auf jedem ersten Takttheile. Längere Taktarten haben mehrere Nebenaccente, doch sind sie von geringerm Gewichte. Bei den geraden Taktarten fallen diese A. auf die ungeraden Takttheile, so z. B. bei vier schweren Vierteln auf 1 und 3; bei den ungeraden hat jede Gruppe von drei Noten auf der ersten die Betonung; ebenso in den Tripletaktarten. Der grammatikale A. darf sich nicht stärker bemerkbar machen, als das Verständniß des musikalischen Gedankens und seines rhythmischen Geschlechts erfordert. Hierin unterscheidet sich von ihm der rhythmische A., welcher einzelne Noten stärker und von jener Unterordnung unabhängiger hervorhebt. Der ästhetische beschäftigt sich als oratorischer mit der Hebung und Senkung der Silben und Töne, und beschränkt sich keineswegs auf bestimmte Takttheile. Durch ihn wird beim Vortrage eines Tonstücks der Sinn desselben faßlicher. Man kann noch einen leidenschaftlichen, pathetischen A. annehmen, welcher dem Tonstücke die genauesten Schattirungen aufprägt. Die Gesangsmusik ist vermöge des untergelegten Worts am fähigsten, eine richtige Accentuation zur Ausführung zu bringen; in der Instrumentalmusik wird es auf vollendete Weise nur dem Künstler gelingen, welcher sich den abstracten musikalischen Gedanken zu einem concreten Inhalt umzuformen versteht. Denn obwol jeder Componist bemüht sein wird, möglichst genaue Betonungszeichen anzugeben, so werden sich dennoch Schattirungen in Menge finden, welche nothwendigerweise unangedeutet bleiben müssen und sogar von der Willkür des Vortragenden abhängig sein dürfen. Das poetische Gefühl des Ausübenden wird hier die Hauptsache thun.

Accentus ecclesiastici, Kirchenaccente, heißen die interpunktischen Formeln der Melodien, nach welchen der Priester die Evangelien- und Epistelabschnitte abzusingen hatte. Dieselben haben sich in der kath., theilweise und modificirt auch in der evang. Kirche (bei Antiphonien, Collecten, den Einsetzungsworten des Abendmahls u. s. w.) erhalten. Während man hierbei alle Silben eines Satzes in einem und demselben Tone, der zwischen Gesang und

Lesen die Mitte hält, vorträgt, werden die letzten Silben eines Satzes in gewissen vorgeschriebenen Biegungen ausgeführt.

Acceptation oder Annahme heißt derjenige Rechtsact, durch welchen man sein Einverständniß mit dem Anerbieten oder der Zumuthung eines andern zu erkennen gibt. Das bloße Versprechen erzeugt an sich noch keine Verbindlichkeit des Versprechenden, selbst nicht, wenn er die zu gewährenden Sachen gleich hinlegte oder sich sonst zur sofortigen Ausführung seiner Zusage anschickte; denn eine Verbindlichkeit ist ohne das Vorhandensein eines Rechts und dieses ohne eine zustimmende Willensoffenbarung von seiten des zu Berechtigenden nicht denkbar. Erst mit der A. des Versprechens ist also ein Vertrag, mit der wirklichen Entgegennahme der Leistung das auf die Tilgung einer Verbindlichkeit abzielende Geschäft vollendet. Diese Bedeutung erlangt aber die A. nur dann, wenn sie von demjenigen, an welchen das Angebot gerichtet ist, oder von seinen berufenen Vertretern, in dem Sinne des Anbietenden bewirkt wird. Daß die A. das Anerbieten auch der Form nach decke (s. Stipulation), ist im allgemeinen nicht mehr erforderlich. Sie kann vielmehr sowol durch unfeierliche, mündliche oder schriftliche Erklärungen als durch verständliche Zeichen und durch Handlungen bewirkt werden, welche einen sichern Schluß auf das Vorhandensein des Einverständnisses verstatten. Gewöhnlich erfolgt die A. erst nach dem Versprechen; sie kann aber auch zum Voraus in einem Gesuche enthalten sein, auf das der andere Theil nachträglich eingeht. Ebenso wenig braucht die A. des Versprechens sofort bewirkt zu werden; der Versprechende ist aber dann bis zur wirklichen A. zum Zurückziehen des Angebots berechtigt. Ein Ablehnen der sofortigen A. von reellen Leistungen, durch welche ein Verpflichteter zur rechten Zeit und am rechten Orte seine Verbindlichkeit tilgen will, wird dagegen dem Gläubiger als ein Verschulden zugerechnet. — Besondere Vorschriften gelten für die A. von Wechseln. Man versteht darunter die Zusage, durch welche der Bezogene oder eine intervenirende dritte Person (Ehrenacceptant) sich verpflichtet, den ihr vorgelegten Wechsel zur Verfallzeit einzulösen. Da alle wechselmäßigen Verbindlichkeiten auf schriftlichen Grundlagen beruhen müssen, so ist hier die A. durch eine auf den Originalwechsel gebrachte schriftliche Erklärung, das Accept, zu bewirken. Vordem war es üblich, queriiber auf die Vorderseite des Wechsels die Worte «angenommen» oder «acceptirt» mit Hinzufügung der Namensunterschrift zu setzen. Nach der deutschen Wechselordnung kann aber ein ausdrückliches Accept auch auf die Rückseite gebracht werden, ja es gilt schon für eine unbeschränkte A., wenn der Annehmende oder Acceptant seinen Familiennamen oder seine Firma ohne weitern Beisatz auf die Vorderseite schreibt. (S. Wechsel.)

Acceptilation, auch acceptilatio und acceptio gratuita, heißt in der kirchlichen Dogmatik die Lehre, wonach sich Gott mit der von Christus durch sein Leiden und Sterben für die Sünden der Menschheit geleisteten Genugthuung begnüge, nicht etwa wegen ihrer Zulänglichkeit, sondern nur aus göttlichem Erbarmen. Dieser Lehre des Duns Scotus und anderer gegenüber sprechen andere, wie Thomas von Aquino und Bonaventura, nach dem Vorgange Augustin's, von einer satisfactio abundans, insofern sie annehmen, daß durch Christus im Ueberfluß jene Genugthuung für die Sünden der Welt gewährt worden sei. Letztere Ansicht vertheidigten auch die ältern luth. Theologen im Gegensatz zu den Arminianern. — Im altröm. Verkehrswesen hieß A. der Vermerk, daß Geld eingegangen, mochte es nun als Darlehn empfangen oder auf vorhandene Schulden zurückbezahlt sein. Es konnte also darin sowol ein Schuldbekenntniß als eine Quittung liegen. Solche Vermerke trug man in den sogenannten Codex accepti et expensi ein, in das Hausbuch, welches zur Zeit der freien Republik jeder wohlhabende Bürger führte, um sofortigen Aufschluß über seine Activa und Passiva zu haben. Alleiniges Mittel zum Nachweis der rechtlichen Beziehungen bildeten die Einträge zwar nicht, aber sie erzeugten doch dafür eine wirksame Vermuthung.

Acceß, d. i. Zutritt, Zulassung, wird insbesondere gebraucht für die Zulassung junger Juristen in die Sitzungen der Gerichte behufs ihrer eigenen Ausbildung. Solche Accessisten haben eine blos lernende Stellung; sie heißen daher bei einigen, namentlich Obergerichten bisweilen auch Auditoren, Zuhörer. Werden sie aushülfsweise zu Dienstleistungen benutzt, was für ihren Ausbildungszweck ja erwünscht ist, so kann das nur entweder unter Verantwortlichkeit eines angestellten Beamten oder, wenn die Gesetze es gestatten, nach vorgängiger eidlicher Verpflichtung geschehen. Eine weitere Prüfung oder Anstellung macht dann dem A. ein Ende, je nachdem es sich um eine nothwendige Durchgangsstufe aller jungen Juristen handelt oder nur um einen freiwillig betretenen Bildungsweg.

Accession heißt das Verhältniß der Bei- oder Unterordnung einer Sache (im jurist. Sinne

des Wortes) unter eine andere. Erstere ist hierbei die Neben-, letztere die Hauptsache. Als Hauptsachen, res principales, gelten solche, welchen man von begriffswegen oder nach wirthschaftlichen Anschauungen eine selbständige Natur zuschreibt; wogegen alles, was zu seiner Existenz das Vorhandensein anderer Sachen voraussetzt oder in der Verbindung mit denselben als untergeordnet erscheint, zu den Nebensachen, res accessoriae, accessiones, gehört. So wären z. B. Forderungsrechte, in denen sich die Anfänge der Beziehung zwischen Gläubiger und Schuldner offenbaren, die Hauptsache, nachträgliche Nebenforderungen aber, wie von Zinsen, die Nebensache, weil sie aus Anlaß der Hauptforderungen entstehen und ohne dieselbe ebenso undenkbar sind, wie Früchte ohne das Vorhandensein einer fruchtbringenden Sache. Auch Pfandrechte sind accessorischer Art, denn sie lassen sich nur rücksichtlich einer Forderung und zur Deckung derselben erwerben. Bei der Zusammensetzung von körperlichen, für sich existirenden Gegenständen bestimmt sich dagegen die Haupt- und Nebeneigenschaft meistens nach den allgemein anerkannten Annahmen des Verkehrslebens. Nebensachen sind hier entweder diejenigen, welche außerhalb der Verbindung mit einer Hauptsache keinen ordnungsmäßigen Gebrauch gestatten (z. B. der im Wasser aufgelöst gewesene Boden, nachdem er an ein Grundstück angeschwemmt worden ist, ingleichen Steine und sonstige Baumaterialien bei ihrer Einverleibung in ein Gebäude), oder welche wegen der Geringfügigkeit ihrer Quantität oder ihres Werthes als minder wesentlich erscheinen (wie z. B. einige Flaschen Wein zur Auffüllung eines Fasses mit Wein, oder der geringe Stoff, auf welchen bei Gemälden die Farbenschicht aufgetragen wird). Den Anlaß zu der Entscheidung, was im einzelnen Falle als Hauptsache und was als A. zu betrachten sei, entnimmt die Praxis aus dem Rechtssatze, daß die Nebensache für gewöhnlich das rechtliche Schicksal der Hauptsache theile (accessorium sequitur suum principale). Dies wird namentlich von Wichtigkeit, wenn mehrere körperliche Sachen vor ihrer Vereinigung zu einem neuen Ganzen verschiedenen Herren angehörten, und wenn sie sich ohne Einbuße an ihrer Integrität nicht in den frühern Zustand der Isolirtheit zurückversetzen lassen. Hier muß sich der bisherige Eigenthümer der Nebensache gefallen lassen, daß dieselbe ihr besonderes rechtliches Dasein an die damit verbundene Hauptsache abgibt und an den Eigenthümer der letztern gelangt. Dem Verlierenden bleibt dann meistens nur ein Anspruch auf Entschädigung an den unberechtigten Urheber der Verbindung oder an den durch die Vermehrung bereicherten Inhaber der Hauptsache.

Accēssit heißt der zweite Preis, welchen bei Beurtheilung von Preisaufgaben diejenige Arbeit erhält, die nach der, welche den Sieg davongetragen, für die beste erklärt wird.

Acciajoli oder Acciajuoli, Name einer alten und berühmten Familie in Florenz, die dem Staate, der Kirche und der Wissenschaft mehrere verdienstvolle Männer gegeben hat. — A. (Nicolo), geb. 1310, war Feldherr in Diensten des Königs Robert in Neapel. Er machte viele Eroberungen in Morea, Sicilien und Italien, stieg unter der Königin Johanna zu der höchsten Würde, der eines Großseneschalls des Reichs empor, ward Gouverneur der Romagna, und starb 1366 als Vicekönig von Apulien. Er war einer der vertrautesten Freunde des Petrarca und Boccaccio, von welchen noch Briefe an ihn vorhanden sind. — A. (Reinieri), Neffe und Adoptivsohn des vorigen, wurde am Hofe der Maria von Bourbon, der lat. Kaiserin von Konstantinopel, angestellt. Die nach Neapel geflüchteten Titularkaiser hatten sich die Souveränetät über einige Provinzen Griechenlands erhalten, die sie wieder zu Lehn gaben. Auf diesem Wege wurde Reinieri im Anfange des 15. Jahrh. Herr von Athen, Korinth und einem Theile von Böotien. Da er keinen legitimen männlichen Erben hinterließ, so vermachte er Athen den Venetianern, Korinth dem Theodor Paläologus, der seine älteste Tochter geheirathet hatte, und Böotien mit der Stadt Theben seinem natürlichen Sohne Antonio. Dieser brachte auch Athen in seine Gewalt, allein der türk. Sultan Mohammed II. verdrängte 1456 seine Nachkommen aus dem Besitze dieser Stadt. — A. (Donato), geb. 1428 zu Florenz, ein um die Angelegenheiten seiner Vaterstadt verdienter und dabei so uneigennütziger Staatsmann, daß das Vaterland nach seinem Tode 1478 die Ausstattung seiner beiden Töchter übernahm, und seinen drei unmündigen Söhnen den berühmten Lorenzo von Medici zum Vormund setzte. Er war zugleich ein geschätzter Schriftsteller; man hat von ihm unter anderm «Caroli Magni vita» (in Mencken's «Scriptores rerum Germ.», Bd. 1), eine lat. Uebersetzung mehrerer Biographien des Plutarch (1470), einen oft gedruckten Commentar über die Ethik des Aristoteles. — A. (Zanobio), Dominicaner, geb. in Florenz 1461, gest. 27. Juli 1519 in Rom, war in der lat. und griech. Sprache sehr bewandert und wurde von Leo X. 1518 zum Bibliothekar des Vaticans ernannt. — A. (Vincenzo), geb. im Anfange des 16. Jahrh., gest. 1572, ein

Geschichtsforscher und Gelehrter, von dessen Werken jedoch nur die «Vita di Giannozzo Manetti» (Flor. 1570) und «Vita di Piero di Gino Capponi» (herausg. von Aiazzi im «Archivio storico italiano», Bd. 4, 1853) auf uns gekommen sind. — A.-Salvetti (Maddalena), bekannt als Dichterin, gehörte nach Geburt einer edeln florentinischen Familie an, war vermählt mit einem Zanobio A. und starb 1610 zu Florenz. Sprachlich und wissenschaftlich gebildet, trat sie in ihren formgewandten Dichtungen dem damaligen verdorbenen Kunstgeschmack entgegen. Von ihr erschienen «Rime toscane» (2 Bde., Flor. 1590) und ein unvollendetes Heldengedicht «Davide perseguitato» (Flor. 1611). — A. (Filippo), geb. zu Rom 1637, Malteserritter, bereiste alle vier Welttheile, dichtete einige Operntexte, zu denen er selbst die Musik componirte, und starb 1700 in Rom. Er ist der eigentliche Erfinder des jetzigen Maschinenwesens beim Theater.

Accidens bezeichnet eine zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft eines Dinges; accidentiell ist soviel als zufällig, im Gegensatze des Essentiellen, Wesentlichen. Daher wird A. bei den Philosophen der Substanz entgegengesetzt, und bezeichnet die Art und Weise des Seins der Substanz, die Eigenschaften, Bestimmungen, die nicht zum Wesen eines Dinges gehören und ihm deshalb auch fehlen oder sich verändern können, ohne daß das Ding aufhöre zu sein, was es ist. Inwiefern aber diese Unterscheidung zwischen Substanz und A. auch nur für das vergleichende und abstrahirende Denken gültig ist, bedarf weiterer Untersuchungen.

Accidentalien (d. i. Zufälligkeiten) heißen beim Rechtsgeschäft diejenigen Bestimmungen, welche in der willkürlichen Willensäußerung der contrahirenden Theile ihren Grund haben. Sie können der verschiedensten Art sein; aber das Entscheidende ist, daß sie aus dem Wesen des abgeschlossenen Geschäfts nie zu begründen (wol vielleicht zu erklären) sind, sondern sich als zufällige Nebenbestimmungen an dasselbe ansetzen und möglicherweise gerade den Zweck verfolgen, einzelne Wirkungen, welche sonst aus dem Wesen des Geschäfts ohne weiteres entspringen würden, im vorliegenden Falle auszuschließen. Die Parteien sind bezüglich der A. regelmäßig völlig unbeschränkt, nur ist es offenbar nicht möglich, durch solche Zusätze den Begriff des Rechtsgeschäfts in einem Punkte zu verletzen, wenn auch die Wirkung des Begriffs verändert werden kann. Ueberdies gibt es gewisse Gesetze, welche jede entgegentretende Bestimmung der Privaten zurückweisen.

Accidenzien, Accidenzarbeiten, nennt man in der Buchdruckerkunst gewisse Nebenarbeiten, als Karten, einzelne Gedichte, Programme, Avise, Facturen, Briefe, Phantasiesätze, Musiknotensatz, Wechsel, Staatspapiere u. s. w., kurz alle solche Drucksachen, welche aus dem Bereiche des Gewöhnlichen und Regelmäßigen treten. Die Ausführung solcher Sachen erfordert besondere Kunstfertigkeit, Zierlichkeit und Geschmack, und es werden daher nur solche Arbeiter (Setzer und Drucker) dazu gewählt, welche viel Erfahrung, Uebung und Einsicht besitzen. Um die verschiedenen Accidenzarbeiten verrichten zu können, muß überdies der Setzer mit einer großen Auswahl von Zierschriften, Durchschuß, Regletten, Stegen oder Formquadraten, Ziffern, übergesetzten Buchstaben, Klammern, Linien u. s. w. reichlich versehen sein.

Accidenzien, die zufälligen Einkünfte der Geistlichen, s. Stolgebühren.

Accise, auch Excise, Ziese oder Zeiße, ist eine sehr alte und ursprünglich örtliche Abgabe von gewissen Verkaufsgegenständen, hauptsächlich Lebensbedürfnissen. Schon die Römer kannten eine solche Steuer, und in deutschen und franz. Städten kommt sie schon im 12. Jahrh. vor, wo sie wahrscheinlich bereits seit langer Zeit bestand. Meist wurde die Abgabe nach Verhältniß des Preises erhoben. Von Anfang an galt sie als ein bequemes Mittel, leicht Geld zu erhalten, und die Städte betrachteten die Bewilligung einer A. als ein Gnadengeschenk. Später gingen die localen A. theilweise an den Staat über, oder der Staat richtete sie neu zu seinen Gunsten ein. Ursprünglich erhob man sie an den Thoren beim Einbringen der Waaren, später aber, als die A. auch auf das platte Land ausgedehnt und zu einer allgemeinen Verbrauchssteuer umgestaltet wurde, auch am Productionsorte. Etwa im 15. Jahrh. kam die A. in Deutschland allgemein in die Hände der Landesherren. Am Ende des Dreißigjährigen Kriegs ward sie mehr und mehr auf das platte Land ausgedehnt. Ihre größte Verbreitung erhielt sie im 18. Jahrh., während sie bereits im 19. Jahrh. entschieden und mit Erfolg bekämpft wurde. Außer in Deutschland ward die A. auch in Frankreich ausgebildet. Hier trennte sie nicht nur die Provinzen durch Zollinien, sondern auch in denselben wieder die einzelnen Bezirke und Gemeinden. Die Gegenstände, welche der A. unterworfen worden sind, lassen sich kaum aufzählen. Sie betraf sowol die allgemeinsten Lebensmittel, wie Brot, Fleisch und Salz,

als auch Luxusartikel, wie Parfumerien, Spielkarten u. s. w. Neuerdings ist der Name A. fast verschwunden, die Abgabe selbst aber im Grunde geblieben. Im allgemeinen kann man der A. vorwerfen, daß sie große Erhebungskosten verursacht, für den Producenten und Händler Unannehmlichkeiten und Vexationen in Menge veranlaßt, und einzelne Klassen der Bevölkerung, namentlich die ärmere, unverhältnißmäßig belastet.

Acclamation bezeichnet überhaupt, wie schon bei den alten Römern, den beistimmenden Zuruf der Volksmenge. Speciell versteht man unter A. eine summarische Abstimmungsweise in berathenden Versammlungen. Wenn in einer Versammlung die Meinung für einen Antrag, für eine zu wählende Person u. s. w. so einmüthig und unzweideutig sich kundgibt, daß nicht nur eine weitere Discussion, sondern auch eine Abstimmung in aller Form als unnöthig erscheint, so schlägt man eine Entscheidung durch A. vor. Folgt von seiten der Minderheit kein Widerspruch gegen letztern Vorschlag, so wird dann durch den bejahenden Zuruf aller oder doch der übergroßen Mehrheit der in Verhandlung stehende Antrag kurzweg angenommen.

Acclimatisation. Die Vertheilung der lebenden Wesen auf der Erde hängt neben andern bestimmenden Ursachen vorzugsweise von dem Klima ab. Jeder klimatischen Zone gehören ganz besondere Menschen-, Thier- und Pflanzenformen an, und mit der Bestimmung und Begrenzung der Faunen und Floren, welche sich auf diese Weise als ein Zusammengehöriges erkennen lassen, beschäftigt sich die Pflanzen- und Thiergeographie. Die Grenzen dieser Provinzen sind indeß durchaus weder scharf gezogen noch für alle Thiere und Gewächse, die einer Provinz angehören, dieselben. Jede Art (Species) hat ihr bestimmtes Gesetz der Verbreitung. Während die einen nur in sehr engen Grenzen vorkommen und in keiner Weise dieselben verlassen, verbreiten sich die andern über sehr bedeutende Strecken. Seit den ältesten Zeiten hat der Mensch namentlich das Bedürfniß gefühlt, ebensowol für sich selbst neue Wohnsitze in andern Klimaten zu erringen, als auch Thiere und Pflanzen, die ihm in irgendeiner Weise nützlich sein konnten, sich in solchen Klimaten anzueignen, welchen sie ursprünglich nicht zugehören. Diese Angewöhnung nun an ein anderes Klima als das ursprüngliche nennt man A., die indeß stets nur nach einem gewissen Kampfe geschehen kann, und bei welcher immer eine Verschiedenheit zwischen den einzelnen Rassen und Arten hervortritt hinsichtlich der Leichtigkeit, womit die Anschmiegung an das neue Klima geschieht. Je größer der ursprüngliche Verbreitungsbezirk einer Art, desto leichter ist auch dieser Kampf, desto geringer die Acclimatisationskrankheiten, welche er hervorruft, und unter denen stets ein gewisser Procentsatz der Eindringlinge zu Grunde geht. Je stufenweiser und langsamer auch die Verpflanzung vor sich geht, desto unmerklicher geht die Acclimatisationsperiode vorüber. Unzweifelhaft ist es ferner, daß die veränderten Lebensbedingungen gewisse Veränderungen in den acclimatisirten Arten selbst hervorbringen, die jedoch im allgemeinen weit weniger bedeutend sind als solche, welche durch die Generationsfolge und andere bestimmende Ursachen bedingt werden. So bemerkt man, daß die in Nordamerika eingewanderten Europäer straffe Haare, einen dünnen, langen Hals und magern Körper in den folgenden Generationen erhalten und echte Yankees werden; daß die Hausthiere namentlich in der Stellung der Ohren, der Art und Farbe der Haare Aenderungen erleiden, was namentlich bei der Wolle der Schafe auffällig ist; daß sich die Stimme ändert, wie das Bellen der Hunde und der Gesang der Vögel u. s. w. zeigt. Auf die Körpergröße hat die Versetzung ebenfalls häufig Einfluß, wie man auch schon im allgemeinen bemerkt, daß an der Grenze ihres Verbreitungsbezirks die Arten kleiner und schmächtiger sind als im Mittelpunkte desselben.

Man hat behauptet, daß der Mensch die meiste Acclimatisationsfähigkeit besitze und im Stande sei, sich ebensowol in den glühenden Tropen- wie in den starren Polarzonen heimisch zu fühlen. Die neuern statist. Untersuchungen, namentlich von Boudin, haben aber, im strengsten Gegensatze zu dieser Annahme, bewiesen, daß von den einzelnen Menschenrassen dasselbe gilt, was von den einzelnen Thierarten, nämlich: daß dieselben auf bestimmte Klimate beschränkt sind und in andern nothwendig während einer Reihe von Generationen zu Grunde gehen müßten, wenn nicht die Einwanderung von außen her stets wieder den Ausfall deckte und die eingeborene Bevölkerung durch ihre Arbeit das Leben der Eingewanderten erhielte. Es gilt als Gesetz für die nördl. Erdhälfte, daß die europ. weiße Rasse nicht einmal in Nordafrika als Ackerbauer oder Viehzüchter ausdauern, sondern hier nur als bediente und gefütterte Schmarotzerbevölkerung existiren kann; ferner, daß im allgemeinen die Acclimatisirung für den Menschen leichter ist aus einem wärmern Klima in ein kälteres als umgekehrt, daß aber auch diese gewisse Grenzen hat, z. B. die Neger im Norden ebenso gut aussterben als die Europäer

im Süden. Nur die Juden stellen eine privilegirte Rasse dar, welche überall acclimatisationsfähig ist. Der Ausfall beruht bei dem Menschen wie auch bei den Hausthieren namentlich auf der Verminderung der Nachkommenschaft: es werden weniger Kinder geboren als Menschen sterben, und so ist bald nach wenigen Generationen der ganze Stamm vernichtet, wenn er nicht durch stete Einwanderung von außen her aufgefrischt wird. Anders scheint es sich auf der südl. Erdhälfte zu verhalten, indem z. B. der Europäer in Neuholland nicht minder productiv ist als in Europa selbst. Doch sind die statist. Nachweise hierüber noch nicht zahlreich genug, um sichere Schlüsse zu gestatten. Wenn daher der Mensch kosmopolitisch ist, eben weil er aus einer Menge von Urrassen besteht, welche von Anbeginn an existirt haben, so sind es die Rassen durchaus nicht, indem ihr Verbreitungsbezirk ein ziemlich auf dasselbe Breitenklima beschränkter bleibt. Selbst bei einer außerordentlich künstlichen Pflege, welche den Menschen soviel als möglich der Einwirkung der Außenwelt entzieht und in solchen Verhältnissen beläßt, die denen seines ursprünglichen Vaterlandes nahe kommen, kann sich der europ. Mensch aus gemäßigten Klimaten auf die Dauer in heißen Tropengegenden nicht acclimatisiren. Dagegen kommen die Mischlinge und Bastarde, die mit den eingeborenen Völkern erzielt werden, an einzelnen Orten wenigstens (Mexico, Brasilien, Neuspanien) sehr gut fort, was aber natürlich die Existenz einer im Lande schon vorhandenen, eingeborenen Menschenrasse voraussetzt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß für die Hausthiere dasselbe Gesetz der leichtern Eingewöhnung in kältere Klimate gilt wie für die einzelnen Menschenrassen, daß viele Hausthiere durch den Menschen über die meisten Theile der bewohnten Erde verbreitet worden; aber es liegen nirgends Beweise vor, durch welche man die Herkunft unserer Hausthiere aus bedeutend wärmern Klimaten erweisen könnte. Die ältesten Bewohner der Steinperiode in Europa, welche zum Theil noch Zeitgenossen der ausgestorbenen Höhlenbären und Mammuthe waren, hatten schon einige Hausthiere, namentlich Hund, Schwein und Rind, welche einfach dem Lande selbst entstammten, und deren wilde Rassen noch in den fossilen Urältern vorhanden sind. Erst später scheinen namentlich aus Centralasien und dem Umkreise des Mittelmeers die übrigen Hausthiere, wie Pferd, Schaf, Ziege u. s. w., eingeführt worden zu sein. Unter der schützenden Hand des Menschen, unter seiner Zucht und Pflege sind nun diese Thiere allerdings an vielen Orten insoweit heimisch geworden, daß sie zwar dort existiren, aber doch auch nur mit der Beihülfe des Menschen sich erhalten können. Nur solche Localitäten, welche dem ursprünglichen Klima analog sind, gestatten auch, daß das dorthin verpflanzte Hausthier sich ohne den Menschen erhalten kann, wie dies z. B. in den Pampas Südamerikas mit dem Pferde und dem Rindvieh der Fall ist. Natürlich führt die A. Veränderungen des acclimatisirten Thiers mit sich, sowol im Aeußern wie in den Lebensgewohnheiten, die häufig nur stufenweise platzgreifen. Die nubische Gans brütet in ihrer Heimat um Neujahr. Ist sie nach Europa übergepflanzt, so wählt sie dieselbe Zeit im ersten Jahre, rückt aber dann allmählich mit der Jahreszeit vor, bis sie wie unsere heimischen Gänse im April brütet. In ähnlicher Weise durchläuft der neuholl. schwarze Schwan sechs Monate, um seine Legezeit von dem Frühjahr der Antipoden in das Frühjahr unserer Erdhälfte zu verlegen. Mit dem Menschen und den Hausthieren zugleich wandern und acclimatisiren sich eine Menge von Thieren, die hauptsächlich auf Kosten der menschlichen Oekonomie existiren, wie Mäuse und Ratten, Sperlinge und Krähen, und das schmarotzende Ungeziefer, welches auf seinem Wohnthiere festsitzt. Im ganzen sind indeß die Eroberungen, welche der Mensch über das Thierreich gemacht hat, noch verhältnißmäßig sehr gering, da wir in Europa höchstens funfzig Arten Hausthiere besitzen, von denen nur vier, worunter namentlich der Truthahn, aus andern Welttheilen stammen, während die übrigen alle dem Umkreise des Mittelmeeres angehören, namentlich sobald man denselben nach Norden und Osten hin etwas weit faßt, sodaß er die Hochebenen Centralasiens in sich schließt.

Bei den Pflanzen sind hinsichtlich der A. die Resultate gewiß weit bedeutender als die bei den Thieren erlangten. Wenn auch eine Menge von unsern Nutzpflanzen aus demselben Kreise gezogen worden, welcher uns die Hausthiere geliefert hat, so haben wir doch an der Kartoffel, dem Taback, dem Kaffee, der Baumwolle und so manchen andern, jetzt überall eingeführten Pflanzen eine Reihe von Beweisen, daß dieses Feld noch großen Erfolgen offen stehe, während zugleich der Kreis der nutzbaren Arten bei weitem nicht so beschränkt ist als bei den Thieren, deren größte Mehrzahl der menschlichen Oekonomie feindlich und schädlich entgegensteht.

In neuester Zeit hat man vielfältig und fast in allen Ländern Gesellschaften und Vereine für A. gegründet, welche wissenschaftlich die Sache zu erörtern und durch praktische Ver-

suche zu befördern suchen, weshalb sie auch meistens mit zoolog. und botan. Gärten, Musterwirthschaften und landwirthschaftlichen Instituten in Verbindung stehen. Trotz dieser geregelten Bemühungen darf man indeß die Erwartung namentlich in Hinsicht der Einführung neuer Nutzthiere nicht zu hoch spannen, da einestheils die Zahl der Thiere, welche man in andern Ländern als Hausthiere benutzt, ebenfalls sehr beschränkt ist, anderntheils unsere Hausthiere den meisten jener ausländischen Arten gegenüber eine ebenso große Vorzüglichkeit behaupten als unsere Culturpflanzen denen jener Länder gegenüber. Zugleich auch haben sich mit jenen Bestrebungen mancherlei Uebertreibungen eingeschlichen. Wenn man z. B. vorschlägt, den Strauß und den Kasuar, das Kameel und das Lama in Europa einzuführen und hier mit Sorgfalt zu pflegen und zu züchten, so läßt sich fragen, welches denn der positive Nutzen wäre, der aus der endlich gelungenen Einführung dieser Thiere hervorgehen sollte. Dennoch kann man annehmen, daß die bereits über ganz Europa und sogar Nordamerika ausgebreiteten Acclimatisationsvereine durch ihre vielfältigen und auf allen Punkten angestellten Versuche mit der Zeit ersprießliche Resultate fördern und dem nahrungsbedürftigen Europa manche neue Nutzthiere und Nutzpflanzen gewinnen werden, deren Einführung den Nationalwohlstand und den Genuß erhöhen muß. Jedenfalls aber wird die A. nur das langsame Product der Zeit sein. Auch die überwiegend negativen Resultate dieser Versuche werden einen bedeutenden Werth haben, indem sie die noch sehr im Dunkel liegenden Gesetze aufhellen, welche die Verbreitung und A. der Thiere und Pflanzen beherrschen, und somit Mittel an die Hand geben, später kostspielige Versuche zu vermeiden und die richtigen Wege da einzuschlagen, wo es sich wirklich um nützliche Einführungen handelt.

Accolade (franz., d. i. Umhalsung, Umarmung) heißt eine Ceremonie, welche früher bei der Aufnahme in einen Ritterorden gebräuchlich war. Nach Empfang des eigentlichen Ritterschlags wurde der Aufzunehmende von dem Großmeister des Ordens oder dem, welcher den Ritterschlag ertheilt hatte, entweder im Namen der ganzen Ritterschaft oder des besondern Ordens feierlich umarmt, indem er seine Arme um den Hals (ad collum) desselben legte. Später wurde A. auch für den ganzen Act des Ritterschlags oder der Aufnahme in einen Orden gebraucht. — A. heißt ferner in der Musik die Klammer, durch welche zwei oder mehrere Notenliniensysteme am vordern Rande miteinander verbunden werden, um anzuzeigen, daß dieselben zusammengehören und der Vortrag gleichzeitig erfolgen soll. So bei der Musik für Pianoforte (obere Stimme und Baß), der Harfe, der Orgel, in den Partituren u. s. w.

Accolti, Name einer berühmten Familie aus der Grafschaft Arezzo in Toscana, welche zuerst im 14. Jahrh. bekannt wurde und 1699 in Florenz erlosch. — A. (Benedetto), genannt der Aeltere, Sohn des Rechtsgelehrten Michele A., geb. 1415, gest. 1466, war Professor der Rechte und seit 1459 Kanzler der Florentinischen Republik. Er verfaßte ein namhaftes Werk über den ersten Kreuzzug: «De bello a Christianis contra Barbaros gesto pro Christi sepulcro et Judaea recuperandis» (Ven. 1532; Flor. 1623; italienisch von Baldelli, Ven. 1543 und 1549). Dies sehr in Einzelheiten eingehende, aber weniger gut geschriebene Geschichtswerk diente Tasso zur Grundlage für sein «Gerusalemme liberata». A. schrieb auch «De praestantia virorum sui aevi» (Parma 1692 u. öfter). — A. (Francesco), Bruder des vorigen, geb. zu Arezzo 1418, war Professor der Rechtskunde in Bologna und Ferrara, darauf Secretär des Herzogs Franz Sforza von Mailand, und starb 1483. Als der bedeutendste Jurist seines Jahrhunderts erhielt er den Beinamen Il principe de' giureconsulti. Von seinen Schriften sind außer einer ihrer Zeit sehr geschätzten lat. Uebertragung der «Epistolae» des Phalaris (Rom 1469 u. öfter) hervorzuheben: «Consilia seu responsa» (Pisa 1481); «Commentaria super lib. II Decretalium» (Bologna 1481); «Commentaria» (Pavia 1493). — A. (Bernardo), genannt der Einzige, Sohn von Benedetto A., geb. 1465, gest. 1535, machte sich durch seine poetischen Talente einen Namen, doch geriethen seine in dem verdorbenen Geschmacke der Zeit verfaßten Dichtungen bald wieder in Vergessenheit. Dieselben erschienen unter dem Titel: «Virginia commedia, Capitoli, e Strambotti» (Flor. 1513 u. öfter). Leo X. schätzte ihn sehr und ernannte ihn zum apostolischen Schreiber und Abbreviatore. — A. (Pietro), genannt der Cardinal von Ancona, Bruder des vorigen, geb. zu Florenz 1455, gest. zu Rom 12. Dec. 1532, versah wie jener unter Leo X. das Amt eines apostolischen Abbreviatore und verfaßte die bekannte, gegen Luther (1520) geschleuderte Bannbulle. Später ward er zum Cardinal und zum Legaten in Ancona ernannt. — A. (Benedetto), genannt der Cardinal von Ravenna, geb. 1497 zu Florenz, war apostolischer Abbreviatore und Secretär des Papstes Clemens VII. und wurde zum Cardinal und zum Legaten in Ravenna ernannt. Er fiel bei

Paul III. in Ungnade, wurde unter Anklage der Veruntreuung in die Engelsburg gesetzt, kaufte sich jedoch los und starb 1549 zu Florenz in der Zurückgezogenheit. A. hinterließ unter andern vorzügliche lat. Gedichte, die in der Sammlung «Carmina illustrium poetarum italorum» (Flor. 1719) erschienen. — A. (Leonardo und Pietro), zwei Brüder, von denen der erstere 1600 Kanzler der öffentlichen Archive zu Florenz, der andere 1609 Professor des kanonischen Rechts in Pisa wurde. Mit Jacopo, dem Sohne des letztern, erlosch die Familie.

Accommodation heißt die Anbequemung an anderer Meinungen, Wünsche, Schwachheiten. Die A. eines Lehrers zu den Fähigkeiten und Vorstellungen der zu Belehrenden kann eine doppelte sein; zuerst in der Form des Vortrags, wenn er eine Lehrmethode, eine Art zu erläutern und zu beweisen wählt, welche nicht an sich die vollkommenste, sondern der Beschaffenheit, d. i. der Fassungskraft und den Meinungen der zu Belehrenden, angemessen ist. Besonders gehört dahin der Gebrauch solcher Beweise für die vorzutragende Wahrheit, die aus Sätzen, welche die zu Belehrenden schon glauben und festhalten, mögen sie auch ungegründet sein, hergeleitet werden (argumenta ad hominem, disputatio ex concessis), sowie der Gebrauch solcher sprachlicher Formen, welche zwar der reinen Idee, die man geben will, nicht genau entsprechen, aber den zu Belehrenden schon bekannt und geläufig sind, und daher bei ihnen den Uebergang von der Form zur reinen Idee vorbereiten und vermitteln. Diese A. gehört zur Lehrweisheit, selbst für einen göttlichen Lehrer, weil der Fortschritt zur Wahrheit nie ein abgerissener Sprung sein kann, sondern aus dem Vorhandenen heraus sich entwickeln und an das Vorhandene anknüpfen muß. Darum fanden es schon die ältesten Kirchenväter unbedenklich, zu behaupten, daß auch Gott bei der Offenbarung sich nach den Fähigkeiten der Menschen in seinem Reden, Thun und seinen Anordnungen gerichtet habe. Sie nannten dieses συγκατάβασις (Synkatabasis), die Lateiner condescensio oder demissio. Die A. kann aber auch zweitens geschehen in der Materie, die der Lehrer vorträgt, und findet statt, wenn der Lehrer die irrigen Vorstellungen der zu Belehrenden selbst zu billigen scheint, indem er entweder (negativ) diese Irrthümer nicht bestreitet, sondern stehen läßt, oder (positiv) diese Irrthümer selbst, ungeachtet er sie als irrig erkennt, mit in seinen Unterricht aufnimmt und als wahre Sätze vorträgt, um dadurch die zu Belehrenden für andere Wahrheiten zu gewinnen oder doch ihnen nicht geradezu anstößig zu werden. Der Unterschied, ob der Lehrer sich seines Accommodirens durch Reflexion bewußt werde oder nicht, ist hier nicht anwendbar, da eine unbewußte A. keine A. mehr, sondern ein Theilnehmen an dem Irrthum ist. Die A. in der Form ließen auch die Supranaturalisten stets gelten, aber nicht in der Materie. Diese aber nahm man im vorigen Jahrhundert bei Jesu an, nachdem man die Vorstellungen von dem Dämonischen des Neuen Testaments für eine bloße jüd. Zeitvorstellung erkannt hatte und Grund zu haben glaubte, auch die Vorstellungen vom Teufel, den Engeln, dem Messiasreiche, dem Gerichte, der Auferstehung u.s.w. als jüd. Zeitvorstellungen ansehen zu müssen. Man behauptete daher, Jesus habe aus Schonung seiner Zeitgenossen, und um sie für die höhere Wahrheit zu gewinnen, diese Vorstellungen theils nicht bestritten, theils in seine Vorträge eingewebt, ohne jedoch damit bestimmen zu wollen, daß sie für alle Zeiten Wahrheit sein sollten. Vielmehr habe man diese unter den Juden gangbaren Vorstellungen von der reinen Lehre Jesu, welche nur die rein «moralischen» Wahrheiten umfaßt habe, zu scheiden. So der ältere Rationalismus in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der auf diese Art den gestörten Frieden zwischen Vernunft und Erfahrung mit dem herkömmlichen theol. System wiederherstellen zu können vermeinte. In neuerer Zeit ist der Streit über die A. ziemlich entschlafen, indem die neuere Philosophie (Schelling, Hegel) die kirchlichen und biblischen Sätze in ihrem histor. Sinne unangefochten ließ, aber die kirchlichen Wörter und Formeln mit großer Kühnheit im philos. Sinne umdeutete, der neuere Rationalismus aber, die geschichtliche und sittliche Unhaltbarkeit der ältern Accommodationshypothese erkennend, der Frage, ob Jesus sich accommodirt habe oder nicht, sich ganz entschlagen konnte, weil er (besonders Bretschneider, weit geistreicher Ammon, am tiefsten und gründlichsten Schleiermacher) nachwies, daß die religiösen Ideen selbst nur allein das Wesentliche in jeder Offenbarung sein können, daß aber ihre Bekanntmachung und ihre Form oder ihre Auffassung in dem menschlichen Gemüthe dem allgemeinen Gesetze der allmählichen Entwickelung und Fortbildung unterworfen und durch den Reflex der Weltanschauung jedes Zeitalters bedingt sei, sodaß jede Offenbarung sich nothwendig an die Culturstufe ihrer Zeit anschließen, in den Vorstellungskreis ihres Zeitalters eintreten und aus diesem heraus, als histor. Uebergangsstufe, sich entwickeln müsse. Es gilt hiernach, die einst für ihre Zeit nothwendige Form mit Besonnenheit zu zerschlagen, um aus ihr unserm Bildungsstande

gemäß die reine Idee zu gewinnen und zu wahren. Uebrigens hat eine ernstere Forschung vieles, was der ältere Rationalismus unter dem Titel von A. an jüd. Zeit- und Volksvorstellungen beiseitewarf, in seiner tiefern Nothwendigkeit für das christl. Bewußtsein würdigen gelehrt; anderes dagegen, auch in dem persönlichen Vortrage Jesu, auf die symbolische und bilderreiche Darstellungsweise des Morgenlandes, die nicht ohne weiteres zum Dogma gestempelt werden dürfe, zurückgeführt. Die Frage, wie weit auch Jesus selbst in Dingen, die nicht unmittelbar mit dem Mittelpunkte des religiös-sittlichen Bewußtseins zusammenhängen, die Anschauungen seiner Zeit und seines Volks getheilt habe, wird natürlich nach dem theol. Standpunkte immer in verschiedener Weise beantwortet werden. Doch scheint auch bei sehr innig christl. Gemüthern die Erkenntniß immer allgemeiner sich Bahn zu brechen, daß der religiösen Bedeutung der Person Jesu durch das Zugeständniß kein Abbruch gethan wird, in manchen Stücken seines Lehrvortrags seien Bild und Begriff zu einer Einheit zusammengegangen, deren Trennung für uns unabweisbar ist, auch ohne daß er sie in seinem persönlichen Bewußtsein vollzogen hätte.

Accommodationsvermögen ist die Einrichtung des Auges, durch welche wir im Stande sind, je nach Bedürfniß, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung deutlich zu sehen. Daß man in der That nicht alle vor sich liegenden Dinge zu gleicher Zeit deutlich wahrnimmt, lehrt ein einfacher Versuch. Blickt man z. B., einige Schritte von einem Fenster entfernt, nach dem Fensterkreuz, hält aber auch zugleich einen Finger etwa 6—8 Zoll vom Auge entfernt, so wird man, wenn man die Aufmerksamkeit auf den Finger richtet, das Fensterkreuz nur ganz unbestimmt und verwaschen wahrnehmen, während umgekehrt, wenn man das Fensterkreuz fixirt, der Finger undeutlich erscheinen wird. Das Auge anbequemt oder accommodirt sich also offenbar bald für die Nähe, bald für die Ferne. Um den hierbei im Auge stattfindenden Vorgang zu erklären, muß daran erinnert werden, daß die Construction des Auges einer sogenannten Camera-obscura ähnlich ist, die man z. B. erhält, wenn man in das runde Loch eines geschlossenen Fensterladens eine geschliffene, in der Mitte dickere Glaslinse, ein sogenanntes Brennglas, setzt. Hält man in dem sonst dunkeln Zimmer ein weißes Papier in einige Entfernung von der Linse, so ist dasselbe nicht nur hell beleuchtet, sondern man sieht auch darauf eine farbige, naturgetreue, verkleinerte, aber von oberst zu unterst und rechts zu links verkehrte Abbildung der vor dem Fenster befindlichen Gegenstände. So ist es auch im Auge. Man hat dort auch eine Oeffnung, die Pupille. Hinter dieser befindet sich auch eine optische Linse, die Krystallinse, und diese entwirft in einiger Entfernung davon, auf der über die hintere Innenwand des Augapfels ausgebreiteten Nervenhaut oder Netzhaut, wie die Linse der Camera-obscura auf dem Papierblatte, eine verkleinerte, umgekehrte Zeichnung der Außenwelt. Aber nicht alle äußern Gegenstände, sondern nur die in einer bestimmten Entfernung liegenden sieht man in der Camera-obscura auf dem Papierblatte mit gehörig scharfen Conturen abgebildet, alle nähern und entferntern undeutlich und verwaschen. Will man die nähern Gegenstände deutlich abgebildet sehen, so muß man das Papierblatt etwas weiter vom Fensterladen und der Linse entfernen, und sollen sich die entferntern scharf auf dem Papiere abbilden, so muß man mit ihm näher an die Linse heranrücken. Man kann aber auch das Papierblatt ruhig in derselben Entfernung lassen und durch Einsetzen einer stärker gekrümmten dickern Linse in den Laden von den nähern Gegenständen, durch Einsetzen einer schwächer gekrümmten, flachern Linse von den fernern Gegenständen ein scharfes, deutliches Bild auf dem Papierblatte erhalten. Im Auge hilft sich die Natur auf ganz ähnliche Weise. Denn durch die kleinen Muskeln, welche die Krystallinse an ihrem Rande umgeben und festhalten, wird dieselbe beim Sehen naher Gegenstände etwas mehr nach vorn zu geschoben und von der Netzhaut entfernt, zugleich aber auch durch einen verstärkten Druck auf ihren Rand ihre Vorderfläche etwas mehr gewölbt, als dies beim Fernsehen der Fall ist. Dies nennt man das A. des Auges. Ein normales Auge kann sich für Entfernungen von 6—8 Zoll bis in unendliche Ferne accommodiren. Ein Auge, dessen A. für die Nähe mangelhaft ist, nennt man weitsichtig (presbyops), und es muß in diesem Falle beim Sehen in die Nähe der zu geringen Krümmung der Krystallinse durch ein vorgehaltenes, in der Mitte dickeres Linsenglas (Convexbrille) abgeholfen werden. Ein Auge, das sich nur für die Nähe accommodiren kann, nennt man kurzsichtig (myops), und man muß bei solchen Augen beim Sehen in die Ferne die zu starke Krümmung der Krystallinse durch in der Mitte vertieft geschliffene Linsengläser (Convexbrillen) corrigiren.

Accompagnement (in der Musik), s. Begleitung.

Accoramboni (Virginia; irrthümlich Vittoria), eine durch ihr Schicksal bekannt gewordene Italienerin, die in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. lebte. Sie war die Gemahlin des

Francesco Peretti, eines Neffen des Cardinals Montalto, nachherigen Papstes Sixtus V., und flößte durch ihren Geist und ihre außerordentliche Schönheit zwei hochgestellten Männern eine heftige Leidenschaft ein, dem Cardinal Farnese und dem Paolo Giordano Orsini, welcher letztere bereits seine Gemahlin Isabella von Medici eigenhändig ermordet hatte. Zwei Brüder der Virginia begünstigten die Absichten des Cardinals, zwei andere die des Orsini. Allen war hierbei der Gemahl Peretti das größte Hinderniß, und Orsini ließ denselben nachts auf der Straße in Rom ermorden. Indeß wurde Virginia selbst dieses Mordes angeklagt und in ein Gefängniß der Engelsburg geworfen, bis es ihr gelang, ihre Unschuld darzulegen. Orsini vermählte sich hierauf mit ihr, wandte sich aber, weil er sich in Rom nicht gesichert hielt, auf venet. Gebiet und lebte einige Zeit in Padua. Von da ging er nach Salo am Gardasee, wo er alsbald plötzlich starb, seiner Gemahlin 100000 Goldthaler hinterlassend. Wegen dieser reichen Erbschaft leitete Ludovico Orsini, ein naher Verwandter des Verstorbenen, bei den venet. Gerichten einen Proceß gegen Virginia ein, aus welchem sie jedoch siegreich hervorging. Wüthend über den Verlust des Processes, schickte hierauf Ludovico in die Wohnung Virginia's Banditen, welche erst einen bei ihr lebenden Bruder Namens Flaminio, dann die unglückliche Frau selbst erdolchten. Diese Blutthat ereignete sich 22. Dec. 1585. Ludovico und seine Helfer wurden von den venet. Gerichten zum Tode verurtheilt und hingerichtet. In der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindet sich eine Sammlung von Handschriften, die auf das tragische Ereigniß Bezug haben. Das Schicksal Virginia's ist mehrfach Gegenstand dichterischer Behandlung gewesen, unter anderm in dem Romane von L. Tieck «Vittoria A.» (2 Bde., Bresl. 1840). Der franz. Bibliograph Adry gab eine «Histoire de la vie et de la mort tragique de Vittoria A., duchesse de Bracciano» (Par. 1807) heraus, von welcher Schrift bereits 1800 die Herzogin von Luynes einen Abdruck hatte veranstalten lassen.

Accord, wörtlich: Einklang, Uebereinstimmung, bezeichnet im Geschäftsleben im allgemeinen soviel als Vereinbarung. Gewöhnlich findet sich aber der Ausdruck in einem engern Sinne gebraucht, und man versteht dann unter Accordiren ein Abkommen, welches das Entgelt für Leistungen nicht nach den gewöhnlichen Schätzungsmaßstäben, sondern nach andern Erkennungszeichen in der Absicht einer schnellern und billigern Befriedigung festsetzt, z. B. wenn ein Gewerbtreibender seine Gehülfen nicht nach Arbeitstagen, sondern nach der Zahl der gelieferten Stücke auszahlen will, oder wenn sich ein Bauunternehmer zur anschlagsmäßigen Herstellung eines Gebäudes für eine in Bausch und Bogen festgesetzte Summe verpflichtet, sodaß sich der Bauherr nicht auf Einzelberechnungen hinsichtlich der Materialien, Arbeitslöhne, Maschinenmiethe u. s. w. einzulassen braucht. In noch engerm Sinne bedeutet A. einen Vergleich oder Nachlaßvertrag (s. d.), ganz besonders aber den Nachlaßvertrag im Concurse. (S. Concurs.)

Accord (musikalischer), ital. accordo, Zusammenklang, eine faßliche Tonverbindung mehrerer Intervalle. Diese Verbindung ist keine willkürliche, sondern gründet sich auf bestimmte natürliche Gesetze, die zuerst vom Ohr gefunden und später durch Beobachtung der Saitenschwingungen und der Vibration in den Luftsäulen der Blasinstrumente bestätigt wurden. Auf diesen Zusammenklängen und ihrer Folge und Verknüpfung beruht die Harmonie (s. d.), weshalb man auch oft den einzelnen A. Harmonie zu nennen pflegt. Es gibt zwei- bis fünfstimmige A. Absolut zweistimmige A. können nur durch Terzen- und Sextenverbindungen erzeugt werden. Der improvisirte zweistimmige Volksgesang bewegt sich deshalb nur in diesen Intervallen. Die mehrstimmigen A. werden nach der Stellung ihrer Baßnote in Stammaccorde und in abgeleitete, nach ihrer innern Zusammenfügung aber in consonirende und dissonirende eingetheilt. Doch sind in letztere Rubriken auch die zweistimmigen einzureihen. Alle A. werden terzenweise zusammengestellt, in steter Vermischung von großen und kleinen Terzen. Eine Zusammenstellung von lauter großen Terzen vermag das menschliche Ohr nicht zu ertragen. Die Basis aller Harmonie ist der Dreiklang; ihm steht der vierstimmige Dominantenaccord an Bedeutung nach, obwol ihn die neuere Wissenschaft als selbständigen Stammaccord aufgenommen hat. Als Beweis dafür mag der Umstand gelten, daß in frühern Jahrhunderten eine Menge von Tonstücken geschaffen wurde, welche ohne diesen A. die richtigste musikalische Wirkung erzeugen. Jeder Dreiklang besteht aus Prime, Terz und Quinte, also aus zwei übereinandergebauten Terzenverhältnissen. Liegt die große Terz unten, so gehört der A. dem Durgeschlechte an; liegt sie oben, so entsteht ein Molldreiklang. Ein aus zwei kleinen Terzen zusammengesetzter Dreiklang heißt ein verminderter, ein aus zwei großen Terzen zusammengesetzter ein übermäßiger (c e gis). Durch Hinzufügung einer dritten Terz zu dem Drei-

klange erhält man einen vierstimmigen A., der, weil seine äußern Töne dem Intervall der Septime gleich sind, der Septimenaccord genannt wird. Es ist falsch, jeden solchen A. schlechthin auch als Dominanten- oder Leitaccord zu bezeichnen. Diesen Namen darf er nur dann erhalten, wenn er in einem nähern oder entferntern Cadenzverhältnisse zu einem tonischen (Dreiklang der Prime) oder zu einem aus diesem abgeleiteten A. steht. Nach der äußern Abgrenzung des Septimenaccords wird dieser nun ein A. mit großer, kleiner oder verminderter Septime sein und nach der Beschaffenheit des entscheidenden Intervalls seine Beziehung erhalten. Der innere Bau dieser A. richtet sich nach der Prime, auf welche der A. gestellt wird, und nach den herrschenden Tonleiterverhältnissen. Dies wird aus einigen auf den Stufen der C-dur-Tonleiter gegründeten Septimenaccorden klar werden: c e g h; d f a $\overline{c}$; e g h $\overline{d}$; f a $\overline{c}$ $\overline{e}$, u. s. w. Der reine Dominantenaccord steht immer auf einer Quinte, in C-dur also auf g. Er heißt demnach g h $\overline{d}$ $\overline{f}$ und ist stets aus einer großen und zwei kleinen Terzen zusammengefügt. Die innern Verhältnisse der auf die Stufen der Molltonleiter gebauten Septimenaccorde gestalten sich complicirter, da die Stufen der auf- und abwärtsgehenden Molltonleiter wesentlich voneinander verschieden sind. Wenn schon der Dominantenaccord gebieterisch nach Auflösung in einen Dreiklang drängt, so thun dies die übrigen Septimenaccorde in einem viel höhern Grade, weil in ihnen die dissonirenden Verhältnisse ein rascheres Aufgehen in die Consonanz bedingen. Einen höchst interessanten Abschnitt in der Harmonielehre bildet die Lehre von den verminderten Septimenaccorden und von den sogenannten übermäßigen Sextaccorden, da die durch ihre Construction bedingten enharmonischen Verhältnisse eine große Vieldeutigkeit und deshalb die mannichfachsten Auflösungen zulassen. Durch Hinzufügung einer vierten Terz gestaltet man den Vierklang zum Fünfklang. Er heißt nach seinen außenliegenden Intervallen der Nonenaccord. Weitere hinzugefügte Terzen geben den sechsstimmigen Undecimenaccord, den siebenstimmigen Terzdecimenaccord, welche letztere aber nur unter gewissen Verhältnissen als vorgehaltene A. und selten in ihrer Vollstimmigkeit erscheinen. Abgeleitete A. sind solche, die aus der Verwechselung oder Umkehrung der Grundaccorde entstehen. Aus dem Dreiklange entstehen auf diese Weise mit der Terz als Grundton (e g $\overline{c}$): der Sextenaccord; mit der Quinte als Grundton (g $\overline{c}$ $\overline{e}$): der Quartsextenaccord; der Septimenaccord bildet auf der Terz (h $\overline{d}$ $\overline{f}$ $\overline{g}$) den Quintsextenaccord, auf der Quinte ($\overline{d}$ f g $\overline{h}$) den Terzquartsextenaccord, auf der Septime ($\overline{f}$ $\overline{g}$ $\overline{h}$ $\overline{\overline{d}}$) den Secundquartsextenaccord. Consonirend heißt ein A., wenn alle seine Intervalle zueinander in consonirenden Verhältnissen stehen; dissonirend wird er, sobald auch nur ein einziges dissonirendes Intervall in dem A. sich findet. Der Dreiklang ist der vollständigst consonirende A.; alle Septimen-, Nonenaccorde u. s. w. sind dissonirend. Das erste geordnete Accordsystem haben wir Rameau (1722) zu verdanken. Die Wissenschaft hat seitdem viel Gutes und Neues hinzugefunden und die ersten, ziemlich complicirten und abenteuerlich construirten Systeme sehr vereinfacht. Ausgezeichnetes leisteten in dieser Hinsicht früher Marpurg und Kirnberger, in neuerer Zeit Gottfr. Weber, André und Marx.

Accordion, ein musikalisches Instrument, gewöhnlich Ziehharmonika genannt, das 1829 von Damian in Wien erfunden wurde. Es ist aus der bekannten, jetzt nur noch als Kinderspielzeug benutzten kleinen Mundharmonika entstanden, welche aus einer Anzahl feiner stählernerZungen besteht, deren Mechanik so eingerichtet ist, daß sie beim Hereinstoßen des Athems einen Accord und beim Zurückziehen desselben einen zweiten erklingen lassen. Diese Accorde stehen stets in dem Verhältnisse der Tonica und Dominante. Das A. ist dasselbe Instrument, nur in so bedeutend vergrößertem Maßstabe ausgeführt, daß der Athem des Mundes nicht mehr ausreicht, um dasselbe zum Erklingen zu bringen. Es wird in Gestalt eines viereckigen Kastens gebaut, dessen Seitenwände, aus gefaltetem Leder bestehend, einen Blasebalg bilden, der durch Aufziehen und Niederdrücken von dem Spielenden selbst in Bewegung gesetzt wird. Oben auf dem Deckel befinden sich Tasten zum Spielen, am Boden des Instruments eine oder zwei Klappen, welche zur Hervorbringung der Harmonie benutzt werden. Jede Taste gibt zwei Töne, einen durch den Zug, den andern durch den Druck. Es gibt doppelte und einfache A.; die einfachen haben eine Reihe, die doppelten zwei Reihen Tasten. Unterrichtswerke für das Instrument sind mehrere erschienen, von denen besonders hervorzuheben: «A., Unterricht dasselbe spielen zu lernen» (Lpz. 1834) und Zimmermann's «Tabelle für A. mit 58 Tönen».

Accreditiren heißt jemand bei einem andern beglaubigen und die Gewährleistung seiner Handlungen in dem Umfange seiner Vollmachten übernehmen. So accreditirt der Staat oder Regent desselben mittels einer Vollmachtsurkunde, eines Accreditivs, einen Gesandten oder

Agenten; so der Kaufmann einen Commissionär; so der Bankier durch einen Creditbrief einen Reisenden, gewöhnlich auf bestimmte Summen, damit derselbe an bestimmten Orten Geld erheben kann.

Accrescenzrecht, Anwachsungsrecht. Das röm. Recht geht von dem Grundsatze aus, daß gesetzliche (Intestat-)Erbfolge und testamentarische Erbfolge nicht nebeneinander zur Geltung kommen dürfen. Folge hiervon ist, daß beim Wegfall des einen von mehrern Testamentserben die Nachbleibenden, nicht aber die Intestaterben, seinen Theil mit erhalten, dieser Theil ihnen also anwächst, unter der Voraussetzung, daß nicht bereits die Sache durch Annahmeerklärung erledigt und der Erbtheil ins Vermögen des Weggefallenen und damit in den gewöhnlichen Erbgang hineingekommen ist. Gleiche Wirkungen entstehen dagegen auch bei der Intestaterbfolge dadurch, daß die näherstehende Klasse die fernern ausschließt; daher erfolgt auch hier Anwachsung, solange noch Erben der näherstehenden Klasse vorhanden sind. In ähnliche Stellung können mehrere Legatare dadurch gelangen, daß sie sich in ein gemeinschaftliches Vermächtniß zu theilen haben. Der anwachsende Theil geht indeß ganz so auf die Accrescenzberechtigten über, wie der ursprünglich Berechtigte ihn erhalten hätte; also bleiben die etwaigen Beschwerungen auf ihm lasten. Die gesammten Bestimmungen über A. treten nur dann ein, wenn die Disposition des Erblassers nichts anderes enthält; sie sind hypothetischer Natur, und der Erblasser schließt sie daher durch Ernennung eines eventuell Berechtigten aus. Bisweilen hat sogar das Gesetz dem Eintritte jener Bestimmungen Hemmniß bereitet, indem es die Uebertragung auf andere ausdehnt, sobald der zuerst Berechtigte in Wegfall gekommen ist. Neuere Gesetzgebungen, wie die sächsische, haben den Satz, daß Intestat- und Testamentserben sich ausschließen, ganz fallen lassen und damit die Grundlage des Instituts beseitigt.

Accum (Friedr. Christian), ein verdienter Chemiker und Techniker, geb. 29. März 1769 zu Bückeburg, ging 1793 nach London, wo er 1801 eine Professur der Chemie und Mineralogie in der Surrey-Institution erhielt. Infolge persönlicher Verwickelungen kehrte er jedoch nach Deutschland zurück und wurde 1822 zum Professor am Gewerbeinstitut und der Bauakademie zu Berlin ernannt, wo er 28. Juni 1838 starb. Am meisten bekannt ist A. hauptsächlich durch seine Bemühungen für Einführung und Verbreitung der Gasbeleuchtung geworden. Zu diesem Zwecke verband er sich bereits in London mit dem unternehmenden deutschen Buch- und Kunsthändler Ackermann und schrieb sein in mehrern Ausgaben und Uebersetzungen verbreitetes Hauptwerk: «A practical treatise on gas-lights» (Lond. 1815 u. öfter; deutsch von Lampadius, 2 Bde., 2. Aufl., Weim. 1819). Die meisten seiner zahlreichen engl. Schriften über Gegenstände der praktischen Chemie und Gewerbskunde fanden viel Beifall und wurden mehrfach übersetzt. Seine Schrift «On adulteration of food» (deutsch von Cerutti, Lpz. 1822) erregte ihrer Zeit besonderes Aufsehen. In deutscher Sprache schrieb er «Phys. und chem. Beschaffenheit der Baumaterialien» (2 Bde., Berl. 1826).

Accursius (Franciscus), ital. Accorso, einer der berühmtesten unter den alten ital. Rechtsgelehrten (Glossatoren), geb. um 1180 im Florentinischen, war ein Schüler des Azo, lehrte seit 1221 zu Bologna und starb zwischen 1259 und 1263. Sein Ruhm gründet sich auf die Glossa ordinaria, die auch Glossa schlechthin genannt wird und in einer großen Sammlung von Glossen seiner Vorgänger und Zeitgenossen besteht. Die Wirkung dieses Werks war außerordentlich. In den Gerichten erhielt dasselbe sehr bald ein völlig gesetzliches Ansehen, und A. genoß durch sie einen Ruhm wie kein anderer Rechtslehrer des Mittelalters. Auch des A. drei Söhne waren berühmte Juristen. Franciscus A., geb. 1225 zu Bologna, stand 1273—81 in den Diensten des Königs Eduard I. von England, welcher ihn zu wichtigen Sendungen gebrauchte. Wie schon vorher, so wirkte er auch, nachdem er jene Dienste aufgegeben, als hochberühmter Lehrer des Rechts in Bologna und starb daselbst 1293. Cervottus A., geb. 1240, war theils Rechtslehrer zu Bologna und Padua, theils bekleidete er andere Aemter. Er starb 1287. Weil er schlechte Zusätze zu dem Werke seines Vaters geschrieben, wurde sein Name zur sprichwörtlichen Bezeichnung schlechter Glossen gebraucht. Der dritte Sohn, Wilhelmus A., geb. 1246, wurde 1274 aus Bologna verbannt, trat in den geistlichen Stand und bekleidete in Frankreich und Spanien verschiedene Kirchenämter. Nach seiner Rückkehr nach Italien wurde er päpstl. Kaplan und Auditor der Rota, und starb 1314, nachdem er noch einmal ein Jahr (1297) zu Bologna gelehrt hatte. Auch hat er verschiedene Schriften hinterlassen. — A. (Mariangelo), geb. um 1490 zu Aquila, lebte 33 J. am Hofe Karl's V., bei dem er in großem Ansehen stand, und hat sich besonders als Philolog und Kritiker durch seine «Diatribe in Ausonium» (Rom 1524) und die Ausgaben des Ammianus Marcellinus (Augsb. 1532) und

des Cassiodor (Augsb. 1533) bekannt gemacht. Auch verfaßte er den scherzhaften Dialog «Osci et Volsci» (1531 u. öfter), der unter den Humanisten seiner Zeit viel Aufsehen erregte.

Accusativ ist der Name eines Casus in der Declination der Nomina. Dieser Casus bezeichnet vorzugsweise das aus einer wirkenden Ursache Entsprungene, Verursachte, Bewirkte, überhaupt dasjenige, auf welches eine Thätigkeit einwirkt. Bei Zeit- und Raumbestimmungen steht der A. auf die Frage wohin? wird aber in diesen Fällen meistens durch Präpositionen noch genauer bestimmt. Der symbolische Ausdruck für diesen Casus ist in den ältern indogerman. Sprachen im Singular m oder n, im Plural für das Masculinum ns, für das Femininum s und für das Neutrum ni; doch erscheinen diese Formen schon im Griechischen und Lateinischen verstümmelt. Die neuern Sprachen begnügen sich meistens mit der Stellung des Wortes hinter das regierende Verbum, ohne den A. durch eine bestimmte Endung zu charakterisiren. Der lat. Name casus accusativus (d. h. Casus der Anklage) stammt aus einer unrichtigen Uebersetzung der griech. Benennung dieses Casus; factitivus (Casus der Bewirkung) wäre richtiger.

Acerbi (Giuseppe), namhafter ital. Reisender und Naturforscher, geb. 3. Mai 1773 zu Castel-Goffredo im Mantuanischen, studirte zu Mantua und widmete sich vorzugsweise den Naturwissenschaften. Als der erste Italiener drang er auf einer Reise, die er 1798 durch Dänemark, Schweden, Fin- und Lappland unternahm, in Begleitung des Obersten Skjöldebrand, eines geschickten Landschaftsmalers, bis an das Nordcap vor. Später besuchte er den Orient und lebte 1826—36 als österr. Generalconsul in Aegypten. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in seinem Geburtsorte nieder, wo er als k. k. Gubernialrath 25. Aug. 1846 starb. Sein Hauptwerk bilden die «Travels through Sweden, Finland, Lapland» (2 Bde., Lond. 1802), die von Petit-Radel ins Französische (3 Bde., Par. 1804) und ins Deutsche von Weiland (Weim. 1803) übersetzt wurden. Große Verdienste um die ital. Literatur erwarb sich A. durch Begründung (1816) der «Biblioteca italiana», deren Leitung er 1826 an Gironi überließ. Für dieselbe lieferte er werthvolle Artikel über Aegypten und vorzügliche Uebersichten der ital. Literatur. — A. (Enrico), geb. 25. Oct. 1785 zu Castano im Mailändischen, wurde Hospitalarzt in Mailand, wo er als klinischer Lehrer wirkte und eine große Anzahl von Schülern bildete. Er starb 5. Dec. 1827 zu Tremezzina. Seine medic. Schriften, worunter besonders die «Dottrina teorico-pratica del morbo petecchiale e de' contagj in genere» (Mail. 1822) hervorzuheben, sind in Italien noch immer geschätzt.

Acervus (Haufen) nennt man die sophistische Art, durch fortgesetztes Fragen nach der Anzahl der Körner, die zur Bildung eines Haufens nöthig sind, den Gefragten in Verlegenheit zu setzen. Daß ein Korn noch keinen Haufen bilde, gibt jeder zu. Man fügt nun immer nur noch ein Korn hinzu, und behauptet der Gefragte bei einer gewissen Anzahl, daß jetzt der Haufen gebildet sei, so hat er zugegeben, daß ein Korn einen Haufen bilde, sich also selbst widersprochen. Das Trügerische dieses, angeblich vom griech. Dialektiker Eubulides erfundenen Sophisma liegt darin, daß Haufen als relativer Begriff erst durch Gegenüberstellung eines andern Begriffs seine Bedeutung erhält und also nicht durch eine bestimmte Anzahl Körner bedingt ist.

Acetometer oder Acetimeter (Essigmesser) wird ein kleiner Apparat genannt, mittels dessen die Stärke des Essigs, d. h. dessen Gehalt an wirklicher Essigsäure, zu erforschen ist. Er besteht wesentlich aus einem mit Eintheilung versehenen engen Meßgefäße (Glasrohre), worin eine bestimmte kleine Menge des zu prüfenden Essigs mit Auflösung eines Alkali neutralisirt, d. h. so lange, bis weder saure noch alkalische Reaction stattfindet, versetzt wird. Aus der Menge Probeflüssigkeit, welche zur Herbeiführung dieses Zustandes erforderlich ist, wird direct auf den Procentgehalt des Essigs an Essigsäure geschlossen. Da der Essig der Hauptsache nach ein Gemisch von Essigsäure mit sehr viel Wasser ist, so bedarf man, um genaue Resultate zu erlangen, einer sehr schwachen Probeflüssigkeit. Letztere besteht übrigens entweder aus Ammoniak (nach Otto), oder aus Kalkwasser (nach Fleck), oder aus Natronauflösung (nach Mohr).

Acetone nennt man in der organischen Chemie eine Reihe homologer (ähnlicher) Verbindungen, zu denen das eigentlich sogenannte Aceton, das Propion, Butyron, Valeron u. s. w. gehören. Sie bestehen sämmtlich aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und stehen zu den Aldehyden wahrscheinlich in demselben Verhältniß, wie die Aether zu den Alkoholen. Sie zeigen keine Reaction auf Pflanzenfarben, sind mit Ausnahme des eigentlichen Aceton unlöslich in Wasser und besitzen einen eigenthümlichen ätherischen Geruch. Sie entstehen bei trockener Destillation vieler Salze der fetten Säuren. Das eigentliche Aceton, auch Essiggeist, Essigalkohol, Mesitalkohol genannt, wurde schon im 16. Jahrh. durch Destillation des Bleizuckers dargestellt, seine Zusammensetzung aber erst durch Liebig und Dumas ermittelt.

Acetum, s. Essig.

Acetyl ist ein hypothetischer, noch nicht isolirt dargestellter Stoff, welcher als das Radical der Essigsäure und einer Reihe anderer Verbindungen betrachtet werden kann. Es besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff.

Ach, bisweilen auch Aach und Ache geschrieben, ist der Name verschiedener kleiner Flüsse im südl. Deutschland. Die A. oder Aach im bad. Seekreise quillt unweit des Städtchens Aach plötzlich in einem Becken so mächtig hervor, daß sie alsbald Mühlen zu treiben vermag, durchfließt den Hegau und ergießt sich nach achtstündigem Laufe unweit Radolfszell in den Bodensee. Eine andere A. im bad. Seekreise entspringt bei Linz an der hohenzoll. Grenze und mündet zwischen Ueberlingen und Meersburg ebenfalls in den Bodensee. Demselben See geht auch noch eine dritte A. oder Ache aus Vorarlberg zu, welche nach einem 6 M. langen Laufe bei Bregenz mündet. Sodann fließt noch eine A. in Baiern, die bei Friedberg entspringt und unterhalb Rain in den Lech fällt.

Achäer (wahrscheinlich: die Trefflichen, Edeln) ist der Name eines griech. Stammes, an welchen sich die Mythen und sagenhaften Traditionen der Hellenenwelt von den ruhmreichen Thaten der Griechen vor der großen thessalisch-dorischen Wanderung knüpfen. Wegen der hervorragenden Rolle, welche dieses Volk in jener heroischen Zeit führte, wurde sein Name von Homer, gleich dem der Argiver und Danaer, auch zur Bezeichnung der Griechen insgesammt gebraucht, wie denn auch neuere Forscher die ganze Entwickelungsphase des griech. Volks, aus dem ursprünglichen Pelasgerthume bis zu dem Hellenenthume im spätern Sinne, unter dem Namen des Achäischen Zeitalters zusammenzufassen pflegen. Nach der Sage leiteten sich die A. von Achäos, einem Sohne des Xuthos und Enkel des Hellen ab, und scheinen aus ihrer ursprünglichen Heimat, der Landschaft Phthiotis in Thessalien, in den Peloponnes eingewandert oder eingedrungen zu sein, wo sie namentlich in Argolis und Lakonika Reiche gründeten, die zur Zeit des Trojanischen Kriegs die mächtigsten in Griechenland waren. Aus diesen Wohnsitzen durch die Dorier, welche um 1104 v. Chr. unter den Herakliden in den Peloponnes eindrangen, nach harten und langen Kämpfen verdrängt, wandte sich ein Theil nach Kleinasien, wo A. die Hauptmasse der sogenannten äolischen Bevölkerung auf Lesbos und den gegenüberliegenden Küsten bildeten, während ein anderer Theil unter Führung des Orestiden Tisamenes nach der Nordküste des Peloponnes vordrang und sich auf die hier angesessenen Ionier warf, welche vor den Ankömmlingen weichen und diesen ihr Land, dessen Name Aegialeia jetzt in Achaja (s. d.) verwandelt wurde, überlassen mußten. Die A. wurden hier in ihren zwölf Städten anfangs von Königen beherrscht, den Nachkommen des Tisamenes, deren letzter Ogyges war. Auf das Königthum folgte nicht, wie sonst fast überall in Griechenland, eine aristokratische Herrschaft, sondern eine, wenn auch sehr gemäßigte Demokratie. Die 12 alten Städte oder Cantone bildeten einen Staatenbund mit einem gemeinsamen Mittelpunkte zu Helike. Doch trat derselbe Jahrhunderte lang mit der allgemeinen Geschichte Griechenlands in keine nähere Berührung; erst mit dem Peloponnesischen Kriege fand seine Zurückhaltung von der allgemeinen griech. Politik ein Ende. Nachdem hierauf die A. längere Zeit ein Werkzeug der spartan. Politik gewesen, wurden sie in die Kämpfe mit den Thebanern und den Macedoniern verwickelt, während welcher der schwache Staatenbund sich immer mehr lockerte, bis derselbe endlich durch die Eingriffe des Demetrius, Kassander und Antigonus aufgelöst ward. Eine Erneuerung fand derselbe um 280 v. Chr. mit der Vereinigung von vier der alten Städte, wodurch der Grund zu dem vorzugsweise sogenannten Achäischen Bunde gelegt wurde, der sich über Achaja hinaus durch den Beitritt vieler anderer Städte erweiterte. (S. Griechenland.) Vgl. Gerhard, «Ueber den Volksstamm der Achäer» (Berl. 1854).

Achaja war im Alterthum der Name der nördl. Küstenlandschaft des Peloponnes, welche gegen O., wo der Fluß Sythas die Grenze bildete, an die Gebiete von Sikyon und Phlius, gegen S. an Argolis, Arkadien und Elis (von welchem sie der Fluß Larisos schied) grenzte und längs ihrer ganzen Ost- und Nordgrenze vom Meere bespült ward. Das Land ist mit Ausnahme der Ebene von Dyme ein Gebirgsland und theils von den nördl. Abhängen und Vorbergen der arkadischen Grenzgebirge, wie des Erymanthos und Kyllene, theils von einem weit nach N. vortretenden, breiten Massengebirge, dem bis 5930 F. aufsteigenden Panachaikon (jetzt Voidhiagebirge) erfüllt. Von diesen Bergen strömen zahlreiche Gewässer kurzen Laufs zum Meere herab, das Land tief zerfurchend und an ihren Mündungen kleine Strandebenen bildend. Obgleich mit Bergen bedeckt, ist das Land doch sehr fruchtbar und erzeugt Getreide und Wein in Fülle. Die wildreichen Wälder, welche früher die höhern Theile des Landes

bedeckten, sind jedoch jetzt sehr gelichtet. Die ältesten Bewohner A.s, das in frühester Zeit auch den Namen Aegialeia führte, waren Pelasger und Jonier, welche sich jedoch nach der dorischen Wanderung den mehr und mehr aus dem südl. Peloponnes verdrängten Achäern unterwerfen mußten. Schon zur Zeit der Jonier bildete A. einen Bund von 12 Gemeinden. Die Achäer behielten diese Gauverfassung bei, nur daß sie die früher offenen Flecken in feste Städte verwandelten. Dieselben hießen, von W. nach O. gerechnet: Dyme, Olenos, Pharä, Tritäa, Paträ, Rhypes, Aegion, Helike, Bura, Aegä, Aegeira und Pellene. Anstatt Olenos, Rhypes und Aegä, die schon frühzeitig von ihren Bewohnern verlassen wurden, traten sodann Leontion und Keryneia als selbständige Bundesglieder bei. Helike ward 373 v. Chr. infolge eines Erdbebens vom Meere verschlungen. Da zu den Zeiten Homer's die Achäer ein gewisses Uebergewicht über die andern griech. Stämme hatten, so ward der Name A. bisweilen für ganz Griechenland gebraucht. Derselbe Sprachgebrauch wurde von den Römern wieder aufgenommen, indem sie nach der Unterwerfung Griechenlands das ganze Hellas, mit Ausnahme von Thessalien, Akarnanien und Aetolien, als Provinz A. zusammenfaßten. — Gegenwärtig bildet die peloponnesische Landschaft A. mit Elis die Nomarchie Achaja und Elis des neuen Königreichs Griechenland. Dieselbe umfaßt 94,31 Q.-M., zählt (1860) 113719 E., zerfällt in 4 Eparchien und 25 Demen und hat zur Hauptstadt Patras.

Achaltsiche, Akhalzikh (georg., d. i. neue Festung), auch Achyskha, eine stark befestigte Stadt im russ. Gouvernement Kutais in Transkaukasien, liegt in den Kaldirbergen am Poskho, einem Nebenflusse des Kur, und zählt 13300 E., welche Waffen, Gold- und Silberwaaren und Leder fabriziren. Der früher weit bedeutendere Handel ist jetzt noch beträchtlich in Bezug auf Vieh, Häute, Talg, Honig und Wachs. In der Citadelle, in welcher früher der türk. Pascha residirte, befindet sich eine sehr schöne Moschee, mit welcher eine höhere Unterrichtsanstalt und eine reiche orient. Bibliothek verbunden ist. Außer einigen andern Moscheen, die jedoch in Trümmern liegen, gibt es in A. von gottesdienstlichen Gebäuden noch acht christl. Kirchen und eine Synagoge. Bei der sehr hohen Lage der Stadt (7760 par. F. über dem Meere) sind die Winter sehr streng, die Sommer aber sehr heiß. A. war früher die Hauptstadt der georg. Provinz Ssa-Abatago, seit dem 16. Jahrh. die von Türkisch-Georgien. Am 27. Aug. 1828 wurde die Stadt vom russ. Feldmarschall Fürst Paskewitsch eingenommen und mit einer russ. Besatzung versehen. Ein Versuch der Türken unter Achmed-Pascha, die Festung wieder zu erobern, wurde im März 1829 durch die Tapferkeit der Russen unter General Bebutow vereitelt. Durch den Frieden von Adrianopel ward hierauf A. mit dem ganzen türk. Georgien (etwa 140 Q.-M.) an Rußland abgetreten und später als ein Kreis zu dem russ. Gouvernement Kutais geschlagen. In dem letzten russ.-türk. Kriege lieferten 26. Nov. 1853 bei A. die Russen unter Andronikow den Türken unter Ali-Pascha ein siegreiches Treffen. In dem Kreise A., etwa 8 M. südöstlich von dessen Hauptstadt, liegt die Festung Achalkhalakhi mit 2000 E.

Achämeniden ist der Name der altpers. Königsdynastie, aus welcher Cyrus, der Stifter einer der Weltmonarchien des orient. Alterthums, hervorging. Die A. bildeten ursprünglich eine Abtheilung (Clan) der Pasargaden, des edelsten Stammes der alten Perser, und führten ihren Namen von Achämenes (altpers. Hakhâmanis), dem ältesten bekannten und bereits von Herodot angeführten Stammhaupte oder Clanfürsten der Pasargaden. Aller Wahrscheinlichkeit nach herrschte er in der Landschaft Persis unter assyr. Oberhoheit, benutzte aber die Zeit der Schwächung der assyr. Macht unter Sanherib (um 711 v. Chr.), um sich selbständig zu machen. Jedoch schon nach kurzer Zeit war er genöthigt, sich dem Phraortes, dem Könige von Medien, zu unterwerfen, der ihm als Vasallenfürsten die Regierung in Persis überließ. Ihm folgte in derselben sein Sohn Teispes (altpers. Caispis), nach dessen Tode das inzwischen erweiterte Lehnsfürstenthum, jedenfalls mit Einwilligung des Astyages, des damaligen medischen Oberkönigs, unter seine zwei Söhne Kambyses (altpers. Kambudschiya) und Ariaramnes (altpers. Ariyârâmna) getheilt ward. Diese beiden Brüder waren die Stifter zweier Linien, die später wieder zusammenflossen. Kambyses wurde Vater des großen Cyrus (s. d.), der 560, nach des Vaters Tode, das Unterkönigthum in Persis erhielt und während seiner Kämpfe um die Weltherrschaft die Verwaltung des Stammlandes seinem Neffen Arsâma, dem Sohne des genannten Ariaramnes, übertrug, von welchem dieselbe später auf dessen Sohn Hystaspes (altpers. Vistaçpa) überging. Cyrus selbst hatte von Kassandane, der Tochter des Achämeniden Pharnaspes, zwei Söhne: den Kambyses, seinen Nachfolger als pers. Oberkönig, und den Smerdes (altpers. Bardiya), sowie mehrere Töchter, von denen Atossa erst Gattin ihres Bruders Kambyses, dann des Pseudo-Smerdes und zuletzt Darius' I. wurde. Da Smerdes gestorben und Kambyses

kinderlos geblieben war, ging das pers. Oberkönigthum an den Sohn des Hystaspes, den Darius I. (altpers. Darijavus), über. Von des letztern Brüdern sind besonders Artabanus, der dem Großkönig vom scythischen Feldzuge abrieth, und Artaphernes, der Statthalter von Sardes war, historisch bekannt geworden. Auf Darius folgten dessen Sohn Xerxes I., dann weiter Artaxerxes I., Xerxes II., Darius II. Ochos oder Nothos, Artaxerxes II., Artaxerxes III. Ochos, und endlich Darius III. Codomannos, welcher Alexander d. Gr. erlag. Die einzelnen Berichte über die A., welche sich bei Herodot und andern alten Schriftstellern vorfinden, sind in neuerer Zeit durch die Angaben der altpers. Keilinschriften bestätigt und ergänzt worden. Vgl. Darius, Xerxes und Artaxerxes.

Achard (Franz Karl), bekannt als Erfinder der Rübenzuckerfabrikation, geb. 28. April 1753 zu Berlin, widmete sich dem Studium der Physik und Chemie und wurde 1782 Director der physik. Klasse der Akademie der Wissenschaften, in deren «Abhandlungen» er über eine große Anzahl physik. und chem. Untersuchungen berichtete. Die größten Verdienste erwarb er sich aber um die Vervollkommnung der Runkelrübenzuckerfabrikation, indem er die Versuche Marggraf's wieder aufnahm. In seinen Bemühungen wurde er durch das Interesse, das der König von Preußen persönlich an der Entwickelung dieses Industriezweigs nahm, wesentlich unterstützt. Obgleich die Resultate seiner Forschungen 1799 und 1800 von dem Ministerium öffentlich bekannt gemacht wurden, fanden sie doch keine Anwendung in der Praxis, weshalb ihm der König das Gut Cunern (im Kreise Wohlau des schles. Regierungsbezirks Breslau) unter der Bedingung verlieh, daselbst eine Musterfabrik zu errichten. Nach sechs mühevollen Jahren geschah es endlich, daß A., in Verbindung mit dem Kreisphysikus Neubeck, der die Forschungen und Versuche seiner Beobachtung unterziehen mußte, den richtigen Weg zur Abscheidung des Zuckers fand, und daß die A.'sche Rübenzuckerfabrikation nun überall Anklang und Nacheiferung fand. 1812 wurde auf Befehl des Königs, da die Fabrik in Cunern, namentlich während der Continentalsperre, glänzende Geschäfte machte, daselbst eine Lehranstalt für Rübenzuckerfabrikation errichtet. A. starb zu Cunern 20. April 1821. Von seinen physik. Werken waren ihrer Zeit besonders die «Vorlesungen über Experimentalphysik» (4 Bde., 1791—92) geschätzt; unter denen, die sich auf Runkelrüben und deren industrielle Anwendung erstrecken, ist hervorzuheben: «Die europ. Zuckerfabrikation aus Runkelrüben» (3 Bde., Lpz. 1809; neue Aufl. 1812).

Achard (Louis Amédée Eugène), franz. Journalist und Romandichter, geb. zu Marseille im April 1814, war anfangs für den Handel bestimmt. Als Theilhaber eines landwirthschaftlichen Unternehmens ging er 1834 nach Algier, kehrte aber schon im folgenden Jahre zurück, um sich dem Staatsdienste zu widmen. Nachdem er eine Zeit lang als Privatsecretär des Präfecten im Departement der obern Garonne gearbeitet, erwachte in ihm eine unwiderstehliche Neigung für literarische Beschäftigungen. Er wandte sich 1838 nach Paris, wo er sich als Mitarbeiter verschiedener belletristischer Blätter bekannt machte. Bei Gründung der «Epoque» 1845 übertrug man ihm für dieses Blatt den «Courrier de Paris», in welchem er unter dem Pseudonym Grimm seine ersten «Lettres parisiennes» veröffentlichte, die in geistreicher und pikanter Weise verschiedene Zustände und Vorfälle des pariser geselligen Lebens schilderten. Im folgenden Jahre begleitete er den Herzog von Montpensier als officieller Geschichtschreiber der Vermählungsfeierlichkeiten dieses Prinzen mit der Infantin nach Spanien. Nach seiner Rückkehr ließ er im Feuilleton des «Esprit public» den interessanten, später mehrmals aufgelegten Roman «Belle Rose» (5 Bde., Par. 1847) erscheinen. Nach der Februarrevolution vertauschte A. die Belletristik mit der Politik. Er wurde reactionärer Parteischriftsteller und gründete das illustrirte Journal «Pamphlet», welches aber nur bis zum Juniaufstande erschien. Als Changarnier den Oberbefehl der Bürgermiliz niederlegen mußte, trat auch A. von seiner Stellung als Stabskapitän der Nationalgarde zurück und wurde Mitarbeiter des royalistischen Blattes «L'Assemblée Nationale», gab auch unter dem Namen Alceste «Nouvelles lettres parisiennes» und den Roman «La chasse royale» (7 Bde., Par. 1849—50; 2 Bde., 1858) heraus. In einem Duell von Fiorentino, dem Redacteur des «Corsaire», schwer verwundet, mußte er die Bäder von Aix gebrauchen, die ihm den Stoff für seine Reisebilder- und Novellensammlung «Une saison à Aix-les-Bains» lieferten. Außerdem ist A. der Verfasser einiger Reisehandbücher der «Bibliothèque des chemins de fer» sowie auch von Novellen unter dem Titel «Les châteaux en Espagne» und von mehrern Theaterstücken. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: «Les petits-fils de Lovelace» (3 Bde., Par. 1854); «La robe de Nessus» (3 Bde., Par. 1854); «L'ombre de Ludovic» (Par.

1858); «La misère d'un millionnaire» (Par. 1861); «La traite des blondes» (Par. 1863). A. besitzt Talent und Menschenkenntniß, wie aus seinen Charakterzeichnungen hervorgeht. Sitten und Landschaften schildert er vortrefflich, und seine Novellen, die hinsichtlich ihrer Naturwahrheit und Vollendung aller Einzelheiten an die holländ. Gemälde erinnern, zeigen, daß er muntere Laune, Pathos und Gefühl besitzt. Seine Romane haben in poetischer Beziehung einen geringern Werth, weil sie zu sehr die Merkmale der Feuilletonbestimmung an sich tragen.

Acharius (Erik), schwed. Naturforscher, geb. 10. Oct. 1757 in Gefle, gest. 13. Aug. 1819 zu Wadstena, studirte von 1773 an in Upsala, wo er Linné zum Lehrer hatte, von dem er seines Talents wegen nicht unbeachtet blieb. 1778 begab er sich nach Stockholm, wo er die Zeichnungen naturwissenschaftlicher Gegenstände für die Akademie der Wissenschaften besorgte. 1782 ward er in Lund Doctor der Medicin, prakticirte hierauf als Arzt in Schonen, bis er 1789 als Provinzialarzt eine Anstellung in Wadstena erhielt, welches Amt er mit dem Titel eines Professors bis zu seinem Tode bekleidete. In der Naturgeschichte erwählte er sich die Flechten zu seinem Hauptstudium, und gleich seine ersten darauf bezüglichen Schriften: «Lichenographiae suecicae prodromus» (Linköp. 1798) und «Methodus, qua omnes detectos Lichenes illustrare tentavit» (Stockh. 1803), fanden allgemeinen Beifall. Aus allen Theilen der Welt kamen ihm reiche Flechtensendungen zur Bestimmung und Aufnahme in sein System zu. Hierauf ließ er seine «Lichenographia universalis» (Gött. 1810) und die «Synopsis methodica Lichenum» (Lund 1814) erscheinen. Doch die Masse der ihm vorliegenden Materialien, vielleicht auch die häufige Unterbrechung seiner Studien durch Amtsgeschäfte schadete dem Ganzen und brachte ein gewisses Schwanken in sein System. Sehr bald traten Flörke und dessen Schüler als gewichtige Gegner dieses Systems auf, sodaß A. fast nur das einzige Verdienst geblieben ist, in diesem Zweige der Naturwissenschaft der Systematik Bahn gebrochen zu haben. Sein Name wurde mehrern Gewächsen, wie dem Genus Acharia, Conferva Acharii, Urceolaria Acharii, Rhizomorpha Acharii und dem Insekt Tortrix Achariana beigelegt. Er hinterließ eine aus 11000 Species bestehende Gewächssammlung, deren wichtigster Theil, die Flechten, an die Universität zu Helsingfors verkauft wurde.

Achat ist ein Collectivname für eine Zusammensetzung aus gewissen kieseligen oder quarzigen Mineralien, welche sich in der Textur, Farbe, Durchsichtigkeit u. s. w. voneinander unterscheiden. Diese Mineralien sind Chalcedon, Karneol, Quarz, Jaspis, Amethyst und noch einige andere. Wenn zwei, drei, vier u. s. w. derselben untereinander verbunden sind, in Streifen, Flecken u. dgl. eine zusammenhängende Masse bilden, so ist das ein A., eine Benennung übrigens, welche insoweit ziemlich unbestimmt ist, als sie im gemeinen Leben noch weiter ausgedehnt und auch wol für einzelne Steinarten aus der Zusammensetzung des A. gebraucht wird, wenn diese in gesonderten Massen vorkommen. Außer 94—96 Proc. Kieselerde besteht der A. noch aus geringen Mengen Kalk, Eisenoxyd und Eisenoxydul und Thonerde. Es scheint wenig zweifelhaft zu sein, daß diese Minerale von gallertförmig aus Lösungen in Wasser ausgeschiedener, mehr oder weniger reiner Kieselsäure gebildet wurden, da sie sich in Mandelsteinen, die oft Wasser einschließen, und in eiszapfenförmig getropften Massen in Höhlen finden. Der A. zeichnet sich ganz besonders durch seine Farben und Zeichnungen aus, und die große Härte seiner Substanz macht ihn zu Schmucksteinen, die eine ausdauernde Politur annehmen, geeignet und für manche technische Zwecke im höchsten Grade nützlich. Am häufigsten ist der A. durchscheinend bis durchsichtig, stellenweise undurchsichtig, und in verschiedenen Lagen farblos, weiß, röthlich, rothgelb, braun, violett und bläulich gefärbt. Die einzelnen gefärbten Schichten bilden oft bandartige Zeichnungen: Bandachat. Oft sind diese Zeichnungen in scharfen Ecken umgebogen und haben dann Aehnlichkeit mit der Zeichnung einer Festung: Festungsachat. Noch andere Zeichnungen geben ihm nach ihrer Aehnlichkeit die Benennungen: Kreisachat, Augenachat, Ruinenachat, Punktachat, Sternachat, Korallenachat, Muschelachat, Moosachat, Landschaftsachat, Röhrenachat, Trümmerachat, Wolkenachat. Einige, welche meist in gemeinem Chalcedon bestehen, zeigen in durchfallendem Lichte Regenbogenfarben und heißen Regenbogenachat. Zum A. gehörige Steine, welche aus Karneol mit abwechselnden Lagen von gemeinem Chalcedon bestehen, heißen Onyx (s. d.), bei den Alten zum Theil auch Sardonyx. Manche Varietäten des A. werden zu Schmucksteinen verschliffen; ferner dienen dieselben zu Reibschalen, Polirsteinen, Ringen, Schalen, früher, namentlich in der türk. Armee, auch zu Flintensteinen. Für physik. Instrumente dienen zur Verminderung der Reibung sehr oft Achatplatten, so als Unterlage für die Schneide genauer Wagen, als Pfannen für feine Zapfen u. s. w. Der schönste A. kommt aus Uruguay, Brasilien, Indien, Arabien, Sicilien; er findet

sich aber auch in Böhmen, Sachsen, Hessen, Franken, in besonders großer Mannichfaltigkeit in Mandelsteinen bei Oberstein im Nahethale. Die Bearbeitung der A. erfolgt jetzt vorzugsweise im Fürstenthum Birkenfeld in den beiden kleinen Städten Oberstein und Idar, welche fast die halbe Welt mit Achatwaaren versorgen. Hier wird namentlich auch die Kunst geübt, die A. zu färben, wodurch die Achatindustrie einen so großen Aufschwung gewonnen hat. Es beruht jene Kunst auf der Eigenschaft dieser festen und harten Steine, daß sie dennoch eine gewisse Porosität besitzen, welche es möglich macht, durch ein langwieriges Verfahren färbende Substanzen in ihr Inneres zu bringen und sie damit zu durchdringen.

Achelōus, der bedeutendste Fluß im nördl. Griechenland, entspringt am südl. Fuße des Lakmon, des Knotenpunkts der epirotischen Gebirge, durchströmt die Gebiete der Athamanen, Doloper, Agräer und Amphilocher, und tritt, nachdem er die große akarnanisch-ätolische Ebene durchschnitten, durch ein Engthal zwischen den akarnanischen und ätolischen Bergen in die breite Alluvialebene, die sich an seiner Mündung in das Ionische Meer am Eingange des Meerbusens von Korinth im Laufe der Zeit gebildet hat. Gegenwärtig heißt der Fluß Aspropotamo, nach der hellen Farbe seines Wassers. — In der Mythe erscheint A. als berühmter Flußgott, der nach Hesiod ein Sohn des Okeanos und der Thetis, nach andern des Helios und der Gäa war. Er kämpfte mit Herakles um die Dejanira, verwandelte sich bei diesem Kampfe zuerst in eine fürchterliche Schlange, zuletzt in einen Stier, und flüchtete, nachdem ihm Herakles ein Horn abgebrochen, beschämt in die Wellen seines Flusses. Aus dem abgebrochenen Horn machten die Nymphen das Horn des Ueberflusses.

Achen (Jan van), auch Janachen, Fanachen, Dac, Acken genannt, deutscher Maler, erhielt seinen Namen von der Stadt Aachen, dem Geburtsorte seines Vaters. Er wurde zu Köln 1552, nach andern 1556 geboren, entwickelte schon in früher Jugend, bei schlechtem Unterrichte, ein ungewöhnliches Talent und wanderte, kaum 22 J. alt, nach Italien. Nachdem er sich einige Zeit zu Venedig bei dem niederl. Maler C. Rems aufgehalten, wandte er sich nach Rom, wo er für die Jesuitenkirche eine Geburt Christi malte. Noch mehr Beifall erntete er daselbst durch ein anderes Gemälde, auf dem er sich selbst, mit einem Glase Wasser in der Hand, befindet, vor ihm eine Lautenschlägerin. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland trat er in bair. Hofdienste und malte zu München eine Reihe schöner Bilder, war auch zu Augsburg für die Fugger beschäftigt. Kaiser Rudolf II., der sein Talent wie seinen trefflichen Charakter schätzte, zog ihn endlich nach Prag, wo er nun unausgesetzt für den Kaiser malte. A. starb daselbst 1615; er war mit einer Tochter des berühmten Tonmeisters Orlando Lasso verheirathet. Hätte A. nicht das Studium der Natur und Antike vernachlässigt, er würde in seiner Kunst das Höchste geleistet haben. Er hatte sich zeitig nach den Zeichnungen Spranger's gebildet, jedoch dessen Uebertreibungen nicht angenommen. Die kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien enthält 16 Gemälde von ihm; auch die Hofkirche zu München besitzt einige seiner ausgezeichnetsten Werke. Viele Bilder A.'s sind von tüchtigen Meistern gestochen worden.

Achenbach (Andreas), unter den See- und Landschaftsmalern der Gegenwart einer der vielseitigsten, fruchtbarsten und geistreichsten, wurde 29. Sept. 1815 zu Kassel geboren. Seine Aeltern wandten sich wenige Jahre darauf nach Petersburg, von da 1823 nach Düsseldorf, wo seine gründliche Ausbildung zum Künstler begann, zumal 1826 die dortige Akademie unter W. Schadow einen neuen Aufschwung gewann. Bald konnte er unter Leitung dieses Meisters die an Naturreizen und architektonischen Schönheiten reiche landschaftliche Umgebung mit eigenthümlicher technischer Fertigkeit wiedergeben, freilich ohne die Poesie der Romantik, aber doch nicht ohne die der Naturwahrheit. Diese realistische Richtung war indeß der damaligen düsseldorfer Schule fremd. A. gerieth somit in Opposition zu Schadow und ging nach Holland, wo die Gewässer und Hafenstädte ihm eine neue Stoffwelt darboten. 1835 bereiste er auch Dänemark, Norwegen und Schweden und fügte so dem Studium des nordischen Meeres auch das der skandinav. Gebirge hinzu. Von diesen zu den tiroler Alpen übergehend, machte er dann in München Rast, um der Ausführung Zeit zu geben. Einige seiner Bilder, von denen ein Seesturm an der schwed. Küste die Pinakothek ziert, wurden 1837 auf der Ausstellung von König Ludwig angekauft. Nachdem er 1839 durch einen zweiten Besuch in Norwegen die empfangenen Eindrücke vertieft hatte, wandte er sich nach Düsseldorf, wo er neue landschaftliche Gemälde der verschiedensten Art schuf. In der Nachbildung nordischer Naturformen und Beleuchtungen bereits als Meister ersten Rangs bekannt, reiste er hierauf nach Italien, um auch den Süden in den Kreis seiner Darstellungen aufzunehmen. Schon seine ersten hier verfertigten Bilder, der Aetna von Agosta aus gesehen, und das Innere eines Waldes, bewiesen,

daß er nicht nur den neuen Stoff rasch und sicher bewältigt, sondern daß die südl. Natur ihn noch zu höherm Streben angespornt hatte. Muth und Vertrauen auf seine Kraft führten ihn sogar zu einem Griffe über die Grenzen der Malerei hinaus, indem er den Versuch wagte, die unverhüllte Sonnenscheibe selbst mit auf die Leinwand zu bringen. Bald darauf malte er das Innere der Lambertuskirche zu Düsseldorf, wo das Sonnenlicht so friedlich und klar darin steht. 1847 kehrte der Künstler nach Deutschland zurück. A. umfaßt mit gleichem Glück die nordische und die südl. Natur, sowie alle Jahres- und Tageszeiten, die großartigsten Scenerien und die einfache idyllische Landschaft. Er ist kein lyrisches Gemüth, vielmehr tritt überall bei ihm die Objectivität hervor. Nur durch die seltene Macht seiner Technik kann man die große Menge seiner von aller Manier freigehaltenen und stets mit gleichem Fleiße ausgeführten Bilder erklären. Außer dem schon angeführten Gemälde finden sich von ihm in der neuen Pinakothek zu München: die Pontinischen Sümpfe, die Strandung eines Schiffs; im Städel'schen Institut zu Frankfurt: Pernau an der Ostsee; im Besitz des Kaisers von Rußland: ein Winterbild; in der Galerie von Karlsruhe: der Untergang des Schiffes Präsident zwischen Eisbergen; in der städtischen Galerie zu Düsseldorf: Hardangerfjord bei Bergen; im Museum zu Philadelphia: die Cyklopenfelsen (eine große Marine); im Besitz des Königs der Belgier: ein Seesturm; in der Wagener'schen Galerie in Berlin: eine waldige Sumpflandschaft. Außer dem Pinsel handhabt A. mit großem Geschick die Radirnadel, und man findet ihn in Reinick's «Liederbuch» sowie in vielen andern derartigen Publicationen düsseldorfer Künstler vertreten. Noch sei erwähnt, daß A. einen trefflichen Humor besitzt und das Talent, seinen Witz in die Spitze seines Stifts zu legen. — A. (Oswald), jüngerer Bruder des vorigen, geb. 2. Febr. 1827 in Düsseldorf, bildete sich auf der Akademie, dann bei seinem Bruder und auf Reisen in Italien zu einem ausgezeichneten Landschaftsmaler aus. Doch beschränkt er sich hauptsächlich auf Italien und neigt sich der idealistischen Naturauffassung zu, weshalb auch seine Arbeiten viel Composition aufzeigen. Es ist selten ein bestimmter, durch Naturschönheit oder geschichtliche Erinnerung ausgezeichneter Punkt, den er malt, sondern er schildert lieber, wie die Sonne des Südens untergeht, der Mond aufsteigt, die Wasser dort rauschen und die Wälder dunkeln, wie das Volk an der Stadtmauer Boccia spielt oder seine Kirchenfeste im Sabinergebirge feiert. Namentlich vermag A. den ganzen Reiz des ital. Lebens und Himmels in der Abenddämmerung wiederzugeben. An Productivität steht er seinem Bruder kaum nach. Seit März 1863 ist er Professor und Lehrer der Landschaftsmalerei an der düsseldorfer Akademie.

Achenthal, ein langes Pfarrdorf mit 1100 E. im nördl. Tirol, im Kreise und $4^1/_4$ M. nordöstlich von der Stadt Innsbruck, an der Landstraße, die bei Jenbach aus dem Innthale gegen Norden nach Baiern führt, liegt malerisch an dem Wasserfalle der Achen, welche nördlich aus dem schmalen, 2 St. langen, tiefblauen, von hohen Felsgestaden umschlossenen Achensee durch das hochromantische Achenthal fließt und rechts in die Isar mündet. Dem See zunächst erhebt sich der Rabenspitz im Westen, das Gemsjoch im Osten. Er ist der schönste unter den wenigen Seen Tirols und der größte im nördl. Theil des Landes. Während des Erdbebens zu Lissabon 1755 fiel das Wasser des Sees plötzlich um 4 F. und erreichte erst nach 24 St. seinen gewöhnlichen Stand wieder. Die zwischen Buchau am Südende und A. am Nordende des Sees an dem steilen Abhange des Gemsjochs hinziehende, oft in Felsen gesprengte und durch Brücken verbundene Straße ist mitunter so eng, daß die Begegnung zweier Fuhrwerke große Verlegenheit erzeugt. Ueber den Achenpaß gelangt man weiterhin zu den Badeorten Kreuth, Tegernsee, Holzkirchen und so nach München.

Achenwall (Gottfr.), ein Förderer der Statistik, geb. 20. Oct. 1719 zu Elbing, studirte 1738—43 in Jena, Halle und Leipzig, und wurde 1746 Privatdocent zu Marburg. Hier trug er unter anderm auch Statistik vor, von der er sich damals jedoch erst einen bestimmten Begriff zu bilden anfing. 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er schon im Nov. desselben Jahres außerord., 1753 aber ord. Professor der Philosophie und endlich 1761 ord. Professor der Rechte wurde. Mit königl. Unterstützung unternahm er im Interesse seiner Wissenschaft 1751 und 1759 Reisen nach der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden und England, durch die sich sein Blick erweiterte. Er starb 1. Mai 1772. Neben der Statistik lehrte A. auch Geschichte, Natur- und Völkerrecht, und hat über diese Wissenschaften Lehrbücher veröffentlicht, die ihrer Zeit geschätzt waren. A. wird gewöhnlich als der Begründer der Statistik und Erfinder des Namens dieser Wissenschaft betrachtet, über die er sich in dem «Abriß der neuesten Staatswissenschaft der vornehmsten europ. Reiche und Republiken» (Gött. 1749) und in den «Staatsverfassungen der europ. Reiche» (Gött. 1752 u. öfter) ausspricht. Es geschieht dies

jedoch nicht mit vollem Rechte, da diese Wissenschaft sowol der Sache als auch dem Namen nach schon vor A. bestand. Seine Verdienste um die Statistik bestehen in einer mehr methodischen und auf das Praktische berechneten Behandlung derselben. A. versteht unter Staat «alles das, was in einer bürgerlichen Gesellschaft und deren Lande wirklich angetroffen wird», und faßt demgemäß die Statistik als «gründliche Kenntniß der Merkwürdigkeiten eines Staats» auf. Sein ausgezeichnetster Schüler, der auch zugleich sein Nachfolger im Amte wurde, war Schlözer. Seine Gattin, Sophie Eleonore A., geb. Walther, war eine sehr gelehrte Frau, welche wegen ihrer 1750 erschienenen Gedichte in die deutschen Gesellschaften zu Jena, Helmstädt und Göttingen aufgenommen wurde. Vielen Antheil hatte sie auch an den «Meisterstücken moralischer Abhandlungen deutscher und engl. Sittenlehrer» (5 Bde., Gött. 1751).

Acheron, im Alterthum ein Fluß in der epirotischen Landschaft Thesprotia, durchströmt in seinem Oberlaufe ein wildes und rauhes Gebirgsland (das jetzige Kakosuli), tritt dann in die Ebene von Ephyra, verliert sich aber bald in einen sumpfähnlichen See (die Acherusia palus), dessen Wasser dann zum Hafen Eläa abfließt. Der öde und schauerliche Anblick, welchen der zwischen kahlen und hochaufsteigenden Felswänden hindurchstürzende und sich oft dem Auge entziehende Strom gewährt, verbunden mit der unheimlichen Tiefe und den ungesunden Ausdünstungen des Acherusischen Sees, mag die Ursache gewesen sein, weshalb der hellen. Volksglaube hier einen Eingang zur Unterwelt annahm. Man übertrug aber auch den Namen des A. mit seinem Nebenflusse Kokytos auf zwei Flüsse der Unterwelt, eine Vorstellung, die allgemein volksthümlich und von den Dichtern noch weiter ausgeschmückt wurde. Bei Griechen und Römern findet man A. und acherusisch häufig gebraucht für die Tiefen der Unterwelt überhaupt und ihre Schrecken, für den Tod und alles Verpestete. Nach den Lehren der Orphiker wurden die Seelen der Frommen im A. von allem Irdischen geläutert und führten dann ein seliges Leben, während die Gottlosen durch den Kokytos in den Tartaros eingingen. Der Name Acherusia wurde übrigens verschiedenen Oertlichkeiten beigelegt, welche als Eingänge zur Unterwelt galten, wie z. B. einem Schlunde bei Hermione in Argolis, aus dem Hercules den Cerberus emporzog.

A-cheval-Stellungen sind solche Truppenstellungen, welche quer über eine Straße oder einen Fluß genommen werden, sodaß die Straße oder der Fluß die Stellung durchschneidet. So hatte z. B. Wellington 1815 seine Armee quer über die Chaussee von Charleroi nach Brüssel zur Schlacht von Waterloo aufgestellt. Dergleichen Stellungen haben zwar den Vortheil, daß sie das hinter ihnen liegende Operationssubject am vollständigsten decken; wird aber das Centrum durchbrochen, so geht mit der Schlacht auch gewöhnlich die Communication mit dem Subject verloren. Außerdem haben à-cheval-Stellungen den Nachtheil, daß, wenn die Flügel nicht an Terrainhindernisse gelehnt sind, also in der Luft sich befinden, besondere Corps zu deren Deckung nothwendig werden, wodurch die Hauptstellung an Truppen geschwächt wird. Wer sich à-cheval eines Flusses stellt, muß im sichern Besitz einer Brücke sich befinden (am besten durch einen doppelten Brückenkopf gedeckt), weil er sonst Gefahr läuft, daß die eine Hälfte seiner Streitmacht geschlagen wird, während die andere den Zuschauer abgibt.

Achillea, Garbe, eine in vielen Arten durch die gemäßigte Zone der nördl. Halbkugel verbreitete Gattung krautartiger Pflanzen aus der Familie der Compositen, welche von Linné den Namen erhielt, weil die Wurzel, mit welcher auf Achilles' Rath Patroklos den verwundeten Eurypylos verband, diejenige unserer gemeinen Schafgarbe oder einer andern dieser ähnlichen Art gewesen sein soll. In der That dient noch gegenwärtig in der Volksmedicin der aus den zerquetschten Blättern der Schafgarbe gewonnene Saft als wundenheilendes Mittel. Die gemeine Schafgarbe (A. millefolium) hat einen schwach aromatischen Geruch und einen salzigen, bittern und herben Geschmack. Ihr Kraut enthält vor der Blütenentwickelung ätherisches Oel, Harz, einen bittern Extractivstoff, Gerbstoff, Essigsäure u. a. Deshalb sind die Blätter (Herba millefolii) und die Blüten (Flores millefolii) officinell geworden. Andere bemerkenswerthe Arten sind: A. moschata, ein kahles, grünes, schwach nach Moschus riechendes Pflänzchen der Alpen (namentlich Schweizeralpen), welches nebst zwei andern Alpengarben, der A. atrata und der weißwolligen A. nana, das wahre Genippi der Schweizer bildet und auch in der Pharmacie unter dem Namen Herba ivae oder Genippi veri Verwendung als stärkendes Mittel bei Magenschwäche, Diarrhöe u. s. w. findet; A. ageratum, eine gelbblühende Art Südeuropas, deren Blätter als Herba agerati officinell sind; A. ptarmica, deutscher Bertram, Niesekraut, mit linealen, scharfgesägten Blättern und weißstrahligen Blütenkörbchen, wächst allent-

halben an Flußufern und kommt als Zierpflanze mit vollen Blütenkörbchen vor. Ihre Blätter und Wurzeln waren früher officinell; erstere (Herba ptarmicae), welche einen brennend-scharfen Geschmack besitzen, als Reizmittel zum Niesen, letztere (Radix ptarmicae) als Mittel gegen Zahnweh, weil sie, gekaut, die Absonderung des Speichels vermehrt.

Achilles (griech. Achilleus), Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in der thessal. Landschaft Phthiotis, und der Meeresgöttin Thetis, einer Tochter des Nereus, Enkel des Äacus und somit aus dem Geschlechte des Zeus, erscheint bei Homer als Hauptheld der Iliade und als Günstling der Götter, auf dessen Verherrlichung alles mehr oder weniger hinausläuft. Von seinem Leben vor seinem Zuge nach Troja wie von seinem Tode erzählen erst nachhomerische Dichter. Um eine Weissagung der Parzen, nach welcher ihm ein kurzes aber ruhmreiches Leben bevorstand, nicht in Erfüllung gehen zu lassen, suchte Thetis den Neugeborenen dadurch unverwundbar zu machen, daß sie ihn in den Styx tauchte. Ihr Zweck wurde aber nicht vollständig erreicht, indem die Stelle an der Ferse, woran sie ihn hielt, vom Wasser unberührt und daher verwundbar blieb. Die Achillesferse dient demnach noch heute im metaphorischen Sinne zur Bezeichnung der zugänglichen, schwachen Stelle eines Menschen. Zum Lehrer und Führer erhielt A. von seinem Vater den Phönix; in allen Heldenkünsten sowie in der Arzneikunde unterwies ihn der Centaur Chiron. Als der Seher Kalchas vorausgesagt hatte, daß Troja ohne A. nicht erobert werden könne, verbarg Thetis ihren Sohn in Frauenkleidern unter den Töchtern des Königs Lykomedes auf der Insel Skyros, damit er nicht nach Troja ziehe. Doch wurde der Aufenthalt des A., der unterdessen mit der Königstochter Deïdamia den Neoptolemos gezeugt, von dem listigen Odysseus entdeckt. Von letzterm nach Aulis geführt, zog er in Begleitung seines Lehrers Phönix und seines Freundes Patroklos an der Spitze von 50 wohlbemannten Schiffen nach Troja. Während das Heer der Griechen Troja belagerte, unternahm A. nach der Sage verschiedene Raubzüge, auf welchen er viele feindliche Städte zur See zerstörte. So landete A. in Teuthrania und verwundete den dortigen König Telephos, den er jedoch später wieder heilte. Bei der Zerstörung von Lyrnesos und Pedasos tödtete er den Troilos, den Sohn des Priamos, und erbeutete die schöne Briseïs, die ihm jedoch Agamemnon, der Oberbefehlshaber der Griechen, entriß, als dieser, um eine von Apollo über das Heer verhängte Pest abzuwenden, die geraubte Chryseïs ihrem Vater Chryses, dem Priester des Gottes, zurückgeben mußte. Dieser Streit mit dem «Völkerfürsten» Agamemnon eröffnet die Iliade. Von da an verweigerte der zürnende A. die fernere Theilnahme am Kampfe, und ließ sich weder durch Agamemnon's glänzende Anerbietungen noch die äußerste Bedrängniß der Griechen erweichen. Erst als Patroklos, der ihm die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Kampfe abgedrungen hatte, durch Hektor gefallen war, versöhnte er sich mit Agamemnon, der ihm die Briseïs überließ. Er schickte sich nun zum neuen Kampfe gegen die Troer an, in der kunstvoll von Hephästos gearbeiteten Rüstung, die ihm Thetis, anstatt der nach des Patroklos Fall von Hektor erbeuteten, von dem Gott erbeten hatte, und wovon besonders der Schild ein Meisterstück der Kunst war. In diesem Kampfe wurde seine Rach- und Mordsucht nicht eher gestillt, bis er die siegreichen Scharen der Troer in die Stadt zurückgetrieben und, nachdem er unzählige ihrer Helden unbarmherzig erschlagen, zuletzt auch den Hektor, der allein noch am Skäischen Thore standhielt, erlegt und dessen Leichnam, an seinen Streitwagen gebunden, ins Lager geschleift hatte. Jetzt erst, nachdem er sein Gelübde erfüllt sah, nahm A. wieder Speise und Trank, und bestattete den Patroklos, zu dessen Ehren er feierliche Kampfspiele und Todtenopfer anordnete, und um dessen Grabhügel er abermals des Hektor Leichnam schleifte. Diesen gab er endlich auf das Flehen des bei Nachtzeit in sein Zelt tretenden Vaters Priamos zurück. Mit der Schilderung dieser Zusammenkunft, eine der schönsten Episoden der Ilias, und der Bestattung des Hektor schließt die Homerische Dichtung. Nach der Sage tödtete hierauf A. noch im Kampfe mit den von Priamos zu Hülfe gerufenen Amazonen deren Königin Penthesilea, und brachte in gewaltigem Zweikampfe den Memnon, den Führer der Aethiopen, zu Falle. Dann ereilte aber auch ihn der Tod, nach einigen im Tempel des Apoll, wohin er sich begeben, um ein Hochzeitsbündniß mit der troischen Königstochter Polyxena zu schließen, oder (wie auch Homer andeutet) durch Apollo selbst, der die Gestalt des Paris angenommen und ihn durch einen Pfeilschuß in die verwundbare Ferse tödtete. Die Asche des A. wurde mit der des Patroklos in eine Urne vereinigt und am Vorgebirge Sigeion bestattet, ihm daselbst auch nach Trojas Untergange die gefangene Polyxena als Sühnopfer dargebracht. Um seine Waffen stritten sich der Telamonier Ajax und Odysseus, dem sie zugesprochen wurden.

Der Sagenkreis des A., einer der schönsten des classischen Alterthums, war, wie aus vielen Andeutungen hervorgeht, dem Verfasser der Homerischen Gesänge in seiner ganzen Ausdehnung bekannt, wenn derselbe auch durch spätere Dichter manche Erweiterung und Ausschmückung erfuhr. Namentlich geschah letzteres durch die Cykliker, von deren epischen Dichtungen die «Kypria» über die Thaten des A. bis zu dem Zeitpunkte, mit welchem die Ilias beginnt, berichtet, während die «Kleine Ilias» des Lesches den Streit um die Waffen des A. und die «Aethiopis» des Arktinos die Kämpfe mit den Amazonen und dem Aethioperfürsten Memnon sowie den Tod des A. selbst besingen. Verehrung genoß A. in Griechenland als Heros oder auch als Gott an verschiedenen Orten, wie zu Olympia und Sparta; ein Tempel des A. stand unter anderm auf dem Sigeion an der Küste von Troas. Die Kunst hat sich mit A., den schon Homer mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes ausstattet, in dem sich das Heldenideal der ganzen griech. Nation verkörpert, ungemein viel beschäftigt. Namentlich sind es seine Erziehung bei Chiron, sein Aufenthalt auf Skyros, die Heilung des Telephos, der Kampf mit Troilos, der Streit mit Agamemnon, verschiedene Scenen mit Briseïs, der Kampf mit Hektor und dessen Schleifung, die Todtenfeier des Patroklos, die Kämpfe mit Penthesilea und Memnon, der Streit um seine Waffen, welche vielfach als Stoff von Sculpturen, Vasenbildern und Malereien gewählt worden sind. Statuen des A. selbst waren im Alterthum häufig; erwähnt werden deren von Lykios, Skopas und Silanion. Auf uns gekommen ist der borghesische Achill, der jedoch auch für einen Alexander gehalten wird. Eine cyklische Darstellung der Thaten des A. nach Ordnung der Ilias enthält die Ilische Tafel (s. d.). Den berühmten Schild des A., welcher als ein Kunstwerk des Hephästos in der Iliade beschrieben wird, haben in neuerer Zeit mehrere Künstler wirklich auszuführen versucht. Vgl. Forchhammer, «Achill» (Kiel 1853); Overbeck, «Galerie heroischer Bildwerke der alten Kunst» (Bd. 1, Braunschw. 1852—53).

Achilles heißt ein bekannter Trugschluß des Eleatischen Philosophen Zeno (nach andern seines Lehrers Parmenides), der durch diesen und ähnliche zu beweisen suchte, daß der Begriff der Bewegung ebenso wie der des Wechsels und der Vielheit der Dinge an innern Widersprüchen leide und darum der Begriff des einen unveränderlichen Seins allein Wahrheit habe. Er behauptete nämlich, ein Gegenstand, der sich langsam bewege, z. B. eine Schildkröte, könne von einem sich schneller bewegenden, z. B. dem schnellfüßigen Helden A., nie eingeholt werden, wenn jener erstere auch nur einen kleinen Vorsprung voraus habe. Der Abstand zwischen beiden müsse in immer kleinere Theile zerlegt werden, könne aber nie ganz verschwinden, und der letztere müsse immer erst dahin kommen, wo der erstere schon gewesen sei. Der Begriff der Bewegung widerspreche sich darum. Dieser Schluß, obwol äußerst scharfsinnig entwickelt, ist doch nur ein Trugschluß, weil derselbe Raum von Verschiedenen in verschiedener Zeit durchlaufen werden kann, der Begriff der Bewegung also nicht dadurch widerlegt wird.

Achillessehne ist der starke, feste, sehnige Strang, welcher, deutlich fühlbar, sich hinten am Unterschenkel von der Wade zur Ferse herab erstreckt. An sein oberes Ende heften sich die Wadenmuskeln an, sein unteres Ende befestigt sich an die Ferse, sodaß, wenn sich jene Muskeln durch Zusammenziehung verkürzen, die Ferse in die Höhe, die Fußspitze aber herabgezogen wird, eine Bewegung des Fußes, welche das Gehen vermittelt. Den Namen A. bekam dieser Sehnenstrang deshalb, weil der griech. Held Achilles (s. d.) an den Folgen eines Pfeilschusses in die Ferse gestorben sein soll. Die Aerzte des Alterthums hielten nämlich die Wunden und Quetschungen der A. für tödlich.

Achilles Tatius, ein griech. Romanschreiber im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., war aus Alexandria gebürtig und soll im spätern Alter zum Christenthum übergetreten und selbst Bischof geworden sein. Seinen Namen in der Literatur verdankt er einem Romane in acht Büchern: «Geschichte der Leukippe und des Klitophon», der beste unter den griechischen nach Heliodorus. Dieser Roman ist reich an Schilderungen der Natur, künstlerischer Gegenstände und der Aeußerungen der Empfindung und der Leidenschaft, aber mangelhaft in der Anlage, Anordnung und Entwickelung der Geschichte. Der Stil gleicht dem eines Rhetor, mit Wortspielen, Gegensätzen und gesuchten Ausschmückungen überhäuft. An sittlicher Reinheit steht A. weit unter Heliodorus, den er sonst nachahmt. Die frühern Ausgaben von Salmasius (Leyd. 1650) und von Jacobs (2 Bde., Lpz. 1821) sind übertroffen worden durch die von Hirschig in den «Scriptores erotici» (Par. 1856) und von Hercher in dessen «Scriptores erotici» (Bd. 1, Lpz. 1857). Die beste deutsche Uebersetzung lieferten Ast und Güldenapfel (Lpz. 1802).

Achillini (Claudio), ital. Dichter zur Zeit des verdorbenen Kunstgeschmacks, geb. in Bo-

logna 1574, gest. 1640, studirte die Rechte, machte sich aber auch mit den schönen Wissenschaften, Philosophie, selbst mit Medicin vertraut. Nachdem er sich als Professor zu Bologna, Ferrara und Parma großen Ruf erworben, begleitete er den ihm befreundeten Cardinal Lodovisi, nachherigen Papst Gregor XV., nach Piemont. Später ging er nach Frankreich, wo er am Hofe Ludwig's XIII. durch seine Sonette auf diesen König und den Cardinal Richelieu Glück machte. A. suchte, wie auch sein Vorbild Marini, die Schönheit und Erhabenheit der Poesie in Uebertreibungen, in der Fülle maßloser Bilder, in gesuchten, schroffen Gegensätzen und Wortspielen, sodaß sein Ruhm bei dem Wiedererwachen des guten Geschmacks in Italien rasch wieder zu Grunde ging. — **A.** (Alessandro), ein berühmter Arzt und Philosoph, geb. 29. Oct. 1463 zu Bologna, lehrte zu Bologna, dann zu Padua und hierauf wiederum in seiner Vaterstadt, wo er 2. Aug. 1512 starb. Er war unter den Aerzten der bologneser Schule einer der ersten, welcher menschliche Leichname zergliederte, und hat durch mehrere anatom. Schriften viel zur Gestaltung dieser Wissenschaft beigetragen. Als scholastischer Philosoph war A. ein eifriger Anhänger des Averrhoes und erwarb sich ein solches Ansehen, daß er der «zweite Aristoteles» genannt ward. Eine Reihe philos. und physik. Tractate, die 1498—1520 einzeln erschienen waren, wurden nach seinem Tode in den «Opera omnia» (Ven. 1545; 1568) vereinigt. — **A.** (Giovanni Filoteo), Bruder des vorigen, geb. 1466 in Bologna, gest. daselbst 1538, Gelehrter und auch Dichter, war ein gründlicher Kenner der lat. und griech. Sprache, und bewandert in der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Musik. Außer den Lehrgedichten «Il Viridario» (Bologna 1513) und «Il Fidele» (Bologna 1523) schrieb er «Annotazioni della lingua volgare» (Bologna 1536).

Achimënes nannte der engl. Botaniker Brown eine Gattung amerik. Kräuter aus der Familie der Gesneraceen, welche ihrer prächtigen, meist scharlach- oder purpurrothen Blumen wegen seit einer Reihe von Jahren zu Modezierpflanzen geworden sind. Da dieselben im tropischen Amerika wachsen (die meisten sind in Mexico und Centralamerika heimisch), und zwar in den feuchtwarmen Wäldern der heißen Region jener Länder, so können sie bei uns nur als Topfgewächse cultivirt werden. Sie besitzen Knollen, vegetiren vom April bis Sept. und blühen während dieser Zeit fast ununterbrochen. Nach der Blütezeit verwelken die saftigen, mit gegen- oder quirlständigen Blättern besetzten Stengel ganz und gar. Deshalb darf man dann und den ganzen Winter hindurch die Töpfe nicht begießen, sondern muß sie an einem trockenen, mäßig warmen Orte aufbewahren. Dagegen verlangen die Achimenen während ihrer Vegetationsperiode reichliches Wasser. Da sie alljährlich neue Knollen erzeugen, so kann man sie durch Lostrennung derselben leicht vermehren, weshalb man die Achimenenstöcke im Frühling, wenn sie auszutreiben beginnen, versetzt. In Ermangelung von Knollen kann man die Achimenen auch durch abgeschnittene Knospen vervielfältigen. Die Achimenen verlangen Heideerde und während des Sommers eine Temperatur von 15—25°. Die schönsten Arten sind: A. coccinea aus Jamaica, die älteste, schon seit 1778 bekannte Art; A. ignescens aus Mexico, mit orangerother Blume; A. argyrostigma aus Neugranada, mit weißgefleckten Blättern und weißer und rosenrother Blume; A. grandiflora aus Mexico, mit purpurrother, bis über 2 Zoll langer Blume u. a.

Achmed I., 14. Sultan der Osmanen, 1603—17, folgte, erst 14 J. alt, seinem Vater Mohammed III., der ihm das Reich bereits in Zerrüttung hinterließ. A. setzte den Krieg gegen Kaiser Rudolf II. fort, sah sich aber infolge von Aufständen in Asien genöthigt, 11. Nov. 1606 den Frieden von Sitvatorok zu schließen, der insofern merkwürdig, als sich hier die Pforte zum ersten mal zu völkerrechtlichen Formen herbeiließ. In diesem auf 20 Jahre geschlossenen Frieden wurde der bisherige «König von Wien» als Kaiser vom Sultan anerkannt und Oesterreich das jährliche «Ehrengeschenk» von 30000 Dukaten (eigentlich ein Tribut) für die einmalige Zahlung von 200000 Thlrn. erlassen. Mit den andern europ. Mächten suchte sich A. durch Abschluß von Capitulationen in gutes Vernehmen zu setzen. Wegen der Wirren in den asiat. Provinzen schloß er endlich auch 1612 einen Frieden mit Persien, der die langen Grenzstreitigkeiten beendete. A. starb 22. Nov. 1617. Er war, wie sein Vater, ohne Fähigkeiten, schwelgerisch, stolz und grausam. Seine Eunuchen pflegte er eigenhändig zu vergiften, seine Veziers und Paschas ließ er ohne viel Grund hinrichten. Nach ihm wurde zunächst sein unfähiger Bruder Mustafa auf den Thron gehoben, dem jedoch bald unter greulichen Umständen drei Söhne A.'s: Osman II., Murad IV. und Ibrahim I., folgten. — **A. II.**, 22. Sultan, 1691—95, geb. 1642, Bruder Soliman's II., dem er inmitten der Niederlagen der türk. Waffen folgte. Zwei Monate nach seiner Erhebung wurde der Großvezier Köprili-Mustafa

durch die Oesterreicher unter dem Markgrafen Ludwig von Baden 19. Aug. 1691 in der großen Schlacht bei Salankemen geschlagen. A., ein energieloser, schwermüthiger und bigoter Charakter, starb 6. Febr. 1695, das bedrängte Reich seinem Vetter Mustafa II. hinterlassend. — **A. III.**, 24. Sultan, 1703—30, folgte im Alter von 29 Jahren seinem von den Janitscharen abgesetzten Bruder Mustafa II. Durch Karl XII. von Schweden, welcher 1709 nach der Schlacht von Pultawa in der Türkei Schutz suchte, wurde A. mit Peter I. von Rußland in einen Krieg verwickelt, der mit dem für die Türken schimpflichen Frieden am Pruth (23. Juli 1711) endete. Das erwachte Kriegsfeuer führte sodann zum Kampfe gegen die Venetianer, denen 1715 Morea und die Ionischen Inseln entrissen wurden. Diese Erfolge A.'s brachten indeß die Oesterreicher unter dem Prinzen Eugen wieder auf den Kampfplatz. Letzterer schlug die Türken bei Peterwardein und Belgrad, sodaß sich A. zu dem für Kaiser Karl VI. sehr vortheilhaften Frieden von Passarowitz (21. Juli 1718) genöthigt sah. In dem Kampfe gegen Persien war A. anfangs glücklich, später verlor er jedoch alle seine Eroberungen. Diese Miserfolge führten einen Janitscharenaufstand herbei, in welchem A., obschon er seine treuesten Rathgeber opferte, 1. Oct. 1730 abdanken mußte, während sein Neffe Mahmud I. den Thron bestieg. A. starb 1736 durch Gift. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Aeußern, nicht ohne Geist und Wohlwollen, doch ohne Herrschereigenschaften.

Achromatisch (farbenlos) heißen diejenigen Linsengläser und Fernrohre, durch welche man die Gegenstände ohne farbige Ränder erblickt, welche jene entstellen und der Deutlichkeit großen Eintrag thun. Die farbigen Ränder, an welchen die gewöhnlichen Fernrohre der ältern Art mit einfachen Ocular- und Objectivgläsern leiden, entspringen daraus, daß der weiße oder richtiger farblose Lichtstrahl aus mehrern buntfarbigen Lichtstrahlen von verschiedener Brechbarkeit (s. Brechung der Lichtstrahlen) zusammengesetzt ist. Wenn ein weißer Lichtstrahl gebrochen wird, so wird er daher in die verschiedenen Farbenstrahlen zerlegt, welche von dem geradlinigen Wege des ursprünglichen Lichtstrahls in ungleichem Grade abgelenkt werden. So geschieht es, daß die durch ein convexes Objectivglas gehenden und in demselben gebrochenen Lichtstrahlen nicht einen einzigen Vereinigungspunkt im Brennpunkte des Glases haben, wie es bei einfarbigen Lichtstrahlen der Fall sein würde, sondern sich nach und nach zu einem Brennpunkte vereinigen, und zwar der Linse zunächst die violetten, dann die blauen, grünen, gelben und zuletzt am weitesten davon die rothen Strahlen, sodaß nur in der Mitte dieser Brennpunkte durch Vermischung aller Farben ein weißer Brennpunkt, jedoch mit gefärbten Rändern, zum Vorschein kommt. Der sonst so scharfsinnige Newton hielt, durch unvollkommene Experimente verleitet, eine Aufhebung der Farbenzerstreuung für unmöglich; erst Euler äußerte 1747 den Gedanken, daß sie doch wol möglich sei, was durch die genauen Untersuchungen des schwed. Mathematikers Klingenstierna bestimmter nachgewiesen und durch die seit 1757 angestellten Versuche des Engländers John Dollond bestätigt wurde, der zuerst achromatische Fernrohre verfertigt hat. Nach einigen wurde die Erfindung schon 1729 von dem Engländer Chester More Hall gemacht, damals aber nicht weiter beachtet. Dollond erreichte seinen Zweck dadurch, daß er das Objectivglas aus zwei Glasarten, Flint- und Crownglas, zusammensetzte, welche nicht nur das Licht ungleich stark brechen, sondern auch hinsichtlich der Zerstreuung der Farben verschiedene Gesetze befolgen. Wenn man nun eine convexe Crownglas- und eine concave Flintglaslinse übereinanderlegt, so kann man die Gestalt der Linsen so wählen, daß die schwächere Flintglaslinse die Farben ebenso stark als die Crownglaslinse, aber in entgegengesetzter Richtung zerstreut, während doch beide Linsen zusammen, eben wegen der schwächern Krümmung der Flintglaslinse, immer noch das weiße Licht zu einem, jedoch jetzt ungefärbten Brennpunkte vereinigen. Solche achromatische Linsensysteme benutzt man als Objectiv- und Oculargläser bei Fernrohren und Mikroskopen und als Objective für photographische Apparate. Die Verfertigung der achromatischen Gläser und Fernrohre ist theils durch den Erfinder selbst, theils durch dessen Sohn, Peter Dollond, ferner durch den engl. Optiker Ramsden, namentlich aber in neuerer Zeit durch den früh verstorbenen Fraunhofer, der eine Methode erfand, um die Glasarten vollkommen rein darzustellen, was namentlich bei dem Flintglase große Schwierigkeiten hat, nach und nach zu großer Vollkommenheit erhoben worden. Fernrohre dieser Art leisten bei weit geringerer Länge weit mehr als die ältern, nicht achromatischen. Eine wichtige Verbesserung der achromatischen Fernrohre verdanken wir dem Optiker Plößl in Wien, welcher in der neuern Zeit Fernrohre erfand, bei denen die das Objectivglas bildenden Linsen verschiedener Glasarten nicht mehr wie bisher dicht hintereinander, sondern in einem angemessenen größern Abstande voneinander angebracht sind, was abermals eine Verkürzung der

Rohre möglich gemacht hat. Solche achromatische Fernrohre nennt man dialytische Fernrohre oder Dialyten. Von den gegenwärtigen Verfertigern guter Objective mögen nur drei der ersten Namen angeführt werden: Voigtländer in Braunschweig und Wien, Lebebours und Secretan in Paris und A. Roß (jetzt Dallmeyer) in London.

Achromatopsie, s. Farbenblindheit.

Achse oder Axe. Im rein geometrischen Sinne nennt man die Mittellinie einer Figur oder eines Körpers, um welche herum alle Theile symmetrisch gelegen sind, die A. der Figur oder des Körpers. So heißen z. B. der größte und der kleinste Durchmesser der ovalen Linie, die als Ellipse bezeichnet wird, die große und die kleine A. der Ellipse. — In der Mechanik versteht man unter der A. eines in Drehung (Rotation) befindlichen Körpers die nur gedachte gerade Linie, die sich bei der Drehung nicht mit bewegt, um die sich vielmehr alle übrigen Punkte des Körpers in größern und kleinern Kreisbahnen herumdrehen. Schwingt man eine Kugel oder einen andern schweren Körper an einem Faden im Kreise herum, so wird die Umdrehungsachse infolge der Schwungkraft (Centrifugalkraft) einen Zug aushalten müssen. Man fühlt diesen Zug deutlich, wenn man das Herumschwingen mit der Hand ausführt. Dreht man aber einen Körper nicht so, sondern etwa wie ein Schwungrad oder einen Kreisel um eine durch seinen Schwerpunkt gehende A., so hebt sich die Wirkung der Schwungkraft auf die A. dadurch auf, daß sie nach allen Seiten gleich stark wirkt, und man nennt eine solche A. dann eine freie A. Wenn auf einen solchen rotirenden Körper keine äußere Kraft, wie etwa die Schwere oder die Reibung, wirkte, so würde er sich ohne Ende fortdrehen, ohne daß es nöthig wäre, die Umdrehungsachse festzuhalten. Ueberhaupt zeigt ein um seine freie A. rotirender Körper das Bestreben, dieselbe in unveränderter Richtung zu erhalten. Ein Kreisel z. B., den man aus einer schweren Bleischeibe bildet, indem man in ihrer Mitte eine stählerne Umdrehungsachse befestigt, kann eine halbe, ja eine ganze Stunde lang auf der Spitze dieser A. rotiren, ohne umzufallen. In dieser Form wird übrigens auch der sonst nur als Spielzeug dienende Kreisel in der Physik als Busolt's Farbenkreisel gebraucht, um eine verschiedenfarbige Scheibe in schnelle, andauernde Rotation zu versetzen. Die Jongleurs benutzen die Beständigkeit der freien A. bei drehenden Körpern, um Teller oder andere Scheiben auf der Spitze eines Stabes zu balanciren. Auch die Umdrehungsachse der Erde ist als eine freie A. zu betrachten. — Bei den Wagen versteht man unter A. die Theile, welche die Last auf die Räder übertragen. Je nachdem diese Theile fest mit den Rädern oder mit dem Oberbau verbunden sind, drehen sie sich mit den Rädern in mit dem Oberbau verbundenen Zapfenlagern, oder die Räder drehen sich mit ihren Naben um die an beiden Enden der A. befindlichen Zapfen (Schenkel). Die wohlfeilsten A. sind die hölzernen, deren Schenkel man mit eisernen Achsblechen umkleidet. In neuerer Zeit hat man die A. ganz aus Eisen gemacht. Diese eisernen A. erleichtern das Fahren, da sie wegen der Dünne weniger Reibung geben, und sind für lange Zeit dauerhaft. Die A. mit beweglichen Schenkeln, eine engl. Erfindung, zeichnen sich dadurch aus, daß die Schenkel ganz von der Mittelachse getrennt sind. Durch die Enden der letztern gehen eiserne Bolzen, an denen die Schenkel befestigt sind, und um die sich die Schenkel, wie bei gewöhnlicher Einrichtung der Vorderachse, horizontal bewegen, sodaß auf diese Weise das Lenken erleichtert und das aus andern Rücksichten verwerfliche sogenannte Unterkriechen der Vorderräder vermieden wird. Doch sind diese beweglichen Schenkel nur bei leichtem Fuhrwerk anwendbar.

Achsel heißt in der Anatomie eigentlich nur die unter der Schulter gelegene Partie, welche die Achselhöhle bildet; doch wird auch die Schulter oft als A. bezeichnet. Dadurch, daß der große Brustmuskel und der breite Rückenmuskel vom Rumpfe zum obern Theile des Oberarmknochens hinübertreten und sich daselbst befestigen, wird eine Grube gebildet, welche vorn und hinten von den erwähnten Muskeln, außen vom Oberarme, innen vom obern Theile des Brustkastens begrenzt ist. Diese Grube, die Achselhöhle, ist von der äußern Haut überzogen, die sich hier durch ihren Reichthum an Haaren, an Schweiß- und Talgdrüsen auszeichnet. Das gemischte Secret dieser Drüsen bildet den stark riechenden Achselschweiß, dessen reicher Gehalt an Ammoniak seine entfärbende Wirkung auf farbige Kleiderstoffe und, in Verbindung mit flüchtigen Fettsäuren, seinen Geruch bedingt. Unter der Haut der Achselhöhle liegen zahlreiche Lymphdrüsen, welche öfter Anschwellungen, Entzündungen und Vereiterungen erleiden. Große Nervenstämme und die große Schlagader des Arms treten durch die Achselhöhle vom Rumpfe zum Arme.

Acht oder Bann (mittellat. bannum). Nach dem ältesten german. Rechte, welches den Staat wesentlich als eine Friedens- und Rechtsgenossenschaft auffaßte, gilt nicht nur das

Verbrechen für einen Friedensbruch, sondern auch die Weigerung, vor Gericht Recht zu geben und zu nehmen. In geringern Fällen konnte man sich durch Erlegung eines Sühngeldes an den Geschädigten oder die Gemeinde gewissermaßen in den Frieden wieder einkaufen, bei schwerern Verbrechen jedoch wurde der Friedensbruch ein unheilbarer, und es erfolgte die Aechtung, d. h. die Ausstoßung des Friedensbrechers aus der Rechtsgenossenschaft. Der Verbrecher wurde alsdann vom Richter feierlich aus dem Frieden gesetzt und wie ein jagdbares Thier ohne Schutz und Recht der Rache seines Feindes (der geschädigten Genossenschaft) preisgegeben. Daher die Bezeichnungen Wolf (Wargus), Wolfshaupt, Waldgänger, lat. Exlex, engl. Outlaw, für einen Geächteten (Aechter). Mit weniger entschiedener Wirkung trat die A. aber auch schon dann ein, wenn das Verbrechen zwar eine Sühne durch Geld zuließ, der Verurtheilte aber nicht vor Gericht erschien oder die auferlegte Buße nicht zahlte. Während die A. infolge eines Verbrechens wesentlich eine bleibende war, hatte die A. infolge einer Nichtstellung vor Gericht eine vorübergehende Wirkung, indem dieselbe durch nachträgliche Stellung vor dem Richter wiederum aufgehoben wurde. Mit der Entwickelung des Systems, welches die Strafen wegen Vergehen ausschließend in die Hand der höhern Gewalt brachte, kam allmählich die A. als Strafe für schwerere Verbrechen fast ganz in Wegfall, sodaß sie zur Zeit der deutschen Rechtsbücher des spätern Mittelalters (Sachsen- und Schwabenspiegel) nur für diejenigen Verbrechen verhängt wurde, welche den Friedensverein als solchen verletzten (Landfriedensbruch). Die A. im zweiten Falle, in ihrer Anwendung als processualisches Zwangsmittel, gewinnt dagegen um diese Zeit eine größere Ausdehnung, nachdem der Schutz des Friedens und die oberste Leitung der Rechtspflege an die Könige übergegangen war. Der *Sachsenspiegel* unterscheidet hier zwischen A. und Verfestung; die erstere geht vom Könige aus, letztere vom Gericht. Die Verfestung oder einfache A. erfolgte auf die Weigerung des eines schweren Verbrechens Angeklagten, vor dem Gericht Rede zu stehen, sei es nun, daß er auf die gewöhnliche Ladung nicht erschienen, oder daß er zwar erschienen, aber dingflüchtig geworden war, oder daß er endlich bei handhafter That die Flucht ergriffen hatte. Blieb er nach der dritten Vorladung aus, so mußte der Kläger die That selbsiebent (mit sieben Zeugen) bezeugen, worauf der Richter die Verfestung aussprach. Jedermann konnte jetzt den Verfesteten (Geächteten) gefangen nehmen und an den Richter abliefern, auch denselben, für den Fall, daß er sich der Gefangennahme wehrte, ungestraft tödten. Der Verfestete entbehrte ferner der gerichtlichen Rechte sowie des Rechtsschutzes und durfte von niemand gehaust noch gespeist werden. Ward er gefangen eingebracht, so verlor er das Recht auf den Unschuldseid. Dagegen wurden dem Verfesteten seine Vermögensrechte nicht entzogen; auch erstreckte die Aechtung ihre Wirkungen immer nur auf den Bezirk des Gerichts, von welchem sie ausging. Doch konnte ein höheres Gericht und in letzter Instanz selbst der König angegangen werden, die Wirkungen auf einen ausgedehntern Bezirk, ja selbst auf die Grenzen des Landes (Landesacht) auszudehnen. Die Wirkungen der A. hörten auf, sobald der Geächtete sich freiwillig vor Gericht stellte, wozu ihm auf Begehren freies Geleit bewilligt werden mußte. Wenn in diesem Falle der Verfestete für sein persönliches Erscheinen auf dem Gerichtstage keine Bürgen aufbringen konnte, mußte er bis dahin in Haft bleiben. Hatte aber ein Geächteter binnen Jahr und Tag nicht seine Unschuld bewiesen und sich aus der A. gezogen, so wurde auf neuen Antrag des Klägers die zweite strenge oder vollständige A. (Aberacht oder Oberacht) gegen ihn ausgesprochen, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtslosigkeit bestand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auflösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. «Wir theilen», heißt es in einer alten Formel, «deine Wirthin zu einer wissenhaften Witwen und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen; deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehn rühren; dein Erb und Eigen deinen Kindern; deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften. Wir erlauben dich männiglichen auf allen Straßen, und wo ein jeglicher Mann Fried und Geleit hat, sollst du keines haben, und wir weisen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels.» Wer einem Geächteten Aufenthalt und Schutz gab, fiel ebenfalls in die A., wie dies dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1566 geschah, weil er sich des geächteten Wilhelm von Grumbach annahm. Die Reichsacht (bannum imperii) und des Reichs Oberacht, die der Kaiser selbst aussprach, waren nur dadurch ausgezeichnet, daß ihre Folgen sich über das ganze Reich erstreckten, und daß sie selbst mächtige Fürsten und Große traf. Die Grundsätze der deutschen Rechtsbücher über die A. sind zwar durch eine Reihe von Reichsgesetzen bestätigt und weiter ausgeführt sowie auch mit mancherlei Modificationen noch bis in spätere Zeit von den Femgerichten festgehalten worden, doch mußte das Institut mit dem, was sich daran knüpfte, in neuerer Zeit

dem modernen Staatsbegriffe weichen. In den Proceßordnungen der deutschen Territorien ist demnach die A., ausgenommen einige wenige Länder des sächs. Rechts, völlig verschwunden. Die Reichsgesetzgebung jedoch hat sich noch bis zum 18. Jahrh. mit der A. beschäftigt, und erst mit der Wahlcapitulation Karl's VI. (1711) kam ein langjähriger Competenzstreit in Bezug auf die A. zum Austrag. Während bis dahin zuweilen der Kaiser, zuweilen aber auch der Kaiser und die Kurfürsten die A. ausgesprochen hatten, mußte sich nunmehr der Kaiser verpflichten, zu jeder Reichsacht vorher die Genehmigung der Stände einzuholen. Seitdem konnte auch keine Reichsacht mehr in Vollzug gesetzt werden. Unter den frühern Fällen von Aechtungen sind hervorzuheben: die des Herzogs Heinrich von Baiern (976), Heinrich's des Löwen (1180), des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (1208), des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen (1547), des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz mit seinen Bundesgenossen (1619). Die letzten eigentlichen Achtserklärungen waren 1706 die gegen den Kurfürsten von Baiern und dessen Bruder den Kurfürsten von Köln, welche auch nach dem 1702 gegen Frankreich erklärten Reichskriege von der Verbindung mit dieser Macht nicht abgelassen hatten. Die Reichsacht gegen Friedrich d. Gr. (1758) scheiterte an dem Widerspruche der Reichsstände.

Acht ist in der natürlichen Reihenfolge der Zahlen die erste, welche als dritte Potenz (Kubus, Kubikzahl) einer unter ihr liegenden auftritt, nämlich der Zahl 2, daher auch zugleich das Doppelte der zweiten Potenz (Quadrat) von 2. Diese Verhältnisse machen die Zahl 8 sehr bequem für die Eintheilung von Maß, Münze und Gewicht. Bei den alten Völkern stand die Zahl 8, ohne Zweifel auf Grund ihrer eigenthümlichen arithmet. und geometr. Verhältnisse, in besonderm Ansehen. In derselben Weise, wie wir zu sagen pflegen: «Aller guten Dinge sind drei», brauchten die Griechen in einer gleichen Redensart (ἄπαντ' ὀκτώ) die Zahl 8. Dieselbe soll mit Bezug auf das Grabmal des Stesichoros entstanden sein, das acht Säulen, acht Ecken und acht Stufen hatte. Nach der biblischen Erzählung von der Sündflut blieben acht Menschen (Vater und Mutter, drei Söhne und drei Schwiegertöchter) übrig. Schon in der Astrologie der Chaldäer dienten die acht Oerter des Himmels zur nähern Bestimmung der Weltgegenden, und die Griechen bildeten die Hauptwinde auf einem Octogon ab. Die Baukunst des Alterthums scheint die uralte Bedeutsamkeit der Zahl 8 zu bestätigen. Die Gallier gaben ihren Tempeln häufig achteckige Gestalt; in der ältesten Zeit des Christenthums hatten die Taufsteine und die Orte, an denen sie standen (die Baptisterien, Taufkapellen), oft eine achteckige Gestalt. In der kirchlichen Baukunst des frühern Mittelalters, bis ins 10. Jahrh., war das Achteck oder Octogon neben der Basilika eine der beiden Hauptgrundformen für kirchliche Bauwerke. Einen achteckigen, auf einem Säulenkreise oder Pfeilern ruhenden Mittelbau, von einem concentrischen, aber niedrigern Umgang umgeben, zeigen noch jetzt mehrere gottesdienstliche Gebäude aus jener Zeit, wie z. B. der Dom zu Aachen. Die Anwendung der achteckigen Gestalt in der Baukunst möchte sich leicht aus der Nützlichkeit in Bezug auf Raumersparniß, der Regelmäßigkeit der Gestalten und der Entstehung dieser Formen durch Abstumpfung der scharfen Kanten von vierseitigen Säulen ergeben. — Ein Achteck oder Octogon in der Stereometrie ist ein Körper, welcher acht Ecken oder Winkel hat; zu den verschiedenen Formen desselben gehört auch der einfache Kubus mit sechs quadratischen Seiten. — Achtort nennen die Steinmetzen die in- und übereinandergezeichneten Grundrisse einer aus zwei sich durchkreuzenden Grundquadraten construirten goth. Spitzsäule in ihren verschiedenen Geschossen.

Achterfeldt (Joh. Heinr.), kath. Theolog, bekannt als Vertreter des Hermesianismus, geb. 17. Juni 1788 zu Wesel, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und zu Emmerich, studirte dann zu Köln und zu Münster, trat nach empfangener Priesterweihe 1813 in die Seelsorge und ward zu Anfang 1814 als Pfarrkaplan nach Wesel berufen. 1817 verlieh ihm das preuß. Cultusministerium im Einklange mit dem Fürstbischof von Ermeland eine theol. Professur an der philos.-theol. Lehranstalt zu Braunsberg, wo er ein «Lehrbuch der christkath. Glaubens- und Sittenlehre» (Braunsb. 1825) und einen Auszug daraus als «Katechismus der christkath. Lehre für das Bisthum Ermeland» mit fürstbischöfl. Genehmigung veröffentlichte. Im Herbst 1823 erhielt A. den Auftrag, das Klerikalseminar zu Braunsberg zu reorganisiren. Er unterzog sich diesem Geschäfte und blieb fast ein Jahr hindurch Vorstand der Anstalt. 1826 wurde er als Professor an die kath.-theol. Facultät der Universität Bonn versetzt und zugleich zum Inspector des kath. Convictorium ernannt. Hier traf er mit seinem frühern Lehrer, dem Professor Hermes, und seinem Studienfreunde Professor Clemens von Droste-Hülshoff zusammen, mit denen er bis zu ihrem Tode in den freundschaftlichsten Verhältnissen und gemeinsamem wissenschaftlichen Streben verharrte. Nach Hermes' Tode (1831)

gab A. dessen «Christkath. Dogmatik» heraus, die beim röm. Stuhle der Irrlehre angeklagt und von demselben verworfen wurde. A. ward sonach als Anhänger und Förderer der wissenschaftlichen Richtung Hermes', in Verein mit den Professoren Braun und Elvenich, in jene Streitigkeiten verwickelt, welche 1843 auch für ihn die Suspension seiner Lehrthätigkeit an der Universität Bonn zur Folge hatten. (S. Hermes.) Schon seit 1832 bei der «Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie» lebhaft betheiligt, gab A. dieselbe in den Jahren 1843—48 mit seinem Freunde Braun allein heraus.

Achtermann (Wilhelm), ein namhafter deutscher Bildhauer, geb. 15. Aug. 1799 in einem Dorfe bei Münster als Sohn eines unbemittelten Schreiners, war bis zu seinem 28. Jahre Landmann, erlernte hierauf die Tischlerei und erwarb sich durch Schnitzarbeiten von besonderer Feinheit und Zierlichkeit, die er für die benachbarten Orte lieferte, großen Beifall. Mehr und mehr den künstlerischen Beruf in sich fühlend, ging er, obgleich schon 32 J. alt und ohne alle Vorbildung, nach Berlin, wo er sich in der Schule Rauch's vervollkommnete. Seine künstlerische Ausbildung vollendete er in Rom, das er seitdem nicht wieder verlassen hat. A. hat sich das Religiöse zum ausschließlichen Darstellungsgebiet erwählt. Sein lebensgroßer Christus am Kreuz wurde von Gottfried Schadow warm als Kirchenschmuck empfohlen. Die Anbetung der heiligen drei Könige, die A. als kolossales Relief für das Giebelfeld der kath. Hedwigskirche in Berlin componirte, kam nicht zur Ausführung. In Rom arbeitete er zunächst (1841) eine Christusstatue sowie (1842) einen Heiland am Kreuz für den Herzog von Aremberg. Die berühmtesten von seinen Werken umschließt jedoch der Dom zu Münster: eine Pietà und eine Kreuzabnahme (1858), welche oft wiederholt worden sind und schöne Compositionen in mittelalterlichem Stil genannt werden müssen. A.'s Arbeiten verdienen wegen des großen Fleißes und Eifers ihres Schöpfers alle Achtung.

Achtung ist ein Gefühl, welches auf der moralischen Beurtheilung der Personen untereinander beruht, das höchste und reinste unter den intellectuellen Gefühlen oder Vernunftgefühlen. Sie ist einerseits dem Wohlwollen und der Zuneigung verwandt, indem die geachtete Person sich Beifall und Ehre erwirbt; andererseits geht sie, wenn sie hoch steigt, in Bewunderung über. Aber weder Zuneigung noch Bewunderung können für sich allein die wahre A. ersetzen. Denn diese mißt die Personen und ihre Handlungen nicht nach ihrem Erfolge oder den Früchten, welche wir oder die Welt von ihnen ziehen, sondern allein nach dem Grade der Stärke und Reinheit der guten Gesinnung, aus welcher sie hervorgehen, und hat daher zu ihrem alleinigen Gegenstande den reinen Willen als die nach Ueberzeugung des Richtigen verfahrende, folglich uneigennützige und opferfähige Gesinnung. Liebe hingegen und Zuneigung bezieht sich ebenso oft auf andere als moralische Eigenschaften. Auch geht sie nicht, wie die A., blos auf Personen, sondern auch auf Thiere und leblose Gegenstände. Derselbe Fall ist mit der Bewunderung. Denn auch diese geht nicht blos auf das wirklich Ehrenhafte oder Achtungswerthe, sondern wird auch ebenso häufig der bloßen Geschicklichkeit, der leidenschaftlichen Willensenergie, den Kenntnissen, der Unterhaltungsgabe und andern blendenden Eigenschaften gezollt, sogar durch große und merkwürdige Naturerscheinungen in hohem Maße hervorgerufen. Daher gibt bei der Bildung moralischer Grundsätze unter allen Gefühlen nur allein das der A. eine zuverlässige Wegweisung, weil es nirgends von der Richtschnur der Principien reiner Vernunft als des wahren und höchsten Ehrenpunkts abweicht, vielmehr von der Gemüthsseite her ganz dasselbe ausspricht, was von seiten des Denkens die moralischen Grundbegriffe enthalten. Durch diese Nachweisung seines vollkommenen Einklangs mit der reinen moralischen Gesinnung ist es Kant in seiner «Grundlegung zur Metaphysik der Sitten» gelungen, den eigentlichen Nerv der Moralität im menschlichen Gemüthe aufzudecken und die Motive zu enthüllen, nach denen sich die Urtheile eines geläuterten moralischen Sinnes im Leben der gebildeten Menschheit richten.

Achtyrka, Kreisstadt im kleinruss. Gouvernement Charkow, unter 50° 18′ nördl. Br. und 52° 37′ östl. L., in fruchtbarer Gegend an drei Seen und am gleichnamigen Flusse gelegen, hat 13946 E., 10 Kirchen, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule, zwei Pfarrschulen und mehrere Fabriken. Der Ort ist 1641 unter poln. Herrschaft gegründet worden und besitzt in einer der Kirchen ein wunderthätiges Muttergottesbild, welches viele Wallfahrer herbeiführt, namentlich am 9. Mai, wo dann ein großer Markt gehalten wird. Die Bevölkerung producirt viele leichte Zeuge, die guten Absatz finden, und treibt erheblichen Obstbau.

Acidum, s. Säure.

Aci reale, Stadt an der Ostküste Siciliens, Hauptort eines Bezirks der Provinz Catania,

im SO. vom Aetna und an der Mündung des von diesem herabkommenden Flüßchens Aci, das hier einen kleinen Hafen bildet. Die Stadt liegt 570 F. über dem Meere auf einer ungeheuern Masse basaltischer Lava, wird durch ein Fort vertheidigt, hat breite Straßen, regelmäßige Plätze, hohe Thürme, aus Lava erbaute Häuser und zählt 24831 E., die außer Seidenstoffen ausgezeichnete Leinen- und Baumwollgewebe, Messer und Scheren fabriziren und nicht unbedeutenden Flachs- und Getreidehandel treiben. Die üppigste Vegetation der wilden, zerrissenen Felsengegend, Reste von Wasserleitungen und sarazen. Schlössern, Gruppen von Lorber- und Cypressenhainen und die Aussicht auf das Meer machen den Küstenweg nordwärts nach Taormina zu einem der interessantesten für Landschaftsmaler. Auch der Sage und Poesie gehört diese Gegend an. In der Nähe von A. zeigt man die Höhle des Polyphem und die Grotte der Galatea. (S. Acis.) Im S. liegen Basaltklippen, Faraglioni genannt, von denen die höchste 200 F. aufsteigt. Eine andere, ehemals die Cyklopeninsel genannt, ist berühmt wegen ihrer Mineralien: Analzim, Kalkspath, Gips, Schwefelkies.

Acis, ein Sohn des Faunus und der Nymphe Symäthis, liebte die Nymphe Galatea und wurde von seinem Nebenbuhler, dem Cyklopen Polyphem, als dieser die Liebenden zusammen traf, mit einem Felsstück des Aetna erschlagen. Galatea verwandelte das unter dem Felsstück hervorquellende Blut des Geliebten in den vom Aetna ins Meer sich ergießenden Fluß A. (griech. Akis), den jetzigen Fiume di Aci. Der Mythus von A. ist sicilischen Ursprungs und mehrfach von sicilischen Dichtern, später aber bei den Römern durch Ovid in seinen «Metamorphosen» behandelt worden.

Acker heißt in einigen Ländern Deutschlands, wie namentlich in Sachsen, Thüringen und Hessen, das übliche Flächenmaß zunächst für Feld- und Pflugland, sodann überhaupt für angebaute, benutzte oder benutzbare Ländereien. Gleich den übrigen in den deutschen Ländern und Gauen gebräuchlichen Feldmaßen (Morgen, Joch, Juchart u. s. w.) ist auch das als A. bezeichnete Maß in Bezug auf Größe und Eintheilung in den einzelnen Ländern noch ein sehr verschiedenes, obschon durch die Gesetzgebungen allmählich die eng localen Unterschiede früherer Zeit beseitigt worden sind. Im Königreich Sachsen umfaßt nach den neuern Bestimmungen der A. 300 Quadratruthen (Feldmesserruthen) und entspricht 55,34 franz. Aren, 2,17 preuß. Morgen, 0,96 österr. Joch. In Sachsen-Weimar begreift der A. hingegen nur 140 Q.-R., was einem Flächenraum von 28,50 Aren, 1,12 preuß. Morgen, 0,50 österr. Joch und 0,51 sächs. A. gleichkommt. In Sachsen-Gotha begreift der A. zwar ebenfalls 140 Q.-R., entspricht aber nur 22,70 Aren, 0,89 preuß. Morgen, 0,39 österr. Joch und 0,41 sächs. A. In Sachsen-Koburg und Sachsen-Meiningen stimmt die Größe des A. überein; derselbe zerfällt in beiden Ländern in 160 Q.-R. und mißt 28,98 Aren, 1,13 preuß. Morgen, 0,50 österr. Joch und 0,51 sächs. A. In den Fürstenthümern Schwarzburg rechnet Rudolstadt nach A. zu 160 Q.-R. (= 32,62 Aren), Sondershausen hingegen nach A. zu 120 Q.-R. (= 18,77 Aren). Ein A. in Sachsen-Altenburg begreift 200 Q.-R. und entspricht 64,43 Aren, 2,52 preuß. Morgen und 1,12 österr. Joch. In Kurhessen ist die Einheit des Feldmaßes ebenfalls der A., welcher 150 Q.-R. befaßt und 23,87 Aren, 0,93 preuß. Morgen, 0,41 österr. Joch und 0,43 sächs. A. enthält. Vgl. Feldmaße und die Artikel über Morgen, Joch, Acre u. s. w.

Ackerbau ist derjenige Theil der Landwirthschaft (s. d.), welcher sich speciell mit der Bodenbestellung behufs des Anbaues der Nutzgewächse beschäftigt. Nicht selten begreift man unter A. oder Agricultur das Gebiet der gesammten ökonomischen Bodenproduction, aber mit Unrecht; der Begriff dehnt sich nicht weiter aus als auf den Acker, das pflugfähige oder artbare Erdreich. Der A. ist älter als die Landwirthschaft im weitern Sinne, und wahrscheinlich jünger als die Viehzucht. Die großen Fortschritte der vergleichenden Sprachforschung in unsern Tagen haben dies fast bis zur Evidenz erwiesen. Der Jäger ward zum Nomaden, dieser erst zum Ackerbauer, sobald er sich an feste Wohnsitze bannte. Die Mythen aller Völker verherrlichen diesen Uebergang in Allegorien, und zugleich gibt die Mythologie Belege dafür, daß von alters her der A. als das erste und edelste aller Gewerbe im höchsten Ansehen gestanden.

Die Lehre vom A. zerfällt in zwei Theile: 1) Agronomie, 2) Pflanzenproductionslehre. Die Theorie der Agronomie begreift in sich die verschiedenen Disciplinen der Geologie, Geognosie, Physik, Meteorologie, Chemie und Mechanik in ihrer Anwendung auf die Bearbeitung des Bodens, des Standorts und theilweisen Vermittlers der Nahrung der Pflanzen. Sie zählt daher folgende Abtheilungen und Unterabtheilungen: 1) Bodenkunde (s. d.): a) geol. Beschaffenheit des Bodens; b) physikalische, c) chem. Eigenschaften; d) landwirthschaftliche Klassificationen des Bodens. 2) Klimatologie, d. i. die Lehre von den klimatischen Einflüssen, den horizontalen

und senkrechten Wärmeregionen in Bezug auf das Gedeihen der Culturgewächse. 3) Bodenbearbeitung, d. i. Herstellung der Ackerkrume (s. d.) und des Untergrundes (s. d.) in einen Zustand, welcher den Pflanzenwurzeln ermöglicht, die größtmögliche Nahrungsmenge daraus zu entnehmen. 4) Bewässerung, in südl. Ländern ein unentbehrliches Moment der Cultur, in Klimaten mit reichlichen Niederschlägen vorzugsweise bei der Cultur der Gräser, dem Wiesenbau (s. d.), angewendet. 5) Entwässerung oder Abführung schädlichen Wassers, stamme dasselbe von außen oder von Quellen und stauender Feuchtigkeit auf undurchlassendem Untergrund. (S. Drainirung.) 6) Urbarmachung oder Cultur seither noch nicht mit landwirthschaftlichen Gewächsen bestandener Flächen durch Abbrennen, Plaggenschälen, Wegräumen von Hindernissen u. s. w. 7) Düngung oder Ersatz der dem Boden durch wiederholte Ernten entzogenen Pflanzennahrungsbestandtheile durch geeignete Stoffe gleicher chem. Zusammensetzung. (S. Dünger). Die Lehre von der Agronomie bildet das eigentliche Fundament der ganzen Theorie des A. Wenngleich schon die Alten (so Mago der Karthager und die Scriptores rei rusticae) mit deren Grundzügen wohl vertraut waren, so gewann sie doch wissenschaftliche Berechtigung erst mit der Entwickelung der Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrh. Als ihre Hauptförderer müssen genannt werden: Duhamel de Monceau, Jethro Tull, Lavoisier, Thaer, Davy, Saussure, Ingenhauß, Schübler, Liebig, Dove, Gasparin, Barral, Mulder und viele andere, welche entweder die Gesammtlehre oder einzelne Zweige der Agronomie mit besonderm Glück behandelt und bereichert haben.

Der zweite Theil der Theorie des A., welcher die Pflanzenproduction behandelt, zerfällt in einen allgemeinen und in einen speciellen Theil. Jener, die allgemeine Pflanzenproductionslehre, umfaßt in erster Reihe die Kenntniß der Lebensbedingungen der Pflanzen, also deren Anatomie und Physiologie, vorzugsweise die Gesetze der Ernährung und Organisation. Sodann beschäftigt sich die Productionslehre speciell mit den verschiedenen Operationen zur Hervorbringung lohnender Pflanzenerträge. Dahin gehören: 1) die Vorbereitung der Saat; Auswahl, Reinigung, Sortirung des Samens; Schutz desselben gegen Schmarotzerbildungen (durch Waschen, Beizen u. s. w.); Anlage von Samenbeeten (Couchen oder Kutschen); Erziehung der Pflänzlinge; Auswahl und Herrichtung der Pflänzlinge (oder Keime, Knollen, Wurzelausläufer u. s. w.). 2) Die Saat selber, mit der Hand oder Maschine, breitwürfig oder in Reihen, gedibbelt oder in Horsten, auch das Verpflanzen aus den Samenbeeten; Unterbringung der Samen, vielleicht mit Beidüngung oder mit Bewässerung bei dem Pflanzverfahren. 3) Die Pflege der Nutzpflanzen, ihr Schutz und ihre Bearbeitung während der Wachsthumsperiode; Behacken, Behäufeln, Schürfen; Lichten, Verziehen, Dünnerstellung; Ausrottung des überwuchernden Unkrauts, Jäten; Behüten vor Krankheiten und schädlichen Thieren; Schutz vor der Vergeilung (Schröpfen), Uebereggen, Ueberwalzen; endlich Nachhülfe stockenden Wachsthums durch Ueberdüngung (Kopfdüngung, Top-dressing) und Bewässerung. 4) Die Ernte oder das Sammeln und Einbringen der Producte. Hierher gehören das Abbringen durch Mähmaschine, Sense, Sichet und Sichel, das Ausheben, Aushacken, Raufen (Lein), Pflücken u. s. w., je nachdem die ganze Pflanze oder nur ein Theil davon nutzbar verwendet wird; das Trocknen und Zurichten (Binden in Garben, Pyramidentrocknung, Dörrung in erhitzten Riegen [Ostseeländer, Rußland]), Gährung (Sauerfutterbereitung); ferner das Einfahren, Einscheuern, Einmieten, Einkellern, die verschiedenen Methoden der Sonderung und Gewinnung der Samen aus dem Stroh oder Dürrkraut, die Reinigung der gewonnenen Producte und endlich deren vortheilhafte Aufbewahrung. In diesem gedrängten Rahmen bewegt sich die gesammte Wissenschaft des A. Die einzelnen Nutzpflanzen, auf die er sich im mittlern Europa erstreckt, sind in systematischer Aufzählung die folgenden: 1) Halmgetreide: Weizen, Spelz, Emmer, Einkorn, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Mohrhirse, Mais, Kanariensamen, Reis. 2) Hülsenfrüchte: Erbse, Linse, Wicklinse, Wicke, Kicher, Platterbse, Speisebohne, Pferdebohne, Lupine. 3) Blattfrüchte: Buchweizen, Spergel, Quinoa. 4) Oelgewächse: Winterraps, Winterrübsen, Sommerraps, Sommerrübsen, Awehl, Mohn, Dotter, Madia, Senf, Sonnenblume, Oelrettig, Gartenkresse. 5) Gespinstpflanzen: Lein, Hanf. 6) Farbepflanzen: Krapp, Waid, Wau, Saflor, Indigo-Buchweizen, Schwarzmalve, Kermesbeere. 7) Gewürzpflanzen: Hopfen, Senf, Kümmel, Fenchel, Anis, Koriander, Schwarzkümmel, Safran, Zwiebel, Meerrettig. 8) Kaffeesurrogate: Cichorie, Erdmandel, Kaffeewicke. 9) Fabrik- und Gewerbspflanzen: Zuckerrübe, Taback, Weberkarde, Seifenkraut. 10) Wurzel- und Kohlgewächse: Kartoffel, Topinambur, Runkelrübe, Kohlrübe, Wasserrübe, Möhre, Pastinake, Batate, Kopfkohl, Kuhkohl. 11) Futterpflanzen: Rothklee, Weißer Klee, Incarnatklee, Melilotenklee, Mittler Klee,

Bastardklee, Goldklee, Hopfenluzerne, Luzerne, Schwedische Luzerne, Sandluzerne, Esparsette, Serradella, Wicken, Erbsen, Lupinen, Buchweizen, Hirse, Mais, Futterroggen, Zuckermohrhirsen, Raps, Rübsen, Kürbis, Taubenkropf, Cichorie, Nessel, Malve, Aster, Ginster, Rauchblätterige Schwarzwurz, Orientalische Zackenschote, Sibirisches Heilkraut, Geisklee, Spinat. 12) Grasbau (auf dem Acker): Englisches Raigras, Timothygras, Italienisches Raigras, Australisches Horngras, Knaulgras, Kümmel, Pimpinelle, Spitzwegerich, Weiche Trespe, Honiggras, Jähriges Rispengras, Schafgarbe, Französisches Raigras, Hohe Trespe, Petersilie, Schafschwingel.

Jahrtausende lang ist der A. in hergebrachten Bahnen betrieben worden. Was die röm. Schriftsteller darüber als Gesetz aufstellten, galt noch vor einem Jahrhundert als solches, und in vielen Gegenden finden sich sogar noch heute Geräthe zur Ackerbestellung, welche sich der Form nach von denjenigen, die man auf den ältesten Denkmalen der Menschheit dargestellt findet, nicht wesentlich unterscheiden. Infolge mangelnder Naturkenntniß wußte und bedachte man auch nicht, daß der Boden, das artfähige Ackerland, keineswegs ein unerschöpflicher Brunnen an Pflanzennahrungsstoffen ist, und daß auch das reichste Kapital an diesen Stoffen sich erschöpfen muß, wenn immer viel davon genommen, wenig dazu gegeben wird. Die Geschichte hat ebenso traurige als überzeugende Beweise geliefert in einer Reihe von Ländern und Gegenden, welche, ehemals weit gepriesen als Gipfel der Fruchtbarkeit, allmählich zu gänzlicher Sterilität und Verödung herabgesunken sind, einzig durch eine sinnlose Bewirthschaftung des Ackers ohne Ersatz. Auch in den civilisirtesten Staaten der Neuzeit, welche sich auf die rationelle Methode ihres A. viel zugute thun, ist die Verarmung der Felder und das Sinken der Bodenproduction auf das schärfste nachgewiesen worden. Liebig war es, der zuerst mit harten Worten auf die drohenden Gefahren hinwies, die ein derartig fortgesetzter «Raubbau» kommenden Geschlechtern unfehlbar bringen müsse, der aber auch zugleich auf die Mittel und Wege hinwies, denselben erfolgreich entgegen zu arbeiten. Diese Mittel lassen sich in dem kurzen Gesetze zusammenfassen: «Was dem Acker durch die Ernten in einem bestimmten Zeitraume an Mineralbestandtheilen entzogen worden ist, muß ihm völlig wiedergegeben werden, wenn er sich auf der gleichen Höhe der Fruchtbarkeit dauernd erhalten soll.» In der richtigen Ausführung dieses Princips beruht hauptsächlich die Kunst des A., welcher damit einer neuen Zukunft entgegengeht. Aus der Literatur über A. im engern Sinne führen wir an: Thaer, «Grundsätze der rationellen Landwirthschaft» (4 Bde., Berl. 1809—10); Schwerz, «Anleitung zum praktischen A.» (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. und Tüb. 1836—37); Koppe, «Unterricht im A. und der Viehzucht» (3. Aufl., 3 Thle., Berl. 1841); Liebig, «Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie» (7. Aufl., Braunschw. 1862); Hamm, «Katechismus der Ackerbauchemie, Bodenkunde und Düngerlehre» (5. Aufl., Lpz. 1862); Schleiden und Schmidt, «Encyklopädie der gesammten theoretischen Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft» (3 Bde., Braunschw. 1852); Hamm, «Grundzüge der Landwirthschaft» (2 Bde., Braunschw. 1855); Birnbaum, «Lehrbuch der Landwirthschaft» (3 Bde., Frankf. a. M. 1860); Liebig, «Die naturgesetzliche Begründung des Feldbaues» (Braunschw. 1862).

Ackerbauschule, im Gegensatz zur höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt oder Akademie, ein Bildungsinstitut für den eigentlichen Bauernstand, in welchem derselbe mit den Vorzügen einer rationellen Wirthschaft, der Handhabung verbesserter Geräthe und Maschinen bekannt gemacht und wie in fachlicher so auch in rein menschlicher Hinsicht gehoben und veredelt werden soll. Die A. hat, ihrem Begriff nach, eine doppelte Aufgabe, eine praktische und eine theoretische. Die erste löst sie durch Unterweisung des Schülers in allen landwirthschaftlichen Arbeiten und Handgriffen, vom einfachen Spatenstich an bis hinauf zur leichtern thierärztlichen Operation. Zu diesem Zwecke wird der Schüler wirklich in der zur A. gehörenden Wirthschaft in den vorkommenden Verrichtungen dergestalt beschäftigt, daß er von dem Leichtern stets zu dem Schwierigern fortschreitet. Der theoretische Unterricht läuft neben der Praxis in der Weise her, daß in Zeiten, wo die Wirthschaft alle Hände und Kräfte in Anspruch nimmt, die Lehre blos die Erklärung der auszuführenden Arbeiten übernimmt. In der Periode der Arbeitsruhe hingegen, im Winter, tritt der theoretische Unterricht in den Vordergrund. Derselbe zerfällt in zwei große Zweige: in die Fortsetzung des Elementarunterrichts der Volksschule, der also Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Geographie, Religion in den dem Zwecke entsprechenden Grenzen umfaßt. Der andere Zweig der Lehre begreift die Theorie der Landwirthschaft selber. Um in diese einzutreten, muß der Schüler auf einen gewissen Standpunkt von naturwissenschaftlicher Kenntniß gehoben, also vorerst in Naturgeschichte, Ackerbauchemie und Physik

hinreichend unterrichtet werden. Dann versteht er um so rascher die einzelnen Grundsätze des Ackerbaues, Wiesenbaues, Garten-, Obst- und Weinbaues, der Viehzucht und der allgemeinen Thierarzneikunde, welche die Basis des Fachunterrichts in allen A. bilden. Wichtig sind außerdem noch folgende Nebenzweige: Feldmeßkunst, Zeichnen, Buchhalten, landwirthschaftliche Gesetzkunde. Der Cursus auf der A. sollte niemals kürzer als drei Jahre sein. Zum Director einer A. muß stets ein praktischer, aber zugleich auch gründlich wissenschaftlich gebildeter Landwirth gewählt werden, dessen Leben und Wirken Bürgschaft gibt für seine Moralität und Humanität. Er leitet das Ganze und ertheilt zugleich in einzelnen theoretischen Hauptfächern Unterricht. Ein Lehrer wird außer ihm zu Unterricht und Beaufsichtigung fast immer genügen. Die Beaufsichtigung muß stets in ausreichendem Maße stattfinden, da die Zöglinge sämmtlich im Alter von 16—20 Jahren stehen sollen; weder in einem niedern noch in einem höhern Alter ist die Aufnahme räthlich. Ebenso wird es selten taugen, die Zahl der Schüler über 12 zu erhöhen, schon weil diese dann nicht alle hinreichend praktisch beschäftigt werden können. Davon, daß dies geschieht, hängt aber ein wesentlicher Erfolg der A. ab. Denn die Schüler sollen so wenig als möglich für ihren Unterhalt daselbst entrichten, dagegen den größten Theil des Aufwandes durch ihre eigene Arbeit vergüten. Darum ist auch die Einrichtung zu treffen, daß sie im dritten Jahre, wo sie schon vollkommen eingeschult sind, ausschließlich praktisch beschäftigt werden. In vielen A. verpflichtet sich der Schüler zu einem unentgeltlichen Jahresdienst nach Ablauf des Cursus. Das Verdienst der Gründung der ersten A. (1804) gebührt Fellenberg in Hofwyl. Seine Musterschule, welche unter Wehrli's tadelloser Leitung über 30 Jahre blühte und fast 3000 Zöglinge bildete, rief zuerst in Würtemberg Nachahmung hervor. Zugleich mit der Akademie entstand in Hohenheim eine A. für Bauern, welche so große Erfolge hatte, daß die Regierung sich veranlaßt sah, alsbald noch zwei andere, in Ellwangen und Ochsenhausen, zu gründen. Seitdem ist die Frage der A. eine der wichtigsten im ganzen Gebiete der Landwirthschaft geworden. In allen europ. Staaten hat man deren gegründet, oder beabsichtigt doch ihre Gründung, und ihr in die Augen fallender großer Nutzen erwirbt ihnen täglich neue Anhänger. Gegenwärtig besitzt Deutschland, ungerechnet die Spinnerei-, Schäfer-, Seiden- und Wiesenbauschulen, über 50 A., davon Preußen allein 23. Nächst Deutschland hat Rußland die meisten A. Vgl. Schinz, «Ueber die Errichtung landwirthschaftlicher Schulen» (Aarau 1845); Scheidler, «Die Lebensfrage der europ. Civilisation» (Jena 1839); Löbe, «Die landwirthschaftlichen Lehranstalten Europas» (Stuttg. 1849); Weidenhammer, «Zweck und Organisation der landwirthschaftlichen Lehranstalten» (Düsseld. 1863).

Ackergeräthe nennt man diejenigen Werkzeuge, welche zur mechan. Bearbeitung des Bodens (s. **Ackerbau**) gebraucht werden. Die Construction und die Handhabung der A. ist darum von so großer Wichtigkeit, weil vorzugsweise von der Art und Güte derselben die Vollkommenheit der Bodenbearbeitung abhängig ist. Jeder Landwirth, welcher einen wahrhaft rationellen Betrieb im Auge hat, muß es sich daher angelegen sein lassen, zur Erreichung seiner Zwecke möglichst vollkommene Instrumente zu verwenden. Dies ist ihm in unserer Zeit leicht gemacht. Während vordem das landwirthschaftliche Geräthewesen auf dem Continent, trotz einigen höchst anerkennenswerthen Ausnahmen und Bestrebungen (Thaer, Fellenberg, Dombasle, Chateauvieux, Schönleutner, Jordan u. a.), sich in wahrhaft beklagenswerthem Zustande befand, hat seit 1851 ein außerordentlicher Umschwung darin stattgefunden. Diesen bewirkte zunächst die erste Weltausstellung in London mit ihrer überraschenden Fülle an agricolen Mechanismen jeder Art, die, in England eher nöthig als anderswo, daselbst auch Kapital, Hülfsmittel und geschickte Werkleute zu ihrer Erzeugung vorfanden. Seitdem ist die Fabrikation von A. und landwirthschaftlichen Maschinen überhaupt in Deutschland und Frankreich zu staunenswerthem Aufschwung gelangt, und es haben sich bereits die verbesserten Constructionen bis in die niedern Schichten der ackerbauenden Bevölkerung verbreitet. Die Briten stehen an der Spitze dieser Bewegung, aber mindestens ihnen gleich sind die Nordamerikaner, die mit überaus praktischem Sinne und vielem Glück sich des ganzen Gebiets rasch bemächtigt und uns schon viele der vorzüglichsten Ackerbaumaschinen geliefert haben. Auch Frankreich schreitet in Englands Fußtapfen rasch voran, während in Deutschland der rechte Geist in dieser Angelegenheit erst ganz allmählich erwachen zu wollen scheint, sodaß dessen Fabriken von A. sich noch nicht mit denjenigen der genannten Länder messen können. Die älteste darunter war diejenige von Dr. Wilhelm Hamm in Leipzig, gegründet 1850, verbunden mit einer Ausstellung von Ackerbaugeräthen und landwirthschaftlichen Maschinen jeder Art, welche nicht geringen Einfluß auf die Entwickelung des Gewerbes überhaupt gehabt hat. Gegenwärtig ist

insbesondere rühmend hervorzuheben, daß viele kleinere Handwerker auf dem Lande, Schlosser, Schmiede, Stellmacher und Zeugarbeiter, sich schon mit der Verfertigung vervollkommneter A. erfolgreich befassen. Von seiten der Vereine und Centralbehörden werden mit den jährlichen Viehschauen gewöhnlich auch Ausstellungen und Verlosungen von landwirthschaftlichen Werkzeugen und Maschinen verbunden, welche gleichfalls nicht wenig dazu beitragen, den Sinn für verbesserte Mechanismen zu wecken und rege zu erhalten. Im allgemeinen sind die neuern Erfindungen in diesem Gebiete sammt und sonders auf brit. oder amerik. Muster gegründet; es gibt nur wenige wirklich originelle deutsche A., die sich zu den vervollkommneten zählen dürfen. Dies ist insofern zu bedauern, als der brit. Betrieb der Landwirthschaft sich in vielen Stücken von dem deutschen wesentlich unterscheidet.

Die wichtigsten landwirthschaftlichen Geräthe sind diejenigen, welcher man sich zur mechan. Bearbeitung des Bodens bedient. Ohne sie ist der Ackerbau, als solcher, durchaus unmöglich. An sie reihen sich andere, deren Gebrauch zwar ein beschränkterer, aber ebenfalls unentbehrlicher ist. Darunter gehört die Masse der Geräthschaften, welche man zu Ernte und Transport, zu Verrichtungen mancherlei Art in Hof, Scheune und Feld nöthig hat. Den Beschluß machen die Maschinen. Sie gehören fast sämmtlich der neuesten Epoche der Landwirthschaft an. Die Anzahl derselben, wenn man blos die im eigentlichen Sinne des Worts landwirthschaftlichen dahin rechnet, ist nicht bedeutend; auch sind viele davon nur für größere Güter oder für wirthschaftliche Associationen von wahrem Gebrauchswerth. Die passendste Eintheilung der landwirthschaftlichen Geräthe geschieht nach Art ihrer Anwendung oder nach der sie bewegenden Kraft. Genaue Unterscheidungszeichen lassen sich aber bei vielen gar nicht feststellen. So könnte man z. B. den Pflug schon zu den Maschinen, solche als arbeitersparende Geräthe oder Triebwerke genommen, zählen, dagegen manche Maschinen zu den Gespannwerkzeugen. Die Gesammteintheilung der Agriculturgeräthschaften ist sonach folgende: I. Handwerkzeuge: 1) Zur Bestellung des Feldes, zur Bodenbearbeitung: Spaten, Schaufel, Haue und Hacke, Drainwerkzeuge, Pflanzgeräthschaften; auch zählt man hierzu noch die Instrumente zur Cultur der Einfriedigungen und zur Vertilgung schädlicher Thiere. 2) Erntegeräthe: Sense, Sichet, Sichel, Harken, Gabel und Rechen. 3) Hof- und Scheunengeräthe: Dreschflegel, Fruchtschaufel, Siebe, Dunggabeln und Haken, Stall- und Feimengeräthschaften. II. Gespannwerkzeuge: 1) Zur Bodenbestellung: Haken, Pflug, Untergrundwühler, Pferdehacken und Exstirpatoren, Grubber, Rolleggen, Häufelpflüge, Eggen, Dampfculturapparate, Scarificatoren, Schäl- und Schröpfpflüge, Schollenbrecher, Kammpresser, Walzen, Marqueure. 2) Transportgeräthschaften: Straßenlocomotiven, Wagen, Karren, Faßwagen, Schlitten und Schleifen, Pferderechen, Muldbreter, Spritzwagen. Als Anhang können hier noch hinzugefügt werden die verschiedenen Handtransportgeräthe, als Schiebkarren, Tragbahren u. s. w. III. Maschinen. Begreiflicherweise können hierunter weder diejenigen aufgezählt werden, welche nur eine secundäre Verarbeitung mancher Ackerproducte liefern, dennoch aber oft mit dem Wirthschaftsbetriebe verbunden sind, wie Mühlen, Maschinen für technische Nebengewerbe u. s. w., noch die, welche, der Landwirthschaft gar nicht angehörend, dennoch häufig dazu benutzt werden, dieselbe zu unterstützen, wie Schöpfräder, Maschinen zum Heben des Wassers u. dgl. Die eigentlichen landwirthschaftlichen Maschinen sind: Säemaschine, Dibbelmaschine, Maschinen zur Reinigung des Getreides (Putzmühlen), Häckselmaschinen, Maschinen zum Waschen und Schneiden des Wurzelwerks, Mähemaschinen, Heuwendemaschinen, Erntemaschinen, Dreschmaschinen für Dampf (Locomobilen), Göpel oder andere Kraft, Maisentkörner, Gerstenentgranner, Drainröhrenpressen, Kartoffelmühlen und Kartoffelreiben, Musmaschinen, Schrotmühlen, Futterquetschmaschinen, Buttermaschinen, Flachsmaschinen, Torfstechmaschinen u. s. w. Vgl. Thaer, «Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräthschaften» (Hannov. 1803); Williamson, «Grundsätze des landwirthschaftlichen Maschinenwesens» (deutsch von Schilling, 2 Bde., Lpz. 1843); Fischer, «Entwurf einer landwirthschaftlichen Maschinenlehre» (Lpz. 1831); Schober, «Landwirthschaftliche Geräthschaftskunde» (Anclam 1846); Hamm, «Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands» (2. Aufl., Braunschw. 1857); dessen «Die neuesten und nutzbarsten Geräthe für Land- und Hauswirthschaft» (Lpz. 1850); Perels, «Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe» (Lpz. 1862).

Ackergesetze, s. Agrarische Gesetze.

Ackerkrume nennt der Landwirth die oberste culturfähige Bodenschicht, welche den Pflanzenwurzeln Nahrung reicht und durch den Pflug und die Geräthe der Bestellung hauptsächlich gelockert und zum Anbau zubereitet wird. Die A. enthält allein von allen Bodenschichten

Humus (s. d.), allein sie darf doch keineswegs mit diesem verwechselt werden. Sie ist ein Conglomerat feinzertheilter Felsentrümmer, vermischt mit Resten thierischer und vegetabilischer Organismen, welches in dieser Gestalt zur Aufnahme und Beförderung der Entwickelung der Nutzpflanzen besonders durch seinen Gehalt an löslichen Mineralbestandtheilen geeignet ist. Die Schichtentiefe oder Mächtigkeit einer A., oder Krume schlechtweg, wie sie ebenfalls genannt wird, ist eine der wesentlichen Bedingungen, von welchen der Pflanzennahrungsgehalt, also auch die Güte und Ertragsfähigkeit eines Bodens abhängt. In dieser Hinsicht setzt man folgende Grenzen fest: Seicht ist eine A. bei 4 Zoll, mitteltief bei 6 Zoll, tief bei 10 Zoll, außergewöhnlich tief bei größerer Mächtigkeit. Es versteht sich, daß außerdem noch die chem. Zusammensetzung und das physik. Verhalten der A. auf den Stand der ihr anvertrauten Saaten wesentlich Einfluß üben. Vgl. Mulder, «Chemie der A.» (deutsch von Grimm, 2 Bde., Lpz. 1862; von Joh. Müller, Berl. 1861—62).

Ackermann (Konrad Ernst), ein berühmter deutscher Schauspieler, der neben Schönemann und Eckhof als Begründer unserer Schaubühne zu betrachten ist, wurde 1710 zu Schwerin geboren. Nachdem er eine sehr wechselvolle Jugend durchlebt, auch unter dem russ. Feldmarschall Grafen von Münnich den Krieg gegen die Türken mitgemacht, wandte er sich der Bühne zu und trat zur Schönemann'schen Gesellschaft, bei welcher er im Jan. 1740 in Lüneburg debutirte und sich der Frau Schröder anschloß. Mit letzterer ging er 1746 nach Danzig, dann nach Petersburg und nach Moskau, wo er sich 1749 mit ihr verheirathete. Nach seiner Rückkehr aus Rußland kam er nach Königsberg. Hier verlor er durch den Bau eines eigenen Theaters (1755) das im Auslande erworbene Vermögen, indem er das Unternehmen bei Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs übereilt aufgab. A. führte hierauf mit seiner Gesellschaft ein Wanderleben, welches sich selbst bis in die Schweiz hinein erstreckte. Nach dem Hubertusburger Frieden langte er wiederum in Hamburg an, nahm hier im Sept. 1764 Koch's Stelle ein und begann die Errichtung eines neuen Theaters, während dessen Bau er in Bremen spielte. Der Aufenthalt A.'s in Hamburg bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters. Seine Gesellschaft umfaßte nicht nur die vorzüglichsten Talente, wie, außer seiner Familie und seinem Stiefsohne, dem genialen Schröder, Eckhof, Hensel, Schröter, Boek, Borchers, die Frauen Hensel (Seyler) und Sophie Schulz, sondern wurde auch alsbald durch Lessing, der an ihre Leistungen seine berühmten dramaturgischen Abhandlungen knüpfte, tonangebend für ganz Deutschland. Doch stand A. nur bis zum 6. März 1767 als Unternehmer an der Spitze des hamburger Theaters, indem dasselbe um diese Zeit unter dem Namen eines Deutschen Nationaltheaters an 12 hamburger Bürger überging. A. verblieb mit dem größten Theile seiner Gesellschaft unter der neuen Direction. Doch schon nach einigen Jahren scheiterte das Unternehmen, und er führte nun im März 1769 das Bühnenpersonal unter dem Namen der Niedersächsischen Komödiantengesellschaft zunächst nach Hannover, wo er, ohne genügenden Ersatz zu finden, im Aug. 1769 Eckhof und mehrere seiner vorzüglichsten Talente verlor. Von unruhigem Geiste getrieben, zog er dann wieder in verschiedenen Orten umher, bis er 13. Nov. 1771 in Hamburg starb. A. ist als der Begründer der eigentlich deutschen Schule der Schauspielkunst zu betrachten, und zahlreich sind auch die einzelnen Verbesserungen, welche durch ihn das deutsche Schauspielwesen nach allen Seiten hin erfahren hat. Sein edles Bestreben ging vor allem dahin, dem unentwickelten und verdorbenen Geschmacke des Publikums gegenüber die bessern Erscheinungen der damaligen, freilich noch dürftigen dramatischen Literatur der Deutschen auf der Bühne zur Darstellung zu bringen. A. selbst war ein Mann von deutschem Schrot und Korn, von gesunder Derbheit und Naivetät. Seine Darstellungen waren Muster von farbiger Frische und natürlichem Maß; sie hatten kein Vorbild, sondern gingen unmittelbar aus seiner schöpferischen Natur hervor. Seine Zeitgenossen sprechen mit Bewunderung von seinen bürgerlichen, gutherzigen, soldatischen und humoristischen Rollen, von seinen Molière'schen und Holberg'schen Charakteren; ideale Rollen hingegen, Liebhaber, Heroen der französirenden Tragödie wollten ihm nicht gelingen. — Seine Gattin Sophie Charlotte A., geb. Biereichel, war 1714 in Berlin geboren und die Witwe des Organisten Schröder daselbst. Sie betrat die Bühne zuerst 1740 mit ihrem spätern Gatten als Mitglied der Schönemann'schen Gesellschaft zu Lüneburg und fand hierauf besonders in Hamburg einen Schauplatz für ihr außerordentliches Talent, bis sie mit A. nach Rußland ging. Später bewährte sie sich nicht nur als bedeutendes Mitglied der Gesellschaft ihres Gatten, sondern auch als eine vorzügliche Principalin, indem sie mit großer Geschicklichkeit die Anfertigung der Garderobe besorgte, bei dem Einstudiren und Probiren der Rollen mitwirkte und selbst die

Theaterreden und Gelegenheitsstücke verfaßte, wie sie bei den damaligen Wandergesellschaften gebräuchlich waren. Nach dem Tode ihres Gatten trat sie von der Bühne zurück, beschäftigte sich aber mit der Bildung junger Schauspielerinnen. Sie starb 14. Oct. 1792. Aus ihrer ersten Ehe stammte der berühmte Schauspieler Schröder (s. d.); aus ihrer zweiten hatte sie zwei Töchter, Dorothea und Charlotte, die sich ebenfalls beide als Schauspielerinnen ausgezeichnet haben. Die ältere, Dorothea A., gab in gelungener Weise schwärmerische und zärtliche Charaktere, sowie solche von graziöser Munterkeit oder aufflammender Leidenschaft. Sie schied jedoch im Juni 1778 von der Bühne und vermählte sich mit dem Professor Unzer. Ihre jüngere Schwester, Charlotte A., geb. 1757, gleich ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit, hohe geistige Bildung und mimisches Talent, starb in der Blüte der Jugend 1775, von den Bewohnern Hamburgs so innig betrauert, daß der allgemeine Schmerz an ihrem Begräbnißtage fast an Schwärmerei grenzte. Ihre unglückliche Liebe schilderte Otto Müller in dem Romane «Charlotte A.» (Frankf. 1854). Vgl. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 2, Lpz. 1848).

Ackermann (Rudolf), ein verdienter deutscher Industrieller, geb. 20. April 1764 zu Stollberg im sächs. Erzgebirge, Sohn eines Sattlers, erlernte das Gewerbe seines Vaters und arbeitete in Dresden, Leipzig und Basel, dann in Paris und Brüssel als Gehülfe, wobei er sich in geschmackvoller Erfindung und Zeichnung von Mustern für Wagenbau wie für andere der Mode unterworfene Artikel große Fertigkeit erwarb. Später wandte er sich nach London, wo er durch seine Musterblätter Aufmerksamkeit zu erregen wußte und in vielfache Verbindung mit Künstlern kam. Letzteres namentlich führte ihn 1794 zu Errichtung eines Kunstmagazins, welches er durch unermüdliche Thätigkeit zu dem blühendsten Institute dieser Art in der engl. Hauptstadt erhob. A. hat das Verdienst, in England die Lithographie eingeführt und den Holzschnitt in Aufnahme gebracht zu haben. Er begründete 1814 das «Repository of arts, litterature and fashions», ein elegantes Modejournal, sowie die Literatur der engl. «Annals» nach dem Muster der deutschen Almanachs, deren Reihen er mit seinem «Forget me not» 1823 eröffnete. Zugleich unternahm er eine Folge topogr., mit trefflichen Aquatintablättern ausgestatteter Werke; zuerst den «Microcosm of London», dann die «Histories of Westminster Abbey», die «Universities of Oxford and Cambridge» und die «Public schools». Außerdem hat sich A. auch durch die Einführung und Verbesserungen neuer Erfindungen, wie z. B. der Gasbeleuchtung, verdient gemacht. Er starb 30. März 1834 auf seinem Gute bei London, nachdem er die von ihm begründete Anstalt seinen Söhnen übergeben hatte.

Ackerschnecke (Limax agrestis), einer der grimmigsten Feinde unserer Acker- und Gartenpflanzen, der namentlich in feuchten Jahren sich außerordentlich vermehrt. Die meist graue, häufig auch gelbe oder braune, nackte Schnecke, deren Gestalt jeder kennt, wird höchstens 2 Zoll lang und hält sich besonders in Wiesen und Kleeäckern, unter schattigen Hecken und Büschen auf, verkriecht sich tagsüber in Spalten, unter Blätter und Wurzeln, gegen den Winter aber so tief in die Erde, daß sie gegen Kälte und Austrocknung geschützt ist. Die A. kommen abends sowie auch beim Regen hervor und fressen besonders gern Gemüse, jungen Klee, junges Getreide, Erdbeeren, Kürbisse, Feld- und Baumfrüchte. Eine jede Schnecke legt von August an bis zu Ende des Herbstes an 400 und mehr Eier, in Gruppen zu 10—30 vertheilt, in kleine, feuchte Gruben und Vertiefungen. Die jungen, nur einige Linien langen Schneckchen kriechen theils schon im Spätsommer und Herbst, theils erst im folgenden Frühjahr aus. Sie leben mehrere Jahre und können in feuchten Jahren, wie z. B. 1817, 1851, 1853, ungeheuere Verwüstungen anrichten. Hühner, Enten, Tauben, Krähen, Elstern und Staare, Schweine und Maulwürfe, besonders aber Blindschleichen und Kröten sind ihre Hauptfeinde. Man vertilgt sie durch Einsammeln oder Umackern und Walzen des Bodens bei trockenem Wetter.

Aconcagua oder Aconcahua, eine Provinz im südamerik. Freistaat Chile, zählt auf 347,8 Q.-M. 111504 E. und wird durch fünf Flüsse in fünf Thäler von staunenswerther Fruchtbarkeit getheilt. Der Boden ist fast ganz bedeckt mit Luzerne, Wein, Fruchtbäumen, Getreide- und Gemüsefeldern, erzeugt auch den besten Hanf und besitzt die besten Goldgruben des Landes. Die Hauptstadt ist San-Felipe, am rechten Ufer des A., 21 M. NNO. von San-Jago, und nahe dem Dorfe A., welches früher der Hauptort war. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, von Baumreihen und kleinen Bewässerungsgräben durchschnitten, hat 8000 E. und in der Nachbarschaft Kupfergruben. Im NO. erhebt sich in der chilenischen Cordillera der 27 M. weit sichtbare Schneeberg oder Nevado de A. unter 32° 39′ südl. Br. Seine Höhe ist noch nicht sicher ermittelt, beträgt aber wahrscheinlich 21770 oder doch 21000 F.,

sodaß der Berg, wenn er wirklich nicht von dem Sahama oder von dem Sorata in Bolivia überragt sein sollte, der höchste Berg Amerikas wäre. Der A. ist deutlich von Valparaiso aus zu sehen. Obgleich er als Vulkan bezeichnet wird (wie übrigens in Chile allgemein jeder hohe, schneebedeckte Bergkegel), zeigt er doch keine sichere Spur noch vorhandener Thätigkeit. An ihm führt der etwa 12000 F. hohe Cumbre- oder Uspallata-Paß vorüber, an dessen Beginn Villa de los Andes liegt, der Hauptort des Verkehrs mit Mendoza in der Argentinischen Conföderation.

A condition (franz., d. h. auf Bedingung) versendet ein Fabrikant oder Kaufmann eine Waare, wenn es dem Empfänger freigestellt bleibt, die Waare für den Fall der Nichtverwendung oder des Nichtabsatzes nach einer gewissen, näher bestimmten Zeit zurückzusenden. Vorzugsweise findet diese Art der Waarenlieferung in Deutschland bei dem Buchhandel statt. Die Sortimentsbuchhändler erhalten in der Regel von den Verlegern die bestellten Bücher entweder à condition oder auf feste Rechnung geliefert. Während in letzterm Falle der Besteller die Verpflichtung eingeht, das Bestellte unbedingt zu behalten, verpflichtet er sich im erstern Falle nur, den nicht abgesetzten Theil der bestellten Bücher zu remittiren, d. h. an den Verleger vor Beginn der Buchhändlermesse zurückzugeben.

Aconit, Aconitum, eine schon den Alten unter diesem Namen bekannte Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, dem Rittersporn zunächst verwandt, deren Arten (lauter perennirende Stauden) die Volksnamen Sturmhut, Eisenhut (wegen der einem Helme mit geschlossenem Visir ähnlichen Blume), Venuswagen u. s. w. führen. Wegen der ansehnlichen, meist dunkelblauen oder violetten, seltener gelben und weißlichen Blumen, welche in lange Trauben oder pyramidale Sträuße gestellt sind, werden mehrere Arten dieser in der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel heimischen Gattung zur Zierde cultivirt, namentlich A. Stoerkianum, Napellus, variegatum. Alle Arten enthalten in allen ihren Theilen, besonders in den stets handförmig zertheilten Blättern und in den oft knolligen Wurzeln, brennendscharfe und betäubendgiftige Stoffe und müssen deshalb als gefährliche Giftpflanzen bezeichnet werden. Es sind schon oft Vergiftungen, die bisweilen einen tödlichen Ausgang genommen haben, vorgekommen, sei es infolge zufälliger Beimengung von Aconitblättern unter Gemüse und Salat, sei es dadurch, daß Unkundige die knolligen Wurzeln der giftigsten Art, des in Gebirgsthälern wachsenden A. Napellus, für die Wurzeln einer andern Gebirgspflanze, des Liebstöckels, welche man in vielen Gebirgsgegenden als Ingredienz zu einem Kräuterliqueur verwendet, hielten. Die Wirkungen einer Vergiftung durch Aconitgenuß äußern sich zunächst in brennenden Schmerzen in der Mundhöhle und auf der Zunge, worauf bald vermehrte Harn- und Schweißabsonderung, von beschleunigtem Puls, Erweiterung der Pupille, Dunkelsehen, Schwindel und Kopfschmerz begleitet, eintritt. Dann folgen Erbrechen, Kolikschmerzen, Krämpfe, Zittern der Glieder, Beengung der Respiration, bis zuletzt, wenn nicht Hülfe geschafft wird, unter Delirien, Ohnmachten, Zuckungen und unwillkürlichem Stuhlabgang der Tod eintritt. Das eigentlich giftige Princip dieser Pflanzen ist ein Alkaloid, das Aconitin, welches aus seiner weingeistigen Auflösung in weißen, krystallinischen Körnern gewonnen werden kann. Dasselbe ist geruchlos, von bitterm, anhaltend scharfem und kratzendem Geschmack, nicht flüchtig, schmilzt bei 80° und zersetzt sich bei 125° Wärme. Außer diesem giftigen Alkaloid kommen in den Sturmhutarten eine eigenthümliche Säure, Aconitsäure, und ein noch nicht näher bestimmter, flüchtiger, beim Verdampfen die Augen reizender Stoff vor. So giftig das Aconitin ist, so hat es sich doch zugleich auch sehr heilkräftig bei gewissen Krankheitszuständen erwiesen. In der Heilkunde wurde der A. zuerst durch den kaiserl. österr. Leibarzt von Stoerk im vorigen Jahrhundert eingeführt, weshalb ihm zu Ehren auch eine in den Gärten als Zierpflanze sehr verbreitete Art den Beinamen Stoerkianum erhalten hat. Am heilkräftigsten ist aber die oben genannte giftigste Art, das A. Napellus. In der Pharmacie sind die Blätter, Blüten und Wurzeln dieser beiden Arten unter den Namen Herba oder Folia, Flores und Radices oder Tubera Aconiti oder Napelli bekannt. Der A. hat besonders bei den Homöopathen viel Beachtung gefunden, welche ihn namentlich bei hitzigen Fiebern, Brust- und Gelenkentzündungen u. s. w. anwenden. Sonst wird der A. innerlich gegen Rheumatismus, Gicht, Lungensucht, chronische Lähmungen, Nervenkrankheiten, Asthma, Unterleibsstockungen, schlechte Säfte u. dgl., äußerlich bei bösartigen Geschwüren, Krebs u. a. verordnet. Bei Aconitvergiftungen lasse man, bis die ärztliche Behandlung eintritt, den Kranken Essig oder Wein in kleinen Gaben trinken, und gebe, namentlich wenn die Vergiftung zeitig bemerkt wird, ein Brechmittel.

A conto, ein dem Italienischen entlehnter Ausdruck, welchem unser «auf Rechnung» oder

«auf Abschlag» entspricht. Eine Zahlung a conto ist eine abschlägliche Zahlung, d. h. eine solche, durch welche nur ein Theil einer Schuld abgetragen wird.

Acosta (Gabriel, später Uriel), ein durch seine tragischen Schicksale merkwürdiger Religionsphilosoph, gehörte einer ursprünglich jüdischen, aber zum Christenthume übergetretenen Familie an und wurde 1594 in Oporto geboren. Als strenger Katholik erzogen, widmete er sich mit Eifer jurist. Studien und erhielt in seinem 25. Jahre einen Posten in einem kirchlichen Collegium. Obgleich er den Pflichten, die ihm sein Bekenntniß auferlegte, auf das gewissenhafteste nachkam, sah er sich doch, unruhig und forschend wie er war, immer tiefer in die Zweifel an die Göttlichkeit des Christenthums verstrickt, denen er durch den Uebertritt zum Judenthum zu entgehen hoffte. Deshalb legte er seine Stelle nieder und entfloh mit Mutter und Bruder nach Amsterdam, wo er den Uebertritt ausführte und bei dieser Gelegenheit seinen Vornamen in Uriel verwandelte. Doch bald fühlte sich A. auch in seiner neuen Gemeinschaft nicht befriedigt. Er hatte sich seine Anschauungen vom Judenthum durch das Studium des Alten Testaments gebildet, erblickte aber nun in demselben eine Sammlung von Satzungen, die er als pharisäische Erfindungen und Misbräuche verurtheilte. Von der Synagoge darüber zur Rede gestellt, beharrte er bei seinen Ansichten und wurde deshalb excommunicirt. Als er hierauf zur Vertheidigung seiner Meinungen ein «Examen traditionum pharisaicarum collatarum cum lege scripta contra animae immortalitatem» (Amsterd. 1623) herausgegeben hatte, erfolgte alsbald seine Anklage durch die jüd. Aeltesten bei dem Rathe der Stadt Amsterdam. Letzterer ließ auch den Proceß gegen ihn einleiten, in dessen Verlaufe er zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt und seine Schrift confiscirt wurde. A. verlebte 15 Jahre hindurch in der abgesonderten Stellung, welche die Excommunication über ihn verhängt hatte, bis er endlich, dem Drucke der Umstände nachgebend, sich zur Unterzeichnung des Wiederrufs herbeiließ. So war er zwar wieder in die Gemeinde aufgenommen, aber seine Ruhe und sein Glaube waren noch nicht hergestellt. Infolge neuer gegen ihn erhobener Beschuldigungen legte ihm der Große Rath eine schimpfliche Buße auf, und als er die Unterwerfung unter dieselbe verweigerte, erfolgte der Bannfluch gegen ihn. Hierauf aufs neue sieben Jahre lang den Verfolgungen seiner Verwandten wie der gesammten jüd. Gemeinde preisgegeben, unterwarf er sich endlich der verlangten Buße. Innere Zerrüttung und der erbittertste Groll gegen seine Glaubensgenossen brachten ihn zuletzt dahin, daß er sich im April 1647 durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. A. ist von Gutzkow zum Helden einer Tragödie und schon früher zu dem einer Novelle «Der Sadducäer von Amsterdam» (1834) gewählt worden. Seine Selbstbiographie (lateinisch und deutsch, Lpz. 1847) sowie «A.'s Leben und Lehre» (Zerbst 1847) wurden von Jellinek herausgegeben.

Acqui, im Alterthum Aquae Statiellae oder Statiellorum, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (20,9 Q.-M. mit 88400 E. in 12 Mandamentos) der ital. Provinz Alessandria, liegt am linken Ufer der Bormida, hat eine stattliche Kathedrale und mehrere sehr ansehnliche öffentliche Gebäude, wie das Seminar, das Collége, das Stadthaus, den Palast des Provinzialgerichtshofs u. s. w., und zählt 9350 E. In und bei der Stadt finden sich mehrere heiße Schwefelquellen, die schon den Römern bekannt und nach den ligurischen Bewohnern dieser Gegend, den Statiellern, benannt waren. Noch stehen die Reste einer röm. Wasserleitung, acht Pfeiler mit Bogen, welche die Bormida überspannen. Die reichlichste Quelle sprudelt in der Stadt selbst hervor, auf der Piazza degli Ebrei, und wird ungeachtet ihres Schwefelgeruchs zu häuslichen Zwecken verwendet. Auf dem gegenüberliegenden Flußufer finden sich andere Schwefelquellen, deren Thermalwasser man in Reservoirs sammelt. Das Badeetablissement besteht aus zwei, im 17. und 18. Jahrh. errichteten, aber in neuerer Zeit bedeutend vergrößerten Gebäuden. Man bedient sich sowol der Douche- als der Schlammbäder. Die Zahl der Badegäste ist ziemlich bedeutend. Die Bäder von A. zeigen sich besonders wirksam bei Lähmungen, Nervenleiden, rheumatischen Affectionen, alten Wunden, Paralysen und ähnlichen Uebeln. Vgl. Ratti, «Le regie terme d'A.» (Mail. 1844).

Acquit (franz.), Quittung, Empfangschein. Man pflegt in Frankreich mit den Worten pour acquit oder par acquit (pr. acquit) den Empfang einer Zahlung zu beglaubigen, und namentlich ist dies bei Wechseln und Anweisungen gebräuchlich. Es folgt dann jenen Worten weiter die Unterschrift des Empfängers der Zahlung sowie die Beifügung des Tags derselben.

Acre (die neuengl., französirende Form für das angelsächs. äcer, Acker) ist der Name für die Einheit des engl. Feldmaßes, welche gesetzmäßig 4840 Quadrat-Yards oder 43560 engl. Q.-F. begreift und in 4 Roods oder 160 Quadrat-Perches (Quadrat-Rods, Quadrat-Poles,

zerfällt. Da in England das Ausmessen der Ländereien in der Regel mit einer Meßkette geschieht, welche 4 Ruthen (rods, poles, perches) oder 22 Yards lang und in 100 Glieder (links) getheilt ist, so bildet ein Stück Feld, welches 10 solche Meßketten (chains) in der Länge und 1 in der Breite mißt (also 160 Q.-R.) 1 A. 30 Acres bilden 1 Yard Landes und 100 Acres 1 Hide Landes. In Vergleich zu den Feldmaßen anderer Länder entspricht 1 A. 0,405 franz. Hektaren, 1,584 preuß. Morgen, 0,731 sächs. Acker und 0,703 wiener Joch. Der schott. A. umfaßt 1,27 und der irländ. 1,62 engl. Acres. Das engl. Feldmaß ist auch von dem Mutterlande in die Colonien und nach den Vereinigten Staaten von Amerika verpflanzt worden. In letztern bilden bei den Vermessungen behufs der Landesverkäufe 23040 Acres ein Township, die Hauptsection aller vermessenen Ländereien. Das Township ist somit ein Quadrat, dessen Seiten je 6 engl. M. lang sind. Es befaßt daher 36 Q.-M. und zerfällt in 36 Sectionen, von denen jede 1 Q.-M. groß ist oder 640 Acres begreift. Eine jede dieser Sectionen zerlegt sich wiederum in 4 Viertel zu je 160 Acres. Für den Verkauf werden die Viertelsectionen noch in halbe Viertel (Lots) zu 80 Acres und in halbe Lots zu 40 Acres getheilt.

Acre (St.-Jean d'), s. Acca.

Acrol, Acrolein: Wenn man eine gewöhnliche brennende Talgkerze ausbläst, so steigt von dem noch heißen Dochte ein äußerst widerlicher, in die Augen beißender Qualm auf, der diese Eigenschaften von einem ihm beigemischten, sehr flüchtigen Stoffe, dem A. erhält. Man kann diesen Stoff im großen durch Erhitzen des im Talge enthaltenen Glycerin darstellen. Im reinen Zustande ist das A. eine dünne, farblose Flüssigkeit von furchtbarem Geruch, der Nase und Augen heftig angreift. Es siedet schon bei 52° C. und ist leichter als Wasser. Die ausführlichsten Untersuchungen darüber sind Redtenbacher zu verdanken.

Acrostichum, Farrnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen, deren zahlreiche Arten in den Tropengegenden zu Hause sind, wo sie namentlich an schattigen Baumstämmen und Felsen wachsen. Ihre Wedel (Blätter) sind meist unzertheilt oder handförmig gelappt, ganzrandig und die fruchtbaren auf der untern Seite über und über mit gedrängtstehenden, nackten Fruchtkapseln bedeckt. Mehrere Arten, z. B. A. alcicorne mit geweihartig zertheiltem Laube, werden häufig in Treibhäusern zur Zierde cultivirt. Linné rechnete zu dieser Gattung auch einige europ. und süddeutsche Farrnkräuter, z. B. die Schuppensterne und die kleine Hirschzunge.

Acs (spr. Ahtsch), ein Dorf im ungar. Comitat Komorn, am rechten Ufer der Donau und an der Raaber Eisenbahn, unweit der Festungswerke von Komorn, zählt 3832 E., die meist Magyaren sind und der reform. Confession angehören. Der Ort, vor welchem sich ein Wald ausdehnt, hat ein Schloß des Fürsten von Liechtenstein mit einem engl. Garten. A. war im ungar. Insurrectionskriege Schauplatz mehrerer Gefechte, unter denen das vom 3. Aug. 1849 das bedeutendste.

Act wird im Drama derjenige Theil genannt, welcher durch einen Schluß oder ein Fallen des Vorhangs eine bestimmte Grenze erhält. Ist ein Stück in einen so engen Rahmen zusammengedrängt, daß mit dem Fallen des Vorhangs auch sein Ende eingetreten, so nennt man dasselbe einactig. Ist es hingegen mehractig, so besteht der Zweck des eintretenden Stillstandes oder Zwischenactes hauptsächlich darin, daß der Zuschauer in demselben nunmehr den empfangenen Eindruck zu verarbeiten vermöge. Ebenso ist bei größern Dramen eine solche Pause nothwendig zur neuen Scenirung, zum Umkleiden der Handelnden u. s. w. Bei der alten Bühne, und zwar noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, fiel bei dem Actschluß nicht der Vorhang, wie denn auch heutzutage noch das Théâtre français in Paris bei offenen Gardinen spielt und nur durch die einfallende Musik der Abschnitt bezeichnet wird. Daher ist auch das deutsche Wort Aufzug für A. nicht ganz passend. Die Dramatik verlangt, daß der Schluß eines A. niemals willkürlich, sondern durch eine innere Nothwendigkeit geboten sei. Der A. soll für sich möglichst ein Ganzes bilden, aber ebenso ein Ganzes wie ein einzelnes Glied, das erst in Verbindung mit den übrigen Gliedern einen lebendigen Organismus ausmacht. Daher soll ein jeder A. schon an und für sich dem Zuschauer eine bestimmte Befriedigung gewähren, ihn aber dennoch auf die weitere Entwickelung gespannt sein lassen. Gegen dieses Gesetz wird in neuern Schauspielen oft genug, am meisten aber in der Oper, gesündigt. Sofern jede Handlung selbst in drei Abschnitte: Beginn, Fortgang und Schluß (Exposition, Höhe der Verwickelung und Lösung des Knotens), zerfällt, wäre die Eintheilung in drei A. wol unter allen Umständen die natürlichste. Allein nicht immer läßt sich die dramatische Handlung in drei A. zusammendrängen, sodaß bei größern Dramen nach Maßgabe der alten griech. Tragödien fünf

A. als Regel angenommen werden. Bei dieser Eintheilung bringt der erste A. die Einleitung oder Auseinandersetzung. Gegen seinen Schluß hin muß sich schon eine Steigerung bemerkbar machen, welche in dem zweiten, hinreichend motivirt, sich fortsetzt, um in dem dritten endlich die Spitze zu erreichen. Von da an muß aber eine Rückkehr stattfinden, deren geschickte Bewerkstelligung eine der größten Aufgaben des Dramatikers ist. Die meisten Dramen scheitern an dem vierten A., welcher die Lösung zwar vorbereiten, aber keineswegs eine Erschlaffung zeigen soll. Mehr als fünf A. werden ungern angewendet und lassen sich auch vor der Kritik und der dramatischen Einheit nicht rechtfertigen. Wenn der Dichter seinen Stoff in fünf A. nicht unterbringen kann, so zieht er es gewöhnlich vor, ein Vor- oder Nachspiel daran zu hängen. Auch vier und zwei A. sind unpassend, kommen aber dennoch zuweilen vor. Dagegen ist das einactige Lustspiel eine dramatische Gattung, welche den größten Erfolg haben kann. Mit Unrecht nennt man die Pause, welche nach jedem A. eintritt, Zwischenact. Dieser Name rührt davon her, daß früher, wie noch jetzt bei engl. Volkstheatern, in der Pause andere Schauspieler kleine Zwischenstücke aufzuführen pflegten, an deren Stelle jetzt bei unsern Theatern musikalische Aufführungen getreten sind. — In der bildenden Kunst heißt A. sowol die Stellung, in welche man ein lebendes Modell versetzt, um dasselbe zu zeichnen, als auch die Zeichnung selbst, die man von jenem Modell entnommen.

Act, Acte, Acte. In der engl. Rechtssprache bezeichnet Act einen Beschluß. Das Wort kommt vorzüglich in dem Ausdrucke Act of parliament vor, wo es einen vom Parlament gefaßten und vom Könige genehmigten Beschluß bedeutet. Diese Parlamentsbeschlüsse werden nach beendigter Sitzung desselben in eine Urkunde zusammengefaßt, welche das Statut (Statute) heißt, und von welchem die einzelnen Beschlüsse die besondern Kapitel ausmachen. (S. Statut.) Eine wichtige Parlamentsacte ist der Act of settlement, die prot. Successionsacte, welche Wilhelm III. kurz vor seinem Tode (1701) sanctionirte und durch die, nach dem erblosen Tode Anna's, das Haus Braunschweig-Lüneburg-Hannover auf den brit. Thron berufen wurde. (S. Stuart und Georg I.) — In Frankreich heißt Acte eine Urkunde; donner acte bedeutet, eine Urkunde über etwas Geschehenes ausstellen. Man unterscheidet: a) Privaturkunden (actes sous seing privé), welche die Anerkennung der Parteien bedürfen, um eine rechtliche Wirkung (Beweis und Vollstreckung) hervorzubringen; b) öffentlich beglaubigte Urkunden (actes authentiques), welche auch ohne Anerkennung Beweiskraft haben, bis sie für unecht oder verfälscht erklärt werden; c) vollstreckbare Urkunden (actes exécutoires), auf welche, solange nicht der Beweis ihrer Unechtheit unternommen wird (inscription à faux), ohne Anerkennung und Proceß die Execution erfolgen und ein Pfandrecht auf die Güter des Schuldners erwirkt werden kann. Zu den letztern gehören besonders die Notariatsinstrumente (actes notariés) und die von franz. Gerichten ausgefertigten Erkenntnisse, wogegen ausländische Urkunden und Erkenntnisse blos Beweiskraft, nicht Vollstreckbarkeit haben. — Im Deutschen wird das Wort Acte nur selten und zwar nur zur Bezeichnung der Urkunden gebraucht, in welchen das staatsrechtliche Resultat diplomatischer Conferenzen zusammengefaßt ist, wie z. B. Wiener-Schluß-Acte, Deutsche-Bundes-Acte.

Acta hieß bei den alten Römern überhaupt das Geschehene, Verhandelte; insbesondere jedoch verstand man darunter Handlungen der Magistratspersonen und später der Kaiser, also Gesetze, Edicte, Verfügungen derselben. Bekannt sind die A. Caesaris, die nach Julius Cäsar's Tode von den Triumvirn, den Magistraten und Senatoren beschworen wurden. Nicht minder häufig jedoch bezeichnete man mit A. schriftliche Aufzeichnungen des Geschehenen und Verhandelten. Man unterschied in dieser Weise A. des Senats, A. der Collegien (z. B. die A. der Fratres Arvales), A. der Gerichte, wozu in christl. Zeit die der Concilien kamen. Die wichtigsten unter diesen waren die A. Senatus, die sofort niedergeschriebenen Protokolle über die Verhandlungen des Senats. Während man vor Cäsar nur die Beschlüsse des Senats niederschrieb und aufbewahrte, ordnete Cäsar in seinem ersten Consulate regelmäßige Abfassung und Publication aller Senatsverhandlungen an. Diese Protokolle, von einzelnen dazu bestimmten Senatoren verfaßt, enthielten die an den Senat gerichteten Vorschläge, die verschiedenen Meinungen der Sprecher, die gefaßten Beschlüsse, die an den Senat eingelaufenen Sendschreiben fremder Fürsten oder der Statthalter und die darauf erfolgten Antworten. Die von Cäsar angeordnete Einrichtung bestand bis in die letzte Zeit des Kaiserthums. In der republikanischen Zeit wurden die A. Senatus in dem Cerestempel, dann im Reichsarchiv (Tabularium) aufbewahrt, unter den Kaisern aber zugleich auch in besondern Abtheilungen der öffentlichen Bibliotheken niedergelegt, zu denen nur auf besondere Erlaubniß die Historiker Zutritt

erhielten. — Als A. diurna (populi oder urbis; auch A. urbana oder A. schlechthin) bezeichneten die Römer die officiellen Tagesberichte, welche die Stelle unserer Zeitungen vertraten. Begründer dieses Instituts ist ebenfalls Julius Cäsar, obgleich schon vorher Neuigkeitsblätter bestanden, die von Privaten zusammengestellt und an deren Freunde in die Provinzen gesandt wurden. Der Inhalt der A. diurna war sehr mannichfach. Man veröffentlichte darin Todesfälle, Geburten und Ehrenbezeugungen angesehener Personen, später namentlich aus der kaiserl. Familie; ferner Senatsbeschlüsse, kaiserl. Verordnungen, Handlungen höherer Magistrate, soweit man dieselben veröffentlicht wissen wollte, Criminal- und wahrscheinlich auch wichtige Privatprocesse, städtische Nachrichten aller Art (Bauten, Opfer, Spenden, Reisen bekannter Männer u. s. w.); endlich Familiennachrichten, die an die Redaction zur Veröffentlichung eingesandt waren. Die Abfassung der A. diurna erfolgte zur Zeit der Republik unter Aufsicht der Censoren und Aedilen; zur Kaiserzeit scheinen die Oberaufseher des Aerarium die Leitung dieser Tageschronik gehabt zu haben. Die A. diurna wurden einige Zeit auf einem öffentlichen Platze aufgestellt, wo sie gelesen und copirt werden konnten. Gewerbmäßige Schreiber vervielfältigten sie auch und schickten sie dann an ihre bestimmten Abnehmer in den Provinzen. Als Konstantinopel die Hauptstadt des röm. Reichs geworden, scheinen die A. diurna in Rom aufgehört zu haben. Echte Bruchstücke derselben sind nicht auf uns gekommen. Vgl. Zell, «Ueber die Zeitungen der Alten» (in dessen «Ferienschriften», Neue Folge, Bd. 1, Heidelb. 1857); Schmidt, «Das Staatszeitungswesen der Römer» (in «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft», Bd. 1, Berl. 1844); Renssen, «De diurnis aliisque Romanorum actis» (Gröningen 1857); Hübner, «De senatus populique Romani actis» (in Jahn's «Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik», Suppl.-Bd. 3, Lpz. 1860). — Den Namen A. hat man auch das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neuere Zeit herab einer großen Anzahl von Zeitschriften und Sammelwerken beigelegt.

Actaea hieß schon bei den Römern eine krautartige, zu den Ranunculaceen gehörende Pflanze, welche von Linné A. spicata genannt wurde und beim Volke unter dem Namen Christophskraut bekannt ist. Diese perennirende, auf feuchter, lockerer Lauberde in Wäldern, namentlich in Gebirgswaldungen an kräuterreichen, schattigen Orten wachsende Pflanze, welche große, dreifach gegliederte Blätter, kleine weiße, in kurze Trauben gestellte Blüten und glänzendschwarze Beeren trägt, besitzt giftige Eigenschaften, besonders die Beeren, weshalb die Pflanze namentlich Kindern gefährlich werden kann. Der ästige, quergeringelte Wurzelstock findet unter dem Namen Radix Actaeae in der Pharmacie als Purgirmittel Verwendung. Da das Christophskraut im blühenden Zustande hübsch aussieht, so findet man es bisweilen als Zierpflanze in Gärten. Einige andere Arten der Gattung A. wachsen in Nordamerika und Asien.

Acta Apostolorum ist der lat. Name für die Apostelgeschichte (s. d.) des Lukas im Neuen Testament. Auch die verschiedenen apokryphischen Apostelgeschichten, die auf uns gekommen und von Tischendorf (Lpz. 1851) herausgegeben worden sind, führen meist den lat. Titel Acta (griech. Praxeis), z. B. A. Johannis, A. Philippi u. s. w. — A. Pilati heißt ein unzweifelhaft unechter Bericht, welchen der Landpfleger Pontius Pilatus an den Kaiser Tiberius über die Verurtheilung und den Tod Jesu geschickt haben soll. Aus einer Bearbeitung desselben entstand das sogenannte Evangelium Nicodemi. Beide Schriften sind in Fabricius' «Codex apocryphus N. T.» enthalten.

Acta Eruditorum heißt die erste gelehrte Zeitschrift Deutschlands, welche Professor Otto Mencke in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zu Leipzig begründete. Das Beispiel des «Journal des Savants» (seit 1665) und des «Giornale de' letterati» (1668), sowie der damalige Aufschwung des deutschen Buchhandels gaben Veranlassung zu dem Unternehmen. Nachdem Mencke auf einer größern Reise Verbindungen eingeleitet, begann er 1682 die Herausgabe in monatlichen Quartheften. Als Mitarbeiter waren die ausgezeichnetsten Gelehrten der damaligen Zeit betheiligt, wie Leibniz, Thomasius, Carpzov, Bünau, Schurzfleisch, Seckendorf, Sagittarius, Tenzel, Cellarius, Alberti, Ettmüller u. s. w. Das Journal brachte in lat. Sprache Auszüge aus neuen Schriften, Recensionen, selbständige Aufsätze und kleinere Notizen, und erlangte mit jedem Jahre größere Verbreitung und ein solches Ansehen, daß es eine Zeit lang die deutsche wissenschaftliche Literatur gewissermaßen beherrschte. Die Zeitschrift förderte die Entwickelung des kritisch-literarischen Geistes in Deutschland ungemein und ist als ein Vorläufer der großen Bewegung in der deutschen Literatur zu betrachten, die gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts begann. Nach dem Tode des Begründers ging 1707 die Redaction der A. auf seinen Sohn Joh. Burkhardt Mencke, 1732 aber auf des letztern Sohn Friedr. Otto

Mencke über, der eine neue Folge als «Nova A. Eruditorum» eröffnete. Die Unordnungen in der seit 1754 von Professor Bel besorgten Redaction, die Unruhen des Siebenjährigen Kriegs, ein immer mehr sich bethätigender innerer Verfall verursachten endlich 1782, wo erst der bis dahin verspätete Jahrgang von 1776 erschien, das Eingehen der ehrwürdigen Zeitschrift. Eine vollständige Serie der A. umfaßt mit Supplementen und Registern 117 Bände.

Acta Sanctorum ist die allgemeine Benennung für alle Sammlungen älterer, sowol kürzerer als längerer Nachrichten über die Märtyrer und Heiligen der griech. und lat. Kirche. Die Anfänge und ersten Grundlagen dieses besondern Zweigs der kirchlichen Geschichtschreibung sind die A. Martyrum, die Berichte über die Verhöre, welche in den Zeiten der Christenverfolgungen die Märtyrer zu bestehen hatten, ferner über ihre Verurtheilung und den Vollzug derselben. Der größte Theil dieser Sammlungen wurde infolge eines Edicts des Diocletian vom J. 303 vernichtet; der Rest fand seinen Untergang während der Einfälle der Barbaren in das röm. Reich. Als die ersten Stürme vorüber, suchte man die Verluste unter Benutzung des etwa noch Vorhandenen sowie der mündlichen Tradition zu ersetzen; doch geschah dieses nicht unter kirchlicher Autorität, sondern durch Privatpersonen oder durch einzelne Kirchen. Natürlich fanden dabei theils zufällige, theils absichtliche Irrungen und Verfälschungen statt. Unter die Sammlungen dieser Art gehören die noch vorhandenen Martyrologien oder Menologien des Pseudo-Hieronymus, Beda, Rhabanus Maurus, Ado, Usuardus sowie die der röm. («Martyrologium Romanum», herausg. von Baronius, Rom 1586; Köln 1751; Regensb. 1847), der griech. («Menologium Graecorum», herausg. von Albani, 3 Bde., Urbino 1727) und der deutschen Kirchen («Martyrologium ecclesiasticum Germanicum», herausg. von Beck, Augsb. 1687), welche sämmtlich nicht nur ohne Kritik zusammengetragen, sondern im Laufe der Zeit auch noch interpolirt worden sind. Ein wichtiges kritisches Werk dagegen lieferte der Mauriner Ruinart in den «A. martyrum sincera» (2 Bde., Brixen 1802). Neben dieser Märtyrerliteratur entwickelte sich schon vom 4. Jahrh. an ein verwandter Zweig kirchlicher Geschichtschreibung, indem meist Zeitgenossen das Leben einzelner, durch heiligen Wandel ausgezeichneter Personen aufzuzeichnen begannen. Diese sich mit jedem Jahrhunderte mehrenden Biographien wurden ebenfalls in zunächst nur auf Erbauung berechnete Werke vereinigt, womit die Reihe der Heiligengeschichten oder der A. Sanctorum im engern Sinne begann. Am berühmtesten unter diesen Werken ist die «Legenda aurea» des Jakobus de Voragine (Voraggio) aus dem 13. Jahrh., von der man allein aus dem 15. Jahrh. 71 Ausgaben kennt. Mit Ausgang des Mittelalters trat in diesem Fache an die Stelle der frommen Erbauung die kritische Forschung. Nachdem Boninus Mombritius in seinem «Sanctuarium» (2 Bde., Ven. 1474) die erste kritische Sammlung von Nachrichten über Heilige zusammengestellt, folgten die «Vitae Sanctorum» von Lipomann (8 Bde., Rom 1551—60) und des Surius (4 Bde., Köln 1617). Letzterer ordnete die Biographien nach den Monaten und Tagen. Aber alle diese Sammlungen ließ das von einer Gesellschaft gelehrter Jesuiten in Antwerpen, den sogenannten Bollandisten (s. d.), unter dem Titel «A. Sanctorum» veranstaltete Werk an Vollständigkeit, Kritik und zweckmäßiger Erläuterung weit hinter sich zurück. Das Werk gibt nicht nur alle vorhandenen Lebensbeschreibungen von Heiligen und Märtyrern, sondern auch alle Notizen, welche sich in den vorhergehenden Sammelwerken oder sonst über dieselben vorfinden. Der erste Entwurf zu diesem Riesenwerke, das nicht nur in kirchlicher Hinsicht, sondern auch als Geschichtsquelle überhaupt von Werth ist, rührt von dem Jesuiten Heribert Rosweyd her, der jedoch noch vor der Ausführung (1629) starb. Die ersten Bände veröffentlichten 1643 und 1658 Bolland und Henschen, worauf das Werk seinen Fortgang hatte, bis 1794 mit der Invasion der Franzosen in den Niederlanden die Arbeiten eingestellt werden mußten. Erst in neuerer Zeit hat man das Werk, das mit dem 53. Band liegen geblieben war, wieder aufgenommen. 1846 und 1854 erschienen der 54. und 55. Band von Vandermoer und van Hecke, 1858 der 56. Band von Letztgenanntem in Gemeinschaft mit Bossue, de Buck und Carpentier. Eine neue Ausgabe der 54 ersten Bände des Werks ist 1863 begonnen worden. Vgl. Pitra, «Études sur la collection des actes des saints» (Par. 1850).

Acten, lat. Acta (s. d.), heißt eigentlich das Geschehene (id quod actum est). Allmählich, mit Ueberhandnehmen der Schrift, bezeichnete man jedoch weniger den Vorgang selbst als die Niederschrift über diesen mit jenem Namen, und so hat sich die Bezeichnung vom ursprünglichen Sinne losgelöst und umfaßt heutzutage nur die Schriften über eine Sache oder Verhandlung. In dieser Hinsicht stehen die A. im archivalischen Sprachgebrauch den Urkunden gegenüber, welche das Geschäft selbst enthalten. In ähnlichem Sinne sprechen wir auch speciell von Proceß-

oder Gerichtsacten, A. in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Manualacten (s. Advocat). Da die A. späterhin Aufschluß über das Verhandelte geben sollen, so ist bei ihrer Führung und Aufbewahrung die größte Sorgfalt nothwendig. Daher ist nicht nur auf dem Concept der Tag des Abgangs der Reinschrift, sondern von dem Empfänger, sei er nun Gericht oder Geschäftsmann, auch der Eingangstag zu vermerken; das erste nennt man Datum, das zweite Präsentat. Die zur Erläuterung etwa angeschlossenen Anlagen, als Rechnungen, Urkunden, Atteste u. s. w., werden selbständig oder an den Fuß der Eingabe geschrieben beigelegt und an den betreffenden Textstellen citirt. Wo diese Urkunden von Wichtigkeit sind und spätere Benutzung zu erwarten steht, wie bei Copulationsscheinen, Confirmationsattesten, Vaccinations- und Geburtsscheinen, wird ausdrücklich zugleich um Rückgabe der Urkunden gebeten, vielleicht unter gleichzeitiger Ueberreichung einer Abschrift, oder es werden diese Urkunden nur in beglaubigter Abschrift der Behörde übergeben. Die allmählich wachsenden A. müssen sorgfältig aufbewahrt und ebenso sehr in ihrer eigenen Ordnung als getrennt von andern gehalten werden. Deshalb schnürt man sie entweder in Bündeln zusammen, für je eine Sache ein Bündel, oder, was größere Sicherheit bietet, man heftet sie so, wie sie chronologisch aufeinander folgen, in den sogenannten Actenmantel ein. In beiden Fällen müssen die einzelnen Stücke auf der Actendesignation oder im Actenrepertorium verzeichnet sein, damit man herausfinden kann, was man gebraucht. Dem entsprechend werden die A. selbst foliirt, oder paginirt, oder, wenn sie nicht geheftet sind (Zettelacten), erhalten sie Laufziffern. Bei den Behörden, wo oft in einer Sache verschiedene A. gehalten werden müssen, z. B. Specialacten im Concurse, sind eigene Beamte mit der Aufsicht über die A. beauftragt, Actuare, Registratoren. Die einzelnen Actenfascikel selbst erhalten endlich, außer dem Rubrum, welches den Inhalt allgemein angibt und seinen Namen davon hat, daß man hier früher rothe Farbe anstatt der schwarzen des Textes (nigrum) verwandte, auch noch eine Bezeichnung nach der Geschäftseintheilung der Behörde selbst, die sogenannte Registrandenummer, durch welche es vermöge der Registrande selbst möglich wird, den einzelnen Fascikel aus dem Archiv wiederum herauszufinden.

Actenmäßigkeit ist der Grundsatz, daß bei der gerichtlichen Entscheidung nur der Inhalt der Acten als Grundlage benutzt werden darf, nicht das, was dem Richter etwa sonst woher bekannt geworden. Bei dem schriftlichen Verfahren war daher die Nothwendigkeit gegeben, alles dasjenige, was bei der schließlichen Entscheidung berücksichtigt werden sollte, auch wirklich zu den Acten entweder schriftlich einzubringen oder von einer dazu hauptsächlich angestellten Gerichtsperson (s. Actuar) niederschreiben zu lassen. Selbst wenn wir aber das schriftliche Verfahren mit dem mündlichen, unmittelbaren vertauschen, bleibt doch der Grundsatz unantastbar, daß die Entscheidung sich mit dem Inhalte der Acten nicht im Widerspruche befinden darf, denn dieser Grundsatz ist nothwendige Folge der Verhandlungsmaxime. (S. Verhandlung.) Nur wird man alsdann unter Acten wieder den Vorgang der mündlichen Verhandlung zu verstehen haben.

Actenversendung. In Deutschland hatte sich aus mancherlei Gründen die Befugniß der Gerichte gebildet, nicht selbst zu entscheiden, sondern einer Spruchbehörde, Schöppenstuhl oder Juristenfacultät, die Acten zur Abfassung eines Urtheils zuzuschicken. Das Streben der kleinen Herren, die nicht in eigenem Lande die nöthigen Entscheidungen finden lassen konnten, von Reichsgerichten fern zu bleiben, und der gewaltige Andrang des röm. Rechts, welches man am besten an den genannten Stellen fand, trug viel dazu bei. Aber je mehr die Territorialität aufkam, desto unmöglicher wurde es, solche auswärtige Urtheile ohne weiteres zu gestatten. Daher hat die Landesgesetzgebung zuerst die Versendung an auswärtige Spruchbehörden untersagt, die Bundesgesetzgebung dann das Institut für Criminalfälle ganz verboten. So besteht die A. nur noch in Civilproceßsachen, auch hier aber mannichfach beschränkt, und es läßt sich annehmen, daß das Institut in Zukunft ganz verschwinden wird. Jedenfalls geht damit ein sehr befruchtendes Element für die Universitäten verloren. A. erfolgt nur auf Antrag einer Partei. Der Richter wählt die Universität, jedoch hat jede Partei das Recht, drei auszunehmen. Die Facultät erhält die Proceßacten alsdann zugeschickt mit einer Missive, einem Sendschreiben, in welchem um Urtheilsertheilung gebeten wird. Das gesprochene Urtheil gilt nun als von dem Richter selbst gefunden; es ist daher von ihm nicht mehr zu ändern. Der Richter öffnet deshalb auch die Siegel erst im Beisein der dazu geladenen Parteien.

Actie und **Actiengesellschaft.** Die Vereinigung mehrerer Personen zu gemeinschaftlichen, die Vermögenszwecke der Theilnehmer befördernden Unternehmungen erfolgt im einfachsten Falle auf die Weise, daß die Gesellschafter sich persönlich miteinander benehmen, ingleichen

daß ein jeder von ihnen dem gemeinsamen Geschäfte seine Thätigkeit widmet und den Gläubigern nicht blos mit seiner Einlage, sondern auch mit seinem sonstigen Vermögen haftet. Derartige Gesellschaften lassen sich begreiflicherweise nur unter Bekannten und Vertrauten begründen. Nicht immer aber werden Speculanten im Kreise der ihnen nahe stehenden Personen die zur Ausführung selbst vielverheißender Projecte nöthigen Mittel vorfinden, namentlich wenn es sich um Unternehmungen von größtem Umfange handelt, die eine hervorragende Function in dem Wirthschaftsleben des Staats und Volks erfüllen sollen. Die Anlegung und der nutzenbringende Betrieb z. B. von Eisenbahnen und Kanälen, die Gründung von Zettelbanken, die Stiftung von mächtigen Compagnien zur Ausbeutung von verliehenen Monopolien u. s. w. erheischen so bedeutende Kapitalien und nehmen so mannichfaltige Thätigkeiten in Aussicht, daß die Beschaffung der Fonds und die spätere Bewältigung der erforderlichen Arbeiten weit über die Kräfte von nur wenigen Geld- und Geschäftsleuten hinausgeht. Es stellt sich hier die Nothwendigkeit heraus, das Interesse an solchen Ausführungen in weitere Kreise zu verbreiten und Vereine zu bilden, deren Mitgliedschaft schon durch die Erlegung von bestimmten kleinern Summen erworben werden kann, ohne daß die Einzahlenden noch auf andere Weise für das gemeinschaftliche Unternehmen thätig zu sein und über den Betrag ihrer Einlagen hinaus aufzukommen brauchen. Dieser Grundgedanke wurde, nachdem ihn bereits der Bergbau bei der Bildung von Gewerkschaften (s. d.), wiewol beschränkt, verwerthet hatte, zunächst im 17. Jahrh. durch die Engländer und Holländer weiter gepflegt, und damit eine Concentration und zugleich wieder eine Vermehrung des Kapitals erzielt, welche zu staunenswerthen Ergebnissen geführt hat. Die großen Gesellschaften, welche durch Ausbeutung des ost- und westind. Handels nicht nur ihre Mitglieder bereicherten, sondern selbst ausgedehnte Besitzungen erwarben und als überseeische Souveräne geboten, waren auf solche Theilbeiträge gegründet, und ihr Beispiel reizte namentlich das 18. Jahrh. zur Nachahmung. Die Actie (franz. action, engl. share), wie man die Urkunde über den einzelnen Beitrag nannte, wurde der Schlüssel zu den Geldkoffern der Reichen sowol als zu dem Sparkästchen des Armen. Sie ließ die kleinen Beträge sofort wuchern, die bis dahin erst nach langem Hinzusparen und Abrunden verwendbar gewesen waren. Sie legte es klar zu Tage, daß das Volk in seiner Gesammtheit reicher ist als die Fürsten der Börse. Sie erzeugte und befriedigte bisher ungeahnte Bedürfnisse, ermunterte zur Sparsamkeit, befruchtete den Unternehmungsgeist, ermöglichte allen Ständen die Theilnahme am Großhandel und an der Großindustrie und steigerte fast über Nacht den Nationalreichthum. Nur zu bald trat indessen auch die Kehrseite des Actienwesens hervor. Es verleitete oft zur urtheilslosen Unterstützung rein schwindelhafter und selbst betrügerischer Plane, nährte die Agiotage und ein entsittlichendes Börsenspiel und verschuldete den Ruin von Familien. Im Anfange des 18. Jahrh. brach sogar über Frankreich durch die Betheiligung der Regierung an den Law'schen Speculationen (s. Law) eine furchtbare ökonomische Krisis herein, die Staat und Gesellschaft erschütterte. In dem staatlich und gesellschaftlich zersplitterten Deutschland konnte das einen schon sehr entwickelten Vereinigungstrieb voraussetzende Actienwesen lange Zeit nicht Fuß fassen. Die afrik. Handelsgesellschaft des Großen Kurfürsten und die Seehandlungsgesellschaft Friedrich's d. Gr. blieben vereinzelt und sind außerdem vorzugsweise als Regierungsanstalten anzusehen. Erst das 19. Jahrh. weckte das allgemeine Verständniß für Actienunternehmungen auch in Deutschland. Dieselben haben hier, wie anderwärts, den materiellen Aufschwung wesentlich gefördert, zugleich aber ebenfalls Uebelstände und Verlegenheiten herbeigeführt. Das schwankende Verhalten der Regierungen und das Zaudern der Gesetzgebung vermehrte nur noch die Verwirrung, und die volkswirthschaftlich so wichtige Institution lag eine Zeit lang unter dem Banne der Rechtsunsicherheit. Endlich, nach theilweiser Abklärung der Meinungen, ist das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch mit dem Versuche einer einheitlichen Beurtheilung und Regelung der einschlagenden Verhältnisse hervorgetreten.

Um eine Actiengesellschaft zu gründen, pflegen einige Personen zusammenzutreten, die den Plan (Prospect) für das Unternehmen und ein Verfassungsstatut (den Gesellschaftsvertrag) entwerfen. Der Prospect verbreitet sich über den Zweck und die Räthlichkeit des Unternehmens, entwickelt die beste Art der Ausführung, berechnet die Höhe des erforderlichen Grundkapitals und veranschlagt den zu hoffenden Gewinn. Für den Gesellschaftsvertrag ist die Bestimmung wesentlich, daß zur Beschaffung des Grundkapitals eine festgesetzte Anzahl von Actien ausgegeben werden sollen, welche als entsprechende Bruchtheile jenes Kapital repräsentiren. Hierin liegt schon die gemeinverständliche Andeutung der Absicht, die Einzahlenden nur bis zum Betrage ihrer Einlagen zu verpflichten und etwaigen Gläubigern gegenüber lediglich das

durch die Einzahlungen gebildete Vermögen haften zu lassen. Es wird dadurch das Unternehmen als etwas von der Person der Theilhaber und ihrer bürgerlichen Thätigkeit Verschiedenes hingestellt und die Nothwendigkeit einer Organisation geboten, welche die Erhaltung des Grundkapitals, seine zweckentsprechende Verwendung und den Credit des Vereins sicher stellt. In dieser Richtung hat also der Gesellschaftsvertrag eine Art körperschaftlicher Verfassung zu entwerfen. Diese Verfassung bestimmt gewöhnlich, daß die Beschlußfassung für den Verein und die Erledigung der laufenden Geschäfte einem engern Collegium, Vorstande, Directorium, übertragen sein solle, dessen Mitglieder durch die Wahl von seiten einer Generalversammlung der Actienbesitzer ein widerrufliches Mandat empfangen. Dem Vorstande kann auch ein in gleicher Weise gewählter weiterer Ausschuß oder Aufsichtsrath zur Controle und zur Mitberathung wichtiger Beschlüsse beigegeben sein. Dazu wird der Gesammtheit der Actienbesitzer insofern eine fortgesetzte Einwirkung auf die Angelegenheiten des Vereins vorbehalten, als dieselben in periodisch wiederkehrenden oder auch außer der Zeit veranlaßten (außerordentlichen) Generalversammlungen die Rechnungen, den Betrag der zu gewährenden Dividenden und die erforderlichen Abschreibungen durch Stimmenmehrheit feststellen, ingleichen Rügen und Beschwerden und sonstige selbständige Anträge einbringen können. Zu eingreifenden Abänderungen des Gesellschaftsstatuts oder des Unternehmens und zur Auflösung des Vereins oder zu seiner Verschmelzung mit einem andern ist ebenfalls die Genehmigung durch eine Generalversammlung erforderlich. Weitere Anordnungen des Gesellschafts- oder Grundvertrags betreffen: die Firma und den Sitz des Vereins, die Form, in welcher die vom Verein ausgehenden Bekanntmachungen zu erfolgen haben, etwaige Vortheile (wie z. B. unentgeltliche Gewährung einer Anzahl von Actien) für die Mitglieder des Begründungscomité zur Entschädigung wegen ihrer Auslagen und Bemühungen, und ganz besonders die Eigenschaft der Actien sowie die Art ihrer Emission. Jede Actie ist ein Antheilschein, der über den Kapitalbetrag ausgestellt wird, mit welchem sich jemand bei dem Unternehmen betheiligt hat. Sie legitimirt den Besitzer oder den Actionär (franz. actionnaire, engl. shareholder) als Mitglied des Vereins bei den Generalversammlungen sowie bei Erhebung der entfallenden Dividenden, und läßt sich sowol vererben als unter den Lebenden mit der Wirkung veräußern, daß der Nachfolger im Besitze an der Stelle seines Vorgängers Vereinsmitglied wird. Die Actien können auf die «Namen» bestimmter Personen oder, was gewöhnlicher ist, auf den Inhaber (au porteur) lauten. Ersternfalls ist von dem Vereine ein besonderes Actienbuch zu halten und jeder Empfänger einer Actie nach Namen, Stand und Wohnort in dasselbe einzutragen. Werden solche Actien später an andere überlassen, so hat sich der Rechtsnachfolger über die gültige Erwerbung auszuweisen und die Umschreibung auf seinen Namen zu erwirken. Diese Umständlichkeiten fallen bei auf den Inhaber lautenden Actien weg, dieselben können aber dafür im Falle des Verlustes nicht bei dritten Besitzern, welche dieselben im guten Glauben erworben haben, mit der Eigenthumsklage abgefordert werden.

Der Prospect und der Gesellschaftsvertrag werden durch den vorbereitenden Ausschuß mit der Aufforderung zur Betheiligung bekannt gemacht. Zur eigentlichen rechtlichen Schöpfung des Actienvereins gehört sodann: die Zeichnung wenigstens des größern Theils der Actien, wobei die Zeichnenden eine schriftliche Zusage (Promesse) wegen Zugewährung der bestellten Anzahl empfangen; ferner die staatliche Genehmigung des Vorhabens; die Abhaltung einer constituirenden Generalversammlung, besonders zur Wahl des Vorstandes, und die Eintragung des Vereins in das Handelsregister. Wenn die Mitglieder des Begründungsausschusses vor diesem Zeitpunkte im Namen des Vereins handeln, so stehen sie dafür persönlich und solidarisch ein. In der Regel soll für das Unternehmen öffentliche Genehmigung nachgesucht werden, das Deutsche Handelsgesetzbuch gestattet aber den Einzelgesetzgebungen, von diesem Erforderniß abzusehen. Nach der Constituirung kann der Actienverein als selbständiges Rechtssubject auftreten, Eigenthum und andere dingliche Rechte an unbeweglichen Gütern erwerben, vor Gericht klagen und verklagt werden. In Processen auferlegte Eide leistet der Vorstand, welcher überhaupt den Verein allenthalben vertritt. Wenn Vorstandsmitglieder die Grenzen ihrer Befugnisse überschritten haben, so verpflichten sie den Verein durch die betreffenden Handlungen dennoch gegen dritte, welche bei denselben die Befugniß dazu voraussetzen konnten. Die Vorsteher müssen hier aber wegen des daraus entstandenen Schadens persönlich und solidarisch aufkommen. Zum Betriebe des Actienunternehmens ist selten von vornherein der ganze Kapitalbetrag erforderlich, und es werden daher in der Regel von Zeit zu Zeit bloße Bruchtheile des Nennwerthes der Actien eingefordert. Die Ausschreibung erfolgt durch die öffentlichen Blätter (bei

auf den Namen lautenden Actien auch durch besondere Erlasse an die bekannten Besitzer) und, wenn dies der Grundvertrag festsetzt, unter Androhung von Conventionalstrafen wegen Versäumniß des für die Einzahlungen bestimmten äußersten Termins oder selbst bei Verlust des Rechts auf die Actie. Ueber die geschehene Ratenzahlung empfängt der Actionär Quittung in der Form einer auf die bisjetzt geleistete Summe lautenden Interimsactie oder eines Interimsscheins. Ist durch diese Einzahlungen die für jede Actie zu dem Grundkapital beizutragende Summe erfüllt, so werden die Interimsactien gegen die endgültigen Vollactien ausgetauscht. Nicht blos die Vollactien, sondern auch die Interimsactien waren früher ohne Beschränkung veräußerlich. Dies lockte namentlich zur Erwerbung von möglichst viel Promessen und Interimsactien, nicht um sie bis an das Ende fortzusteuern, sondern um sie durch Erregung übertriebener Erwartungen zu hohen Cursen an den Markt zu bringen und einen mühelosen Gewinn zu machen. Nicht selten war selbst bei den Gründern eines Actienunternehmens nicht die ernstliche Absicht der Durchführung, sondern nur der Plan vorhanden, sich am Promessenspiel zu bereichern. Die Verluste, welche dadurch über das leichtgläubige Publikum gebracht wurden, und in deren Folge auch solide Unternehmungen unter einem beengenden Mistrauen zu leiden hatten, rechtfertigen die Bestimmung des Deutschen Handelsgesetzbuchs, daß Interimsscheine nicht mehr auf den Inhaber, sondern nur auf den Namen des Theilnehmers, welcher die Actien von vornherein gezeichnet hat, ausgestellt werden sollen. Die Schwerfälligkeit der Uebertragung tritt dann jenem Börsenspiele hindernd entgegen. Außerdem verhaftet noch das Handelsgesetzbuch jeden Zeichner einer Actie regelmäßig für die Einzahlung von 40 Proc. des Nennwerths der Vollactie, und der Zeichner kann sich von dieser Verpflichtung weder durch Uebertragung seines Anrechts auf dritte befreien, noch seitens der Gesellschaft davon entbunden werden. Nur ausnahmsweise wird die Bestimmung im Gesellschaftsvertrage zugelassen, daß bei dem Eintritte gewisser Bedingungen, z. B. wenn sich nachträglich ein nicht so hoher Bedarf herausstellt, oder wenn ein rasch erlangter Ertrag die weitern Herstellungskosten deckt, nach Einzahlung von nur 40 Proc. auf den Inhaber lautende Promessen ausgestellt werden können. Ebenso kann die Landesgesetzgebung in besondern Fällen die Einzahlung der ersten Zeichner auf nur 25 Proc. herabsetzen.

Wirft das in Gang gesetzte Unternehmen nach Ausweis der Jahresbilanz einen reinen Ueberschuß ab, so ist derselbe unter die Actionäre zu vertheilen (Dividende). Zinsen von bestimmter Höhe sollen nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche für die Actionäre weder bedungen noch ausgezahlt werden. Dieses Verbot richtet sich gegen den Fall, wo der Begründungsausschuß oder die Generalversammlung ein Zinsminimum zu gewährleisten versucht, weil hier, sobald der Ertrag hinter der Vorausberechnung zurückbleibt, das zur Ergänzung der Zinsen Erforderliche vom Grundkapitale genommen werden muß. Wenn dagegen der Staat selbst, z. B. um die Herstellung einer nothwendigen, aber nicht sehr aussichtsreichen Eisenbahnlinie zu befördern, einen bestimmten Zinsenertrag zusagt und erforderlichenfalls aus der Staatskasse abführt (Zinsgarantie), so ist dies natürlich zulässig. Im Widerspruche mit dem Verbote fester Zinszusicherungen durch die Gesellschaft steht es, wenn das Deutsche Handelsgesetzbuch den Actionären geringe Zinsen von ihren Einzahlungen auf die Interimsactien zu bewilligen gestattet. Es läuft dies ebenfalls auf eine Abminderung des ausgeschriebenen Grundkapitals hinaus, läßt sich aber damit entschuldigen, daß es manchen Actionären schwer fällt, bis zu dem oft erst nach längerer Zeit beginnenden vollen Betriebe jeden Ertrag ihrer Einlagen zu entbehren. Bevor ein Gewinn unter die Actionäre zur Vertheilung gelangt, wird, wo dies der Grundvertrag anordnet, ein Theil des Ueberschusses zu einem Reservefonds für außergewöhnliche Fälle angesammelt. Die Höhe solcher Fonds ist statutarisch bestimmt, und nach Erreichung dieser Höhe wird mit der weitern Ansammlung von Reserven innegehalten.

Die Actionäre können, abgesehen von dem Falle der Liquidation des Unternehmens, von ihren Einlagen nichts zurückfordern, sind aber auch nicht schuldig, zu den Zwecken des Vereins und zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten mehr als den statutenmäßigen Betrag der Actien zu leisten. Bedarf demnach der Verein, z. B. zur Erhöhung eines zu niedrigen Voranschlags, zur Erweiterung des Unternehmens oder zur Uebertragung von Unfällen, weiterer Mittel, so lassen sich dergleichen nur auf zwei Wegen beschaffen: der Verein gibt entweder neue Actien aus, oder er versucht, eine Anleihe zu machen. Soll das Actienkapital vermehrt werden, so behalten sich die bisherigen Actionäre gewöhnlich das Recht vor, die neuausgegebenen Actien gegen Erlegung des Nennwerthes an sich zu bringen. Es kann dann jeder Actionär eine zu der Zahl seiner alten Actien im Verhältnisse stehende Anzahl neuer verlangen, sodaß die Menge der

Mitbewerber um den Gewinn vermindert wird. Der auf diese Weise nicht übernommene Theil der Actien wird dann für Rechnung der Gesellschaft, womöglich über pari, d. h. über den Nennwerth, verkauft. Macht der Verein eine größere Anleihe, so gibt er Schuldscheine (Obligationen) in der Art von Staatspapieren und Gemeindeschuldbriefen aus. Zur Deckung der Gläubiger läßt der Verein die Schuld auf seine liegenden Gründe hypothekarisch eintragen, oder er sichert ihnen zu, daß er von dem zu erhoffenden Ertrage des gesammten Unternehmens nicht eher etwas zur Dividendenzahlung verwenden wolle, als bis die Zinsen der Anleihe bezahlt sind. Wegen dieses auf die Vorwegnahme eines Theils des Einkommens gerichteten Vorzugsrechts heißen derartige Schuldscheine Prioritätsobligationen oder, wenn gar den Gläubigern außer dem festen Zinsbezuge noch ein Antheil an dem schwankenden Gewinne zugesagt ist, Prioritätsactien. Letztern stehen dann die ursprünglichen Actien als Stammactien gegenüber. Das Verbot der Gewährleistung eines Zinsminimums durch den Verein findet auf solche Obligationen keine Anwendung.

Das Deutsche Handelsgesetzbuch verpflichtet die Vorstände des Unternehmens für die erforderliche Buchführung zu sorgen und die Vermögensübersicht oder Bilanz den Actionären binnen sechs (nach Landesgesetzen für besondere Fälle binnen zwölf) Monaten nach Ablauf eines jeden Geschäfsjahres mitzutheilen. Ergibt sich aus der letzten Bilanz, daß sich das Grundkapital um die Hälfte vermindert hat, so muß der Vorstand unverzüglich die Generalversammlung einberufen und derselben sowie der zuständigen Verwaltungsbehörde davon Anzeige machen. Die Behörde kann solchenfalls die Bücher der Gesellschaft einsehen und nach Befinden deren Auflösung anordnen. Bei hervortretender Zahlungsunfähigkeit hat der Vorstand dem Gericht behufs der Eröffnung des Concurses Anzeige zu thun.

Mit der Auflösung von Actienvereinen kann vorgegangen werden: wegen Ablaufs der im Grundvertrage bestimmten Zeit, durch in öffentlichen Urkunden bezeugten Beschluß der Actionäre, durch Verfügung der Verwaltungsbehörde, wenn sich das Grundkapital um die Hälfte vermindert hat, ferner bei Zahlungsunfähigkeit durch Eröffnung des Gantverfahrens. Außerdem ist der Particulargesetzgebung die Anerkennung noch anderer Gründe und namentlich die Aufstellung der Bedingungen vorbehalten, unter welchen die staatliche Genehmigung zurückgezogen werden kann. Die Auflösung außer dem Falle des Concurses muß durch den Vorstand bei dem Handelsgericht angemeldet, von letzterm in die Handelsregister eingetragen und außerdem öffentlich bekannt gemacht werden. Zugleich ergeht an die Gläubiger die Aufforderung, sich bei der Gesellschaft zu melden. Die Auseinandersetzung und die Vertheilung des thunlichst flüssig gemachten Vermögens unter die Gläubiger und sodann unter die Actionäre (Liquidation) vollziehen der Vorstand oder andere im Gesellschaftsvertrage oder durch Beschluß der Actionäre bezeichnete Personen. Ueber Commanditgesellschaften auf Actien s. Commanditgesellschaft; über das Verhältniß der Actiengesellschaft zu andern Gesellschaften s. Gesellschaft.

Actio (wörtlich: Handlung) bezeichnet im jurist. Sprachgebrauche die Klage. Man muß eine solche in doppeltem Sinne unterscheiden. Klage ist nämlich bald soviel als Recht zu klagen, und in diesem Sinne kann jemand klagen, sobald ihm ein vom Staat anerkanntes Recht zur Seite steht, welches von irgendjemand so geleugnet wird, daß der Kläger ein wirkliches Interesse daran hat, diesen Widerspruch beseitigt zu sehen. Es ist demnach nicht nothwendig, daß die Klagbefugniß darin besteht, die vorhandenen Verhältnisse abzuändern, sie kann vielleicht dieselben gerade aufrechterhalten und gegen einen drohenden Wechsel schützen wollen. Wer aber klagen «kann», weil er solchen Anspruch zu haben behauptet, der «muß» auch klagen binnen gewisser Zeit, sonst verjährt die Klage, und es wird ihm im Interesse der öffentlichen Rechtssicherheit die Befugniß genommen, sein Recht gerichtlich zu verfolgen. Macht er nun von seinem Rechte Gebrauch, so erhalten wir die Klage im zweiten Sinne, den Klagevortrag. (Weiteres s. Klage.)

Action (d. i. Handlung) bezeichnet in den redenden Künsten die Unterstützung des gesprochenen Worts durch entsprechende Stellung, Geberde, Handbewegung und Gesichtsausdruck. Es gibt sonach eine blos rednerische und eine theatralische A. In neuerer Zeit gebraucht man aber den Ausdruck fast nur in der letztern Beziehung, sofern der Darstellende auch in seinen Bewegungen den Charakter des Dargestellten auszudrücken hat. Zu theatralischer A. gehört die pantomimische und die schauspielerische im engern Sinne, die sich dadurch voneinander unterscheiden, daß bei der letztern sich die sichtbare Darstellung mit der hörbaren, der Declamation oder dem Gesange, verbindet, daher man wieder die A. im recitirten Schauspiele von der A. des Opernsängers unterscheiden kann, deren Eigenthümlichkeit durch die Natur der

Musik bestimmt ist. Bei der pantomimischen Darstellung drängt sich alles auf den sichtbaren Ausdruck zusammen. (S. Pantomime.) Die A. umfaßt das Tragen, die Haltung und Stellung des Körpers überhaupt, insofern dadurch gewisse geistige Eigenschaften und Zustände einer Person zu bezeichnen sind, die Geberdung im weitern Sinne, wozu auch die Attitude (s. d.) gehört; ferner die Bewegungen des Kopfes, der Arme und Füße, und endlich insbesondere die Bewegung der ausdrucksvollsten Glieder dieser Körpertheile, der Augen und Gesichtsmuskeln, oder Hände und Finger. Der Fußbewegung gibt die Tanzkunst besondere Ausbildung und Bedeutung. (Vgl. Mimik.) — Auf den Theaterzetteln aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrh. heißen Actionen diejenigen Stücke, welche im Gegensatz zu den possenhaften Nachspielen oder wol auch den Vorspielen den Haupttheil der öffentlichen Vorstellungen bildeten. (S. Haupt- und Staatsactionen.)

Actium (jetzt Azio), Stadt und Vorgebirge an der Westküste Griechenlands, die nördlichste Spitze von Akarnanien, am Eingange des Ambrakischen Meerbusens, ist wegen der 2. Sept. 31 v. Chr. gelieferten weltgeschichtlichen Entscheidungsschlacht berühmt, in der Octavianus Augustus und Marcus Antonius um die Alleinherrschaft kämpften, nachdem sie bis dahin das röm. Reich gemeinschaftlich, Octavian im Abendlande, Antonius im Morgenlande, beherrscht hatten. Beider Heere hatten sich an den entgegengesetzten Ufern des Meerbusens gelagert. Octavian hatte 80000 Mann zu Fuß, 12000 Reiter und 260 Kriegsschiffe; Antonius 100000 Fußsoldaten, 12000 Reiter und 220 Schiffe. Groß, mit Wurfmaschinen versehen, aber schwerfällig, waren des Antonius Schiffe; kleiner, aber desto gewandter die des Octavian. Den Antonius verstärkte mit 60 Schiffen die ägypt. Königin Kleopatra, auf deren Antrieb er sich gegen den Rath seiner erfahrensten Feldherren zur Seeschlacht entschlossen hatte. Nach zweistündigem, unentschiedenem Kampfe gelang es Agrippa, der die Flotte des Octavian befehligte, durch eine geschickte Bewegung den Antonius zu nöthigen, die enggeschlossene Linie seiner Schiffe, welche die Feinde vergebens zu durchbrechen suchten, auszudehnen. Da ergriff Kleopatra mit ihren Schiffen, die hinter der Schlachtlinie des Antonius lagen, die Flucht; unbesonnen folgte ihr Antonius mit wenigen Schiffen. Die zurückgelassene Flotte ward nach der tapfersten Gegenwehr, erst als Agrippa Feuer auf sie werfen ließ, überwunden, und das Landheer ergab sich dem Sieger erst, nachdem es sieben Tage auf des Antonius Rückkehr vergebens gewartet. Zum Gedächtniß seines Sieges und aus Dank gegen die Götter ließ Octavian den Tempel des Apollo zu A. erweitern, die eroberten Siegeszeichen daselbst aufhängen und alle fünf Jahre das Andenken dieser Schlacht durch Spiele feiern. Auch baute er A. gegenüber, wo sein Heer gelagert und jetzt Prevesa liegt, die Stadt Nikopolis.

Activ und passiv. Activ (vom lat. agere), thätig, irgendeine Wirkung äußernd, ist der Gegensatz zu passiv (vom lat. pati), d. i. leidend, die Aeußerung fremder Thätigkeit empfangend. Das Wechselverhältniß von Activität und Passivität der Dinge durchdringt die natürliche wie die geistige Welt und ist die Grundbedingung aller Lebensäußerung. Jedes organische Leben besteht nur, indem es, bewußt oder unbewußt, auf die Außendinge einwirkt und zugleich selbst wieder von denselben Einwirkungen empfängt. Activ ist das Verhalten des menschlichen Geistes, indem derselbe durch die Thätigkeit des Denkens die Welt außer ihm sich anzueignen sucht, passiv dagegen, indem er, empfindend, die Dinge auf sich einwirken läßt. Auf dem moralischen Gebiete spricht man von einem activen, d. i. zum energischen Handeln geneigten Charakter, im Gegensatze zu einem passiven, der sich im Kampfe des Lebens mehr duldend und betrachtend verhält. — In der praktischen Politik leistet eine Partei activen Widerstand, indem sie dem Gegner durch unmittelbar wirkende Maßregeln und schließlich mit den Waffen in der Hand entgegentritt, während man einer Regierung mit passivem Widerstande begegnet durch Steuerverweigerung, Nichtbetheiligung an Wahlen, Fernhalten vom Parlament u. s. w. Bei Wahlen hat das active Wahlrecht jeder, der zur Handlung des Wählens befähigt ist; das passive Wahlrecht dagegen besitzen die, welche wählbar sind. — In der Kriegskunst versteht man unter activer Vertheidigung diejenige, wobei man, um sich zu vertheidigen, zum Angriff selbst übergeht, während man sich bei passiver Vertheidigung blos auf das Abwehren des feindlichen Angriffs beschränkt. — In der Heilgymnastik heißen active Bewegungen die, welche aus einer willkürlichen Muskelthätigkeit des Patienten selbst hervorgehen, passive Bewegungen dagegen die, welche durch die Hand einer andern Person am Patienten bewirkt werden. — Ueber die Gegensätze von Activum und Passivum bezüglich des Zeitworts s. Verbum.

Activa und Passiva. Activa sind in der Geschäftssprache die Bestandtheile des wirklichen Vermögens, ohne Berücksichtigung der darauf haftenden Schulden, also baares Geld, Wechsel,

Werthpapier, Waaren, Geräthschaften, Maschinen und Werkzeuge, Häuser und Grundstücke sowie außenstehende Forderungen; Passiva sind die noch zu lösenden Verbindlichkeiten überhaupt, wie Schulden, Wechselaccepte, rückständige Steuern u. s. w. Um wieviel die Activa die Passiva übersteigen, darin besteht das eigentliche Vermögen. Uebersteigen die Passiva die Activa, so ist Insolvenz da.

Activhandel und **Passivhandel.** Mit dem erstern Worte wurde früher der Ausfuhrhandel, mit dem letztern der Einfuhrhandel bezeichnet. Da jedoch die Nationen einander nichts schenken, so ist keine Einfuhr ohne Ausfuhr und keine Ausfuhr ohne Einfuhr denkbar. Activhandel bezeichnet jetzt vielmehr den stärkern, thätigen Antheil am Handel, den ein Volk nimmt, welches sowol Ausfuhr wie Einfuhr vorzugsweise mit eigenen Kapitalen und Arbeitskräften betreibt, während ein Volk, das sich seine Erzeugnisse von Fremden abholen und seinen Bedarf an fremden Waaren zubringen läßt, einen Passivhandel führt. Der letztere ist leichter und gefahrloser; der erstere eignet sich mehr für reiche und in Betreff der Transportmittel begünstigte Länder. Wo miteinander verkehrende Nationen Aus- und Einfuhr wetteifernd besorgen, hört dieser Unterschied auf.

Acton, eine engl. Familie, die schon zu Anfang des 14. Jahrh. in Shropshire angesessen war. Edward A. auf Aldonham-Hall wurde 17. Jan. 1644 als treuer Anhänger Karl's I. zum Baronet erhoben. — A. (Sir John Francis Edward), Premierminister Ferdinand's IV. von Neapel, stammte von einem jüngern Sohne des zweiten Baronets und wurde 1. Oct. 1737 zu Besançon geboren, wohin sein Vater übergesiedelt war. Da er als Katholik vom engl. Staatsdienst ausgeschlossen blieb, trat er erst in die franz., dann in die toscan. Marine, wo er 1774 als Fregattenkapitän die von Spanien und Toscana gemeinsam unternommene Expedition gegen die Barbaresken leitete und eine Anzahl von Spaniern aus der Sklaverei befreite. Deshalb in neapolit. Dienste berufen, erwarb er sich die Gunst der Königin Marie Karoline und wurde nacheinander Marine-, Kriegs-, Finanz- und endlich dirigirender Premierminister. Im Bunde mit dem engl. Gesandten Hamilton und dessen ränkesüchtiger Gemahlin regierte er das Land nach Willkür, führte eine geheime Staatspolizei ein, welche die Gefängnisse mit politisch Verdächtigen füllte, und brachte nach der Revolution von 1798 zahlreiche Schlachtopfer aufs Schaffot und an den Galgen. Auf Betrieb Frankreichs 1803 von seinen Aemtern entfernt, zugleich aber in den Fürstenstand erhoben, trat er bald wieder in seine frühere Stellung ein, die er bis zum Einmarsch der Franzosen in Neapel im Febr. 1806 und der Flucht der königl. Familie nach Sicilien behauptete. Von allen gehaßt und verachtet, starb er zu Palermo 12. Aug. 1811. Durch den Tod seines Vetters, Sir Richard A., war ihm vorher auch die engl. Baronetswürde zugefallen. Sein zweiter Sohn war der Cardinal Charles A. — A. (Sir Ferdinand Richard Edward), des Ministers ältester Sohn, geb. 24. Juli 1801, heirathete 1832 Marie Luise, einzige Tochter Emmerich Joseph's, Herzogs von Dalberg, und nahm 1833 den Namen Dalberg an. Er starb in Paris 31. Jan. 1837 mit Hinterlassung eines Sohns: Sir John Emeric Edward Dalberg-A., geb. 1833, welcher den Baronetstitel und Aldonham-House erbte. Derselbe begleitete 1856 seinen Stiefvater, den Grafen Granville, zur Krönung des russ. Kaisers nach Moskau, und wurde 1859 für Carlow ins Parlament gewählt, wo er sich den gemäßigten Liberalen zugesellte. Als Organ der kleinen Fraction unter seinen Glaubensgenossen, die sich den ultramontanen Bestrebungen widersetzt, gründete er 1861 die «Home and Foreign Review», in welcher er die Echtheit der von ihm herausgegebenen, Friedrich d. Gr. zugeschriebenen «Matinées royales» (Lond. 1863) vertheidigt hat, was namentlich in Deutschland eine lebhafte Polemik erregte.

Actor ist nach röm. Sprachgebrauch der Kläger, d. h. überhaupt derjenige, der vor Gericht die Anerkennung eines Anspruchs betreibt, denn auch der Beklagte seinerseits kann wieder A. sein. Im spätern Recht tritt die Bezeichnung aber auch für diejenigen Stellvertreter auf, welche nicht von der proceßführenden Partei selbst bestellt sind, sondern von dem Vertreter dieser Partei, z. B. dem Vormund, dem Curator, dem Magistrat der Stadt u. s. w. Solcher Vertreter erhält dann zu seinem Ausweis ein Actorium als Vollmachtsurkunde. Die ganze Unterscheidung ist aber nur eine Pedanterie, und es ist viel einfacher, diesen A. unter der gewöhnlichen Bezeichnung Procurator (s. d.) oder Stellvertreter mit zu umfassen.

Actuarius, Gerichtsschreiber, ist derjenige Beamte, der über die gerichtlichen Vorgänge glaubhafte Niederschriften anfertigt, die sogenannten Protokolle (s. d.). Diese seine Hauptaufgabe verfolgt den Zweck, das Geschehene unbefangen festzustellen und dadurch eine Controle zu liefern, welche um so nöthiger in den Fällen wird, wo auf Grund dieser Niederschriften die

gerichtliche Entscheidung gefällt werden soll. Namentlich in Strafsachen, wo so leicht der Richter in Irrthümer fallen könnte, die von der traurigsten Wirkung wären, ist die Zuziehung eines selbständigen, beeidigten Gerichtsschreibers ein unabweisbares Erforderniß guter Justizpflege. Es läßt sich daher nicht verantworten, wenn die Gesetzgebung dem Untersuchungsrichter gestattet, selbst das Protokoll zu führen, oder den Gerichtsschreiber nicht anweist, seine eigene Auffassung von dem Vorgange niederzuschreiben, sondern ihn an das Dictat des Richters bindet. Die neuern Gesetze gehen in der Regel von der selbständigen Wirksamkeit des A. aus und gestatten dem Richter nicht einmal im Behinderungsfall des A., das Protokoll selbst zu führen. Soll der A. wirklich Selbständigkeit haben, so ist auch erforderlich, daß er ein ständiger Beamter, nicht ein bloßer Lohnschreiber des Richters sei, und daß er nicht mit dem Richter in solchen verwandtschaftlichen Beziehungen stehe oder bei der Sache selbst so betheiligt sei, daß sich von ihm ein unbefangenes Urtheil nicht erwarten läßt. Rechtskenntnisse sind hierbei nicht nothwendig, obschon es regelmäßig den Anfang der Amtslaufbahn bildet, bei einem Gerichte als A. oder Protokollant einzutreten. Nothwendig dagegen ist vorgängige Beeidigung und die Fähigkeit, alle einschlagenden Vorgänge richtig zu verstehen und getreu niederzuschreiben. In dieser Hinsicht wird der A. wieder von den Betheiligten beaufsichtigt, denn diese müssen nachher um Genehmigung seiner Niederschrift ausdrücklich angegangen werden. Außerdem hat der A. noch andere, mehr untergeordnete Pflichten, als: die Acten (s. d.) zu sammeln, zu ordnen und aufzubewahren, aus ihnen Expeditionen zu machen, Registraturen anzufertigen, die Gerichtskosten einzukassiren u. s. w. Bei großen Gerichten fallen alle diese Nebenarbeiten wieder eigenen Beamten zu.

Actum ut supra, d. h. so geschehen wie oben (im Eingange), ist eine bei Abfassung von Protokollen gebräuchliche Redeweise.

Actus (lat.) nennt man jede öffentliche und feierliche, besonders gerichtliche Handlung. Bei den Römern verstand man unter A. rerum die Zeit, in welcher die Gerichte thätig waren, die Geschäftszeit im Gegensatz zu den Gerichtsferien. Auch hieß A. ein Längenmaß, welches ursprünglich der Länge der Furche, die von den Pflugstieren in einem Anlaufe gezogen werden konnte, gleichkam, später aber auf 120 F. festgesetzt wurde. Denselben Namen führte auch das Geviertmaß des einfachen A., welches der Hälfte eines Jugerum entsprach. — Gegenwärtig bezeichnet man mit A. vorzugsweise die öffentlichen Schulfeierlichkeiten, bei welchen gewöhnlich Reden von seiten der Lehrer und Schüler vorgetragen werden.

Acupunctur, abgeleitet von acus (Nadel) und punctura (Stich), heißt das Heilverfahren, bei welchem man durch Einstechen oder Einklopfen metallener Nadeln in weiche Theile des Körpers lähmungsartige, krampfhafte, rheumatische Krankheiten u. s. w. zu heilen versucht. Die Operation ist, gut ausgeführt, nicht sehr schmerzhaft, von keiner Blutung und Geschwulst begleitet, und in der Hand des rationellen Arztes von großer, zum Theil überraschender Wirksamkeit. Man wählt dazu stählerne, silberne und goldene Nadeln, und es scheint allerdings etwas auf das Metall anzukommen, aus welchem die Nadel besteht. Die Erfindung der A. wird den Chinesen und Japanesen zugeschrieben, deren Aerzte sie noch jetzt mit großer Geschicklichkeit ausführen, die sie sich durch Uebungen an einem mit den Einstichsstellen bezeichneten Phantom von Holz oder Pappe zu erwerben suchen. In Europa wurde die A. im 17. Jahrh. bekannt, aber gänzlich wieder vergessen, bis in neuerer Zeit einige franz. Aerzte die Operation versuchten, anpriesen und Nachahmer fanden. Jetzt ist man zu einer gemäßigtern, richtigern Würdigung des Mittels zurückgekehrt, und hat dasselbe durch Verbindung mit der Elektricität und dem Galvanismus (Elektro- und Galvanopunctur) wesentlich in seiner Wirkung erhöht. Man sticht hierbei zwei Nadeln in passender Entfernung voneinander ein, verbindet je eine mit einem Pole eines stromerzeugenden Apparats und leitet somit den elektrischen Strom durch die zwischen beiden Nadeln gelegenen Theile. In dieser Weise hat man die A. zur Heilung von Puls- und Blutadergeschwülsten, von Hodengeschwülsten, grauem Staar u. s. w. zum Theil mit Erfolg benutzt. Die einfache A. wird in der Chirurgie vielfach angewandt, um beweglich geheilte Knochenbrüche (Pseudarthrosen) zur Bildung fester Knochenmasse anzuregen, um die bei Wassersuchten im Unterhautzellgewebe oder in gewissen Höhlen angesammelte Flüssigkeit zu entleeren, um heilsame Entzündungen anzuregen u. s. w. Der neuerdings in Mode gekommene Baunscheidtismus ist eine Verbindung der A. mit der Anwendung einer hautreizenden Flüssigkeit. Mittels eines besondern Instruments stößt man zahlreiche Nadeln in die Haut und reibt dann die Stichwunden mit einem reizenden Oele ein. Die Folge ist eine mehr oder minder heftige Hautentzündung. Das Ganze ist nichts weiter als ein sehr kräftiger Hautreiz (s. d.) und wirkt lediglich als solcher. In der Hand des Arztes

ist unter Umständen die Anwendung dieses Reizes sehr heilsam, in der Hand des Laien kann er ebenso oft Schaden bringen.

Acute Krankheiten, d. h. hitzige, ihrer Natur nach längstens binnen mehrern Wochen verlaufende und mit Fieber verbundene Erkrankungen, z. B. Masern, Scharlach, Pocken, Lungenentzündung, Schnupfen. Die ältere Medicin unterschied ihre Krankheitsarten nach diesem Kennzeichen in zwei Hauptklassen, acute und chronische (d. h. langwierige, fieberlose). Die neuere Medicin hat eingesehen, daß jener Unterschied als Eintheilungsprincip nicht Stich hält, weil fast alle Krankheiten bald mit einem acuten, bald mit einem langwierigen Verlauf beobachtet werden (z. B. hitzige und schleichende Entzündung). Ebenso hat die neuere Medicin bei vielen Uebeln, wo man es bisher nicht wußte, eine acut verlaufende Form derselben Krankheit neben einer chronischen unterscheiden lernen, z. B. acute Tuberculose, acuten Krebs, acute Bright'sche Nierenkrankheit, acutes Lungenödem.

Acutus, s. Accent.

Adagio, langsam, mit Bequemlichkeit, ist unter den Hauptgraden der musikalischen Bewegung der zweite und steht zwischen dem Largo, Grave und Andante. In den größern Werken der Instrumental- und Kammermusik findet sich gewöhnlich der zweite oder dritte Satz mit diesem Namen bezeichnet; er dient als nothwendiger Contrast gegen die rasche und stürmische Bewegung der ihm vorausgehenden und folgenden Sätze. Das A. muß in einer schweren, langen Taktart geschrieben sein, um einestheils singbare, empfundene Cantilenen zu schaffen, anderntheils um einer lebhaften Figuration Raum zu gönnen. Diese lebhafte Bewegung in kleinen begleitenden Figuren ist darum nöthig, weil ein fortgesetztes ruhiges Einherschreiten Monotonie erzeugen würde. Der gute und richtig empfundene Vortrag eines A. ist der sicherste Prüfstein der Leistungen des Musikers und Sängers. Es muß hier alles zusammenwirken: schöner, vollendeter Ton, richtiges Verstehen der Cantilene bis in ihre kleinsten Phrasen, sorgfältiges Abmessen der dynamischen Effecte. Die wunderbarsten A. finden sich in den Werken unserer ältern Meister Haydn, Mozart und Beethoven, doch unterscheiden sie sich ihrem Charakter nach bedeutend nach der Individualität der genannten Tondichter. Die neuere Zeit hat mehr Glück in dem Schaffen der raschen Musiksätze.

Adair (Sir Robert), engl. Diplomat, wurde 24. Mai 1763 geboren. Sein Vater war Leibchirurg Georg's III., seine Mutter eine Tochter des Grafen von Albemarle. Er studirte in Göttingen, bereiste den Continent und schloß sich dann seinem Verwandten Fox an, welcher damals an der Spitze der Opposition stand. Als 1789 die Eroberung von Otschakow einen Bruch zwischen England und Rußland herbeizuführen drohte, wurde A. von Fox, der das Verfahren Pitt's in dieser Angelegenheit misbilligte, mit einer geheimen Mission nach Petersburg gesandt, wo er von Katharina II. mit Auszeichnung aufgenommen ward. 1802 trat er für Appleby ins Parlament und ging, nachdem Fox Minister des Auswärtigen geworden, im April 1806 als außerordentlicher Gesandter nach Wien, um den dortigen Hof für eine neue Coalition gegen Frankreich zu gewinnen. Die Erschöpfung Oesterreichs machte es diesem unmöglich, sich von neuem in einen Kampf zu verwickeln, und A. begnügte sich, Oesterreich zu einer freundschaftlichen Neutralität zu bestimmen. Obwol bald darauf die Tories wieder ins Amt kamen, war doch das diplomatische Talent A.'s so anerkannt, daß diese ihn 1808 nach Konstantinopel schickten, um das durch die Expedition Duckworth's nach den Dardanellen unterbrochene gute Vernehmen mit der Pforte wiederherzustellen. Seine Mission gelang vollkommen; er schloß 5. Jan. 1809 einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit der Türkei. Nach seiner Rückkehr aus Konstantinopel 1811 lebte er viele Jahre hindurch in England ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, obwol in steter Verbindung mit den Häuptern der Whigpartei. Als diese im Nov. 1830 die Regierung übernahm und die Ereignisse in Belgien eine diplomatische Intervention hervorriefen, ward A. zum Gesandten in Brüssel ausersehen, wo er dem neuen Könige Leopold die ersprießlichsten Dienste leistete, indem er den Prinzen von Oranien, der die belg. Armee 10. Aug. 1831 aufs Haupt geschlagen und den König selbst in Löwen eingeschlossen hatte, zu einem Waffenstillstand bewog, infolge dessen die Holländer sich hinter ihre Grenze zurückzogen. 1835 legte A. seines vorgerückten Alters wegen den Gesandtschaftsposten nieder, wurde in den Geheimen Rath aufgenommen und erhielt eine Pension von 2000 Pfd. St. jährlich. Er starb in London 3. Oct. 1855. Ueber seine Sendungen nach Oesterreich und der Türkei veröffentlichte er interessante Details in dem «Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806» (Lond. 1844) und in «The negotiations for the peace of the Dardanelles 1808—9» (Lond. 1848).

Adâl oder Adel, das zwischen den Ostabfällen des abyssin. Hochlandes und dem Rothen Meere, dann südlich über Bab-el-Mandeb hinaus bis zum Lande der Somali und Harar (Harrur) sich erstreckende Küstenland, welches von den Adall oder Adakel (arab. Pluralform von Adeli), einem Zweige der Danakil (s. d.), und zwar der Debenek-Wuëma-Danakil, seinen Namen führt. Längs des Rothen Meeres ist das Land flach und sandig, öde und wasserarm, höchstens mit Wüstenvegetation bedeckt. Im S. und im W. nach dem Innern zu gestaltet es sich dagegen wellig, höher, wechselvoller, hat treffliche Weiden und in den Längenthälern, zwischen den von N. gegen S. hinstreichenden Parallelketten, zur Regenzeit üppigen Graswuchs. Zur Agricultur geeigneter Boden scheint jedoch nur im Thale des Hawasch vorhanden zu sein. Etwa 10 M. im S. von Bab-el-Mandeb dringt bei dem Vorgebirge Râs-Bir ein 10 M. langer, sehr tiefer Meeresarm ein, welcher A. vom Lande der Somali trennt und Golf von Tadschurra heißt. Den Namen führt dieser Golf nach der Hafenstadt Tadschurra, der Residenz des Scheichs oder Sultans der Adall und Debenek-Wuëma. Die wichtige Handelslage dieser Küste hat die Engländer bewogen, 1858 die 5 M. östlich von Tadschurra gelegene Insel Moscha oder Muschach in Besitz zu nehmen, und 1862 haben die Franzosen, welche große Anstrengungen machen, im Rothen Meere und an dessen Zugängen den Engländern gegenüber Position zu fassen, den guten Hafenplatz Obok, etwas westlich von Râs-Bir, gekauft, in dessen Nähe sich Thermalquellen und ein beständig thätiger Vulkan befinden. Die Adall sind ein robuster Menschenschlag, von verhältnißmäßig sehr lichtem Teint, fanatische Mohammedaner, indolent, arbeitsscheu, eigennützig. Sie leben im allgemeinen kärglich, schwelgen dagegen, wo es auf Kosten anderer geschehen kann. Einige Meilen vom Golf von Tadschurra liegt der berühmte Salzsee Assal, tiefer im Innern der ebenfalls Salz absetzende Abhebbadsee, welcher den von den Hochlanden des südl. Abyssinien kommenden Fluß Hawasch aufnimmt. Am Hawasch, einige Meilen oberhalb der Mündung, liegt Aussa oder Aosa, die Residenz des mächtigen Sultans der Modeido-Danakil, welche nicht selten die Adall befehden.

Adalbert von Prag, Apostel der Preußen, der Sohn eines vornehmen Böhmen Slawnik, erhielt in der Schule des Moritzklosters zu Magdeburg unter der Leitung des berühmten Otherich seine Bildung, kehrte 979 nach Böhmen zurück und wurde nach dem Tode Dietmar's 983 zum Bischof von Prag erwählt. Der durch seine unzeitige Strenge gegen die neubekehrten Böhmen erzeugte Haß zwang ihn jedoch 988, sich in das Kloster Montecasino und von da in das des heil. Alexius in Rom zu begeben, von wo ihn die Böhmen 993 in sein Bisthum zurückriefen. Allein ihre Wildheit trieb ihn schon nach zwei Jahren wieder fort. Auf dem Rückwege nach seinem Kloster durch Ungarn taufte er zu Gran in Gegenwart des Kaisers Otto III. den Prinzen und nachherigen König Stephan den Heiligen. 996 begab er sich von Rom zum Kaiser nach Mainz, besuchte die Klöster zu Tours und Fleury, und ging dann nach Polen zum Herzog Boleslav, wo er den bereits früher gefaßten Entschluß, den heidnischen Völkern und zunächst den Preußen das Christenthum zu predigen, in Ausführung brachte. Mit seinen treuen Begleitern Gaudentius und Benedict fuhr er die Weichsel hinab nach Danzig, predigte und taufte hier, und setzte dann seine Reise nach Preußen fort. Er landete auf einer kleinen Insel, wahrscheinlich am Ausflusse des Pregel. Sein erster Versuch, den heidnischen Preußen zu predigen, misglückte, den zweiten bezahlte er mit seinem Leben. Ein heidnischer Priester stieß ihm (997) den Wurfspieß durch die Brust. Den Leichnam löste Herzog Boleslav ein und brachte ihn in die Metropolitankirche nach Gnesen. Ob die Ueberreste sich dort noch befinden, oder ob dieselben 1038 von den Böhmen nach Prag geführt worden sind, ist streitig. Die kirchliche Gedächtnißfeier des Heiligen und Märtyrers fällt auf den 1. Juni.

Adalbert, Erzbischof von Bremen und Hamburg, aus dem alten sächs. Geschlechte der Grafen von Wettin, einer der hervorragendsten Kirchenfürsten des 11. Jahrh., war anfangs Probst in Halberstadt und erhielt 1043 durch den ihm befreundeten Kaiser Heinrich III. im Alter von etwa 30 Jahren den vereinigten Bischofssitz von Hamburg und Bremen, dessen Sprengel sich über ganz Skandinavien und die Slawen des Nordens erstreckte. A. begleitete Heinrich III. auf dessen Römerzuge und sollte nach des Kaisers Absicht den päpstl. Stuhl besteigen, was er jedoch ablehnte. Papst Leo IX. ernannte ihn 1050 zum Legaten im Norden. Der Aufschwung, den das junge Christenthum im Norden nahm, die Gunst des kaiserl. Freundes und das Ansehen, welches er selbst gegenüber der verachteten röm. Hierarchie genoß, ließ in ihm den kühnen Gedanken aufkommen, auf solcher Grundlage ein nordisches Patriarchat zu gründen. So günstig ihm auch anfangs die Verhältnisse waren, und so befriedigend seine Verhandlungen mit dem Dänenkönige Swen und dem Slawenfürsten Gottschall ausfielen,

scheiterte doch dieser große Plan, dessen Ausführung vielleicht die Unabhängigkeit der deutschen von der röm. Kirche herbeigeführt haben würde. Unter dem Einflusse des Cardinals Hildebrand zog Papst Leo IX. die Verhandlungen Jahre hindurch in die Länge. Ein anderes Hinderniß für Verwirklichung des Plans war das Auftreten des norweg. Königs Harold gegen den Erzbischof, dann auch der Tod Kaiser Heinrich's III. A. besaß alle Eigenschaften für eine hohe polit. und kirchliche Stellung. Mit einem stattlichen Aeußern verband er große Ueberlegenheit des Geistes, Ehrgeiz und eine hinreißende Beredsamkeit. Er war freigebig, aber auch Uebergriffen nicht abgeneigt, gastfrei, herablassend und prachtliebend. Namentlich suchte er durch Nachahmung röm. Bauwerke den Glanz seiner beiden Kathedralen zu erhöhen und besonders Bremen zu einem nordischen Rom zu erheben. 1062 begleitete A. den jungen König Heinrich IV. auf dem Zuge nach Ungarn und wußte sich bei dieser Gelegenheit dessen Neigung und Vertrauen zu erwerben. Als im folgenden Jahre Hanno von Köln zur Beilegung päpstl. Händel nach Rom ging, gelang es A. leicht, die Vormundschaft über den König und die Führung der Reichsgeschäfte an sich zu reißen. Während er durch Schmeichelei und Befriedigung aller Wünsche den 14jährigen Fürsten persönlich an sich fesselte, machte er denselben 1065 zu Worms wehrhaft und erklärte ihn auf solche Weise volljährig. Er meinte nun um so sicherer die Regierung führen zu können, aber die Erzbischöfe von Mainz und Köln verbanden sich mit vielen andern Reichsfürsten, um solcher Anmaßung zu begegnen, und brachten es 1066 auf einer Versammlung zu Tribur dahin, daß der Günstling den Hof meiden und die Reichsgeschäfte niederlegen mußte. Zugleich fielen die sächs. Billunger verwüstend in sein Gebiet ein, während die Slawen Hamburg in Asche legten. Doch schon 1069 kehrte er an den kaiserl. Hof zurück und war bald wieder im vollen Besitze seiner Macht. Von den Großen gehaßt, starb er 16. März 1072 zu Goslar, als zwischen Heinrich und den Sachsen der Krieg ausbrechen sollte, zu dem die Rathschläge A.'s ohne Zweifel viel beigetragen hatten. Vgl. Grünhagen, «A., Erzbischof von Hamburg» (Lpz. 1854).

Adalbert (Heinr. Wilh.), Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Wilhelm, des jüngsten Bruders Friedrich Wilhelm's III., und der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg, wurde zu Berlin 29. Oct. 1811 geboren. Gleich den übrigen Gliedern des preuß. Königshauses widmete sich auch Prinz A. seit früher Jugend der militärischen Laufbahn. Nachdem er die verschiedenen Grade bei verschiedenen Waffengattungen durchlaufen, wurde er im Mai 1839 als Oberst mit der Führung der Garde-Artilleriebrigade beauftragt. Im Aug. 1840 ward er sodann zur Dienstleistung bei der zweiten Artillerieinspection verwendet und 22. Aug. zum Generalmajor ernannt. Von Jugend auf bewies der Prinz Neigung, fremde Länder kennen zu lernen. 1826 besuchte er Holland, 1832 England und Schottland, 1834 Petersburg und Moskau, 1837 das südl. Rußland, die Türkei, Griechenland und die Ionischen Inseln. 1842 trat er eine große Reise in das Innere von Brasilien an, deren Resultate er in dem Werke «Aus meinem Reisetagebuche 1842—43» (als Manuscript gedruckt, Berl. 1847; im Buchhandel ist nur eine engl. Uebersetzung erschienen) niedergelegt hat. Bald nach seiner Rückkehr im Juni 1843 ward er an die Stelle des kurz zuvor verstorbenen Prinzen August zum ersten Generalinspector der gesammten preuß. Artillerie ernannt. Am 31. März 1846 erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant. Das J. 1848 gab dem Prinzen Gelegenheit, seine im Marinewesen gesammelten Erfahrungen dem deutschen Vaterlande durch die «Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte» (Potsd. 1848) nutzbar zu machen. Infolge dessen erbat sich die Provisorische Centralgewalt seinen Rath bei ihren Arbeiten zur Herstellung einer deutschen Flotte. Als kurz darauf durch Beschluß der Nationalversammlung die Bildung einer technischen Marinecommission festgesetzt wurde, ernannte das Reichsministerium den Prinzen zum Vorsitzenden, in welcher Stellung er wesentlich mit zur Begründung der deutschen Flotte beitrug. Mit dem Niedergange der deutschen Sache wandte er sich dem preuß. Marinewesen zu und wurde 30. März 1854 zum Admiral der preuß. Küsten und Oberbefehlshaber der Marine ernannt. Seinem Eifer hat die junge preuß. Marine viel zu verdanken, namentlich aber hat er sich um die fachliche Ausbildung des Personals sehr verdient gemacht. Im Sommer 1856 machte der Prinz auf der Dampfcorvette Danzig eine Uebungsfahrt im Mittelmeere und besichtigte hierbei die Küste des Rif, wo einige Jahre vorher ein preuß. Handelsfahrzeug geraubt worden war. Von den Rifpiraten mit Schüssen empfangen, landete er mit 65 Mann, erstürmte eine Anhöhe, mußte sich aber vor der Uebermacht und bei der Schwierigkeit des Terrains mit Verlust einiger Mannschaft auf sein Schiff zurückziehen. Bei dem

kühnen Wagniß war er selbst in den Schenkel getroffen worden. — Prinz A. ist morganatisch mit Therese Elsler (der Schwester von Fanny Elsler) vermählt, die von Friedrich Wilhelm IV. als Frau von Barnim in den Adelsstand erhoben wurde. Der einzige Sprößling dieser Ehe war der Freiherr Adalb. von Barnim, geb. 1841. Derselbe hatte sich dem Militärfache gewidmet, mußte aber wegen eines Brustleidens den Dienst verlassen und unternahm 1859 zur Herstellung seiner Gesundheit in Begleitung des Dr. Hartmann eine Reise nach Aegypten und Nubien, auf welcher er 12. Juli 1860 zu Roseres am Klimafieber starb. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise wurden von Hartmann unter dem Titel «Reise des Freiherrn A. von Barnim durch Nordostafrika» (Berl. 1863) veröffentlicht.

Adalia, die Hauptstadt des türk. Paschaliks Teke (Pamphylien) an der Südküste von Kleinasien, im Hintergrund des Golfs von A., liegt an der Mündung eines kleinen Flusses, in einer wohlbewässerten, sehr heißen, an Südfrüchten und Storax reichen Gegend, im Halbkreise und amphitheatralisch über dem kleinen, durch zwei Molen gebildeten Hafen emporgebaut. Der Ort hat enge Straßen und unansehnliche, meist aus Holz gebaute Häuser. Unter 13000 E. befinden sich etwa 3000 Griechen, die hier einen Erzbischof haben. Der Handel ist nicht unbedeutend. Namentlich betheiligt sich A. an der Ausfuhr von Bauholz, welches, aus den Wäldern des Taurus, in den südl. Küstenorten Kleinasiens aufgestapelt wird und meist nach Aegypten geht. Die Stadt hieß im Alterthum Attalia und ist von Attalus II., König von Pergamum, gegründet. Im Mittelalter wird sie Attalea, Sattalea und Setalia genannt. Zu A. schiffte sich 1148 König Ludwig VII. von Frankreich mit seinen Edeln nach Antiochia ein, während die zurückgelassenen franz. Kreuzfahrer durch die Treulosigkeit der Griechen meist schmählich umkamen.

Adam (d. h. hebr. der Mensch) und **Eva** (hebr. Havva, d. h. das Leben, die Mutter alles Lebens) sind nach der Tradition der Hebräer das erste Menschenpaar auf Erden und die Stammältern des ganzen Menschengeschlechts. In dem 1. Buch Mosis ist uns eine doppelte Mythe von der Schöpfung der ersten Menschen erhalten. In der ältern einfachern Darstellung (1,26—30) wird erzählt, daß Gott am sechsten Tage den Menschen, Mann und Weib, nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, als Herrscher über alles, was auf Erden lebt und webt. Die zweite, unstreitig jüngere Erzählung (Kap. 2 und 3) gehört zu den schönsten und bedeutungsvollsten Mythen des hebr. Volks. Nachdem die Erde mit Bäumen und Pflanzen bewachsen war, bildete Gott den Menschen (hebr. adam) aus Erde (hebr. adama), blies ihm lebendigen Odem ein und setzte ihn in einen schönen Baumgarten im Lande Eden. In der Mitte dieses Gartens befanden sich zwei Bäume, der Baum des Lebens, d. i. des längern, gottgleichen Lebens der Unsterblichkeit, und der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, d. i. der weisern, gottgleichen Einsicht im Gegensatz der kindlichen Unschuld. Von letzterm Baume zu essen, ward dem Menschen bei Strafe des Todes verboten. Darauf schuf Gott die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels, und führte sie zu A., der ihnen Namen beilegte. Aber der Mensch war noch allein. Da ließ Gott einen tiefen Schlaf auf A. fallen und nahm eine seiner Rippen und bildete daraus das Weib, und führte sie zu A., der sie Männin (hebr. ischa) nannte, als vom Manne (hebr. isch) entsprossen. Beide aber waren nackt und schämten sich nicht. Von der listigen Schlange verführt, aß das Weib von dem Baume der Erkenntniß, und gab davon auch ihrem Manne. Die Folge des Genusses der verbotenen Frucht zeigte sich sogleich in dem Verluste der kindlichen Unschuld und dem entstehenden Gefühl der Schamhaftigkeit; sie schämten sich ihrer Nacktheit und machten sich Schürzen von Feigenblättern. Zugleich erwachte das böse Gewissen, und sie verbargen sich vor Gott. Gott bestrafte sie nun, indem er dem Weibe bestimmte, sie solle mit Schmerzen Kinder gebären und dem Manne unterthan sein, der Mann aber solle im Schweiße seines Antlitzes die Erde bebauen, die um seiner Schuld willen nicht mehr freiwillig ihre Gaben bringen würde, bis er, vom Staube genommen, zum Staube zurückkehren werde. A. nannte von nun an sein Weib Eva. Damit der Mensch nicht etwa auch vom Baume der Unsterblichkeit esse, verjagte ihn Gott aus dem Garten Eden, dessen Pforten durch Cherubs bewacht wurden. Außerhalb des Paradieses zeugten A. und Eva zuerst drei Söhne: Kain, Abel und Seth, dann andere Söhne und Töchter, worauf A., 930 J. alt, starb. Nach der einen Ueberlieferung (Kap. 4) stammt das spätere Menschengeschlecht von Kain ab, nach einer andern (Kap. 5) von Seth. Einer jüd. Sage zufolge liegt A. in Hebron neben den Patriarchen begraben, während eine christl. Sage ihn auf Golgatha ruhen läßt.

Die spätern jüd. Schriftsteller im Talmud haben die einfach erhabene Erzählung des Alten Testaments geschmacklos erweitert. Nach ihnen hat Gott den A. aus dem Staube der gesammten

Erde als Mannweib geschaffen; sein Haupt reichte bis zum Himmel und der Glanz seines Angesichts übertraf die Sonne. Ihn fürchteten selbst die Engel des Himmels, und alle Geschöpfe eilten, ihn anzubeten. Da ließ der Herr, um vor den Engeln seine Macht zu beweisen, auf A. einen Schlaf fallen und nahm von allen Gliedern desselben etwas hinweg, und befahl beim Erwachen dem A., die abgenommenen Theile auf dem Erdboden zu zerstreuen, damit die ganze Erde von seinem Samen bewohnt werde. A. verlor dadurch seine Größe, allein seine Vollkommenheit blieb. Und Gott schuf dem A. ein Weib, die Lilith (d. i. Nachtgespenst), die Mutter der Dämonen; doch sie entfloh durch die Luft, und der Herr schuf ihm aus seiner Rippe die Eva. Im schönsten Schmucke führte Gott sie dem A. zu, und Engel stiegen vom Himmel herab, spielten auf himmlischen Instrumenten, und Sonne, Mond und Sterne tanzten den Reihen. Gott selbst segnete das Paar und gab ihnen ein Mahl auf einem Tische von Edelgestein, wobei Engel die köstlichsten Speisen bereiteten. Die Herrlichkeit des A. reizte die Engel zum Neid, und dem Seraph Sammael gelang die Verführung. Das glückliche Paar ward aus dem Paradiese in den Ort der Finsterniß verstoßen und wanderte nach und nach durch die Erden bis zur siebenten, Tebhel, die wir jetzt bewohnen. — Nach dem Koran bereitete Gott den Körper seines Statthalters auf Erden aus trockenem Thon und den Geist aus reinem Feuer. Alle Engel bezeugten dem neuen Geschöpf ihre Ehrfurcht, nur Eblis nicht, der deshalb aus dem Paradiese verstoßen wurde, das nun A. erhielt. Im Paradiese ward Eva erschaffen. Aus Rache verführte Eblis die Menschen, und sie wurden auf die Erde herabgestürzt. Des reuigen A. erbarmte sich Gott und ließ ihn in einem Gezelte an der Stelle, wo dann der Tempel zu Mekka errichtet ward, durch den Erzengel Gabriel die göttlichen Gebote lehren, die A. treu befolgte, worauf er auf dem Gebirge Arafat nach 200 Jahren die Gattin wiederfand. Nach seinem Tode wurde er auf dem Berge Abukais bei Mekka begraben. Die spätern Sagen der Juden und Mohammedaner finden sich am ausführlichsten in Eisenmenger's «Entdecktes Judenthum» (Frankf. 1700) und in Herbelot's «Bibliothèque orientale».

Im Neuen Testament wird A. als Urheber der Sünde und des Todes angeführt (Röm. 5, 14) und ihm Christus als der zweite Adam, als der Urheber des Lebens und der Unsterblichkeit entgegengesetzt. In dem Emanationssystem der christl. Gnostiker und Manichäer sowie in der Gnosis der Zabier (Mandäer) gilt A. als einer der ersten und heiligsten Aeonen. In der christl. Kunst des Mittelalters haben A. und Eva im Paradiese sowie der Apfelbaum als Symbol der Erbsünde häufig Anwendung gefunden. Gemeiniglich werden A. und Eva nackt, mit Feigenblättern umgürtet, neben dem Baume der Erkenntniß dargestellt. Namentlich finden sich diese Figuren als stehende Verzierungen auf den Taufbecken von Messing und Silber aus dem 14. und 15. Jahrh. In dem sogenannten Paradiese (der Vorhalle vor dem Hauptportal) größerer goth. Kirchen werden A. und Eva in gleicher Weise mit oder ohne Baum der Erkenntniß abgebildet. Dagegen sind öfter an der Außenseite des Chors A. und Eva, ersterer ackernd, letztere spinnend, mit einem Kinde angebracht. In der Literatur des Mittelalters ist die Geschichte A.'s und Eva's oder des Sündenfalls schon frühzeitig, wie namentlich in Frankreich, als Stoff zu Mysterien und andern Dichtungen benutzt worden. Die ältere christl. Literatur kennt auch sogenannte Adambücher, von denen das der Aethiopier am bekanntesten ist (deutsch von Dillmann, Gött. 1853). Dasselbe gibt eine phantasievolle Ausmalung des Lebens und der Verhältnisse der ersten Menschen unter Einflechtung dogmatischer Ansichten vom Urzustande, vom Falle und von der Erlösung, an welche sich die weitere Geschichte der Menschen zunächst bis auf Noah's Tod und dann in chronikenartiger Darstellung bis auf Christi Geburt anschließt.

Adam von Bremen, Domherr und Scholasticus oder Magister scholarum daselbst, kam, wahrscheinlich von Erzbischof Adalbert aus Obersachsen berufen, 1067 nach Bremen, wo er um 1076 starb. Er schrieb hier unter dem Titel «Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum» (sonst «Historia ecclesiastica» genannt) meist nach Urkunden und alten Aufzeichnungen eine Geschichte des Erzbisthums Hamburg von 788 bis zum Tode des Erzbischofs Adalbert (1072), die zugleich werthvolle Beiträge zur Geschichte der nordischen Reiche und besonders der nordslawischen Völker enthält. A. verdankte diese Nachrichten theilweise den mündlichen Mittheilungen des dän. Königs Svend Estrithson, den er bald nach seiner Ankunft in Bremen auf einer seiner Missionsreisen besuchte. Das dem Erzbischof Liemar (1072—1101) gewidmete Werk ist die einzige bedeutende Quelle aus jener Zeit für die Geschichte des Nordens und schon deshalb von großer Wichtigkeit. Außerdem empfiehlt es sich durch richtige Auffassung der Berichte, durch lichtvolle Darstellung und eine den Alten nicht ohne Glück nachgebildete Sprache.

Das Werk wurde nach einer von Bartholin im Kloster Soröe aufgefundenen Handschrift zuerst von Andr. Sever. Vellejus (Vedel) herausgegeben (Kopenh. 1579), am besten jedoch, unter Benutzung anderer inzwischen bekannt gewordener Handschriften, von Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 9). Letztere Recension hat Laurent seiner deutschen Uebertragung (Berl. 1850) zu Grunde gelegt. Werthvoll ist auch A.'s Schrift: «De situ Daniae et reliquarum quae trans Daniam sunt regionum natura» (Stockh. 1615; Leyden 1629). Vgl. Asmussen, «De fontibus Adami Bremensis» (Kiel 1834).

Adam de la Hale, genannt le bossu d'Arras, Dichter und Componist (Trouvère) des 13. Jahrh., wurde um 1240 zu Arras geboren und in der Abtei Vauxelles bei Cambray wissenschaftlich erzogen. Er trat sodann in den geistlichen Stand, verließ aber denselben wieder und vermählte sich. Später trennte er sich von seiner Frau, wandte sich nach Paris und schloß sich an Robert II., Grafen von Artois, mit welchem er sich 1282 nach Neapel begab, wo er um 1287 starb. In den pariser Bibliotheken finden sich noch eine Menge Chansons und Liederspiele von ihm. Von großer Wichtigkeit für die Geschichte der Musik ist die Thatsache, daß er zuerst auf freiere Weise mehrstimmig zu schreiben versuchte. Nach der Harmonielehre jener Zeit wagte man in mehrstimmigen Sätzen keine andern Harmonien anzuwenden als ununterbrochene Reihen von Quinten, Quarten und Octaven, wie es Guido von Arezzo und dessen Nachfolger vorgeschrieben. A. hält sich zwar im allgemeinen auch noch an diese Regeln, aber er untermischt sie mit Gegenbewegungen und andern harmonischen Combinationen. Als besondere Merkwürdigkeit seiner Motetten muß auch gelten, daß er in die Baßstimme den Cantus firmus mit lat. Worten setzt, und darüber eine oder zwei andere Stimmen im verzierten Contrapunkt, welche in franz. Worten chansons d'amour singen. Eins seiner bis dahin unbekannten Werke: «Le jeu de Robin et de Marion», gewiß die älteste komische Oper, ward 1822 zum ersten mal in Paris von der Gesellschaft der Bibliophilen herausgegeben. In diesem Stücke spielen 11 Personen; es ist eingetheilt in Scenen, und der Dialog wird unterbrochen durch Singstücke. Proben von A.'s Setzart finden sich in Kiesewetter's «Geschichte der neuern Musik» (2. Aufl., Lpz. 1846).

Adam (Adolphe Charl.), beliebter franz. Componist, geb. 24. Juli 1803 zu Paris, trat 1817, nachdem er das Lycée Napoléon besucht und einigen vorbereitenden Musikunterricht erhalten, ins Conservatorium, wo Reicha in der Harmonielehre und im Contrapunkte, Boieldieu in der Composition seine Lehrer wurden. Mit einem zweiten Compositionspreise gekrönt, verließ er das Institut und wurde später Accompagnateur am Gymnase-Theater, für welches er verschiedene Vaudevillemusiken componirte. In derselben Zeit fertigte er auch viele Phantasien und Variationen über Motive aus den damals beliebtesten Opern. Sein erstes Werk von einiger Bedeutung war die einactige Oper «Pierre et Catherine», welche 1829 aufgeführt wurde und Erfolg hatte. Das Jahr darauf folgte die größere, «Danilowa», an die sich bis 1835 etwa ein Dutzend größere und kleinere Opern schlossen, von denen «Le proscrit» (1833) und «Le châlet» (1834) wol die hervorragendsten sind. Die rechte Begründung und Befestigung fand A.'s Ruf erst durch den «Postillon de Longjumeau», welche Oper 1836 mit ungemeinem Beifall aufgeführt und auch außerhalb Frankreichs viel verbreitet wurde. Ueberhaupt ist dieselbe als seine beste Production anzusehen. In die Zeit von 1836—46 fallen 10 Opern, darunter «Le fidèle berger» (1838), «Le brasseur de Preston» (1838), «La reine d'un jour» (1839), «Le roi d'Yvetot» (1842), «Richard en Palestine» (1844), und verschiedene Ballets, unter denen besonders «La jolie fille de Gand» (1839) und «Giselle» (1841) nette Sachen enthalten. 1847 errichtete er selbst zu Paris das Théâtre National, hauptsächlich um jüngern Componisten Gelegenheit zu geben, ihre Opern auf die Scene gelangen zu sehen. Dem Unternehmen wurde aber schon 1848 durch die Februarrevolution ein Ende gemacht, und A. verlor sein ganzes erspartes Vermögen. Ein nur magerer Ersatz für diesen Verlust wurde ihm durch die Ertheilung einer Compositionsprofessur am Conservatorium. Neben dieser Stellung beschäftigte er sich auch eine Zeit lang mit musikalischer Kritik für verschiedene pariser Blätter. Mit dem «Toréador» betrat A. 1849 wieder die Bühne der komischen Oper, ließ noch 14 größere und kleinere Opern (darunter 1850 mit dem meisten Erfolg «Giralda, ou la nouvelle Psyché») und verschiedene Ballets (z. B. «Le Corsaire», «Orfa») nachfolgen, bis er 3. Mai 1856 zu Paris starb. Seit 1836 war er Ritter der Ehrenlegion und seit 1844 Mitglied der Akademie. A.'s Talent ist im ganzen ein sehr liebenswürdiges, und in vielen seiner Hervorbringungen entfaltet er Frische und Feinheit. Daneben läuft aber oft viel Oberflächliches und Triviales mit unter, und die Flüchtigkeit des Arbeitens

macht sich gar zu sehr bemerkbar. — A. (Louis), der Vater des vorigen, bekannt als ausgezeichneter Klavierlehrer, war 3. Dec. 1758 zu Miettersholz am Niederrhein geboren. Er genoß wenig Unterricht, aber Talent und eifriges Studium der Werke Händel's, Bach's, Clementi's und Mozart's brachten ihn auf die Höhe der Kunstbildung. 17 J. alt, ging er nach Paris, wo er sich so auszeichnete, daß er 1797 zum Professor am Conservatorium ernannt wurde. Unter seine Schüler gehören Kalkbrenner, Chaulieu, Herold und viele andere Namen von gutem Klang. A. starb 11. April 1848, nachdem er 1843 seine Professur niedergelegt hatte. Aus seinen vielen tüchtigen Werken ist besonders hervorzuheben: «Méthode de pianoforte du Conservatoire de Paris» (3 Thle., deutsch von Czerny, Wien 1826).

Adam (Albr.), einer der ausgezeichnetsten Thier- und Schlachtenmaler der neuern Zeit, wurde 16. April 1786 zu Nördlingen geboren. Von seinem Vater, einem Conditor, zu gleichem Gewerbe bestimmt, entwickelte er schon früh große Neigung und bedeutendes Talent für die Kunst. 1804 kam er nach Nürnberg, wo er sich völlig für den künstlerischen Beruf entschied, und 1807 nach München, wo er fortan seinen Aufenthalt nahm und einflußreiche Gönner fand. 1809 begleitete er den Grafen von Frohberg-Montjois auf den Feldzügen gegen Oesterreich. Die militärischen Darstellungen, zu denen ihm dieses Verhältniß reichlichen Stoff gab, fanden allgemeinen Beifall, und veranlaßten endlich den Vicekönig Eugen von Italien, A. in seine Dienste zu nehmen. Er lebte nun einige Jahre in Italien den Studien und dem Genuß der Kunst, bis er 1812 dem Prinzen Eugen auf dem Feldzuge nach Rußland folgte. Hier verweilte er 14 Tage hindurch in dem brennenden Moskau. Im Dec. desselben Jahres kehrte er unter großen Gefahren und Beschwerden nach München zurück, ging aber im Gefolge des Vicekönigs nach Italien, wo er bis 1815 verweilte. Nach dem Frieden zeichnete er für seinen Gönner eine Sammlung von 85 Blättern, ein Tagebuch gleichsam der erlebten Kriegsscenen (jetzt in der Galerie Leuchtenberg in Petersburg), und fertigte eine Reihe von Schlachtgemälden, welche sämmtlich Scenen aus den Feldzügen darstellen, denen er beigewohnt. Auch veröffentlichte er ein großes lithographisches Prachtwerk (120 Blätter) unter dem Titel «Voyage pittoresque militaire». Eine bedeutende Anzahl der besten Werke A.'s aus den J. 1817—24 erwarb König Maximilian I. von Baiern, der seinen Arbeiten eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Als aber sowol dieser Gönner wie auch der Herzog von Leuchtenberg gestorben, ging A. nach Würtemberg. Hier malte er unter anderm den König Wilhelm zu Pferde, namentlich aber eine ganze Reihe von Bildnissen arab. Rosse aus dem königl. Marstall. Seinem Lieblingsthiere zu Gefallen machte der Künstler auch eine Reise nach dem pferdereichen Mecklenburg und Holstein. Sonst blieb München sein ständiger Aufenthalt. Im Auftrage von König Ludwig malte A. 1835 für das Banketzimmer des Saalbaues der neuen Residenz die Schlacht an der Moskwa. In den J. 1848 und 1849 wohnte er unter Radetzky dem Feldzuge gegen Piemont bei, und zwar in Begleitung seines dritten Sohnes Eugen. Zwei Schlachten aus dieser Zeit, die von Novara und Custozza, schilderte er für die neue Pinakothek, welche Sammlung auch von ihm die später entstandene Erstürmung der Düppler Schanzen besitzt. Seine letzte Arbeit, zugleich eine seiner größten, war die Darstellung der Schlacht bei Zorndorf (für das Maximilianeum), welche er kurz vor seinem Tode vollendete. A. starb 28. Aug. 1862. Auch der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und der Baron von Rothschild in Paris besitzen bedeutende Gemälde von seiner Hand. In A.'s Werken vereinigt sich Leben und Ausdruck mit seltener Klarheit und künstlerischer Gemessenheit. Besonders als Pferdemaler ist er bisjetzt von keinem Zeitgenossen erreicht. In seinen Schlachtenbildern weiß er den Vorgrund mit den mannichfachsten Episoden und trefflich in Handlung gesetzten Gruppen der siegenden Partei zu beleben, während tief in das Bild hinein der Gang der Schlacht wie auf einem Schachbret ausgebreitet liegt. Von seinen 10 Kindern haben sich unter seiner Leitung vier mit Erfolg der Kunst gewidmet. — Benno A., geb. zu München 15. Juli 1812, ist Thiermaler und trat mit seinen Arbeiten zuerst 1834 hervor. Er weiß die verschiedenen Thiergattungen, jede in ihren Eigenthümlichkeiten, scharf zu erfassen und lebenswahr hinzustellen. Besonders hat er aus der Hundewelt treffliche und mitunter ergötzliche Charakteristiken geliefert. Eine Hirschhetzjagd von ihm ist in die Sammlung der Neuen Pinakothek in München aufgenommen. Franz A., der zweite Sohn, wurde 1815 zu Mailand geboren und ergriff specieller als Benno das Fach des Vaters, indem er sich auch kriegerischen Darstellungen zuwandte. 1857 malte er das kolossale Reiterporträt des Kaisers Franz Joseph für das Zeughaus in Wien und bald darauf als Gegenstück das Porträt des Feldmarschalls Radetzky. Seit seiner Rückkehr aus dem ital. Feldzuge von 1859, dem er im Gefolge Franz Joseph's beiwohnte, beschäftigte er sich fast

ausschließlich mit Pferdebildern, die er in großer Mannichfaltigkeit und mit vieler Eleganz ausführt. Eugen A., geb. 1817, hat sich mehr dem Genrefache gewidmet und liefert sehr ansprechende Stücke, besonders aus dem Lagerleben. Der jüngste Sohn, Julius A., geb. 1821, zeichnet mit Gewandtheit auf Stein und besitzt eine treffliche Steindruckerei in München. Gemeinschaftlich haben die A.'s das lithographische Prachtwerk «Erinnerungen an die Feldzüge der österr. Armee in Italien in den J. 1848 und 1849» herausgegeben, in welchem einige Blätter vom Vater herrühren, der größte Theil aber von Eugen und Franz gezeichnet ist, während der letztere allein mit Meisterschaft die Uebertragung auf Stein besorgt hat.

Adam (Victor), franz. Lithograph und Maler, Sohn eines Kupferstechers, wurde zu Paris im Febr. 1801 geboren. Nach Vollendung seiner Studien auf der Kunstschule und in den Malerwerkstätten erwarb er sich in der Ausstellung von 1819 durch eine Erminia, die sich des verwundeten Tankred annimmt, Lob und Aufträge. Dem Geschmack der Restaurationszeit huldigend, wählte er zunächst Stoffe aus der ältern franz. Geschichte, besonders volksthümliche Züge aus dem Leben Heinrich's IV., die aber eine sehr nüchterne Auffassung zeigten. Besser gelangen ihm alsdann die Darstellungen von Scenen aus der Revolution und den Napoleonischen Feldzügen, die ihn bis 1838 ausschließlich beschäftigten, und von denen die bedeutendsten in der Galerie zu Versailles aufbewahrt werden. Seine weitere Kunstthätigkeit beschränkte sich auf die Lithographie. A. ward seitdem von dem Vignettenwesen, dem Feuilletonsgenre der Kunst, so rastlos in Anspruch genommen, daß er in dieser Verflachung der Kunst seine Kräfte vergeudete. Seine gedruckten Blätter im Kupferstichcabinet der kaiserl. Bibliothek zu Paris füllen 24 Foliobände. Die Anzahl von Steinen, auf die er seine sich über alle möglichen Gegenstände verbreitenden Compositionen gezeichnet hat, ist außerordentlich groß, und lange Jahre war er der Liebling des Bilderbücherpublikums. Seitdem die Photographie in Aufnahme gekommen, haben jedoch seine Lithographien, an die man den höhern ästhetischen Maßstab nicht legen darf, eigentlich nur noch einen kunstgeschichtlichen Werth. Sein Sohn, Alfred Albert A., geb. zu Paris 1825, betreibt ebenfalls die Lithographie und hat auch an den Arbeiten des Vaters mitgeholfen.

Adamáua oder Fumbina, eins der schönsten Länder des innern Sudan in Centralafrika, im SO. von Haussa oder Sokoto, im S. von Bornu, im SW. von Baghirmi gelegen, umfaßt etwa 2400 Q.-M. und wurde zuerst von H. Barth 1851 betreten. Es ist im ganzen eine wellige Ebene von 800—1500 F. Meereshöhe, von einzelnen Höhenzügen, Felskämmen und isolirt emporsteigenden Kegelbergen unterbrochen. Unter den letztern steigt im N. der schon von Denham 1821 erblickte, fast thurmartig geformte Mendif (Mindif) 5500 F. auf und ist als Landmarke weithin in Centralafrika bekannt. Im Südwesten erhebt sich, 7 M. in SSO. der Stadt Jola, der Alantika bis zu 8000 F. Das Land wird von SO. gegen NW. von dem Binué (Benué) oder Tschadda, dem größten Nebenfluß des Kwara oder Niger, durchflossen und durch diesen und dessen Zuflüsse, den Kebbi im NO. und den Faro im W., reichlich bewässert. Fast das ganze Land ist von einem dichten Walde bedeckt, der hauptsächlich aus Mimosen, Baobab, Giraffenakazien, Schihbäumen u. s. w. besteht und, von großen Sumpfflächen und kleinen Bächen durchzogen, einen Lieblingsaufenthalt der Elefanten bildet. In dem Walde liegen die Wohnungen der Bevölkerung zerstreut. Im O. zieht sich ein weites, grünes Wiesenland bis zu einem 2500 F. hohen Bergzug mit dem 3000 F. hohen Magar. Der nördl. Theil bietet eine beständige Abwechselung von Kornfeldern, Weideland und Wald, von parkähnlichen Ebenen, isolirten kleinen Bergen und bis 3000 F. hohen Höhenzügen. Das Land gilt als eine Provinz des Fellatareichs Haussa, steht aber unter einem fast unabhängigen Statthalter, der sich sogar Sultan nennt. Es ist zusammengeschmolzen aus einer Menge kleiner heidnischer Negerreiche, die den Gesammtnamen Fumbina führten. Die Bewohner des Landes, unter denen der Stamm der Batta der bedeutendste, sind sehr intelligent und industriös, von gelblichrother Hautfarbe und schöner Körperbildung. Die mohammed. Fellata oder Fulbe haben sie indeß nur zum Theil zu unterwerfen vermocht, und namentlich ist die Bevölkerung der gebirgigen Landschaften noch unabhängig und heidnisch (Kerdies). Die Hauptstadt Jola oder Yola, unter 8° 27′ nördl. Br. und 29° 50′ östl. L. gelegen, ist ein offener Ort neuen Ursprungs, der 12000 E. zählt. In den bedeutenden Dörfern, welche die Stadt umgeben, wird der Boden durch Sklaven bestellt. Die Fulbe haben hier die Sklaverei eingeführt, und die reichen Eigenthümer zählen ihre Sklaven zu Tausenden.

Adamberger (Maria Anna) auch Nanny Jacquet, eine der vorzüglichsten deutschen Schauspielerinnen, geb. 1752 in Wien, die Tochter des Hofschauspielers Jacquet, betrat schon im

Kindesalter mit ihrer Schwester Katharina, welche zeitig starb, die Bühne. Nach einigen Versuchen im tragischen Fache widmete sie sich dem Naiven und spielte die Rollen dieses Faches mit einer bewundernswürdigen Vollendung. Später trat sie in das ältere Charakterfach über. Sie hatte nie in Büchern studirt, aber ihr glücklicher Genius ließ sie die Natur mit einem sichern Gefühl beobachten. Seit 1781 war sie mit dem Hofsänger A. vermählt. Im Febr. 1804 betrat sie zum letzten mal die Bühne und starb noch im Herbst desselben Jahres. Ihre talentvolle Tochter, Antonie, geb. 31. Dec. 1790 in Wien, folgte gleichfalls der theatralischen Laufbahn, nachdem sie sich unter der Leitung des Dichters Collin für diesen Beruf ausgebildet. Seit 1807 glänzte sie in tragischen Rollen und war eine Zierde des Burgtheaters. Im Hause ihrer Freundin Karoline Pichler lernte sie Theodor Körner kennen, der sich mit ihr verlobte. Nach dem Heldentode Körner's verließ sie die Bühne und vermählte sich im Juni 1817 mit einem Offizier der österr.-deutschen Legion, dem spätern Regierungsrath und Custos des k. k. Münz- und Antikencabinets Joseph Arneth. Die Kaiserin Karoline Auguste wählte sie 1820 zu ihrer Vorleserin und ernannte sie 1832 zur Vorsteherin des Karolinenstifts, eines Instituts zur Erziehung weiblicher Soldatenkinder.

Adamiten oder Adamianer nannte man eine kirchliche Sekte gnostischer Richtung im 2. Jahrh., die durch Enthaltsamkeit von sinnlichen Lüsten den Stand der Unschuld vor dem Sündenfall zurückrufen wollte. Sie verwarf darum die Ehe und ging zur Uebung der Enthaltsamkeit nackend. Einmal in den Stand der Unschuld versetzt, soll für sie der Grundsatz gegolten haben, daß jede Handlung gleichgültig, also weder gut noch böse sei. Das zügelloseste Treiben war die Folge dieser Lehre. — A., Picarden oder Brüder des freien Geistes heißt auch eine Sekte wilder Schwärmer, die seit dem 15. Jahrh. in Böhmen und Mähren auftrat, doch durchaus in keiner Beziehung zu den Hussiten stand. Stifter der Sekte soll ein Franzose Picard gewesen sein, der gegen 1400, unter großem Zulauf von Männern und Weibern, durch Holland und das nördl. Deutschland bis nach Mähren drang. Picard nannte sich Adam, den Sohn Gottes, verwarf die kath. Abendmahlslehre, das Priesterthum, und lehrte die völlige und willkürlichste Gemeinschaft der Weiber. Nachdem Picard in Mähren gestorben, verbreitete sich die Sekte besonders in Böhmen, wo sie sich inmitten der hussitischen Wirren festzusetzen suchte. Ihre Häupter waren: ein ehemaliger Schmied Rohan, der sich auch «Gott» nannte, Morowetz, Strauß, Konisch, Loquis u. s. w. Auf einer kleinen Insel, die das Flüßchen Luschnitz (Nebenfluß der Moldau im ehemaligen bechiner Kreise) bildet, bauten sie sich eine Festung, in der sie ihr Unwesen trieben, und von wo aus sie die Gegend verheerten. Sowol die Hussiten wie die Katholiken verabscheuten diese Schwärmer. Ziska begann ihre Verfolgung, schlachtete und verbrannte ganze Scharen von ihnen, und eroberte 1421 auch die Insel. Mit ungemeinem Muthe gingen sie in den Tod; doch konnten sie nicht ausgerottet werden, und die Spuren ihres Daseins traten immer wieder hervor. Besonders zahlreich zeigten sie sich stets im chrudimer Kreise, auf den Herrschaften Richenburg, Leutomischl, Landskron, Chrausowitz. Als die österr. Verfassung von 1849 die Religionsfreiheit aussprach, wagte sich die Sekte einigermaßen wieder ans Licht und suchte, namentlich im Dorfe Stradoun, Proselyten zu machen. Nach den officiellen Untersuchungen, die damals angestellt wurden, soll ihr Glaube und Leben aus einem Gemisch von Freigeisterei, Quietismus und Communismus bestehen. Die Mitglieder der Sekte sind nur Czechen, dem Handwerker- oder Bauernstande angehörig. Männer wie Frauen beweisen sich im bürgerlichen Leben sehr thätig, sauber, schweigsam, überhaupt tadellos. In nächtlichen Zusammenkünften, die sie entkleidet halten, sollen sie jedoch weder Ehe noch Verwandtschaft beachten. Die religiöse Verirrung der sogenannten Adamiterei ist übrigens, wenn auch unter verschiedenen Formen und Beschönigungen, zu allen Zeiten vorgekommen.

Adams (John), einer der ersten Begründer der amerik. Freiheit und zweiter Präsident der Vereinigten Staaten, 1797—1801, wurde aus einer Puritanerfamilie, die gegen 1640 aus England nach Massachusetts auswanderte, 19. Oct. 1735 zu Braintree geboren. Vor der Revolution zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Einige Aufsätze, die er zu Anfang der Streitigkeiten mit England in einer bostoner Zeitung veröffentlichte, und welche 1768 in London unter dem Titel «Essay on the canon and feudal law» abgedruckt wurden, machten ihn zuerst in weitern Kreisen bekannt. 1774 von Massachusetts in den Congreß gewählt, nahm er an den Berathungen den thätigsten Antheil, beförderte die Ernennung Washington's zum Oberbefehlshaber und trug wesentlich zur Durchführung der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 bei. 1778 ging er als Bevollmächtigter des Congresses nach Frankreich, fand aber bei seiner Ankunft in Paris das Bündniß durch Franklin, mit dem er übrigens nicht auf

dem besten Fuße stand, bereits abgeschlossen. Nach seiner Rückkehr ward er vom Staate Massachusetts zum Mitgliede des Ausschusses erwählt, der das neue Grundgesetz entwerfen sollte. Bald nachher schickte ihn der Congreß wieder nach Europa, um Friedensunterhandlungen mit England anzuknüpfen. Er kam Ende 1779 in Paris an, wo ihm aber die Doppelzüngigkeit des franz. Cabinets, seine Abneigung gegen Frankreich und seine Eifersucht gegen Franklin viele Schwierigkeiten in den Weg legten. Im Juli 1780 ging er als Gesandter nach Holland, und hier wußte er sowol durch geschickte Unterhandlungen als durch geistreiche Aufsätze in Blättern die Regierung und die öffentliche Meinung für sein Vaterland zu gewinnen. Mit Oct. 1782 wandte er sich abermals nach Paris, um in Verbindung mit Franklin, Jay, Jefferson und Laurens den Frieden mit England abzuschließen. Als der erste Gesandte der Union kam er im Mai 1785 nach London. Georg III., welcher wußte, daß A. den Franzosen nicht hold war, bemerkte ihm, er freue sich, einen Gesandten zu empfangen, der kein Vorurtheil für Frankreich, den natürlichen Feind seiner Krone, habe. «Ich habe nur für mein Vaterland ein Vorurtheil», erwiderte A. In London gab er die «Defence of the constitution and government of the United States» (3 Bde., 1787) heraus. Nach seiner Rückkehr nach Amerika 1788 beförderte er mit Alex. Hamilton und andern Anhängern der föderalistischen Partei die Veränderungen der Verfassung, welche auf Befestigung des Ansehens des Congresses den einzelnen Staaten der Union gegenüber ausgingen. Mit der Einführung der neuen Verfassung wurde A. zum Vicepräsidenten der Union erwählt und, als Washington sich 1797 zurückzog, zum Präsidenten. Hatte er sich schon früher unter der demokratischen Partei Feinde gemacht, so ward er durch die Maßregeln, die er der franz. Republik gegenüber zur Erhaltung der Neutralität ergriff, durch die von ihm erlassene Fremden- und Aufruhracte und durch seine angebliche Hinneigung zu monarchischen Grundsätzen noch unbeliebter. Als 1801 die Zeit seiner Amtsdauer verflossen war, siegte Jefferson bei der Wahl durch die Entscheidung Einer Stimme. A. zog sich auf sein Landgut Quincy zurück, wo er sich vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Noch 1820, in hohem Alter, war er als Mitglied des Ausschusses thätig, welcher zur Durchsicht der Verfassung des Staates Massachusetts erwählt worden. A. starb im Besitz eines ansehnlichen Vermögens und mit Hinterlassung von zahlreichen Kindern und Enkeln zu Quincy 4. Juli 1826, an demselben Tage, an welchem 50 Jahre früher die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten erfolgt war. Seine sämmtlichen Werke wurden nebst einer Schilderung seines Lebens («Life and works of John A.», 10 Bde., Boston und Neuyork 1851—56) von seinem Enkel Charles Francis A. publicirt, der schon früher die Reisebriefe an seine Frau («Lettres addressed to his wife», 2 Bde., Boston 1842) veröffentlicht hatte.

Adams (John Quincy), der sechste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1825—29, der Sohn des vorigen, wurde in Braintree 11. Juli 1767 geboren. Er begleitete schon im Knabenalter seinen Vater zweimal nach Europa, und brachte einen großen Theil seiner Jugend zuerst in Paris, dann im Haag und zuletzt in England zu. 1788 promovirte er in Harvard-College, trat 1791 als Barrister auf und ward 1794 als Gesandter nach dem Haag, unter der Präsidentschaft seines Vaters aber 1798 nach Berlin geschickt. In dieser Stellung bereiste er 1800 Schlesien und gab in Briefen in die Heimat eine Beschreibung dieses Landes, die von seinem Bruder in einer Zeitschrift Philadelphias veröffentlicht und ins Deutsche (von Friese, Bresl. 1805) und Französische übersetzt wurde. A. theilte ganz die Ansichten seines Vaters, und sobald Jefferson 1801 zum Präsidenten gewählt war, rief ihn daher letzterer aus Berlin zurück. Er widmete sich nun abermals der Advocatur, wurde aber schon 1802 in den Senat von Massachusetts und 1803 in den Congreß gewählt. Infolge des Streits über die gegen England verhängte Embargo-Acte, die er im Gegensatz zu seinen Parteigenossen, den Föderalisten, billigte, zog er sich jedoch vom öffentlichen Leben zurück, bis ihm der Präsident Madison 1809 den Gesandtschaftsposten am russ. Hofe übertrug. Am 24. Dec. 1814 schloß er mit Gallatin und Clay den Frieden von Gent ab, wurde dann zum Gesandten in England und 1817 vom Präsidenten Monroe zum Staatssecretär oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Nach Monroe's Rücktritt erfolgte, unter einem harten Wahlkampf mit Jackson, im März 1825 die Wahl A.'s zum Präsidenten der Union. Als solcher hatte er aber beständig demokratische Majoritäten gegen sich, und obschon er sich populär zu machen suchte, indem er die Umtriebe seiner polit. Freunde bekämpfte, vermochte er doch die wachsende Partei der Demokraten nicht zu gewinnen. Außerdem that das Fehlschlagen des Congresses von Panama seinem staatsmännischen Rufe Abbruch. Wiewol es ihm gelang, Handelsverträge mit den meisten europ. und südamerik. Staaten abzuschließen, drohte doch der von ihm 1828

eingeführte neue Zolltarif die Union in ernstliche Zerwürfnisse mit England zu verwickeln. Als im März 1829 seine Amtszeit ablief, folgte ihm daher General Jackson als Präsident. A. zog sich nun auf sein Landgut Quincy in der Nähe von Boston zurück, wurde aber 1831 in das Repräsentantenhaus gewählt, wo er fortan die Partei der Abolitionisten (s. d.) vertrat und durch seine unausgesetzten Petitionen in der Sklavenangelegenheit die Emancipationsideen mächtig förderte. Den Angriffen der Südländer, die ihn mit Gewalt zum Schweigen bringen wollten, setzte er die kaltblütigste Ruhe entgegen. 1842 reichte er sogar, nur um das Petitionsrecht in abstracto aufrechtzuerhalten, eine Petition um Aufhebung der Union ein, was man ihm besonders übel nahm. A. starb zu Washington während der Congreßsitzung 23. Febr. 1848. Er war unter den amerik. Staatsmännern alter Schule der gewandteste und mit den europ. Verhältnissen vertrauteste Diplomat. Sein Leben hat Josiah Quincy («Memoir of the life of John Quincy A.», Boston 1858) beschrieben.

Adams (Charles Francis), einziger Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1807 in Boston, folgte seinem Vater nach Rußland und England, studirte die Rechtswissenschaft und habilitirte sich 1828 als Barrister in Boston. Bald darauf heirathete er eine Tochter des Millionärs Brooks und widmete von nun an einen großen Theil seiner Zeit literarischen Beschäftigungen, besonders aber der Herausgabe der von seinem Vater und Großvater hinterlassenen Papiere und Correspondenzen. Doch ließ er sich 1831 in das Repräsentantenhaus und 1834 in den Senat von Massachusetts wählen und wurde 1848 von den Freibodenmännern als Candidat für die Vicepräsidentschaft der Vereinigten Staaten aufgestellt. 1859 kam er als Congreßmitglied für Massachusetts nach Washington und erhielt im März 1861 von Lincoln den in seiner Familie gleichsam erblich gewordenen Posten eines Gesandten in England.

Adams (John Couch), engl. Astronom, wurde 5. Juni 1819 zu Laneast bei Launceston in Cornwall von armen Aeltern geboren. Zum Landmann bestimmt, zeigte er frühzeitig Neigung zu ernsten Studien, namentlich zur Mathematik, und fand Mittel, die Universität Cambridge zu besuchen, wo er 1841 promovirte. Um dieselbe Zeit begann er die Untersuchung der Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Planeten Uranus, die er von 1844—46 fortsetzte, und die ihn von der Existenz eines andern, von der Sonne noch entferntern Planeten überzeugte, welcher diese Störungen verursachte. A. theilte seine Resultate dem Professor Challis und dieser dem königl. Astronomen Airy mit, der sie aber nicht eher berücksichtigte, als bis der fragliche Planet schon durch Galle in Berlin nach den Anweisungen Leverrier's entdeckt worden war. Letzterer hatte durch ähnliche Berechnungen, unabhängig von A., dieselbe Entdeckung gemacht. Ueber die Priorität derselben erhob sich zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs ein Streit, der besonders von Arago mit Heftigkeit geführt und schließlich zu Gunsten Leverrier's entschieden wurde. Das wissenschaftliche Verdienst A.'s blieb jedoch ungeschmälert, und nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch als Tutor an der Universität Cambridge gewirkt, ward er 1858 zum Professor der Astronomie ernannt. Geschrieben hat A. wenig; seine Abhandlungen befinden sich meist in den Memoiren der Astronomischen Gesellschaft in London. Der Aufsatz über die Perturbationen des Uranus, den er 1847 als Manuscript drucken ließ, wurde später unter dem Titel «The observed irregularities in the motion of Uranus» in dem «Nautical Almanack» für 1851 veröffentlicht.

Adams (Robert), der berühmteste brit. Architekt des vorigen Jahrhunderts, geb. 1728 zu Edinburgh als Sohn William A.'s, eines Baumeisters von Verdienst, erhielt seine Bildung auf der Universität, ward aber von dem Vater, der ihn zu seiner Kunst heranbilden wollte, 1754 nach Italien geschickt, um daselbst die architektonischen Reste des Alterthums zu studiren. Von Forschungseifer getrieben, wandte er sich von Italien aus nach Dalmatien. Hier untersuchte er die Ruinen des Palastes des Diocletian bei Spalatro und bewirkte mit dem Baumeister Clérisseau und dem Zeichner Zucchi deren Aufnahme. Später gab er darüber das Prachtwerk «The ruins of the palace of emperor Diocletian at Spalatro» (Lond. 1764, mit 71 Kupfern) heraus. Nach seiner Rückkehr 1762 zum Architekten des Königs ernannt, legte er diese Stelle 1768 nieder, weil er für Kinroß in das Parlament gewählt wurde. Er wirkte seitdem als praktischer Baumeister, und zwar viel in Gemeinschaft mit seinem Bruder James. A. starb 1792 in London und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Er war nicht nur der thätigste und schöpferischste engl. Architekt seiner Zeit, sondern hat auch auf die Vereinfachung und Veredlung des damals herrschenden Stils bei Privatbauten wesentlichen Einfluß geübt. Insbesondere war er ein erfindungsreicher Meister in der Ornamentik sowie für Zimmerschmuck, Möbeln und Geräth. Für seine gelungensten Werke gelten das Register-House in Edinburgh

und Reddleston-Hall bei Derby. Sonst sind von seinen ausgeführten Werken, wozu er die Zeichnungen mit seinem Bruder in «The works in architecture» (4 Hefte, Lond. 1777—90) veröffentlichte, noch hervorzuheben: das Universitätsgebäude und die St.-Georgskirche in Edinburgh, das Siechhaus zu Glasgow, die unter dem Namen der Adelphi bekannten Gebäude in London und verschiedene Privatpaläste für den Adel.

Adams (Samuel), ein bedeutender Mitbegründer der nordamerik. Unabhängigkeit, geb. 27. Sept. 1722 zu Boston, widmete sich anfangs der Theologie, mußte aber von dem Studium zurücktreten, als fast das ganze Vermögen seines Vaters, der sich an einem vom Staate nicht autorisirten Bankgeschäft betheiligt hatte, verloren gegangen war. Die durch eine Parlamentsacte herbeigeführte Auflösung jener Bank betrachtete A., wie viele andere, als eine Verletzung der verbrieften Rechte von Massachusetts, und dies führte ihn auf das Gebiet der polit. Opposition. Bei dem Ausbruche der Revolution stand er als Sprecher an der Spitze aller Meetings und war unablässig thätig, die Bewegung in Gang zu setzen und auf die Trennung der Colonien vom Mutterlande hinzuweisen. Dabei entsprachen seine polit. Anschauungen den Wünschen der Volksmassen, ja er suchte sich selbst mit den Vorurtheilen der Menge in Einklang zu setzen. Seit 1765 war er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts. Von ihm ging zuerst die Idee aus, Volksgesellschaften zu errichten, die miteinander durch Correspondenz in Verbindung standen und ihren Vereinigungspunkt in Boston hatten, wodurch der Revolution ein mächtiger Vorschub geleistet wurde. Als Abgeordneter von Massachusetts zum Congreß gesandt, drang er alsbald auf den Kampf mit England und war eifrig thätig bei Durchführung der Unabhängigkeitserklärung. Mit Franklin, Jefferson und andern Häuptern der Revolution stand er im besten Einvernehmen, nicht aber mit Washington, dessen Bestrebungen für Stärkung der Macht des Congresses er der Freiheit des Volks gefährlich hielt. Dieserhalb zeigte er sich auch mit der Verwaltung des zweiten Präsidenten, John Adams, nicht einverstanden. 1789 wurde er Gouverneur von Massachusetts, welchen Posten er nacheinander dreimal, bis 1794, bekleidete. Wegen zunehmenden Alters trat er 1797 ganz vom öffentlichen Schauplatz ab; er starb arm, wie er gelebt, 2. Oct. 1803 zu Boston.

Adamsapfel, s. Citrus.

Adamsapfel wird im Volksmunde der vorn, etwa in der Mitte des Halses, besonders bei Männern und magern Personen hervorstehende obere Theil des Kehlkopfes genannt, welcher dem Schildknorpel angehört, und der jene Bezeichnung erhielt, weil beim Sündenfalle ein Theil des genossenen Apfels dem Adam in der Kehle stecken geblieben und als Wahrzeichen auf alle seine männlichen Nachkommen vererbt worden sein soll. Bei Frauen ist dieser Theil des Kehlkopfes nicht so deutlich sichtbar wie bei Männern, da jene überhaupt einen weit kleinern Kehlkopf und einen dickern, fettern Hals haben.

Adams-Pic nennen die Europäer nach dem Vorgange der Araber einen Berggipfel in der Westprovinz der Insel Ceylon, der sich 6 M. landeinwärts von Colombo auf der die südl. Theile des Landes erfüllenden Hochgebirgsmasse (Konde-Uda) in der Höhe von 6953 F. erhebt und bei den Singhalesen den Namen Samanala oder Ha-Malell führt. Der Berg ist zwar nicht der höchste der Insel, wie man angenommen, wird aber nur von wenigen andern Gipfeln (z. B. dem Pedura-Talla-Galla, der 7791 F. hoch) überragt. Der A. gilt den Buddhisten als ein heiliger Weltmittelpunkt. Auf dem höchsten Theile des Pic, der aus einer kahlen und unbewachsenen Granitmasse besteht, aber einen prächtigen Blick auf die tiefer liegenden herrlichen Laubwälder und die lachende Tropenlandschaft zu seinen Füßen gewährt, liegt eine 68 F. lange und 32 F. breite, von einer etwa 3 F. hohen Mauer umgebene Fläche, inmitten deren sich ein kleiner, offener, auf 16 hölzernen Säulen ruhender und durch Ketten an den Felsen befestigter Tempel erhebt. Unter diesem Tempel nun erblickt man in einem sich etwas erhebenden Steinblock die Fußstapfe des Buddha, das Sripadam (d. i. die Fußspur des Glücks), bestehend aus einer 5 F. 4 Zoll langen, 2 F. 5 Zoll breiten Vertiefung, welcher durch menschliche Nachhülfe sowie durch Anfügung von Zehen aus Mörtel die rohe Form eines Fußtritts verliehen worden. Die Ränder der Spur sind in einem angeblich goldenen Rahmen eingefaßt, der mit vielen, zum Theil echten Edelsteinen besetzt ist. Obgleich jährlich viele Tausende von Andächtigen zu diesem dürftigen Orte wallfahrten, so ist der Pfad zum Gipfel doch sehr beschwerlich. Man ersteigt denselben theils auf Stufen, die in den Felsen eingehauen, theils mit Hülfe eiserner Ketten, die an diesem befestigt sind. Nach der Legende ließ Gautama Buddha jene Fußspur zurück, als er bei seiner Himmelfahrt zum letzten mal die Erde berührte. Aber auch den Brahmanen und den Mohammedanern gilt der A. als ein heiliger Berg, erstern,

weil sie den Buddha für einen Avatara (Menschwerdung) des Wischnu halten, letztern, weil sie die Fußspur dem Adam zuschreiben, der hier, 1000 Jahre lang auf Einem Fuße stehend, seine Vertreibung aus dem Paradiese beweint haben soll.

Adamsthal, ein Pfarrdorf in Mähren, 2 M. nördlich von Brünn, an der Zwittawa und der Prager Eisenbahn, hat ein fürstl. Liechtensteinisches Jagdschloß nebst schönem Park und Thiergarten, eine Burgruine und Eisenwerke. In der Nähe liegt die merkwürdige, an 130 Klafter lange Kalkhöhle Regciskala, zu dem großartigen Höhlensystem gehörig, das im Norden von Brünn hinzieht und außer dieser Höhle von A. auch die von Kyritein, Ochus, Sloup u. s. w. umfaßt. Bei Blansko öffnet sich das romantische Eroßthal, an dessen Ende die Punkawa aus der Höhle hervorbricht. Von da gelangt man in einer Stunde zur Mazocha, einem überall von nackten, senkrechten Felswänden eingeschlossenen Abgrund, 300 F. lang, 180 F. breit und 504 F. tief. In den Seitenwänden sind Höhlen, durch welche Wasser ausströmt. Nahe daran ist der sogenannte Rauchfang, eine röhrenförmige Oeffnung, die im Zickzack bis fast an den Boden der Mazocha hinabreicht. Nicht fern davon ist die Teufelsbrücke, ein natürlicher Felsbogen, der zwei senkrechte, pfeilerartige Felsen verbindet. A. ist ein aufblühender Ort und wird von Brünn aus viel besucht.

Adana, eine türk. Statthalterschaft (Ejalet) im SO. Kleinasiens, an der Nordwestgrenze Syriens, im Bereich des alten Ciliciens, so genannt nach ihrer Hauptstadt A., die am Seihan, dem Sarus der Alten, inmitten von Fruchtbaumdickichten liegt und ungefähr 35000 E. zählt. Die Stadt ist 6 deutsche M. von Tarsus in nordöstl. Richtung auf der Straße nach Aleppo entfernt. Sie beherrscht die Pässe des nördlich sich steil erhebenden Taurusgebirgs, wird südlich von einer weiten Küstenebene des Busens von Skanderun umschlossen, und treibt als ein Verbindungsposten zwischen Syrien und Kleinasien beträchtlichen Handel. Pompejus bevölkerte den Ort mit Seeräubern; die syr. Könige erhoben ihn unter dem Namen Antiochia ad Sarum zu einer Stadt. Auf den Ruinen dieses Antiochia erbaute später der Khalif Harun-al-Raschid die Stadt A., welche zu den Zeiten des armen. Königreichs Cilicien von großer Bedeutung war. In den Differenzen zwischen Mehemed-Ali und der Pforte erhielt die Stadt als der nordwestl. Schlüssel Syriens eine erneute Wichtigkeit. Dieselbe wurde mit dem ganzen Ejalet 4. Mai 1833 an Ibrahim Pascha unter dem Titel eines Muhassilik (persönliche Pachtung) abgetreten, mußte aber schon 1839 wieder aufgegeben werden. Die große Masse der Bevölkerung von A. besteht aus Türken; doch leben hier auch Griechen und Armenier. Vgl. Maggiore: «A., città dell' Asia minore» (Palermo 1842).

Adanson (Michel), berühmter franz. Naturforscher und Reisender, war 7. April 1727 zu Aix in der Provence geboren. Er entsagte dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, um sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen, und schiffte sich im März 1749 nach dem Senegal ein, wo er sich inmitten ungesunder Gegenden beinahe fünf Jahre ununterbrochen mit Beobachtungen über Klima, Land und Leute sowie mit naturhistorischen Sammlungen beschäftigte. Nach der Rückkehr legte er der franz. Ostindischen Compagnie den Plan zur Gründung einer Colonie an der afrik. Westküste vor, die ohne Sklavenarbeit bestehen sollte. Obgleich die Sache in Frankreich ohne Beachtung blieb, verweigerte er doch, trotz glänzender Anerbietungen, aus Patriotismus die Mittheilung seines Plans an die Engländer, welche 1760 die Niederlassung am Senegal besetzten. Sein Werk «Histoire naturelle du Sénégal» (Par. 1757), in welchem er die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichte, hatte seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zur Folge. In dem Werke «Familles des plantes» (2 Bde., Par. 1763), das später in einer neuen Bearbeitung unter dem Titel: «Méthode nouvelle pour apprendre à connaître les différentes familles des plantes» (2 Bde., Par. 1764) erschien, entwickelte er eine neue Methode der Eintheilung der Pflanzen, die zwar von Cuvier ingeniös genannt wurde, mit der er aber nicht durchzudringen vermochte. Inzwischen war bei A. der Plan zu einer vollständigen Encyklopädie herangereift, den er 1774 der Akademie vorlegte. Derselbe wurde zwar mit Bewunderung begrüßt, aber nicht nach des Verfassers Erwartung begutachtet. Außer einigen schätzbaren Denkschriften, die in den «Mémoires» der Akademie in Druck vorliegen, gab A. nichts weiter heraus. Die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäftigte ihn allein und erschöpfte auch seine Mittel. Während der Revolution gerieth er in eine traurige Lage. Als das Nationalinstitut ihn einlud, einen Platz unter den Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Man bewilligte ihm nun eine Pension, die er bis zu seinem Tode genoß, der 3. Aug. 1806 erfolgte. A. hat ausgedehnte handschriftliche Sammlungen hinterlassen. Nach ihm ward eine

Pflanzengattung Adansonia (s. Affenbrotbaum) benannt. Im Sommer 1856 wurde A.'s Marmorstatue im Jardin de Plantes zu Paris aufgestellt.

Adäquat (d. i. vollkommen angemessen) heißt eine Vorstellung in Beziehung auf ihren Gegenstand, wenn dessen wesentliche Merkmale in ihr zusammengefaßt sind. Ein Begriff ist adäquat, wenn er das Wesen dessen, was er bezeichnet, vollständig enthält. Eine Definition oder Erklärung eines Gattungsbegriffs ist adäquat, wenn sie diesen Begriff nach seinen wesentlichen Merkmalen bestimmt. Eine Erkenntniß ist adäquat, wenn sie der Beschaffenheit ihres Gegenstandes genau und vollständig entspricht, wie z. B. die mathem. Erkenntniß.

Ad Calendas graecas, ein röm. Sprichwort, das so viel als: nimmermehr! niemals! bezeichnet. Calendae hieß nämlich im röm. Kalender der erste Tag eines jeden Monats, der im Verkehr gewöhnlich auch als Zahl- und Zinstag galt. Da nun die Griechen keine Calendae besaßen, so mußte die Verweisung darauf eine abschlägige Antwort oder die Verweigerung eines Versprechens, einer Bezahlung u. s. w. in sich schließen. Kaiser Augustus soll sich häufig dieses Ausdrucks bedient haben, der dann als Sprichwort in den Volksmund überging.

Adcitation, Beiladung, ist die vom Gericht ergehende Aufforderung an einen dritten, sich in einem Processe zwischen andern Parteien einzufinden. Unter manchen Voraussetzungen kann das Gericht veranlaßt sein, solche nicht direct Betheiligte zuzuziehen, aber mit dem Worte im eng jurist. Sinne bezeichnet man nur die im Civilverfahren erfolgte Beiladung, insofern nicht eine solche von Amts wegen erfolgt. Daß nämlich auf Antrag der streitenden Theile dritte herbeigezogen oder wenigstens in Kenntniß gesetzt werden können vom Proceß, darüber herrscht kein Zweifel, aber manche meinen, namentlich in früherer Zeit, daß der Proceßrichter auch ohne solchen Parteiantrag nicht blos befugt, sondern von Amts wegen verpflichtet sei, dritte Personen darauf aufmerksam zu machen, daß durch den vorliegenden Rechtsstreit ihnen zustehende Rechte oder von ihnen erhobene Ansprüche gefährdet oder erschwert werden könnten, und diese dritte dann durch A. aufzufordern zur Wahrung ihres Interesses. Allein diese Ansicht ist durchaus unhaltbar, weil sie im Widerspruch mit dem leitenden Grundsatz des Civilprocesses steht, mit der Verhandlungsmaxime (s. Verhandlung), nach welcher der Richter nur durch die Parteianträge erfährt, was als Object seiner richterlichen Thätigkeit von ihm anzusehen ist. Zudem führt jene Einrichtung zu einer Bevormundung, einer patriarchalischen Fürsorge der Obrigkeit für den einzelnen Staatsbürger, welche, so sehr sie das persönliche Bedürfniß des einzelnen Richters befriedigen mag, doch dem Geiste gesunder Staatseinrichtungen widerstrebt und nach anderer Seite dem Richter Verpflichtungen aufbürdet, die bei ihrer unbegrenzten Allgemeinheit ungewöhnliche Polizeianlagen bei ihm voraussetzen. Eine andere Frage ist die, ob nicht der Richter zu solchem Warnungssignal berufen ist, wenn ihm zugleich ein Theil der Staatsverwaltung übertragen und er als Administrativbeamter zugleich verpflichtet ist, die Interessen des Fiscus, der Gemeinde, Kirche u. s. w. im Auge zu haben. Das ist dann unbestreitbar der Fall, aber es ist dies auch gerade einer der zahlreichen Gründe, welche der Trennung der Justiz von der Verwaltung das Wort reden.

Adda (Addua), ein linker Nebenfluß des Po, der an der Südseite des Wormser Jochs, westlich von der Ortlesspitze, unweit der graubündtner und tiroler Grenze, entspringt. Seine Quellbäche vereinigen sich bei Bormio (Worms) in 3864 F. Höhe. Der reißende Fluß hat von dort südwärts bis Tirano, auf einer Strecke von 2 M., 2400 F. Gefälle und wendet sich dann von Teglio an westwärts durch das herrliche Längenthal Veltlin (s. d.), zwischen der Gletscherkette der Bernina-Alpen im N. und den gleichfalls hohen Gebirgsmassen der lombard. Seen-Alpen im S. Der Lauf des Flusses geht hier über Sondrio (1098 F. Höhe) und Morbegno (823 F. Höhe), wo das Thal sich erweitert, dann in den Lago di Mezzola, in welchen die vom Splügen kommende Maira mündet, und aus diesem (wie auch direct durch einen Kanal bei Colico) in den Comersee in einer flachen, nur durch kostbare Entwässerungsanstalten vor Versumpfung bewahrten Gegend. Bei Lecco tritt die A. aus dem südöstl. Arm dieses großen Seebeckens, dem Lago di Lecco, bildet, noch von Höhen begrenzt, den Lago di Olginate und zwei andere kleine Seen und durchströmt nun als ein ruhiger, schiffbarer und sehr fischreicher Fluß die lombard. Ebene, erst gegen S. über Brivio, Trezzo, Vaprio, Cassano und Lodi, zuletzt als völliger Niederungsstrom gegen SO. über Pizzighettone. Nach einem Laufe von 40 M. mündet sie bei Rettino, 1½ M. oberhalb Cremona, in den Po, dem sie so große Wassermassen zuführt, daß er von ihrer Einmündung an von größern Fahrzeugen befahren werden kann. Linke Zuflüsse sind der Brembo und der Serio; auf der rechten Seite stellen Kanäle die Verbindung mit dem Lambro und so mit dem Mailändischen her.

Addiction, d. i. Zusprechung, ein im röm. Recht häufiger als bei uns angewandter Ausdruck. So kennt man bei den Römern eine addictio judicis, ein Zusprechen des Eigenthums, des Pfandes an den Gläubiger, in älterer Zeit sogar des Schuldners selbst, der als addictus bis zur Befriedigung des Gläubigers dessen Sache war. Aus diesen Anwendungen hat sich im heutigen Recht in einzelnen Ländern noch A. in der Bedeutung des Zuschlags bei öffentlichen Verkäufen erhalten. Praktisch wichtiger ist die sogenannte addictio in diem, eine Verabredung, durch welche einer oder beide Contrahenten den Eintritt eines bessern Contrahenten bis zu einem bestimmten Tage sich vorbehalten. Die rechtliche Wirkung solcher Vereinbarung läßt sich erst nach Kenntniß der einzelnen thatsächlichen Momente beurtheilen; bald nämlich gibt sie ein Rücktrittsrecht, bald enthält sie eine Suspensiv-, bald eine Resolutivbedingung.

Addington (Henry), brit. Staatsmann, s. Sidmouth.

Addiren oder Summiren, eine der vier Grundoperationen der Arithmetik, der sogenannten vier Species, ist das Vereinigen zweier oder mehrerer gegebener Zahlen zu einer einzigen, welche dann den Inbegriff sämmtlicher in ihnen enthaltenen Theile bildet. Die gegebenen Zahlen heißen Addenden oder Summanden, die gesuchte Zahl heißt Summe. Soll die A. ausgeführt werden, so müssen die Addenden unter sich gleichartige Zahlen sein, d. h. es muß ihnen eine und dieselbe Einheit zum Grunde liegen. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, so kann die A. nur angedeutet werden, was dadurch zu geschehen pflegt, daß man die Addenden durch das Pluszeichen (+) miteinander verbindet.

Addison (Joseph), engl. Dichter, Gelehrter und Staatsmann, begründete seinen Ruf durch die von seinem Jugendfreunde Steele (s. d.) herausgegebene Wochenschrift «The Spectator» (der Zuschauer), die ihren Hauptwerth den Beiträgen A.'s verdankte. Er stellte darin ein charakteristisches Gemälde der Sitten seiner Zeit auf, in welchem er die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte und dabei, in der vielseitigsten Weise Ernst und Scherz verbindend, durchweg hohes Talent, geläuterten Geschmack und gesunden Blick an den Tag legte. Die Frivolität der vorhergehenden Zeit verschmähend, bewirkte er eine wahre Reform, indem er den Witz mit der Tugend versöhnte, d. h. die reinste Sittlichkeit in geistreicher, anziehender Weise vertrat. A. war 1. Mai 1672 als der Sohn eines Geistlichen zu Milston in Wiltshire geboren und bezog mit 15 Jahren die Universität Oxford, wo er durch seine lat. Verse so viel Aufsehen machte, daß ihm eine Stelle in dem reichen Magdalenencollegium ungesucht zu Theil ward. Durch Lord Halifax und den Kanzler Somers bestimmt, sich dem Staatsdienste zu widmen, ging er mit einem Jahrgehalt von 300 Pfd. St. nach Frankreich und von dort nach Italien, welche Reise er in dem poetischen «Letter from Italy to Charles, Lord Halifax» (1701) beschrieb. Gegen Ende 1703 kehrte er über die Schweiz und Deutschland nach England zurück. Der Regierungswechsel hatte ihn um den ihm zugedachten Posten gebracht, und er war einige Zeit selbst in Geldbedrängniß. Da ersuchte ihn Lord Godolphin um ein Gedicht auf die Schlacht von Hochstädt (Blenheim), wofür er eine Stelle erhielt, welche Locke bekleidet hatte. Als Halifax wieder ins Ministerium trat, wurde A. 1706 Unterstaatssecretär, begleitete seinen Gönner nach Hannover, trat ins Parlament und ward 1708 Obersecretär für Irland. Zwar fiel er 1710 mit den Whigs, doch war er auch bei den Tories so geachtet, daß man ihm eine Sinecure ließ. 1713 erschien sein Trauerspiel «Cato», dessen polit. Beziehungen beide Parteien sich zu Gunsten deuteten, und welches noch heute nicht ganz von der Bühne verschwunden ist, obwol es, dem französischen pseudo-classischen Stil nachgebildet, trotz mancher poetischer Schönheiten im ganzen kalt läßt. Mit dem Tode der Königin Anna wurde er Secretär der Lords-Regenten. Sodann ging er wieder nach Dublin, kam 1715 ins Handelsamt, heirathete 1716 die verwittwete Gräfin von Warwick, mit der er nicht glücklich lebte, und ward endlich im April 1717 Staatssecretär. Krankheitsanfälle nöthigten ihn aber schon im März 1718, dieses ihm wenig zusagende Amt niederzulegen. Er starb 17. Juni 1719. Die Reinheit seines Charakters wurde von allen Parteien anerkannt. Schüchtern in größern Versammlungen, war er der anziehendste und fröhlichste Gesellschafter in kleinern Kreisen, wie er denn auch im Parlament zu Dublin, nicht aber in dem zu London, als Redner wirkte. Lord Chesterfield sagte von ihm, er habe nie einen bescheidenern und linkischern Menschen gesehen. A. ruht in der Westminsterabtei. Seine Schriften, darunter die sehr bekannten: «Evidences of the Christian religion», kamen seit 1721 in London oft heraus und wurden auch fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt. Eine vollständige Sammlung besorgte zuletzt Greene (6 Bde., Neuyork und Lond. 1854). Vgl. Lucy Aikin, «The life of A.» (2 Bde., Lond. 1843); Macaulay, «Critical and historical essays» (Bd. 2).

Additionalacte (Acte additionnel, d. i. Zusatzacte) hieß das ephemere Verfassungsgesetz vom 22. April 1815, welches Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba, während der sogenannten Hundert Tage, in der Form eines Zusatzes zu den Constitutionen des Kaiserreichs gab. Die liberalen Parteien hatten eine auf die Grundsätze der Volksfreiheit gegründete neue Verfassung verlangt und zum Theil erwartet, und fanden sich durch jene Acte verletzt und enttäuscht, welche die Verfassung des gestürzten Kaiserreichs nur im Sinne der Charte Ludwig's XVIII. modificirte. Die A. bewilligte eine erbliche Pairskammer und eine Deputirtenkammer mit fünfjähriger Wahlperiode. Der Kaiser und die beiden Kammern zusammen sollten die gesetzgebende Gewalt ausüben. Die octroyirte Acte ward nachträglich einer Volksabstimmung unterworfen, welche 1,304206 Votanten ergab, von denen 1,300000 mit Ja, die übrigen mit Nein gestimmt hatten. Die feierliche Proclamation des Resultats erfolgte 1. Juni 1815 in einem Maifelde im Beisein des Kaisers, der großen Staatskörper, der Deputationen der Wahlcollegien und der Armee. Niemand wagte sich gegen das leere Gepränge zu äußern. Doch brachten die Wahlen die liberalsten und tüchtigsten Männer in die Kammer. Die Armee zog vom Maifelde in den Krieg, Napoleon folgte ihr sieben Tage später. (S. Frankreich.)

Adel. Es liegt im Menschen der natürliche Trieb, sich auszuzeichnen, andere zu übertreffen, andererseits aber wieder eine gewisse natürliche Billigkeit des Anerkennens und Geltenlassens solcher, die sich auf irgendeine Weise auszeichnen. Aus diesen beiden Richtungen der menschlichen Natur, welche geschichtlich fast bei allen Völkern, und zwar ebensowol im noch rohen als im civilisirten Zustande auftreten, wird es erklärbar, daß beinahe überall und zu allen Zeiten aus der Allgemeinheit oder Masse des Volks eine besondere Gesellschaftsklasse sich ausgeschieden hat. In diesem Sinne spricht man wohl von einem A. der Gesinnung, einer adelichen Denk- oder Handlungsweise. Diesem natürlichen Zuge des Menschen glaubte man nachzukommen, wenn man in manchen Ländern einen sogenannten Verdienstadel schuf: persönliche Auszeichnungen, die mit gewissen höhern Beamtungen oder mit der Zuertheilung bestimmter Ehrenzeichen, Orden, verbunden wurden, nur daß hierbei nicht immer die von oben getroffene Wahl mit der Schätzung durch die öffentliche Meinung zusammentraf, und daher ein solcher, angeblich nur dem wirklichen persönlichen Verdienste zu verdankender A. dennoch öfters in seiner tiefern Berechtigung angezweifelt ward. Auf der andern Seite spricht man auch wol von einem socialen oder Meinungsadel, worunter man die auszeichnende Geltung versteht, welche die öffentliche Meinung einzelnen Personen oder ganzen Klassen wegen gewisser Vorzüge, die sie haben, zugesteht. Hierher gehört einestheils die sogenannte Geldaristokratie oder der Geldadel, anderntheils die Aristokratie des Geistes oder der Geistesadel, wobei man stillschweigend freilich, aber nicht immer zutreffend, vorauszusetzen pflegt, daß das eine oder das andere durch persönliche Thätigkeit und Anstrengung erworben, also verdient sei.

Alle solche und ähnliche Fälle treffen jedoch dasjenige noch nicht, was man heutzutage allgemein unter dem Begriff A. versteht. Denn bei diesem Worte denkt man in der Regel an derartige gesellschaftliche Auszeichnungen, privatrechtliche oder polit. Bevorzugungen, welche von ihren Trägern nicht selbst erworben, vielmehr ohne deren Zuthun durch Geburt und Abstammung ihnen zugefallen sind. Unter A. verstehen wir demnach einen Erb- oder Geburtsadel, denn auch der neuverliehene oder Briefadel hat den Zweck, einen Geburtsadel zu begründen, in einen solchen überzugehen und erhält erst dadurch seine rechte Bedeutung, da er sonst von dem rein persönlichen Verdienstadel sich nicht unterscheiden würde. Es war daher nur consequent, wenn man früher bei Verleihung des Briefadels zuweilen dem Neugeadelten sogleich eine bestimmte Reihe von Ahnen beilegte, gewissermaßen seine Vorfahren noch im Grabe adelte.

Um die Entstehung einer solchen erblichen Auszeichnung begreiflich zu finden, muß man sich eine andere psychol. und gesellschaftliche Thatsache vergegenwärtigen, nämlich die sehr allgemein verbreitete Ansicht von einer gewissen Stetigkeit und sozusagen Wesensgemeinschaft zwischen Aeltern und Kindern, Vorfahren und Nachkommen. Geschichtlich können wir die Entstehungsart eines solchen A. vielleicht bei keinem Volke deutlicher wahrnehmen als bei den alten Germanen. Tacitus in seinem berühmten Buche von den Sitten der Deutschen erzählt, wie selbst Jünglingen die Verdienste ihrer Vorfahren einen höhern Rang unter ihren Altersgenossen verschafft hätten, und die ganze Art, wie er den Begriff des A. gebraucht, nicht als einer besondern Gesellschaftsklasse, sondern nur als einer Bevorzugung gewisser Familien in der allgemeinen Meinung, läßt uns glauben, daß bei den alten Germanen (wie wahrscheinlich bei sehr vielen Völkerschaften in dem ersten Stadium der Cultur) hervorragende Tüchtigkeit des einzelnen und eine deshalb ihm zu Theil gewordene höhere Schätzung unwillkürlich im Volke die Erwar-

tung ähnlichen Vorzugs auch von den Söhnen eines solchen Führers oder Häuptlings, bei diesen Söhnen selbst aber einen um so stärkern Antrieb der Nacheiferung erregte, und daß, zumal wenn jene Erwartung sich im zweiten und dritten Gliede bestätigte, allmählich, gleichsam traditionell, sich von der ganzen Familie die Meinung bildete, es sei in ihr ein besonderer Fonds körperlicher und geistiger Tüchtigkeit, eine höhere Begabung, ein A. von Natur oder durch besondere göttliche Verleihung vorhanden. Ein solches gleichsam traditionelles Anrecht gewisser Familien auf die Häuptlingschaft, welches aber nur in der guten Meinung der Volksgenossen begründet war, daher auch immer von neuem durch wirkliche Tüchtigkeit verdient werden mußte, finden wir in der Geschichte der alten Germanen und selbst noch ziemlich weit herein in der Geschichte des Deutschen Reichs, nach dessen Wiederaussonderung von dem großen Karolingischen Weltreich, in thatsächlicher Geltung und Wirksamkeit. «Reges ex nobilitate sumunt», sagt Tacitus von den alten Germanen («sie nehmen ihre Könige mit Rücksicht auf den A. des Geschlechts»), und damit stimmt überein, was wir von gewissen Familien vernehmen, die für besonders edel und darum für vorzugsweise oder allein befähigt gehalten wurden, daß aus ihnen die Häuptlingschaft des Stammes hervorgehe: so z. B. die Agilolfinger bei den Baiern. Eben diese Annahme einer natürlichen Vererbung persönlicher Vorzüge, keineswegs die Idee eines feststehenden Familienerbrechts, scheint jener eigenthümlichen Verschmelzung von Erb- und Wahlmonarchie zu Grunde gelegen zu haben, welche wir im Deutschen Reiche von Heinrich I. an bis zum großen Interregnum finden, indem es als Regel galt, den Nachfolger des deutschen Königs aus dem Kreise seiner Söhne oder nächsten Verwandten zu nehmen, jedoch so, daß noch bei Lebzeiten des Königs von diesem der, den er zum Nachfolger würdig erachtete, bezeichnet, von den Großen und dem Volke bestätigt wurde, während auch wol, wenn kein Glied der Familie jener Erwartung einer ausgezeichneten Tüchtigkeit entsprach, von der ganzen Dynastie ab- und zu einer andern übergegangen wurde.

Von dieser Art von A., der also lediglich in einem gewissen traditionellen, von der allgemeinen Stimme der Volksgenossen einer Familie zuerkannten, jedoch von den einzelnen Gliedern immer aufs neue zu verdienenden Anspruch auf höhere Schätzung bestand, der folglich weit weniger ein Recht verlieh, als vielmehr eine Pflicht auferlegte — die Pflicht, den auf die Familie in allen ihren Gliedern gesetzten Hoffnungen gerecht zu werden (wovon sich noch ein Anklang in dem bekannten franz. Sprichwort findet: noblesse oblige, der A. verpflichtet) — von diesem urgerman. A., der die allgemeine Gleichheit aller Freien nicht aufhob, sondern bekräftigte, ist wesentlich verschieden der spätere, aus dem Feudalwesen hervorgegangene, der sich mehr oder weniger über alle die Staaten verbreitet hat, welche den Grundsätzen der Feudalität huldigten, d. h. über fast alle Staaten des modernen Europa. Dieser feudale A. entstand erst und konnte erst entstehen nach Verdrängung der altgerman. Gleichheit aller freien Männer durch eine neue, monarchisch-aristokratisch zugespitzte Staats- und Gesellschaftsordnung. Schon das altgerman. Gesellschaftswesen hatte Keime einer solchen aristokratischen Gliederung in sich enthalten, allein bei dem allgemeinen Zuge demokratischer Gleichheit, der damals noch herrschte, war diese Richtung unschädlich gewesen. Als aber bei der großen Völkerwanderung german. mit roman. Elementen sich mischten, als die Traditionen des alten röm. Imperatorenthums und die hierarchischen Ideen der röm. Kirche, im Verein mit den factischen Bedürfnissen einer starken, einheitlichen Gewalt in dem eroberten Gallien, die polit. Zustände des neuen Frankenreichs von Grund aus umgestalteten, entwickelte sich aus jenen vereinzelten Ansätzen ein förmlich organisirtes militärisch-hierarchisches Staatswesen. Der «Dienst des Königs» ward das einzige und höchste Streben aller durch körperliche oder geistige Tüchtigkeit hervorragenden Männer. Je näher der Person des Königs, desto edler und ausgezeichneter dünkte sich ein jeder. Wer nicht unmittelbar dem König dienen konnte, der suchte Dienstmann eines königl. Dienstmannes zu werden, um so wenigstens mittelbar die Quelle der Ehren und Gnaden, die vom König ausfloß, auf sich fortzuleiten. Wer vom König ein Amt (ein Hof-, Militär- oder Staatsamt) empfing, ward dadurch über die andern emporgehoben, ward edler als sie. Vor dieser Auszeichnung traten die Unterschiede der Geburt, der Abstammung, der Begüterung zurück: der Leibeigene sah sich über den Freien, der Römer oder Gallier über den Genossen des herrschenden Stammes, den Franken, der Güterlose über den auf eigenem Gut Seßhaften gestellt, wenn der König ihm eine Stelle um seine Person oder im Dienste des Reichs verlieh.

Zunächst freilich war dadurch immer nur erst ein persönlicher Dienstadel begründet. Allein bald brachten es die Verhältnisse mit sich, daß derselbe in einen Erbadel überging. In den eroberten Reichen (dem römisch-gallischen, welches im 5. Jahrh. die Franken, dem britischen,

welches im 11. Jahrh. die Normannen in Besitz nahmen) war der König nicht blos der höchste Quell der Ehren, sondern auch der Spender materieller Güter. Kraft des Rechts der Eroberung ergriff er Besitz entweder von dem ganzen Grund und Boden, wie der Normannenherzog Wilhelm, oder doch, wie Chlodwig, der Frankenkönig, von dem Eigenthum der bisherigen Herrscher (den Domänen der röm. Kaiser). Dieses königl. Gut wurde, theils als Belohnung für geleistete, theils als Preis noch zu leistender Dienste, an die einzelnen Führer des Heeres ausgetheilt. Insbesondere die großen Staatsämter der Statthalter und Vorsteher weiterer und engerer Bezirke wurden auf solchen, zum Theil sehr ausgedehnten, Grundbesitz fundirt. Allmählich verschmolz der Begriff des Amts mit dem des zum Amt gehörigen Guts oder Landgebiets untrennbar in Eins, um so mehr, als sehr häufig ein solcher großer Lehnsmann des Königs schon vorher eigenes freies Gut (Allod) besessen und zu dem, womit er vom König belehnt wurde, hinzugebracht hatte. Bald ward nicht mehr der Grundbesitz als Zubehör des Amts, sondern das Amt als Zubehör des Grundbesitzes angesehen. Das Amt als solches, z. B. die Grafenwürde, hätte unbedenklich wechseln können, nicht so aber der Grundbesitz. Diesen der Familie des Besitzers zu entziehen, erschien unbillig, und so geschah es, daß diese Lehen, halb Amt, halb Grundbesitz, erst factisch, zuletzt durch förmliches Recht erblich wurden. Wie mit den unmittelbaren Reichslehen, so ging es auch mit den mittelbaren, welche wiederum die Lehnsmannen des Königs, die Herzoge, Markgrafen, Grafen, an die ihnen Bediensteten (Ministerialen) und namentlich an ihre zahlreichen kriegerischen Gefolgschaften, die Ritter, verliehen. Diese kleinern Kriegs- oder Ritterlehen wurden um so eher erblich, als damit ursprünglich keinerlei öffentliches Amt, vielmehr nur Verpflichtung zur Kriegsfolge verbunden war.

In Deutschland bildeten sich diese Verhältnisse so, daß die Besitzer reichsunmittelbarer, d. h. solcher Güter, welche nicht von einem Lehnsherrn zweiter Ordnung abhingen, und die zugleich gewisse Hoheitsrechte (als Ausfluß des ursprünglichen Reichsamtes, dessen Zubehör sie waren) mit sich führten, zu dem hohen oder Reichsadel, die Besitzer von Gütern der andern Art dagegen zum niedern oder landsässigen A. gerechnet wurden. Der hohe A., zu welchem also die geistlichen und weltlichen Würdenträger und Beamten des Reichs, die Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen und Grafen gehörten, übte im Bereiche seiner Besitzungen mehr oder weniger vollständige landesherrl. oder Regierungsrechte aus: die Inhaber von Reichsämtern, die Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, Pfalzgrafen, Grafen sowie die Erzbischöfe und Bischöfe, hatten auch das Recht der Reichsstandschaft oder das Stimmrecht auf den Reichstagen. Nicht so die bloßen Reichsfreiherren oder Reichsritter, die daher auch nicht zum eigentlichen hohen A. gerechnet wurden, obgleich sie sich von dem landsässigen A. durch ihre Reichsunmittelbarkeit sowie durch gewisse, den Herrschaftsrechten der eigentlichen Reichsstände mehr oder weniger nahestehende Vorrechte unterschieden, daher eine Art von Mittelstellung zwischen diesem und jenem einnahmen. Der größte Theil dieser Reichsunmittelbaren wurde 1803 und 1806 «mediatisirt», d. h. der Landeshoheit eines benachbarten Landesherrn unterworfen, behielt jedoch den Rang und die Vorrechte von Mitgliedern des hohen A., soweit er solche besessen, insbesondere auch, was die eigentlichen Reichsstände betrifft, das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Familien. Die Titel Graf, Freiherr kamen vom Haus aus nur den Reichsunmittelbaren zu (es gab nur Reichsgrafen, Reichsfreiherren) und konnten nur vom Kaiser oder von dessen Stellvertretern, den Reichsvicarien, verliehen werden. Seit dem Aufhören des Reichs wird dieses Recht von den Landesherren geübt.

Nach England kam das feudale Adelswesen schon vollständig ausgebildet mit der normännischen Eroberung 1066. Wilhelm der Eroberer theilte das ganze Land in eine Menge von Kriegslehen und vergab diese, in größerer oder geringerer Anzahl, an die Führer seines Heeres, die ihrerseits wieder damit ihr Gefolge belehnten. So entstand auch hier ein unmittelbarer und ein mittelbarer, ein hoher und ein niederer A., die «Barone des Reichs» und die «Ritter der Grafschaften». Nur daß es den engl. Baronen niemals gelang, in ihren Gebieten landesherrl. Rechte zu erlangen wie der deutsche hohe A. Selbst was sie oder was theilweise auch der niedere A. von gutsherrlichen Rechten zeitweilig besaß, ging ihnen durch die Consequenz, womit die Könige alle Hoheitsrechte der Krone und namentlich das der Rechtsprechung in fester Hand zusammenhielten, sowie durch die größere Lebensfähigkeit der alten angelsächs. volksthümlichen Rechtseinrichtungen, die keine privilegirte Gerichtsbarkeit duldeten, verloren.

In Frankreich gab es bis zur Revolution von 1789 ebenfalls einen hohen und einen niedern A., der auf ähnliche Weise entstanden wie in Deutschland und England, nämlich aus dem Lehnswesen. Jener erstere umfaßte die sogenannten pairs du royaume, die keine landesherrl.

Rechte mehr besaßen, nachdem es den Capetingischen Königen gelungen war, die vielen großen und kleinen Souveränetäten, welche sich unter den letzten schwachen Karolingern auf dem Boden des franz. Reichs gebildet hatten, wieder in die Stellung bloßer Theilgebiete des Reichs herabzudrücken. In frühern Zeiten bildeten diese Pairs, gleich ihren Standesgenossen in England, den Hohen Rath (le grand conseil) des Königs, der zugleich oberster Gerichtshof und polit. Organ war. Später wurden sie aus diesen Stellungen mehr und mehr verdrängt, aus dem Gerichtshof durch rechtsgelehrte Richter, aus ihrem berathenden Einflusse durch die beharrliche Tendenz des franz. Königthums nach unumschränkter Gewalt, sodaß zuletzt in Frankreich schon vor der Revolution hoher und niederer A. sich kaum noch durch etwas anderes als durch gewisse äußere Auszeichnungen unterschied. Ein sehr zahlreiches Contingent zum niedern A. stellte in Frankreich vor der Revolution die sogenannte noblesse de la robe, d. h. die Mitglieder der hohen Gerichtshöfe oder Parlamente.

In Schweden und Dänemark, welche Länder das german. Element unvermischt erhalten haben, gibt es keinen hohen A. ähnlicher Art, in Norwegen überhaupt keinen. Dagegen findet sich in Spanien sowol ein hoher A., die Granden, als ein niederer, die Hidalgos. Auch in Italien bestehen beide Klassen, desgleichen in den slawischen Ländern Böhmen, Polen, und in Ungarn.

Ueberall also und namentlich in den Ländern romano-german. Staatswesens, wo sich der Lehnsstaat am stärksten entwickelte, ist der A. aus den zwei Factoren entstanden: aus großem Grundbesitz und aus berufsmäßiger Waffenfähigkeit und Kriegsbereitschaft. Denn auch die hohen Staatsämter der großen Reichsbeamten hatten anfangs einen vorwiegend militärischen Charakter: die Herzoge und Markgrafen waren die Führer der großen Heereskörper, unter denen wieder die einfachen Grafen kleinere Abtheilungen befehligten. Daher fand auch die Belehnung der Herzoge mit der Fahne, dem Symbol des Kriegs, statt, und diese großen Lehen hießen dann Fahnenlehen. Später, als die kriegerische Thätigkeit nicht mehr die einzige eigentlich vollgültige im Staat und der unbewegliche Grundbesitz nicht mehr die einzige Quelle des Erwerbs und Unterhalts war, ward auch der ursprüngliche strenge Adelsbegriff in mancher Hinsicht alterirt. Die früher unbedingte Pflicht rittermäßiger Beschäftigung kam allmählich in Abgang; es ward dem A. nachgelassen, auch andere Berufsarten zu wählen, sogar solche, welche vordem als entschieden unadelich gegolten hatten, z. B. den Großhandel. Auf dieser Grundlage bewegte sich der, daneben allerdings auch in der Regel grundbesitzende, städtische A. oder das sogenannte Patriciat, wobei es freilich vorkam, daß der ausschließlich ritterlicher Lebensweise treu gebliebene Landadel diese seine ehemaligen Standesgenossen als Abgefallene und der wahren Berufsehre verlustig Gegangene von seinen Turnieren ausschloß. Eine andere Folge dieser Erweiterung des Adelsbegriffs war das Aufkommen eines Brief- oder Papieradels, d. h. die Verleihung von Adelstiteln durch den Landesherrn ohne gleichzeitige Belehnung mit einem rittermäßigen Gute oder ohne den vorausgehenden Besitz eines solchen.

Die polit. und sociale Stellung des A. hat sich in den verschiedenen Ländern sehr verschiedenartig herausgebildet. Es hängt dies genau zusammen mit der allgemeinen Entwickelung der staatlichen Verhältnisse in ebendiesen Ländern. Der stärkste und für die Beurtheilung des ganzen Adelsinstituts als solchen wichtigste Gegensatz ist der zwischen dem engl. und dem festländischen (insbesondere dem franz. und dem deutschen) A. Es ward schon bemerkt, daß in England eine starke Königsgewalt und ein lebenskräftiges Volksthum gleichmäßig darauf hinwirkten, den A. keine beherrschende Stellung als Sonderstand gewinnen zu lassen. Dahingegen fand sich der A., zumal der hohe, aber auch der niedere, die Ritterschaft, gar bald durch das allzu scharfe und zum Theil in Willkür ausartende Regiment der Könige zu einer Opposition gegen diese veranlaßt, bei welcher er aber, um Erfolge zu erzielen, der Unterstützung auch der übrigen Volksklassen, insbesondere der ziemlich früh zu Wohlstand gelangten größern Städte nicht entrathen konnte. Daher das eigenthümliche, nach unsern festländischen Verhältnissen und nach der Stellung, die unser A. eingenommen hat, fast wunderbar erscheinende Schauspiel, daß der A. in England keinen Sieg über das Königthum erringt, dessen Früchte er nicht mit den andern Klassen theilt, keine Freiheiten für sich erkämpft, ohne solche zu gemeinsamen für die ganze Nation zu machen. Wenn aber doch einmal der A. dieser Politik der Klugheit untreu wird, so benutzt das Königthum die Gelegenheit, durch Zugeständnisse von sich aus im allgemeinen Volksinteresse die andern Klassen sich zu verbinden und ein bedenkliches Uebergewicht des A. zu verhüten. So ist es gekommen, daß in England der A. kein schroff von den andern Klassen gesonderter Einzelstand geworden, vielmehr ein organischer mit allen

übrigen engverwachsener Theil des Gesammtnationalkörpers geblieben ist. Der niedere A. ist schon früh mit dem Bürgerthum fast gänzlich verschmolzen, namentlich durch die gemeinsame Antheilnahme an der polit. Vertretung des Landes im Unterhause, wohin schon 1265 nächst zwei Rittern aus jeder Grafschaft auch zwei Bürger aus einer Anzahl von Flecken berufen wurden. Was den hohen A., die Nobility, betrifft, so hat er Ein wichtiges polit. Vorrecht, nämlich daß die Häupter seiner Geschlechter geborene Mitglieder des Oberhauses, des höchsten Gerichtshofs des Reichs und einer der großen gesetzgebenden Gewalten sind, daß dieselben in solcher Eigenschaft, als Peers of England, nur von ihresgleichen, den im Oberhause vereinigten Peers, gerichtet werden können, und daß sie gewisser äußerer Auszeichnungen je nach ihrem Range, als Herzoge, Marquis, Earls, Viscounts oder einfache Barons oder Lords, genießen. In allem andern ist die Nobility dem für alle gleichen «gemeinen Recht» unterworfen. Sie übt keine Gutsherrlichkeit und Polizeigewalt, besitzt weder Steuerfreiheit noch sonstige Befreiungen oder Bevorrechtungen. Die agrarischen Privilegien des A., als Inhabers des großen Grundbesitzes, welche in den Festlandstaaten so drückend auf dem kleinen Grundbesitz lasteten, wie Frone und andere Herrenrechte, sind in England schon sehr früh und ohne heftige Kämpfe, ja so unvermerkt, daß die Geschichtschreiber kaum anzugeben wissen, wann und wie, verschwunden. Was aber die Hauptsache, der hohe A. Englands scheidet sich in Bezug auf das Familienrecht durchaus nicht von dem Volke ab, ist vielmehr demselben aufs engste verbunden. In England bestand niemals etwas Aehnliches wie die auf dem Festlande so lange in strengster Geltung gewesenen und noch heute von einem Theil des A. festgehaltenen Ansichten von «Ebenbürtigkeit», d. h. von einem edlern Blute des A. gegenüber den bürgerlichen Klassen, weder in den Gesetzen noch in den Sitten. Nicht allein die Mitglieder der hohen Aristokratie, Herzoge, Marquis, Earls u. s. w., sondern selbst königl. Prinzen haben sich unbedenklich mit Töchtern des Bürgerstandes vermählt. Jakob II., der letzte Stuart, heirathete die Tochter des Kanzlers Hyde (spätern Grafen von Clarendon), und die beiden Töchter aus dieser Ehe, Maria und Anna, nahmen, die erste als Gemahlin Wilhelm's III. und Mitregentin, die zweite als alleinregierende Königin, den Thron von England ein. Erst das deutsche Haus Hannover brachte das Princip der Ebenbürtigkeit auf den engl. Thron mit, das jedoch in der hohen Aristokratie nie zur Herrschaft gelangte. Ferner hat die Krone das Recht, die Peerswürde zu verleihen, von jeher dazu benutzt, um theils Männer von Genie, Kenntnissen, Erfahrungen und Verdiensten um den geistigen Ruhm des Landes, theils solche, welche bedeutende materielle Mittel erworben hatten, in die Reihen des hohen A. zu versetzen. Eine Anfrischung der Aristokratie durch bürgerliches Blut bildet auch das Amt des Lordkanzlers, welches meist an Männer aus dem Bürgerstande verliehen wird und seinem Inhaber den Sitz im Oberhause, sogar den Vorsitz darin, gewährt. Während so durch Heirathen wie durch neue Peersernennungen fortwährend bürgerliche Elemente den adelichen beigemischt werden, verschmilzt auf der andern Seite vermöge der Einrichtung, wonach die Peerswürde nebst dem dazu gehörigen Grundbesitz jedesmal nur an den Erstgeborenen übergeht, der ganze männliche und weibliche Nachwuchs einer Familie aus dem hohen A. vollständig mit dem niedern A. und dem Bürgerthum, nicht blos dem Rechte, sondern auch dem Namen nach. Der zweitgeborene Sohn eines Herzogs rangirt in der sogenannten Gentry neben Baronets und Knights, Gelehrten, Künstlern, Advocaten, Bankiers, großen Kaufleuten u. s. w., und wenn er auch gesellschaftlich einen etwas höhern Rang einnimmt, so bildet dieses doch keinen eigentlichen Standesunterschied. Die jüngern Söhne und Vettern des Herzogs von Bedford führen den einfachen Familiennamen Russel (nur aus Courtoisie gibt man auch solchen jüngern Söhnen den Lordstitel, wie denn der Graf Russell, solange er im Unterhause saß, immer Lord John Russell genannt ward), die des Grafen Grey heißen Lamb, die des Herzogs von Norfolk Howard, die des Herzogs von Devonshire Cavendish u. s. w. Mit Recht sagt daher Macaulay von dem engl. A. schon vor der Restauration, zum Unterschied von dem festländischen: «Es gab eine starke erbliche Aristokratie, aber diese war von allen erblichen Aristokratien die am wenigsten anmaßende und exclusive, sie hatte nichts von den gehässigen Eigenschaften einer Kaste. Sie empfing beständig Mitglieder aus dem Volke und sandte solche unter das Volk, um sich mit demselben zu vermischen. Nach den Kriegen der Häuser York und Lancaster wurden die Bande, welche den A. und das Bürgerthum verknüpften, enger und zahlreicher denn jemals. In dem folgenden Jahrhundert erhielten die Reihen des A. einen bedeutenden Zuwachs aus der Gentry; die Verfassung des Hauses der Gemeinen unterstützte in hohem Grade diese heilsame Vermischung der Stände. Der von der Grafschaft ins Parlament Abgeordnete ward das vermittelnde Glied zwischen den Baronen

und den Krämern; auf denselben Bänken, auf welchen die Goldschmiede, Tuchhändler und Gewürzkrämer saßen, welche von den Handelsstädten ins Parlament gesandt waren, saßen ebenfalls diejenigen Mitglieder, welche in jedem andern Lande Edle genannt sein würden, erbliche Grundherren, berechtigt, Gericht zu halten und den Waffenrock zu tragen, sowie befähigt, ihre achtbare Abkunft durch Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Einige von diesen waren jüngere Söhne und Brüder großer Lords, andere konnten sich sogar rühmen, aus königl. Blute entsprossen zu sein. Endlich bewarb sich der älteste Sohn des Earls von Bedford um einen Sitz im Hause der Gemeinen, und diesem Beispiele folgten andere. Wenn die Erben der Granden des Reichs einmal in diesem Hause saßen, so war es natürlich, daß sie ebenso eifrige Vertheidiger der Privilegien desselben wurden als irgendeiner der Bürgersleute, unter welche sie gemischt waren. So war unsere Demokratie von früher Zeit her die aristokratischste und unsere Aristokratie die demokratischste in der Welt, eine Eigenthümlichkeit, welche bis auf den heutigen Tag gedauert und viele wichtige sittliche und polit. Folgen gehabt hat.» Vgl. Gneist, «A. und Ritterschaft in England» (Berl. 1853) und dessen «Das heutige engl. Verfassungs- und Verwaltungsrecht» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1857—60).

Ganz anders war die Entwickelung der Adelsverhältnisse auf dem Festlande, mit Ausnahme etwa der Niederlande und Italiens, wo der A. auch, zum Theil infolge der allgemeinen nationalen Schicksale dieser Länder, den andern Klassen des Volks immerfort näher blieb. Am schroffsten dagegen sonderte er sich vom Bürgerthum ab in Frankreich, etwas weniger anfangs in Deutschland, bis das franz. Beispiel auch hier Eingang und bald nur zu eifrige Nachahmung fand. In Frankreich war der Verlauf der Geschichte gerade der umgekehrte von dem in England: die anfänglich zu fast völliger Selbständigkeit erwachsene und dadurch in Uebermuth und Despotismus verfallene Aristokratie ward von dem Königthum mehr und mehr unterdrückt, zum Theil mit Hülfe der andern Klassen, namentlich der Städte, welche in dem Königthum ihren natürlichen Schutz gegen die Bedrückungen des A. erkannten. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob A. und Bürgerthum gemeinschaftlich in einer allgemeinen Vertretung (den états généraux) die Rechte des Landes gegen das Uebergewicht der königl. Prärogative vertheidigen wollten. Allein das Königthum verstand es, durch Theilen zu herrschen: es wußte den A. an sich zu ziehen, ihn aus einem selbständigen, mitten im Volke stehenden Grundbesitzadel (was der engl. stets war und blieb) zu einem gefügigen, vom Volke losgetrennten Hofadel zu machen. Dabei hielt der A. alle die drückenden Privatvorrechte fest, welche ihn, zumal der kleinen ländlichen Bevölkerung gegenüber, als ein dem Volke fremdartiges, feindliches Gesellschaftselement erscheinen ließen; ja er schien, wie Tocqueville in seinem trefflichen Buche «L'ancien régime et la révolution» schlagend nachweist, die Ausbeutung dieser privatrechtlichen Vorzüge in demselben Maße zu steigern und zu verschärfen, in welchem seine polit. Bedeutung verringert und er aus der Theilnahme an der Verwaltung, auch der localen, von der immermehr umsichgreifenden königl. Gewalt verdrängt ward. Treffend bemerkt Tocqueville in jenem Werke: «In England hatte die Aristokratie die schwersten Staatslasten auf sich genommen, damit man ihr erlaube, den Staat zu regieren; in Frankreich hat sie bis zuletzt (d. h. bis zur Revolution) ihre Steuerfreiheit festgehalten, um sich für den Mangel eines geregelten polit. Einflusses zu entschädigen.» Ebenso verhielt es sich mit der gesellschaftlichen Stellung des A. in Frankreich. Wie er sich nach oben, vor dem Königthum, knechtisch beugte und mit lächerlicher Eitelkeit in den niedrigsten Diensten um die Person des allmächtigen Selbstherrschers wetteiferte, so war er nach unten, gegen das Volk (die von ihm sogenannte roture oder canaille), brutal anmaßend, übermüthig, verachtungsvoll. Der Grundsatz des Rassenunterschieds, wonach der A. von anderm, edlerm Blute ist als das Volk, ward hier in seiner ganzen Schroffheit ausgebildet, proclamirt und bethätigt. Heirathen zwischen Adelichen und Bürgerlichen, wennschon durchs Gesetz nicht verboten, galten doch für Misheirathen (mésalliances). Nur zu Maitressen waren bürgerliche Mädchen und Frauen gut genug für Adeliche, und mußten es sich zur Ehre schätzen, dessen gewürdigt zu werden, wie seinerseits der A. sich eine Ehre daraus machte, seine Frauen und Töchter zu gleichem Gebrauch den regierenden Herren darzubieten, nach dem in diesen Kreisen geltenden Spruch: «Le sang des rois ne souille pas.»

In Deutschland erhob sich auf den Trümmern der Gemeinfreiheit und einer starken Reichseinheit, welche beide ungefähr gleichzeitig und aus den gleichen Ursachen zu Grunde gingen, die Uebermacht und der Uebermuth des A. Im Reformationszeitalter sehen wir so ziemlich die letzten Spuren einer edlern, gemeinnützig-polit. Tendenz des A. in Bezug auf das Ganze in

den Bestrebungen eines Theils der Reichsritterschaft für Herstellung einer zeitgemäßen, insbesondere die verschiedenen Stände und ihre Sonderinteressen einander mehr annähernden Reichsverfassung, in den Einzelstaaten in dem von dem A., gemeinsam mit dem Bürgerthum, durch das Organ der Landtage theilweise mit großer Hingebung und Opferfreudigkeit unternommenen Kampfe für polit. und Glaubensfreiheit. Später hört dies mehr und mehr auf. Der A., in den prot. Ländern durch die Aufhebung der geistlichen Pfründen um die Mittel der Versorgung seiner jüngern Söhne gebracht, fast allerwärts durch die Herabdrückung der Stände in Abhängigkeit von der fürstl. Gewalt und in Unbedeutendheit in dieser seiner bisherigen, wenigstens zum Theil volksthümlichen Wirksamkeit beschränkt, sucht für jenes erstere wie für dieses letztere Ersatz und Entschädigung im Hofdienst, drängt sich seitdem immer lebhafter an die Höfe, welche ohnehin von eben dieser Zeit an wie an Macht so meist auch an äußerm Glanz einen Zuwachs erhalten, und nimmt allmählich alle Hofämter in Besitz, während noch im 16. Jahrh. Bürgerliche bisweilen solche, selbst von den höchsten, bekleideten. Er sondert sein Interesse mehr und mehr von dem der niedern Volksklassen ab, setzt es wol gar diesem schroff gegenüber, wie denn z. B. die meisten Prätentionen des A., auf den Landtagen und sonst, hinsichtlich der Steuerfreiheit, der Geschlossenheit des adelichen Standes und der Ausschließung Bürgerlicher von dem großen Grundbesitz u. dgl. m., aus diesen spätern Zeiten datiren. Auch der Grundsatz der Ebenbürtigkeit tritt in seiner vollen Strenge selbst beim hohen A. erst im 17. Jahrh. auf. Die traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs steigerten, indem sie die Kraft des Bürgerthums vollends brachen, den Uebermuth und die Absonderungslust des A. noch mehr. Statt seinen verarmten Gutsunterthanen aufzuhelfen, benutzte er zum großen Theil ihre Noth und Ohnmacht, um ihnen neue oder höhere Lasten aufzulegen. Statt die allgemeinen Lasten zu theilen, suchte er dieselben möglichst von sich abzuwälzen, indem er für seine Güter Steuerfreiheit beanspruchte, obschon das frühere Aequivalent dafür, die Ritterdienste des A., aufgehört hatten. Statt durch eigene Bewirthschaftung seiner Güter deren zerrütteten Zustand zu bessern, dadurch auch der kleinen ländlichen Bevölkerung ein gutes Beispiel zu geben und förderlich zu sein, zog er meistens vor, sich an den Höfen oder auf Reisen ins Ausland vollends zu ruiniren, und brachte von hier wie von dort immer exclusivere, unvolksthümlichere Sitten und Ansichten mit. Besonders gefiel er sich in der Nachäffung seiner franz. Standesgenossen, sowol was die Leichtfertigkeit in Behandlung der heiligsten Lebensverhältnisse als was die Verachtung der andern Klassen und die maßloseste Einbildung von einer specifisch höhern Natur und Bestimmung des A. anbelangte.

Das Streben des deutschen wie des franz. A. ging unablässig dahin, einerseits für seine Personen und Güter eine Ausnahmestellung und Befreiungen von dem für die andern Klassen gültigen gemeinen Recht, andererseits über die in seinem Bereich lebenden Bevölkerungen, die Hintersassen auf seinen Gütern, eine möglichst ausgedehnte Gewalt zu erlangen, Rechte, die eigentlich entweder dem Staate oder den Gemeinden zugekommen wären, an sich zu ziehen. Für seine Personen und Familien Steuerfreiheit, Freiheit von der Conscription, besonderer Gerichtsstand, Bevorzugungen im Hof-, Civil- und Militärdienst, sodann allerhand gesellschaftliche Auszeichnungen (wie: Recht der Haustrauung, der unbeschränkten Zahl von Pathen bei Taufen u. s. w.), für seine Güter Patrimonialgerichtsbarkeit, Patronatsrecht, Jagdrecht auf fremder Flur, Gutspolizei, endlich Schutzherrlichkeit über seine Gutsunterthanen mit allen den dazu gehörigen Rechten auf seiten des Herrn, Diensten und Lasten auf seiten der Unterthanen u. s. w.: das war so ungefähr die bisweilen ins Ungemessene ausgedehnte Summe von Ausnahme- und Herrenrechten, welche der A. auch in Deutschland, der große wie der kleine, nach und nach an sich gerissen. In den meisten Ländern bildete der A. eine geschlossene, entweder durch ausdrückliche, von den Landesherren anerkannte Ordnungen oder doch durch sein gemeinschaftliches Auftreten auf den Landtagen als besonderer Stand, engverbundene Corporation, welche den Zutritt fremder Elemente streng von sich abhielt. In Mecklenburg ist bis auf die neueste Zeit die Aufnahme eines neuen Mitglieds in den sogenannten «recipirten A.», den bestehenden Adelskörper, von der Zustimmung dieses letztern abhängig geblieben. Lange Zeit sträubte sich der A. heftig gegen den Uebergang adelicher, ritterschaftlicher Güter in bürgerlichen Besitz, und viele Landesfürsten, selbst ein Friedrich d. Gr., glaubten, zur Erhaltung des A. als Stand ein solches Verbot erlassen zu müssen, welches freilich nicht durchzuführen war, da andererseits wieder der A. selbst es nicht ungern sah, wenn das wohlhabende Bürgerthum ihm seine verschuldeten Güter zu guten Preisen abkaufte. Ebenso gab es viel Streit um die Zulassung nichtadelicher oder erst neugeadelter Rittergutsbesitzer auf den Landtagen, und

in manchen Ländern, z. B. Sachsen, fand diese Zulassung nur unter Beschränkungen statt. Die noch ausgedehntern Vorrechte des hohen A., welche demselben nach Wegfall der eigentlichen Landeshoheit noch übrig blieben, sind in dem Art. XIV der Deutschen-Bundes-Acte, der diese Rechte garantirt, folgendermaßen specialisirt: Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern in Bezug auf Ehen zwischen jenem und diesen; Autonomie in Anordnung ihrer Familienverhältnisse und Disposition über ihre Güter, jedoch unter Oberaufsicht des Staats; das Recht der Landstandschaft, als sogenannte Standesherren; privilegirter Gerichtsstand und Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien; die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster, beziehendlich auch zweiter Instanz; Forstgerichtsbarkeit; Ortspolizei; Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, alles unter Oberaufsicht der Landesregierung. Auch dem ehemaligen bloßen Reichsadel (Reichsfreiherren, Reichsrittern) ward Autonomie, Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat, privilegirter Gerichtsstand zugesichert, jedoch nur nach Vorschrift der Landesgesetze.

In Frankreich hob die Revolution von 1789 nicht nur alle und jede Vorrechte des A. (die Deputirten des A. selbst verzichteten darauf in der berühmten Nacht des 4. Aug.), sondern auch den A. selbst als besondern Stand auf. Der Gebrauch adelicher Titel, Wappen u. s. w. ward verpönt. Napoleon schuf durch die Decrete von 1806 und 1808 einen neuen A., zum Theil mit Majoraten. In dem Strafcodex von 1810 ward die unbefugte Führung von Adelstiteln mit Strafe bedroht. Die Charte von 1814 sprach zwar den Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz aus, gestattete jedoch dem alten A., seine Titel wieder hervorzuholen, dem neuen, die seinigen zu behalten. Dem König sollte das Recht zustehen, den A. zu verleihen, jedoch ohne Befreiungen und Bevorrechtungen. Die revidirte Charte von 1830 hat hieran nichts geändert. Wol aber ward bei der Revision des Strafcodex 1832 das Verbot des unbefugten Gebrauchs von Adelstiteln in Wegfall gebracht, sodaß es seitdem jedem Franzosen frei stand, jeden ihm beliebigen Titel zu führen. Ein Gesetz von 1835 verbot die Errichtung von Majoraten. Ein Versuch des Kaisers Napoleon III., die Titelfrage wieder im Sinne des Strafcodex von 1810 zu regeln, ist ohne nachhaltige Folgen geblieben.

In Deutschland hatten zuerst die nach franz. Muster eingerichteten Gesetzgebungen (z. B. in Westfalen und am linken Rheinufer), dann in Preußen die großen Stein-Hardenberg'schen Reformen, endlich seit 1815 die neuen constitutionellen Verfassungen (in Baden, Baiern, Nassau, später in Hessen, Sachsen) einen Theil der Adelsprivilegien beseitigt. Das Jahr 1848 räumte damit vollends auf. An manchen Orten kamen die Mitglieder des A. selbst mit dem Wunsch und Antrag einer Aufhebung der anstößigsten Sonderrechte solcher Art entgegen (z. B. auf dem sächs. Landtage von 1848). Noch 1851 sprach sich eine bei der Dresdener Conferenz im Namen vieler fürstl. und gräfl. Häuser vom Prinzen Karl von Oettingen-Wallerstein eingereichte Denkschrift im gleichen Sinne aus. Die Deutsche Nationalversammlung ging noch weiter, indem sie in Art. II, §. 137 der Grundrechte nächst der Abschaffung der Standesvorrechte und der Erklärung, daß vor dem Gesetz kein Unterschied der Stände gelte, vielmehr alle Deutsche vor dem Gesetz gleich seien, ausdrücklich den A. selbst als Stand für aufgehoben erklärte. Die sogenannte Unionsverfassung ließ diesen letzten Satz hinweg, während sie im übrigen die Fassung der Frankfurter Grundrechte beibehielt. Durch den Bundesbeschluß vom 23. Aug. 1851 wurden die Grundrechte wieder aufgehoben, also auch jener Beschluß in Betreff des A.; doch waren inzwischen (und zum Theil schon vorher) die Bestimmungen wegen Abschaffung der persönlichen Standesvorrechte des A. und der an dem ritterschaftlichen Grundbesitz haftenden Privilegien ziemlich gleichlautend in die meisten Verfassungen und Gesetzgebungen der Einzelstaaten übergegangen und sind im wesentlichen allerwärts in Kraft geblieben. Auch in Betreff der Rechte der Mediatisirten hatte die Deutsche Nationalversammlung keinen Unterschied gemacht, und die Landesgesetzgebungen waren ihr hierin meist ebenfalls gefolgt. Die Proteste der Betheiligten waren unbeachtet geblieben. Später wurden, theils durch die freie Initiative der Regierungen, mit oder ohne Zustimmung der Volksvertretungen, theils auf Betrieb des Bundestags, nach Anrufung desselben durch die Mediatisirten, die meisten Rechte derselben wiederhergestellt, so namentlich das Recht der besondern Vertretung auf den Landtagen. Andere, welche den inzwischen ins Leben getretenen Gesetzgebungsreformen und dem allerwärts durchgedrungenen Princip der Gleichheit aller vor dem Gesetz zu sehr widersprachen, blieben aufgehoben. Ueber einzelnes einigte man sich mit den Betheiligten, in anderm mußten diese nachgeben. Hatte doch der Bundestag selbst schon 17. Sept. 1846 ausgesprochen, «daß zwar als Regel die unverrückte Aufrechthaltung des im Art. XIV

der Bundes-Acte festgestellten Rechtszustandes garantirt sei», daß jedoch «außerordentliche Umstände eine gezwungene Aufhebung oder Ablösung einzelner, den Standesherren garantirten Eigenthumsrechte und Befreiungen erheischen könnten», und daß «in solchem Falle eine derartige Aufhebung nicht von der Zustimmung der Betheiligten abhängig gemacht werden könne».

Der A. in Deutschland ist gegenwärtig in einer eigenthümlichen Lage. Ohne eine klare und bedeutende polit. Stellung solcher Art, daß diese ihm das Gefühl großer Pflichten nahelegen könnte, in seiner Mehrzahl auch ohne auszeichnende materielle Mittel, um damit eine hervorragende Rolle im öffentlichen oder im socialen Leben zu spielen, trägt er gleichwol in seinen Namen und Titeln wie in seinen geschichtlichen Erinnerungen Ansprüche und Antriebe mit sich herum, die ihn nicht ruhen, ihn zu einem völligen Aufgehen in der Gesammtheit des Volks schwer kommen lassen. Die einsichtigern und patriotischen Mitglieder des A. bescheiden sich wol, jenem Drange nach Auszeichnung einfach dadurch Genüge zu thun, daß sie ihre persönliche Kraft und Tüchtigkeit für die höchsten Zwecke des Staats, der Nation oder der Menschheit einsetzen, indem sie ihren adelichen Namen und den Glanz einer alten Familie entweder nur sich selbst einen Sporn sein lassen bei dem Streben nach selbsteigenem Verdienst (nach dem Spruche: Noblesse oblige!) oder (soweit es namentlich ein öffentliches Handeln gilt) damit wuchern zum Besten eben der allgemeinen Interessen, denen sie ihre Kraft dienstbar gemacht. Denn das ist nicht zu leugnen und liegt in der menschlichen Natur: ein berühmter Name, verbunden mit eigenem, persönlichem Verdienst, gilt noch immer beim Volke viel, und eine liberale Maßregel, z. B. von einem Grafen Schwerin oder einem Fürsten Leiningen empfohlen, hat in manchen Kreisen, namentlich aber nach oben hin, mehr Gewicht und findet leichter Anklang, als wenn sie von einem Manne des Bürgerstandes ausgeht. Eine kurzsichtige, beschränkte, gewöhnlich auch eigensüchtige Fraction des A., das sogenannte Junkerthum, fühlt sich dagegen berufen, nach einer Wiederherstellung der alten Adelsvorrechte, wenn möglich in ihrem ganzen Umfange, wo nicht, wenigstens so weit als erreichbar, zu streben. Diese Partei drängt sich an die Fürsten, um mit ihrer Hülfe das wieder zu erlangen, was der unaufhaltsame Gang der Zeit ihr entzogen hat. Sie sucht die Fürsten glauben zu machen, daß nur im Bunde mit einer mächtigen und bevorrechteten Aristokratie die Monarchie bestehen und gedeihen könne, und es gelingt ihr dies nur zu häufig, weil sie, im Besitz aller Hofämter und der meisten hohen Civil- und Militärstellen, die Person des Staatsoberhaupts auf Schritt und Tritt umgibt, und daher nicht selten dahin gelangt, dasselbe gänzlich von denjenigen Elementen zu isoliren, welche ihm die Bedürfnisse und Anforderungen der Gegenwart in unbefangenerm Lichte veranschaulichen könnten. Schon alsbald nach dem Befreiungskriege, in welchem A. und Bürgerthum gemeinsam ihr Blut fürs Vaterland verspritzt, in welchem der A. vielfach mit rühmlichstem Beispiel des Patriotismus, der Opferfreudigkeit und Tapferkeit vorangegangen, aber keineswegs (wie von einzelnen fanatischen Lobpreisern der Adelsvorzüge behauptet worden) alles oder auch nur verhältnißmäßig mehr geleistet als das Bürgerthum, während die deutsche Nation nach einer Neugestaltung ihres gesammten Staatswesens nach den Bedürfnissen der Zeit und im gemeinsamen Interesse aller sehnsüchtig verlangte: schon damals bildete sich im geheimen eine Einigung unter einem Theile des deutschen A., die sogenannte Adelskette, zu dem Zwecke der Wiederherstellung, soweit nur möglich, der durch die Einflüsse der Französischen Revolution auf Deutschland beseitigten oder doch verringerten Privilegien ihres Standes. Mit welchen Mitteln diese Verbindung gewirkt, was sie im einzelnen erwirkt, ist noch nicht sicher ermittelt; gewiß ist, daß manche Regierungen, z. B. selbst die badische, von Einflüssen solcher Art misleitet, die Entwickelung des jungen constitutionellen Lebens in ihren Ländern durch einseitige Begünstigung des A. hemmten und unerfreuliche Conflicte mit ihren Volksvertretungen hervorriefen. Auch in den Kammern selbst, wo das adeliche Element, wenn nicht direct als solches, doch in seiner Eigenschaft als Inhaber des großen ritterschaftlichen Grundbesitzes, größtentheils stark vertreten war, hat dasselbe vielfach in jenem einseitigen, junkerlichen Sinne gewirkt, mehr im eigenen Sonderinteresse als im Interesse des Allgemeinen, mehr hemmend als fördernd, mehr gegen den berechtigten Trieb der Zeit ankämpfend, als beeifert, ihn leitend und maßgebend zur Geltung zu bringen. Rühmliche Ausnahmen davon sind eben nur als Ausnahmen zu betrachten. Unter dem Eindrucke der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, der eine Stärkung des aristokratischen Elements, unter Beschränkung des bureaukratischen und im Geiste größerer Selbstregierung des Volks, in wohlmeinender, aber unklarer Nachbildung des engl.-german. Staatsrechts, zu wollen schien, bildete sich abermals eine Organisation unter dem A., zunächst dem preußischen, um mit vereinten Kräften

eine Neubelebung des Standes zu versuchen. In Schlesien entstand die **Adelsreunion** mit einem weitläufigen Programm und Statut, welches zwar scheinbar eine Reform des A. im zeitgemäßern Sinne anstrebte, auch einzelne vernünftige Vorschläge in dieser Richtung enthielt, ganz vorwiegend jedoch darauf ausging, den A. in die ihm verloren gegangene rechtliche und sociale Ausnahmestellung wieder einzusetzen. Das Programm erklärt: ein Ständeunterschied sei Naturgesetz und werde es bleiben. Es «beklagt lebhaft, daß dem der Krone nächsten Stande, dem A., in diesem Jahrhundert geistige und irdische Güter nicht in dem Gleichgewicht zu Gebote stehen als den beiden folgenden Klassen des Volks». Es sei «nur ein Festhalten an den Grundsätzen des ewigen, unwandelbaren Rechts, wenn der A. eine zeitgemäße Wiedererhebung in die ihm durch das Gesetz bezeichnete, nur im Drange der Zeit entfremdete Stellung hoffe». Das Programm schlägt vor: Herstellung des Rechts der Erstgeburt in seiner Anwendung auf das Grundeigenthum, jedoch nicht, wie in England, unter Uebergang der nachgeborenen Söhne in das Bürgerthum! Vielmehr verlangt man für diese «außer den bereits allgemein verfolgten Berufswegen» den Eintritt in geistliche Würden. Ferner wünscht man Stiftungen für unversorgte Töchter des A., Reorganisation des Malteserordens u. s. w. Ein weiterer Punkt des Programms betrifft die «moralische Kräftigung des A.» Aber wodurch? «Durch möglichst standesgemäße, auch körperlich tüchtige Jugenderziehung und Vorbereitung zum öffentlichen polit. Auftreten, womöglich durch Standesgenossen; durch Förderung ritterlicher Eigenschaften; durch Errichtung von Adelsmarschällen und Schöffen mit patriarchalischen Rechten und durch Adelsehrengerichte.» Endlich will man «eine Wiederbelebung des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Grundadel und Bauernstand; eine allmähliche Gewöhnung der öffentlichen Meinung an das bestimmtere Hervortreten des A. an die Spitze der Nation (unter anderm durch Rücksicht auf ein achtbares adeliches Auftreten bei öffentlichen Gelegenheiten, Jagden, Wettrennen, durch entsprechende Einwirkung auf die äußern Sinne des Volks, Kleidung, Pferde, Waffen, Dienergefolge, burgartige Wohnung); Verbesserung des materiellen Wohlstandes des A. (unter anderm durch Verbindung des A. mit wohlhabenden Töchtern des Bürgerstandes)». Es entstand damals auch eine besondere «Adelszeitung» (redigirt von Herrn von Alvensleben) zur Vertheidigung solcher und ähnlicher Ideen. Vor dem Sturme von 1848 beugte das Junkerthum muth- und widerstandslos das Haupt und flüchtete sich in die Verborgenheit. Aber bei den ersten Anzeichen einer rückläufigen Strömung in den obern Kreisen und im Volke erhob es sogleich wieder die Stirn mit dem alten Uebermuth und suchte die veränderte Stimmung für sich und in seinem Sinne auszubeuten. Schon im Herbst 1848 tagte in Berlin, auf Betrieb und unter Führung des Herrn von Bülow-Cummerow, eine Versammlung Adelicher, vom Volke das «Junkerparlament», von ihr selbst euphemistisch «Verein zum Schutze des Eigenthums» genannt. In der seit 1850 beginnenden Periode einer sich überstürzenden Reaction war das Junkerthum besonders thätig, nicht blos seine durch die Bewegung des J. 1848 erschütterte Stellung wieder zu befestigen, sondern womöglich ihr eine noch breitere Basis als vorher zu geben. Es wußte geschickt seine particularen Interessen mit denen einer sogenannten «conservativen Staatsordnung» als gleichbedeutend zu vermischen, indem es als allein wirksames Mittel zur Sicherung dieser letztern die Ausrottung aller Einrichtungen und Ideen des J. 1848 mit Stumpf und Stil, ja womöglich auch der frühern liberalen Reformen (z. B. der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung in Preußen) und die einfache Rückkehr zu der «alten guten Zeit», d. h. zum Feudalismus, predigte. In diesem Geiste sprach und handelte diese Partei sowol in den Kammern als in den speciell für solche Zwecke gegründeten Organen der Tagespresse, der «Neuen Preuß. Zeitung» (Kreuzzeitung) in Preußen, der «Freimüthigen Sachsenzeitung» in Sachsen, dem «Norddeutschen Correspondenten» in Mecklenburg u. a. m. Auch mehrere selbständige Schriften erschienen in dieser Richtung, z. B. «Der deutsche A. in der Vorzeit, Gegenwart und Zukunft» (2 Bde., Frankf. a. M. 1851) von Fischer (eine Vertheidigung der Ansprüche des A. auf Bevorzugung im Hof-, Civil- und Militärdienst, Steuerfreiheit, eximirten Gerichtsstand u. s. w.); «Die Zukunft des Deutschen A. vom aristokratisch-conservativen Standpunkt» (Berl. 1851), angeblich vom Grafen Görtz (worin ein patriarchalisch-schutzherrliches Verhältniß des A. über die andern Klassen, ein bevorzugter Antheil desselben an der Landesvertretung und der Localverwaltung beansprucht, dagegen Steuerfreiheit u. dgl. dem «gefräßigen Zeitgeist» zum Opfer gebracht werden); die «Briefe über Staatskunst» (Berl. 1854), von Victor von Strauß (die in ihren Forderungen selbst noch zum Theil über die beiden vorgenannten Schriften hinausgehen). Großen Vorschub leisteten dieser Richtung auch Schriften wie die von Riehl, welcher, nach zum Theil sehr unklaren Ideen

von einer angeblichen «natürlichen Gliederung» der Gesellschaft, den A. als einen «Stand des Beharrens» neben dem Bauernstande, gegenüber den «Ständen der Bewegung» im Bürgerthum und Proletariat, idealisirend ausschmückte und den Staatsgewalten zu besonderer Pflege empfahl. Schon ein Jahrzehnt früher hatten ähnliche Ideen und Tendenzen ihre schlagende Widerlegung zumeist durch einfache Schilderung des thatsächlichen Verhaltens solcher bevorrechteter Adelselemente gefunden in Schriften, wie: Bode, «Beitrag zur Geschichte der Feudalstände in Braunschweig und ihres Verhältnisses zu Fürst und Volk» (Braunschw. 1843), «Die aristokratischen Umtriebe u. s. w.» (Lpz. 1843), Liebe, «Der Grundadel und die neuen Verfassungen» (Braunschw. 1844), u. a. m.

Während derartige Versuche einer Wiederherstellung der Bevorrechtungen des A. in alter Weise mit dem ganzen Zuge der modernen Cultur in einem so entschiedenen Widerspruche stehen, daß sie zwar zeitweilig oder hier und da einzelne praktische Erfolge erzielen, schließlich aber nur das unvermeidliche Resultat haben können, das Junkerthum und damit zugleich den ganzen Stand (weil die öffentliche Meinung das Junkerthum nach dessen eigenem Vorgang mit dem A. schlechthin identificirt) vollends aller Wurzeln im Volke zu berauben und als einen Anachronismus der unverträglichsten Art erscheinen zu lassen, so verdient dagegen eine andere Reihe von Bestrebungen für eine Reform des Adelsinstituts, wie sie theils von Mitgliedern des A. selbst, theils auch von Nichtadelichen mehrfach angeregt worden sind, mindestens eine ernsthaftere Beachtung und Prüfung. Die aufrichtigen Anhänger dieser Richtung geben den A., wie er heutzutage bei uns besteht, d. h. die zahllose Masse der bloßen «Herren von», die keine andere Grundlage einer bevorzugten socialen Stellung aufzuweisen haben als ihren Stammbaum und ihr Wappen, völlig preis, fordern ausdrücklich seine Aufhebung, seine Verschmelzung mit dem Bürgerthum, verlangen aber an dessen Stelle die Schaffung eines lebensfähigen, politisch und social gewichtigen und gemeinnützigen, auf großem, gefestetem Grundbesitz ruhenden, mit polit., nicht aber mit privatrechtlichen Vorzügen ausgestatteten, kurz, eines A. nach dem Muster der engl. Nobility. Ideen solcher Art entwickelte schon in den dreißiger Jahren Fürst Pückler-Muskau in seinem «Semilasso». Etwas Aehnliches hatte wohl König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Sinne, als er bald nach seiner Thronbesteigung zur Bildung eines neuen Majoratsadels Anstoß und Förderung gab. Die Sache hatte jedoch keinen merkbaren praktischen Erfolg. Die Bildung einer besondern «Herrencurie» bei dem Vereinigten Landtage von 1847 war ein weiterer Schritt in dieser Richtung. 1848 versuchte man es in Preußen und Oesterreich mit der Herstellung einer aristokratischen Pairskammer, aber die öffentliche Meinung erklärte sich damals so entschieden dagegen, daß man davon abstand. Nach mancherlei Versuchen und Kämpfen kam es in Preußen zur Einsetzung eines «Herrenhauses», in welchem jedoch die Berücksichtigung des kleinen, wenig begüterten, aber um so anspruchsvollern A., der sogenannten «kleinen Herren» (der recht eigentlichen Vertreter des Junkerthums), gegenüber dem hohen, auf großen Grundbesitz fundirten und darin wenigstens einigermaßen dem engl. ähnlichen A., viel zu sehr überwiegt. Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß fast bei allen unvolksthümlichen Schritten des preuß. Herrenhauses diese «kleinen Herren» in erster Linie thätig waren, während die Mitglieder des hohen und reichbegüterten A. wenigstens zum Theil sich davon fern hielten oder gar Opposition dagegen im Sinne eines gemäßigten Fortschritts machten.

Besser gelungen erscheint die Zusammensetzung des österr. Herrenhauses. In Oesterreich gibt es einen durch bedeutenden Reichthum und außerdem noch großentheils durch berühmte, mit der vaterländischen Geschichte engverknüpfte Namen ausgezeichneten A., und dieser hat in seinem parlamentarischen Auftreten jedenfalls größere und weitere polit. Gesichtspunkte bewährt als die «kleinen Herren» im Herrenhause zu Berlin. Auch in andern deutschen Kammern haben sich einzelne Elemente einer ihre polit. Aufgabe in etwas höherm Sinne auffassenden Aristokratie, namentlich unter den sogenannten Standesherren oder dem hohen A., gezeigt. Aber freilich haftet auch diesen bessern Elementen des A. in ihrer gegenwärtigen Stellung der Besitz und die Uebung von Bevorrechtungen, die gegen das Zeitbewußtsein streiten, als Hindernisse einer völlig unbefangenen und volksthümlichen Wirksamkeit an. Von theoretischen Vorschlägen zur Schaffung einer Erbpairie nach engl. Muster sind aus der neuern Zeit zu erwähnen: «Ueber den Beruf des A. im Staate und die Natur der Pairieverfassung» (Stuttg. 1852) von Eisenhart (der durch gesetzliche Geschlossenheit und Unveräußerlichkeit großer Majorate der fortschreitenden Bodenzerstückelung entgegenarbeiten will), «Ueber die Bildung der Ersten Kammern und die Adelsreform in Deutschland» von Bluntschli (Münch. 1850), Gaupp, «Denkschrift u. s. w.»

(1852) u. a. Gegen die Anwendbarkeit der engl. Adelseinrichtung auf Deutschland sprachen sich namentlich aus: Zimmermann, «Die Vortrefflichkeit der constitutionellen Monarchie für England und ihre Unbrauchbarkeit für die Länder des Continents» (Hannov. 1852), und der Fürst von Leiningen in einem Artikel der «Allg. Zeitung» (1852, Nr. 62). Eine Entgegnung auf diesen Artikel, «von einem deutschen Staatsmanne» (ebendaselbst Nr. 70), erklärte eine starke und lebensfähige Erbpairie auch in Deutschland für möglich, wenn nicht in den Einzelstaaten, so doch in einem einheitlich und constitutionell organisirten deutschen Gesammt- oder Bundesstaat, jedoch ohne nähere Angabe, wie solche zu denken sei. Eine Rückbildung der durch Auflösung des Reichs souverän gewordenen und 1815 souverän gebliebenen gegenwärtigen Landesherren in bloße «Pairs des Reichs», «Reichsstände», was sie ehedem waren, empfahl schon E. M. Arndt im letzten Theil seines «Geist der Zeit» (1814). Der von Dahlmann 1848 ausgearbeitete sogenannte «Entwurf der 17 Vertrauensmänner» zu einer Reichsverfassung dachte sich die deutschen Fürsten, jedoch unbeschadet der Fortdauer ihrer Landeshoheit (die sie ja allerdings auch im ehemaligen Reiche factisch und seit dem Westfälischen Frieden sogar im wesentlichen gesetzlich besaßen), als Mitglieder eines Oberhauses, in welchem außerdem auch noch andere Elemente, namentlich die Mediatisirten, Platz finden sollten.

Alle Plane einer Adelsreform, auch die aufrichtigst gemeinten und scharfsinnigst berechneten, begegnen zunächst der großen Schwierigkeit, daß sie etwas auf dem Papiere schaffen und ins Leben überführen wollen, was, um wahrhaft lebensfähig zu sein, sich von selbst, im natürlichen Gang der Geschichte, entwickelt haben muß. Das ist der wichtige, durch nichts so leicht zu ersetzende Vorzug des engl. hohen A., daß er so eng mit der Geschichte des Landes und ganz besonders mit der Geschichte der Volksfreiheiten verwachsen ist, daß er von frühester Zeit an, in richtiger Erkenntniß seiner wahren Interessen, sich zum Führer und Vorkämpfer der Nation in der Erringung, Behauptung und allmählichen Fortbildung der nothwendigen Volks- und Verfassungsrechte, zum Vertreter nicht eines einseitig conservativen Princips, sondern eines Princips vernünftigen Fortschritts gemacht hat. Dies bezeugt noch in neuerer Zeit die von einem der ersten Häupter des hohen A., dem Herzog von Wellington, durchgeführte Katholikenemancipation (1829), die ebenfalls von Gliedern desselben Standes, dem Grafen Grey und dem Lord John Russell, unter Beistand seines Bruders, des mächtigen Herzogs von Bedford, dem widerstrebenden Theile der Aristokratie abgerungene Reformbill (1832), neuerdings wieder die zum großen Theil von Häuptern des A., unter andern dem streng conservativen Grafen Derby, mit ausgegangenen oder doch kräftig unterstützten Veranstaltungen zum Wohle der untern Klassen. Hielte der engl. A. (unangesehen seiner Parteistellung ob Tory, ob Whig) nicht an den Grundlagen der Verfassung und an den althergebrachten Freiheiten des Landes, ganz besonders jenen, welche die Gleichheit aller vor dem Gesetz und die Unterordnung aller, ohne Ansehen der Person, unter das Gesetz feststellen, unverbrüchlich fest, und betrachtete er nicht jeden Gedanken nicht blos einer gewaltsamen Aenderung, sondern auch einer geheimen Untergrabung dieser Grundlagen wie einen unerhörten Frevel und eine unehrenhafte Selbstentwürdigung, deren sich jeder Gentleman, geschweige ein geborener Wächter der Gesetze des Landes, ein Peer von England, aufs tiefste schämen müßte: wäre dem nicht so, weder der ungeheuere Reichthum noch die Geschlossenheit der Güter und das Erstgeburtsrecht würden die engl. Pairie zu einem solchen Grade von Macht und Ansehen erhoben, noch weniger sie gegen die auflösenden, jeder aristokratischen Bevorzugung widerstrebenden Tendenzen der Neuzeit zu schützen vermocht haben.

Der deutsche A. hat nur zu sehr versäumt, sich, gleich dem engl., durch Verdienste um das Gemeinwesen und die allgemeine Freiheit eine feste, geachtete polit. Stellung und ein begründetes Ansehen beim Volke zu erwerben. Ob diese Versäumniß nachzuholen, steht dahin. Sicherlich ist der Gebrauch, den der A. seiner Mehrzahl nach im preuß. Herrenhause und in andern deutschen Landesvertretungen von den ihm eingeräumten polit. Rechten gemacht, nicht von der Art, um das tiefgewurzelte Vorurtheil gegen ihn zu entkräften oder gar in das Gegentheil umzuwandeln. Vielleicht wäre noch immer dazu Zeit, wofern sich nur eine namhafte Anzahl Adelicher fände, die ehrlich und ohne Heuchelei, besonnen, aber zugleich entschieden, der Sache des Rechts, der Freiheit und eines vernünftigen Fortschritts ihre Kraft und das Gewicht ihres gesellschaftlichen Einflusses leihen möchten. Die Beispiele solcher Hingebung finden sich viel zu vereinzelt, als daß sie für den Stand im allgemeinen einen Ausschlag in der öffentlichen Meinung geben könnten. Mit jedem Jahre auch wird ein solcher Versuch schwieriger, denn der demokratische Geist der Zeit nimmt unaufhaltsam in demselben Maße zu, als die

aristokratischen Elemente durch ein einseitiges, unzeitgemäßes Verhalten sich selbst in der öffentlichen Meinung, auch der Besonnenern und Gemäßigtern, immer rettungsloser zu Grunde richten. Dazu kommt, daß manche der engl. Adelseinrichtungen, wie Majorate mit streng-geschlossenem, unveräußerlichem Grundbesitz, den heutigen rechtlichen, sittlichen und volkswirthschaftlichen Anschauungen allzu sehr widerstreiten, als daß nicht ihre Einführung auf lebhaften Widerspruch von den verschiedensten Seiten her stoßen sollte. Es ist ein großer Unterschied, ob etwas dieser Art seit Jahrhunderten besteht, oder ob es, von ganz anders gearteten Zuständen aus, erst jetzt geschaffen werden soll. Der polit. Nutzen der ganzen Reform müßte mindestens ein schlechterdings augenfälliger sein, um einen solchen Widerspruch zum Schweigen zu bringen.

Ob überhaupt zum Bestehen eines wohlgeordneten, gedeihlichen Staats- und Gesellschaftswesens ein Erbadel nothwendig, unentbehrlich sei, ist eine viel und oft erörterte Frage. Von den mystisch-theokratischen Ideen eines Haller, Bonald, Lemaistre u. a. aus der Restaurationszeit, welche den A., gleich dem Königthum, für eine «göttliche Einsetzung» erklärten, sowie von den «christlich-germanischen» Anschauungen unserer heutigen Feudalen, deren Ideal jene Zeit ist, wo der Ritter auf seinem Dominium nahezu so souverän war wie der Landesherr, unbeschränkter Herr über seine beinahe rechtlosen Gutsunterthanen: von allen derartigen, durch die Wissenschaft der Geschichte, des Staatsrechts, der Volkswirthschaftslehre längst gerichteten Ansichten müssen wir dabei freilich von vornherein absehen. Ferner muß man sich hüten, den Begriff «Adel» für schlechthin gleichbedeutend zu nehmen mit dem Begriff «Aristokratie». Man kann ein aristokratisches Element im Staate für nöthig halten und die Herstellung eines solchen im Gesammtorganismus des Staats betreiben, ohne deshalb zum Träger desselben gerade den Geburtsadel zu machen. Als 1830 der belgische Congreß die künftige Verfassung des jungen Staats berieth, kam man rasch überein, daß die Vertretung einen aristokratischen oder conservativen Zusatz haben müsse, und schuf deshalb einen Senat; allein nicht Eine Stimme erhob sich für die Bildung dieses Senats aus adelichen Bestandtheilen, obschon in Belgien der A. von jeher eine ziemlich populäre Rolle gespielt und auch bei der Revolution von 1830 sich theilweise sehr wacker hervorgethan hatte. Allerdings sitzen im belg. Senate auch manche Träger adelicher, zum Theil geschichtlich berühmter Namen, aber nicht als solche, nicht kraft eines besondern Vorrechts, sondern durch das Vertrauen und die Wahl ihrer Mitbürger. Der belg. Senat aber hat in der Zeit seines Bestehens seine Bestimmung befriedigend erfüllt und die öffentliche Meinung weder eine Beseitigung noch eine Umänderung desselben verlangt.

Scheint es hiernach, als sei bei den heutigen Culturverhältnissen die Möglichkeit gegeben, ein aristokratisches oder conservatives Element im Staate, soweit ein solches nothwendig, auch auf andere Weise als durch Errichtung eines besondern, bevorrechteten Standes herzustellen, so ist andererseits, im Hinblick auf die Geschichte unsers deutschen A., die Frage wohlberechtigt: ob gerade der A. zur Vertretung einer wahrhaft conservativen Richtung am geeignetsten sei? Denn daß dasjenige, was ein großer Theil unsers A. «conservativ» nennt, und was er als seine Domäne, gewissermaßen als sein Monopol ansieht, das Gegentheil des wahren Conservatismus ist, hat die Geschichte der letzten zwanzig bis dreißig Jahre vollgültig entschieden. Die Geschichte hat gezeigt, daß das bloße starre Festhalten an Zuständen, die sich überlebt haben, vollends das Zurückgreifen auf solche, die längst beseitigt waren, eine nachhaltig gesunde Entwickelung des Staatslebens nicht zu erzeugen, die natürliche Vorwärtsbewegung der Menschheit nicht, wie dies die Aufgabe eines wirklich «conservativen» Elements ist, mäßigend zu leiten vermag, vielmehr solche, durch künstliche Stauung im Augenblick, nur zu einer intensivern, zugleich heftigern und gewaltsamern macht. Abgesehen aber von dieser schiefen Stellung, welche thatsächlich unser heutiger A., oder doch ein großer Theil davon, sich zu der Zeitströmung gegeben hat, bieten auch die gegebenen Elemente des A. überhaupt, als einer gesellschaftlichen Einrichtung, wie sie gegenwärtig vorliegen, für die Uebung eines mäßigenden Einflusses auf die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse (also für eine conservative Wirksamkeit im guten Sinne) nur unzureichende Garantien. Daß das bloße Wörtchen «von» es nicht thue, liegt auf der Hand. Der Grundbesitz, auch der große, ist kein specifisches Unterscheidungsmerkmal des A. mehr, und will man ihn wieder zu einem solchen machen durch Herstellung «ritterschaftlicher» Vorrechte, so ist dies, wie schon bemerkt, ganz gewiß nicht der Weg, um den Inhabern eines solchen Grundbesitzes das zu einem leitenden Einflusse nöthige Vertrauen im Volke zu verschaffen. Um dieses zu besitzen und dadurch mäßigend auf die Bewegung der Zeit, wo solches nöthig, wirken zu können, müßte der deutsche A. eben ein ganz anderer sein, als er ist und als er so leicht werden kann, nämlich ein wirklich polit. Institut wie die engl.

Pairie, nicht ein bloßer Titel und Name, ohne wirkliche Rechte und diesen entsprechende Pflichten, aber mit Ansprüchen ins Unbestimmte hinaus. Die Frage, ob ein Erbadel im Staate nothwendig sei, ist überhaupt nicht absolut zu entscheiden, sondern nur mit Rücksicht theils auf eine bestimmte Culturstufe, theils auf eine bestimmte Art des A. Es mag zugegeben werden, daß für gewisse Culturstufen gewisse Einrichtungen, wozu auch der Erbadel gehört, nothwendig oder doch naturgemäß sein mochten, ohne daß daraus folgt, daß auch heute ein solcher A. ein nothwendiger Bestandtheil eines wohlcivilisirten Staats sei. Man hat mit vieler Salbung davon gesprochen, es sei der Vorzug und die natürliche, durch seine Lebens- und Standesverhältnisse selbst ihm vorgezeichnete Aufgabe des A., daß er, statt auf materiellen Erwerb auszugehen, wie die andern Stände, nur seiner Bildung und der Förderung großer socialer oder polit. Interessen sich widmen könne. Wo dies wirklich der Fall (wie bei einem Theile der engl. Pairie oder anderwärts bei einzelnen hervorragenden Mitgliedern des A., namentlich in Italien, z. B. bei einem Grafen Cavour, auch in Deutschland hier und da), da ist es gewiß jedesmal höchst achtungswerth. Allein weder ist dies, nach dem heutigen Stande der Bildung einerseits, der materiellen Vermögensverhältnisse andererseits, der ausschließliche Vorzug des A., noch sehen wir etwa in Deutschland die Mitglieder dieses Standes ihrer Mehrzahl nach oder selbst nur zu einem leidlich großen Theil durch ihre Verhältnisse zu einem solchen Leben und Streben blos fürs Allgemeine befähigt oder durch die eigene Neigung dazu angetrieben. Wenn man ferner rühmt, daß die engl. Aristokratie eine gewisse angeborene und anerzogene Gewohnheit und Sicherheit in Führung öffentlicher Geschäfte, im Regieren, habe und bethätige, und darauf den Satz gründen will: ein solcher regierungsfähiger A. sei in jedem Staate nothwendig oder doch wünschenswerth, so vergißt man, daß von dieser sehr nützlichen Tradition des Regierens, wie sie dort besteht, nur ein Theil, und ein verhältnißmäßig geringer, auf Rechnung des Herkommens zu setzen ist, wonach eine gewisse Anzahl großer adelicher Familien in die Leitung der Staatsgeschäfte und die Führung des Parlaments sich theilt; ein weit größerer Theil dieser Tradition rührt von andern Einrichtungen her, von der jahrhundertlangen Uebung des parlamentarischen Lebens, von der ausgedehnten localen Selbstregierung u. s. w. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß gerade jene Concentration des höchsten polit. Einflusses auf wenige adeliche Familien in England selbst bereits vielfach als nachtheilig für die Fortentwickelung des Gemeinwesens angesehen wird, und daß sehr wichtige und nothwendige Reformen, wie z. B. die Aufhebung der Kornzölle und die ganze daran sich reihende Umgestaltung der volkswirthschaftlichen Gesetzgebung Englands, von Leuten ausgegangen sind, die außerhalb jener aristokratischen Kreise standen: Sir Rob. Peel, Cobden u. a. Auch gibt Belgien das Beispiel, wie ein Staat in allen Beziehungen trefflich regiert werden kann ohne eine herrschende Aristokratie. Wenn man die Mitglieder des A. wegen ihrer von Haus aus angewöhnten größern Gewandtheit, besonders in den geselligen Umgangsformen, für vorzugsweise geeignet hält zu solchen Posten, die diese Eigenschaft verlangen, z. B. diplomatischen, so liegt darin etwas Richtiges; nur sollte man bedenken, daß es mit dieser Gewandtheit allein nicht gethan ist, sollte nicht zu viel Gewicht darauf legen und darüber etwa die reellern Eigenschaften des Geistes, vor allem auch des Charakters, vergessen, ohne welche jemand zwar vielleicht ein guter Diplomat nach der alten Schule, aber sicherlich kein Staatsmann im vollen Sinne des Worts sein kann, wie ihn die Gegenwart verlangt. Wahre gesellige Bildung ist heutzutage auch außerhalb der Adelskreise zu finden, und ein wissenschaftlich, geschäftlich und parlamentarisch geschulter Politiker wird bei wichtigen diplomatischen Verhandlungen reellere Erfolge erzielen als ein mit dem Volksleben und den wahren Bedürfnissen des Staats unbekannter, nur im Salon und im Bureau gebildeter, wenn auch noch so sehr durch adeliche Formen ausgezeichneter Diplomat. Nicht anders verhält es sich auch mit der angeblich höhern Befähigung des A. zu Offiziersstellen. Gegen die Allgemeingültigkeit dieser Regel spricht schlagend schon der Umstand, daß gerade in den Waffengattungen, welche anerkanntermaßen die größte geistige Begabung erheischen, in der Artillerie und in dem Geniewesen, das bürgerliche Element unter den Offizieren überall bei weitem überwiegt. Wenn man früher, wo der Soldat fast nur der Landbevölkerung entnommen war, allenfalls (wie z. B. selbst York that) sagen konnte: derselbe werde am besten von solchen commandirt, die auch im gewöhnlichen Leben seine Herren seien, so trifft dies heute nirgends mehr zu. Endlich spricht die Praxis der anerkanntermaßen an militärischer Tüchtigkeit und Ausbildung ausgezeichneten franz. Armee dafür, daß auch bürgerliche Offiziere im Kriege ihre Corps geschickt zu führen, ihre Mannschaften zu begeistern und den Feind zu schlagen vermögen, was doch am Ende die Hauptsache ist. Die ruhmreichen

Marschälle und Generale Napoleon's I. waren zum größern Theil bürgerlichen, manche sogar sehr niedern Ursprungs, und noch heute geht der dritte Theil der franz. Offiziere aus dem Stande der Unteroffiziere hervor.

Es gab eine Zeit, wo der A. der herrschende, tonangebende Stand war durch seinen Besitz wie durch seine persönliche Thätigkeit, die ritterliche Tüchtigkeit, der damals sich alles beugte, von der damals der Bestand des Staats abhing. Diese Zeit ist vorüber und ohne Zweifel für immer! Die Besitzverhältnisse wie die Berufsarten und ihre entsprechende Geltung im gesellschaftlichen Gesammtorganismus sind wesentlich andere geworden. Diese Veränderungen rückgängig zu machen, wird weder einem einzelnen noch selbst einem ganzen Stande gelingen. Nur wer sie anerkennt und sich in sie schickt, wird vermögend sein, einen Einfluß in der Gegenwart zu üben, der ihm selbst und dem Ganzen frommt: ein ohnmächtiger Widerstand dagegen kann nur edle Kräfte nutzlos verzehren und Conflicte herbeiführen, in denen doch zuletzt die allmächtige Zeit Recht behält.

Adelaer oder Adeler (Cort Sivertsen), berühmter Seemann des 17. Jahrh., geb. 16. Dec. 1622 zu Brevig in Norwegen, ging, kaum 15 J. alt, nach den Niederlanden, wo er als Cadet (bei den Holländern Adelborst) unter Admiral Tromp Seedienste nahm. Nach einigen Jahren trat er jedoch in die Dienste der Republik Venedig, die damals gegen die Türken Krieg führte. Glück, Klugheit und Tapferkeit öffneten ihm hier eine große Laufbahn, und schon 1645 stieg er zum Kapitän empor. Am 10. Juli 1651 betheiligte er sich als Befehlshaber einer Escadre an der Schlacht bei Paros, in welcher die Türken von dem venet. Admiral Mocenigo geschlagen wurden. In einem Zusammenstoß der Venetianer unter Admiral Delfino mit den Türken unter Ibrahim-Pascha bei den Dardanellen, 13. Mai 1654, durchbrach A. 67 türk. Galeeren, die sein einziges Schiff umringten, verbrannte und bohrte eine Anzahl derselben in den Grund und soll gegen 5000 Feinde vernichtet haben. Am folgenden Tage bei Tenedos vom türk. Befehlshaber mit einem Schiff von 60 Kanonen und 1000 Mann Besatzung angegriffen, tödtete er denselben eigenhändig und bewirkte hierdurch, daß sich die Türken, welche bereits geentert hatten, mit ihrem Fahrzeuge ergaben. A. ward mit Ehren überhäuft und erhielt 1660 die Würde eines General-Admirallieutenants. Die Seemächte bewarben sich unter großen Versprechungen um seine Dienste. 1661 verließ er Venedig und ging zunächst nach den Niederlanden, trat aber 1663, durch König Friedrich III. für das damals ungeheuere Jahrgeld von 7200 Thlrn. bewogen, als Admiral und Admiralitätsrath an die Spitze der dän. Flotte, die er nach dem Muster der holländ. umgestaltete. Von Christian V. erhielt A. 1675 den Oberbefehl über die gesammte dän. Seemacht in dem Kriege gegen Schweden. Doch starb er plötzlich 5. Nov. 1675, noch bevor der eigentliche Kampf begonnen hatte. Während seiner Laufbahn in Venedig nannten ihn die Italiener Curzio Suffrido Adelborst. Bei seinem spätern Aufenthalt in den Niederlanden nahm er den Namen A. an, unter welchem er auch in den dän. Adelstand erhoben ward.

Adelaide, Hauptstadt der brit. Colonie Südaustralien, $1^1/_4$ M. östlich des Vincentgolfs, am Flusse Torrens, der sehr wasserarm und nicht schiffbar ist, wurde 28. Dec. 1836 durch den engl. Kapitän Hindmarsh mit etwa 200 Ansiedlern begründet und zu Ehren der Gemahlin König Wilhelm's IV. von England benannt. Die Errichtung der ersten Häuser begann im März 1837, aber 1840 zählte die Stadt schon über 8000, 1845 bereits 20000 und 1860 über 40000 E., unter denen sich, wie auch in den zahlreichen Dörfern der freundlichen Umgebung (Klemzig, Hahndorf u. s. w.), sehr viele Deutsche befinden. Die Stadt ist ganz regelmäßig angelegt, gut und geräumig gebaut, hat hübsche Wohnhäuser und große Waarenlager sowie mehrere sehr ansehnliche öffentliche Gebäude, worunter das Gouvernementshaus auf einem 10 Acres großen Platze, und acht Kirchen aller Confessionen. Die Hauptstraße der Stadt ist die Hindley-Street. Der nördliche, höher gelegene Stadttheil, welcher eine überraschende Fernsicht in die Umgebung gewährt, wird durch einen natürlichen Park von dem südl. Theile getrennt, in dem sich das eigentliche Geschäftsleben concentrirt. Der Platz betreibt einen bedeutenden Export- und Importhandel, der durch Banken und andere commerzielle Anstalten unterstützt wird. In Bezug auf Bildung nimmt A. unter den Städten Australiens den ersten Rang ein, wozu das deutsche Element nicht wenig beigetragen hat. Für hinreichende Schulen ist von Anfang an Sorge getragen worden. Auch besitzt die Stadt bereits ein Theater und in der Philosophical Society einen wissenschaftlichen Mittelpunkt. A. ist Sitz des Gouverneurs von Südaustralien sowie auch eines kath. Bischofs. Den Hafenplatz für die Stadt bildet der unmittelbar am Meere gelegene Ort Port Adelaide, welcher durch Kunststraße

und Eisenbahn mit der Hauptstadt verbunden ist, etwa 2000 E. zählt und 15. Juli 1845 zum Freihafen erklärt wurde. In der Grafschaft A. wird viel Wein (1860 schon 138334 Gallons) gebaut, der dem Capwein gleichkommen soll.

Adelheid, die Heilige, Tochter König Rudolf's II. von Burgund, geb. 933, wurde mit Lothar, dem Sohne König Hugo's von Italien, vermählt, der nach dem Sturze seines Vaters durch Berengar II. (s. d.) von Ivrea 948 die Krone von Italien erhielt. Der schwache Lothar starb schon 950, wahrscheinlich durch Gift, das ihm Berengar oder dessen Gemahlin Willa beigebracht, und Berengar selbst ließ sich hierauf mit seinem Sohne Adalbert als König von Italien krönen. Um seine Macht zu befestigen, wollte Berengar A., die junge und schöne Witwe Lothar's, mit Adalbert vermählen, und als sich diese weigerte, bemächtigte er sich ihrer und hielt sie in harter Gefangenschaft. A. entkam mit Hülfe ihres Kaplans dem Peiniger, floh nach dem festen Schlosse Canossa, das dem ihr verwandten Grafen Azzo gehörte, und rief den nachmaligen Kaiser Otto zum Schutz auf, der 951 in Italien erschien, um die Macht Berengar's zu brechen. Otto ward von der Schönheit und den hohen Tugenden A.'s so angezogen, daß er sich mit ihr vermählte und ihr einen glücklichen Einfluß namentlich in den deutschen Angelegenheiten verstattete. Unter ihrem Sohne, dem Kaiser Otto II., entfernte sich A. wegen Mishelligkeiten mit ihrer Schwiegertochter Theophania aus Deutschland nach Burgund, kehrte aber zurück, als ihr unmündiger Enkel Kaiser Otto III. ihrer Unterstützung bedurfte. Nachdem derselbe die Regierung angetreten, zog sie für immer in die Heimat, wo sie, unter Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit, 16. Dec. 999 starb. Ihr kirchliches Gedächtniß fällt auf ihren Todestag.

Adelheidsquelle, eine Mineralquelle im Dorfe Heilbrunn im Bezirk Tölz des bair. Kreises Oberbaiern, 1½ St. von Benedictbeuren und 8 M. von München gelegen, war schon früher bekannt, ist aber erst in neuerer Zeit wieder in Aufnahme gekommen. Sie trägt ihren Namen von der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand von Baiern, entspringt in 2041 F. Meereshöhe, ist nicht sehr wasserreich und hat eine Temperatur von 8° R. Das Wasser der Quelle, welches zu den iod- und bromhaltigen Kochsalzwässern gehört, wird hauptsächlich zum Trinken, weniger zum Baden benutzt und sehr viel versandt. Seine Wirkungen sind langsam, aber nachhaltig und erfordern deshalb einen andauernden Gebrauch. Sehr heilsam ist die Quelle bei skrofulösen Leiden der verschiedensten Art, bei Drüsenanschwellungen, Knochenkrankheiten, gewissen Gebärmutter- und Eierstockskrankheiten, bei Kropf, einigen Augenentzündungen und verschiedenen Schleimhautleiden. Der Ort Heilbrunn selbst kann nur wenige Kranke beherbergen, doch finden dieselben auch in dem benachbarten Bichl gutes Unterkommen.

Adelnau, poln. Odalanow, eine Stadt im gleichnamigen Kreise des preuß. Regierungsbezirks Posen, liegt an der Bartsch, besitzt zwei kath. Kirchen und eine Synagoge und zählt 1933 E., welche außer etwas Leinweberei starke Gerberei treiben. Bei dem Städtchen fand 22. April 1848 ein Gefecht zwischen poln. Insurgenten und preuß. Truppen statt. Die Hauptstadt des Kreises A., der auf 16,41 Q.-M. 55278 E. zählt, und der Sitz des Landrathamts und des Kreisgerichts ist Ostrowo, unweit des Olobok, mit 7220 E., einer prot. und einer kath. Kirche, einem kath. Gymnasium und nicht unbedeutender Tuchmacherei und Leinweberei. Außerdem liegen im Kreise noch die Städtchen Sulmirschütz mit 2548 E. und Raschkow mit 1385 E. In dem Dorfe Przygodzice, das ¾ M. von Ostrowo entfernt liegt, 600 E. zählt und dem Fürsten Radziwill gehört, befindet sich ein schönes, von Schinkel erbautes Jagdschloß.

Adelsberg, Marktflecken und Hauptort eines Bezirksamts im österr. Herzogthum Krain, liegt auf dem öden, höhlenreichen Kalksteinplateau des Karst und an der Südbahn, halbwegs zwischen Laibach und Triest, und zählt 1800 E. Hinter dem Orte erhebt sich eine kahle, groteske Felswand, welche die Ruinen der Adlersburg trägt. Eine halbe Stunde nordwestlich befindet sich die berühmte Adelsberger Grotte, welche die bedeutendste Höhle des Karst ist und überhaupt zu den merkwürdigsten Höhlen der Erde gehört. Die Höhle besteht aus fünf verschiedenen Abtheilungen. In die erste oder vorderste tritt der Poikfluß ein und läßt sich in ihr noch 400 Klafter weit befahren, bis er unter einer Felswand verschwindet. 30 F. über dem Eintritte des Flusses liegt der eigentliche Eingang, hinter welchem eine 17 Klafter lange, über den Fluß gewölbte Kalksteinbrücke zu der Neptunsgrotte oder dem Großen Dom von 70 F. Höhe und 144 F. Breite führt, der eine große Anzahl der interessantesten Tropfsteingebilde enthält. So weit reicht die wenigstens schon seit 1213 bekannte, sogenannte Alte Grotte. 1816 aber wurde der fast ganz verschüttete Eingang zu der Neuen Grotte oder dem weitern Zuge der Höhle entdeckt, der zunächst in die zweite Abtheilung, in die Kaiser-Ferdinandsgrotte führt, einen zum

Theil 30 F. hohen, sich mehrfach zu großartigen Hallen erweiternden Gang. Diese Hallen sind der Reihe nach: der «Tanzsaal» (150 F. lang, 90 F. breit, 50 F. hoch), in welchem jährlich am Pfingstmontage ein Tanzfest abgehalten wird; weiter die «Reitschule», dann die Halle des Calvarienbergs, welche 180 F. hoch, 618 F. breit, 642 F. lang ist und den 30 Klafter hohen «Calvarienberg» umschließt. Letzterer wird gebildet durch die Trümmer vieler Hunderte von Säulen in den kolossalsten Dimensionen und von allen Farbenstufen zwischen blendendem Weiß und Rothbraun. Die dritte Abtheilung zweigt sich unweit des Eingangs der Alten Grotte in westl. Richtung ab. Dieselbe besteht in einem 1243 Klafter langen Gange, der durch die seltsame Scenerie des «Tropfbrunnens» überrascht und mit der nackten Wand des «Tartarus» abschließt. Die vierte Abtheilung ist die Erzherzog-Johannsgrotte, die sich hinter dem «Vorhang» (725 Klafter vom Haupteingang) öffnet, und in welcher man vorzüglich die «Gothische Halle» und den «Kleinen Vorhang» bewundert. Die fünfte Abtheilung endlich bildet die Franz-Joseph- und Elisabethgrotte, zu welcher man aus der Alten Grotte durch einen ganz neuen Durchbruch im Felsen gelangt, und deren Hauptzierde der «Kleine Calvarienberg» ist. Der ganze Höhlencomplex bietet eine außerordentliche Menge riesiger und wunderbar gestalteter Tropfsteingebilde, die theils eiszapfenartig von der Decke oder wie Draperien an den Wänden herabhängen (Stalaktiten), theils wie Obelisken, Pfeiler und Säulen vom Boden emporstarren (Stalagmiten). Eine Stunde nördlich von A. liegt die Schwarze oder Magdalenengrotte, berühmt als erster Fundort des Fischmolchs Olm oder Proteus (Proteus anguinus), und noch eine Viertelstunde weiter die durch eine große Dollina oder kesselförmige Vertiefung von oben geöffnete Poikhöhle, beide in der Tiefe von Gewässern durchrauscht und durch Stalaktitengebilde ausgezeichnet. Vgl. Schmidl, «Zur Höhlenkunde des Karst» (Wien 1854); derselbe, «Wegweiser in die Adelsberger Grotte» (Wien 1853); Rieger, «Die Grotte von A.» (12 Blatt, Triest 1862); Costa, «Die Adelsberger Grotte» (2. Aufl., Laibach 1863).

Adelung (Joh. Christoph), ein um die deutsche Sprache und Literatur hochverdienter Gelehrter, geb. 30. Aug. 1732 zu Spantekow bei Anklam, erhielt seinen Unterricht erst zu Anklam, dann zu Klosterbergen bei Magdeburg und studirte hierauf in Halle. 1759 wurde er Professor an dem evang. Gymnasium zu Erfurt, ging aber schon 1761, durch kirchliche Streitigkeiten veranlaßt, nach Leipzig, wo er sich als Corrector, Uebersetzer und Schriftsteller seinen Unterhalt erwarb, bis er 1787 einen Ruf als Oberbibliothekar und Hofrath an die kurfürstl. Bibliothek zu Dresden erhielt. Hier wirkte er fortan unermüdlich sowol literarisch als auch in seiner amtlichen Stellung bis zu seinem Tode, der 10. Sept. 1806 erfolgte. Als Frucht seiner Forschungen im Gebiete der deutschen Sprache erschien zuerst: «Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart» (Bd. 1—5, Abth. 1, Lpz. 1774—86; 2. Aufl., 4 Bde., 1793—1801), dem ein «Auszug» (4 Bde., Lpz. 1793—1802) folgte. Sein grammatisches System entwickelte er zunächst den Grundzügen nach in der «Deutschen Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den preuß. Landen» (Berl. 1781), dann ausführlicher in dem Werke «Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache» (2 Bde., Berl. 1781—82). Hieran reihen sich noch «Anweisung zur Orthographie» (Lpz. 1788; 5. Aufl., 1835); «Ueber den deutschen Stil» (3 Bde., Lpz. 1785—86; 4. Aufl., 2 Bde., 1800); «Aeltere Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur» (Lpz. 1806) und das «Magazin für die deutsche Sprache» (2 Bde., Lpz. 1782—84). A. erhebt sich in diesen Arbeiten durch tiefere und umfassendere Sprachkenntniß, wissenschaftliche Methode und scharfsinnige Entwickelung weit über seine Vorgänger, namentlich auch über die epochemachenden Leistungen Gottsched's, theilt aber fast noch gänzlich den beschränkten Standpunkt des letztern bezüglich der Grundansicht von der deutschen Sprache, ihrer Reinhaltung, ihrer Festhaltung im Schriftgebrauch, ihrer etwaigen Bereicherung aus den Mundarten und dem Altdeutschen. Er begrenzt die Periode, in welcher ihm die hochdeutsche Schriftsprache zu ihrer höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu sein scheint, durch die J. 1740 und 1760. Dieser Abschnitt soll nach ihm nicht nur das Vorzüglichste in der schönen Literatur Deutschlands, sondern die Blüte des deutschen Geschmacks überhaupt umfassen. Dennoch hat vor Jakob Grimm (1819) keiner die deutsche Sprachforschung mehr gefördert als A., und namentlich ist sein Wörterbuch noch gegenwärtig ein höchst schätzbares Werk. In der letzten Zeit seines Lebens widmete er sich neben bibliothekarischen Berufsgeschäften mit besonderer Vorliebe dem Studium der sächs. Geschichte, als dessen Frucht unter anderm ein werthvolles «Directorium diplomaticum» (Meiß. 1802) erschien, während seine reichen handschriftlichen Sammlungen und Arbeiten auf diesem Felde auf der Dresdener Bibliothek niedergelegt worden sind. Kurz vor seinem Tode veröffent-

lichte er, als Ergebniß seiner lange im stillen gepflegten allgemeinen linguistischen Thätigkeit, den «Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde» (Bd. 1, Berl. 1806), zu welchem Joh. Severin Vater den 2.—4. Bd. (1809—17) hinzufügte. Unter den zahlreichen Schriften des verschiedensten Inhalts, welche A. in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Wirksamkeit veröffentlichte, ist insbesondere hervorzuheben das «Glossarium manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis» (6 Bde., Halle 1772—84), ein Auszug aus Dufresne und Charpentier, mit vielen eigenen Zusätzen.

Adelung (Friedr. von), ein vielfach verdienter deutscher Gelehrter in Rußland, Neffe des vorigen, geb. 25. Febr. 1768 zu Stettin, studirte zu Leipzig Philosophie und Jurisprudenz und begleitete dann eine kurländ. Familie nach Italien. Während eines mehrjährigen Aufenthalts daselbst erlangte er in Rom Zutritt zu der Vaticanischen Bibliothek, wo er sich besonders mit den altdeutschen, aus Heidelberg weggeführten Handschriften beschäftigte. Nach seiner Rückkehr 1793 lebte er erst in Riga, dann in Mitau, nachher in Petersburg in verschiedenen Stellungen, bis er 1801 zum Director des deutschen Theaters in der russ. Residenz ernannt ward. 1803 wählte ihn Kaiser Alexander zum Instructor seiner beiden jüngern Brüder, der Großfürsten Nikolaus und Michael, welches Amt er bei ersterm bis 1816, bei dem letztern bis 1818 bekleidete. Seit 1824 wirkte er als Director des Orientalischen Instituts im Ministerium des Auswärtigen, seit 1825 als Präsident der Akademie der Wissenschaften. Er starb 30. Jan. 1843. Unter A.'s literarischen Arbeiten sind, außer den Beiträgen zur Kenntniß der ältern deutschen Literatur, einer Uebersetzung und Erläuterung des Calpurnius (Petersb. 1804) und mehrern linguistischen Schriften, wie der «Bibliotheca sanscrita» (Petersb. 1837), vor allen seine Forschungen und Studien über die ausländischen Quellen zur Geschichte Rußlands hervorzuheben, als deren wichtigste Ergebnisse «Siegmund Freiherr von Herberstein» (Petersb. 1818), «August Freiherr von Meyerberg und seine Reisen in Rußland» (Petersb. 1827) und «Kritisch-literarische Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700» (2 Bde., Petersb. 1846) veröffentlicht worden sind.

Aden, engl. Seestadt und Festung im südl. Arabien, 20 M. östlich von Bab-el-Mandeb, am Meerbusen von A., der zwischen Arabien und dem Lande der Somali in Afrika westwärts bis ins Land Adal eindringt. Die Stadt ist an der Nordostseite der Halbinsel A. erbaut, welche in O. durch einen nordwärts gerichteten, schmalen, sandigen und sehr niedrigen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängt, der mit einer zweiten westlichern Halbinsel, Dschebel-Hassan, den 1½ M. weiten Hafen von A. bildet. Beide Halbinseln sind vulkanischer Natur, furchtbar zerklüftet und zeigen nur in einzelnen Felsspalten spärlichen Graswuchs und wenige halbdürre Balsamstauden. Sonst herrscht in der ganzen Umgebung von A. völliger Vegetationsmangel, und auch das Thierleben ist kaum vertreten. Der höchste Gipfel der Halbinsel A. ist der Schamschan von 1776 F. Höhe, während der gegenüberliegende Dschebel-Hassan nur 1237 F. erreicht. Am Südostende der breiten, durch Strandbatterien gedeckten Einfahrt in den Hafen von A., den besten Arabiens, der geräumig genug ist, ganze Flotten zu bergen, bei Steamer-Point, befinden sich die Kohlenmagazine, Werfte, einige Factoreien, Comptoirs, ein Gasthof u. s. w. Die Stadt A. selbst liegt in einem von Basaltfelsen umstarrten Kesselthale, dem großartigen Krater eines submarinen Vulkans, ist regelmäßig angelegt und meist aus Stein aufgeführt. Außer den Regierungsgebäuden, Kasernen und Gefängnissen hat sie zahlreiche Andachtshäuser aller Religionen und Confessionen. Oestlich von der Stadt liegt das durch einen stark befestigten Steindamm mit der Halbinsel von A. verbundene Inselchen Sira, hinter welchem, sowie auch an dem etwas südlichern Vorgebirge Marschig, sichere Ankerplätze zur Bergung kleinerer Schiffe während der Dauer der Südwest-Monsuns sich befinden. Die Bevölkerung von A., die auf 25000, nach andern nur auf 14000 Köpfe angeschlagen wird, bildet eine wahre Musterkarte aller Farben und Nationalitäten. A. ist wegen seiner günstigen Handelslage und seines zwar heißen und trockenen, aber doch ziemlich gesunden Klimas seit den ältesten Zeiten ein wichtiger Punkt gewesen. Schon die Griechen und Römer kannten den Ort unter dem Namen Adana, Athana, oder auch kurzweg als Arabia Eudaemon, Arabia Felix. Die Stadt spielte eine wichtige Rolle unter den Himjariten, Abyssiniern, Sassaniden, war lange Zeit Hauptstadt von Jemen, erstes Emporium der ganzen arab. Halbinsel und, bei der Nähe des Rothen Meers, ein Stapelplatz aller südasiat. und ostafrik. Naturerzeugnisse und Fabrikate für den Westen. Selbst Chinesen standen mit A. in unmittelbarem Verkehr. Marco Polo und andere Reisende des Mittelalters wissen nicht genug von den Reichthümern und dem Glanze des Orts zu erzählen. Auch zur Zeit der Portugiesen war A. blühend und so fest,

daß selbst Albuquerque mit seiner Flotte 1513 von der Eroberung abstehen mußte. Die veränderte Richtung des indischen Handels, die Herrschaft der Türken (1538—1630) und hierauf die Besitznahme der Stadt durch den Imam von Sana brachte dieselbe immer mehr in Verfall. Als 1705 die umherwohnenden Araberstämme sich von Jemen losrissen und ihre eigenen Sultane erhielten, sank A. vollends in Trümmer und Schutt. Um 1838 soll der einstige Welthafen kaum 600 verarmte Bewohner in 90 zerfallenen Hütten beherbergt haben. In dem genannten Jahre vermochte der brit. Kapitän Haynes den Sultan von A. zur Abtretung der Halbinsel an die Briten, welche dieselbe auch 11. Jan. 1839, als der Sultan hinterher die Ueberlassung verweigerte, mit Gewalt in ihren Besitz brachten. Der schon von der Natur zu einer fast uneinnehmbaren Feste geschaffene Fels wurde jetzt gegen Land und See mächtig befestigt und eine neue, zum Freihafen erklärte Stadt aufgebaut, die durch ihre in mercantiler, nautischer und polit. Hinsicht überaus günstige Lage in kurzer Zeit zur Blüte gelangte. A. ist das Gibraltar des Orients. Es ist für England nicht nur ein Bindeglied mit Ostindien, sondern auch ein Stützpunkt für seinen commerziellen und polit. Einfluß auf der ganzen arab. Halbinsel und in ganz Ostafrika. Anstatt Mokka ist jetzt A. Hauptplatz für die Ausfuhr des südarab. Kaffees. Große Wichtigkeit hat besonders der Handel mit Steinkohlen, die in ungeheuern Massen nach A. gebracht werden, um die in jenen Meeren fahrenden Dampfer zu versorgen. Sehr beträchtlich ist der Verkehr von A. aus mit Afrika, namentlich mit Berbera im Lande der Somali und Tadschurra in Adal.

Adenocarpus, d. h. Drüsenfrucht, nannte Decandolle eine Gattung von Sträuchern aus der Familie der Papilionaceen, welche früher zur Gattung Cytisus gerechnet wurden und im südwestl. Europa sowie in Nordafrika und auf den Canarischen Inseln wachsen. Es sind zierlich belaubte Sträucher mit gelben, in Trauben gestellten Blüten, die sich von Cytisus namentlich durch den zweilippigen Kelch und die mit gestielten, schwarzen Drüsen dicht bedeckte Hülse unterscheiden. Einige Arten, namentlich A. hispanicus aus Spanien und A. foliolosus von den Canarischen Inseln, sind zu Zierden unserer Orangerie- und Kalthäuser geworden. Im Freien halten sie bei uns nicht aus. Man kann sie nur durch Samen vermehren.

Adenophora, d. h. Drüsenträger, nannte der russ. Botaniker von Fischer eine Anzahl von Pflanzen, welche früher zur Gattung Campanula, Glockenblume, gezählt worden waren, sich aber von den eigentlichen Glockenblumen durch honigabsondernde Drüsen rings um den Fruchtknoten herum unterscheiden. Alle Arten sind perennirende Kräuter und der Mehrzahl nach in Asien, besonders Sibirien, heimisch; eine einzige Art, die lilienblätterige, A. lilifolia, findet sich wild auch in Deutschland, nämlich hier und da in Ostpreußen, Schlesien, Böhmen und Niederösterreich. Sowol diese Art als mehrere sibirische, z. B. A. verticillata, die quirlblätterige, und A. stylosa, mit langem, weitvorstehendem Griffel, findet man nicht selten in Ziergärten angepflanzt. Man vervielfältigt sie durch Samen, welche am besten gleich nach dem Reifwerden ausgesäet werden. Adenophoren gedeihen bei uns im freien Lande sehr gut, namentlich auf leichtem, trockenem Boden oder noch besser in Heideerde.

Adenostyles, d. h. Drüsengriffel, eine vom Italiener Cassini begründete Gattung perennirender Pflanzen aus der Familie der Compositen, welche von Linné und andern in die Gattung Cacalia gestellt waren, sich aber von dieser unter andern Merkmalen durch ihre drüsenbedeckten Griffel unterscheiden. Es sind stattliche, großblätterige Stauden mit sehr zahlreichen, in schirmförmige Doldentrauben gestellten Köpfchen, rosen- bis purpurrothen, selten weißen, Blüten. Sie eignen sich zu Zierpflanzen und gedeihen, in Heideerde gesäet, recht gut unter freiem Himmel, da sie an ein kühles Klima gewöhnt sind. Sie wachsen nämlich in den Alpen und andern Hochgebirgen, wo sie an Bächen und quelligen Orten vorkommen, weshalb sie im Garten feucht gehalten werden müssen. Die häufigste und größte, zugleich schönste Art, A. albifrons, gilt bei den Bewohnern des Riesengebirgs für heilkräftig, namentlich die Wurzel.

Adept (vom lat. adeptus) hieß in der Alchemie derjenige, welcher angeblich bis zur Tiefe der Wissenschaft gelangt war, der also das Geheimniß besaß, Gold zu machen, oder den Stein der Weisen oder ein Elixir zur Verlängerung und unveränderten Fortdauer des menschlichen Lebens erfunden hatte. Paracelsus und andere nannten sich selbst A., weil sie im Besitz einer besondern Wissenschaft zu sein glaubten oder vorgaben. Jetzt bezeichnet man mit A. überhaupt denjenigen, der in die Geheimnisse einer Kunst, Wissenschaft, Sekte eingedrungen ist.

Aderer, Oasenlandschaft in Afrika, im westl. Theile der großen Sahara, nördlich von Senegambien, ist ein bergiges Land, welches aus verschiedenen fruchtbaren Landstrichen besteht. Die ursprünglichen Bewohner waren die Afer, die zu den Mandingo-Negern gezählt werden.

Später ließen sich arab. Stämme in A. nieder, unter denen die Idâu-el-Hadsch die herrschenden sind. Aus letztern gingen die Marabuts hervor, welche am Senegal Darmako genannt werden. Die Producte des Landes A. sind Weizen, Gerste, Hirse und besonders Datteln; von Hausthieren werden viel Schafe, dann auch Kamele und Rinder gehalten. Der Handel ist nicht ohne Bedeutung. Die Hauptorte des Landes stehen durch regelmäßige Karavanenzüge mit Nun einerseits und über Tischit mit den Nigerländern andererseits in Verbindung. In neuester Zeit hat auch der geregelte Verkehr mit dem franz. Senegal (St.-Louis) begonnen. Europ. Waaren, wie blaues Baumwollzeug, Calicot u. s. w., sowie Steinsalz (das in der Sebcha-Idschil im NW. von A. gewonnen wird), bilden die Haupthandelsartikel. Auch kommen viel Straußfedern nach A. zum Verkauf, die nach Nun ausgeführt werden. Hauptort der Oase ist **Wadān**, mit etwa 5000 E. und schönen Dattelpflanzungen. Der Ort muß früher von größerer Bedeutung gewesen sein, da die Portugiesen hier eine Zeit lang eine Factorei besaßen. Von den übrigen Orten sind noch Schinghit, Atar und Odschuft zu nennen.

Aderlaß heißt die ärztliche Eröffnung eines blutführenden Gefäßes, gewöhnlich einer Vene (Venaesection, Phlebotomie), selten einer Pulsader (Arteriotomie). Der Zweck dieser Operation ist zunächst, eine gewisse Menge Blut ausfließen zu lassen, zu dem entferntern Zwecke, entweder die Blutmenge im ganzen Körper oder in einem einzelnen Organ zu vermindern, oder die Blutbeschaffenheit zu verbessern, oder den Kreislauf des Bluts wieder anzufachen, vielleicht auch nach bestimmten Theilen hinzulenken u. s. w. Allgemein hat man früher den A. bei Entzündungen, namentlich der Lunge, für unentbehrlich gehalten. Die neuere Medicin hat jedoch gezeigt, daß diese Krankheiten ohne A. in der Regel günstiger verlaufen, und daß derselbe auch in vielen andern Krankheiten, wo er ehedem üblich war (z. B. bei Typhus, Blutspucken, Rheumatismus), mehr schadet als nützt. Die Präservativaderlässe, welche sich insbesondere die Landleute machen lassen, sind zumal ganz zu entbehren. Die Operation des Aderlassens geschieht am liebsten am Arme, an einer der drei in der Beugeseite des Elnbogengelenks liegenden Venen, selten am Fuße, an den Halsadern und andern Stellen. Man umwickelt zuvor das Glied oberhalb der Operationsstelle fest mit einer Binde, damit der Rückfluß des Bluts durch die Hautvenen gehemmt wird und das Blut sich in letztern staut und sie auftreibt. Hierauf macht man in die gewählte Vene einen Stich mit dem Aderlaßschnepper oder besser mit der Lanzette und läßt nun ein bestimmtes Quantum Blut abfließen. Kommt der Blutfluß ins Stocken, so läßt man Hand und Finger, beziehendlich Fuß und Zehen der operirten Seite, kräftig bewegen, worauf das Blut meist wieder zu fließen beginnt. Man verbindet die Wunde mit einem Charpieballen, der mit Heftpflaster festgehalten wird. Die Thierärzte lassen bei Pferden mittels einer Fliete, worauf ein Schlag geführt wird, zur Ader. (S. **Blutentziehung**.)

Adern heißen die im menschlichen und thierischen Körper baum- und netzförmig verbreiteten elastischen Röhren, in denen das Blut und die Lymphe fließt. Man unterscheidet Arterien (s. d.) oder Pulsadern und Venen (s. d.) oder Blutadern. (S. **Blutgefäße**, **Lymphgefäße**, **Gefäßsystem**.)

Adersbach, ein Dorf im Kreise Königgrätz des Königreichs Böhmen, im Bezirke Politz, dicht an der schles. Grenze gelegen, welches in die zwei Dorfgemeinden Ober- und Nieder-A. zerfällt, von denen erstere 670, letztere 685 E. zählt. Bekannt ist der Ort wegen der im Osten desselben beginnenden **Adersbacher Felsen**, welche mit Recht für eine Naturmerkwürdigkeit gelten und vielfach von Reisenden, namentlich vom Riesengebirge oder den schles. Bädern aus, besucht werden. Sie bestehen in einem etwa 2 St. langen, bis 1 St. breiten, etwa 1900 F. über der Nordsee sich erhebenden Sandsteinflötz, das einstmals ein zusammenhängendes Ganzes bildete, aber infolge jahrtausendlanger Auswaschungen allmählich zu einem Labyrinth von mehrern tausend einzelnen, oft über 100 F. hohen Felsenkegeln zerklüftet worden ist. Diese Ueberreste der Felsmasse erscheinen in den verschiedensten Formen als Pyramiden, Kegel, Cylinder. Die seltsamsten unter ihnen sind nach ihrer Aehnlichkeit mit den verschiedensten Namen belegt worden, wie Burgemeister, Pauker, Hochgericht, Johannes in der Wüste, Mops, Kaiser Leopold u. s. w. Der sogenannte «Breslauer Elisabeththurm» erreicht eine Höhe von 218 F. Der Eintritt in das Felsenlabyrinth öffnet sich durch eine schmale, von einem Bache durchflossene Schlucht, an deren Seite die wunderbarsten Felsengebilde emporstarren, die bald den Anblick eines Steinwaldes, bald den einer ausgebrannten Stadt gewähren. Die Spalten und Einschnitte sind mit Bäumen und Gebüsch bewachsen. An der Stelle, bis zu welcher man gewöhnlich vordringt, bildet der erwähnte silberklare Bach einen Wasserfall. Hinter demselben

gelangt man zu der Wolfsschlucht, die sich, aufwärts ziehend, zuletzt in mehrere Klüfte verliert, deren eine die Ruinen des alten Schlosses A. birgt. Vor dem Eingange in das Labyrinth erhebt sich in einer mit Wasser gefüllten Vertiefung der «Zuckerhut», ein isolirter, 50 F. hoher Felsblock in Form eines umgekehrten Kegels. Beim Ausgange begrüßt den Reisenden gewöhnlich ein Echo, das von den Führern durch Schüsse und Hörnerklang geweckt wird. Noch großartiger in ihren Naturgebilden sind die östlich benachbarten Felsen von Weckelsdorf (s. d.).

Adhäsion nennt man in der Physik die Kraft, mittels welcher die Oberflächen zweier verschiedener Körper aneinander anhaften, sobald sie in hinreichend vielen Punkten miteinander in Berührung gebracht werden. Man kann die Bethätigung dieser Kraft sowol bei Berührung fester Körper untereinander als auch bei der von festen mit flüssigen Körpern nachweisen. Die Wirkungen der A. treten uns überall entgegen. So beruht auf ihr alles Kitten, Leimen und Löthen. Die Kreidetheilchen adhäriren an der Tafel und die Bleistifttheilchen auf dem Papier oder anderm Schreib- oder Zeichnenmaterial. Zwei geschliffene Spiegelplatten haften, wenn man sie aufeinander legt, so fest aneinander, daß sie, ohne zu zerbrechen, nicht wieder getrennt werden können. Auch das Plattiren (s. d.) ist nur durch A. möglich. Dadurch, daß man Kupfer oder Neusilber zugleich mit Gold oder Silber rothglühend durch ein starkes Walzwerk gehen läßt, erhält man die silber- oder goldplattirten Bleche, aus denen allerhand Geräthe gefertigt werden. Ferner bewirkt die A. das Anhaften der Spiegelfolie auf der Rückseite der Spiegel, das Anhaften der Farbe und Schwärze an den Formen, Walzen, Holz-, Kupfer-, Stahl- und Steinplatten beim Drucken, das Festhalten des Anwurfs an Mauern, das Benetztwerden der in Wasser getauchten Hand. Interessant ist die Benutzung der A. bei Vera's Wasserhebungsmaschine. Ein breiter, mit beiden Enden zusammengenähter Gurt oder Strick wird so über zwei Rollen gespannt, daß die eine Rolle sich in einem Gefäße mit Wasser befindet. Versetzt man die Rollen in Drehung, so wird die an der rauhen Oberfläche des Gurtes adhärirende, nicht unbeträchtliche Wassermasse durch den Gurt mit bis zur andern Rolle in die Höhe gerissen, wo sie sich dann in eine Rinne ergießt. Man hat die Größe der A. zwischen verschiedenen festen und flüssigen Stoffen dadurch zu bestimmen gesucht, daß man die eine ebene Schale einer Wage mit ihrer untern Fläche eine Flüssigkeitsoberfläche berühren ließ, während man auf die andere Schale so viel Gewichte legte, bis die erstere Schale von der Flüssigkeit losriß. Dies gibt jedoch kein genaues Resultat, weil in der Regel Flüssigkeit an der Wagschale hängen bleibt. Ist die A. zwischen einem festen Körper und einer Flüssigkeit geringer als die Kraft, mit welcher die Theilchen der Flüssigkeit selbst zusammenhängen (die Cohäsion), so wird ein solcher Körper von der Flüssigkeit nicht benetzt, wie dies z. B. der Fall zwischen Quecksilber und Glas, Wasser und Fett u. s. w. ist. Ueber die Capillarphänomene, die sich auch aus der A. erklären, s. Capillarität. — A. in der Pathologie wird die mehr oder weniger feste Vereinigung verschiedener, im normalen Zustande nicht miteinander verbundener Körpertheile genannt, die entweder durch klebende oder durch gerinnende, nach und nach sich zu einem festen Gewebe (Narbengewebe) umbildende Materien zu Stande kommt, welche meistens Producte der Entzündung, der sogenannten Adhäsiventzündung, sind. (S. Entzündung.)

Adhäsion (juristisch). Es kann in einem Civilprocesse der Fall eintreten, daß sich beide Parteien durch ein und dasselbe Erkenntniß beschwert erachten, z. B. wenn der Kläger eine sofortige Verurtheilung des Beklagten, dieser aber eine Abweisung der Klage erwartete, der Richter dagegen eine vom Beklagten vorgebrachte Ausflucht zum Beweise ausgesetzt hat. Legt hier ein jeder Berufung ein, so ergibt sich eine Concurrenz von Rechtsmitteln. Es kann sich aber auch ereignen, daß zunächst die eine Partei appellirt und die andere, welche sich anfangs bei dem Erkenntnisse beruhigen wollte, nunmehr auch ihre Einwendungen hervorsucht und das Vorgehen des Gegners deshalb anficht, weil das Erkenntniß gerade ihr beschwerlich und dem Gegner günstig sei. Diese Ausführung eigener Beschwerden in Anschluß an ein Rechtsmittel der Gegenpartei heißt A. Befindet dann der höhere Richter, daß dem Adhäriren den beizupflichten sei, so hat er die gegnerische Berufung nicht einfach abzuweisen, sondern das Erkenntniß der vorigen Instanz nach der Rechtsauffassung des Appellaten abzuändern. — Im Criminalprocesse versteht man unter A. den Anschluß des Beschädigten an das Strafverfahren. Letzterer verlangt damit, daß der Richter sein Urtheil auch auf die mit dem Vergehen zusammenhängenden Vermögensverluste erstrecke und dem Angeklagten neben der Strafe z. B. die Ausantwortung des gestohlenen Gutes, die Bezahlung von Curkosten, die Erlegung einer bestimmten Summe wegen Eigenthumsbeschädigung auferlege. Auf solche Anträge läßt sich nur dann eingehen, wenn die Erhebungen im Strafverfahren die Höhe und das Begründet-

sein des fraglichen Anspruchs vollkommen klar gestellt haben. Fehlt es in dieser Hinsicht an der nöthigen Gewißheit, so wird der Verletzte mit seiner Schädenforderung auf den Civilweg und zur Anstellung ordentlicher Klage verwiesen.

Adiantum, Haarfarrn, Frauenhaar, wurde von Linné eine Farrnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen genannt, deren höchst zierlich zertheilter Wedel die Fruchtkapseln unter dem zurückgerollten Rande der einzelnen Blättchen, von einem nach innen aufspringenden Schleier umhüllt, trägt. Von einer in Südeuropa und hier und da schon in Süddeutschland an schattigen Stellen, besonders an nassen Mauern, Brunnenwänden u. s. w., wachsenden Art, A. capillus Veneris, Venushaar, wird das Laub unter dem Namen Herba capillorum Veneris in der Pharmacie zur Bereitung eines Sirups sowie zu Brustthee verwendet. Sowol diese bereits den alten Griechen unter dem Namen Adianton bekannte Art, als mehrere andere, in den Tropengegenden wachsende, werden ihrer Zierlichkeit halber häufig als Topfpflanzen in Gewächshäusern cultivirt. — In der Pharmacie werden noch verschiedene andere Farrn mit obigem Namen belegt. So verstehen die Pharmaceuten unter Herba Adianti nigri, schwarzes Frauenhaar, die Blätter von Asplenium Adiantum nigrum, unter Folia Adianti rubri diejenigen von Asplenium Trichomenes, unter Folia Adianti albi diejenigen von Asplenium Ruta muraria. (S. Asplenium.)

Adiaphora (griech.), d. i. an sich gleichgültige Dinge (Indifferentes, Mitteldinge). Ist es für das Bewußtsein des gewöhnlichen praktischen Lebens eine ausgemachte Sache, daß es gewisse Dinge gibt, die für den Erfolg einer Handlung und überhaupt unter gewissen Verhältnissen gleichgültig sind (wie es z. B. meist gleichgültig ist, ob man mit dieser oder jener Feder schreibt, diesen oder jenen Fuß zuerst in Bewegung setzt), so ist es doch für die tiefere Anschauung von jeher sehr streitig gewesen, nicht blos, was A. seien, sondern auch, ob es A. gebe. Die gediegenere Auffassung muß dies auf das entschiedenste leugnen. So gewiß als alles, was ist, seine unveräußerliche Eigenthümlichkeit hat und demgemäß wirkt, wo es in Anwendung gebracht wird, so gewiß ist es im strengsten Sinne des Wortes niemals gleichgültig, ob dieses oder jenes zur Anwendung kommt. Die Wirkung wird stets eine verschiedene sein, und da unter den jedesmal gegebenen Verhältnissen nur eine die beste sein kann, so wird auch diese und das, was sie bewirkt, allenthalben den Vorzug in Anspruch nehmen, von etwas «Gleichgültigem» also nicht die Rede sein können. Diese entschiedene Ablehnung des Gleichgültigen mildert sich indeß praktisch dadurch, daß wir oft nicht im Stande sind, die wirklichen, aber zu feinen Unterschiede ausfindig zu machen, und ebendeshalb Veranlassung haben, uns vor der Pedanterie zu hüten. Es begreift sich, daß diese Frage ihre größte Bedeutung zunächst auf sittlichem Gebiete findet. Hier ist von den ausgezeichnetsten Sittenlehrern aller Zeiten die Mahnung aufrecht erhalten worden, so gewissenhaft als möglich der Trägheit entgegenzutreten, welche nur zu leicht geneigt ist, vieles für sittlich gleichgültig anzusehen. Der Streit in dieser Angelegenheit durchzieht in unzähligen Formen das tägliche kleine Leben und wird nach Erziehung und Individualität ebenso verschieden geschlichtet. — Bedeutender dagegen, wenigstens augenscheinlicher, ist solcher Streit auf religiös-kirchlichem Gebiet geworden; er ist hier so alt als die Religion oder Kirche überhaupt und wurzelt gleichfalls in der verschiedenen Individualität und Erziehung. Alle Kirchenstreitigkeiten und Verfolgungen gehören einem Theile ihres Wesens nach hierher. Doch hat man sich gewöhnt, Adiaphoristische Streitigkeiten vorzugsweise den widrigen Streit zu benennen, welcher sich in der prot. Kirche bei Gelegenheit des Augsburger und dann Leipziger Interim erhob. Namentlich das Versöhnung suchende Zugeständniß «katholischer» Ceremonien in der prot. Kirche, z. B. der Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, sieben Sakramente, lat. Gesänge, Horä, Vesper u. s. w., erweckte der wittenberger Partei unter dem milden Melanchthon, vorzüglich in den jenenser und niedersächs. Theologen, den wilden, dogmatischen Flacius an der Spitze, seit 1549 einen fanatischen, Jahrzehnte sich hinziehenden Streit, der sich endlich ohne officielle Entscheidung in andere dogmatische Kämpfe verlief. Einig in der Anerkennung der streitigen Punkte als an sich gleichgültige, glaubte doch die angreifende Partei, sie deshalb als wichtig ansehen zu müssen, weil sie der kath. Kirche «ausdrücklich» zugestanden worden waren und das ungebildete Volk zwischen Wichtigem und Unwichtigem nicht zu unterscheiden verstehe. Wesentlich im letztern Sinne, also gegen Melanchthon, der übrigens später zugestand, in der Versöhnlichkeit gegen die Katholiken zu weit gegangen zu sein, entschied auch die Concordienformel in ihrem 11. Artikel. Die Ceremonien sind nach ihr an sich A., hören aber auf, es zu sein, wenn sie Gegenstand des Kampfes und der Forde-

rung von Gegnern werden, welche, durch und durch anderer Grundanschauung, dem Zugestandenen eine Deutung geben, wodurch das Gewicht desselben wesentlich verändert werden muß.

Adighe oder Adhige, s. Tscherkessen.

Aedilen (Aediles), obrigkeitliche Personen in Rom, denen die Leitung der verschiedenen öffentlichen Spiele, die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, insbesondere die Tempel, Straßen, Wasserleitungen, ferner das Gebiet der allgemeinen Sicherheitspolizei sowie auch der Sitten-, Bau-, Straßen-, Markt- und Leichenpolizei, endlich die Ueberwachung der Bäder, Lustdirnen und Wirthshäuser anvertraut war. Das Amt der A. entstand gleichzeitig mit dem Tribunat. Sofort nach Abschluß des Friedens zwischen Patriciern und Plebejern wurden 493 v. Chr. zwei plebejische A. (Aediles plebis) erwählt. Später, als die Plebejer den Zutritt zu dem Consulat errungen hatten, kamen 388 noch zwei curulische A. (Aediles curules) hinzu. Zu letztern sollten zunächst Patricier erwählt werden, allein schon 387 erlangten auch die Plebejer den Zutritt zur curulischen Aedilität. Später schuf Julius Cäsar 44 v. Chr. noch eine dritte Gattung der A., die Aediles cereales, aus plebejischem Stande, welche jedoch, wie es scheint, nur den Cerealischen Spielen vorzustehen hatten. Anfangs waren die A. abhängig von den Tribunen und höhern Magistraten, erhielten aber 454 v. Chr. die Rechte vollkommener Magistrate, wenn auch nur der niedern Klasse (minores). Obgleich die plebejischen und curulischen A. im allgemeinen beide denselben Geschäftskreis hatten, auch in den meisten ihrer Geschäftszweige ein Collegium bildeten, behielten doch die letztern vor den erstern gewisse Vorrechte und Vorzüge. So saßen die curulischen A. bei Gerichts- und Amtshandlungen auf der Sella curulis, einem sonst nur den höhern Magistraten zukommenden elfenbeinern Stuhle; sie allein übten auch die Jurisdiction in Handelsprocessen, durften das Getreide öffentlich vertheilen und leiteten die sogenannten Patricischen Spiele. Während ihrer Amtsdauer hatten sämmtliche vier A. im Senat Sitz und Stimme; bei der Niederlegung ihres Amts jedoch blieben die curulischen A. im Senat, die plebejischen hingegen mußten austreten. Durch die Leitung der öffentlichen Spiele erhielt die Aedilität in den spätern Zeiten der Republik einen gewissen Glanz, wurde aber ebendadurch eins der kostspieligsten Aemter, da die A. oft sehr bedeutende Summen aus ihren eigenen Mitteln zuschießen mußten, um das Volk durch Pracht der Schaustellungen für ihre Interessen zu gewinnen. Während der Kaiserzeit dauerte das Amt unter mannichfachen Modificationen in Bezug auf Gewalt und Wirkungskreis fort, bis es seit Alexander Severus bedeutungslos wurde und allmählich erlosch. Auch die röm. Municipien und Colonien hatten ihre A., welche im allgemeinen denselben Wirkungskreis wie in Rom besaßen. In mehrern ital. Städten führte jedoch die höchste Obrigkeit den Namen A., wie in Arpinum, Fundi, Abellinum u. s. w. Vgl. Schubert, «De Romanorum aedilibus» (Königsb. 1828).

Adipocire, Fettwachs, Leichenfett, ist ein eigenthümliches Fett, in welches sich Leichen verwandeln können. Auf dem Kirchhofe des Innocens in Paris befanden sich ehemals große Gräber, welche 30 F. tief und 20 F. breit und lang waren, und innerhalb drei Jahren mit 1000—1500 Särgen gefüllt wurden, die man unmittelbar übereinander setzte, während die Gräber selbst geöffnet blieben. Die darin befindlichen Leichname verwandelten sich bis auf Knochen und Haare in diese Fettart. Namentlich gingen Haut, Brüste, Muskeln und Gehirn völlig in Fett über, während Lunge, Leber, Gedärme, Milz, Nieren, Uterus zusammenschwanden. Die Todtengräber kennen diese Substanz schon lange und überall; sie scheint sich besonders zu bilden, wenn der Leichnam im feuchten Boden ohne Zutritt der Luft oder unter fließendem Wasser liegt. Man hat versucht, aus dieser Masse die Fettsäure auszuscheiden und technisch zu Kerzen u. s. w. zu verwenden.

Adirondacgebirge, die Hauptgebirgsgruppe in dem Staate Neuyork, bildet einen der nördlichsten Ausläufer der großen Apalachenkette. Die Höhenzüge des A. erheben sich auf einem über 30 geogr. M. breiten und 20 M. langen Hochplateau, dessen Niveau 2000 F. über der Meeresfläche liegt. Der höchste Gipfel, Mount Marcy, hat eine Höhe von 5337 F.; der St.-Anthony und Martinsberg ungefähr von 5000 F. Das Gestein ist vorwaltend Granit, darum auch die Landschaftsbildung pittoresker als in den andern Gruppen der Apalachen. Die schroffen Felsabhänge und die tiefeingeschnittenen und labyrinthisch verschlungenen Thäler mit dichtem Waldwuchs haben wenig Verlockendes für Ansiedler, und der größte Theil der Adirondaclandschaft heißt und ist noch jetzt die größte Wildniß des amerik. Nordens. Die mit Cedern und Tamarakbäumen bedeckten Sümpfe in den Thalschluchten bilden undurchdringliche Dickichte, in denen noch Bären, Luchse, Panther und Elennthiere hausen. Der Saranac und der Ausable, die fast parallel miteinander nach Nordosten dem Champlainsee zuströmen, und

der Boreas, Hudson und Cedarfluß, die nach Südosten zusammenfließen, bestimmen die Richtung der Thäler; doch liegen ihre Quellen so regellos durcheinander, daß die Wasserscheide kaum zu bestimmen ist. Für den Ackerbau fast ganz werthlos, hat das A. eine unschätzbare Bedeutung für die Industrieentwickelung der Vereinigten Staaten durch seinen großen Reichthum an Eisenerz. Am Ufer des Sandford- und des Hendersonsees sowie am Adirondacflusse entlang finden sich in Hornblende und rothem Granit enorme Lager von Magneteisen, deren Länge nach Tausenden, deren Mächtigkeit nach Hunderten von Fußen zu messen ist, und welchen an Reichthum nur die Eisenberge von Missouri gleichstehen. Seit 1843 sind einige Hohöfen in dem Dorfe Adirondac errichtet, doch stieß anfangs die Gewinnung von Roheisen wegen der großen Proportion des im Erz vorhandenen Titans auf Schwierigkeiten, die erst nach längerer Zeit beseitigt wurden. Man bereitet jetzt aus dem Adirondaceisen Stahl von vorzüglicher Güte. Eine ausgiebige Verwerthung der vorhandenen Mineralschätze ist indessen erst zu erwarten, nachdem bessere Communicationswege und günstigere Productionsbedingungen gegenüber der engl. Eisenindustrie hergestellt sein werden.

Adjectiv, Eigenschaftswort oder Beiwort, ist der Name eines Redetheils, der den Begriff, welchen ein Substantiv im allgemeinen darstellt, durch Angabe einer zufälligen Beschaffenheit oder eines dem genannten Gegenstande eigenen Merkmals (Eigenschaft) genauer beschreibt. Es wird entweder mit dem Hauptworte unmittelbar verbunden, z. B. der gute Mensch, oder es steht als Prädicat in einem ausgesprochenen Urtheile, z. B. der Mensch ist gut. Die Beugung der A. in den ältern Sprachen ist so mannichfaltig wie die Declination der Substantive; in den neuern Sprachen wird es aber oft unflectirt im Satze angewendet. Die A. sind *theils* einfach (z. B. schwarz, weiß, gut, hoch), theils zusammengesetzt (z. B. allmächtig, volljährig), wodurch die Sprache eine große Zahl anschaulicher und lebensvoller Ausdrücke erhält. Die A. sind ferner der Steigerung (s. Comparation) fähig. Der natürliche Begriff des A. ruht in seinem Positiv: z. B. der Berg ist hoch; den vergleichungsweise höhern Grad der Eigenschaft drückt der Comparativ aus: z. B. dieser Berg ist höher als der andere; den höchsten Grad bezeichnet der Superlativ: z. B. der Himalaya ist das höchste aller Gebirge. Die A. gehen auch in die Bedeutung von Substantiven über, indem entweder der allgemeine Begriff von Person dabei ergänzt wird, z. B. der Gute, der Weise, oder im allgemeinen nur der Begriff einer Sache durch denselben bezeichnet wird, z. B. das Gute.

Adjudication heißt die richterliche Zusprechung des Eigenthums. Solche Zusprechung geht eigentlich über die richterliche Gewalt hinaus, weil diese nur darauf gerichtet ist, zu erklären, welche Rechte vorhanden sind, und nicht neue begründen kann. Allein in gewissen Rechtsstreitigkeiten ist es nothwendig, von dieser Regel Ausnahmen anzuerkennen, nämlich in den sogenannten Theilungsprocessen, welche auf Auseinandersetzung der Miterben, auf Feststellung der Grenzen am Grund und Boden oder auf Lösung einer Vermögensgemeinschaft abzwecken. Hier wäre eine endgültige richterliche Entscheidung nicht möglich, ohne daß man dem Richter gestattete, die Theilung so vorzunehmen, daß er dem einen das Recht an der Sache ausschließlich gibt und ihm auferlegt, die andern zu entschädigen. Daher ist in diesen Fällen die richterliche A. eine Art des Eigenthumerwerbs, aber auch hier nur ableitend, sodaß der Richter nur das Recht der andern auf jenen Einen überträgt, nicht ein neues Recht schafft, sondern nur einen neuen Träger des alten Rechts. Das ist insofern von der größten Wichtigkeit, als sich daraus ergibt, daß die A. nur dann den Betreffenden zum Eigenthümer der Sache *macht*, wenn diese Sache wirklich im Eigenthume der Betheiligten sich schon befand. An diese *Hauptform* haben sich andere angesetzt, deren wichtigste in der Zusprechung von Servituten besteht. Es kann nämlich das Gericht auch außer jenen Theilungsprocessen, und dann in ganz selbständiger, rechtsschöpferischer Weise, im Fall der Nothwendigkeit solche Servituten verleihen, ohne welche die Benutzung von Grund und Boden u. s. w. gar nicht möglich wäre, z. B. jemand einen Weg über fremdes Land gewähren, weil ihm sonst unmöglich wäre, seinen Grundbesitz zu erreichen, etwa wegen Bergsturz, Schneefall, Ueberschwemmung. Auch in solchen Fällen ist nicht der Richter, sondern die Obrigkeit das Bestimmende, denn der Richter anerkennt immer nur bestehende Rechte. Die Verleihung selbst erfolgt provisorisch, wenn der Wegfall des Hindernisses in Kürze zu erwarten ist. Man spricht dann z. B. von einem «Nothwege», und das Rechtsgefühl im Volke gestattet ohne weiteres einen solchen. Eine definitive Bestellung findet statt, sobald der hemmende Zustand ein bleibender ist. Endlich spricht man in einigen Gegenden von A. auch bei gerichtlichem Verkauf von Grundbesitz.

Adjunct (lat. Adjunctus) heißt eigentlich der einem Beamten außerordentlicherweise zu-

gesellte Amtsgehülfe oder Stellvertreter. So wird z. B. einem bejahrten Geistlichen, der seinen Beruf nicht mehr im ganzen Umfange erfüllen kann, ein A., gewöhnlich mit dem Recht auf Amtsnachfolge, beigegeben. Außerdem führen im Schul- oder Kirchendienste den Titel A. auch festangestellte Beamte zweiten Rangs, weil deren Stellen ursprünglich zur Aushülfe der ersten Angestellten gegründet wurden. An einigen Universitäten und Akademien heißt der zweite Vertreter eines bestimmten wissenschaftlichen Fachs A., weil seine Wirksamkeit vorzugsweise dahin gehen soll, dem Hauptrepräsentanten des Fachs (z. B. dem wirklichen Professor, der den Lehrstuhl innehat) zur Aushülfe und Stellvertretung zu dienen. Diese A. gleichen mehr oder weniger den außerord. Professoren an den deutschen Universitäten. — In Frankreich bilden die Adjoints, d. i. Adjuncten, eine Beamtenklasse in der Gemeindeverfassung. Jeder Maire einer Gemeinde hat, je nach dem Umfange der Geschäfte, einen oder mehrere Adjoints, die ihm als Stellvertreter oder überhaupt als Unterbeamte bei der Erledigung der Geschäfte Dienste leisten. Ebenso heißen Adjoints gewisse Unterbeamte in der franz. Militärverwaltung. Seit 1791 gab es auch in der franz. Armee dem Offizierstande angehörende Adjoints d'état-major, welche den Generaladjutanten Aushülfe leisteten. Diese Institution wurde 1818 aufgehoben.

Adjustiren (neulat., d. i. anpassen) heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit bringen, abmachen. Ferner wird es vom Berichtigen messingener und eiserner Gewichte gebraucht, um sie mit dem gesetzlichen Gewicht in vollkommene Uebereinstimmung zu setzen. Daher wird das Aichamt an manchen Orten auch Adjustiramt genannt. Endlich versteht man unter A. oder Justiren im Münzwesen das Befeilen oder Abschaben der Metallstücke behufs der Ausprägung der Münzen, denen dadurch das richtige Gewicht gegeben wird. Dies geschieht entweder mit einer Feile aus freier Hand oder mittels der in neuerer Zeit erfundenen Justirmaschine, unter Mithülfe einer sehr genauen Wage, Adjustirwage. — Adjustirschraube heißt die Stellschraube an mathem. Instrumenten oder Maschinen. — In der österr. Militärsprache heißt adjustiren soviel als einkleiden, mit der Uniform versehen, dann überhaupt in die Armee einreihen.

Adjutant (franz. aide-major, aide-de-camp; engl. adjutant, aid-de-camp) ist ein den höhern Truppenbefehlshabern zur Hülfeleistung beigegebener Offizier. Die Obliegenheiten seines Postens sind verschieden nach der Stellung, welche der Befehlshaber einnimmt, dem er zugetheilt ist, und nach dem Verhältniß, in dem er sich selbst zu dem Befehlshaber befindet. Es kann dieses Verhältniß ein dienstliches oder persönliches sein. Persönliche A., welche in der Regel nur der Person des Monarchen, der Prinzen oder des Oberbefehlshabers beigegeben sind, führen den Namen Flügeladjutanten, Oberadjutanten. Dieselben haben keine bestimmten dienstlichen Geschäfte, sondern sind unmittelbar an die Person attachirt, von der sie zur Ueberbringung von Befehlen, zur Ausführung von Arbeiten oder Aufträgen verwendet werden. Zu den dienstlichen oder Truppenadjutanten gehören die Inspections-, Corps-, Divisions-, Brigade-, Regiments- und Bataillonsadjutanten, in der Regel im Range von Hauptleuten und Lieutenants. Sie sind denjenigen Generalen und Stabsoffizieren beigegeben, welche wirklich selbständige Truppentheile in der Armee commandiren, und es liegt ihnen die Führung der dienstlichen Correspondenz, die Aufsicht über die Registraturen, die Ausfertigung und Austheilung der Befehle, die Vertheilung des Dienstes, das ganze Listen- und Rapportwesen, die Führung der Journale, überhaupt die Besorgung aller derjenigen Details ob, mit welchen der Commandirende seiner Stellung nach sich nicht befassen kann. In einigen Armeen leitet der Regimentsadjutant auch die Uebungen der Musik, in der engl. Armee sogar die Detailausbildung. Bei den Truppenübungen sind die A. bestimmt, die Richtungspunkte aufzustellen und Befehle rasch zu überbringen. Die Truppenadjutanten sowol als die persönlichen sind beritten. Genaue Kenntniß aller dienstlichen Bestimmungen und Reglements, Fleiß, Eifer und Gewandtheit sowie eine von allen Persönlichkeiten sich freihaltende Rechtschaffenheit sind nothwendige Eigenschaften eines A. Außer den genannten gibt es noch in Festungen und größern Garnisonen Platzadjutanten, die den Platzcommandanten und Gouverneurs beigegeben sind.

Ad latus (lat.), d. i. zur Seite, zum Beistande. Generale ad latus heißen in Oesterreich diejenigen, welche den Commandirenden eines Armeecorps oder einer Provinz zur beständigen Beihülfe zugeordnet sind. So wurde dem 18jährigen Erzherzog Johann, als er im Feldzuge von 1800 das Obercommando des österr. Heeres übernehmen mußte, der Feldzeugmeister Lauer ad latus beigegeben. Auch Gesandte und Legaten erhielten ehedem geschickte Diplomaten ad latus.

Adler (Aquila), die größten Raubvögel der Falkenfamilie, welche aber zu den unedeln Falken gehören und mit den Bussarden am nächsten verwandt sind. Ihr unterscheidender

Charakter liegt in Folgendem: der Schädel ist oben platt, befiedert; die Augen groß, unter vorstehenden Brauenknochen; der Schnabel stark, nur an der Spitze gekrümmt, ohne Seitenausschnitt, Auftreibung und Borsten, mit nackter, von den Nasenlöchern durchbohrter Wachshaut; die erste Schwungfeder sehr kurz, die vierte die längste; die Läufe stark, die Zehen nackt, die beiden äußern an der Basis durch kurze Membran verbunden; die Krallen oder Fänge sehr stark, gekrümmt und die hinterste länger. Man unterscheidet unter den in Deutschland vorkommenden A. hauptsächlich drei Untergattungen. Die eigentlichen A., deren Füße bis zur Zehenwurzel befiedert und deren äußere Zehen durch eine Bindehaut verbunden sind, wozu der **Königsadler** (A. imperialis) im südl. Europa, der **Steinadler** (A. fulva) in den Alpen und der kleinere **Schreiadler** (A. naevia) in den Waldgebirgen Deutschlands gehören. Sie kreisen hoch in der Luft, stoßen gern auf sitzende und laufende Thiere, fressen aber auch, wie alle übrigen A., sehr gern Aas. Die Jäger beizen ihnen vorzugsweise todte Füchse, deren Verwesungsgeruch sie ganz besonders anziehen soll. Die **Seeadler** (Haliaëtos), mit nur halb befiederten Fußwurzeln, bindehautlosen Zehen und unten gerinnten Krallen, halten sich besonders gern an den Seeküsten, an großen Flüssen und Seen auf, stoßen im Sommer auf Fische und Wasservögel, jagen aber im Winter meist auf dem Lande. Die kleinern **Fischadler** (Pandion), mit falkenartig zugespitzten, langen Flügeln und sehr stark gekrümmten, unten scharfen Krallen, verheeren besonders Flüsse und Teiche. Alle A. leben paarweise und bauen ihr kunstloses, aus Reisern geflochtenes Nest, in welchem höchstens zwei, meist nur ein Junges aufgezogen werden, auf unzugänglichen Felsen oder hohen Bäumen. In der Umgebung des Horstes liegen gewöhnlich mehrere Haufen von Knochen und Gewöllen, die Ueberbleibsel der Mahlzeiten der Jungen. Diese werden erst sehr spät flügge, haben bei dem ersten Ausfluge fast die Größe der Alten, stets aber eine sehr verschiedene Färbung. Die Adlerweibchen sind immer viel größer als die Männchen, der Flug sehr anhaltend, kräftig, aber weder so flink wie derjenige der Falken, noch so hoch als derjenige der Geier. Die breite und stumpfe äußere Rundung der Flügel läßt den kreisenden A. auch schon in bedeutender Entfernung von den Geiern und Bussarden unterscheiden. Sie tödten ihre Beute durch Schnabelhiebe auf den Kopf und in die Augen, worauf sie den Bauch aufreißen und die Eingeweide herauszerren. Haare, Federn und größere Knochen werden nach der Verdauung in einem Ballen, als sogenanntes Gewölle, ausgebrochen. Die A. stinken, wenn auch nicht so aashaft wie die Geier.

Adler als Symbol. Der A. oder **Aar**, wie sein echter, gegenwärtig jedoch nur noch in der poetischen Sprache gebräuchlicher Name lautet (denn das Wort ist entstanden aus dem althochdeutschen adalaro, d. i. Edelaar), spielt in der **Mythologie** der indogerman. Völker einerseits als König der Vögel, andererseits als Attribut der höchsten Gottheiten eine wichtige Rolle. Bei den Hellenen war der A. seit alter Zeit der heilige Vogel des Zeus, des mächtigen Gottes des höchsten Himmels, der Bote und Geselle des Weltkönigs, der in den künstlerischen Darstellungen entweder zur Seite seines Gebieters oder auch (wie bei dem berühmten Bilde des Phidias) auf dessen Scepter sitzt und den Blitz in den Klauen trägt. Der A. des Zeus ist vielfach in die griech. Mythen verflochten. Von ihm wird Ganymed als Hirt oder Jäger auf freiem Felde ergriffen und zu Zeus emporgehoben. In der Gestalt eines A. entführt Zeus die schöne Nymphe Aegina durch die Lüfte. Spätere griech. Maler und Steinschneider stellen häufig den Ganymed oder die Hebe dar, wie sie den A. des Zeus liebkosen und ihm Nektar reichen. Zeus versetzte dankbar seinen A. als Sternbild an den Himmel.

Als königlicher Vogel und Sinnbild siegreicher Stärke ist demnach der A. schon von alters her zum Symbol für Völker, Fürsten und Heere gewählt worden. Als **Heerzeichen** erscheint er zuerst nach den Berichten des Xenophon bei den Persern, bei denen ein goldener A. mit ausgebreiteten Flügeln dem Heere vorangetragen wurde. Von den Persern ging dieser Gebrauch unter Ptolemäus Soter auf das ägypt. Reich über. Bei den Römern war die den Romulus säugende Wölfin das Emblem der Stadt Rom, hingegen der mit Blitzen und Donnerkeilen in den Fängen bewaffnete A., als das Symbol des obersten latin. Bundesgottes (Jupiter), das Emblem des röm. Staats sowol unter der Republik wie auch in der Kaiserzeit. Der A. erscheint daher nicht nur auf zahllosen röm. Münzen, auf den Sceptern und Helmen der Kaiser und anderwärts, sondern er wurde auch durch Marius zum Feldzeichen der Legionen erhoben. Der röm. Legionsadler schwebt auf einer hohen Stange oder Lanze mit ausgebreiteten Fittigen, wie zum Schwunge in die Luft ansetzend, in den Klauen bisweilen Blitze haltend, in späterer Zeit mit Lorbern geschmückt. Anfangs waren die A. von Holz, dann von Silber mit goldenen Blitzstrahlen, später auch von Gold. Der Legionsadler befand sich stets bei der ersten Cohorte,

im Lager stand er bei dem Prätorium, in die Erde gesteckt. Es galt für ein böses Omen, wenn es Mühe machte, die Stange bei dem Abmarsche wieder herauszuziehen. Namentlich später genoß der röm. Legionsadler eine fast göttliche Verehrung. Bei ihm war das Asyl, bei ihm wurde geschworen. In spätern Zeiten, wie unter anderm die Reliefs an der Trajanssäule bekunden, finden sich an den Lanzen, auf denen die Legionsadler getragen wurden, Kränze, Schilde, Inschriften, ja selbst Kaiserbüsten. Der Verlust des A. galt den Truppen für einen großen Schimpf, besonders für dessen Träger. Kapitalstrafen drohten dem Feigen, welcher den A. im Stich gelassen oder sonst durch seine Schuld verloren hatte. Das Mittelalter kennt den A. als Heerzeichen nur in seiner heraldischen Bedeutung auf Fahnentüchern. Erst durch Napoleon I. (1804) wurde er wieder zum Heerzeichen wie überhaupt zum Symbol des kaiserl. Frankreichs erhoben. Der franz. A. hat jedoch nicht die heraldische Form, sondern er erscheint als goldener A. des Zeus, in natürlicher Gestalt, zum Aufschwung bereit sitzend und Blitze in den Fängen tragend. Nach dem Sturze Napoleon's schafften die Bourbons den A. ab und ersetzten ihn durch die Tricolore. Napoleon III. stellte ihn durch Decret vom 1. Jan. 1852 wieder her, und zwar allerwärts in der Form des ersten Kaiserreichs. Auf Fahnen angebracht findet sich der A. im russ., preuß. und österr. Heere.

In der Heraldik ist der A. das verbreitetste aller Wappenbilder; er findet sich nicht nur in den Wappen mehrerer größerer Staaten, sondern auch in denen vieler kleinerer Fürsten, Grafen und Herren. Nach der gewöhnlichsten Darstellung erscheint er in der Luft schwebend mit ausgebreiteten Flügeln, aber mit senkrecht gehaltenem Körper und von vorn anzusehen, mit rechts gewandtem Kopfe (gewöhnlich mit ausgeschlagener Zunge), ausgespreizten Beinen und Krallen und herabhängendem, sogenanntem krausem Schwanze. In dieser Weise findet er sich in Gold, Silber und allen übrigen Farben. In manchen Wappen zeigt sich das Bild des sogenannten gestümmelten A. (bei den Franzosen alérion genannt), d. h. der untern Theile der Beine und des Schnabels beraubt. Meist ist der A. einköpfig, in einzelnen Fällen jedoch auch zweiköpfig. Der schwarze zweiköpfige oder Doppeladler des Römisch-deutschen Kaiserreichs ist mit dem einen Kopfe und Halse rechts, mit dem andern links gewendet, beiderseits rothgezungt, goldgeschnabelt, goldgekrönt und goldumscheint, mit ausgebreiteten Flügeln, ausgespreizten Beinen, goldenen Fängen und krausfederigem Schwanze, mit dem rechten Fange das Scepter, mit dem linken den Reichsapfel haltend. Dieser deutsche Reichsadler war ursprünglich einköpfig und soll von Karl d. Gr. bei seiner Krönung in Rom (25. Dec. 800) nach dem Vorbilde der Römer zum Symbol des von ihm gegründeten Reichs erhoben worden sein. Als Symbol des Deutschen Reichs läßt er sich nachweisen auf der Reichsfahne bereits unter Kaiser Otto II., auf den Siegeln der Mark- und Pfalzgrafen 977, auf Münzen 1195, in Siegeln 1299, aber überall nur einköpfig. Angeblich um das Ost- und Weströmische Reich zu bezeichnen, oder um die Vereinigung der Kaiser- und Königswürde anzudeuten, findet er sich zweiköpfig zuerst auf einer Reichsmünze, die um 1325 unter Ludwig dem Baier geschlagen wurde. Wenzel (1378—1410) führte ihn im Majestätssiegel, und unter Sigismund, von 1433 an, ward er beständiges Zeichen des deutschen Kaisers und Kaiserreichs bis zu dessen Zerfall. 1846 ward der doppelköpfige Reichsadler wiederum zum deutschen Bundeszeichen erklärt. Oesterreich hat den doppelköpfigen A. des Deutschen Reichs beibehalten. Rußland nahm den Doppeladler unter dem Zar Iwan Wassiljewitsch an, um anzudeuten, daß der Zar von den griech. Kaisern abstamme, welche ebenfalls den Doppeladler seit der Theilung des Römischen Reichs als Symbol führten. Der russ. A. gleicht im ganzen dem Deutschen Reichsadler, nur daß Schnabel, Zunge und Fänge roth sind. Den schwarzen einköpfigen A. führt unter andern auch Preußen. Derselbe wird rechts sehend dargestellt, mit goldenem Schnabel, goldenen Fängen und goldener Krone, rothgezungt, mit goldenem Kleestengel über Brust und Flügeln und goldenem Namenszug des Königs. In dem großen preuß. Wappen erscheint der A. in neun verschiedenen Feldern: für Preußen, Brandenburg, Schlesien, Niederrhein, Posen, Krossen, Eichsfeld, Ruppin und Arnsberg. Ein weißer gekrönter A. in rothem Felde ist das Wappen des Königreichs Polen, ein rother A. ohne alles Abzeichen bildet das Wappen der Stadt Potsdam. Das Wappen der Vereinigten Staaten von Amerika besteht in einem schwarzen, auffliegenden A., der in der einen Klaue ein Bündel Pfeile, in der andern einen Oelzweig hält und dessen Brust ein in zwei Felder getheiltes Schild bildet. Im Schnabel hält dieser A. ein Band mit der Inschrift «E pluribus unum»; umgeben ist er von 13 Sternen. Nach diesem Adlerwappen führen die nordamerik. Hauptgoldmünzen den Namen A. (s. d.). Der A. ist endlich auch das Zeichen mehrerer Ritterorden. (S. Adlerorden.)

Adler heißt in der Astronomie ein Sternbild des nördl. Himmels, zwischen 281° und 305° der geraden Aufsteigung und zwischen 3° und 8° der nördl. Abweichung. Dasselbe grenzt an die Sternbilder des Antinous, der vom A. getragen wird, des Delphins, Fuchses, Cerberus, Poniatowski'schen Stiers und Sobieski'schen Schildes, und zeichnet sich durch einen Stern erster Größe, den Atair, aus, welcher mit einem Stern dritter Größe über sich und einem Stern vierter Größe unter sich in gerader Linie steht. Im ganzen gehören 23 sichtbare Sterne zum Sternbilde des A.

Adler oder Eagle ist der Name der Hauptgoldmünze der Vereinigten Staaten von Amerika, die in dem festbestimmten Münzwerthe von 10 Dollars ausgeprägt wird. Während der ersten Münzperiode (seit 2. April 1792) hatte der A. ein Gewicht von 270 Troy-Grän bei einem Feingehalt von $^{11}/_{12}$ oder von 21 Karat, sodaß in einem Stück $247^1/_2$ Grän reines Gold enthalten waren und der Werth desselben 13,294 Thlr. preuß. Friedrichsdor betrug. Nach dem Münzgesetze vom 28. Juni 1834 wurde jedoch das Gewicht eines A. auf 258 Troy-Grän und der Feingehalt des Prägegoldes auf 899,2 Tausendtheile (= $^{116}/_{129}$ oder 21 Karat $6^{42}/_{43}$ Grän) herabgesetzt, sodaß ein Stück nur noch 232 Grän Feingold enthielt und der Werth eines solchen auf 12,461 Thlr. preuß. Friedrichsdor sich verminderte. Eine nochmalige Abänderung erfuhr die Ausprägung dieser Goldmünzen durch das Münzgesetz vom 18. Jan. 1837, nach welchem zwar das Gewicht des Adlerstücks dasselbe blieb, der Feingehalt aber auf neun Zehntheile oder 21 Karat $7^1/_5$ Grän normirt wurde, sodaß sich seitdem der Gehalt an Feingold auf 263,22 Grän und der Werth auf 12,472 Thlr. preuß. Friedrichsdor wieder erhöht hat. Außer ganzen A. wurden seit 1795 auch halbe (Half Eagle) und seit 1796 Vierteladler (Quarter Eagle) geprägt, welche genau zur Hälfte und zum Viertel des jedesmaligen Gewichts und Feingehalts eines ganzen A. ausgemünzt sind. Seit 1849 sind auch Doppeladler (Double Eagle) zu 20 Dollars ausgegeben worden.

Adlerberg (Wladimir Fedorowitsch, Graf), russ. General und Minister unter Kaiser Nikolaus und Alexander II., wurde 1793 in Petersburg geboren. Seine Mutter, die Witwe des Obersten Fedor A., war Oberin des Instituts für adeliche Fräulein und stand bei der Kaiserin Maria Feodorowna in hoher Gunst, wodurch der junge A. frühzeitig der kaiserl. Familie nahe gebracht wurde. Am 26. Dec. 1811 trat er als Offizier in das litauische Gardeinfanterieregiment, mit welchem er den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814 beiwohnte. 1817 ward er Adjutant des damaligen Großfürsten Nikolaus, den er auf allen Reisen begleitete, und dessen unzertrennlicher Begleiter er stets geblieben ist. Nachdem Nikolaus den Thron bestiegen, ward A. zuerst Flügeladjutant, machte im Gefolge des Kaisers als Generalmajor den türk. Feldzug von 1828 mit, erhielt alsdann den Posten eines Directors der Kriegskanzlei und avancirte 18. Dec. 1833 zum Generallieutenant. Auch bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen in Münchengrätz war er gegenwärtig. 1841 zum Generaldirector der Postanstalten ernannt, führte er in diesem Fache manche Verbesserungen, unter anderm ein einfaches Porto für alle im Umfang des russ. Reichs versendete Briefschaften, ein. 1843 erfolgte seine Erhebung zum General der Infanterie, und 1847 verlieh ihm der Kaiser die Grafenwürde. Nach dem Ableben des Feldmarschalls Fürsten Wolkonsky 1852 ward ihm das Amt eines Ministers des kaiserl. Hauses und Kanzlers der russ. Orden übertragen, wogegen er die Verwaltung des Postwesens 1856 an den Geheimrath Prânischnikow abgab. Von Nikolaus auf dem Sterbebett dem Nachfolger empfohlen, schenkte ihm Alexander II. ein ebenso unbegrenztes Vertrauen, als er es beim Vater genossen hatte. In die große Politik hat jedoch A. niemals entscheidend eingegriffen, seine Stellung war vielmehr die eines bewährten Dieners und Hausfreundes der kaiserl. Familie, der in allen ihren persönlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen ward. Den von Alexander II. unternommenen großartigen Reformen gegenüber soll sich A. eher abwehrend als fördernd verhalten haben. Am 26. Dec. 1861 ward er bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums zum Chef des Infanterieregiments Smolensk ernannt, wobei seinen Verdiensten in einem eigenhändigen kaiserl. Rescript die wärmste Anerkennung gezollt wurde. Von seinen Söhnen sind die beiden ältesten, Alexander und Nikolaus, Generallieutenants und Generaladjutanten des Kaisers; jener ist Chef des kaiserl. Hauptquartiers, dieser russ. Militärcommissar am berliner Hofe.

Adlercreutz (Karl Joh., Graf), ausgezeichneter schwed. General, geb. 27. April 1757, trat im Alter von 13 J. als Corporal bei den finn. Dragonern ein, war bei dem Ausbruche des Kriegs mit Rußland 1788 Kapitän und wohnte als solcher der Belagerung von Nyslot und der Schlacht bei Porosalmi bei. Bei Pallokoski führte er die Avantgarde; auch focht er

1790 als Major bei Pirtimäki. Im finn. Kriege von 1808 befehligte er anfangs ein von ihm geworbenes und organisirtes Regiment. Nachdem aber Graf Lövenhjelm in russ. Gefangenschaft gerathen, übernahm er für diesen die Stelle des Generaladjutanten beim Feldmarschall Klingspor, an dessen Erfolgen er den wesentlichsten Antheil hatte. Bei Kuortane erlitt er jedoch eine Niederlage und mußte sich auf Oravais zurückziehen, wo ein zweites unglückliches Gefecht den weitern Rückzug nach Gamla-Carleby und endlich die Räumung Finlands durch die Schweden zur Folge hatte. Bei seiner Rückkehr nach Stockholm mit Enthusiasmus aufgenommen, schloß er sich denen an, die der wahnsinnigen Politik Gustav's IV. ein Ziel zu setzen suchten. Am 13. März 1809 war es A., der den König, nachdem der Versuch gütlicher Ausgleichung gescheitert, im Namen der Nation verhaftete, und sich durch diesen entscheidenden Schritt den allgemeinen Dank verdiente. Seit 1809 Generallieutenant, folgte er 1813 als Chef des Generalstabs der schwed. Armee nach Deutschland. In gleicher Stellung befand er sich, als die Schweden zur Ausführung der Kieler Convention in Norwegen einrückten. Nachdem A. noch 1814 in den Grafenstand erhoben und mit dem Seraphinenorden belohnt worden, starb er 21. Aug. 1815. Gewiß würde er sich auf dem Schlachtfelde noch weit mehr ausgezeichnet haben, wäre seinem Talente ein größerer Spielraum vergönnt gewesen.

Adlerholz heißt das öfters zu feinen Tischlerarbeiten angewendete Holz eines auf der ostind. Halbinsel Malakka 60 F. hoch wachsenden Baumes (Aquilaria ovata Cuv. oder Aquilaria malaccensis Lam.), welches auch unter dem Namen Aloeholz vorkommt, aber nicht mit dem wahren Aloeholz (von Aloëxylon agallochum Lour. und Excoecaria agallocha Linn.) zu verwechseln ist.

Adlerfarrn heißt in der Volkssprache eine Art der Gattung Saumfarrn, Pteris (s. d.), welche sich in fast ganz Europa auf trockenem und feuchtem Moor- und Heideboden findet und aufrechte, 2—4 F. hohe, mit großen, dreifach gefiederten Blättern besetzte Stengel aus ihrem unterirdischen, kriechenden Wurzelstock treibt. Schneidet man einen solchen Stengel unten durch, so zeigt sich auf der Schnittfläche eine schwarzbraune kreuz- oder x-ähnliche Figur (von den querdurchschnittenen, eigenthümlich gestalteten Gefäßbündeln gebildet), worin man das Zeichen eines Doppeladlers zu erblicken gemeint hat. Daher kommt sowol der Volksname als auch die wissenschaftliche Benennung dieses Farrnkrauts (Pteris aquilina). Der A. tritt auf moorigem Heideboden bisweilen massenhaft auf, sodaß er große Flecke überzieht und verdämmend und erstickend auf die auf solchen Boden gebrachten Culturpflanzen einwirkt. Auf Waldculturen wird er deshalb oft zu einem sehr lästigen Unkraut. Wo er sich so häufig findet, wird er oft als Düngemittel benutzt, indem man das abgeschnittene Kraut zu Schobern aufhäuft und verfaulen läßt. Der Wurzelstock enthält, wie bei fast allen Farrnkräutern, einen wurmvertreibenden Stoff, weshalb derselbe bisweilen unter dem pharmaceutischen Namen Radix pteridis aquilinae als Wurmmittel verwendet wird.

Adlerorden bestehen folgende drei: Der Weiße A. in Rußland, mit nur Einer Klasse, ist ursprünglich ein poln. Orden. Derselbe wurde angeblich 1326 von König Wladislaw I. gestiftet, am 1. Nov. 1705 von König August II. erneuert, 1807 vom König von Sachsen als Herzog von Warschau abermals ertheilt, 1815 in der poln. Verfassung vom russ. Kaiser als König von Polen für den ersten Orden des Reichs erklärt, aber endlich durch das organische Statut vom 26. Febr. 1832 in die Reihe der russischen versetzt, wo er nach dem Alexander-Newskiorden rangirt. Das Ordenszeichen besteht seitdem in einem rothen Kreuze mit dem weißen Adler, von dem russ. Doppeladler umfaßt, und wird an einem breiten, hellblauen Bande über die rechte Schulter getragen. Dazu wird auf der Brust ein goldener Stern mit weißem, rothgerändertem Kreuze in der Mitte und der Devise: Pro fide, rege et lege gefügt. — Der Schwarze A. in Preußen wurde vom König Friedrich I. bei dessen Krönung, um das Ansehen seines neuen Reichs zu heben, gestiftet. Derselbe besteht nur aus Einer Klasse und ist der höchste Orden im preuß. Staat. Am 17. Jan. 1701 wurden die ersten Ritter ernannt, und 17. Jan. 1703 ward das erste Ordenskapitel gehalten. Der König selbst ist Großmeister, jeder seiner Söhne geborener Ritter. Außerdem wird der Orden an inländische Militär- und Civilbeamte, die den Rang eines Generallieutenants haben, an auswärtige Fürsten und deren vornehmste Würdenträger verliehen. Die Insignien sind ein hellblaues Kreuz mit Adlern in den Winkeln und der Namenschiffre F. R. im Mittelschild, welches an einem breiten, orangefarbigen Bande von der linken Schulter zur rechten Hüfte getragen wird. Dazu gehört auf der Brust ein achtspitziger silberner Stern mit schwarzem Adler in orangefarbenem Felde und der Devise: Suum cuique. Als besondere Auszeichnung werden Brillanten hinzugefügt. —

Der Rothe A. in Preußen wurde unter dem Namen Ordre de la sincérité 1705 vom Erbprinzen Georg Wilhelm von Baireuth gestiftet, 1777 neu constituirt und 1792 zum zweiten Orden der preuß. Monarchie erhoben. Seit dem 18. Jan. 1830 umfaßt er vier Klassen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weiß emaillirten Kreuze ohne Spitzen, auf dessen weißem Mittelschild sich vorn der gekrönte rothe Adler, auf der Kehrseite der Namenszug F. W. mit darübergesetzter Krone befindet. Das Zeichen wird von allen Klassen, nur in verschiedener Größe, an einem weißgewässerten Bande, mit breiten, orangefarbigen Streifen und schmalen, weißen Rändern getragen. Die Ritter der ersten Klasse tragen außerdem auf der linken Brust einen silbernen, achtspitzigen Stern mit dem rothen Adler, auf dessen Brust sich das hohenzoll. Wappen mit der Umschrift: Sincere et constanter befindet. Diesen Bruststern erhalten auch die ältesten Ritter der zweiten Klasse. Wer schon Ritter zweiter und dritter Klasse war, erhält den Orden mit Eichenlaub, d. h. drei goldene Eichenblätter am Kreuz und auch an der obern Spitze des Sterns. Ritter der dritten Klasse, welche vorher Ritter der vierten Klasse waren, erhalten eine Schleife von der Farbe des Ordensbandes am Ringe über dem Kreuz. Die Ritter erster Klasse tragen das Ordenszeichen an einem breiten Bande um die Schultern, die der zweiten Klasse um den Hals, die der dritten und vierten Klasse an schmälerm Bande im Knopfloch. Die Schwarzen-Adlerritter sind zugleich Mitglieder des Rothen A., dessen Kreuz sie an einem etwas schmälern Bande um den Hals tragen. — Einen Goldenen A. gründete 1806 Friedrich I. von Würtemberg bei Annahme der Königskrone, der jedoch 1818 mit dem Orden der Würtembergischen Krone vereinigt wurde.

Adlersparre (Georg, Graf), schwed. Militär und Staatsmann, der namentlich durch seine Mitwirkung beim Sturze Gustav's IV. bekannt geworden ist, wurde 28. März 1760 in der Provinz Jemtland geboren und studirte bereits auf der Universität Upsala, als er 1775 in Militärdienste trat. Nach dem Feldzuge gegen Rußland soll er 1791 vom Könige Gustav III. den geheimen Auftrag erhalten haben, die Norweger gegen ihre Regierung in Aufstand zu bringen. Als Gustav III. gestorben, nahm er, unzufrieden mit der neuen Regierung, als Rittmeister seine Entlassung, widmete sich den Wissenschaften und gab, nachdem schon früher zwei Hefte Gedichte von ihm erschienen waren, 1797—1801 eine Zeitschrift: «Läsning i blandade Ämnen», heraus, die, in liberalem Geiste verfaßt, nicht wenig dazu beitrug, das Mistrauen der Regierung gegen ihn zu erregen. Er lebte sodann in tiefer Zurückgezogenheit bis 1808, wo er beim Ausbruche des Kriegs gegen Rußland wieder in den Kriegsdienst trat. 1809 erhielt er als Oberstlieutenant und Oberadjutant den Befehl über eine Abtheilung der sogenannten Westarmee. In dieser Zeit hatte sich bei mehrern Großen die Ueberzeugung geltend gemacht, daß das Vaterland nur durch den Sturz König Gustav's IV. gerettet werden könne. Auch A. ward in die Anschläge eingeweiht und trug wesentlich zu deren Ausführung bei, indem er sich mit seinem Corps der Hauptstadt näherte. Doch hatte er nur unter den Bedingungen seine Zustimmung gegeben, «daß kein Blut vergossen, kein Volksaufstand erregt werde, daß das Heer nichts als die Berufung des Reichstags verlange». Nach dem Regierungswechsel ergoß sich auf A. ein Strom von Gnadenbezeigungen; er wurde schnell nacheinander Staatsrath, Oberst, Generaladjutant, Comthur des Schwertordens und endlich in den Freiherrnstand erhoben. Zugleich erhielt er den Auftrag, dem Prinzen Christian August die auf ihn gefallene Wahl zur Thronfolge zu verkünden und den Befehl über die Armee zu übernehmen, sowie er auch insgeheim veranlaßt wurde, die Norweger gegen Dänemark aufzuregen, was ihm jedoch nicht gelang. Ungeachtet vieler Auszeichnungen zeigte sich A. verstimmt, indem die Revolution nicht so ausfiel, wie er gewünscht, und besonders, weil er nicht so ausschließenden Einfluß erlangte, wie er gehofft hatte. Als sich nach dem plötzlichen Tode des Kronprinzen sein Ansehen noch mehr minderte, zog er sich als Landeshauptmann des Skaraborg-Län in diese entfernte Provinz zurück. Dennoch überhäufte ihn der König mit Gunstbezeigungen. A. erhielt 1811 das große Kreuz des Schwertordens, dann die Grafenwürde, ward 1817 einer der Herren des Reichs, bald darauf Excellenz und Seraphinenordensritter. In der Verwaltung seines Amtes als Landeshauptmann erwarb er sich großes Verdienst; doch gab er auch diese Stelle 1824 auf. Die von ihm herausgegebenen «Handlingar rörande Sveriges äldre och nyare historia» (Bd. 1—9, Stockh. 1830—33), in welchen eine Menge von geheimen Staatspapieren sowie auch sein Briefwechsel mit Karl XIII., dem Prinzen Christian August u. a. veröffentlicht wurden, verwickelten ihn 1831 in eine Untersuchung wegen Preßvergehen. Er ward zu einer Geldstrafe verurtheilt, bezahlte sie, ließ aber, nachdem er öffentlich den richterlichen Spruch für moralisch ungerecht erklärt, die Fortsetzung möglichst schnell erscheinen. A. starb auf seinem Landgute Gustafsrik in Wermland 23. Sept.

1835. — Der älteste seiner Söhne, **Karl August**, Graf von A., geb. 1810, gest. 1862 als Lieutenant und Kammerherr, machte sich zuerst 1830 durch einen Band von Gedichten bemerkbar, denen später mehrere andere poetische und zahlreiche novellistische Arbeiten folgten, die er unter dem Namen Albano veröffentlichte. Vorzugsweise aber begründete er sich literarischen Ruf durch einige histor. Arbeiten, unter denen «1809 Års Revolution» (2 Bde., Stockh. 1849), «1809 och 1810, Tidstaflor» (3 Bde., Stockh. 1849) und «Anteckningar om bortgångna Samtida» (3 Bde., Stockh. 1860—62) geschätzt sind.

Adlersteine nennt man hohle, nierenförmige, kugelige oder knollige Massen von schaligem Thoneisenstein von ochergelber oder rothbrauner Farbe, welche sich namentlich häufig in den Thonen oder thonigen Sandsteinen der Braunkohlenformation finden. Enthalten sie im Innern einen beweglichen Kern (eine innerlich abgelöste concentrische Schale), so heißen sie auch **Klappersteine**. Wo sie häufig vorkommen, werden sie zum Ausschmelzen des Eisens benutzt.

Ad libitum (lat., d. i. nach Belieben) bezeichnet auf den Titeln musikalischer Werke, daß die mit diesem Zusatz versehenen Instrumente auch ohne sonderlichen Nachtheil für die Wirkung weggelassen werden können. Im Verlauf eines Tonstücks bedeutet das Wort, daß dem Ausführenden überlassen bleibt, eine damit bezeichnete Stelle (besonders Cadenzen) nach eigenem Gefallen schneller oder langsamer, nicht an das ursprünglich angegebene Tempo gebunden, vorzutragen. In diesem Falle gebraucht man öfter auch den ital. Ausdruck **A piacere**, d. i. nach Gefallen, nach Belieben.

Admētus (griech. Admetos), der Sohn des Pheres, Königs zu Pherä in Thessalien, und Theilnehmer an der Jagd des kalydonischen Ebers und am Zuge der Argonauten nach Kolchis, bewarb sich, als er nach seines Vaters Tode König geworden, um die Tochter des Pelias, Alcestis. Pelias versprach, sie ihm zu geben, wenn er im Stande wäre, einen Löwen und einen Eber vor einen Wagen zu spannen. Unterstützt von Apollo, der aus Liebe zu ihm als Hirt bei ihm diente, vollbrachte er dieses. Bei dem Hochzeitopfer vergaß er Diana, die, deshalb erzürnt, eine Masse Schlangen in das Brautgemach sandte; allein auch hier unterstützte ihn Apollo und versöhnte die Göttin mit ihm. Apollo hatte die Parzen vermocht, den Lebensfaden seines Freundes, der zu Ende war, zu verlängern, falls einer der Angehörigen desselben für ihn den Tod freiwillig übernehmen würde. Hierzu war seine treue Gattin bereit; sie starb für ihn. Hercules kämpfte dieselbe aber dem Hades wieder ab und gab sie dem Gatten zurück. Nach andern schickte sie Proserpina freiwillig zurück, um ihre Aufopferung zu belohnen.

Administration, s. Staatsverwaltung.

Administrativjustiz, s. Verwaltungssachen.

Administrator ist im gewöhnlichen Sinne ein Bevollmächtigter, welcher die Güter eines andern im Auftrage des Eigenthümers oder, wie namentlich bei außergerichtlichen Vergleichen zur Vermeidung eines Concurses, zum Besten der Gläubigerschaft verwaltet. Dadurch, daß seine Ernennung und die Aufsicht über seine Geschäftsführung lediglich von diesen Auftraggebern ausgeht, unterscheidet er sich von den Vormündern, Curatoren und Sequestern, die durch Wahl und Beaufsichtigung von den Gerichten abhängen. — Im Staatsrechte ist zuweilen A. gleichbedeutend mit Regierungsverweser. So verwaltete in Sachsen nach dem Tode Friedrich Christian's dessen Bruder Xaver von 1763—68 während der Unmündigkeit Friedrich August's III. das Kurfürstenthum als A. von Sachsen. Den Titel A. führten in Deutschland auch die Verweser von ehemals kath. Erz- und Hochstiften. Die Reformation hatte diesen geistlichen Anstalten nur die kirchliche Bedeutung, nicht aber den polit. Einfluß und den weltlichen Besitz entzogen. Sie behielten die von alters her erworbenen Regalien, z. B. die Gerichtsbarkeit, Zölle und Münze, behaupteten ihre Lehns- und Schutzherrlichkeit und gewährten den protestantisch gewordenen Mitgliedern der Domkapitel die bisherigen Pfründen. Um sich hierbei gegen den Widerspruch der kath. Kirche und des Kaisers zu erhalten, hatten die Kapitel nach Annahme der Reformation prot. Fürsten zu A. gewählt (postulirt). Dadurch, daß diese Wahlen wiederholt auf Mitglieder derselben Regentenfamilie fielen, bildete sich für letztere bald eine Art erblicher Anspruch auf das Schutzrecht, bis denn zuletzt die Besitzungen solcher Hochstifter völlig unter die Landeshoheit ihrer A. kamen. Auf diesem Wege gelangte z. B. der größte Theil von Magdeburg an Brandenburg, ferner Meißen, Merseburg und Naumburg an Sachsen, Eutin und andere Bestandtheile des Bisthums Lübeck an das Oldenburger Haus.

Admiral heißt der Oberbefehlshaber zur See. Das Wort stammt aus dem Arabischen und ist von Amir, Emir, d. i. Fürst, Befehlshaber überhaupt, abgeleitet. Im Provenzalischen und Altfranzösischen bezeichnet daher auch A. nicht speciell den Seebefehlshaber, sondern einen

Beherrscher von Ungläubigen. Erst durch die Sicilier und Genuesen scheint das Wort seine gegenwärtige beschränktere Bedeutung erhalten zu haben. Vom Mittelmeer aus verbreitete sich der Name allmählich unter alle seefahrende Nationen und ist mit leichten Veränderungen (franz. amiral; ital., span. und portug. almirante; die mittelgriech. Form amiralios entstand aus dem Französischen) beibehalten. Nur die Türken machen eine Ausnahme und nennen ihren Großadmiral Kapudan-Pascha. In frühern Zeiten, wo die Flotten hauptsächlich mit Landtruppen bemannt wurden, besetzte man für den Fall eines Kriegs die Admiralstellen mit Generalen. Erst seit Beginn des 18. Jahrh., mit den großen Fortschritten in der Seekriegskunst, beförderte man ausschließlich Seeoffiziere zu A., da diese nur noch den Anforderungen zu genügen vermochten. Es gibt gegenwärtig in den Marinen der civilisirten Staaten drei Rangstufen unter den A.: den A., den Viceadmiral und den Contreadmiral. Ein jedes größere Geschwader oder eine Flotte zerfällt nämlich in drei Abtheilungen: das Gros, die Vorhut und die Nachhut. Der A. führt neben dem allgemeinen Befehl über die ganze Flotte den speciellen über das Gros, der Viceadmiral über die Vorhut, der Contreadmiral über die Nachhut. Im Range steht der A. dem commandirenden General, der Viceadmiral dem Generallieutenant, der Contreadmiral dem Generalmajor gleich. Die verschiedenen Klassen der A. werden mit dem gemeinschaftlichen Namen «Flaggenoffiziere» bezeichnet, weil sie, um sich kenntlich zu machen, an der Seite eines Mastes ihres Schiffs eine viereckige Flagge führen. Der A. hißt diese Flagge an der Spitze (Top) des großen Mastes, der Viceadmiral am Fockmast und der Contreadmiral an der Spitze des hintern oder Besanmastes. Ehedem gab es auch einen **Großadmiral**, der ursprünglich der oberste Leiter des ganzen Kriegsseewesens eines Staats sein sollte. Indessen verwandelte sich dieses Amt gewöhnlich in eine hohe Staats- oder Reichswürde, und heutzutage ist diese Bezeichnung, wo sie noch vorkommt, nur etwa ein Ehrentitel, mit dem fürstl. Personen ausgezeichnet werden, ohne daß sich daran eine wirkliche Führung der Flotte knüpft. In England besteht außer den drei genannten Abstufungen noch ein «A. der Flotte» (Admiral of the fleet). Dieser hat den Rang eines Feldmarschalls und führt eine besondere Flagge am Top des Großmastes. In England wie in Rußland zerfällt die gesammte Flotte in drei verschiedene Theile, deren Flaggen zwar dieselbe Zeichnung, aber andere Farben tragen. In England folgen die Farben Roth, Weiß, Blau, in Rußland Weiß, Roth, Blau dem Range nach aufeinander, sodaß z. B. in England ein Contreadmiral der Blauen Flagge hinter dem der Weißen Flagge und dieser wieder hinter dem der Rothen Flagge rangirt. In Holland führt der Contreadmiral den Titel Schout bij Nacht (Wächter, Aufseher während der Nacht), weil diesem Offizier in frühern Zeiten die Sicherheit der Flotte zur Nachtzeit oblag. Die Nordamerikaner hatten bis zur Neuzeit keine A. in ihrer Flotte. Als Republikaner fürchteten sie die Concentrirung ihrer Seemacht in den Händen eines fest angestellten Oberbefehlshabers, und übertrugen daher bei Aussendung eines Geschwaders oder einer Flotte den Oberbefehl derselben zeitweilig und für die Dauer der Expedition dem ältesten Kapitän. Dieser erhielt alsdann den Titel Commodore, trat aber nach Beendigung der Aufgabe in sein früheres Verhältniß als Kapitän zurück. Seit dem Ausbruche des Bürgerkriegs haben jedoch sowol die Nord- als die Südstaaten der Union fest angestellte A. ernannt. — **Admiralschiff** oder **Flaggschiff** heißt das Schiff, auf dem die Flagge eines A. oder Commodore weht. Von ihm aus werden für die zu seiner Abtheilung gehörenden Schiffe durch Signalflaggen die betreffenden Befehle gegeben. — **Admiralität** nennt man das Collegium, welches, aus den Spitzen der Seebehörden eines Staats zusammengesetzt, als die höchste Instanz für die nautischen Angelegenheiten des Landes thätig ist. In England ist die Admiralität zugleich das Marineministerium, und in den Bereich ihrer Wirksamkeit gehört nicht nur die Kriegsmarine, sondern auch das Lootsen-, Leuchtfeuer- und Betonnungswesen sowie die Fischerei auf offenem Meere. Ein Aehnliches findet in Holland, Frankreich, Norwegen-Schweden und Dänemark statt. Preußen hat diese zweckmäßige Einrichtung nicht getroffen, und zum Ressort des Marineministeriums gehört nur speciell die Kriegsmarine. — **Admiralitätsgericht** heißt der einer Admiralität oder einem Marineministerium beigeordnete Gerichtshof, welcher über die beim Seewesen entstehenden Streitigkeiten entscheidet. In Staaten, welche eine Kriegsmarine besitzen, ist dieses Gericht hauptsächlich nur in Kriegszeiten thätig, um über die Wegnahme von Schiffen, Rechtskräftigkeit und Bruch einer Blokade u. s. w. abzuurtheilen. Das Gericht führt dann auch den Namen Prisengericht. In einigen Staaten, die keine Kriegsmarine haben, wie z. B. in den Hansestädten, entscheidet das Admiralitätsgericht als höchste Instanz für die Schiffe der Handelsflotte, in Havariesachen, Strandungen u. dgl.

Admiral (Vanessa Atalanta), einer der schönsten Tagschmetterlinge Centraleuropas, der mit dem großen und kleinen Fuchs, dem Pfauenauge und Distelfalter zu den Eckflüglern gehört, die durch ihre zottigen, verkümmerten Vorderbeine, die eckig ausgeschweiften Außenränder der Flügel sowie durch die mit sechs Reihen ästiger, spitziger Dornen besetzten Raupen und die meist goldglänzenden, auf dem Rücken mit nasenförmiger Erhöhung versehenen, mit der Schwanzspitze frei aufgehängten Puppen sich auszeichnen. Die Grundfarbe des A. ist braunschwarz mit schiefer, rother Mittelbinde, weißen Vorderflecken und blauer Randlinie auf den Vorderflügeln, während die Hinterflügel feuerroth gesäumt sind und blaue Augen am innern Rande tragen. Die kurze, meist braune oder schwarze Raupe hat gelbe, ästige Dornen und einen gelben Seitenstreif, wodurch sie sich leicht von der Raupe des Tagpfauenauges unterscheidet, mit welcher zusammen sie auf Brennesseln lebt. Der Falter fliegt in den Sommermonaten.

Admiralitätsinseln, eine austral. Inselgruppe, die nördlich vom östl. Theile Neuguineas und westlich von Neuirland liegt. Die Inseln, 30—40 an der Zahl, umfassen zusammen etwa 64 Q.-M., wovon 42 Q.-M. auf die in der Mitte gelegene eigentliche Admiralitätsinsel oder Basko und 5—6 Q.-M. auf die 30 M. nordöstlich von ihr entfernte Insel Matthias kommen. Schouten hat die Inseln 1616 zuerst gesehen und sie die Fünfundzwanzig Inseln genannt; Carteret fand 1767 die Hauptinsel wieder auf und gab ihr den gegenwärtigen Namen. Die Inseln insgesammt sind noch wenig bekannt. Die Bewohner haben eine weniger dunkle Hautfarbe als die Australneger, schwarzes, krauses Haar und eine der europäischen sich nähernde Gesichtsbildung. Sie kauen Betel, leiten ihre Piroguen mit erstaunlicher Schnelligkeit und bauen ihre primitiven Wohnungen unter Kokosbäumen. Die Hauptinsel hat zerrissene Küsten, hohe Berge, eine üppige Vegetation und ist bis an die Gipfel angebaut. Die andern kleinern Inseln sind meist flach und alle von Korallenriffen eingeschlossen.

Admiralschaft heißt die Vereinbarung, durch welche mehrere Schiffsführer oder Rheder sich zu gemeinschaftlicher Fahrt in gefahrvollen Zeiten oder durch unsichere Meere und zu gegenseitiger Unterstützung in Nothfällen verpflichten. Das Geleite durch Kriegsschiffe, welches eine Seemacht derartigen Handelsgeschwadern infolge besondern Vertrags (Zeyn- oder Zeinbrief) bewilligt, wird Convoy (s. d.) genannt.

Admittitur oder Admittatur, d. h. wörtlich: es wird oder werde zugelassen (vom lat. admittere), ist eine Amtsformel, womit man die Erlaubniß für irgendeine Handlung zu ertheilen pflegt. Den Ausdruck wendete besonders die österr. Censur bei Ertheilung der Druck- oder Debiterlaubniß an.

Admonition (lat.), im allgemeinen: die Ermahnung, die Erinnerung an vergessene oder versäumte Pflichten, wie von seiten des Lehrers gegen den Schüler, des höhern Beamten gegen seinen Untergebenen, der Synode oder des Bischofs gegen einen Geistlichen. Im besondern jedoch versteht man auf kirchlichem Gebiete unter A. sowol die allgemeine, mit der Beichte verbundene Bußermahnung, wie die specielle, gegen einzelne, einem besonders irrigen Wandel hingegebene Mitglieder der kirchlichen Gemeinde ausgesprochene Zurechtweisung, durch welche der Fehlende zur Erfüllung seiner Pflicht zurückgeleitet werden soll. Die letztere soll (nach Matth. 18, 15—17) erst unter vier Augen, dann mit Zeugen, endlich in Gegenwart der Gemeinde vor sich gehen. Blieb diese A. fruchtlos, so erfolgte in der alten Kirche die Ausstoßung des Betroffenen.

Admont, ein Marktflecken im Kreise Bruck des österr. Kronlandes Steiermark, zum Gerichtsbezirk Lietzen gehörig, an der Ens, mit 1200 E., ist besonders bekannt durch die berühmte, 1074 von Erzbischof Gebhardt von Salzburg gestiftete Benedictinerabtei A., welche zu den schönsten und reichsten ganz Oesterreichs gehört. Die palastähnlichen Gebäude umschließen drei weitläufige Höfe. Die zweithürmige, in ihrem Innern helle und freundliche Kirche besitzt mehrere werthvolle Gemälde und eine vorzügliche Orgel von Chrismann. Die an Incunabeln und Handschriften reiche Bibliothek (über 20000 Bände) der Abtei ist in einem wohlausgestatteten Saale aufgestellt. Außerdem finden sich daselbst noch gute Glasmalereien, Thiemo's Steingußbilder vom J. 1200, ein Naturaliencabinet u. s. w. Das Stift unterhält eine theol. Lehranstalt, eine Hauptschule und ein Sängerknabeninstitut. Die Umgebungen A.s bilden ein großartiges Gebirgspanorama, dessen Gipfel zu einer Höhe von 7000 F. aufsteigen. In der Nähe liegen auch die zu A. gehörigen Lust- und Jagdschlösser Röthelstein und Kaiserau sowie mehrere Eisenhämmer, Sensenschmieden und Drahtwerke. Vgl. Fuchs, «Kurzgefaßte Geschichte des Benedictinerstifts A.» (2. Aufl., Gratz 1859).

Ado, der Heilige, geb. 799 in der Champagne, ein Benedictiner, der sich in der Abtei von Ferrières bildete, hierauf einige Zeit im Kloster zu Prüm lebte und, nachdem er sich fünf Jahre

in Rom aufgehalten, 860 zum Erzbischof von Vienne erhoben wurde. Er starb 16. Dec. 875. A. hat sich sowol durch seine Theilnahme an den polit. und kirchlichen Ereignissen seiner Zeit als auch durch seine Gelehrsamkeit einen Namen erworben. Von seinen Schriften wird ein öfter gedrucktes «Chronicon de sex aetatibus mundi» zu den vorzüglichsten Quellenschriften für die Geschichte der fränk. Könige gerechnet. Von seinem «Martyrologium» hat Rosweid (Löwen 1613) eine Ausgabe besorgt.

Adolf von Nassau, deutscher König von 1292—98, geb. zwischen 1250 und 1255, war der zweite Sohn des Grafen Walram von Nassau. Auf Vorschlag des Erzbischofs von Mainz einstimmig 10. Mai 1292 zum König erwählt, ward er zu Aachen 24. Juni gekrönt. Ein bloßer Dynast, wenn auch aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, hatte er kein anderes Erbtheil als sein Schwert. Auch fehlten ihm jene großen Eigenschaften, die seinen Vorgänger, Rudolf von Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. A. verdankte seine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrecht's von Oesterreich, theils den eigennützigen Absichten der Kurfürsten von Köln und Mainz, welche durch ihn sich Städte und Ländergebiete versprechen ließen, die ihm gar nicht gehörten. Da er aber als Kaiser nicht erfüllen wollte und konnte, was er als Graf versprochen, sah er sich bald von seinen Freunden verlassen und gehaßt. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100000 Pfd. St. an und versprach dafür, diesem gegen Philipp den Schönen beizustehen, sah es aber nicht ungern, als ihm der Papst die Theilnahme an dem Kriege untersagte. Setzte er sich schon dadurch in den Augen der deutschen Fürsten herab, so geschah dies noch mehr, als er 1293, des Landgrafen Albrecht des Unartigen Haß gegen dessen Söhne benutzend, von diesem Thüringen kaufte und mit bewaffneter Hand sich in den Besitz dieses Landes zu setzen versuchte, was ihm jedoch nie ganz gelang. Wegen dieses Kaufs zum Nachtheil rechter Erben, sowie auf Betrieb Albrecht's von Oesterreich und des dem Könige feindlich gewordenen Erzbischofs Gerhard von Mainz, wurde A. endlich, ohne daß jedoch Trier, Köln und Pfalz ihre Zustimmung gegeben, vor das Kurfürstencollegium geladen. Da er aber nicht erschien, ward 23. Juni 1298 seine Absetzung ausgesprochen und Albrecht von Oesterreich (s. Albrecht I.) zum Könige gewählt. Bereits zu dieser Zeit war es zwischen A. und Albrecht zum Kriege gekommen. A. schien das Uebergewicht zu gewinnen; jedoch von seinem Gegner überlistet, fand er sich zwischen Gellheim und Rosenthal bei Worms umstrickt, und fiel nach heldenmüthiger Gegenwehr 2. Juli 1298, man sagt, durch Albrecht's eigene Hand. Sein Feind, der Erzbischof Gerhard, gab ihm das Zeugniß: «Heute ist der tapferste deutsche Mann gefallen!» Seine Leiche ward später von Kaiser Heinrich VII. in der kaiserl. Gruft zu Speier, zugleich mit Albrecht's Leichnam, beigesetzt. Vgl. Kopp, «König A. und seine Zeit» (Berl. 1862), welche Schrift die 1. Abth. von dessen Werk «Geschichte der eidgenössischen Bünde» bildet.

Adolf Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, König von Schweden, geb. 14. Mai 1710, war der Sohn des Administrators der holstein-gottorpischen Lande und Bischofs von Lübeck, Christian August's, und der Albertine Friederike von Baden-Durlach. 1727 ward er, nach dem kurz vorher erfolgten Tode seines Vaters, zum Bischof von Lübeck erwählt, und als sein Vetter, der regierende Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der Vater des russ. Kaisers Peter III., 1739 gestorben, übernahm er für dessen unmündigen Sohn die Landesadministration zu Gottorp. A. sollte jedoch eine weit höhere Stellung erlangen, als Peter, dem die russ. Thronfolge gesichert worden, die ihm angebotene schwed. Krone ausschlug. Die russ. Politik, welche Schweden an einen stammverwandten Fürsten zu bringen und zugleich die Verbindung desselben mit der herzogl. Linie zu Holstein, als Gegensatz gegen Dänemark, zu erhalten wünschte, bestimmte nämlich den schwed. Reichstag, A. die Thronfolge zuzusprechen; Peter machte dies zum Preise des Friedens zu Åbo. Die Wahl A.'s zum schwed. Thronfolger geschah in der That 3. Juli 1743. Uebrigens war seine Großmutter eine schwed. Prinzessin und Tochter Karl's XI. gewesen. 1750 entsagte er dem Bisthum Lübeck, und 5. April 1751 folgte er seinem Vorgänger, dem König Friedrich aus dem Hause Hessen-Kassel, auf dem schwed. Throne. Er sollte jedoch wenig Freude in seiner neuen Würde erleben. Die schwed. Aristokratie trieb unter ihm ihre Anmaßung auf die Spitze und machte den König zu einer Staatspuppe. Solche Beschränkung war um so ungerechter, als sich der König als verständiger, rechtschaffener, sogar äußerst ruhiger und phlegmatischer Mann und keineswegs zu Uebergriffen geneigt erwies. Er trug auch sein Joch weit geduldiger als seine Gemahlin, die Schwester Friedrich's II. von Preußen, Luise Ulrike (s. d.). Unter ihrem Einflusse und zum Theil um die das franz. Interesse fördernde Einmischung der Schweden in den Siebenjährigen Krieg zu ver-

hüten, erfolgten Versuche, die den Uebermuth des Adels brechen sollten. Aber die Theilnehmer büßten 1756 auf dem Blutgerüste, und der Reichsrath ordnete ein Dankfest für Entdeckung der Verschwörung an. Der König wollte sich an den Reichstag wenden, wo doch auch andere Stände vertreten waren als der Adel. Aber zweimal verweigerte der Reichsrath, in die Berufung des Reichstags zu willigen. Da wurde es selbst dem geduldigen König zu arg; er drohte, die Regierung niederzulegen. Jetzt endlich erfolgte die Berufung des Reichstags, welcher wenigstens die seit 1720 eingetretenen Beschränkungen der königl. Rechte aufhob. Der König behielt die Regierung, starb aber schon 12. Febr. 1771. Ihm folgte sein Sohn Gustav III.

Adolf (Wilh. Aug. Karl Friedr.), Herzog von Nassau, geb. 24. Juli 1817 zu Weilburg an der Lahn, ist der älteste Sohn des Herzogs Wilhelm I. aus dessen erster Ehe mit Luise, Tochter des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen. Nach dem 6. April 1825 erfolgten Tode der Mutter übernahm der Vater die Sorge für die Erziehung des Erbprinzen, der nun in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder Moritz (gest. 23. März 1850 zu Wien als Oberst eines österr. Husarenregiments), unter Aufsicht des spätern Generallieutenants von Hadeln, Unterricht in den neuern Sprachen und den Wissenschaften erhielt. Ende 1836 wurden beide Prinzen zu ihrer weitern Ausbildung unter dem Freiherrn von Hadeln auf die Universität nach Wien gesandt, von wo sie erst im Frühjahre 1839 in die Heimat zurückkehrten. Die Prinzen sollten hierauf nach der Absicht des Vaters auf Reisen gehen, aber Herzog Wilhelm starb schon 25. Aug. 1839, und der Erbprinz, kaum 22 J. alt, folgte ihm in der Regierung. Am 31. Jan. 1844 vermählte sich der junge Herzog mit Elisabeth, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, die aber schon 28. Jan. 1845 an den Folgen der Entbindung starb. Erst 23. April 1851 schloß er eine zweite Ehe mit Adelheid, Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau. In seinen Regierungsgrundsätzen bewies sich der Herzog dem polit. Fortschritt stets wenig geneigt, und mancherlei alte Misstände des Landes führten im März 1848 namentlich zu einer Bauernbewegung, der sich die eigentlich politische beigesellte. Herzog A. benahm sich in dieser kritischen Zeit klug und energisch und machte die unvermeidlichen Zugeständnisse, sodaß die Revolution ohne Blutvergießen verlief. Im Kriege gegen Dänemark befehligte er 1849 eine Brigade deutscher Truppen. Nach Niedergang der deutschen Bewegung wandte sich auch Herzog A. einer entschiedenen Reactionspolitik zu, welche die Reformen von 1848 wieder wesentlich zu beschränken suchte. (S. Nassau.) Von den besonders materiellen Verbesserungen, die das Land dessenungeachtet unter seiner Regierung davontrug, sind zu nennen: die Ablösung der Zehnten, Gülten, erblicher und anderer Realrechte, die Aufhebung der Jagdfronen, die Errichtung einer Landesbank, die Ausführung der Eisenbahnbauten, die mit großen Kosten verbesserte Schiffahrt der Lahn, des Main und Rhein, die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, Reformirung und Vermehrung der Schulen, u. s. w. Auch auf dem Gebiete der Rechtspflege ist manches Erfreuliche geschehen, wie die Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes, die Einführung von Geschworenengerichten, des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs, der Deutschen Wechselordnung. Der seit 40 J. bestandene Streit zwischen Regierung und Land wegen der herzogl. Domänen ist 1861 durch Vertrag geschlichtet worden. Wiewol der Herzog im Juni 1849 dem Dreikönigsbündnisse beigetreten war, verließ er doch später die preuß. Richtung und ging seitdem in den deutschen Angelegenheiten mit der österr. Politik. Der Herzog ist preuß. General der Cavalerie und Chef eines preuß. Husarenregiments. Aus seiner zweiten Ehe entsprangen der Erbprinz Wilhelm Alexander, geb. 2. April 1852, und der Prinz Franz Joseph Wilhelm, geb. 30. Jan. 1859.

Adonāi ist die Pluralform des hebr. Wortes Adon, d. i. Herr, welche, die Bedeutung des Wortes verstärkend, ausschließlich von Gott gebraucht wird. Um den wahren und heiligen Namen Gottes (Jehovah) nicht auszusprechen, lesen die Juden in allen den Stellen des Alten Testaments, wo derselbe vorkommt, Adonai.

Adōnis war nach der am meisten verbreiteten Sage der Griechen ein Sohn des Cypriers Kinyras, den dieser, ohne es zu wissen, mit seiner eigenen, zu ihm auf Anstiften der Aphrodite in Liebe entbrannten Tochter Myrrha (Smyrna) gezeugt hatte. Als der Vater das Verbrechen entdeckte und im Begriff stand, die Tochter zu tödten, floh dieselbe vor ihm und bat, vom Vater eingeholt, die Götter, sie unsichtbar zu machen. Die Götter erhörten ihr Gebet und verwandelten sie in einen Baum (Myrrhenbaum). Nach 10 Monaten sprang jedoch der Baum auf, und es ging aus ihm der neugeborene A. hervor, den Aphrodite wegen seiner Schönheit sogleich liebgewann und insgeheim der Persephone übergab. Da letztere ihn später nicht zurückgeben wollte, wandte sich Aphrodite an Zeus, der den Streit dahin entschied, daß A. den

dritten Theil des Jahres bei der Aphrodite, ein zweites Drittheil bei der Persephone leben sollte; über das letzte Drittheil solle er jedoch frei verfügen können. Später starb A., von einem Eber bei der Jagd verwundet. Aus dem Blute des A. erwuchs die Rose oder die Anemone. Diese griech., von den Dichtern vielfach ausgeschmückte Sage sowie der Adoniscultus sind phöniz.-syr. Ursprungs, wie schon der Name bekundet, der im Phönizischen (Adon) wie auch im Hebräischen Herr bedeutet und besonders auch von dem Sonnengotte (Baal) gebraucht wird. Namentlich wurde A. als Naturgottheit in Byblos und dessen Umgebung, am Libanon sowie zu Amathus auf Cypern verehrt, und von diesen Mittelpunkten aus gelangte der Cultus wahrscheinlich zur Zeit der Perserkriege zu den Griechen, die den A. in einen Halbgott verwandelten und den asiat. Mythus in jene poetische Sage umgestalteten. Der Cultus selbst blieb jedoch den Grundzügen nach im Orient wie in Griechenland derselbe. Die griech. Adonisfeier (Adonia), welche sich besonders auf den von der Aphrodite betrauerten Tod des schönen Jünglings bezog, wurde alljährlich in der heißen Sommerzeit (Juli) oder zu Ende des Frühlings, und zwar vorzugsweise von den Frauen, begangen. Die Feier bestand aus zwei Theilen: einem Trauerfeste, das sich auf den Abgang des A. nach der Unterwelt, und einem Freudenfeste, das sich auf seine Rückkehr zur Aphrodite bezog. Im Orient, wo die Adonien mit großem Pomp vor sich gingen, drückte man zuerst das Verschwinden des A. sinnbildlich aus und beklagte ihn dann als Verstorbenen durch Ausstellung seines Bildes unter düstern Klaggesängen und allen Gebräuchen eines Leichenbegängnisses. Hierauf folgte ein Freudenfest, das der Wiederkehr des A. aus der Unterwelt gewidmet war. In Griechenland, besonders zu Athen, war die Feier einfacher; doch fehlten auch hier nicht die Ausstellung des Leichnams und die heftigen Klagen der Frauen. Außerdem spielten bei dieser Feier die sogenannten Adonisgärten eine Rolle. Dieselben waren irdene Gefäße mit allerlei zarten Pflanzen, die man in wenigen Tagen trieb und nach ihrem raschen Verwelken ins Wasser warf. Man wollte damit die vergängliche Blüte des Jahres und des Lebens, wie sie in der Geschichte des A. veranschaulicht ist, andeuten. Die Pracht der Ausstellung des Adonisbildes an dem Hofe von Alexandria zur Zeit der Ptolemäer wird von Theokrit in einem reizenden Gedichte, den «Adoniazusen», geschildert. Der Adoniscultus symbolisirt den Wechsel des Naturlebens, wie er alljährlich in der frisch erblühenden und wiederum hinwelkenden Vegetation zur Erscheinung kommt. Es spricht sich in ihm der Schmerz über die hingestorbene Schönheit der Natur, zugleich aber auch die Hoffnung auf ihr Wiedererwachen aus. Die bildende Kunst und die Malerei haben die Sage vom A. und die Adonisfeier durch manche schöne Compositionen auf Wandgemälden, Spiegeln und Sarkophagen verewigt. Oft sollen diese Darstellungen nur den sinnlichen Reiz der Schönheit ausdrücken, nicht selten aber zeigt sich auch in ihnen, namentlich in ihrer Uebertragung auf Sarkophage, der tiefere Sinn. Vgl. O. Jahn, «Archäol. Beiträge» (Berl. 1847); Brugsch, «Die Adonisklage und das Linoslied» (Berl. 1852). In Bezug auf die strahlende Schönheit, die man dem A. beilegte, bezeichnet man auch häufig damit einen schönen Mann.

Adonis (Adonisröschen) heißt nach Linné eine Kräutergattung aus der Familie der Ranunculaceen, aus der 13. Klasse des Linné'schen Systems, von welcher vier Arten in Deutschland wild wachsen. Alle Arten haben sehr fein und vielfach zertheilte Blätter und end- und einzelnständige, regelmäßige Blüten von gelber, feuer- oder purpurrother Farbe. Es sind deshalb mehrere Arten zu Zierpflanzen geworden; namentlich findet man oft in Gärten zwei perennirende Arten mit großen (2—3 Zoll breiten), gelben Blumen: den sehr zeitig (oft schon Anfang März) blühenden Frühlingsadonis (A. verna), welcher auf Kalkhügeln in Süd- und Mitteldeutschland wild vorkommt, und den Pyrenäenadonis (A. pyrenaica). Seltener werden die übrigen, blos einjährigen Arten, wovon die deutschen als Unkräuter unter der Saat auftreten, als Zierpflanzen benutzt, am häufigsten noch der purpurblütige Sommeradonis (A. aestivalis). Alle Arten gedeihen am besten auf einem leichten, kalkhaltigen Boden.

Adonischer Vers (Versus Adoniacus) ist eine Versart, welche aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus besteht (— ◡ ◡ — ⏓), z. B. liebliche Rose. Sie eignet sich wegen ihres lebhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse erhalten, weshalb man sie gewöhnlich als Nachsatz zu andern Versen in der lyrischen Poesie, wie z. B. bei den Sapphischen Strophen, anwendet.

Adoptianischer Streit war ein Nachklang des Arianischen Streits (s. d.) und entstand auch in Spanien, wo sich die Lehre des Arius vorzugsweise lange erhalten hatte. Unter theils

berechtigter, theils unberechtigter Berufung auf kath. Autoritäten schon aus dem 4. Jahrh. sowie auf die Stellen der Heiligen Schrift, welche die Unterordnung Christi unter den Vater lehren, und vielleicht angeregt von dem Streben, die Lehre von der Menschwerdung Gottes den in Spanien herrschenden Mohammedanern annehmlicher zu machen, jedenfalls aber unterstützt von Ausdrücken der alten Mozarabischen Liturgie, behaupteten der Erzbischof von Toledo, Elipandus, und Felix, der junge, wohlunterrichtete Bischof von Urgel, daß Christus nach seiner göttlichen Natur allerdings schon von Natur und Geschlecht der eingeborene Sohn Gottes sei, dagegen nach seiner menschlichen Natur nur durch die Gnade Gottes zum erstgeborenen Sohn Gottes (Röm. 8, 29) erklärt und adoptirt betrachtet werden dürfe, wie denn, obgleich in geringerer Weise, alle heiligen Menschen als Söhne Gottes adoptirt werden sollen. Die Uebertragung des in Spanien durch die Gegner Etherius und Beatus entbrannten Streites nach dem Fränkischen Reiche veranlaßte, unter persönlicher Theilnahme Karl's d. Gr., die gegen den Adoptianismus entscheidenden Synoden zu Regensburg (792) und, auf Beschwerde des Elipandus, zu Frankfurt (794), sowie den Widerruf des Felix zu Rom. Die Gelehrten Karl's, Alcuin an der Spitze, setzten die «katholische» Lehre entgegen, daß der Mensch von Gott adoptirt werde, nicht die menschliche Natur Christi. Die Einheit der nur göttlichen Person in der doppelten Natur Christi mache die Annahme eines doppelten Sohnes Gottes, eines ursprünglichen und adoptirten, zur Unmöglichkeit oder zur nestorianischen Ketzerei. Die menschliche Natur Christi könne nirgends, nie und in keiner Weise ohne die Verbindung mit der göttlichen Natur vorgestellt werden. Felix, der nach der Rückkehr aus Rom seiner Ansicht aufs neue verfallen war, widerrief auf der Synode zu Aachen (799), der Gewalt weichend, und, wie es scheint, nie völlig überzeugt. Er starb 818 in freier Haft zu Lyon. Elipandus beharrte bei seiner Ansicht, die später vielleicht nur von Folmar (um 1160), in einem gewissen Sinne von Duns Scotus (gest. 1308) und Durandus von San-Porciano (gest. 1322), von dem Jesuiten Vasquez (um 1606) und dem Protestanten Calixtus (1643) vertheidigt worden ist. Die Wurzel dieser Ansicht ist allerdings der mehr oder weniger klar gedachte Nestorianismus (s. d.) und die Schwierigkeit, die zeitliche Menschennatur mit der ewigen Gottesnatur in gleiche Linie zu stellen.

Adoption ist die feierliche Annahme an Kindesstatt. Diese galt bereits im alten Rom und Griechenland als Mittel, erlöschende Familien zu erhalten und wieder aufzufrischen. Zur wirksamen Vornahme des Acts verlangt das röm. Recht eine solche Körperbeschaffenheit des Adoptirenden, daß derselbe allenfalls auch natürlicher Vater des Wahlkindes hätte werden können. Er darf nicht in äußerlich erkennbarer Weise zeugungsunfähig sein und muß vor dem zu Adoptirenden wenigstens 18 Lebensjahre vorausbaben. Außerdem soll er selbst frei von väterlicher Gewalt und mindestens 60 J. alt sein, also sich in einem so vorgerückten Lebensalter befinden, daß ihm die Hoffnung auf leibliche Nachkommenschaft entgeht. Am leichtesten ließ sich die Annahme bewirken, wenn der Adoptirende schon Kinder gehabt und durch den Tod eingebüßt hatte, denn die A. war wesentlich dazu bestimmt, wegen solcher Verluste zu trösten. Indessen sieht das spätere Recht von dieser Voraussetzung ab und gestattet ausnahmsweise sogar solchen, welche noch lebende Kinder unter ihrer Gewalt haben, die Weitervermehrung ihrer Familie durch A. Ebenso wird weiterhin auch Frauen die Befugniß zur Kindesannahme unter Einschränkungen zugestanden. Die A. von mehrern auf einmal, ferner eines Reichen durch einen Armen und eines Minderjährigen durch seinen Vormund bleibt dagegen für die Regel untersagt. Die Form der Annahme an Kindesstatt ist verschieden, je nachdem es sich um eine Arrogation oder eine A. im engern Sinne handelt. Letztere findet in Bezug auf ein Hauskind statt, das sein Hausvater durch Erklärung vor Gericht dem Adoptirenden überläßt (datio in adoptionem). Bei der Arrogation tritt aber ein selbständiger Mensch mittels eigenwilliger, nur bei Unmündigen durch die nächsten Verwandten und den Vormund zu ergänzender, Erklärung unter die natürliche Gewalt des Arrogirenden. Da hierdurch eine schon bestehende Familie oder der Keim einer solchen erlischt, so mußten vordem der Pontifex und die Volksversammlung die Arrogation genehmigen, und das Justinianische Recht macht die Gültigkeit dieser Annahme wenigstens von der Genehmigung des Regenten abhängig. Der Arrogirte verliert seine Selbständigkeit und die Verfügung über sein Vermögen, tritt aber in die vollen Kindesrechte ein und wird demzufolge Agnat und Notherbe des Adoptivvaters. Die Erbberechtigung erlischt jedoch, wenn der Annehmende den Angenommenen wieder emancipirt, es müßte denn dieser mit jenem zugleich natürlich verwandt sein. Ferner hat ein arrogirter Unmündiger jedenfalls auch nach der Entlassung aus der väterlichen Gewalt einen Viertheil des gesammten Vermögens des versterbenden Arrogators zu fordern (Quarta Divi Pii).

Eine A. im engern Sinne erzeugt die väterliche Gewalt für den Annehmenden und das Notherbrecht für den Adoptirten nur dann, wenn letzterer ein Abkömmling, z. B. ein Enkel, des Adoptirenden ist (adoptio plena). Im entgegengesetzten Fall wird der Angenommene blos willkürlich auszuschließender Intestat-, nicht Notherbe, des Annehmenden und behauptet im übrigen das Verhältniß zu seiner natürlichen Familie (adoptio minus plena). — Den germanischen Nationen ist die A. ursprünglich fremd, wie sie denn noch heutzutage im engl. Rechte und in den Gesetzen der Vereinigten Staaten keine Anerkennung gefunden hat. In Frankreich ward sie erst durch den Code Napoléon zugelassen, wiewol unter vielen Beschränkungen, z. B. daß der zu Adoptirende bereits sechs Jahre lang während des hülfsbedürftigen Alters von dem Adoptionslustigen verpflegt sein oder letztern aus einer Lebensgefahr gerettet haben muß. In Deutschland hat sich die A. zugleich mit dem röm. Rechte, also schon seit dem Mittelalter eingebürgert. Sie wird denn auch hier im ganzen nach diesem Rechte beurtheilt, insoweit nicht die Landesgesetze abweichende Bestimmungen enthalten. So läßt das preuß. Landrecht schon Funfzigjährige, wiewol nur, wenn sie keine ehelichen Nachkommen haben, zur A., versagt aber dem Annehmenden die Rechte des natürlichen Vaters hinsichtlich des Vermögens des Adoptirten und hält die Beziehung dieses letztern zu seiner ursprünglichen Familie dergestalt aufrecht, daß diese und nicht der annehmende Vater den Angenommenen beerbt. Der Grundsatz, daß Bürgerliche, wenn sie von Adelichen adoptirt werden, an sich nicht den Adel erwerben (adoptio non est nobilitatio), ist als gemeines deutsches Recht anzusehen. Ebenso verleiht bloße A. nicht das Recht der Erbfolge in Lehne und Familienfideicommisse. — Verschieden von der A. ist die Aufnahme eines Pflegekindes zur unentgeltlichen Alimentirung und Erziehung (tutela occupaticia). Sie erfolgt ohne alle öffentliche Feierlichkeit und verpflichtet zwar den Pflegling zu einer gewissen Ehrfurcht gegen die Pflegeältern, gewährt aber sonst weder Familien- noch Erbrechte. Nur das preuß. Landrecht und der Code Napoléon legen einer derartigen Aufnahme weitergehende Wirkungen bei.

Adoration, s. Anbetung.

Adorf, Stadt im Kreisdirectionsbezirk Zwickau des Königreichs Sachsen, im Voigtlande, in höhen- und waldreicher Gegend an der Elster, ist Sitz eines Gerichtsamts und zählt 3002 E., welche meist Ackerbau, theilweise aber auch Weberei und Weißnäherei (für Plauen) treiben und musikalische Instrumente verfertigen. Das einzige größere Etablissement ist eine Maschinenstickerei. Unterhalb A. werden in der Elster sowie in den einmündenden Bächen Perlenmuscheln gefangen. Südlich von A., nahe der böhm. Grenze, liegt das Bad Elster (s. d.).

Adour (Aturus), Fluß im südwestl. Frankreich, entspringt in den Bergen von Bigorre, und zwar auf dem Tourmalet im Depart. Oberpyrenäen, 1¼ M. östlich von Barèges. Nachdem er am Eingange zu dem anmuthigen Campanerthal (s. d.) einen 100 F. hohen Wasserfall gebildet, geht er über den berühmten Badeort Bagnères de Bigorre, tritt bei Tarbes in die Ebene, in das Depart. Gers und den fruchtbaren Theil des Depart. Landes, und wird bei St.-Sever schiffbar. Sodann fließt er über Dax und Bayonne und mündet eine Stunde unterhalb dieser Stadt in den Golf von Biscaya, nach einem Lauf von 42 M., wovon 16 schiffbar sind. Bis oberhalb Bayonne kann der Fluß Schiffe von 30 und 40 Kanonen tragen. Ehedem mündete der A. 5 M. nördlicher, bis man ihm 1579, um (was freilich nicht gelang) die Barre vor dem Hafen von Bayonne zu beseitigen, die jetzige Richtung gab. Rechts nimmt er den Arros und die Midouze auf, links aus herrlichen Thälern folgende Pyrenäenflüsse oder Gaven: den Gabas, Luy de France, Luy de Béarn, den 21 M. langen Gave de Pau mit dem Gave d'Oloron, die Bidouze und die Nive, die bei Bayonne einmündet.

Adöwa oder Adöa, auch Adaua und Adua, die Hauptstadt der ostabyssin. Landschaft Tigre, liegt in einer 5880 F. über dem Meeresspiegel erhabenen, in Osten von hohen vulkanischen Bergen begrenzten, kahlen und baumlosen, aber sehr fruchtbaren, gut mit Teff bebauten und wohlbevölkerten Ebene, einige Meilen von den Ruinen von Axum (s. d.), der alten Capitale Abyssiniens, entfernt und zählt jetzt nur etwa 5000 E. Die Häuser sind aus Stein und Erde erbaut, mit Thonschieferplatten und Erde, zum Theil auch blos mit Schilf und Gras gedeckt, und haben mit Mauern umzogene Hofräume. Die überall zwischen den Häusern stehenden Bäume verleihen der Stadt ein freundliches Ansehen. A. ist der Stapelplatz für die westl. und östl. Landschaften zunächst des nördl. Abyssinien und hat auch den beträchtlichsten Gewerbebetrieb in diesen Theilen des Landes. Hauptproduct desselben sind Baumwollstoffe.

Adoxa, s. Bisamkraut.

Ad pias causas, d. i. zu frommen Zwecken, ist eine Formel, welche dem zu frommen oder milden Zwecken bestimmten Gelde eine jurist. Persönlichkeit verleiht, sodaß dieses Vermögen nun selbst zum Träger von Rechten, also auch fähig wird, neue Rechte zu erwerben. Ob zu dieser Bestellung noch eine landesherrl. Bestätigung erforderlich sei, oder ob es genüge, die Stiftung zu bezeichnen und sie dadurch schon befähigt werde, die ihr etwa testamentarisch zugewiesenen Gelder zu erwerben, war früher Gegenstand langen Streites unter den Juristen, der in neuester Zeit im allgemeinen dahin beendigt worden, daß die Willenserklärung des Testators genügt. Außer einer Neubestellung kann aber auch Geld ad pias causas in der Weise verwandt werden, daß man es einer Privatperson zuweist unter der Auflage, dasselbe nur zu diesem Zwecke zu verwenden, oder daß man das Vermögen einer bereits bestehenden, die gewünschte Richtung verfolgenden Stiftung zuwendet. Auch dieses war aber nach altem röm. Recht nicht zulässig, weil man solchen Stiftungen erbrechtliche Erwerbsfähigkeit nicht beilegte. Mit dem Eindringen des Christenthums wurden diese seinem Geiste und der Neigung der Kirche entsprechenden Stiftungen mehr begünstigt, und das neueste röm. Recht gestattet ihnen sogar, ihre Ansprüche 10 Jahre länger als gewöhnliche Rechtssubjecte zu verfolgen.

Adrammelech (d. h. herrlicher König), ein Gott der Assyrier. Nach dem Charakter seiner Verehrung, bei welcher Menschen verbrannt wurden, zu schließen, ist er mit dem Moloch zu vergleichen und entweder der Sonnengott selbst oder irgendein anderer vergötterter Himmelskörper. Die spätern Rabbinen geben ihm willkürlich die Gestalt eines Pferdes oder Maulthiers. — Außerdem heißt A. ein Sohn des assyr. Königs Sanherib, der in Verbindung mit seinem Bruder Sarezer, im Tempel des Nisroch, 697 v. Chr., seinen Vater ermordete. Beide Brüder mußten nach vollbrachter Greuelthat nach Armenien entfliehen.

Adramytti, bei den Türken Edremid, eine Stadt in der Liwa (Kreis) Kaleh-Sultanieh des türk. Ejalets Chodawendikjar, liegt im Hintergrunde des nach ihr benannten Golfs unter riesigen Platanen und Cypressen versteckt und zählt 8000 E., darunter jedoch nur sehr wenige Griechen. Fast jede Straße ist von einem kleinen Flusse durchströmt, und in der Mitte der Stadt befindet sich ein großes, von hohen Platanen umgebenes Bassin, aus dessen Tiefe fortwährend Wasser emporquillt. Der Handel des Platzes ist von keiner großen Bedeutung mehr. Im Alterthum hingegen war Adramyttium, namentlich seit den Zeiten des pergamenischen Reichs, ein blühender Hafen und Handelsplatz, von welchem sich jedoch nicht die geringsten Reste erhalten zu haben scheinen. Nach dem Ausbruche des griech. Freiheitskriegs machte in dem Golf von A. ein griech. Brander den ersten glücklichen Versuch, indem durch ihn 27. Mai 1821 ein türk. Kriegsschiff in die Luft gesprengt wurde.

Adrastēa (griech. Adrasteia, d. i. die Unentfliehbare), eine griech. Göttin, welche als die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit und Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgehen kann, der Nemesis (s. d.) nahe verwandt ist und daher auch von einigen Dichtern, wie von Antimachos und Kallimachos, letzterer völlig gleichgesetzt wird. Ursprünglich war die A. eine kleinasiat. Gottheit, die mit dem Cult und dem Mythus der Kybele oder Großen Mutter verknüpft war. Als die A. in das Pantheon der Griechen überging, suchte man ihrem ursprünglich asiat. Namen durch Anlehnung an eine griech. Wortwurzel einen passenden Sinn zu verleihen oder ihn durch Ableitung von einem Heros Adrastos zu erklären. Dargestellt wurde die A. wie eine Sinnende und Gedankenvolle. Als Attribute finden sich ihr das Maß oder der Zaum oder das Joch beigegeben, um anzudeuten, daß sie die Göttin der weisen Beschränkung und Mäßigung sei. In andern ihrer Bilder erscheint sie beflügelt, mit Rad und Greifenwagen, womit ihre unentrinnbare Geschwindigkeit angedeutet werden soll. Herder wählte den Namen «Adrastea» für eine Zeitschrift, in der sich auch, sowie in seinen «Zerstreuten Blättern,» geistvolle Erörterungen über diese Göttin finden. Sonst führt in der griech. Mythologie den Namen A. noch eine Nymphe, die Tochter des Königs Melisseus in Kreta, welche mit ihrer Tochter Ida den Zeus erzog. — A. hieß auch eine Stadt und Landschaft in Mysien am Granikos, mit einem Tempel und Orakel des Apollon Aktäos und der Artemis.

Adrastus (griech. Adrastos), der Sohn des Talaos und der Lysimache, war König von Argos, wurde aber von Amphiaraos vertrieben, und floh zu seinem mütterlichen Großvater, Polybos, nach Sikyon, wo er nach dem Tode desselben den Thron bestieg und die Nemeischen Spiele einführte. Später söhnte er sich mit dem Amphiaraos wieder aus, gab diesem seine Schwester Eriphyle zur Gattin und kehrte nach Argos zurück. Seine Gemahlin war Amphithea, mit der er den Aegialeus und Kyanippos, die Argeia, Deïpyle und Aegialeia erzeugte. Von den beiden ältesten Töchtern vermählte er, um einem Orakel nachzukommen, welches ihm

verkündet hatte, daß er sie einem Eber und Löwen geben würde, die Deïpyle an den Tydeus, die Argeia an den Polyneikes, von denen der eine das Bild eines Ebers, der andere das eines Löwen auf dem Schilde führte. Letzterer war von seinem Bruder Eteokles aus Theben vertrieben worden, und A., um ihn in sein väterliches Erbe wieder einzusetzen, unternahm den Zug gegen Theben, der bekannt ist unter dem Namen der Sieben gegen Theben. Von diesen Helden war A. der einzige, der mit Hülfe seines Pferdes Arion davonkam. 10 Jahre darauf unternahm er den zweiten Feldzug mit den Nachkommen der erschlagenen Helden, den sogenannten Epigonen (s. d.), und eroberte auch die Stadt, verlor aber dabei seinen Sohn Aegialeus. Aus Gram darüber starb er auf dem Rückwege in Megara, wo er begraben wurde.

Ad referendum heißt in der Rechtssprache: zur Berichterstattung. Nimmt ein Bevollmächtigter oder Unterbeamter einen Vorschlag oder ein Gesuch ad referendum, so bleibt doch die Annahme, Gewährung oder Verwerfung desselben von der Entscheidung des Vollmachtgebers oder Vorgesetzten abhängig. Ebenso kann in collegialisch besetzten Behörden, Ministerien, Verwaltungsdirectionen, Obergerichten, Vereinen vom Vorsitzenden einem Mitgliede eine Sache ad referendum übergeben werden, damit dieses Mitglied durch einen Vortrag (Relation) die andern Mitglieder soweit möglich der eigenen Durcharbeitung des Materials enthebe und so zu rascherer Erledigung der Sache verhelfe. Freilich werden durch solche Arbeitsweise die Irrthümer des einen leicht die aller.

Adresse ist im polit. Sinne eine Kundgebung von Gesinnungen, sei es einer Anzahl von einzelnen, sei es einer Corporation. Von der Petition unterscheidet sie sich dadurch, daß in der Regel keine bestimmt formulirten Wünsche, wenigstens keine auf die Adressanten selbst direct bezüglichen, darin enthalten sind. Die gewöhnlichsten A. sind die der großen constitutionellen Körperschaften (Parlamente, Landtage, Kammern) an das Staatsoberhaupt. Regel ist, in den größern Verfassungsstaaten wenigstens, die Beantwortung der Thronrede durch eine A. jedes der beiden Häuser der Landesvertretung. In dieser A. pflegt, anschließend an den Inhalt der Thronrede, entweder eine Zustimmung zu dem in der Thronrede gegebenen Programm der Regierung oder auch ein Widerspruch gegen einzelne Punkte desselben, unter Umständen sogar ein Tadel des ganzen Regierungssystems, ausgesprochen zu werden. In Frankreich war unter der Julidynastie die Adreßdebatte fast immer der Kampfplatz, wo die Opposition sich mit dem Ministerium maß. Setzte die Opposition einen Tadels- oder Mistrauensparagraphen in der A. durch, so war das Ministerium zum Rückzug gezwungen. In England ist die A. fast immer nur der Widerhall der Thronrede. Die A. wird hier von der ministeriellen Partei eingebracht; bisweilen stellt die Opposition ein Amendement dazu, gewöhnlich jedoch wartet sie für ihre Angriffe eine andere Gelegenheit ab. Bei ganz besondern Veranlassungen macht wol auch eine parlamentarische Körperschaft noch zu anderer Zeit von dem Recht der A. Gebrauch. So geschah es in Preußen auf dem Landtage von 1863, wo das Abgeordnetenhaus, nachdem es schon in der A. auf die Thronrede dem Ministerium von Bismarck ein entschiedenes Mistrauensvotum mit großer Majorität, jedoch ohne Erfolg, ertheilt hatte, bei den immer bedrohlicher werdenden äußern und innern Verhältnissen des Staats nochmals, auf Grund von Art. 81 der Verfassung, eine A. an den König richtete, worin es die Unmöglichkeit, länger mit diesem Ministerium zu verhandeln, vorstellte. Die Antwort darauf war eine scharfe Rüge an das Haus und die Schließung des Landtags. — In politisch bewegten Zeiten kommen auch A. von den außerparlamentarischen Kreisen, besonders von Vereinen und Volksversammlungen, theils an die Staatsgewalt, theils an die Landesvertretung, häufig vor, worin entweder die Zustimmung zu gewissen Acten derselben oder auch das Gegentheil kundgegeben wird. Von seiten der Regierungen hat man bisweilen solche sogenannte Collectivadressen als unberechtigte und angeblich künstlich erzeugte Demonstrationen darzustellen und zu verhindern gesucht. Eine solche Ansicht geht jedenfalls zu weit. Dagegen ist, was den Werth der Collectivadresse betrifft, wohl zu unterscheiden zwischen solchen, deren Theilnehmer sich durch ihre persönlichen Unterschriften dazu bekannt haben, und solchen, die lediglich im Namen mehrerer etwa von dem Vorsitzenden einer Volksversammlung oder einigen Vorstandsmitgliedern eines Vereins gezeichnet sind. Mit letztern A. kann viel Misbrauch getrieben werden.

Adreßbücher heißen Verzeichnisse der Bewohner einer Stadt, der Beamten eines Staats oder der Mitglieder gewisser Berufs- und Gesellschaftsklassen, wobei dieselben nach ihren vollständigen Namen, Titeln, Berufszweigen und Wohnungen aufgeführt sind. Weil früher derartigen Verzeichnissen häufig ein Kalender beigegeben war, führten verschiedene A. auch den Titel Adreßkalender, der sich bei einzelnen noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die A. sind durch das Bedürfniß hervorgerufen und haben den Zweck, den geschäftlichen Verkehr der verschiedenen Berufsklassen theils unter sich, theils mit andern zu fördern. Mit dem raschen Aufschwunge, welchen in neuerer Zeit das gesammte Verkehrs- und Gewerbsleben namentlich auch in Deutschland genommen hat, sind die A. nicht nur zu einem eigenen Zweige der literarischen Production angewachsen, sondern sie haben auch, um den verschiedensten Interessen und Ansprüchen zu genügen, nach Inhalt und Einrichtung zweckgemäße Verbesserungen erfahren. So haben sich die Staatsadreßbücher, wenigstens in mehrern deutschen Staaten, wie z. B. in Sachsen seit 1863, zu wirklichen Staatshandbüchern umgewandelt, die nicht mehr bloße Personalverzeichnisse enthalten, sondern auch eine Fülle zuverlässigen statist. Materials und vielfach erwünschte Notizen über Gegenstände der Administration bieten. Während früher nur die größten deutschen Städte ihre regelmäßig erscheinenden A. besaßen, hat seit einigen Jahrzehnten jede nur einigermaßen umfangreiche oder durch Handel und Industrie belebte Stadt ihr A. oder ihren Wohnungsanzeiger, der häufig im Auftrage der städtischen Behörden selbst oder wenigstens mit deren Unterstützung erscheint. Ein großer Theil dieser städtischen A. begnügt sich ebenfalls nicht mehr mit einem bloßen Verzeichniß der selbständigen oder gewerbtreibenden Einwohner, sondern stellt dieselben auch nach den verschiedenen Berufs- und Erwerbszweigen zusammen, gibt Uebersichten über die Bewohner sämmtlicher Häuser und enthält die verschiedenartigsten Beigaben über die topogr., statist. und administrativen Verhältnisse der Stadt. In jüngster Zeit hat namentlich das Handelsinteresse eine Anzahl von A. hervorgerufen, die vorzugsweise nur diesem zu dienen bestimmt sind. Dahin gehören Unternehmungen wie das leipziger «Meßadreßbuch», das «Adreßbuch des deutschen Großhandels» u. s. w. Eigenthümlich in seiner Art ist das seit 1838 von O. Schulz in Leipzig herausgegebene «Adreßbuch des deutschen Buchhandels». — **Adreßcomptoirs** sind Anstalten, die sich mit der Vermittelung der Nachfragen und der Angebote in Betreff gewisser persönlicher Verhältnisse, z. B. der Annahme von Dienstboten, des Engagements von Hauslehrern, Gouvernanten, Handlungsdienern u. s. w., selbst der Heirathen, dann auch gewöhnlich mit Nachweisung von Wohnungen, Abmiethern u. dgl. beschäftigen und dafür entweder von beiden Theilen oder von dem Theil eine Gebühr ziehen, dem durch die Nachweisung der größere Dienst geschieht.

Adria, Hadria, im Alterthum eine Stadt in Oberitalien, welche an der Küste des nach ihr benannten Adriatischen Meeres zwischen den Mündungen des Padus (Po) und der Athesis (Etsch) an einer der *Fossae Philistinae* lag, von den Etruskern gegründet war, aber um 384 v. Chr. von Korinth aus colonisirt und 213 v. Chr. von den Römern erobert wurde. Kaiser Hadrian, dessen Familie aus A. stammte, nahm von ihr den Namen an. Zur Zeit der Römer war A. ein vielbesuchter Seehafen und Flottenstation, überhaupt eine der bedeutendsten Städte Oberitaliens. — Die gegenwärtige Stadt A., auf den Trümmern der alten erbaut und zur Provinz Rovigo des Lombardisch-Venetianischen Königreichs gehörig, liegt (da sich hier die Küste seit dem Alterthum bedeutend gehoben) 3 M. vom Meere, am Canale-Bianco, hat 12803 E. und ist Sitz eines Bischofs. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Kathedrale und das schöne Rathhaus hervorzuheben. Auch besteht daselbst ein bischöfl. Gymnasium mit sechs Klassen. Die geringe Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Steingut und Leder, der Handel auf Getreide, Pferde, Mastvieh, Fische und Erdgeschirr. Der in der Umgebung gewonnene Wein war ehemals berühmt, ist aber jetzt nicht mehr geschätzt. In der Stadt selbst wie in der Nachbarschaft werden viele Alterthümer aus der etrusk. und röm. Zeit gefunden.

Adrian, Päpste, s. Hadrian.

Adrian (Joh. Valent.), deutscher Sprachforscher und Literaturhistoriker, geb. 17. Sept. 1793 zu Klingenberg am Main, besuchte die Schulen zu Miltenberg, Aschaffenburg und dann die in dem letztgenannten Orte errichtete Karlsuniversität. 1813 und 1814 nahm er als Freiwilliger theil an dem Feldzuge gegen Frankreich und ging dann, nach seiner Rückkehr, auf die Universität zu Würzburg. Später lebte er theils in der franz. Schweiz, theils in seiner Vaterstadt. Nachdem er einige Jahre als Lehrer gewirkt, reiste er 1819 nach Italien. 1820 übernahm er die Erziehung der Söhne des würtemb. Ministers Grafen von Wintzingerode. Nach Niederlegung dieser Stelle ging er nach Paris und England. Eine Frucht dieser Reise waren mehrere Mittheilungen in deutschen Zeitschriften und die «Bilder aus England» (2 Thle., Frankf. 1827—28), denen sehr gelungene «Skizzen aus England» (2 Thle., ebend. 1830—33) folgten. Nach seiner Rückkehr ward er 1823 Professor der neuern Sprachen in Gießen. 1826 erhielt er den Auftrag, die gießener Universitätsbibliothek zu ordnen, und 1830 wurde er Oberbibliothekar. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Provenzalische Grammatik und

Chrestomathie» (Frankf. 1825); «Die Priesterinnen der Griechen» (Frankf. 1823); «Catalogus codicum MSS. bibl. acad. Gissensis» (Frankf. 1840); «Mittheilungen zur Geschichte und Literatur» (Frankf. 1846). In seinen beschreibenden Darstellungen und Uebersetzungen ist ein gewandtes Talent sichtbar. Einige seiner Nachbildungen von Byron's Dichtungen haben die schwere Aufgabe, die Strahlen dieses originellen Geistes in fremdem Spiegel aufzufangen, nicht ohne Glück gelöst. Auch erschien unter seiner Leitung eine Uebersetzung von Byron's sämmtlichen Werken (12 Bde., Frankf. 1837).

Adrianopel, türk. Edirneh oder Edreneh, die Hauptstadt des gleichnamigen Ejalets und zweite Stadt des Osmanischen Reichs, im alten Thrazien, 28 M. nordwestlich von Konstantinopel und 24 M. südlich von Schumla, wurde vom Kaiser Hadrian am rechten Ufer des schiffbaren Hebrus, jetzt Maritza, in der Gegend, wo angeblich früher Uskadama lag, angelegt, nach ihm benannt und zur Hauptstadt der hämimontischen Provinz erhoben. Um der Stadt den Schein altgriech. Ursprungs zu geben, ist sie von einigen byzant. Schriftstellern auch Orestea oder Orestias genannt worden. Die Türken eroberten A. 1361, und die Stadt war nun von 1366—1453 Sitz der Sultane, bis diese ihre Residenz nach Konstantinopel verlegten. A. zählt gegenwärtig 150000 E., davon fast ein Drittel Griechen und Bulgaren unter einem Erzbischof, mit 10 Kirchen. An der Nordseite hat die Stadt eine alte, viereckige, gethürmte Citadelle, einen kaiserl. Palast mit prachtvollen Gärten, zwei Serails, 40 Moscheen (darunter neun von Sultanen), von denen die Selim's II. und Murad's II. die prächtigsten sind. Die Moschee Selim's, 20 F. höher als die Sophienmoschee in Konstantinopel, hat eine von Porphyrsäulen getragene Hauptkuppel, vier überaus zierliche und mit Wendeltreppen versehene Minarets, einen auf drei Seiten mit 24 Kuppeln gezierten Vorhof, und wird von den Türken für die schönste der Erde gehalten. Außerdem besitzt die Stadt zwei große Bazars, von denen der des Ali-Pascha eine prächtige, fast eine Viertelstunde lange Galerie mit 100 Läden hat; ferner 53 Karavanserais, eine große Wasserleitung, die außer vielen Bädern und Moscheen noch 22 Fontainen und 16 öffentliche Brunnen versorgt, eine Menge Schulen, Armenküchen und Krankenhäuser. Von den Prachtgebäuden abgesehen, entspricht indeß das Innere der Stadt nicht dem reizenden Anblick von außen, sondern macht vielmehr den Eindruck der Verödung. Hier finden sich hölzerne Baracken, enge, winkelige, schmuzige Gäßchen, unsaubere, unregelmäßige Plätze, zwischen diesem Wirrwarr aber zerstreut reizende Cypressen-, Obst- und Rosengärten, die auch wie ein blühender Kranz die ganze weitläufige Stadt umziehen. An der Maritza liegen 4—500 Gärten, und das nahe Dorf Hiseкel ist ein wahrer Rosengarten. A. ist ein Hauptstapelplatz für Thrazien und hat daher lebhaften Handel und Industrie, besonders in Wolle, Seide, Baumwolle, Färbereien, Teppichfabrikation, Saffiangerberei. Auch wird hier viel Opium, Rosenöl und, außer andern Conditorwaaren, die berühmte Quittenconserve (Aiswas perwerdesi) producirt.

Bei A. nimmt die kurz vorher mit der Arda vereinigte Maritza die von Norden kommende Tundscha (an deren Mündung die Citadelle liegt) auf und wendet sich dann direct südlich dem Meere zu. Dieses hydrographische Verhältniß und die Lage der Stadt auf dem Wege nach Konstantinopel verleihen A., neben seiner commerziellen Wichtigkeit, auch eine große militärische Bedeutung, die vielfach schon in der röm. Kriegsgeschichte hervortritt. Hier schlugen 378 die Gothen den Kaiser Valens, überwanden die Slawen 551 die Byzantiner. Die Stadt wurde unter anderm 586 von den Avaren belagert, 922 von den Bulgaren erstürmt. Am 22. Nov. 1189 zogen in A. die deutschen Kreuzfahrer ein, und 27. Febr. 1190 schloß daselbst Friedrich Barbarossa einen Vertrag mit dem griech. Kaiser. König Balduin I. ward zu A. 15. April 1205 von den Bulgaren geschlagen und gefangen genommen. 1361 eroberte Sultan Murad I. die Stadt, behielt aber bis 1365, bis zur Vollendung des Serails, seine Residenz zu Dimotika. Bei dem benachbarten Orte Hassa ward 1421 der Prätendent Mustafa von Murad II. überwunden, und auf der Ebene Tschukurowa (Grubenthal) schlossen Bajesid II. und Selim 1511 Frieden. Das nahe Schloß Timurtasch (Eisenstein) war der Aufenthalt Karl's XII. von Schweden, der hier vom 21. Febr. bis zum 1. Oct. 1713 (dann in Dimotika) lebte. In dem russ.-türk. Kriege von 1829 ward A., obschon befestigt und stark besetzt, am 20. Aug. vom General Diebitsch ohne besondern Widerstand eingenommen. Dieses siegreiche Vordringen bewog den Sultan Mahmud II., auf Friedensunterhandlungen einzugehen, die durch Vermittelung der übrigen Mächte 14. Sept. 1829 zum Abschluß des Friedens von A. führten, dem die bukareschter und akjermaner Convention zur Grundlage dienten. Die Pforte erhielt die Walachei und Moldau wie alle Eroberungen in Bulgarien und Rumelien

zurück; der Pruth und von dessen Mündung an die Donau wurden Grenzlinie gegen Rußland in Europa. Hingegen blieb das ganze Littorale des Schwarzen Meeres von der Mündung des Kuban bis zum Hafen St.-Nikolaus, die kaukas. Länder, dann der größte Theil des Paschaliks von Akhalzik, diese Stadt und die Festung Akhalkalaki mit eingeschlossen, in den Händen Rußlands. Für die Russen wurde Handelsfreiheit im ganzen türk. Reiche, freie Handelsschiffahrt auf der Donau, im Schwarzen und Mittelländischen Meere, wie auch für alle übrigen, der Pforte befreundeten Mächte freier Durchzug durch die Dardanellen festgestellt. Die Verfassungen Serbiens, der Walachei und Moldau erhielten eine größere Selbständigkeit, und das polit. Dasein Griechenlands wurde von der Pforte anerkannt. Rußland erhielt 1,500000 Dukaten für die seit 1806 erlittenen Verluste seiner Kaufleute; die Summe der Kriegsentschädigungskosten von 10 Mill. Dukaten wurde auf 7 Mill. herabgesetzt. Der Friede von A. förderte den Einfluß Rußlands auf die Türkei und sein Uebergewicht im Osten Europas und in Vorderasien mächtig. In dem orient. Kriege wurde A. 13. Juni 1854 von 15000 Franzosen unter General Bosquet besetzt.

Adriatisches Meer (Mare Adriaticum oder Superum, Adria oder Hadria), ein nordwestlich gerichtetes Seitenbassin des Mittelländischen Meeres zwischen der Apenninen- und der Hämushalbinsel, die ihm beide ihre am wenigsten gegliederte, am wenigsten bevölkerte, cultivirte und historisch-politisch hervortretende Küste zukehren. Mit dem Ionischen Meer ist es durch den 8 M. breiten Kanal von Otranto, zwischen der ital. Stadt Otranto und dem schmalen, weit auslaufenden Cap Linguetta des rauhen Chimäragebirgs, verbunden. Sein nördlichstes Ende bilden die Golfe von Venedig und Triest, welcher letztere durch die Halbinsel Istrien von dem Quarnerogolf oder Meerbusen von Fiume getrennt ist. Die Länge des Adriatischen Meeres beträgt 120, seine Breite stellenweise bis 40, im Mittel aber nur 25 M., seine Fläche 2800 Q.-M. Die westl. oder ital. Küste steht mehrfach in starkem Contrast zu der östlichen. Die Einförmigkeit der westl. Küstenlinie wird unterbrochen durch die halbinselartig vorspringende Testa di Gargano (mit dem 4620 F. hohen Monte Sant'-Angelo), welche im Süden der weitgeöffnete Golf von Manfredonia, im Norden die noch flachere Bucht hinter den vier kleinen Tremitiinseln begrenzt; ferner durch das Cornero zwischen Loreto und Ancona und das durch Flußablagerungen immer mehr seewärts vordringende Po-Delta, von dessen äußerster Spitze die uralte Stadt Adria (s. d.), die zur Römerzeit als Hafen und Flottenstation dicht am Meere lag und demselben den Namen gegeben hat, jetzt 3 M. entfernt liegt. Die Westküste zeigt sich verhältnißmäßig seicht und ist fast ohne geräumige Häfen. Die Sondirungen ergeben hier ein viel regelmäßigeres Abfallen des Seebodens und fast nirgends so schroff abstürzende Gestade als im Osten. Dagegen ist die Westküste, einige Striche Apuliens abgerechnet, wohlbevölkert, mit gutem Wasser und mit Handelsproducten reichlich versehen, während die Ostküste im allgemeinen felsig und steil, voll Inseln, Buchten und Häfen, aber arm an Bewohnern, Lebensmitteln und an vielen Punkten selbst an Trinkwasser ist. Außer zahlreichen Rheden zwischen Otranto und der Mündung des Po sind hier die Häfen von Brindisi, Monopoli, Bari, Barletta, Manfredonia, Viesti, Ortona, Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro, Rimini, Comacchio, Chioggia und einige kleinere, aber doch von Küstenfahrern aufgesuchte Plätze. Die flache Nordküste des venet. und friauler Gebiets, vom Po-Delta über Venedig und das alte Aquileja hinaus bis zur Isonzomündung, ist charakterisirt durch eine lange Reihe von Sandbänken, Sandinseln und Lagunen. Die Lagunenstadt Venedig, einst die Königin der Adria, hat ihre commerzielle Bedeutung an Triest verloren. Nordwestlich von Triest, bei Castel Duino, treten die Julischen Alpen an die Küste heran, und damit erhält diese ein ganz anderes Gepräge: sie wird unregelmäßig, zackig und fast durchgängig steil. Die 10 M. weit keilförmig in das Meer vorspringende Halbinsel Istrien ist an der Küste (im Gegensatz zu ihrem Binnenlande, einem Theile des dürren und öden Karstplateau) reich mit Mais, Weizen und Wein bebaut oder mit Olivenwäldern bestanden. Die Haupthandelsplätze sind außer Triest: Capo d'Istria und Pirano mit ihren höchst ergiebigen Meersalinen, ferner Rovigno, Parenzo, Orsera und Pola, einst röm. Flottenstation, jetzt Oesterreichs Hauptkriegshafen. Die Quarnerischen Inseln Veglia, Cherso, Lussin und Lussin piccolo sind von tiefen, vielfach gewundenen Kanälen durchbrochene, von zahlreichen Klippen umgebene Fortsetzungen des Karst. Noch steiler und pittoresker als die istrische ist die kroat. Küste mit den in Handel, Rhederei und Schiffbau ausgezeichneten Freihäfen Fiume, Buccari und Portoré. Längs der Militärgrenze, wo die Küstenkette der Dinarischen Alpen (hier Vellebit genannt) sich erhebt, ist der einzig bedeutende Hafen Zengg. Bei Obrovazzo beginnt das Gebiet von Dalmatien, ein

Terrassenland, welches von den Dinarischen Alpen bis an das Meer sich fortsetzt, wasserarm und dürr wie der Karst, nur an dem schmalen Küstenstreif sorgfältig cultivirt. Die überaus zahlreichen Buchten und Häfen, Landzungen (z. B. Sabioncello unter 43° nördl. Br.) und Inseln machten im Alterthum diese ganze Küste zu einem Sitze berüchtigter Seeräuber. Die Inseln streichen von NW. gegen SO., sind langgestreckt, meist steiluferig, durch tiefe, sichere Fahrstraßen (Kanäle) geschieden, arm an Trinkwasser und wenig fruchtbar. Die wichtigsten sind von N. gegen S.: Arbe, Pago, Isola-grossa, Brazza, Lesina, Curzola, Meleda. Außer den fünf Aerarialhäfen Zara, Sebenico, Spalato, Ragusa und Portorose zählt man nicht weniger als 52 Gemeindehäfen, darunter die wichtigsten: Novigradi, Scardona, Ragosnizza, Trau, Salona, Almissa, Macarsca, Fort Opus, Sabioncello, Ragusa-Vecchia, Cattaro, Budua und die Inselhäfen Lissa, Val-Grande und Tre-Porti auf Curzola, Porto-Lago auf Lagosta, Porto-Palazzo auf Meleda. Die Handelsmarine und der Schiffsbau Dalmatiens sind daher sehr bedeutend. Südlicher folgt die Küste des alten Illyrien, des jetzigen Albanien, ohne Inselbegleitung, meist von mäßiger Höhe, zum Theil sogar niedrig, sumpfig und ungesund, aber mit mehrern sehr geräumigen Häfen, wie die von Antivari, Dulcigno, Alessio, Valona oder Avlona.

Die Tiefe des A. nimmt vom Golf von Venedig an, wo sie nur etwa 72—120 F. beträgt, gegen Süden allmählich zu, sodaß sie in der Breite von Zara 240 F., in der Mitte des ganzen Beckens 600—1200 F. aufweist. Um die Insel Pelagosa, unter 42° 25′ nördl. Br., ist der Boden wieder beträchtlich erhöht, aber in der Breite von Manfredonia sinkt er kesselförmig bis zu einer Tiefe von mehr als 3000 F. In der Straße von Otranto hebt er sich wieder auf 2100 F., um dann nach dem Ionischen Meer hin rasch wieder hinabzusinken. So zerfällt das Meer in zwei Becken, ein tieferes im Süden und ein flacheres im Norden, deren Grenze in der Breite von Pelagosa liegt. Die Strömung tritt gewöhnlich längs der albanischen und überhaupt an der Ostküste ein, macht im innersten Theil des Bassins eine Wendung von Triest nach Venedig, geht an der Romagna vorbei und streift an der ital. Küste mit etwas verminderter Kraft hin; aber die Nordostwinde, namentlich die Bora, veranlassen hier eine Anschwellung von 1—2 F. Ebbe und Flut treten in den meisten Theilen dieses Meeres so schwach auf, daß sie kaum zu bemerken sind. Nur der innerste Theil des Golfs von Venedig zeigt eine sehr merkliche Flut, die je nach den Winden von 1—6 F. steigt. Die Winde folgen im allgemeinen der Längenachse des Meeres. In den Sommermonaten sind sie leicht und veränderlich, mit häufigen Calmen und gelegentlichen Böen und allen Eigenschaften nördl. Winde. Bei Südostwinden geht die See hoch, dabei tritt Nebel und Regen ein. Der Südwest oder Siffanto ist heftig, aber von kurzer Dauer; er wendet sich aber oft in Süd oder Südost um, wo dann in der Gegend des Po sehr gefährliche Stürme erfolgen. Vom Golf von Triest bis nach Cattaro ist das Wetter sehr unbeständig; Windstillen, Gewitter, Wasserhosen, der heiße Youg im Sommer und die heftige Bora im Winter kommen hier häufig vor und richten viel Schaden an. Schon die Alten erwähnen vielfach die Gefahren der Adria, und aus den vielen Votivtafeln der Seefahrer in den Kirchen der ital. Küste ergibt sich, daß seit undenklicher Zeit das veränderliche Wetter die Plage der Küstenfahrer war. Der Salzgehalt der Adria ist außerordentlich stark. Die Ursache mag in dem verhältnißmäßig geringen Zufluß von Süßwasser liegen. Denn außer dem allerdings sehr wasserreichen Po und der Etsch sind alle Flüsse dieses Meergebiets nur Küstenflüsse.

Adrittura, eigentlich a dirittura (ital.), geradezu, direct, ein wenig mehr gebräuchlicher Ausdruck, dessen man sich mitunter im Wechselwesen bedient, um anzuzeigen, daß man eine Forderung an einen auswärtigen Schuldner dadurch eingezogen habe, daß man direct auf ihn einen Wechsel ausgestellt. Auch im Transportverkehr der Waaren bedient man sich jenes Ausdrucks, um die directe, unmittelbare Versendung eines Guts von dem einen Orte nach dem andern zu bezeichnen, sodaß unterwegs dasselbe vom Fuhrmann nicht einem zweiten Frachtfahrer zur Weiterbeförderung übergeben werden darf, sondern «auf Einer Achse» an den Bestimmungsort gebracht werden muß.

Adschmir (engl. Ajmeer oder Ajmere) heißt seit 1818 im engern Sinne ein zu dem unmittelbaren Gebiete der Briten, und zwar zum Gouvernement der Nordwestprovinzen gehöriger District im centralen Vorderindien, eine nur 96 Q.-M. große, aber als Militär-Enclave sehr wichtige Landschaft mitten in Radschastan oder dem weitausgedehnten Lande der Radschputen, dessen größerer Theil einst die Subah oder Statthalterschaft A. im Reiche der Großmoguln von Delhi bildete. Der District A. zählt 225000 E., worunter 198000 meist ackerbauende Hindu und 27000 Mohammedaner. Das Land ist theils flach, sandig und dürr, theils besteht es aus

einem 2000 F. hohen, mit der Ariwallikette zusammenhängenden, erzreichen Berg- und Hügelland. In manchen Theilen enthält das Erdreich Salze, besonders kohlensaures Natron, daher das Wasser des einzigen Flusses Kori oder Chari, außer zur Regenzeit, zum Trinken oder Kochen nicht verwendbar ist. — Die sehr alte und berühmte Hauptstadt A., der blühendste Ort von ganz Radschastan, mit 23000 E., liegt malerisch am Fuße des 1000 F. hohen Taragarh mit dem Fort gleichen Namens, dessen hohe, dicke und 2 engl. M. lange Mauer die Höhe umzieht und mit den übrigen Befestigungen den Ort einst zu einer in den Augen der Hindu uneinnehmbaren Festung machte. A. war ehemals die Capitale von Radschastan, deren von den Hindu stammende Pracht die mohammed. Kaiser von Delhi noch vermehrten. Sie ist mit Steinen umwallt, hat fünf hohe, starke, prachtvolle Thore, mehrere Tempel und Moscheen, einige breite und schöne Straßen und zum Theil gutgebaute Häuser. Von den alten Prachtbauten ist der Marmorpalast Akbar's in ein Zeughaus mit Pulverlager umgewandelt; der vor der Stadt gelegene Palast Schah Dschehan's ist zertrümmert; das Mausoleum des heil. Kodscha Alondi ist ein Wallfahrtsort der Mohammedaner. In der Nähe der Stadt befinden sich zwei künstliche Teiche, von denen der eine $1\frac{1}{2}$, der andere zur Regenzeit 3 St. im Umfang hat. Eine halbe Meile im Westen, an der Quelle der Saraswati, liegt der heilige Teich Poschkur oder Pokhur, ein bedeutender Wallfahrtsort Hindostans, mit starkem Pilgerzulauf und großen Messen.

Adstringentia, Adstringirende Mittel, nennt man in der Heilkunde diejenigen Mittel, welche die Gewebe dichter und fester, die Kanäle enger machen und die Absonderungen der betroffenen Theile vermindern. Es gehen diese Mittel nämlich mit dem im Safte der Gewebe enthaltenen Eiweiß unlösliche Verbindungen ein und führen zu einer gewissen Schrumpfung des Gewebes. Daher wendet man sie an, um übermäßige Absonderungen, z. B. der Schleimhäute, zu unterdrücken, wie beim Katarrh, bei Diarrhöen, um krankhaft gelockerte und leichtblutende Gewebe zu festigen, wie bei Auflockerung des Zahnfleisches, um die Heilung von Geschwüren zu fördern, um der krankhaften Erweiterung der Blutgefäße bei beginnenden Entzündungen entgegenzuwirken, um Blutungen zu stillen u. s. w. Neben der Kälte, welche ähnlich wirkt, sind als Adstringentien sämmtliche gerbsäurehaltige Mittel, ferner Alkohol, Alaun, essigsaures Blei, Zink- und Kupfervitriol, Höllenstein, Eisenchlorid u. s. w. anzuführen. Vgl. Blutstillende Mittel.

Aeduer (lat. Aedui), ein Volk im südl. Theile des lugdunensischen Gallien, das zwischen den Flüssen Arar und Liger (Saône und Loire) seine Wohnsitze hatte und durch erstern von den Sequanern, durch letztern von den Bituriges geschieden war. Die A. waren von den frühesten Zeiten an das angesehenste unter den gallischen Völkern und das erste, welches sich an die Römer anschloß, weshalb sie von diesen auch als Brüder und Verwandte begrüßt wurden. Zur Zeit Cäsar's waren sie gerade durch die Kämpfe mit den Sequanern sehr geschwächt, allein dieser stellte ihre Macht und ihr Ansehen wieder her. An der Spitze ihres Gemeinwesens stand ein von den Priestern auf ein Jahr gewählter Vergobretus, welchem ein Senat zur Seite gegeben war. Noch in der ersten Kaiserzeit waren die A. eine reiche Völkerschaft, werden aber auch als verweichlicht geschildert. Ihre Hauptstadt war Bibracte, das jetzige Autun. Vgl. Bulliot, «Essai sur le système défensif des Romains dans le pays Éduen» (Autun 1856).

Adŭlar ist die klarste unter allen Varietäten des Feldspats, welche zuweilen als Schmuckstein verschliffen und namentlich am St.-Gotthard, auf der Insel Ceylon und bei Rio-Janeiro gefunden wird. Der Stein ist farblos oder nur licht gefärbt, ins Bläuliche, Grünliche oder Röthliche stechend, stark glänzend, zeigt im Innern oft einen eigenthümlichen perlmutterartigen Widerschein und irisirt auch wol zuweilen. Im Handel führt er die Namen Mondstein (Fisch- oder Wolfsauge, Ceylonischer oder Wasseropal), bei welchem auf einem durchsichtigen und etwas milchigen Grunde weißliche, oft mit kleinen bläulichen oder grünlichen Schattirungen versehene Farben erscheinen, und Sonnenstein, der auf mehr gelblichem Grunde einen röthlichen Widerschein zeigt.

Adŭle oder Adŭlis, im Alterthum eine Seestadt im Lande der Troglodyten, an der äthiop. Küste des Rothen Meeres, wurde unter Ptolemäus Euergetes gegründet und war zur Zeit der Ptolemäer ein blühendes Emporium, dessen Bewohner lebhaften Handel, besonders mit Elfenbein, Rhinoceroshörnern, Schildpatt, Häuten von Nilpferden und Nashörnern, mit Affen und Sklaven trieben. Eine zweite Blütezeit erlebte A. unter den Königen von Axum, für welche Stadt es den Hafenplatz bildete. Im Mittelalter gerieth A. vollständig in Verfall. Die Stadt lag am Adulitanischen Golf, dem jetzigen Busen Gubet-Kafr oder Busen von Asuleh an der Küste Abyssiniens. Reste derselben, die an 2 M. in Umfang haben, finden sich

daselbst bei dem elenden Dorfe Asuleh (Aduleh) oder Suleh, welches etwa eine halbe Meile nördlich vom Ruinenfelde liegt. Bekannt ist das **Monumentum Adulitanum**, eine von Kosmas Indikopleustes im 6. Jahrh. n. Chr. in seiner «Topographia christiana» zuerst veröffentlichte Inschrift, die für die alte Geographie jener Gegenden wichtig, von der aber an Ort und Stelle keine Spur vorhanden ist.

Advent oder **Adventszeit** (vom lat. adventus, Ankunft) nennt die christl. Kirche die Vorbereitungszeit auf das Fest der Geburt Jesu. Sie dauert in der griech. Kirche 40 Tage, in der röm. und protest. etwa vier Wochen. Wann die Adventszeit zuerst kirchlich gefeiert worden, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Die Homilien des Maximus von Turin (Taurinensis) auf den Advent aus dem 5. Jahrh. beweisen nichts, da sie sich auf den Gegenstand, nicht auf die Feier beziehen. Die erste Erwähnung einer kirchlichen Feier der Adventszeit findet sich 524, wo die Synode zu Lerida von der Adventszeit bis zum Feste der Erscheinung Christi die Hochzeiten verbot. Die vier Sonntage des A., welche der lat. Kirche eigen sind, hat wahrscheinlich Gregor d. Gr. eingeführt. Es liegt dieser Einrichtung eine alte Lehrform, und dieser wieder ein biblischer Sprachgebrauch zum Grunde. Man sprach nämlich von einer vierfachen Ankunft Christi: in das Fleisch, zum Tode (der Seinen nämlich, sie zu sich nehmend, wie im Evangelium Johannis vom Wiederkommen Jesu gesprochen worden war), zur Zerstörung Jerusalems und zum Weltgerichte, und demgemäß wurden dann auch die Evangelienabschnitte in vier Sonntage bestimmt, was durch das Homiliarium Karl's d. Gr. für die abendl. Kirche befestigt wurde. Jedenfalls liegt der Feier des A. ein tiefberechtigtes Gefühl zum Grunde. Wie die Menschheit sich einst auf das Kommen des persönlichen Christus vorbereitete, so sollen dem Gedanken gemäß, daß das gesammte Kirchenjahr die Geschichte der Kirche und insbesondere ihres Stifters abbildet, die Seelen der Christen sich vorbereiten, die geistige Neugeburt des Herrn in Würden zu empfangen. Die Jahreszeit, welche die letzten ihrer kürzesten Tage herankommen läßt, um fast gleichzeitig mit Christi Geburt Sonnenwende eintreten zu lassen, entspricht in ihrer äußern Gestalt jener innern Stimmung trefflich. Wol im Gegensatze gegen römisch- und germanisch-heidnische Festtage, welche in diese Zeit fielen, und entsprechend dem Rufe Christi, mit dem er sein Evangelium begann und vorbereitete: «Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe gekommen» (Matth. 4, 17), macht die kath. Kirche die Adventszeit zur Zeit der Buße, indem sie öffentliche Vergnügungen, Tanz und Hochzeitsfeierlichkeiten verbietet, die Fasten vermehrt und in ihrem Cultus das Gewand der Trauer anlegt. Die Herzen sollen fühlen, daß sie der Geburt des Heilands bedürfen. Die prot. Kirche unterläßt ebenfalls in der Adventszeit die Hochzeitsfeier und die öffentlichen Vergnügungen. Es lag nahe, mit den Vorbereitungstagen der Geburt des Kirchenhauptes das Kirchenjahr (s. d.) selbst zu beginnen.

Adverbium, **Neben-** oder **Umstandswort**, ist derjenige Redetheil, welcher, zu einem Verbum, Particip, Adjectiv und selbst wieder zu andern Adverbien hinzugefügt, einen Umstand näher bezeichnet (z. B. klug handeln, sehr gelehrt, dunkel blau, ziemlich gut schreiben), also dem Adjectiv analog, durch welches einem Substantiv eine Eigenschaft beigelegt wird. Das A. ist ein unveränderlicher Redetheil, indem es weder der Veränderung durch Casus, wie die Hauptwörter, noch den verschiedenen Abbeugungen des Modus u. s. w., wie die Zeitwörter, unterworfen wird. Es gibt Adverbien der Zeit und der Zeitdauer (heute, immer), des Orts (hier, dort), des Umfangs und der Zahl (theils, einzeln), des Grades (sehr, überaus), der Bejahung und Verneinung (ja, nein). In Beziehung auf Bildung stammen die meisten Adverbien von Adjectiven und Substantiven ab, theils indem man oblique Casus für sich (rückwärts, erstens, rechts, morgens, abends) oder mit Zuziehung von Präpositionen (bei weitem, von neuem, himmelan, feldein) adverbial gebraucht, theils indem man sie durch Ableitung (ferne, lange) und Zusammensetzung (einmal, blindlings) bildet. Einige sind pronominalen Ursprungs (dann, dort, von dorten); sehr wenige sind von Zeitwörtern (geschweige, behüte) abgeleitet.

Adversaria hießen bei den alten Römern diejenigen Bücher, in welche von den Kaufleuten und Hausherren die vorkommenden Geschäfte vorläufig eingetragen wurden, was man jetzt Strazze, Kladde, Brouillon nennt. Seit dem Wiederaufleben der classischen Studien bezeichnete man unter diesem Titel solche Schriften, in denen man ursprünglich nur gelegentlich hingeworfene Bemerkungen und Notizen über einzelne Gegenstände der Grammatik, Kritik, Philosophie, Geschichte u. s. w. niederlegte, die man dann aber durch den Druck veröffentlichte. Dahin gehören die bekannten «Adversaria» von Barth, Wopkens, Porson und Dobree, die meist auf Texteskritik und Erklärung der alten Schriftsteller sich beziehen und zum Theil erst nach dem Tode der Verfasser herausgegeben worden sind.

Advocat. Mit der Zahl der bürgerlichen Verhältnisse, welche das Gesetz trifft oder beschützt, und ihrer fortschreitenden Verfeinerung und Verschränkung wächst die Schwierigkeit des Rechtsverständnisses. Je weniger dann die Gesammtheit der Bürger alle Gesetze zu behalten und den Rechtslauf zu bestimmen vermag, um so mehr drängt auch hier das Princip der Arbeitstheilung zur Bildung eines eigenen Juristenstandes. Aus ihm geht sowol die Magistratur als die Klasse derjenigen Kenner des Gesetzes hervor, die als A. (Anwälte, Rechtsanwälte, Rechtsconsulenten, Sachwalter, Fürsprecher) dem Publikum bei der Verfolgung seiner Ansprüche an die Justiz und Verwaltung den nöthigen Beistand gewähren. Dieser Gang der Sache läßt sich bereits aus der Geschichte des röm. Rechts entnehmen. An die Stelle des Patronus der ältesten Zeit, d. h. des Beschützers aus der Mitte der herrschenden Geschlechter, welcher den geringern Bürger schon durch sein Miterscheinen dem Gerichte empfahl, treten weiterhin in schwierigen Sachen der Advocatus, d. h. ein beliebig «herbeigerufener», angesehener Rechtsverständiger, der durch seine Gegenwart bestätigt, daß der Client nach seinem Rathe den Proceß instruirt, und der Orator, ein redefertiger, nicht allemal rechtsgelehrter Beistand, der nach der Beweisaufnahme die Sache seiner Partei in einem zusammenfassenden Vortrage verficht und auf die Urtheiler zu wirken sucht. Beide, der Advocatus sowol als der Orator, gehörten gewöhnlich der höhern Gesellschaft an und leisteten ihre Dienste blos um der Volksgunst willen, ohne sonstiges Entgelt. Diese, der Zeit der röm. Republik eigenthümliche Einrichtung verlor sich allmählich unter den Kaisern. Die Unabhängigen unter den angesehenen Juristen beschränkten sich nunmehr auf die Ertheilung schriftlicher Gutachten (responsa) und auf die Förderung des Rechtsstudiums durch Wort und Schrift. Vor Gericht leisteten aber den Parteien bezahlte Agenten (Patroni im neuern Sinne) Beistand, welche die Thätigkeit des Advocatus mit der des Orator vereinigten und aus diesem Geschäft ein Gewerbe machten. Diese Agenten kamen bald unter eine Art Disciplin und galten zuletzt als öffentliche Diener, welche, nachdem sie sich über ihre Befähigung ausgewiesen, bei bestimmten Gerichten fest angestellt wurden.

Einen ähnlichen Verlauf nahm die Institution in Deutschland. Auch hier bedurfte in der ältesten Zeit nur der Unfreie und Geringere eines Herrn oder Beschützers, der ihn im Gericht vertrat. Der Vollbürger stand dagegen selbst für sein einfaches Recht ein, und die gesammte Gemeinde wachte darüber, daß das Urtheil nicht von dem allgemein bekannten Herkommen abwich. Nachmals kamen allerdings auch Stellvertreter und «Fürsprecher» (Prolocutores) vor; besonderer Rechtskenntnisse bedurften dieselben aber nicht, und jeder Unbescholtene konnte zum Fürsprecher erbeten werden. Die Mitwirkung derselben war auch keine nothwendige, außer wenn es sich um die Vertretung hülfloser Personen handelte, oder wo das örtliche Gesetz es vorschrieb. Nach der Aufnahme des Justinianischen Rechts gelangte im ganzen dessen System zur Geltung. Die Befugniß, mit den Parteien vor Gericht zu erscheinen und deren Sache mündlich und schriftlich zu vertreten, wird nun einem eigenen Anwaltstande zu Theil, dessen Mitgliedschaft sich nur von rechtsverständigen, unbescholtenen Personen und mittels förmlicher Anerkennung durch die obern Justizbehörden (Immatriculation) erwerben läßt. Nichtadvocaten können zwar als Bevollmächtigte «statt» der Parteien, nicht aber «mit» denselben bei Gericht auftreten, und werden, wenn sie solche Schriften, zu deren Anfertigung Rechtskenntnisse erforderlich sind, für andere zum gerichtlichen Gebrauche abfassen oder sonstige Anwaltsgeschäfte betreiben, wegen «Pfuschpraxis» oder «Winkelschriftstellerei» bestraft. Die Vertretung der eigenen Sache steht indessen nach gemeinem Recht für die Regel auch Nichtadvocaten frei (Princip der freien Stellvertretung). Nur machen die Gerichte rechtsunverständige Personen darauf aufmerksam, daß sie ohne die Unterstützung eines Rechtsanwalts leicht sachfällig werden könnten. Die A. sind zwar nicht Staatsbeamte, immer aber verantwortliche, in öffentlicher Pflicht stehende Personen. Sie sollen jedem, auch dem Armen, auf Ersuchen rechtlichen Beistand leihen, es müßte ihnen denn die Sache ungerecht erscheinen oder die Vertretung derselben mit anderweiten Verpflichtungen unvereinbar sein. Einmal übernommene Aufträge haben sie als wahre «Rechtsfreunde» mit Treue und Hingebung auszuführen, dabei Vergleichen nicht entgegenzuwirken, anvertraute Geheimnisse nicht preiszugeben, die Zumuthung des Zeugnisses gegen den Clienten abzulehnen, sich jeder Prävarication oder Verständigung mit dem Gegner zum Zweck einer, der eigenen Partei nachtheiligen Behandlung der Streitsache zu enthalten, und die Achtung gegen das Gericht und den Proceßgegner dadurch zu bewahren, daß sie jede Beleidigung in ihren Vorträgen vermeiden. Ueber die Geschäfte, die sie für jeden Clienten führen, müssen sie eigene Manual- oder Privatacten anlegen. Eine Aufkündigung des Auftrags ist dem A. nur aus zulässigen Gründen, z. B. wenn sich nachträglich die Ungerechtigkeit

der Sache herausstellt, und unter der Bedingung gestattet, daß er den Proceß nicht für die Gegenpartei weiterführt. Für seine Bemühungen kann er die taxmäßigen Gebühren (Deserviten, Sporteln) in Ansatz bringen; er darf sich jedoch nicht neben diesem Honorar eine Extrabelohnung für den Fall des Siegs (palmarium) oder statt jenes einen Antheil an dem Streitgegenstande bedingen (pactum de quota litis). Dafür haftet er aber auch den Auftraggebern für jeden erweislichermaßen durch seine Arglist oder Nachlässigkeit erwachsenen Schaden, und wird bei Dienstvergehen je nach deren Schwere mit Verweisen, Geldbußen, Suspension oder Entfernung vom Amte bestraft. Was den Geschäftskreis der A. anlangt, so ist derselbe nach gemeinem Recht keineswegs eng umschrieben. Sie führen in Strafsachen die Vertheidigung, instruiren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten den Proceß und verfechten die Sache ihrer Clienten sowol in juristischen als, insoweit es die Form des Verfahrens zuläßt, auch oratorischen Ausführungen, fertigen Gesuche, Vorstellungen, Contracte und Letzte Willen, übernehmen Curatelen und sonstige Vermögensverwaltungen, vermitteln Anlehen sowie deren Sicherung durch Hypothekenbestellung, ertheilen Rath und Einschlag, und betreiben, wenn sie zugleich die Eigenschaft eines Notars (s. d.) erlangt haben, daneben auch die Notariatspraxis.

Die Stellung und die Befugnisse der A. sind jedoch in Deutschland nicht ausschließlich nach gemeinem Recht zu beurtheilen, da die einzelnen Landesgesetzgebungen hierüber manches Abweichende und Besondere enthalten. Ein noch heutzutage nicht stillstehender Wechsel der Meinungen läßt darin bald das Mistrauen in die Einsichten des Publikums und die Absicht der Bevormundung, bald eine Parteinahme für die nicht seltene Abneigung des Publikums gegen den Advocatenstand, bald (wenigstens neuerdings) das Streben hervortreten, durch Vereinfachung der Geschäfte, Consolidirung des Standes und Einleitung einer Selbstaufsicht unleugbare Misstände zu heben. An die frühere Alleinherrschaft des Bevormundungssystems erinnert zunächst das österr. Recht, wenn es dem Nichtadvocaten die Abfassung von Proceßschriften in seiner eigenen Sache für gewöhnlich untersagt und diesen anweist, sich dazu eines Rechtsanwalts zu bedienen. Nach der allgemeinen Gerichtsordnung für die preuß. Staaten besteht dieser Advocatenzwang gleichfalls insofern, als solche Personen, welche dem höhern Beamtenstande nicht angehören oder die Befähigung zum Richteramte nicht besitzen, zu bestimmten wichtigern Proceßhandlungen einen Rechtsanwalt zuziehen müssen. Aehnliche Vorschriften enthält das bair. Recht. Andere Territorialrechte, wie das hannov. und sächs., haben dagegen das gemeinrechtliche Princip der freien Stellvertretung bewahrt, wonach die Annahme eines Rechtsbeistandes dem Belieben der Partei anheimgegeben ist. Während ferner hinsichtlich der Bedingungen und der Schritte zur Erlangung der Advocatur fast überall Abweichungen bestehen, stimmen die Gesetze der meisten deutschen Staaten wieder darin überein, daß nicht alle, welche jene Bedingungen erfüllt haben, sondern von Zeit zu Zeit nur eine beschränkte Anzahl derselben als A. zu immatriculiren sind. Es liegt dem noch die Befürchtung zu Grunde, daß der gemeine Mann bei einer Freigebung der Advocatur für alle dazu Befähigte von den überzähligen, beschäftigungslosen Anwälten beeinflußt und zu einer Vermehrung der Processe verleitet werden möchte. Ingleichen soll die Fernhaltung so vieler jüngerer Juristen von der Begründung einer unabhängigen Existenz den Zugang von Bewerbern um die niedrigbesoldeten untern Stellen bei der Justiz und Verwaltung befördern. Derartige Beschränkungen lassen zunächst befürchten, daß es in ärmern oder entlegenen Orten an Rechtsbeiständen fehlen möchte, und ziehen daher nothwendig eine andere beschränkende Einrichtung nach sich, vermöge welcher jedem A. ein bestimmter Wohnsitz angewiesen wird. Es haben dann die bei dem oder jenem Gericht Recht leidenden Personen nur unter einer bestimmten Anzahl von A. die Auswahl. Bei dieser Consequenz sind z. B. Preußen und Oesterreich angelangt. Letzteres hat noch besondere Landadvocaten, welche nur zur Praxis auf dem flachen Lande befugt sind, desgleichen Hof-, Kriegs- und Berggerichtsadvocaten. Früher wirkte auch anderwärts die Rücksicht auf die zahlreichen Privilegien hinsichtlich des Gerichtsstandes dahin, daß das advocatorische Auftreten bei den höhern Justizstellen von dem Gewinnen der jurist. Doctorwürde und einer besondern Verpflichtung abhängig gemacht und daß eigene Oberhofgerichts- und Regierungsadvocaten creirt wurden. Mit der Absicht einer festern Begrenzung des Geschäftskreises hängt es zusammen, wenn, wie neuerdings im Königreich Sachsen, die Verbindung der Notariats- und der advocatorischen Praxis für unzulässig erklärt wird. Es ist dies das System des franz. Rechts, welches noch seit der Zeit des ersten Napoleon in den preuß., hess. und bair. Rheinlanden seine Geltung behauptet hat.

Die franz. Einrichtungen hinsichtlich des Advocatenwesens bieten überhaupt viel Abweichendes. Sie bestimmen die Stellung der Anwälte in Rücksicht auf die Fiction, daß die Proceß-

instruction in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sowie die Ausmittelung der eigentlich entscheidungsbedürftigen Punkte von den Parteien ausgehe. Das Gericht als solches hat daher in Frankreich von den Rechtssachen nur bei der Schlußverhandlung und Beweisaufnahme zum Zwecke der Urtheilsfällung Kenntniß zu nehmen. Hiermit hängt es zusammen, daß der Rechtsbeistand von zwei Beiständen zugleich, vom Avoué und vom Avocat, geleistet wird. Je zahlreicher nämlich die contradictorischen Behauptungen sind, mit denen nichtrechtsverständige Parteien gegen einander auftreten, um so weniger vermögen letztere das Belanglose von dem Einflußreichen zu unterscheiden und den Kern der Sache bloßzulegen. Ebenso schwer werden sie sich über das Verfahren zur Begründung einer richterlichen Ueberzeugung ins Klare setzen und hiernach die Beweismittel aussuchen können. Die Parteien müssen demnach die Instruction der bei den ordentlichen Gerichten zu verhandelnden Sachen in die Hände des sogenannten Avoué (vor der Revolution Procureur) geben. Dieser ist eine rechtsverständige, öffentlich verpflichtete Person und zugleich der nothwendige Stellvertreter der Partei, welche seine Dienste in Anspruch genommen hat. Der Avoué verfährt eigentlich außergerichtlich mit dem Avoué des Gegners, ermittelt dadurch den Streitpunkt und bereitet die Beweisaufnahme vor. Erst wenn die Sache auf diese Weise spruchreif gemacht ist, wird sie der Entscheidung des Gerichtshofs unterbreitet, wobei dann die Avocats in der Art wie der röm. Orator, mittels freier Rede, die Sache ihrer Clienten vertreten (plaider). Zum Amte eines Avoué, das übrigens die Regierung verleiht, wird ein Alter von 25 Jahren, Rechtsstudium und eine fünfjährige Uebungszeit erfordert. Besitzt derselbe überdies den akademischen Grad eines Licentiaten, so hat er auch ein beschränktes Recht zu plaidiren. Wie der Notar, der Gerichtsschreiber, der Mäkler u. s. w. hat auch der Avoué (nach dem Gesetz vom 28. April 1816) das Recht, unter Genehmigung der Regierung seine Stelle zu verkaufen. Wer Avocat werden will, muß Licentiat sein und, nach erhaltener Erlaubniß von der Disciplinarkammer, eine dreijährige Uebungszeit (stage) bestehen, worauf er in die Matrikel (sur le tableau) eingetragen wird. Die 60 Avocats des Staatsraths und des Cassationshofs haben eine Ausnahmestellung, indem nur sie an diesen Höfen verfahren. Außerdem können sie die Geschäfte des Avocat und des Avoué zugleich betreiben, auch der Regierung ihre Nachfolger präsentiren, d. h. ihre Stellen verkaufen. Die Mitglieder des zum Plaidoyer zugelassenen Advocatenstandes bilden das Barreau. Man verstand darunter ursprünglich die Schranken, durch die das Gericht von dem Zuhörerkreise abgesondert wurde und innerhalb welcher auch die Parteien und ihre Vertheidiger standen. Die Benennung besagt also noch gegenwärtig, daß die Vertreter der subjectiven Ansprüche an die Gerechtigkeit das Gericht insofern mit bilden, als erst durch das Aufeinandertreffen beider Ansprüche das objective, der Sache entsprechende Recht gefunden wird. Die Advocatur ist in Frankreich hoch angesehen und gilt als Vorbereitungsstufe für die einflußreichsten Stellungen. Viel geringer geachtet und selbst beargwohnt sind dagegen die Avoués.

In ähnlicher Weise wie in Frankreich faßt man in England die Proceßinstruction als ein von der gerichtlichen Streitverhandlung verschiedenes Geschäft auf und unterscheidet deshalb zwischen Barristers und Attorneys (wenn sie vor den Gerichtshöfen des gemeinen Rechts, Sollicitors, wenn sie vor den Billigkeitsgerichten, und Proctors, wenn sie vor den geistlichen Gerichten fungiren). Die Barristers haben das ausschließliche Recht, vor Gericht zu plaidiren, und nehmen eine höhere gesellschaftliche Stellung ein. Die Attorneys, den franz. Avoués entsprechend, verhandeln mit den Parteien, sammeln die Beweise und entwerfen die schriftliche Instruction, nach welcher der Barrister verfahren soll. So groß auch das Ansehen der Barristers, ist dasselbe doch mehr durch die hervorragende Individualität einzelner Mitglieder des Standes und durch die würdige und unabhängige Stellung der A. als durch Einrichtungen bedingt, in denen eine Garantie für die Rechtskenntniß und die Wirksamkeit der Barristers läge. Die Vorbereitung auf ihren Beruf bestand früher nur darin, daß sie einer der Advocatencorporationen (s. Inns of court) beitraten, in der sie, wenn es ihnen beliebte, den wenigen jurist. Vorträgen beiwohnten, welche ältere und erfahrene Mitglieder des Standes dort halten. Nach fünf Jahren konnte sich dann der junge Gelehrte zur Aufnahme als Barrister vorschlagen lassen. Erst 1836 wurde eine Commission eingesetzt, welche mit den, durch Privatunterricht bei einem Anwalt vorbereiteten Candidaten zur Advocatur eine leichte Prüfung vornimmt. Der A. hat in England keine Klage auf ein Honorar, was dazu führt, daß ihm jede Mühwaltung im voraus bezahlt wird. Der Barrister darf dabei nicht unter einer Guinee annehmen. Eine hervorragende Klasse bilden die Sergeants at law, ältere graduirte A., welche mit größerm Ceremoniell plaidiren und höher honorirt werden. Aus dem Bar (Barreau) gehen

in England die Richter und überhaupt alle höhern rechtsgelehrten Beamten des Landes hervor, und letztere betrachten sich fortgesetzt als inactive Mitglieder des Standes. Die Attorneys, oft freilich Routiniers ohne höhere Bildung, nehmen dagegen fortwährend eine subalterne Stellung ein und gehören auch nicht zu der höhern Gesellschaft. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wirkt zwar der Rechtszusammenhang mit England nach, aber die Trennung zwischen Barrister und Attorney hat aufgehört. Jeder Anwalt ist sowol zur Proceßinstruction als zum Plaidiren befähigt. Außerdem bewirkt das Princip der freien Stellvertretung für jeden Bürger das Recht, seine Sache selbst zu führen. In manchen Staaten der Union ist die Anwaltschaft sogar ein freies Gewerbe, dem jeder ohne besondere Ermächtigung sich widmen kann. Andere Particularverfassungen erfordern dagegen, daß die Candidaten sich auf den Rechtsschulen vorbereitet und vor ihrer Zulassung zur Advocatur eine Prüfung bestanden haben.

Bei dem Einfluß, welchen die Advocatur auf das gesammte Rechts- und Geschäftsleben ausübt, wird die Fernhaltung von unfähigen oder gar unwürdigen Personen von jenem Berufe und die Beaufsichtigung der thätigen Mitglieder des Advocatenstandes zu einer wichtigen Angelegenheit. In Deutschland waren früher lediglich die Behörden zu einer solchen Aufsicht verpflichtet, was theils die oft mangelhafte Durchführung der Aufgabe, theils wieder eine Ueberhebung der Bureaukratie über die A. und vielfache Gefährdungen der Würde und Unabhängigkeit des ganzen Standes zur Folge hatte. Anderwärts bestanden von alters her unter verschiedenen Namen und Befugnissen engere **Verbindungen** der A. untereinander, welchen die Vertretung des Standesinteresses und die Aufsicht über die Mitglieder zukam. Schon im spätern röm. Recht sind die bei jedem Gericht fest angestellten A. (Statuti) zu einer Corporation verbunden, welcher ein aus den Mitgliedern erwählter Patronus fisci vorstand. In Frankreich bildeten bis zur Revolution die Avocats unabhängige Gesellschaften unter einem selbsterwählten Vorstande (Bâtonnier, Stabträger), in welche eigentlich jeder eintreten konnte. Zum Plaidiren gelangten aber nur diejenigen Mitglieder, deren Namen alljährlich nach dem Beschluß eines engern Gesellschaftsausschusses auf einem tableau des avocats eingezeichnet und durch den Bâtonnier dem Gerichtshof übergeben worden waren. Während der Revolution verlor die Advocatur ihre Selbständigkeit und das Gesetz vom 2. Sept. 1790 entzog den Advocatenvereinen alle Disciplinargewalt. Später stellte man zwar das Tableau wieder her; allein nach dem Decret vom 14. Dec. 1810 wird dasselbe alljährlich von dem Präsidenten des Tribunals und dem Staatsanwalt aufgestellt, wobei nur einige Avocats des Gerichtsbezirks ihren Beirath ertheilen. Zu seiner vollen Gültigkeit bedarf das Tableau der jedesmaligen Billigung durch das Justizministerium. Aus den auf das Tableau gebrachten Avocats wird dann ein Disciplinarrath (conseil de discipline) gebildet. Der Advocatenstand schlägt die Mitglieder desselben nur vor, und die eigentliche Wahl geht von dem Generalprocurator aus. Finden sich in dem Gerichtssprengel noch nicht 20 A., so fällt die Wahl eines Disciplinarraths ganz weg, und die Obliegenheiten desselben werden von dem Gerichte ausgeübt. Der Disciplinarrath tritt periodisch, mit Genehmigung des Generalprocurators, zu Generalversammlungen unter dem Vorsitze des Bâtonnier zusammen, stellt darin den jungen A. nach Ablauf der Probezeit das Reifezeugniß aus und erkennt wider diejenigen Standesgenossen, welche sich eines ordnungswidrigen Verhaltens schuldig gemacht haben, auf Verwarnung, Verweis, Suspension bis zu einem Jahre oder Streichung aus dem Tableau. Gegen solche Erkenntnisse steht der Recurs an das Gericht offen. Was die Avoués betrifft, so wurden ihre schon von früher her bestehenden Vereinigungen im Jahre IX der Republik mit Disciplinarkammern versehen, welche nach einem Decret vom 17. Juli 1806 mit Genehmigung des Tribunals Verwarnungen aussprechen, bei Vergehen wider die innere Polizei und Disciplin aber auch Suspension und Entlassung verhängen. — In England kommt den schon erwähnten Advocatencorporationen ebenfalls eine selbständige Disciplinargewalt über die zu ihnen gehörigen Barristers zu. Die Corporation übt diese Gewalt durch einen ohne Einfluß der Regierung aus den ältern Barristers gewählten Verwaltungsrath. Gegen die Aussprüche desselben, welche auf Relegation von Studirenden und Suspension oder Ausstoßung von Barristers lauten, kann zwar bei den Gerichten Recurs eingelegt werden, derselbe bleibt aber bei der hohen Achtung, welche die Corporationen genießen, und weil die Richter selbst deren Mitglieder sind, gewöhnlich ohne Wirkung. — In Deutschland bestanden zunächst in den Rheinlanden Disciplinarräthe aus der Mitte des Advocatenstandes noch aus der franz. Zeit. Von hier aus hat sich diese Einrichtung in neuerer Zeit auch in andere deutsche Staaten verbreitet. So schuf man in Preußen für diejenigen Landestheile, wo die allgemeine Gerichtsordnung gilt, durch Verordnung vom 30. April 1847

bei jedem Landes-Justizcollegium einen aus 6—10 Mitgliedern bestehenden Ehrenrath. Das hannov. Gesetz vom 8. Nov. 1850 vereint sämmtliche Anwälte eines Obergerichtssprengels zu einer Advocatenkammer und läßt aus sämmtlichen Kammern einen Disciplinarrath hervorgehen. Im Königreich Sachsen hat die Advocatenordnung vom 3. Juni 1859 sämmtliche A. eines jeden Appellationsgerichtsbezirks zu Advocatenvereinen verbunden. Aus diesen Vereinen bilden sich wieder Advocatenkammern, denen, wie allen den gleichartigen, wenn auch anders benannten Organisationen, die Aufgabe zufällt, das Recht der Selbstaufsicht und der Selbstdisciplinirung zu üben.

Advocati ecclesiae, s. Kirchenvögte.

Advocatus diaboli heißt bei dem Untersuchungsprocesse, der dem Acte der «Heiligsprechung» (Kanonisation) in der kath. Kirche vorhergeht, und in dem ermittelt werden soll, ob seit der «Seligsprechung» (Beatification) des Betreffenden mindestens zwei Wunder durch Mitwirkung des Seligen oder durch dessen Fürbitte bei Gott geschehen sind, derjenige Promotor fidei, welcher von Amts wegen Zweifel und Bedenken gegen diese fraglichen Wunder zu erheben hat. Im Gegensatze hierzu führt der von dem Orden oder dem Staate, dem der Beatificirte angehörte, aufgestellte Procurator, weil er die angeregten Bedenken zu beseitigen und die Würdigkeit des zu Kanonisirenden zu vertheidigen hat, den Namen Advocatus Dei.

Adynamie (griech.), im gewöhnlichen Sinne Mangel an wirkender Kraft, Zustand der Kraftlosigkeit, der Schwäche. Die ältere Medicin, die eine von den übrigen Naturkräften ganz verschiedene Lebenskraft annahm, gebrauchte das Wort A. insbesondere, um das Schwinden und den Mangel jener Lebenskraft auszudrücken. Man bezeichnete namentlich den Schwächezustand als adynamisch, den Fieberkrankheiten mit Blutzersetzung und bedeutende Säfteverluste nach sich ziehen. Seitdem die Wissenschaft zu der Anschauung gelangt, daß alle Lebensvorgänge durch dieselben Kräfte vermittelt werden, die in der gesammten Natur wirksam sind, kann weder von den Aeußerungen einer besondern Lebenskraft noch von deren Gegentheil, dem Zustande der A., mehr die Rede sein.

Adyton (griech.; lat. Adytum, d. i. das Unzugängliche) hieß der innerste Raum der griech. Tempel (die Cella), in welchem die Statue des Gottes, dem der Tempel geweiht, aufgestellt war und der nur vom Priester betreten werden durfte.

Aëdon, die Tochter des Pandareus, war die Gemahlin des Zethos und Mutter des Itylos. Neidisch auf die vielen blühenden Kinder der Niobe (s. d.), wollte sie den ältesten Sohn derselben ermorden, tödtete aber aus Irrthum ihren eigenen. Auf ihre Bitten von Zeus in eine Nachtigall (griech. aëdon) verwandelt, beklagte sie des Sohnes Tod in ihrem Gesange. Später erlitt die Sage eine Umgestaltung. A. wurde zur Gemahlin eines Künstlers, Polytechnos, mit dem sie in einer so glücklichen Ehe lebte, daß sich beide in dieser Hinsicht über Jupiter und Juno stellten. Letztere, darüber erzürnt, erregte unter den beiden Gatten einen Wettstreit. Wer nämlich von ihnen zuerst mit einem Kunstwerke, das man gerade unter der Hand hatte, fertig würde, dem sollte der andere Theil eine Sklavin geben. A. gewann, und Polytechnos holte die Schwester seiner Gattin, Chelidonis, aus dem älterlichen Hause unter dem Vorwande, daß seine Frau ihre Schwester zu sehen wünsche. Unterwegs schändete er dieselbe, legte ihr Sklavenkleider an, drohte ihr mit dem Tode, sobald sie etwas verrathen würde, und führte sie so seiner Frau als Sklavin zu. Einstmals aber hörte A. die Klagen ihrer Schwester, die sich allein glaubte, und erfuhr so die Schandthat ihres Gatten. Nun verschworen sich beide, an Polytechnos Rache zu nehmen. A. tödtete ihren eigenen Sohn Itys und setzte ihn dem Vater als Speise vor. Als dieser merkte, was er gegessen, verfolgte er die beiden Schwestern bis zu ihrem Vater, zu dem sie flohen. Letzterer ließ den Polytechnos ergreifen und fesseln, ihn mit Honig bestreichen und so aussetzen. Jetzt erbarmte sich wieder A. ihres Gatten und befreite ihn. Als deshalb ihre Verwandten sie morden wollten, nahmen sich die Götter der Familie an und verwandelten Polytechnos in einen Pelikan, den Bruder der A. in einen Wiedehopf, Pandareus in einen Meeradler, sie selbst in eine Nachtigall und Chelidonis in eine Schwalbe.

Aelst, fläm. Aalst, franz. Alost, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der belg. Provinz Ostflandern, wie ehemals von Oesterreichisch- oder Kaiser-Flandern, liegt 3½ M. südöstlich von Gent, an der Dender, auf welcher ziemlich große Schiffe bis zur Stadt gelangen. Die Stadt zählt 18842 E. und hat ein goth. Rathhaus vom J. 1200, die großartige, aber nicht vollendete Martinskirche mit einem herrlichen Gemälde von Rubens und ein sehr schönes Collège. Außerdem bestehen hier eine Kunstschule, eine Seidenwebschule, eine Musterwerkstätte für wollene und baumwollene Damast- und feine Batistweberei, berühmte Bleichen und Gerbereien

und Oel-, Linnen-, Spitzen-, Zwirn-, Baumwoll- und andere Fabriken. Ein bedeutender Handel wird namentlich mit Hopfen und Getreide betrieben. A. war einst Hauptort einer eigenen Grafschaft, deren Herren 1166 in männlicher, 1174 in weiblicher Linie ausstarben, worauf das Land an die Grafen von Flandern fiel. In A. ward 1453 Dirk Maertens geboren, welcher die Buchdruckerei in Belgien einführte, und dessen ehernes Standbild man 1856 enthüllte. 1667 eroberte Turenne den Platz und ließ die Festungswerke schleifen. Am 14. Dec. 1813 wurden bei A. die Franzosen von den Preußen zurückgeworfen.

Aelst (Evert van), ein niederl. Maler, geb. 1602 zu Delft, gest. 1658, gehört zu den namhaftern Vertretern des Stillebens, in dessen verschiedenen Arten er Vorzügliches leistete. Todtes Wild, erlegte Vögel, Vasen mit Blumen bilden vorzugsweise die Gegenstände seiner mit Naturwahrheit und großer Sorgfalt fürs Einzelne gearbeiteten Bilder, denen man jedoch nur selten in den Galerien begegnet. — Ihn übertraf sein Neffe und Schüler Willem van A., geb. zu Delft 1620. Derselbe lebte mehrere Jahre in Frankreich, dann in Italien, wo er unter dem Namen Guglielmo besonders in Florenz geschätzt ward, und kehrte 1656 in sein Vaterland zurück. Er starb 1679 in Amsterdam. A. malte zwar dieselben Gegenstände wie sein Oheim, wählte aber besonders gern die Darstellung von Frühstücksgegenständen, Früchten u. dgl., mit deren Farbenduft er den Glanz prächtiger Gefäße von Krystall, Gold und Silber sowie den der Perlmutter in unübertrefflicher Weise wiederzugeben verstand. Die Farben weiß er harmonisch und fein zu wählen und den Pinsel delicat zu führen, sodaß er hierin auf der vollen Höhe der Schule steht. Bilder von ihm findet man in den größern Galerien.

Aër heißt im Griechischen und Lateinischen die Luft, insbesondere die atmosphärische Luft. Man gebraucht das Wort zur Bildung von naturwissenschaftlichen Kunstausdrücken, die sich auf den Begriff Luft beziehen. So nennt man die Lehre von den Veränderungen in der atmosphärischen Luft Aërologie oder Aërographie und, wenn es sich dabei um messende Bestimmungen und Vergleichungen dieser Veränderungen handelt, Aërometrie. Gewöhnlicher werden jetzt dafür die Namen Meteorologie (s. d.) oder Atmosphärologie gebraucht. Die Lehre vom Gleichgewicht der luftartigen Stoffe heißt Aërostatik (s. d.) und die Lehre von der Bewegung derselben Aërodynamik (s. d.) oder Pneumatik. Aërolithen nennt man auch die Meteorsteine (s. d.). Aëromantie nannte man die Wahrsagerei aus Lufterscheinungen. Aërostat heißt der Luftballon (s. d.), Aëronautik die Luftschiffahrt.

Aërides nannte der schwed. Botaniker Swarz eine Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, weil eine Art derselben, die auf Madagaskar, in Ostindien, China und Japan wachsende A. arachnites, schon früher unter dem Namen Flos aëris, d. h. Luftblume, bekannt und in die Gewächshäuser eingeführt war. Alle Arten wachsen, gleich vielen andern Orchideen der Tropengegend, an Baumstämmen in feuchtheißen Urwäldern und zeichnen sich durch seltsam gestaltete, große und schöngefärbte Blumen aus. Die obengenannte, am längsten bekannte Art hat moschusduftende Blumen, welche aus fünf großen, 2 Zoll langen, citrongelben und purpurgefleckten, ausgebreiteten Blättern und einem dazwischen befindlichen, purpurrothen Sackblatte bestehen und fast wie eine große Spinne aussehen. Ueber die Cultur s. Orchideen.

Aërius, der Stifter und das Haupt der nach ihm benannten Sekte der Aërianer, war zu Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. in der Landschaft Pontus geboren und führte anfangs gemeinschaftlich mit seinem Freunde Eustathius das Leben eines Asceten. Als letzterer 355 zum Bischof von Sebaste erhoben worden, trat A. gegen die herrschende kirchliche Lehre auf. Er nannte das Fasten an vorgeschriebenen Tagen einen judaistischen Zwang der Kirche und verwarf die Fürbitte und die Abendmahlsfeier für Verstorbene. Ferner erklärte er sich gegen die in jenen Gegenden Asiens aus der ältern Zeit noch übliche Passahmahlzeit «mit» den Juden, weil sie Christum, «das wahre Passah» (1 Kor. 5, 7), verleugne, und lehrte, daß die Bischöfe weder bezüglich der Ehren noch der Jurisdiction irgend einen Vorrang vor den übrigen Priestern besäßen. Seine Sekte hatte noch zu den Zeiten Augustin's um 428 Anhänger, erlag aber allmählich den Verfolgungen. Fast die Gesammtheit der Forderungen des A., die ihn nicht nur dem Katholicismus, sondern auch dem Arianismus entfremdet hatten, ist von der prot. Kirche wieder aufgenommen worden.

Aërodynamik ist die Lehre von den Gesetzen, nach denen die Bewegung luftförmiger Stoffe oder Gase vor sich geht, mit Inbegriff der Beschreibung der Apparate, durch welche diese Gesetze experimentell bewiesen werden, sowie der Maschinen, durch welche die Bewegung dieser Stoffe technisch verwerthet wird. Das wichtigste Gesetz in der A. ist der auch bei den tropf-

baren Flüssigkeiten (s. Hydrodynamik) geltende Toricelli'sche Satz, daß die Geschwindigkeit, mit welcher ein Gas aus einer Oeffnung in der Wand eines Reservoirs ausströmt, von der Höhe der Wasser- oder Quecksilbersäule abhängt, durch welche die Compression des Gases gemessen wird, und zwar so, daß man bei vierfachem Druck die doppelte, bei neunfachem die dreifache u. s. w. Geschwindigkeit erreicht. Gase von verschiedener Dichtigkeit, wie Wasserstoff und Kohlensäure, strömen unter gleichem Druck mit verschiedener Geschwindigkeit aus. So würde ein Gas, welches sechzehnmal leichter wäre als ein gleicher Raum atmosphärische Luft, viermal schneller ausströmen als diese, und ein neunmal leichteres dreimal schneller. Es verhalten sich also die Ausflußgeschwindigkeiten bei demselben Gase wie die Quadratwurzeln der Druckhöhen, und bei verschiedenen Gasen unter demselben Druck umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus den specifischen Gewichten derselben. Die zu einer Oeffnung in einer bestimmten Zeit ausströmende Gasmenge ist um so größer, je größer die Ausflußgeschwindigkeit und je größer die Oeffnung ist. Wenn man aber die ausgeflossene Menge wirklich mißt, so findet man, daß, ganz ähnlich wie beim Wasser und andern tropfbaren Flüssigkeiten, nur $^{7}/_{10}$ der berechneten Menge ausgeflossen sind. Das kommt daher, weil der Luft- oder Wasserstrahl, durch die von allen Seiten nach der Oeffnung zu drängende Flüssigkeit, dicht vor der Oeffnung eine konische Verengerung erleidet (contractio venae). Macht man in die Wand eines comprimirte Luft enthaltenden Reservoirs eine 1—2 Zoll weite Oeffnung und hält dann vor dieselbe eine Holz- oder Metallscheibe von 7—8 Zoll im Durchmesser, so wird dieselbe nicht durch die Gewalt der ausströmenden Luft fortgestoßen, sondern nahe an der Wand festgehalten (Aërodynamisches Paradoxon von Clément und Désormes). Es geschieht dies, weil die ausströmende Luft durch ihre Ausbreitung zwischen der Reservoirwand und der Scheibe bedeutend verdünnt wird, sodaß der überwiegende Druck der äußern Luft die Scheibe gegen die Wand drückt. Läßt man ein Gas nicht unmittelbar aus einer Oeffnung in der Wand des Reservoirs, sondern durch eine angesetzte Röhrenleitung ausströmen, so wird der Einfluß der oben erwähnten Contraction des Strahls auf die Ausflußmenge unmerklich. Hingegen verringert sich in diesem Falle die Ausflußmenge deshalb, weil ein Theil des Druckes, unter welchem das Gas steht, zur Ueberwindung der Reibung des Gases an den Röhrenwänden gebraucht wird. Ueber die Apparate, welche dazu dienen, Gase anzusammeln und fortzubewegen, s. Gasometer, Gebläse und Ventilator. Wie die tropfbaren Flüssigkeiten, so setzen auch die Gase jedem in ihnen bewegten Körper einen Widerstand entgegen, und dieser ist um so beträchtlicher, je größer die Oberfläche eines bewegten Körpers und je größer dessen Geschwindigkeit ist. Den Einfluß der Oberfläche sieht man deutlich, wenn man die Geschwindigkeit beobachtet, mit welcher ein Wassertropfen fällt, im Vergleich zu einer, aus einem gleichgroßen Seifenwassertropfen geblasenen Seifenblase. Ebenso leuchtet ein, daß, wenn von zwei gleichgroßen und schweren Körpern der eine noch einmal so schnell sich bewegt wie der andere, der doppelt so schnelle Körper in der gleichen Zeit nicht nur die doppelte Luftmasse aus dem Wege räumen, sondern ihr auch die doppelte Geschwindigkeit mittheilen muß, sodaß er also mindestens einen vierfach so großen Widerstand erleidet als der andere. Hieraus folgt, daß dieser Widerstand im Verhältniß des Quadrats der Geschwindigkeit zunimmt, in der Wirklichkeit sogar noch schneller. Aus diesem Widerstand erklärt sich auch, warum die beschleunigte Fallgeschwindigkeit vorzüglich schnell bei leichten umfänglichen Körpern in eine gleichförmige verwandelt wird. Hierauf beruht die Wirkung des Fallschirms (s. d.). Bewegte Luftmassen vermögen ihre Geschwindigkeit auch auf ruhende feste Körper zu übertragen. Dies führt zur Construction der Windmühlen.

Aërostatik ist die Lehre vom Gleichgewicht der luftartigen Stoffe oder Gase. Der Hauptrepräsentant der Luftarten ist die atmosphärische Luft, und man spricht daher in der A. gewöhnlich nur von dieser. Die Luft steht ebenso wie die festen und flüssigen Körper unter dem Einflusse der Schwere und übt infolge davon einen Druck auf die Erdoberfläche aus. Diesem Einflusse der Schwere entgegen wirkt das der Luft wie allen Gasen eigene Bestreben, sich so weit als möglich auszudehnen, ihre Expansibilität. Diese Eigenschaft ist der Grund der mit der Höhe immer geringer werdenden Dichte der atmosphärischen Luft, denn in größerer Höhe wird der Expansivkraft nur durch den verhältnißmäßig geringen Druck der noch übrigen darauf lastenden Luftschichten das Gleichgewicht gehalten. Eine weitere Folge dieser, auch fälschlich Elasticität (s. d.) genannten Expansivkraft der Luft ist der Umstand, daß der Luftdruck nicht blos senkrecht gegen die Erdoberfläche wirkt, sondern auch auf schiefe und verticale Flächen und von unten nach oben. So werden z. B. in einem Zimmer gleichgroße Stücke des Fußbodens, der Wände und der Decke, abgesehen von dem geringen Höhenunterschiede, ebenso stark gedrückt,

wie ein außerhalb des Zimmers, unter freiem Himmel liegendes, gleichgroßes Stück der Erdoberfläche. Dies geschieht auch, wenn das Zimmer verschlossen ist, denn die noch übrigbleibenden Ritze, Spalten und Poren genügen, um den Atmosphärendruck nach innen zu vermitteln. Die Größe des Luftdruckes auf die Erdoberfläche und die fortwährenden localen Veränderungen desselben lassen sich mit Hülfe des Barometers (s. d.) bestimmen. Man kann im Durchschnitt annehmen, daß die Luft auf die Erde ebenso stark drückt wie, nach Wegnahme der Luft, eine über die Erde ausgegossene, 28 par. Zoll hohe Quecksilberschicht, oder wie eine 32 F. hohe Wasserschicht drücken würde. Dies gibt im Mittel auf den Quadratzoll einen Druck von 15 Pfd., und diesen letztern Druck braucht man gewöhnlich beim Messen des Druckes von Gasen und Dämpfen unter dem Namen «Atmosphärendruck» als Maßeinheit. Die zu diesen Messungen dienenden Apparate nennt man Manometer (s. d.). Man hat durch Versuche gefunden, daß der Druck, unter welchem sich eine Luftmenge befindet, in ganz genauem Verhältniß zur Dichtigkeit derselben und zum Raume, den sie einnimmt, steht. Vermehrt man z. B. den auf 1 Kubikf. Luft lastenden Druck der Atmosphäre auf zwei Atmosphären, so schrumpft die Luft auf $1/2$, bei drei Atmosphären auf $1/3$ Kubikf. zusammen; ihre Dichte wird dabei doppelt, beziehendlich dreimal so groß. Vermindert man dagegen den Druck auf eine halbe Atmosphäre, so wird die Luft auch nur noch die halbe Dichte zeigen, aber auf 2 Kubikf. angeschwollen sein. Das Mariotte'sche oder richtiger Boyle'sche Gesetz formulirt diese Beziehungen kurz so: das Volumen eines Gases steht im indirecten, seine Dichtigkeit aber im directen Verhältniß zum Drucke. Taucht man ein beiderseitig offenes Rohr in eine Flüssigkeit und entfernt durch Saugen die Luft zum Theil aus demselben, so steigt durch die Verminderung des innern und das Gleichbleiben des äußern Luftdruckes die Flüssigkeit in dem Rohre empor. Bei gänzlichem Aussaugen der Luft würde Wasser 32 F. hoch, das 14mal schwerere Quecksilber aber nur $1/14$ davon, also ungefähr 28 Zoll hoch steigen. Hieraus erklärt sich die Wirkungsweise des Hebers (s. d.) sowie der auch zur Hebung von Flüssigkeiten dienenden Saug- und Druckpumpen. (S. Pumpe.) Diesen ganz ähnliche Vorrichtungen braucht man, um in geschlossenen Räumen eine Luftverdünnung oder Verdichtung herzustellen, und nennt die Vorrichtungen dann Dilatations- oder Compressionspumpen, gemeinhin Luftpumpen (s. d.). Andere Apparate, deren Wirkungsweise ebenfalls ihre Erklärung durch die Principien der A. findet, sind die Aërostatische Presse, die Atmosphärische Eisenbahn, die Feuerspritze, der Heronsball, der Heronsbrunnen, die Taucherglocke und die Windbüchse. (Vgl. diese sowie den Art. Atmosphäre.)

Aërostatische Presse oder Luftpresse wird eine von Romershausen angegebene Vorrichtung genannt, welche hier und da in pharmaceutischen Laboratorien zum Extrahiren benutzt wird. In dem mittlern Theile eines metallenen, oben offenen Cylinders befindet sich ein doppelter Siebboden, zwischen welchem die zu extrahirende Substanz im gepulverten oder sonst zerkleinerten Zustande fest zusammengedrückt wird. In den über dem Siebboden befindlichen Theil des Cylinders gießt man Wasser, Weingeist oder sonst eine geeignete Flüssigkeit und pumpt dann den unter dem Siebboden befindlichen Theil des Cylinders durch eine damit in Verbindung stehende Luftpumpe möglichst luftleer. Infolge dieser Luftverdünnung unterhalb wird die oberhalb befindliche Flüssigkeit mit Gewalt durch die Siebboden und die dazwischen eingepreßte Substanz hindurchgesaugt und auf diese Weise die Extraction schnell und gründlich bewirkt.

Aërostiers, d. i. Luftschiffer. Unter diesem Namen wurden 1794 in Frankreich bei der Sambre- und Maas-Armee zu militärischen Recognoscirungen mittels Luftballons zwei Compagnien organisirt, deren Commando als Oberst der Chemiker Coutelle erhielt. Jede republikanische Armee sollte zwei Compagnien solcher Luftschiffer haben, und es wurde zugleich auch ein Director der Aërostaten oder Luftschiffe ernannt. Bei Maubeuge, bald darauf vor Charleroi und endlich neun Stunden lang während der Schlacht von Fleurus (26. Juni 1794) fanden Luftballons ihre militärische Anwendung. Die Ballons waren in der Regel mit zwei Offizieren besetzt, deren Mittheilungen entweder durch Flaggensignale oder schriftlich auf Kartenpapier, mit Blei beschwert, an einer herabhängenden Schnur geschahen. Die für die Beobachtung günstigste Höhe fand man bei 8—900 F.; man war jedoch bis 2500 F. gestiegen. Die Einrichtung erwies sich jedoch nicht praktisch, und ihre fernere Anwendung unterblieb. Neuere Versuche in Algier 1830 und in den neuesten ital. Kriegen haben zu keinem bessern Resultat geführt. 1849 wandten die Oesterreicher vor Venedig Luftballons mit 60 Pfd. schweren Bomben (Aëro-

bomben) an, deren Percussionskraft und Zündstoff in der Stadt Schaden, wenigstens moralischen Eindruck bewirken sollte. Auch diese Bomben haben ihren Zweck verfehlt.

Aëtius, der letzte Held und Hort des verfallenden weström. Reichs, geb. 395 oder 396 zu Durostorum (jetzt Silistria) in Niedermösien, Sohn des Reiterbefehlshabers Gaudentius, kam frühzeitig in die kaiserl. Garde, mußte aber seit 409 einige Jahre erst bei dem Gothenkönige Alarich, dann bei den Hunnen als Geisel zubringen. Nach seiner Rückkehr aus dem Lager der letztern stieg er rasch von Stufe zu Stufe. Nach dem Tode des Kaisers Honorius (423) nahm er für den fähigen Usurpator Johannes Partei und erlangte für denselben ein hunnisches Hülfsheer, söhnte sich jedoch, als er dem Johannes den Thron nicht zu erhalten vermochte, mit der Placidia, der Mutter und Vormünderin des legitimen Thronfolgers Valentinian III., aus und wurde zum höchsten Befehlshaber nach dem Oberfeldherrn des Reichs erhoben. A. entwickelte in dieser Stellung eine große und erfolgreiche Thätigkeit. Er wehrte 426 und 430 die Angriffe der Westgothen auf Arelate glänzend ab, bekämpfte 428 und 431 die Franken am Niederrhein, und beruhigte 430 und 431 die Alpenprovinzen. Placidia hatte ihn inzwischen 459 zum Oberfeldherrn erhoben, und A. war um diese Zeit der mächtigste Mann im Reiche. Bald darauf, während er sich 432 in Gallien gegen die Franken schlug, berief Placidia den Bonifacius, den frühern Statthalter von Afrika und Rivalen des A., zu sich und ernannte diesen an des letztern Stelle zum Oberfeldherrn. Die Folge davon war ein Krieg zwischen beiden Heerführern, der 433 mit dem Siege A.'s endete. A. trat 434 wieder in seine frühere Stellung ein und leitete seitdem mit starker Hand fast 20 Jahre hindurch die Angelegenheiten des Reichs. Ebenso tüchtig als Diplomat wie als Feldherr, wußte er die barbarischen Völker nicht blos im Zaume zu halten, sondern sie auch gegeneinander zu hetzen und im Interesse Roms in Bewegung zu setzen. So schlug er die Burgunder in zwei Feldzügen (435 und 436) und die Celten in Armorica (436), warf 435—37 den immer neu auflodernden Bagaudenaufstand in Gallien nieder, brachte 439 die Westgothen zur Ruhe und schlug 445 den Frankenkönig Clodio. Mit dem Hunnenkönige hatte A. den Frieden aufrechterhalten. Als dieser jedoch einen Sturm gegen den Westen vorbereitete, wußte er zur rechten Zeit einen großen Bund mit den Westgothen, Armorikern, Burgundern, Alanen, Franken und andern barbarischen Völkerschaften herzustellen, mit deren Hülfe er 451 auf den Catalaunischen Feldern den welthistor. Sieg über Attila errang. Attila erneuerte indeß 453, von Pannonien aus einfallend, den Krieg, zerstörte Aquileja, verheerte ganz Oberitalien, und A., jetzt von Bundesgenossen entblößt, suchte wenigstens die ital. Halbinsel zu halten und den Feind zur Umkehr zu nöthigen. Sein Plan war bereits im Gelingen begriffen, als der röm. Hof eine Gesandtschaft, den Papst Leo I. an der Spitze, ins hunnische Lager sandte, welche den Frieden erflehen mußte. Der Kaiser aber ließ A., dessen Macht seine Eifersucht erregt hatte, 454 während einer Unterredung im kaiserl. Palast auf niederträchtige Weise ermorden.

Affaire nennt man ein Gefecht von untergeordneter Bedeutung, das von geringern Streitkräften geführt wird. Früher pflegte man den Begriff jedoch auszudehnen und auch Treffen und Schlachten gelegentlich so zu nennen.

Affe. Die A. bilden eine sehr charakteristische Ordnung der Säugethiere, die man auch die Vierhänder (Quadrumana) genannt hat, und zwar darum, weil sie an allen vier Gliedern wirkliche Hände besitzen. Ihre Körpergestalt nähert sich der menschlichen. Sie haben dreierlei Zähne, meißelförmige Schneidezähne, konische, oft sehr lange und scharfe Eckzähne und höckerige Backzähne, entweder in derselben Zahl wie der Mensch oder vier Backzähne mehr als dieser, und zwei Brüste. Ihr Knochenbau macht sie wenig geschickt zum aufrechten Gange, begünstigt aber, zumal durch Länge der Glieder und die hintern, greifenden Hände, das Klettern, wie denn auch die meisten wahre Baumthiere, einige nur, wie die Paviane, Felsenthiere sind. Bei allen ist der Rücken stark behaart, doch das Gesicht und Gesäß bei vielen, zumal den afrikanischen, nackt und dann oft sehr abenteuerlich gefärbt. Der Schwanz fehlt nur wenigen, ist aber von verschiedener Länge und bei gewissen Arten zu einem Greiforgan (Wickelschwanz), gleichsam zu einer fünften Hand, umgebildet. Die Größe wechselt von derjenigen eines Menschen mittlerer Statur bis zu derjenigen einer großen Ratte; alle besitzen aber ansehnliche Muskelkraft und vermögen sich daher schnell und sicher zu bewegen. Aus der Form der Backzähne ergibt sich, daß die A. von vegetabilischer Nahrung zu leben bestimmt sind, wobei sie Früchte und Samen vorziehen, ohne indeß Insekten, kleinere Vögel und Säugethiere, Reptilien sowie Eier und Larven zu verschmähen. Die Eckzähne erinnern zwar an das fleischfressende Raubthier, sind aber nur Waffen. Die Mehrzahl lebt in Polygamie und in kleine Gesellschaften vereint;

wenige, wie der langarmige Gibbon (Hylobates lar), sind monogamisch. Zwillingsgeburten scheinen bei ihnen ebenso wie im Menschengeschlechte selten zu sein. Die Jungen werden von den Müttern mit vieler Liebe gepflegt und zeitig abgerichtet, auf geschickte Weise zu stehlen. Ihre Gemüthsäußerungen sind je nach den Arten verschieden. Einige Nachtaffen sind äußerst träge, die größern in der Regel menschenähnlichen A. meist melancholisch, besonders im Alter, in der Jugend dagegen sanftmüthig und zuthulich, während die Paviane wilde und störrische Bestien sind. Die meisten gewöhnlichen A. dagegen sind außerordentlich lebhaft, lüstern, listig, neugierig, wachsam und selbst muthig und durch diese Eigenschaften sowie durch ihre große Behendigkeit eine wahre Landplage für den Menschen in denjenigen Gegenden, welche sie bewohnen. Im allgemeinen sind sie auf die tropische Palmenzone beschränkt, die sie nur an wenigen Orten, wie z. B. die gemeine Meerkatze bei Gibraltar, überschreiten. Da das Gehirn des A. durchaus nach dem menschlichen Typus gebaut ist, so darf man auch bei den meisten eine hohe Intelligenz erwarten, die besonders in der Jugend ausgebildet ist, während im höhern Alter zugleich mit der Entwickelung der Kiefer die thierischen Affecte vorwiegen. Junge A. lassen sich stets zähmen, alte nur selten.

Man unterscheidet gewöhnlich die Halbaffen oder Aeffer (Prosimii) von den eigentlichen A. (Simiae). Erstere, zu denen die Makis und Loris gehören, gleichen schon mehr den Insektenfressern durch Gebiß und nächtliche Lebensweise. Unter den eigentlichen A. unterscheidet man wieder als große Familien die A. der neuen Welt (Simiae platyrrhinae) mit 36 Zähnen, breiter Nasenscheidewand, stets mit langem Schwanze, ohne Backentaschen und Gesäßschwielen, an deren Armen die Hand und besonders der Daumen meist weniger entwickelt ist als an den Füßen. Sie leben in Südamerika zwischen der Landenge von Panama und dem 25.° südl. Br. stets nur in Wäldern. Es gehören dahin die Brüllaffen (Mycetes), die Spinnenaffen (Ateles), Rollaffen (Cebus), von denen die letztern namentlich sehr häufig zu sehen sind. Eine besondere Gruppe bilden die Krallenäffchen (Arctopitheci) ohne Daumen an den Vorderfüßen und mit Krallen, statt Nägeln, an den meisten Fingern, zu denen die niedlichen Uistitis und Löwenäffchen gehören. Die A. der alten Welt (Simiae catarrhinae) bewohnen die tropischen Gegenden Asiens und Afrikas. Sie haben 32 Zähne, wie der Mensch, eine schmale Nasenscheidewand, oft Backentaschen und Gesäßschwielen, nie einen Wickelschwanz. Es gehören hierher die Paviane (Cynocephalus) mit ungeheuern Eckzähnen in dem Hundskopfe, nackten Stellen im Gesicht und Hintern, die oft seltsam gefärbt sind; die Meerkatzen (Cercopithecus) von zierlichen Formen, mit meist langem Schwanze; die Stummelaffen (Colobus) mit meist verkümmerten Daumen an den Händen; die Langarmaffen oder Gibbons (Hylobates) mit ungeheuer langen Armen und ohne Schwanz; endlich die Menschenaffen oder Waldmenschen (Pithecus), große, menschenähnliche A. ohne Schwanz, Gesäßschwielen und Backentaschen. Von diesen letztern kennt man jetzt drei Arten, die alle schon lebend nach Europa gebracht wurden: den Orang-Utang (P. satyrus), mit langen Armen, von braunrother Färbung, auf den Sundainseln, besonders auf Borneo; den Schimpanse (P. troglodytes) in Guinea, von schwarzer Färbung, mit großen Schlappohren; den Gorilla (P. Gorilla) am Gabun, den größten und furchtbarsten aller A., der schon von Hanno dem Karthager aufgefunden, später aber vergessen und erst in neuester Zeit wieder entdeckt wurde. Jeder dieser drei menschenähnlichen A. hat gewisse Charaktere, durch die er dem Menschen näher steht, der Gorilla durch die Hände und Füße, der Schimpanse durch die Zähne, der Orang durch das Gehirn. Ueber den Grad ihrer Verwandtschaft ist in neuester Zeit viel verhandelt worden, worüber man namentlich die Werke von Owen, Huxley und K. Vogt nachsehen kann. Aeltere Arbeiten sind von Cuvier, Spix, Müller, Schlegel, Camper, d'Alton, Geoffroy St.-Hilaire u. a. geliefert worden. Das Leben der A. im wilden Zustande wie in der Gefangenschaft schildert in anziehender Weise Brehm in seinem «Thierleben» (Hildburgh. 1863 fg.). Im nördl. Europa gehen die A. meist durch Lungenschwindsucht zu Grunde. Man begegnet dieser Krankheit bei den A. jetzt in den Thiergärten mit Erfolg durch Gaben von Leberthran.

Affect ist das Gegentheil der Gemüthsruhe und bezeichnet daher jede Abweichung von dem Gleichgewichte des besonnenen Denkens und Wollens. Starke und heftige, vorzüglich unvorhergesehene Eindrücke, insofern sie in ihren Folgen den Gemüthszustand des Menschen berühren und plötzlich verändern, sind daher die gewöhnlichen Ursachen der A., die so mannichfaltig sein können wie die Art und Weise, in welcher das innere Gleichgewicht, die Haltung des Menschen, gestört werden kann. Die ältere Psychologie rechnete die A. zum Gefühlsvermögen, während man die Leidenschaften dem Begehrungsvermögen zuschrieb. Mit der Lehre von den

verschiedenen Seelenvermögen ist aber auch diese Unterscheidung weggefallen. Dennoch sind die A. von den Leidenschaften verschieden, indem die letztern vielmehr bleibende, in dem Innern festgewurzelte Geneigtheiten zu A. sind, gleichsam ein vulkanischer Boden, aus welchem oft bei der leisesten Berührung die Flammen eines affectvollen Fühlens und Handelns hervorbrechen. Daher sind die Leidenschaften auch beharrlich, die A. vorübergehend. Die letztern haben verschiedene Grade. Im höchsten Grade können sie betäubend, sogar tödtend wirken, wie z. B. Schreck vor Freude oder vor Furcht. Die Gefühle, welche den A. vielmehr begleiten als ihn ausmachen, sind bald angenehm, bald unangenehm, bald aus Vergnügen und Schmerz gemischt, wie z. B. bei der Ueberraschung. In Beziehung auf die Art wie die Gemüthsruhe gestört wird, gilt die Eintheilung der A. in excitirende oder aufregende, wie Zorn, Rache, Freude, und deprimirende oder niederschlagende, wie Gram, Betrübniß u. s. w. Bei der engen Verbindung zwischen geistigen und körperlichen Zuständen pflanzt sich die im A. sich darstellende Erschütterung auch auf den Körper fort, wie sich in den Gefühlen der Erleichterung, der Beklemmung, in der Schamröthe, der Blässe des Zornigen u. s. w. verräth. Umgekehrt unterstützt aber auch der Körper rückwärts die Fortdauer der A. Bei den höhern Graden des A. scheint die Natur selbst, z. B. in den Thränen und im Lachen, für eine Art Ableitungsmittel gesorgt zu haben. Zu behaupten, daß nur der Mensch der A. fähig, ist kein Grund vorhanden, da sich bei den Thieren ähnliche Phänomene zeigen; wol aber ist der Mensch vermöge seiner höhern geistigen Ausbildung allein fähig, die A. zu bändigen.

Affectation oder Ziererei im Betragen ist dem Natürlichen und der edeln Einfalt der Sitten entgegengesetzt. Die A. will etwas nicht Vorhandenes ersetzen und die Meinung erregen, daß es vorhanden und eigenthümlich sei. Das Mittel, wodurch sie dies gewöhnlich zu bewerkstelligen sucht, ist Nachahmung eines ihr fremdartigen Musters. Aber diese Nachahmung verräth stets etwas Gezwungenes und macht auf jeden wahrhaft Gebildeten einen widerwärtigen Eindruck. Nahe verwandt mit A. ist Koketterie.

Affection, das leidentliche Verhalten einer Sache oder Person in den durch fremde Einwirkungen hervorgebrachten Veränderungen oder Zuständen. Insbesondere gebraucht man den Ausdruck von Gemüthsbewegung. Auch bedeutet er so viel als Zuneigung, insofern diese ein von dem geliebten Gegenstande abhängiger Gemüthszustand ist. In A. nehmen heißt liebgewinnen, affectionirt: gewogen, geneigt. Affectionspreis (pretium affectionis) ist der Werth oder Preis, den man auf eine Sache wegen besonderer Vorliebe setzt. — In der Medicin nennt man A. das Kranksein eines Organs oder einer Person, wenn man diesem kranken Verhalten keine bestimmtere Bezeichnung beilegen kann oder will. Z. B. das Wort Magenaffection bedeutet: der Magen ist irgendwie krankhaft verändert, ohne daß man das Wie genauer angibt.

Affenbrotbaum, auch Baobab, ist ein von Linné dem Botaniker Adanson (s. d.) gewidmeter, Adansonia digitata genannter Baum aus der Familie der Malvaceen und der Gruppe der Bombaceen, welcher, im tropischen Westafrika einheimisch, nach Ost- und Westindien verpflanzt worden ist, 5—7zählig gefingerte Blätter und außerordentlich große weiße Blumen an ellenlangen herabhängenden Stielen trägt. Der Stamm wird zwar nicht sehr hoch, übertrifft aber an Dicke (20—27 F.) alle bisjetzt bekannt gewordenen Bäume. Die 60—70 F. langen Aeste, welche allein oft starken Bäumen gleichen, bilden eine halbkugelförmige Krone von 120—150 F. Durchmesser, die mit ihrem untern Rande den Erdboden berührt, und von weitem mit einem kleinen Walde Aehnlichkeit hat. Dieser, seiner Masse nach größte der Bäume ist für die Bewohner des tropischen Afrika von vielfachem Nutzen. Die zerstoßenen Blätter (Lalo) werden unter die täglichen Speisen gemischt; den dortigen Europäern dienen sie gegen Durchfall und Harnbrennen. Die Frucht (Boui oder Affenbrot), etwa von der Größe einer Citrone, ist von angenehm säuerlichem Geschmack. Das Fruchtmark oder der Fruchtbrei gibt, mit Zucker versetzt, ein geschätztes, zugleich durststillendes Nahrungsmittel. In neuester Zeit ist die Rinde durch den Bericht eines franz. Arztes Gegenstand des medic. Interesses geworden, indem sie nach dessen Erfahrungen entschieden fieberwidrige Wirkungen hat. Besonders interessant ist aber der A. wegen seiner langen Lebensdauer. An der Küste Senegambiens kennt man einzelne riesige Exemplare, deren Alter auf ungefähr 6000 J. geschätzt wird. Eine genaue Berechnung ist nicht möglich, weil dieser Baum, gleich allen Laubholzarten der Aequatorialzone, keine oder nur undeutliche Jahresringe bildet. Aus der jährlichen Stärkezunahme des Stammes ergibt sich aber, daß jene Baumriesen ein so außerordentlich hohes Alter besitzen müssen. Der A. ist daher, gleich dem Drachenbaum (s. d.), unbestritten eine der ältesten Pflanzenarten der jetzigen Vegetationsdecke des Erdballs.

Affenthal, ein Dorf im Amtsbezirke Bühl des Mittelrheinkreises in Baden, mit 600 E., in dessen Umgebung ein leichter, aber wegen seiner Milde und seines angenehmen Bouquets in guten Jahrgängen sehr geschätzter rother Wein gebaut wird, welchen man unter die besten Sorten der Markgräflerweine rechnet.

Affiche, s. Anschlag.

Affidavit (von affido, in der mittelalterlichen Rechtssprache: ich beschwöre) heißt in der engl. Gerichtssprache die Urkunde, welche eine Darstellung thatsächlicher Verhältnisse und deren eidliche Bekräftigung von seiten des Berichtenden (the deponent) enthält. Die Urkunde enthält den Titel des Gerichts, bei welchem das A. geltend gemacht werden soll, als Ueberschrift; dann folgt die Bezeichnung des Deponenten durch Angabe des Tauf- und Geschlechtsnamens, Wohnorts und Berufs. An diese Einleitung schließt sich die Darstellung selbst, welche eine klare, bestimmte Angabe thatsächlicher Verhältnisse enthalten muß, ohne Einmengung von Urtheilen und Meinungen. Nur ausnahmsweise genügt es, daß der Deponent blos seine Nachrichten und Ansichten mittheilt, im Fall er selbst die Sachlage genau zu ermitteln außer Stande ist. Die Angabe wird alsdann, eigenhändig vom Deponenten unterschrieben oder nothfalls unterkreuzt, dem betreffenden Gerichtsbeamten vorgelegt und vor diesem beschworen. Der Beamte fügt endlich die Notiz: von wem, wo, wann und vor wem der Eid geleistet worden (das «jurat»), hinzu und macht damit die Urkunde vollständig. Besonders häufig ist die Anwendung dieser Affidavits im Seeverkehr.

Affiliirte, d. i. an Sohnes- oder Tochterstatt Angenommene (vom mittellat. affiliare), heißen in der kath. Kirche die Laien, welche sich zur Führung eines frommen, bußfertigen Lebens einem geistlichen Orden anschließen, ohne sich doch zur vollständigen Beobachtung der Ordensregeln zu verpflichten. Bei den Jesuiten sind die A. gewöhnlich auch zur Geltendmachung der Ordensinteressen in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen, wodurch das Institut der Affiliation eine sehr ungünstige Nebenbedeutung erhalten hat. — Bei den Freimaurern heißt eine Loge affiliirt, wenn sie sich an eine große Loge anschließt, und ein einzelner Maurer wird affiliirt, wenn er in einer andern als seiner ursprünglichen Loge als Mitglied aufgenommen wird. — Affiliirte Gesellschaften pflegt man die polit. Vereine zu nennen, welche von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, einem Muttervereine, aus miteinander in inniger Beziehung stehen, um mit desto größerm Nachdruck und auf vielen Punkten eines Landes zugleich die gemeinschaftlichen Zwecke zu verfolgen. Diese Organisation war es, die dem pariser Jakobinerclub die Herrschaft über Frankreich verschaffte. (S. Politische Vereine.)

Affinirung oder Affination (zu deutsch: Feinmachen) werden gewisse Behandlungen der Metalle genannt, durch welche man dieselben von fremden Beimischungen befreit und in einem mehr oder weniger reinen Zustande darstellt. Im allgemeinen ist dafür der Ausdruck Raffiniren üblicher. Regelmäßig heißt aber Affiniren (oder auch Silberscheidung) das Reinigen des Silbers von beigemischtem Kupfer, ein Proceß, welcher besonders für das Zugutemachen stark kupferhaltigen Silbergeldes (der Scheidemünze) von Wichtigkeit ist. Man löst solches Silber, nachdem durch anhaltende Glühung das Kupfer in demselben soviel möglich oxydirt ist, durch Kochen in starker Schwefelsäure auf und stellt in die gewonnene Flüssigkeit blanke Kupferbleche, wonach das reine Silber als Pulver herausfällt und eine Auflösung von Kupfervitriol (schwefelsaurem Kupfer) zurückbleibt. Enthielt das verarbeitete Silber etwas Gold, so bildet dieses bei der Behandlung mit Schwefelsäure einen pulverigen Rückstand, dessen Werth oft allein schon die Kosten der ganzen Operation (welche dann Goldscheidung genannt wird) deckt.

Affinität oder Verwandtschaftskraft, auch Wahlverwandtschaft, nennt man in der Chemie die Fähigkeit zweier verschiedenartiger Stoffe, bei inniger gegenseitiger Durchdringung einen neuen Stoff zu bilden, der in seinen Eigenschaften von den beiden Stoffen, aus denen er zusammengesetzt ist, mehr oder weniger abweicht. Wenn man z. B. Quecksilber und Schwefel in geeigneten Verhältnissen zusammenschmilzt, so erhält man nicht etwa ein bloßes Gemisch, sondern eine sogenannte chem. Verbindung von beiden, einen erdigen Stoff von rother Farbe, wie er auch in der Natur als Zinnober vorkommt. Aus einer solchen chem. Verbindung kann man die verschiedenen Bestandtheile wieder trennen, dadurch, daß man einen dritten Stoff hinzubringt, der zu einem von den beiden verbundenen Stoffen eine größere chem. Verwandtschaft hat als die beiden unter sich. Wenn man z. B. die ein weißes Pulver bildende Verbindung von Chlor und Blei, das Chlorblei, mit Wasser anrührt und einige Stücke Zink hineinsteckt, so scheidet sich das Blei aus, und dafür bildet sich in der Flüssigkeit Chlorzink.

Man sagt dann, daß das Zink eine größere Verwandtschaft zum Chlor habe als das Blei. Wo sich solche Unterschiede in der Verwandtschaftskraft zeigen, wo gewissermaßen ein Stoff sich aus mehrern gegebenen einen auswählt, mit dem er sich verbindet, indem er die Verwandtschaftskräfte der übrigen zu diesem überbietet, spricht man besonders von chemischer Wahlverwandtschaft, und zwar in diesem Falle von einfacher. Tauschen sich in zwei Verbindungen die Stoffe gegenseitig aus, so nennt man es doppelte, und wenn sich ein Stoff mit einem andern nur dann verbinden kann, wenn ihn ein dritter in seinem Bestreben unterstützt, prädisponirende Wahlverwandtschaft.

Affinität, so viel als Verschwägerung, s. Schwägerschaft.

Affirmation (vom lat. affirmare) heißt Bekräftigung, Bejahung, daher affirmativ so viel als bejahend. Als Kunstausdruck werden diese Worte besonders in der Logik gebraucht, um das bejahende Urtheil vom verneinenden (negativen) zu unterscheiden.

Affodil, s. Asphodelus.

Affre (Denis Auguste), Erzbischof von Paris, insbesondere bekannt durch seinen Märtyrertod, geb. 27. Sept. 1793 zu St.-Rome-de-Tarn, trat noch jung in das geistliche Seminar von St.-Sulpice und zeichnete sich daselbst durch Fleiß, wissenschaftlichen Sinn und Frömmigkeit aus. Nach Vollendung seiner theol. Studien ging er, da er für die Priesterweihe noch nicht das kanonische Alter besaß, als Professor der Philosophie an das Seminar zu Nantes, kehrte aber 1818, nachdem er die Weihen empfangen, als Professor der Dogmatik ins Seminar von St.-Sulpice zurück. Kränklichkeit halber verließ er 1820 den Lehrstuhl und wurde Almosenier am Findelhause zu Paris. 1821 kam er als Generalvicar nach Luçon, 1823 in gleicher Eigenschaft nach Amiens, 1834 als Domherr und Titularvicar nach Paris. Sein gemäßigter Charakter bestimmte die Regierung Ludwig Philipp's, ihm 1840 das erledigte Erzbisthum Paris zu übertragen. A. rechtfertigte dies Vertrauen, indem er sich schroffer Opposition enthielt, ohne doch zum Werkzeug der Regierung zu werden. Als die Revolution von 1848 ausbrach, hielt er die über alle Regierungsformen erhabene Idee des Staats und der bürgerlichen Ordnung fest und wußte so den von ihm vertretenen Interessen die Achtung der Machthaber zu sichern. Während des Juniaufstandes von 1848 begab er sich am 25. Juni gegen Abend mit seinen beiden Vicaren auf den Bastilleplatz, um die dortigen Insurgenten, deren Sache bereits hoffnungslos war, zur Niederlegung der Waffen zu ermahnen. In der That wurde das Feuer bei seiner Annäherung ausgesetzt, und mit einem grünen Zweige in der Hand erstieg der Friedensbote mit seinen Begleitern eine Barrikade. Aber kaum hatte er einige Worte gesprochen, als ein Schuß fiel, worauf die Aufständischen sowie die ihnen gegenüberstehenden Truppen das Feuer erneuerten. Ein Schuß aus einem Fenster traf den Erzbischof in die Seite. Die Insurgenten hoben ihn auf und schafften ihn zum nächsten Pfarrer. Von da wurde er am nächsten Tage auf einer Bahre in einem wahren Trauerzuge in seinen Palast gebracht, nachdem er sich vorher die Sterbesakramente hatte reichen lassen. Er starb am Nachmittag des 27. Juni. Von ihm sind mehrere theol. Schriften vorhanden.

Affry, eine alte, in Freiburg in der Schweiz seßhafte Adelsfamilie, welche seit 1178 in der Geschichte der Schweiz auftritt. Zwei Glieder derselben kämpften 1476 in der Schlacht bei Murten. — A. (Louis Augustin Auguste, Graf d'), geb. 1713 zu Versailles, der Sohn von François d'A., machte als Gardekapitän in franz. Diensten 1734 die Schlacht von Guastalla mit, in der sein Vater als Generallieutenant fiel. Sodann zeichnete er sich in den Feldzügen von 1746—48 aus und ward deshalb zum Maréchal-de-Camp befördert. Nachdem er 1755—62 als franz. Gesandter in den Niederlanden gewirkt und 1756 in den Grafenstand erhoben worden, trat er 1767 als Oberst der Schweizergarde wieder in den Militärdienst, in welchem er bis zur Revolution verblieb. Seit 10. Aug. 1792 auf einige Zeit verhaftet, zog er sich nach seiner Freilassung auf sein Gut St.-Barthélemy bei Freiburg zurück, wo er 1793 starb. — A. (Louis Auguste Philippe, Graf d'), des vorigen Sohn, geb. 1745 in Freiburg, trat frühzeitig ebenfalls in franz. Dienste, ward Hauptmann in der Schweizergarde und 1784 Maréchal-de-Camp. Nach erhaltenem Abschiede im Aug. 1792 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, erhielt daselbst Sitz im Hohen Rath und 1798, nachdem die Franzosen in die Schweiz eingerückt, den Befehl über die Cantonstruppen. Als Bonaparte Abgeordnete zur Herstellung einer neuen Verfassung für die Schweiz nach Paris berief, richtete derselbe sein Augenmerk vorzugsweise auf A., der denn auch die sogenannte Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 mit zu Stande bringen half und dafür zum ersten Landamman der Schweiz befördert wurde. Diese Stellung behielt er bis zu seinem Tode, der 16. Juni 1810 erfolgte. — A. (Charles Philippe, Graf d'),

des vorigen Sohn, geb. 1772, trat gleichfalls in die franz. Schweizergarde. Nach deren Auflösung nahm er Dienste im franz. Heere und führte 1812 ein Commando in Rußland. Als 1815 die königl. Leibgarde von Ludwig XVIII. wiederhergestellt ward, erhielt er das Commando über ein Schweizerregiment, das er bis zu seinem Ende führte. Er starb 9. Aug. 1818 auf seiner Besitzung bei Freiburg. — A. (Guillaume, Graf d'), der letzte des Geschlechts, starb Ende Febr. 1860 zu Freiburg. Derselbe zeichnete sich während der Napoleonischen Herrschaft durch treues Festhalten an der schweiz. Volkspartei aus.

Afghanistan ist der pers., in allgemeinen Gebrauch gekommene Name des Landes der Afghanen, welches in der Sprache der Einwohner selbst kurzweg als Wilâjet (Stammland) oder nach den Hauptgebieten als Kabulistan u. s. w. bezeichnet wird. Es liegt, geographisch, geschichtlich und sprachlich den Uebergang von Indien zum westl. Asien bildend, als ein längliches Viereck mit starker, durch polit. Verhältnisse herbeigeführter Einbiegung der nördl. und südl. Grenze, während die östl. und die westl. in ziemlich gerader Richtung durch Gebirge oder Wüste laufen, zwischen 29—36° nördl. Br. und 78—89° östl. L. Im O. wird es von dem früher zu ihm gehörigen Pischawer und dem Pendschab, im S. von Belutschistan, im W. durch das pers. Khorasan und die Wüste Bahsu, im N. durch die turkmanischen Gebiete von Balkh und Tokharistan und das der Kâfirs oder Sijaposchs begrenzt. Bei der Unsicherheit der polit. Abgrenzung wird der Flächeninhalt zwischen 10—15000 Q.-M. angegeben. Der enge Zusammenhang mit dem Quellgebiet des Indus und den westl. Ausläufern des Himalajagebirgs bedingt die ganze Bodengestaltung des nordöstl. Theils des Landes mit einer Erhebung von über 6000 F. über dem Meere, während nach SW. zu, in welcher Richtung fast ohne Ausnahme die einzelnen Höhenzüge des Innern streichen, der Boden sich bis zu 1600 F. senkt. Im N. zieht sich von den indischen Centralmassen westwärts der Hindu-Kuh mit seinen Schneegipfeln und unwegsamen Zerklüftungen. Von letzterm durch den geschichtlich bedeutsamen Bâmijânpaß geschieden, läuft in derselben Richtung westlich der nach der Nordseite wild und zerklüftet abfallende Gebirgszug Kohi-Baba, ebenfalls in die Region ewigen Schnees aufragend, auf welchem der Hauptstrom A.s, der Hilmend, entspringt und sechs sehr beschwerliche Pässe den Verkehr vermitteln. Dem Kohi-Baba schließt sich wiederum westlich, bis nach Herat reichend, das Ghurgebirge an, welches seinen Namen von der Dynastie der Ghuriden trägt und Ghordschistan vom Thale des Heri-Rud trennt. Die beiden letztern Höhenzüge faßt der Sprachgebrauch der alten Geographen unter dem Namen Paropanisus (weniger gut Paropamisus) zusammen. Im O. geht in ziemlich gerader Richtung von N. nach S. das Suleimangebirge, von dem etwas südlich von Kabul der Zug des Sefid-Koh (afghan. Spin-Gar) sich westwärts abzweigt, und das in dem ungefähr in der Mitte der pers.-indischen Grenze liegenden Takht-i-Suleiman bis zu 12800 F. aufsteigt. Dieser bis nach Belutschistan hinabreichende Höhenzug bildet eine höchst charakteristische natürliche Grenze zwischen der indischen und pers. Welt, mit seinem öden, steinigen Abfall im W. stark gegen das fruchtbare Industhal contrastirend. Keine einigermaßen bedeutende Querthäler öffnen diese Grenzgebiete einander; es gibt im wesentlichen nur zwei wegen ihrer Enge und ihrer räuberischen Anwohner mehr oder weniger gefährliche Verbindungswege: die Kheiberpässe an dem Durchbruch des Kabulflusses nach dem Pendschab und den Gomalpaß nördlich vom Takht-i-Suleiman nach Sindh. Zwischen jenen beiden großen Höhenzügen, dem Paropanisus und dem Suleimangebirge, welche fast in einem rechten Winkel das eigentlich afghan. Hochland einschließen, laufen in diagonaler Richtung von NO. nach SW. eine Reihe längerer und kürzerer Gebirgsrücken, unter denen die östlich von Kandahar sich erhebenden (wie das Amrangebirge) die bedeutendsten sind. Zu den Erhebungen des Nordens und Ostens bietet die Einsenkung des Südwestens das vollständige Gegenbild. Hier liegt der 4—5 deutsche M. breite und mehr als 18 M. lange Hamunsee, an welchen im Süden der sumpfige Zirrehsee stößt, in einer Meereshöhe von nur etwa 1200 F. Eine bedeutende Stromentwickelung kann in einem so vielfach von Höhen durchzogenen Lande nicht stattfinden. Der größte Fluß, der Hilmend, hat ein Wassergebiet von nahe an 5000 Q.-M., aber er verläuft sich als ein Binnenfluß bedeutungslos in den Hamunsee. Der Kabul durchbricht zwischen Dschellalabad und Pischawer das östl. Gebirge, um dem Indus zuzufließen, hat jedoch in seinem obern Laufe einen zu starken Fall und zu wenig gleichmäßige Wassermasse, um Schiffahrt zuzulassen.

Den binnenländischen Charakter trägt auch durchweg das Klima A.s, obschon es vielfache, durch die wechselnden Höhenverhältnisse und Richtungen der Gebirgszüge bedingte Abstufungen zeigt. Während in den Thälern des Ostens eine mäßige Wärme wie im nördl. Indien herrscht,

und die südwestl. Ebene die Temperatur Nordafrikas besitzt, werden die nördl. Hochländer von schneereichen Winterstürmen heimgesucht. Daher auch der mannichfaltige, noch lange nicht in vollem Maße in den Handelsverkehr eingetretene Productenreichthum des Landes. Von Mineralien ist im ganzen wenig bekannt, weil ihre Gewinnung geordnete Thätigkeit erfordert. Der Hindu-Kuh hat bereits Eisen und Blei in bemerkenswerthen Massen geliefert, und in den westl. Gebirgen hat sich außer Blei auch Schwefel gefunden. Eine Goldmine ist neuerdings unweit Kandahar eröffnet worden; auch die Steinkohle ist der Bevölkerung nicht mehr unbekannt. Vegetabilische Producte der verschiedensten Arten finden sich, vom indischen Zuckerrohr und der Dattelpalme bis zu den ein gemäßigteres Klima erfordernden europ. Getreidegattungen; außer den letztern gedeihen hier ebenso gut die südl. Cerealien Mais und Reis. Die geschützten Thäler prangen von Tulpen und Rosen, und lassen Orangen, Citronen, Limonen, Granaten reifen neben Aepfeln, Aprikosen, Pflaumen, Feigen und Wein. Von Nutzpflanzen werden gepflegt: Taback, der besonders in Kandahar verarbeitet und ausgeführt wird, Baumwolle, Hanf (zur Herstellung berauschender Mittel), Rhabarber, die Castorölpflanze und Asa foetida. Dieselben Gegensätze stellen sich im Thierreich dar. Neben Schakal, Hyäne, Bär, Wolf, Fuchs, Löwe, Tiger und Leopard in den Bergklüften finden sich das Kamel, das Schaf (dessen zumeist rothbraune Wolle und verarbeitete Häute nach Indien gehen), das Pferd (welches ebenfalls nach Indien ausgeführt wird), eine besonders zum Lasttragen benutzte Art des Jabu, viel Maulthiere, Esel (der zahme sowol als auch der weiße wilde). Die zahlreichen Falken werden zum Theil zur Jagd abgerichtet; Fasane, Lerchen u. s. w. kommen in großer Menge vor. Von gefährlichen Thieren ist besonders eine sehr große und sehr giftige Skorpionenart zu nennen.

Die Bevölkerung des Landes ist nicht einheitlicher Abstammung. Die verschiedenen Stämme wechseln öfter ihre Wohnsitze, daher die schwankenden Angaben von 5—9 Mill. E. Die Hauptmasse bilden die Afghanen, wie sie nach pers. Weise gewöhnlich heißen. In ihrem eigenen östl. Dialekt nennen sich dieselben Pukhtun, im westl. Puschtun, und nach diesen beiden Dialekten zerfallen sie auch in eine östl. und westl. Gruppe. Die östl. Afghanen heißen auch Duranis. Die Masse der eigentlich afghan. Bevölkerung wird auf mindestens 3 Mill. angegeben. Sie gehört zu dem iranischen Volksstamme im weitern Sinne, hat jedoch in ihrem östl. Theile starke indische, im westl. specifisch pers. Beimischungen erfahren. Ihre eigene Ueberlieferung führt ihre Abstammung ganz unbegründet auf die 10 Stämme Israels zurück; die Aehnlichkeit ihrer nationalen Gesichtsbildung mit der jüd. ist jedoch eine nur oberflächliche. Die verschiedenen Stämme des Landes haben politisch besondere Vorrechte und Einrichtungen, wahrscheinlich je nachdem sie ruckweise von dem nordöstl. Hochlande eingewandert sind. Unter den östlichen zeichnen sich besonders der Stamm der Jusufzais und der Stamm der Ghildschis aus. Der im Westen über die eigentlich afghan. Grenzen hinaus wohnende Stamm der Hezareh, etwa 55000 Seelen, gehört nicht zu den eigentlichen Afghanen. Die Hezareh haben turanische Abkunft, sprechen eine Turksprache und sind, abweichend von ihren Herren, den Afghanen, wie die Perser schiitische Moslems. Von den übrigen Stämmen, welche das Hochland bewohnen, sind besonders die durch das ganze Gebiet zerstreuten Tadschiks sowol als Reste der ursprünglichen iranischen Bevölkerung (mit Sinn für Ackerbau) als auch durch ihre Zahl von ½ Mill. Seelen bemerkenswerth. Sie sind, wie die Afghanen, Sunniten, sprechen aber einen fast rein pers. Dialekt. Auch die den Hezareh benachbarten Eimak sind ein Zweig der Tadschik und Sunniten. Türkische Abkunft haben hingegen die 200000 Seelen zählenden Kazzilbasch, Schiiten, welche hier seit Nadir-Schah festen Fuß gefaßt. Im Osten sind von Indien aus die sogenannten Hindki und die Dschat eingedrungen. Erstere beschäftigen sich besonders in den Städten mit Handel und haben sich wahrscheinlich von der Kriegerkaste Ostindiens abgezweigt. Die sunnitischen Dschats dagegen sind sehr arm, von unbekannter Herkunft. Beide Stämme zusammen werden auf 600000 Seelen geschätzt. Im Nordosten wohnen, doch in nicht sehr beträchtlicher Zahl, Kâfirs (s. d.), anderer Einwanderungen, wie die von Armeniern u. s. w., nicht zu gedenken. Ueber alle diese herrscht numerisch, wenn auch in vielfache Stämme gegliedert, doch durch ein ziemlich einheitliches Nationalbewußtsein zusammengehalten, der Afghane, kräftig von Körper, trotzig, stolz, aber im ganzen ein der Verstellung und des Trugs sehr fähiger und zur Rachsucht geneigter nomadisirender Räuber. In der Religion erscheint die Zähigkeit seines Wesens als Bigoterie, und unter allen sunnitischen Moslems ist er der wildeste Feind des schiitischen Persers. In dem Verhältniß zur Frau beweist er eine Treue, wie sie sonst selten im Islam gefunden wird. Dem undisciplinirbaren Selbstbewußtsein

entsprach vollständig die eigenthümliche Stammverfassung, in welcher sich charakteristische Züge der ältesten medo-pers. Weise erhalten haben; aber auch jetzt, gegenüber dem Alleinherrscher, sind die Unterschiede der einzelnen Uluß oder Stämme mit ihren Khanen durchaus nicht aufgehoben, sondern nur verdeckt. Auch die neuere Organisation des Militärwesens entspricht noch der Lust des Afghanen am Kriege. Nach dem Muster der britisch-indischen Truppen sind durch Dost Mohammed 18 Regimenter Infanterie und 4 Regimenter leichte Dragoner gebildet worden, welche aber weit durch die Miliz überboten werden. Man hat dabei die alten Luntengewehre durch bessere, theils aus Indien, theils aus Persien bezogene Waffen zu ersetzen gewußt. Für Handel und Industrie besitzt der Afghane keinen Sinn; er überläßt dies den Tadschiks, Hindkis und Armeniern.

Die Sprache, Puschtu oder Pukhtu (nach den beiden Hauptdialekten, dem östlichen und westlichen) genannt, hat trotz ihrer Verwilderung, besonders in den Lautverhältnissen, doch alle hervorragenden Eigenschaften der iranischen Sprachfamilie, zu der sie gehört, bewahrt; aber schon die treue Ueberlieferung eines dem Propheten Mohammed beigelegten Wortes, daß das Puschtu die Sprache der Hölle sei, könnte für die Theilnahmlosigkeit des Afghanen an aller literarischen Thätigkeit zeugen. Daher begegnet man schriftstellerischen Versuchen erst sehr spät und nur in Anlehnung an pers. Vorbilder, theils in Behandlung romantisch-epischer, theils auch lyrischer (besonders mystischer) Stoffe. Einer der frühesten und zugleich berühmtesten Dichter ist Abdurrahman aus dem District von Pischawer, ein gelehrter Sufi. Ferner sind zu nennen: Mirza-Khan Anßari, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. dichtete; Khuschhal-Khan Khattak, sein Zeitgenosse, der einen Aufenthalt in Indien nahm; besonders aber Ahmed-Schah Abdali, der Gründer der Duranidynastie. Außerdem fehlt es nicht an histor. und religiösen Aufzeichnungen; doch geht keines dieser Stücke über das 15. Jahrh. zurück. Es ist kaum zu erwarten, daß die afghan. Literatur unter günstigen polit. Verhältnissen einen bedeutenden Aufschwung nehme, da ihre Selbständigkeit schon vollständig durch den eingedrungenen pers. Sufismus gebrochen ist.

Die Afghanen treten sehr spät erst in die Geschichte klar erkennbar ein. Zwar erscheint ihr Name schon in den Paktyern des Herodot; ihr heutiges Gebiet wird zum Theil mit dem Vaekereta des Avesta gemeint sein, ebenso mit den Bezeichnungen der alten Geographen Drangiana und Ariana. Aber es ist mehr als zweifelhaft, daß Stämme der heutigen Einwohnerschaft schon damals in diesen Grenzen saßen. Von nahen Beziehungen zu Indien zeugen noch heute die buddhistischen Kolosse von Bamijan. Zuerst werden die Afghanen deutlich genannt in den Kriegszügen des Mahmud von Ghazna. Die Nachwanderungen fanden indeß sehr allmählich und langsam statt, und noch im 14. Jahrh. saßen einzelne, jetzt berühmte Stämme außerhalb der heutigen Grenzen. Später noch wohnten die Kafirs massenhaft in Ostafghanistan, wie damals wahrscheinlich auch die Tadschiks in Westafghanistan als herrschender Stamm. Die Epoche der pers.-mongol. Herrschaft öffnete den kühnen, kriegerischen Stämmen den Weg ins Land; doch sammelten sich dieselben erst um die Mitte des 18. Jahrh. zu einem geschlossenen Auftreten. Sie waren den Persern, besonders zuletzt unter der energischen Regierung Nadir-Schah's, unterthan gewesen. Als nach dessen Tode (1747) in Persien selbst Unruhen ausbrachen, benutzte der dem Geschlecht der Abdali entsprossene Ahmed-Schah (1747—73) die Gelegenheit, das Joch der den Afghanen auch um ihres abweichenden mohammed. Glaubens willen verhaßten Perser abzuwerfen. So begründete er, theils in kriegerischem Trotz, theils voll Fanatismus, die Dynastie der Durani oder Abdali. Sein Sohn Timur starb 1793, ohne über die Erbfolge entschieden zu haben, und dessen zweiter Sohn Siman maßte sich den Thron an. Nachdem er den ältern Bruder aus Kandahar vertrieben und durch Blenden unschädlich gemacht, schlug er die dreimaligen Kronbestrebungen des andern Bruders, Mahmud, der in Herat residirte, mit Glück zurück und nöthigte diesen, auf pers. Gebiete Schutz zu suchen. Doch bald gewann Futteh-Khan, das Oberhaupt des mächtigen Geschlechts der Barakſi, den flüchtig gewordenen Mahmud, und beide verbanden sich gegen Siman. Sie setzten sich in Besitz von Kandahar und stürzten Siman vom Throne, der, ebenfalls geblendet, in Ludiana den Schutz der anglo-indischen Regierung unter Zusicherung einer jährlichen Pension fand. Doch Mahmud's schlechtes Regiment führte Aufstände herbei, die mit seinem Sturze und der Erhebung seines Bruders Schud-Schah, Statthalters von Pischawer, endete. Auch Schud-Schah behauptete sich nicht lange, und Mahmud bestieg zum zweiten mal den Thron, dessen Glanz er durch kriegerische Züge nach Osten zu heben gedachte. Durch die Hinrichtung seines alten Bundesgenossen Futteh-Khan zog er sich aber solchen Haß der Barakſi zu, daß er 1823 abermals der Herrscherwürde

entsagen mußte. Er starb 1829 bei seinem Sohne Kamran in Herat. Mit ihm brach die Duranimonarchie, die 76 Jahre bestanden, völlig zusammen. Das Reich ging nun, mit Ausschluß Herats, in die Hände der Barakſi über, sodaß in Kabul Dost Mohammed, in Kandahar Kohan-Dil, in Pischawer Sultan Mohammed zur Herrschaft gelangte. An der Spitze stand der älteste der drei Brüder, Dost Mohammed, als der Besitzer von Kabul, des reichsten der drei Bezirke, mit einem Einkommen von 1,400000 Thlr. und einer Militärmacht von 18000 Mann.

Dennoch sollte der Friede das Volk nicht beglücken. Im Osten war Dost Mohammed im Kampfe mit Lahore; im Westen wurde Herat von Persien mit Krieg überzogen. Außerdem erklärte der brit. Generalgouverneur in Indien, Lord Auckland, am 1. Oct. 1838 gegen A. den Krieg unter dem Vorwande, daß Dost Mohammed den brit. Alliirten Randschit-Singh unrechtmäßig bekämpft, daß die Kriegsplane der afghan. Fürsten feindliche Gesinnung wider Indien verriethen, und daß Schub-Schah als rechtmäßiger Thronerbe sich Schutz erbeten habe. Es war dies alles wol richtig, gab aber den Briten immer noch kein Recht, A. zu bekriegen. Ein anglo-indisches Heer brach nun im Febr. 1839 nach A. auf, und gelangte nicht ohne große Verluste durch den Bolanpaß nach Kandahar, wo Schub-Schah (die polit. Puppe der Briten) von seinem Reiche förmlich Besitz nahm. Am 7. Aug. zog der Schah mit der brit. Hauptmacht in das verödete Kabul ein, und die Engländer betrachteten schon das Land als Lehnsstaat des anglo-indischen Reichs. Sie hatten hierbei weder die Natur des Landes noch den Charakter der Afghanen in Betracht gezogen, und wurden darum bald schrecklich enttäuscht. A. war überlaufen, aber nicht erobert. Dost Mohammed, in hülfloser Lage, gab sich zwar den Engländern gefangen; aber desto thätiger zeigte sich sein schlauer Sohn Akbar. Derselbe stellte sich an die Spitze einer weitverzweigten Verschwörung, an die weder, trotz aller Anzeichen, der brit. Commissar Alex. Burnes, noch Macnaghten, der brit. Minister am Hofe zu Kabul, glauben mochten. Am 2. Nov. 1841, mit Beginn des Winters, wo Hülfe von Indien unmöglich, erhob sich Kabul und das ganze Land; Burnes, Macnaghten und viele brit. Offiziere wurden ermordet.

Statt nun dem wilden Feinde durch Anwendung der immer noch beträchtlichen Waffenmacht Respect einzuflößen, setzten die entmuthigten brit. Anführer ihre Rettung in Unterhandlungen und Verträge. Mit den afghan. Häuptlingen, Akbar an der Spitze, war ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach die Briten ganz A. räumen sollten. Dagegen gewährten die Häuptlinge sicheres Geleit und Transport- und Lebensmittel für den Rückzug. Auf Grund dessen verließ endlich die brit. Armee nebst Lagergefolge am 6. Jan. 1842 Kabul, um sich durch die Kheiberpässe nach Indien zu wenden. Eine strenge Kälte machte die schon traurige Lage noch hoffnungsloser. Auch blieben das Geleit und die Lieferung von Lebensmitteln aus. Zudem fielen die fanatischen Ghildschis und andere Stämme des Landes nacheinander über den Zug her und plünderten und mordeten Frauen und Kinder, Bewaffnete und Unbewaffnete. Das Gros des brit. Heeres, Truppen wie Lagergefolge, gegen 16000 Köpfe, erlag der Kälte oder dem Gemetzel der Afghanen. Eine Anzahl Offiziere und mehrere Frauen wurden gerettet, indem sie sich Akbar freiwillig ergaben. Nur ein einziger Brite von Stande entging dem Tode, um die Trauerkunde nach dem engl. Hauptquartier zu bringen. Der General Sale, welcher mit einem schwachen Corps Dschellalabad besetzt hielt, konnte nichts unternehmen; auch schien die brit.-indische Regierung unter Lord Ellenborough keine Neigung zur Abrechnung zu haben. Doch General Nott zog von dem in brit. Gewalt gebliebenen Kandahar gegen Ghazna, das er, ohne viel Widerstand zu finden, 6. Sept. 1842 besetzte und, so blühend es auch war, vernichtete. Nach dem andern Centralpunkte Kabul war indeß General Follock durch die Kheiberpässe vorgedrungen, um dort mit Nott Mitte Sept. zusammenzutreffen. Der Zerstörung auch dieses Platzes folgte die Zerstreuung der Haufen Akbar's und die Befreiung der gefangenen Engländer. A. schien zerstört und desorganisirt genug, sodaß die brit. Feldherren bereits Mitte Oct. den raschen Rückzug antraten, um das Land sich selbst zu überlassen. Man ging im siegestrunkenen Leichtsinn so weit, mit den gefangenen Afghanen sogar Dost Mohammed selbst freizulassen. Aus Hindostan zurückkehrend, von der Lage der Verhältnisse daselbst gut unterrichtet, ließ sich Dost Mohammed gern in Kabul als Retter der Stammehre mit Jubel empfangen, und begann seine Herrschaft zu befestigen. Schon 1846 benutzte er die Gelegenheit, gegen England zu operiren. Er ging ein Bündniß mit den Sikhs (s. d.) ein. Doch vernichtete die Schlacht vom 21. Febr. 1849 die Macht seiner Bundesgenossen und seine eigenen Hoffnungen, sodaß er entmuthigt mit 16000 seiner Krieger über den Indus zurückfloh. Merkwürdigerweise unternahm die brit.-indische Regierung nichts Entscheidendes gegen ihn, und Dost Mohammed fand vielmehr Zeit und Ruhe, sein eigenes Reich zu vergrößern und zu befestigen.

Er eroberte 1850 Balkh und rückte so die nördl. Grenze vor; 1854 brach er für den Augenblick durch die Bezwingung von Kandahar die Selbständigkeit der Stämme im Süden. Um so mehr mußte ihm jetzt daran liegen, mit den östl. Nachbarn ins Reine zu kommen, und so schloß er 30. März 1855 mit der brit.-indischen Regierung ein Schutz- und Trutzbündniß. Die Verwirrungen, welche mit Jar Mohammed-Khans Tode (1852) in Herat eingetreten waren, reizten Dost Mohammed's Eroberungsgelüste, und da er außerdem einer Sicherung der Grenzverhältnisse gegen Westen bedurfte, so ließ er sich durch die, von seiten Persiens in ihren Verträgen verletzten Engländer 1856 leicht zu dem pers. Kriege von 1856—57 verleiten. Die Perser besetzten zwar im Oct. 1856 Herat, aber die Feindseligkeiten wurden durch einen Vertrag beendigt, infolge dessen sie Herat im Juli 1857 räumten und ein Barakzaihäuptling, der Sultan Ahmed-Khan, daselbst die Regierung übernahm. Um dieselbe Zeit suchte man auch afghanischerseits die Beziehungen zu England noch mehr zu befestigen. Dost Mohammed schloß im Jan. 1857 ein neues Bündniß mit der brit.-indischen Regierung, als deren Vertreter der Gouverneur des Pendschab, John Lawrence, unterhandelte. Eine brit. Gesandtschaft konnte sich zwar (März 1857 bis Juni 1858) durch eigenen Augenschein von der feindseligen Stimmung der Afghanen gegen England überzeugen; doch fielen während des Aufstands in Indien keine Vertragsverletzungen vor. Die Ruhe des afghan. Reichs, das im ganzen an Wohlstand zuzunehmen begann, wurde indeß gestört, als 1860 Sultan Ahmed-Khan von Herat mit dem bei den Afghanen sehr beliebten Afzal-Khan von Kunduz, dem Sohne Dost Mohammed's, wegen einiger Districte von Ghordschistan und Tokharistan in Streit gerieth. Doch wußte Dost Mohammed auch hier, wie gegenüber den 1861 in Bokhara eingetretenen Verwirrungen, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Erst als Anfang 1862 ein pers. Herr von Mesched aus die afghan. Grenze aufs neue bedrohte und Sultan Ahmed-Khan von Herat, auf Anstiften der Perser, an der Spitze eines Corps gegen Farrah und Kandahar vorrückte, gerieth ganz A. in Bewegung, und der Krieg wurde unvermeidlich. Der greise Emir Dost Mohammed, zugleich die Hülfe der Engländer in Britisch-Indien anrufend, warf sich an der Spitze seiner Scharen dem Feinde entgegen, säuberte die Grenze und zog dann vor Herat, das 26. Mai 1863 nach langwieriger Belagerung in seine Gewalt fiel. Ahmed-Khan war kurz vor der Einnahme der Stadt mit Tod abgegangen. Dost Mohammed starb einige Tage nachher (29. Mai), als Haupterben und Herrscher des Reichs seinen Sohn Schir Ali-Khan bezeichnend. Herat blieb zwar, ohne daß die pers. Macht einschritt, in den Händen der Afghanen, aber das Reich ging dafür innern Wirren entgegen, indem noch zwei andere Parteien aus den Söhnen und Enkeln Dost Mohammed's dem von diesem bestimmten Nachfolger die Herrschaft streitig machten. Vgl. zur Geschichte und Geographie von A.: Elphinstone, «Account of the kingdom of Caubul» (Lond. 1815; deutsch, 2 Bde., Weim. 1815—16); Bellew, «Journal of a political mission to A.» (Lond. 1862); Eyre, «The military operations at Cabul» (Lond. 1843); Mohan Lál, «The life of Dost Mohammed-Khan» (2 Bde., Lond. 1846); Neumann, «Das Trauerspiel in A.» im «Histor. Taschenbuch» für 1848; Kaye, «History of the war in A.» (Lond. 1861); die Reiseberichte von Conolly (2 Bde., Lond. 1834), Burnes (Lond. 1842), Masson (3 Bde., Lond. 1842), Ferrier (Lond. 1856), Bellew (Lond. 1862) u. s. w. Für das Alterthum wie für physik. Geographie: Spiegel, «Erân» (Berl. 1863); für Sprache, außer Dorn's «Grammatischer Uebersicht» (Petersb. 1840) und «Chrestomathie» (Petersb. 1847), Raverty, «Grammar of the Pukhtu», «Dictionary of the Pukhtu» und die Anthologie «Gulshan-i-rôh» (zusammen 3 Bde., Lond. 1860—61). Die Anthologie findet sich zum Theil übersetzt in desselben «Selections from the poetry of the A.» (Lond. 1862).

Affinger (Bernh.), ein vorzüglicher deutscher Bildhauer der Gegenwart, geb. 6. Mai 1813 zu Nürnberg, Sohn eines Webers, erlernte das Handwerk eines Spenglers, übte sich aber dabei fleißig im Zeichnen, Schnitzen, Graviren und ähnlichen Arbeiten. Nach einer längern Wanderschaft kehrte er in seine Vaterstadt zurück und arbeitete in einer Fabrik für Silberplattirwaaren. Zugleich besuchte er auch die Kunstschule, auf welcher sich sein künstlerisches Talent rasch entwickelte. Unter den Arbeiten, die er damals (1840) lieferte, hat eine vortreffliche Copie der alten nürnberger betenden Madonna ungemeine Verbreitung gefunden. A. stand noch ausschließlich im Dienste der mittelalterlichen Kunst, als er durch Zufall mit Rauch zusammentraf. Dieser bestimmte ihn zur Uebersiedelung nach Berlin, wo ihm zum ersten mal die Antike entgegentrat. In Rauch's Werkstatt war es nun sein Bestreben, den seelenvollen Inhalt der altdeutschen Kunst mit dem griech. Formenadel zu verschmelzen. Seine nächsten Werke, ein kolossaler Christus in Halbrelief für die neue Kirche zu Dinkelsbühl, eine

Maria mit dem Kinde und anderes, lehnten sich noch an die altdeutsche Weise an. Dagegen bekundete bereits 1850 seine Statuette der Schauspielerin Rachel, auf der Pfaueninsel bei Potsdam aufgestellt, eine freie, stilvolle Entfaltung und die Versöhnung seiner alten Ideale mit den reinen Gesetzen der Antike. Alle folgenden Werke tragen mehr oder minder diesen Charakter einer feinen und edeln Durchbildung. Außer den Porträtmedaillons von Humboldt, Rauch, Cornelius und Kaulbach, die in Tausenden von Exemplaren verbreitet sind, führte A. für die Herzogin von Sagan eine Reihe von Sandsteinfiguren zur Ausschmückung einer alten Kirche und eines Hospitals in Sagan aus. Außerdem erhielt von ihm die Familiengruft der Herzoge von Kurland ein Crucifix und das Schloß eine Büste der Herzogin Dorothea, welche letztere ein Meisterstück in ihrer Art genannt werden darf. 1856—57 beschäftigte sich A. mit dem Denkmal, welches die Universität Greifswald zu ihrer vierten Säcularfeier errichten ließ, und an dem er die vier Facultäten in vier bedeutenden Vertretern (Bugenhagen, Mevius, Berndt, Arndt) darzustellen hatte. Zur schönsten ästhetischen Vermittelung aber brachte sein Meißel Mittelalter und Antike in der Darstellung eines Grabesengels für die Kirche von Laasow, welches Werk öftere Wiederholungen erfahren hat. In demselben Geiste führte er auch andere Aufgaben aus dem Gebiete der christlich-religiösen Kunst durch. Dahin gehören unter andern das große Stuckrelief der Altarwand in der Gymnasialkirche zu Neiße (1860) und die Kreuzigung Christi in Relief für die Kirche zu Morin in der Neumark. Von Porträtbüsten, die er mit glücklicher Charakteristik durchgeführt, sind besonders noch die von Ritschl, Dahlmann, Nasse, Hosemann und Kugler hervorzuheben. Eine Statue des Copernicus kam nicht zur Ausführung. Dagegen war seine Statue Arndt's, die ihm 1862 bei der Concurrenz einstimmig zur Ausführung übertragen worden, im Herbst 1863 bereits im Modell vollendet.

Afium-Karahissar (Opium-Schwarzburg), auch kurzweg Karahissar, Hauptstadt einer der sechs Liwas (Kreise) des türk. Ejalets Chodawendikjar in Kleinasien, liegt etwa 40 M. östlich von Smyrna und ebenso weit südsüdöstlich von Konstantinopel, auf dem Vereinigungspunkte der von beiden Städten nach Syrien führenden Karavanenstraßen und an einer für die projectirte Eisenbahnverbindung wichtigen Stelle. Die Stadt ist rings um einen sehr hohen Trachytfelsen erbaut, auf dessen fast unzugänglicher Spitze die Ruinen eines alten Castells mit Zinnen und Schießscharten, aber nirgends Spuren einer antiken Akropolis sich vorfinden. Die Bevölkerung, etwa 8000 türk. und 400 armen. Familien, treibt, neben Wollweberei, Teppichwirkerei, Waffenfabrikation und Opiumbereitung, lebhaften Handel. Die Ebene von A. breitet sich nördlich am Fuße des Kaldyr-Dagh aus, wird von W. gegen O. von dem Steppenfluß Akkarsu durchströmt und ist weithin mit Mohn, Korn und Krapp bebaut. In der Gegend der Stadt lag das alte Synnada in Phrygien, berühmt durch seinen Marmor (der auch nach dem Orte Docimeum benannt wurde), dessen Reste man in dem jetzigen Eski-Karahissar (Altschwarzburg), 3 M. im NO. der Stadt, in der Nähe von Marmorbrüchen, gefunden hat. Die Masse dieses synnadischen oder docimitischen Marmors ist ausgezeichnet krystallinisch, von Farbe weiß oder bläulichweiß, bald mit gelben, bald mit blauen Adern oder Flecken.

Afra, die Heilige, nach der Legende aus Cypern, vielleicht selbst aus königl. Geschlechte stammend, war von ihrer Mutter Hilaria dem dortigen Dienste der cyprischen Venus geweiht und kam mit derselben und drei Dienerinnen, Digna, Eumenia, Eupropia, über Rom nach der röm. Colonie Augusta Vindelicorum (Augsburg), um hier ihr Handwerk fortzusetzen. Zur Zeit der Christenverfolgungen unter Diocletian gelangte der flüchtige Bischof Narcissus aus Gerona in Spanien nebst seinem Diakon Felix in ihr Haus, ohne dessen Bestimmung zu kennen. Durch das Zureden des Bischofs bewogen, entschloß sich A. mit ihrem ganzen Hause zur Annahme des Christenthums und ließ sich taufen. Narcissus kehrte bald darauf nach Gerona zurück, wo er ein Opfer der Verfolgung ward. A. aber wurde, als ihr Uebertritt zum Christenthume trotz ihrer Vorsicht ruchbar ward, vor den Richter Gajus geladen und, als sie standhaft in ihrem Glauben beharrte, zum Feuertode verdammt, den sie 7. Aug. 304 freudig erlitt. Ihr Leichnam soll von den Flammen unversehrt geblieben sein. Die Mutter und die Mägde, die bei dem Begräbniß als Christinnen erkannt wurden, endeten mit gleicher Standhaftigkeit. Die A. ist als Localheilige von Augsburg bereits am Ausgange des 6. Jahrh. verehrt worden. Ihr Cult daselbst reicht jedoch noch höher hinauf. Ihr Gedächtnißtag ist der 7. Aug. Die Reliquie der Heiligen in der St.-Ulrichskirche zu Augsburg wurde noch 1804 feierlich gehoben. Ueber die allmähliche Ausbildung der Legende handelt Rettberg, «Kirchengeschichte von Deutschland» (Bd. 1, Gött. 1846). Nach der heil. A. ist die Landesschule zu Meißen benannt, welche aus dem dortigen Afrakloster hervorging.

Afrancesados oder Josefinos nannte man in Spanien ursprünglich die, welche die vom König Joseph Bonaparte 1808 proclamirte Verfassung beschworen, dann überhaupt alle, welche während der Invasion der Franzosen diesen anhingen. Mit dem Sturze der Fremdherrschaft wanderten die von allen Parteien verfolgten A. zum großen Theil nach Frankreich aus, wo sie eine Emigration von 10000 Köpfen bildeten. Ferdinand VII. erklärte durch eine Verordnung vom 30. Mai 1814 die A. ihrer Würden, Aemter und Güter verlustig und verbot selbst deren Frauen und Kindern die Rückkehr. Erst nach Herstellung der Cortesverfassung wurde den A. durch Decret vom 8. März 1820 die Rückkehr nach Spanien bewilligt, und ein Beschluß der Cortes vom 21. Sept. gab ihnen die Güter zurück.

Afranius (Lucius), ein röm. Lustspieldichter, war um 143 v. Chr. geboren und seit etwa 103 als Bühnendichter zu Rom thätig. Er ist der eigentliche Schöpfer des röm. Nationallustspiels oder der Fabula togata, und zeigte sich in seinen Stücken als ein Geistesverwandter der neuern attischen Komödie, namentlich des Menander. Doch entlehnte er von seinen griech. Vorbildern nur den äußern Bau, indem er seine Stoffe aus dem röm. Leben, besonders den mittlern Kreisen desselben, wählte. Seine Derbheit wurde von einigen ältern Kunstrichtern getadelt, sein Witz und seine beredte Lebendigkeit werden dagegen allerwärts anerkannt. Die Stücke des A. erhielten sich das ganze 7. Jahrh. der Stadt hindurch auf der Bühne, fanden in der Augusteischen Zeit noch den größten Beifall und kamen selbst noch in der Kaiserzeit zur Aufführung. Man kennt mehr als 40 von seinen Stücken; doch haben sich nur wenige Fragmente erhalten, die von Bothe in den «Poetae scenici latini» (Bd. 5, Thl. 2) und von Ribbeck in den «Comicorum romanorum reliquiae» (Lpz. 1855) zusammengestellt worden sind.

Africanus (Sextus Julius), ein röm. Geschichtschreiber, stammte aus Emmaus in Palästina, nach andern aus Libyen, war ein Christ und lebte in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. unter den Kaisern Heliogabalus und Alexander Severus. Er ist besonders bekannt als Verfasser eines wichtigen chronol. Werks, des «Pentabiblion chronologicum», welches von Erschaffung der Welt bis 221 n. Chr. reichte, dabei aber einer abweichenden Berechnungsweise, der sogenannten Alexandrinischen Aera, folgte. Das Werk selbst ist verloren gegangen, doch haben sich einzelne nicht ganz unbedeutende Fragmente, wie z. B. das Verzeichniß der olympischen Sieger (herausg. von Rutgers, Leyden 1862), bei den christl. Geschichtschreibern erhalten. Von einem andern großen Sammelwerke, das er «Cesti» (d. i. Gürtel) benannte, sind ebenfalls Bruchstücke auf uns gekommen.

Afrika ist ungeachtet der bewundernswürdigen Fortschritte, welche seine Erforschung in unserm Jahrhundert gemacht hat, immer noch der am mangelhaftesten bekannte Erdtheil. Seine geringe Gliederung, seine Armuth an schiffbaren Flüssen, das tödliche Klima seiner tropischen Küsten und Niederungen, seine sonnendurchglühten Wüsten, die Barbarei und der religiöse Fanatismus seiner Bewohner haben den Verkehr der Culturvölker mit diesem Continent von jeher außerordentlich erschwert. Weite Räume des Innern, selbst große Landstriche in der Nähe der Küsten, sind uns bis auf den heutigen Tag gänzlich unbekannt geblieben; von andern wissen wir nur, was vereinzelte Reisende gesehen oder von Eingeborenen erkundet haben. In jeder Hinsicht, in Geschichte, in Geographie, in Natur- und Völkerkunde, stoßen wir hier auf die empfindlichsten Lücken, sodaß ein Erfassen des Ganzen, eine zusammenhängende Uebersicht zur Zeit noch unmöglich ist.

Der Name A. ist uns von den Römern überliefert. Wie die Griechen den westlich von Aegypten gelegenen Theil dieses Continents Libyen (Λιβύη) nannten, weil sie zuerst mit den Lowata oder Luba, den Bewohnern ihrer im 6. Jahrh. v. Chr. gegründeten Colonie Cyrene, bekannt wurden, so wendeten die Römer, die im Gebiete von Karthago zuerst Fuß faßten, den Namen der dort einheimischen Afarikas oder Awrighas, von ihnen Afri oder Africani genannt, auf das ganze nördl. Küstenland an. Wahrscheinlich haben wir in den Auraghen, einem der vornehmsten und ehemals bedeutendsten Targistämme, der jetzt über die Sahara bis an die Ufer des Niger zerstreut lebt, die Nachkommen jener Afarikas. Uebrigens bezeichnete bei den Römern der Name A. meist nur die nördl. Küstenländer westlich von Aegypten, also etwa das, was die Araber El Maghreb nennen. Sie unterschieden davon das östlichere Aegypten und das südlichere Aethiopien, das jenseit des Atlas und Cyrenaikas begann; doch begreift Mela auch Aethiopien mit unter dem Namen A.

Lage, Größe und Gestalt. Südlich von Europa und südwestlich von Asien gelegen, bildet A. das dritte Glied der Alten Welt, mit deren übrigen Theilen es nur im NO. durch den 16 deutsche M. breiten Isthmus von Suez zusammenhängt. Es erstreckt sich von 37° 20′

nördl. Br. (Cap Blanco) bis 34° 50′ südl. Br. (Cap Agulhas) und von 17° 34′ westl. L. (Cap Verde) bis 51° 16′ östl. L. von Greenwich (Cap Guardafui), also durch 72 Breiten- und 69 Längengrade, vom Aequator ziemlich in der Mitte seiner Längenausdehnung durchschnitten. Sein Flächeninhalt umfaßt etwa 552000 deutsche Q.-M. Es ist demnach mehr als dreimal so groß wie Europa und steht unter den Erdtheilen, wenn wir Nord- und Südamerika als zwei verschiedene Erdtheile auffassen, nur Asien nach; es macht etwa ein Fünftel alles Festlandes und ein Siebzehntel der ganzen Erde aus. Die begrenzenden Meere sind im N. das Mittelländische mit der Straße von Gibraltar, im W. das Atlantische, im O. das Indische mit der Straße Bab-el-Mandeb und dem Rothen Meer. Die Gestalt A.s ist abgerundeter, compacter als die jedes andern Erdtheils. Das breite Oval der Nordhälfte setzt sich gegen S. in ein Dreieck mit abgestutzter Spitze fort. Dieses Dreieck ist aber etwas gegen O. verschoben, sodaß seine östl. Spitze, das Somali-Land mit dem Cap Guardafui, halbinselartig vorspringt, während an der Westseite der große Busen von Guinea als einzige bedeutende Gliederung des Continents eindringt.

Die Küsten A.s haben mithin eine äußerst geringe Entwickelung; ihre Länge beträgt nur ungefähr 3520 deutsche M., wovon auf das Mittelländische Meer 600, auf den Atlantischen Ocean 1470, auf den Indischen Ocean 1110 und auf das Rothe Meer 340 kommen. Von dem flachen Delta des Nil gegen W. zieht sich die Nordküste, ohne größere Häfen zu bilden und allmählich steiler werdend, westnordwestlich zum Tafelland von Barka, das schroff und felsig in das Meer abfällt. Zwischen diesem Tafelland und dem vom Atlasgebirge durchzogenen Hochland der Berberei liegt die einzige größere Einbuchtung der Nordküste, der Meerbusen der Syrten, mit dem Golf von Sidra (Große Syrte) im O. und dem Golf von Kabes (Kleine Syrte) im W. Eine flache, sandige, von SO. nach NW. verlaufende Küste begrenzt ihn im S., während im W. die tunesische Küste durch den Golf von Kabes, den nördlichern Busen von Hammamet und die Caps Kabudia und Bon reicher gegliedert erscheint. Von Cap Bon wendet sich die Küstenlinie wieder westlich und etwas südlich nach der Straße von Gibraltar hin. Hohe, felsige Ufer, selten mit flachen Strichen abwechselnd, viele steile Vorgebirge und zahlreiche Buchten zeichnen diese Strecke aus; doch ist auch sie arm an guten Häfen und Küsteninseln und hat ihre größere Belebung hauptsächlich nur der franz. Herrschaft über Algerien und dem dichter bewohnten, von Natur der Cultur zugänglichern Hinterlande zu verdanken. In der Halbinsel von Tetuan springt die Nordwestecke A.s nordwärts gegen Spanien vor und bildet östlich den schönen Hafen von Ceuta, westlich das Cap Spartel. Zwischen beiden zieht sich eine 7 M. lange felsige Küste mit der Handelsstadt Tanger hin. Es bildet diese Küste die südl. Begrenzung der 2 M. breiten, durchschnittlich 300 F. tiefen Straße von Gibraltar, welche mit ihrer beständig von W. nach O. fließenden Strömung und den herrschenden Nordwinden den Schiffen zwar oft große Schwierigkeiten und Gefahren verursacht, aber seit den ältesten Zeiten eine der wichtigsten Verkehrsstraßen war, obgleich sie erst in histor. Zeiten ihre jetzige Tiefe und Breite erlangt zu haben scheint.

Bei Cap Spartel beginnt die atlantische Küste, sofort eine südwestl. Richtung annehmend. Bis zum Cap Ger, dem äußersten, 4400 F. hohen Endpunkt des Atlas, ist sie flach und sandig, ohne eigentlichen Hafen, aber durch viele marokk. Handelsstädte belebt. Gleich südlich vom Cap Ger bildet sie den schönen Hafen von Agadir und bleibt dann bergig bis zum Cap Nun. Zwischen diesem und dem Senegal, durch mehr als 12 Breitengrade, tritt die Sahara bis an den Rand des Meeres vor und verbreitet ihre Schrecken bis weit hinaus in den Ocean. Nicht nur setzt sich der sandige Boden mit zahlreichen Klippen weit unter dem seichten Wasser fort, selbst die Luft verfinstert sich häufig durch den aus der Sahara hinausgewehten feinen Sand. Der dieser Küstenstrecke zunächst gelegene Theil des Ocean, außerdem durch häufige Windstillen und eine nordsüdl. Strömung gefährlich, heißt daher das Dunkelmeer. Als geradezu unüberwindlich auf dieser Strecke galt im spätern Mittelalter lange Zeit das Cap Bojador. Weiter springt Cap Blanco gegen Westen vor, an welches südlich die einst von den Portugiesen besiedelte Bai von Arguin angrenzt. Hier ändert die Küste ihre bisherige südwestl. Richtung in eine südliche um, welche sie bis Cap Roxo beibehält. Auf dieser Strecke erreicht sie ihren westlichsten Punkt im Cap Verde, bleibt flach und dürr, wird aber durch die hier mündenden Flüsse Senegal, Gambia und Casamanze belebt, welche zu einem beträchtlichen Handelsverkehr mit dem nun wieder dicht bevölkerten Binnenlande Gelegenheit bieten. Beim Cap Roxo biegt die Küste nach SO. um und setzt sich als Sierra-Leone- und Pfefferküste in dieser Richtung bis zum Cap Palmas fort, vielfach durch breite Flußmündungen eingeschnitten, mit mannich-

faltiger Bodengestaltung und kleinen Inseln (darunter der Archipel der Bissagos, die Loßinseln und die Scherboroinsel) und den Caps Verga, Sierra-Leone und Mesurado. Vom Cap Palmas an streicht sie als Zahn- und Goldküste, sehr niedrig und viele seichte, weit ins Land eindringende Lagunen und Kanäle bildend, bis zu dem ebenfalls kaum über das Niveau des Meeres sich erhebenden Nigerdelta. Obgleich ohne Häfen und wegen der Sandbänke und Klippen schwierig anzufahren, erfreut sich dieses Küstenland von Oberguinea eines lebhaften Seehandels und besitzt zahlreiche europ. Niederlassungen und Factoreien. Das Delta des Niger mit dem Cap Formosa tritt aus dem Hintergrunde des von Ober- und Niederguinea begrenzten Meerbusens von Guinea hervor und trennt die Bai von Benin von der Bai von Biafara, welche durch eine reiche Bodengliederung begünstigt ist. Hier erhebt sich zwischen dem breiten Aestuarium des Alt-Calabar und dem Delta des Dualla der 13760 F. hohe vulkanische Gebirgsstock des Camerun unmittelbar vom Meere aus, und ihm gegenüber bildet der 10700 F. hohe Clarence-Peak die Insel Fernando Po. Alle Elemente zur Entwickelung eines blühenden Handels sind hier gegeben, und der Verkehr ist auch jetzt schon ein beträchtlicher; doch steht daneben der Sklavenhandel hier, wie an den Küsten des Meerbusens von Guinea überhaupt, immer noch in Blüte. Von der Bai von Biafara verläuft die Küste von Niederguinea ziemlich gerade nach Süden. Ein abwechselnd breiteres und schmaleres Flachland trennt das terrassenförmig aufsteigende Randgebirge von dem Meere, in dem sich eine südnördl. Strömung bemerklich macht. Die franz., engl. und amerik. Etablissements am Gabun und die portug. Besitzungen in Angola und Benguela veranlassen hier ebenfalls einen nicht unbedeutenden Schiffsverkehr. Fast unter dem Aequator finden wir die tiefe Meeresbucht des Gabun, dann folgen gegen S. Cap Lopez und das Delta des Ogobai, die kleine Bucht von Majumba, die Mündung des Congo oder Zaire, die flache Halbinsel von Loanda, die Mündung des Coanza, die Bucht von Benguela, der Hafen von Mossamedes, die Kleine Fischbai, das wüste, 200 F. hohe Cap Negro mit Port Alexander, die Große Fischbai und die Tigerspitze. Von hier an südöstlich bis zur Capcolonie bildet die Küste eine abschreckende Sand- und Felsenwüste. Nur die Walfischbai gewährt den wenigen Schiffen, welche für die Bedürfnisse der Missionsstationen und Elefantenjäger im Damaraland sorgen, Schutz. Die kleine Insel Itschabo bei der Marschallbucht zog in den Jahren 1843—45 durch ihren Guano ganze Flotten herbei, war aber bald erschöpft. Jenseit des Orangeflusses beginnt die engl. Capcolonie mit ihren hafenreichern und belebtern Küsten; namentlich zeichnet sich die Südwestspitze A.s durch vorzügliche Häfen aus. Dort finden wir die St.-Helenabai, die geschützte Saldanhabai, die Tafelbai mit der Capstadt, die Falsebai und zwischen beiden das Cap der guten Hoffnung, östlicher die Walkersbai und das Cap Agulhas oder Nadelcap, die Südspitze von A.

Bis zur Algoabai behält nun die Küste eine westöstl. Richtung, mit geringer Ablenkung gegen Norden, bei. Sie ist zwar hier reich an Buchten und Baien, aber die vorliegende Nadelbank (Agulhasbank) sowol wie die häufigen Stürme und die starke ostwestl. Meeresströmung nebst den heftigen Brandungen gefährden die Schiffahrt. Von der Algoabai wendet sich die Küste nordöstlich. Grün und felsig, wird sie von vielen Flüssen unterbrochen, bildet aber keine Häfen bis zum Port Natal, dem Hafen einer der jüngsten, rasch aufblühenden engl. Colonien. Flacher werdend, setzt sie sich nach der großen Delagoabai mit sumpfigem Waldland und bis zum Cap Corrientes in derselben Richtung fort, macht aber dann zwischen diesem und der Bai von Mozambique als Küste von Sofala und Mozambique eine große Einbuchtung, in welcher von S. nach N. Port Inhambane, die Sabiamündung, die Bai von Sofala und das Delta des Zambesi aufeinander folgen, und welche die Westseite des zwischen ihr und der Insel Madagaskar sich ausbreitenden Kanals von Mozambique bildet. Sandbänke, Untiefen, Koralleninseln, Brandungen und Strömungen sowie der Mangel an guten Häfen machen auch diesen niedrigen und einförmigen Küstenstrich der portug. Besitzungen in Ostafrika der Schiffahrt gefährlich. Von Mozambique bis Cap Delgado geht die Küste gerade nach N., behält dann aber, mit Ausnahme der flachen Einbiegung der Suaheliküste bei Zanzibar, die nordöstl. Hauptrichtung bis zum Cap Guardafui. Sie bleibt niedrig, sandig, oft sumpfig, von bewaldeten Flußdeltas durchbrochen und mit Inseln besäumt, durch Handel ziemlich belebt, aber auch ein Centrum des Sklavenhandels, bis zu dem Dreieck des Somalilandes nördlich vom Aequator, das steil und felsig hoch aus dem Meere aufsteigt. Dieses Dreieck begrenzt mit seiner Nordküste den Golf von Aden gegen S. Erst im westlichsten Theile wird die Somaliküste flach, bildet den kleinen Hafen von Berbera, dann nordöstlich aufsteigend die Spitze, auf der Zeila

liegt, und westlich davon den tief gegen SW. einschneidenden Golf von Tedjura, mit dem vulkanischen Kreisbecken Dubet Harab. Das Norduser des Golfs von Tedjura ist die Danakilküste mit dem Ras Bir, welche, sich nordwestlich bis gegen Massana hinziehend, die Straße Bab-el-Mandeb, den Eingang zum Rothen Meere, und dieses selbst im SW. begrenzt. Die nur $3^1/_2$ deutsche M. breite Straße wird durch die von England in Besitz genommene kleine Insel Perim in zwei ungleiche Arme getheilt und vollständig beherrscht. Das Rothe Meer (Bahr Dolsum der Araber), welches Arabien von A. scheidet, ist wegen seiner Korallenklippen, seiner nach den Jahreszeiten wechselnden heftigen Winde und selbst wegen der auf ihm herrschenden, oft unerträglichen Hitze wenigstens für Segelschiffe schwierig und gefahrvoll, aber dennoch für den Verkehr zwischen Europa resp. Aegypten und den asiat. Gewässern von größter Bedeutung. Seine, mit Ausnahme weniger Punkte öde afrik. Küste hat im allgemeinen eine Richtung von SO. nach NW. Nennenswerthe Einbuchtungen und Vorsprünge sind die Bai von Adulis mit dem vorliegenden Dachlak-Archipel, der Hafen von Massana, die Bucht von Aqiq, der Hafen von Suakin, Ras Rauai, Ras Elba mit dem 6900 F. hohen Djebel Elba dahinter, und Ras Benaß mit dem Golf von Berenice. Gegen N. läuft das Rothe Meer in zwei schmale Arme aus, das westlichere Bahr Suez, mit dem Hafen von Suez, und das Bahr Akaba, welche beide die Halbinsel Sinai umfassen.

An Inseln ist A., mit einziger Ausnahme von Südamerika, der ärmste Continent. Nur $^1/_{48}$ seines Flächeninhalts besteht in Inseln, und diese haben zusammen ein Areal von 11600 Q.-M., nämlich: 1) Inseln im Indischen Ocean: Socotora 80, die Zanzibargruppe 40, die Seychellen 10, die Amiranten 22, die Comoren 63, Madagaskar 11000, die Maskarenen $54^1/_2$ (mit Mauritius 22, Réunion $30^1/_2$, Rodriguez 2), der Archipel im NO. von Madagaskar 23, Roche de l'Union $1^1/_2$ Q.-M.; 2) Inseln im Atlantischen Ocean: die Madeiragruppe 18, die Canarischen Inseln 140, die Capverdischen Inseln 80, die Guineainseln 70 (mit Fernando Po 34, Prinzeninsel $4^1/_2$, Annobom 4, St.-Thomas 28), Ascension 0,8, St.-Helena 6, Tristan da Cunha $2^1/_2$ Q.-M.

Bodengestaltung, Geologisches. Die Eintheilung des Erdtheils in das südl. Hochafrika, die nördl. getrennten Gebirgsländer und das beide verbindende Flachafrika, welche K. Ritter schon 1822 aufgestellt hat, kann man auch jetzt noch beibehalten. Dagegen ist man seitdem zu richtigerer Kenntniß der Gestalt, Gliederung, Höhenlage und geologischen Bildung dieser Theile gelangt. Namentlich hat man erkannt, daß Hochafrika nur an einem Theile seines äußern Randes terrassenförmig sich aufbaut, im ganzen aber eine Mulde darstellt, ein großer Theil von Flachafrika dagegen keineswegs Tiefland ist, sondern Hochebenen bildet.

1) Die südafrikanische Mulde mit nordsüdl. Längenerstreckung hat ihre tiefste Einsenkung in der Gegend des Ngami- und Kumadausees (2—3000 engl. F.) in 20—22° südl. Br. Ihr Boden steigt von da aus südlich gegen die Capcolonie um etwa 2000 F. an und um ebenso viel gegen N., um dort die Hochebene von Lobale und Londa (6—12° südl. Br.) zu bilden, die sich weithin vollkommen horizontal ausbreitet. Ob von dieser Hochebene gegen N. eine ähnliche Neigung stattfindet wie gegen S., oder ob sie dort ein steiler Abfall oder ein Gebirgsrand begrenzt, ist noch unbekannt. Jedenfalls kann sie sich nicht weit über den Aequator hinaus fortsetzen, denn unter 9° nördl. Br. liegt die Ebene des Centrallandes nur 950 F. über dem Meere. In NO. gehört zu ihr wahrscheinlich noch die 3—4000 F. hohe Ebene, welche die großen ostafrik. Binnenseen Ukerewe (3553 F.), Tanganjika (1800 F) und Niassa (2000 F.) umfaßt. Gegen O. und W. steigt das Centralbecken der südafrik. Mulde ganz allmählich nach den Höhenzügen an, die es von den Küstenstrichen scheiden. Die Entfernung zwischen den Kämmen des östl. und westl. Höhenzugs beträgt ungefähr 150 M. Diese Kämme selbst entbehren fast ganz der hervorragenden Gipfel, und auch in dem von ihnen umschlossenen Raum unterbrechen nur einzelne, meist niedrige Hügel die Ebene. Selbst die bis 10000 F. (Mfumbina) ansteigenden Berge nördlich vom Tanganjikasee, von Speke irrthümlich für die Mondberge angesehen, sind isolirte Erhebungen, die kein zusammenhängendes Gebirge bilden. Höhe und Breite des Muldenrandes wechseln bedeutend. Der Südrand erhebt sich in dem Tafelland der Roggeveld-, Nieuweveld-, Koudvelds- und Schneeberge zwischen 4000 und 7000 F. und erreicht im Kompaßberg oder Spitzkop mit 10200 F. die höchste Gipfelhöhe des Caplandes. Dieser Rand fällt gegen S. terrassenförmig zu der 12—20 M. breiten, baumlosen Karrooebene ab, die eine mittlere Erhebung von 3—4000 F. hat, schickt aber gegen SO. einen Gebirgszug aus, dessen bedeutendste Gipfel der Große Winterberg (7806 F.), der Kleine Winterberg (5870 F.) und der Gaikaskop (6480 F.) sind, während im W. der Karroo

als isolirte Kuppen der Sneeuwkop (6335 F.) und Winterhoek (6840 F.) emporragen. Die Karroo fällt wiederum terrassenförmig gegen W. und S. ab nach der niedersten Stufe des Caplandes, welche nur von geringern Höhen, darunter dem Tafelberge (3200 F.) bei der Capstadt, unterbrochen wird. Der Westrand des Centralbeckens zieht sich von den Roggeveldbergen nordnordwestlich über die Kamiesberge (5150 F.) nach Klein- und Groß-Namaqualand, wo seine breite, wüste Scheitelfläche bei Amhub 4480 F., bei Rehoboth 5350 F. hoch liegt, und steigt im Plateau des Damaralandes (21—22° südl. Br.) bis 6000 F. mittlerer Erhebung und 8800 F. Gipfelhöhe (Omatakoberge). Ferner setzt er sich durch die Hochebene von Ovambo nach Benguela fort, wo er das Hochland bildet, auf welchem die Zuflüsse des Ngamisees und die westl. Nebenflüsse des Liambye einerseits, der Coanza, Cunene und die zwischenliegenden, der atlantischen Küste zuströmenden Gewässer andererseits entspringen. Unter 10° südl. Br. ist dieser Westrand etwa 5000 F. hoch, senkt sich, von dem 20 M. breiten Längsthal des Quango 1000 F. tief eingeschnitten, nur langsam nach der Küste hin (Pungo Andongo in Angola liegt noch gegen 4000 F. hoch) und geht, umgrenzt von zahlreichen einzelnen Bergen und Hügelketten, allmählich in die Ebene am untern Coanza über. Weiter nordwärts setzt er sich durch das Tafelland Hungo und über den Congo, der seine Granitmassen durchbricht, jenseit des Aequator nach der Serra do Cristal fort, die sich etwa 15 M. von der Küste in drei Stufen bis 5000 F. erhebt. Der Ostrand des Centralbeckens geht von den Schnee- und Stormbergen des Caplandes als 5—7000 F. hohes Plateau durch die Oranjefluß- und Transvaalsche Republik nach NNO., gegen O. mit den Wittebergen und den bis 9000 F. ansteigenden Drakenbergen (oder Quathlambagebirge) nach Kafraria, Natal und dem Sululande steil abfallend, die nicht so deutlich wie das Capland in Stufenflächen, durchschnitten von zahlreichen Flüssen, sich nach dem Meere hin abdachen. Jenseit des Limpopo breitet sich dieser Ostrand zu einem mehr als 100 M. breiten Bergland aus, durch welches der Zambesi seinen Lauf nimmt, westlich mit dem Matoppogebirge und dem Hochland der Batoka (5300 F.), östlich mit dem Lupatagebirge (gegen 2000 F.), den Morumbalabergen (3—4000 F.), den Niamongabergen (3—4000 F.) u. s. w. Nördlich vom Zambesi umschließt die östl. Randerhebung den Schirwasee mit dem Melandjagebirge und dem 7—8000 F. hohen Zombaberg, senkt sich dann östlich vom Niandscha oder Niassa bis auf 3000 F. und setzt sich in der 4—6000 F. hohen Bergregion von Usagara nach den Plateaux von Djaga und Ukambani fort, aus denen zwischen 1° und 4° südl. Br. die höchsten Gipfel A.s, die schneetragenden Vulkanberge Kilimandjaro (20065 F.), Kenia u. a. sich als gewaltige isolirte Massen erheben. Diese Riesenberge, ohne Zweifel die Schneeberge des Ptolemäus, bilden wahrscheinlich die äußersten südl. Vorsprünge einer großen Gebirgsregion, welche das Nilbecken im O. begrenzt.

Für die Kenntniß des geol. Baues von Hochafrika sind besonders die Beobachtungen von A. Bain in der Capcolonie von Bedeutung. Er hat gezeigt, daß die ältesten Gesteine (krystallinischer Gneis und Thonschiefer, hier und da von Granit durchbrochen) einen unterbrochenen Küstensaum im S., W. und O. um die Colonie bilden und von Sandsteinen überlagert werden, welche nach den eingeschlossenen Fossilien zu den ältesten der versteinerungführenden Gebilde gehören. Diese Urschichten nehmen die höhern Strecken ein, bedingen durch ihre ziemlich horizontale Lagerung die charakteristische Tafelform der südafrik. Berge, neigen sich von allen Seiten nach dem Innern des Landes und werden von kohlenführenden Schichtgesteinen überlagert. Ueber all diesen alten Schichten, und daher das große Centralbecken einnehmend, kommen Schichtgesteine vor, die nur Land- und Süßwasserfossilien führen. Bain entdeckte darunter höchst eigenthümliche Vierfüßler, z. B. den Dicynodon, einen der Secundärperiode angehörigen Repräsentanten der Hippopotamen. Die ältern Gesteine, welche den Rand der Mulde bilden, umgaben ohne Zweifel ein sumpfiges oder seeartiges Land im Innern, und die jetzigen Seen, Flüsse und Sümpfe sind nur die Ueberreste derer aus dem mesozoischen Zeitalter. Aber seit jener Urzeit ist das Land bedeutend gehoben worden, Eruptivgesteine sind stellenweise durchgebrochen, tiefe Spalten und Engpässe haben sich plötzlich in den umgebenden Höhenzügen gebildet, durch welche einige Flüsse nach außen entkommen, während andere in dem Sand und den Seen des Innern sich verlieren. Vulkanische Thätigkeit ist selten. Im nördl. Theil von Großnamaqualand deuten die warmen Quellen bei Barmen (157° F.), Eikhams (194° F.), Rehoboth und andern Orten auf eine vulkanische Natur des Bodens; auch sollen nach Andersson daselbst manchmal unterirdisches Rollen und Erdbeben vorkommen, obschon sich niemand vulkanischer Ausbrüche erinnern kann. In dem ganzen Centralbecken zwischen

7° und 27° südl. Br. hat sich nach Livingstone wahrscheinlich in den letzten zwei Jahrhunderten kein bemerkbares Erdbeben zugetragen, da sich keine Sage von einem solchen Ereigniß erhalten hat; desgleichen fehlen Anzeichen neuerer Risse oder sonstiger Störungen. Nach der Ostküste zu kommen dagegen wieder Erdbeben vor. So haben sich im Lande der Maravi und in nicht großer Entfernung von Tete sowie in Senna zu wiederholten malen leichte Erderschütterungen ereignet, ebenso an der Küste von Mozambique. Sowol bei Tete als bei Senna finden sich heiße Quellen; desgleichen am Kafue die Quelle Nakalombo, die wegen der Dämpfe, die sie ausstößt, schon von weitem gesehen wird; in den Bakaahügeln die Quelle von Serinane; andere in der Transvaalschen Republik und in Natal, wie namentlich das Warmbad östlich von den Macapanhügeln und eine bedeutende Schwefelquelle an der Tugela.

An nutzbaren und werthvollen Mineralien ist das Centralbecken von Hochafrika sehr arm. Außer Eisenerzen, welche die grüne Kette der Saloischohügel östlich von Lieba in Menge beherbergt und die von den Balonda bearbeitet werden, ist nur das Salz zu erwähnen, welches die Salzlachen der Tuffebenen nördlich von Ntschokotsa liefern. Aehnliche Salzlachen sollen sich auch etwa 14 Tagereisen westlich von Naliele befinden. Sonst scheint dieses wichtige Mineral im Innern Südafrikas ebenso wie im Sudan äußerst selten zu sein. Salz bildet z. B. im Reiche des Muropue einen bedeutenden Einfuhrartikel und nächst Calicot das vorzüglichste Tauschmittel in Angola, wo es im Lande der Quisama am Norduser des untern Coanza in größern Quantitäten producirt und in Krystallmassen von etwa 12 Zoll Länge und 1½ Zoll Dicke verkauft wird. Die Ränder von Hochafrika sind reich an Metallen. Bei Ambriz an der Westküste nördlich von Loanda wird Kupfer gewonnen. Der District Cazengo in Angola besitzt reichhaltiges Eisenerz, das eingeborene Bergleute und Schmiede auf Kosten der portug. Regierung bearbeiten. In Großnamaqualand findet man Zinn, Blei, Eisen und Kupfer, und namentlich enthalten alle Berge um Rehoboth reiche Erzstufen mit 40—90 Proc. Kupfer. Der Betrieb der Minen ist jedoch 1860 wegen des schwierigen Landtransports und wegen Mangel an Brennmaterial eingestellt worden, wogegen die Kupferminen in Kleinnamaqualand noch bearbeitet werden. Auf dem Hochland der Batoka gewinnen die Eingebornen viel Eisen, ebenso haben die Basenga nördlich vom Zambesi, die Anwohner des Ukerewesees und andere Stämme des Innern Eisenindustrie. Weiter hinab am Zambesi nimmt das Gold den ersten Rang unter den Mineralproducten ein, und zwar bildet das goldproducirende Land einen weiten Umkreis um Tete: die Goldausfuhr der Portugiesen aus diesem Theil A.s betrug früher jährlich etwa 100 Pfd., jetzt nur 8—10 Pfd. Außer Gold gibt es am untern Zambesi Kohlen und Eisen, auch einige wenige Edelsteine. In den Tschopohügeln nordöstlich von den Bamangwatobergen kommt nach Moffat viel Kupfer- und Eisenerz vor, und in den Gebieten der holländ. Freistaaten und der engl. Colonie Natal hat man Eisen, Kupfer, Spuren von Gold und Kohle gefunden.

2) Flachafrika nimmt den größten Theil des Continents nördlich vom Aequator ein; sein Uebergang zu dem südl. Hochafrika ist noch unbekannt, eine zusammenhängende, von O. nach W. laufende Gebirgskette zwischen beiden jedoch nicht wahrscheinlich. Oestlich wird es von der Gebirgsregion begrenzt, welche den Raum zwischen dem Nilbecken und dem Indischen Ocean einnimmt; seine Nordgrenze bildet das Mittelländische Meer und das Atlasgebirge; im W. reicht es bis ans Atlantische Meer. Die Beschaffenheit des südlichsten Theils kennt man noch nicht, doch vermuthet man dort in der Aequatorialzone des Innern bewaldete Ebenen und Binnenseen. Außerdem gehören zu ihm der Sudan, die Sahara, die westl. Küstenlandschaften und das Nilbecken. Die Form der Ebene ist die vorherrschende sowol der mit neuen Alluvionen und Tertiärbildungen des Süßwassers bedeckten Niederungen als auch der aus neptunischen Sedimenten gebildeten Tafellandschaften und aus Urgestein gebildeten rauhen Hochflächen. Aber diese Form ist nicht die allein herrschende, sondern zahlreiche, dichter beisammenliegende oder zerstreutere Berg- und Gebirgsinseln der letztgenannten Gesteine des verschiedensten Umfangs erheben sich über das allgemeine Niveau und bringen selbst in die Sahara, die man vor nicht zu langer Zeit für einen endlosen Sandocean hielt, Mannichfaltigkeit des Reliefs.

Die südlichsten bekannten Theile des Flachlandes haben eine geringe Erhebung über den Meeresspiegel: die Ebenen am Nil unter 5° nördl. Br. 1500 F., der Tuborisumpf zwischen Benue und Schari in 9° nördl. Br. 950 F., der Tsadsee unter 13° und 14° nördl. Br. 830 F. Es sind meist weite, dünnbewaldete Ebenen mit Süßwasserkalk, Mergel und jüngern Alluvionen, und zerstreute Berginseln aus krystallinischem Gebirge. Eisenerze sind in dieser Zone sehr verbreitet und werden von vielen Negerstämmen verarbeitet. Eine zweite Zone wird durch das Hervortreten zahlreicher Berg- und Gebirgsinseln der krystallinischen Gesteine und

granitische Hochflächen charakterisirt. Zu dieser Zone gehören Nubien, Kordofan, Darfur, das kupferreiche Dar Banda und Dar Fertit, Wadai, Bagirmi, das granitische Mandara, die Berginseln bei Jacoba, Munio, Katsena sowie die durch eisenführende Sandsteine unterbrochenen Granit- und Schieferflächen zwischen dem Hausa und Timbuktu. Diese Zone liegt bei Chartum am Zusammenfluß des Blauen und Weißen Nil ungefähr 1120, in Kordofan 13—1700 F. über dem Meere. Die dritte Zone umfaßt die goldreichen Hochländer der Mandingo im S. des Niger, mit dem sogenannten Konggebirge, das keine zusammenhängende Kette bildet, sondern aus Reihen isolirter, oft sehr ausgedehnter, bis 2000 F. hoher Tafelberge besteht; ferner die Tiefebenen des Küstenstrichs am Busen von Guinea, am Gambia und Senegal, und das mannichfaltiger gestaltete Hochland von Futa Djallon, wo sich auf der 2500—3000 F. hohen, von tiefen Thälern durchzogenen Granitplatte bedeutende Berge, wie der Pic von Tonturu, Pellat und Sundumali (letzterer ungefähr 10000 F. hoch und zu Ende der Regenzeit Schnee tragend) erheben. Von dem Westrande des südl. Hochafrika wird diese Zone getrennt durch eine von SW. nach NO. streichende Reihe hoher Vulkanberge, als deren bedeutendster der Mongo-ma-lobah oder das Camerungebirge (13760 F.) im Hintergrund des Busens von Guinea an der Küste emporsteigt. Dieser an Kratern überaus reiche Vulkan scheint noch nicht ganz erloschen zu sein. Von ihm aus scheint sich die Vulkanreihe weit nach NO. bis nach Adamaua fortzusetzen; südwestlich bildet sie die hohen Vulkaninseln Fernando Po (10700 F.), Prinzeninsel (4000 F.), St.-Thomas (7200 F.) und Annobom (2700 F.).

Die vierte Zone umfaßt die Sahara (s. d.) und besteht vorzugsweise aus Tafelland mit vorherrschenden paläozoischen Sand- und Kalksteinen. Gegen N. terrassenförmig abfallend (Plateau von Barca, Ghuriangebirge u. s. w.), scheint dieses Tafelland eine durchschnittliche Erhebung von 1000—2000 F. zu haben, bildet aber keineswegs eine einförmige Ebene, sondern gestaltet sich bald zu furchtbar öden, steinigen Hochflächen (Hammaden), getrennt durch breitere oder schmalere Wadis, bald zu Niederungen, die oft von Sanddünen bedeckt oder salzhaltig sind, bald zu einzelnen Bergzügen oder ganzen Gebirgsgruppen. Die noch fast ganz unbekannte Osthälfte der Sahara scheint reich an Bergen und Felsen zu sein, so die Landschaften Tibesti, Borgu und Wadjanga; doch erheben sich die höchsten Gipfel vielleicht nicht über 3000 F. Für die mittlere Region der Sahara sind die von zahlreichen Wadis durchschnittenen Plateaubildungen charakteristisch, die Duveyrier daselbst nachgewiesen hat, und zwischen denen das Gebirgsland der Hagar sich erhebt. Nördlich vermittelt eine abschreckende Region hoher Sanddünen (el-Erg), die sich durch die ganze algerische Sahara von Marokko bis Tunis hinzieht, den Uebergang von den Plateaux zu einer theilweise unter dem Meeresspiegel gelegenen Niederung, in welcher sich große Salzlagunen oder Schotts (Schott Kebir, Schott Melrir) ausbreiten, als moderne Repräsentanten des Meerestheils, der sich ehemals vom Golf von Kabes aus in die heutige Sahara hineinzog und wahrscheinlich das Atlassystem von dem übrigen A. ganz trennte. Im westlichsten Theile der Sahara findet sich eine nicht minder wechselnde Beschaffenheit des Bodens. Eigenthümlich ist dem der Westküste zunächst gelegenen Striche, daß abwechselnde Zonen von felsigem Boden und breitern oder schmalern Sanddünengürteln von SW. nach NO. sich hinziehen. Mächtige Steinsalzlager finden sich unter anderm bei Bilma, bei Taodenni in der großen Einsenkung el-Djuf (d. i. dem «Bauche der Wüste») und bei der Sebcha Idjil.

3) Die nördlichen getrennten Gebirgsländer K. Ritter's beschränken sich jetzt, da man die Höhen von Tripoli und Barca als Ränder des Wüstenplateau erkannt hat, eigentlich auf das Atlassystem, welches sich vom Cap Ger durch Marokko, Algerien und Tunis bis zu den Syrten, 300 M. lang, hinzieht. Wir ziehen aber hierzu auch das Gebirgssystem östlich vom Nilbecken, das gewöhnlich als nordöstl. Fortsetzung von Hochafrika gilt und von dem letztern auch nicht vollständig abgetrennt ist, aber nach Form und Structur durchaus selbständig auftritt. Die Atlasländer haben einen ganz europ. Charakter; ihr Culminationspunkt ist der Miltsin (10696 F.) südlich von der Stadt Marokko. Krystallinisches Gebirge tritt nicht als Gebirgsland auf, aber an der Süd- und Nordseite des hohen Atlas, an zahlreichen Küstenpunkten des Mittelmeeres und in einzelnen elliptischen Massen des Innern. Silurisches und devonisches Uebergangsgebirge, Dolomite, die Glieder des Jura und in reicher Entwickelung die ganze Folge der hier Steinsalz führenden Kreideformation, Nummulitengebirge und die verschiedenen jüngern Abtheilungen des Tertiärgebirges bis zum Diluvium setzen das Land zusammen und stimmen in jeder Weise mit den Bildungen des südeurop. Bodens. Die Haupthebung erfolgte in der Richtung aus ONO. nach WSW. An Metallen bietet das Atlassystem

viel Eisen und Kupfer (bei Tetuan, Tarudant, Marokko, im Kleinen Atlas in Algerien), Blei (bedeutende Minen im Djebel Ressas in Tunis), etwas Zinn, Antimon (bei Ceuta), Silber (bei Tanger und Dschesula), Gold (in Sus). Schwefel findet sich in Marokko. Das Gebirgssystem östlich vom Nilbecken beginnt im Süden mit der Gruppe von Vulkanen, welche, zum Theil noch thätig, im Kilimandjaro (20065 F.) und Kenia bis über die Schneegrenze (16400 F.) emporragen, und deren vorliegende Plateaux von Djaga, Usambara und Pare nach v. d. Decken aus Glimmerschiefer bestehen, der von einem ältern vulkanischen Gestein und sodann von neuern Gesteinen, unter diesen besonders von Basalt, seltener von Trachyt, durchbrochen wird. Daß von diesen Plateaux aus gegen N. nach Kaffa und Abyssinien eine Gebirgsregion sich fortsetzt, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht erwiesen, und an dieselbe schließt sich östlich das ebenfalls noch unbekannte Hochplateau des Somalilandes an. Fast ganz Abyssinien ist von Gebirgen eingenommen, und auch weiter nördlich erfüllen sie einen großen Theil des Raumes zwischen dem Nil und dem Rothen Meere bis nach Suez hin. Krystallinisches und gehobenes Uebergangsgebirge, Thonschiefer, Kalksteine, horizontal gelagerte Flötzbildungen, geschichtete vulkanische Gesteine, basaltische und trachytische Kegelberge, Vulkankegel mit Lavaströmen sind die Elemente, welche den Charakter der verschiedenen Abtheilungen dieses Hochlandes bedingen, hier die Tafel- dort die wirkliche Gebirgslandschaft, hier der Terrassen-, dort der Kettenbau des Landes.

Süd- und Nordabyssinien verdanken ihr eigenthümliches Gepräge den kolossal entwickelten vulkanischen Sedimenten, deren Tausende von Bänken sich zu den riesigsten Plateaumassen ihrer Art auf der Erde aufthürmten, welche gegenwärtig durch Thalspalten, die in ihrer Tiefe ebenso wenig ihresgleichen finden, in gipfellose Hochgebirge zertheilt sind. Der Wechsel weicher Tuffmassen mit festen Gesteinen bedingt den Wechsel steiler Felswände und bewachsener Gehänge oder anbaufähiger Terrassen. In Schoa herrschen die trachytischen Gesteine, durchbrochen und überdeckt von Basalt; im N. Abyssiniens nehmen diese Gesteine auch an der Bildung des westl. Amhara, besonders der 8000 F. hohen Stufe von Woggera, wesentlich Antheil; das bis 14000 F. sich erhebende Hochgebirge von Simen aber besteht ganz aus basaltischen Gesteinen. Jene vulkanischen Sedimente zeigen keine Spur von Kraterbildung. Dagegen finden sich rings um sie bis zu den Küsten des Rothen Meeres und bis in die fernen Niederungen im N. und W. basaltische und trachytische Kegelberge, Vulkankegel und Lavaströme. Abyssinien war einst einer der Herde großartigster vulkanischer Thätigkeit; gegenwärtig ist diese erloschen bis auf die der Thermen im Innern und seltener Eruptionen an den Küsten des Rothen Meeres (Vulkan von Edd).

In den nördlich folgenden Bogos- und Hababländern herrscht Granit als Grundgebirge; die Plateaux erheben sich dort bis 2000 F. über die 4000 F. hohe Thalsole des Ain Saba. Jenseit des aus Kalkstein bestehenden Orbei Langei (17½° nördl. Br.) verschwindet im nubisch-ägypt. Küstengebirge jede Andeutung von Plateaubildung. Nördlich von der Grenze des tropischen Regens ist es eins der ödesten Gebirgsländer der Welt, in welchem das krystallinische Grundgebirge in nacktester Wildheit zu Tage tritt. Nur die Gewinnung prachtvoller Gesteine, Granite, Porphyre, Diorite, herrlicher Breccien, die Smaragd- und Beryllgruben des Djebel Sobara, die Bergwerke auf Blei, Kupfer und Gold konnten zu den Zeiten des Alterthums in diese Oede Leben bringen. Es ist keine einfache Kette, sondern ein System zahlreicher Gebirgsstöcke, das sich längs des Rothen Meeres nach N. zieht, wo es im Djebel Elba 6900 F. erreicht, und welches von O. nach den Wüsten des Innern seine zahlreichen Arme ausstreckt in Bergketten und Reihen von Bergen und Klippen. Soweit sich die Katarakten des Nil erstrecken, erreichen oder überschreiten jene Arme den Nil bis nach Assuan hinab, wo der letzte Katarakt über den schönen rothen Granit fällt, der weit über den NO. von A. verbreitet ist. Russegger vergleicht die innere Grenze des krystallinischen Gebirgs mit den Küsten Norwegens mit ihren Fjorden, Landzungen und Inseln. Weit ins Innere des Gebirgs ziehen, wie dort das Meer, so hier die neptunischen Bildungen Nubiens und Aegyptens, hier selbst in Mulden meridionaler Erstreckung. Die horizontale Auflagerung der Sandsteine auf Granit und Schieferklippen beweist, daß dies schon die Gestalt der Küste war, ehe der Sandstein sich ablagerte. Von Assuan an entfernt sich das krystallinische Gebirge vom Nil; am Wadi Araba ist seine Nordgrenze.

Gewässer. Der berühmte Afrikareisende Edoardo Lopez behauptete im 16. Jahrh., daß A. an großen Seen so reich sei, wie kein anderer Theil der Welt, und auf alten Karten sehen wir das Innere des Continents mit Seen angefüllt. Wirklich stellen sich auch diese allmählich auf den neuen Karten wieder ein, nur oft in anderer Lage, Größe und Gestalt. Die

Seen und Flüsse in A. sind sehr ungleich vertheilt. Die nördlich vom Aequator gelegene Hauptmasse des Erdtheils hat wenig Binnenseen aufzuweisen. Außer ganz unbedeutenden in den Atlasländern, Aegypten, Senegambien, Abyssinien u. s. w. finden sich dort nur: der Tsad im mittlern Sudan (33 M. von N. nach S., 29 M. von W. nach O.), eine seichte, zum großen Theil sumpfige Lache, die, von dem Schari und Komadugu Waube gespeist, keinen Abfluß hat, aber dennoch süßes Wasser enthält; östlich davon der viel kleinere Fittri, in welchen der Batha mündet; südlich vom Tsad der von Vogel entdeckte, zwischen Schari und Benue gelegene Tuburisumpf, der in der Regenzeit zum See wird; der Tsana oder Tana (13 M. von NW. nach SO., 8 M. von SW. nach NO., über 600 F. tief) in 5732 F. Meereshöhe, durchflossen vom Abai oder Blauen Nil; der Alelbab unfern des Rothen Meeres, in 14½° nördl. Br., mit vulkanischer Umgebung. Der Nosee ist nur die breite Mündung des Bahr el-Ghasal in den Weißen Nil; er hat, wie die meisten afrik. Seen, eine mit der Jahreszeit sehr variirende Ausdehnung und eine üppige Vegetation von Wasserpflanzen. Wahrscheinlich gibt es noch einige Seen weiter südlich von Bagirmi und Wadai, in der Aequatorialzone des Flachlandes; doch bestehen darüber nur dunkle Andeutungen. Reichlicher vertreten sind die Seen südlich vom Aequator. Hier liegt im O. zunächst der 31. Juli 1858 von Speke entdeckte riesige Ukerewesee oder Victoria Nyanza, welchem der Hauptarm des Weißen Nil entströmt. Mit wahrscheinlich geringer Tiefe breitet er sich 50 M. von N. nach S. und vielleicht ebenso weit von W. nach O. aus, liegt 3553 F. über dem Meere, hat süßes Wasser und soll im NO. mit einem andern beträchtlichen See (vielleicht Krapf's Baringo) im Zusammenhang stehen. Nordwestlich von ihm soll ein ebenfalls sehr bedeutender See, der Luta Nzige, mit dem Nil in Verbindung treten, während westlich eine Reihe von kleinern Seen und südwestlich der etwa 80 M. lange, doch in der Mitte nur 8 M. breite Tanganjika (von Burton und Speke 1858 entdeckt), ebenfalls mit süßem Wasser, von N. nach S. sich hinstreckt und im S. einen Fluß abgibt, welcher den südöstlichern Niassa durchfließen und als Schire in den Zambesi fallen soll. Der Niassa (Nyassa, Nyandja oder Njinjesi) von Roscher und Livingstone 1859 erreicht und von letzterm 1861 fast seiner ganzen Länge nach befahren, hat bei 4—12 M. Breite eine Längenausdehnung von mehr als 50 M. und eine über 690 F. hinabgehende, noch unbekannte Tiefe. Nahe an seinem Südende (14° 25′ südl. Br.) liegt etwas östlicher der ebenfalls von Livingstone entdeckte, gegen 25 M. lange Schirwa- oder Tamanduasee (2000 F. über dem Meere). Der Mofofee bei Lucenda und die noch zweifelhaften Seen Rukwa, Tschama, Ruena und Schnia vervollständigen die Gruppe der ostafrik. Binnenseen. Im W. von Südafrika findet man den 1490 von den Portugiesen entdeckten Aquilondasee, dem ein Zufluß des Congo, der Barbela, entströmen soll. In der südafrik. Mulde ist von den ehemals dort vorhandenen großen stehenden Gewässern nur der kleine, 1849 von Livingstone, Oswell und Murray entdeckte Ngamisee übrig geblieben, der einen Umfang von ungefähr 20 M. hat und in den Zugafluß abfließt, der sich wiederum in dem 1 M. breiten und 3 M. langen Kumadausee verliert, sowie einige große Salzpfannen östlich vom Kumadausee. Bei seinem höchsten Wasserstande im Juni, Juli und August enthält der Ngami vollkommen süßes, den übrigen Theil des Jahres hindurch aber etwas salziges Wasser. Seine Tiefe ist so gering, daß die Kähne mit Stangen fortgestoßen werden. Außerdem hat Südafrika nur äußerst wenige, höchst unbedeutende stehende Gewässer.

Bedingt durch die Vertheilung der Regen entspringen fast alle größern Flüsse A.s in dem Gürtel zwischen 15° südl. Br. und 15° nördl. Br. Außerhalb dieses Gürtels entsenden nur die höhern und deshalb den Niederschlag befördernden Gebirge, wie das Quathlambagebirge im SO. und der Atlas im NW., ansehnlichere und zahlreichere Gewässer. Vielen größern Flüssen A.s gemeinsam ist ein spiralförmiger Oberlauf, den meisten die Kataraktenbildung. In Südafrika ist diese Kataraktenbildung dadurch bedingt, daß die Flüsse die Muldenränder durchbrechen mußten, um einen Ausweg nach dem Meere zu finden. So bildet der Liambye oder Zambesi, der größte der südafrik. Flüsse, beim Durchbruch des Batokahochlandes die großartigen Mosioatunyafälle, indem er sich, 3000 F. breit, in eine 100 F. tiefe, nur 80 F. breite Spalte stürzt und in dieser meilenweit durch das Hügelland sich zwängt. Die hochaufsteigenden Dampfsäulen lassen schon aus weiter Ferne die Stelle dieses prachtvollen Wasserfalls erkennen. Auch auf seinem fernern Verlaufe bildet der Zambesi mehrere Stromschnellen und Katarakte, besonders die sehr bedeutenden Kebrabasafälle, die der Schiffahrt schon oberhalb Tete ein Ziel setzen. Sein Nebenfluß Schire, der, aus dem Niassa kommend, dem Zambesi von N. her zuströmt, hat 7 M. lang Felsenbänke zu passiren (Murchisonkatarakten), ehe er zum schiffbaren Strom wird. Ebenso bilden der noch sehr wenig bekannte Ogobai und der Congo

oder Zaire, der aus dem Quango, Kasai und andern unbekannten Flüssen des Innern von Hochafrika entsteht, in der westl. Küstenkette eine Reihe von Fällen und Stromschnellen. Der Coanza, welcher, bei Bihe entspringend, Benguela umfließt, hat bei der Mündung des Lombe und bei Cambambe große Wasserfälle. Der vom Quathlamba herabkommende Orangefluß durchbricht in mehrern wilden Katarakten den westl. Muldenrand und stürzt sich in den Aukrabiesfällen über 400 Fuß hohe Felsen hinab. In gleicher Weise entziehen sich die kleinern Küstenflüsse und wahrscheinlich auch der in seinem untern Laufe noch unbekannte Limpopo der Schiffahrt durch Bildung von Fällen und Stromschnellen, und selbst im flachen Küstenland bieten die großen südafrik. Flüsse, wie der Zambesi und Ogobai, der Schiffahrt Schwierigkeiten, indem sie deltaförmig ihre Wassermasse in viele Arme zersplittern und Barren vor den Mündungen absetzen. Eine scheinbare Ausnahme ist der Gabun, jenes riesige, 10 M. lange und $2\frac{1}{2}$ M. breite Aestuarium unter dem Aequator, an der Westküste, das die größten Flotten der Welt aufnehmen kann. Neuere Untersuchungen beweisen indeß, daß der Gabun wenigstens gegenwärtig keine Mündung eines großen Flusses, sondern eine Meeresbucht ist, in welche sich zwei unbedeutende Küstenflüsse, der Como und Rhamboe, ergießen. Merkwürdigerweise haben auch die nordafrik. Flüsse in ihrem obern und untern Lauf meist Katarakten zu passiren, die jedoch in durchsetzenden Felsenleisten und Gebirgsausläufern ihren Grund haben. Der Nil, einer der größten und berühmtesten Flüsse der Welt, der bei Chartum aus der Confluenz des Blauen (Bahr el-Asrek) und Weißen Flusses (Bahr el-Abiad) entsteht, beginnt bald unterhalb dieses Punktes eine lange Reihe von Stromschnellen oder Schellals zu bilden, die mit vielfachen Unterbrechungen bis Assuan an der Grenze zwischen Nubien und Aegypten sich fortsetzen, und zwar von Barken (Dahabieh) überwunden werden, aber größern Schiffen die Fahrt auf diesem mächtigen Strome unmöglich machen. Der Niger (Kuara oder Djoliba), der zweitgrößte Fluß Nordafrikas, wird unterhalb seiner scharfen Biegung (Knie) im District Burrum bis nach Rabba hin vielfach von Felsen durchsetzt und eingeengt, sodaß er auf dieser langen Strecke der Schiffahrt fast unüberwindliche Hindernisse zu bieten scheint, während sein östl. Nebenfluß Benue einen großen Theil des Jahres hindurch eine freie Wasserstraße bis nach Adamaua abgibt. Senegal und Gambia, die beiden bedeutendsten Ströme der Nordwestküste, beide in Futa Djallon entspringend, haben, wenigstens innerhalb dieses Gebirgslandes, zahlreiche Katarakten. Diese Eigenschaft der afrik. Flüsse erschwert das Eindringen in das Innere ungemein, aber dennoch sind dieselben für den Handelsverkehr von großer Wichtigkeit, indem sie einestheils in ihrem untern Laufe die natürlichen Ausfuhrstraßen des Landes bilden, anderntheils durch die schiffbaren Strecken zwischen den Katarakten den Binnenverkehr erleichtern. Größere Flüsse, welche im Innern sich verlieren, ohne das Meer zu erreichen, kennt man bisjetzt nur wenige, so den Schari mit dem Serbewel oder Fluß von Logone, der, Bagirmi durchströmend, von S. her den Tsadsee speist, und den Teoge, welcher von N. her in den Ngamisee fällt.

Sehr bedeutend ist das Anschwellen der afrik. Flüsse durch die tropischen Regen. Namentlich ist dieses Anschwellen seit alters her bekannt und beobachtet beim Nil und dessen Nebenflüssen. (S. Nil und Aegypten.) Der Niger fängt in seinem Mittellauf Mitte Juli zu steigen an. Ende Aug. wird der Arm von Bambara schiffbar, indem nun erst die Hochwasser vom Lande der Wangara herunterkommen; Ende Sept. erreichen die Nebenarme bei Sokoto ihren höchsten Stand. Im Oct., Nov. und Dec. ist der Hauptfluß bei Timbuktu fortwährend im Steigen, breitet sich in die flachen Hinterarme und Seebecken bis weit in die Wüste hinein aus und erreicht seine größte Höhe Ende Januar. Im Febr. ziehen sich die ungeheuern Wassermassen langsam aus den tausend Hinterkanälen und todten Armen zurück und bewahren dem Hauptstrom lange Zeit hindurch ziemlich gleiches Niveau, das erst zu Anfang April um etwa 5 F. gefallen ist und bis in den Juli zu fallen fortfährt. Der östl. Nebenfluß, der Benue, zeigt schon zu Anfang April ein leichtes Anschwellen; erst im Mai beobachtet man aber ein rapides Ansteigen, das bis zum letzten Drittheil des Aug. und bis Sept. anhält, wo der obere Lauf des Flusses 50—60 F. über dem niedrigsten Niveau steht und wahrscheinlich durch den Kebbi und Tuburisee in ununterbrochene Wasserverbindung mit dem Serbewel und Schari tritt. Vom Oct. an fällt er langsam und hat im März so ziemlich seinen niedrigsten Stand erreicht, wobei er an manchen Stellen stagnirt. Der Tsadsee hat seine größte Füllung vom Sept. bis Nov., wo er einen bedeutend größern Umfang einnimmt als sonst; sein Zufluß, der Schari, ist aber schon im März im Steigen begriffen, was für dessen fernen südl. Ursprung spricht. Im Senegal tritt das erste Anschwellen im Juni ein. Der Gambia steht in der Regenzeit 40—50 F. höher als in der trockenen. Die heftige Strömung gestattet dann kein Ein-

laufen der Schiffe, und das ganze Flachland wird auf 50—60 M. von der Mündung durch die Wogen überschwemmt. Der Fluß läßt hier einen ähnlichen befruchtenden Schlamm zurück wie der Nil. Beim Zambesi und seinem obern Lauf, dem Liambye, ist die Zeit des Hochwassers vom Febr. bis April, und das ganze Barotsethal wird dann zu einem See, aus welchem die auf Hügeln erbauten Dörfer wie Inseln hervorsehen. Im Juli wird der untere Zambesi so seicht, daß der größte Theil seines Bettes trocken liegt und er eine kurze Strecke oberhalb Tete zu Fuß passirt werden kann. Der Ngamisee hat seinen höchsten Wasserstand im Juni, Juli und Aug., da sein Becken von dem Teoge gefüllt wird, der von März bis Sept. fließt. Der Congo (Zaire) schwillt Anfang April an, was auf eine beträchtlich nördl. Lage einer seiner Hauptquellen schließen läßt. Eine große Anzahl der afrik. Flußbetten enthält in der trockenen Zeit kein Wasser oder füllt sich gar nur selten einmal durch einen Regenguß. Derartige Regenbetten (Chor, Plural Cheran) trifft man nicht allein in der Sahara, der Kalahari und sonst in den trockenen Theilen des Continents, sondern vielfach auch innerhalb der Zone der tropischen Regen. Die Thäler (Wadi) bilden da oft infolge des unter der Oberfläche sich verhaltenden Wassers üppiggrüne Länder, die einen wesentlichen Charakterzug in der afrik. Landschaft abgeben. Sehr bedeutende Regenbetten derart sind der Draa, Guir, Mia und Igherghер in der nördl. Sahara, der Rahad und Dender im westl. Abyssinien, der Nosob, Große Fischfluß und Swakop in Großnamaqualand.

Klima. Das periodische An- und Abschwellen der Gewässer hängt natürlich von den meteorolog. Vorgängen ab. A. liegt mit vier Fünfteln seines Areals in der heißen Zone; nur ein größeres Stück im N. und ein kleineres im S. befinden sich in dem sogenannten subtropischen Gürtel der gemäßigten Zone. Es wird ihm daher ein ungeheueres Wärmequantum zu Theil, und afrik. Hitze ist sprichwörtlich geworden. Vielleicht das größte Wärmecentrum der Erde liegt im östl. Sudan etwa unter 16° nördl. Br. (Chartum) und am Rothen Meer (Massaua), wo eine mittlere Sommertemperatur von etwa 26° R. herrscht (in Ostindien nur 24°), Hitzegrade von 40° R. im April und Mai vor Beginn der Regenzeit nicht selten, 30—32° zur Mittagszeit sogar gewöhnlich sind. Von diesem Wärmecentrum gehen dann die übrigen Temperaturlinien in concentrischen Curven aus. Mäßige, dem Europäer zusagende Temperatur findet sich, außer auf den Hochländern, wie in Abyssinien, erst an der Nord- und Südküste. In Aegypten z. B. beträgt die mittlere Jahrestemperatur zu Alexandrien 16°,2, zu Kairo 17°,8, die des Juli dort 20°,4, hier 23°,9, die des Jan. dort 11°,1, hier 11°,6. In diesem Klima erntet man in jedem Monat. In der Capstadt beträgt die mittlere Jahrestemperatur 13°,9 R., die des Juli 10°, des Jan. 16°,35. In Pietermaritzburg in Natal ist die des Juni 9°, die des Jan. 16°; aber an der Küste dieser Colonie, in D'Urban, steigt die mittlere Temperatur des Jan. schon auf 19°, die des Juli auf 12°. Die Südwestküste von A. ist weniger warm, sodaß die Palmenzone z. B. hier nur bis 16°, an der Südostküste bis 31½° südl. Br. hinaufgeht. Frost beobachtet man auf der Ebene im N. noch zu Mursuk (26° nördl. Br.), im S. mitten im Continent noch unter 15° südl. Br. Ueberhaupt aber werden die Temperaturunterschiede um so bedeutender, je mehr man sich vom Aequator entfernt oder je höher man von dem Meeresniveau aufsteigt. In Mursuk z. B. wurden + 44°,8 und — 2° R. als Maximum und Minimum beobachtet.

Der größte Theil des Continents (etwa von 30° nördl. bis 28° südl. Br.) steht, wie Mühry nachgewiesen hat, unter der Herrschaft des Passat, mit einer jährlichen, der Sonne folgenden Fluctuation von N. nach S.; auch ist zu erwarten, daß in der Mitte zwischen den Passaten beider Hemisphären der Calmengürtel in A. sich darstelle, aber sein Gebiet ist fast noch nie betreten. Das nordafrik. Passatgebiet wird durch eine von O. nach W. gerichtete Grenze (16—18° nördl. Br.) in zwei sehr contrastirende klimatische Hälften getheilt: in die sterile Wüste, die Sahara, im N., und in den fruchtbaren Sudan im S. Der über die Sahara wehende Passat kommt dampf- und regenleer über Asien und Arabien, während der Sudan den aus dem Indischen Meer mit Wasserdampf geschwängerten Wind erhält. Wenn an der Ostseite von A. das Meer weiter nach Norden reichte, dann würde auch unstreitig der Passat so weit nördlich Regen und Fruchtbarkeit bringen, und die Sahara könnte nicht als Wüste existiren. Diese größte Wüste der Erde ist steril und ohne Humus, nicht etwa weil sie in ihrer Totalität alter Meeresboden wäre mit Quarzdetritus, wie Dünensand, und mit Seesalz, auch nicht weil etwa ein regenloser Gürtel zwischen der tropischen und der subtropischen Zone die Erdkugel umgäbe, sondern die Sahara zeigt sich ebenso fruchtbar wie der Sudan an allen den Stellen, wo Wasser vorhanden ist, d. h. in den Oasen. Ihr Boden enthält neben Sand auch

Thon und Kalk hinreichend; es regnet aber auf ihr nur höchst wenig und selten, weil der sie beherrschende constante Wind vorher den größten Continent in dessen ganzer Länge überweht. Aehnliches besteht auch in Südafrika. Der Passat verliert auch dort in seiner südlichsten Zone beim Uebergange über das hohe Quathlambagebirge an der Ostseite seinen Wassergehalt, und die ebenfalls regenlose Wüste Kalahari ist die Folge davon. Der Harmattan genannte Wind an der Westküste ist ebenfalls der Passat; hier aber, an der Guineaküste, erscheint im Sommer ein regenbringender Südwestmonsun, der noch am Tsadsee in Kukaua beobachtet wurde.

Das Gebiet des tropischen Regens reicht in Nordafrika im O. bis 17°, im W. bis 19° nördl. Br., in Südafrika bis 25° südl. Br. und zerfällt in vier Gürtel: 1) Der Calmengürtel, mit Regen in allen Monaten, einige Grade nördlich und südlich vom Aequator. In diesem Gürtel liegen unter anderm Gondokoro und der Ukerewesee mit seinen Quellflüssen, also das Quellgebiet des Weißen Nil, wo Speke 1862 nicht weniger als 238 Regentage zählte. 2) Südlich angrenzend folgt ein Gürtel mit doppelter Regenzeit bei eintretendem Zenithstande der Sonne, etwa bis 15° südl. Br. In Zanzibar an der Ostküste erscheint die erste Regenzeit von März bis Mai, die zweite von Oct. bis Dec.; in Loanda an der Westküste und im Innern die erste von Oct. bis Nov., die zweite von Febr. bis April. Nördlich vom Aequator kommt eine doppelte Regenzeit nur in dem Gebirgslande Abyssinien (9—15° nördl. Br.) vor, doch auch hier undeutlich, da in den übrigen Monaten der Regen nicht ganz ausbleibt. Sonst schließt sich in Nordafrika an den Calmengürtel gleich 3) der Gürtel mit einfacher, eigentlich tropischer Regenzeit im Sommer; und zwar kommt der Regen in der Westhälfte dieses Gürtels mit dem erwähnten Südwestmonsun aus dem Atlantischen Meere. 4) In Südafrika erstreckt sich der Gürtel mit einfacher sommerlicher Regenzeit (Sept. bis April) von 15° und 18—25° südl. Br. Die Regenmenge und Fruchtbarkeit sind ebenso excessiv wie die Dürre in der trockenen Zeit, und gegen Ende der Regenzeit, wo die ungeheuern Wassermassen verdunsten, ist das Klima der Ebenen, namentlich der Küsten und Niederungen, höchst gefährlich wegen der sich ausbildenden Malariafieber, Dysenterien u. s. w. Nördlich und südlich von der Zone der tropischen Regen, in den nördl. Küstenländern wie in der Capcolonie, begegnen wir dem Subtropengürtel mit winterlichem Regen und regenlosem Sommer.

Vegetation und Thierwelt. An den Regen und die Gewässer des Landes ist die Vegetation gebunden. Während sie in wasserlosen Strecken zur trockenen Jahreszeit fast gänzlich erstirbt, in der Sahara fast ausschließlich auf die Oasen beschränkt ist, und in der reichlicher bekleideten Kalahari nur durch das unterirdische Wasser erhalten wird, prangt sie an den Flüssen und Seen in tropischer Fülle und schießt nach dem Regen mit staunenswerther Schnelligkeit empor. Charakteristisch für die Tropenzone ist unter anderm der riesige Affenbrotbaum (Adansonia digitata) mit seinem oft 80 F. im Umfang haltenden Stamm und seiner nur wenig Laub tragenden Krone. Ferner: der Elefantenbaum (Kigelia africana), die Rieseneuphorbie (Euphorbia candelabrum), der Butterbaum (Bassia Parkii), die Deleb- (Borassus Aethiopum) und Dumpalme (Cucifera thebaica), die Tamarinde, der Hadschilidsch (Balanites aegyptiacus), Sykomoren, ein ungemeiner Reichthum an Mimosen und andern stachelichen Bäumen. Im Wasser: der Papyrus, das Saccharum Ischaemum, der Ambadsch (Aedemone mirabilis). Für die Oasen der Sahara und die nördl. Küstenländer, die übrigens dem südeurop. Floren- und Faunengebiet angehören: die Dattelpalme; für das außertropische Südafrika: Eriken und Zwiebelgewächse. Eine große Verbreitung hat die Form der mit einzelnen Bäumen bestandenen Steppe (Qaba). Hauptnahrungspflanzen sind: die Durra (Sorghum vulgare und cernuum), Duchn (Pennisetum spicatum), Hirse (Pennisetum typhoideum und distichum), Bamien (Hibiscus esculentus), Mais, Yams, Bananen, Maniok, Erdnüsse (Arachis hypogaea), Guronüsse (Sterculia acuminata), im Norden die Dattelpalme, an der Küste Guineas die Kokospalme. Der Kaffeebaum tritt in seinem Heimatlande, im südl. Abyssinien, wälderbildend auf. Wichtig ist an der Westküste die Oelpalme (Elaeis Guineensis). Sennesblätter, Sesam, Hanf, Taback gewinnt man in vielen Gegenden. Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle wachsen wild, letztere in großer Ausdehnung über die Tropenzone, während sie hauptsächlich nur in Aegypten und Tunis cultivirt wird. Seit dem Ausbruche des nordamerik. Bürgerkriegs und der dadurch entstandenen Baumwollkrisis hat England dem Baumwollbau in A. große Aufmerksamkeit zugewendet. Am Niger wie am Zambesi wurde versucht, für die Cultur dieser, in der Industrie und dem Handel eine so wichtige Rolle spielenden Pflanze ein weites Feld zu gewinnen; doch ist man bisjetzt zu keinem günstigen Resultat gelangt. A. würde eine unerschöpfliche Bezugsquelle für Baumwolle werden können, wenn es gelänge, die Ein-

geborenen zum Anbau in großem Maßstabe zu bewegen; aber bei den ungeordneten socialen und polit. Zuständen, den geringen Bedürfnissen und der Trägheit der unter der Tropensonne Geborenen ist dies mit großen Schwierigkeiten verbunden.

In den weiten Einöden, in den Wäldern und Steppen des Erdtheils haust eine Unzahl von Thieren, namentlich eine ungeheuere Menge von heerdenweise lebenden Vierfüßlern, wie Elefanten, Büffel, Antilopen in 60 Arten, oft weite Strecken bedeckend, darunter das sonderbar gestaltete Gnu, die große Kuh-Antilope (A. bubalis), Zebras, Giraffen, in den Flüssen das unförmliche, besonders charakteristische Nilpferd (Hippopotamus), von andern Pachydermen besonders das Rhinoceros in sechs Arten. Sehr häufig sind daneben die reißenden Thiere, der Löwe, der Panther (der Tiger fehlt), der Schakal, die Hyäne, eine Menge verschiedener Affenarten, darunter der riesige Gorilla an der Westküste und im Innern, der Schimpanse. Die Flüsse bewohnt neben dem Nilpferd das gefährliche Krokodil. In der Welt der Vögel ragt der Strauß hervor, der namentlich die trockenen Landstriche liebt. Unter den zahllosen Insekten sind hervorzuheben die Termiten mit ihren hohen Kegelbauten und die weitverbreitete, den Hausthieren durch ihren Stich äußerst gefährliche Tsetsefliege. Von Hausthieren ist das Rind am allgemeinsten, daneben das Schaf und im Norden das aus Asien eingeführte Kamel, welches allein den Verkehr durch die Wüste möglich macht.

Bevölkerungsverhältnisse. Die Schätzungen der Bewohnerzahl A.s gehen, fast aller sichern Grundlagen entbehrend, sehr weit auseinander, und schwanken zwischen 46 und 270 Mill. Gewöhnlich findet man 156 Mill. angegeben; Dieterici nahm 200 Mill. an, doch wird man kaum über 150 Mill. hinausgehen dürfen. Zwar haben die unberührten Heidenländer in Mittelafrika noch eine starke Bevölkerung, aber in den moslem. Ländern des Norden ist sie nur mittelmäßig und in den ganz oder halb von den Mohammedanern unterworfenen Heidenländern sehr geschwächt. Auf den Grenzen zwischen Islam und Heidenthum begegnet man gänzlicher Entvölkerung durch die Sklavenjagden (Razzias), und auch an den sonst dichtbevölkerten Küsten der Negerländer muß durch die Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Sklavenausfuhr, die mindestens 50 Mill. Seelen dem Lande entzog, die Bevölkerung gelitten haben.

Zur ethnogr. Gruppirung der afrik. Völkerstämme und Sprachen fehlt es noch an einer vollständigern Erkenntniß; doch mehrt sich das durch Missionare und wissenschaftliche Reisende gesammelte Material rasch, und es beginnen sich die empfindlichsten Lücken zu füllen. Die Unterscheidung nach Farbe und sonstiger Körperbeschaffenheit erweist sich im einzelnen ebenso wenig stichhaltig als die nach der Sprache. So schließen sich z. B. die sehr dunkeln Wolof am Senegal entschieden an die kaukas. Rasse an, und eine große Mannichfaltigkeit von Nuancen und Uebergängen machen eine Klassificirung nach der Farbe überhaupt unmöglich. Viele Völkerstämme, besonders im Nordosten, haben ihre ursprüngliche Sprache gegen eine fremde, namentlich die arabische, vertauscht, oder die großartigen Völkerwanderungen und staatlichen Umwälzungen, die seit den ältesten Zeiten in A. vor sich gegangen, haben wenigstens eine starke Vermischung und gegenseitige Einwirkung mehrerer Sprachen zur Folge gehabt, die nun dadurch als verwandt erscheinen, während sie es von Haus aus nicht waren. Nur eine gleichmäßige Berücksichtigung der körperlichen Beschaffenheit, der Sprache und Geschichte kann daher in Zukunft zu einer richtigen Klassification der afrik. Völker führen.

Die für A. so charakteristische Negerrasse beschränkt sich nach neuern Untersuchungen auf einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel, etwa zwischen 5° und 15° nördl. Br. von der Westküste bis zum Nil reichend, während alle übrigen Schwarzen als «negerartige Völker» von den eigentlichen Negern abgesondert werden. Aber selbst innerhalb jenes Gürtels gibt es Volksstämme, denen der echte Negertypus fehlt, wie die Wolof, Fellatah, Marghi, Batta, Makaraka, und eine ganz scharfe Abgrenzung zwischen Negern und negerartigen Völkern ist nicht möglich. Es bleibt hier noch viel zu forschen, ehe wir über diese Verhältnisse ins Klare kommen werden. Am einfachsten gestalten sich die ethnogr. Verhältnisse noch in Südafrika. Dort haben wir im Westen die Hottentotten bis über den 20. Breitengrad hinaus und in dem nördlichsten Theile ihres Gebiets eingeschlossen und von ihnen bedrängt den kleinen Stamm der Ovaherero oder Damara mit den Ovambo und Ovambantiern; in der Mitte die Betschuanen nördlich bis in das Thal des Liambye; im Osten die Kaffernstämme von der Capcolonie bis zum Zambesi. Dazwischen eingestreut leben einzelne Reste der Buschmänner oder Saan, und nördlich vom 20. Breitengrad die mit den Kaffern und Betschuanen sprachlich verwandten negerartigen Makua, Suaheli, Batoka, Balonda, Bunda, die Congovölker u. s. w. Diese verbreiten sich im Osten bis ungefähr zum Aequator, wo sie an die Gruppe der Galla und ihrer Verwandten grenzen, in der Mitte

des Continents bis 8° oder 10° nördl. Br., an der Westküste bis 8° nördl. Br. Alle diese Völker, mit Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner, verbindet das Band der Sprache; alle ihre Sprachen bilden eine einzige Familie, deren Grundtypus die Kafirsprache ist. Diese Sprachenfamilie nennt man die Congo-Kaffrische oder Orphno-Kuschitische (Krapf) oder Ba-ntu-Familie (Bleek) oder die Familie der Basprachen (Barth). Selbst bis Sierra-Leone läßt sich diese Gemeinschaft verfolgen, wo die Bullom- und Timnehsprache ihr angehören. Doch werden diese äußersten nordwestl. Glieder von dem Hauptstamme durch das Dazwischentreten anderer Sprachen abgetrennt, besonders durch die Görsprachen (Fulah, Wolof, Ga u. s. w.), welche eine andere Familie bilden, aber derselben Klasse von Präfixpronominalsprachen angehören wie die Ba-ntu-Familie, sodaß sie mit dieser die afrik. Section dieser Klasse ausmachen, während die Malayischen, Polynesischen und Papua-Familien die oceanische Section derselben bilden (Bleek). Die Ba-ntu-Familie theilt Bleek in einen großen Mittelkörper, der fast alles Gebiet zwischen dem südl. Wendekreise und dem Aequator einnimmt, und in zwei getrennte Glieder in Südsüdost und Nordnordwest. Das Glied in Südsüdost umfaßt die Kafirsprache mit dem Suludialekt, das Setschuana oder die Sprache der Betschuanen und das Tekesa, von Völkerresten in der Gegend der Delagoabai gesprochen. In dem Mittelkörper lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden: die südöstl. oder Mozambiquegruppe; die nordöstl. oder Zangische mit dem Kisuaheli, Kinika, Kikamba u. s. w.; die südwestl. oder Bundagruppe mit den Sprachen von Angola, Benguela, Londa und der Ovaherero; die nordwestl. oder Congogruppe. Das Glied in Nordnordwest umfaßt unter anderm das Dikele, Benga, Dualla und Isubu. Ganz isolirt in Südafrika stehen die Hottentotten- und Buschmannsprachen, die auch zueinander in keiner oder doch nur sehr geringer Verwandtschaft sich befinden sollen.

Die eigentlichen Neger zerfallen in eine große Anzahl körperlich und sprachlich verschiedener Stämme, deren Klassificirung zwar öfters versucht wurde, aber in vollständig befriedigender Weise bisjetzt nicht durchgeführt werden konnte. So viel scheint sicher, daß die eigentlichen Negerstämme viel abgeschlossener nebeneinander stehen als die congo-kaffrischen Völker Südafrikas, und daß zwar viele Sprachen zu Gruppen zusammentreten, diese aber untereinander wenig Aehnlichkeit haben. Im Norden schließen sich als ein in ihrer ethnogr. Stellung noch nicht hinlänglich erforschtes Volk die Tebu oder Teda in der östl. Sahara und im südl. Fessan an die Negervölker insofern an, als ihre Sprache mit dem Kanuri, der Sprache von Bornu, entschieden verwandt ist, während man sie früher für Berber (Mazigh) hielt, welche in den übrigen Theilen der Sahara und den nördl. Küstenländern die Grundbevölkerung bilden. Am reinsten findet man diese Berber, die sich dem semitischen Zweig der kaukas. Rasse anschließen, zwischen Ghadames, Tuat, Bilma und dem Niger als Imoschach oder Tuareg, welche den Karavanenhandel zwischen dem Sudan und der Nordküste fast ganz in Händen haben, dann als Schilluh in Marokko und als Kabylen in Algerien. Vermischt mit Arabern bilden sie die Mauren in der Berberei und der westl. Sahara; aber auch mit Negervölkern haben sie sich vielfach vermischt (Sonrhay, Haussa u. s. w.). Neben ihnen sind die erobernd eingewanderten Araber das Hauptvolk von Nordafrika bis in den Sudan hinein. Dem semitischen Stamme schließen sich in Nordostafrika ferner an die ursprüngliche Bevölkerung des untern und mittlern Nilthals (Kopten, Nuba, Bedja, Ababdeh, Berabra u. s. w.), die Abyssinier, die Galla, Somali und Danakil mit ihren Nebenzweigen. Gerade in Nordostafrika sind die ethnogr. Verhältnisse wegen Vermischungen und Ueberhandnehmen der arab. Sprache besonders schwierig zu entwirren.

Religion, Cultur, Sklaverei, Handel. Bei weitem der größte Theil der Neger und negerartigen Völker sind Heiden, ebenso die meisten Galla und die Hottentotten. Crasser Aberglaube, Zauberkünste, Gottesgerichte, Anbetung belebter und unbelebter Gegenstände, der Gestirne, der Vorfahren, Menschenopfer behaupten daher in A. noch ein sehr weites Gebiet. Der Norden gehört dagegen fast ganz dem Islam, der sich seit dem 7. Jahrh. mit den siegreich vordringenden Arabern unter den Eingeborenen der Berberei, des größten Theils der Sahara, der Nilländer, des nördl. Sudan und der Küsten des Rothen und Indischen Meeres verbreitet hat. Der Islam tritt hier noch mit gewaltigem Fanatismus auf, namentlich im Sudan, wo er noch immer unter Verwüstung und blutigem Kampfe weiter um sich greift und auch den christl. Reisenden die größten Schwierigkeiten und Gefahren bereitet. Immerhin ist aber der Islam ein Fortschritt im Gegensatz zu dem Heidenthum, da er höhere religiöse Begriffe und wissenschaftliche wie polit. Bildung mit sich führt. Die große Masse der Bekehrten hat freilich nur das Aeußerliche des Islam angenommen. Das Christenthum scheint trotz der Bemühungen der europ. Missionsgesellschaften ebenfalls nur sehr geringe Erfolge bei den Neger-

völkern zu erzielen, und es bleibt wol überhaupt zweifelhaft, ob die äthiop. Rasse im ganzen auf eine höhere Culturstufe gehoben werden könne. Bei den hellfarbigen Nordafrikanern ist die arab. Bildung tiefer eingedrungen; unter den Tuareg z. B. beschäftigen sich selbst die Frauen der höhern Stände mit Literatur und Musik. Das Christenthum, das vor der Mitte des 7. Jahrh. über ganz Nordafrika verbreitet war, hat sich nur in verzerrter Gestalt in Abyssinien erhalten; sonst wurde es überall von dem Islam ausgerottet. Erst in neuerer Zeit gewann es durch die europ. Ansiedelungen an den Küsten wieder einigen Boden. Juden gibt es besonders in den Atlasländern, in Aegypten und Abyssinien in größerer Anzahl.

An geistigen Fähigkeiten stehen die Neger und negerartigen Völker den übrigen Bewohnern A.s entschieden nach. Roheit, Sinnenlust, Trägheit, Vorherrschen des Thierischen vor dem Geistigen überwiegen bei ihnen; doch entbehren sie nicht der industriellen Geschicklichkeit. Allgemein ist das Institut der Sklaverei; nur tritt dasselbe im Innern in milderer Form auf. Die Sklaverei gibt Veranlassung zu fortwährenden Fehden und Raubzügen, macht friedliche sociale Zustände unmöglich, und wird namentlich in der Nähe der Küsten wie an der Grenze des Islam, wo Sklaven zur Ausfuhr begehrt werden, zum furchtbaren Fluche. Sklaven sind seit den ältesten Zeiten bisjetzt der Hauptausfuhrartikel des Negerlandes. Nur dieser gewinnreiche Handel unterhält hauptsächlich den Karavanenverkehr durch die Sahara, er verlockt Europäer, Amerikaner, Araber und andere Orientalen zu großen Unternehmungen am obern Nil, in den Ländern an der Ostküste, von wo noch alljährlich ungefähr 19000 Sklaven nach Zanzibar gebracht werden. Besonders großartig war ehedem die Sklavenausfuhr nach Amerika an der Westküste. Obschon England die größten Anstrengungen gemacht hat, diesen Menschenhandel zu unterdrücken, werden doch von der Westküste aus jährlich noch viele Tausende von Negern über den Atlantischen Ocean geschleppt. Die Entwickelung eines legitimen Handels ist ohne Zweifel das sicherste Mittel, um den Sklavenhandel allmählich auszurotten, und namentlich verspricht in dieser Beziehung der Aufschwung, welchen in neuester Zeit der Palmölhandel an der Küste von Guinea genommen, die besten Erfolge. Schon 1823 wurde von der American-Colonisation-Society an der Westküste die Negerrepublik Liberia (s. d.) gegründet, welche (nach K. Ritter's Ausspruch) das Eingangsthor einer beginnenden Civilisation für die schwarze Bevölkerung von A. werden sollte. Man brachte Tausende befreiter Sklaven aus Amerika und von gekaperten Sklavenschiffen in die Colonie, welche die sociale Grundlage für den neuen Staat bildeten. Ist der Aufschwung dieses philanthropischen Werkes bisher auch weniger rasch und glänzend vor sich gegangen, als man erwartet hatte, so darf doch der Einfluß desselben nicht unterschätzt werden. Die Gründung des Staats Liberia hat wesentlich dazu beigetragen, den Menschenhandel von Cap Lahu bis nach Sierra-Leone hin verschwinden zu machen. Soweit die Einwirkung Liberias reicht, sind die innern Kriege beigelegt und die Völker der Civilisation und dem Christenthum entgegengeführt worden. Trotz der verschiedenartigen Bestandtheile, aus denen die Bevölkerung der Colonie zusammengesetzt ist (etwa 12000 eingewanderte Ameriko-Liberianer und 250—300000 Eingeborene verschiedener Stämme), herrscht ein Grad von Ordnung, Ruhe und verhältnißmäßigem Wohlstand, der alle Anerkennung verdient. Außer Sklaven und Palmöl sind afrik. Hauptausfuhrartikel: Elfenbein, das noch immer in großen Quantitäten erbeutet wird, Gummi, Straußenfedern, deren hoher Preis sogar den Transport durch die Wüste verträgt, Gold, Pfeffer und andere Gewürze. Für den innern Handelsverkehr ist neben Industrieerzeugnissen, wie baumwollene Kleidungsstücke, Leder- und Eisenwaaren, von größter Bedeutung das Steinsalz, das von seinen Fundstellen (Bilma, Taodenni, Sebcha Idjil, Teghasa u. s. w.) aus durch große Karavanen weithin verführt wird und eins der allgemeinsten Tauschmittel abgibt. Andere Tauschmittel sind besonders: Baumwollstreifen, Hemden, Eisenwaaren, Glasperlen, Muscheln (Kauris), Durra und andere Lebensmittel. Gemünztes Geld cursirt, außer in den Colonien und dem türk. Gebiet, nur im östl. und einigen Theilen des mittlern Sudan sowie in Abyssinien und am Rothen Meer, und zwar nur der Maria-Theresiathaler.

Geschichtliches. Entdeckungsreisen. Wie wir in unserm Jahrhundert die ausgedehnten Fellatahreiche im westl. Sudan errichten, den Negus Theodor fast ganz Abyssinien unterwerfen, die Hottentotten und Betschuanen von S. weit gegen N. vordringen, die Franzosen Algerien erobern, das türk. Gebiet am Nil sich über den östl. Sudan ausdehnen sahen, so hat A. zu allen Zeiten ein bewegtes Bild von Kämpfen, staatlichen Umwälzungen und Völkerwanderungen gegeben. So erscheinen z. B. am Niger die Reiche Ghanata (300—1200 n. Chr.), Melle (1200—1488) und Sonrhay nacheinander als mächtige, weithin erobernd umsichgrei-

fende Staaten, bis Sonrhay 1591 dem Kaiser von Marokko erliegt. Die Eroberung Nordafrikas durch die Araber in der Mitte des 7. Jahrh. ist einer der großartigsten histor. Vorgänge, welcher eine Reihe bedeutender Völkerbewegungen nach sich zog, wie das Vordringen der Berber, besonders der Senhadja und Tuareg, gegen die Negerländer. Das im 9. Jahrh. gegründete Reich Kanem breitete sich zeitweise über große Theile des Sudan, die östl. Sahara und sogar über Fessan aus. Die Galla, die zu Anfang des 16. Jahrh. aus ihren Ursitzen am Kenia hervorbrachen, erschütterten durch ihre Eroberungszüge bis Abyssinien, Sennar, vielleicht auch bis Congo, das ganze centrale A. aufs tiefste und riefen die gewaltigsten Völkerwanderungen, Staatenumstürzungen und Neugründungen hervor. In Südafrika hat man unter anderm an der weiten Verbreitung der Bundasprache ein Zeugniß, daß dort einst ein mächtiges Erobervolk über große Räume gebot, und wir besitzen alte histor. Nachrichten, daß Loango wie Angola und Matamba in alter Zeit mit Congo zu Einem Reiche vereinigt waren. Im Innern haben die Balonda ein großes, noch jetzt bestehendes Reich (das des Muata-janvo oder Muropue) errichtet. Alle solche Vorgänge, mit Ausnahme der Eroberungen der Araber, sind jedoch ohne Einfluß auf die Weltgeschichte, besonders auf die Entwickelung der Cultur geblieben, so großartig und interessant an sich diese Völkerbewegungen oft auch waren. Einheimische Culturstaaten hat es nur in den ältesten Zeiten im Nordosten gegeben, wo Aegypten, Meroe und Axum lange vor unserer Zeitrechnung zu hoher, wenn auch eigenthümlicher Blüte und Bildung gelangten. Ueberall sonst haben nur fremde Völker ihre Cultur nach den Colonien an den Rändern des Continents gebracht. Phönizier gründeten 880 v. Chr. Karthago in der Bai von Tunis, das, zu hoher Macht gelangend, viele Städte in Nordafrika errichtete, Ackerbau und Handel förderte, bis es 201 v. Chr. den Römern erlag. Griechen ließen sich 614 v. Chr. in Cyrene nieder, ohne jedoch diese Colonie zu großer Bedeutung bringen zu können. Unter Kambyses eroberten die Perser 525 v. Chr. Aegypten, das ihnen jedoch 332 durch Alexander d. Gr. entrissen wurde. Ptolemäus, einer der Feldherrn Alexander's, machte sodann Aegypten wieder zu einem unabhängigen Staate mit griech. Bildung, der 30 v. Chr. röm. Provinz wurde. Von da an stand der Norden von A. vier Jahrhunderte unter der Herrschaft der Römer, dann zwei Jahrhunderte unter der Herrschaft der Byzantiner. Dazwischen eroberten die Vandalen unter Genserich (429—439) die Nordküste von Tanger bis Tripoli, wurden aber 534 von Belisar wieder verdrängt. Während so im Alterthum der Norden des Erdtheils in die Geschichte Südeuropas hineingezogen wurde, blieb das Innere von A. fast ganz unberührt. Namentlich scheinen weder die Karthager noch die Griechen und Römer südlich über die Sahara hinausgekommen zu sein; nur der Handelsverkehr wurde schon durch die Karthager bis in den Sudan hinein belebt. Die Aufzeichnungen der griech. und röm. Schriftsteller (Herodot, Eratosthenes, Strabo, Pomponius Mela, Plinius, Ptolemäus u. a.) beschränken sich fast ausschließlich auf die nördl. Küstenländer, den Nordrand der Sahara und das Nilgebiet. Erst die Araber drangen, nachdem sie in der Mitte des 7. Jahrh. Aegypten und den ganzen Nordrand sich unterworfen hatten, bis in die Negerländer ein, wo nun mohammed. Reiche entstanden, und setzten sich selbst an der Ostküste bis nach Sofala und an der Westküste bis nach Senegambien fest. Unter verschiedenen Dynastien blühte die arab. Herrschaft in Nordafrika bis zu dessen Eroberung durch die Türken 1517.

Den Arabern verdankt man die ersten zuverlässigen und umfassenden Nachrichten über die Negerländer (El-Isthakhri und Ibn-Haukal in der Mitte des 10. Jahrh., El-Bekri 1068, Edrisi 1153, Ibn-Said 1282, Abulfeda 1321, Ibn-Batutah 1353, Leo Africanus zu Ende des 15. Jahrh., Ahmed Baba 1640 u. a.). Auch wurden diese die Veranlassung zu den ersten europ. Entdeckungsreisen in A., indem die Portugiesen die Araber nach A. hinein verfolgten, nachdem letztere aus der Pyrenäischen Halbinsel vertrieben waren. Die Phönizier sollen schon um 600 v. Chr. unter dem ägypt. König Necho ganz A. von Ost nach West umschifft haben. Gewiß ist nur, daß der karthagische Feldherr Hanno um 500 v. Chr. mit einer großen Flotte an der Westküste entlang fuhr, bis 7° oder 8° nördl. Br. Der Catalane Jayme Ferrer drang 1346 an der Westküste südwärts bis zum Rio Ouro (23° 56′ nördl. Br.) vor. Diese Fahrten sowie einige ähnliche Unternehmungen fielen aber der Vergessenheit anheim, und erst die Portugiesen begannen mit großer Energie den in seinen südlichern Theilen ganz unbekannten Welttheil zu erforschen. Die ersten, von dem Infanten Heinrich von Portugal ausgeschickten Schiffe kamen 1415 nur bis Cap Bojador (26° 7′ nördl. Br.), welches dann der Portugiese Gilianez 1433 umschiffte. Das Cap Bojador hatte lange als das westlichste Ende der Welt oder doch als unüberwindliche Schranke für die Schiffahrt gegolten, da ein

breites Riff mit schrecklicher Brandung jede Umsegelung zu verbieten schien. Cap Blanco (20° 46½' nördl. Br.) erreichten die Portugiesen 1441, und nach der Bucht von Arguin (20° nördl. Br.) gelangte Nunho Tristão 1443. Schon im folgenden Jahre bauten die Portugiesen auf der Insel Arguin ein Fort und errichteten in der Bai eine Handelsstation, die sich zu Bedeutung emporschwang. Dieselbe ging 200 Jahre später an die Holländer, dann an die Engländer, zuletzt an die Franzosen über, die sie seit länger als 100 Jahren ganz verließen. Doch haben die Franzosen 1860 die Bai von neuem vermessen. 1443 gelangte auch Diniz Fernandez bis zum Cap Verde, konnte es aber widriger Winde wegen nicht umsegeln. Dagegen erreichte Cadamosto 1444 die Gambiamündung, Cadamocho 1446 Cap Roxo (12° 20' nördl. Br.), Pero de Cintra 1463 Cap Sierra-Leone (8° 30' nördl. Br.), bis zu welchem übrigens schon am Ende des 14. Jahrh. Normannen gekommen waren. Mit den Küsten des Busens von Guinea wurden die Portugiesen zuerst 1471 bekannt; 1484 drang Diogo Cam 300 M. südlich über den Aequator hinaus. Nun erst gewann man die Ueberzeugung, daß A. nach Süden zu schmäler werde; denn bisher hatte man immer noch an der Vorstellung des Ptolemäus festgehalten, wonach sich der Continent gegen Süden immer breiter gestalten sollte. Endlich 1486 entdeckte Bartolommeu Diaz das Cap der guten Hoffnung und verfolgte die Südküste ostwärts bis zur Insel Sta.-Cruz. Dann umfuhr 1497—98 Vasco da Gama das Cap und lehrte die Ostküste bis hinauf nach Magadoxo (2° 1' 48" nördl. Br.) kennen. Hierauf wurden auch die östl. Küsten, besonders durch Albuquerque, näher untersucht und Monomotapa durch Francisco Barreto eröffnet. 1540 schiffte Estevam da Gama auf dem Rothen Meere nach Suez, und 1541 bereiste er Abyssinien, um die Quellen des Nil aufzusuchen.

Seit der Mitte des 16. Jahrh. nahmen auch andere Nationen, namentlich die Engländer, dann die Franzosen, die 1622 am Senegal sich niederließen, und Deutsche an den Entdeckungsreisen Theil, und somit begann jene lange Reihe von Unternehmungen, welche mehr und mehr auch das Innere des Erdtheils enthüllten. Unter die hervorragendsten ältern Reisen gehören der Versuch des Jesuiten Lobo, vom Aequator aus durchs Binnenland nach Abyssinien vorzudringen (1624), Bruce's Reisen in Aegypten, Nubien und Abyssinien, wo er die von Paez und andern Portugiesen im 17. Jahrh. entdeckte Quelle des Blauen Nil wieder auffand (1768—73), die Reisen von Thunberg, Sparrmann, Gordon, Paterson, Levaillant, Barrow in Südafrika in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Bis dahin hatten wenige dieser Unternehmungen einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgt; erst 1788, mit der Gründung der Afrikanischen Gesellschaft (African Association) zu London, begann ein systematisches Erforschen. Die ersten Expeditionen dieser Gesellschaft unter Ledyard, der 1788 in Kairo starb, Lucas, der in Fessan Erkundigungen über das Innere einzog, und Major Houghton, der den Gambia hinauf durch Bambuk nach Timbuktu hin gegangen war, hatten wenig Erfolg. Houghton wurde 10 Tagereisen von jener Stadt beraubt, sah sich zur Umkehr gezwungen, und starb 1791 auf dem Rückwege. Nicht bessern Erfolg hatten die Reisen unter Nicholls, der 1805 am Alt-Calabar dem Fieber erlag, und unter Roentgen, der auf der Reise von Marokko nach Timbuktu 1811 ermordet wurde. Dagegen wurden die Reisen von Hornemann, der 1798 von Aegypten durch die nördl. Oasen nach Mursuk ging und in Nyffi am Niger starb, von Mungo Park, der von der Westküste aus den Niger erreichte (1795—97 und 1805—6) und auf demselben ermordet wurde, und von Burckhardt, der nach langjährigen Reisen in Syrien, Arabien und den Nilländern (1808—17) zu Kairo starb, von außerordentlicher Wichtigkeit für die Kenntniß von Nordafrika. Das Interesse an der Erforschung dieses Landes war mächtig geweckt, und von allen Seiten suchte man nun seine Geheimnisse zu enthüllen. Selbst die große Zahl der dem Klima oder den Waffen der Eingeborenen Erlegenen schreckte nicht von immer neuen Versuchen ab. Während so die Kenntniß von den Küstenländern ringsum sich rasch vervollständigte, gelang es endlich auch, einen großen Theil des Innern dem Dunkel zu entreißen und somit einen Ueberblick über den Erdtheil zu gewinnen. Nachdem Ritchie und Lyon von Fessan aus Erkundigungen über den Sudan und die Sahara eingezogen (1818—20), wobei der erstere 1819 in Mursuk starb, schickte die brit. Regierung eine große Expedition unter Major Denham, Kapitän Clapperton und Dr. Oudney nach Bornu (1822—24). Auch hierbei unterlagen mehrere dem Klima, so Oudney zu Murmur bei Katagum, Toole zu Ngala in Kotoko, Tyrwhit in Kuka; aber der Gewinn für die Wissenschaft war ein sehr bedeutender. Der mittlere Theil des Sudan mit dem Tsadsee sowie die Wüste zwischen dem Sudan und Fessan wurden dadurch zuerst genauer bekannt. Clapperton drang 1825 auf einer zweiten Reise von Oberguinea bis Sokoto vor, wo er seinen Tod fand; fünf

seiner Begleiter erlagen ebenfalls (Kapitän Pearce, Dr. Morrison, Dr. Dickson, Houtson und der Mulatte Colombus). Doch sein Diener Richard Lander kehrte mit den Tagebüchern nach Europa zurück und trat 1830 mit seinem Bruder eine neue Reise nach dem Niger an, welche zuerst die Thatsache feststellte, daß der Niger sich in die Bai von Benin ergießt. Inzwischen wurde Timbuktu von Norden her durch Major Laing (1826) und von Westen her durch Caillié (1828) erreicht. Doch blieben diese beiden Reisen ohne größere Bedeutung, da Laing bald nach seiner Abreise von Timbuktu ermordet wurde, Caillié aber, überdies ein ungebildeter Mann, nur kurze Zeit unter den drückendsten Verhältnissen in der berühmten Stadt sich aufhielt. Dagegen errang die von der engl. Regierung 1849 ausgeschickte Expedition unter Richardson, Barth und Overweg, denen 1853 Eduard Vogel nachgesandt wurde, die glänzendsten Erfolge, obwol nur Barth (1855) die Heimkehr vergönnt war. Richardson starb 4. März 1851 zu Ngurutua in Bornu, Overweg 26. Sept. 1852 zu Maduari am Tsadsee, Vogel wurde im Febr. 1856 zu Wara, der Hauptstadt von Wadai, auf Befehl des Sultans ermordet. Die Routen dieser Reisenden dehnen sich von Tripoli an der Nordküste bis zum Niger und Benue, von Timbuktu bis Wadai aus, und ihre vielseitigen Arbeiten führten zu völlig neuen Anschauungen von der Gestaltung, Geschichte und Ethnographie des Innern von Nordafrika. Aehnliches, wenn auch nicht in so vielumfassender und gründlicher Weise, leistete der Missionar Livingstone für die Südhälfte des Erdtheils, indem er 1849 von Süden her den Ngamisee, 1851 den Liambye erreichte und von 1852—56 vom Liambye nach Loanda an der Westküste und von da quer durch den Continent nach der Mündung des Zambesi ging.

Im Vergleich zu Barth's und Livingstone's Erfolgen sind alle neuern afrik. Reisen, so wichtig sie auch für einzelne Theile des Landes geworden, doch von mehr untergeordneter Bedeutung geblieben. Nur die Entdeckungen im Quellgebiete des Nil machen hiervon eine Ausnahme. Man hat Andeutungen darüber, daß Aegyptens Beherrscher schon in alten Zeiten dem Ursprunge des Nil nachgespürt, doch ist Bestimmteres nur von zwei Unternehmungen dieser Art aus dem Alterthum bekannt. Herodot erzählt, daß er selbst nach fruchtlosem Nachfragen in Unterägypten nach Elephantine sich begab und daselbst erfuhr, der Nil sei aufwärts bis zu dem vier Monate entfernten Lande der Automoli bekannt und komme von Westen, doch wisse man nicht, woher. Seneca berichtet, daß Kaiser Nero zwei Centurionen zur Entdeckung der Nilquellen aussandte, welche nach langer Reise, unterstützt vom König von Meroe und andern Fürsten, ungeheuere Sümpfe mit hohem Rohr und Gras erreichten, über deren Ende die Eingeborenen nichts anzugeben vermochten. Danach scheint der Nil den Alten von Norden her bis zur Mündung des Bahr el-Ghasal in 9° nördl. Br. bekannt gewesen zu sein. Von der Ostküste bei Zanzibar aus erhielten sie aber Nachrichten über das Quellgebiet, die der Geograph Claudius Ptolemäus (im 2. Jahrh. n. Chr.) aufbewahrt hat. Letzterer kannte die Ostküste südlich bis Cap Prasum (Puna), welches den südl. Endpunkt des Barbarischen Golfs bildete. Um diesen Golf sollten, wie Ptolemäus erfuhr, Kannibalenstämme wohnen, westlich von diesen die schneebedeckten Mondberge sich erheben, welche die beiden Quellseen des Nil speisten. Obwol im Laufe der Jahrhunderte die Nebenflüsse des Nil und dieser selbst in seinem untern und mittlern Laufe genauer erforscht wurden, blieb doch bis auf unsere Zeit die Frage von den Quellen des Weißen Nil genau auf demselben Standpunkt wie zu Ptolemäus' Zeit. Denn daß auf der Tabula Almamuniana von 833 (in dem Atlas zu Lelewel's «Géographie du moyen-âge») fast genau in der Lage des Ukerewe ein See Kura Kavar als Quelle sich angegeben findet, ist zwar ein merkwürdiges, aber ganz vereinzeltes Factum, welches, vergessen und unbekannt, durchaus keinen Einfluß auf spätere Forschungen geübt hat. Erst den vielfachen Anstrengungen der jüngsten Zeit gelang es, wie damals, von Norden und von Osten her das altberühmte Problem zu lösen. Der kräftige ägypt. Herrscher Mehemed-Ali schickte zwischen den J. 1839 und 1842 drei Expeditionen auf den Weißen Nil, deren zweite (d'Arnaud, Ferd. Werne) 4° 42′ nördl. Br., die Gegend des heutigen Gondokoro, erreichte. Dadurch war ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen. Es kamen nun die Explorationen der kath. Missionare (Knoblecher, Angelo Vinco, Dovyak, Morlang u. a.), die seit 1848 am Tubiri, namentlich in Gondokoro, Stationen angelegt hatten und südlich bis zu den Katarakten oberhalb Gondokoro gelangten. Ferner folgte das allmähliche Vordringen der Elfenbein- und Sklavenhändler von Chartum (Brun-Rollet, Malzac, Bayssière, Poncet, Petherick) auf dem Sobat, Bahr el-Ghasal und Tubiri, sowie eine ganze Reihe von Versuchen, von Gondokoro aus die Quelle zu erreichen (Miani, der 1860 bis $3^1/_2$° nördl. Br. kam, Andrea Debono, Dr. Peney, Lejean, Petherick, von Harnier). Aber es gelang nicht, über den 3. Breitengrad

hinauszugehen, vielmehr sollte das Ziel von der Ostküste her erreicht werden. Deutsche Missionare waren es, die hier die ersten Schritte thaten. Rebmann entdeckte 11. Mai 1848 den schneebedeckten Vulkan Kilimandjaro. Dann auf wiederholten Reisen sammelten er, Krapf und Erhardt während der folgenden Jahre eine Menge Erkundigungen über andere Schneeberge und über große Seen westlich von der Zanzibarküste. Ihre Nachrichten (besonders ihre in Petermann's «Mittheilungen» 1856 veröffentlichte Karte) veranlaßte die Geographische Gesellschaft zu London, eine Expedition unter Kapitän Burton und Speke dahin abzusenden, welche in den Jahren 1857—59 die Seen Tanganyika und Ukerewe entdeckten und das Land zwischen diesen und der Küste erforschten. Speke war es, der 30. Juli 1858 das Südufer des Ukerewesees erreichte, und schon damals erhielt er die feste Ueberzeugung, daß dieser See die Mutter des Nil sei; aber er mußte für diesmal wieder umkehren. Erst auf einer zweiten, gemeinschaftlich mit Grant ebenfalls von der Ostküste aus unternommenen Reise (1860—63) konnte er den Ukerewesee westlich umgehen und den Ausfluß des Nil aus demselben aufsuchen. Dem Laufe des Flusses größtentheils folgend, gelangte er 15. Febr. 1863 von Süden her nach Gondokoro. Noch bleibt vieles zu thun, bis man eine vollständige Kenntniß vom Quellgebiet des Weißen Flusses erlangt haben wird; aber die Hauptsache, der Ursprung des Flusses aus dem Ukerewesee, der westlich von den Schneebergen liegt und von diesen, wie Ptolemäus hörte, wahrscheinlich Zuflüsse erhält, ist erwiesen. Speke's Name wird darum für alle Zeiten in der Geschichte der Erdkunde glänzen.

Staaten und Colonien. Ein großer Theil der afrik. Völkerschaften lebt in Familien, Gemeinden oder Stämmen unter Häuptlingen ohne eigentlichen Staatsverband (z. B. die Tuareg, Tebu, Galla, Somali, Hottentotten, Betschuanen, Kaffern), und da überdies die Küstenländer meist fremden Nationen gehören, so nehmen die wirklichen einheimischen Staaten einen verhältnißmäßig geringen Raum ein. Die bedeutendern davon sind: im NW. das Sultanat Marokko, 10400 Q.-M.; am obern Niger das von den heidnischen Bambara bewohnte Königreich Segu und das mohammed. Fellatahreich Massina, 3030 Q.-M.; südlich vom Niger die heidnischen Reiche Tombo, 2040 Q.-M., Mossi, 1550 Q.-M., und Gurma, 880 Q.-M. An der Guineaküste die heidnischen Despotien Joruba, Dahome, Aschanti und die Republik Liberia, 1430 Q.-M.; im mittlern Sudan die Fellatahreiche Gando, 3880 Q.-M., und Sokoto mit Adamaua, 7960 Q.-M., östlich davon die ebenfalls mohammed. Reiche Bornu, 2420 Q.-M., Baghirmi, 2660 Q.-M., Wadai, 4730 Q.-M., und Darfur; im O. das unter Negus Theodor zum großen Theil wieder vereinigte christl. Abyssinien mit Schoa, die südlich daranstoßenden Reiche Enarea und Kaffa; im Centrum von Südafrika das heidnische Reich Londa oder Lunda.

Die fremden Besitzungen sind: 1) Türkische: Regentschaft (Beilik) Tunis, 3710 Q.-M.; Regentschaft (Paschalik) Tripoli mit Fessan, 14081 Q.-M.; Vicekönigreich Aegypten mit Nubien oder Dongola, oder Paschalik Sudan, Sennar und Kordofan, 27167 Q.-M. (die Grenze nach Süden unbestimmt); der Küstenstrich am Rothen Meer von Mirsa Dongola bis Bab-el-Mandeb, der zu den Generalgouvernements Hedjas und Jemen gehört. 2) Franz. Besitzungen: Algerien, 7108 Q.-M.; Senegal und Dependenzen, 4500 Q.-M.; die Forts Bassam und Assinie an der Elfenbeinküste; einige Etablissements am Gabun; Obok am Golf von Tadjurra; Ed an der Danakilküste; die kleine Insel Dessi in der Bucht von Adulis; die Inseln Réunion, Mayotte und Ste.-Marie. 3) Engl. Besitzungen: die Capcolonie, 5000 Q.-M., mit British-Kaffraria, 200 Q.-M.; Colonie Natal, 900 Q.-M.; die kleinen Niederlassungen an der Westküste, nämlich Bathurst, Jillifrey und Pisania am Gambia; die Bulamainsel vor der Mündung des Rio Grande; die Loßinseln; Sierra-Leone; ferner an der Goldküste Apollonia, Dixcove, Cape Coast-Castle und Accra; endlich Whydah und Lagos am Golf von Benin; die Inseln Ascension, St.-Helena, Mauritius, Seychellen, Amiranten, Perim in der Straße Bab-el-Mandeb, Moscha am Golf von Tadjurra. 4) Portug. Besitzungen: das Generalgouvernement Angola mit den Königreichen Angola und Benguela, 9552 Q.-M.; Mozambique mit Zubehör, 13500 Q.-M.; die Etablissements Cacheo, Zikinchor, Farim, Jeba, Bissao und Bulola am Casamance, Cacheo und Rio Grande; die Inseln St.-Thomas und Principe; die Bissagosinseln; die Capverdischen Inseln; die Inseln Madeira und Porto-Santo. 5) Span. Besitzungen: die Festungen Ceuta und Melilla und die Inselchen Peregil, Peñon de Velez de la Gomera, Alhacemas, Chafariñas an der Küste von Marokko; die Limacos oder Caracolesinseln an der algier. Küste nebst der zwischen Spanien und A. gelegenen Insel Alboran; die

Canarischen Inseln; die Inseln Fernando Po, Annobom und Corisco. 6) Holländ. Besitzungen: die Etablissements Axim und Elmina an der Goldküste. Unabhängig vom holländ. Mutterland sind die Republiken der Boers in Südafrika, nämlich der Oranjefreistaat, 2500 Q.-M., und die Transvaalsche Republik, 3300 Q.-M. 7) Zanzibar mit den benachbarten Inseln und der gegenüberliegenden Küste gehört dem Imam von Maskat in Arabien.

Unter den Werken über die Geographie und Entdeckungsgeschichte A.s sind besonders hervorzuheben: Ritter, «Allgemeine vergleichende Geographie» (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1822); Ukert, «Vollständige und neueste Erdbeschreibung von A.» (2 Bde., Weim. 1824—25); Gumprecht «Afrika» in Stein-Wappäus' «Handbuch der Geographie und Statistik» (Bd. 2, Abth. 1, Lpz. 1853); MacQueen, «A geographical survey of Africa» (Lond. 1840); Emmrich, «Orographisch-geognostische Verhältnisse A.s» (Meiningen 1862); Petermann und Hassenstein, «Innerafrika nach dem Stande der geogr. Kenntniß in den J. 1861—63» (Gotha 1863, mit Karten); Murray, «Historical account of discoveries and travels in Africa» (3. Aufl., Edinb. 1840); Cooley, «The negroland of the Arabs» (Lond. 1841); derselbe, «Inner Africa laid open» (Lond. 1852); derselbe, «Claudius Ptolemy and the Nile» (Lond. 1854); Roscher, «Ptolemäus und die Handelsstraßen in Centralafrika» (Gotha 1857); Vivien de Saint-Martin, «Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité» (Par. 1863). Ueber die Nilländer insbesondere handeln: Bruce, «Travels to discover the source of the Nile» (2. Aufl., 5 Bde., Edinb. 1805—7; deutsch von Volkmann, 5 Bde., Lpz. 1790—92); die Reisewerke von Rüppell (s. d.) und Russegger (s. d.); ferner Werne, «Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil» (Berl. 1848); Knoblecher, «Reise nach dem Weißen Fluß» (bearbeitet von Klun, Laib. 1851); von Klöden, «Das Stromsystem des obern Nil» (Berl. 1856); Beke, «The sources of the Nile» (Lond. 1860); Speke, «Journal of the discovery of the source of the Nile» (Edinb. 1863). Zur Kenntniß des Sudan dienen, außer den Werken Barth's (s. d.), die Reiseberichte von Mungo Park (s. d.), Denham und Clapperton (s. d.), Lander (s. d.) und Caillié (s. d.). Aufschlüsse über Ostafrika gewähren: Owen, «Narrative of voyages to explore the shores of Africa, Arabia and Madagascar» (Lond. 1833); Guillain, «Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale» (Par. 1856); Krapf, «Reisen in Ostafrika» (2 Bde., Kornthal 1858). Das Innere Südafrikas haben zum Gegenstande: Burton, «The lake regions of Central Africa» (Lond. 1860); Andersson, «Reisen in Südwestafrika» (deutsch von Lotze, 2 Bde., Lpz. 1857—58); Gamitto, «O Muata Cazembe» (Lissab. 1854); Livingstone, «Missionary travels and researches in South Africa» (2 Bde., Lond. 1857; deutsch von Lotze, 2 Bde., Lpz. 1858); Ladislaus Magyar, «Reisen in Südafrika» (deutsch von Hunfalvy, Bd. 1, Pest 1859).

Afrikanischer Krieg heißt der Krieg, den Julius Cäsar gegen die Optimaten und Anhänger des Pompejus führte, welche nach der Schlacht bei Pharsalus sich unter Q. Metellus Scipio in der von dem Pompejaner P. Attius Varus besetzten Provinz Afrika gesammelt hatten, wo sie an Juba, König von Numidien, einen Bundesgenossen fanden. Cäsar landete, da seine Flotte bei der Ueberfahrt von Sicilien durch den Sturm zerstreut worden war, nur mit wenigen Truppen südlich vom Vorgebirge des Mercurius (jetzt Cap Bon), in der Nähe von Leptis, gegen das Ende des J. 47 v. Chr. Das ungünstige Zeichen, daß er beim Aussteigen zur Erde fiel, wandelte er für seine Soldaten durch die bekannten Worte: «Ich halte dich, Afrika», in ein glückliches um. Erst allmählich gelang es ihm, seine ganze Macht zu vereinigen, der aber die der Feinde besonders durch eine große Anzahl numidischer Reiter und durch 120 Elefanten überlegen war. Anfänglich eng von ihnen eingeschlossen und von der Zufuhr abgeschnitten, wußte er sie durch einen plötzlichen Angriff auf die Stadt Thapsus 6. April 46 zur Schlacht zu nöthigen, die mit der Vernichtung des größten Theils des feindlichen Heeres endete. Von den Häuptern der pompejanischen Partei entkamen einige nach der Schlacht nach Spanien; Scipio, Petrejus und Juba tödteten sich selbst. Ebenso endete Cato in Utica, als Cäsar dieser Stadt, in der jener befehligte, sich näherte. Eine Geschichte des Kriegs besitzen wir in dem Buche «De bello africano», welches den Ausgaben des Cäsar angehängt ist, und von dem schon Sueton ungewiß war, ob es dem Hirtius oder Oppius, beide Freunde des Cäsar, zuzuschreiben sei.

After, ein altdeutsches Verhältnißwort, welches im Niederländischen in der Form achter erscheint, nach, hinter bedeutet, seit dem 15. und 16. Jahrh. aber nur in Zusammensetzungen, seltener mit Zeitwörtern (z. B. afterreden), gewöhnlich nur mit Hauptwörtern gebräuchlich ist, wobei es oft den Nebenbegriff falsch, schlecht, unecht ausdrückt. So heißt Afterkind ein

Kind, welches nach dem Tode des Vaters geboren ist (Posthumus), dann aber auch (figürlich) ein uneheliches Kind; Aftersabbath in Luther's Bibelübersetzung der Tag nach dem Sabbath; Aftermehl das Mehl, welches nach der Beutelung des feinern übrig bleibt; Afterbier das durch Nachguß gewonnene Nachbier oder Halbbier (Covent); Afterkorn die kleinen, unreifen Getreidekörner; Afterschlag das Holz, welches vom guten abgeht (Abraum); Afterwelt bei einigen Dichtern des vorigen Jahrhunderts soviel als Nachwelt; Afterglaube ein falscher Glaube u. s. w. Von derselben Wurzel gebildet ist das Hauptwort After.

After (anus) ist die untere Mündung des Mastdarms, an welcher die Schleimhaut des letztern sich unter allmählicher Umwandlung in die äußere Haut fortsetzt. Diese Schleimhaut legt sich in der Nähe des A. in Längsfalten, die bei gewaltsamer Ausdehnung verstreichen und eine ziemlich beträchtliche Erweiterung der Mündung gestatten. Zwei Muskeln unterstützen den Verschluß der Mündung, ein innerer, aus ringförmig gelagerten, unwillkürlich wirkenden Muskelfasern gebildet, welcher eigentlich nur einen Theil der muskulösen Darmwand ausmacht, und ein näher der äußern Haut gelegener, aus Muskelfasern gebildet, die willkürlich angespannt werden können. Diese Schließmuskeln des A. sind für gewöhnlich nicht besonders contrahirt, gerathen aber in erhöhte Thätigkeit, wenn die Schleimhaut des untern Mastdarms gereizt wird, sei es durch andringende Kothmassen, sei es durch krankhafte Reizung (Entzündung, Polypen, Vorfälle u. s. w.). In letzterm Falle kann diese Contraction eine übermäßige und sehr schmerzhafte werden, und heißt dann Afterzwang. Die Lähmung der Afterschließmuskeln zieht unfreiwilligen Abgang des Kothes nach sich. Die Schleimhaut des A. wird, besonders in der Tiefe zwischen den erwähnten Längsfalten, häufig der Sitz von spaltförmigen Geschwürchen (Fissuren), welche wegen des Nervenreichthums dieser Hautpartie außerordentlich schmerzhaft und wegen der häufigen Verunreinigung schwer heilbar sind. Der Nervenreichthum der Afterschleimhaut erklärt auch das häufige Afterjucken. Dasselbe entsteht entweder infolge einer Entzündung der äußern Haut, welche letztere in der Nähe des A. der Reibung beim Gehen und vielem Schwitzen ausgesetzt ist, oder infolge von Anschwellung des dicht unter der Schleimhaut gelegenen reichlichen Netzes von Blutadern, in denen sich das Blut bei Stockungen desselben im Unterleibe anstaut. Die Blutadern (Venen) können dabei stellenweise zu deutlichen Knoten anschwellen, welche als Hämorrhoidalknoten bekannt sind. Zerreißt eine so überfüllte Vene, so ergießt sich das Blut, und Schwellung und Schmerzen, welche oft sehr bedeutend, lassen nach. Das Afterjucken und die Schmerzhaftigkeit der Hämorrhoidalknoten werden durch Aufschlagen kalten Wassers und kalte Sitzbäder gelindert, durch fleißiges Aufstreichen von Fett oder Talg häufig verhütet. Die übrige Behandlung hat sich nach der Ursache des Leidens zu richten.— Künstlicher A. ist eine in der Bauchwand absichtlich gemachte Oeffnung, welche mit dem Darme so communicirt, daß der Darminhalt durch dieselbe austreten kann. Die Herstellung einer solchen Oeffnung wird nöthig, wenn im untern Theile des Darms angeborener- oder krankhafterweise ein Verschluß besteht. (S. Mastdarm.) Entsteht eine ähnliche Oeffnung infolge einer zufälligen Verwundung oder einer Verschwärung des Darms und der Bauchwand, so nennt man sie einen widernatürlichen A.

Afterbildungen hat man im allgemeinen diejenigen krankhaften Neubildungen im thierischen und menschlichen Körper genannt, durch welche etwas dem Körper scheinbar Fremdartiges in Form und Lage erzeugt wird. Es können diese Gebilde aus Geweben bestehen, welche schon im Körper vorhanden sind und sich nur in ungewöhnlicher Weise oder am unrechten Orte anhäufen, oder aus Geweben, die im Körper bei normalen Zuständen nicht existiren und sich erst ganz neu erzeugen. Die A. ersterer Art beruhen häufig nur auf sogenannter Hypertrophie, d. h. auf ungewöhnlicher Ausbildung der normalen Gewebe an einem Orte, und es ist dann oft schwer, die Grenze zwischen stärkerer Ausbildung und krankhafter A. zu ziehen. So sind z. B. die Schwielen an der Hand des Arbeiters nur Hypertrophien der Oberhaut, erzeugt durch den Druck, gehen aber durch unmerkliche Grenzen in die Leichdörner und Krähenaugen, die wirkliche A. sind, über. Andererseits bildet sich oft ein Gewebe an der Stelle eines andern, z. B. Knochen an der Stelle der Knorpel im Alter, Fett an der Stelle von Muskeln. Es können sich diese Gewebe oft so häufen, daß große Geschwülste und A. daraus hervorgehen, wie z. B. Balggeschwülste. Beim Heilungsprocesse von Wunden oder sonstigen Krankheiten können häufig infolge der fortgesetzten plastischen Thätigkeit A. entstehen, wie z. B. Knochenauswüchse nach Brüchen. Die A. endlich im engern Sinne, die heterogene, in dem Körper sonst nicht vorhandene Gewebselemente enthalten, wie namentlich Krebs und Markschwamm

gehören zu den bösartigen Geschwülsten, während die andern A. meist gutartig sind und sich gewöhnlich durch Operation beseitigen lassen.

Afterkrystalle oder Pseudomorphosen nennt man diejenigen regelmäßigen Mineralkörper, welche, ohne selbst Krystalle zu sein, die Krystallform eines andern Minerals zeigen, bei denen also die innere Structur nicht, wie bei echten Krystallen, der äußern Gestalt entspricht. Je nachdem zwischen den Bestandtheilen der ursprünglichen und denen der pseudomorphosen Substanz eine theilweise Uebereinstimmung stattfindet oder nicht, unterscheidet man Umwandlungs- und Verdrängungs-Pseudomorphosen. Die erstern sind solche, welche durch Umwandlung eines Minerals in ein anderes mit Beibehaltung der Form gebildet wurden. Die Veränderungen, welche hierbei in der Substanz der Mineralien eintreten, beruhen auf Verlust oder Aufnahme von Bestandtheilen, oder auf beidem zugleich, auf Austausch. Die Verdrängungs-Pseudomorphosen entstehen durch Verdrängung eines Minerals durch ein anderes, mit Beibehaltung der Form des erstern. Es nimmt also hier ein Mineral die Stelle eines andern ein, ohne daß beide Bestandtheile gemein gehabt hätten. Die Verdrängung kann erfolgen entweder durch Umhüllung (Umhüllungs-Pseudomorphosen), indem eine Substanz eine andere überzieht, wobei diese verschwindet und gewöhnlich hohle Krystalle mit rauher und drusiger Oberfläche hervorgerufen werden, oder durch Ersetzung (Ersetzungs-Pseudomorphosen), indem die Verdrängung hier von einem Punkte an ausgeht und das neue Mineral das ältere der ganzen Masse nach ersetzt, wobei die Substanz des erstern sich allmählich da absetzt, wo die des letztern aufgelöst und weggeführt war.

Afterlehn, s. Lehn.

Afterspinnen, Weberspinnen, Kanker (Opilionida), heißt eine kleine Gruppe spinnenartiger Thiere mit kurzem, fast kugeligem Körper und ungeheuer langen, dünnen, schwanken Beinen, als deren Typus der gewöhnliche Weberknecht (Phalangium opilio) betrachtet werden kann. Die Kopfbrust ist ungegliedert, der Hinterleib kurz, dick, die Kieferfühler scheerenförmig, die hintern Kiefertaster beinförmig. Die Athmung geschieht durch zwei, an der Kopfbrust liegende Luftlöcher, welche in einfache Athemröhren (Tracheen) führen. In den heißen Zonen gibt es sehr abenteuerliche Formen. Die meist nächtlichen Thiere schweifen besonders an Mauern umher und überfallen schlafende Insekten im Sprunge, um sie auszusaugen. Bekannt ist, daß sie die Beine leicht fahren lassen, die sich noch lange nach der Trennung zuckend bewegen. Der Verlust soll sich bei der nächsten Häutung ersetzen.

Afzelius, Name eines berühmten schwed. Gelehrtengeschlechts, welches von einer Bauernfamilie in Westergöthland stammt. — A. (Adam), geb. 18. Oct. 1750 zu Larf in Westergöthland, woselbst sein Vater Pastor war, der letzte Schüler Linné's, wurde 1777 Docent der orient. Literatur und 1785 Demonstrator der Botanik in Upsala. 1792 ging er als Naturforscher nach der engl. Colonie Sierra-Leone in Afrika, wo er bei der Ausplünderung der Colonie durch die Franzosen alle seine Sammlungen verlor. Nach der Rückkehr (1794) wurde er 1796 Gesandtschaftssecretär in London, 1799 wieder akademischer Lehrer in Upsala und 1812 erhielt er die Professur der Materia medica. Er starb 30. Jan. 1836. Als Schriftsteller ist A. bekannt durch mehrere naturhistor. Werke sowie durch die 1823 veranstaltete Herausgabe der Selbstbiographie Linné's (deutsch, Berl. 1826). Nach ihm ist, außer mehrern Pflanzen- und einigen Insektenarten, das Pflanzengeschlecht Afzelia benannt. Seine Pflanzensammlung wurde für die Universität zu Upsala angekauft. — A. (Johan), des vorigen Bruder, geb. 13. Juni 1753, seit 1784 Professor der Chemie in Upsala, gest. 20. Mai 1837, nachdem er seit 1820 im Ruhestande gelebt, hat, ohne viel als Schriftsteller aufzutreten, bedeutend zur Ausbildung der Chemie beigetragen. — A. (Pehr von), der dritte und berühmteste der Brüder, geb. 1760, wurde 1801 zum Professor der Medicin in Upsala und 1812 zum königl. Leibarzt in Stockholm ernannt; zugleich erfolgte seine Erhebung in den Adelsstand. Seit 1820 in den Ruhestand versetzt, starb er am 2. Dec. 1843. Er war für seine Wissenschaft wie für die Universität sehr thätig und lange Zeit einer der berühmtesten praktischen Aerzte Schwedens. — A. (Anders Erik), ein Verwandter der vorigen, geb. in Mariestad 25. April 1779, war seit 1818 Professor der Rechtswissenschaft zu Åbo, erhielt aber 1821 den Abschied mit Beibehaltung seines Gehalts. Wegen unvorsichtiger politischer Aeußerungen der russ. Regierung verdächtig, sah er sich 1831 des Landes verwiesen. Da er dem Befehle nicht sogleich nachkommen konnte, wurde er von Åland nach Finland und von dort nach Wjätka transportirt, wo man ihn vier Jahre gefangen hielt. Hierauf ward er nach Willmanstrand in Finland und zuletzt nach Riga geschickt, woselbst er 1850 starb. — A. (Arvid August), geb. 6. Mai 1785, war

seit 1821 Pfarrer zu Enköping und machte sich durch seine Forschungen im Gebiete altnord. Literatur sowie als Dichter rühmlich bekannt. Schon frühzeitig hatte er seine Aufmerksamkeit den alten schwed. Volksliedern zugewendet und viele derselben aus dem Munde des Volks gesammelt, auch den herrlichen Melodien derselben eigene Dichtungen im alten Volkstone angepaßt. In der Folge gab er in Verbindung mit Geijer diese schwed. Volkslieder unter dem Titel: «Svenska Folkvisor» (3 Bde., Stockh. 1814—15) mit den alten Melodien heraus. Eine Auswahl der Lieder in deutscher Uebersetzung ist von Mohnike (Berl. 1830) veröffentlicht worden. Eine andere Sammlung von Volksliedern und Gesängen, die A. den alten Originalliedern nachgebildet hatte, erschien mit Musikbeilagen in «Afsked till Svenska Folksharpan» (Stockh. 1848). Trefflich übersetzte A. ins Schwedische die Hervarasaga (Stockh. 1812) und die Edda Sämundar (Stockh. 1818), welche letztere er in Verein mit Rask (Stockh. 1818) auch isländisch herausgab. Sein Trauerspiel «Den siste Folkungen» (Stockh. 1830) ist nur in den lyrischen Theilen gelungen. Außerdem beschäftigte sich A. mit einer auf Volksüberlieferungen gegründeten Geschichte Schwedens, welche unter dem Titel: «Svenska folkets Sagohäfder» (Thl. 1—9, Stockh. 1839—59) erschienen ist. Die drei ersten Theile dieses Werks sind, mit einem Vorwort von L. Tieck, in deutscher Uebersetzung von Ungewitter («Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit», Lpz. 1842) veröffentlicht worden.

Aga oder **Agha**, im Alttürkischen der ältere Bruder, ist in der heutigen Sprache die Anrede des Sklaven an seinen Herrn und dann im allgemeinen ein Ehrentitel für illiterate Respectspersonen. Es bildet demnach eine Art von Gegensatz zu dem Titel Efendi, welcher nur der Schreibekunst Mächtigen beigelegt wird. Die vornehmste geschichtliche Bedeutung gewann der Titel A. in dem Jenitscheri-Agassi, dem Haupte der Janitscharen; jetzt führt ihn von hohen Kronbeamten nur noch der Kyzlar-Agassi, der Oberaufseher der Odalisken und Chef der schwarzen Eunuchen, aus deren Mitte er genommen wird. Derselbe hat im Harem des Großherrn den Rang eines Großveziers.

Agades, Hauptstadt der Oase Air in der Sahara, s. Air.

Aegadische oder **Aegatische Inseln** (Aegates oder Aegusae Insulae, d. h. Zieheninseln), eine Gruppe von drei Inseln an der Westspitze Siciliens, welche zum Theil fruchtbaren Boden, gesundes, herrliches Klima und zusammen 12000 E. haben. Die südlichste und größte, Favignana (Aegusa), hat 2 M. im Umfange und bietet fette Weiden und Heerden, viel Ziegen und Kaninchen, liefert auch den ausgezeichneten Boscowein, Safran, Feigen und Granatäpfel. Ihr gleichnamiger Hauptort, an einer Bucht der Nordküste gelegen, hat einen guten Ankerplatz, wird durch zwei Castelle gedeckt und zählt 4000 E. Im Innern liegt das Bergcastell Santa-Caterina. Nahe der Bucht des Eilandes erfocht Lutatius Catulus 241 v. Chr. den glänzenden Seesieg über die Karthager, welcher den ersten Punischen Krieg beendigte. Die Sage macht diese Insel zu derjenigen, auf welcher Odysseus wilde Ziegen jagte. Nördlich liegt die Insel Levanzo (Phorbantia oder Buccina), die gebirgig, aber reich an Holz, Getreide, Wein, Südfrüchten ist. Die westlichste Insel, Maretimo oder Marittimo (Hiera oder Sacra), ist nur ein nackter Fels, der außer Kapern und vortrefflichem Honig auch viel Thymian producirt. Ein Castell auf demselben dient als Staatsgefängniß. Zwischen Levanzo und Trapani auf Sicilien liegen die Klippeneilande Le Formiche und Colombara di Trapani.

Aegäisches Meer (griech. Aigaion pelagos, lat. Mare Aegaeum) ist der aus dem Alterthum entliehene Name des Griechischen Inselmeeres, das nach seiner Inselwelt der Griechische Archipel oder kurz der Archipel genannt wird, bei den Neugriechen aber Aspri Thalassa, bei den Türken Ak-Deniz, d. h. Weißes Meer, heißt, im Gegensatz zum Schwarzen Meere oder Pontus. Der Ursprung des alten Namens ist ungewiß; der Sage nach wird er von dem tragischen Ende des Aegeus (s. d.) abgeleitet. Das A. ist ein gegen Norden gerichtetes Seitenbecken des Mittelmeeres zwischen der griech.-türk. und der kleinasiat. Halbinsel, im Süden begrenzt von einer Bogenlinie, die von der Südostspitze des Peloponnes, dem Cap S.-Angelo oder Mália, durch die Inseln Cerigo, Cerigotto, Candia oder Kreta, Kaso, Scarpanto oder Karpatho und Rhodos zur Südwestecke Kleinasiens hindurchgeht. Im Südwesten steht es mit dem Jonischen, im Südosten mit dem sogenannten Levantischen, im Nordosten durch den langgestreckten Wasserzug des Hellespont, des Marmarameeres und Bosporus mit dem Schwarzen Meere in Verbindung. Es ist von Süden gegen Norden 90 M. lang, hat eine durchschnittliche Breite von 40 M. und eine Fläche von 3540 Q.-M. Durch die verschiedenen, zum Theil vulkanisch gehobenen Gruppen und Reihen seiner zahlreichen Inseln, die Sporaden (s. d.) und Cykladen (s. d.), die eine natürliche Brücke zwischen Europa und Asien bilden, wird es in

mehrere kleinere Becken geschieden, die im Alterthum eigene Namen hatten: der nördlichste, weniger breite und minder inselreiche Theil hieß das Thracische Meer, der südlichste zwischen den Cykladen und Kreta, das Kretische, der südöstliche zwischen den Cykladen und dem Peloponnes das Myrtoische, der südöstlichste zwischen Kreta und Rhodos das Karpathische, und der von Rhodos bis Chios reichende Theil, das Gebiet der eigentlichen Sporaden, das Ikarische Meer. Der Archipelagus, das Meer der Meere, wie man diesen Namen hat deuten wollen, wiederholt in seiner vermittelnden Lage zwischen verschiedenen Erdtheilen, in seiner reichen Küstenentwickelung und Inselbildung im kleinen die Verhältnisse, welche das Mittelmeer im großen zeigt. Im Gegensatz zu dem Adriatischen Meere (s. d.) ist es ein Meer, dem die es begrenzenden Halbinseln ihre am meisten gegliederten, bevölkerten und cultivirten, ihre commerziell und historisch am meisten hervortretenden Gestade nicht abkehren, sondern zuwenden. Kein Meer der Erde hat so merkwürdig und mannichfach gestaltete und wechselvolle Küstenumrisse, so viele vorspringende Halbinseln, Landzungen und Vorgebirge, so viele tief in das Land eindringende und dieses dem Seeverkehr eröffnende Golfe, Buchten und Sunde; keines verhältnißmäßig so viele günstig gereihte und gruppirte Inseln. Kein Meer auch ist der Schauplatz einer solchen Geschichte, einer so mannichfachen und für alle Zeiten bedeutungsvollen Culturentwickelung des menschlichen Geistes gewesen wie das A.

Die Gestade sind mit wenigen Ausnahmen gebirgig, steil, pittoresk wie die Inseln, auch wie diese vorherrschend, selbst im Norden und Osten, von Griechen bewohnt, doch im ganzen schwach bevölkert. Die Westküste, welche Griechenland, Thessalien und dem südwestlichsten Theile Macedoniens angehört, ist im Verhältniß zu seiner überaus günstigen Gliederung nicht eben reich an bedeutenden Hafen- und Handelsplätzen. Die Rolle der Verkehrsvermittelung fällt hier vielmehr den vorliegenden Inseln zu, wie denn die blühendste Handelsstadt Griechenlands, der Knotenpunkt der Dampfschiffahrt zwischen Europa und der Levante, nämlich Hermupolis, nicht dem Festlande, sondern der Insel Syra angehört. Von dem Cap Mália oder S.-Angelo, dem wegen seiner Stürme und der Schwierigkeit der Umsegelung schon seit Homer's Zeit verrufenen Promontorium Malea, zieht die hohe, steile, mit Felsriffen und Scheren besetzte Küste, ohne eine andere nennenswerthe Stadt aufzuweisen als Monembasia oder Napoli di Malvasia, an 20 M. weit nordwärts bis an den Argolischen oder Golf von Nauplia. Jenseit der mehrfach eingebuchteten Halbinsel von Argolis, an deren Südküste die Inseln Hydra und Spezzia wichtige Handelshäfen haben, folgt, östlich von der Halbinsel Attika begrenzt, der Golf von Aegina, der Saronische Meerbusen der Alten, mit mannichfach gegliedertem Küstensaum, guten Ankerplätzen, wie Nea-Epidavro, Kenchries (Osthafen von Korinth), dem Piräeus oder Hafen von Athen, Kalamaki und den Inselhäfen Aegina, Poros oder Kalauria, und Koluri oder Salamis. Oestlich vom Cap Colonna (Sunium), der Südspitze Attikas, liegt das langgestreckte Felseneiland Makronisi (Helena) mit dem Hafen Mandri; $2^1/_4$ M. nördlicher Port Raphti (Prasiä), der schönste Hafen Attikas und der einzig beträchtliche an dem langen Gestade, das vom Cap Colonna nordwestwärts, an der Bucht von Marathon und dem Küstenpaß der Thermopylen vorüber, bis zum Golf von Zeitúni oder Lamia (Sinus Maliăcus) hinzieht. Dieser Küste von Attika, Böotien und Ost-Lokris gegenüber liegt die große Insel Euböa lang hingestreckt, mit der Hafen- und Hauptstadt Chalkis oder Evripo an der engsten Stelle des Euböischen Meeres, dem überbrückten Euripus. Von diesem führt der Kanal von Talanti (Sinus Opuntius) zum Golf von Lamia, in welchen der Hellada (Spercheios) mündet, und von diesem ostwärts der Kanal von Tricheri in den gegen Norden in Thessalien eindringenden Golf von Wolo oder Jolkos (Sinus Pagasaeus), dem die hakenförmig umgebogene Halbinsel Isthmia mit dem industriellen Handelsort Tricheri nur einen schmalen Eingang gestattet. Von der Ostspitze dieser Halbinsel zieht an der Küste Thessaliens die prächtige Bergreihe des Pelion und Ossa hin, welche durch die Thalspalte des Salambria (Peneios), das berühmte Thal Tempe, von dem mächtigen Olympos getrennt wird.

Die Nordküste oder das Gestade von Macedonien und Thracien, einst mit griech. Colonien dicht besäet, hat jetzt außer Salonichi keine bedeutende Seestadt. Im Osten des Golfs von Salonichi (Sinus Thermaicus), in welchen der Indje-Karasu oder Wistritza (Haliakmon) und der schiffbare Wardar (Axios) mündet, tritt eine wunderbar reiche Entfaltung des Gestades ein: die macedonische Halbinsel oder Chalcidice mit ihrem Dreizack von Landzungen, zwei Golfen und dem berühmten Berge Athos. Dahinter folgt der Meerbusen von Contessa oder Rendina (Sinus Strymonicus) mit der Mündung des Struma (Strymon) und den Hafenplätzen Contessa und Orphano. Weiterhin tritt das Pirnarigebirge, der einst goldreiche Pangaios, an

die Küste, dann folgt der wichtige Hafen Kawala, die Mündung des Karasu (Nessos), weiterhin die der schiffbaren Maritza (Hebros) und der Golf von Enos (Aenos), das natürliche Emporium von Thrazien, dessen Hafen aber versandet ist, und zuletzt der Golf von Saros (Melas Sinus) hinter der langgestreckten Halbinsel von Gallipoli oder dem thracischen Chersones am Hellespont. Die Ostküste des A. ist der westl. Küstensaum Kleinasiens; das durch Alluvionen vielfach veränderte Mündungsland der aus reichen, üppigen Thälern hervortretenden Flüsse Bakyr Tschai (Kaikos), Sarabat (Hermos), Kutschuk Mendere (Kaystros) und Mendere (Mäander), die im Alterthume mit den blühenden Handelsstädten der Aeolier, Jonier und Dorer dicht besäeten Gestade von Mysien und Troas, Lydien und Karien. Diese Küste ist in weniger großen Golfen von dem Meere aufgelockert und zerspalten, aber dem Verkehr nicht minder aufgeschlossen durch eine Menge kleinerer Meerbusen, Buchten und Häfen, und begleitet von einem Schwarm von Inseln, die von Thasos an bis Rhodos das türk. Ejalet Dschesair oder der Inseln bilden. Sehr groß ist die Zahl von guten geräumigen Häfen, Anker- und Landungsplätzen, aber ebenso groß die Vernachlässigung für Kriegs- und Handelszwecke, daher auch der Export im ganzen nicht bedeutend ist. Die wichtigsten Meereseinschnitte sind der Golf von Adramytti im Nordosten von Mytilene oder Lesbos, von Aiwaly oder Kidonia mit seiner Eilandgruppe, der Golf von Smyrna, von Kuschadasi oder Scala-Nova östlich von Samos, vom vorigen getrennt durch eine vielfach eingebuchtete Halbinsel, auf welcher gegenüber von Chios der Hafen Tschesme liegt; ferner die Golfe von Mendelia, von Kos und Symi an der zerspaltenen Südwestecke Anatoliens.

Fast der ganze Archipel gleicht einem stark coupirten Gebirgsterrain, dessen Thäler, Mulden und Kessel mit Wasser erfüllt, dessen Kuppen als Inseln hervorragen. In einzelnen Theilen des Meeres sind die Bahnen des sichern Wassers so labyrinthisch, daß alle Geschicklichkeit des Piloten erforderlich und bei Stürmen dennoch oft vergeblich ist; aber im allgemeinen ist die Schiffahrt bequem und angenehm. Die Wassertiefe ist an den meisten Gestaden und zwischen den Inseln sehr bedeutend; im Piräeus bei Athen 4½—9 Faden, in der Straße von Talanti, unterhalb des Berges Telethrion auf Euböa, schon bei 3000 F. von der Küste über 220 Faden, etwa 1500 F. von den Steilabhängen des Athos 80—100 Faden. Bei den Inseln, in der Nähe der Küste, ist gewöhnlich mit 120—150 Faden noch kein Grund zu finden. Ebbe und Fluth wird nur an wenigen Punkten bemerkt; am meisten noch, mit einer Niveaudifferenz von 2 F., im Euripus, und auch hier wie anderwärts unter dem Einfluß localer Strömungen und Winde. Die Strömungen, die an den Küsten entlang gehen, erleichtern die Fahrt in den Golfen und Sunden. Die starke und constante Strömung, mit welcher der Hellespont die durch große Flußsysteme verstärkten Wassermassen des Schwarzen Meeres in das flußärmere Becken des Inselmeeres ausschüttet, wird zwar durch die vielen Inseln, vorspringenden Landspitzen und tiefen Buchten in unzählige kleinere Strömungen verzweigt, stets aber behält sie ihre Hauptrichtung nach Süden bei und trifft mit der längs der Südküste von Kleinasien gegen West gerichteten Hauptströmung des Mittelmeeres zusammen, die sich, wenn auf dem Archipel Nordostwind herrscht, bisweilen wie das Wasser einer geöffneten Schleuse zwischen Rhodos und dem Festlande hindurchstürzt. Die Winde haben auf dem A. etwas Geregeltes und steigern sich nur selten zur Heftigkeit verwüstender Orkane. Nur in der kurzen Winterzeit schwanken Wind und Wetter regellos; mit dem Eintritt der guten Jahreszeit folgt auch der Luftzug einer festen Regel. Acht Monate im Jahre herrscht der Nordostwind, wechselnd mit dem Nord und Nordwest. Jeden Morgen erheben sich diese Etesien oder Jahreswinde, die Moussons dieses Meeres, von dem Hellespont und der thracischen Küste her und wehen am Tage das ganze Inselmeer hinab. Sie sind trocken, gesund und verdünnen die Atmosphäre, namentlich die dichte Luft und ungesunde Feuchtigkeit in den Thälern. Oft haben die Etesien wochenlang den Charakter eines Sturmes; sind aber wegen ihrer Gleichmäßigkeit nicht gefährlich, zumal da der Schiffer bei der Klarheit der Luft bis auf 20 M. hin seine Zielpunkte sehen und bei der Menge sicherer Ankerbuchten mit Leichtigkeit Schutz finden kann. Sinkt die Sonne, so lassen diese Winde nach, die See glättet sich, Luft und Wasser werden still, fast unmerklich erhebt sich ein leiser Südwind, Embates genannt, der immer mild, weich und heilbringend ist und darum von Dichtern des Alterthums gepriesen wird. Abgesehen von diesem leichten Gegenwinde, sind die Südwinde, selbst im Sommer, wegen Unbeständigkeit und plötzlichen Umschlages unangenehm, doch von kurzer Dauer. Um die Zeit der Solstitien wehen Südost- und Südwestwinde mit großer Gewalt, aber im Winter werden noch weit mehr die Nordstürme gefürchtet, welche, angekündigt von dicken, tiefhängenden Wolken, lebhaften Blitzen

und gewaltigen Donnerschlägen, oft auch von Schnee und Hagel begleitet, sehr heftig, fast orkanartig wehen. Der Flug der Wandervögel, die zu bestimmten Zeiten des Jahres sich wiederholenden Züge der Thunfische geben dem Schiffer willkommene Wahrzeichen, und bei Nacht regeln die an dem meist wolkenlosen Himmel auf- und niedersteigenden Gestirne in milder Ruhe sein Geschäft. Diese Regelmäßigkeit in Bewegung von Luft und Wasser, der milde Charakter des A. trugen wesentlich dazu bei, daß seine Küsten- und Inselbewohner von jeher mit Vorliebe auf ihm und mit ihm lebten.

Agalmatolith, Bildstein, Pagodit, Chinesischer Speckstein, ist ein Mineral, welches zu den wasserhaltigen Silicaten gehört und im wesentlichen aus Thonerde, Kali, Kalkerde, Kieselsäure (Kieselerde) und Wasser besteht. Es ist von splitterigem, unebenem Bruch, mehr oder weniger durchscheinend, von vorherrschend grünlichen, auch wol röthlichen, gräulichen und gelblichen Farben, fühlt sich fettig an und klebt nicht an der Zunge. In China, wo es besonders häufig vorkommt, werden wegen seiner geringen Härte und großen Zähigkeit Pagoden, verschiedenartige Gefäße und andere Kunstsachen daraus gefertigt, welche früher massenhaft nach Europa gebracht und hier als Repräsentanten des bizarren chines. Geschmacks begierig gekauft wurden. Auch in Europa kommen an verschiedenen Orten ganz ähnliche Gesteine vor, obwol von etwas abweichender chem. Zusammensetzung.

Agama nennt man eine Gruppe von Eidechsen, die zu den sogenannten Dickzünglern (Crassilinguia) gehören, welche sich durch eine dicke, fleischige, fast überall festgewachsene, vorn kaum ausgerandete Zunge von den übrigen Eidechsen unterscheiden. Innerhalb dieser Gruppe, zu welcher die seltsamsten Formen, wie Leguane, Basilisken und Drachen, gehören, bilden die eigentlichen Agamen oder Erdagamen eine besondere Abtheilung. Es sind kurze, kräftige Eidechsen mit kurzen, fünfzehigen Füßen, breitem Leib und Kopf, der oft demjenigen einer Kröte ähnlich sieht, und deren Schwanz und Rücken oft mit Stachelschuppen und Dornen verziert ist. Sie leben in beiden Hemisphären in steinigen und sandigen, sonnigen Gegenden der Tropenzone und verkriechen sich in Erdlöcher. Diejenigen der Alten Welt haben auf die Kieferränder aufgewachsene Zähne (Pleurodonta), während in der Neuen Welt die Zähne in einer Rinne des Kiefers (Acrodonta) eingepflanzt sind. Die Dornschwänze (Uromastix), Dornechsen (Stellio), Kielschwänze (Tropidurus) und Krötenechsen (Phrynosoma) gehören dieser Gruppe häßlicher und zum Theil als giftig verschrieener Eidechsen an.

Agamemnon, eine der hervorragendsten Gestalten im nationalen Epos der alten Griechen, war der Sohn des Atreus, Königs in Mykene, und der Aërope, und der Bruder des Menelaos (s. d.). Vom Vater ausgesandt, den Oheim Thyestes (s. d.) aufzusuchen, kamen beide Brüder zu dem Könige Tyndareos nach Sparta, wo sie sich mit dessen Töchtern vermählten, A. mit Klytämnestra, Menelaos mit Helena. Nach ihrer Rückkehr vertrieben sie den Thyestes und dessen Sohn Aegisthos, die sich inzwischen des väterlichen Throns bemächtigt hatten. A. ward hierauf König von Mykene, während Menelaos von seinem Schwiegervater die Herrschaft in Sparta erhielt. A. erweiterte sein väterliches Reich und wurde der mächtigste Herrscher Griechenlands. Seine Gemahlin gebar ihm den Sohn Orestes (s. d.), und drei Töchter, darunter (nach den Tragikern) Iphigenia und Elektra. Als die Gemahlin seines Bruders Menelaos, Helena, von Paris, dem Sohne des Priamos, Königs von Troja, entführt worden war, zog er mit jenem in ganz Griechenland umher, um die Fürsten zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen Troja zu bewegen. Er erreichte seine Absicht, wurde auch auf einer bei Diomedes zu Argos veranstalteten Versammlung zum Oberfeldherrn der verbündeten Griechen erwählt. In Aulis versammelte sich die gemeinschaftliche Flotte, deren Abfahrt nach Troja jedoch lange Zeit verhindert wurde durch die Artemis, welcher A. eine geweihte Hirschkuh getödtet, und die zuletzt nur durch die Opferung der Iphigenia (s. d.) versöhnt werden konnte. Im 10. Jahre des Kampfes gegen Troja entbrannte zwischen A. und Achilles (s. d.) der berühmte Streit wegen der schönen Gefangenen Briseïs, dessen Beilegung erst nach dem Tode des Patroklos erfolgte. Bei den zu Ehren des letztern gehaltenen Leichenspielen erhielt A. den Preis im Speerwerfen. Wenn auch an Großartigkeit dem Achilles nicht gleich, so erscheint doch A. in der Iliade stets als einer der edelsten und tapfersten Helden und als wahrhaft königlicher Herrscher. Nach dem endlichen Fall Trojas kehrte A., nachdem er mehrmals von widrigen Winden verschlagen worden, mit der Kassandra, einer Tochter des Priamos, die er als Beute erhalten, glücklich in seine Heimat zurück, wurde hier aber von Aegisthos (s. d.), dem er bei der Abreise seine Gemahlin und seine Kinder anvertraut hatte, und der Klytämnestra bei einem Mahle (nach Homer) oder im Bade (bei den Tragikern) nebst der Kassandra ermordet. Vom Tantalos

an, dem Ahnherrn des Geschlechts, bis auf A. und dessen Kinder verfolgte diese Familie ein feindliches Geschick und stürzte sie ins Verderben. Der tragische Untergang des A. war ein Lieblingsthema der antiken Tragödie. Das Grab des Heroen zeigte man in Mykene und in Amyklä. In Sparta genoß A. göttliche Verehrung. Dasselbe war auch in Chäronea mit seinem Scepter, einem Werke des Hephästos, der Fall. In Kunstwerken findet sich die Gestalt des A. zwar häufig, bildet aber nur selten den Mittelpunkt der Darstellung.

Agami, Trompetervogel (Psophia crepitans), eine südamerik. Hühnerstelze, die unserer Trappe nahe steht, einen kurzen, scharfen, übergebogenen Kegelschnabel, sehr dünne Beine, kurze, mit scharfen Krallen versehene Zehen besitzt und kurze Flügel sowie kurzen, geraden Schwanz, aber langen Hals und nackte Stellen ums Auge zeigt. Der Vogel lebt in Guiana in Wäldern und bringt nach heftigem Schrei ein eigenthümliches Trommeln oder Gullern bei geschlossenem Schnabel hervor, das ihm den Namen verschafft hat. Er nährt sich von Früchten, Beeren und Insekten und lebt in Trupps von 10—30 Stück. Das Weibchen legt 10—16 Eier in eine Vertiefung in der Erde und brütet zwei- bis dreimal im Jahr. Gezähmt ist der Vogel ein nützliches Hausthier, in seinen Eigenschaften dem Hunde ähnlich. Er liebt seinen Herrn, folgt ihm aufs Wort, vertheidigt mit großem Muthe den Hof und das Vieh gegen Menschen, Hunde und Raubthiere, hält Ordnung auf dem Hofe, treibt das übrige Geflügel zur Ruhe und beherrscht es unbedingt; ja er hütet die Schafheerden wie ein Hund, sodaß man zwei A. einem Hunde gleichschätzt. Dabei ist aber der A. sehr eifersüchtig auf seine Stellung und zanksüchtig gegen alle, die ihm Widerwillen einflößen. In neuerer Zeit sieht man ihn häufig in Thiergärten; doch scheint seine Acclimatisation als Hausthier bisjetzt, der Strenge unsers Klimas wegen, noch nicht ganz gelungen zu sein.

Aganippe, die Tochter des Flußgottes Permessos am Helikon in Böotien, war die Nymphe der Quelle A., welche, gleich der Hippokrene, die aus ihr trinkenden Dichter zum Gesange begeisterte.

Aegäon (griech. Aigaion), in der Mythologie der alten Griechen einer der drei Hekatoncheiren oder hundertarmigen Meerriesen, welche für Söhne des Uranos und der Gäa galten, aber von ihrem Vater gleich nach der Geburt, weil sie feindlich gegen ihn gesinnt waren, in die untersten Tiefen der Erde verborgen wurden. Als jedoch Zeus den Kampf mit den Titanen begann, befreite er sie auf den Rath der Gäa und gewann mit ihrer Hülfe den Sieg. Die Titanen wurden in den Tartaros gestürzt und von A. und seinen Brüdern Kottos und Gyes, die wegen ihrer Abkunft auch Uraniden hießen, bewacht. Bei den Göttern führte A. nach Homer den Namen Briareos, d. i. der Furchtbare. Als einst Poseidon, Hera und Athene den Zeus fesseln wollten, rief Thetis den A. aus den Tiefen des Meeres zu Hülfe, worauf jene von ihrem Vorhaben abstanden. A. ist die mythische Versinnbildlichung des tosenden Meeres und der gewaltig andrängenden Wogen, in welchen die Alten die Ursache des Erdbebens erkannten. A. wird daher auch öfter ein Gigant genannt und bisweilen unter den Aetna versetzt. In andern Sagen erscheint er als ein mächtiger Herrscher zur See und Erfinder der Kriegsschiffe.

Agapanthus, Schmucklilie, Liebesblume, eine schöne Zierpflanze aus der Familie der Liliaceen, Abtheilung Asphodeleen, mit knolligem Wurzelstock, langen, breit linealen, einen großen Büschel bildenden Blättern und hohen, runden, nackten Blütenschäften, welche eine große, gewölbte Dolde gestielter, großer, sechsspaltiger Trichterblumen an der Spitze trägt. Die am häufigsten in unsern Gärten vorkommende, in Kübeln oder großen Blumentöpfen cultivirte Art ist der blaublühende A. umbellatus l'Hérit. vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Agape, s. Liebesmahl.

Agapetus ist der Name eines Heiligen der röm.-kath. Kirche, welcher unter dem Kaiser Aurelian 270 den Märtyrertod erlitt und dessen Gedächtniß 18. Aug. gefeiert wird, sowie auch zweier Päpste. — **A. I.**, ein geborener Römer, bestieg den päpstl. Stuhl 535 und ging auf Veranlassung des Gothenkönigs Theodat zu Kaiser Justinian nach Konstantinopel, um den Frieden zu vermitteln. Obgleich er diesen Zweck nicht erreichte, so erlangte er doch vom Kaiser, daß der Eutychianer Anthimos, der zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben worden war, verdammt und abgesetzt wurde. A. starb in der Hauptstadt des griech. Kaiserreichs 22. April 536, nachdem er als Papst nur 11 Monate regiert hatte. — **A. II.**, ebenfalls ein geborener Römer, saß 946—55 auf dem päpstl. Stuhle. Er rief gegen Berengar, der sich zum Könige von Italien aufgeworfen hatte, den deutschen König Otto I. zu Hülfe und ließ sich die Verbreitung des Christenthums, besonders im Norden von Europa, angelegen sein.

Agardh (Karl Adolf), ein berühmter Naturforscher und einer der vielseitigsten Gelehrten

Schwedens, geb. 22. Jan. 1785, der Sohn eines Kaufmanns zu Båstad in Schonen, studirte zu Lund und wurde 1807 an der dortigen Universität zum akademischen Lehrer und 1812 zum Professor der Botanik und Oekonomie ernannt. Er wandte als Botaniker seine Studien besonders den Algen zu, deren Kenntniß er wesentlich gefördert hat. Außerdem war er aber auch nach verschiedenen andern Richtungen hin thätig. Mit einem offenen Blick für die Fragen der Zeit begabt, nahm er großen Antheil an der Bildung vieler Institutionen in der Provinz, welcher er angehörte. Als Mitglied des 1827 und 1828 berufenen Erziehungscomité verfocht er diejenigen Ideen, welche sich späterhin bei der Anordnung des schwed. Erziehungswesens allmählich Eingang verschafft haben. Nach und nach sah er sich als Abgeordneter seines Stifts zum Reichstage in das Gebiet der Staatsökonomie gezogen, welches er auch während des letzten Theils seines Lebens zum Hauptgegenstand seiner Studien machte. Da er in den frühern Jahren nur geringe Einkünfte hatte, erhielt er 1816 ein Präbendenpastorat von einem Gönner in Schonen und in demselben Jahre die priesterliche Weihe, sodaß 1834, als er zum Bischof in Karlstad erwählt wurde, seiner Ernennung nichts im Wege stand. Als Bischof beschäftigte er sich auch mit theol. Studien und gab mehrere theol. und religiöse Schriften heraus. Seine Arbeiten, welchem Fache sie auch angehören, zeichnen sich aus durch Ideenreichthum und klare, anziehende, oft glänzende Darstellung. Die wichtigsten unter seinen zahlreichen Schriften sind: «Systema Algarum» (Lund 1824); «Species Algarum» (Bd. 1 u. 2, Lund 1820 u 1822; Bd. 3, Greifsw. 1828); «Icones Algarum» (Lund 1828—35); «Lärobok i Botanik» (2 Bde., Malmö 1829—32), von dem die erste Abtheilung: «Organographie der Pflanzen» (Kopenh. 1831), von Meyer, die zweite: «Allgemeine Biologie der Pflanzen» (Greifsw. 1832), von Creplin ins Deutsche übersetzt wurde; und «Försök till en statsökonomisk Statistik öfver Sverige» (Thl. 1—3, Karlstad 1852—59). Die staatsökonomische Abtheilung dieses Werks ist von ihm selbst, die statistische aber von Ljungberg bearbeitet worden. Einen 4. Theil (1863) hat letzterer allein herausgegeben. A. starb 28. Jan. 1859. — A. (Jakob Georg), des vorigen Sohn, geb. zu Lund 1813, seit 1854 Professor der Botanik daselbst, ist bekannt als Verfasser verschiedener Schriften über Gegenstände sowol der allgemeinen wie auch der systematischen Botanik. Sein wissenschaftlicher Ruf gründet sich jedoch besonders auf seine Arbeiten über die Algen, unter denen die «Species, genera et ordines Algarum» (4 Bde., Lund 1848—63) nicht nur sein Hauptwerk sind, sondern gegenwärtig auch die Hauptquelle für das Studium der Algologie bilden. Sonst sind von seinen Schriften noch hervorzuheben: «Synopsis generis Lupini» (Lund 1835); «Recensio generis Pteridis» (Lund 1839); «Algae Maris Mediterranei et Adriatici» (Par. 1842); «In systemata Algarum hodierna adversaria» (Lund 1845); «Theoria systematis plantarum» (Lund 1858). A. besitzt eine ungemein reiche Sammlung von Algen, die von seinem Vater begonnen worden war.

Agaricus, Blätterpilz, eine über einen großen Theil der Erde verbreitete Gattung von Fleischpilzen, die schon den Alten bekannt war, und von welcher allein in Deutschland über 500 Arten vorkommen. Die Mehrzahl derselben trägt auf einem fleischigen Stiele einen sogenannten Hut, an dessen unterer, dem Boden zugekehrter Fläche senkrecht gestellte Lamellen so befestigt sind, daß sie strahlenförmig von der Einfügungsstelle des Stiels nach dem Rande des Hutes verlaufen. Die Oberfläche dieser Lamellen oder Blätter ist mit dem Hymenium, einer die Sporen (s. d.) erzeugenden Zellgewebsschicht, überzogen, welche zahllose Sporen in Form eines feinen, verschieden gefärbten Pulvers aussondert. Nach der Farbe der Sporen hat man die Blätterpilze in weiß-, roth-, braun-, schwarzsporige u. s. w. eingetheilt. Man kann die Farbe der Sporen leicht erkennen, wenn man einen Blätterpilz einige Tage lang auf weißem Papier liegen läßt, indem die Sporen in solcher Menge herauszufallen pflegen, daß das Papier von ihnen gefärbt wird. Nur bei weißen Sporen ist dies nicht möglich. Die Blätterpilze wachsen der Mehrzahl nach auf humosen Boden, namentlich auf feuchter Lauberde in Wäldern, seltener auf alten Baumstücken, faulem Holz, verwesenden Pflanzen, Dünger u. s. w. Ihre Größe ist sehr verschieden, doch sind die meisten Arten ansehnlich. Es gibt in dieser großen Gattung sowol nützliche (eßbare) als schädliche (giftige oder zerstörende) Pilze. Unter den eßbaren sind die wohlschmeckendsten und wichtigsten: der Champignon, A. campestris, der Kaiserling oder Kaiserschwamm, A. caesareus, der Reizker, A. deliciosus, der Mufferon, A. prunulus, der Stockschwamm, A. mutabilis, der Brätling, A. volemus und der Eierschwamm, A. cantharellus. Unter den schädlichen verdienen vorzüglich der Fliegenpilz, A. muscarius, der Täubling, A. integer, und der Knollenblätterschwamm, A. phalloides, der Erwähnung. Viele Blätterpilze sind jung genießbar und unschädlich, während sie im Alter giftige Eigenschaften besitzen.

Agasias ist der Name zweier Bildhauer aus Ephesus, von denen der ältere, der Sohn des Menophilos, um 110—20 v. Chr. wirkte, während der jüngere, der Sohn des Dositheos und vielleicht der Enkel jenes ältern A., gegen Anfang der röm. Kaiserzeit gelebt haben muß. Letzterer ist besonders bekannt als der Künstler des sogenannten Borghese'schen Fechters, der Marmorstatue eines nackten, wahrscheinlich gegen einen Reiter kämpfenden Kriegers, welche gleichzeitig mit dem Apoll des Belvedere zu Antium gefunden wurde, lange Zeit hindurch eine Zierde der Kunstsammlungen der Villa Borghese in Rom bildete, sich aber gegenwärtig zu Paris befindet. Der Borghese'sche Fechter zählt zu den vorzüglichsten der auf uns gekommenen Werke der alten Sculptur und nimmt unter denselben hinsichtlich des Ausdrucks der Bewegung den ersten Rang ein. Der Name des A. ist auf der Statue selbst genannt. Eine andere Deutung des Kunstwerks hat Rathgeber («Androklos, bisher Borghese'scher Fechter genannt», Lpz. 1862) versucht.

Agassiz (Ludwig Johann Rudolf), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher, geb. 28. Mai 1807 zu Mottier im schweiz. Canton Freiburg, wo sein Vater Prediger war, kam 1818 auf das Gymnasium zu Biel und erhielt schon 1822 auf der Akademie zu Lausanne die übliche Beförderung in den Schönen Wissenschaften. Hierauf studirte er zu Zürich, Heidelberg und zuletzt zu München Medicin, wo er 1830 Doctor wurde. Von Jugend an hatte das Studium der Natur einen besondern Reiz für ihn. In Heidelberg und München beschäftigte er sich besonders mit vergleichender Anatomie, und an letzterm Orte, wo Schimper bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte, ward er mit Martius und Spix bekannt. Nachdem Spix 1826 gestorben, übertrug ihm Martius die Herausgabe der 116 Arten von Fischen, die, von jenem in Brasilien gesammelt, aus vielen bekannten, aber auch manchen unbeschriebenen Arten bestanden. A. machte hier zum ersten mal seine Ansichten über die Klassification der Fische geltend, welchen er später treu geblieben. Das Werk erschien unter dem Titel: «Pisces etc., quos collegit et pingendos curavit Spix, descripsit A.» (Münch. 1829—31, mit 91 lithogr. Taf. in Fol.). Durch diese Arbeit überhaupt auf Ichthyologie geführt, unternahm er nun die systematische Bearbeitung der Süßwasserfische Mitteleuropas, die er in der «Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe centrale» (Heft 1, die Forellen, Neufchâtel 1839, mit 34 Taf.; Heft 2, Embryologie derselben, bearbeitet von Vogt, 1840, mit 14 Taf.; Heft 3, die Anatomie der Forellen, von A. und Vogt gemeinschaftlich, 1845, mit 14 Taf.) mit monographischer Vollständigkeit auszuführen suchte. Das Werk blieb jedoch unvollendet liegen. Weiter geführt durch den Umfang des Gegenstandes, ließ A., der inzwischen als Professor der Naturgeschichte nach Neufchâtel berufen worden, hierauf die «Recherches sur les poissons fossiles» (14 Lief., Neufch. 1833—42, mit 311 lithogr. Taf. in Fol.) erscheinen, ein Werk, das in der Wissenschaft eine große Lücke ausfüllte und unter Mitwirkung von Vogt und Desor, die ihn bei seinen Forschungen unterstützten, zum Abschluß kam. Als Frucht mehrfacher Reisen nach England und der Benutzung der dortigen reichen Sammlungen folgte hierauf eine «Monographie des poissons fossiles du vieux grès rouge du système Devonien des Iles Britanniques» (Soloth. 1844—45, mit 41 Taf.). Das Studium der vorweltlichen Reste der Fische brachte A. zu den fossilen Echinodermen, über welche er die «Description des échinodermes fossiles de la Suisse» (3 Lief., Neufch. 1839—42, mit 35 Taf.) herausgab. Hieran schlossen sich Untersuchungen über die lebenden Arten dieser Thierklasse, welche er in dem unvollendet gebliebenen Werke «Monographie d'échinodermes vivants et fossiles» (unter Mitwirkung von Valentin und Desor, Heft 1—4, Neufch. 1838—42, mit 62 Taf.) veröffentlichte. Es folgten sodann mehrere Arbeiten über die Mollusken, wie die «Études critiques sur les mollusques» (Heft 1—4, Neufch. 1840—45, mit 115 Taf.), «Iconographie des coquilles tertiaires» (Neufch. 1845, mit 15 Taf.) und «Mémoire sur les moules de mollusques vivantes et fossiles» (Neufch. 1840, mit 12 Taf.). Das größte Aufsehen machten aber die «Études sur les glaciers» (Neufch. 1840, mit 32 Taf.; deutsch, ebend. 1841), welches Werk über die Gletscher eine theilweise Umgestaltung der Geologie nach sich zog. Seine fernern Forschungen über den Gegenstand legte er in dem «Système glaciaire» (mit Guyot und Desor, Par. 1847, mit Atlas) nieder. Eine Ergänzung dieser Werke war «A.'s und seiner Freunde geolog. Alpenreisen» (herausg. von Vogt, 2. Aufl., Frankf. 1847). Nachdem A. die Veröffentlichung eines «Nomenclator zoologicus» (Soloth. 1842—47; Index 1848) begonnen und den «General catalogue of all books, tracts and memoirs on zoology and geology» (herausg. von Strickland, 4 Bde., Lond. 1848—54) vorbereitet, wandte er sich 1846 nach Nordamerika, wo er eine Professur in New-Cambridge bei Boston annahm, die er jedoch mit einer solchen zu Charleston (1852—54)

vertauschte. Er beschäftigte sich in Nordamerika mit Untersuchungen der dortigen Thierwelt und hielt auch öffentliche Vorlesungen, die ihn nacheinander in die meisten größern Städte der Union führten. Außerdem veröffentlichte er wieder eine ganze Reihe von Schriften, darunter Vorlesungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts, Berichte über seine wissenschaftlichen Reisen (wie «Lake Superior», Boston 1850), mancherlei Specialuntersuchungen (über Medusen, Korallen, Fische, Schildkröten) und mehrere für ein größeres Publikum bestimmte Werke, wie die «Introduction to the study of natural history» (Neuyork 1847), «Lectures on comparative embryology» (Boston 1849) und «Principles of zoology» (mit Gould, Boston 1848; deutsche Bearbeitung, Stuttg. 1850). Ein größeres Werk: «Contributions to the natural history of North-America» (Bd. 1 u. 2, Boston 1858), ist bei den Schildkröten und Quallen stehen geblieben. In den neuern Schriften A.'s gibt sich eine zunehmende theol. Tendenz zu erkennen. In seinen Arbeiten über Menschenrassen verficht er die Mehrheit derselben und die Inferiorität der schwarzen Rasse, ja selbst die Zweckmäßigkeit der Sklaverei. Fast überall stehen die vortrefflich ausgeführten Kupfertafeln weit über dem oft mangelhaften Texte. Neuerdings betrieb A. ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen und die Gründung eines nordamerik. Nationalmuseums. Viele Anklagen der Benutzung von Arbeiten anderer, besonders jüngerer Männer, ohne Angabe ihrer Namen, sind gegen ihn erhoben worden.

Agatha, die Heilige, war nach der Legende die Tochter vornehmer Aeltern zu Catania oder Palermo und wurde schon frühzeitig dem Christenthum zugeführt. Als der röm. Statthalter von Sicilien, Quintianus, von der Schönheit und den Reichthümern der christl. Jungfrau hörte, hoffte er dieselbe, gestützt auf die strenge Verordnung des Kaisers Decius gegen die Christen, für sich gewinnen zu können. Er ließ sie vor sich laden, allein sie weigerte sich standhaft, ihm zu willfahren. Quintianus ließ sie hierauf in einem Freudenhause unterbringen, doch auch hier leistete A. allen Künsten der Verführung Widerstand. Der erzürnte Statthalter schritt hierauf zu den grausamsten Martern, ließ ihr die Brüste abschneiden und sie, nachdem ihre Wunden angeblich in wenigen Tagen wieder geheilt, entblößt auf Glasscherben und glühenden Kohlen wälzen. Sie gab hierauf im Gefängniß am 5. Febr. 251 ihren Geist auf. Ihr Todestag ist in der kath. Kirche auch der Gedächtnißtag der Heiligen. Die Legende der A. ist im Mittelalter mehrfach dichterisch behandelt worden.

Agathias, mit dem Beinamen Scholastikos, den er sich durch seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Jurisprudenz erwarb, war um 536 zu Myrina in Aetolien geboren, erhielt seine erste Bildung in Alexandria, dann zu Byzanz, wo er sich der jurist. Laufbahn widmete. Neben seinen Studien und Berufsgeschäften als Advocat widmete er sich auch schriftstellerischen, namentlich aber poetischen Arbeiten meist erotischer Tendenz, die er in dem «Daphniaca», einer Sammlung von neun Büchern, zusammenstellte, und von denen noch 101 Epigramme in der Griechischen Anthologie vorhanden sind. Auch veranstaltete er unter dem Titel «Kyklos» eine umfangreiche Sammlung von Gedichten seiner Zeitgenossen, untermischt mit eigenen, welche jedoch bis auf das Vorwort verloren gegangen. Dagegen ist vollständig auf uns gekommen sein Geschichtswerk in fünf Büchern, das die Jahre 553—58 aus Justinian's Regierung behandelt und als eine Fortsetzung des Prokopios betrachtet werden kann. Der Stil in demselben ist incorrect, die Darstellung schwülstig und überladen mit dichterischen Ausdrücken. Die erste Ausgabe dieses Werks besorgte Vulcanius (Leyden 1594), die beste aber Niebuhr (Bonn 1828). A. starb um 582 n. Chr.

Agatho, der Heilige, der 80. in der Reihenfolge der Päpste, ein Sicilier, wurde 678 erwählt und leitete die Kirche bis in das J. 682. Unter ihm ward durch Kaiser Konstantin Pogonites das sechste allgemeine Concil (das sogenannte Trullische) in Konstantinopel veranstaltet, auf welchem die Häresie der Monotheleten ihre Verdammung fand. A. erwirkte damals von dem Kaiser den Erlaß der Geldsumme, welche bis dahin bei jeder neuen Papstwahl hatte bezahlt werden müssen. Die kath. Kirche verehrt diesen Papst als einen Heiligen und feiert sein Andenken am 10. Jan. — Den Namen A. führen auch zwei Märtyrer, deren Gedächtnißtage der 10. Jan. und 14. Febr. sind.

Agathodämon, ein guter Geist, s. Dämonen.

Agathŏkles, einer der kühnsten Abenteurer des Alterthums, geb. 361 v. Chr., war der Sohn des Karkinos, der, aus Rhegium vertrieben, sich zu Thermä in Sicilien aufhielt. Wegen eines bedenklichen Orakelspruchs gleich nach der Geburt ausgesetzt, soll A. von der Mutter heimlich erzogen und im siebenten Jahre vom Vater wieder angenommen worden sein, worauf er zu Syrakus, wo sein Vater 343 v. Chr. durch Timoleon Bürger ward, das Töpferhand-

werk lernte. Durch einen vornehmen und reichen Syrakusaner, Damas, den ihm seine Schönheit geneigt machte, aus der Dunkelheit hervorgezogen, zeichnete er sich im Heere der Republik aus und machte als Chiliarch unter Damas einen Feldzug gegen Agrigent mit. Als Damas bald nachher starb, heirathete A. dessen Witwe und wurde dadurch einer der reichsten Männer in Syrakus. Zwar mußte er unter der Herrschaft des Sosistratos nach Unteritalien fliehen, wo er die Misvergnügten um sich sammelte, kehrte aber nach des Sosistratos Sturze zurück und kämpfte mit Auszeichnung gegen letztern und die mit diesem verbündeten Karthager. Bald mußte A., des Strebens nach der Tyrannis verdächtig, Syrakus aufs neue verlassen. An der Spitze einer von ihm gesammelten Truppe machte er sich im Innern Siciliens gleichzeitig den Syrakusanern wie den Karthagern furchtbar. Doch schloß er mit den letztern Friede, söhnte sich mit den erstern aus und kehrte darauf nach Syrakus zurück, wo er bald der Mann des Volks wurde und seine Ernennung zum Feldherrn und Wächter des Friedens bewirkte. Im Besitze eines Heeres, das nur seinem Willen folgte, richtete er 317 ein furchtbares Blutbad an, in welchem, um vorgeblich die Stadt von ihren Bedrückern zu reinigen, über 4000 der angesehensten und begütertsten Bürger gemordet und über 6000 verjagt wurden. Hierauf von einer Volksversammlung zum unbeschränkten Strategen ernannt, gelangte er in den Besitz der Alleinherrschaft und eroberte nun den größten Theil Siciliens, sodaß 314 im Frieden mit Karthago diesem von allen griech. Städten nur Heraklea, Selinus und Himera unterworfen blieben. Um seine Macht zu befestigen und das Volk zu beschäftigen, verfolgte A. den Plan der Dionyse, die Karthager aus Sicilien zu vertreiben. Als er infolge dessen von den Karthagern 311 am Himerafluß geschlagen und dann in Syrakus belagert wurde, faßte er den kühnen Entschluß, mit einem Theile des Heeres nach Afrika überzugehen. Nachdem ihm der Durchbruch der feindlichen Flotte und die Landung in Afrika 310 glücklich gelungen, führte er hier vier Jahre hindurch, bis 307, den Krieg mit so großem Erfolge, daß sich die Karthager zuletzt fast nur auf ihre Stadt beschränkt sahen. Unruhen in Sicilien, wo sich Agrigent gegen Syrakus aufgelehnt hatte, nöthigten ihn, das Heer zu verlassen. Bei seiner Rückkehr nach Afrika fand er die Truppen im Aufstande gegen seinen Sohn Archagathos, wußte aber dieselben durch Aussichten auf Beute zu beruhigen. Infolge von Niederlagen gerieth er indeß in die trostloseste Lage, und bedachte sich nun nicht, indem er die eigenen Söhne Archagathos und Heraklides der Rache seiner erbitterten Truppen und zugleich diese ohne Führer dem Feinde preis gab, heimlich im Nov. 306 nach Sicilien zu entfliehen. Seine Söhne wurden getödtet, das Heer ging theils zu den Feinden über, theils gerieth es in Sklaverei. In Sicilien, wo theils Agrigent, theils der verbannte Syrakusaner Dinokrates seine Macht erschüttert hatten, wußte er durch List und Grausamkeit die Herrschaft wieder vollständig zu begründen, und 305 nahm er sogar, nachdem er mit den Karthagern Frieden geschlossen, den Königstitel an. Jetzt verwandte er seine Kräfte zu feindlichen Einfällen in Italien, zog einigemal gegen die Bruttier, nahm, in dritter Ehe mit Theoxena, einer Stieftochter Ptolemäus' I., vermählt, im Einverständniß mit diesem Kerkyra, wobei er die Flotte Kassander's vernichtete, überfiel 295 Kroton, und rüstete sich noch einmal gegen Karthago, als er auf Anstiften seines Enkels Archagathos 289 vergiftet ward. A. hatte die Absicht, den Thron auf seinen letzten Sohn Agathokles zu vererben. Allein der genannte Archagathos empörte sich, tödtete den Erben und vermochte den Mänon, den Liebling des greisen Tyrannen, diesem einen vergifteten Zahnstocher zu reichen. Das Gift ergriff zuerst den Mund, nach und nach andere Theile des Körpers. Von Schmerzen gepeinigt, ließ sich A. noch lebend auf den Scheiterhaufen bringen und verbrennen. Der Erbe seines Einflusses auf die Angelegenheiten Siciliens und Unteritaliens war sein Eidam Pyrrhus, König von Epirus. A. besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn und Fürsten, aber entstellt durch Laster. Seine Geschichte schrieben, außer seinem Bruder Antander, die Zeitgenossen Timäos und Kallias.

Agathologie (griech.), wörtlich: die Lehre vom Guten, ist in der praktischen Philosophie oder Ethik der Theil, welcher vom «höchsten Gute» handelt. Der erste, welcher diesen Begriff philosophisch behandelte, war Sokrates. Er bestimmte das Gute als das an sich Erstrebungswerthe, worin Tugend und Glückseligkeit zusammenfallen. Denn er erklärte die Ausübung des höchsten Guten auch zugleich für das höchste Gut oder das höchste Glück selbst, und gab durch diese Glückseligkeitslehre (Eudämonismus) die Veranlassung zu vielen Schwankungen und Streitigkeiten unter seinen Schülern und Nachfolgern. Es wird natürlich ein sehr verschiedenes Handeln erfolgen, je nachdem ich die Glückseligkeit entweder allein in die Ausübung der Tugend setze, oder unter Tugend nichts weiter verstehe als ein wohlberechnetes Streben

nach Glück. Auf die erste Art wurde von den Cynikern und ihren Nachfolgern, den Stoikern, auf die letzte Art von den Cyrenaikern und ihren Nachfolgern, den Epikuräern, der Sokratische Eudämonismus verstanden, während Plato und Aristoteles in der ursprünglichen Schwebe dieser Begriffe stehen blieben, indem sie dieselben zur Grundlage einer Metaphysik des göttlichen Wesens erhoben, in welchem ihnen der Begriff der höchsten Vernunft mit dem der ersten Ursache und dem des höchsten Guten als des höchsten Zwecks oder Weltzwecks zusammen fiel. In dieser Weise wurde auch im Mittelalter bei den Scholastikern der Begriff des höchsten Guts (summum bonum) als die wichtigste Definition des göttlichen Wesens festgehalten und als ein wesentlicher Bestandtheil der christl. Dogmatik selbst behandelt und hochgestellt. Beim Wiedererwachen eines selbständigern Philosophirens kleidete sich der alte Eudämonismus in neue Gewänder. Die Wolf-Leibniz'sche Schule setzte die höchste Glückseligkeit in das Streben nach Vervollkommnung unserer selbst, Spinoza in die intellectuelle Liebe zur Gottheit, die engl. Sensualisten in das Wohlwollen und die Menschenliebe. Kant im Gegentheil unternahm es, aus dem Begriffe des höchsten Guten dadurch, daß er es für die um ihrer selbst willen auszuübende Pflicht erklärte, allen Eudämonismus zu tilgen. Zwar leugnete er nicht, daß es im Begriffe des Guten liege, nothwendig zur Glückseligkeit zu führen; dagegen erklärte er die Tugend für gefälscht in ihrer Wurzel, sobald die Pflicht um ihrer weitern Folgen willen, und nicht einfach deswegen, weil sie das von der Vernunft Geforderte ist, geübt wird. Auch braucht die Glückseligkeit als Folge des Guten nicht sogleich auf der Stelle, wie die Sokratiker annahmen, einzutreten, sondern darf erst in einem höhern Zusammenhange der Dinge erwartet werden. Die weitere Ausführung des letztern Gedankens führte Fichte zur Idee der allesbeherrschenden «moralischen Weltordnung», welche von nun an in der Metaphysik an dieselbe Stelle trat, wo bei Plato und Aristoteles die Idee des höchsten Guts steht. Denn diese Weltordnung ist das sich selbst vollziehende Gesetz des höchsten Guten, und die Acte seiner Vollziehung im Großen, soweit dieselben innerhalb des Kreises unserer Erfahrung fallen, sind die Perioden der Menschheitsgeschichte als einer gesetzmäßig fortschreitenden Culturentwickelung mit moralischen Endzielen. Hegel's Verdienst aber ist, den Gedanken dieser neuen A. durch den ausführlichern Entwurf zu einer Philosophie der Geschichte nach ethischem Plan in ein anschaulicheres und erfahrungsmäßigeres Licht gesetzt zu haben.

Agathon, ein Athener, Zeitgenosse und Freund des Plato und Euripides, war um 446 v. Chr. geboren, bildete sich unter Prodikos und Sokrates und ging um 403 zu König Archelaos nach Pella, wo er um 401 v. Chr. gestorben zu sein scheint. A. war ausgezeichnet durch Schönheit, Reichthum, Feinheit der Sitten und Dichtertalent. Er verfaßte eine große Anzahl von Tragödien, in denen er einen von den frühern Tragikern abweichenden Weg eingeschlagen haben soll, die aber bis auf geringe Reste untergegangen sind. Als tragischer Dichter wurde er unter dem Archonten Euphemos (416—17) mit seinem ersten Stücke, «Die Blumen», gekrönt. Von dem Feste, das A. bei dieser Gelegenheit feierte, entnahm Plato die Einkleidung zu seinem Dialoge «Symposion». Wieland hat A. zum Helden eines philos. Romans gemacht.

Agathophyllum wurde von Jussieu eine Baumgattung aus der Familie der Laurineen oder lorberartigen Gewächse genannt, deren wenige bekannte Arten in Ostindien und namentlich auf Madagaskar zu Hause sind. Am bekanntesten ist der in unsern Warmhäusern nicht selten cultivirte **A. aromaticum** Willd., ein großer Baum Madagaskars, dessen gewürzhafte Früchte unter dem Namen Nelkennuß in den Handel kommen. Dieser Baum hat eine dichtbelaubte, pyramidale Krone, verkehrt-eiförmig-längliche, lederartige, immergrüne Blätter, gebüschelte, aromatische Blüten und birnförmige, holzige Früchte von der Größe einer Kirsche. Die Bewohner von Madagaskar bedienen sich dieser Nüsse sowie der Blätter und der Rinde des Baums als Gewürz und Heilmittel.

Agathosma nannte Willdenow eine im südlichsten Afrika heimische Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, deren Arten sich durch den Wohlgeruch ihrer Blüten (der Name bedeutet: guter Geruch) auszeichnen. Deshalb und weil sie im blühenden Zustande hübsch aussehen, indem ihre weiß- oder buntgefärbten Blüten in dichten Köpfchen, Dolden oder Doldentrauben stehen, sind viele derselben zu Topf- und Gewächshauspflanzen geworden. Sie haben alle einfache, nadel- oder schuppenförmige, meist sehr gedrängtstehende Blätter, die ihnen ein sehr zierliches Ansehen verleihen, und sind sämmtlich Sträucher. Man cultivirt bereits mehr als 20 Arten. Die Behandlungsweise stimmt mit derjenigen der übrigen Cappflanzen überein.

Agati, indischer Name eines in Ostindien wachsenden Baums aus der Familie der Papilionaceen, der **A. grandiflora** Desv. Dieser 1820 bekannt gewordene Baum wird nur etwa

16 F. hoch, hat paarig gefiederte Blätter, in Trauben gestellte, blaßröthliche oder weiße Blüten und zusammengedrückte, vielsamige, zwischen jedem Samen eingeschnürte Hülsen. Der Baum kann bei uns nur im Warmhause in guter Heideerde gezogen werden und läßt sich durch Knospen vermehren. In Ostindien wird die Rinde gegen Katarrh, der Schleim oder Saft als Seife angewendet. Linné rechnete diese Pflanze zur Gattung Aeschynomene.

Agatsch, in der Türkei die Meile, welche 5334 franz. Meter lang ist und somit 0,72 oder ungefähr $^3/_4$ der deutschen oder geogr. Meile entspricht. 20$^5/_6$ A. gehen auf den geogr. Mittelgrad. Auch bedient man sich für A. des pers. Namens Farsang oder Ferseng.

Agave, eine zur Familie der Bromeliaceen gehörende Pflanzengattung von besonderer Schönheit, die im gemeinen Leben häufig mit Aloe verwechselt wird. Die A. haben keinen oder einen sehr kurzen Wurzelstamm, der nach oben einen gedrängten Schopf großer, fleischiger, am Rande dorniger Blätter trägt. Aus der Mitte desselben schießt der straff aufrechte, 24—36 F. hohe, am Grunde oft 1 F. dicke, mit kleinern, angedrückten, lanzettförmigen Deckblättern besetzte Schaft empor, der anfangs einem kolossalen Spargelschößling gleicht und später eine gipfelständige, oft an 4000 Blüten tragende Rispe trägt. Sämmtliche A. sind im warmen Amerika heimisch; sie werden zwar häufig in unsern Gewächshäusern gezogen, kommen aber selten zur Blüte. In Südamerika, Nordafrika und Südspanien blüht diese Pflanze oft schon im achten Jahre, in unsern Gewächshäusern jedoch erst in sehr hohem Alter, woher der Name «100jährige Aloe» rührt. Nach jedesmaligem Blühen stirbt die Pflanze ab, nachdem sie zuvor aus dem Wurzelstocke, vermöge welches sie ausdauert, viele Ableger entwickelt hat. Die gemeinste ist die A. americana, welche 1561 zuerst aus Südamerika nach Europa gebracht wurde, durch Wurzelschößlinge sich leicht vervielfältigen läßt, in der ital. Schweiz sowie in ganz Südeuropa und Nordafrika zu Einfriedigungen angewendet wird, und jetzt in Griechenland, Neapel, Sicilien, besonders aber in Südspanien und Nordafrika verwildert vorkommt. Durch Maceration der 5—7 F. langen Blätter erhält man grobe Fasern, die in Amerika (unter dem Namen Maguey, in Spanien unter dem Namen Pita, den dort auch die Pflanze selbst führt) zur Verfertigung von Zwirn, Bindfaden, Seilen, Hängematten, Cigarrentaschen, Körbchen u. s. w. verwendet werden. Die alten Mexicaner bedienten sich dieser Faser zur Herstellung eines groben Papiers, und die Indianer benutzen sie statt Werg. Eine besondere Art, die mexicanische (A. mexicana), ist von Humboldt ihrer Benutzung wegen umständlich behandelt worden. Der nach Abreißung der innersten Blätter 1—1$^1/_2$ Jahr lang hervorträufelnde Saft gibt durch Eindickung Zucker. Mit Wasser verdünnt und einer vier- bis fünftägigen Gährung unterworfen, liefert er ein angenehmes, aber berauschendes Getränk, Pulque genannt, welchem die mexic. Indianer Glück und Leben nicht selten zum Opfer bringen. Als Topfpflanzen gezogen, verlangen die A. einen sandigen, lockern Boden, reichliche Bewässerung von unten, einen lichten, sonnigen Standort und während des Winters eine Temperatur von mindestens 5° R. Der Blütenschaft entwickelt sich sehr rasch, die Blüten sind von lilienartiger Gestalt, weiß oder gelb und so reich an Honig, daß derselbe tropfenweise aus ihnen hervorquillt, weshalb sie auch einen sehr süßen Geruch aushauchen.

Agde (Agatha), uralte Stadt in Frankreich, im Depart. Hérault, mit 10000 E., eine Stunde vom Mittelländischen Meere, am Fuße des erloschenen Vulkans St.-Loup und am linken Ufer des schiffbaren Hérault, in den hier der Canal-du-Midi (Languedoc-Kanal) aus der Garonne einmündet, sodaß die Bedeutung des Orts für den Handel noch erhöht wird. Den Hafen, in dem jährlich über 400 Schiffe einlaufen, bildet die Flußmündung. Vorzugsweise lebhaft ist die Küstenschiffahrt; außerdem besteht Verkehr mit Italien, Spanien und Afrika. Namentlich blüht der Handel mit Wein, Branntwein, Liqueur, Eisen, Theer, Oel, Salz, Getreide, Wolle, Seide, Schiffbauholz, Tuch. Auch besitzt der Ort eine Schiffahrtsschule, Werfte, Seifen- und Grünspanfabriken. A. ist fast ganz aus basaltischen Laven erbaut und mit solchen gepflastert. Unter den Gebäuden ist das merkwürdigste die alte St.-Stephanskathedrale. Die Stadt, eine Colonie der griech. Massilier, war später der Sitz eines Bisthums, welches erst von Napoleon I. aufgehoben wurde. 506 berief der Gothenkönig Alarich II. nach A. ein Concil, auf welchem über die Ehe der Geistlichen und über das Abendmahl berathen wurde. In der Nähe von A. liegt die Kapelle Notre-Dame-du-Grau, ein ehemals berühmter Wallfahrtsort.

Agelāus (griech. Ageläos) heißt in der altgriech. Sagengeschichte der Sohn des Herakles und der Omphale, der Stammvater des Krösos. — A., Sohn des Oeneus, Königs von Kalydon, und der Althäa, der Bruder des Meleager (s. d.), fand seinen Tod in dem Kampfe, welchen die Kalydonier mit den Kureten wegen des Kopfs und des Felles des kalydonischen Ebers mit-

einander führten. — A., Sohn des Damastor, war einer der Freier der Penelope. Er wurde, obschon der Tapferste von allen, gleich den übrigen von Odysseus mit dem Wurfspeer getödtet. — A. hieß auch der Diener des Priamos, der den Paris auf den Ida aussetzte, ihn aber, als er nach fünf Tagen eine Bärin bei dem Kinde traf, die es säugte, bei sich aufzog.

Agen (Aginnum), die Hauptstadt der ehemaligen Landschaft Agenois, jetzt des Depart. Lot-Garonne in Frankreich, am rechten Ufer der Garonne, in einer fruchtbaren Gegend, mit 17263 E. Die Stadt ist uralt, unfreundlich gebaut, und der Sitz eines Bischofs sowie der höchsten Departementalbehörden. Sie hat zwei geistliche Seminare, eine Normalschule, Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek. Bemerkenswerth sind die alte, restaurirte Kathedrale, die Steinbrücke über die Garonne, eine der schönsten Brücken Frankreichs mit einer einzigen Tragspannung von 170 Meter, und eine schöne Kanalbrücke von 23 Bogen. Der Ort entwickelt eine lebhafte Industrie in Kattun, wollenen und leinenen Zeugen, Leder, Buntpapier, Farben, Tauwerk und besonders Segeltuch. Berühmt sind die Färbereien in Karmoisin und Scharlach. Der Handel vermittelt besonders den Verkehr zwischen Toulouse und Bordeaux. Ausfuhrartikel sind Pflaumen, Wein, Branntwein, Hanf, Flachs, fettes Geflügel. Vor der Stadt ist ein Felsen, Mont Pompéian oder de l'Hermitage, mit mehrern hineingehauenen Kapellen und mit prächtiger Aussicht. A. ist Geburtsort des berühmten Gelehrten Joseph Scaliger.

Agende (lat. Agenda, von agere, handeln), in der ältesten lat. Kirche Sacramentarium, Pastorale, Liber officiorum, Ordinarium, Rituale, heißt das Buch, in welchem die oberste Kirchenbehörde die Form des Gottesdienstes (den Ritus) und der von den Geistlichen zu verrichtenden Amtshandlungen (agendorum) vorgeschrieben hat. Ursprünglich bedeutet indessen A. die kirchlichen Handlungen selbst, und in der kath. Kirche namentlich die Darbringung des «heiligen Meßopfers» (Agenda missarum). Obgleich die Kirche weit geneigter war, in Betreff des Cultus als in Bezug der Glaubenspunkte Freiheit zu gewähren, und in der That sehr verschiedene kirchliche Formen lange nebeneinander bestanden, so mußte sich doch sehr bald das Bedürfniß geltend machen, theils der Unwissenheit einzelner Geistlicher durch bestimmte Formulirung der Amtshandlungen zu Hülfe zu kommen, theils mit der im Glauben und in der Kirchenverfassung gewonnenen Einheit auch die Einheit der immer gewichtiger werdenden kirchlichen Formen zu verbinden, theils aber und namentlich die heil. Handlungen der Taufe, der Confirmation, der Trauung, des Abendmahls, der Ordination, des Begräbnisses u. s. w. von der vereinzelt stehenden Persönlichkeit und Willkür der Geistlichen und selbst der einzelnen Kirchen loszumachen, um sie mit der Weihe und Würde des Ansehens der gesammten Kirche anzuthun, in deren Namen sie vollzogen wurden und deren Beauftragte die jene Weihehandlungen vollziehenden Priester waren. Das Bewußtsein, Einer Kirche anzugehören, soll vor allem in den heiligsten Acten zum Ausdruck kommen, und insbesondere bei ihrer Abhaltung die kältende Reflexion und Unsicherheit fern gehalten werden, die sehr leicht eintritt, wenn der jedesmalige einzelne Geistliche nach seiner Willkür und Stimmung Form und Inhalt bestimmt. Unleugbar große Verdienste hat um diese Einheit des kirchlichen Cultus Rom sich erworben. Namentlich gab der überhaupt für die kirchlichen Formen sehr umfänglich thätige Gregor I. (590—604) in seinem Sacramentale eine wenigstens grundlegende Einheit, und Bonifacius, sowie der Anschluß des Frankenreichs an Roms Kirchenformen unter Karl d. Gr., vermittelten die allmählich sich umgestaltenden röm. Gebräuche auch dem german. Kirchencultus. Die Bestimmtheit der Ueberzeugung und Form, welche der auch viele röm.-kath. Gebräuche beseitigende Protestantismus der kath. Kirche aufdrängte, veranlaßte das Concil zu Trient, dem Papste zur Revision der gottesdienstlichen Gebräuche Auftrag zu ertheilen. Es erschienen so allmählich das Pontificale romanum (mit den zum bischöflichen Amte gehörigen Verrichtungen), von Clemens VIII., Urban VIII. und Benedict XIV., das Missale romanum (die Meßfeier betreffend), von Pius V., Clemens VIII. und Urban VIII., das Rituale, von Paul V. und Benedict XIV. herausgegeben, und das Breviarium romanum, letzteres die kirchlich vorgeschriebenen Gebete umfassend.

Eine völlige Einheit der kirchlichen Gebräuche ist damit nicht erzielt worden, jedenfalls aber hat, ihrer abgeschlossenen Natur entsprechend, die kath. Kirche hier eine größere Einheit, als die protest. besitzt und besitzen will. Luther hatte bereits 1526 durch eine neue A. größere Einheit und Ordnung zu erreichen gesucht. Gegenüber der spiritualistischen Bilderstürmerei von Karlstadt und Genossen ging er mit der äußersten Vorsicht und Schonung gegen die kirchliche Gewohnheit des unmündigen Volks zu Werke. Nicht blos Formen der kath. Messe, sondern selbst die lat. Sprache behielt er anfänglich wenigstens einem kleinen Theile nach bei, letzteres deshalb zugleich, weil er das Studium der lat. Sprache auf keine Weise erkalten lassen wollte.

Die Kirchenordnung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg (1540) ging hierin noch weiter; sie wurde erst 1572 durch Kurfürst Johann Georg und eine neue A. nach der «reinen lutherischen Lehre» beseitigt. In seinen spätern, auf «Ordnung des Gottesdienstes» bezüglichen Schriften entfernte sich Luther immer weiter von den kath. Gebräuchen, obwol er dafür hielt, daß in solchen äußern Dingen der christl. Freiheit kein Zwang geschehen dürfe, sondern jede Landeskirche Macht habe, je nach Bedürfniß Gebräuche aufzurichten oder abzuthun. Die Folge dieses Grundsatzes war in der luth. Kirche eine große Mannichfaltigkeit von A. Jede Landeskirche erhielt schon in der Reformationszeit ihre eigene «Kirchenordnung», welche namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. unter dem Einflusse der dogmatischen Gegensätze der Zeit häufig überarbeitet wurde. Seitdem erhielten sich die alten A. meist unverändert bis ins vorige Jahrhundert hinein. Die Aufklärungsperiode hat einen großen Theil dieser A., als mit dem gebildeten Zeitbewußtsein in Widerspruch, beseitigt, während die neuaufgelebte Rechtgläubigkeit dieselben überall wiederherzustellen oder, wo dies nicht möglich, wenigstens so viel als möglich nachzubilden beflissen ist. Infolge dieser Bestrebungen brachen in verschiedenen Landeskirchen heftige Agendenstreitigkeiten aus, an welchen der Gegensatz der unionistischen und confessionalistischen Richtung einen besonders hervorragenden Antheil hat. (Ueber die Agendenstreitigkeiten in Preußen s. Union.) Die jüngste dieser Streitigkeiten war die badische, welche mit der theilweisen Zurücknahme der neuen A. und mit dem Sturze des Kirchenregiments endigte. Da die A. ein Ausdruck des allgemeinen kirchlichen Bewußtseins sein sollen, so dürfen sie auch nicht mit der Entwickelung dieses Bewußtseins durch ihre bindenden Formen in einen zu schroffen Widerspruch treten, obschon es ungerechtfertigt sein würde, wollte man sie mit jedem Winde der wechselnden Zeitmeinung umgestalten. Die endliche Wiederherstellung der presbyterialen und synodalen Kirchenform, auch in der luth.-protest. Kirche, wird hier, wie auf allen Punkten der Kirche, allein im Stande sein, wirklich Veraltetes zu beseitigen, die noch frischen Blüten alter Frömmigkeit zu wahren, und für die Andacht der Gemeinde auch neue Formen zu gewinnen.

Agēnor, der Sohn des Poseidon und der Libya, König von Phönizien und Gemahl der Telephassa, mit der er den Kadmus, Phönix, Cilix und die Europa zeugte. Als letztere vom Zeus in Stiergestalt entführt worden, sandte A. seine Söhne aus, um sie aufzusuchen, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis sie von ihnen aufgefunden. Da aber ihre Nachforschungen vergeblich waren, kehrten sie nie zurück, sondern ließen sich in verschiedenen Ländern nieder. (S. Kadmus.) — A., der Sohn des Trojaners Antenor und der Theano, einer der tapfersten Trojaner, ließ sich sogar, vom Apollo angefeuert, mit dem Achilles in Kampf ein und verwundete diesen. Als er aber nahe daran war, überwunden zu werden, errettete ihn Apollo dadurch, daß er seine Gestalt annahm. — A., der Sohn des Phegeus, Königs von Psophis in Arkadien, Bruder des Pronous und der Arsinoë, der Gattin des Alkmäon, tödtete, auf Anstiften des Phegeus, im Vereine mit seinem Bruder den Alkmäon, als dieser seine Gattin verstoßen und die Kallirrhoë zur Gattin genommen hatte. A. und sein Bruder wurden dann wieder von den Söhnen der Kallirrhoë ermordet.

Agens (in der Mehrheit Agentien), ein lat. Wort, welches das Wirkende bedeutet und in der Physik und Chemie in demselben Sinne wie «Kraft» gebraucht wird. Mit beiden Ausdrücken bezeichnet man eigentlich ein Etwas, dessen inneres Wesen uns völlig unbekannt und unzugänglich ist. Man hat in der Naturlehre alle Erscheinungen nach ihrer Aehnlichkeit in gewisse Gruppen gebracht, und betrachtet nun alle zu einer solchen Gruppe gehörigen Erscheinungen als Wirkungen einer besondern Ursache, eines besondern A. So nennt man das A., welches die thermometrischen Ausdehnungen, das Schmelzen und das Verdampfen der Stoffe hervorbringt, Wärme. Die Fallerscheinungen, Pendelbewegungen u. s. w. schreibt man dem A. der Schwere zu. Was aber die Wärme, was die Schwere selbst ist, davon können wir uns keinen Begriff machen; nur ihre Wirkungen kennen wir. Die Zahl der zur Erklärung (eigentlich nur zur Rubricirung) der Erscheinungen angenommenen Agentien hängt ganz von der jeweiligen Entwickelungsstufe der Wissenschaft ab; denn oft gelingt es, zwischen verschiedenen einzelnen Erscheinungsgruppen vorher unbekannte Aehnlichkeiten und Beziehungen aufzufinden, sodaß dieselben, nunmehr zu einer Gruppe vereinigt, hinfort auch nur eines einzigen A. als Erklärungsgrundes bedürfen. So erklärt man z. B. seit den Entdeckungen Oersted's und Ampère's die magnetischen Erscheinungen als Wirkungen des «Elektricität» genannten A. und betrachtet den Magnetismus nicht mehr als ein besonderes. Aber wenn auch die Natur-

forschung dahin gelangte, alle Erscheinungen als Wirkungen eines einzigen A. auffassen zu können, über das eigentliche Wesen und die Natur dieses A. selbst würde sie uns doch niemals Aufschluß zu geben vermögen.

Agent ist eigentlich jeder, der den Auftrag eines andern ausführt, für diesen handelt. Im engern Sinne heißen aber A. zunächst solche Personen, die innerhalb einer selbständigen Stellung eine bestimmte Klasse von außergerichtlichen Geschäften für bestimmte Auftraggeber fortgesetzt besorgen. So gibt es politische A., die, ohne einen diplomatischen Rang zu besitzen, für einen Staat besonders im Auslande thätig sind; Hofagenten zur Besorgung von privaten Aufträgen eines Fürsten, z. B. zur Ausführung von Einkäufen, und ganz besonders Versicherungs- und Handelsagenten. Die Versicherungsagenten sammeln in den Bezirken, wo sie ihren Wohnsitz haben, die Versicherungsanträge und nehmen das Interesse einer Versicherungsanstalt in allen Hinsichten wahr. Die Handelsagenten sind die ständigen auswärtigen Vertreter großer Handels- und Fabriketablissements. Sie bemühen sich um Aufträge, schließen Lieferungen ab, geben Handelsnachrichten, ziehen Außenstände ein u. dgl. Dadurch, daß der Handelsagent nicht zu dem stehenden, festbesoldeten Personal des Etablissements gehört, sondern als unabhängiger, nicht selten auch für sich Handlung treibender Geschäftsmann die an ihn gelangenden Aufträge gegen eine bestimmte Provision besorgt, unterscheidet er sich von den gewöhnlichen Handlungsbevollmächtigten und Gehülfen. Indem er seine Geschäfte immer im Namen des Auftraggebers abschließt, steht er im Gegensatze zu dem Commissionär, welcher im eigenen Namen für Rechnung eines andern Handel treibt. Handelsagenten, die zur Ausrichtung ihrer Aufträge Reisen machen, heißen Provisionsreisende. Die Besorgung der Angelegenheiten von mehrern Häusern ist den Handelsagenten der Vermuthung nach gestattet, wenn die Interessen der Auftraggeber einander nicht entgegenstehen. Deshalb sind auch solche Personen als A. anzusehen, welche außergerichtliche Aufträge einer bestimmten Art, wie Stellenvermittelung, Nachweise von Kauf-, Mieth- oder Darlehnsgelegenheiten u. s. w. von jedermann annehmen und gewerbemäßig ausführen, obgleich bei ihnen das Verhältniß zu den Auftraggebern kein dauerndes ist, sondern durch die jedesmalige Besorgung sich auflöst. Solche A. nähern sich dadurch den Mäklern (s. d.), stehen aber, wiewol sie nach den Gesetzen vieler Staaten einer Concession der Aufsichtsbehörden zu ihrem Gewerbe bedürfen, nicht wie jene in öffentlicher Pflicht, können neben ihren Agentgeschäften auch Handelsgeschäfte für eigene Rechnung betreiben und bewegen sich überhaupt viel freier. Dafür genießen sie aber auch nicht dasselbe Vertrauen wie die vereideten Mäkler. Namentlich haben ihre Zeugnisse über die von ihnen vermittelten Geschäfte nicht dieselbe Beweiskraft wie die Schlußnoten und Tagebuchnotizen der letztern. Der Inbegriff der Geschäfte eines A. heißt Agentur. Das Verhältniß der A. zu ihren Auftraggebern wird im ganzen nach den Grundsätzen über den Mandatscontract beurtheilt. — In Frankreich ist die Benennung Agents nicht blos für A. in unserm Sinne, sondern auch für einige öffentlich verpflichtete Personen im Gebrauch. Die Agents de change entsprechen ungefähr unsern Wechselmäklern. Außerdem heißen Agents comptables gewisse Rechnungs- und Kassenbeamte, Agents de police die untern örtlichen Sicherheitsdiener. Der Agent judiciaire du trésor ist der Vertreter des Fiscus in Processen, und Agent de faillite hieß vor 1838 der vom Handelsgericht ernannte Sequester, welcher die Geschäfte eines zahlungsunfähigen Kaufmanns so lange fortführte, bis die Gläubigerschaft einen Massenverwalter ernannt hatte. Unter der Benennung «A. der öffentlichen Gewalt» (Agents de la force publique) begreift endlich das franz. Gesetz alle Executiv- und Sicherheitsbeamten. — In England bezeichnet man mit dem Namen Zollagenten (Custom-house-agents) oder Zollmäkler (Custom-house-brokers) diejenigen Personen, welche alle Zollabfertigungsgeschäfte für andere besorgen.

Agents provocateurs werden Gehülfen der Geheimen Polizei genannt, welche sich in das Vertrauen politisch verdächtiger Personen einschleichen, sie zur Offenbarung ihrer Gesinnung und zum Begehen von strafbaren Handlungen aufreizen, nachher aber, wenn dieselben der öffentlichen Gewalt verfallen sind, in das Dunkel zurücktreten und der Entdeckung und Bestrafung mit Hülfe ihrer Auftraggeber entgehen. Solches Verfahren ist von gewissenlosen und argwöhnischen Gewalthabern zu allen Zeiten und in fast allen Ländern geübt worden. Für unsere Zeit stammt jedoch Name und Ausbildung der Sache aus Frankreich, wo überhaupt die dunkeln Künste der Geheimen Polizei ihre Entwickelung erfahren haben. Insbesondere offenbar und berüchtigt ist der Fall des Obersten Caron (s. d.) zur Zeit der Restauration. Die Verwendung von Agents provocateurs ist nach jeder Richtung hin zu verurtheilen. Vor allem

hat sich auch die Polizei durchweg als Organ des Staats, daher als sittliche Macht zu verhalten und nur solche Mittel zur Erfüllung ihrer Aufgaben zu verwenden, die dem Gesetz und der Moral nicht zuwiderlaufen. Als ein derartiges Mittel kann aber weder die Verbindung mit Menschen von der höchsten sittlichen Verworfenheit noch ein Auftrag angesehen werden, den das Gesetz als Verleitung und Anstiftung mit peinlicher Strafe bedroht. Nur Parteiregierungen, ohne wahres Interesse an Staat und Gesellschaft und im Gefühl ihrer Schwäche, bedienen sich solcher Kniffe, um ihrer eigenen Existenz Sicherheit zu verleihen.

Ageratum nannte Linné eine Gattung nordamerik., meist mexic. Kräuter aus der Familie der Korbblütler oder Compositen, deren Arten vielblütige, aus kleinen Röhrenblüten zusammengesetzte Köpfchen hervorbringen, welche meist in Doldentrauben gruppirt sind. Mehrere Arten sind zu Zierpflanzen geworden, besonders das mexic. A. conyzoides, welches himmelblaue Blüten hat und schon seit 1714 bekannt ist. Man baut diese Art als Sommergewächs in Blumengärten.

Aegeri oder Egeri (lat. Aquae regiae), ein schönes, von einem hochgewachsenen und kräftigen Menschenschlage bewohntes Thal im östl. Theile des schweiz. Cantons Zug, das im W. vom Kaiserstock und Russi- oder Roßberg, im O. von dem Morgarten und der Figlerfluh begrenzt wird. In dem Thale liegt in 2242 F. Höhe der fischreiche, sehr tiefe Egerisee, dessen Wasser die forellenreiche Lorze in den Zugersee führt. Der Egerisee ist 1¾ St. lang und ½ St. breit, von stillen, melancholischen Ufern umgeben, und enthält an der Nordwestseite Sumpfboden, dessen Entwässerung beabsichtigt wird. Die Hauptorte des Thals sind die zwei Kirchdörfer Ober- und Nieder-Egeri an der Nordseite des Sees. Der mit Wiesen und Wald bekleidete Bergabhang an der Südostseite des Sees, in 3800 F. Höhe, heißt der Morgarten (s. d.), berühmt durch die Siege der Schweizer über die Oesterreicher 15. Nov. 1315 und über die Franzosen 2. Mai 1798.

Agershuus oder Akershuus, eins der 17 Aemter Norwegens, benannt nach der bei Christiania am Eingange zum Hafen gelegenen Festung gleiches Namens. Das Amt umfaßt 94,7 Q.-M. mit 96055 E., breitet sich um die innere Hälfte des mannichfach gegliederten Christianiafjord aus und bietet eine angenehme Abwechselung von schönbewaldeten Bergen, die im Norden nach Hedemarken zu bis 2300 F. aufsteigen, und fruchtbaren und gutbewässerten Ebenen und Thälern. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Ackerbau, welcher in neuerer Zeit ungewöhnliche Fortschritte gemacht hat, jetzt einen bedeutenden Ueberschuß zur Ausfuhr gewährt und durch die Ackerbauschulen zu Aas und Abildsö befördert wird. Weniger gepflegt ist die Viehzucht, von Wichtigkeit hingegen die Waldwirthschaft, obschon die Forste bereits über die Gebühr ausgebeutet worden sind. Die 386 Sägemühlen des Amts lieferten 1856—60 im Durchschnitt jährlich, größtentheils für den Export, 269380 Zwölfter Planken und Breter nebst 12801 Zwölftern ausgeschnittener Balken. Nächstdem ist auch der Bergbau von Bedeutung. Von den Eisenwerken sind die von Bärum (nebst Fossum und Mariedal 789 E.) und Hakkedal (mit 149 E.), welche dem Baron Wedel-Jarlsberg gehören, die bedeutendsten in ganz Norwegen. Doch ist deren Production wegen der gesteigerten Holzpreise im Sinken begriffen, sodaß dieselben 1856—60 jährlich an Roheisen nur 10302, Gußgut 3093, Stabeisen 4112, Schmiedegut 265 Schiffspfd. sowie 1,701300 Stück Nägel lieferten. Fabrikanlagen sind im Amte A. vielfach vorhanden, besonders in der Nähe von Christiania. Außerdem gewähren die Schiffahrt, die Fischerei im Fjord und den Binnengewässern und der Gütertransport einem ansehnlichen Theile der Bevölkerung Verdienst. In Bezug auf Verkehrswege ist A. unter allen Aemtern Norwegens am reichsten ausgestattet. Es besitzt zwei Eisenbahnen, von denen die eine von Christiania nach Eidsvold führt (eröffnet 1854), die andere, sich von dieser bei Lilleström abzweigend, seit 1862 bis Kongsvinger befahren wird und bis zur Grenze fortgeführt werden soll. Der Fluß Vormen ist von dem erwähnten Eidsvold an bis zu seiner Einmündung in den See Mjösen schiffbar gemacht worden, sodaß Dampfer jetzt bis zur Stadt Lillehammer am Nordende dieses Sees gelangen können. Auch für die Verbesserung der Landstraßen ist in der neuesten Zeit viel geschehen; 1860 betrug die Gesammtlänge der fahrbaren Wege 130⅞ norweg. M. Das Amt zerfällt in die drei Vogteien Ager und Follong, Nedre-Romerige und Övre-Romerige, und enthält 19 Pfarreien und 42 Kirchspiele. Die Landeshauptstadt Christiania liegt zwar innerhalb des Amtes A., bildet aber in administrativer Beziehung ein ganz für sich bestehendes Gemeinwesen. Unter den Ortschaften des Amtsbezirks sind die Kaufstadt Dröbak mit 1637 E. (dabei die Festung Oscarsberg mit

137 E.) und die drei Ladestellen Hvidsteen mit 135, Hölen mit 344 und Soon mit 457 E. hervorzuheben. Dieselben liegen an der Ostseite des Christianiafjord und treiben Schiffahrt und Handel. Außerdem ist noch Eidsvold (s. d.) merkwürdig. Bis auf neuere Zeit herab wurde für das Christiania-Stift auch die Bezeichnung Agershuus-Stift gebraucht. Die Festung A., die von Hakon Magnusson angelegt, von Christian IV. erweitert wurde, diente in früherer Zeit mehrfach als fürstl. Residenz, und umschließt gegenwärtig, außer einem Arsenal, das Reichsarchiv und eine Strafanstalt für schwerere Verbrecher.

Agesilāus (griech. Agesilaos), berühmter König von Sparta, Sohn des Königs Archidamos II. und der Eupolia, wurde wahrscheinlich 442 v. Chr. geboren, und kam 397, nach dem Tode seines Bruders Agis, besonders durch den Einfluß seines damaligen Freundes Lysander zur Regierung. Wiewol körperlich unansehnlich und lahm, wußte er doch durch kluges Betragen alsbald im Innern seine Stellung zu befestigen. Sparta nahm um diese Zeit die Kämpfe mit den Persern energisch auf, und A. erhielt hiermit Gelegenheit, seine großen Talente als Staatsmann und Feldherr zu entfalten. An der Spitze eines bedeutenden Heers setzte er im Frühjahr 396 nach Kleinasien über, schlug den Satrapen Tissaphernes und verwüstete dann die Satrapie des Pharnabazos. Eben stand er im Begriff, im Frühjahr 394 einen Feldzug in das Innere des Perserreichs zu beginnen und den Kampf in einen hellenischen Nationalkrieg zu verwandeln, als er nach Europa zurückgerufen wurde, wo inzwischen fast sämmtliche Staaten Nord- und Mittelgriechenlands, Böotien, Korinth und Athen an der Spitze, sich gegen die Gewaltherrschaft der Spartaner verbündet und den Kampf bereits begonnen hatten. A. überschritt im Juli 394 den Hellespont, ging durch Thrazien, Macedonien und Thessalien, und lieferte, nachdem er 14. Aug. die böotische Grenze erreicht, kurz darauf den Verbündeten die blutige Schlacht bei Koronea, in der er zwar das Feld behauptete, aber so wenig Vortheil errang, daß er schließlich zur Heimkehr den Seeweg wählen mußte. In den folgenden Jahren erhöhte er seinen Kriegsruhm durch die Feldzüge in den Gebieten von Argos und Korinth sowie in Akarnanien, welche Landschaft er der spartanischen Herrschaft unterwarf. Nachdem Sparta 387 mit Persien den berüchtigten Frieden des Antalkidas (s. d.) geschlossen, beutete A. die griech. Verhältnisse durch List und Gewalt aufs rücksichtsloseste aus und brachte es dahin, daß Sparta im Sommer 379 wieder mächtig über ganz Griechenland herrschte. Die particularistische Politik A.' wurde von den Spartanern hoch gerühmt, aber bald sollte der Wendepunkt eintreten. Die Thebaner griffen wieder zu den Waffen, und A. strengte sich in zwei Feldzügen (378—77) in Böotien vergeblich an, die Gegner zu vernichten. Auf dem allgemeinen Friedenscongresse 371 zu Sparta brachte er es dahin, daß Theben mit den böotischen Bundesgenossen vom Frieden ausgeschlossen ward. Der Kampf Spartas gegen Theben entbrannte so aufs neue und führte zunächst zum Siege des Epaminondas über die Spartaner (unter Kleombrotos) im Juli 371 bei Leuktra. Jetzt erfolgte der Abfall von Arkadien, Ende 370 der Einfall des mittelgriech. Heeres unter Epaminondas und Pelopidas in Lakonien. A. machte als Feldherr die größten Anstrengungen, konnte aber die Verheerungen Lakoniens und die Wiederherstellung Messeniens als Staat nicht hindern. Auch in den folgenden Kämpfen war er gegen die Uebermacht nicht glücklicher, nur daß er kurz vor der Schlacht bei Mantinea durch eine rasche Bewegung die Stadt Sparta vor der Ueberrumpelung des Epaminondas zu retten vermochte. Obschon Sparta von seiner Macht gänzlich herabgesunken, trat A. dem Frieden nach der Schlacht von Mantinea nicht bei, da auch die Gegner erschöpft waren. Um vielleicht Mittel für Sparta zu finden, nahm er hingegen die Einladung an, den Insurgentenkönig Tachos in Aegypten gegen die Perser zu unterstützen. Er ging an der Spitze eines ansehnlichen Heers, das er für ägypt. Geld geworben, nach Aegypten, entzweite sich hier aber mit Tachos wegen des Oberbefehls und trat nun auf die Seite des Nektanebos II., der sich gegen Tachos empört hatte. Nachdem er letztern auf den Thron erhoben, schiffte sich A., reich belohnt, nach dem Vaterlande ein, sah sich aber infolge eines Sturmes genöthigt, im Hafen Menelaos an der afrik. Küste westlich von Aegypten einzulaufen, wo er plötzlich 358 v. Chr. im Alter von 84 J. starb. Trotz des geringen Aeußern sprach sich im ganzen Wesen A.' Erhabenheit aus. Von seinen Kriegern wurde er fast angebetet. In seinen Sitten war er tadellos, auch gerecht, insoweit sich dies mit seiner Politik vereinigen ließ. Aus dem Alterthume haben wir Biographien des A. von Xenophon, Plutarch und Cornelius Nepos. Vgl. Hertzberg, «Das Leben des Königs A. II. von Sparta» (Halle 1856).

Aegeus (griech. Aigeus) war der Enkel des Kekrops und der Sohn des Pandion und der Pylia, der Tochter des Königs Pylas in Megara, wohin sich Pandion, von den Metioniden

aus Athen vertrieben, geflüchtet hatte. Nach dem Tode seines Vaters eroberte A. mit Hülfe seiner Brüder Athen wieder und erhielt die Oberherrschaft daselbst. Mit seiner dritten Gattin Aethra, der Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, zeugte er den Theseus, welchen er heimlich bei dem Pittheus erziehen ließ, um die Söhne seines Bruders Pallas, die Pallantiden, die nach der Herrschaft strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß ihnen dieselbe durch Erbschaft zufallen würde. Diese stürzten jedoch A. gewaltsam vom Throne und blieben so lange im Besitz desselben, bis sie Theseus vertrieb und seinen Vater wieder einsetzte. Hierauf blieb A. Herrscher von Athen bis an seinen unglücklichen Tod. Um nämlich Athen von dem Tribut, den es jährlich an Kreta zu liefern hatte, zu befreien, schiffte Theseus dorthin, und tödtete den Minotauros, dem jener Tribut, bestehend aus sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen, gebracht wurde. Bei der Abfahrt hatte er dem Vater versprochen, im Fall das Unternehmen gelänge, bei seiner Rückkehr ein weißes Segel statt des schwarzen, welches das Schiff führte, aufzuziehen. Dies vergaß jedoch Theseus. Der Vater aber, in der Meinung, sein Sohn sei umgekommen, stürzte sich beim Anblick des schwarzen Segels ins Meer, welches hiervon den Namen des Aegäischen erhalten haben soll.

Agglutination (lat.), wörtlich Anleimung, Verklebung, heißt in der Chirurgie, mit Bezug auf den Heilungsprozeß der Wunden, die unmittelbare Vereinigung und Verwachsung der getrennten Theile durch Organisation des in die Wundspalte ergossenen Exsudats. Dieses sogenannte Exsudat ist die bei jeder Trennung und Verletzung organischer Theile infolge der Entzündung aus dem Blute ausschwitzende Flüssigkeit, welche bald gerinnt und sich hierauf (bisweilen in zwei, höchstens in fünf Tagen) durch Neubildung von Gefäßen zu einem Narbengewebe umbildet (Narbe). Es wird dieser Heilungsproceß die Heilung per primam intentionem genannt. Der Chirurg erzielt, um diesen Heilungsproceß einzuleiten, die schnelle Vereinigung dadurch, daß er die Wundränder bald nach geschehener Verletzung, d. h. bevor noch eine merkliche Entzündung eingetreten ist, in engste Verbindung miteinander bringt und in derselben mittels eines Verbandes, mittels Klebemittel (Heftpflaster, Collodium u. s. w.) oder auch mittels Nähten erhält. Um ein solches Verfahren einschlagen zu können, ist es nöthig, daß die Wundränder glatt sind und möglichst genau aneinander passen. Geschieht eine unmittelbare Verwachsung oder A. nicht, so erfolgt die Vereinigung mittelbar, indem vorerst unter Eiterbildung die sogenannten Granulationen entstehen, welche die Lücke ausfüllen, und nachher die wirkliche Heilung und Vernarbung eintritt. (S. Wunde.) Außerdem versteht man noch, abgesehen von Wunden, unter A. (Synechie, Concretio) im allgemeinen jede widernatürliche Verwachsung sonst getrennter Flächen.

Agglutinirende Sprachen, s. Sprache.

Aggregat (lat.), d. i. Anhäufung, bezeichnet in der Mineralogie eine Masse, welche durch Verwachsung einer großen Anzahl mehr oder weniger ausgebildeter Krystalle zu Einer Substanz entstanden ist. In der Physik bezeichnet Aggregationsform oder Aggregationszustand den durch die verschiedenartige Aneinanderlagerung oder Aggregation der kleinsten Theilchen (Molecule oder Atome) bedingten Zustand der Stoffe. Man unterscheidet drei verschiedene Aggregationszustände. Im festen Aggregationszustande treten uns entgegen: die Metalle, die Steine, die Hölzer, das Eis u. s. w.; im tropfbar flüssigen: Wasser, Weingeist, Quecksilber, die verschiedenen Oele u. s. w.; im ausdehnsam flüssigen oder gasförmigen: die atmosphärische Luft, Kohlensäure, Leuchtgas, die Dämpfe der verschiedenen Flüssigkeiten, u. a. m. Die meisten Körper, vielleicht alle, können, ohne daß die Natur ihres Stoffes dabei geändert wird, je nach Umständen bald in dem einen, bald im andern Aggregationszustande auftreten. Ein auffälliges Beispiel hierfür ist das Wasser, welches fest als Eis, flüssig als Wasser und gasförmig als Wasserdampf erscheint. Schon aus diesem Beispiele ist ersichtlich, daß man einen Körper durch Temperaturveränderung aus einem Aggregationszustande in den andern überführen kann, und zwar durch Temperaturerhöhung aus dem festen in den flüssigen und aus diesem in den gasförmigen; dagegen umgekehrt durch Temperaturerniedrigung aus dem gasförmigen in den flüssigen und aus diesem in den festen. Im erstern Falle, beim Schmelzen und Verdampfen, verschlucken die Körper viel Wärme, die sogenannte latente Wärme (s. d.). Im andern Falle, beim Tropfbarwerden und Erstarren, geben sie diese Wärme wieder von sich. Außer durch Temperaturveränderung kann man auch oft durch Veränderung des äußern mechan. Druckes eine Veränderung des Aggregationszustandes bewirken. So verwandeln sich viele Gase durch starken Druck in tropfbare Flüssigkeiten.

Aggregiren heißt Offiziere einem Truppenkörper (Regiment, Bataillon u. s. w.), in wel-

chem bereits die etatsmäßigen Offizierstellen besetzt sind, als überzählig zutheilen. Namentlich war dies der Fall nach den großen Befreiungskriegen in Preußen, als die Landwehr entlassen wurde und eine große Zahl ihrer Offiziere im activen Dienste zu bleiben wünschte. Der aggregirte Offizier genießt in der Regel den vollen Gehalt seiner Charge und trägt die Uniform des Truppentheils, dem er aggregirt ist; sein Avancement oder Einrücken in vacante Stellen ist jedoch höherm Ermessen vorbehalten.

Aegide (griech. Aigis) heißt der von Hephästos geschmiedete Schild des Zeus, welchen bei Homer auch andere Götter, wie Athene und Apollon, führen. Wenn Zeus zürnt, schwingt er die A.; wenn er sie schüttelt, rauscht es wie Sturmwind, und Schrecken befällt die Völker. Zugleich ist die A. aber auch das Symbol der schirmenden Obhut der Götter. Später wird sie ausschließliches Attribut des Zeus und der Athene. Nach jüngerer Mythe war die A. des Zeus, mit welcher er sich im Kampfe gegen die Titanen bedeckte, die Haut der Aege, jener Ziege (griech. aix), welche ihn auf Kreta säugte. Pallas Athene entnahm die ihrige von einem schuppentragenden Ungeheuer, welches sie auf den keraunischen Gebirgen erlegte. Infolge solcher nach Ort und Zeit verschieden ausgebildeter Vorstellungen findet man die A. bei Dichtern und Künstlern bald als Schild oder als Harnisch, bald als ein über Brust, Schulter oder Rücken mantelartig geworfenes Fell aufgefaßt. Bei der Athene, für deren eigenthümliche Waffe die A. gilt, ist auf Kunstdenkmälern die Darstellung als Panzer, mit dem Gorgonenhaupt in der Mitte auf der Brust der Göttin, vorherrschend. Bildlich bedeutet A. so viel als Schutzmittel. Unter der A. jemandes handeln heißt so viel, als unter dessen Obhut handeln.

Aegidius (franz. Gilles), ein Heiliger der kath. Kirche, welcher in Griechenland, vielleicht in Athen, aus einer vornehmen Familie um 640 geboren wurde, später nach Frankreich gelangte und hier an der Mündung des Rhône als Einsiedler lebte. In seiner Beschaulichkeit gestört, wandte er sich in das Gebiet des Bischofs von Nîmes und ließ sich in der Wildniß an den Ufern des Gard nieder. Hier schenkte ihm angeblich der Westgothenkönig Wamba, der ihn auf der Jagd kennen lernte, ein großes Stück Land, auf welchem er ein Benedictinerkloster begründete, das später in eine Stiftskirche umgewandelt ward. Durch den Einfall der Sarazenen vertrieben, floh er in das Gebiet Karl Martell's, kehrte aber, nachdem die Gefahr verschwunden, in sein Kloster zurück, wo er 1. Sept. 721 starb. Die Wunder, welche an seinem Grabe gesehen sein sollen, zogen viele Pilger an, und allmählich entstand um das Kloster eine Stadt, die den Namen des Heiligen (St.-Gilles) erhielt. Die Kirche feiert den Gedächtnißtag des Heiligen 1. Sept. A. ist der Schutzpatron vieler Kirchen und Klöster in Frankreich, Deutschland, Ungarn u. s. w. Im Mittelalter ist seine Legende vielfach in lat., provenzal., altfranz. und mittelhochdeutscher Sprache bearbeitet worden.

Aegidius a Columnis, eigentlich Egidio de Colonna, nach seinem Geburtsorte aber auch Aegidius Romanus oder Gilles de Rome genannt, geb. um 1247 zu Rom, stammte aus dem berühmten neapolit. Geschlechte der Colonna, kam jung nach Paris und wurde hier ein bevorzugter Schüler des Thomas von Aquino. Nach einiger Zeit trat er in den Augustinerorden, in dessen Schulen er die Scholastik seines Lehrers zur Geltung brachte. Nachdem A. eine Reihe von Jahren in Paris gelehrt, wurde er 1292 General seines Ordens und 1296 Erzbischof von Bourges. Er starb 22. Sept. 1316. A. zählte zu den namhaftesten Theologen und Philosophen seiner Zeit und griff auch mannichfach in die öffentlichen Verhältnisse ein, wie unter anderm durch eine Apologie für Papst Bonifaz VIII. gegen das Verfahren König Philipp's des Schönen von Frankreich, dessen Erzieher er gewesen war. Von seinen Schülern und Zeitgenossen ward er Doctor fundamentarius oder fundatissimus genannt. Als Schriftsteller war er ungemein fruchtbar. Von seinen Werken, die zum großen Theil noch im 15. Jahrh. im Druck erschienen, sind, außer Commentaren zu Schriften des Aristoteles, zu nennen: «De regimine principum» (Augsb. 1473), «De ente et essentia», «Quaestio de potestate regia et pontificia», «De peccato originali», «De divina influentia in beatos» u. s. w.

Agilolfinger ist der Geschlechtsname der frühesten Herzoge der Bojoarier oder Baiern, von Agilolf, welcher der Stammvater dieser Dynastie gewesen sein soll. Die historisch beglaubigte Reihenfolge der A. beginnt aber erst in den letzten Jahren des 6. und reicht bis an das Ende des 8. Jahrh. Die Nennenswerthesten unter denselben sind: Garibald I., der zu Regensburg residirte und durch seinen Schwiegervater, den Longobardenkönig Autharich, mit dem König Childebert von Austrasien in einen für ihn unglücklichen Krieg verwickelt ward. Nach ihm bestieg sein Verwandter Thassilo I. den Thron, den er trotz seiner zahlreichen Kriege mit den Slawen und Avaren (bis um 609) behauptete. Weniger glücklich gegen diese Feinde war

dessen Sohn und Nachfolger Garibald II., gest. 640 (nach andern 628), obgleich derselbe als einer der Ausgezeichnetsten des Geschlechts gelten muß. Er gab seinem Volke das erste Gesetzbuch. Unter seines Sohnes Theodo I. Regierung (bis um 680) fand das Christenthum in Baiern Eingang, wobei namentlich der heil. Emmeran thätig war, der seit 649 das Evangelium in Regensburg predigte. Gleich thätig für weitere Verbreitung des Christenthums war auch der folgende Theodo II., gest. 717, der durch die Theilung seiner Länder (702) unter seine drei Söhne, Theodebert, Grimoald und Theobald, den Grund zum Untergange seines Stammes und seines Reiches legte, indem infolge dessen die Franken einen immer überwiegendern Einfluß gewannen. Zwar vereinigte Hugibert, der Sohn Theodebert's, noch einmal das ganze Land unter seinem Scepter; allein schon 725 mußte er den ganzen Nordgau an Karl Martell abtreten und die Frankenherrschaft anerkennen. Auch Hugibert's Nachfolger, Odilo, suchte sich noch von den Franken loszumachen, ward aber 743 genöthigt, die fränk. Oberhoheit ferner anzuerkennen. Odilo's Nachfolger, Thassilo II., mußte von seinem Vormunde, dem Frankenkönige Pipin, bei seiner Volljährigkeitserklärung das Herzogthum Baiern zu Lehn nehmen und den Vasalleneid leisten. Als er sich gegen Karl d. Gr. auflehnte, ward er aufs Haupt geschlagen und darauf (788) zu Ingelheim zum Tode verurtheilt. Karl d. Gr. begnadigte ihn und sperrte ihn mit seiner Familie in das Kloster St.-Goar. Das Land wurde fortan fränk. Provinz und durch Grafen regiert.

Aegilops nannte Linné eine Gattung weizenähnlicher Gräser, welche in der deutschen Volkssprache den Namen Walch führen und sich von den eigentlichen Weizenarten (der Gattung Triticum) vorzüglich dadurch unterscheiden, daß bei ihnen die Kelchspelzen gleichseitig und am Rücken abgerundet, an der Spitze aber abgestutzt und in 1—4 Grannen oder Stacheln ausgezogen sind, während bei der Weizengattung die Kelchspelzen ungleichseitig am Rücken gekielt und an der Spitze abgestutzt oder stachelspitzig, niemals aber begrannt zu sein pflegen. Nach neuern, besonders von franz. Botanikern angestellten Untersuchungen und Experimenten soll jedoch diese Gattung von der Weizengattung nicht getrennt werden können, weil Uebergangsformen zwischen beiden vorkommen; doch sind darüber die Meinungen noch getheilt. Namentlich hat in dieser Beziehung die eine, in der Gegend von Montpellier vorkommende Art, A. speltaeformis, in neuester Zeit viel von sich reden gemacht und mehrere Schriften hervorgerufen. Nach der einen Ansicht soll diese Pflanze eine durch die Cultur hervorgebrachte Form von A. triticoides, diese selbst aber ein Bastard von A. ovata und Triticum vulgare (dem gemeinen Weizen), nach der andern dagegen A. ovata die Stammpflanze sowol des gemeinen Weizens als von A. speltaeformis und triticoides sein. Wie dem nun auch sei, so viel steht fest, daß A. speltaeformis eine dem gemeinen Weizen sehr nahe stehende Grasart ist, welche vielleicht mit der Zeit in die Reihe der Getreidepflanzen eintreten dürfte, indem es dem Hrn. Fabre zu Agde bei Montpellier gelang, durch 12 Jahre lang fortgesetzte Cultur bei diesem Grase schöne Aehren mit großen, weizenartigen, mehlreichen Samen hervorzubringen. Dergleichen Aehren waren auf der pariser Weltausstellung 1855 ausgestellt, wo sie nicht geringes Aufsehen erregten. Die wildwachsenden Walcharten finden sich vorzüglich in den um das Mittelländische Meer herum gelegenen Ländern.

Aegīna (griech. Aigina), jetzt Egina oder Engia, eine zur Nomarchie Attika-Böotien des Königreichs Griechenland gehörige Insel, fast mitten im Saronischen Meerbusen der Alten, der heute der Golf von Egina genannt wird. Die Insel umfaßt $1^1/_2$ Q.-M., ist gebirgig, von Schluchten und Klüften zerrissen, und bildet beinahe ein Dreieck, dessen Grundlinie die Nordküste (Vala) ist, und das östlich im Cap Turlos ausläuft. Die steile Felsenküste gestattet nur in der Hafenbucht auf der Westseite einen Zugang. Hier liegt auch die Stadt Egina (mit 3000 E.), an einem Bergabhange, etwa eine halbe Stunde von der Küste, mit derselben nur durch einen engen, rauhen Weg verbunden. Das alte A. stand unmittelbar an der Küste und hatte zwei Häfen. Die Insel zählt gegen 6000 E., darunter viele geflüchtete Ipsarioten, und ist Sitz eines Bischofs. Die Beschäftigung der Einwohner besteht in Handel, Schiffahrt und einer mühsamen Bodencultur, welche die besten Mandeln in ganz Griechenland, Wein, Oel, Südfrüchte, Getreide liefert. Außerdem hegt die Insel Rebhühner in solcher Menge, daß man ihre Vermehrung durch Zerstörung der Eier hindern muß. Gegen den Wassermangel im Sommer schützen die Cisternen auf dem 4600 F. hohen Berge St.-Elias im Süden der Insel, der eine der schönsten Fernsichten in Griechenland gewährt. Der älteste Name der Insel war Denōne, soll aber der Sage nach mit A. vertauscht worden sein, als die gleichnamige Tochter des Asopos dem Zeus hier den Äakos geboren hatte. In den Klüften und Höhlen der Insel

wohnten einst nach der Sage die Myrmidonen. Um 1000 v. Chr. wurde die Insel von der gegenüberliegenden Küstenstadt Epidauros aus dorisirt und hatte auch mit dieser gemeinschaftliche Herrscher. Vom Könige Phidon erhielt sie eine eigene Münzstätte, die erste Griechenlands. Die Insel riß sich jedoch 540 v. Chr. von diesem Verhältnisse los, gab sich eine aristokratische Verfassung und gelangte bald durch Schiffahrt, Handel und ihre zur Kunsthöhe (s. Aeginetische Kunst) entwickelte Industrie zu einer polit. Macht und Bedeutsamkeit, sodaß ihre Flotte in den Perserkriegen selbst die athenienſische übertraf und wesentlich zur Rettung der Griechen bei Salamis beitrug. Auch waren zu jener Zeit die Aegineten die tüchtigsten Gymnasten; unter den Siegern in den Olympischen Spielen befand sich stets ein Aeginet. Der Wohlstand der Insel, besonders ihr blühender Ausfuhrhandel, der sich vorzüglich auf Arbeiten aus Erz und Thon sowie auf Gegenstände des Luxus erstreckte, erregte den Neid der Athener, welche um 457 v. Chr. die Insel sich zinsbar machten und 28 Jahre darauf die Einwohner gewaltsam vertrieben. Später wurde sie abwechselnd eine Beute der Macedonier, Aetolier, des Attalus, bis sie zuletzt an die Römer kam. Von dem Triumvir Antonius wurde die Insel den Athenern geschenkt, von Augustus diesen wiedergenommen. Unter den folgenden Kaisern war sie meist autonom. Bei der Bildung des lat. Kaiserthums auf den Trümmern des byzant. kam sie 1205 an das Haus Malatesta, später an die Venetianer. 1537 wurde sie vom Türken Cheireddin Barbarossa, 1664 vom Venetianer Morosini erobert, 1715 von den Griechen selbst den Türken übergeben. Unter Kapodistrias war sie 1828—31 wiederholt Sitz der griech. Regierung. Vgl. About, «Ile d'Egine» (Par. 1854).

Agincourt (Jean Baptiste Louis George Seroux d'), franz. Kunsthistoriker und Alterthumsforscher, geb. 5. April 1730 zu Beauvais, trat als Cavalerieoffizier in die Armee, gab aber die militärische Laufbahn auf, um seine beiden verwaisten Neffen zu erziehen. Ludwig XV., von diesem Zuge gerührt, verlieh ihm eine Generalpacht, die ihm bald zu einem beträchtlichen Vermögen verhalf. Ein Liebling der höhern Gesellschaft und Freund der berühmtesten Gelehrten jener Zeit, widmete sich A. vorzugsweise den Kunststudien, zu deren Förderung er sich auch auf Reisen begab. Er durchwanderte 1777 England, die Niederlande und Deutschland, und wandte sich im Oct. 1778 für immer nach Italien, wo er längere Zeit in Modena verweilte und den Plan zur Darstellung der Kunstgeschichte vom 4. bis zum 16. Jahrh. faßte. Seitdem widmete er sich ausschließlich diesem Werke, das jedoch, weil die Revolutionsperiode sein Vermögen verschlungen, erst nach seinem Tode, der 24. Sept. 1814 zu Rom erfolgte, vollendet werden konnte. Das Werk führt den Titel: «Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me» (6 Bde., Par. 1812—23, mit 325 Kupfern in Fol.) und gehört zu den gründlichsten Arbeiten über die Kunst des Mittelalters. Außerdem ist noch sein «Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite» (Par. 1811) hervorzuheben.

Aeginetische Kunst. Die kleine Insel Aegina nimmt in der Geschichte der griech. Kunstentwickelung eine sehr bedeutende Stelle ein. Smilis in der mythischen Zeit, Kallon und Onatas in der historischen, sind die bedeutendsten Träger dieser Kunst. Ein herber Naturalismus ist jederzeit ihr hervorstechendster Zug gewesen; daher ihr Hang zum Erzguß. Schon in der ältesten Zeit werden der altäginetischen Schule unter Smilis jene strammen und starren Figuren mit dicht aneinandergeschlossenen Beinen und an die Hüfte gefesselten Armen zugeschrieben, während die dädalischen Werke der altattischen Schule bereits bewegt und fortschreitend erscheinen. In neuerer Zeit ist die Aeginetische Kunst besonders in den Vordergrund getreten durch eine Reihe von 17 Marmorstatuen, welche 1811 durch eine Expedition von Deutschen, Dänen und Engländern in Aegina ausgegraben wurden. Durch den Kronprinzen, nachmaligen König Ludwig von Baiern, angekauft und von Thorwaldsen restaurirt, bilden diese äginetischen Werke jetzt den bedeutendsten Schmuck der münchener Glyptothek. Sie sind unter Lebensgröße, in ihrer verschiedenen Höhe zwischen 5 F. 9½ Zoll und 5 F. schwankend; ihr pyramidales Auf- und Absteigen zeigt unzweideutig, daß es zwei verschiedene Gruppen sind, welche den zwei Giebeldreiecken eines Tempels angehörten. Der Mittelpunkt beider Darstellungen ist eine Statue der Athene. Der Tempel, bei dem sie gefunden wurden, ist also nicht, wie man anfänglich glaubte, ein Zeus-, sondern ein Pallastempel. Am vollständigsten erhalten sind die Statuen des hintern Giebels. Es ist offenbar ein Kampf von Trojanern und Griechen um einen gefallenen griech. Helden, unter dem Schutze der Athene, die in der Mitte steht und Griechen und Trojaner voneinander scheidet. Man hat diesen Kampf anfänglich als den Kampf um die Leiche des Patroklos bezeichnet. Richtiger ist es,

ihn als den Kampf um die Leiche des Achilles zu fassen; wäre es der Kampf um Patroklos, so wären die Abweichungen des Bildners von der Homerischen Schilderung schwerlich zu rechtfertigen. Der vordere Giebel ist der Kampf des Telamon gegen Laomedon. Alle beide male sind es also Kämpfe der alten Äaciden, der Stammheroen Aeginas, gegen Trojaner. Die Entstehungszeit fällt wahrscheinlich vor die ersten Perserkriege in die sechziger Olympiaden (540—500 v. Chr.), denn diese Zeit war die eigentliche Blütezeit Aeginas; andere freilich setzen diese Gruppen erst in die Zeit nach den Perserkriegen und erblicken in diesen mythischen Darstellungen eine Verherrlichung der eigenen, von den Aegineten im Perserkrieg verrichteten Großthaten. Der Stil ist ein treuer Beleg jenes künstlerischen Realismus, welcher nach dem Bericht der Alten und nach Maßgabe vorhandener Denkmale die äginetische Schule von dem hoheitsvollern Idealismus der alten attischen Schule scharf unterschied. Die Körperformen sind von feiner, aber fast naturalistisch getreuer Natürlichkeit; Knochen und Muskeln, sogar die Adern scharf herausgehoben. Der Kopf dagegen hat jenes typische Lächeln, das eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der alten griech. Kunst ist. Zur Zeit des Perikles verschwindet mit der polit. Selbständigkeit Aeginas auch die Selbständigkeit dieser Kunstrichtung.

Agio ist ein aus dem Italienischen stammendes Wort, das zu deutsch Bequemlichkeit heißt. Ursprünglich bezeichnete man damit die Vergütung, welche sich in Italien die Geldwechsler geben ließen, wenn sie Goldmünzen gegen Silbermünzen tauschten, da erstere größere Bequemlichkeit für den Transport darboten als letztere. Jetzt versteht man unter A. das Aufgeld, welches eine Geldsorte gegen eine andere genießt. Dieses Aufgeld wird gewöhnlich nach Procenten angegeben, so z. B.: Pistolen 10 Proc., d. h. 100 Thlr. Gold in Pistolen, das Stück zu 5 Thlr. gerechnet, haben einen Werth von 110 Thlrn. in Silber. Das Gegentheil von A. ist Disagio, welche Bezeichnung den Verlust ausdrückt, den eine Geldsorte gegen eine andere erleidet. So haben z. B. Banknoten ohne Einlösungskassen ½ Proc. Disagio, d. h. für 100 Thlr. solcher Banknoten gibt man nur 99½ Thlr. klingende Münze oder ebenso viel in Papiergeld, gegen welches der Vorzeiger jeden Augenblick klingende Münze bekommen kann.

Agiotage heißt das Benutzen der Differenzen im Geld- und Papiercurs zu einem Gewinn, welcher das natürliche Verhältniß übersteigt, sowie die Anwendung künstlicher, zuweilen selbst (z. B. das Verbreiten falscher Nachrichten) unredlicher Mittel, um das Aufgeld über oder unter seine natürliche Höhe zu steigern oder herabzudrücken. (S. auch Differenzgeschäft.) Außerdem versteht man unter A. das Fortschaffen der bessern Münzsorten und das Ueberschwemmen eines Landes mit geringern. Gesetze gegen die A. sind oft versucht worden, z. B. durch einen gesetzlich bestimmten Curs des Geldes; aber sie blieben fast immer ohne Erfolg. Der Name und selbst der damit verbundene Tadel der A. ist jetzt in dem unschuldigern des Geldhandels, des Verkehrs mit Staatspapieren und, wenn es hoch kommt, des Börsenspiels untergegangen. Doch gilt noch jetzt Verlust im Agiotiren für keine Entschuldigung beim Bankrott. — Agioteur wird der genannt, welcher das Agiotiren zum Erwerb macht.

Agis ist der Name mehrerer Könige von Sparta. Zuerst wird eines Königs A. um 980 v. Chr. erwähnt, der die frühern Bewohner des Landes zwang, den Spartanern Abgaben zu zahlen; alle gehorchten, mit Ausnahme der Bewohner von Helos, die, von A. besiegt, unter dem Namen der Heloten Leibeigene des Staats wurden. — A. II. regierte während des größten Theils des Peloponnesischen Kriegs von 426—397 v. Chr. Er begann seine Regierung mit Einfällen in das Gebiet von Attika, und zog 418 mit einem ausgezeichneten Heere gegen Argos. Statt die Argiver aber zu schlagen, ließ er sich zu einem Waffenstillstande bewegen. Die Spartaner waren hierüber so erzürnt, daß A. nur durch das Versprechen, das Versäumte nachzuholen, die über ihn verhängten Strafen abwendete. Durch mehrere glänzende Waffenthaten stellte er hierauf den alten Ruhm des spartan. Heeres wieder her. Besonders wichtig blieb seine Einnahme des attischen Fleckens Dekeleia (413), indem hierdurch die spätere Eroberung Athens erleichtert wurde. Seine letzten Feldzüge waren gegen die Eleer gerichtet. Nach geschlossenem Frieden mit diesen begab er sich nach Delphi, um den zehnten Theil der Beute dem Tempel zu opfern, erkrankte aber auf dem Rückwege und starb 397 v. Chr. Ihm folgte sein Bruder Agesilaos. — A. III. wurde 338 v. Chr. König. Der Haß gegen die macedon. Herrschaft bestimmte ihn, als Alexander d. Gr. nach Persien vorrückte, sich mit mehrern pers. Satrapen zu verbinden, um den König von Macedonien zugleich in Europa zu beschäftigen. Die Schlacht bei Issos zerstörte diese Plane; aber A. begann dennoch in Kreta mit Glück den Kampf gegen die macedon. Macht, und ging von da nach dem Peloponnes hinüber, während sich der macedon. Statthalter Antipater mit Dämpfung einer Empörung in Thrazien beschäftigte. A. hatte bereits fast alle

Städte im Peloponnes erobert, als Antipater plötzlich zurückkehrte. In einer blutigen Schlacht fiel A., des Ruhmes seiner Vorfahren würdig, 330 v. Chr. — A. IV. wurde König 244 v. Chr. In Sparta war die alte Verfassung fast ihrer gänzlichen Auflösung nahe und mit ihr der kräftige Geist des Volks entschwunden. Die ursprüngliche Zahl von 7000 eigentlichen Bürgern war durch die ununterbrochenen Kriege auf 700 zusammengeschmolzen, von denen höchstens noch 100 Grundbesitz hatten, die in Schwelgerei lebten, während die übrigen in Armuth, von Schulden erdrückt, darbten. A., obwol erst 20 J. alt und von seiner Mutter Agesistrata sowie auch von seiner Großmutter Archidamia weichlich erzogen, faßte bei seinem Regierungsantritt den Entschluß, die alte Verfassung und mit ihr die strengen Sitten der Vorzeit wiederherzustellen. Heimlich aber verdächtigte sein Mitkönig, Leonidas II., ein im Orient erzogener und der heimischen Sitte entfremdeter Mann, seine Absichten. Doch gelang es dem A., seinem Freunde Lysander das Ephorat zu verschaffen, der nun an den Hohen Rath einen Gesetzvorschlag brachte, nach welchem die Zahl der Bürger durch Aufnahme der tüchtigsten Fremden und Krieger wieder auf 4500 gebracht und unter diese die Ländereien zu gleichen Theilen durch das Los vertheilt werden sollten. A. erklärte sich bereit, alle seine liegenden Gründe und 600 Talente Silbers zur Theilungsmasse herzugeben. Intriguen und Eigennutz im Hohen Rathe hinderten indessen die Ausführung des hochherzigen Gedankens. Der neue Ephorus Agesilaos, selbst reich an Grundbesitz, aber mit Schulden belastet, forderte den A. auf, zuerst blos die Schuldforderungen zu vernichten und dann die Theilung der Güter vorzunehmen. A. ging auf diesen Vorschlag ein. Man verbrannte die Schuldscheine, aber die Ausführung der andern Maßregel wurde so lange verzögert, bis A. sich genöthigt sah, die spartan. Hülfstruppen dem Achäischen Bunde zuzuführen. A. führte die strengste Mannszucht unter den Söldlingen wieder ein, mußte jedoch, ohne eine irgend nennenswerthe That vollbracht zu haben, da er unter dem Oberbefehl des bedenklichen und eifersüchtigen Aratos stand, nach Sparta zurückkehren, wo die ihm feindliche Partei des Agesilaos alle seine Plane durchkreuzte und das wankelmüthige, in der unmittelbaren Erfüllung seiner Hoffnungen getäuschte Volk den Leonidas zurückgerufen hatte. A. flüchtete sich in einen Tempel, wurde aber durch treulose Freunde aus seinem Schutzorte herausgelockt und den Gerichten überliefert, die ihn, nachdem er sich glänzend vertheidigt hatte, eilends erdrosseln ließen (240 v. Chr.), weil sie fürchteten, das Volk möchte seinen Liebling zu retten suchen. Auf dieselbe Weise wurden seine Großmutter und Mutter hingerichtet. Die Geschichte von A. ist öfters von dramatischen Dichtern bearbeitet worden, namentlich mit großer Kraft von Alfieri.

Aegisthus (griech. Aigisthos), in der griech. Sagenpoesie der Sohn des Thyestes (s. d.), des Bruders des Atreus, und dessen eigener Tochter Pelopia, wurde von dieser gleich nach der Geburt ausgesetzt, aber von Hirten aufgefunden und durch eine Ziege aufgesäugt; daher sein Name. Später von Atreus aufgesucht und als dessen Sohn erzogen, erkannte die Mutter die Schandthat, zu der sie, ohne zu wissen von wem, verführt worden war, und tödtete sich selbst. A. aber erschlug seinen Oheim, den Atreus, weil dieser ihm aufgetragen hatte, den Thyestes zu ermorden, und setzte sich mit seinem Vater in Besitz des Königreichs von Mykenä, aus welchem er später durch Agamemnon (s. d.) wieder verdrängt ward. Während des letztern Abwesenheit vor Troja verführte A. dessen Gattin Klytämnestra und ermordete dann den von Troja zurückkehrenden Gatten. Sieben Jahre herrschte nun A. über Mykenä, bis im achten Orestes (s. d.) erschien und sich am Mörder seines Vaters Agamemnon rächte.

Agitator (lat.), wörtlich einer, der etwas treibt, in Bewegung setzt, daher figürlich im öffentlichen Leben der, welcher für gewisse Zwecke die Meinung der Massen aufregt und bearbeitet, im übeln Sinne ein Unruhestifter, ein Revolutionär. In letzterer Beziehung nannte man z. B. in der engl. Revolution die fanatischen Soldaten Cromwell's Agitatoren. Eine Agitation für große sociale und polit. Zwecke, deren Erreichung im gewöhnlichen Gange durch Schlaffheit, Muthlosigkeit und Eigennutz zum Schaden des Staats und der Gesellschaft behindert wird, kann ein sehr verdienstliches Werk sein. Oft freilich haben selbst Agitatoren mit den besten Absichten und edelsten Zwecken ihr Ziel verfehlt oder überschritten, indem sie sich zu vorwiegend an die Leidenschaften und Begierden der Menschen statt an deren Vernunft und Sittlichkeitsgefühl wendeten, in Einseitigkeit und Unbedingtheit verfielen, jede Vermittelung abstießen, und zuletzt selbst in der Bewegung untergingen. Sogar O'Connell (s. d.), den auch seine Gegner den großen A. nannten, blieb nicht frei von diesen Fehlern und ging deshalb in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit sichtbar von seinem Höhepunkt zurück. Das Land der polit. Agitation ist vorzugsweise England, wo neben größter Freiheit der Bewegung zugleich auch im Volke selbst

ein starker Sinn für Gesetzlichkeit besteht, der das Umschlagen der Agitation in Revolution verhindert. Welche großen Erfolge in England die friedliche Agitation zu erreichen vermag, das hat in den vierziger Jahren die Wirksamkeit der Anti-Corn-Law-League gezeigt.

Aglaia, eine der drei Charitinnen oder Grazien (s. d.), die Tochter des Zeus und der Okeanide Eurynome. Der Name ist neuerdings einem der kleinen Planeten beigelegt worden, welcher nach der Reihenfolge der Entdeckungen der 47. ist und von Luther in Bilk bei Düsseldorf 1857 zuerst beobachtet wurde. (S. Asteroiden.)

Aglaophamos war ein Zeitgenosse des Pythagoras, den er in den Geheimlehren unterrichtet haben soll. Der Name dieses Mannes, den allein der Neuplatoniker Jamblichus in seinem Leben des Pythagoras der gänzlichen Vergessenheit entrissen hat, ist erst bekannter geworden, seitdem Lobeck einem umfassenden, gegen die Symbololatrie Creuzer's und anderer gerichteten mytholog. Werke den Titel «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829) gab.

Aglei, s. Aquilegia.

Agnano, ein Kratersee, etwa 2 St. westlich von der Stadt Neapel, auf dem vulkanischen Boden der Phlegräischen Felder gelegen, in einer düstern Gegend zwischen Pausilippo (s. d.), Camaldoli und dem See Astroni. Ehedem hieß der See Anguiano, von den vielen Schlangen in der Umgegend. Derselbe hat 1½ St. im Umfang, eine Tiefe von 60 F. und ist ohne sichtbaren Zufluß und Abfluß; sein Spiegel liegt nur 18 F. über dem Meere; sein kaltes Wasser sprudelt und kocht zu Zeiten in die Höhe. Rechts daneben liegt die Hundsgrotte (s. d.), links liegen die Schwefeldunst- oder Schwitzbäder (Stufe) von S.-Germano, die schlecht unterhalten und an Heilkräften (gegen Syphilis, Gicht, Podagra u. s. w.) den Stufe di Nerone bei Bajä weit nachstehen. Das Thermometer weist indeß 40 und mehr Grade aus. Die den See umschließenden Vulkane sind seit 1198 erloschen. Weiter links führt ein Hohlweg durch die leukogäischen Berge nach der Solfatara (s. d.) und Pozzuoli (s. d.). Eine herrliche Aussicht auf den Agnanosee bietet sich dar von dem höher gelegenen, etwa ½ M. gegen Norden entfernten, schönen Kratersee Astroni, der die seinen Rand hochumkränzenden prächtigen Waldungen und das gleichnamige Jagdschloß abspiegelt.

Agnaten. Die Familie war in dem alten Rom weniger ein gemüthliches, auf die Bethätigung der gefühlsmäßigen Pietät gerichtetes Verhältniß, als eine Schutzverbindung unter der dictatorischen Führung und Herrschaft des Hausvaters (Pater familias). Alle, welche unter derselben Hausgewalt vereinigt waren, hießen A. Es gehörten dazu nicht allein der Pater familias und die Kinder, welche jener in rechtmäßiger Ehe erzeugt hatte, sondern auch die Kinder der Haussöhne, ferner die Frau des Pater familias, die Schwiegertochter, welche der Haussohn dem Vater zuführte, ingleichen die durch Adoption (s. d.) und Arrogation in die Familie Aufgenommenen. Die Agnateneigenschaft fiel also nicht nothwendig mit der Blutsfreundschaft oder Cognation (s. d.) zusammen. Auch Nichtverwandte konnten durch Civilacte A. werden, wie denn wieder, umgekehrt, das Ausscheiden eines blutsverwandten Mitglieds aus der engern Familie vordem zwar nicht die Cognation, wohl aber die Agnation aufhob. Gingen ein Haussohn durch Adoption, eine Haustochter durch Verheirathung in ein fremdes Geschlecht über, so verloren sie den Schutz ihrer natürlichen Familie und alle Rechte an das Familienvermögen, namentlich das Erbrecht, wurden aber auch aller Verpflichtungen gegen jene ledig. Gleiche Wirkungen hatte für sie der Verlust der röm. Civität oder gar der Freiheit, denn die Agnation war ein eigenthümliches Institut der Bürgerschaft. Dagegen tilgte die Freigebung von der väterlichen Gewalt durch den Hausvater oder der Zerfall der engern Familie durch den natürlichen oder bürgerlichen Tod (capitis deminutio maxima) des Hausvaters noch nicht alle Beziehungen zwischen den bisherigen A., indem die nun selbständig werdenden Mitglieder der Familie wenigstens noch Gentiles blieben. Sämmtliche Familien desselben Namens, die ihre Abstammung auf denselben Ahnherrn zurückführten, bildeten nämlich die gens (das Geschlecht), welche durch die Gemeinschaft der Familientraditionen sowie durch eigene sacra gentilicia und durch das Erbrecht zu dem Nachlasse agnatenloser Gentilen in ihrem organischen Zusammenhange erhalten wurde. Mit der Entwickelung der innern Souveränetät und seitdem der Staat auch dem Freund- und Anhangslosen hinreichenden Schutz gewährte, ward die alte Geschlechterverfassung etwas Beziehungsloses. Die natürliche, auf Blutsgemeinschaft gegründete Familie, zu welcher auch wegverheirathete Töchter mit ihrer Nachkommenschaft gehörten, erwarb gegen den Ausgang der republikanischen Zeit volle Anerkennung, und es konnten nunmehr nicht blos Agnati und Gentiles, sondern auch Cognati aus einem andern Geschlechte zur Erbfolge gelangen. Indessen gingen unter den Seitenverwandten immer noch

diejenigen, welche ihre Verwandtschaft mit dem Verstorbenen auf lauter Männer als Mittelspersonen zurückführten, also ungefähr die Gentilen im alten Sinne, den Verwandten durch Frauen mit anderm Namen und Geschlechte vor, und es bildete sich so der neuere Begriff, wonach A. die ehelichen Blutsverwandten durch Männer und Zeugung, Cognaten die Blutsfreunde durch Frauen und Geburt sind. Arrogirte und Adoptirte zählen mit zu den A. Dieselbe Erklärung gibt das deutsche Recht für die Schwertmagen (Agnaten) und die Spillmagen (Cognaten), ohne jedoch dabei auf die Adoptirten Rücksicht zu nehmen. Der ganze Unterschied ist gegenwärtig nur noch für derartige Verhältnisse von Bedeutung, wo sich der Vorzug des Mannsstammes im Erbrechte erhalten hat, also bei der Regierungserbfolge, bei der Succession in gewöhnliche Lehne und Fideicommisse und hinsichtlich des Einwilligungsrechts der Geschlechtsvettern in der Veräußerung von Gütern der letztern Art.

Agnes, die Heilige, war nach der Legende zu Rom geboren und erhielt wegen ihrer hohen Schönheit und ihres Reichthums schon in ihrem 13. Jahre von dem Sohne des röm. Prätors Symphronius einen Heirathsantrag, den sie als fromme Christin zurückwies. Da auch die Werbung des Symphronius selbst ohne Erfolg blieb, ließ er die Jungfrau in ein öffentliches Haus bringen und entkleiden; doch plötzlich war ihr Hauptthaar so lang gewachsen, daß es ihren Körper wie ein Kleid umfloß. Als nun der Sohn des Symphronius in unzüchtiger Weise zu nahen wagte, stürzte er wie todt zu Boden und hatte das Gesicht verloren. Auf Bitten der Freunde des Jünglings gab ihm die Heilige dasselbe zurück. Diesen Moment hat Tintoretto in einem trefflichen Gemälde aufgefaßt, während Domenichino die Heilige im Augenblicke ihrer Hinrichtung darstellte. Da sie, zum Feuertod verurtheilt, von den sie umspielenden Flammen verschont blieb, mußte sie 303 den Märtyrertod durch das Schwert erleiden. Auch die Agneskirche auf der Piazza Navona in Rom enthält ein berühmtes Basrelief aus der Geschichte der Heiligen von Algardi. Ihr Sinnbild ist ein Lamm. In einer zweiten, vor der Porta Pia gelegenen Agneskirche werden am 29. Jan., dem Feste der Heiligen, die Lämmer geweiht, aus deren Wolle man die Pallien zur Investitur der neuen Bischöfe webt.

Agnes, Gräfin von Orlamünde, die Weiße Frau, soll in den Schlössern der Hohenzollern vor dem Eintritt verhängnißvoller Familienereignisse, namentlich von Todesfällen, als Gespenst erscheinen und dadurch das bevorstehende Ereigniß andeuten. Der Sage nach stammte A. aus dem herzogl. Geschlechte von Meran und war die Gemahlin des Grafen Otto von Orlamünde, mit dem sie in der Ehe zwei Kinder zeugte. Nach dem Tode des Gatten trat sie in ein Liebesverhältniß mit Albrecht dem Schönen (gest. 1361), Burggrafen von Nürnberg. Einst that dieser zu ihr die Aeußerung, daß er ein Ehebündniß mit ihr nicht eingehen könnte, solange diesem vier Augen entgegenständen. A. glaubte, daß sich die Aeußerung auf ihre beiden Kinder bezöge, und ermordete dieselben, während Albrecht die vier Augen seiner Aeltern gemeint hatte, die in die Ehe nicht willigen wollten. Nach der Frevelthat wandte sich Albrecht mit Abscheu von der Geliebten, und diese pilgerte nach Rom, übte harte Bußwerke und stiftete das Kloster zu Himmelskron unweit Berneck (in Oberfranken). Sie starb zu Hof in Gefangenschaft und wurde in der Klosterkirche zu Himmelskron nebst den von ihr gemordeten Kindern und Albrecht dem Schönen selbst begraben. Dieser Sage entsprechen jedoch keineswegs histor. Thatsachen. Die Gemahlin jenes Grafen Otto von Orlamünde gehörte zwar dem Geschlechte der Herzoge von Meran an, hieß aber Beatrix, und konnte schon darum nicht die Geliebte Albrecht's des Schönen sein, weil sie seine Großtante, nämlich die Schwester seiner Großmutter war. Eine andere Gräfin von Orlamünde und Zeitgenossin Albrecht's war Kunigunde, Landgräfin von Leuchtenberg, Gemahlin des Grafen Otto V. von Orlamünde. Diese machte zwar 1342 eine Stiftung im Kloster zu Himmelskron, aber das Kloster bestand damals schon länger als ein halbes Jahrhundert, und außerdem war diese Gräfin ohne Kinder. Eine dritte, mit Albrecht gleichzeitige Gräfin von Orlamünde war die Witwe des Grafen von Orlamünde zu Berneck. Deren Kinder lebten aber erwiesenermaßen noch, als sich Albrecht der Schöne 1342 mit der Gräfin Sophia von Henneberg vermählte. Auch die Untersuchung der von der Sage bezeichneten Gräber im Kloster zu Himmelskron hat ergeben, daß weder A. noch ihre Kinder daselbst ruhen können. Albrecht der Schöne aber liegt im Kloster Heilsbronn bei Ansbach begraben. Ueber ähnliche, zum Theil mit dieser verwandte Sagen s. Weiße Frau. Vgl. auch Minutoli, «Die Weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem J. 1486 bis auf die neueste Zeit» (Berl. 1850).

Agnes (von Oesterreich), die Tochter des deutschen Königs Albrecht I. und Gemahlin König Andreas' III. von Ungarn, geb. 18. Mai 1281, bekannt durch ihren wilden und grau-

samen Rachedurst. Die Hand des röm. Patriciers Federigo della Colonna verschmähend, vermählte sie sich mit dem Könige Andreas III. von Ungarn, mit welchem der arpadische Mannesstamm 1301 erlosch. Durch den Tod ihres Gemahls und die Ermordung ihres Vaters (1. Mai 1308) in Trauer versetzt und erbittert, sann sie fortan nur auf blutige Rachethaten. Die Mörder waren ihr entgangen, aber sämmtliche Angehörige, Freunde und Vasallen derselben wurden hingerichtet, ihre Schlösser zerstört und ihr Eigenthum confiscirt. Der Edle von Palm wurde nebst 63 andern Rittern und Waffenknechten, die vergebens ihre Unschuld betheuerten, unter ihren Augen enthauptet. «Ich bade mich im Maienthau», sagte sie, einen Rosenkranz in der Hand haltend. Rudolf von der Wart, nur ein Zeuge des Mordes, starb nach dreitägigen Martern, deren Zeuge seine Gattin sein mußte, unter dem Rade. Im ganzen wurden an 1000 unschuldige Menschen von A. und ihrer Mutter Elisabeth dem Tode übergeben. Aus den Gütern ihrer Opfer ließ A. an der Mordstätte des Vaters das Nonnenkloster Königsfelden erbauen, wo sie 13. Mai 1364 starb.

Agnes (von Poitou), Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich III., eine Tochter Wilhelm's V., Herzogs von Guienne, geb. um 1023, wurde 1043 mit Heinrich vermählt und mit diesem am Weihnachtstage 1046 vom Papst Clemens II. in Rom gekrönt. Aus ihrer Ehe entsprangen zwei Söhne und drei Töchter. Nach Heinrich's III. Tode (1056) wurde sie nach dessen Willen Vormünderin ihres Sohnes, des fünfjährigen Königs Heinrich IV. (s. d.), sowie auch Regentin des Reichs. Geleitet von dem Rathe des Papstes Victor II., verwaltete sie ihr schwieriges Amt mit Weisheit und Gerechtigkeit, obschon sie in den verwickelten kirchlichen Verhältnissen nicht immer die richtigen Mittel anwandte. Nach Victor's II. frühzeitigem Tode wählte A. den verständigen und thätigen Bischof Heinrich von Augsburg zu ihrem Rathgeber. Das Verhältniß desselben zur Kaiserin entging aber den Verdächtigungen und Verleumdungen der neidischen Großen nicht, die, selbst nach der Herrschaft strebend, ihr die Regentschaft zu entreißen suchten. Als A. im Frühjahr 1062 sich mit dem 12jährigen Könige Heinrich nach St.-Siegbert bei Neuß begeben hatte, wurde ihr derselbe durch den Erzbischof Hanno (s. d.) von Köln entführt. A. entsagte sofort allen öffentlichen Geschäften und zog sich, tief bekümmert, in die Einsamkeit zurück, ohne ferner noch Einfluß auf ihren Sohn ausüben zu können. Nachdem derselbe 1065 durch den Bischof Adalbert von Bremen zu Worms mündig gesprochen war, kehrte sie nach Frankreich zurück, durchwanderte die heiligen Stätten Italiens und nahm in Rom den Schleier, wo sie um 1077 starb.

Agnesen-Rollen ist eine von der Agnes in Molière's «L'école des femmes» abzuleitende Bezeichnung für die weiblichen naiven Rollen, das Rollenfach der weltunerfahrenen Landmädchen und der sogenannten weiblichen Dümmlinge. In Deutschland ist der Ausdruck seit Kotzebue's «Indianer in England» abgekommen und der Name Gurli-Rollen an seine Stelle getreten.

Agnesi (Maria Gaetana), eine wegen ihrer Gelehrsamkeit gefeierte Italienerin, geb. 16. Mai 1718 zu Mailand, die Tochter des Pietro di A., eines Lehnsmanns zu Monteveglia, sprach, kaum neun Jahre alt, schon fertig lateinisch und war in ihrem 13. Jahre bereits auch des Griechischen, Französischen und Deutschen mächtig. Von der Natur mit großem Scharfsinn begabt, zeichnete sie sich zugleich in der Beredsamkeit, in der Philosophie, namentlich aber in der Mathematik aus. In den gelehrten Gesellschaften, die ihr Vater in seinem Hause zu versammeln pflegte, glänzte die Tochter sowol durch ihre Schönheit wie durch ihre Unterhaltung, indem sie philos. Sätze aufstellte und vertheidigte. Einige dieser Dissertationen hat ihr Vater im Druck («Propositiones philosophicae», Mail. 1738) erscheinen lassen. Seit ihrem 20. Jahre widmete sie sich mit besonderer Vorliebe mathem. Studien, als deren Ergebniß sie das Werk «*Istituzioni analitiche*» (2 Bde., Mail. 1748; französisch von d'Antelmy, Par. 1775; englisch von Colson, Lond. 1801) veröffentlichte, das ihren Ruf in der Gelehrtenwelt über Italien hinaus verbreitete. 1748 erfolgte sogar, auf Papst Benedict's XIV. Veranlassung, ihre Erhebung auf den Lehrstuhl der Mathematik an der Universität zu Bologna. Nach dem Tode ihres Vaters (1752) wandte sie sich dem Studium der Kirchenväter, überhaupt der Theologie zu, infolge dessen sie 1771 zur Leiterin der Frauen des Ordens der Blauen Nonnen im Hospiz Trivulzio zu Mailand berufen wurde. Später zog sie selbst in das Hospiz und widmete sich der Armen- und Krankenpflege, bis sie 9. Jan. 1799 starb. Ihre Schwester Maria Teresa A., gest. um 1780, lebte der Musik, und componirte auch unter anderm die drei Opern: «Sofonisbe», «Ciro in Armenia» und «Nitocri».

Agnition, agnosciren (lat.), bezeichnet in der Rechtswissenschaft die außergerichtliche Anerkennung, das private Zugeständniß, daß ein Anspruch begründet sei. Der Berechtigte

kann dann, wenn er das Anerkenntniß ausdrücklich angenommen hat, nicht blos aus den ursprünglichen Entstehungsgründen einer Verbindlichkeit, z. B. aus dem Kauf, dem Darlehn, sondern auch aus der Thatsache des nachträglichen Zugeständnisses klagen. In gleicher Weise werden durch die Anerkennung des Ehemanns und Vaters die Zweifel an der Ehelichkeit eines kurz nach der Heirath geborenen Kindes beseitigt. Die gerichtliche Anerkennung der Echtheit eines Beweisstückes, wie einer Urkunde, oder der Identität einer Person, läßt sich zwar auch als A. auffassen, indessen ist dafür mehr der Ausdruck Recognition (s. d.) in Gebrauch. Im röm. Recht bedeutete A. noch das Gesuch um die Vergünstigungen, welche die Magistratur hinsichtlich des Erbrechts einräumte (bonorum possessio).

Agnus Dei (lat.) d. i. Lamm Gottes, ist eine Benennung Jesu, die sich auf einen Ausspruch Johannes des Täufers gründet (Joh. 1, 29), in welchem Christus als das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, bezeichnet wird. In der Liturgie der kath. Kirche führt den Namen A. ein Gebet, welches seit Ende des 6. Jahrh., auf Anordnung des Papstes Gregor d. Gr., vom Priester während der Messe kurz vor der Communion gesprochen wird und in dreimaliger Wiederholung der Worte besteht: «Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis» (O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!), jedoch so, daß bei der dritten Wiederholung die Schlußworte miserere nobis in «da nobis pacem» (schenke uns den Frieden) verwandelt werden. Nach der Bestimmung des Papstes Sergius I. (687—701) sollte dieses Gebet vom Priester gemeinschaftlich mit dem Volke während der Consecration der Hostie gesungen werden. Bei der musikalischen Messe oder dem Hochamte blieb jedoch der Vortrag des A. dem Sängerchor überlassen und bildet in derselben den letzten oder sechsten Satz, wie denn auch der Ausdruck A. selbst zur Bezeichnung dieses Theils der Messe als eines besondern Tonstücks gebraucht wird. — Ferner führen den Namen A. auch die Lammbilder, welche Christum symbolisch vorstellen sollen, insbesondere die länglichrunden, medaillonähnlichen Plättchen aus Wachs von geweihten Osterkerzen, aus Oblatenteig oder auch aus Silber und Gold, die auf der einen Seite das Lamm mit dem Kreuze oder dem heil. Johannes, auf der andern das Bild eines Heiligen zeigen. Seit dem 14. Jahrh. werden diese «Gotteslämmchen» vom Papste im ersten Jahre seiner Regierung und dann in jedem siebenten Jahre, in der Zeit vom Osterdienstage bis zum Freitage, unter besondern Ceremonien geweiht und am ersten Sonntage nach Ostern an vornehme Personen vertheilt. Andere Gotteslämmchen, aus Gold und Silber gefertigt, doch ohne die päpstl. Weihe, werden am Rosenkranze befestigt. In der alten christl. Kirche erhielten die, welche sich taufen ließen, ein kleines Bild aus Wachs, welches ein kreuztragendes Lamm vorstellte und als Amulet getragen wurde. Christus, der «gute Hirt», ein Lamm tragend, findet sich häufig in den Bildern der röm. Katakomben. Das Lamm allein mit einem Kreuz in den Vorderfüßen (das eigentliche Agnus Dei) erscheint seit dem 6. Jahrh. in Fresken, Kelchbildern u. s. w. — In der griech. Kirche nennt man A. oder Potiriokalymma (d. i. Kelchdecke) das Tuch, welches beim Abendmahl den Kelch deckt. Es trägt das Bild eines Lammes und gilt als Sinnbild des Schweißtuches Christi.

Agōn (griech.; Plur. Agōnes) hieß bei den Griechen im allgemeinen ein jeder Kampf oder Wettstreit; vorzugsweise aber verstand man unter Agōnes die Wettkämpfe und Kampfspiele, welche bei gewissen religiösen und polit. Feierlichkeiten stattfanden. Schon das heroische Zeitalter kennt diese Kampfspiele. Vor Troja ergötzen sich die Hellenen, im Gegensatze zu den Barbaren, an gymnischen Wettübungen und feiern die in der Schlacht Gefallenen durch Kampfspiele, wie z. B. den Patroklos. In der histor. Zeit beging fast jede bedeutendere griech. Stadt ihre regelmäßig wiederkehrenden Kampfspiele, deren Ursprung meist mit dem nationalen Mythus verknüpft war. Unter diesen Spielen waren wol die Panathenäen die bedeutendsten. Seit dem 8. Jahrh. v. Chr. bildeten sich in Griechenland vier solcher Kampfspiele zu wahren Nationalfesten aus, die Olympischen (seit 776), die Pythischen (seit 590), die Isthmischen (seit 582) und die Nemeischen (seit 568). Männer und Jünglinge aller Stände strömten, namentlich seit der Zeit der Perserkriege, nicht blos aus den Staaten und Städten des eigentlichen Griechenland, sondern auch aus Kleinasien und den Colonien zur Feier jener Kampfspiele herbei. Außer Uebung der körperlichen Kräfte und Stärkung des kriegerischen Muthes bezweckten dieselben vor allem die Pflege des Nationalgefühls und der Liebe zum Vaterlande. Die Sieger (Hieroniken) in den großen nationalen, sogenannten «heiligen A.» wurden hoch gefeiert und ihr Ruhm in Siegesgesängen (Epinikien) und Werken der plastischen Kunst verherrlicht. Die Olympien und Pythien wurden von vier zu vier Jahren, die Isthmischen und Nemeischen

Spiele alle zwei Jahre gefeiert. Der Hauptsache nach bestanden sie in gymnastischen und ritterlichen Wettkämpfen, wie Roß- und Wagenrennen, Wettlauf (Dromos), Faustkampf (Pygme), Ringen (Pale), Faustkampf und Ringen vereinigt (Pankration), Springen (Halma), Diskos- und Speerwerfen. Bei den Pythischen, Isthmischen und Nemeischen sowie vielen localen Festspielen kamen hierzu noch musische A., welche sich auf Wettstreite in Musik, Gesang und Tanzkunst erstreckten. Alle A. gingen nach einer vorgeschriebenen Kampfordnung vor sich, über deren Durchführung die Agonotheten oder Agonarchen zu wachen hatten. Diesen kam auch die Schlichtung vorfallender Zwistigkeiten, die Zuerkennung des Sieges und die Vertheilung der Preise (Athla) zu. Die Preise bestanden entweder in Kränzen aus Oliven-, Lorber- oder Eppichlaub und Eintragung der Namen in die öffentlichen Siegerverzeichnisse, oder in werthvollen Gegenständen und Geldsummen. Seit der Zeit Alexander's d. Gr. verloren die großen Festspiele der Hellenen immer mehr ihre nationale Bedeutung. Die hellenische Agonistik breitete sich zwar nach allen Ländern aus, wohin griech. Cultur vorgedrungen, wie nach Kleinasien, Syrien und Aegypten; aber sie nahm allmählich den Charakter einer gewerbmäßig betriebenen Kunst an, die zur Römerzeit von eigens für die Aufführung gymnischer wie musikalischer Wettkämpfe gebildeten Genossenschaften geübt wurde. Derartige Kampfspiele (vielfach Olympische Spiele genannt), wenn auch meist mit großem Glanz, besonders in Kleinasien, aufgeführt, hatten, ähnlich den röm. Gladiatorenkämpfen, keinen höhern Zweck mehr, sondern waren bloße Schaustellungen. Als solche erhielten sie sich die ganze röm. Kaiserzeit hindurch, bis sie als Reste des Heidenthums mit der Herrschaft des Christenthums aufhörten. Die großen Olympien wurden 394 unter Theodosius eingestellt. Vgl. Krause, «Gymnastik und Agonistik der Hellenen» (2 Bde., Lpz. 1841); Jäger, «Die Gymnastik der Hellenen» (Eßlingen 1850).

Agonie (griech.), d. i. Kampf, nennt der Arzt den Zustand eines Kranken, bei dem sich sichere Symptome des baldigen Todes, Todesvorboten, zeigen. Der Ausdruck A., wie auch das deutsche Wort Todeskampf, ist nicht für alle Fälle zutreffend, weil das Sterben bisweilen nur in einem sanften Erlöschen aller Functionen vor sich geht. Ueber die Symptome der A. s. Tod.

Agonistiker, d. h. Streiter (Christi), nannte sich im 4. Jahrh. im nördl. Afrika eine Schar schwärmerischer Asceten, die Feinde der Arbeit, der Ehe, aber auch des neugeordneten Mönchthums waren. Sie bestanden meist aus fanatischen Bauern, zeigten sich äußerst roh, und schweiften unter den Hütten der Landbevölkerung (deshalb Circumcelliones genannt) umher, wobei sie bettelten und oft mit den Märtyrertod suchender Rücksichtslosigkeit die heidnischen Götzenbilder zerstörten. Freiwilliger Tod durch Feuer, Wasser, Felssturz war sehr häufig unter ihnen. Ihr Fanatismus wurde dem Christenthume selbst im hohen Grade gefährlich, als sich in Afrika der donatistische Streit entspann. Begreiflich der strengern Partei der Donatisten (s. d.) zugehörig, und von deren Predigern, wie es scheint, aufgestachelt, überfielen die A. nachts, mit großen Stöcken, bald sogar mit andern Waffen ausgerüstet, die kath. Geistlichen, plünderten sie aus, mishandelten sie grausam, und zwangen die Gläubiger die Schuldner und die Herren ihre Knechte freizugeben. Gegen sie aufgebotene Militärmacht vermochte nicht, sie völlig zu unterdrücken. Sie suchten den Tod, der sich ihnen im Heiligenschein verklärte. Erst mit dem Hereinbruche der Vandalen verloren sich die A. völlig.

Aegopodium nannte Linné ein zu der Familie der Doldengewächse gehöriges, allenthalben an Zäunen, in Grasgärten, auf Schutt, Gartenbeeten u. s. w. vorkommendes Kraut, welches unter den Namen Geißfuß und Giersch bekannt ist, indem er erstern Volksnamen ins Griechische übersetzte. Die einzige Art, A. Podagraria, gehört zu den lästigsten Unkräutern, die man kennt, indem ihr aus dünnen Strängen bestehender Wurzelstock den Boden in allen Richtungen durchzieht und zahlreiche oberirdische Triebe entwickelt. Jedes im Boden zurückgebliebene Stückchen vermag, wie bei der Quecke, eine neue Pflanze zu bilden, weshalb es fast unmöglich ist, dieses Unkraut auszurotten. Am verderblichsten tritt dasselbe in schattigen Grasgärten auf, wo es oft den Graswuchs auf große Strecken gänzlich verdrängt, wenn man es überhandnehmen läßt. Die Blätter werden von den Ziegen gern gefressen und wurden ehedem beim Podagra zu Umschlägen verwendet. Die jungen Sprossen im Frühling können wie Kohl oder Spinat zubereitet und genossen werden. Der Giersch hat weiße Blüten, weder Haupt- noch Nebenhüllen an den Dolden und zwei- bis dreizählig zusammengesetzte Blätter mit länglicheiförmigen Blättchen. Die ganze Pflanze ist kahl, lebhaft grün.

Agordo, Marktflecken (Borgo) in der Provinz Belluno des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, liegt am Cordevole, einem Zuflusse des Piave, ist Sitz eines Districtcommissariats, einer Prätur und eines Bergweseninspectorats, und zählt 2773 E. In dem Thale des Corde-

vole, der Valle imperina, finden sich reichhaltige Lager von Kupfererzen, welche schon seit dem 15. Jahrh. von einigen bellunesischen und venet. Familien ausgebeutet wurden, 1654 jedoch großentheils an den venet. und 1815 an den österr. Fiscus kamen. Das k. k. Aerarialbergwerk von A. ist das bedeutendste im Venetianischen. Es beschäftigt etwa 500 Arbeiter und liefert jährlich gegen 3500 Ctr. Kupfer, ungerechnet den Nebengewinn an Schwefel, Eisen und Blei. Einen Bericht über dasselbe hat das österr. Finanzministerium (Wien 1860) veröffentlicht.

Aegos-Potămos, d. h. Ziegenfluß, hieß im Alterthum ein Flüßchen, welches bei einem gleichnamigen Orte an der Ostküste des thrazischen Chersones in den Hellespont mündet. Auf der Rhede dieses Orts wurde 405 v. Chr. die berühmte Seeschlacht geliefert, in welcher der spartanische Feldherr Lysander mit 150 Schiffen die 180 Fahrzeuge starke Flotte der Athener, die unter den Befehlen mehrerer Strategen stand, vernichtete und dadurch der athenischen Hegemonie in Griechenland ein Ende machte. Vor der Schlacht bot der an der thrazischen Küste weilende Alcibiades den Athenern seine Hülfe an, ward aber aus Mistrauen und Eifersucht ebenso schnöde zurückgewiesen, wie Lysander im Uebermuth herausgefordert wurde.

Agosta (Augusta), feste Stadt auf der Ostküste von Sicilien zwischen Catania und Siragosa gelegen und zur ital. Provinz Noto gehörig, auf einer durch Brücken mit der Halbinsel des Cap Sta.-Croce verbundenen Felseninsel malerisch erbaut, ist Hauptort eines Bezirks (Mandamento) und hat einen sichern und bequemen Hafen, dessen Eingang durch ein Castell geschützt wird. Die Stadt besitzt mehrere schöne Gebäude und große Magazine, und zählt 9800 E., welche Seesalz für die Ausfuhr bereiten und Handel mit Wein, Baumöl, Flachs und Sardellen treiben. Im Alterthum lag in der Nachbarschaft die griech. Stadt Megara, welche den Beinamen Hybla führte und durch ihren Honig berühmt war. 1676 wurde bei A. die unter dem Fürsten von Montesarchio und dem Admiral Ruyter vereinigte span.-holländ. Flotte von dem franz. Admiral Duquesne geschlagen, wobei Ruyter die Wunde erhielt, an welcher er in Siragosa starb. 1693 ward A. durch ein Erdbeben zerstört.

Agoult (Marie Catherine Sophie de Flavigny, Gräfin d'), franz. Schriftstellerin, bekannt unter dem angenommenen Namen Daniel Stern, ist 1805 in Frankfurt a. M. geboren, wo ihr Vater, der Vicomte de Flavigny, Hofpage der Marie Antoinette und Offizier in der Armee der franz. Prinzen, während der Emigration Marie Bethmann, aus dem bekannten Bankierhause, geheirathet hatte. Zu Paris im Kloster des Heiligen Herzens erzogen, wurde Mademoiselle de Flavigny 1827 die Gattin des Grafen von A. und lebte sodann lange auf Reisen in der Schweiz, in Italien und Deutschland. Ihre ersten literarischen Arbeiten, mehrere hübsche Novellen: «Hervé», «Julien», «Valentia», «Nélida», erschienen 1841—45 im Feuilleton des Journals «La Presse» und erregten einiges Aufsehen, obgleich man sie zu voreilig den Romanen von George Sand gleichstellte. Die «Revue des deux mondes» brachte sodann von ihr verschiedene Aufsätze über deutsche Zustände, und Nachträge dazu lieferte die «Revue indépendante» (1847). Nach der Februarrevolution von 1848 machte die Gräfin d'A. auch einen Streifzug in das Gebiet der Politik. Sie schrieb damals die «Lettres républicaines», worin die Sitten und Menschen der Regierung Ludwig Philipp's sehr streng beurtheilt wurden, und eine «Histoire de la Révolution de 1848» (2 Bde., Par. 1851), die ins entgegengesetzte Extrem fällt und alle Begebenheiten und Personen jener stürmischen Zeit zu sehr ins Schöne malt. Am glücklichsten hat sich die Gräfin d'A. die Form der Maximen und Aphorismen angeeignet, wie ihre «Esquisses morales» (Par. 1849) beweisen, ihr bestes Werk, das auch den meisten Anklang gefunden hat. Es kommt dieses Werk zwar nicht den berühmten «Maximes» von Larochefoucauld gleich, wie enthusiastische Freunde der Verfasserin behaupteten; aber es ist gewissermaßen doch ein ethisches Hülfs- und Handbuch, das über die Tendenzen und Bedrängnisse unserer Zeit, die Conflicte der Moral mit den Leidenschaften, die verschiedenen Lagen des Menschenlebens sich in bündiger, anziehender und besonnener Weise ausspricht.

Agow oder Agáu, eine Völkerschaft in Hochabyssinien, welche wahrscheinlich die Urbevölkerung des Landes bildete, gegenwärtig aber sehr zurückgedrängt ist. Von dem herrschenden Volke der Amharas unterscheiden sich die A. einestheils durch ihre ganz eigenthümliche, harte und mit Gutturalen erfüllte Sprache, anderntheils durch clanähnliche, von der der übrigen Hochabyssinier ganz abweichende und nur bei den Galla noch vorkommende Verfassung. In ihrem äußern Ansehen jedoch, der Kleidung, der Religion und in den Sitten gleichen sie den übrigen Bewohnern des Landes. Wie die Amharas so sind auch die A. sehr fanatische Bekenner der äthiop. Kirche. Die Eingänge zu ihren Häusern erinnern in Form und Anlage an die der altägypt. Tempel. Neuere Forscher haben daher die Vermuthung ausgesprochen, daß die

A. die Nachkommen der vor Psammetich nach den obern Nilländern geflohenen Sembriten oder Automolen seien. Gegenwärtig zerfällt die Völkerschaft in zwei Abtheilungen, von denen die eine in Lasta, die andere in Agaomeder wohnt.

Agra, die feste Hauptstadt des brit. Gouvernements der Nordwestprovinzen in Hindostan und Sitz des Lieutenant-Governor, liegt am rechten Ufer des Dschamna, 26 M. unterhalb Delhi, und zählt mit den Vorstädten und der Besatzung über 125000 E. Neben ihrer militärischen Wichtigkeit hat die Stadt auch als Markt für Baumwolle und Salz Bedeutung. Als 1504 Sikander Lodi seinen Sitz von Delhi hierher verlegte, war der Ort noch ein Dorf. Als Residenz und prächtige Hauptstadt wurde sie von Kaiser Akbar seit 1564 erbaut und befestigt. Im 16. Jahrh. hatte die Stadt mehr als 1/2 Mill. E. und war der Mittelpunkt eines unermeßlichen Reichthums und Luxus. Ihr Glanz erlosch, als der Tyrann Aureng-Zeb seine Residenz nach Aurengabad verlegte und die meisten Großen ihm dahin folgen mußten. Während der nach Aureng-Zeb's Tode (1707) eintretenden Anarchie wechselte A. mehrmals seine Beherrscher. Die wilden Dschâts, der Perser Nadir-Schah, die Afghanen plünderten und verheerten die Stadt, und die Maharatten vollendeten 1784 das Werk der Zerstörung. Am 25. Sept. 1803 fiel die Stadt, am 13. Oct. die Festung in die Hände der Briten, unter denen sie sich nach und nach wieder erholt hat. Die alten Ringmauern umschließen einen ungeheuern Raum, von dem die heutige Stadt nicht die Hälfte bedeckt. A. gilt als die reinlichste Stadt Indiens. Die Straßen sind jedoch eng, die Häuser drei und vier Stock hoch, größtentheils aus rothem Sandstein erbaut. Nur Eine schöne, breite Straße, mit Steinplatten gepflastert, führt von der Festung mitten durch die Stadt. Während der Hungersnoth von 1838 hat man längs des Stromufers durch die Trümmermassen mit Mühe eine Kunststraße gebrochen, von welcher breite Treppenfluchten zum Dschamna hinabführen. Im Süden stehen die Kasernen für die Besatzung von etwa 10000 Mann, mit den Bangalows der Offiziere, im Norden die Wohnungen der Regierungsbeamten. Die beiden Vorstädte enthalten viele Gärten und Baumgänge, und das Ganze ist von kleinen felsigen Anhöhen aus Kalkstein im Halbkreise eingerahmt. Weiter südlich ziehen sich längs des Flusses große Trümmergefilde mit den Ueberresten alter Prachtbauten aus der Zeit der Timuriden. Im Nordwesten steht nahe am Ufer die Festung Akbarabad oder Fort Akbar, ein ungleichseitiges Dreieck aus rothem Sandstein, von 1/4 M. Umfang, mit Außenwällen von 80 F. Höhe. Der nördl. prachtvolle Eingang bildet eine ungeheuere Masse mit Nischen, Mosaik- und Steinarbeit. Innerhalb des Forts steht der großartige Palast von Schah-Dschihân, dem Vater Aureng-Zeb's, aus weißem Marmor, dabei die überaus schöne Moti-Masdschid (Perlen-Moschee). Vor dem Fort liegt die Dschamma-Moschee. In geringer Entfernung von der Stadt streckt sich der Ram-Bagh, ein großer Garten, durch Blumenreichthum, Orangen, Tamarinden und das achteckige Grabgebäude Ettimad-Daulat's ausgezeichnet. Das schönste Bauwerk in A. und in ganz Indien ist aber das 1/4 M. südlich, dicht am Flusse, gelegene Grabgebäude Taschmala oder Tadsch-Mala, das von Schah-Dschihân zunächst für die Leiche seiner Gemahlin Arschimand-Banu, genannt Nur-Dschihân (Licht der Welt), erbaut wurde, in dem er aber auch selbst beigesetzt ist. Eine hohe Mauer aus rothem Sandstein, mit vier metallenen Thoren, umschließt den äußern Hofraum. An der Südseite führt ein noch großartigeres Pfortengewölbe in einen Garten voll hoher Cypressen, Marmorbecken, Springbrunnen, Blumenbeete und Fruchtbäume. Hier erhebt sich auf einer Terrasse das aus weißem Marmor errichtete und mit Mosaik verzierte Prachtgebäude des Mausoleums mit einer 188 F. hohen Hauptkuppel von 66 F. Durchmesser, umgeben von mehrern kleinen Kuppeln und Minarets. Das Innere ist ein Achteck, von unten bis in die Kuppel hinauf mit Mosaikarbeiten, aus kostbaren Edelsteinen zusammengefügten Blumengewinden, Fruchtstücken und Inschriften bedeckt, an der Decke mit gitterartigen Marmorfenstern durchbrochen. Die Mosaiken sind von den berühmtesten Arbeitern Roms gefertigt. Die Zeichnung zu dem Gebäude wird dem Schah-Dschihân selbst zugeschrieben; ein Italiener scheint den Bau geleitet zu haben. Die brit. Regierung hat mit bedeutenden Kosten für die Wiederherstellung und Erhaltung des Baues gesorgt. Nur 1 1/2 M. nordwestlich von A. liegt das Dorf Secundra oder Sikandra, mit dem Grabgebäude Akbar's d. Gr. — Die Provinz A. umfaßt 439 Q.-M. mit 4,373156 E., wovon 10/11 Hindu, 1/11 Mohammedaner. Sie zerfällt in die fünf Districte Agra, Mathura, Farakhabad, Mainpur und Atawa oder Itawa, von denen der erstgenannte 88 Q.-M. groß ist und 1,002000 E. (darunter 106000 Mohammedaner) zählt.

Agraffe (franz., wie das ital. graffio entstanden aus dem althochdeutschen krapfo, krafo, d. i. Haken) nennt man im allgemeinen eine Vorrichtung, welche zum Festhalten oder Verbinden zweier Gegenstände oder zweier Theile einer Sache dient. Im besondern jedoch versteht man gegenwärtig unter A. sowol in Frankreich wie seit etwa dem 16. Jahrh. auch in Deutschland einen nadel- oder heftelartigen Schmuckgegenstand, durch welchen ein Gewand, eine Gardine oder überhaupt eine gefaltete, fließende Decoration zusammengenommen, aufgefaßt oder verknüpft zu werden pflegt. Je nachdem man sich der A. aus wirklichem Bedürfniß oder mehr zum bloßen Schmuck bedient, verfertigt man sie aus mehr oder minder kostbaren Stoffen, meist jedoch aus edeln Metallen. Die eigentliche Nadel tritt in den Hintergrund, während der Knopf oder das Deckblatt als sichtbarer Theil mehr oder minder reiche und kostbare Verzierungen erhält. Schon die alten Griechen besaßen in der Perone einen ähnlichen Schmuckgegenstand, mit dem, wie noch vielfältig die Bildwerke bekunden, der ärmellose Chiton, namentlich bei Frauen, auf den Schultern leicht zusammengeheftet wurde. Aehnliche Verwendung fand die Fibula bei den Römerinnen. Die alten Deutschen bedienten sich ihrer Spange insbesondere zum Heften des Mantels auf Schulter oder Brust. Wie Gräberfunde zeigen, bildete das Motiv der Verzierungen des Knopfes gewöhnlich die Spirale. Durch das ganze Mittelalter hindurch erscheint die Mantelspange bei Männern wie bei Frauen. Außerdem gestaltete sich die Spange zu einem Gegenstande des weiblichen Schmucks, namentlich insofern sie als «Fürspann» auf der Brust oder unter dem Halse (etwa wie die heutige Broche) angebracht wurde. In neuerer Zeit findet die A. wiederum bei Luxusanzügen, Ballkleidern, Kopfputzen u. dgl. als wirksames decoratives Element vielfach Anwendung. Aehnlich wie bei dem Costüm wird die A. auch als ein Ornament in der Architektur benutzt, welches mehrere architektonische Glieder zusammenzufassen oder zu vereinigen scheint, wie z. B. am Schlusse eines Bogens oder Gewölbes, einer Thüre.

Agram, kroat. Zagreb, das südwestl. und größte der vier Comitate Kroatiens, wird von den Gespanschaften Warasdin und Kreutz, Fiume, dem kroat. Litorale und der Militärgrenze umschlossen und umfaßt ein Areal von 107,54 Q.-M. mit 245937 E., die in 2 Städten, 1 Marktflecken und 279 Dörfern wohnen. Im Norden von Verzweigungen der östl. Alpen (Warasdiner Kette) durchzogen, ist der größte Theil des Landes hügelig, während sich in der Mitte das Thal der Save zu einer ausgedehnten Ebene erweitert, welche zum Theil sehr fruchtbar, theilweise aber auch sehr morastig ist. Die Save und die ebenfalls schiffbare Kulpa, welche die Grenze gegen das kroat. Litorale bildet, sind die Hauptflüsse des Landes und nehmen die übrigen Gewässer auf, unter denen die fischreiche Krapina und die Lonya Erwähnung verdienen. Der Boden ist in den Thälern ergiebig, sonst jedoch nur von mittlerer Güte. Getreide, Holz und Wein sind die Hauptproducte und zugleich die Hauptgegenstände des Activhandels, der durch die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erbaute Luisen-Karolinenstraße über Karlstadt und durch die im Oct 1862 dem öffentlichen Verkehr übergebene Eisenbahnstrecke Steinbrück-Sissek einen Weg nach dem Meere gefunden und sich dadurch bedeutend gehoben hat. Der Gewerbfleiß steht in dem Comitat, wie überhaupt in ganz Kroatien außerhalb der Hauptstadt, noch auf niedriger Stufe. Die königl. Freistadt A., Hauptstadt des Comitats und zugleich des Königreichs Kroatien, ist Sitz der Banattafel oder des Oberlandesgerichts für Kroatien und Slawonien, und eines kath. Erzbischofs, seit 1786 auch des Generalcommandos für das kroat. Generalat. Die Stadt liegt am Fuße des starkbewaldeten Szelmegebirgs unweit der Save, in einer üppigen, malerischen Landschaft, zählt 16657 E. und zerfällt in drei Theile: die Freistadt oder obere Stadt, die Kapitelstadt und die untere Stadt. Die erstere erhebt sich amphitheatralisch und umschließt die Residenz des Banus von Kroatien, das Gebäude für das kroat. Generalcommando und für das slawon.-kroat. Appellatorium, ferner die königl. Akademie mit Bibliothek und ein kroat. Theater. Der Theil, welcher die Kapitelstadt und die untere Stadt umfaßt, liegt in der Ebene, hat mehrere schöne Straßen und enthält den Palast des Erzbischofs sammt der prachtvollen, im 15. Jahrh. erbauten Kathedrale. Von höhern Unterrichtsanstalten finden sich in A., außer einem geistlichen Seminar, ein Obergymnasium und eine Oberrealschule. Die Förderung der kroat. Literatur bezwecken die «Matica Ilirska», der histor. Verein und das Nationalmuseum. Die Stadt treibt bedeutenden Handel mit Getreide und Wein; besonders lebhaft ist das Speditionsgeschäft. Etwa $^1/_2$ St. von A. breitet sich der Park Maximir (jetzt Jurgavès genannt) aus, der zu den großartigsten und prachtvollsten Anlagen dieser Art gehört. Derselbe ward vom Bischof Maximilian Verhovacz gegründet und durch den Cardinal Georg Haulik von Várallya verschönert.

Agrarische Gesetze. Der Ackerbau ist die wichtigste Grundlage der Staaten; in ihm beruht der Kern der gesammten wirthschaftlichen Thätigkeit. Es steht deshalb auch der Gesetzgebung, welche die rechtlichen Verhältnisse des Grund und Bodens regelt, eine hervorragende Bedeutung zu. Ohne Zweifel wurde in der ältesten Zeit das Besitzrecht am Grund und Boden durch Occupation erworben, weniger aber, wie es scheint, durch unmittelbare Aneignung von einzelnen als vielmehr durch Occupation von seiten der Stämme als gemeinsames Eigenthum. Auch erobernde Stämme, welche fremdes Grundeigenthum an sich rissen, pflegten es zunächst als gemeinsames zu behandeln und erst später zu theilen, was zur Folge hatte, daß das Grundeigenthum den Charakter des Stammeigenthums nicht ganz verlor, und daß das öffentliche Wesen oder der Staat sich auf seine rechtlichen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß vorbehielt. Bestätigung findet dies in der agrarischen Gesetzgebung der meisten alten Völker, z. B. bei den Israeliten, deren Gesetze sogar die regelmäßig wiederkehrende Theilung des Grundbesitzes anordneten. Wo aber auch der Privatbesitz bestand, waren doch fast immer noch ausgedehnte Staatsländereien vorhanden. Es ist hinreichend bekannt, welche langwierige Streitigkeiten bei den Römern die jungen Ackergesetze (Leges agrariae) und Gesetzvorschläge hervorriefen, deren Zweck die gleichmäßigere Vertheilung der zum Uebergange in den Privatbesitz bestimmten Staatsländereien unter alle Bürger, Plebejer wie Patrizier, war. Die Angelegenheit erschütterte den Staat, weil aus jenen neuen Gesetzen eine ganz neue Ordnung der Dinge hervorgehen mußte. Während aber damals die Agrargesetzgebung wesentlich nur Bezug hatte auf das Verhältniß der Vertheilung des Grund und Bodens unter die Staatsgenossen, gibt ihr die neuere Zeit überall ein weiteres Feld, indem sie jene Gesetzgebung zugleich auf alle diejenigen rechtlichen Verhältnisse und Einrichtungen ausdehnt, welche den Besitz und die Benutzung des Grund und Bodens und die Rechtszustände und Abhängigkeitsverhältnisse der Eigenthümer, Benutzer und Bebauer der Grundstücke berühren. Die moderne Agrargesetzgebung nimmt damit nicht nur noch mehr einen polit. Charakter an, sondern ist auch zugleich als Landesculturgesetzgebung zu betrachten. Die Institutionen, welche sie schafft, bilden die A g r a r v e r f a s s u n g der Staaten und Länder. Wie die der meisten europ. Länder, so sind auch die heutigen deutschen Agrarverfassungen aus der socialen und polit. Verfassung des Mittelalters, aus dem Feudalwesen, hervorgegangen, aber gegenwärtig in einer vollständigen Umbildung begriffen. Der gesammte Grundbesitz befand sich im Mittelalter in den Händen der freien Leute, welche, wenn ihr Grundbesitz von geringem Umfange, diesen selbst bebauten, in der Regel aber ihn zu Lehn gaben, wobei wiederum Afterlehen zulässig waren. Auf den Gütern saßen Leibeigene, in welche sich auch nach und nach die in verhältnißmäßig nur geringer Zahl vorhandenen freien Bauern verwandelten. Dabei unterlagen die einzelnen Besitzungen sehr verschiedenen Festsetzungen, die sich auf Intestaterbfolge und mehr oder weniger beschränkte Verfügung des Eigenthümers von Lebens und Todes wegen, auf Geschlossenheit, Verkauf, Verpfändung und Theilbarkeit bezogen. Wer von dem Eigenthümer ein Gut zu Lehn nahm, übernahm damit nicht nur gewisse aus der Benutzung folgende Lasten, sondern bestimmte zugleich über seine polit. und sociale Stellung. Der Belehnte ward dem Herrn zum dauernden Dienste verpflichtet, brachte sich und seine Familie in ein mehr oder weniger hervortretendes Abhängigkeitsverhältniß und mußte sogar, wenn er als Freier ein Leibeigenthumsgut übernahm, in der Regel in den Stand des Leibeigenen hinabsteigen. Im allgemeinen entschieden über die Rechte und Pflichten sowie über die Stellung des Besitzers und Bebauers der Grundstücke die rechtlichen Verhältnisse, in denen diese Grundstücke selbst standen.

Mit dem allmählichen Verfall des Feudalwesens trat auch in Bezug auf den Grundbesitz eine wesentliche Aenderung ein. Der Staat nahm sich unter den veränderten Verhältnissen seiner Glieder an, und stellte deren polit. und bürgerliche Gleichstellung und ihre Befreiung aus den Abhängigkeitsverhältnissen als seine Aufgabe und die seiner agrarischen Gesetzgebung auf. Der Staat erklärte allmählich die Besitzer und Bebauer der Grundstücke (Lehnsleute, Leibeigene, Bauern, Gutsunterthanen, Hintersassen) als freie Eigenthümer und schaffte diejenigen Lasten mit oder ohne Entschädigung ab, welche aus den Abhängigkeitsverhältnissen entsprossen waren, oder auf ihnen beruhten, indem er zugleich die frühern Vorrechte und Beschränkungen der Stände, soweit sie sich auf Erwerbung von Grundstücken und Verfügung über dieselben bezogen, oder mit deren Besitz und Eigenthum verbunden waren, beseitigte. In neuester Zeit ist der Staat in vielen Ländern dabei nicht stehen geblieben, sondern hat den Zweck seiner Agrargesetzgebung und damit den Umfang und die Bedeutung seiner Agrarverfassung noch erweitert.

Der Staat that dies, indem er in den Bereich der Agrargesetzgebung die Ablösung vertragsmäßiger, aber schädlicher Lasten, die Aufhebung oder Ablösung culturschädlicher Grundgerechtigkeiten, die Beseitigung oder Theilung der auf Privatrechtsverhältnisse sich stützenden Gemeinheiten und gemeinschaftlichen Benutzungsrechte, die Benutzung und Theilung des Gemeindelandes, die aus wirthschaftlichen Interessen heraus motivirte Zusammenlegung zerstreuter Parcellen, die gesetzliche Regelung der Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen und viele andere Einrichtungen, welche die freiere und bessere Benutzung der Grundstücke in wirthschaftlicher Beziehung ermöglichen, hineinzog. Das Bestreben des Staats ging und geht dahin, an die Stelle der frühern unfreien und gebundenen Agrarverfassung im Interesse der einzelnen sowol als der Gesammtheit eine freie zu setzen. Faßt man die einzelnen europ. Staaten ins Auge, so findet sich, daß Frankreich in den Agrarverhältnissen seit der Revolution bedeutende Schritte vorwärts gethan, aber infolge wiederholter Misgriffe und des Fortbestehens mangelhafter Einrichtungen dem Ziele noch immer fern steht. Günstiger zeigt sich die Lage Englands, dessen Agrarverfassung seit alter Zeit eine freiere war als die aller andern Länder, und das diesem Umstande seine außerordentlich entwickelte Landwirthschaft zu verdanken hat. Rußland hat erst in neuester Zeit angefangen, aus seinen Leibeigenen freie Eigenthümer zu machen. In Deutschland geschahen die ersten und größten Schritte zur freien Agrarverfassung hin im Anfange dieses Jahrhunderts, in Preußen durch die Gesetzgebung Stein's, und ebenso in den damals franz. und westfäl. Besitzungen durch die fremdherrliche Agrargesetzgebung. Dieser schlossen sich Hessen-Darmstadt und Nassau an. In andern Ländern fand die freiere Richtung erst mit der Einführung der polit. Verfassungen Boden; wieder in andern, z. B. auch in Oesterreich, gab erst das Jahr 1848 einen lebhaften Anstoß, der desto schnellere Fortschritte zur Folge hatte, je länger mit den ersten Einleitungen gezögert worden war. Am wenigsten geschah in Mecklenburg, das sich eifrigst an die Reste des bereits erstorbenen Feudalwesens anklammerte. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß die freie Agrarverfassung in Deutschland die ersten Stadien der Entwickelung zurückgelegt hat. Diese Entwickelung wird noch rascher vorwärts schreiten, sobald die Reste feudal-ständischer Institutionen, welche noch immer vorhanden, beseitigt sind, und auch auf andern Gebieten, wie z. B. des Handels und der Gewerbe, die freiere Richtung vollkommen durchgedrungen ist.

Agraviados, d. i. politisch Misvergnügte, nannte man im 18. Jahrh. in Spanien die Edelleute, welchen die auf den Thron gelangten Bourbonen die Anerkennung und Verleihung von Titeln und Würden versagten, weil sie das Interesse der Habsburger begünstigt hatten oder heimlich noch begünstigten. Denselben Namen legte man sodann zur Zeit Ferdinand's VII., in den J. 1826—28, den Theilnehmern an einem Aufstande bei, welcher in Spanien die Herstellung des äußersten Absolutismus in Kirche und Staat bezweckte. Der fanatischen Priester- und Absolutistenpartei, den sogenannten Apostolischen, war Ferdinand VII. in Verfolgung des Liberalismus nicht energisch genug, und es bildeten sich deshalb in den Kreisen dieser Partei Verschwörungen, welche auf die Absetzung Ferdinand's und die Thronerhebung Don Carlos', des blinden Werkzeugs der Apostolischen, hinarbeiteten. Die unwissenden, in Elend versunkenen und bearbeiteten Volksmassen standen dieser Partei zu Gebote. Im Nov. 1826, zunächst auf Anlaß der portug. Wirren, aber in Wahrheit aufgereizt durch die Apostolischen, traten fanatische Banden im Lande auf, welche die Wiederherstellung der Inquisition, die Ausrottung der Liberalen und Freimaurer u. s. w. forderten. Namentlich war Catalonien, wo der Generalcapitän Graf d'Espagna heimlich die Erhebung unterstützte, der Schauplatz dieser Bewegung, die endlich im Aug. 1827 in offenen Aufstand ausbrach. Ferdinand VII., der sich persönlich gefährdet sah, ergriff sehr energische Gegenmaßregeln, und die geheimen Anstifter der Rebellion fanden es darum für angemessen, sich zurückzuziehen und die Aufständischen ihrem Schicksal zu überlassen. Die Banden wurden durch die königl. Truppen in mehrern Gefechten zersprengt, die Gefangenen theils hingerichtet, theils deportirt. Viele flüchteten in die Pyrenäen oder nach Frankreich. Die Gewalthaber benutzten den blutigen Wirrwar, um zugleich auch die des Liberalismus Verdächtigen zu treffen.

Agricŏla (Cnejus Julius), ausgezeichneter röm. Staatsmann und Feldherr, geb. 40 n. Chr. zu Forum Julium (Fréjus) als Sohn des unter Caligula hingerichteten Senators Julius Graecinus, wuchs unter den Augen seiner Mutter, der Julia Procilla, zu Massilia auf, machte 59 in Britannien seinen ersten Feldzug mit und erhielt 65 eine Quästur, die ihn nach Kleinasien führte. Nachdem er 68 die Prätur erlangt, schloß er sich im folgenden Jahre Vespasian an, der ihm erst den Befehl über eine Legion in Britannien, dann 73 die Provinz Aquitanien

übertrug, die er drei Jahre hindurch verwaltete. 77 zum Consul erhoben, ging er das Jahr darauf als Consularlegat nach Britannien, wo er eine ungemeine Thätigkeit als Feldherr wie als Administrator entwickelte. Er befestigte nicht nur die wankende Herrschaft der Römer in dieser fernen Provinz, sondern erweiterte sie auch bis an das caledonische Hochland, das er eben unterwerfen wollte, als er 84 von dem argwöhnischen Kaiser Domitian abberufen ward. Um den Besitz seiner Eroberungen in Britannien zu sichern, hatte er zwischen Clota und Bodotria (Clyde und Firth of Forth) eine Reihe von Befestigungswerken anlegen lassen. Den Rest seines Lebens brachte A. in Zurückgezogenheit zu, bis er 93 n. Chr. starb. Sein Schwiegersohn war der berühmte Geschichtschreiber Tacitus, der auch seine Lebensgeschichte geschildert. Vgl. Bruce, «The Roman wall» (Lond. 1850).

Agricŏla (Georg), eigentlich Bauer, ein um die Mineralogie und Bergbaukunde hochverdienter Deutscher, geb. 24. März 1490 zu Glauchau, war bereits 1518—22 Rector der Schule zu Zwickau, studirte aber sodann in Leipzig und in Italien Medicin und ließ sich nach seiner Rückkehr 1527 als praktischer Arzt zu Joachimsthal in Böhmen nieder. Nachdem er 1531 nach Chemnitz übergesiedelt, widmete er sich ganz der Bergbaukunde und suchte insbesondere die sächs. Fürsten von dem Vorhandensein der großen Mineralschätze des Landes zu überzeugen. Kurfürst Moritz gewährte ihm ein Jahrgeld und freie Wohnung in Chemnitz, wo er später auch Stadtphysikus und Bürgermeister ward und 21. Nov. 1555 starb. Durch seinen Uebertritt zur kath. Kirche hatte er sich beim Volke so verhaßt gemacht, daß man dem Todten das Begräbniß in Chemnitz verweigerte und sein Leichnam nach Zeitz gebracht werden mußte. A. war der erste systematische Mineralog unter den Deutschen. Die morphologischen Kennzeichen der Mineralien berücksichtigend, unterschied er einfache und zusammengesetzte Mineralien, und theilte die erstern in Erden, Concretionen, Steine und Metalle. Dieses von ihm aufgestellte System blieb die Grundlage aller mineralog. Arbeiten bis in das 18. Jahrh. hinein. Unter den Schriften A.'s sind die wichtigsten: «De ortu et causis subterraneorum» (Baf. 1546 und 1558); «De re metallica» (Baf. 1530; Lpz. 1546; deutsch als «Bergwerksbuch», Baf. 1621) und «De mensuris et ponderibus Romanorum et Graecorum» (Baf. 1533 und 1550). Seine «Mineralogischen Schriften» wurden von Lehmann (4 Bde., Freiberg 1806—13), sein «Bergmannus oder Gespräche über den Bergbau» ward von Schmidt (Freiberg 1806) übersetzt. Vgl. Becher, «Die Mineralogen G. Agricola und A. G. Werner» (Freiberg 1820).

Agricŏla (Joh.), eigentlich Schnitter oder Schneider, nach seiner Vaterstadt auch der Magister von Eisleben (Magister Islebius) und Joh. Eisleben genannt, einer der thätigsten und um die Einführung der prot. Lehre und Kirche verdientesten Theologen, geb. 10. April 1492, studirte zu Wittenberg und Leipzig, und wurde 1525 von Luther, der ihn wegen seiner Kenntnisse und Talente schätzte, nach Frankfurt a. M. gesandt, um auf Wunsch des dortigen Magistrats den prot. Gottesdienst daselbst einzurichten. Nach seiner Rückkehr lebte er als Lehrer und Pfarrer zu Eisleben, bis er 1536 akademischer Lehrer zu Wittenberg wurde, wo nun der schon früher auf seine Veranlassung begonnene antinomistische Streit mit Luther und Melanchthon zum offenen Ausbruche kam. (S. Antinomismus.) Diese Händel trieben ihn 1538 nach Berlin, und hier schrieb er, dem stürmisch angreifenden Luther gegenüber haltungslos und von äußerer Noth gebeugt, einen nicht ernstgemeinten Widerruf. Inzwischen fand er aber an dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg einen Beschützer, der ihn zum Hofprediger und Generalsuperintendenten ernannte. A. starb 22. Sept. 1566 zu Berlin, nachdem er für die Verbreitung der prot. Lehre in den brandenb. Landen vielfach thätig gewesen, aber durch seine Antheilnahme an der Abfassung des Augsburger Interim (s. d.) sich noch verhaßter gemacht hatte als vorher durch seine antinomistischen Lehren. Außer vielen theol. Schriften hinterließ er ein echtes Nationalwerk: «Die gemeinen deutschen Sprichwörter mit ihrer Auslegung», welches zuerst niederdeutsch (Magdeb. 1528), kurz darauf hochdeutsch («Drehhundert Gemeyner Sprichwörter», Nürnb. 1529 u. öfter; später als «Siebenhundert und Fünfftzig Deutscher Sprichwörter», Hagenau 1534; Wittenb. 1582 u. öfter) erschien. Später gab A. noch eine zweite Sammlung: «Fünfhundert Gemainer Newer Teütscher Sprüchwörter» (o. O. 1548), heraus, die jedoch großentheils aus dem «Renner» entnommen sind. Patriotischer Sinn, kräftige Moral und kernhafte Sprache weisen diesen Sammlungen eine der ersten Stellen unter den deutschen Werken jener Zeit an. Vgl. Latendorf, «A.'s Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederl. Sammler» (Schwerin 1862). Außerdem verfaßte A. einige Kirchenlieder und eine «Tragedia Johannes Huß» (Wittenb.

1538), übersetzte auch die «Andria» des Terenz (Berl. 1543 u. öfter) in Prosa, zum Schulgebrauch. Ein vollständiges Verzeichniß von «A.'s Schriften» gibt Kordes (Altona 1817).

Agricola (Joh. Friedr.), einer der größten Orgelspieler und gewandtesten musikalischen Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 4. Jan. 1720 zu Dobitschen im Altenburgischen, studirte in Leipzig anfangs die Rechte, dann unter Sebastian Bach 1738—41 die Musik. Hierauf ging er nach Berlin und machte bei Quanz Studien in der freiern Composition. Sein Intermezzo «Filosofo convinto» veranlaßte 1750 seine Anstellung als Hofcomponist am Theater zu Potsdam. Nach Graun's Tode wurde er 1759 Director der Kapelle Friedrich's II., welche ehrenvolle, aber sehr schwierige Stellung er bis zu seinem Tode behauptete. Er starb 12. Nov. 1774. A. hat mehrere Opern, außerdem viele Instrumentalsachen und einige kirchliche Stücke, von denen der 21. Psalm in Partitur gedruckt ist, geschrieben; doch sind jetzt seine sämmtlichen Compositionen vergessen. Bedeutenderes leistete er als musikalischer Theoretiker und Kritiker. Seine Uebersetzung von Tosi's «Anleitung zur Singkunst» (Berl. 1757) versah er mit eigenen bedeutenden Anmerkungen. Auch Adlung's «Musica mechanica», die er nach des Verfassers Tode herausgab (Berl. 1768), verdankt ihm gute Zusätze. Viele kritische und ästhetische Abhandlungen und Aufsätze hat er für Zeitschriften geliefert. Seit 1751 war er mit Benedetta Emilia Molteni (geb. 24. Oct. 1722 zu Modena, gest. um 1780 zu Berlin) vermählt, einer berühmten Sängerin, welche 1741—72 an der Italienischen Oper zu Berlin wirkte.

Agricola (Martin), ein verdienter deutscher Musiker des Reformationszeitalters, geb. um 1486 zu Sorau, lebte seit 1510 als Musiklehrer in Magdeburg, erhielt daselbst 1524, nach Einführung der Reformation, die Stelle eines Cantors und Musikdirectors, und starb als solcher 10. Juni 1556. In den Kirchen Magdeburgs führte er den deutschen Choral ein, war auch einer der ersten, welche in Deutschland die Tabulatur mit den jetzt üblichen Noten vertauschten. A. wird den besten Musikern seiner Zeit zugezählt und hatte sich auch in den alten Sprachen treffliche Kenntnisse erworben. Seine Schriften sind für die Kunde der damaligen Musik höchst schätzbar. Namentlich gilt dies von seiner «Musica instrumentalis» (Wittenb. 1529 und 1542; andere Bearbeitung, Wittenb. 1545), in welcher die Instrumente in guten Holzschnitten abgebildet sind. Sonst sind zu nennen: «Eine kurze deutsche Musika» (Wittenb. 1528); «Rudimenta musices» (Wittenb. 1534); «Musica choralis» (Wittenb. 1532) und «Musica figuralis» (Wittenb. 1532).

Agricola (Rud.), eigentlich Roelof Huysmann, nach seinem Vaterlande wol auch Frisius genannt, einer der namhaftesten und einflußreichsten Förderer der humanistischen Studien, war im Aug. 1443 (nach andern 1442) zu Baflo bei Gröningen geboren. Zuerst Zögling der Martinsschule in Gröningen, ging er dann nach Löwen, wo er in seinem 21. Jahre Magister der freien Künste wurde, und hierauf zu seiner weitern Ausbildung nach Paris. Die Jahre 1476 und 1477 verlebte er in Italien, besonders zu Ferrara und Pavia, wo er mit den nach dem Falle des Byzantinischen Reichs eingewanderten Griechen sowie überhaupt mit den berühmtesten Männern jener Zeit verkehrte und die Gunst des Herzogs Hercules von Este gewann. Auch schloß er in Italien einen engen Freundschaftsbund mit Dalberg, dem nachherigen Bischof von Worms. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland war A. bemüht, mit Hülfe seiner ehemaligen Mitschüler und gelehrten Freunde, darunter namentlich Rud. Lange und Alex. Hegius, die Beredsamkeit und Gelehrsamkeit zu heben sowie das Studium der altclassischen Literatur in aller Weise zu fördern. Mehrere Städte in den Niederlanden suchten ihn durch Antragung öffentlicher Aemter vergeblich zu gewinnen. Auch die glänzenden Anerbietungen, die ihm am Hofe Kaiser Maximilian's I., wo er als Syndikus der Stadt Gröningen in deren Angelegenheiten erschien, gemacht wurden, konnten ihn nicht bestimmen, seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Endlich folgte er 1483 der Einladung Dalberg's (damals Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz und Bischof von Worms) nach der Pfalz, wo er abwechselnd in Heidelberg und in Worms theils seinen Studien lebte, theils öffentliche Vorträge hielt und sich die allgemeinste Achtung erwarb. Um Theologie zu studiren, erlernte er noch 1484 mit großem Eifer die hebr. Sprache. Noch einmal ging er hierauf mit Dalberg nach Italien, starb aber bald nach seiner Rückkehr 28. Oct. 1485. Sein Ruhm gründet sich mehr auf sein persönliches Wirken als auf literarische Thätigkeit. Seine Schriften in lat. Sprache, weder so zahlreich noch von so großer Bedeutung wie die anderer seiner Zeitgenossen, wurden von Alard (2 Bde., Köln 1539) ziemlich vollständig herausgegeben. A. war auch Maler und Musiker; die schöne Orgel in der St.-Martinskirche in Gröningen ist sein Werk. Vgl. Tresling, «Vita et merita Rud. Agricolae» (Gröningen 1830).

Agricultur heißt im allgemeinen die gesammte Landwirthschaft (die **Res rustica** der alten Römer), im besondern aber der eigentliche Ackerbau (s. d.). Zuweilen wird unter dem Begriff A. nur der Feldbau oder die Cultur des pflügbaren Bodens verstanden, im Gegensatz zu Wiesenbau, Gartenbau u. s. w.

Agriculturchemie oder Ackerbauchemie heißt derjenige Theil der angewandten Chemie, welcher die chem. Bedingungen des Lebens der Nutzpflanzen und der Hausthiere behandelt. Da diese Bedingungen im ganzen die nämlichen sind wie diejenigen der Organismen überhaupt, so ist die A. von der Thierchemie und Pflanzenchemie keineswegs streng zu scheiden, weshalb denn auch ihr großer Reformator Liebig dafür die Benennung gewählt hat: «Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie». Die A. ist eine verhältnißmäßig noch junge Wissenschaft. Den Weg bahnten ihr die experimental-physiol. Forschungen über den Lebensproceß der Pflanzen von Hales (1727), Sennebier (1783, Einwirkung des Lichtes), Ingenhouß (1784, die große Entdeckung, daß die Pflanzen bei Tage Sauerstoff, bei Nacht aber Kohlensäure ausathmen) und endlich Saussure (1804), dessen Hauptwerk, «Recherches chimiques sur la végétation», die Grundlage der gesammten A. bildet. Obschon derselbe bereits die Nothwendigkeit der Mineralsalze für die Ernährung der Pflanzen anerkannte, war er doch noch in der Ueberzeugung von der directen Aufnahme des Humus durch die Pflanzenwurzeln befangen, gleich seinen Nachfolgern Schrader, Einhof, Braconnot, Vaucquelin, die außerdem der Pflanze noch jene geheimnißvolle «Lebenskraft» beilegten, welche bis in die neuere Zeit nur Mulder hartnäckig vertheidigt hat. 1813 veröffentlichte der berühmte Chemiker Sir Humphrey Davy seine «Elements of agricultural chemistry», und dieser gilt noch gegenwärtig den Engländern, mit Nichtbeachtung Saussure's, als Vater der A. Sodann erschien 1823 Gazzeri's «Neue Theorie des Düngers», und seit 1833 folgten die agriculturchem. und technolog. Schriften von Hermbstädt. Alle diese Chemiker standen, mit den Landwirthen Thaer, Schwerz, Burger, auf dem Boden der Humustheorie und der Lebenskraft. Nur Sprengel (1828) fand, daß der Humus bloßer Vermittler des Ammoniak sei, während der verdienstvolle Schübler (1830) vorzugsweise die physik. Bedingungen des Bodens im Bezug zum Pflanzenwachsthum untersuchte, und hierin Bedeutendes aufstellte. Der Umschwung der Wissenschaft kündete sich an durch die trefflichen Forschungen von Wiegmann und Polstorf (1840), welche darthaten, daß alle im Pflanzenkörper vorhandenen Elemente von außen in denselben gelangten, also die «Lebenskraft» verwarfen. Zu derselben Zeit trat Liebig's epochemachendes Werk: «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie» (Braunschw. 1840) in die Oeffentlichkeit, in welchem die bequeme Humustheorie gründlich beseitigt, die Unentbehrlichkeit der Mineralbestandtheile schlagend erläutert, die Rolle des Ammoniak hervorgehoben, das Wesen der Brache und der Wechselwirthschaft erklärt, kurz zum ersten mal der Agricultur eine wirklich solide wissenschaftliche Grundlage verliehen wurde. Freilich zeigte sich die sofort mit Feuereifer unternommene Entwickelung der neuen Lehre in der Praxis nicht sogleich von Erfolg, und es traten zahlreiche Gegner auf, die mit mehr oder minder gerechten und glimpflichen Waffen gegen den kühnen Reformator ankämpften, darunter die Namen Löwig, Mulder, Meißner, Hlubeck, Schulze, Dumas, Johnston u. s. w. Indeß vermochten die Gegner nicht, die Grundfesten des genialen Lehrgebäudes zu erschüttern, an dessen Ausbau der Meister nach langer Pause seit 1852 wieder unablässig arbeitete, nachdem er durch eingehendes Studium der praktischen Agricultur sich von mancher falschen Vorstellung befreit und in das Gebiet eine gründlichere Einsicht gewonnen hatte. Im Bewußtsein der Richtigkeit seiner Lehrsätze, welche er insbesondere durch die Lawes-Gilbert'schen Experimente in Rothamstead, die das Gegentheil beweisen sollten, darthat, ward er nun seinerseits vielfach schroff gegen die Abweichenden, namentlich gegen die Lehrer der Landwirthschaft an den Instituten. So bildeten sich zwei Parteien, deren eine die der Stickstoffler, welche, dem Guano zu Liebe, dem Stickstoffe die Hauptrolle bei der Pflanzenernährung zuwiesen. In Deutschland waren deren Hauptführer A. Stöckhardt und E. Wolff, die den verdienstvollen, aber doch einseitigen Franzosen Boussingault auf den Schild hoben. Ihnen gegenüber standen die Mineralstoffler, welche nur die unorganischen Bodenbestandtheile als Pflanzennahrung gelten ließen und mit Liebig erklärten, den Ersatz der organischen Nährstoffe vermittle hinlänglich die Luft. Liebig bezeichnete demnach die bisherige Methode der Landwirthschaft mit Recht als «Raubbau», weil sie dem Acker entziehe was sie ihm nimmer wiedergebe. Die wichtigsten Mineralbestandtheile würden dem Acker ohne Ersatz entzogen, solange ihm nicht der Grubendünger der Städte vollkommen wieder zugute käme, wie es in Japan geschieht. Die Praxis hat auch dem großen

Chemiker ſchließlich unwiderlegbar Recht geſprochen, und ſie iſt ſonach im Umkehren begriffen. «Gleiche Würdigung aller Nährſtoffe, aber vorzugsweiſe Erſatz der Phosphorſäure und des Kali», ſo heißt der Wahlſpruch der heutigen A. Gleichzeitig mit der Phytochemie (Pflanzenchemie) entwickelte ſich auch die Zoochemie (Thierchemie) in Bezug auf die landwirthſchaftlichen Hausthiere. Auch auf dieſem Felde war es Liebig, der zuerſt Bahn brach mit ſeiner «Thierchemie» (Braunſchw. 1842). Ihm folgten die höchſt werthvollen Arbeiten von Haubner, Henneberg und Stohmann, Grouven, Biſchoff und Voit und Pettenkofer. Die Träger aller dieſer Beſtrebungen im Gebiete der A. ſind die landwirthſchaftlich-chem. Verſuchsſtationen. Die Literatur der A. iſt bereits ſehr reich. Außer den genannten ſeien nur folgende neuere Werke hervorgehoben: Liebig, «Theorie und Praxis in der Landwirthſchaft» (Braunſchw. 1856); Stöckhardt, «Chem. Feldpredigten» (3. Aufl., Lpz. 1854); Bouſſingault, «Die Landwirthſchaft in ihrer Beziehung zur Chemie, Phyſik und Meteorologie» (deutſch von Graeger, 3 Bde., Halle 1854; Suppl. 1856); Liebig, «Chem. Briefe» (4. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1859); E. Wolff, «Die naturgeſetzlichen Grundlagen des Ackerbaues» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1856); Grouven, «Vorträge über A.» (2. Aufl., Köln 1862); E. Wolff, «Die landwirthſchaftliche Fütterungslehre» (Stuttg. 1861); Liebig, «Einleitung in die Naturgeſetze des Feldbaues» (Braunſchw. 1862); Liebig, «Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie» (7. Aufl., 2 Bde., Braunſchw. 1862); Fraas, «Die Natur der Landwirthſchaft» (2 Bde., Münch. 1857); Biſchoff und Voit, «Die Geſetze der Ernährung des Fleiſchfreſſers» (Lpz. 1860); Henneberg und Stohmann, «Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (Bd. 1, Braunſchw. 1860); Reuning, «Juſtus von Liebig und die Erfahrung» (Dresd. 1861); R. Hoffmann, «Jahresberichte über die Fortſchritte der A.», die ſeit 1858 jährlich (Berlin) erſcheinen.

Agriculturſyſtem, dasjenige ſtaatswirthſchaftliche Syſtem, welches in den Grund und Boden die einzige Quelle des Nationaleinkommens und des allgemeinen Wohlſtandes ſetzt. (S. Phyſiokratiſches Syſtem.)

Agrigent (griech. Akragas, latiniſirt Agrigentum), das heutige Girgenti auf der Südküſte Siciliens, war eine doriſche Colonie, die 582 v. Chr. von Rhodiern aus Gela gegründet ward. Anfangs frei, kam ſie allmählich unter die Herrſchaft von Tyrannen, von denen die Geſchichte des Phalaris (566—34) mit Abſcheu, des Theon aber (488—72) ruhmvoll gedenkt. Durch Handel bald zu Reichthum und Blüte gelangt, zählte ſie zu den herrlichſten Städten der Alten Welt, und ſoll 200000, nach andern Angaben ſelbſt 800000 E. gehabt haben, als ſie 405 v. Chr. von den Karthagern zerſtört wurde. Obgleich von Timoleon wieder aufgebaut, erreichte ſie doch ihren frühern Glanz nicht wieder, wenn ſie auch zur Zeit der Römer, denen ſie ſich nach mancherlei wechſelnden Schickſalen 210 unterwerfen mußte, noch immer ein Platz von Wichtigkeit blieb. Noch gegenwärtig ſind von dem alten A. viele und großartige Ruinen übrig, die in der prächtigen Beleuchtung des ſüdl. Himmels einen unerſchöpflichen Stoff zu maleriſcher Darſtellung bieten. Am beſten erhalten hat ſich der fälſchlich ſogenannte Tempel der Concordia; am großartigſten ſind jedoch die Reſte des gänzlich in Trümmern liegenden Tempels des olympiſchen Jupiter. Außerdem finden ſich noch anſehnliche Reſte von den Tempeln der Juno, des Hercules und des Aeſculap. Vgl. Siefert, «Akragas und ſein Gebiet» (Hamb. 1846); Herzog von Serradifalco, «Antichità della Sicilia» (Bd. 3, Palermo 1836); Hittorf, «Notice sur les ruines d'Agrigente» (Par. 1859).

Agrimenſoren (lat. Agrimensores, d. i. Ackervermeſſer). Bei den alten Römern wurde das Vermeſſen der Fluren und Aecker anfänglich von den Augurn, dann von eigenen Feldmeſſern (Finitores) geübt. Letztere beſorgten das Geſchäft als eine freie Kunſt, bis ſie ſich gegen Ausgang der Republik zu einer eigenen Corporation vereinigten. In der Kaiſerzeit, während welcher der Name A. in Aufnahme kam, wurden dieſelben zu feſtangeſtellten Regierungsbeamten, die zur Zeit des ſinkenden Reichs einen zahlreichen und angeſehenen Stand bildeten und auch ſehr gut beſoldet waren. Außer dem eigentlichen geometr. Geſchäft, der Vermeſſung und Kataſtrirung, der Setzung von Grenzſteinen, der Anlage von Grundriſſen und Flurregiſtern, hatten ſie auch bei rechtlichen Fragen in Betreff des Eigenthums an Grund und Boden Gutachten abzugeben und das Feldrichteramt zu üben. Ihre Disciplin, die aus einem Gemiſch geometr., juriſt. und religiöſer Sätze aus der Auguralllehre beſtand, wurde in der Kaiſerzeit in eigenen Schulen gelehrt und fortgepflanzt. Der Unterricht führte zum Abſchluß eines Syſtems und zu einer eigenen Literatur, von welcher jedoch nur ſehr verdorbene und verſtümmelte Stücke auf uns gekommen ſind. Dieſelbe beginnt im 1. Jahrh. und ſetzt ſich bis zum 6. Jahrh. fort. Der älteſte und gebildetſte der als Schriftſteller thätigen A. war

Sextus Julius Frontinus, der unter Domitian lebte. Sonst sind Reste von den Schriften des Balbus, des ältern und des jüngern Hyginus, des Siculus Flaccus, sowie aus späterer Zeit des M. Junius Nipsus, Innocentius und Agennius Urbicus erhalten. Die beste kritische Ausgabe der A. oder der «Scriptores gromatici», mit Erläuterungen und Ausführungen über den Gegenstand, haben Blume, Lachmann und Rudorff (2 Bde., Berl. 1848—52) geliefert.

Agrimonia, s. Odermennig.

Agrionia hieß ein Fest zu Ehren des Dionysos, welches zu Orchomenos in Böotien um die Zeit der kürzesten Tage während der Nacht von epheubekränzten Frauen mit ekstatischer Begeisterung gefeiert ward. Es bestand darin, daß man den Dionysos als einen Entflohenen suchte, das Suchen aber endlich aufgab, da er zu den Musen entflohen sei und sich bei ihnen versteckt habe. Hierauf versammelte man sich zu einem Mahle und unterhielt sich am Schlusse desselben mit Lösen von Räthseln. Daher nannte man auch Agrionien Sammlungen von Räthseln, Charaden u. dgl. Als ein besonderer Gebrauch, der zu Orchomenos bei dem Feste stattfand, ist zu erwähnen, daß die Jungfrauen, welche aus dem Geschlechte des Minyas stammten, von einem Priester mit gezogenem Schwerte verfolgt wurden, und daß diejenige, welche er einholte, von ihm getödtet werden durfte. Die Sage knüpft diesen Gebrauch an die drei Töchter des Minyas (Leukippe, Arsinoe und Alkathoe), welche, von bacchischer Begeisterung ergriffen, begierig nach Menschenfleisch wurden, das Los über ihre eigenen Kinder warfen und den betroffenen Hippasos, den Sohn der Leukippe, schlachteten und verzehrten. A. wurden wahrscheinlich an allen Cultusstätten des Dionysos begangen. In Argos waren dieselben mit Sühnungen und Todtendienst verbunden, wobei die Legende an die Geschichte des Prötos und der Prötiden anknüpfte. (S. Bacchus.)

Agrippa (Marcus Vipsanius), röm. Feldherr und Staatsmann, geb. 63 v. Chr., aus geringer Familie, genoß mit Octavian gemeinschaftliche Bildung und trat mit diesem schon früh in freundschaftliche Beziehungen. Seine polit. Laufbahn begann er 44 mit der Anklage des Cassius als Mörders des Cäsar. Den Grund zu seinem Kriegsruhm legte er 41 im Perusinischen Kriege, in welchem er eine Heeresabtheilung mit Auszeichnung befehligte. Nach Beendigung dieses Kriegs bekleidete er 40 als erstes Staatsamt die Prätur. Als Proprätor oder Legat des Octavian kämpfte er sodann glücklich in Gallien, ging als der zweite Römer mit einem Heere über den Rhein und schlug 38 einen Aufstand der Aquitanier nieder. Dem durch Sextus Pompejus sehr bedrängten Octavian flößten diese Erfolge des Freundes wieder Muth ein. Octavian ließ A. 37 zum Consul ernennen und übergab ihm die Leitung der Rüstungen zu dem Kampfe gegen Pompejus, der damals das Mittelmeer beherrschte. A. schuf eine trefflich ausgerüstete Flotte, mit der er 1. Juli 36 auszog und den Pompejus erst bei Mylä, dann 3. Sept. bei Naulochos schlug. Nachdem er hierauf im Verein mit Octavian erst in Illyrien (35), dann in Dalmatien (34) gekämpft, übernahm er 33 die Aedilität und bezeichnete seine Amtsthätigkeit durch eine Reihe der großartigsten Werke, die er zum Nutzen oder zur Verschönerung Roms theils ausführte, theils begann oder vollendete. Besonders widmete er seine Aufmerksamkeit neben andern öffentlichen Bauten den Wasserleitungen. Auch gab er glänzende Feste und Spiele, und sorgte überhaupt in umfassendster Weise für die Unterhaltung und das materielle Wohl der Massen. A. wollte seinen Freund Octavian in den Augen Roms heben auf Kosten und im Gegensatz zu Antonius, der in Aegypten mit Kleopatra schwelgte. Als endlich der Kampf zwischen diesen beiden Machthabern im Reiche zum Ausbruch kam, übernahm A. im Frühjahr 31 den Befehl über Octavian's Flotte. Er operirte glücklich an den Küsten Griechenlands und gewann 2. Sept. 31 die welthistor. Schlacht bei Actium (s. d.), durch welche Octavian zur Alleinherrschaft im Römischen Reiche gelangte. Während Octavian selbst die weitere Verfolgung des Antonius betrieb, ging A. mit unbegrenzter Vollmacht nach Rom, wo er mit Mäcenas die Macht des Imperators sicher zu stellen suchte. Nachdem Octavian 29 nach Rom zurückgekehrt, überhäufte er den A. mit Gunst und Ehren, ernannte ihn zu seinem Amtsgenossen in der Censur, sodann drei Jahre hindurch zum Amtsgenossen im Consulat, und vermählte ihm auch seine Schwestertochter Marcella. Als Octavian 23 auf den Tod erkrankte, übergab er dem A. seinen Siegelring. Um Streitigkeiten mit dem eifersüchtigen Marcellus, dem Neffen und Schwiegersohne des Octavian, vorzubeugen, mußte jedoch A. nach Asien gehen, wo er, gleichsam verbannt, von Mitylene aus die Verwaltung der orient. Provinzen leitete. Nach dem Tode des Marcellus wurde A. 21 nach Sicilien berufen. Octavian stellte nicht nur die alte Freundschaft wieder her, sondern befestigte dieselbe durch Vermählung A.'s mit Octavian's Tochter Julia, der Witwe des Marcellus. A. galt jetzt nächst Octavian als

der mächtigste Mann im ganzen Reiche. In der Abwesenheit des Imperators war er Stellvertreter des Reichsoberhaupts, durch seine Verbindung mit Julia sogar dessen präsumtiver Nachfolger. In den J. 20 und 19 mehrte er seinen Kriegsruhm in Gallien, dann in Spanien, und als Octavian sich 18 das Imperium auf weitere fünf Jahre verlängern ließ, erhielt A. die tribunicische Gewalt auf dieselbe Zeit. Sodann begab er sich 17 zum zweiten mal mit den ausgedehntesten Vollmachten in den Orient, wo er eine tiefgreifende Thätigkeit entwickelte. Nach seiner Rückkehr von neuem auf fünf Jahre mit der tribunicischen Gewalt bekleidet, ging er bald darauf zur Unterdrückung eines Aufstandes nach Pannonien ab. Auf der Rückreise erkrankte er jedoch in Campanien und starb im März 12 v. Chr. Octavian, der den Verlust des Freundes tief beklagte, ließ den Leichnam nach Rom bringen und hielt selbst die Leichenrede. A. war ein ausgezeichneter Staatsmann und Feldherr. Wenn auch in ersterer Beziehung vielleicht Octavian nachstehend, überragte er doch denselben unbestritten als Kriegsmann. Von Charakter rechtschaffen, furchtlos, rasch entschieden und thatkräftig, erkannte er die Bedürfnisse des röm. Volks und der Zeit und wußte sein Handeln danach zu bemessen. Nach dem Urtheile röm. Geschichtschreiber hat er die Freundschaft Octavian's ebenso zu dessen Vortheil wie zu dem des Volks benutzt. Daneben war A. ein Mann von geläutertem Geschmack, ein freigebiger Beschützer und Förderer der bildenden Kunst, namentlich der Baukunst. Viele der schönsten und nützlichsten Bauwerke seiner Zeit verdanken ihm den Ursprung. Von seinen Schriften, unter denen sich eine Selbstbiographie und ein Werk über Wasserleitungen befanden, ist nichts auf uns gekommen. Unter seiner Leitung fand eine allgemeine Vermessung und Aufnahme des ganzen Römischen Reichs statt, deren Ergebnisse in den «Commentarii Agrippae» sowie zum Theil in einer nach diesen entworfenen Weltkarte niedergelegt wurden. A. war zuerst vermählt mit Cäcilia Attica, mit der er eine Tochter, Vipsania, die Gemahlin des Tiberius, erzeugte. Seine zweite Ehe mit Marcella blieb kinderlos; aus der dritten mit der Julia stammten drei Söhne und zwei Töchter, von denen die jüngste, Agrippina (s. d.), die Gemahlin des Germanicus wurde. Die Söhne des A. wurden von Octavian adoptirt. Vgl. Frandsen, «Marcus Vipsanius A.» (Altona 1836).

Agrippa (Cornelius Heinrich) von Nettesheim, ein als Schriftsteller, Arzt und Philosoph merkwürdiger Gelehrter, der große Talente und ausgezeichnete Kenntnisse mit Großsprecherei, Ruhmsucht und Geheimnißkrämerei vereinigte, war zu Köln 14. Sept. 1486 geboren. Ganz im Geiste seiner Zeit führte er ein abenteuerliches und unstetes Leben. Seit 1509 als Lehrer der Theologie zu Dôle in Franche-Comté angestellt, erregte er durch seine Vorlesungen großes Aufsehen, reizte indeß durch derbe Satire die Mönche gegen sich auf und mußte, der Ketzerei beschuldigt, die Stadt verlassen. Hierauf ging er nach England, lehrte dann einige Zeit in Köln Theologie, beschäftigte sich aber gleichzeitig mit Alchemie und machte eine Reise nach Italien, wo er unter Kaiser Maximilian I. Kriegsdienste nahm und als Hauptmann zum Ritter geschlagen wurde. Sodann ward er Doctor der Rechte und der Medicin und hielt zu Pavia Vorträge, bis er, mit Schulden belastet, nach Casale flüchtete. Nach einiger Zeit nahm er die Stelle als Syndikus in Metz an. Doch schon 1520 befand er sich wieder in Köln, indem er durch die Vertheidigung einer Hexe die Inquisition und die Mönche in Metz gegen sich aufgeregt hatte. Als ihn diese auch in Köln verfolgten, ging er nach Freiburg in der Schweiz, wo er nun als Arzt practicirte. 1524 wandte er sich wieder nach Metz und gewann hier einen solchen Ruf, daß ihn die Mutter König Franz' I. zu ihrem Leibarzt wählte. Weil er den Ausgang des Feldzugs, welchen Franz I. 1525 nach Italien unternahm, nicht prophezeien wollte, verlor er seine Stelle und ging nun nach den Niederlanden. Hier schrieb er sein berühmtes Buch «De incertitudine et vanitate scientiarum» (Köln 1527), eine beißende Satire auf den damaligen Zustand der Wissenschaften. Man klagte ihn deshalb bei Karl V. an, und er wurde wieder flüchtig und wandte sich nach Lyon. Da aber in Frankreich der Haß gegen ihn noch nicht erloschen war, verhaftete man ihn. Doch gelang es seinen Freunden, ihn frei zu machen, worauf er nach Grenoble ging, wo er 18. Febr. 1535 starb. A. war ein heller Kopf, und hatte das Verdienst, manches Vorurtheil seiner Zeit glücklich bekämpft zu haben. Gegenüber dem herrschenden Scholasticismus stellte er in dem Buche «De occulta philosophia» (zuerst Par. 1531; Köln 1533) ein folgerechtes System der kabbalistisch-mystischen Philosophie auf. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften, unter denen noch die «Declamatio de nobilitate et praecellentia foeminei sexus» (Antw. 1529) hervorzuheben, erschien nach seinem Tode (2 Bde., Lyon, um 1550). Eine Biographie und Charakteristik A.'s hat Morley (2 Bde., Lond. 1856) geliefert.

Agrippina, die Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Cäcilia Attica, war die erste Gemahlin des röm. Kaisers Tiberius, der sich aber von ihr trennen mußte, um des Augustus Tochter Julia, die Witwe des Marcellus und des Agrippa, zu heirathen. Da indeß Tiberius die A. wirklich liebte, so wollte er sie auch nach der Scheidung nicht im Besitze eines andern wissen, und er nahm Gelegenheit, den Asinius Gallus, mit dem sie sich vermählt hatte, zu ewigem Gefängniß verurtheilen zu lassen.— A., die zweite Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, die Gemahlin des Cäsar Germanicus (s. d.), war eine kühne und mit hohen Tugenden geschmückte Frau. Sie begleitete ihren Gatten nach Germanien, wo sie besonders bei den Ereignissen der Jahre 14 und 15 n. Chr. viel Muth und Seelengröße bekundete, und folgte ihm auch später nach dem Orient. Als derselbe hier auf Veranlassung des Kaisers Tiberius durch Gift seinen frühzeitigen Tod gefunden (19), kehrte sie mit ihren Kindern nach Rom zurück. Hier ließ sie dem Schmerze freien Lauf, sprach sich mit Verachtung über das Treiben des Tiberius aus und strebte danach, ihren Söhnen zur Herrschaft zu verhelfen. Dem Kaiser und dessen Mutter Livia verhaßt, von Sejanus, dem Günstlinge des Tiberius, noch mehr verdächtigt, wurde A. endlich 30 n. Chr. nach der Insel Pandataria bei Neapel verbannt, wo sie 18. Oct. 33 den Hungertod starb, ob freiwillig oder gezwungen, läßt Tacitus unentschieden. Von ihren Söhnen hatten Nero und Drusus (31 und 33) schon vorher auf dieselbe Weise ihr Ende gefunden, während ihr jüngster Sohn Caligula auf den Kaiserthron gelangte. Von der A. finden sich im Antikencabinet zu Dresden vier vortreffliche Porträtstatuen. — A. (Julia), die Tochter der vorigen und des Germanicus, war eine der verworfensten Frauen, deren die Geschichte gedenkt. Geboren 16 n. Chr. in der Stadt der Ubier (Köln) am Rhein, ward sie, kaum 12jährig, mit Domitius Ahenobarbus vermählt, welcher mit ihr den Nero, den spätern Kaiser, zeugte, aber bald darauf starb. Gleich ihren Schwestern Drusilla und Livilla lebte A. mit ihrem Bruder Caligula, außerdem aber auch mit Lepidus, dem Gatten der Drusilla, in verbrecherischem Umgange. Als sich letzterer in eine Verschwörung gegen Caligula verwickelt hatte, wurde A. mit der Livilla wegen Mitwissenschaft 39 nach den Pontischen Inseln bei Neapel verwiesen. Nach der Ermordung Caligula's (41) rief sie ihr Oheim Claudius zurück, und sie vermählte sich nun mit Passienus Crispus, den sie aber des reichen Erbes wegen nach wenigen Jahren aus dem Wege schaffte. Als die berüchtigte Messalina 48 ihr Ende gefunden, bewirkte die nunmehr 32jährige, aber immer noch schöne A. durch allerhand Künste ihre Vermählung mit dem Kaiser Claudius, der zugleich, unter Zurücksetzung seines eigenen Sohnes Britannicus, den Nero adoptiren und diesem 53 seine bereits dem Silanus verlobte Tochter Octavia vermählen mußte. Als die Gemahlin des Kaisers verlangte sie nun für ihre Person die ausschweifendsten Ehrenbezeigungen. So ließ sie sich in verschiedenen asiat. Städten als Göttin verehren. In ihre Vaterstadt wurde auf ihr Verlangen eine Colonie abgeführt und dieselbe nach ihr Colonia Agrippina benannt. Bei öffentlichen Verhandlungen, Festen und Audienzen hatte sie ihren Sitz neben dem Kaiser. Als jedoch bei Claudius das Interesse für Britannicus wieder erwachte, auch der Einfluß des kaiserl. Günstlings Narcissus sie zu stürzen drohte, ließ A. 54 den alten Kaiser mit Hülfe der berüchtigten Giftmischerin Locusta aus dem Wege räumen. Nachdem Nero mit Hülfe des Burrus und der Prätorianer den Thron bestiegen, regierte sie anfangs für ihren Sohn, wurde aber durch Burrus und Seneca, den Erzieher des Nero, bald beseitigt. A. verlor, besonders seitdem sich Nero der Liebe zu einer Freigelassenen, der Acte, hingegeben, immer mehr an Einfluß. Sie suchte denselben erst durch Liebkosungen, ja durch die Verleitung des Sohnes zum Incest wiederzugewinnen und drohte, als dies nichts half, den Britannicus an Nero's Stelle zum Kaiser ausrufen zu lassen. Dies hatte aber nur die Ermordung des Britannicus und den völligen Bruch zwischen Sohn und Mutter zur Folge. Unter dem Einflusse der Poppäa, einer neuen Geliebten des Nero, reifte dessen Entschluß, sich der Mutter zu entledigen. Nachdem ein Versuch, sie während einer Wasserfahrt umkommen zu lassen, mislungen, wurde sie auf Befehl des Nero von Kriegsknechten 59 ermordet. A. hatte Memoiren hinterlassen, die jedoch verloren gegangen sind. Vgl. Lehmann, «Claudius und seine Zeit» (Gotha 1858).

Agronomie (griech.) heißt die Lehre von den Bedingungen des erfolgreichen Wachsthums der Nutzpflanzen. (S. Ackerbau.)

Agropyrum, eine Abtheilung der Weizengattung, welche von vielen Botanikern auch als eine selbständige Grasgattung betrachtet wird. (S. Triticum.)

Agrostemma (wörtlich Ackerkrone) wurde von Linné eine Gattung einjähriger Pflanzen aus der Familie der Nelkengewächse genannt, weil eine Art, die bekannte Kornrade oder Rade,

A. Githago, die Felder mit ihren großen, schönen, purpurnen Blumen schmückt. Diese Gattung unterscheidet sich von der ihr zunächst stehenden Gattung der Lichtnelken (Lychnis), der sie sehr ähnlich ist, vornehmlich durch die unzertheilten Blumenblätter und die einfächerige Kapsel. Eine südeurop. Art, die unter dem Namen Vexirnelke bekannte A. coronaria, welche sich von der Rade durch ihre breitern und weißfilzigen Blätter unterscheidet, wird häufig als Sommerziergewächs in Gärten angetroffen. Den Namen Vexirnelke hat diese Art deshalb erhalten, weil, wenn man an den Blumen riechen will, die steifen, aufrecht stehenden Anhängsel der Blumenblätter, welche den Schlund der Blume umgeben, leicht in die Nase stechen.

Agrostis, eine von Linné benannte Gattung von Rispengräsern mit sehr kleinen, einblütigen Aehrchen, deren Arten theils begrannte, theils unbegrannte Blüten haben und verschiedene Volksnamen führen. Bei allen Arten sind die Halme schlank und dünn, die Blätter schmal lineal, die Rispen zierlich und zart gebildet. Eine Art mit flatteriger, bleichgrüner Rispe und ziemlich lang begrannten Blüten, welche unter der Saat und überhaupt auf bebautem Boden häufig vorkommt und auf Sandboden zu einem verdämmenden und deshalb höchst lästigen Unkraut werden kann, wird gewöhnlich Windhalm oder Windhafer genannt (A. Spica venti). Die andern, vorzüglich auf Wiesen wachsenden Arten heißen im allgemeinen Straußgräser. Dieselben bilden eine dichte, feinblätterige Grasnarbe und kommen der Mehrzahl nach auf trockenem, sandigem Boden vor, weshalb sie sich auf solchem zur Anlegung von Grasplätzen empfehlen, zumal da sie gute Futtergräser sind. Dahin gehören das gemeine Straußgras (A. vulgaris), welches unbegrannte, und das Hundsstraußgras (A. canina), welches begrannte Blüten besitzt. Bei beiden pflegt die Rispe rothbraun gefärbt zu sein. Den meisten Futterwerth besitzt aber das weiße Straußgras oder Fioringras (A. alba). Dieses verlangt einen feuchten oder wenigstens frischen und dabei humushaltigen Sandboden zu seinem Gedeihen, wo es dann alle übrigen Gräser an Zartheit des Halmes und Dichtheit des Bestandes übertrifft, wächst auch vortrefflich auf salzhaltigem Wiesenboden (auf Strandwiesen, um Salinen) und auf sandigen Rieselwiesen. Dennoch vermag dieses vorzügliche Futtergras, welches sich durch eine dichte Rispe bleichgrüner, grannenloser Blüten auszeichnet, wenn es sich auf feuchten Sandäckern ansiedelt, auch zu einem lästigen Unkraut zu werden, indem es auf solchen gern den Boden verqueckende Ausläufer treibt, weshalb es den Namen Kleine Quecke erhalten hat.

Agrumi (entstanden aus dem mittellat. agrumen, in der Mehrzahl agrumina, das vom altlat. acer, scharf, sauer, franz. aigre, ital. agro, abgeleitet) ist in Italien ein Gesammtname für Früchte mit sauerm und säuerlich schmeckendem Safte, wie besonders für die Citronen, Pomeranzen, die Früchte anderer Orangeriegewächse. Unter dem Titel: «Agrumi» hat Kopisch eine Sammlung ital. Volkslieder (Berl. 1837) veröffentlicht.

Agrypnie ist die griech. Bezeichnung für Schlaflosigkeit (s. d.). Eine besondere Form derselben ist die, wo der Kranke große Neigung zu Schlaf und Schlaftrunkenheit zeigt, ohne doch wirklich einzuschlafen. Diese Krankheit nennt man Agrypnocoma oder Coma vigil, Wachschlafsucht. Sie findet sich besonders im Typhus und wird hier auch wol Typhomanie genannt.

Agtelek, Aggtelek, ein Dorf im ungar. Comitat Gömör, unweit der von Ofen nach Kaschau führenden Straße gelegen, mit 600 meist reform. E., ist berühmt durch die Agteleker Höhle oder Baradla (slawisch, d. i. dampfender Ort), welche in Bezug auf Ausdehnung unter den Tropfsteinhöhlen Europas den ersten Rang einnimmt. Diese geht an einer kahlen, 150 F. hohen Felswand des Hügels Baradla im NW. des Dorfes mit einer kaum $3^1/_2$ F. hohen und 5 F. breiten Oeffnung zu Tage und besteht aus einer Reihe labyrinthisch ineinanderlaufender Höhlen, Klüfte und Gänge, von denen viele mühselig und bei hohem Stande der darin fließenden Gewässer (Acheron und Styx) gar nicht zu besuchen sind. Man unterscheidet die Alte und die sich anschließende Neue Höhle, von denen erstere den Umwohnern seit Jahrhunderten als Zufluchtsort bekannt war, die letztere aber erst 1825 von Emmerich Baß und in weiterer Ausdehnung 1856 durch den Naturforscher Adolf Schmidl entdeckt worden ist. Beide Höhlen zusammen haben eine Länge von 3067 Klaftern; die Länge der untersuchten Seitengänge beträgt 1127 Klaftern. Die Glanzpunkte der Alten Höhle sind: das Fuchsloch mit der Festung (eine Seitenhöhle), die Domkirche, die Fledermaushöhle (eine zweite Seitenhöhle), der Stephansthurm, der Kleine Tempel, das Paradies mit den großartigen Ruinen von Palmyra (ebenfalls ein Seitenzweig, zu dem man durch das Fegfeuer gelangt), der Tanzsaal, der Blumengarten mit wunderbaren Steingebilden, die Palatingrotte, der Große Saal, hinter welchem die Höhle, nachdem sie auf 100 Klaftern weit das Bild furchtbarer Zerstörung durch die Hochwasser der Höhlenbäche gewährt, mit dem Eisernen Thor abschließt.

Hier beginnt, sehr eng, die Neue Höhle, die zuerst ein 400 F. weites und leeres Gewölbe darbietet, hinter welchem die sogenannte Heilige Dreifaltigkeit liegt. Von da entfaltet sich eine Fülle der schönsten stalaktitischen Bildungen. Auf den Olymp folgen die Eisenburg, das Feenschloß, dann, nach einem 100 Klaftern messenden öden Gewölbe, die ansehnliche Pagode. Durch den schauerlichen «Trümmergang» gelangt man zu dem Eingange der sich seitwärts abzweigenden, höchst interessanten Rettighöhle. Weiter sieht man noch das reizende Tempe, die Säule der Minerva, das Schwarze Schloß, den Alabasterthurm, die Säule der Medea, die Sternwarte (60 F. hoch, 12 F. im Durchmesser) und andere merkwürdige Gebilde, bis man endlich in der Hölle das Ende der Neuen Höhle erreicht. In allen diesen Höhlen, soweit sie mit Tropfsteingebilden erfüllt, sind Stalagmiten vorherrschend; die schönsten Stalaktiten umschließt die Rettighöhle. Die Agteleker Höhle liegt in dem triassischen Kalkgebirge, welches von Esztreny in Gömör ostwärts bis Jászó in Abaujvar durch das ganze Tornaer Comitat seine Erstreckung hat und viele Aehnlichkeit mit dem Karst besitzt.

Agua oder **Volcan de Agua**, d. i. Wasservulkan, heißt ein riesiger Vulkanberg im mittelamerik. Freistaate Guatemala, unter 14° 16′ nördl. Br. und 37° 5′ westl. Länge, unweit der Stadt Escuintla, etwa 5 M. von der jetzigen Hauptstadt Neu-Guatemala. Der Vulkan liegt am Rande des Tafellandes und ragt, als der höchste Gipfel in ganz Centralamerika, mit einer Höhe von 13613 par. F. (nach einer weniger sichern Messung sogar 13983 par. F.) in die Schneeregion hinein. Es ist ein von Obsidianmassen umgebener prächtiger Trachytkegel, der seinen Namen Volcan de Agua davon erhalten, daß ihm eine im Sept. 1541 (nach Alex. von Humboldt möglicherweise durch Erdbeben und Schneeschmelze veranlaßte) große Ueberschwemmung zugeschrieben wurde, welche die früh gegründete Stadt Guatemala, jetzt Vieja-Guatemala, zerstörte und die Erbauung der zweiten, im NNW. von ihr gelegenen, jetzt Antigua-Guatemala genannten Stadt herbeiführte. Nur einige hundert Fuß niedriger als der «Wasservulkan» ist der 5 M. im NNW. von ihm, jenseit von Vieja-Guatemala gelegene **Volcan de Fuego** (Feuervulkan), der fortwährend entzündet ist und in dem Zeitraum von 1581—1799 neun große Ausbrüche hatte. Noch 1852 ergoß sich in einer gewaltigen Eruption ein Lavastrom gegen die Südsee hin. Die von diesem Vulkan herrührenden Erdbeben haben 1773 die Räumung auch von Antigua-Guatemala und die Gründung der jetzigen Hauptstadt Neu-Guatemala zur Folge gehabt.

Aguado (Alexandre Maria), einer der reichsten Bankiers der neuern Zeit, geb. zu Sevilla 29. Juni 1784, gest. April 1842 in Gijon auf einer Reise nach Spanien, stammte aus einer jüd. Familie. Zur Zeit des Spanischen Unabhängigkeitskriegs kämpfte er mit Auszeichnung auf Seiten der Josefinos, stieg in der franz. Armee zum Obersten und Adjutanten Soult's, nahm aber 1815 den Abschied. Er begann hierauf zu Paris ein Commissionsgeschäft, in dem er sich schnell Vermögen erwarb, sodaß er ein Bankiergeschäft begründen konnte. Glück, Thätigkeit, Kühnheit und ein seltenes Combinationsvermögen erhoben ihn in kurzer Zeit zu einem der ersten pariser Bankiers. Einen polit. Namen erwarb er sich, indem er die span. Anleihen, namentlich die von 1823, 1828, 1830 und 1831 negociirte. Die span. Regierung gab ihm bei diesen Operationen oft eine unbeschränkte Vollmacht, die er genial zur Rettung Spaniens vom Staatsbankrott zu benutzen wußte. Seiner Bemühung wegen, die Moräste an der Mündung des Guadalquivir durch einen Kanal trocken zu legen, verlieh ihm Ferdinand VII. den Titel eines Marques de las Marismas del Guadalquivir; auch wurden seine Dienste durch Ueberlassung von Bergwerken und öffentlichen Unternehmungen belohnt. Alle von seinem Hause ausgegangenen span. Papiere erhielten den Namen Aguados. Wiewol er nach Kräften für die Zinsenzahlung Sorge trug, vermochte er doch bei der gänzlichen Zerrüttung, in welche die span. Finanzen durch den Bürgerkrieg geriethen, den Miscredit nicht abzuhalten. Auch die griech. Anleihe von 1834 kam durch ihn zu Stande. Seit 1828 war A. in Frankreich naturalisirt. Er lebte fürstlich und hinterließ ein Vermögen von mehr als 60 Mill. Frs., das er zum Theil in Grundbesitz angelegt hatte. Namentlich gehörte ihm das durch seinen Wein berühmte Schloß Château-Margaux. Seine ausgezeichnete Gemäldesammlung veranlaßte Gavard zur Herausgabe der «Galerie Aguado» (Par. 1837—42).

Aguas-Calientes, einer der Freistaaten von Mexico, welcher erst 1853 aus dem im Südwesten der Sierra-Madre gelegenen gleichnamigen District und einigen andern Theilen des Staats Zacatecas gebildet wurde. Er grenzt im O. an Guanaxuato und Zacatecas, im N. an Zacatecas und San-Luis Potosi, im W. und S. an Xalisco, und hat ein Areal von 160 Q.-M., mit einer Bevölkerung von 85839 E. im J. 1856. Die Oberfläche ist theils

eben, ein Plateau von etwa 5000 F. mittlerer Höhe bildend, theils gebirgig, besonders im nordöstl. Theile, der von der Sierra del Laurel und der Sierra del Pinal, Zweigen der Sierra-Madre, eingenommen wird. Das Klima gilt als mild und gesund. Der Boden ist durchgängig sehr fruchtbar und liefert Getreide und Hülsenfrüchte in vorzüglicher Qualität. Im westl. Theile, dessen Klima schon zu dem heißern gehört, gedeihen noch manche tropische Früchte. Der Mineralreichthum scheint dagegen nicht bedeutend zu sein; die wenigen Gruben, die auf Silber und andere Metalle im Betriebe, liefern bisher geringen Ertrag. — Die Hauptstadt A., 5875 F. über dem Meere, am gleichnamigen Nebenflüßchen des Rio Grande de Santiago, liegt in einem weiten Thale, in welchem man zuerst das milde Klima der westl. Gehänge der Cordilleren bemerkt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat viele öffentliche Plätze, 13 Kirchen und Kapellen, ein Hospital, ein Beaterio oder Correctionshaus für das weibliche Geschlecht und zählt 39000 E., die gegenwärtig größtentheils von dem sehr ergiebigen Garten- und Feldbau leben, jedoch auch Wollweberei in erheblicher Ausdehnung treiben. Die Stadt war zur span. Zeit sehr blühend, hat aber seit der Revolution sehr gelitten. Ihre Lage an der Kreuzung zweier großer Straßen, der von Mexico nach Sonora und Durango und der von San-Luis Potosi nach Guadalaxara macht sie zu einem Verkehrscentrum, und noch gegenwärtig ist sie für den Handel der Binnenprovinzen von Bedeutung. Jährlich wird zu A. eine große Messe abgehalten, die 24. Dec. beginnt und 14 Tage dauert. Ihren Namen hat die Stadt von den in ihrer Umgegend befindlichen zahlreichen Thermalquellen, von denen die ausgezeichnetste, Baño de la Contera, 1 St. im SW. gelegen, eine Temperatur von 30° R. hat, aber nicht gefaßt ist, während mehrere andere, ½ St. östlich von der Stadt, von denen die wärmste 32° R. aufweist, häufig zu Bädern benutzt werden.

Aguesseau (Henri Franç. d'), ausgezeichneter Jurist und Kanzler von Frankreich, geb. 27. Nov. 1668 zu Limoges, erhielt durch seinen Vater, welcher Intendant von Languedoc war, den ersten Unterricht und zeigte schon früh glückliche Anlagen. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete und läuterte seinen Geschmack und übte besonders auf seinen Stil großen Einfluß aus. Er widmete sich dem Studium der Rechte, ward 1690 Generaladvocat und 1700 Generalprocurator am Parlament zu Paris. Als solcher bewirkte er viele Verbesserungen in Gesetz und Rechtspflege und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Vorzüglich wohlthätig zeigte er sich bei einer Hungersnoth im Winter 1709, wo er alle ihm zu Gebote stehende Mittel anwandte, um das Elend zu mildern. Als standhafter Vertheidiger der Rechte des Volks und der Gallicanischen Kirche verwarf er die Beschlüsse Ludwig's XIV. und des Kanzlers Voisin zu Gunsten der päpstl. Bulle Unigenitus. Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans wurde er 1717 Kanzler, fiel aber, weil er sich Law's Finanzsystem widersetzte, im folgenden Jahre in Ungnade und zog sich auf sein Landgut zu Fresnes zurück. Als indeß mit dem Sturze des Law'schen Systems das allgemeine Misvergnügen ausbrach, wurde A. zur Beschwichtigung des Volks in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Doch reichte sein wohlwollender Sinn nicht hin, die verzweifelte Lage der Dinge zu bessern. A. gab seine Einwilligung zu neuen unhaltbaren Planen sowie dazu, daß das Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Später ward er, weil er sich dem Cardinal Dubois widersetzte, zum zweiten mal verwiesen. Zwar erhielt er 1727 vom Cardinal Fleury die Erlaubniß, zurückzukehren; doch in sein Amt als Kanzler trat er erst 1737 wieder ein. 1750 legte er wegen Altersschwäche die Kanzlerstelle nieder; er starb 9. Febr. 1751. A. war nicht nur ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, sondern ein Mann von umfassender humanistischer und ästhetischer Bildung. Seine Amts- und Gerichtsreden sowie auch seine schriftlichen Arbeiten dieser Art stehen nach Form und Gehalt in großem Ansehen. Seine gesammelten Schriften (13 Bde., Par. 1759—89; dann Par. 1819) erschienen auch deutsch (8 Bde., Lpz. 1767). Vgl. Boullée, «Histoire de la vie et des ouvrages du chancelier d'A.» (2 Bde., Par. 1835). — A. (Henri Cardin Jean Baptiste, Marquis d'), Pair von Frankreich, Enkel des vorigen, geb. 1746 zu Fresnes, bekleidete vor der Revolution verschiedene Staatsämter und wurde 1783 als Träger eines berühmten Namens in die Académie Française aufgenommen. Als Deputirter des Adels trat er in die Generalstaaten, schied jedoch 1790 aus der Nationalversammlung und lebte während der Schreckenszeit in Verborgenheit. Der Erste Consul ernannte ihn zum Präsidenten des Appellhofs in Paris. Später schickte ihn Napoleon als Gesandten nach Kopenhagen, und 1805 verlieh er ihm die Senatorwürde. Nach der Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Achtbar von Charakter, aber beschränkten Geistes, starb er im Jan. 1826 als der letzte männliche Sprößling des berühmten Kanzlers.

Aguilar (spr. Agilár), eine Stadt (Villa) in der Provinz Cordova des span. Königreichs Andalusien, liegt an einem kleinen Zuflusse des Xenil in einer weiten, mit Weingärten bedeckten Ebene, welche vorzügliche Weine erzeugt, und in der Nähe des großen Salzsees Laguna de Zoñar. Der Ort zählt 10575 E. und ist Hauptort eines Gerichtsbezirks. Unter den kirchlichen Gebäuden ist die schöne Pfarrkirche hervorzuheben. Die Klosterkirche Sta.-Clara besitzt werthvolle Gemälde berühmter span. Meister. Bemerkenswerth ist auch das Castell aus der Zeit der maurischen Herrschaft. — Eine andere Stadt (Villa) gleichen Namens, gewöhnlich A. del Campo genannt, liegt in der Provinz Palencia des span. Königreichs Leon, im obern Thale des Pisuerga und nahe bei der Eisenbahnstation Cornesa. Dieselbe zählt 1637 E. und besitzt ein Schloß der Marquis von Villatores sowie eine lat. Schule.

Aguilar (Grace), engl. Schriftstellerin, war die Tochter eines jüd. Kaufmanns, dessen Vorfahren wegen Religionsverfolgungen einst aus Spanien nach England geflohen waren. Am 2. Juni 1816 zu Hackney bei London geboren, wurde sie im älterlichen Hause erzogen und trat schon in ihrem 16. Jahre mit literarischen Versuchen hervor. Ihr erstes Werk, eine Sammlung von Gedichten, erschien anonym unter dem Titel: «The magic wreath». Diesem folgten die beiden innerlich zusammenhängenden, häusliche Erziehung und mütterliche Liebe behandelnden Erzählungen «Home influence» (6. Aufl., Lond. 1855) und «The mother's recompense» (deutsch, Lpz. 1859), die ihren Weg in alle Unterrichtsanstalten und besonders auch in die vornehmsten Familienkreise Englands fanden. Als ihr Name bekannt wurde, suchte sie in der Vorrede zu einer dieser Schriften die christl. Mütter über die Zweifel zu beruhigen, die sich in Hinsicht ihres religiösen Bekenntnisses gegen sie erhoben, und man kann ihre Versicherung nur bestätigen, daß sie überall die Lehren der christl. Moral ohne Rückhalt vertreten hat. Dabei war sie mit Wärme dem Glauben ihrer Väter zugethan, wie ihre «Women of Israel» (2 Bde., Lond. 1845), «The Jewish faith» (Lond. 1847) und die Novelle «The martyrs, or the vale of cedars» (deutsch unter dem Titel: «Maria Henriquez Morales», Magdeb. 1860) beweisen, die übrigens wegen ihres zarten poetischen Gefühls und ihrer aufrichtigen Frömmigkeit auch von Anhängern anderer Confessionen gelesen zu werden verdienen. Von Kindheit an kränklich, wurde ihre Gesundheit durch mancherlei Kümmernisse, namentlich durch den Tod ihres Vaters, noch mehr erschüttert. Auf einer Reise nach den Bädern von Schwalbach starb sie 16. Sept. 1847 in Frankfurt a. M. Eine Ausgabe ihrer Werke, von denen noch «Woman's friendship» und «Home scenes» zu nennen sind, erschien (8 Bde.) 1861 zu London.

Aguilas oder San-Juan de las Aguilas, eine Hafenstadt der span. Provinz Murcia, unweit der Grenze von Granada, liegt malerisch am Fuße eines hohen, weit in das Meer vorspringenden und mit einem Fort gekrönten Felsenbergs und zählt 5330 E. Der rasch emporgeblühte Ort von moderner Bauart besitzt Schmelzhütten, in denen die silberhaltigen Bleierze der benachbarten Sierra-Almagrera und anderer Gruben verschmolzen werden. A. ist einer der Hauptausfuhrpunkte des Bleies, des Esparto und der Soda von Murcia, sodaß sein sehr schöner und guter Hafen fortwährend von vielen Schiffen besucht wird.

Agulhas, Cabo Agulhas oder Aguilhas, gewöhnlich Cap Lagulhas oder Lagullas, d. i. Nadelcap, ist einer der südlichsten Vorsprünge der Südküste Afrikas. Das Cap liegt über 20 M. südöstlich vom Cap der guten Hoffnung, am Ende einer vom Caplande ausgehenden Landzunge, unter 34° 51′ südl. Br. und 37° 36′ östl. Länge, und wird gewöhnlich als die äußerste Südspitze des Erdtheils bezeichnet, aber mit Unrecht, da neben demselben ein felsiger Vorsprung noch weiter in das Meer hineinreicht. Im Grunde liegt aber das eigentliche Südende Afrikas noch weit südlicher. Vom Cap der guten Hoffnung breitet sich nämlich ostwärts bis zur Algoabai und noch weiter hin eine Sandbank als unterseeische Fortsetzung des Südrandes, zum Theil bis 37° südl. Br. oder 40 M. weit von der Küste aus, die jedoch schon etwas südlich von 36° convergirt, eine konische Form annimmt und von einer mittlern Wasserhöhe von 60—70 Faden plötzlich in Tiefen von 180—200 Faden hinabstürzt. Diese submarine Terrasse, den Seefahrern unter dem Namen der Nadelbank (Baio de Agulhas oder Lagulhas-Banc) bekannt und wegen der geringen Tiefe gefährlich, weist auch der aus dem Indischen in den Atlantischen Ocean an ihr vorüberziehenden starken Meeresströmung, dem sogenannten Capstrom (Agulhas-Current oder Great Lagullas-Stream der engl. Schiffer) ihren Weg an, welche, in Verbindung mit den Monsuns, hauptsächlich die von jeher berüchtigten Brandungen und hier häufig vorkommenden Schiffbrüche veranlaßt.

Aguti (Dasyprocta), eine Gattung hasenähnlicher Nager, die in Südamerika und den Antillen sehr verbreitet ist und durch die hohen Hinterbeine und kurzen Vorderbeine, den

kleinen, nackten Schwanzstummel und den schnellen Lauf zwar dem Hasen ähnelt, aber durch die häutigen, nackten, runden Ohren, die nackten Sohlen, die breiten, hufähnlichen Nägel, die groben, straffen Haare und die Bezahnung eher in die Nähe der Meerschweinchen, in die Familie der sogenannten Halbhufer gehört. Es sind harmlose, scheue Thiere, die von Pflanzen, aber auch von Insekten und kleinen Wirbelthieren leben, jung eingefangen sich leicht zähmen lassen, sonst aber auf den Antillen und dem Festlande Südamerikas mit und ohne Hunde ganz so gejagt werden wie unsere Hasen. Das Fleisch kommt jedoch bei weitem demjenigen des Hasen nicht gleich; es ist weiß und hat oft einen widerlichen, scharfen Moschusgeruch. Man hat mehrere Arten unterschieden, die aber alle in Lebensweise und Vaterland übereinstimmen.

Aegypten (lat. Aegyptus, franz. Égypte, engl. Egypt, ital. Egitto) wird das untere Nilthal mit der zu beiden Seiten angrenzenden Wüste von dem ersten Katarakt an bis zum Mittelmeer genannt. Der Name ist zunächst griech. Ursprungs. Die einheimische Benennung war Kēme oder Kēmi. So lautet die hieroglyphische Gruppe und das kopt. Wort, welches im memphitischen Dialekt aspirirt Khēmi gesprochen wurde, und so noch mehr an Cham, den Sohn Noah's, erinnert, der durch seinen Namen als Stammvater des ägypt. Volks bezeichnet werden sollte. Die ursprüngliche Bedeutung von Kēmi ist hieroglyphisch und koptisch «schwarz». Es wurde demnach A. als das «Schwarze Land» bezeichnet, nicht wegen der dunkelfarbigen Einwohner oder wegen der benachbarten Neger, sondern wegen des schwarzen aufgeschwemmten Bodens im fruchtbaren Nilthale, im Gegensatze zur blendenden dürren Wüste. Die Hebräer nannten A. Masōr oder mit der Dualform Misrajim, und hiernach einen Sohn des Cham Misrajim. Auch in den pers. Keilinschriften bezeichnet Mudrâya das Land A. Bei den Arabern heißt A. noch jetzt Masr und Masr-el-Qâhira (d. i. die siegreiche Masr) seine Hauptstadt. Der griech. Name Aigyptos findet sich schon bei Homer, und zwar nicht nur für das Land, sondern noch öfter für den Nilfluß, der erst bei Hesiod Neilos heißt. Nach Brugsch wurde der westl. oder Kanopische Nilarm, der in ältester Zeit der einzige war, in welchen fremde Schiffe einlaufen durften, von den Griechen nach Ha-ka-ptah (d. i. das Haus der Verehrung des Ptah), dem heiligen Namen der Stadt Memphis (gräcisirt Αἴ-γυ-πτος), benannt und dann der Flußname auf den des Landes übertragen. Die Türken haben den griech. Namen zu Qipt verkürzt, und Qipti heißen noch die Kopten, die ägypt. Christen, welche am unzweifelhaftesten die Nachkommen der alten Aegypter sind.

Geographie. Das Land A. (im engern Sinne, abgesehen von den Grenzen des heutigen Vicekönigthums) liegt zwischen 24° 5′ und 31° 35′ nördl. Br. und reicht von 40° 30′ bis 52° 20′ östl. L. (von Ferro). Im N. bespült seine Küste das Mittelmeer, im O. das Rothe Meer, an dessen nördl. Ende es mittels des Isthmus von Suez mit der Halbinsel des Peträischen Arabiens in Verbindung steht. Die Westgrenze zieht sich in einem weiten Bogen durch die Libysche Wüste hin, sodaß sich das Gebiet nach S. verschmälert. Die Südgrenze läuft von dem fast unter 24° nördl. Br. ins Rothe Meer vorspringenden Ras-el-Anf nahe diesem Breitengrade hin und scheidet das Land von Nubien. Das Land bildet somit eins der räumlichen Vermittelungsglieder zwischen den alten Culturländern des südl. Asien und den neuen Culturländern Europas, reicht aber mit seiner eigenen alten Cultur der Zeit nach weit über die erstern hinaus.

A. ist eine wüste Felsplatte, in welche das schmale Nilthal wie eine Rinne eingeschnitten ist; neben diesem liegt westlich eine Reihe anderer Einsenkungen. Eng eingeschlossen zwischen Granit- und Sandsteinfelsen, betritt der Nil (s. d.) bei Assuan Oberägypten, indem er den sogenannten ersten Katarakt bildet. Hügelzüge, selten steil aufsteigend, bilden zu seinen Seiten den Rand der hohen Wüste (Dschebl), welche östlich die Arabische, westlich die Libysche heißt, und zwischen ihnen zieht sich der Fluß in Krümmungen hin, sodaß er sich bei Kenneh der Küste des Rothen Meeres am meisten nähert. Mit dem 30. Breitengrade treten die Hügelketten auseinander, und es beginnt das breite Deltagebiet, das sogenannte Unterägypten. Den Flächeninhalt des Landes berechnet man zu 5500—6000 Q.-M. Davon sind wol $^9/_{10}$ für immer Wüste; denn der Landstrich, welcher durch den Nil befruchtet werden kann, und die Oasenstelle der Libyschen Wüste werden kaum mehr als $^1/_{10}$ des Ganzen ausmachen.

Im N. von Kairo findet sich ein compacter Sandstein, welcher ein flachhügeliges Plateau bis Suez bildet. Den Nil aufwärts bis Siut reicht dann die tertiäre Formation des Nummulitenkalks. Darauf folgt bis Esne Kreide, endlich bis Assuan Sandstein, und zwar dieselbe Art, welche Nubien bildet. Dieser Sandstein ist bei Assuan von mächtigen Massen von Granit und ähnlichen plutonischen, bis 1000 F. sich erhebenden Gesteinen durchbrochen, welche quer den Nil durchsetzen. Das Nilthal selbst in Oberägypten ist gut cultivirt, besonders aber das

flache Delta, in welchem nur hier und da dunkelbraune Hügel, die Schuttstätten ehemaliger Städte, oder auf Hügeln stehende Dattelhaine die Fläche unterbrechen. Jenseit der 4—800, höchstens (bei Theben) bis 1200 F. über das Nilthal aufsteigenden Einfassung desselben folgt die mit einzelnen Bergen besetzte und von gewundenen Thälern durchschnittene, oft mit Sand, Kies und Trümmern bedeckte Felswüste. Das Nordende der östl. Einfassung heißt das Mokattamgebirge, das sich nach O. hin an den bis in die Nähe von Suez reichenden Dschebl-Attakah schließt. Die 26 M. breite Gebirgsplatte steigt allmählich höher an bis da, wo primitive Gesteine hervorgebrochen sind und sich im W. des Sinai der granitische Dschebl-Ghareb zu etwa 6000 F., südlich vom Sinai der ehemals durch seinen rothen Porphyr berühmte Dschebl-Dochan und der granitische Dschebl-Fatireh erheben. Von den diese Wüste durchschneidenden Thälern sind natürlich die ganz hindurchreichenden, vom Nil bis zur Meeresküste gehenden, die wichtigsten. So das Wadi-et-Tih, d. i. das Thal der Verirrung, welches im S. des Mokattam vom Dorfe Besatin bei Kairo bis zum Südostfuß des Attakah ans Meer zieht. Ferner das Thal Hamamat, welches von Kenneh nach Kosseir läuft, sowie das, welches Edfu gegenüber sich in der Richtung nach dem alten Berenice erstreckt. In dieser wasserleeren und ganz von Vegetation entblößten arab. Wüste, nur von Wanderstämmen bevölkert und keine andern Wohnsitze als zerstreute Klöster enthaltend, finden sich an der Ostseite nicht wenige Stellen, an denen im Alterthume Steinbrüche waren und Kupfer, Gold, Blei, Schwefel, Smaragde und Türkise gewonnen wurden. Die niedrigere westl. oder libysche Kette trennt vom Nilthale die dattelreichen, tiefen Thäler mit Alluvialboden, welche unter dem Namen der Oasen bekannt sind. Diese Libysche Wüste wird aus Tertiärgesteinen, Nummulitenkalk, Grobkalk, Diluvialsand und Sandstein mit Salzthon gebildet. Am nördlichsten Ende dieser Kette schneidet vom Nilthale her das etwa 1 M. breite Thal der Natronseen in dieselbe ein, das im W. von Kairo beginnt und vier kopt. Klöster umschließt. Die kleinern, an Natron reichen Seen in demselben lieferten ehedem ein für A. wichtiges Handelsproduct. Südlich scheidet ein niedriger, 1½ St. breiter Rücken von dem Thale der Natronseen das sich weit nach S. bis zur Innern Oase hinziehende breite Bahr-bela-Ma (Fluß ohne Wasser), aus welchem sich eine bis 300 F. hohe Wand zum westlichern libyschen Wüstenplateau hinauf erhebt.

Oberägypten, von Kairo bis zur Südgrenze, hauptsächlich durch sein excessives Klima von dem oceanischen des Delta abweichend, ist ein schmales Thal von verschiedener Breite, in dessen Grunde der Strom bald dem rechten, bald dem linken Thalrande näher fließt. Das Thal erweitert sich bis zu 3 oder 4 M., ist aber an der schmalsten Stelle, am Dschebl-Selseleh unterhalb Assuan, nur eine 300 Schritt breite Schlucht. Der Strom selbst ist wol nirgends breiter als 1500 Klaftern und hat ein schwaches Gefälle, da Assuan nur 246 par. F. höher liegt als Kairo, sodaß auf 1 M. etwa ½ F. Gefälle kommt, von Kairo bis zum Meere sogar noch nicht ⅓ F. Der Flächeninhalt der Inseln im Nil innerhalb Oberägyptens beträgt etwa 20 Q.-M. Größtentheils fließt der Strom am Fuße der meist steilaufsteigenden Felsen des Ostrandes hin, während ihn links ein breiter und flacher Uferstreif begleitet, der zu dem sanfter aufsteigenden Westgehänge den Uebergang macht. Die Kanäle in diesem Uferstreif entziehen dem Nil viel Wasser, und das ist einer der Gründe, weshalb der Hauptwasserfaden hier unbedeutender erscheint als weiter oberhalb in seinem Laufe.

Unterägypten erstreckt sich von Kairo nördlich bis an den langen Rand von Dünen und Felsriffen (ein zu Sandstein umgebildeter Meeressand), der sich am Meere hinzieht. Südlich von diesem Walle liegen große Brakwasserseen, theils durch Ueberflutungen bei stürmischer See, theils durch die Nilüberschwemmungen entstanden und meist nur als Moräste sich darstellend, namentlich der Mariutsee, der See von Etko, von Brullos und der Menzaleh. An diesen hin läuft die 36½ M. lange Küste von der Kanopischen bis zur Pelusischen Nilmündung, zwischen denen das alte Delta eingeschlossen lag. Das gegenwärtige, kleinere Delta wird von dem Rosette- und Damiette-Arme eingefaßt, die nur 19 M. voneinander entfernt liegen. Die Länge des Delta von der Küste bis zum Theilungspunkte des Nil, dem Batn-el-Bakarah, 2 M. nördlich von Kairo, beträgt 20,2 M., und der Flächeninhalt des gegenwärtigen Delta wird zu 200 Q.-M. veranschlagt. Zu Unterägypten gehören aber auch noch die zur Seite jener beiden Arme gelegenen und durch unzählige Kanäle befruchteten Landschaften, sodaß man dafür eine Fläche von 400 Q.-M. erhält. Der größte der genannten Seen, der Menzaleh, hat von Damiette bis Ras-el-Moje eine Länge von 15,4 und eine Breite von 5,4 M.; seine Fortsetzung im SO. ist der Ballahsee.

Die Libysche Wüste im W. des Nil ist eine 3—400 F. hohe, ganz aus der Tertiärformation gebildete Wüstenplatte, durchzogen von einer Einsenkung, welche in gleichem Niveau mit dem Nilthale, stellenweise sogar unter dem Meeresspiegel liegt. Die nördlichste der in dieser Senkung liegenden Oasen ist die Provinz Fajjum, eine Tagereise vom Nil entfernt und durch einen niedrigen Hügelzug von demselben getrennt. Sie bildet ein von Bergen umschlossenes, durch seine Fruchtbarkeit berühmtes kleines Becken, das mit dem Bahr-bela-Ma in Verbindung steht, und durch das der Sage nach einst ein Arm des Nil floß. Die Nordwestseite desselben nimmt der 36 St. im Umfang haltende See Birket-el-Kerun (mit sehr salzhaltigem Wasser) ein, und in der Südostecke lag einst der gegrabene und durch mächtige Dämme abgegrenzte Mörissee, zu welchem noch Reste von Kanalbauten führen, dessen Stelle aber jetzt Ackerland einnimmt. Dieser künstliche See wurde durch den Bahr-Jussuf gespeist und entleerte seinen Ueberfluß in den erstgenannten See. Das Fajjum hat ein herrliches Klima und erzeugt die Früchte des Südens, auch Wein, namentlich Rosinen in Fülle. Die nächste in SW. ist die 109 F. über dem Meere gelegene Kleine Oase (Wah-el-Bahrijjeh). Auch diese ist reich an Fruchtbäumen, namentlich an Datteln, und die Culturpflanzen des Nilthals gedeihen hier ebenfalls in Menge. Etwa 20 Tagereisen südlicher folgt die Innere Oase (Wah-ed-Dachli) mit etwa 6500 E. in 11 Ortschaften und zahlreichen Ruinen alter Cultur. Sie ist 5½ M. lang und 3 M. breit, liegt in 170 F. Meereshöhe und producirt reichlich Bodenfrüchte. Drei Tagereisen östlicher liegt in 320 F. Meereshöhe die Große Oase (Wah-el-Charigeh), die 4300 E. zählt, etwa 12 M. von N. nach S. sich ausdehnt und einen großen altägypt. Tempel und viele Ruinen birgt. Zu den Bodenfrüchten dieser Oasen kommt hier noch die Dumpalme und die wilde Sennapflanze hinzu. Weit im W. von Fajjum endlich liegt die Oase Siwah (s. d.), 1820 durch Mehemed-Ali erobert, ein fruchtbares Gebiet von 2 M. Länge und ½ M. Breite. Sie ist reich an süßen und salzigen Quellen und kleinen Salzseen, und erzeugt berühmte Datteln und andere Früchte.

Im O. des Nildeltas streckt sich zwischen dem Mittelmeere und dem Rothen Meere der Isthmus von Suez, eine öde Sand- und Kieselwüste, aus Grobkalk und Sandstein gebildet, ohne Süßwasser, nur wenig über das Niveau der beiden Meere erhoben, gegen O. hin sich der syrischen Wüste anschließend und von Pelusium im N. bis Suez im S. 16 M. messend. Sowol von A. wie von Asien her neigt sich die gewellte Fläche nach der Mitte und bildet hier eine längliche Bodensenkung, welche die Becken beträchtlicher Seen einnehmen. 4 M. von Suez nach N. zieht sich das tiefe, aber wasserlose Becken der sogenannten Bitterseen. Nördlicher folgt der salzhaltige, theilweise von Vegetation umgebene Timsah- oder Krokodilsee, im Centrum des Isthmus. Von hier läuft eine Einsenkung nach W. gegen den Nil hin, das Wadi-Tumeilat, in welchem Spuren des alten Kanals vom Nil durch den Isthmus zum Rothen Meere sichtbar sind. Dieses Wadi, das Land Gosen der Bibel, enthält Ruinen beträchtlicher Städte, die einst an dem Kanal lagen. Das Nilwasser tritt in der Ueberschwemmungszeit noch in das Wadi-Tumeilat ein und reicht bei starkem Schwellen sogar bis zum Timsahsee. Nördlich von letzterm liegt der mit dem Menzaleh zusammenhängende Ballahsee, der an die Ebene von Pelusium stößt, die bei hohem Nilstande und hoher See unter Wasser steht. Die bedeutendste Erhebung im Isthmus liegt zwischen dem Timsah- und dem Ballahsee und beträgt 50—60 F. Der Isthmus bildet die Erdbrücke zwischen Afrika und Asien und zugleich die Barre zwischen dem Mittelmeere und dem Rothen Meere, die, wie geolog. Untersuchungen ergaben, Meeresboden zur Grundlage hat, sodaß die beiden Meere miteinander in Berührung standen. Schon die Alten suchten diese Verbindung der Meere durch Nilkanäle wiederherzustellen. Die Ausführung eines directen Seekanals hielt man bis in die neuere Zeit schon darum nicht für möglich, weil man das Niveau des Rothen Meeres für höher erachtete als das des Mittelmeeres und durch die Zusammenführung der Meere eine Ueberschwemmung A.s und der Küsten Südeuropas befürchtete. Neuere Messungen haben jedoch ergeben, daß die Gewässer der beiden Meere im Gleichgewicht stehen. Der Franzose Lesseps (s. d.) hat nach einem großartigen Plane die Ausführung eines directen Seekanals durch den Isthmus begonnen, der das Mittelmeer mit dem Rothen Meere und sonach mit dem Indischen Ocean in Verbindung setzen soll. (S. Suezkanal.)

Das Klima von A. ist heiß und trocken, aber den größten Theil des Jahres hindurch gesund, namentlich in ganz Oberägypten vom Delta an, und mehr noch an und in der Wüste als in der Nähe des Flusses. Verschieden ist das Klima in Alexandrien und überhaupt in der Nähe der Meeresküste von dem in Kairo, welches schon an dem oberägyptischen theilhat. Wäh-

rend im Delta der Regen gar nicht selten fällt, sind in Kairo, nach einer durchschnittlichen Rechnung, etwa 240 Tage ganz heiter, an 86 Tagen sind Wolken sichtbar, an 31 ist der Himmel bedeckt, an 8 nebelig. Im südlichern A. ist die Luft reiner und trockener und im ganzen auch gesünder als in irgendeinem andern Lande. Die mittlere Jahreswärme in Alexandrien ist 16° R., in Kairo 17⅔°; sie steigt in Kenneh auf 21¼° und in Theben bis über 23°. Der kälteste Monat ist der Jan. mit 14° in Alexandrien, mit 11° in Kairo; der heißeste der Aug. mit 20° in Alexandrien und mit 24½° in Kairo; das Küstenklima mildert wie überall die Temperaturwechsel. Das Thermometer steigt in einzelnen Fällen zu Kairo im Schatten bis auf 32° R., in den höhern Nilgegenden bis über 40°. Im Winter sinkt die Temperatur in Kairo nicht selten bis auf 3° R., ja in seltenen Fällen und für kurze Zeit bis unter 0°. Im ganzen theilt sich A. klimatisch in eine warme, feuchte Zone, welche das Delta begreift, und in eine heiße, trockene Zone des höhern Nilthals. In jener bildet die Regenzeit eine Art Winter; in dieser herrscht in Bezug auf Wärme und Trockenheit der Atmosphäre ein ununterbrochener Sommer. Fast das ganze Jahr hindurch, nämlich von Juni bis April, herrschen die Nordwinde in A.; sie lindern nicht nur die Tageshitze, sondern sind auch für die Schiffahrt vom größten Nutzen. Morgens ist meistens Windstille, gegen 10 Uhr erhebt sich der Wind und nimmt zu bis gegen Sonnenuntergang. In den Wintermonaten streicht der Nordwind mehr aus Westen. Im April erscheinen die heißen und austrocknenden Südwinde, die in Oberägypten häufiger sind als in Unterägypten. Ihre lästigen und erschlaffenden Einflüsse auf Körper und Geist sind von vielen Reisenden beobachtet und beschrieben worden. Die Zeit, wo diese Winde herrschen, ist unter dem Namen Chamsin, «die Funfzig» (nämlich die 50 Tage von Ostern bis Pfingsten), bekannt, weil sich ihr Erscheinen innerhalb dieser Frist zu halten pflegt. Den Wind selbst nennen die Araber Schard. Er erscheint in den Monaten April und Mai, dauert aber gewöhnlich nur drei bis vier, höchstens sieben Tage, und auch an den einzelnen Tagen nur einige Stunden. Die mittlere Tageszahl beträgt im Jahre durchschnittlich etwa elf Tage. Die mit diesem Winde verbundenen Erscheinungen sind, wie jetzt nachgewiesen ist, hauptsächlich elektrischer Natur. Sie vertreten die Gewitter des Nordens. Was von ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Thiere erzählt zu werden pflegt, ist größtentheils Fabel. Derselbe Wind heißt in Arabien und den südl. Theilen Asiens Samum. Auch Erdbeben sind in A. keine ungewöhnliche Erscheinung. Schon im Anfange der ägypt. Geschichte unter dem ersten Könige der zweiten Manethonischen Dynastie wurde in den Annalen ein solches Ereigniß gemeldet, bei welchem sich in der Stadt Bubastos ein großer Erdspalt aufgethan und viele Menschen verschlungen habe. Später aber wird, seit dem von Strabo erwähnten Erdbeben, welches 27 v. Chr. den Obertheil der Memnonsstatue herabwarf, aus allen Zeiten von größern und partiellern Erschütterungen Meldung gethan. Ueber die Wirkung des ägypt. Klimas auf Kranke, s. **Klimatische Kurorte**.

Die merkwürdigste und für das ganze Land wichtigste Erscheinung ist das jährliche **Steigen und Fallen des Nils**. Es ist jetzt längst außer Zweifel gestellt, daß dieser Wechsel des Zuflusses seinen Ursprung in den tropischen Hochländern hat, aus denen der Nil herabsteigt, aber nicht sowol in dem Schmelzen von Schneemassen, welche selbst in den höchsten Gebirgen nicht von Bedeutung sein dürften, als in den regelmäßig eintretenden und anhaltenden Niederschlägen der tropischen Regen, die von Süden her allmählich bis zum 15—17° vorrücken und dem Strome gewaltige Wassermassen zuführen. Diese Regen beginnen unter dem 11.° nördl. Br. schon Ende Febr., in Chartum im Mai. Die neuen Fluten erscheinen zuerst im Weißen, dann im Blauen Flusse, ein Zeichen, daß die Regenmassen selbst von Südwesten, nicht von Abyssinien her vorrücken. Das erste Steigen wird in Chartum Ende März, in Dongola Ende Mai bemerkt; es erreicht A. Mitte Juni und das Delta Ende Juni. Das Wasser steigt drei Monate lang. Schon nach dem zweiten Monate, zwischen dem 20. und 25. Aug., werden die Dämme in Oberägypten geschnitten, um das Wasser auf die Fluren zu leiten, einen Monat später, um die Herbstgleiche, in Unterägypten. Ende Sept. zieht sich das Wasser zurück. Das Land trocknet im Laufe des Oct. ab; es wird besäet, und bedeckt sich bald allerwärts mit grünen Saaten. Diese Zeit des Wachsthums dauert bis Ende Febr. Mit Anfang März tritt die Ernte ein, und der Fluß nimmt immer mehr ab, bis er im Juni den neuen Kreislauf beginnt. So bedingt der Fluß in A. viel wesentlicher als der Himmel den Wechsel der Jahreszeiten. Von den ältesten Aegyptern wurde daher das Jahr seiner kalendarischen Bezeichnung nach in drei Abschnitte getheilt. Der erste begann mit der Sommerwende, wenn der Nil zu steigen anfängt,

die Kanäle in Ordnung gebracht und die Dämme verschlossen werden. Er umfaßte die nächsten vier Monate bis zum 20. Oct., in welchen der Nil seine Höhe erreicht, in die Kanäle tritt, das Land überschwemmt, sich dann wieder in sein Bett zurückzieht, und der künstlichen Wasservertheilung auf die Felder das übrige überläßt. Diese Zeit hieß die Wasser- oder die Kanaljahreszeit. Der zweite Abschnitt umfaßte die nächsten vier Monate bis zum 20. Febr. Er begann mit der Saat und ist die grünende, die Frühlingszeit des Jahres; daher sie auch hieroglyphisch als Garten- oder Sproßjahreszeit bezeichnet wurde. Der letzte Abschnitt endlich reichte wieder bis zum neuen Jahresanfang. In diesen fiel die ganze Erntezeit, das Einsammeln und Aufspeichern in den Häusern und Magazinen; er hieß daher die Jahreszeit der Früchte oder Vorräthe. Diese Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten, zu je vier Monaten, blieb im altägypt. Kalender unverändert, obgleich man später ein Wandeljahr von 365 Tagen ohne Einschaltung einführte, in welchem jeder Kalendertag allmählich durch alle drei Jahreszeiten des natürlichen Jahres wanderte und erst nach 1500 Jahren an seine ursprüngliche Stelle zurückkehrte.

A. hat keinen großen Reichthum an Mineralien. Es besitzt in den Urgebirgsschichten, welche den Katarakt von Assuan bilden, schöne Granite und Syenite, die daselbst seit den ältesten Zeiten in kolossalen Massen gebrochen, durch das ganze Land verschifft, und sowol für Sculpturen aller Art als auch zum einfachen massiven Bau vielfach verwendet wurden. Andere vortreffliche Qualitäten von hartem Gestein wurden in dem Arabischen Gebirge gebrochen. Dahin gehört namentlich eine grüne Breccia, die sich an der großen alten Karavanenstraße von Kenneh nach Kosseir lagert und bereits seit der vierten Manethonischen Dynastie, wie die Felseninschriften zeigen, benutzt wurde. Ferner die Brüche eines weiß und schwarzen Granits am Dschebl-Fatireh, sowie die Brüche des namentlich seit den Zeiten der röm. Kaiser berühmten dunkelrothen Porphyrs vom Dschebl-Dochan. Unterhalb Assuan tritt der Nil in ein weites Terrain von Sandstein ein, welches bis über den 25.° nach El-Kab herabreicht, und besonders bei der Stromenge von Selseleh die ausgedehntesten Steinbrüche eines festen, fein- und gleichkörnigen Sandsteins darbietet, der vorzugsweise in der zweiten Hälfte des altägypt. Reichs das vortreffliche Material zu den großartigen Tempelbauten der Pharaonen bildete. Von El-Kab an bis an das Meer, also in dem bei weitem größten Theile A.s, herrscht allein der Kalkstein. Die berühmten Königsgräber von Theben sind in die libyschen Kalkfelsen eingehauen, und die Pyramiden von Memphis sind aus dem gröbern Nummulitenkalksteine des Orts gebaut und mit Blöcken des feinkörnigern und festern Steins der am arab. Ufer gelegenen Mokattambrüche bekleidet. Ein anderer, im Alterthum häufig verarbeiteter und geschätzter Stein ist der sogenannte orient. Alabaster, der vorzüglich im Arabischen Gebirge gebrochen und noch jetzt daselbst gefunden und verarbeitet wird. Von andern Mineralien ist die ausgebreitete Natronbildung, besonders im nördl. A., zu erwähnen. Auch viel Kochsalz, Salpeter und Alaun wird gewonnen; an einigen Orten treten reiche Quellen von Erdöl zu Tage, wie beim Dschebl-Zeit am Rothen Meere, welcher daher seinen Namen führt. Nach Steinkohlenlagern ist eifrig, aber immer vergeblich geforscht worden; dagegen hat man 1850 ungeheuere Schwefellager am Rothen Meere entdeckt. Auch die im Alterthum und von den Arabern ausgebeuteten Goldminen sind bei Dschebl-Ollagi, und die Smaragdminen bei Dschebl-Zabara neuerdings wieder aufgefunden worden, aber lohnen jetzt die Betriebskosten nicht mehr.

Die im ganzen arme Flora theilt sich nach Boden und Klima einerseits in eine Flora des Flußthals und eine Wüstenflora, andererseits in eine nördliche und eine südliche. Sie hat namentlich im Norden nur wenige eigenthümliche Arten und schließt sich hier vielmehr den Floren der übrigen Küstenländer des Mittelmeeres an. Aus der innerafrik. Flora erscheinen in dem Nilthale die Sykomore, die im Alterthum charakteristisch für A. war, der Nabk, die Tamarinde, diese jedoch nur bei sorgfältiger Pflege. Wälder fehlen in A. ganz, denn die angepflanzten Dattelhaine können als solche nicht bezeichnet werden. Folge davon ist der große Mangel an Bau- und Brennholz, weshalb man sich schon zu Herodot's Zeiten des getrockneten Mistes als Brennmaterial bediente. Nur wenige von den in A. cultivirten Nutzpflanzen sind im Lande einheimisch. Die Dattelpalme, der bei weitem verbreitetste und nutzbarste Baum des heutigen A., war im Alterthum zwar schon im Lande vorhanden, aber als Fruchtbaum nur wenig geschätzt und benutzt. Ihre sorgfältigere Cultur scheint erst seit den Zeiten des Islam begonnen zu haben. Die Dattelpalme ist wesentlich ein Culturbaum und gewährt vielen Gegenden die Hauptnahrung; am häufigsten wird sie im Delta, am besten aber in der Provinz von Gizeh, oberhalb Kairo, und außerdem vorzüglich in den unternubischen Provinzen Sukkot und Mahas gezogen. Zwei andere aus dem Alterthum berühmte Pflanzen sind die Lotos- und

die Papyrusstaude, von denen die letztere jetzt fast ganz verschwunden ist und sich nur noch hier und da im Delta finden soll. Der Lotos beschränkt sich jetzt auf das Delta bis Kairo und wird nicht mehr wie früher zur Nahrung verwendet. Von Getreidepflanzen baut man Weizen und Gerste, im Delta Reis, in den höhern Gegenden Mais und viel Hirse (Sorghum vulgare); desgleichen Zuckerrohr, Linsen (eine Lieblingsspeise), Erbsen, Bohnen, Hanf und Flachs. In neuerer Zeit wird außerdem die zu dem wichtigsten Handelsartikel gewordene Baumwolle cultivirt. Auch Zwiebeln, Melonen, Sesam, Mohn, Senf, Taback, Sennesblätter, Coloquinten, Henna, Saflor, Indigo, Pfeffer werden gezogen. Rosen gewinnt man im Fajjum in großer Menge, um Rosenöl und Rosenwasser daraus zu bereiten. Von Baumfrüchten sind außer der Dattel noch die Oliven (namentlich im Fajjum, das jährlich an 40000 Pfd. ausführt), Feigen, Orangen, Citronen, Pfirsiche, Mandeln, Aprikosen, Quitten, Maulbeeren, Granatäpfel und Wein zu erwähnen. Letzterer wurde früher in ganz A. viel gebaut, hat sich aber gegenwärtig auf das Fajjum beschränkt. In den Gärten sieht man ferner die Banane und Anona squamosa (Ruhmfrucht). Die mitteleurop. Obstsorten gedeihen in A. nicht, und die wenigen Aepfel, Birnen, Pflaumen, die gewonnen werden, sind unschmackhaft.

Auch die Thierwelt A.s ist verhältnißmäßig arm; am zahlreichsten in Bezug auf Arten sind die Fische und Amphibien vertreten. Der Nil ist reich an Fischen, besonders Welsen, Karpfenarten, Aalen, Mormyri u. s. w. Die meisten sind zugleich wohlschmeckend und liefern der Bevölkerung einen großen Theil ihres Unterhalts. Unter den Amphibien zeichnen sich die Krokodile aus, welche früher bis nach Unterägypten und in das Fajjum kamen, jetzt aber nur bis nach Beni-Hassan und Minieh in Mittelägypten. Ebenso war früher das Nilpferd häufig bis ins Delta herab, während es sich jetzt ganz aus A. zurückgezogen hat und erst in Dongola vorkommt. Die größern reißenden Thiere sind wegen des Mangels an Wäldern und der Nahrungslosigkeit der Wüste selten. Doch scheint es, daß auch diese in frühern Zeiten tiefer herabkamen als jetzt, da sich auf den alten Monumenten öfter Jagden, namentlich Löwenjagden, abgebildet finden. Hyäne, Fuchs, Schakal, Ichneumon und Hase sind häufig; tiefer in der Wüste wohnen die Gazelle und andere Arten von Antilopen. Zahlreich sind die Raubvögel; auch sieht man in großen Schwärmen Störche, Wachteln, Tauben u. s. w. Der im Alterthum in ganz A. so häufige und wegen seiner Heiligkeit geschonte Ibis ist jetzt sehr selten und hat sich nach dem Süden zurückgezogen. An Skorpionen, Heuschrecken, Mosquitos und andern schädlichen Insekten ist kein Mangel. Das allgemeinste Nutzthier ist der Esel, von größter Wichtigkeit auch das Kamel, welches jedoch seine Bedeutung erst seit der arab. Zeit erlangt hat, da es sich im Alterthum nirgends als Hausthier in A. nachweisen läßt. Das Thier hat hier nur einen Höcker und ist in den Städten in großer Anzahl zu finden. Das Pferd gehört A. seit den ältesten Zeiten an, ward jedoch im Alterthum, nach den Monumenten zu urtheilen, nur zum Ziehen, nie zum Reiten gebraucht. Außer der einheimischen, keineswegs schönen Rasse, findet man auch das Dongolapferd und das syrische (türk. Beigir). Besonders geschätzt ist das feine syrische Anezi, also nach einem Beduinenstamme benannt. Am höchsten steht jedoch das seit Mehemed-Ali's Kriegszügen in Arabien bekannte Nedschdi, das schönste, edelste und tüchtigste aller Pferde. Für die Veredlung des Pferdes geschieht in A. selbst nichts. Maulthiere sind in den größern Städten häufig. Das Hornvieh wird im ganzen gepriesen; besonders schön sind die Stiere. Sehr verbreitet ist auch der Büffel, der gleich dem Stiere zur Arbeit verwendet wird. Das Schaf sowol der Wüste wie des Culturlandes liefert das Material zu den braunen Mänteln der Aegypter. Selten fehlen bei einer Bauerwohnung dürftige Gänse, kleine und meist unschmackhafte Hühner, Enten und vortreffliche Truthühner. Die Hühner werden noch jetzt, wie schon im Alterthum, größtentheils künstlich durch Brütöfen gewonnen.

Wie die Production des Landes so haben sich seit dem Alterthume auch dessen Bewohner von Grund aus geändert. Der Mensch ist in A. nach Rasse und Sprache, nach äußerm Ansehen und geistigen Eigenschaften, in seinen Krankheiten und seinen Fähigkeiten, in seinen polit., religiösen und socialen Verhältnissen ein anderer geworden und im ganzen von der frühern Höhe herabgesunken. Die Bevölkerung des alten A. zählte nach den heiligen Aufzeichnungen der Aegypter unter den alten Pharaonen gegen 7 Mill., in mehr als 18000 Städten und größern Orten vertheilt. Herodot gibt in der Zeit der höchsten Bevölkerung unter Amasis 20000 Städte an. Unter dem ersten Ptolemäer wurden nach Diodor über 30000 Orte gezählt und so noch zu seiner Zeit. Josephus rechnet zur Zeit des Nero $7\frac{1}{2}$ Mill. Bewohner außer Alexandrien, welches zu Diodor's Zeit etwa 300000 E. hatte. Trotz wiederholter Fremdherrschaft und zahlreicher Einwanderung in A., nämlich altsemitischer (Hyksos), persischer, griechischer und

römischer im Alterthum, arabischer seit dem zweiten Drittel des 7., türkischer seit dem Beginn des 16. Jahrh., bildet den Grundstock der Bevölkerung auch noch gegenwärtig die ägypt.-koptische Rasse. Die Bewohner des flachen Landes, an drei Viertheile der Gesammtbevölkerung, die Fellah (d. i. Pflüger), tragen, ungeachtet ihrer phys. Verkommenheit, noch deutlich den altägypt. Typus, wie er uns auf den Monumenten entgegentritt. (S. Fellah.) Wesentlich ebenso beschaffen ist die Bevölkerung der kleinen Städte, während in den größern das arab. Element vorherrscht. In Kairo hat sich das Araberthum fast rein gehalten; am edelsten findet es sich jedoch bei den Beduinen in der Wüste. Die höhern Militärstellen des Landes haben Türken inne, die der Zahl nach ein geringes, aber das eigentlich herrschende Element in der Bevölkerung der größern Städte bilden. Das Türkische ist die Hofsprache, und der Vicekönig bedient sich desselben in seinen Erlassen an die Statthalter. Auch die Kawassen oder polizeilichen Schutzwachen sind Türken. Ein wichtiger Theil der städtischen Bevölkerung sind ferner die christl. Kopten (s. d.), der einzige völlig unvermischt gebliebene Rest der alten Aegypter. Man schätzt ihre Zahl auf 150000, wovon gegen 10000 auf Kairo kommen. Besonders zahlreich leben sie im Fajjum und in Oberägypten. In den Städten sind sie meist Kaufleute, Goldschmiede, Wechsler und Baumeister. In sehr geringer Zahl sind die Juden vorhanden, meist Geldwechsler und Juweliere. In Alexandrien und Kairo bilden die Europäer einen wichtigen Theil der Bevölkerung. Sie durchdringen alle Schichten der Gesellschaft; ein Theil steht im Dienste der Regierung, die meisten aber treiben Handel. Italiener, dann Malteser und Griechen sind die Hauptbestandtheile der europ. Bevölkerung. Außerdem findet man in Kairo und in Alexandrien eine Anzahl von Nubiern (Barabra genannt), die im Rufe der Ehrlichkeit stehen und deshalb zu Dienern, Wächtern und Thorhütern verwendet werden. Eine besondere Klasse von Landesbewohnern bilden die zahlreichen Stämme der Beduinen, welche mit ihren Heerden von Kamelen, Ziegen und Schafen in den Wüstengebieten nomadisch umherziehen. Die im Fajjum sind jetzt ansässig und treiben Ackerbau und Viehzucht; die in der Sinaihalbinsel sowie die Bischari und Ababdeh besorgen die Waarentransporte in der Wüste. Bei weitem der größte Theil der Beduinen der ägypt. Wüstengebiete sind von reinem arab. Blute und leben noch ganz so wie ihre Vorväter vor Jahrtausenden. Fast alle die zahlreichen, oft untereinander in Streit lebenden Stämme sind jetzt dem Einflusse der ägypt. Regierung unterworfen. Die sieben Stämme in der Sinaihalbinsel, Tawarah genannt, etwa 6000 Seelen, sollen eine unreine ägypt.-arab. Rasse sein. Auf dem Dschebl rechts vom Nil wohnen, einige kopt. Klöster ausgenommen, nur Beduinen. Die 26 Stämme derselben sollen 28000 waffenfähige Leute, darunter 3000 Reiter, aufbringen können. Die bedeutendsten Stämme sind die arab. Maazeh im Norden und die Ababdeh (s. d.) im Süden. Letztere sind im Besitze der Handelsstraße von Kosseir nach Kenneh. Zwischen Suez und Kairo nomadisiren die Huweitat. Freier, unabhängiger und unbändiger ist der Beduine auf der Westseite des Nil. Man zählt hier 24 Stämme, welche 14—15000 streitbare Männer stellen können. Die Bevölkerung der ägypt. Oasen ist arabisch; nur die der Oase Siwah ist berberischen Stammes. Endlich repräsentiren in A. noch die Ghagar oder Zigeuner einen zahlreichen Volksstamm, dessen Angehörige sich als Kesselflicker, Affenführer, Seiltänzer, Schlangenfänger, Hausirer u. s. w. herumtreiben. Die Bewohnerzahl des heutigen A. wurde bisher gewöhnlich nur auf 2 oder $2^1/_2$ Mill. angegeben; neuere Abschätzungen, die 1847 und 1860 vorgenommen wurden, haben jedoch über 4,300000 ergeben.

Die Sprache der Aegypter war unter ihren eingeborenen Herrschern die ägyptische, welche nicht zu den urafrik., sondern zu den kaukas. Sprachen, unter diesen aber weder zu dem indogerman. noch zu dem semit. Stamme gehörte, sondern zu einem dritten, dem chamitischen, welcher in vorhistor. Zeiten aus Asien in das untere Nilthal eingewandert ist. Die Sprache erhielt sich unter dem Namen der koptischen, auch seitdem unter den Römern das Christenthum eingedrungen und obgleich in der Zeit der griech. Herrschaft und schon früher die griech. Sprache immer mehr neben der einheimischen aufgekommen und namentlich in Alexandrien und Memphis zu großer Verbreitung gelangt war. Mit der arab. Eroberung des Landes und dem Einströmen arab. Einwanderer, die sich in den Städten wie auf dem Lande niederließen oder die Weidegründe des Dschebl erwählten, erhielt die arab. Sprache immer allgemeinere Geltung, indem sie von der, mit Ausnahme der heutigen Kopten, zum Islam bekehrten Urbevölkerung angenommen wurde. Gegenwärtig ist die arab. Sprache in allen Theilen des Landes die alleinherrschende. Das Koptische wird von den Kopten zwar noch immer in ihren heiligen Schriften gelesen, aber nur von sehr wenigen verstanden, von niemand mehr gesprochen.

Die älteste Eintheilung des Landes war die naturgemäße in Ober- und Unterägypten. Sie wurde zugleich seit dem Beginne der ägypt. Geschichte eine polit. Eintheilung, indem lange Zeiten hindurch verschiedene Herrscherfamilien das Land zugleich regierten, von denen die eine in Oberägypten, die andere in Unterägypten residirte. Das obere Land umfaßte die Thebaïs und größtentheils auch Mittelägypten, und hatte in der frühesten Zeit die Stadt This, in unmittelbarer Nähe von Abydos, später Theben zur Residenz. Das untere Land begriff vorzüglich das Delta und die zunächst liegenden Gegenden bis etwa zum Fajjum, und hatte Memphis zur Residenz. Die ägypt. Könige nannten sich daher auch zu allen Zeiten nicht Herrscher von A., sondern Beherrscher des obern und untern Landes oder der beiden Länder, wobei das obere immer den Vorrang behauptete. Später trat viel mehr eine Dreitheilung in Ober-, Mittel- und Unterägypten hervor. Unter Sethos I., dem Sesostris des Herodot, wurde das ganze Land in 36 Nomen getheilt; von diesen kamen nach Strabo 10 auf die Thebaïs oder Oberägypten, 10 auf das Delta oder Unterägypten, und 16 auf das Zwischenland. Nach den Münzen war A. später in 46 Nomen getheilt, nämlich die Thebaïs in 13, das Delta in 26, der mittlere Theil, welcher deshalb Heptanomis genannt ward, in 7 Nomen. Auch Plinius gibt 46 Nomen an, doch mit einigen Verschiedenheiten; Ptolemäus 47, indem der Heptanomis ein achter Nomos Antinoïtes zugefügt ward. Das Land jenseit des ersten Kataraktes bis nach Hierasykaminos wurde nach seiner Länge Dodekaschoinos genannt. So weit gingen nach dem Itinerarium Antonini des 4. Jahrh. die röm. Heerstraßen. Ebenso weit reicht A. auf der Peutinger'schen Tafel. Zur Zeit des Kaisers Arcadius, um 400 n. Chr., wurde das Delta in drei Provinzen getheilt, von denen die beiden östlichen, die erste und die zweite, Augusta, die westliche Aigyptiake hießen. Die Heptanomis bis Oxyrhynchos wurde Arkadia genannt; dann folgte bis Panopolis «die nächste Thebaïs», endlich bis Philä «die obere Thebaïs». Das heutige A. wird noch immer in drei Theile getheilt: Masr-el-Bahri, das nördl. A., begreift das Delta und die südlich zunächstliegenden Gegenden bis zum Fajjum, doch mit Ausschluß desselben; El-Wystani, das mittlere, geht den Fluß hinauf bis über Dahrut-esch-Scherif, wo der große Fajjumkanal Bahr-Jussuf abgeleitet ist; Es-Saïd endlich heißt Oberägypten.

Statistisches. Gegenwärtig ist A. der Form nach ein Paschalik des türk. Reichs, dessen Verhältnisse zur Pforte aber durch den Hatti-Scherif des Großherrn vom 13. Febr. 1841 unter Garantie der europ. Großmächte geregelt worden sind. Danach ist die Statthalterschaft des Landes der Familie des Mehemed-Ali in der Weise verliehen, daß das jedesmalige älteste männliche Glied derselben (Seniorat) zur Nachfolge in der Regierung gegen einen festgesetzten Tribut von jährlich 1,133000 span. Thlrn. (gegenwärtig 80000 Beutel) berechtigt ist. Die Bestimmungen des Hatti-Scherif von Gülhane sowie alle Verträge der Pforte mit fremden Mächten sollen auch in A. zur Geltung kommen. Die Steuern müssen im Namen des Großherrn erhoben und die Münzen nach Art und Gesetz der türkischen geprägt werden. Außer A. ist dem Pascha zugleich auch die Verwaltung der von Mehemed-Ali eroberten Länder Nubien und Kordofan von der Pforte übertragen. Die von Mehemed-Ali wiedergewonnenen Gebiete an der Westküste des Rothen Meeres sowie in Arabien sollen dagegen unmittelbar unter der Pforte stehen. Der jedesmalige, von der Pforte zu bestätigende Statthalter heißt Wali von A. und führt die Titel Hoheit und Vicekönig. Die Söhne des Vicekönigs haben den Titel Bei; später erhalten sie vom Sultan den Titel eines Pascha. Die Töchter heißen Hanem, welches Wort etwa Herrin oder Dame bedeutet. Zur obersten Leitung der Staatsgeschäfte hatte schon Mehemed-Ali ein nach europ. Muster gebildetes Ministerium eingeführt, welches gegenwärtig in die fünf Departements des Innern, des Aeußern, der Finanzen, des Kriegs und der Marine zerfällt. Seit Nov. 1856 besteht auch ein oberster Staatsrath, der aus den Prinzen von Geblüt, vier Generalen und vier Großwürdenträgern zusammengesetzt ist. Der höchste Gerichtshof ist der Divan-el-Khidiwi, worin der Stellvertreter des Pascha, der Kiaja-Pascha, den Vorsitz führt. Für die Zwecke der Verwaltung ist A. in neun Mudirijjeh oder Gouvernements getheilt. Von denselben kommen vier: Bahrieh, Raudet-el-Bahrein, Dakalieh und Kaliubeh (einschließlich Sarkieh) mit ihren Hauptstädten Damanhur, Tantah, Mançurah und Kaliub auf Unterägypten, die übrigen, nach ihren Hauptstädten benannten (Beni-Suef, Minieh, Siut, Girgeh und Kenneh) auf Oberägypten. Jedes Mudirlik oder Mudirijjeh wird von einem Bei verwaltet; nur Kenneh steht unter einem Ferik-Pascha oder Divisionsgeneral, welchem die Beis von Kenneh und Esneh sowie die Wakile von Assuan und Derr untergeordnet sind. Die Mudire und die Wakile haben niedere Beamte unter sich, die Kosaf oder Districtchefs, welche zugleich die Steuern erheben und wiederum die Vorgesetzten der Sujuth-el-Beled oder Dorfschulzen sind.

Die durch den Pascha verwalteten Nilländer oberhalb A. bilden in der türk. Geschäftssprache das Paschalik Sennaar, in der ägypt. hingegen das Beled-es-Sudan, welches durch einen, vom Pascha ernannten, zu Chartum residirenden Gouverneur regiert wird. Als besondere Verwaltungsgebiete werden betrachtet: die Städte Kairo, Alexandrien, Rosette, Damiette, Kosseir, Arisch und Suez, die unter eigenen Gouverneuren stehen. Der Mudir hat mit Hülfe seiner Kawassen für Ruhe und Sicherheit seiner Provinz zu sorgen, die Steuern einzutreiben, die öffentlichen Bauten zu überwachen u. s. w.; außerdem hat er auch noch als Richter zu fungiren.

Der Ackerbau ist von jeher in A. die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung und die Grundlage der wirthschaftlichen Verhältnisse des Staats gewesen. Obgleich derselbe im Laufe unsers Jahrhunderts infolge der despotischen Maßregeln Mehemed-Ali's einen sehr beträchtlichen Aufschwung genommen, ist doch noch lange nicht alles anbaufähige Land wirklich in Cultur gesetzt. Die Gesammtheit des culturfähigen Landes wird auf 7,014000 Feddan (631 Q.-M.) geschätzt, wovon vier Siebentel auf Oberägypten kommen sollen. Da aber von der genannten Fläche 3,157774 Feddan brach liegen, so gehen fast drei Siebentel des culturfähigen Landes bisjetzt für die landwirthschaftliche Production verloren. Anbaufähig ist alles Land, welches vom Nilwasser bei dem regelmäßigen Schwellen des Flusses erreicht und befruchtet werden kann. Soll daher das Culturland in tragbarem Zustande erhalten werden, so ist die sorgfältige Instandhaltung des Kanalnetzes die Grundbedingung. Die Stütze des Ganzen in dieser Beziehung ist der 45 M. lange Josephskanal, welcher von Dahrut-esch-Scherif bis Fajjum den Nil begleitet. Diesen mit seinen Seitenarmen in Stand zu halten, liegt jetzt den Dörfern ob, welche von den Kanälen berührt werden. Dasselbe gilt auch von der Herstellung der Dämme, welche die Ueberschwemmung in Schranken halten und während derselben zur Communication dienen. Die größte Anzahl von Kanälen hat natürlich das Delta. Wo das Nilwasser nicht hingelangt, da bewässert man mit Hülfe von einfachen Wasserrädern oder Schöpfmaschinen. Alle Culturgründe zerfallen demnach in Rei-Ländereien, welche vom Nilwasser erreicht werden, und in Scharaki-Ländereien, welche künstlich bewässert werden müssen. Auf den erstern säet man, sobald sich das Wasser zurückgezogen hat, Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen u. s. w., die sogenannte Wintersaat (Schitawi); auf ihnen hat man in der Regel im Jahre nur eine Ernte. Auf die künstlich bewässerten Länder bringt man ebenfalls zuerst Wintersaat, nächstdem aber baut man auf ihnen in der Zeit um die Frühlingsnachtgleiche Durrah oder Indigo, Baumwolle, endlich um die Zeit der Sommersonnenwende abermals Gerste oder Mais, sodaß man im Jahre drei Ernten von demselben Acker erzielt. Oberägypten hat ausschließlich Winterfeldbau, und obschon man daselbst weder pflügt noch düngt, so fallen doch die Ernten viel reichlicher aus als in Unterägypten.

Obschon in A. mehr als in jedem andern Lande der Bauer (Fellah) den wichtigsten Theil der Bevölkerung ausmacht, lebte doch hier, so weit die Geschichte zurückreicht, der ackerbautreibende Stand stets in strenger und drückender Abhängigkeit. Früher war das Verhältniß des Bauers in A. wie in jedem andern mohammed. Staate das des Pachters zum Grundherrn, wobei die Steuer die Stelle des Pachtschillings vertrat und zugleich der Grundsatz festgehalten wurde, daß bei regelmäßiger Bezahlung der Steuer die Pacht nicht aufgekündigt werden konnte. Mehemed-Ali jedoch machte durch sein berüchtigtes Monopolsystem den Bauer zu dem elend bezahlten Tagelöhner der Regierung, indem er nicht nur die an und für sich schon sehr hochgestellten Abgaben in natura von den Bauern bezahlen ließ, sondern auch dieselben zwang, alles, was sie ernteten, an die Regierung zu dem von ihr selbst festgestellten Preise zu verkaufen. Daneben hatte der Bauer ungemessene Frondienste und wurde mit der größten Strenge zu den Kanalbauten angehalten. Hierzu trat noch die Aushebung zu dem vom Fellah aufs höchste verabscheuten Kriegsdienste im Landheere oder auf der Flotte. Die erste Erleichterung, welche in neuerer Zeit der ägypt. Bauer erhielt, war die Erlaubniß, die Grundsteuer in Geld bezahlen zu dürfen. Allmählich sah man sich auch genöthigt, dem europ. Einfluß nachzugeben und das Monopolsystem aufzuheben. Letzteres geschah zwar schon unter Abbas-Pascha, in Wirklichkeit kam es jedoch erst unter Said-Pascha dahin, daß der Fellah seine Producte völlig frei verkaufen durfte.

Infolge der Maßnahmen Mehemed-Ali's gestalteten sich in A. auch die Verhältnisse des Grundbesitzes anders als in andern mohammed. Ländern. Der Pascha confiscirte nicht nur die Erblehen und Familiengüter und die für wohlthätige Zwecke bestimmten Güter, sondern nahm auch die zahlreichen, von ihren Bebauern verlassenen Gründe für sich in Anspruch. Es entstanden so die Tschifliks oder Privatgüter des Pascha und seiner Familienglieder, welche

allmählich eine ungemeine Ausdehnung erlangten und durch einen eigenen Divan verwaltet wurden. Ihre Cultur erfolgte durch Fronarbeiten der Landbevölkerung, und der Vicekönig selbst befahl, auf welchem Tschiflik Baumwolle oder Mais, Bohnen u. s. w. gebaut werden sollte. Waren Dörfer und Districte derart verarmt, daß sie ihre Steuer nicht mehr bezahlen konnten, so wurden die Gründe wohlhabenden Leuten in Lehn gegeben, welche die Bezahlung der fälligen Steuern übernahmen und sich dafür nach und nach von den Steuerpflichtigen, die sie durch Lieferung von Werkzeugen u. s. w. unterstützten, bezahlt machten. Derartige Lehngüter heißen Uhdeh, und die Regierung hat in Betreff der Steuer nur mit deren Inhaber zu thun. Die Brachgründe, welche der Vicekönig als Geschenke zur Urbarmachung vertheilte, heißen Ibadijjeh; sie sind Eigenthum der Besitzer und wurden unter Said-Pascha mit einer Steuer von zehn vom Hundert belastet. Eigenthumsrecht im europ. Sinne besteht in A. somit nur bei den Tschifliks, die einzig in den Händen der Familie Mehemed-Ali's sind, und bei den Ibadijjeh. Alles übrige Culturland gilt für Eigenthum des Staatsschatzes (Miri).

Seit die Regierung unter Abbas-Pascha und Said-Pascha die Monopole Mehemed-Ali's aufgegeben, hat sich der Handel des Landes in außerordentlicher Weise gehoben. 1841 belief sich der Gesammthandel Alexandriens auf 81,173050 Frs.; 1854 auf 123,261964, 1856 auf 183,901913 Frs. Für die Ausfuhr sind Alexandrien und Suez die wichtigsten Plätze; für die Einfuhr Kairo. Der Großhandel ist fast ganz in den Händen der Europäer, während die Eingeborenen den Vertrieb der Waaren im Innern besorgen. Im Ausfuhrhandel sind zahlreiche Christen und Mohammedaner beschäftigt, welche den Bauern die Producte in den Dörfern abnehmen und an die Exporthäuser abliefern. Die Ausfuhr Alexandriens betrug nach preuß. Scheffeln 1860: in Weizen 18,638000, Bohnen 12,474000, Gerste 1,906600, Reis 1,141000, Datteln 1,262900, Sesam 203400, Leinsamen 1,097800, Linsen 1,062400; Baumwolle 4,348600 Pfd. Der Gesammtwerth der Ausfuhr betrug 1860: 309,093302 ägypt. Piaster (20 = 1 Maria-Theresienthaler); der Import 248,212795 Piaster, wobei 63,482900 für engl. Manufacte. Ausfuhrartikel sind außer den genannten: Büffelhörner, Wachs, Kaffee, Sodaasche, Elfenbein, Gummi, Henna, Weihrauch, Schafwolle, Leinen, Perlmuscheln, Moschus, Rosenöl, Natron, Opium, Pfeffer, Felle, Straußfedern, Sennesblätter, Ammoniaksalz, Samengattungen, Matten, Salz, Salpeter, Tamarinden, Schildpatt, Saflor. Die Einfuhr besteht nebst Tuch, Kupfer und Bauholz namentlich in Taback aus Syrien und der Türkei, Quecksilber, Stahl, Waffen, rothen Mützen, Brennholz, Tauwerk, Steinkohlen, Glasperlen, Nägeln, Kaffee, Glaswaaren, Medicamenten, Eisen, Fayence, Gewürzen, Theer und Pech, Möbeln, Maschinen, Papier, Pfeffer, Blei, Kartoffeln, gesalzenem Fleisch, Quincailleriewaaren, Seidenwaaren, Seife, Schuhen und Lederwaaren, Zucker, Schwefel, wollenen Teppichen, Weinen und Liqueuren. Dem Werthe nach kommen fast zwei Fünftel der Einfuhr aus England, ein Sechstel aus der Türkei, das übrige aus andern Ländern. Von den 1860 eingelaufenen 1560 Segelschiffen waren 243 türk. Griechen, 616 Türken, 176 Engländer, 124 Oesterreicher. Von den 480 Dampfern gehörten 239 England, 78 Frankreich, 76 Oesterreich, 36 der Türkei. Der Handel Damiettes ist jetzt unbedeutend; meist nur Schiffe aus Syrien besuchen den dortigen Hafen. Dagegen hat sich Suez seit Einrichtung der engl. Ueberlandspost (s. d.) sehr gehoben. Besonders stark ist der Verkehr mit Dschedda an der Küste Arabiens. 1860 gingen von Suez 63 engl. Dampfer (und 1 französischer) mit 5071 Passagieren und 873 Soldaten ab, und der Gesammtwerth der Sendungen betrug 12,507334 Pfd. St. Von Ostindien kamen 8183 Passagiere. Wichtigkeit hat im Rothen Meere auch der kleine Platz Kosseir, welcher den Verkehr auf der von dort zum Nil führenden Karavanenstraße vermittelt. Die nach Arabien gehenden Pilger benutzen diesen Weg; auch die Getreidetransporte nach der arab. Seite geschehen auf ihm. Kosseir wie Suez fehlt es jedoch an Trinkwasser und Vegetation. Im Binnenlande sind für den Handel von Bedeutung: Mançurah, die größte Stadt im Delta; Zakazik, unfern den Ruinen von Bubastos; Tanta, das jährlich zwei große Jahrmärkte (Anfang März und Anfang Aug.) hält, in Verbindung mit den Festen zu Ehren des Schutzpatrons von Unterägypten, des Sejjid-Achmed-el-Badawi, der hier (1200) gestorben ist; Siut in Oberägypten, welches den Verkehr mit Darfur vermittelt; Kenneh, an der Stelle des alten Kainopolis, eigentlich der Nilhafen für Kosseir; Assuan, seither die Grenzstadt gegen Nubien.

Die Industrie A.s ist ganz unbedeutend. Kairo hat etwa 500 Webstühle für halbseidene Stoffe und 1000 für Baumwollzeuge. Von Belang ist daselbst auch die Indigofärberei und die Gerberei, und außerdem fertigt man hier das Schuhzeug fast für das ganze Land. Gutes Saffianleder, Posamentierarbeiten, Strohmatten und Binsenkörbe liefert die Hauptstadt gleich-

falls; Wolldecken und grobe Tücher das Fajjum. Die ehemals bedeutende Linnenfabrikation in Oberägypten hat aufgehört. Ebenso sind die meisten der von Mehemed-Ali gegründeten Regierungsfabriken eingegangen; die Fabrik rother Mützen zu Fuah besteht jedoch noch, ist aber im Verfallen. Bei Gizeh besteht eine Fabrik, in welcher aus Viehmist Ammoniak bereitet wird. Auch der Schiffbau in Kairo, wo sich zugleich eine Stückgießerei befindet, ist nennenswerth.

Bildung und Unterricht stehen in A. im allgemeinen auf einer ebenso niedrigen Stufe als in andern Theilen des mohammed. Orients. Die eigentlichen Schulen des Landes sind religiöse Anstalten und zerfallen in Elementarschulen und höhere Lehranstalten (Medressehs). Unter den letztern ist die theol. Schule an der großen Moschee zu Kairo eine der besuchtesten Hochschulen des Islam. Mehemed-Ali gründete jedoch auch verschiedene Unterrichtsanstalten, in denen junge Aegypter nach europ. System und zum Theil von europ. Lehrern nicht für eine allgemeine nationale Bildung, sondern blos für Verwaltungs- und Militärzwecke erzogen werden sollten. Er begründete die medic. Schule zu Abu-Zabel, die Cadettenschule von Gizeh, die Marineschule von Alexandrien, die Ingenieurschule von Chanka, das medic. Collegium von Kasr-el-Ain, die Artillerieschule von Turrah, die Musikschule in der Citadelle von Kairo, endlich Schiffs- und Regimentsschulen. Außerdem wurde in Paris ein eigenes Collegium für junge Aegypter begründet. Unter Abbas-Pascha und Said-Pascha wurde die Mehrzahl dieser Institute aufgehoben, sodaß gegenwärtig nur noch die von Abu-Zabel nach Kasr-el-Ain verlegte medic. Schule und eine Cadettenschule im Barrage bestehen. Die Schule von Kasr-el-Ain ist ganz nach europ. Vorbild eingerichtet und hat namentlich Deutsche zu Lehrern.

Die ägypt. Regierung gibt über den Stand ihrer Finanzen keine Ausweisung, und die Schätzungen über Einkünfte und Ausgaben des Landes sind daher unsicher. Nach den Ermittelungen von Kremer's betrugen für das Jahr 1859—60 die Einnahmen 740000 Beutel (à 500 Piaster, d. i. 33⅓ Thlr.), die Ausgaben hingegen 540000 Beutel, sodaß sich ein Ueberschuß von 200000 Beuteln ergab. Trotz des anscheinend günstigen Standes des ägypt. Budgets hat sich indeß die Schuldenlast der Regierung und des Vicekönigs besonders in der neuesten Zeit erheblich vermehrt. Dieselbe wurde 1862 auf 50 Mill. Thlr. angegeben, wovon ungefähr 30 Mill. auf die Schatzanweisungen und Sanadpapiere fallen, 20 Mill. in rückständigen Besoldungen u. s. w. bestehen. Zur Tilgung dieser schwebenden Schuld ward das Budget von 1861—62 plötzlich auf die Summe von 250000 Beutel herabgesetzt, und außerdem schloß man zwei Anleihen mit franz. Bankhäusern ab, das erste im Aug. 1860 im Betrage zu 20 Mill. Frs. (zu 6 Proc.), das zweite von 40 Mill. Frs. im April 1862. Hauptquelle der Einnahmen ist die Grundsteuer, welche je nach der Qualität des Bodens in Unterägypten 20—125 Piaster, in Oberägypten 25—70 Piaster für den Feddan beträgt, während der für die Ibadijjeh zu bezahlende Zehnt in Unterägypten auf 10, 18 und 26 Piaster der Feddan, in Oberägypten auf 8, 14 und 20 Piaster angesetzt ist. Zur Zeit Mehemed-Ali's wurde die Grundsteuer (nämlich in natura) nicht von dem einzelnen Grundinhaber erhoben, sondern die Verbindlichkeit lastete auf dem ganzen Dorfe oder der Gemeinde. Um die oft sehr bedeutenden Steuerrückstände der in ihrer Bevölkerung und Production herabgekommenen Dörfer allmählich zu erlangen, verordnete Mehemed-Ali, daß die im Rest stehenden Dörfer neben der gewöhnlichen Jahressteuer einen Zuschlag von einem Achtel zahlen sollten; Abbas-Pascha erhöhte diesen Zuschlag auf ein Sechstel; Said-Pascha verfügte, daß der Steuerzuschlag im Betrage eines Sechstels für alle Dörfer, gleichviel ob sie mit Rückständen belastet seien oder nicht, stattzufinden habe. Ebenso drückend als die Grundsteuer ist die Dattelpalmensteuer, die ursprünglich von jedem Baume erhoben wurde, jetzt aber auf den von Palmen bestandenen Grund umgelegt worden ist. Der Ertrag der Grund- und Dattelpalmensteuer wurde für 1860 auf etwa 450000 Beutel, des Zehnten von dem Ertrage der Ibadijjeh auf 150000 Beutel abgeschätzt. Hierzu kommt gegenwärtig noch die Einkommensteuer (Werko oder Firdeh), die von Handwerkern oder Industriellen, welche keinen Grundbesitz haben, im Betrag von einem halben bis zum dreifachen Monatsgehalt erhoben wird; die Marktsteuer, die mindestens in 1 Proc. von allem besteht, was auf die öffentlichen Märkte gebracht wird; die Haussteuer von 12 Proc. des Bruttoertrags. Andere wichtige Einnahmequellen des Vicekönigs sind die Zölle für ein- und ausgeführte Waaren (etwa 65000 Beutel), die Stempel- und Punzirungstaxe, die Stempeltaxe für Papiere, die Einschreibungsgebühr und Steuer auf die Nilschiffe, die Steuer an der Schleuse von Atfeh, die Pachtsummen für die Fischerei, Salzausbeutung, Natronproduction, Nilüberfahrten u. s. w., endlich der Ertrag der Eisenbahnen von Alexandrien nach Kairo und von da nach Suez (jährlich etwa 80—90000 Beutel). Das gesammte

Rechnungswesen wird in A. nicht nach dem mohammed. Mondjahr, sondern nach der kopt. Zeitrechnung geführt.

Das von Mehemed-Ali geschaffene Heer hat seine europ. Organisation auch unter den letzten Vicekönigen beibehalten. Der ägypt. Araber eignet sich bei seiner Körperkraft, Ausdauer, Gewandtheit, Nüchternheit, seiner Gewöhnung an Gehorsam und seiner Unerschrockenheit sehr gut zum Militärdienst im europ. Sinne. Unter Mehemed-Ali zählte die Armee zu Zeiten 160000 Mann. Durch den Hatti-Scherif von 1841 wurde sie auf 18000 festgesetzt; doch betrug sie beim Regierungsantritt Said-Pascha's 21000 Mann, ohne ein Regiment Schwarzer aus dem Sudan von 3000 Mann. Die von Mehemed-Ali mit ungeheuerm Kostenaufwande geschaffene Kriegsflotte befand sich schon seit den letzten Regierungsjahren desselben in vernachlässigtem Zustande. Erst der orient. Krieg brachte den Rest derselben wiederum in Thätigkeit, wobei ein Theil mit der türk. Flotte im Nov. 1854 bei Sinope zerstört ward. 1862 sollte die Flotte 7 Linienschiffe, 6 Fregatten, 4 Corvetten, 7 Briggs, 2 Packetdampfer und 23 Transportschiffe zählen.

Unter den öffentlichen Bauten, welche Mehemed-Ali zur Hebung der Productivität des Landes sowie des Handels und Verkehrs unternahm, stehen obenan die Arbeiten zur Wiederherstellung und Vervollkommnung des seit Jahrhunderten gänzlich vernachlässigten Kanal- und Dammsystems. Der bedeutendste Bau dieser Art ist die Wiederherstellung des von Alexandria nach Atfeh in den Nil führenden Mahmudijehkanals, der unter Said-Pascha eine gründliche Ausbaggerung erfuhr. 1844 begann Mehemed-Ali den Bau des sogenannten Barrage des Nil, eines mit Schleusen versehenen gemauerten Steindammes, welcher unterhalb der Gabelungsstelle des Stroms beide Nilarme durchsetzen soll, um bei niedrigem Wasserstande den Nil so zu stauen, daß man das Wasser in alle Kanäle des Delta vertheilen und eine vollständige Bewässerung desselben auch bei ungünstigen Verhältnissen ermöglichen kann. Das riesige, bis auf die Gegenwart fortgeführte, aber noch unvollendete und, wie es scheint, mislungene Werk ist in neuester Zeit mit großartigen Festungswerken versehen worden, zu denen die Festung Saidijeh gehört. Von großer Wichtigkeit nicht nur für A., sondern für den internationalen Verkehr überhaupt, sind die Eisenbahnen von Alexandrien nach Kairo und von da nach Suez. Die erstere ward unter Abbas-Pascha durch Engländer begonnen und 1856 eröffnet. Von Alexandrien aus geht die Linie über Damanhur (8 M.), überschreitet (nach 6 M.) bei Kafr-el-Ais mittels einer eisernen Röhrenbrücke den Nilarm von Rosette, wendet sich dann über Tanta nach Benha, wo abermals eine Röhrenbrücke über den Nilarm von Damiette führt, und von hier über Keljub nach Bulak bei Kairo. Die Gesammtlänge der Bahn beträgt 28 M. Von Tanta aus läuft eine Zweigbahn nach Samannut in der Länge von 4¼ M. und von Benha aus eine andere nach Zakazik in der Länge von 4¾ M. Letztere ist Privateigenthum Tussun-Pascha's, des Sohnes Said-Pascha's. Der Bau der Bahnstrecke Kairo-Suez, welche geradenwegs durch die Wüste läuft, ist vom Sept. 1855—57 durch franz. Ingenieure mit bedeutendem Kostenaufwand ausgeführt worden. Die Länge dieser Bahn, die trotz des kostspieligen Betriebs einen in Zunahme begriffenen Gewinn abwirft, beträgt 90 engl. M. Eine dritte Eisenbahn, die von Alexandrien nach dem 3½ M. entfernten Mariut, dem Sommeraufenthalt des Vicekönigs, führt, ist ohne Nutzen für das Land. Längs aller Bahnlinien sind jetzt Telegraphendrähte in Thätigkeit. Außerdem laufen Telegraphendrähte bis Kenneh in Oberägypten hinauf, sowie von Suez bis Kosseir.

Alte Cultur und Geschichte. Der seit den ältesten histor. Zeiten A. bewohnende Menschenstamm war nach allen Anzeigen einst von Asien aus eingewandert. Nicht nur die Sprache beweist dies, sondern auch die phys. Eigenschaften des ägypt. Körpers, namentlich der Schädelbau, sowol der zahlreich untersuchten Mumien als der heutigen Bewohner des Landes. Es ist nicht nur nicht bewiesen, sondern höchst unwahrscheinlich, daß die Einwanderung von Süden her durch Aethiopien erfolgte. Die natürliche Richtung aller Völkerbewegungen kam von Nordosten, und partielle Einwanderungen über die Landenge von Suez sind noch in histor. Zeiten fortwährend nachzuweisen. Noch weniger stieg die Civilisation im Nilthale von Süden herab. Vielmehr ist es jetzt außer Zweifel gestellt, daß die Bildung der meroitischen, bis an A. heranwohnenden Aethiopen erst durch längere und wiederholte Berührung mit A. erwuchs, ja daß sie geradezu als ein nicht sehr hochentwickelter Abzweig der ägypt. Cultur anzusehen ist. Der im Alterthume weitverbreitete Ruhm der äthiop. Macht und Weisheit scheint vorzüglich auf einer Uebertragung des äthiop. Namens auf die Aegypter beruht zu haben und zum Theil noch aus den Zeiten herzustammen, als durch die semitische Besetzung des nördl. A. für mehrere

Jahrhunderte die einheimischen Herrscherfamilien und ein großer Theil der höhern Classen des Volks sich nach Aethiopien zurückzogen, äthiop. Elemente in sich aufnahmen und dann von dort mit äthiop. Hülfe hervorbrechend, die Einwanderer nach Asien zurücktrieben. Ohne Zweifel müssen wir aber annehmen, daß der ägypt. Volksstamm, als er zuerst von Asien aus im Nilthale einwanderte, hier schon afrik. Ureinwohner vorfand, mit denen er sich mehr oder weniger vermischte. Spuren davon fehlen auch in der phys. Constitution des Volks keineswegs. Dahin gehören namentlich die dunklere Hautfarbe und die vollern, wenn auch nicht negerartig aufgeworfenen Lippen, die sich bereits auf den alten Monumenten nachweisen lassen. Die braunrothe Farbe, welche die Aegypter auf den pharaonischen Denkmälern von den schwarzen oder kaffeebraunen Negern einerseits und von den gelblichen oder auch blaßrothen Nordländern andererseits scharf unterscheidet, scheint sich in neuerer Zeit, hauptsächlich wol durch die fortwährenden Nachwanderungen von Norden her, mehr gebleicht zu haben. Sie findet sich heutzutage am ähnlichsten vielmehr bei den Nubiern oder Berbern wieder, welche das Nilthal oberhalb Syene bewohnen und erst in späterer Zeit von Südwesten her eingewandert sind. Am schönsten zeigte sich der ägypt. Typus in den Königsgeschlechtern und den vornehmsten Familien des Landes, welche ohne Zweifel ihrem asiat. Ursprunge durch geringere Vermischung mit den Ureinwohnern am treuesten geblieben waren. Wir besitzen noch zahlreiche Porträts aus den Blütezeiten des ägypt. Reichs, die uns ein deutliches Bild des altägypt. Stammes geben. Hoch und ebenmäßig gewachsen, zeigt der größtentheils unbekleidete männliche Körper die schöne Mitte zwischen Fettheit und Magerkeit, die wir auch an den griech. Bildwerken bewundern; jedoch sind die Beine eher dünn zu nennen, die Füße groß. Der Kopf hat die edle kaukas. Form, sowol im Schädel als in den Gesichtszügen; zuweilen aber treten die Backenknochen etwas stärker hervor und die Lippen sind voller. Nicht selten, z. B. in dem am häufigsten dargestellten Kopfe des Ramses Sesostris, wie in seiner ganzen Familie, findet sich die sanftgebogene Nase.

Schon seit der ersten Einwanderung in A. mochten sich, wie bei den meisten Völkern des Alterthums, namentlich den orientalischen, die höhern und niedern Klassen des Volks kastenartig geschieden haben. Doch scheint die vielerwähnte Kasteneintheilung keineswegs weder so starr noch so wesentlich gewesen zu sein, wie dies oft angenommen wird. Wir finden auch die einzelnen Kasten bei den alten Schriftstellern sehr verschieden angegeben. Von größerer Bedeutung waren, wie in andern Ländern so auch hier, nur die beiden bevorzugten Klassen der Priester und der Krieger. Sie bildeten die Aristokratie des Landes. Von Anfang an aber, durch alle Zeiten des Pharaonenreichs, war der wesentlichste Charakter des ägypt. Staats die durch streng- und heiliggehaltene, geschriebene Gesetze geregelte und beschränkte erbliche Monarchie. Die königl. Gewalt erschien mit dem höchsten, ja göttlichen Ansehen bekleidet. Von seiner Thronbesteigung an erhielt der König einen besondern religiösen Cultus; ja er erscheint öfters auf den Denkmälern geradezu in doppelter Eigenschaft, als Mensch und als Gott, indem er sich selbst anbetet. Auch nach seinem Tode dauert der Cultus sämmtlicher königl. Vorfahren und vieler einzelner Könige fort. In der Regel war ein solcher Cultus mit der Grabstätte des Königs verbunden; namentlich hatte jede Pyramide ihren besondern Tempel. In Theben war die ganze libysche Seite des Flusses mit den Grabtempeln der thebaischen Könige erfüllt; sie bildeten hier eine Stadt für sich, die in griech. Zeit den Namen der Memnonien erhielt. Dennoch war der König, namentlich in seiner Eigenschaft als oberster Richter, den ererbten Gesetzen des Landes unterworfen. Eine interessante Beschreibung des königl. Lebens, welche sich jedoch nur auf die frühern blühenden Zeiten des Reichs bezieht, aber um so bemerkenswerther ist, weil sie ohne Zweifel auf alten und guten Quellen beruht, findet sich im zweiten Buche des Diodor. Es sind uns noch viele einzelne Gesetze der alten Aegypter überliefert worden, welche von großer Weisheit und namentlich von einer äußerst zweckmäßig durchgebildeten Administration des Landes Zeugniß geben. Dies war auch von den alten Völkern allgemein anerkannt, und es werden uns noch mehrere Gesetze ausdrücklich angeführt, die von Pythagoras und Solon aufgenommen und in ihrem Vaterlande eingeführt wurden.

Bei den so früh und so weise ausgebildeten Staatseinrichtungen der Aegypter wird es begreiflich, wie sich auch ihre wissenschaftlichen, namentlich mathem. Kenntnisse und die verschiedenen Künste nebst allen Handwerken und andern Beschäftigungen des gemeinen Lebens auf eine so bewundernswürdige Höhe erheben konnten. Für astron. Beobachtungen waren sie schon durch die Lage und das Klima ihres Landes begünstigt. Sie waren die ersten, soviel wir wissen, welche die Gestirne des Himmels zu festen Sternbildern verbanden und hierdurch in den Stand gesetzt wurden, eine genaue Topographie des Himmels festzustellen. Sie theilten den Himmel

in 4 Zonen, in 36 Dekaden und in 360 Grade, die sie am Aequator abzählten. Sie kannten die Hauptplaneten und verfolgten ihre Bewegungen. Sie knüpften seit den frühesten Zeiten ihre Zeitrechnung an die Gestirne, verbanden die Bewegungen der Sonne und des Mondes zu den mannichfaltigsten Perioden, legten im Gegensatze zu den asiat. Völkern zuerst ihrer Jahresrechnung nur die Bewegung der Sonne zum Grunde, und behielten vom Mondumlaufe nur die Zahl von 12 Monaten zu je 30 Tagen bei, denen sie dann 5 Ergänzungstage zufügten. So erhielten sie ein Jahr von 365 Tagen, dessen sie sich im allgemeinen Kalender ohne Einschaltung bedienten, wodurch es zu einem Wandeljahre wurde. Sie kannten aber auch das genauere Jahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen und die vierjährige Schaltperiode, welche später Julius Cäsar von ihnen entlehnte. Durch die Verbindung beider Jahre erhielten sie die wichtige Sothisperiode von 1460 julianischen oder 1461 Wandeljahren ($4 \times 365\frac{1}{4} = 1461$). Sie kannten endlich auch die noch genauere Länge des wahren tropischen Jahres durch fortgesetzte Beobachtung der Sonnenwenden und deren Verschiebung gegen den allgemeinen und gegen den sothischen Kalender, und lernten daraus die langsame Bewegung der Wende- und Nachtgleichenpunkte, die Präcession, kennen, die sie durch eine allerdings zu lange Periode von circa 36000 statt von circa 26000 Jahren ausdrückten. Erst von ihnen ging diese Kenntniß zu den Griechen über, und vielleicht schon früher zu den Chaldäern. Hipparch war nicht der Entdecker der Präcession, sondern faßte sie nur richtiger auf, indem er sie nicht, wie jene, in den Aequator, sondern in die Ekliptik legte.

Der allgemeine Charakter der ägypt. Kunst entspricht ganz jener ausgeprägten Ordnung und bestimmten Regelmäßigkeit, in welcher sich überhaupt das Leben des Volks bewegte. Diese feste Bahn, die den ägypt. Kunstgebilden vorgezeichnet war, verleiht ihnen Klarheit, Sicherheit und Genauigkeit in der Ausführung, doch zugleich auch den Typus des Starren, Aeußerlichen, dem zwar der Ausdruck des Erhabenen nicht fehlt, aber die lebensvolle Innerlichkeit der griech. Kunstschöpfungen nothwendig abgehen muß. Unter den Künsten war es vorzüglich die Baukunst, welche die Aegypter früh zu einer jederzeit bewunderten Höhe ausbildeten. Die Pyramiden von Memphis zeigen eine durch die neuesten Untersuchungen immer deutlicher hervortretende, überaus hohe Meisterschaft in der Technik und die Lösung der verschiedenartigsten und schwierigsten Probleme im einzelnen. Gänzlich unhaltbar ist die Doctrin, welche in der einfachen Pyramidalform den Ursprung der Baukunst überhaupt zu sehen glaubte. Die gleichzeitigen Tempelgebäude liegen uns wenigstens noch in ihren Grundrissen und einigen Fragmenten vor, und beweisen ebenso wie die zahlreichen Privatgräber jener Epoche, daß die Architektur schon damals zu einer großen Mannichfaltigkeit und Durchbildung ihrer Formen gelangt war. Bereits seit jener Zeit des ältesten ägypt. Reichs finden wir die beiden Hauptrichtungen des Felsenbaues und des freien Baues nebeneinander entwickelt, und die beiden Säulenordnungen, die sie wenigstens dem Begriffe nach charakterisiren, nämlich die polygone oder cannelirte Säule ohne Capitäl, die aus dem Pfeiler hervorgeht, und die dem Holzbau entnommene Säule mit Capitäl, welche ursprünglich ein Pflanzenbündel nachahmte, das unter den Kelchen zusammengebunden war und mit seinen Knospen oder offenen Blüten das Capitäl bildete. Die Felsengräber von Benihassan, die noch in die 12. Manethonische Dynastie gehören, zeigen beide Säulenordnungen bereits in sehr schönen und schlanken Verhältnissen. Die cannelirten Säulen galten lange Zeit für eine Nachahmung der griech. Säulen dorischer Ordnung, während ihr jetzt anerkanntes hohes Alter eine histor., an sich sehr wahrscheinliche Verbindung, nur in umgekehrter Weise aufzufassen, erlauben würde. Zur großartigsten Entfaltung erhob sich aber die ägypt. Architektur erst in der zweiten Hälfte der ägypt. Geschichte unter den mächtigen Pharaonen der 18.—20. Dynastie. Die riesigen Säulenhallen von Karnak mit ihren sechs Pylonen und ihren Widderstraßen, die Prachtgebäude von Luxor, Kurna und Medinet-Habu, und die Felsentempel von Abu-Simbel, Sebua, Derr u. a. beweisen dies. In gleichem Verhältnisse entwickelte sich auch die Sculptur aus der sorgfältigen und einfach angemessenen Darstellungsweise des alten Reichs zu den großartigen und reichen Compositionen von Land- und Seeschlachten, Triumphen, Festzügen, Opferceremonien auf den Tempelwänden und in den wunderbaren unterirdischen Hallen der thebaischen Königsgräber. Die Sicherheit und stilvolle Charakteristik der Zeichnung, die alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten der mannichfaltigsten Gegenstände der belebten und unbelebten Natur in die einfachsten aber ausdrucksvollsten Umrisse zu legen wußte, ohne doch die beabsichtigte Unterordnung aller Darstellungen unter die architektonische Einheit und Regelmäßigkeit der Gebäude, die sie schmücken sollten, zu verletzen, wurde hauptsächlich durch bestimmte Gesetze der Proportionen erreicht, welche von ausgezeich-

neten Meistern aufgestellt und in maßgebende Kanones, nach denen jeder einzelne Künstler arbeitete, gebracht wurden. Wir kennen noch drei verschiedene Kanones der Proportionen des menschlichen Körpers, die sich in der Anlage noch unvollendeter Denkmäler sowol an runden Sculpturen als an Basreliefs nachweisen lassen. Von diesen finden wir den ersten in der vierten und den zunächstfolgenden Dynastien angewendet; der zweite erscheint zuerst in der 12. Dynastie, also noch im ältesten Reiche; der dritte kommt in der Zeit der Psametiche oder wenig früher auf. Allen dreien liegt der menschliche Fuß als Einheit zum Grunde, sodaß er in den beiden ersten sechsmal, in dem letzten Kanon siebenmal in der Höhe des menschlichen Körpers von der Sohle bis zum Haaransatz der Stirne aufgeht. Der dritte ist derselbe, welcher von Diodor als der ägyptische angegeben wird. Die europ. Museen enthalten theilweise bedeutende Arbeiten der ägypt. Kunst, und namentlich sind es die Museen zu Paris, Florenz, London, Turin und Berlin, welche sehr lehrreiche Anschauungen gewähren.

Jede Betrachtung der nach allen Seiten hin so hochausgebildeten ägypt. Civilisation gewinnt aber ihr höchstes Interesse durch den Umstand, daß wir die Entwickelung derselben bis in Zeiten zurück verfolgen können, die man bis vor kurzem jenseit aller geschichtlichen oder doch für uns erforschbaren Ereignisse und Völkerzustände gelegen glaubte. Die Feststellung dieser zeitlichen Verhältnisse ist es daher, welche mit Recht für eins der wichtigsten und folgenreichsten Probleme der neuern Wissenschaft überhaupt gehalten wird. Man ist im ganzen jetzt darüber einverstanden, daß die wirkliche Geschichte keines Volks so weit zurückreicht wie die der Aegypter, wenigstens für unsere wissenschaftliche Erkenntniß. Zur äußerlichen Erhaltung der ägypt. Geschichte trug hauptsächlich das eigenthümlich conservirende Klima des Landes bei, welches namentlich in den jeder Feuchtigkeit unzugänglichen Gräbern der Wüste alle Stoffe, nicht nur vegetabilischer, sondern selbst animalischer Natur, die hier deponirt wurden, für Jahrtausende erhielt, und auch die überirdischen Gebäude mit ihren Darstellungen nicht selten sogar in ihrem ursprünglichen Farbenschmucke unversehrt bewahrte, so weit sie nicht der gewaltsamen Zerstörung von Menschenhänden anheimfielen. Auf diese Weise sind uns eine unzählige Menge Denkmäler als unmittelbarste und untrüglichste Zeugen ihrer Entstehungsepochen erhalten worden, die uns nun zur Wiederherstellung der Geschichte des Landes und zur Prüfung der Schriftsteller dienen. Die wesentlichere, innere Bedingung lag aber in der ursprünglichen Richtung der Geistesbildung dieses Volks, die es zur Fixirung der Gegenwart durch Denkmäler und schriftliche Verzeichnungen trieb. Dazu kam als ein drittes wichtiges Moment der günstige Umstand, daß sich im Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. ein Schriftsteller Manethôs (s. d.) fand, welcher, ein Aegypter von Geburt und Oberpriester in Heliopolis, aber griech. Bildung theilhaftig, auf Befehl des Ptolemäus Philadelphus, die altägypt. heil. Annalen ins Griechische übersetzte und ihren Inhalt dadurch zunächst den griech. Gelehrten zugänglich machte. Dieses wichtige und in höchstem Ansehen stehende Werk, welches die ägypt. Geschichte ausführlich behandelte, ging leider bis auf wenige Fragmente früh verloren. Es erhielten sich aber die chronol. Königstabellen, welche wahrscheinlich schon von Manethôs dem Werke angefügt oder doch sehr früh aus demselben ausgezogen worden waren. Diese zählten die 30 Manethonischen Königsdynastien von Menes, dem ersten Könige, an bis zur zweiten pers. Eroberung hintereinander auf, sodaß entweder auch die einzelnen Könige jeder Dynastie mit ihren Regierungsjahren oder doch die Summen der Könige mit ihrer Regierungszeit angegeben werden.

Diese Listen, nebst einigen allgemeinern Angaben aus dem Werke des Manethôs und den Nachrichten anderer Schriftsteller, bilden in Verbindung mit den das Einzelne berichtigenden, ergänzenden, bestätigenden Denkmälern die Grundlage der neuern Untersuchungen über die altägypt. Chronologie. Diese Grundlage ist als solche von allen, die sich damit beschäftigt haben, anerkannt; der Wiederaufbau selbst aber ist sehr verschieden versucht worden. Derselbe wurde begonnen von Champollion in den «Lettres au duc de Blacas» (Par. 1824 und 1826), indem dieser zuerst eine Vergleichung zwischen den Manethonischen Listen und den Namen der Denkmäler anstellte, in welcher er jedoch nicht über die 18. Manethonische Dynastie zurückging. Auf seinem Wege blieben zunächst auch Wilkinson («Materia hieroglyphica», Malta 1828; «Extracts from hieroglyphical subjects», Malta 1830), Felix («Note sopra le dinastie etc.», Flor. 1830), namentlich Rosellini in seinem großen Werke über A., dessen erste 2 Bände, die Chronologie enthaltend, 1832 und 1833 erschienen. Ebenso wenig ließen sich später Letronne in seinen Vorlesungen an der Sorbonne 1833—36 (s. Ideler's «Hermapion», im Appendix), Champollion-Figeac («Égypte ancienne», Par. 1839), Osburn («Ancient Egypt», Lond. 1846), Brunet («Examen de la succession des dynasties égyptiennes», Par. 1850), Kenrick

(«Ancient Egypt», Lond. 1850) u. a. auf eine Beurtheilung der frühern Zeiten der ägypt. Geschichte ein. Andere stellten sich noch fester auf den Standpunkt der alttestamentlichen Chronologie und versuchten hiernach, wie dies schon früher christl. und jüd. Chronographen gethan hatten, die Manethonischen Dynastien durch Verkürzung oder Annahme von Gleichzeitigkeiten mit ihren Voraussetzungen in Einklang zu bringen. So Sharpe, der Menes um 2000 v. Chr. setzte («The early history of Egypt», Lond. 1849); Cory («Chronological inquiry into the ancient history of Egypt», Lond. 1837), dessen Menes 2192 beginnt; Nolan («The Egyptian chronology», Lond. 1848), welcher drei Successionen nebeneinander hinführt, sodaß ihm Menes auf 2673 fällt. Den umgekehrten Weg schlugen andere ein, indem sie sämmtliche Dynastien des Manethôs in einer Reihe zusammenzählten, und weder vom theol. noch von einem kritischen Standpunkte aus bedenklich fanden, eine Manethonische Chronologie für wahr zu halten, welche bis in das 6. Jahrtausend v. Chr. zurückging. Henry («L'Égypte pharaonique», Par. 1849) setzte demnach seinen geschichtlichen Menes auf 5303 v. Chr., und Lesueur («Chronologie des rois d'Égypte», Par. 1848) setzte nicht nur Menes noch höher, auf 5773 v. Chr., sondern hielt selbst die nach ihm bis 11502 v. Chr. zurückgehende Dynastie der Halbgötter so weit für geschichtlich, daß er dadurch die Epoche des Anfangs der ägypt. Civilisation bezeichnet glaubte, und die Angabe des Plato von 10000 J. alten ägypt. Bildern gerechtfertigt fand. Auch Müller («Fragmenta chronologica», hinter seiner Ausgabe des Herodot, Par. 1844) und Böckh («Manetho und die Hundssternperiode», Berl. 1845) sind der Meinung, daß Manethôs die Dynastien sämmtlich als fortlaufend gab, glauben aber, daß nicht nur die Götterdynastien, sondern auch der frühere Theil der Menschengeschichte bis zu einem nicht näher zu bezeichnenden Punkte erst nachträglich cyklisch zugeschnitten worden sei, und folglich keinen chronol. Werth habe. Namentlich suchte Böckh gelehrt und scharfsinnig nachzuweisen, daß Menes in das erste Jahr eines Cyklus der viel später erfundenen 1460jährigen Sothisperiode gesetzt worden sei, nämlich 5702 v. Chr. Dagegen hielt Bunsen («A.s Stelle in der Weltgeschichte», 5 Bde., Hamb. u. Gotha 1845—57) die Geschichtlichkeit des Menes fest, schied aber eine Anzahl Manethonischer Dynastien aus der fortlaufenden Reihe als Nebendynastien aus, weil er sie auch in der uns erhaltenen Königsliste des Eratosthenes übergangen fand, legte überhaupt für die frühere Geschichte diese Liste des berühmten Alexandriners zum Grunde und gelangte so für Menes zum Jahre 3643 v. Chr. Lepsius («Chronologie der Aegypter», Berl. 1849, und «Königsbuch der alten Aegypter», Berl. 1858) hielt die Ausscheidung der von Eratosthenes übergangenen Dynastien gleichfalls für nothwendig, legte aber für den Umfang der Dynastien selbst die Manethonischen Zahlen zum Grunde, fand hiermit die aus Manethôs erhaltene Angabe über den Gesammtumfang seiner ägypt. Dynastien zu 3555 Jahren von Menes bis Ochus in Uebereinstimmung, und setzte daher Menes auf das julianische Jahr 3892 v. Chr. Den Götterdynastien wurde nach ihm später eine cyklische Regierungszeit von 12 Sothisperioden zugeschrieben und diesen, zur chronol. Ausgleichung mit der histor. Menschengeschichte, eine vorhistor. Menschendynastie zugefügt.

Wir legen auch im Folgenden diese Auffassung des Manethonischen Systems zum Grunde. Nach ihr war der Uebergang der unverzeichneten Urgeschichte zu der bewußten, durch gleichzeitige Annalen festgehaltenen Geschichte durch eine Spaltung in ein oberägypt. und ein unterägypt. Reich bezeichnet und hing wahrscheinlich mit einer großen allgemeinen Kraftentwickelung des Volks sowol nach außen als im Innern zusammen. Der älteste Königssitz war in This, einer oberägypt. Stadt in der unmittelbaren Nähe von Abydos. Von This ging der erste geschichtliche König Menes, hieroglyphisch Mena geschrieben, aus. In This regierten seine unmittelbaren Vorgänger, die als thinitische Dynastie nach den Halbgöttern aufgeführten Nekyes des Manethôs, deren Stamm noch einmal in der thinitischen zweiten Dynastie des Manethôs zur Regierung gelangte. Menes verließ diesen Stammsitz, zog nach Norden und gründete für sich und seinen eigenen Stamm die neue Residenz Memphis, vielleicht infolge oder bei Veranlassung eines Kriegs gegen die Libyer, die er unterjochte. Sein Geschlecht herrschte acht Generationen hindurch. Menes hatte die Stadt angelegt, dem Flusse zu diesem Behufe seine jetzige Richtung gegeben und das erste Heiligthum des memphitischen Localgottes Ptha (Hephästos) errichtet. Athothis, sein Sohn und Nachfolger, gründete die Königsburg von Memphis, deren Lage noch jetzt in den Ruinen der Stadt erkennbar scheint. An die Dynastie des Menes, welche 253 Jahre regierte, schloß sich zunächst eine thinitische mit 302 Jahren, dann wieder eine memphitische Dynastie mit 214 Jahren an. Der erste König dieser dritten Dynastie, Necherophes, hatte einen Abfall der Libyer zu unterdrücken; der zweite, Tosorthros,

führte bereits den Bau mit behauenen Steinen ein und trug Sorgfalt für die Entwickelung oder erweiterte Anwendung der hieroglyphischen Schrift. In das Ende dieser Dynastie fallen die ältesten nachweislichen Denkmäler, die uns noch erhalten sind, nämlich die großen Pyramiden von Dahschur, etwas südlich von Memphis am Rande der Libyschen Wüste. Doch sind bis jetzt noch keine Sculpturen mit Sicherheit aus dieser Zeit nachgewiesen worden, nur einzelne Schriftzeichen auf den Bausteinen jener Pyramiden. Um so reicher entfaltet sich mit einem mal das ägypt. Leben vor unsern Augen in den zahlreichen Denkmälern, Darstellungen und Inschriften der nun folgenden vierten Dynastie. Ihr und der sich anschließenden fünften Dynastie gehören die großen Pyramiden von Gizeh mit den vielen umliegenden, theils aufgebauten, theils in den Fels gehauenen Privatgräbern an. Die von Manethôs und den griech. Schriftstellern genannten Erbauer dieser Pyramiden fanden sich auf ihren Bausteinen und Sarkophagen aufgezeichnet und bildeten so die ältesten und wichtigsten Vergleichungspunkte zwischen den Manethonischen Königslisten und den Denkmälern. Ihre häufige Wiederholung in den umgebenden Privatgräbern ließ keinen Zweifel über die Identität jener Könige, von denen nach den hieroglyphischen Inschriften Chufu, Chafra und Menkera, oder wie sie von Herodot und Diodor genannt werden, Cheops, Chephren und Mencherinos, die erste, zweite und dritte Pyramide erbauten.

Die vierte Dynastie bestieg nach Lepsius' Auffassung der Manethonischen Dynastien 3124 v. Chr. den memphitischen Thron, und schon in jener weit über unsere bisherigen Begriffe von Völkerentwickelung hinausgehenden Zeit finden wir hier ein in allen Künsten des Friedens hochunterrichtetes Volk, einen vollständig durchgebildeten Staat, einen festen, vielverzweigten und bis in das äußerlichste geordneten hierarchischen Cultus, eine allgemein verbreitete Schrift und den durchgängigen Gebrauch des Papyrus, kurz eine Civilisation, die in allen wesentlichen Punkten bereits ihre vollkommene Reife erlangt hat und nur der schärfern Untersuchung noch die fernere Entwickelung in einzelnen Richtungen auf ihren spätern Stufen zeigt. Die fünfte Dynastie schließt sich in allen Stücken der vierten an. Doch erhob sich neben ihr eine unabhängige oberägypt., die sechste Manethonische Dynastie, als deren Stammsitz die an der äthiop. Grenze liegende Insel Elephantine angegeben wird. Aus der Zeit dieser sechsten Dynastie finden sich noch viele, obgleich gegen die memphitischen unbedeutende, Denkmäler in Ober- und Mittelägypten, hauptsächlich in Felsengräbern. Ihr gehörte der langlebige König Phiops an, welcher mit dem sechsten Lebensjahre den Thron bestiegen und ihn 100 J. lang innegehabt haben soll; ihr auch die von den griech. Schriftstellern erwähnte Königin Nitokris.

Unberühmter und thatenloser waren die nächsten Dynastien, welche ihren Sitz in Unterägypten hatten. Von ihnen machte sich die 11. in Oberägypten unabhängig. Sie war die erste thebanische Dynastie und machte das raschaufblühende Theben zu ihrem Regierungssitze. Es scheint nach den Denkmälern, daß diese Dynastie wenigstens anfangs noch abhängig von den unterägypt. Königen war. Bald erhob sich aber um 2380 v. Chr. die 12., welche gleichfalls eine thebanische war, zur Reichsdynastie. Mit ihr erreichte das älteste ägypt. Reich seinen Gipfelpunkt an Macht und Wohlstand. Zahlreiche, durch ganz A. zerstreute Denkmäler bezeugen dies. Gegen Süden wurde die ägypt. Herrschaft über den Landstrich zwischen den beiden ersten Katarakten und noch über den zweiten hinaus bis nach dem heutigen Semneh ausgedehnt. Zu dieser Zeit wurde auch die libysche Oase Fajjum durch die künstliche Hineinleitung eines Nilkanals mit dem Nilthale verbunden und zu einer der fruchtbarsten Provinzen des Landes umgeschaffen. Durch mächtige Dämme wurde am Eingange des Fajjumbeckens ein großer See gebildet, welcher sich in der Zeit des hohen Nils füllte und in der trockenen Jahreszeit zur fortgesetzten Bewässerung der memphitischen Landschaft und des Fajjum selbst diente. Er wurde daher Piom en mêre, d. i. «See des Ueberschwemmungswassers», genannt, woraus die Griechen später einen «See Möris» machten, dessen Anlegung sie einem Könige Möris zuschrieben, welcher nie existirt hat. Später wurden die Dämme durchbrochen, der See floß in das tiefe Innere der Oase ab und bildete dort den jetzt noch vorhandenen Birket-el-Kerun, den man bisher für den Mörissee hielt, bis Linant 1842 den Rest der Dämme und den alten, jetzt trockenen Seeboden nachwies. Der sechste König dieser 12. Dynastie, Amenemes III, war es auch, welcher neben dem künstlichen See seine Pyramide und ein prächtiges Tempelgebäude aufführte, das später erweitert und unter dem Namen des Labyrinths zu den Wundern der Welt gerechnet wurde. Die große Sorgfalt, welche dieser König auf das für das Land so wichtige Bewässerungssystem verwendete, geht auch aus den Angaben der jährlichen Nilhöhen hervor, die sich aus seiner Regierung noch jetzt an den steilen Felswänden von Semneh, dem südl. Grenz-

punkte des damaligen Reichs, verzeichnet finden und eine merkwürdige Veränderung in dem Verhältnisse des Nilspiegels zum Thalboden bekunden, indem an jener Stelle damals der Nil durchschnittlich 22 F. höher stand als jetzt. Die schönsten und lehrreichsten Denkmäler aus dieser Dynastie sind aber die wohlerhaltenen Felsengrotten von Benihassan in Mittelägypten. Die hohe Blüte des Reichs unter dieser Dynastie ging auch bereits mit ihr wieder unter. Eine wahrscheinlich weitverbreitete Völkerbewegung in den angrenzenden Ländern Asiens veranlaßte um 2100 v. Chr. die zunächstwohnenden semitischen Völker Syriens, welche Phönizier oder Araber genannt werden, zu einem Einfalle in das fruchtbare Nilland. Sie bemächtigten sich mit Leichtigkeit des Delta, hielten auch das obere Land in Abhängigkeit oder doch in Unthätigkeit, verlegten ihre Residenz nach Memphis und beherrschten von hier aus das Land für mehrere Jahrhunderte. Sie sind unter dem Namen der Hyksos, d. h. Hirtenkönige, bekannt und bildeten bei Manethôs die 15. und 16. Dynastie, während die einheimischen Könige der 13. und 14. Dynastie zwar verzeichnet und in den legitimen Listen fortgeführt wurden, aber größtentheils von den Hyksos abhängig gewesen sein müssen. Nur aus der Zeit der ersten Könige der 13. Dynastie sind uns noch eine Anzahl Denkmäler übrig, die sich in Oberägypten und Unternubien zerstreut finden.

Erst im 17. Jahrh. v. Chr. ermannten sich die einheimischen Könige, wahrscheinlich in Verbindung und mit der Unterstützung der äthiop. Völker, auf die sich die ägypt. Herrscher in der Zeit der Unterdrückung des nördl. A. zurückgezogen hatten. Die 17. Manethonische Dynastie erhob sich mächtig gegen die nordischen Eindringlinge, nöthigte sie zunächst Memphis zu verlassen und sich nach Auaris, dem spätern Pelusium, der nordöstlichsten befestigten Grenzstadt des Reichs, zurückzuziehen, bis sie nach langem und hartnäckigem Kampfe von dem Könige Tuthmosis III. auch von hier vertrieben und nach Palästina zurückgeworfen wurden. Ein ausführlicheres Fragment aus Manethôs über dieses Ereigniß ist uns bei Josephus erhalten. Jetzt erhebt sich das ägypt. Reich zu neuer Macht und Blüte. Die großen Pharaonen der 18. Dynastie wenden zunächst ihre Thätigkeit auf eine Wiederherstellung und Befestigung der innern Verhältnisse. Großartige Denkmäler erstehen im ganzen Lande, und das Gefühl der gesicherten und raschwachsenden Macht durchdringt überall die Werke jener Zeit, deren Reste wir noch heute bewundern. Der vorletzte legitime König dieser 18. Dynastie, Amenophis III., war derselbe, welcher in der klingenden Statue von Theben dargestellt ist und welchen die Griechen in später Zeit (nämlich erst im 1. Jahrh. v. Chr.) mit Memnon (s. d.), dem Sohne der Aurora, verglichen. Nach ihm traten mehrere Kronprätendenten auf; unter diesen einer, welcher eine gänzliche Reform des ägypt. Götterwesens erstrebte und statt der unzähligen Götterformen nur allein den einfachen Sonnencultus einführen wollte. Horus, der letzte König der Dynastie, machte diesen langjährigen Verwirrungen ein Ende. Es folgte die 19. Dynastie, die ruhmvollste von allen, welche die im Innern erstarkte Kraft nach außen wendete, große, siegreiche Kriegszüge tief nach Asien und weit nach Aethiopien hinauf führte, unermeßliche Reichthümer an Beute und Gefangenen zurückbrachte und diese zu den großartigsten gemeinnützigen Unternehmungen und den glanzvollsten Kunstschöpfungen im eigenen Lande verwendete. Nach der kurzen Regierung des ersten Königs folgten die langen und glänzenden Regierungen Sethos' I. und Ramses' II. Der erstere führte ein Heer nach Asien bis zu den Assyrern und Medern, der letztere noch weiter bis zu den Persern, Baktrern und Scythen; auch bekriegte er die Libyer und drang in Aethiopien weiter als irgendein anderer König vor. Bekannt sind die merkwürdigen Felsentafeln, welche Ramses in Syrien, am Ausflusse des Lykos (Nahr-el-Kelb), eingraben ließ und welche noch jetzt daselbst zu sehen sind; die eine ist vom zweiten, eine andere vom vierten Jahre des Königs datirt. Beide Könige unternahmen auch in A. große Reformen. Das Land wurde neu eingetheilt, eine allgemeine Landtaxe eingeführt, das Kriegswesen geordnet, große Kanäle wurden gegraben, neue Städte angelegt und alte erhöht, um sie gegen die Ueberschwemmung zu schützen. Die an Großartigkeit unübertroffenen Tempelhallen mit ihren Bildwerken in Karnak und Kurna nebst unzähligen andern Bauwerken und Sculpturen zeigen, daß auch die Kunst unter diesen beiden Königen ihren Gipfel erreicht hatte. Es ist oft schwer, die vielen großen und wichtigen Einrichtungen, die uns aus ihrer Zeit gemeldet werden, richtig unter beide Könige zu vertheilen; und so ging es schon den Griechen, welche beide unter dem von Herodot zuerst genannten Namen Sesostris begriffen und ganz in Eine Person verwandelten. Es war dies eine Verderbniß der richtigern griech. Form Sethosis (Diodor nennt ihn Sesoosis), also vom Vater hergenommen, während sich der Name des Sohnes Ramses, außer

bei Manethôs, zuerst bei Tacitus wiederfindet. Beide Könige regierten zusammen 117 J., der erste über 50, der zweite über 66 J., wobei die Monumente die Angaben des Manethôs bestätigen. Unter den letztern fallen, wie Lepsius gegen die bisher üblichen Annahmen zu beweisen gesucht hat, hauptsächlich die mosaischen Ereignisse; nach seiner Meinung wurde der Kanal, welcher vom östl. Nilarme nach Osten geführt und später bis zum Rothen Meere geleitet ward, unter Ramses II. gegraben und dadurch die Anlage der neuen Städte Pithom und Ramses veranlaßt, was wieder die harten Frondienste der in dem zunächstliegenden Gosen ansässigen Israeliten herbeiführte. Aber erst unter dem schwachen Sohne des großen Ramses, Menephthes, dem Pherôs des Herodot, zogen die gedrückten und wegen ihrer wachsenden Anzahl zugleich gefürchteten semitischen Fremdlinge aus dem Lande, um 1314 v. Chr., wie der Gründer des Jüdischen Kalenders, Hillel Hanassi, angibt und aus ägypt. Quellen geschöpft zu haben scheint.

Die Grenze der ägypt. Macht und Größe war erreicht. Es folgten auf Ramses II. mehrere schwache Könige bis zum Ende der Dynastie, unter ihnen der Herodotische Proteus, unter welchen die troischen Begebenheiten gesetzt wurden. Die folgende 20. Dynastie hatte noch einmal einen König an ihrer Spitze, welcher an seine beiden großen Vorgänger erinnerte, Ramses III., den Rampsinitos oder Remphis der griech. Schriftsteller. Er führte, wie jene, siegreiche Heere nach Asien, überwand die Anwohner des Rothen Meeres in Seeschlachten, baute stattliche Tempel; aber seine Nachfolger verfielen immer mehr in Luxus und in Abhängigkeit von der Priesteraristokratie des Landes, welche in der 21. Dynastie aus ihrer eigenen Mitte auch die Könige auf den Thron erhoben zu haben scheint. Seit dieser Zeit sinkt auch der Glanz Thebens. Unterägypt. Dynastien besteigen den Thron; Memphis wird wieder zur ersten Residenz des Landes erhoben. Wichtiger ist erst wieder das Haupt der 22. Dynastie, Sesonchis I., weil wir ihn sowol aus der Bibel als durch die ägypt. Denkmäler als den Eroberer Palästinas und Jerusalems kennen. Seine kriegerischen Thaten sind noch jetzt auf den Tempelwänden von Karnak verzeichnet. Er hielt aber den Verfall des Reichs nicht auf, das mit dem Schlusse der 24. Dynastie in die Hände des äthiop. Eroberers Sabakôn oder Sebichos (ägypt. Schebek) fällt. Dieser bildet mit seinen beiden Nachfolgern die 25. Dynastie. Der letzte derselben, Tarakos, der Tirhaka der Bibel, kehrt freiwillig nach Aethiopien zurück und wird daselbst der Gründer blühender Dynastien, welche zum ersten mal ägypt. Kunst und Civilisation in Aethiopien einheimisch machen und zu einer gewissen Selbständigkeit erheben. Diese sank daselbst zwar allmählich zu völliger Entartung herab, blieb aber doch noch bis in den Anfang unserer Aera hinein lebensfähig und schaffend. Auch diese Fremdherrschaft scheint die nationale Kraft des Volks noch einmal aufgeweckt und zu erhöhter Thätigkeit angeregt zu haben. Nach dem Abzuge der Aethiopen trat zunächst eine revolutionäre Epoche ein, die aus Herodot unter dem Namen der Dodekarchie bekannt ist. Den Aegyptern war aber von jeher eine monarchische, durch Erblichkeit geordnete Regierungsform unentbehrlich gewesen. So kam auch diesmal bald das legitime saitische Königshaus, welches die Aethiopen verdrängt hatten, in der Person des ersten Psametichos wieder auf den Thron. Unter ihm und seinen Nachfolgern, der 26. Dynastie, erhebt sich sichtlich ein neuer, frischer Geist im ägypt. Reiche. Dazu trug hauptsächlich die gänzlich veränderte Haltung gegen das Ausland bei, welche von jetzt an zu einem polit. Princip erhoben wurde.

Wie einst die nordische Eroberung des Landes die ägypt. Herrscher dem Süden zugewendet hatte, wo sie ihre Kraft wiederfanden, so schien die äthiop. Eroberung ihre Blicke auf die Hülfe gelenkt zu haben, die sie bei den nordischen Nachbarn, namentlich bei den aufstrebenden, ebenso klug vermittelnden und fremder Sitte fügsamen als waffenkräftigen Griechen finden konnten. Mit Hülfe eherner Männer vom Meere her sollte Psametich, nach den Worten des Orakels, die Dodekarchen überwinden. Ionische und karische Krieger erfüllten diesen Spruch. Zum Lohne gab er ihnen Aecker und gestattete überhaupt griech. Niederlassungen im Lande. Es zeigte sich sogar bald die Nothwendigkeit, sich mit der wachsenden griech. Bevölkerung besser zu verständigen; ägypt. Knaben lernten ihre Sprache, und es bildete sich die wichtige Klasse der Interpreten. Später räumte Amasis den Griechen eine ganze Seestadt, Naukratis, ein, welche bald der wichtigste Handelsplatz wurde. Reichthümer strömten von allen Seiten dem neueröffneten Markte zu, und zu keiner Zeit, weder früher noch später, war der allgemeine Wohlstand in A. größer und die Bevölkerung zahlreicher als gegen Ende dieser Dynastie. Auch die Künste nehmen noch einmal einen neuen Aufschwung. Manche neue Formen kommen auf, darunter in der Architektur das wichtige Element des wirklichen concentrischen Steinbogens. Auch der Stil in den bildlichen Darstellungen wurde ein anderer und nahm ganz das Gepräge einer bewußten Rück-

kehr zu ältern, reinern und sorgfältigern Formen und Anordnungen an, die sogar zuweilen von einer gewissen gesuchten Eleganz nicht freizusprechen sind. Selbst der festgestellte Kanon der Körperproportionen erleidet eine wesentliche Aenderung gegen den frühern.

Doch auch dieser Aufschwung wird bald wieder unterbrochen. Nach kaum anderthalb Jahrhunderten erliegt das Reich dem ersten Andrange der pers. Macht. 525 v. Chr. wird es von Kambyses erobert und bleibt 120 J. lang eine pers. Provinz. Der Nationalhaß beider Völker macht sich breite Bahn. Eine allgemeine Zerstörung der ägypt. Denkmäler soll nach den Berichten der griech. Schriftsteller auf Befehl des Kambyses erfolgt sein. Sein Nachfolger Darius, ein weiser und milder Herrscher, suchte dagegen die Neigung der Aegypter zu gewinnen; er wird in den ägypt. Annalen sogar mit unter den großen Gesetzgebern des Landes aufgeführt. A. blieb bis 405 v. Chr. den Persern unterworfen, erhielt dann für 65 J. noch einmal seine Unabhängigkeit unter der 29. und 30. Dynastie des Manethôs und wurde 340 v. Chr. zum zweiten mal von den Persern unter Ochus erobert. Acht Jahre später, 332 v. Chr., im Herbste, fiel es an Alexander d. Gr. und blieb bis 305 unter macedon. Herrschaft. Ptolemäus, des Lagus Sohn, der schon seit Alexander's Tode im Namen des Philippus Aridäus und Alexander II. die Regierung des Landes führte, nahm in diesem Jahre den Königstitel an. Dennoch ist er auf den ägypt. Monumenten seiner Zeit bisher noch nirgends als König erschienen, und in der Regel beginnen die ägypt. Ptolemäerlisten auf den einheimischen Denkmälern erst mit Ptolemäus Philadelphus, der schon zwei Jahre vor dem Tode seines Vaters, 285 v. Chr., die Regierung übernahm. Die Zeit der griech. Herrschaft ist für alles ägypt. Nationale eine Zeit raschen Verfalls. Die Uebermacht und jugendliche Frische des griech. Geistes assimilirt sich schnell die aufgespeicherten Früchte der Jahrtausende alten ägypt. Bildung. Die alten Organe sterben ab und werden unbrauchbar. Auf dem ägypt. Boden selbst tritt der hellenische Erbe des ganzen Orients die reiche ägypt. Erbschaft an. Alexandrien wird der Mittelpunkt griech. Gelehrsamkeit und zugleich des höchsten Luxus. Unter den Künsten erhält sich noch am kräftigsten die Architektur. Eine Reihe großartiger Tempel, die von den alten Formen wenig abweichen, in Dendera, Theben, Esneh, Edfu, Ombos, Philä u. s. w. legen davon Zeugniß ab, während die Sculptur und Zeichnung größtentheils schon in Barbarei verfällt. Die greuelhafte Sittenverderbniß, die in der Herrscherfamilie selbst immer mehr um sich griff, trug nicht wenig zum Verfall des Landes bei und führte endlich auch durch Kleopatra (s. d.) zum Untergange des Staats. Nach der Schlacht bei Actium, 30 v. Chr., ward A. dem röm. Reiche einverleibt. Die Wichtigkeit dieser neuen und reichen Provinz wurde so hoch angeschlagen, daß Augustus ein Gesetz gab, nach welchem kein Römer vom Range eines Consuls oder selbst eines Ritters A. betreten durfte ohne die besondere Erlaubniß des Kaisers; man glaubte, daß die Verführung zu nahe liege, sich dieser «Kornkammer», dieser «claustra terrae et maris» zu bemächtigen, deren Abfall Italien sogleich mit einer Hungersnoth bedrohen konnte.

Schon im 1. Jahrh. n. Chr. wurde das Christenthum nach A. gebracht; als Gründer der ersten Gemeinde wird der Evangelist Markus angegeben. Eine ascetische und solitarische Lebensweise hatte sich theilweise schon unter den ägypt. Priestern ausgebildet. Ein förmliches Mönchsleben führten, nach der Beschreibung des Philo, die jüd. Therapeuten in der Nähe von Alexandrien, und derselben Richtung folgte dann auch ein großer Theil der ägypt. Christen, sodaß der Ursprung des später immer weiter verbreiteten Mönchs- und Einsiedlerlebens recht eigentlich auf dieses Land zurückgeführt werden muß, welches sich durch die Lage der umgebenden Wüsten ganz besonders dazu eignete. Das Christenthum verbreitete sich rasch und kräftig in A., und Alexandrien, so lange Zeit der Mittelpunkt der griech. Gelehrsamkeit, wurde nun wieder der Schauplatz der heftigsten und gelehrtesten christl.-theol. Kämpfe. Doch lassen sich noch hieroglyphische Inschriften in ägypt. Tempeln bis in die Mitte des 3. Jahrh. nachweisen, und in Philä wurde der Isiscultus erst um die Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian aufgehoben.

Neuere und neueste Geschichte. Bei der Theilung des röm. Reichs 395 n. Chr. fiel A. dem oström. oder byzant. Reiche zu, dessen Verfall es theilte, bis 638, zur Zeit des Kaisers Heraklius, in dessen Namen der Kopte Makaukas regierte, die Araber unter Amru, dem Feldherrn des Khalifen Omar, das Land eroberten. Die in die Parteien der Kopten oder Jakobiten und der Griechen oder Melchiten gespaltene Bevölkerung setzte den Eindringlingen kaum einen Widerstand entgegen. Memphis ergab sich sofort, Alexandrien nach langer und hartnäckiger Vertheidigung. Nun verschwanden vor dem Islam auch die letzten Spuren der Sitten, Gesetze und Religionsübungen, welche als Reste des alten Aegypterthums noch übriggeblieben waren.

Bis dahin war Alexandrien der Sitz der Gelehrsamkeit und Mittelpunkt des Handels gewesen. Nach der Eroberung flüchteten die Wissenschaften nach Konstantinopel und dem griech. Archipel, während die Venetianer die Trümmer des arab.-indischen Handels mit dem Abendlande, des damaligen Welthandels, an sich brachten und behielten, bis die Entdeckung des Seewegs um Afrika dem Verkehr über A. den Todesstoß gab. Amru gründete nach der Eroberung die Stadt Fostat (südlich vom heutigen Kairo), später Fostat-Masr, nach seinem Verfalle Masr-el-Atik (von den venet. Kaufleuten uneigentlich Alt-Kahirah) genannt. Auch eröffnete er wieder im Interesse des Handels den alten, schon von den Pharaonen, sodann von den Ptolemäern erbauten Kanal vom Nil zum Rothen Meere. Die Verwaltung des Landes beließ er in der Weise, wie sie zur Römerzeit gewesen. Nur wechselten zum Schaden des Landes die Gouverneure allzu häufig, sodaß A. während der Herrschaft der Omajjaden, also etwa während eines Jahrhunderts, Hunderte derselben gehabt hat. Unter den Abbassiden gestalteten sich die Verhältnisse nicht anders. 872 wurde Achmed ben-Tulun, ein Mann aus der Garde turkmanischer Sklaven, welche der Khalif Maimun geschaffen, nach A. geschickt, um seinem Schwiegervater, dem Gouverneur Babbak, zur Seite zu stehen. Dieser Achmed befestigte Fostat, eröffnete den Kanal von Alexandrien, schuf eine Armee Eingeborener und ließ sich nicht wieder abberufen, wie es seinen Vorgängern geschehen. Nach 17jähriger Regierung hinterließ er das Land seinem Sohne. Als aber nach 22 Jahren seine Nachkommenschaft erlosch, bemächtigte sich 934 ein Emporkömmling, Ikid, des Landes. Nach ihm ergriff ein schwarzer Sklave, Kafur, die Regierung. Sodann machte sich 969 der Khalif Moizz-eddinn Illah, aus dem Geschlechte der Fatimiden, durch seinen Feldherrn Djauhar zum Herrn des Landes. Letzterer traf Verbesserungen in der Verwaltung und gründete 970 eine neue Stadt, die er Masr-el-Kahirah (die Siegreiche) nannte, das heutige Kairo. Dem Moizz folgte der Sohn El-Azz ben-Illah; diesem Hakim der Narr, welcher sich als Prophet verehren ließ, muthwillig halb Kairo niederbrannte, während seine Soldaten die andere Hälfte plünderten, und endlich ermordet ward. Unter seinen Nachfolgern stritten die türk. und die äthiop. Miliz miteinander um den Vorrang, bis die letztere vernichtet wurde. A. versank in den elendesten Zustand. Der letzte der Fatimiden, Addad, mußte den bis vor die Thore Kairos gelangten Kreuzfahrern unter Guido von Lusignan eine Million Zechinen zahlen. Addad erflehte die Hülfe Nureddin's, des mächtigen Herrschers von Aleppo in Syrien, der eine bedeutende Armee, in derselben aber einen Mann sandte, welcher sich bald der Gewalt zu bemächtigen verstand. Es war dies Salaheddin oder Saladin, ein Kurde von Geburt, der Schrecken der Kreuzfahrer, der den kranken Khalifen Addad 1171 ermordete und A. in Besitz nahm. Derselbe erklärte sich für unabhängig und gründete (als Sohn Eyub's) die Dynastie der Eyubiden. Nun wurde in A. die Glaubenseinheit wiederhergestellt. Darauf nahm Saladin den Kreuzfahrern die syrischen Orte und vereinigte Syrien mit seiner Krone sowie einen Theil Mesopotamiens und Arabiens. Nach Saladin's Tode theilten dessen drei Söhne das Reich. A. fiel an Malek-el-Asyr, dem Malek-el-Adel, Seyfeddin und Malek-el-Hamel folgten. Unter letzterm erschienen die Kreuzfahrer vor Damiette und nahmen es ein. 1230 kaufte einer dieser Eyubiden 18000 junge Mingrelier und Abchasen (also Circassier), welche die mongol. Feldherren aus ihrer Heimat auf die Sklavenmärkte getrieben hatten. Er bildete aus denselben eine Miliz, die unter dem Namen der Mamluken (s. d.) für A. verhängnißvoll wurde. Unter der Regierung des Malek-el-Salek landete Ludwig der Heilige 1248 an der Nilmündung mit 40000 Kriegern. In einer blutigen Schlacht fiel El-Salek; ihm folgte sein Sohn Turan-Schah. In einer zweiten Schlacht wurde Ludwig mit 20000 Christen gefangen, während kurze Zeit darauf (1250) Turan-Schah bei einem Festmahle von dem Anführer der Mamluken ermordet ward. Mit ihm erlosch die Dynastie der Eyubiden.

Darauf begann die grauenvolle Herrschaft der Mamluken unter selbstgewählten Sultanen. Unter Mord und Gewaltthat folgten in 263 Jahren einander 47 Tyrannen. 17 derselben wurden ermordet, ebenso viele verjagt, viele regierten nur einige Monate. Es war ein beständiges Streiten unruhiger Emirs um die Gewalt, und fast immer nahmen die Emporkömmlinge ein blutiges Ende. In dieser Zeit litt das Land zugleich unsaglich durch Ausbrüche der Pest und Hungersnöthe und gelangte auf den Gipfel des Elends. Selim I., der Sultan der Osmanen, welcher ein Mamlukenheer herbeigerufen, das ihm gegen Persien Hülfe leisten sollte, machte dasselbe bei Aleppo nieder und ging mit seiner Armee nach A., wo er unweit Kairo 23. Jan. 1517 ein zweites Heer der Mamluken schlug und darauf die Stadt mit Feuer und Schwert verwüstete. Selim rottete indeß die Mamluken nicht aus, sondern übergab die Verwaltung der Provinzen 24 derselben, welche den Titel Beis erhielten und den zu Kairo residirenden

Scheikh-el-Beled zu wählen hatten. Letzterer stand über ihnen und vereinigte in seiner Hand den Einfluß und das Ansehen aller. Die Beis wurden eingesetzt und erhielten ihre directen Befehle von einem Regentschaftsrathe, der ursprünglich aus den sieben Chefs der sieben Armeecorps bestand. Dieser Divan besaß die eigentliche Macht, während der von Konstantinopel gesandte Pascha nur ein beaufsichtigendes Mittelglied zwischen beiden Gewalten war und vor allem darüber zu wachen hatte, daß der Tribut richtig einging. In solcher Stellung konnte sich kein Pascha zum Usurpator machen. Die Mamluken verstanden indeß, sich in die Armee einzudrängen und die höchsten Stellen für sich zu gewinnen, sodaß sie im Divan die Oberhand erlangten und den Pascha in gänzliche Abhängigkeit brachten. Die Beis selbst aber hatten kein anderes Ziel, als sich für die kostbaren Geschenke bezahlt zu machen, denen sie ihre Stellung verdankten. Einer derselben, Namens Ali, empörte sich 1771 gegen die Pforte, schlug sowol seine Nebenbuhler als auch die türk. Truppen und ließ sich durch den Scherif von Mekka zum Großsultan von A. und Beherrscher beider Meere ernennen. Zugleich suchte er sich mit den Venetianern und Russen zu verbinden, ward aber 1773 von seinem General und Günstling Abu-Dahab ermordet. Hierauf gelang es Ibrahim-Bei und Murad-Bei, nachdem sie die Armee eines dritten Rivalen, Ismael, bis oberhalb der Katarakten des Nil zurückgeworfen, sich der Gewalt zu bemächtigen. Ibrahim übernahm die Administration, Murad die Armee, und das Recht der schwachen Pforte ward nominell wieder durch einen Pascha hergestellt. So blühte die greuliche Mamlukenherrschaft wieder auf, die das Volk und zugleich die Fremden arg plagte. Der franz. Consul Magallon zu Kairo wandte sich bereits 1795 mit Beschwerden an die Directorialregierung der Republik, und dieser Schritt erweckte zuerst in Frankreich den Gedanken an die Eroberung A.s, den alsbald General Bonaparte ergriff und 1798 in genialer Weise zur Ausführung brachte. (S. Aegyptische Expedition der Franzosen.) Durch das kühne Unternehmen wollte man zunächst den orient. Handel Englands vernichten und vom Nil aus die brit. Herrschaft in Ostindien bedrohen, vielleicht stürzen. Eine Commission von Gelehrten und Technikern war der Expedition beigegeben, welche die Alterthümer des Landes untersuchen und daselbst den Grund zu europ. Cultur legen sollte. Obschon es den Franzosen nicht gelang, sich gegen die vereinigten Engländer und Türken zu behaupten, trat doch durch ihre Expedition das mishandelte und vergessene Land aus seiner Dunkelheit hervor, und Europa wurde nicht nur an dessen alte Cultur und Geschichte, sondern auch an die geogr.-polit. Bedeutung A.s für unsere Zeit erinnert. Nach der Capitulation der Franzosen im Aug. 1801 suchten zwar unter der Gunst der Engländer die Mamluken die alte Herrschaft wieder geltend zu machen, aber die Pforte wußte dies durch ihre Militärmacht zu verhindern. Nach der Ermordung des türk. Statthalters Ali-Pascha durch die Beis trat 1804 Khosrew-Pascha an dessen Stelle, der jedoch sowie auch sein Nachfolger Khurschid-Pascha durch Mehemed-Ali (s. d.), damals Befehlshaber des Albanesencorps zu Kairo, gestürzt wurde. Dieser kluge, energische, aber zweideutige Mann hatte sich durch Mäßigung und strenge Mannszucht inmitten der traurigen Verhältnisse Einfluß und Ansehen bei der Bevölkerung verschafft, und die Pforte fand sich bewogen, ihn 1806 zum Pascha und Statthalter von A. zu erheben. Eine neue Epoche hatte hiermit für das Land begonnen.

Mehemed-Ali hatte unablässig mit der Unbotmäßigkeit der Mamlukenbeis zu kämpfen, die neben seiner Regierung fortbestanden, und er griff endlich zu einem furchtbaren Mittel, sich ihrer zu entledigen, indem er die Beis am 11. März 1811 bei einer veranstalteten Festlichkeit durch seine Albanesen meuchlings niedermetzeln oder gefangen nehmen und hinrichten ließ. Gegen 1000 Menschen kamen bei dieser Gelegenheit ums Leben. Der Pascha ward somit unbeschränkter Herr des Landes; aber die Pforte, welche seine emporsteigende Macht zu fürchten begann, übertrug ihm jetzt die Bekämpfung der in Arabien um sich greifenden Wahabiten (s. d.), deren völlige Niederwerfung seinem Sohne Ibrahim-Pascha erst nach großen und mehrjährigen Anstrengungen gelang. Während hierdurch ein Theil Arabiens in seine Gewalt fiel, unterwarf sich Mehemed-Ali in den Jahren 1820—22 auch die Länder am obern Nil, Nubien, Sennaar, Kordofan. Seine Herrschaft war dadurch sehr bedeutend gewachsen, und sein Ehrgeiz richtete sich nun dahin, dieselbe zu befestigen und sich bei günstiger Gelegenheit von der Pforte unabhängig zu machen. Da die albanesischen Soldtruppen auf den Kriegszügen zusammengeschmolzen, begann er die Organisation einer eigenen ägypt. Kriegsmacht nach europ. Muster. Rekruten wurden aus den Fellah ausgehoben, Neger aus dem Süden durch Einrichtung förmlicher Menschenjagden herbeigeschafft und aus diesen Elementen durch franz. Instructoren ein reguläres Landheer gebildet, dem in gleicher Weise eine ansehnliche einheimische Flotte zur

Seite trat. Um die Mittel für diese gewaltsame Machtentfaltung zu gewinnen, sah sich der Pascha genöthigt, einerseits den Ackerbau und die materielle Cultur des Landes durch Maßregeln europ. Civilisation zu heben, während er andererseits gegen seine Unterthanen ein Aussaugungs- und Bedrückungssystem verfolgte, das jeder Civilisation Hohn sprach. Man kann behaupten, daß die Politik Mehemed-Ali's darauf hinauslief, den orient. Despotismus durch die Anwendung europ. Culturmittel auf das höchste zu steigern. Schon bald nach der Ausrottung der Mamluken hatte der Pascha das Grundeigenthum sämmtlicher Moscheen und frommen Stiftungen (Wakuf) sowie die Besitzungen sämmtlicher Erbpächter oder Multezims eingezogen. Hierbei blieb er indeß nicht stehen, sondern er erfand Mittel, um den größern Theil des Grund und Bodens in seinen Privatbesitz zu bringen, ein Verhältniß, das in solcher Ausdehnung selbst unter der Mamlukenherrschaft nicht bestanden hatte. Der Bauer wurde überdies gezwungen, den Ertrag seines Feldes dem Pascha zu willkürlich festgesetzten Preisen zu verkaufen, mußte aber auch seine Bedürfnisse von diesem entnehmen. Dem zur Seite ging ein raffinirtes Steuersystem, das den Bauer auch um den Rest seiner Habe brachte, und die Rekrutirung, welche die Bevölkerung schreckte und schwächte. Dagegen suchte Mehemed-Ali, gemäß seiner Politik, durch Kanalisirungen und ausgedehnte Dammbauten im Delta das unter den Mamluken verfallene Bewässerungssystem großartig zu verbessern, sodaß das anbaufähige Land sehr bedeutend stieg. Auch brachte der Pascha einige höchst wichtige Culturen, insbesondere die Baumwolle, in Aufnahme. Doch alles dies förderte das Wohl des Volks ebenso wenig wie die Einführung einer Fabrikindustrie, deren einziger Inhaber der Pascha blieb und wobei ihm die Eingeborenen nur als Fabriksklaven dienten. Während er Landstraßen und andere große Bauten errichtete und die öffentliche Sicherheit in nie dagewesenem Grade herstellte, erdrückte er zugleich den Handel mit Arabien und Ostindien durch monopolistische Maßregeln, ja würdigte sich sogar zum Sklavenhändler herab. Die Lehranstalten, die er durch Ausländer gründete, und die Sendung junger Aegypter zur Ausbildung nach Europa brachten dem Lande kaum einen Gewinn, da es hierbei nicht auf Volksbildung, sondern auf die Abrichtung von Regierungswerkzeugen und Militärs abgesehen war. Selbst die Errichtung der Druckerei zu Bulak, die Herausgabe einer Zeitung, die Ausarbeitung eines Civilgesetzbuchs nach franz. Muster, eine neue Eintheilung des Landes, der Versuch von Provinzial- und Centralversammlungen u. s. w., alles dies kam nicht dem in Elend versunkenen Volke zugute, war vielmehr auf die Durchführung despotischer Zwecke oder gar auf Täuschung des Auslandes berechnet. Eine Menge europ., meist franz. Projectmacher, die den Pascha umschwärmten, trugen von diesen künstlichen Schöpfungen den Vortheil davon.

Mehemed-Ali erhielt 1824 von der Pforte den Auftrag, das aufgestandene Griechenland zu unterwerfen. Er sandte seinen Sohn Ibrahim mit bedeutender Macht ab, der den Peloponnes verwüstete, bis die Schlacht von Navarin sowol der ägypt. Flotte wie dem Kampfe ein Ende bereitete. Für seine Dienste waren dem Pascha die syrischen Districte von Acca versprochen worden, aber der Sultan hielt nicht Wort, sondern gab ihm nur die Insel Candia. Mehemed-Ali benutzte indeß seine Händel mit Abdallah-Pascha von Acca, um Syrien, dieses Bollwerk von A., der schwachen Pforte zu entreißen und möglicherweise ein unabhängiges Reich zu stiften. Ibrahim-Pascha rückte im Dec. 1831 an der Spitze von 60000 Aegyptern in Syrien ein, nahm 27. Mai 1832 Acca mit Sturm und bemächtigte sich im raschen Laufe der ganzen Provinz. Infolge der Intervention der Mächte sah sich jedoch Mehemed-Ali zum Frieden von Kiutahia (4. Mai 1833) genöthigt, durch den er zwar nicht unabhängig wurde, aber doch die Statthalterschaft von Syrien erhielt. Dieses für ihn vortheilhafte Abkommen war großentheils ein Werk der franz. Politik, und die Engländer, die sowol die wachsende Macht des Paschas wie den Einfluß Frankreichs in d. orient. Angelegenheiten fürchteten, suchten die Pforte alsbald zur Erneuerung des Kriegs gegen den mächtigen Vasallen zu bewegen. So kam es kurz vor Sultan Mahmud's II. Tode abermals zum Kampfe, in welchem 24. Juni 1839 das türk. Heer bei Nisib geschlagen wurde, und bald darauf ging sogar die türk. Flotte zu der ägyptischen über. Jetzt schien Mehemed-Ali am Ziele seiner Bestrebungen, allein Rußland und England, in deren Interesse es lag, die Auflösung des türk. Reichs und das Emporkommen eines ägypt. Herrscherthums zu hindern, brachten mit Preußen und Oesterreich die Quadrupleallianz vom 15. Juli 1840 zu Stande, durch welche sich diese Mächte zum Einschreiten gegen den Pascha verpflichteten. Die Absonderung Frankreichs und dessen dem Pascha günstige Politik bedrohten Europa mit einem allgemeinen Kriege. Indessen erschien ein Geschwader der Verbündeten an der syrischen Küste und begann die Beschießung

der festen Plätze. Von Frankreich verlassen, von ungewohntem Kleinmuth befallen, zog Mehemed-Ali ohne eigentlichen Kampf seine Truppen aus Syrien zurück und unterwarf sich dem Sultan. Nach einem von den fünf Großmächten garantirten Hatti-Scherif vom 13. Febr. 1841 ward das Verhältniß des Lehnsstaats A. zur Pforte neu geregelt. Hiernach sollten den männlichen Descendenten Mehemed-Ali's nach dem Rechte der Erstgeburt die erbliche Herrschaft über A. und die Besitzungen am obern Nil verbleiben. Die Grundgesetze des türk. Reichs sowie die Verträge der Pforte mit auswärtigen Mächten sollten fortan auch für A. ihre Geltung haben, außerdem die Verwaltungsgesetze des Landes sich denen des übrigen Reichs anschließen, und die ägypt. Kriegsmacht auf ein bestimmtes Maß herabgesetzt werden.

Nach diesem Schlage schien sich die Sorge Mehemed-Ali's einzig auf die Hebung der innern Hülfsquellen des durch die Kriegsleistungen zerrütteten Landes zu richten, freilich nicht zum Wohle desselben, sondern um die Mittel für künftiges Handeln zu gewinnen. Mit Widerwillen nur verstand er sich auf Andringen der Pforte 1842 zu einer Aufhebung des Monopolsystems und zur Herabsetzung der Ausfuhrzölle, die er jedoch ganz illusorisch zu machen wußte. Um die Maßregeln zur Entwickelung der Bodenproduction und der Steuerfähigkeit des Landes zu berathen, versammelte er den schon 1829 geschaffenen und aus den Beamten der Provinzen, Bezirke und Gemeinden zusammengesetzten Centralrath, den er aber voll Zorn wieder entließ, als ihm dieser das Elend der Zustände enthüllte. Er zog sich hierauf längere Zeit von der Regierung zurück, nahm aber im Sommer 1844 das Staatsruder wieder auf und beschäftigte sich eifrig mit großen Bauten und andern Planen, die das Land zu materieller Blüte bringen sollten. Indeß verfiel der ruhelose Greis allmählich in Geisteszerrüttung, sodaß die Pforte im Juli 1848 seinen ältesten Sohn Ibrahim-Pascha (s. d.) als Nachfolger bestätigte, der bereits im Geiste des Vaters die Geschäfte geleitet hatte. Doch Ibrahim starb schon 10. Nov. 1848, und Abbas-Pascha (s. d.), ein leiblicher Enkel Mehemed-Ali's, ward von der Pforte als rechtmäßiger Regent anerkannt. Während Mehemed-Ali 2. Aug. 1849 geräuschlos ins Grab stieg, hob der Enkel die drückendsten Steuermaßregeln, die Monopole und die europ. Anstalten seiner Vorgänger auf, reducirte Heer und Flotte, entließ die Fremden und erleichterte somit das Land, aber nicht aus Wohlwollen und Weisheit, sondern als bigoter Moslem aus Haß gegen die Civilisation. Träge, wollüstig, habgierig und verfolgungssüchtig, besonders gegen die Glieder seiner Familie, lebte Abbas-Pascha in seinen Wüstenschlössern, ohne Sorge um Herrschergröße oder das Schicksal des Landes. Die Pforte, vielleicht durch engl. Einfluß getrieben, suchte die Schwäche des Paschas zur Einmischung in die innern Verhältnisse des Landes zu benutzen, und befahl ihm im Febr. 1851 die sofortige Einführung des Tansimat (s. d.), fügte außerdem noch andere Forderungen hinzu, deren Erfüllung seine wie des Landes Stellung gänzlich verändert haben würde. Abbas-Pascha rüstete zwar, doch wußte er bald den von harten Finanznöthen bedrängten Lehnsherrn in Konstantinopel durch ansehnliche Geldleistungen zu beschwichtigen, ja sogar das Recht, über die Aegypter Fronen und Todesstrafe zu verhängen, sich auf Lebenszeit zu sichern. Als der Krieg gegen Rußland ausbrach, brachte er noch größere Opfer, indem er der Pforte ein Corps von 15000 Mann sowie die ägypt. Flotte zur Verfügung stellte. Abbas fand plötzlich seinen Tod in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1854, wahrscheinlich durch Ermordung. Ihm folgte unter Bestätigung der Pforte Said-Pascha (s. d.), ein Sohn Mehemed-Ali's. Dieser, ein europäisch gebildeter Mann, von wohlwollendem Charakter, behielt zwar die von seinem Vater eingeführte Landesverwaltung bei, war aber wenigstens bemüht, die Lasten des Volks erträglicher zu machen. Er schränkte die Gewalt der Mudirs (Provinzialgouverneure) und namentlich der blutsaugerischen Scheikh-el-Beled (Dorfvorstände) ein, begründete eine regelmäßige Rekrutirung, ließ die Steuerfähigkeit der einzelnen Landesbewohner registriren, schaffte die Fronen ab, schuf einen Staatsrath, der die Verordnungen berieth, ehe sie veröffentlicht wurden, gab dem Fellah zwar nicht das Recht des Grundeigenthums, wol aber das der freien Verfügung über Anbau und Ernte, verwandelte die Naturalleistung in Geldsteuer und führte Freizügigkeit ein. Im März 1857 unternahm er mit 5000 Mann eine Expedition nach dem Sudan, wo er Leben, Freiheit und Vermögen der Bevölkerung unter seinen Schutz stellte. Ebenso schaffte er in A. die Sklaverei und den Sklavenhandel vollständig ab. Im Finanzwesen führte er eine Controle ein, trennte auch seine persönlichen Ausgaben von den Staatsausgaben. Schon Mehemed-Ali hatte sich mit Herstellung des Seekanals durch die Landenge von Suez getragen, war aber von dem großen Unternehmen abgestanden, weil er den Protest und die Einmischung der Engländer fürchtete. Said-Pascha, dem franz. Einflusse vor allem zugänglich, gab dem Franzosen Lesseps

die Erlaubniß zur Ausführung des Kanals und betheiligte sich auch, doch wol mehr als seine Mittel rechtfertigten, an der Actiengesellschaft, die zu dem Zweck gegründet wurde. Wiewol sich die Pforte auf Englands Betrieb weigerte, ihre Zustimmung zu geben, zog sich doch Said-Pascha davon nicht zurück, sondern förderte nach Möglichkeit den Angriff und die Fortführung des jedenfalls großartigen Unternehmens. So guten Willen indeß Said-Pascha als Regent besaß, und so viele Barbareien und Uebelstände seine Regierung beseitigte, fehlte ihm doch der ruhige Ernst und die schöpferische Gabe, um sich das Verdienst eines wirklichen Regenerators zu erwerben. Das Land ist durch ihn erleichtert, aber nicht reformirt worden. Zudem verschwendete er durch Prachtbauten, durch übermäßige Freigebigkeit, durch nutzlose Reisen in die Hauptstädte Europas das Mark des Landes und häufte Schulden, die schließlich doch der Fellah mit seinem Schweiße bezahlen muß. Said-Pascha starb 18. Jan. 1863, und ihm folgte in der Regierung ein jüngerer Bruder, Ismail-Pascha.

Von den Werken über A. ist vor allem die durch die ägypt. Expedition Napoleon's I. veranlaßte «Description de l'Égypte» (zuerst Par. 1809—13, Fol.; neue Ausg., 26 Bde., 1821—30; dazu Kupfertafeln 12 Bde., Fol.) zu nennen. Das Werk behandelt das Alterthum, die Zustände der Neuzeit und die Naturgeschichte des Landes, und die ausgezeichneten Gelehrten, welche die Expedition begleiteten, Monge, Costaz, Berthollet, Geoffroy, Dolomieu, Denon, Jomard u. a., haben zu demselben Beiträge geliefert. Hieran schließen sich für die Alterthümer, außer den Monumentwerken von Gau, Young, Caillaud, Perring und Rosellini, besonders Lepsius' «Denkmäler aus A. und Aethiopien» (9 Bde., Berl. 1849—59, Fol.), Brugsch, «Monumens de l'Égypte» (Berl. 1857) und «Recueil des monumens égyptiens» (2 Bde., Lpz. 1862—63) sowie Mariette's «Choix des monumens et des dessins» (Par. 1856). Die gegenwärtigen Zustände schildern, außer zahlreichen Reisebeschreibungen (Pococke, Norden, Niebuhr, Denon, Burckhardt, Belzoni, Caillaud, Ehrenberg, Minutoli, Parthey, Rüppell, Russegger, Lepsius u. s. w.): Wilkinson, «Handbook for travellers in Egypt» (Lond. 1847); Lane, «An account of the manners and customs of the modern Egyptians» (2 Bde., Lond. 1836; 3. Aufl., 2 Bde., 1842; deutsch von Zenker, 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1856); Busch, «Reisehandbuch für A.» (Triest 1858); Clot-Bey, «Aperçu général de l'Égypte» (2 Bde., Par. 1840); Schölcher, «L'Égypte en 1845» (Par. 1846); Pruner, «A.s Naturgeschichte und Anthropologie» (Erl. 1847); Brugsch, «Reiseberichte aus A.» (Lpz. 1855); v. Kremer, «A., Forschungen über Land und Volk» (2 Bde., Lpz. 1863). Die Geschichte A.s behandeln: Brugsch, «Histoire de l'Égypte» (Bd. 1, Lpz. 1859); Paton, «A history of the Egyptian revolution, from the period of the Mameluks to the death of Mehemed-Ali» (2 Bde., Lond. 1863); Weil, «Geschichte des Abbasidenkhalifats in A.» (2 Bde., Manh. 1860—62); Quatremère, «Histoire des sultans Mameloucks» (aus dem Arabischen des Makrizi, 2 Bde., Par. 1837—41); Mengin, «Histoire de l'Égypte sous Méhémed-Ali» (2 Bde., Par. 1823); Mouriez, «Histoire de Méhémed-Ali» (2 Bde., Par. 1855).

Aegyptische Augenentzündung heißt eine eigenthümliche, ansteckende und oft schnell das Auge zerstörende Form einer mit reichlicher Eiterung verbundenen Entzündung der Augenschleimhaut, welche man zuerst 1798 unter den franz. Truppen bald nach der Landung in Aegypten, dann auch 1801 bei der engl. Armee beobachtete. Man glaubte irrigerweise, dieselbe sei aus Aegypten nach Europa gebracht worden, wo sie 1801—13 in Italien herrschte und seit 1813 die meisten Heere heimsuchte. Namentlich hatte während des Kriegs von 1813—15 die preuß. Armee daran vielfach zu leiden, während das österr. Heer länger davon verschont blieb. Noch 1833 und 1834 wüthete diese Krankheit arg unter den belg. Truppen, sodaß Tausende auf einem oder gar auf beiden Augen erblindeten. Die Krankheit kommt indeß nicht nur bei Soldaten vor, sondern kann sich überhaupt da entwickeln, wo viele Menschen zusammenwohnen und für Reinlichkeit und Lüftung nicht genügend gesorgt ist. An solchen Orten ist denn auch reichliche Gelegenheit zu gegenseitiger Ansteckung gegeben. Die Ansteckung erfolgt durch Berührung der ansteckenden Absonderungsflüssigkeit eines kranken Auges mit der Schleimhaut eines gesunden. Daß die Krankheit auch durch die Luft mittels eingetrockneter, den Staubtheilchen der Luft beigemischter Eiterkörperchen eines kranken Auges übertragen werden könne, ist nicht unmöglich, aber nicht bewiesen.

Aegyptische Expedition der Franzosen. Nach dem siegreich beendigten Kriege gegen die erste Coalition machte Bonaparte dem Directorium der Französischen Republik den Vorschlag, Aegypten zu erobern, um dadurch die verlorenen Colonien zu ersetzen und die engl. Interessen im Orient, vielleicht in Indien, zu gefährden. Der Vorschlag wurde angenommen

und die Expedition im tiefsten Geheimniß vorbereitet, während alle Welt noch an einen Angriff auf England glaubte. Am 20. Mai 1798 ging Bonaparte mit 40000 Mann in Toulon zur See; Admiral Brueys mit 13 Linienschiffen und 8 Fregatten escortirte die Transportflotte. Zuerst wurde Malta nach kurzem Bombardement 12. Juni genommen, und der Malteserorden trat die Insel nebst Gozzo und Comino an Frankreich ab. Dann richtete Bonaparte, um der engl. Flotte unter Nelson, die ihn suchte, zu entgehen, den Lauf nach Candia und von dort nach Alexandria, das sofort nach der Landung, 1. Juli, erstürmt wurde. Die Flotte ankerte vor Abukir; das Heer trat den Marsch auf Kairo an. Vergebens griffen die Mamluken, deren mächtigste Beis Murad und Ibrahim waren, die Franzosen 12. Juli bei Chebrissa oder Ramanieh, und 21. mit ihrer Hauptmacht unter 23 vereinigten Beis bei Embabeh oder den Pyramiden an. Die Franzosen, in fünf Divisionen formirt (Desaix, Kleber, Friant, Menou, Bon), wiesen den ersten stürmischen Angriff der Reiterscharen auf ihre fünf großen Divisionsquarrés (auf die Mitte und voll, die Ecken durch die Grenadiercompagnien verstärkt, hier zuerst gebildet) ab und gingen dann selbst zum Angriff über. Die Mamluken wurden geschlagen; Murad floh nach Syrien, Ibrahim nach Oberägypten. Bonaparte hielt 22. Juli seinen Triumpheinzug in Kairo und beschäftigte sich nun mit der Organisation des Landes, während er Desaix nach Oberägypten zur Verfolgung Ibrahim's sandte. Die franz. Flotte wurde aber 1. Aug. von Nelson bei Abukir angegriffen und vernichtet. (S. Abukir.) Dadurch ermuthigt, erklärte die Pforte an Frankreich den Krieg, und der Pascha von Syrien, Achmed Dschezzar (der Schlächter), sollte gegen Aegypten vorrücken. Bonaparte kam jedoch diesem zuvor. Nachdem er einen Aufstand in Kairo im Oct. niedergeschlagen hatte, marschirte er im Febr. 1799 in Syrien ein, nahm El-Arisch, ließ Jaffa erstürmen und berannte 16. März Acca. Die tapfere Vertheidigung der Feste, welche der engl. Commodore Sidney Smith leitete, zwang zu einer förmlichen Belagerung. Acht Stürme wurden während derselben abgeschlagen, und im Lager der Franzosen brach Hungersnoth und die Pest aus. Zwar wurde das türk. Entsatzheer bei Tabor geschlagen, aber die Belagerung mußte 19. Mai aufgehoben werden, und Bonaparte trat mit schwerem Verluste den Rückmarsch nach Aegypten an. Hier hatte der Kapudan-Pascha Abukir am 15. Juli erobert, doch wurde derselbe am 25. geschlagen. Nachrichten aus Europa bewogen jetzt Bonaparte, Aegypten, dessen Besitz gesichert schien, zu verlassen. Derselbe übergab den Befehl an Kleber, der einen Landungsversuch der Türken 1. Nov. glorreich abwies, dann aber, als der Großvezier mit einem Heere einrückte und die Pest ausbrach, zu freier Rückkehr nach Frankreich den Vertrag von El-Arisch schloß. Da jedoch England Kriegsgefangenschaft forderte, so nahm Kleber den Kampf wieder auf und schlug 20. März 1800 bei Heliopolis den Großvezier bis zur Vernichtung, eroberte auch das schon verlorene Kairo zurück. Er wurde jedoch am 14. Juni von einem fanatischen Türken ermordet und das Commando ging auf den unfähigen Menou über. Eine engl. Expedition unter Keith und Abercromby landete 8. März 1801 bei Abukir; die Franzosen wurden nun 21. Mai hier, und schwerer bei Ramanieh 9. April geschlagen, worauf Belliard in Kairo 27. Juni und Menou in Alexandria 30. Aug. capitulirten und die Trümmer des Heeres auf engl. Schiffen nach Frankreich vertragsmäßig übergeführt wurden. So war militärisch die Expedition gescheitert, welche jedoch in anderer Beziehung wichtig geworden ist. (S. Aegypten.)

Aegyptische Mythologie. Das Wesen der ägypt. Götterverehrung war eine Naturreligion, an welche sich aber schon früh, vielleicht von Anfang an, gewisse ethische und speculative Ideen anschlossen, die sich allmählich mehr individualisirten, durch Uebertragung auf bestimmte Göttergestalten sich gegenseitig abgrenzten, und endlich, aber erst in griech.-röm. Zeit, zu einem philos.-theol. Systeme, das einem gemeinschaftlichen Organismus der vornehmsten Landesgötter untergelegt wurde, zusammenschlossen. Als höchste Potenz aller Naturkräfte, als der König und Herr in dem Reiche der Natur, dem sich der Mensch selbst einverleibt fand, erschien der Sonnenball, der Urquell von Licht und Wärme, und dadurch die Ursache von allem vegetativen und animalischen Leben, welches wieder die bedingende Grundlage für das geistige Leben des Menschen ist. Der Sonne, als der sichtbaren Lebensquelle in der Natur, mußte auch die Kraft und Absicht dieser weitern Entwickelung, und folglich auch die unsichtbare Macht und leitende Intelligenz im Reiche des Geistes, zugeschrieben werden. Daher concentrirte sich die ägypt. Naturreligion wesentlich in einem Sonnencultus. Dieser läßt sich in der That durch alle Formen des ägypt. Götterdienstes und von den ältesten bis in die spätesten Zeiten der ägypt. Geschichte verfolgen und aufweisen. Ra, Helios, der Sonnengott, stand nach der Priesterlehre, wie sie aus zahlreichen Monumenten im Einklang mit den literarischen Nach-

richten hervorgeht, an der Spitze aller Götter, er galt als der erste göttliche Regent über Aegypten, andere Götter konnten für bestimmte Verhältnisse oder Localitäten an die Spitze der übrigen dadurch treten, daß sie mit Ra identificirt wurden, und wir finden daher häufige Verbindungen wie Hosiri (Osiris)-Ra, Amun-Ra, Muntu-Ra, Atumu-Ra, Chnumu-Ra, Hapi (Nil)-Ra, Chem (Pan)-Ra, Sebak-Ra, Hor-Ra, Chunsu-Ra, Tut (Hermes)-Ra, u. a., dergleichen kein anderer Göttername eingeht. Ra war der unmittelbare Ursprung und das Wesen der höchsten irdischen Macht und Majestät, des Königs, der deshalb «Sohn des Ra» in seinen Titeln, und «Ra» selbst in seinem Thronnamen genannt wird.

Eine Naturreligion kann sich aber nicht mit dem einfachen Cult ihres höchsten Princips begnügen. Die äußere Erscheinung der Sonne mußte unterschieden werden von den göttlichen Kräften und Intelligenzen, die ihr inwohnend, und von denen, die von ihr abgeleitet und abhängig gedacht wurden. Diese wurden nothwendig, sobald sie äußerlich erscheinen sollten, in menschlicher Form als der höchsten, die sich darbot, verbildlicht. Die localen Verschiedenheiten der Auffassung kamen hinzu und so entstand das überaus personenreiche Pantheon der ägypt. Götter und Dämonen, das uns von den Monumenten entgegentritt und seinen Mittelpunkt sowie seine ursprünglich verbindende Einheit im Sonnencultus findet. Der in Aegypten von jeher so bemerkenswerthe Drang nach bildlicher Darstellung konnte nur durch die ausgedehnteste Anwendung der Symbolik befriedigt werden. Die ganze sichtbare Welt, und in dieser vornehmlich der Theil, der die größte Mannichfaltigkeit charakteristischer Formen darbot, die Thierwelt, wurde benutzt zur Symbolik für die unsichtbare Welt der geistigen Kräfte, die man sich als Correlat aller einzelnen Eigenschaften, Kräfte oder Schwächen des Menschengeistes hinter den Erscheinungen der Natur dachte. Diese Symbolik wurde noch bedeutend erweitert durch das ägypt. Schriftsystem, dessen wesentlich ideographische Natur gleichfalls hauptsächlich auf sie angewiesen war. Die Heiligkeit der Symbole für die Götter führte, wie in andern Religionen, leicht zur Verwechselung derselben mit den göttlichen Personen selbst, denen sie zugehörten, und machte namentlich die Thiere, deren dunkle Lebensnatur zu mystischer Auslegung reizte, vielfach zu den eigentlichen Gegenständen des Cultus statt der durch sie bezeichneten Götter, namentlich für das gemeine Volk und im exoterischen Cult. Daher erklärt sich der in Aegypten so auffällige Thierdienst, den schon die Griechen und Römer und vielfach auch die neuern Gelehrten besonders hervorhoben als eine besondere Religionsform, die es jedoch nicht ist. Jedes heilige Thier war das Symbol oder der sichtbare Repräsentant eines bestimmten Gottes, z. B. der Stier Apis in Memphis des Osiris, der Stier Mneuis in Heliopolis und Pakis in Hermonthis des Ra, der Ibis des Thoth-Hermes, das Krokodil des Sebak, die Katze der Bubastis u. s. w. An den Hauptcultusstätten dieser Götter wurden die ihnen heiligen Thiere besonders, aber stets mit Beziehung auf den veranlassenden Göttercult, ernährt und geehrt.

Man war früher darauf beschränkt, die Zeugnisse der alten Schriftsteller über die einzelnen bekannter gewordenen Götter zusammenzustellen; dies ist vornehmlich durch Jablonski («Pantheon Aegyptiorum», 3 Bde., Berl. 1750—52) und Prichard («An analysis of the Egyptian Mythology», Lond. 1819, deutsch von Haymann, Bonn 1837) geschehen. Nach der Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen durch Champollion wurden die einheimischen Darstellungen der Götter und deren Beischriften zugänglich und verständlich. Diese neue Quelle wurde sogleich durch Champollion selbst ausgebeutet in seinem «Panthéon égyptien» (Par. 1823—26. mit 90 Taf.). Doch blieb das Werk unvollendet, da er selbst erkannte, daß es zu früh unternommen sei. Erst 1841 folgte Wilkinson, welcher in seinen «Manners and customs of the ancient Egyptians, second series» (2 Bde., Lond.) eine ausführliche Zusammenstellung der Nachrichten bei den Schriftstellern mit den Ergebnissen der Hieroglyphik gab. Darauf erschienen fast gleichzeitig der 1. Band (1845) von Bunsen's Werk: «Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte», welches seine Darstellung der ägypt. Mythologie enthält, ferner: «Die Mythologie der Aegypter, für Gebildete und die studirende Jugend», von Schwenck (Frankf. 1846), und Röth's «Geschichte unserer abendl. Philosophie» (2 Bde., Manh. 1846; 2. Aufl. 1862). Dies sind die Hauptwerke über ägypt. Mythologie aus neuerer Zeit. Es ist in ihnen ein großer Schatz von Nachrichten, Materialien aller Art und scharfsinnigen Combinationen niedergelegt; sie leiden aber ohne Ausnahme an einem zuverlässigen leitenden Faden durch das Labyrinth der ägypt. Götterfülle, aus welcher noch nicht einmal die von den Schriftstellern öfters im allgemeinen erwähnten vornehmsten und ältesten Götter ausgeschieden werden konnten. Dazu wurde erst ein Anfang gemacht in einer Abhandlung von Lepsius «Ueber den ersten ägypt. Götterkreis und seine geschichtlich-mytholog. Entstehung» (Berl. 1851).

Herodot spricht von drei hintereinander über Aegypten herrschenden Göttergeschlechtern, deren Folge und Zeitraum von den Priestern angegeben wurden. Das erste Geschlecht habe aus 8, das zweite aus 12 Göttern bestanden; vom dritten gibt er die Zahl nicht an; zu dem ersten habe der Pan von Mendes und die Leto von Buto, zum zweiten Herakles, zum dritten Osiris gehört. Drei Götterdynastien wurden auch von dem ägypt. Geschichtschreiber der ersten Ptolemäerzeit, Manethôs, aufgeführt, durch dessen Angaben der Irrthum des Herodot berichtigt wird, daß Osiris dem dritten Götterkreise angehört habe, während er zum ersten gehörte. Es geht ferner aus Manethôs hervor, daß die drei Götterordnungen als regierende Dynastien wie die der menschlichen Könige aufgefaßt wurden, daß die Göttinnen, welche den einzelnen Göttern als Gemahlinnen oder Gefährtinnen zugetheilt waren, in der Zahl der Regierungen ebenso wenig wie die irdischen Königinnen mitgezählt wurden, und daß auf die erste Dynastie von 7 oder 8 und die zweite von 12 Göttern eine dritte Dynastie folgte, welche aus 30 Halbgöttern bestand. Nach Lepsius' Wiederherstellung der Manethonischen Zahlen wurde allen drei Dynastien zusammen eine Regierungszeit von 17520 Jahren zugeschrieben, welche gleich sind 12 Sothis-, d. i. Sirius-Perioden von je 1460 Jahren. Es beruhten folglich diese Angaben auf einer cyklischen Theorie, deren Grundlage die für die Aegypter so wichtige und auf ihrem uralten Kalender beruhende Sothisperiode war. Die geschichtlich bestimmten Sothisperioden nahmen, wie uns von den Schriftstellern berichtet wird, ihren Anfang mit dem nur alle 1460 Jahre auf den ersten Tag des ägypt. Wandeljahres fallenden heliakischen Aufgange des Sirius. Da nun ein solcher proleptisch berechneter Periodenanfang nicht mit dem geschichtlich überlieferten ersten Regierungsjahre des ersten geschichtlichen Königs Menes zusammenfiel, sich aber gleichwol die menschlichen Regierungen unmittelbar an die in vollen Perioden abgeschlossenen Götterregierungen anschließen sollten, so wurde eine vor-menische und also vorgeschichtliche Menschendynastie von 10 Königen mit 350 Regierungsjahren erfunden, um die Lücke zwischen den Göttern und Menes auszufüllen. So erhielten die Aegypter auch eine mythische Periode der Menschengeschichte. Es muß aber dahingestellt bleiben, ob dieser vorhistor. Dynastie noch irgend ein anderer mythischer Gehalt gegeben wurde, außer der in unsern Manethonischen Fragmenten erhaltenen Angabe, daß diese Könige, welche Nekyes oder Manes genannt wurden, in der oberägypt. Stadt This, der Vaterstadt des Menes, regierten, oder ob wir hierin nur eine chronol. Fiction zu sehen haben, die sich mit einer Vorgeschichte, wie wir sie bei andern Völkern finden, nicht vergleichen läßt.

Gehen wir nun zu den Denkmälern über, so finden wir auch hier nicht selten in allgemeinem Ausdrucke «die großen» und «die kleinen Götter» genannt, von denen jene den beiden ersten Götterdynastien, die auch bei Manethôs und in dem Götterfragmente der turiner Königsannalen enger zusammengefaßt erscheinen, diese den Halbgöttern des Manethôs entsprochen haben dürften; zuweilen wurden aber auch drei Götterordnungen unterschieden, von denen die erste durch den Sperber, die zweite durch den Ibis, die dritte durch einen Vogel mit zwei langen Federn am Hinterkopf (bennu genannt), bezeichnet ist. Von durchgreifender Wichtigkeit aber ist es, das wir die erste Götterordnung in sehr zahlreichen Beispielen nach ihren einzelnen Göttern auf den verschiedensten Denkmälern aus früher und später Zeit hintereinander namentlich aufgeführt und meistens auch vollständig abgebildet finden. Bis in die sechste Manethonische Dynastie unter den König Cheops des alten Reichs (circa 2600 v. Chr.) geht das älteste bisjetzt bekannte Beispiel dieser Götterreihe zurück, die sich im wesentlichen unverändert bis in die Zeit der röm. Kaiser gleichbleibt. Eine Vergleichung der gesammelten Listen ergibt nun, daß der erste Götterkreis nach thebanischer oder oberägypt. Lehre folgende Götter umfaßte: 1) Muntu, griech. Month, der Sonnengott des Ostens und des Tages, sperberköpfig dargestellt, den Sonnendiskus und zwei hohe, gerade Federn auf dem Kopfe. 2) Atumu, griech. Tum, der Sonnengott des Westens und der Nacht, menschenköpfig, mit doppelter Königsmütze (pe-schent). 3) Schu, griech. Sôs, mit dem stehenden Zusatz «Sohn der Sonne», eine Straußfeder auf dem Kopfe. Ihm zugesellt 3 bis) Tefnut, «Tochter der Sonne», häufig löwenköpfig, mit Sonnendiskus. 4) Seb, griech. Kronos, «Vater der Götter», mit der rothen Königsmütze (Symbol der Herrschaft über den Norden) und dem Osiriskopfschmuck. 4 bis) Nut, griech. Rhea, «Mutter der Götter», zuweilen mit der runden Vase, der ersten Hieroglyphe ihres Namens auf dem Kopfe. 5) Hosiri, griech. Osiris, mit besonderm Kopfschmuck und Diskus darüber. 5 bis) Hiset, griech. Isis, oft mit ihrer Namenshieroglyphe, dem Thron, auf dem Kopfe. 6) Set, griech. Typhon, «der Ruhmreiche», auf andern Denkmälern oft mit dem Kopfe eines unbekannten Thieres mit hohen, abgestutzten Ohren dargestellt. 6 bis) Nebti, griech. Nephthys, öfters mit ihrer Hiero-

glyphe auf dem Kopfe. 7) Hor, griech. Horos, mit Sperberkopf. 7 bis) Hathor, griech. Athyr, mit Diskus zwischen Kuhhörnern. Hinter diesen sieben Göttern oder Götterpaaren erscheint dann öfters noch als 8) Sebak, der krokodilköpfige, ohne zugehörige Göttin, dann aber hinter allen noch zwei sonst wenig bekannte Göttinnen, Tennet und Penit (oder Anit), welche mit Muntu und Atumu zu verbinden sind, obgleich sie von ihnen getrennt stehen. Ferner ist es beachtenswerth, daß an der Stelle des Set-Typhon, der in späterer Zeit von der ägypt. Hierarchie in den Bann gethan und aus der Reihe der übrigen Götter verstoßen wurde, öfters der ibisköpfige Thoth-Hermes, oder Har-uer, griech. Haroeris, d. i. der ältere Horus, der Bruder, nicht der Sohn des Osiris, oder auch der thebanische widderköpfige Chnum, griech. Chnumis (nebst der zugehörigen Göttin Sati, griech. Satis) als sechster Gott eingeschoben wird. Endlich ist noch zu bemerken, daß in einigen Fällen an die Spitze der ganzen Reihe noch der Gott Amun, griech. Ammon, der Localgott der Stadt Theben, gesetzt und dann mit Ra-Helios identificirt wird als Amun-Ra-suten-nuteru, griech. Amonrasonter, d. i. «Ammon-Ra, König der Götter». Von dieser thebanischen Ordnung der obersten Götter weicht die memphitische oder unterägypt. Ordnung, welcher Manethôs folgte (die sich aber selten auf den Denkmälern findet, weil uns unterägypt. Tempel nicht erhalten sind), nur insofern ab, als statt der beiden ersten thebanischen Sonnengötter Muntu und Atumu hier der ungetheilte Ra-Helios eintritt, und daß vor diesem noch an die Spitze vor allen Göttern der memphitische Localgott Phthah-Hephaistos gesetzt ist, ebenso wie in Theben der thebanische Localgott Ammon an die Spitze der übrigen trat. Offenbar sind Phthah von Memphis und Ammon von Theben nur als die Specialgötter der beiden ägypt. Residenzstädte von ihren beiderseitigen Priesterschaften zu diesem Ehrenplatze erhoben worden. Sehen wir für jetzt von ihnen ab, so zerfällt der Kreis der obersten Götter augenscheinlich in zwei Theile, von denen der erste nur Sonnengötter, der andere die Familie des Osiris enthält. Zwischen dem Sonnensohne Schu und seinem Nachfolger Seb-Kronos läßt sich keine genealog. Verbindung nachweisen, sondern Seb, der Gott der Zeit (von seb, koptisch seu, tempus) bildet einen neuen Anfang. Auch ist der mytholog. Charakter dieser beiden Göttergruppen sehr verschieden und weist darauf hin, daß sie erst später durch eine zusammenfassende Priesterlehre, vielleicht gleichzeitig mit der Aufstellung der cyklischen Theorie, der sie eingeordnet sind, zu einem Ganzen miteinander verbunden wurden.

Die geschichtliche Entwickelung des ägypt. Göttercultus scheint hiernach folgende gewesen zu sein. This in Oberägypten, welches später durch das benachbarte Abydos verdunkelt wurde, war die älteste ägypt. Königsresidenz. Hier localisirte sich der ursprüngliche Sonnencult in der Form des Osirisdienstes. Denn auch Osiris war, wie die meisten großen Götter, ursprünglich nur eine locale Individualisirung der Sonnenkraft, eine Form des Ra. Diese früheste Uebermacht des Residenzgottes über die andern Landesgötter bewirkte, daß er sich auch am frühesten über ganz Aegypten in seiner besondern Form verbreitete und bis in die spätesten Zeiten in gewisser Beziehung den ersten Rang im Cultus, nebst seiner Schwester und Gemahlin Isis, behauptete. An ihn knüpfte sich auch vornehmlich die Mythologisirung der wichtigsten Naturerscheinungen, die, von der Sonne als letzter Quelle ausgehend, sich am sichtbarsten und für das ganze Land am fühlbarsten am Schwellen und Sinken des Nils, des Regulators des ägypt. Lebens im großen und kleinen, verfolgen oder sich darauf zurückführen ließen. Der Nil, ägypt. Hapi, war Osiris selbst, und der heil. Stier Hapi-Apis war das Symbol sowol des Osiris als des Nil. Daher kam es, daß der Osiris-Mythus einer so speciellen Entwickelung und einer so mannichfaltigen Auslegung vor allen andern Göttermythen in Aegypten fähig war, wie wir dies sowol aus den Schriftstellern, besonders Plutarch, als aus den Denkmälern ersehen. Er absorbirte gleichsam den ganzen Naturgehalt, der sich ebenso wol in einem Mythus des Ra hätte niederlegen lassen. Die zweite, noch wesentlichere Seite des Osiris im ägypt. Glauben ist sein Richteramt in der Unterwelt. Hier ist er das ewige Licht des Geistes, in welches die gerechtfertigten, reinen Seelen aufgenommen werden. Nach dem Mythus war er einst in der Götterzeit die überirdische Sonne, der König der Götter; dann wird er von Set-Typhon getödtet, beschuldigt, durch Thoth-Hermes gerechtfertigt, von seinem Sohne Horus, der nun seinen überirdischen Thron besteigt, gerächt; er selbst aber thront von da an als unterirdische Sonne in der Unterwelt, und richtet die Todten. Wir besitzen über diese Wendung des Mythus, welche den Uebergang des Osiris von der überirdischen zur unterirdischen Herrschaft betrifft, eine merkwürdige Darstellung im Tempel von Dendera. Mit dieser Seite der Osirisverehrung hängt auf das genaueste zusammen der bis in die älteste Zeit zurückreichende Glaube der Aegypter an eine durch Sittlichkeit erreichbare Vervollkommnung und endliche voll-

ständige Erleuchtung und Reinigung der Seele, welche nach den gerecht vollbrachten Wanderungen im irdischen und den darauffolgenden Prüfungen im jenseitigen Leben, endlich in das Licht des Osiris aufgenommen und mit ihm völlig vereinigt wird. Kein Volk hat sich, soviel wir wissen, mehr und specieller mit den Vorstellungen des zukünftigen Lebens beschäftigt als die Aegypter, keines eine größere Sorgfalt auf die Behandlung der Leichen, auf ihre Bestattung und auf den Todtencultus verwendet, obgleich sich nicht nachweisen läßt und es unwahrscheinlich ist, daß sie an eine einstige Wiederbelebung der Körper geglaubt haben sollten.

Bei der wichtigen Rolle, welche in Aegypten die Localgötter spielen, ist es begreiflich, daß nächst Osiris, dem Gotte von This und Abydos, Phthah-Hephaistos, der Localgott von Memphis, deren heil. Name Pa-Ptah (d. i. Phthahstadt) war, der Residenz des Menes und der meisten Dynastien des alten Reichs, zu den bedeutendsten und allgemein verehrtesten Göttern gehörte, und als Residenzgott vorzugsweise «König von Aegypten» hieß. Sein Name, kopt. Ptah, hängt wahrscheinlich mit poth, bilden, zusammen. Als Bildner des Welteies erscheint er auf Denkmälern, und am häufigsten wird er mit den kosmogonischen Vorstellungen in Verbindung gebracht. Ueber seinen Hauptcult in Memphis wissen wir wenig, weil sich keine Reste des berühmten Phthahtempels von Memphis erhalten haben. Er wird «Vater der Anfänge» genannt und die Kabiren heißen bei Herodot seine Kinder. Auf den Monumenten erscheint gewöhnlich die Göttin Pacht als seine Begleiterin, seltener die Nit, griech. Neith, Athene, und Imhotep, griech. Imuthes, Asklepios, als sein Sohn.

Als dritter Gott, der histor. Bedeutung nach, ist Ammon, der Localgott von Theben, zu nennen. An ihm ist es recht ersichtlich, wie seine eigene Bedeutung mit der Macht seiner Stadt wächst. Vor der elften Manethonischen Dynastie, der ersten thebanischen, vor welcher bereits sechs memphitische Dynastien regiert hatten und mit welcher eine siebente gleichzeitig regierte, dürften sich die Namen Theben und Ammon überhaupt nicht finden; während der elften und zwölften Dynastie, die zuerst Theben zur Residenz erhoben, nimmt ihre beiderseitige Erwähnung rasch überhand; aber erst unter den großen thebanischen Pharaonen des neuen Reichs, welche den Glanz und die Macht der Ammonsstadt (Diospolis) auf den Gipfel hoben, führt Ammon, mit Ra identificirt, für gewöhnlich die Bezeichnung «Ammon Ra, König der Götter». Ramses II., der Sesostris der Griechen, der Pharao des Moses, eröffnete in dem äthiop. Landstrich zwischen den beiden ersten Katarakten drei mächtige Felsentempel, einen dem Ra, einen dem Ptah und einen dem Ammon, und fügte diesen einen vierten, den von Abu Simbel, hinzu, welchen er seiner eigenen Majestät weihte, und in welchem das kolossale Cultusbild in der Cella aus dem Fels gehauen ihn selbst als Gott, mit den drei andern höchsten Göttern des Landes denselben Thron einnehmend, darstellt. Derselbe König widmete den gleichen Göttern drei Stelen, die er in Syrien nahe am Lykos, an den Felswänden der kühn am Meeresufer hindurchgesprengten Kunststraße, zum Gedächtniß eingraben ließ. Die Griechen verglichen den Ammon mit Zeus, als ihrem höchsten Gott, und die meisten Beisätze in den hieroglyphischen Inschriften bezeichnen seine Macht und Größe. Der Name dieses anfangs fast unbekannten Gottes wird mit Unrecht zur Erklärung seines allmählich ganz veränderten Wesens ausgelegt; er läßt der Wurzel nach sehr verschiedene Deutungen zu. Ammon wird häufig als einer der urzeugenden Götter aufgefaßt; seine Gemahlin heißt Mut, d. i. «die Mutter», die oft zugleich in mystischer Weise als seine eigene Mutter gedacht wird, daher er dann Kamutef, d. i. «Gemahl seiner Mutter», heißt. Ihr Sohn ist Chonsu, griech. Chons, ein Lichtgott, dem Horus zu vergleichen. In letzter Zeit bemächtigt sich die Philosophie vorzüglich dieser großen Triade Ammon, Phthah, Osiris, und verbindet sie, ihre ursprünglichen Charaktere benutzend, zu dem Dreisysteme des Wahren, Schönen und Guten. In den Büchern des Hermes heißt es nach einer Stelle des Jamblichos, daß Ammon der geistige Schöpfer war, der das Verborgene nach der Wahrheit ans Licht bringt; Phthah der mit höchster Kunst und Harmonie ausführende Bildner des Schönen, und Osiris der, welcher das Gute in der Welt schafft.

An der Spitze der zweiten Götterdynastie stand Thoth-Hermes, der ibisköpfige Gott, der Gott der Weisheit und Literatur. Als seine Begleiterin erscheint Ma, die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit, die Tochter des Ra oder auch des Ptah genannt, deren Symbol die Elle oder die Straußfeder ist. Als Gott der Gelehrsamkeit und Urheber der alten heil. Bücher, die unter dem Namen der «Bücher des Thoth» schon in altägypt. Werken, wie im «Todtenbuche», angeführt werden, erscheint er im Todtentempel Ramses II. zu Theben auch als göttlicher Bibliothekar, als «Herr im Saale der Bücher», und in dieser Eigenschaft ist er mit der Göttin Saf (kopt. saf), der Göttin der Geschichte, zusammengestellt, welche ebendaselbst die

«Herrin im Saale der Bücher» heißt. Die göttliche Weisheit des Thoth schien auch geeignet, die guten oder bösen Thaten der Menschen zu prüfen und sie vor den Richtern der Unterwelt gegen falsche Anklagen zu rechtfertigen, wie er nach dem Mythus schon den Osiris selbst gegen die Anklagen des Set-Typhon gerechtfertigt hatte. In dieser Thätigkeit erscheint er als Psychopomp in den unterweltlichen Scenen des «Todtenbuchs», wo er das Resultat der Psychostasie verzeichnet. Mit der ihm in der Götterherrschaft vorausgehenden Familie des Osiris steht er in keiner genealog. Verbindung, wurde aber, wie oben erwähnt, in späterer Zeit, seit der Verleugnung des Set, nicht selten unter die Gesellschaft des höchsten Götterkreises mit aufgenommen. In späterer Zeit wuchs sein Ansehen immer mehr; er wurde zum «zweimal großen» und endlich zum «dreimal großen» Gotte, Hermes Trismegistos, während er in der alten Zeit vielmehr als eine Gottheit zweiten Ranges erscheint. Nach ihm folgte in der dynastischen Reihe wahrscheinlich Anubis, der schakalköpfige Gott. Die übrigen Götter dieser zweiten Dynastie sind aber nicht mit Sicherheit nachzuweisen, scheinen auch in den Priesterlehren selbst geschwankt zu haben. Noch weniger läßt sich bisjetzt etwas über die Halbgötter der dritten Dynastie sagen. Es scheint, daß überhaupt, außer den Göttern der ersten Ordnung und Thoth, nur noch wenige andere Gottheiten zu allgemeiner Kenntniß und Verehrung des gesammten Volks gelangten, und daß auch unter diesen letztern die meisten nur verschiedene locale Formen von jenen waren.

Zu den merkwürdigsten Ereignissen in der Geschichte der Aegyptischen Mythologie gehört der Versuch des Königs Amenophis IV. in der 18. Manethonischen Dynastie (circa 1480 v. Chr.), sämmtliche ägypt. Götter, mit Ausnahme des höchsten Gottes Ra, und zwar in seiner phys. Gestalt als Sonnendiskus, von jedem Culte auszuschließen, ihre Bilder und Namen in allen Tempeln des Landes zu zerstören, und statt ihrer nur die Verehrung des Ra zu gestatten oder einzuführen, dessen Oberpriester er vor seiner Thronbesteigung gewesen war. Am meisten verfolgte er den Ammonsdienst, als den, der zu seiner Zeit den mächtigsten Aufschwung genommen hatte. Er veränderte infolge davon seinen eigenen Namen Amonhotep (Amenophis) in Chu-en-aten-ra, «Sonnenverehrer», und verließ die Ammonsstadt Theben, um sich eine neue Residenz, die er «Sonnenstadt» nannte, in einem nördl. Theile des Landes zu bauen. Diese merkwürdige gewaltsame Rückkehr zu dem ursprünglichen einfachsten Sonnencultus läßt sich wol nur aus einer individuellen fanatischen Religionsrichtung des Königs erklären; doch ist die Wahl des allein bevorzugten Gottes bedeutsam. Er erhielt sieben Töchter, aber keinen Sohn; nach seiner 12jährigen Regierung wurde sein Werk durch die gründlichste Reaction der alten Hierarchie völlig wieder zerstört. Eine andere auffallende Erscheinung ist die Verabscheuung und, sozusagen, Vertreibung des Gottes Set aus dem ägypt. Pantheon, die schon oben öfters berührt wurde. Es ist schon bemerkenswerth, daß seit den Zeiten des Königs Ramses II. eine neue Namensform für diesen Gott, nämlich Sutech aufkommt; nach der 21. Manethonischen Dynastie aber wurde zu einer nicht näher zu ermittelnden Zeit, und aus einem noch nicht bekannten Grunde, Name und Gestalt dieses Gottes überall zerstört und auch später nicht wieder zugelassen. In griech. Zeit nahm die Aegyptische Mythologie vieles ihr ursprünglich Fremde von den neuen Beherrschern an, doch so, daß es der einheimischen Lehre möglichst assimilirt wurde. Am bemerkenswerthesten ist die Einführung des fremden Gottes Sarapis als Localgott der neuen Residenz Alexandria. Noch einmal macht sich der unwiderstehliche polit. Einfluß der Residenz auf das übrige Land geltend in Bezug auf die rasche Erhebung und weite Verbreitung ihres Localcultus. Der Sonnengott Sarapis wird von der ägypt. Priesterschaft erst mit Widerstreben aufgenommen, dann aber durch Identificirung mit ihrem Osiris-Apis der einheimischen Theologie einverleibt. Aber auch die philos. Ideen und zahlreiche Anschauungen aller Art der andringenden und geistig überlegenen Griechen fanden bald Eingang in die Priesterlehre selbst und trugen schließlich zu ihrer innern Auflösung wesentlich bei. Ein bemerkenswerthes Beispiel von griech. Einwirkung ist die Aufnahme der Lehre von den vier Elementen, deren Darstellung in mytholog. Form sich seit den Zeiten der Ptolemäer in vielen Beispielen auf den Monumenten nachweisen läßt. Vgl. Lepsius, «Ueber die Götter der vier Elemente bei den Aegyptern» (Berl. 1856).

Ahab, Sohn und Nachfolger des Omri, war König des Reichs Israel von 918—897 v. Chr. Er verheirathete sich mit Isebel, der Tochter des Ethbaal, Königs von Sidon, durch deren verderblichen Einfluß der phöniz. Baalscultus eingeführt, der König selbst zur Abgötterei verleitet und die Priester und Propheten Jehovah's blutig verfolgt wurden. Doch behaupteten die Propheten ihren Einfluß auf das Volk, und Elias wagte es, offen die Baalspriester anzu-

greifen und des Königs Ungerechtigkeit und Grausamkeit in ernsten Strafreden zu rügen. Gegen den König von Syrien, Benhadad, führte er drei Kriege mit wechselndem Glücke; in dem letzten Feldzuge aber wurde er durch einen Pfeil getödtet. Unter dem Könige Jehu wurde seine ganze Familie ausgerottet.

Ahanta, ein ehemals selbständiges, später den Aschanti zinspflichtig gewordenes Negerreich an der Goldküste Oberguineas, zu beiden Seiten des Cap de Tres Puntas (der Drei Spitzen), zwischen den Flüssen Ankobra im W. und Schama im O., ist einer der gesundesten, reichsten und civilisirtesten Landstriche der ganzen Küste, mit fruchtbarem, wohlbebautem Boden, reich an Zuckerrohr, Reis, Bauholz. Die Küste hat mehrere gute Rheden und Häfen, aus denen Palmöl, Elfenbein und das aus dem Innern herbeigeschaffte Gold ausgeführt wird. Im NW. des Cap liegt an der Mündung des Ankobra das Fort Axim oder Anthony, von den Portugiesen erbaut, jetzt den Holländern gehörig, und im NO. des Cap, nahe beim Orte Bussoa, das Fort Dix-Cove oder Nfuma, den Engländern gehörig. Zwischen Axim und dem Cap pflanzte am 1. Jan. 1683 der Major von der Gröben auf dem Berge Mamfort (Montfort) die brandenb. Fahne auf, um im Auftrage des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm eine Colonie zu gründen, nachdem schon 1681 drei Negerhäuptlinge demselben vertragsmäßig Gebiete abzutreten versprochen hatten. Es wurde Fort Royal Friedrichsburg oder Großfriedrichsburg, auch Brandenburg genannt, fast 2 M. nordwestlich vom Cap gegründet. Schon 1684 unterwarfen sich die Eingeborenen von Acquada oder Accoda (an dem Cap) und von Taccarary (östlich von Dix-Cove), wo dann die Dorotheenschanze angelegt wurde. Auch Butrin oder Boutry, mehr östlich von Bussoa, kam in Besitz der Preußen. Aber alle diese Besitzungen wurden 1718 an die Westindische Compagnie zu Amsterdam verkauft. Die Holländer nannten das Fort Brandenburg nun Hollandia, nahmen es erst später in Besitz, gaben es aber bald wieder auf, sodaß es längst zerfallen ist.

Ahas, Sohn und Nachfolger des Jotham, König von Juda, 741—25 v. Chr., ein abgöttischer und schwacher Fürst, der an die Stelle des Jehovahcultus den phöniz. Götzendienst einführte und, als er von den verbündeten Syrern und Israeliten hart bedrängt wurde, zum großen Nachtheile des Reichs den assyr. König Tiglat-Pilesar zu Hülfe rief. Unter seiner Regierung wirkte der Prophet Jesaias.

Ahasverus ist der Name oder vielmehr Titel verschiedener in der Bibel erwähnter Könige von Medien und Persien. Der bekannteste von diesen ist der Gemahl der Esther (s. d.), unter dem wahrscheinlich der pers. König Xerxes gemeint ist, da auch die hebr. Form seines Namens, Achaschvêrosch, auf die altpers. Form des Namens Xerxes, Khschyârschan, hinweist. — A. ist auch der Name des Ewigen Juden (s. d.).

Ahaus, bisweilen auch Aahaus, Stadt in Westfalen und Hauptort eines Kreises im preuß. Regierungsbezirk Münster, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts, besitzt ein schönes Schloß der Fürsten von Salm, in welchem früher öfter die Fürstbischöfe von Münster residirten, und zählt 1748 E., welche Baumwoll- und Leinweberei sowie Tabacksfabrikation treiben. In der Umgebung befinden sich viele Kalköfen. Am 13. Oct. 1863 wurde A. fast vollständig durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt. Nachdem die Dynasten von A. im 14. Jahrh. erloschen waren, verpfändete die letzte Erbin Johanna die Herrschaft 1406 an das Hochstift Münster, in dessen Gebiete sie nebst den Städten Borken und Vreden das Amt A. bildete. Durch Reichsdeputationshauptschluß von 1803 kamen die beiden münsterschen Aemter A. und Bocholt, welche zusammen auf 28 Q.-M. mit 55286 E. und 143000 Thlrn. Einkünften angeschlagen wurden, mit voller Souveränetät zur Entschädigung für die überrheinischen Verluste an die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, welche 12. Juli 1806 dem Rheinbunde beitraten. Nachdem hierauf die fürstl. Salm'schen Besitzungen seit 28. Nov. 1811 einen Theil des franz. Departements Lippe gebildet, gelangten dieselben infolge der Wiener-Congreß-Acte 1815 an Preußen, worauf sie der Regierung zu Münster unterstellt und unter die Kreise A., Borken, Koesfeld und Recklinghausen vertheilt wurden. — Der gegenwärtige Kreis A. umfaßt 12,45 Q.-M., zählt 40507 E. und umschließt außer der Stadt A. noch die drei Städte: Vreden an der Berkel, mit 2516 E.; Stadtlohe, ebenfalls an der Berkel, mit 2432 E.; Gronau an der Dinkel, mit 1270 E.

Ahausen, richtiger Auhausen, Pfarrdorf des bair. Landgerichtsbezirks Oettingen im bair. Kreise Schwaben-Neuburg, an der Wörnitz und der Eisenbahn, $^3/_4$ M. nördlich von Oettingen und $4^1/_2$ M. südlich von Ansbach, mit 580 E., war ehemals ein Amt des Oberamts Wassertrüdingen im Fürstenthum Ansbach und hatte ein 958 gestiftetes, 1450 an den

Markgrafen von Ansbach gelangtes Benedictinerkloster. Hier wurde 4. Mai 1608 die Protestantische Union geschlossen, an deren Spitze der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz stand, und an welcher noch 8 andere Fürsten und 15 Reichsstädte sich betheiligten. Der Ort findet sich häufig auch Anhausen geschrieben. Diesen Namen führt in Wirklichkeit ein Dorf und ehemaliges Benedictinerkloster an der Brenz im Oberamt Heidenheim des würtemb. Jaxtkreises. Das Kloster daselbst wurde 1536 aufgehoben, hatte bis 1806 luth. Prälaten und ist jetzt eine mechan. Baumwollspinnerei.

Ahitophel, der Sohn des Eliam, war nach den Berichten der histor. Bücher des Alten Testaments ein einsichtsvoller Staatsmann und der Geheimrath des Königs David. Wahrscheinlich von letzterm beleidigt, ergriff er aus Rachsucht die Partei des aufrührerischen Absalom und rieth diesem zur schnellen, ungesäumten Verfolgung des flüchtigen Königs. Absalom befolgte jedoch den Rath des A. nicht, weshalb dieser in seine Vaterstadt Gilo floh und sich hier, den unglücklichen Ausgang der Empörung ahnend, erhenkte.

Ahlbeere, s. Ribes.

Ahlden, Marktflecken in der Landdrostei Lüneburg des Königreichs Hannover, unweit der Aller, ist Sitz eines Amts, dessen Bezirk 36 Gemeinden (darunter die Stadt Rethem) mit 10264 E. umfaßt, und eines Amtsgerichts. Der Ort zählt 895 E., die starke Leinweberei und Ziegelbrennerei treiben, und hat ein altes königl. Schloß, welches früher als Festung diente und durch die lange Gefangenschaft (1694—1726) der Prinzessin Sophia Dorothea (s. d.), der Gemahlin König Georg's I. von England, geschichtlich geworden ist.

Ahlefeld (Charl. Sophie Luise Wilh. von), deutsche Schriftstellerin, geb. zu Stedten bei Weimar 6. Dec. 1781, Tochter des hannov. Obersten von Seebach, machte schon frühzeitig schriftstellerische Versuche, welche nach Goethe's Urtheil zu bedeutenden Erwartungen berechtigten. In dem jugendlichen Alter von 16 Jahren trat sie mit ihrem ersten Romane «Liebe und Trennung» (Weißenf. 1797) auf, bei dem sie, wie auch bei ihren spätern Werken, die Anonymität zu wahren suchte. 1798 vermählte sie sich mit dem schlesw.-holstein. Gutsbesitzer J. R. von Ahlefeld, dem sie drei Söhne gebar. Ihre Ehe war keine glückliche; sie trennte sich 1807 von ihrem Gemahl und lebte von dem sehr mäßigen Ertrage ihres schriftstellerischen Fleißes in Schleswig, seit 1821 in Weimar. Unter ihren zahlreichen Romanen, die sie zum Theil unter dem Namen Elisa Selbig veröffentlichte, sind besonders zu nennen: «Maria Müller» (Berl. 1799; 2. Aufl. Schlesw. 1814); «Liebe und Entsagung» (2 Thle., Berl. 1804); «Therese» (2 Thle., Hamb. 1805); «Luise und Mailand» (Berl. 1807); «Die Stiefsöhne» (Altona 1805); «Klosterberuf» (Kiel 1812); «Franziska und Aenneli» (Altona 1813); «Myrte und Schwert» (Meiß. 1819); «Felicitas» (Berl. 1825); «Erna» (Altona 1820); «Das Römhildstift» (2 Bde., Weim. 1828); «Gesammelte Erzählungen» (2 Bde., Schlesw. 1822) u. s. w. Mit dem «Stab der Pflicht» (Weim. 1832) schloß sie die Reihe ihrer Schriften. Außerdem lieferte sie vielfache Beiträge in Taschenbücher und Zeitblätter. Auch gab sie mehreres gemeinschaftlich mit ihrer Jugendfreundin Wilh. Gensiken, geb. Herz, heraus, wie die Sammlungen «Schmetterlinge» (3 Thle., Meiß. 1819—21) und «Der Kranz» (4 Thle., Meiß. 1817—18). In ihren Schriften hielt sich Frau von A. taktvoll auf dem Gebiete des Gefühlsromans, das sie vollkommen beherrschte. Bei vieler Lebenserfahrung zeichnen sich ihre Schriften aus durch eine warmbelebte und fließende Darstellung. An eigentlich schaffender Phantasie sowie an tieferer Begeisterung gebrach es ihr, wie namentlich ihre «Gedichte», die sie auf Antrieb Woltmann's unter dem Namen Natalie (Weim. 1826) erscheinen ließ, darthun. Kurz nach dem Tode ihres Gatten, durch den sie in den Besitz bedeutenderer Mittel gelangt war, starb die durch alle Tugenden des Privatlebens ausgezeichnete Frau 27. Juli 1849 zu Teplitz, wo ihr an Seume's Seite von ihren Söhnen ein Denkmal errichtet ist.

Ahlefeldt, auch Ahlefeld, ein altes adeliches Geschlecht, welches seit Anfang des 14. Jahrh. in Schleswig-Holstein und Dänemark blüht und eine große Anzahl angesehener Militärs und Staatsmänner unter seinen Sprößlingen zählt. Hunold aus dem schwäb. Geschlechte Baltshusen gründete 1066 bei dem Städtchen Alfeld im Hildesheimischen eine gleichbenannte Burg. Sein Urenkel Konrad flüchtete 1153 zum König von Dänemark, der ihm das Gut Seegarden in Schleswig verlieh. Seine Nachkommen gelangten sodann zu bedeutendem Güterbesitz im Norden und spalteten sich in verschiedene Linien, von denen zwei, die Gravensteiner und die Eschelsmarker, in den Grafenstand erhoben wurden. Die Gravensteiner Linie erhielt die reichsgräfl. Würde 1665 in der Person Friedrich's I. (geb. 1623, gest. 1686), welcher dän. Großkanzler und Conseilpräsident sowie Statthalter in Schleswig-Holstein war und die Herr-

schaften Ripingen und Mörsburg in Westfalen erkaufte. Derselbe wurde 1672 auch zum dän. Lehnsgrafen von Langeland erhoben. Zwei seiner Vettern, die Grafen Hans von A., auf Glorup (geb. 1620, gest. 2. Juli 1694 als Generallieutenant und Commandant von Nyborg) und Friedrich von A., auf Maasleben (gest. 14. Jan. 1672 als Generallieutenant und Commandant von Kopenhagen), zeichneten sich 1658 bei der Belagerung von Kopenhagen gegen die Schweden aus. Ein Sohn des Grafen Friedrich I., Graf Karl von A., gest. 1722, eine Zeit lang dän. Premierminister, war der Vater des Grafen Friedrich II., der 1773 als dän. General der Cavalerie starb. Des Letztgenannten Sohn, Graf Christian von A., Generalmajor der Cavalerie, gest. 1791, erwarb 1785 die Lehnsgrafschaft Laurwig in Norwegen aus dem Erbe einer in die Familie verheiratheten Gräfin von Güldenlöwe. Dieselbe wurde zwar verkauft, doch ward ein ansehnliches Fideicommißkapital in die Staatskasse gelegt, dessen jedesmaliger Nutznießer alle Privilegien der ehemaligen Lehnsgrafen zu Laurwig besitzt und den Namen A.-Laurwig führt. Graf Christian's Sohn war Graf Jens Juel von A. (geb. 10. Juli 1764, gest. 20. Dec. 1794), dessen Enkel, Graf Friedrich III. von A., geb. 23. April 1817, dän. Kammerherr und Hofjägermeister und gegenwärtig das Haupt der Linie ist. Ein Bruder von Jens Juel, der Graf Friedrich von A. (geb. 17. Nov. 1760, gest. 8. März 1832), war der Vater der als Gattin Lützow's bekannten Gräfin Elisa von A. (s. d.). Die Eschelsmarker Linie stammt ab von Burchard von A., dän. wirklichen Geheimrath, der 17. Mai 1672 von König Christian V. in den dän. Grafenstand erhoben ward. Sein Urenkel Graf Konrad von A. (geb. 24. Juni 1771, gest. 17. Dec. 1837 als dän. Oberst) war der Vater des gegenwärtigen Hauptes dieser Linie, des Grafen Karl von A., geb. 17. März 1797. Vgl. Moller, «Histor., genealog. und diplomatische Nachricht von dem adelichen Geschlechte derer von A.» (Flensb. 1771).

Ahlefeldt (Gräfin Elisa Davidia Margaretha von), die Gattin des Freicorpsführers von Lützow (s. d.), Tochter des Grafen Friedr. von A.-Laurwig, wurde auf dem Schlosse Trankijör auf Langeland 17. Nov. 1790 geboren. Sie genoß eine ausgezeichnete Erziehung und zog sich mit ihrer Mutter, einer geborenen von Hedemann aus Holstein, als sich diese von dem Gatten trennte, nach dem Gute Ludwigsburg zurück. 1808 besuchte die Gräfin mit der Tochter das Bad Nenndorf in Kurhessen, wo letztere die Bekanntschaft des preuß. Majors Adolf von Lützow machte, der sich zur Heilung seiner Wunden daselbst aufhielt. Lützow faßte eine heftige Leidenschaft zu der schönen und liebenswürdigen Dänin, die seine Neigung erwiderte; aber erst nach Beseitigung verschiedener Hindernisse konnte die Vermählung 20. März 1810 stattfinden. Das junge Paar wandte sich nach Berlin und lebte hier in ziemlich beschränkten Verhältnissen. Als Lützow 1813 die Ermächtigung zur Errichtung eines Freicorps erhielt, eröffnete sich für Elisa, deren Patriotismus dem des Gatten gleichkam, ein großer Wirkungskreis. Sie ging mit Lützow nach Breslau und wirkte hier begeistert und begeisternd für Sammlung und Ausrüstung der Freiwilligen, unter denen sich auch Körner befand, der ihr besonders eine leidenschaftliche Verehrung zollte. Sodann begleitete sie die Angeworbenen ins Feld und widmete den Verwundeten eine aufopfernde Thätigkeit. Nach dem Frieden lebte sie mit dem Gatten in Berlin, dann in Königsberg, seit 1817 in Münster. Beide fanden indeß in den ruhigen und kleinstädtischen Verhältnissen keine Befriedigung, und die geistvolle Elisa suchte die Leere auszufüllen durch Naturgenuß und im Umgange mit Freunden der Literatur, während ihr Gatte, an ein stürmisches Soldatenleben gewöhnt, diesen Kreisen fern blieb. Das eheliche Misverständniß kam völlig zu Tage, als der Dichter Immermann (s. d.) ihr Haus betrat, der eine zärtliche Neigung zu Elisa faßte. Auf Lützow's Vorschlag, der eine andere Dame zu heirathen gedachte, wurde 1824 die Ehe getrennt; aber beide haben diesen Schritt bereut. Elisa begleitete Immermann nach Magdeburg, 1827 nach Düsseldorf, lehnte jedoch die Vermählung mit ihm entschieden ab. Sich über das Urtheil der Welt hinwegsetzend, wollte sie ihm nur eine Seelen- und Herzensfreundin sein. Beide mietheten sich in Derendorf unweit Düsseldorf ein Landhaus, wo Elisa einen Kreis von Gelehrten und Künstlern um sich sammelte und den Dichter zu seinen besten Werken begeisterte. Durch die heimliche Verlobung Immermann's tief gekränkt, trennte sie sich 1839 von diesem und ließ sich nach der Rückkehr von einer Reise in Italien 1840 bleibend in Berlin nieder. Hier lebte sie unter ihrem Familiennamen im Verkehr mit Männern der Wissenschaft und Kunst und in der Erinnerung einer reichen Vergangenheit, und starb 20. März 1855. Vgl. Ludmilla Assing, «Gräfin Elisa von A.» (Berl. 1857).

Ahlfeld, gewöhnlich Alfeld, Stadt und Amtssitz in der hannov. Landdrostei und im

Fürstenthum Hildesheim, liegt am Einfluß der Warne in die Leine und am Fuße der Alfelder Berge oder Sieben Berge (Sieben Brüder), deren höchster sich 1440 F. erhebt. Der Ort ist eine Station der Nordstemmen-Göttingen-Münden-Kassler Eisenbahn, hat eine doppelthürmige Kirche, ein Schullehrerseminar und zählt 2709 E. (3. Dec. 1863). Es bestehen zu A. eine Linnenlegge, eine große mechan. Baumwollweberei sowie eine Papier- und eine Handschuhfabrik, zwei Tabacksfabriken; auch werden daselbst viel Nägel verfertigt und Hopfenbau, Leinen- und Garnhandel betrieben. — Der Amtsbezirk A. zählt 20149 E. in 43 Gemeinden. Unter denselben befindet sich der Marktflecken Lamspringe mit 1740 E., der ebenfalls eine Linnenlegge und eine Glashütte besitzt. In dem ehemaligen Benedictinerkloster ist die reichausgeschmückte Kirche sehenswerth.

Ahlfeld (Joh. Friedr.), ein namhafter deutscher Kanzelredner, geb. 1. Nov. 1810 zu Mehringen im Anhaltischen, erhielt 1823—30 seine Gymnasialbildung zu Aschersleben und Dessau, und widmete sich hierauf 1830—33 dem Studium der Theologie zu Halle, wo er namentlich bei Gesenius, Wegscheider, Ullmann, Tholuck und Leo hörte. Bereits 1834 erhielt er eine Anstellung als Gymnasiallehrer in Zerbst, die er im Febr. 1837 mit dem Rectorat in Wörlitz vertauschte. Nachdem er hierauf seit Michaelis 1838 als Pastor in Dorf-Alsleben gewirkt, ward er Michaelis 1847 als Pastor an die Laurentiikirche in Halle versetzt, von wo er 1851 einem Rufe als Pastor an die Nikolaikirche zu Leipzig folgte. Wie schon in Halle, so hat sich A. namentlich in Leipzig als ein vorzüglicher und vielgehörter Kanzelredner einen geachteten Namen erworben. Seine Predigten verbreiten sich über praktische Themata, verrathen eine große Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens und zeichnen sich durch Herzlichkeit und Wärme aus. Sie führen dabei großentheils eine edle, kräftige und fließende Sprache, verschmähen oratorischen Schmuck nicht und zeigen eine sorgfältige und verständige Benutzung der Heiligen Schrift. Den innern Werth der Predigten A.'s bekunden auch die wiederholten Auflagen, welche in verhältnißmäßig kurzer Zeit die verschiedenen Sammlungen derselben erlebt haben. Die bedeutendsten unter denselben sind: «Predigten über die evang. Perikopen» (Halle 1848—49; 7. Aufl. 1863); «Bausteine zum Aufbaue der Gemeinde» (3 Bde., Lpz. 1851—54; 4. Aufl. 1862); «Katechismuspredigten» (3 Bde., Halle 1852—53; 3. Aufl. 1859); «Zeugnisse aus dem innern Leben» (3 Bde., Lpz. 1856; 2. Aufl. 1863); «Das Leben im Lichte des Wortes Gottes» (2 Bde., Halle 1860—61; 2. Aufl. 1864); «Die Ruhe der Kinder Gottes in dem Herrn» (3 Bde., Lpz. 1859—61). Außer seinen Kanzelreden hat A. auch eine Anzahl von Erzählungen für das Volk veröffentlicht, die in einer Sammlung die dritte (Halle 1859), in einzelnen Ausgaben bis zu sieben Auflagen erlangt haben. In dogmatischer Beziehung folgt A. einer streng kirchlichen Richtung.

Ahlkirsche, s. Prunus.

Ahlwardt (Christian Wilh.), vielseitiger Philolog, geb. 23. Nov. 1760 zu Greifswald, war erst Rector der Stadtschule zu Demmin, dann der zu Anklam, bis er auf Empfehlung seines Freundes Voß zum Rector am Gymnasium in Oldenburg ernannt wurde. Später übernahm er das Rectorat in seiner Vaterstadt Greifswald, vertauschte dasselbe aber 1818 mit der Professur der alten Literatur an der Universität daselbst, die er bis an seinen Tod bekleidete. Er starb 12. April 1830. In allen seinen Aemtern zeichnete sich A. durch Eifer für seinen Beruf sowie durch Menschenfreundlichkeit aus. An Körper und Geist reich ausgestattet, hatte er sich nicht nur von den classischen, sondern auch von fast allen neuern abendl. Sprachen eine genaue Kenntniß erworben. Seine wissenschaftliche Thätigkeit als Philolog und Kritiker erstreckte sich vorzugsweise auf die griech. Dichter, namentlich auf Theokrit und Pindar. Außer einer Ausgabe der Dichtungen des letztern (Lpz. 1820) sind von seinen hierher gehörigen Schriften die Beiträge «Zur Erklärung der Idyllen des Theokrit» (Rost. 1792) und die «Bemerkungen über einige Stellen griech. Dichter» (5 Hefte, Oldenb. 1798—1807) zu nennen. Eine in letzterer Schrift ausgesprochene Behauptung, die Versbrechungen im Pindar betreffend, führte zu einem mit vieler Bitterkeit geführten Streit zwischen ihm und Böckh. In weitern Kreisen ist jedoch A. durch seine Uebersetzungen bekannt geworden. Außer Uebertragungen einzelner Stücke von Shakspeare, Ariost, Camoens sind besonders hervorzuheben die Uebersetzung des Kallimachus (Berl. 1794) und die der «Attis» des Catull (Oldenb. 1808), vor allem aber die des Ossian aus dem Gaelischen nach dem Silbenmaße (3 Bde., Lpz. 1811; 2. Ausg. Lpz. 1839).

Ahlwardt (Theodor Wilh.), ein besonders um die arab. Literatur verdienter Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 4. Juli 1828 zu Greifswald, studirte, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1846—50 zu Greifswald und Göttingen orientalische, insbesondere

semitische Sprachen und widmete sich nach seiner Promotion (1851) dem Studium der arab. Handschriften auf der herzogl. Bibliothek zu Gotha, dann 1854—56 auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris. Als Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Greifswald zurückberufen, habilitirte er sich daselbst 1857 und wurde Anfang 1861 zum ord. Professor der morgenl. Sprachen und zweiten Bibliothekar befördert. Seine schriftstellerischen Leistungen betreffen die arab. Philologie und Literaturgeschichte, namentlich aber hat er sich auf dem Gebiete der altarab. Poesie als gründlichen und scharfsinnigen Kenner gezeigt. Außer einer schätzbaren Untersuchung «Ueber Poesie und Poetik der Araber» (Gotha 1856) veröffentlichte er vorzügliche Ausgaben von der «Kasside» Chalef-el-Ahmar's (Greifsw. 1859), von «Elfachri. Geschichte der islam. Reiche vom Anfang bis zum Ende des Khalifats» (Gotha 1860) und vom «Diwan» des Abu-Nowas (Bd. 1, Greifsw. 1861), welchen das große poetische Sammelwerk «Kitab-el-aghani» sowie der 2. Theil des «Diwan» der Hodseiliten (dessen Anfang Kosegarten herausgegeben hat) folgen werden.

Ahlquist (August Engelbert), ausgezeichneter finn. Sprachforscher und Schriftsteller, geb. 7. Aug. 1826 zu Kuopio in der finn. Landschaft Savolaks, widmete sich in Helsingfors philos. und philol. Studien und machte es sich zur Lebensaufgabe, nicht nur die Sprachen der finn. Sprachfamilie wissenschaftlich zu durchforschen, sondern auch für die Erhebung der nationalen Sprache seines Vaterlandes zur Schrift- und allgemeinen Landessprache sowie zur Förderung der nationalfinn. Literatur zu wirken. Zu letzterm Zwecke begründete er schon 1847 mit einigen gleichgesinnten jungen Männern die Zeitschrift «Suometar», für welche er unter dem Namen Oksanen zahlreiche Beiträge lieferte. Im Interesse linguistischer und ethnogr. Forschung besuchte er zunächst die geringen Reste des fast ganz verschwundenen Volks der Woten, erlernte dann während eines längern Aufenthalts in Dorpat das Esthnische, und durchwanderte hierauf während der J. 1853—58, unter den größten Entbehrungen und Strapazen, das ganze nördl. Rußland und westl. Sibirien, um sich mit den Sprachen und nationalen Eigenthümlichkeiten der dort wohnenden Völker uralisch-altaischen Stammes bekannt zu machen. Als erste wissenschaftliche Frucht dieser Reise, deren Beschreibung er in finn. Sprache («Muistelmia matkoilta Wenäjällä ruosina 1853—58», Helsingf. 1860) herausgab, veröffentlichte A. den «Versuch einer mokscha-mordwinischen Grammatik» (Petersb. 1862), welchem Werke eine Reihe ähnlicher Arbeiten über Sprachen anderer finn. Völker folgen soll. Von seinen frühern Schriften sind noch die Beiträge zur Zeitschrift «Suomi» und besonders eine Grammatik der wotischen Sprache («Wotisk Grammatik jemte sprakprof och ordförteckning», Helsingf. 1855) hervorzuheben. Unter A.'s schönwissenschaftlichen Leistungen befindet sich eine Sammlung seiner eigenen finn. Gedichte, die unter dem Titel «Säkeniä» (d. i. Funken) erschien. Auch hat er Schiller's «Lied von der Glocke» und «Kabale und Liebe» in das Finnische übertragen. Gegenwärtig wirkt A. als Professor der finn. Sprache und Literatur an der Universität zu Helsingfors.

Ahmedabad, ein indobrit. District der Präsidentschaft Bombay, im Lande Gudscherat oder Guzerate (s. d.), und zwar an dem Meerbusen von Cambay und im Norden desselben, zu beiden Seiten des Flusses Sabarmatti ausgebreitet, zählt auf 205 Q.-M. 650200 E.— Die Hauptstadt A., am linken Ufer des Sabarmatti, war einst die Hauptstadt von ganz Gudscherat und in der Mitte des 17. Jahrh. die schönste Stadt Hindostans, eine der größten, bevölkertsten und reichsten Asiens, berühmt durch ihre Prachtgebäude, ihren Handelsverkehr und Gewerbfleiß. Jetzt ist die Stadt sehr herabgekommen und zählt nur noch 130000 E., obwol der Umfang ihrer hohen, 1834 mit einem Aufwande von 25000 Pfd. St. ausgebesserten Mauern 3 St. beträgt. A. hat regelmäßige und geräumige Straßen, viele Wasserleitungen, Brunnen und Fremdenhäuser und zeigt überall noch Spuren des frühern Glanzes. Das großartigste und prächtigste Gebäude ist der von Ahmed-Schah, dem Gründer der Stadt, herrührende und von den Grabgebäuden seiner Familie umgebene Dschamma-Madschid (Große Moschee). Weniger prächtig, doch geschmackvoller ist die Moschee des Sudschaat Khan. Die sogenannte Elfenbeinmoschee besteht aus Marmor, ausgelegt mit Blumen aus Elfenbein und Edelsteinen, eingefaßt durch silbernes Laubwerk auf Perlmutter. Bei der Stadt liegt der schöne Teich Kokarija, rings von Marmortreppen eingefaßt und durch vier Thore mit Kuppeln und Säulen zugänglich. A. wurde 1426 vom Sultan Ahmed-Schah von Gudscherat gegründet und behauptete seine Blüte auch noch, nachdem es 1572 der Delhi-Kaiser Akbar erobert hatte. Es war berühmt durch seinen Handel mit Indigo, Baumwolle und Opium sowie durch

seine Fabriken in Gold- und Silberstoffen, seine Seiden- und Baumwollgewebe, Papier, Malereien u. s. w. Seit der Herrschaft der Maharatten im 18. Jahrh. begann ihr Verfall; 1817 wurde A. von den Briten dem Guicowar abgenommen. Als Hafen der Stadt ist das 10 M. im Süden gelegene Cambay (s. d.) anzusehen.

Ahmednagar, indobrit. District der Präsidentschaft Bombay, ein mit Bergzügen und Plateaulandschaften zum Tafellande Dekan absteigendes Stufenland, zählt auf 470 Q.-M. 995600 E. — Die Hauptstadt A., 30 M. im Osten von Bombay, ist von einer niedrigen Mauer und innerhalb derselben von einer 20 F. hohen, undurchdringlichen Dornhecke eingeschlossen und außerdem durch ein nahegelegenes, starkes und weitläufiges Fort gedeckt. Die Stadt zählt 30000 E., hat eine engl. Kirche, eine engl. und mehrere andere Schulen, seit 1849 ein großartiges Dharmsala oder Herberghaus für Fremde aller Glaubensbekenntnisse, durch Beiträge von Eingeborenen und Europäern erbaut. A. war einst die zweite Hauptstadt des Reichs Aurungabad (s. d.) und wurde 1493 auf der Stelle einer ältern Stadt von Sultan Ahmed-Schah gegründet, dessen Nachkommen hier herrschten. Kaiser Akbar eroberte die Stadt 1601 und einverleibte sie mit der Provinz dem Reiche des Großmoguls. Nach Aureng-Zeb's Tode, der 1707 hier starb, wurde sie eine Beute der Maharatten und gehörte zu den Besitzungen des Peischwa, der sie 1797 an Daulet-Rau Sindhyah überlassen mußte. Am 11. Sept. 1803 capitulirte A. an die Briten unter Wellington und ward diesen 30. Dec. abgetreten.

Ahmed-Schah, der Begründer des Reichs der Afghanen oder Durani, war der Sohn des Seman-Khan aus dem Clan der Suddosi des Afghanenstammes der Abdali und um 1724 zwischen Herat und Kandahar geboren. Während einer der Fehden zwischen den Abdali und den Gildschi kam er frühzeitig in die Gefangenschaft des Fürsten Husein von Kandahar, aus welcher er 1738 durch Nadir-Schah befreit ward. Letzterer nahm den Jüngling in seine Leibgarde auf, schenkte ihm seine besondere Gunst und ernannte ihn zu seinem Asaberdar oder Stabträger, in welcher Eigenschaft er Nadir auf allen Feldzügen begleitete. Nach der Ermordung des letztern (1747) zog sich A. nach Afghanistan zurück und ließ sich, den Haß seiner Landsleute gegen die Perser und deren Herrschaft benutzend, im Herbst desselben Jahres zu Kandahar in einer Versammlung der Häuptlinge zum König von Afghanistan erklären. Bei dieser Gelegenheit legte er sich und seinem Hause den Ehrennamen Dor Doran (d. i. Perle der Zeit) bei, nach welchem sein ganzer Stamm, ja selbst die Afghanen überhaupt Durani benannt wurden. Nachdem sich A. durch kluge Maßnahmen der Anhänglichkeit seiner Abdalis und anderer Stämme versichert, unterwarf er im Frühjahr 1748 die Gildschi, nahm hierauf in rascher Folge Ghasna, Kabul, Dschelalabad, besetzte Lahore und Multan und rückte gegen Delhi vor. In Sirhind besiegt, mußte er sich zwar über den Indus zurückziehen, brach aber auf die Nachricht vom Tode des Großmoguls Mohammed-Schah abermals gegen Lahore auf und zwang den Statthalter des Pendschab, einen Tribut zu zahlen. Hierauf wandte A. seine Waffen nach dem Westen, nahm 1749—50 Herat und Nischapur und unterwarf Khorasan und Sedschestan seiner Gewalt. Fortan blieb A.'s Aufmerksamkeit auf Indien gerichtet. Nachdem ihm der schwache Kaiser von Delhi, Ahmed, auf die bloße Drohung, nach Delhi vorzurücken, das Pendschab nebst den östlich angrenzenden Provinzen bis Sirhind vertragsmäßig überlassen, verleibte er 1752 auch Kaschmir dem Reiche der Durani ein. Als 1754 der mächtige Vezier Ghasi-eddin den Alemghir II. auf den Thron des Großmoguls gesetzt und sich auch wieder des Pendschab bemächtigt hatte, überschritt A. 1756 mit einem gewaltigen Heere den Indus, gewann rasch das Pendschab wieder und erschien vor Delhi, das von seinen Afghanen einen Monat lang geplündert ward. Er setzte hierauf einen Rohilla in Delhi, seinen Sohn Timur aber im Pendschab zum Statthalter ein und kehrte 1759 nach Kandahar zurück. Indessen hatten die Maharatten in Verbindung mit den Sikh die afghanischen Statthalter aus den indischen Ländern vertrieben und dieselben bis zum Hydaspes besetzt. A., eben in einen Kampf mit den Belutschen verwickelt, sandte rasch ein Truppencorps nach Indien, welches zunächst das Fünfstromland von den Maharatten säuberte, bis sich der König, der mittlerweile mit den Belutschen Frieden geschlossen, selbst an die Spitze stellte, die Maharatten in zwei Treffen schlug und 1760 zum zweiten mal als Sieger in Delhi einzog. Die Maharatten sandten zwar ein neues Heer unter Sedaschar Rao Bhao auf den Kriegsschauplatz, allein letzteres wurde 6. Jan. 1761 in der mörderischen Schlacht bei Paniput von den Durani vollständig vernichtet. Durch sein Heer zur Rückkehr nach Afghanistan genöthigt, unternahm A. zur Behauptung Khorasans noch einen glücklichen Feldzug gegen Persien, überließ aber seitdem den kriegerischen Schutz seines Reichs seinem Sohne Timur, während er selbst den Rest seiner Jahre der innern

Verwaltung und der Befestigung der Herrschaft widmete. Als er 1773 im 50. Jahre seines Alters starb, hinterließ er seinem Sohne ein Reich, das von den westl. Grenzen Khorasans bis nach Sirhind und vom Oxus bis herab zum Persischen und Indischen Meere reichte.

Ahming, der Name des Maßes, welches angibt, wie tief ein Schiff im Wasser geht. Das Maß stellt eine, je nach der Nationalität des Schiffs, in Fuße, Meters u. s. w. eingetheilte Scala dar und wird bisweilen am Vorder- und Hintersteven, meistens jedoch nur an letzterm, angebracht.

Ahn (Joh. Franz), ein besonders um den Unterricht in den lebenden Sprachen hochverdienter Schulmann, geb. 15. Dec. 1796 zu Aachen, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium daselbst, widmete sich aber nach Beendigung des Cursus auf den Wunsch seiner Aeltern dem kaufmännischen Berufe. Doch schon nach einigen Jahren verließ er denselben, um sich dem Lehrfache zuzuwenden. Im Besitz einer gründlichen Kenntniß namentlich der engl. und franz. Sprache, erhielt A. 1824 die Lehrerstelle für moderne Sprachen am Gymnasium seiner Vaterstadt. Um jungen Leuten, welche für das praktische Geschäftsleben bestimmt sind, angemessenern Unterricht zu bieten, begründete er 1826 aus eigenen Mitteln eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, welche die erste ihrer Art in den Rheinlanden war und gewissermaßen als der Vorläufer des spätern Realschulwesens gelten kann. Nachdem er diese Anstalt unter Opfern 12 J. hindurch aufrecht erhalten, sah er sich zuletzt doch zu ihrer Auflösung genöthigt. Er folgte sodann 1843 einem Rufe als Lehrer an die mit dem Gymnasium verbundene Realschule zu Neuß. A. hat durch Wort und Schrift für die zeitgemäßere Bildung künftiger Geschäftsleute vielfach und erfolgreich gewirkt, namentlich aber durch seine zahlreichen Schriften zur Erlernung der neuern Sprachen sich ein bleibendes Verdienst erworben. Die nach ihm benannte neue Methode brachte er zuerst in seinem «Praktischen Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der franz. Sprache» (1. Cursus, Köln 1834; 142. Aufl. 1863; 2. Cursus, Köln 1840; 36. Aufl. 1863) zur Anwendung, einem ungemein verbreiteten Buche, das nicht nur in alle lebende Sprachen übersetzt wurde, sondern auch in allen europ. Ländern eine Unzahl von Nachahmungen, auch für die alten Sprachen («Nach Ahn's Methode»), erhalten hat. A. selbst ließ unter gleichem Titel auch Hülfsmittel zur Erlernung der engl. (1. Cursus, Köln 1856; 7. Aufl. 1863; 2. Cursus, Köln 1857; 3. Aufl. 1862) und ital. Sprache (1. Cursus, Köln 1859; 3. Aufl. 1863; 2. Cursus, 1859) erscheinen, denen sich Lehrbücher zur Erlernung der deutschen Sprache für Franzosen, Engländer und Italiener anschließen: die «Nouvelle méthode etc.» (1. Cursus, Lpz. 1843; 19. Aufl. 1864; 2. Cursus, Lpz. 1848; 10. Aufl. 1863; 3. Cursus, Lpz. 1852; 6. Aufl. 1863), die «A new practical and easy method etc.» (1. Cursus, Lpz. 1849; 19. Aufl. 1864; 2. Cursus, Lpz. 1850; 15. Aufl. 1863; 3. Cursus, Lpz. 1854; 3. Aufl. 1861) und der «Nuovo metodo etc.» (1. Cursus, Lpz. 1859). Sonst sind von seinen Sprachbüchern noch hervorzuheben: die «Schulgrammatiken» der franz. (Mainz 1832; 25. Aufl. 1863), engl. (Mainz 1863) und holländ. Sprache (Köln 1829; 11. Aufl. 1863), die «Handbücher» der franz. (Köln 1830; 20. Aufl. 1863), engl. (Köln 1834; 7. Aufl. 1859) und holländ. Umgangssprache (Krefeld 1840 u. öfter); eine franz. (Lpz. 1859) und engl. Grammatik (Lond. 1861) zur Erlernung der deutschen Sprache; die «Handbücher» der engl., franz. und holländ. Handelscorrespondenz; eine Sammlung deutscher Gedichte für Engländer und Franzosen: «The Poetry of Germany» (Lpz. 1859), «L'Allemagne poétique» (Lpz. 1861) u. s. w. Man hat A.'s Methode mit Recht die naturgemäße genannt, weil sie den natürlichen Gang, nach welchem ein Kind seine Muttersprache erlernt, soviel als möglich nachahmt und so das Erlernen der fremden Sprache auf analogem Wege zu erreichen sucht.

Ahnen, ein nur dem Hochdeutschen angehöriges Wort (im Althochdeutschen ano, im Femininum anâ), welches ursprünglich Großvater, Großältern bedeutete, aber seit Ausgang des Mittelalters den allgemeinern Begriff von Vorfahren erhalten hat. Im besondern jedoch versteht man unter A. die adelichen Voreltern eines Adelichen, durch die seine Standesauszeichnung zum alten oder Ahnenadel wird. In Anschluß an die altdeutsche Anschauung, daß jedes rechtliche Verhältniß erst durch das Bestehen binnen mehrerer Menschenalter zur unzweifelhaften Anerkennung gelange, wollten bereits im 13. Jahrh. die Mitglieder der Feudalmiliz, aus welcher der Adel im neuern Sinne hervorging, nur solche bei ihrer Klasse dulden und zu den ritterlichen Kampfspielen zulassen, die «zu Schwert und Schild geboren» waren. Hierzu gehörte, daß schon ihre Väter und Großväter den Reiterdienst geleistet und die ritterlichen Waffen geführt hatten (Ritterbürtigkeit und Turnierfähigkeit). Mit der Zahl der Privilegien, durch welche der Adel, besonders in Deutschland, den ausschließlichen Besitz der alten vollen Freiheitsrechte an sich brachte, wuchs das Interesse, den Stand zu schließen und unter

den dazu geborenen Familien wieder eine Auswahl zu treffen. Nur diejenigen sollten der Adelsvorrechte nach ihrem ganzen Umfange theilhaftig sein, deren Familie sich während möglichst vieler Generationen bei der adelichen Ausschließlichkeit erhalten und nicht durch Heirathen mit geringern Personen eine Gleichgültigkeit gegen die Geblütsunterschiede verrathen hatten. Man brachte also in die Statuten von Stiftungen und Domkapiteln sowie in die Hofrangordnungen die Bestimmung, daß ein Bewerber um Stifts- und Hofstellen nicht blos die Abstammung von adelichen Vätern und Großvätern, sondern auch von adelichen Müttern und Großmüttern, ja die Herkunft von 16 und selbst 32 standesmäßigen A. ohne die Dazwischenkunft von bürgerlichen Müttern nachweise (Hof- und Stiftsadel). In letzter Steigerung wollte man sogar die Landtagsfähigkeit nur altadelichen Rittergutsbesitzern zugestehen. Desgleichen sollte allein der alte Adel zu Sitz und Stimme auf der adelichen Bank der höhern Gerichte befähigen. Der Beweis dieser adelichen Abstammung heißt Ahnenprobe. Er bezieht sich auf eine graphische Untereinanderstellung der im vorliegenden Falle zu berücksichtigenden Personen (Stammbaum, Ahnentafel) und zerfällt in die Filiationsprobe, d. h. die Darlegung, daß der Beweisführer und seine Voreltern aus rechtmäßiger Ehe stammen, und die Ritterprobe oder den Nachweis der Ritterbürtigkeit aller auf der Ahnentafel befindlichen Personen. Adoptirte, desgleichen erst im Grabe mitgeadelte Vorfahren eines Neuadelichen (geschenkte A.) oder fingirterweise einem Neuadelichen von unbekannter Herkunft in dem Adelsbriefe ertheilte (gemalte) A. zählen nicht mit. Die Ahnenzahl spricht nicht die Summe sämmtlicher Voreltern, sondern nur die Zahl der Vorfahren des entferntesten Glieds aus. Zu 16 A., d. h. 16 adelichen Ururgroßältern gelangt man also nur, wenn auch beide Aeltern, die 4 Großältern und die 8 Urgroßältern adelichen Standes sind, wenn man daher zusammen 30 adeliche Vorfahren nachweist. Als Beweismittel dienen bei der Ahnenprobe kirchliche und andere Urkunden, Denksteine, eidliche Zeugnisse von Standespersonen (adeliche Kundschaft) und die heraldische Bestätigung der beigebrachten Wappen. Gegenwärtig, wo das Princip der Gleichheit aller vor dem Gesetze zur Gemeingültigkeit durchdringt und dem alten Adel keine polit. Sonderrechte mehr zustehen, kann die Ahnenprobe nur noch bei der Bewerbung um Stiftsstellen vorkommen, wenn das Statut der Stiftung altadelichen Stand des Beneficiaten erfordert. In England und in den roman. Staaten war man von jeher nicht so ausschließlich wie in Deutschland. Namentlich bezieht sich dort die Ahnenprobe nur auf die männlichen Vorfahren, und es wird durch die Dazwischenkunft bürgerlicher Mütter dem Adel, in England sogar den Geblütsrechten der königl. Prinzen, nichts vergeben.

Aehnlichkeit ist im allgemeinen zwischen mehrern Dingen vorhanden, wenn deren Merkmale zum überwiegenden Theil einander gleich, zum geringern Theil verschieden sind. Wo daher irgendwie eine Vergleichung der Merkmale möglich ist, kann der Begriff der A. oder Unähnlichkeit angewendet werden. Dazu gehört, daß die Dinge einerlei Gattung angehören oder gleichartig sind; außerdem lassen sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch gewisse vermittelnde Beziehungen vergleichen. Am deutlichsten ist das Verhältniß der A. zwischen Bild und Original; denn das Bild unterscheidet sich von der Sache, deren Bild es ist, eben nur durch den Mangel der Wirklichkeit. — In der Mathematik bedeutet A., z. B. gewisser Figuren, die Gleichheit der Verhältnisse, während die Größen selbst, die in diesen Verhältnissen stehen, verschieden sind. Dreiecke z. B. sind ähnlich, wenn die Lage der drei, die Fläche des Dreiecks umschließenden Linien, folglich auch die Winkel, die sie bilden, gleich ist. Sind überdies auch die Linien gleich groß, so heißen die Dreiecke gleich und ähnlich oder congruent; das Zeichen dafür ist $\cong$. — In Bezug auf lebende Wesen beruht die A. auf einer Uebereinstimmung im Bau der einzelnen Organe und Gebilde. Sie dient daher auch in der Naturgeschichte zur Klassification, doch nur dann, wenn die äußere A. auch eine wirkliche ist, d. h. eine Uebereinstimmung im Bau und Wesen des ganzen Organismus reflectirt. Sobald dies nicht der Fall, hat auch die äußere A. nicht die geringste Bedeutung mehr. Viele Würmer z. B. gleichen fußlosen Insektenlarven äußerlich so sehr, daß der Sprachgebrauch kein Bedenken trägt, letztere als Würmer zu bezeichnen. Die innere Organisation aber gibt augenblicklich die gänzliche Verschiedenheit beider zu erkennen. Aus diesem Grunde ist auch überall die durch den innern Bau und die Entwickelung desselben bedingte A. als Klassificationsprincip an die Stelle der äußern A. getreten, die nur künstliche Systeme schaffen konnte, während das natürliche System die Grade der innern A. benutzt, um danach sein Gebäude aufzurichten. In allen physik. und besonders physiol. Wissenschaften dient die A. (Analogie) zur Auffindung allgemeinerer Gesetze; sie darf aber hierzu nur vorsichtig benutzt werden, sonst führt sie leicht

zu unbegründeten Annahmen. A. ist oft mehr Gefühls- oder Geschmackssache als klares Urtheil. Schon deshalb beruht auch der von der Homöopathie aufgestellte Satz: «Aehnliches mit Aehnlichem zu heilen» auf unsicherer Grundlage. Die A. durch Fortpflanzung oder Abstammung (unter Volks- und Stammgenossen, Familiengliedern, besonders zwischen Kindern, Aeltern und Großältern) ist eins der feststehendsten Gesetze in der lebenden Natur. Auf diesem Gesetze beruht auch zum großen Theil die Gärtnerkunst und Viehzucht (Rassenverbesserung, Dressur u. dgl. m.) sowie die sogenannte Erblichkeit der Krankheitsanlagen. Diese A. läßt sich nicht durch die bloße Uebereinstimmung äußerer Einflüsse (z. B. Lebensweise, Nahrung und Wohnung, Klima u. s. w.) erklären, sondern es muß hier von der Mutterzelle aus dem Abkömmling (dem Ei, dem Samen, dem Keim oder Ableger) eine bestimmte inwohnende Nöthigung, seine Organe in dieser und jener Richtung zu entwickeln und zu gestalten, mitgegeben sein.

Ahnung bezeichnet die Erwartung künftiger Ereignisse, bei welcher mehr die begleitenden Gefühle als die Schlüsse, auf welche sie sich gründet, zum Bewußtsein kommen. A. im engern Sinne oder Divination nennen wir dergleichen Erwartungen, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt sind und daher in ihnen das Künftige nur zu empfinden scheinen. Man unterscheidet bestimmte A., bei welchen man sich dessen, was man ahnet, nicht blos im allgemeinen bewußt ist, z. B. die A. eines Todesfalls, bei dem Bewußtsein, daß man ihn erwartet; ferner unbestimmte A., welche stattfinden, wenn man im allgemeinen einem angenehmen oder unangenehmen Ereignisse entgegensieht; endlich bloße meist beängstigende Vorgefühle, ohne Bewußtsein eines Grundes dafür, bis ein Ereigniß eintritt, dessen A. gehabt zu haben wir uns nachher leicht überreden. Obgleich alle A. höchst unsicher sind, und ohne zufälliges Zusammentreffen gewisser Ereignisse mit Vorgefühlen niemand leicht von einem Ahnungsvermögen würde gesprochen haben, so mag doch oft ein solches zuversichtliches Erwarten auf unbekannten Einwirkungen der Dinge auf uns sowie auf mannichfaltigen Combinationen beruhen, die nur nicht in unser Bewußtsein treten. Beispiele richtiger A. enthalten z. B. Schubert's «Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft» (4. Aufl., Dresd. 1840) sowie dessen «Geschichte der Seele» (3. Aufl., Stuttg. 1850). Das Wort ahnen in diesem Sinne ist ursprünglich identisch mit ahnden (althochdeutsch anadôn, antôn) in der Bedeutung von strafen, und selbst noch Goethe hat «ahnden» und «Ahndung» für «ahnen» und «Ahnung» gebraucht.

Ahorn (Acer), Name einer aus Bäumen und Sträuchern bestehenden Pflanzengattung aus der Abtheilung der Dikotyledonen, welche im Verein mit einigen andern exotischen Gattungen die Familie der Acerineen bildet und durch gegenständige, meist handförmig gelappte Blätter, in Trauben oder Trugdolden gestellte, gewöhnlich grünlichgelb gefärbte Blüten und doppelt geflügelte (mit zwei gegenständigen, häutigen Fortsätzen versehene), zur Reifezeit in zwei einsamige Theile zerspaltende Früchte charakterisirt ist. In Deutschland sind namentlich drei Arten verbreitet: der Bergahorn, weißer oder gemeiner A., A. pseudoplatanus L., mit großen, stumpflappigen Blättern und hängenden, nach dem Laubausbruch sich entwickelnden Blütentrauben; der Spitzahorn, A. platanoides L., mit großen, spitzlappigen Blättern und in aufrechten Trugdolden stehenden, vor dem Laubausbruch erscheinenden Blüten, und der Feldahorn oder Maßholder, mit kleinen, stumpflappigen Blättern und aufrechten Doldentrauben, welche zugleich mit den Blättern hervorkommen. Die beiden ersten Arten erwachsen zu stattlichen Bäumen von 70 bis über 100 F. Höhe, während die dritte am häufigsten strauchartig vorkommt und als Baum nur selten über 40 F. hoch wird. Alle drei A. sind wegen ihres feinfaserigen, zähen, festen, gelblichweißen Holzes von Schreinern, Drechslern, Instrumentenmachern, Schnitzern u. a. sehr geschätzt; namentlich ist das braungeflammte und oft schön gemaserte Holz des Feldahorns für musikalische Instrumente sehr gesucht. In unsern Parken, Gärten und Promenadenanlagen werden auch verschiedene ausländische, namentlich nordamerik. Ahornarten als Zierbäume cultivirt. Unter denselben verdient der in Canada wild wachsende Zuckerahorn, A. saccharinum, besonders hervorgehoben zu werden, weil aus dem an Traubenzucker reichen Frühlingssafte dieses Baumes Zucker bereitet werden kann, wie dies in Canada schon seit sehr langer Zeit geschieht. Die Darstellung des Ahornzuckers bietet viel geringere Schwierigkeiten dar als die des Runkelrübenzuckers. Man bohrt oder haut nämlich die Bäume in geringer Höhe über dem Boden an, fängt den in reichlicher Menge ausfließenden Saft in Gefäßen auf und dampft denselben bis zur Sirupconsistenz ein. Dieser Sirup wird dann in Formen gegossen und erstarrt in denselben von selbst zu Zucker, der hart ist und eine braunrothe Farbe besitzt. (Vgl. Neumann, «Vergleichung der Zuckerfabrikation u. s. w.», Prag 1837.) Man hat den Zuckerahorn auch in Deutschland hier und da angepflanzt und ihn zur Zucker-

gewinnung zu benutzen versucht; doch dürfte bei uns der Ahornzucker dem Rübenzucker niemals Concurrenz machen können. Uebrigens ist auch bei den einheimischen Ahornarten der Frühlingssaft zuckerhaltig. Aus dem Saft des Zuckerahorns kann man auch Bier und Essig bereiten. Endlich soll der frische Ahornsaft ein treffliches Mittel gegen den Skorbut sein.

Ahovaibaum, ein brasilian. Baum mit giftigen Früchten, aus der Familie der Apocyneen, Cerbera Ahovai L. Die Gattung Cerbera, von welcher viele Arten in der Tropenzone vorkommen, besteht aus Bäumen und Sträuchern mit trichterförmigen Blüten und ein- bis zweisamigen Steinfrüchten.

Ahr (minder richtig auch Aar geschrieben), ein linker Nebenfluß des Rheins im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, entspringt in der Höhe von 1396 F. unter dem Namen Kleine Steinpütz in der Eifel unweit des Fleckens Blankenheim, und durchfließt in reißendem Laufe ein 18 St. langes, größtentheils enges und tiefes, überaus malerisches und weinreiches Thal, bis der Fluß unterhalb Sinzig in den Rhein mündet. Das obere Thal ist einförmig und öde. Der Fluß geht an Eisenwerken, wie der Ahrhütte, vorüber und berührt weiterhin das Pfarrdorf Aremberg, bei welchem sich auf einem an 2000 F. hohen Waldberge die im 12. Jahrh. erbaute und 1809 zerstörte Burg Aremberg (das Stammhaus der Herzoge von Aremberg) erhebt. Oberhalb des Dorfes Altenahr beginnt das ungemein gewundene untere Ahrthal, in welchem nun auch die Rebe die Felsen bekleidet. Der Ort selbst liegt in einem Kessel, ringsum von schroffen, zackigen, wundersam gestalteten Felsen umstarrt, die sich in mehrere Reihen hinter- und übereinander aufthürmen und ein ganz eigenthümliches Felsentheater bilden, den Glanzpunkt des Ahrthals. Auf der höchsten Spitze der Felswand hängen wie ein Adlernest die Trümmer der Burg Are (Altenahr), welche in der Mitte des 13. Jahrh. dem Erzstifte Köln geschenkt, von diesem in eine Hauptfeste verwandelt, 1690 von den Franzosen durch Capitulation eingenommen und nach dem Utrechter Frieden 1714 zerstört wurde. Wegen des herrlichen Rundgemäldes, welches man von der Ruine aus erblickt, ist diese einer der besuchtesten Punkte des Ahrthals. Von Altenahr an drängt sich der Fluß 3 St. weit durch eine enge Felsengasse, welche kaum für eine Fahrstraße Raum läßt und deren bis 350 F. hohe Schieferwände überall mit Reben bekleidet sind. Der Fluß berührt hier die Weindörfer Mayschoß, über welchem sich die Trümmer der noch 1703 belagerten Saffenburg erheben, Rech und Dernau, und verläßt bei dem durch seinen vorzüglichen Wein berühmten Dorfe Walporzheim die Felsengasse, um in eine andere, aber nicht minder malerische Thalbildung überzugehen. Nachdem die A. hierauf die in einer schönen Thalweiterung gelegene Stadt Ahrweiler (s. d.) berührt, fließt sie zunächst an dem Dorfe Wadenheim und dem Apollinarisbrunnen vorüber, während sich am andern Ufer ein 1008 F. hoher Basaltkegel mit den Ruinen der bereits 1371 zerstörten Burg Neuenahr erhebt, an dessen Fuße das Dorf Beul und das erst 1858 eröffnete Mineralbad Neuenahr liegen. Weiter abwärts steigt steil 856 F. hoch über das Thal der Basaltkegel der Landskrone, mit einer Kapelle und den Resten der gleichnamigen, 1689 von den Franzosen zerstörten Burg, empor, unterhalb dessen das Dorf Heppingen mit einem alkalisch-erdigen Sauerbrunnen und der Landskroner Mineralquelle, ebenfalls ein angenehmer Säuerling, liegen. Noch näher der Mündung, unterhalb Sinzig, liegt das Weindorf Bodendorf. Das Ahrthal liefert außer dem Weine auch viel Weiden für Flechtwaaren und die Rümpchen, eine sehr kleine Fischart (Cyprinus phoxinus), die im Flusse zu Millionen gefangen, in Salzwasser abgekocht, in Weidenrinde verpackt und versandt und mit Essig und Oel genossen werden.

Aehre wird in der Wissenschaft ein unbegrenzter Blütenstand mit verlängerter Spindel genannt, wo ungestielte Blüten unmittelbar an der Spindel sitzen, welche bald nur in eine Reihe gestellt, nach einer Seite hin gerichtet sind (einseitswendige, einzeilige A., z. B. beim Borstengras), oder aus zwei entgegengesetzten Seiten der Spindel entspringen (zweizeilige A., z. B. beim Roggen, Weizen, Lolch), bald rings um die Spindel stehen und dann entweder in Längsreihen (z. B. bei der sechszeiligen Gerste) oder in Quirle (z. B. bei dem Tausendblatt) geordnet erscheinen, oder, die Spindel dicht bedeckend, einen walzenförmigen Körper bilden (z. B. beim Wegebreit, den Stielgräsern u. a.). Die A. der genannten Getreidearten ist übrigens nicht unmittelbar aus einzelnstehenden Blüten gebildet, sondern aus sogenannten Aehrchen. Darunter versteht man bei den Gräsern (s. d.) eine Gruppe von Blüten oder auch blos eine einzelne Blüte, welche zwischen zwei kahnförmigen, sich am Grunde gegenseitig umfassenden Schuppenblättern, die man Kelchspelzen nennt, eingeschlossen ist. Je nach der Zahl der zwischen den Kelchspelzen befindlichen Blüten unterscheidet man ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und vielblütige Aehrchen. Die Getreideähre wird deshalb auch eine zusammengesetzte A. genannt.

Ahrens (Heinr.), einer der namhaftesten Lehrer des philos. Rechts, geb. 14. Juli 1808 zu Kniestedt bei Salzgitter in Hannover, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und studirte hierauf zu Göttingen, wo er sich an die philos. Schule Krause's anschloß und sich 1830 als Privatdocent habilitirte. Wegen Betheiligung an den göttinger Bewegungen 1831 zur Flucht genöthigt, wandte er sich zuerst nach Brüssel, dann nach Paris, wo er sich eifrig dem Studium der franz. Sprache sowie der Philosophie widmete, um sich zum Lehrer der letztern auf franz. Boden auszubilden. Nach sorgfältigen Vorbereitungen eröffnete er im Winter 1833 Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant vor einem sehr gewählten Publikum. Infolge dessen erhielt er von der Regierung den Auftrag, für die Studirenden einen Cursus über Psychologie zu halten, sowie später das Anerbieten einer Professur in der Provinz oder eines außerordentlichen Gehalts bis zur definitiven Anstellung in Paris. A. wählte das letztere, nahm aber schon im Herbst 1834 einen Ruf als Professor der Philosophie an der Universität zu Brüssel an. Zunächst gab er nun seine pariser Vorlesungen als «Cours de psychologie» (2 Bde., Par. 1837—38) heraus; kurz darauf erschien sein «Cours du droit naturel» (Par. 1838; 5. Aufl. 1860), der bald große Verbreitung gewann, ins Italienische, Spanische, Portugiesische, Ungarische und Deutsche übersetzt und selbst in Brasilien, Peru und Chile auf den Rechtsakademien zu Grunde gelegt wurde. 1841 erhielt er einen Ruf nach Leyden, 1843 nach Utrecht, lehnte aber beide ab. Von dem Wahlbezirk seines Geburtsorts wurde er 1848 zum Abgeordneten in die Nationalversammlung nach Frankfurt a. M., dort aber in den Verfassungsausschuß gewählt. Er schloß sich hier an die großdeutsche Partei und trat später mit den übrigen hannov. Abgeordneten aus der Versammlung. In Brüssel hatte man ihm seine Stelle offen gehalten, doch kehrte er nicht in dieselbe zurück, sondern nahm 1850 einen Ruf als Professor der philos. Rechts- und Staatswissenschaft in Graz an. Nach Bülau's Tode ward er sodann 1859 als Professor der praktischen Philosophie und Politik an die Universität zu Leipzig mit dem Titel Hofrath berufen und 1863 zum Vertreter der Universität in der sächs. Ersten Kammer erwählt. Außer einer deutschen Bearbeitung seines «Cours du droit naturel», die unter dem Titel «Die Rechtsphilosophie oder das Naturrecht auf philos.-anthropologischer Grundlage» (Wien 1851) erschien und den ersten Theil seiner «Philosophie des Rechts» bildet, veröffentlichte er seit seiner Uebersiedelung nach Deutschland den zweiten Theil dieses seines Hauptwerkes, welcher «Die organische Staatslehre» (Bd. 1, Wien 1850) umfaßt, und die «Juristische Encyklopädie» (Wien 1855—57). Letzteres Werk, in welchem er eine organische Darstellung der Rechts- und Staatswissenschaft versucht, ist bereits ins Italienische, Russische und Polnische übersetzt worden.

Ahriman (im Zend añhro-mainyus, d. i. der böse, vernichtende Geist) heißt in der Religionslehre des Zoroaster (s. d.) die Personification des Bösen. A. besitzt zwar keine eigene Schöpferkraft wie Ormuzd (Ahuramazda), allein er ist im Stande, den Keim des Bösen oder das Böse selbst in die guten und reinen Schöpfungen des Ormuzd zu legen. Er ist daher der Urheber der schädlich wirkenden Kräfte der Natur, der giftigen Pflanzen, der reißenden Thiere, überhaupt aller phys. und moralischen Uebel. A. gilt ferner für das Oberhaupt der Daevas (Dews) oder der bösen Geister, für den Herrn der Finsterniß und des Todes und bildet somit den ewigen Gegensatz und Gegner des Ormuzd und dessen reinen Lichtreichs. Wenn jedoch einst der Engel Çraosha (Sosiosch) den A. mit seinen dämonischen Scharen besiegt und vernichtet haben wird, dann soll Ormuzd's Herrschaft die alleinige in der ganzen Welt sein.

Ahrweiler, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, in einer überaus freundlichen Erweiterung des Thales der Ahr gelegen, ist mit einer alten Mauer umgeben, besitzt zwei kath. Kirchen, von denen die eine, 1245 gegründet, eins der sehenswerthern kleinern goth. Bauwerke der Rheinlande ist, und zählt 3717 E., welche Tuchweberei, Gerberei und Färberei, vorzugsweise aber Weinbau treiben. A. gehörte im spätern Mittelalter zum Erzstifte Köln, wurde 1474 vergeblich vom Kurfürst Ruprecht und Karl dem Kühnen von Burgund belagert, 1646 von den Scharen Turenne's greuelhaft behandelt und 1689 von den Banden Ludwig's XIV. bis auf 10 Häuser zerstört. Der Stadt gegenüber, auf dem rechten Ufer der Ahr, erhebt sich der Calvarienberg mit einem 1678 erbauten Franciscanerkloster, dessen Gebäude seit 1838 von Ursulinerinnen bewohnt werden, welche daselbst eine höhere Erziehungsanstalt eingerichtet haben. — Der Kreis A. hat ein Areal von 6,76 Q.-M., zählt 34050 E. und begreift das Thal der untern Ahr (s. d.). Zu demselben gehören auch die Rheinstädte Remagen und Sinzig.

Ahrweine heißen die Weine, welche im Thale des Flusses Ahr (s. d.) im preuß. Rheinlande wachsen. Mit Ausnahme der bei den Orten Mayschoß, Rech und Dernau gebauten

weißen Sorten sind die A. Rothweine oder Bleicharte (daher auch Ahrbleicharte), die sich durch vortrefflichen, aber etwas erdigen Geschmack auszeichnen und als Rothweine dritter Klasse mit den leichten Bordeauxsorten und dem Affenthaler rangiren. Die beste Crescenz ist der Walporzheimer; gute Sorten liefern auch die Gemeinden Bodendorf und Ahrweiler. Misbräuchlich wird der Name Ahrbleichart von Wirthen und Weinhändlern am Rhein nicht selten allen rothen Weinen zugelegt, die am Niederrhein wachsen. Nach den statist. Aufnahmen vom J. 1857 waren im Ahrthale 3577 Morgen mit Wein bepflanzt. Durchschnittlich lieferte der Morgen jedoch nur 4,9 Eimer, während man früher im 50jährigen Mittel beinahe 9 Eimer auf den Morgen rechnete. Die A. sind sehr gesucht zur Schaumweinfabrikation; daher ist ihr Preis fast alljährlich im Steigen begriffen.

Ahumāda (Don Pedro Giron, Marques de las Amarillas, Herzog von), span. General und Staatsmann, geb. 1788 zu S.-Sebastian, trat früh als Offizier in die königl. Garde. Im Unabhängigkeitskriege leistete er als Chef des Generalstabs des span. Heeres die wichtigsten Dienste, obgleich sein Stolz sich ungern unter den Befehl des Herzogs von Wellington beugte. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr hielt er sich zwar fern vom Hofe und dessen Intriguen, erregte aber durch seine Hinneigung zu einem gemäßigten Repräsentativsystem das Misfallen des Königs. Infolge der Revolution von 1820 erhielt er das Ministerium des Kriegs, sah sich jedoch jetzt ebenso sehr von den Liberalen verfolgt wie früher von den Absolutisten, sodaß er diese Stellung bald wieder aufgab. Während der Reaction machte sein Oheim, der Bischof von Tarazona, einen vergeblichen Versuch, ihn wieder ins Ministerium zu bringen. Gleichwol faßte Ferdinand VII. neues Zutrauen und ernannte ihn 1832 in seinem Testament zum Mitgliede des Regentschaftsraths während der Minderjährigkeit seiner Tochter Isabella. In dieser Eigenschaft protestirte er gegen die vom Ministerium Martinez de la Rosa wider die insurgirten Provinzen ergriffenen Maßregeln. Wiewol nach Geburt und Gesinnung Aristokrat, widersetzte er sich doch der Zulassung der Granden als solcher in die Kammer der Próceres, bis ihn der franz. Botschafter, Graf Rayneval, zum eifrigen Vertheidiger einer ersten Kammer mit erblichen Mitgliedern umstimmte. Fortan galt er als Vertreter der franz. Politik, und während er als Präsident der Próceres bei diesen großen Einfluß übte und ihn die Regentin zum Herzog von A. ernannte, verlor er die Gunst der übrigen Volksklassen. Als 1835 Toreno an die Spitze der Geschäfte trat, übernahm A. das Kriegsministerium. Seine Bestrebungen, das Heerwesen zu verbessern und eine Aussöhnung mit den Basken herbeizuführen, blieben ohne Erfolg, und der Vorwurf des Nepotismus, der auf ihm lastete, machte ihn gänzlich verhaßt. Noch vor der Erhebung der Junten gegen das Ministerium des Grafen von Toreno gab er seine Entlassung und trat bei den Próceres (1835—36) als entschiedener Opponent gegen Mendizabal auf. Die Regierung sowie seine polit. Gegner zwangen ihn 1837, nach Frankreich zu gehen, wo er seinen Aufenthalt zu Bordeaux nahm. Von einer schweren Krankheit überfallen, kehrte er indeß nach Cadix, später nach Madrid, zurück, wo er 17. Mai 1842 starb.

Ahwās, jetzt ein kümmerlicher Flecken mit 1600 E. in der pers. Provinz Khusistan, am östl. Ufer des unterhalb Basra in den vereinigten Euphrat und Tigris fließenden Karun, 10 M. südlich von der alten Hauptstadt Schuschter, liegt einsam in fast unbebauter, wüster Gegend, neben den Trümmern der alten Stadt A., aus deren Steinen der Ort erbaut ist. Diese Trümmer bilden eine 4—5 St. lange Reihe von Schutthügeln, die mit behauenen Quadern oder mit Backsteinen und Scherben von Terra cotta oder Töpferarbeit bedeckt sind. Besonders auffallend sind Mühlsteine von 4—6 F. im Durchmesser, die zur Zermalmung des in frühern Zeiten in außerordentlicher Menge in diesem Lande gezogenen Zuckerrohrs gebraucht worden zu sein scheinen. Auf einem der Hügel, welcher 200 F. hoch ist, zeigen sich Spuren von Treppenfluchten. Auf einem andern erhebt sich ein gewaltiger Pfeiler, aus Quadern, Backsteinen und geglätteten Ziegeln von verschiedenen Farben errichtet, von den Arabern Kasr, d. h. Schloß, genannt. Dies alte A. war die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens und die Residenz des letzten Partherkönigs Artaban IV. bis 226 n. Chr. Unter der neupers. Herrschaft trat hier Mani als Stifter der Manichäer auf. Der nestorianische Bischofssitz wurde im 5. Jahrh. von A. nach Gondisapor verlegt. Unter den Arabern, bei denen die Stadt Sus-al-Ahwas und das Land Khusistan selbst A. hieß, blühte dieselbe als Handelsstadt und Hauptverkehrsplatz für Zucker für ganz Westasien. Im 10. Jahrh. wurde indeß die Stadt wegen Rebellion besiegt und verfiel sodann allmählich, der Gunst der Khalifen beraubt.

Ai, alte Schreibart Ay, ein altes Städtchen im franz. Depart. Marne, in der Champagne, nahe nördlich der Marne und unweit Epernay, am Rande einer weiten Wiesenfläche und an der

Ostbahn, hat 3300 E. und liefert wie der ½ M. östlicher gelegene Flecken Mareuil Champagnerweine erster Klasse. Der beste wächst auf einem 11 Morgen großen Landstriche.

Aiblinger (Jos. Kaspar), deutscher Componist, geb. um 1780 (nach andern um 1788) zu Wasserburg in Oberbaiern, machte seine ersten Musikstudien im Kloster Tegernsee, ging dann zu weiterer Ausbildung nach München und endlich nach Italien, wo er sich namentlich in Bergamo unter den Augen seines Landsmannes Simon Mayr ausbildete. Er wurde in Mailand zweiter Kapellmeister des Vicekönigs von Italien, ließ sich aber später in Venedig nieder, wo er durch die Herausgabe verschiedener Compositionen für Orgel, Gesang und Orchester sich einen guten Namen erwarb. Nachdem er 1820 für das Theater in Mailand die Ballets «Bianca» und «I Titani» geliefert, wurde er 1825 als Kapellmeister (neben Stuntz) nach München berufen. Hier ließ er seine Oper «Rodrigo e Ximene», die er wahrscheinlich schon in Italien componirt hatte, aufführen, aber ohne großen Erfolg. Außerdem lieferte er viele kirchliche Compositionen, die namentlich durch gute Factur und natürlichen Fluß sich auszeichnen, und von denen auch mancherlei gedruckt ist.

Aichach, Stadt im bair. Kreise Oberbaiern, am rechten Ufer der Paar, 3 M. nordöstlich von Augsburg und 6¾ M. nordwestlich von München, in der Kreuzung der Straßen von München nach Donauwörth und von Augsburg nach Regensburg gelegen, ist Sitz eines Bezirks- und eines Landgerichts sowie eines Bezirksamts, besitzt ein hübsches königl. Schloß und zählt 1990 E., welche starke Brauerei (10 Brauhäuser) und Branntweinbrennerei (in 10 Brennereien) sowie Pottaschesiederei und Flachshandel betreiben. Nachdem A. 1208 zur Stadt erhoben worden, stellte man deren Mauern aus den Steinen der von dem Herzoge Ludwig I. von Baiern 1209 zerstörten Stammburg Wittelsbach her, die bei dem ½ St. entfernten Dorfe Oberwittelsbach (mit 150 E.) lag. Die Stelle der Burg, von der nur noch die Gräben sichtbar, bezeichnet seit 1832 ein Denkmal. In dem benachbarten Dorfe Unterwittelsbach, mit 180 E., befindet sich ein schönes Schloß des Herzogs Max von Baiern. Zu A. wurden viele bair. Landtage abgehalten. Die Stadt ward 1633 und 1634 von den Schweden, 1704 von den Engländern erobert, und 1805 erlitten hier die Oesterreicher eine Niederlage durch die Franzosen. — Der Verwaltungsdistrict des Bezirksamts zu A. umfaßt 13,94 Q.-M. mit 36020 E. in 113 Gemeinden. In demselben liegen die alte Stadt Rain, an der Ach, Sitz eines Landgerichts, mit 1320 E., und die Marktflecken: Kühebach, mit 600 E. und einem ehemaligen Kloster der Benedictinerinnen, das jetzt Eigenthum des Herzogs Max ist; Altomünster, mit 890 E., Frauenkloster und schöner Pfarrkirche; Inchenhofen, mit 700 E., und Pöttmes, mit 1300 E. Das im Dorfe Niederschönenfeld am Einflusse des Lech in die Donau befindliche Bernhardiner-Nonnenkloster ist jetzt Eigenthum des Aerars.

Aichen oder eichen heißt zunächst das obrigkeitliche Berichtigen der für den Handelsverkehr zu gebrauchenden Maßstäbe, Hohlmaße und Gewichtstücke durch Vergleiche derselben mit beglaubigten Originalen, wonach die Richtigkeit durch Aufschlagen (bei Holzgemäßen: Aufbrennen) eines Stempels, auf Glasgefäßen durch Einschleifen eines Zeichens erkennbar gemacht wird. Längenmaße (Maßstäbe, Ellen u. dgl.) werden durch einfaches Anlegen an das Original geprüft, wobei neben der Gesammtlänge auch die Richtigkeit der Eintheilung zu beachten ist. Hohlgemäße von Glas oder Metall werden mit Wasser, solche von Holz mit Rübsamen u. dgl. gefüllt, wovon sie ebenso viel aufnehmen müssen wie das Originalgemäß. Gewichtstücke untersucht man durch Abwägen auf einer guten Wage. Die Aichordnungen schreiben den Aichämtern oder Aichmeistern in allen diesen Beziehungen das Nöthige vor und bestimmen auch, um welchen Bruchtheil das geaichte Maß oder Gewicht allenfalls zu klein oder zu groß sein darf, ohne vom Gebrauch ausgeschlossen zu werden. Auch die Wagen werden geaicht (auf ihre Richtigkeit geprüft) und gestempelt. — A. wird auch die Inhaltsbestimmung irgendwelches beliebigen Behälters genannt, den man dann, gestützt auf dessen bekannte Raumgröße, als Meßgefäß gebrauchen will. — Das A. der Schiffskörper ist die Ermittelung ihrer Lastigkeit, d. h. ihres Fassungsraums nach landesüblichen Maßeinheiten (Tonnen oder Lasten). Da hier eine directe Ausmessung des Hohlraums nicht stattfinden kann, so bestimmt man denselben nach empirischen Formeln durch Rechnung, unter Zugrundelegung gewisser Fundamentaldimensionen, wobei das Verfahren in verschiedenen Ländern verschieden, eine große Genauigkeit aber keinesfalls erreichbar ist.

Aichmaß oder Visirmaß heißt in manchen Gegenden Deutschlands das beim Großhandel mit Wein gesetzlich übliche Maß im Gegensatz zum Schenk-, Schank- oder Zapfmaß, welches

für den Kleinverkauf (Ausschank) gebraucht wird und von etwas geringerm Inhalte ist als ersteres, um den beim Detailliren stattfindenden Verlust zu decken. In Baiern z. B. enthält der Visireimer 64, der Schenkeimer 60 Maß. Oesterreich hatte sonst einen Aich- oder Visireimer von 41 und einen Schenkeimer von 40 Maß (letzterer ist jetzt der alleingültige). In Würtemberg gilt, neben dem Schenkmaß von 1,67 Liter, das Hellaichmaß von 1,837 Liter für geklärten (alten) Wein und das Trübaichmaß von 1,917 Liter für den Most und den noch trüben Wein. In Leipzig enthielt vor dem 1. Juli 1858 der Weineimer 54 Visir-, aber 63 Schenkkannen.

Aide-toi et le ciel t'aidera (Hilf dir, so wird dir der Himmel helfen). Mit diesem Wahlspruch bildete sich in Paris 1824, in der Zeit ärgster Reaction, nach Versammlung der ultraroyalistischen Kammer, die ihre siebenjährige Dauer und die Integralerneuerung beschloß, eine Gesellschaft zur Wiederbelebung polit. Interessen unter dem Volke und für gesetzmäßigen Widerstand. Sie wurde von einigen sogenannten Doctrinärs, meist Redacteuren des «Globe», gegründet, und viele Mitglieder der geheimen polit. Vereine schlossen sich ihr an. Die Leitung wurde einem anfangs aus 14, nachher aus 12 Personen bestehenden Ausschusse anvertraut, der vierteljährlich in einer Generalversammlung gewählt oder erneuert ward. In diesem Ausschusse sah man die später an allen Zweigen der Verwaltung theilnehmenden jungen Schriftsteller des «Globe»: Rémusat, Duchâtel, Duvergier de Hauranne, Dejean, Dubois, Montalivet u. a., neben Thiers, Mignet und den Republikanern Carrel, Cavaignac, Bastide, Thomas, Marchais u. s. w. Als der «Globe» eingegangen war, wurde der «National» ihr Organ. Eine besondere Thätigkeit entwickelte die Gesellschaft unter dem Präsidium Guizot's und, nach Ausscheidung der Doctrinärs, unter Odilon Barrot. Unter dem Einflusse des Vereins wurden Wahlschreiben verbreitet, zahlreiche Petitionen veranlaßt, Flugschriften verfaßt und in Hunderttausenden von Exemplaren vertheilt, u. s. w. Unter solchen Umständen kam 1830 die Opposition der 221 Abgeordneten zu Stande. Nach der Julirevolution, als schon eine große Zahl der angesehensten Theilnehmer des Vereins in die Administration eingetreten war, dachte man daran, sich propagandistisch mit einer belg. und span. Revolution zu umgeben. So bildete sich aus Mitgliedern des Vereins namentlich ein span. Comité, welchem Garnier-Pagès, Löwe-Weimars, Arago u. a. angehörten, und das in den Provinzen seine Correspondenten hatte. Der im Anfang von der Julirregierung unterstützte Verein sah sich bald von dieser verlassen, nahm mehr und mehr einen demokratischen Charakter an und trat in Opposition gegen die Regierung und damit zugleich gegen einen Theil ihrer frühern Mitglieder. Sie löste sich 1832 freiwillig auf, nachdem der Club der Volksfreunde, unter Berufung auf das Verbot der nichtautorisirten Vereine von mehr als 20 Personen, geschlossen worden war.

Aidin (d. h. Mondlicht), ein türk. Ejalet in Kleinasien, umfaßt den südwestl. Theil der Halbinsel, das alte Lydien, Karien, den westl. Theil Lyciens und den südwestl. Phrygiens, und zerfällt in die fünf Liwa A., Ismir oder Smyrna, Akhissar, Denizlü und Mughla. — Die Liwa A., das Gebiet des untern Mäander und des Kayster umfassend, ist sehr fruchtbar, producirt Oliven und Trauben in reicher Fülle, vorzüglich aber Feigen, wovon jährlich 250000 Pfd. über Smyrna ausgeführt werden, und zählt 440000 E. — Die Hauptstadt A. oder A. Güzelhissar (Aidins Schönburg) liegt 12 M. südöstlich von Smyrna, im Thale des Mäander, an dem kleinen, diesem zuströmenden Flüßchen Tschakürlü und am Fuße einer Tafelfläche, auf welcher noch die Ruinen des alten Tralles liegen. Die Stadt zählt etwa 15000 E. und ist Sitz eines Paschas, der sich gewöhnlich des ganzen Feigenhandels bemächtigt, indem er das Erzeugniß aufkauft und für seine Rechnung nach Smyrna schickt.

Aigen, Aign, ein Pfarrdorf im österr. Kronlande Salzburg, 1 St. südöstlich der Stadt Salzburg, in malerischer Gebirgslandschaft, mit 630 E. und einem sehenswerthen Lustschlosse des Fürsten Schwarzenberg, zu welchem ein schöner, zu Ende des vorigen Jahrhunderts angelegter Park gehört. In dem Schlosse befindet sich eine Gemälde- und Kupferstichsammlung. Das Mineralbad im Dorfe ist nur für wenige Gäste eingerichtet. Von A. aus wird gewöhnlich der 4073 F. hohe Geisberg bestiegen, von dessen flachem Gipfel man eine weite Fernsicht auf die österr. Alpen, den Chiemsee und mehrere Alpenseen hat.

Aignan oder St.-Aignan, ein Städtchen im franz. Depart. Loir-Cher, in Orléanais, 5 M. südlich von Blois, links am Cher, mit einem Flußhafen und 3500 E. Der Ort hat wichtige Tuchfabriken und trieb namentlich früher bedeutenden Handel mit Feuersteinen. Diese werden nirgends in größerer Menge und in vorzüglicherer Qualität gefunden als im Canton von A., in den Gemeinden Meunes, Coussi, Lie und Chatillon. Die Steinbänke liegen in einer Tiefe von 20—40 F. und lieferten früher jährlich 35—40 Mill. Flintensteine.

Aigrette heißt im Französischen das federige Büschel, welches sich an der Spitze der Samenkörner mancher Gewächse befindet, ebenso der kleine Federbusch, den verschiedene Vögel, unter andern der Reiher, auf dem Kopfe tragen. A. oder Reiherbusch nannte man demnach die langen, zarten und weißen Federn, welche die Damen aufrecht auf den Kopf steckten, um sich ein majestätisches Ansehen zu verleihen. Später hat man die Bezeichnung auf jeden Kopfputz ausgedehnt, der mit jenem Federschmucke einige Aehnlichkeit besitzt. So nennt man A. auch einen bouquetartig gefaßten Kopfschmuck von Diamanten oder andern Edelsteinen.

Aigueperse (lat. Aqua sparsa), ein Städtchen mit 3000 E. im franz. Depart. Puy-de-Dôme in der Auvergne, 2 M. im NO. von Riom, in einer sehr fruchtbaren Gegend, am Bache Luzon, hat in der Nachbarschaft einen Mineralsprudel mit bedeutenden Exhalationen von Kohlensäure. A. war die Hauptstadt des Herzogthums Montpensier, hatte ehemals einen besondern Gouverneur, ein königl. Gericht, eine Abtei und zwei Kapitel. Nahe östlich von der Stadt liegt in Ruinen das Schloß Montpensier, der Stammsitz des gleichnamigen Hauses. A. ist der Geburtsort des Dichters Delille und bewahrt im Rathhause das Standbild des berühmten Kanzlers L'Hôpital, der in dem benachbarten Schlosse La Roche geboren ist.

Aigues-Chaudes oder Eaux-Chaudes (Aquae calidae), Dorf und Badeort im franz. Depart. Niederpyrenäen, 4 M. südöstlich von Oloron und 1 St. südlich vom Flecken Laruns, liegt am rechten Ufer der Gave-de-Gabas im obern Ossauthale, am Fuße des Pic-du-Midi-de-Pau und nahe westlich von dem Dorfe und Badeorte Aigues-Bonnes oder Eaux-Bonnes in der Commune Aas. Beide Orte sind in enge, finstere Bergschluchten eingeklemmt und waren früher für Wagen unzugänglich. Jetzt aber sind sie durch schöne, bei den großen Hindernissen des Terrains mit großer Kunst ausgeführte Straßen mit Laruns verbunden. Aigues-Chaudes hat eine kalte und vier warme Schwefelquellen und wird jährlich von mehr als 2000 Gästen besucht. Aigues-Bonnes hat drei Schwefelthermen und ist durch die Genesung der in der Schlacht bei Pavia (1525) verwundeten Krieger aus Béarn berühmt geworden.

Aigues-Mortes, eine angeblich schon vom Römer Marius gegründete Stadt im franz. Depart. Gard, etwa 5 M. südlich von Nîmes, in einer weiten, mit Seesalz geschwängerten Sumpfebene gelegen, etwas über 1 M. vom Mittelländischen Meere entfernt und mit demselben durch den Kanal Grau-du-Roi oder Grande-Roubine, einer Fortsetzung des Beaucairekanals, verbunden. Der Ort ist mit Wällen umgeben, zählt 4200 E. und treibt Fischerei, auch Salzhandel aus den 1 M. entfernten Salzwerken von Peccais. Ludwig der Heilige schiffte sich zu A. zweimal (1248 und 1270) zum Kreuzzuge nach Aegypten und nach Tunis ein, was als Beweis gilt, daß hier das Meer seitdem zurückgetreten ist. Auch hatten hier Franz I. und Karl V. eine Zusammenkunft. Aus dem dürren, sandigen Landstrich Peccais, wo auch ein unregelmäßiges Fort dieses Namens steht, gewinnt man jährlich für $1\frac{1}{2}$ Mill. Frs. Salz.

Aiguilles (d. h. Nadeln), heißen in den franz. Alpen, insbesondere in Savoyen, viele steile, zackige Berggipfel, die oft mit einer nadelförmigen Spitze endigen. Ein anderer Name für dieselbe Bergform ist im Französischen Dent oder Zahn (in den deutschen Alpen: Horn). Solche Nadeln sind z. B. die Aiguilles-Rouges im N. von Chamouny; im NO. des Montblanc die 13090 F. hohe Aiguille-du-Géant, die 11700 F. hohe Aiguille-du-Dru und daneben die Aiguille-du-Moine, dann die Aiguille-Verte, die 12600 F. hohe Aiguille-d'Argentière, die Aiguille-du-Tour, sowie im S. des Mer-de-Glace die Aiguille-du-Midi, du-Charmoz, de-Crepon, u. s. w. Zwischen Grenoble und dem Mont-Cenis liegt die 10800 F. hohe Aiguille-d'Arve und die 11957 F. hohe Aiguille-de-Goléon; im N. des Mont-Iseran die Aiguille-Sassière. Südlicher, in der westl. Masse der Cottischen Alpen, den Alpen von Oisans in der Dauphiné, liegt die Aiguille-du-Midi oder La Meidje, welche 12270 F. hoch und nach dem Mont-Olan die höchste Spitze dieser Gruppe ist. Bei dem Dorfe Les Souchons, $6\frac{1}{2}$ M. südlich von Grenoble und 2 M. im NW. von Corps, erhebt sich isolirt die Aiguille oder der Mont-Aiguille, früher auch der Mont-Inaccessible genannt und zu den sieben Wundern der Dauphiné gezählt. Auf der untern Hälfte dieses Berges, die einem abgestumpften Kegel gleicht, steht ein ebenso hoher kubischer Fels mit fast senkrechten Wänden, wie ein großartiges Gebäude. König Karl VIII. ließ den Berg auf seinem Zuge nach Neapel erklettern, und seitdem ist er trotz aller Schwierigkeit öfter erstiegen worden. Im Jura, im schweizer Canton Waadt, liegt die Aiguille-de-Beaulmes, bei dem Dorfe Beaulmes.

Aiguillon (lat. Acitio), eine alte Stadt im franz. Depart. Lot-Garonne, an der Vereinigung des Lot mit der Garonne, $3\frac{2}{3}$ M. nordwestlich von Agen in der Landschaft Agenois gelegen, zählt 4200 E., die namentlich ansehnlichen Weinhandel treiben. Bemerkenswerth sind die

Reste eines alten, festen Schlosses mit gewaltigen Mauern und Thürmen, und ein neueres, im ital. Stil erbautes Schloß der Herzoge von Aiguillon. A. ward 1345—46 von Johann dem Guten, dem Sohne König Philipp's VI., 14 Monate lang belagert und von den Engländern vertheidigt. Hierbei sollen in Frankreich zuerst Kanonen in Anwendung gekommen sein.

Aiguillon, ein franz. Herzogstitel, der von dem Schloß und der Stadt dieses Namens im Depart. Lot-Garonne hergenommen ist. Der Cardinal Richelieu kaufte die Besitzung 1638 für seine Nichte Marie Madelaine de Vignerod, die Witwe Antoine's de Roure de Combalet, Tochter René's de Vignerod und der Françoise Duplessis, der Schwester des Cardinals. Von der Nichte Richelieu's, einer hochsinnigen Frau, die das Vertrauen des Oheims in hohem Grade besaß und 1675 starb, gelangte Besitzthum und Titel auf deren Sohn Armand Vignerod Duplessis Richelieu, Herzog von A. Derselbe wurde 1720 geboren und zog früh die Neigung der Geliebten Ludwig's XV., der Herzogin von Châteauroux, auf sich, weshalb ihn der König zur Armee abschickte. Bei Château-Dauphin 1742 verwundet, wurde er Gouverneur des Elsaß und befehligte dann in der Bretagne. Hier schlugen 1758 bei St.-Cast seine Truppen ein Corps gelandeter Engländer zurück. A. hatte sich während des Kampfes in einer Mühle versteckt, weshalb der Generalprocurator des bretagner Parlaments von ihm sagte: er habe sich weniger mit Ruhm als mit Mehl bedeckt. Ein ärgerlicher Streit, in den er mit demselben Parlament gerieth, drohte ihm gefährlich zu werden, wenn ihn nicht der Herzog von Choiseul aus Großmuth geschont und die Dubarri geschützt hätte. Durch der letztern Einfluß wurde er nach des Ministers Choiseul Sturz dessen Nachfolger, und ihm ward hauptsächlich die Schwäche und Unfähigkeit der franz. auswärtigen Politik zur Last gelegt, die nunmehr und namentlich bei der Theilung Polens hervortrat. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. wurde er 1774 durch den Grafen Vergennes ersetzt. Die Königin Marie Antoinette haßte A., weil er gegen ein Bündniß mit Oesterreich war, und veranlaßte seine Verweisung vom Hofe. Als unfähiger und demoralisirter Charakter verachtet und vergessen, starb er 1782. — Sein Sohn Armand, Herzog von A., geb. um 1750, war 1789 Abgeordneter des Adels von Agen bei den Generalstaaten, erklärte sich für den dritten Stand und verzichtete unter den ersten auf alle Vorrechte. 1792 befehligte er nach Custine kurze Zeit am Rheine, mußte aber, weil er in einem Briefe sich gegen die Nationalversammlung ausgelassen, die Flucht ergreifen. Er ging nach London, dann nach Hamburg, wo er 4. Mai 1800 starb.

Aigun, chinesisch Hei-lun-tsian, mandschurisch Sachalin-ula-choton, eine chines. Stadt und Handels- und Stromflottenstation in der Mandschurei, am rechten Ufer des nahe oberhalb, bei Blagowestschensk, der Hauptstadt des russ. Amurlandes, durch die Seja- oder Dsejamündung verstärkten Amur gelegen. Der mit Palissaden umgebene Platz hat eine Citadelle. Die Stadt besteht indeß aus symmetrisch geordneten Erdhütten und soll 10—15000 E. zählen. A. ist der Sitz eines Gouverneurs und der Admiralität der chines. Amurflotille, die hier einen Hafen hat. Die Festungswerke wurden schon im 15. Jahrh. an der Dsejamündung selbst angelegt und 1675 neu hergestellt. 1685 wurden sie 5¾ M. weiter abwärts an ihre jetzige Stelle verlegt und nebst der neuerrichteten Amurprovinz von den Chinesen Hei-lun-tsian genannt. A. war ursprünglich Verbrechercolonie und sollte zugleich den russ. Ansiedelungen am Amur (s. Albasin) das Gegengewicht halten. Am 28. Mai 1858 schloß zu A. der russ. General Murawjew mit dem chines. Civilgouverneur Tsian-Tsian den Grenztractat ab, durch welchen Rußland in den rechtlichen Besitz des linken Ufers am obern und mittlern, und beider Ufer am untern Amur gelangte.

Ailantus nannte Desfontaines eine asiat. Baumgattung aus der Abtheilung der Dikotyledonen und der Familie der Xanthoxyleen, weil dieselbe bei den Bewohnern der Molukken den Namen Ailanto führt. Die am längsten bekannte Art dieser durch große, gegenständige, gefiederte Blätter ausgezeichneten Gattung ist der 1751 aus China nach Europa gebrachte A. glandulosa. Derselbe verträgt unser Klima gut und ist daher zu einem beliebten Zierbaum geworden, den man Götterbaum zu nennen pflegt. Der Baum ist eine sehr raschwüchsige Holzart, die sich durch Samen und Setzreiser leicht vermehren läßt, bis 60 F. Höhe erreicht, eine dichtbelaubte, umfangreiche Krone hat und weiße, in großen Rispen stehende, unangenehm duftende Blüten sowie klumpenweis gruppirte, einsamige Flügelfrüchte trägt. Die Rinde enthält einen harzigen Saft, welcher an der Luft schnell eintrocknet. Das oft grünlichgeaderte Holz nimmt eine schöne Politur an. Man hat in neuester Zeit entdeckt, daß in China eine Raupe, welche vorzügliche Seide producirt, von den Blättern des Götterbaums lebt (die Raupe des Ailantusspinners, Bombyx cynthia), und es ist bereits gelungen, dieses Insekt in Europa,

auch in Deutschland, zu acclimatisiren. Der Götterbaum kann deshalb möglicherweise in Europa Gegenstand eines neuen Culturzweigs werden.

Ain, ein rechter Nebenfluß der Rhône in Frankreich, entspringt im Jura, ½ M. südöstlich von Rozeroy, durchfließt in fast südl. Richtung die Depart. Jura und Ain in einer Länge von 22½ M., wovon 11½ M. schiffbar sind, und mündet gegenüber von Authon, 5 M. oberhalb Lyon. Anfangs fließt der A. in einem engen Thale, das sich aber später nach der rechten Uferseite hin zu einem welligen Plateau öffnet. Das Gefälle des Flusses ist beträchtlich; von seinen 20 Wasserfällen ist die Port-de-la-Seez (50 F. hoch und 400 F. breit) der bedeutendste. Die Flößerei von Bau- und Brennholz nach Lyon ist ansehnlich. Die Schiffahrt beginnt bei Chartreuse-de-Vaucluse und wird hauptsächlich zur Beförderung von Gips benutzt. Die wichtigsten Zuflüsse des A. sind rechts die Valouse und der Suran, links die Vienne, der Dignon und die Albarine. — Das Departement A., in dem nördl. Theile des südöstl. Frankreich, ist aus den ehemals burgund. Landschaften Bresse (um Bourg) und Dombes (um Trévoux) in W. und SW., Bugey (um Belley) mit Valromey (um Seyssel) in SO., und Gex im NO. zusammengesetzt, und wird im N. von den Depart. Jura und Saône-Loire, im übrigen aber von der Rhône und Saône scharf begrenzt. Es umfaßt 105½ Q.-M., hat zur Hauptstadt Bourg (s. d.), zerfällt in die fünf Arrondissements Bourg, Belley, Gex, Nantua und Trévoux und zählt 369770 E. Der Fluß A. theilt das Departement in zwei sehr verschiedene Landschaften. Der östl. Theil hat an die Alpen und den Jura sich anschließende Berge von 4500—6000 F. Höhe, steile Felsen, von reißenden Gebirgswassern durchrauschte Thäler, die fast alle von N. gegen S. gehen, schöne Fichtenwaldungen und fruchtbares Acker- und Wiesenland. Man gewinnt hier Eisen und ausgezeichnete Baumaterialien sowie die besten lithographischen Steine Frankreichs. Die Steinbrüche von Villebois beschäftigen 500 Arbeiter, und die Gewinnung von Asphalt bei Seyssel ist sehr beträchtlich. Außerdem werden treffliche Rinder, Pferde und Schlachtschafe gezogen. Etwa 6—7000 auswandernde Bergbewohner bringen jährlich in das Land 5—600000 Frs. zurück. Der westl. Theil des Departements ist ein weites, welliges Plateau, meist bedeckt mit thonigem und sumpfigem Erdreich und durchflossen von der Reyssousse, Veyle und Chalaronne, die von S. gegen NW. zur Saône gehen. Der Norden dieses Theils hat bessern Boden, erzielt daher reichliche Ernten und versorgt das Ganze mit Getreide. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Man gewinnt überdies Torf und einige Steinkohlen. An Waldung fehlt es nicht, doch auch nicht an Steppenland (landes). In dem südlichsten Abschnitte jenes Plateau liegen unzählige Sumpfseen und Teiche, die eine Fläche von mehr als 3⅖ Q.-M. einnehmen und durch ihre Ausdünstungen epidemische Fieber erzeugen. Das Klima ist kalt und feucht, die Bevölkerung schwach und energielos, während der nördl. Abschnitt gesunde Luft und eine kräftige, mäßige und arbeitsame Bevölkerung hat. Das Klima des Departements überhaupt zeigt sich viel rauher als seine südl. Lage erwarten läßt; es fällt hier doppelt so viel Regen als in Paris. Gleichwol gewinnt man gutes Obst und Wein, dessen beste Sorten die aus der Umgebung von Belley und die Weißweine von Pont-d'Ain sind. Die industrielle Thätigkeit ist eine beschränkte, doch hat die Seidenindustrie in neuester Zeit große Fortschritte gemacht. Neben dieser bestehen Woll- und Baumwollspinnereien, Strohhutflechterei, Fabrikation von Leder, Fayence, Glas, Holzarbeiten u. s. w. Doch bringt der Handel hauptsächlich nur Bodenerzeugnisse zur Ausfuhr, wie Schlachtvieh, Pferde, Geflügel, Käse, Holz, Hanf, Steine u. dgl. Der Verkehr wird durch die Rhône- und Saôneschiffahrt, ferner durch ein Straßennetz, dessen Knotenpunkt Bourg ist, sowie durch die Eisenbahn von Genf nach Lyon und eine andere, welche von dieser aus über Bourg nach Macon führt, gefördert.

Aimüller (Maximilian Emanuel), der Meister der neuern deutschen Glasmalerei, geb. 14. Febr. 1807 zu München, widmete sich, anfänglich für die gelehrte Laufbahn bestimmt, aus Neigung unter Gärtner der Baukunst und zeigte bald ein besonderes Talent für die decorative, ornamentale sowie die malerische Seite derselben. Da er mit dem Studium der antiken Bauformen auch eine eingehende Kenntniß und sicheres Verständniß der deutschen Kunst goth. Stils vereinigte, außerdem auch schon von früher Jugend an sich eifrig mit Physik und Chemie beschäftigt hatte, so schien er besonders dazu berufen, die von König Ludwig von Baiern geförderte Wiederbelebung der mittelalterlichen Glasmalerei ins Werk zu setzen. Als unter Heß' Vorstande ein selbständiges Institut in München für diesen Zweck eingerichtet ward, fand A. seit 1828 als Inspector Gelegenheit, dasselbe durch seine neuen Erfindungen und Verbesserungen in der Technik auf den Gipfelpunkt zu erheben. Er studirte genau die ältern Glasmalereien und stellte Farbenglas in großer Vollkommenheit her, sodaß man über

100—120 verschiedene Farben und Nuancen verfügen konnte. Auch war er der erste, welcher auf Veranlassung der Gebrüder Boisserée ein sogenanntes emaillirtes Glasbild (den Heiligen Christoph nach Memling) fertigte und somit die Cabinetglasmalerei wiederum ins Leben rief. A. stellte noch einige Effectbilder in dieser Weise her (Ausbruch des Vesuv, die Blaue Grotte auf Capri), betrachtete jedoch diese Anwendung der Glasmalerei mehr als ein heiteres Spiel. Dagegen ist sein schöpferischer Sinn wesentlich auf monumentale Aufgaben gerichtet. Die ersten größern Arbeiten, die aus jener Anstalt hervorgingen, waren die Fenster für den Dom zu Regensburg (1826—33) und die für die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au bei München (1833—38), für welche A. die ornamentistischen Theile lieferte, die eine große Reinheit des Stils und Klarheit der Zeichnung bekunden. Außer zahlreichen kleinern Arbeiten für das In- und Ausland führte er sodann auf Veranlassung des Engländers Beresford Hope 14 Fenster für eine irländ. Kirche aus. Diesen Werken folgten 1844—48 die prächtigen Fenster, welche König Ludwig für den Kölner Dom bestimmt hatte. 1851 ward die Anstalt, die seit 1848 nur unter schwierigen Verhältnissen sich gehalten, vom Staate an A. überlassen, der nun für eigene Rechnung weiter gearbeitet hat. Unter die Erzeugnisse aus dieser Zeit gehören zunächst die mit prächtigen Blumenstücken ausgemalten Fenster des Lustschlosses Wilhelma bei Stuttgart (1852). Die Dome zu Regensburg und Augsburg erhielten je ein Fenster mit Malereien (1853), nach England gingen 1854 sechs Fenster für das St.-Peterscollege in Cambridge, fünf nach Landshut für den Chor der St.-Jodocuskirche. Der Münster zu Basel wurde mit einem Rosettenfenster geschmückt. Zwei Fenster mit den Gestalten des heil. Petrus und Paulus für den Vatican gingen als Geschenk des Königs Max an Pius IX. nach Rom. Das großartigste und umfangreichste Werk, mit welchem sich A. bisher beschäftigte, ist die Herstellung der sämmtlichen Fenster der Kathedrale zu Glasgow. 40 derselben, mit mehr als 100 biblischen und histor. Bildern, wurden bis zu Anfang 1864 unter Beihülfe von Heinrich A. (geb. 1836), dem Sohne des Meisters und würdigen Schüler desselben, vollendet und eingesetzt. Eine Anzahl von Gemälden für eine Kirche in Boston war 1863 kaum abgesendet, als schon neue Bestellungen für die Paulskirche in London und die Nikolaikirche in Hamburg einliefen. Die Arbeiten A.'s aus den letzten Jahren sind ohne Zweifel die besten Glasgemälde, welche die Neuzeit hervorgebracht hat. Bei allen seinen Werken zeigt A. sein umfassendes und unerschöpfliches Talent, den Bildern eine reiche, architektonische Umgebung zu schaffen, welche durch klares Verständniß der mittelalterlichen Bauart und durch kunstschöne Anwendung ihrer Formen aufs beste mit dem jedesmaligen Bauwerke verschmolzen ist. Neben dieser Wirksamkeit hat sich A. auch als Architekturmaler in Oel einen Ruf erworben. Fast in allen vorzüglichern Galerien, in München, Petersburg, Wien, Stuttgart u. s. w., finden sich Werke dieser Art von ihm.

Aino (d. i. Mensch) ist der einheimische Name eines Volks in Hinterasien, welches gegenwärtig nur noch den größten Theil der japan. Insel Jesso, das südl. Drittel der Insel Krafto oder Tarakai, die ganze Kette der Kurilen (von dem Ainoworte Guru, d. i. Mensch) und die Südspitze von Kamtschatka bewohnt und in ethnolog. Beziehung der mongol. Rasse zugehört, sonst aber schon in seiner äußern Erscheinung sich als ein von den benachbarten Japanern, Tungusen und Giljaken grundverschiedenes Volk zu erkennen gibt. Der Name A. ist nur namentlich für die auf den zu Japan gehörigen Inseln wohnhaften Genossen dieses Volks üblich; auf den russ. Inseln wird dafür meist der Name Kurilen gebraucht. Die A. lassen ihr schwarzes Haupthaar wachsen, bis es über die Schultern herabfällt, tragen 5—6 Zoll lange Bärte, schwärzen sich die Lippen und bemalen sich die Arme bis an die Elnbogen mit allerhand phantastischen Figuren. Trotz ihres wilden Aussehens sind sie ein harmloses, unkriegerisches Volk, von Körper stark, gut proportionirt und ausdauernd. Ihre Gesichtsfarbe ist ein dunkelbräunliches Schwarz. In der Regel tragen die A. nur ein Gewand, das für den Sommer aus der innern Rinde eines Baumes gefertigt ist, gegürtet wird und bis zu den Knien reicht; im Winter kleiden sie sich in Felle. Sie sind ein Jäger- und Fischervolk, leben in Vielweiberei und wohnen im Winter in Erdhütten, im Sommer in Strohhütten. Ihre Waffen bestehen in Speer und Bogen. Als Hauptgottheit gilt ihnen der Kamoi, dem zu Ehren auf den Gipfeln der Berge große Feuer angezündet werden. Ihren Götzenbildern (Ingul, Innalu) werden die ersten Thiere, die sie erlegen, zum Opfer gebracht, doch nur die Haut, das Fleisch wird gegessen. Die A. auf Jesso haben in Bezug auf Lebensweise und Sitte vieles von den Japanern angenommen. Auf Jesso und den südl. Kurilen sind die A. Japan, die nördlicher wohnenden Rußland unterthan. Ihre Sprache, die in verschiedenen Dialekten gesprochen wird, bildet einen

ganz eigenen Sprachstamm (den ainoischen). Man nimmt an, daß in vorhistor. Zeit ganz Japan von A. bewohnt gewesen, und daß die heutigen Japanesen nur infolge allmählicher Vermischung mit den eingewanderten Chinesen sich zu einem besondern Volke ausgebildet haben. Vgl. Pfizmaier, «Abhandlungen über die Ainosprache» (Wien 1852) und «Vocabularium der Ainosprache» (Wien 1854).

Ainsworth (William Harrison), engl. Romanschreiber, geb. 4. Febr. 1805 zu Manchester, wo sein Vater als Solicitor lebte. Schon früh versuchte er sich in Balladen und Romanzen, welche in den Blättern seiner Vaterstadt Aufnahme fanden und ihm einen localen Ruf verschafften. Um sich zum Advocaten auszubilden, ging er 1824 nach London, gab sich jedoch hier ausschließlich den literarischen Beschäftigungen hin und veröffentlichte seinen ersten Roman «Sir John Chiverton» (Lond. 1825). In Verbindung mit seinem Schwiegervater Ebers, dem Verwalter des königl. Opernhauses, legte er jetzt ein Verlagsgeschäft an, das jedoch fehlschlug, worauf er sich eine Zeit lang in der Schweiz und Italien aufhielt. Nach der Rückkehr nach England trat er mit dem Roman «Rookwood» (Lond. 1834) hervor, welcher außerordentlichen Beifall fand, und welchem «Crichton» (Lond. 1837) folgte, für den ihm der Buchhändler Malone schon in der Skizze 350 Pfd. St. zahlte. In beiden Werken findet man spannende Situationen, die eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe verrathen. In seinen spätern Erzeugnissen gab sich indeß eine Roheit der Auffassung und Magerkeit der Ausführung kund, die denselben allen poetischen Werth benahm. Sein «Jack Sheppard» (3 Bde., Lond. 1839), welcher zuerst in «Bentley's Miscellany» erschien, war ein Schauergemälde aus der londoner Gaunerwelt, das vielleicht die Idee zu den «Mystères de Paris» geliefert haben mag, denen es übrigens in jeder Hinsicht nachsteht. Die meisten Romane A.'s haben jedoch die engl. Geschichte zum Gegenstande, wobei er sich begnügt, die historisch bekannten Thatsachen in ihrer ganzen nackten Prosa wiederzugeben, während er zugleich einige fingirte, mit Spuk- und Geistergeschichten reichlich verbrämte Details hinzufügt, eine komische Nebenintrigue mit unterlaufen läßt und das Ganze in einen ziemlich farb- und charakterlosen Dialog bringt. Zu nennen sind von diesen Werken: «Guy Fawkes» (3 Bde., Lond. 1840), «The Tower of London» (3 Bde., Lond. 1840), «Old Saint-Paul's» (3 Bde., Lond. 1841), «The miser's daughter» (3 Bde., Lond. 1843), «Windsor Castle» (3 Bde., Lond. 1843) und «Saint-James or the court of Queen Anne» (3 Bde., Lond. 1844); ferner: «The Lancashire witches» (3 Bde., Lond. 1848), «The Custom of Dunmow» (3 Bde., Lond. 1854) und «The Constable of the Tower» (3 Bde., Lond. 1861); endlich «Cardinal Pole, or the days of Philip and Mary» (3 Bde., Lond. 1863). Die meisten wurden zuerst in dem von ihm 1842 gegründeten «Ainsworth's Magazine» und in dem «New Monthly Magazine», welches er 1845 von Colburn als Eigenthum erwarb, oder im Feuilleton der «Sunday Times» veröffentlicht. Viele derselben sind mit Zeichnungen von Cruikshank u. a. geschmückt. Ins Deutsche wurden A.'s Romane wiederholt und mehr oder weniger vollständig übersetzt.

Ainsworth (William Francis), engl. Arzt, Geolog und Reisender, ein Vetter des vorigen, geb. in Exeter 9. Nov. 1807, kam, nach engl. Sitte, im Alter von 16 J. zu einem Arzte in Edinburgh in die Lehre. Er suchte den bei ihm früh ausgebildeten Hang zum Wandern durch größere Ausflüge zu befriedigen, auf denen seine Liebe zu den Naturwissenschaften reichliche Nahrung fand. 1827 reiste er, nachdem er sein ärztliches Diplom erhalten, nach Paris und durchforschte hierbei die Auvergne und die Pyrenäen in geol. Hinsicht. Nach seiner Rückkehr nach Edinburgh 1828 leitete er die Herausgabe des «Journal of natural and geographical science», und hielt geol. Vorlesungen. Als 1832 in England und 1833 in Irland die Cholera wüthete, widmete er sich eifrig als Hospitalarzt in London, nachher in Irland dem Studium dieser Krankheit, über welche er eine Aufsehen erregende Schrift veröffentlichte. Seinen Aufenthalt in Irland benutzte er zu geognostischen Excursionen, auch hielt er zu Dublin und Limerick vielbesuchte Vorträge über Geologie. Auf Empfehlung Sabine's wurde er 1835 der Euphratexpedition unter dem jetzigen General Chesney als Arzt und Geolog beigegeben, von der er 1837 über Kurdistan, den Taurus und Kleinasien heimkehrte. Im folgenden Jahre sandten die Geographische Gesellschaft und die Gesellschaft zur Beförderung christl. Erkenntniß ihn mit Rassam und Th. Russell wieder nach Kleinasien, um besonders den Lauf des Halys zu erforschen und den Christen in Kurdistan einen Besuch abzustatten. Nach mehrfachem Aufenthalt gelang es ihm, von Mossul aus im Frühjahr 1840 nach dem Lande der Nestorianer vorzudringen. Nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1841 legte er die Ergebnisse

100—120 verschiedene Farben und Nuancen verfügen konnte. Auch war er der erste, welcher auf Veranlassung der Gebrüder Boisserée ein sogenanntes emaillirtes Glasbild (den Heiligen Christoph nach Memling) fertigte und somit die Cabinetglasmalerei wiederum ins Leben rief. A. stellte noch einige Effectbilder in dieser Weise her (Ausbruch des Vesuv, die Blaue Grotte auf Capri), betrachtete jedoch diese Anwendung der Glasmalerei mehr als ein heiteres Spiel. Dagegen ist sein schöpferischer Sinn wesentlich auf monumentale Aufgaben gerichtet. Die ersten größern Arbeiten, die aus jener Anstalt hervorgingen, waren die Fenster für den Dom zu Regensburg (1826—33) und die für die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au bei München (1833—38), für welche A. die ornamentistischen Theile lieferte, die eine große Reinheit des Stils und Klarheit der Zeichnung bekunden. Außer zahlreichen kleinern Arbeiten für das In- und Ausland führte er sodann auf Veranlassung des Engländers Beresford Hope 14 Fenster für eine irländ. Kirche aus. Diesen Werken folgten 1844—48 die prächtigen Fenster, welche König Ludwig für den Kölner Dom bestimmt hatte. 1851 ward die Anstalt, die seit 1848 nur unter schwierigen Verhältnissen sich gehalten, vom Staate an A. überlassen, der nun für eigene Rechnung weiter gearbeitet hat. Unter die Erzeugnisse aus dieser Zeit gehören zunächst die mit prächtigen Blumenstücken ausgemalten Fenster des Lustschlosses Wilhelma bei Stuttgart (1852). Die Dome zu Regensburg und Augsburg erhielten je ein Fenster mit Malereien (1853), nach England gingen 1854 sechs Fenster für das St.-Peterscollege in Cambridge, fünf nach Landshut für den Chor der St.-Jodocuskirche. Der Münster zu Basel wurde mit einem Rosettenfenster geschmückt. Zwei Fenster mit den Gestalten des heil. Petrus und Paulus für den Vatican gingen als Geschenk des Königs Max an Pius IX. nach Rom. Das großartigste und umfangreichste Werk, mit welchem sich A. bisher beschäftigte, ist die Herstellung der sämmtlichen Fenster der Kathedrale zu Glasgow. 40 derselben, mit mehr als 100 biblischen und histor. Bildern, wurden bis zu Anfang 1864 unter Beihülfe von Heinrich A. (geb. 1836), dem Sohne des Meisters und würdigen Schüler desselben, vollendet und eingesetzt. Eine Anzahl von Gemälden für eine Kirche in Boston war 1863 kaum abgesendet, als schon neue Bestellungen für die Paulskirche in London und die Nikolaikirche in Hamburg einliefen. Die Arbeiten A.'s aus den letzten Jahren sind ohne Zweifel die besten Glasgemälde, welche die Neuzeit hervorgebracht hat. Bei allen seinen Werken zeigt A. sein umfassendes und unerschöpfliches Talent, den Bildern eine reiche, architektonische Umgebung zu schaffen, welche durch klares Verständniß der mittelalterlichen Bauart und durch kunstschöne Anwendung ihrer Formen aufs beste mit dem jedesmaligen Bauwerke verschmolzen ist. Neben dieser Wirksamkeit hat sich A. auch als Architekturmaler in Oel einen Ruf erworben. Fast in allen vorzüglichern Galerien, in München, Petersburg, Wien, Stuttgart u. s. w., finden sich Werke dieser Art von ihm.

Aino (d. i. Mensch) ist der einheimische Name eines Volks in Hinterasien, welches gegenwärtig nur noch den größten Theil der japan. Insel Jesso, das südl. Drittel der Insel Krafto oder Tarakai, die ganze Kette der Kurilen (von dem Ainoworte Guru, d. i. Mensch) und die Südspitze von Kamtschatka bewohnt und in ethnolog. Beziehung der mongol. Rasse zugehört, sonst aber schon in seiner äußern Erscheinung sich als ein von den benachbarten Japanern, Tungusen und Giljaken grundverschiedenes Volk zu erkennen gibt. Der Name A. ist nur namentlich für die auf den zu Japan gehörigen Inseln wohnhaften Genossen dieses Volks üblich; auf den russ. Inseln wird dafür meist der Name Kurilen gebraucht. Die A. lassen ihr schwarzes Haupthaar wachsen, bis es über die Schultern herabfällt, tragen 5—6 Zoll lange Bärte, schwärzen sich die Lippen und bemalen sich die Arme bis an die Elnbogen mit allerhand phantastischen Figuren. Trotz ihres wilden Aussehens sind sie ein harmloses, unkriegerisches Volk, von Körper stark, gut proportionirt und ausdauernd. Ihre Gesichtsfarbe ist ein dunkelbräunliches Schwarz. In der Regel tragen die A. nur ein Gewand, das für den Sommer aus der innern Rinde eines Baumes gefertigt ist, gegürtet wird und bis zu den Knien reicht; im Winter kleiden sie sich in Felle. Sie sind ein Jäger- und Fischervolk, leben in Vielweiberei und wohnen im Winter in Erdhütten, im Sommer in Strohhütten. Ihre Waffen bestehen in Speer und Bogen. Als Hauptgottheit gilt ihnen der Kamoi, dem zu Ehren auf den Gipfeln der Berge große Feuer angezündet werden. Ihren Götzenbildern (Ingul, Innalu) werden die ersten Thiere, die sie erlegen, zum Opfer gebracht, doch nur die Haut, das Fleisch wird gegessen. Die A. auf Jesso haben in Bezug auf Lebensweise und Sitte vieles von den Japanern angenommen. Auf Jesso und den südl. Kurilen sind die A. Japan, die nördlicher wohnenden Rußland unterthan. Ihre Sprache, die in verschiedenen Dialekten gesprochen wird, bildet einen

ganz eigenen Sprachstamm (den ainoischen). Man nimmt an, daß in vorhistor. Zeit ganz Japan von A. bewohnt gewesen, und daß die heutigen Japanesen nur infolge allmählicher Vermischung mit den eingewanderten Chinesen sich zu einem besondern Volke ausgebildet haben. Vgl. Pfizmaier, «Abhandlungen über die Ainosprache» (Wien 1852) und «Vocabularium der Ainosprache» (Wien 1854).

Ainsworth (William Harrison), engl. Romanschreiber, geb. 4. Febr. 1805 zu Manchester, wo sein Vater als Solicitor lebte. Schon früh versuchte er sich in Balladen und Romanzen, welche in den Blättern seiner Vaterstadt Aufnahme fanden und ihm einen localen Ruf verschafften. Um sich zum Advocaten auszubilden, ging er 1824 nach London, gab sich jedoch hier ausschließlich den literarischen Beschäftigungen hin und veröffentlichte seinen ersten Roman «Sir John Chiverton» (Lond. 1825). In Verbindung mit seinem Schwiegervater Ebers, dem Verwalter des königl. Opernhauses, legte er jetzt ein Verlagsgeschäft an, das jedoch fehlschlug, worauf er sich eine Zeit lang in der Schweiz und Italien aufhielt. Nach der Rückkehr nach England trat er mit dem Roman «Rookwood» (Lond. 1834) hervor, welcher außerordentlichen Beifall fand, und welchem «Crichton» (Lond. 1837) folgte, für den ihm der Buchhändler Malone schon in der Skizze 350 Pfd. St. zahlte. In beiden Werken findet man spannende Situationen, die eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe verrathen. In seinen spätern Erzeugnissen gab sich indeß eine Roheit der Auffassung und Magerkeit der Ausführung kund, die denselben allen poetischen Werth benahm. Sein «Jack Sheppard» (3 Bde., Lond. 1839), welcher zuerst in «Bentley's Miscellany» erschien, war ein Schauergemälde aus der londoner Gaunerwelt, das vielleicht die Idee zu den «Mystères de Paris» geliefert haben mag, denen es übrigens in jeder Hinsicht nachsteht. Die meisten Romane A.'s haben jedoch die engl. Geschichte zum Gegenstande, wobei er sich begnügt, die historisch bekannten Thatsachen in ihrer ganzen nackten Prosa wiederzugeben, während er zugleich einige fingirte, mit Spuk- und Geistergeschichten reichlich verbrämte Details hinzufügt, eine komische Nebenintrigue mit unterlaufen läßt und das Ganze in einen ziemlich farb- und charakterlosen Dialog bringt. Zu nennen sind von diesen Werken: «Guy Fawkes» (3 Bde., Lond. 1840), «The Tower of London» (3 Bde., Lond. 1840), «Old Saint-Paul's» (3 Bde., Lond. 1841), «The miser's daughter» (3 Bde., Lond. 1843), «Windsor Castle» (3 Bde., Lond. 1843) und «Saint-James or the court of Queen Anne» (3 Bde., Lond. 1844); ferner: «The Lancashire witches» (3 Bde., Lond. 1848), «The Custom of Dunmow» (3 Bde., Lond. 1854) und «The Constable of the Tower» (3 Bde., Lond. 1861); endlich «Cardinal Pole, or the days of Philip and Mary» (3 Bde., Lond. 1863). Die meisten wurden zuerst in dem von ihm 1842 gegründeten «Ainsworth's Magazine» und in dem «New Monthly Magazine», welches er 1845 von Colburn als Eigenthum erwarb, oder im Feuilleton der «Sunday Times» veröffentlicht. Viele derselben sind mit Zeichnungen von Cruikshank u. a. geschmückt. Ins Deutsche wurden A.'s Romane wiederholt und mehr oder weniger vollständig übersetzt.

Ainsworth (William Francis), engl. Arzt, Geolog und Reisender, ein Vetter des vorigen, geb. in Exeter 9. Nov. 1807, kam, nach engl. Sitte, im Alter von 16 J. zu einem Arzte in Edinburgh in die Lehre. Er suchte den bei ihm früh ausgebildeten Hang zum Wandern durch größere Ausflüge zu befriedigen, auf denen seine Liebe zu den Naturwissenschaften reichliche Nahrung fand. 1827 reiste er, nachdem er sein ärztliches Diplom erhalten, nach Paris und durchforschte hierbei die Auvergne und die Pyrenäen in geol. Hinsicht. Nach seiner Rückkehr nach Edinburgh 1828 leitete er die Herausgabe des «Journal of natural and geographical science», und hielt geol. Vorlesungen. Als 1832 in England und 1833 in Irland die Cholera wüthete, widmete er sich eifrig als Hospitalarzt in London, nachher in Irland dem Studium dieser Krankheit, über welche er eine Aufsehen erregende Schrift veröffentlichte. Seinen Aufenthalt in Irland benutzte er zu geognostischen Excursionen, auch hielt er zu Dublin und Limerick vielbesuchte Vorträge über Geologie. Auf Empfehlung Sabine's wurde er 1835 der Euphratexpedition unter dem jetzigen General Chesney als Arzt und Geolog beigegeben, von der er 1837 über Kurdistan, den Taurus und Kleinasien heimkehrte. Im folgenden Jahre sandten die Geographische Gesellschaft und die Gesellschaft zur Beförderung christl. Erkenntniß ihn mit Rassam und Th. Russell wieder nach Kleinasien, um besonders den Lauf des Halys zu erforschen und den Christen in Kurdistan einen Besuch abzustatten. Nach mehrfachem Aufenthalt gelang es ihm, von Mossul aus im Frühjahr 1840 nach dem Lande der Nestorianer vorzudringen. Nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1841 legte er die Ergebnisse

seiner Forschungen und Beobachtungen in zwei Werken nieder: «Researches in Assyria» (Lond. 1842) und «Travels and researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia» (2 Bde., Lond. 1842), welche namentlich für die archäol., ethnogr. und topogr. Verhältnisse der von ihm bereisten Gegenden von bedeutendem Werthe sind. Außer vielen zerstreuten Abhandlungen schrieb er ferner «The claims of the Christian aborigines in the East» und «Travels in the track of the 10000 Greeks» (2 Bde., Lond. 1844) sowie die Anmerkungen zu der von Benisch edirten Reise des regensburger Juden Petachia («Travels of Rabbi Petachia of Ratisbon», Lond. 1857; 2. Aufl. 1861), übersetzte auch für Bohn's «Classical Library» die Anabasis des Xenophon. Neuerdings veröffentlichte er den «Illustrated Universal Gazetteer» (Lond. 1861—63), ein recht brauchbares geogr. Lexikon.

Aintab, Antab, Stadt und Hauptort eines türk. Districts im syrischen Ejalet Aleppo, 15 M. im N. von Aleppo und 10 M. im SO. von Merasch, zu dessen Ejalet es oft gerechnet wurde, liegt an dem gegen SO. in den Euphrat fließenden Sadschur, an der Straße von Aleppo nach Armenien und an der Sprachgrenze des Arabischen und Türkischen. Die Stadt hat eine Bergfestung mit einem tiefen, in den Fels gehauenen Graben, ist als militärischer Punkt und Handelsplatz von Wichtigkeit und zählt mit ihren 82 Gemeinden 43410 E., darunter 12000 Armenier. Der ganze District hat 85600 E. in 283 Gemeinden. Ob A. das alte Antiochia ad Taurum, ist nicht ganz sicher; bei den Kreuzfahrern heißt der Ort Hamtab. A. wurde 1183 von Saladin und 1400 von Timur erobert. Bei dem 4 M. im O., auf dem Wege nach Bir oder Bireischik am Euphrat gelegenen Dorfe Nisib (Nizib, Nezeb), an dem Bache Kersun (Kesrin, Kirsun Tschai), wurden am 24. Juni 1839 die Türken unter Hafis-Pascha von den Aegyptern unter Ibrahim-Pascha gänzlich geschlagen.

Aïr, Ahir oder Asben (Azben), ein Oasenland und Sultanat der Tuarik (s. d.) in der afrik. Wüste Sahara, auch wol noch als nördlichster Staat des Sudan bezeichnet, liegt zwischen 15° und 20° nördl. Br. und 23° und 27° östl. L., und wurde erst durch H. Barth's Reise näher bekannt. Es ist ein völliges Gebirgsland, in welchem mächtige Bergzüge bis 5000 und 6000 F. aufsteigen, umgeben von einzelnen, oft nicht minder hohen Kegelbergen und durchschnitten von fruchtbaren, oft höchst romantischen Thälern. Der fruchtbare Boden trägt Palmen, erzeugt sehr große Feigen, hier und da auch Getreide, und liefert alle Producte des tropischen Afrika. Die bedeutendste Stadt ist Tintellust. Als eigentliche Hauptstadt gilt aber das 30 M. südlicher gelegene Agades oder Aghadez, der Sammelpunkt der Karavanen, die aus den reichsten Theilen des Sudan nach Marokko, Fessan (Mursuk) und Tripolis gehen. Die Stadt wurde 1460 von den Berbern gegründet, erhob sich zu einem wichtigen Stapelplatz des Sudanhandels und enthielt zu ihrer Blütezeit 50000 E. Mit der Herrschaft der Tuarik verödete sie mehr und mehr, und gegenwärtig hat sie nur 7—8000 E. Ganze Theile der Stadt liegen wüst; von den 62 Moscheen sind nur noch einige im Gebrauch. Die Industrie der Stadt liefert Leder, Sattelzeug und schöne kleine Holzgeräthe. Der Amanokal oder Sultan von A., das Oberhaupt der Tuarik, hat eine Einnahme von 20000 span. Thlrn. Er wird gewählt, aber stets aus der Familie der Isholang, welche aus Konstantinopel stammen soll und darum für die edelste gilt. Indessen hat der Scheikh der Kel-Feruan eine ungleich größere Macht als dieser Sultan. Die Tuarik des Landes A. bilden einen Hauptstamm dieses Volks, den der Kelowi, d. h. der Angesessenen. Sie leben in Dörfern und festen Hütten und sind durch Vermischung mit der einheimischen Negerbevölkerung wesentlich verändert worden. Die Haussasprache ist ihnen ebenso geläufig wie ihr ursprüngliches Auraghiye. Ohne die Sklaven kann die Bevölkerung von A. eine Macht von 10000 bewaffneten und berittenen Männern stellen. Viehzucht und Käsebereitung, hauptsächlich aber Handel, sind die Nahrungszweige. Als Münze dient der Negerhirse, seltener Baumwollstreifen, nirgends Gold, Silber oder Kauris.

Aira, eine von Linné aufgestellte Gräsergattung aus der Abtheilung der Avenaceen oder haferartigen Gräser, deren Arten bei uns verschiedene Namen führen, doch meist (wie auch viele andere Gräser) Schmielen oder Schmeelen genannt werden. Es sind schlankhalmige, schmalblätterige Gräser mit reichblütigen, zierlichen Rispen, welche aus kleinen, glänzenden, zweiblütigen Aehrchen mit bald begrannten bald unbegrannten Blüten bestehen. Die am häufigsten vorkommenden Arten sind: die Wald- oder Haferschmiele, A. flexuosa, mit borstenförmigen, dichte Rasen bildenden Blättern, röthlichen Halmen und Rispen und unbegrannten Blüten, welche auf trockenem Wald- und Heideboden wächst und Blößen und Schläge in dichtem Bestande überzieht; die Rasenschmiele, A. caespitosa, ein langhalmiges auf feuchtem Boden wachsendes Gras, dessen dunkelgrüne, lineale Blätter über fußhohe, überhängende

Rasenbüschel bilden und dessen Blüten unbegrannt sind; die Sandschmiele, A. canescens, ein nur auf losem Sande vorkommendes, kurze, starre Rasenbüschel bildendes Gras mit bläulichgrünen, borstenförmigen Blättern und ebenso gefärbten Halmen und Rispen. Letztere Art ist wichtig als flugsandbindende Pflanze, aber ein schlechtes Futtergras, während die Hafer- und namentlich die Rasenschmiele gute Futtergräser sind. Die Haferschmiele gehört jedoch zu den Angergräsern und muß deshalb in forstwirthschaftlicher Hinsicht als ein Unkraut betrachtet werden.

Aird (Thomas), schott. Dichter, geb. 28. Aug. 1802 zu Bowden in Roxburghshire, erhielt seine Bildung an der Universität zu Edinburgh und wurde dann Herausgeber des dortigen «Weekly Journal». Infolge seiner Verbindungen mit der conservativen Partei ward ihm 1835 die Redaction des «Dumfries Herald» anvertraut, in welcher Stellung er wirksam geblieben ist. Als Schriftsteller erwarb er sich zuerst durch die «Religious characteristics» (Edinb. 1827) einen Namen, denen «The old bachelor in the old Scottish village» (Edinb. 1845) folgte, eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen, die durch die gemüthvolle Darstellung des schott. Volkslebens in seinem Vaterlande großen Beifall fanden. Von seinen Gedichten ist namentlich «The devil's dream» populär geworden. Außerdem schrieb er für «Blackwood's Magazine» und besorgte eine Ausgabe der Gedichte seines Mitarbeiters David Macbeth Moir, bekannter unter dem Pseudonym Delta («Poems of D. M. Moir», 2 Bde., Edinb. 1852; 2. Aufl. 1861), die er mit einer Lebensbeschreibung desselben begleitete. Eine Sammlung der poetischen Werke A.'s erschien 1848 in Edinburgh und hat wiederholte Auflagen erlebt.

Airdrie, Stadt in der Grafschaft Lanark oder Clydesdale im südl. Schottland, $2\frac{1}{2}$ M. östlich von Glasgow, dehnt sich zu beiden Seiten der Hauptstraße von Glasgow nach Edinburgh aus und wird von der Caledonischen Eisenbahn und dem Monklandkanal berührt. Die Stadt verdankt ihre gegenwärtige Blüte der Lage inmitten eines ausgedehnten, an Eisenerzen reichen Kohlengebiets. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ein unbedeutender Ort von wenigen Häusern, zählt A. bereits (1861) 12922 E. und gehört zu den belebtesten und wohlhabendsten Orten des schott. Binnenlands. Außer dem Betriebe der Kohlen- und Eisenwerke, welche die Stadt in großer Anzahl umgeben, bildet die Baumwollweberei für die großen Manufacturhäuser in Glasgow einen wichtigen Erwerbszweig der Bevölkerung. An dem Kohlen- und Eisenbergbau betheiligen sich unter andern auch die benachbarten Ortschaften Coatbridge mit 10501 E., Gartsherrie mit 1505 und Calderbank mit 2461 E.

Aire, ein kleiner, aber schiffbarer Fluß in der engl. Grafschaft York, entspringt südlich am Berge Penigant, fließt an Skipton vorüber, dann durch das schöne Thal von Kirkstall-Abbey nach Leeds und mündet unterhalb Selby rechts in die Ouse, aus deren Vereinigung mit dem Trent der Humber entsteht. Die A. nimmt rechts den Calder auf, an welchem Wakefield liegt, und ist für die Kanalverbindung im nördl. England von Wichtigkeit. — A. heißt auch ein Fluß in Frankreich, der in den Argonnen östlich von Ligny im Depart. Meuse entspringt, über Clermont-en-Argonne und Varennes fließt und unterhalb Grandpré im Depart. Ardennen rechts in die Aisne mündet.

Aire, Stadt und Bischofssitz des franz. Depart. Landes, in der Gascogne, liegt am Abhange eines Berges links am Adour, 3 M. oberhalb St.-Sever, und hat 5000 E. Die Stadt hieß im Alterthum Atures oder Vicus Julii, später Atura, und war Residenz des westgoth. Königs Alarich II., der hier 506 sein neues Gesetzbuch von den weltlichen Großen und den Bischöfen bestätigen ließ. Bei A. lieferten 2. März 1814 die Engländer unter Lord Hill den Franzosen unter Soult ein Treffen. — A., eine feste Stadt des franz. Depart. Pas-de-Calais in Artois, zu beiden Seiten der Lys, welche hier die Quette aufnimmt, und am Kanal Neuf-Fossé, 2 M. südöstlich von St.-Omer. Der Ort zählt 9000 E., ist gut gebaut und hat acht Kirchen, fünf schöne Fontainen und ein ansehnliches Stadthaus. Der Fabrikbetrieb in Wolle, Baumwolle, Seide u. s. w. ist nicht unbedeutend, desgleichen der Handel mit Getreide, Branntwein, Oel, Kohlen und Eisen. Der Platz ist Festung vierten Ranges und wird von dem Fort St.-François vertheidigt. A. gehörte zu Flandern und wurde im 9. Jahrh. gegründet. Die Franzosen eroberten die Stadt 1641, verloren sie aber alsbald an die Spanier. 1676 nahmen sie die Franzosen wieder. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, an der Spitze der preuß. Soldtruppen, belagerte und erstürmte die Stadt im Nov. 1710. Im Frieden von Utrecht, 1713, ward A. an Frankreich abgetreten.

Airolo, deutsch Eriels, ein großes Pfarrdorf im schweiz. Canton Tessin, am südl. Fuße des St.-Gotthard, 3629 F. über dem Meere, in dem prächtigen Thale am Tessin gelegen,

dessen zwei Quellbäche sich in der Nähe vereinigen, an der großen Gotthardsstraße nach Italien der erste Ort, wo italienisch gesprochen wird. Das Dorf hat ein sehr altes Castell und zählt 1000 E. Zur Bereisung des St.-Gotthard findet hier der Geognost und Mineralog die besten Führer sowie auch Vorräthe von Krystallen und andern Mineralien. Das obere Thal des Tessin bis A. heißt Val Bedretto, ist sehr kalt und Lavinenstürzen ausgesetzt und zieht sich 4 St. westwärts bis zu den Grenzen von Wallis und dem Griesberge hin. Unterhalb A. heißt das Thal Livinerthal, Val Leventina oder Levantino, wahrscheinlich nach den hier im Alterthum wohnenden Lepontiern benannt. Dieses Thal ist von hohen Bergketten eingeengt, höchstens 1/4 St. breit, der milden Luft Italiens geöffnet und reich an Kastanien, Trauben, Waldung, Gemsen, Fasanen, Auerhähnen. Bei A. mündet von NO. her das durch seine seltsam gestalteten Felsen merkwürdige Thal Canaria. Hier beginnt der Engpaß von Stalvedro, wo die Tessinostraße durch vier dicht aufeinanderfolgende, bis 100 Schritt lange Galerien führt. Gegen NW. von A. öffnet sich das enge und wilde Val Tremola, in welches der aus einem St.-Gotthardsee entstehende Quellbach des Tessin in zahlreichen Windungen und Katarakten zwischen düstern Schieferfelsen hinabrauscht. Das in den Felsen eingehauene Wort «Suwarow victor» erinnert an das Gefecht vom 13. Sept. 1799, durch welches 2000 Russen von Suwarow's Armee 600 Franzosen nach 12stündigem Kampfe zum Rückzug durch das Bedrettothal nöthigten.

Airy (George Biddell), ausgezeichneter engl. Astronom, geb. 27. Juli 1801 zu Alnwick in Northumberland, widmete sich mathem. sowie auch physik. Studien und gab schon 1825 eine Abhandlung über die Zähne der Räder in mechan. Instrumenten heraus. Nach seiner Ernennung zum Professor und Director der Sternwarte zu Cambridge (1828) entwickelte er sofort eine außerordentliche Thätigkeit, die sich in Greenwich, wohin er 1836 an Pond's Stelle berufen wurde, noch bedeutend steigerte. Beobachtungen und Berechnungen auf das pünktlichste organisirend, stellte A. gewandte Rechner an, um zunächst das seit 1750 angehäufte massenhafte Material an noch unverarbeiteten Beobachtungen berechnen zu lassen, und übergab hierauf das Werk «Reduction of observations of the moon» (2 Bde., Lond. 1837) der Oeffentlichkeit. Den astron. Beobachtungen gingen meteorolog. und magnetische mit gleicher Regelmäßigkeit zur Seite. Zugleich ward die Zahl der Instrumente durch ihn beträchtlich vermehrt, sowie dieselben auch größtentheils nach seiner eigenen Erfindung und Angabe construirt wurden. Die neue und umfassende engl. Gradmessung ist durch A. ins Leben gerufen worden. Zur Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse unternahm er wissenschaftliche Reisen 1842 nach Turin, 1851 nach Gothenburg, 1860 nach Pobes in Spanien. Obgleich A., der Fundationsacte Karls II. gemäß, seine Thätigkeit zu Greenwich zunächst den Fixsternörtern zuwenden mußte, widmete er sich doch auch allen übrigen Zweigen der astron. Praxis. Die Durchmesser und Oberflächen der Planeten, die Bahnen dieser und ihrer Trabanten, Sonne und Mond, die Kometen wurden Gegenstand seiner eifrigen Forschungen, und in zahlreichen theoretischen Untersuchungen hat er sich als einen scharfsinnigen Analytiker bekundet. Nicht minder hat sich A. durch zahlreiche Untersuchungen und Entdeckungen um die Physik und Optik Verdienste erworben. Außer den «Astronomical observations made on the Royal Observatory at Greenwich» (Lond. 1838 fg.) und dem «Catalogue of 2156 stars» (Lond. 1849) veröffentlichte er noch «Six lectures on astronomy, delivered at Ipswich Museum» (Lond. 1851; 3. Aufl. 1856; deutsch von Sebald, Berl. 1852); «Tracts on physical astronomy» (4. Aufl. 1858); «Algebraical and numerical theory of errors of observations» (Lond. 1861). Als Director der brit. Hauptsternwarte führt er den Titel Astronomer Royal, auch ist er Mitglied der Cambridge and Royal Astronomical Society und vieler anderer gelehrter Gesellschaften. Sein ältester Sohn Wilfried A. scheint dem Vater nacheifern zu wollen. Er hat die wissenschaftliche Reise nach Spanien 1860 mitgemacht.

Aislingen, Marktflecken des Bezirks Dillingen im bair. Kreise Schwaben-Neuburg, 1 M. südwestlich von Dillingen und 5 M. im NW. von Augsburg, in sumpfiger Gegend an der Glött gelegen, hat ein Schloß und 1210 E. A. war eine Reichsgrafschaft und bildete nebst Umgegend ein Pflegeamt des Hochstifts Augsburg. Der Ort hat Ueberreste eines röm. Castrum. Dabei liegt das Aislinger Moos, ein 2 St. langes, mit Salzkraut bewachsenes Ried.

Aisne (Axona), ein linker Zufluß der in die Seine mündenden Oise, entspringt im franz. Depart. Meuse (Maas) bei dem Dorfe Beaulieu in den Argonnen, durchfließt, bis Semuy (284 F. hoch) gegen NW. gerichtet und den westl. Fuß der Argonnen bespülend, die Depart. Marne und Ardennen, dann gegen W., in einem breiten, offenen Thale, das Depart. Aisne

und einen Theil des Depart. Oise, wo der Fluß nach einem Laufe von 36 M. oberhalb Compiègne in die Oise fällt. Die A. berührt die Städte Ste.-Menehould, Vouziers, Attigny, Rethel, Neufchâtel, Vailly und Soissons. Schiffbar ist sie 17 M. weit aufwärts bis Neufchâtel. Von Vailly aufwärts führt der Aisnekanal bis Neufchâtel. Hier tritt derselbe in das Depart. Ardennen und geht als Ardennenkanal nach Semuy und von dort in die Meuse bei Donchery, während von Semuy ein südl. Seitenkanal aufwärts nach Vouziers führt. Die wichtigsten Zuflüsse der A. sind rechts die Aire und Vaux, links die Suippe und Vesle, die sämmtlich flößbar und, wie die A. selbst, den Holztransport aus den Argonnen und Ardennen nach Paris vermitteln. — Das nach dem Flusse benannte Departement A. im nördl. Frankreich enthält Theile von Isle-de-France, von Brie und von der südl. Picardie, und grenzt im N. an das Norddepartement, im NO. an Belgien, im O. an die Depart. Ardennen und Marne, im S. an das Depart. Seine-Marne, im W. an die Depart. Oise und Somme. Das Departement umfaßt ein Areal von 134 Q.-M., zählt 564600 E. und hat zur Hauptstadt Laon (s. d.). Es zerfällt in die fünf Arrondissements Laon, Vervins, St.-Quentin, Soissons und Château-Thierry. Außer der Aisne wird es im S. von der Marne mit dem Ourcq, im N. von der Oise mit der Serre und Lette durchflossen. Im N. hat es Ebenen, im S. Höhen. Die Temperatur ist sehr veränderlich, und die Frühlingsfröste schaden oft den Ernten. Die Wälder und Weiden haben eine bedeutende Ausdehnung und begründen ansehnliche Waldwirthschaft, Schaf- und Pferdezucht. Der Ackerbau ist sehr vorgeschritten, sodaß ein Drittel des erbauten Getreides ausgeführt werden kann. Auch der Runkelrübenbau ist von Wichtigkeit. Wein baut man südlich von Laon und auf den Höhen der Aisne und Marne; in den Arrondissements von Laon und St.-Quentin bereitet man viel Cider. Mit dem Heu der Marnegegend wird Paris versorgt. Das Mineralreich liefert nur Gewöhnliches. Die industrielle Thätigkeit ist am lebhaftesten in Baumwollzeugen, Battist, Spitzenzwirn und Holzarbeiten. Auch gibt es viele Zuckerfabriken, Eisenwerke, Glashütten und Fabriken chem. Producte. Berühmt ist die Spiegelgießerei von St.-Gobain, die außerordentlich große Platten liefert. Im Dorfe Folembray fertigt man jährlich 150000 Glasglocken und 3 Mill. Bouteillen. Der Ort Quincangrogue hat eine Glashütte für Champagnerflaschen. Der Handel des Departements wird gefördert durch ein gutes Straßennetz sowie auch durch die zahlreichen Wasserstraßen. Die Hauptstadt Laon steht in Verbindung mit den Eisenbahnen, welche von Paris über Soissons, Rheims u. s. w. und über Compiègne nach Belgien führen.

Aistulf, König der Longobarden, folgte 749 seinem Bruder Ratchis, welcher Mönch geworden war, und setzte, ehrgeizig und kriegerisch, den Kampf desselben gegen das Exarchat (s. d.) in der Hoffnung fort, ganz Italien unter seine Herrschaft zu bringen. Er eroberte 751 Ravenna und vertrieb Eutychius, den letzten Exarchen. Dann bedrohte er Rom selbst, sodaß der Papst Stephan II. nur durch Geschenke den Frieden erkaufen konnte. Doch schon vier Monate später fiel A. wieder in das röm. Gebiet ein, und der Papst bat in Byzanz um Hülfe. Da ihm diese nicht wurde, ging Stephan im Herbst 753 über die Alpen nach Frankreich zu Pipin dem Kleinen, der 754 mit einem Heere verwüstend in Italien einfiel, die Longobarden schlug, Padua belagerte und A. zu dem Versprechen zwang, seinen Raub an der röm. Republik und Kirche sowie auch das Exarchat Ravenna wieder herauszugeben. Kaum aber war Pipin abgezogen, so fiel A. von neuem in das röm. Gebiet ein und belagerte Rom, die Auslieferung des Papstes verlangend. Auf die Bitten dieses letztern unternahm Pipin 755, unterstützt von den Baiern unter Tassilo, einen zweiten Feldzug gegen A., der nunmehr alle Forderungen erfüllte. Er übergab Pipin das Exarchat, der es dem Papst unter Vorbehalt der Oberherrlichkeit schenkte. Während der Rüstungen zu einem neuen Kriege verlor A. 756 auf der Jagd durch den Sturz seines Pferdes das Leben.

Aitonia nannte Willdenow dem engl. Botaniker Aiton zu Ehren einen Strauch vom Vorgebirge der guten Hoffnung, A. capensis, welcher in unsern Orangeriehäusern nicht selten als Zierpflanze gezogen wird, da er wegen seinen glänzendgrünen, immergrünen, gebüschelten Blättern, schönen, rothen, hängenden Blüten und gelben Beeren zu jeder Jahreszeit einen Schmuck der Gewächshäuser oder Zimmer zu bilden vermag. Derselbe gehört in die Abtheilung der Dikotyledonen und in die Familie der Diosmeen, gedeiht in lockerer, sandiger Erde und läßt sich durch Knospen vermehren.

Aitzema (Lieuwe van), holländ. Geschichtschreiber, geb. 19. Nov. 1600 zu Doccum, wo sein Vater Bürgermeister war, trat schon in seinem 17. Jahre mit «Poemata juvenilia» (Franeker 1617) nicht ohne Beifall als lat. Dichter auf, entsagte jedoch der Poesie, widmete

sich mit allem Eifer der Politik und den Staatswissenschaften und wurde Agent der Hansestädte im Haag, wo er 23. Febr. 1669 starb. A. sammelte mit Eifer und Umsicht alle wichtigen Urkunden und Actenstücke zur Geschichte seiner Zeit, reihte dieselben im Original und in einer holländ. Uebersetzung aneinander und schuf so, erzählend und jene Actenstücke erläuternd, ein höchst werthvolles Geschichtswerk, das die glänzendste Periode der niederl. Geschichte 1621—68 in helles Licht stellt. Das Werk führt den Titel: «Saken van staat en oorlogh, in ende omtrent de vereenigde Nederlanden» (14 Bde., Haag 1657—71). In der zweiten, hier und da erweiterten Ausgabe (7 Bde., Haag 1669—72) ist manches ausgelassen, was die erste enthält.

Aiwaly im Türkischen, **Kydoniä** oder Kidonia im Griechischen (beides heißt Quittenstadt), eine Seestadt in dem türk. Ejalet Chodawendkjar im nordwestl. Kleinasien, 5—6 M. südwestlich von der Stadt Adramytti am Golf von Adramytti gelegen, mit einem verschlämmten Hafen, ist durch wiederholte Einwanderungen aus Griechenland erst im 18. Jahrh. entstanden. Der Ort war bis 1821 eine rein griech. Stadt von mehr als 34000 E., wurde aber in diesem Jahre wegen Theilnahme an der griech. Erhebung von den Türken mit Feuer und Schwert verwüstet. Später erwarb der Rest der zerstreuten Bevölkerung (18000 Seelen) vom Sultan Mahmud gegen 1½ Mill. Piaster die Erlaubniß zur Rückkehr, und man baute die Stadt wieder auf. Gegenwärtig zählt A. 22000 E., die nach den drei Stadtquartieren in drei sich befeindende Parteien unter eigenen Verwaltungsbehörden zerfallen. Sie haben mehrere Kirchen, ein Gymnasium, drei Elementarschulen und ein Krankenhaus, und beschäftigen sich, wie früher, mit Landbau, namentlich mit der Cultur des Oelbaums, mit Schiffbau und Handel, besonders mit Oelhandel. Auf den Plätzen und Straßen herrscht ein reges Leben, und zahlreiche Handelsschiffe der Kydonier kommen und gehen. Die türk. Regierung unterhält in der Stadt nur drei Beamte und seit 1841, infolge eines Aufstands, eine Garnison von 50 türk. Marinesoldaten. A. ist wahrscheinlich an der Stelle des alten Herakleа in Aeolien erbaut, doch finden sich keine Spuren von Alterthümern. Der Stadt gegenüber, am südl. Eingange in den Golf von Adramytti, liegt die Gruppe der Moschonnisia-Inseln, im Alterthum die Hundert Inseln genannt, 20—40 an der Zahl, von denen die bedeutendste, Moschonnisos mit der Stadt Moschonnisia, gleichsam eine Vormauer des Hafens von A. oder Kydoniä bildet und mit dieser Stadt durch eine Brücke in Verbindung steht.

Aix, Ile d'Aix, eine 7100 F. lange, mit Fischern besetzte Insel an der atlantischen Küste Frankreichs, zwischen der Mündung der Charente und der Insel Oléron, zur ehemaligen Landschaft Aunis und dem jetzigen Depart. Niedercharente gehörig, 2 M. südlich von La Rochelle. Die Insel hat einen Leuchtthurm und ein Fort, das dem Hafenplatz Rochefort zum Schutze dient. Im Siebenjährigen Kriege wurde das Fort zweimal von den Engländern zerstört (1757 und 1761). Auch fand hier 11. April 1809 ein Seetreffen zwischen den Engländern unter Lord Gambier und den Franzosen unter dem Contreadmiral Willaumez statt, in welchem die erstern unter Cochrane vier franz. Linienschiffe zerstörten.

Aix (spr. Ähks), alte und berühmte Stadt in Frankreich, Hauptstadt der ehemaligen Provence, jetzt des gleichnamigen Arrondissements im Depart. Rhônemündungen, mit 27659 E., ward 122 v. Chr. durch den röm. Proconsul Cajus Sextius Calvinus nach Besiegung der Salluvier angelegt und wegen der dortigen Mineralquelle Aquae Sextiae genannt. Die Stadt ist Sitz des Erzbischofs von Arles und Embrun, eines Appellhofs, eines Civil- und Handelstribunals, einer Gewerbekammer und hat eine Universitätsakademie mit einer theol. und jurist. Facultät, eine Akademie der Wissenschaften, ein Lyceum, eine Schule für Künste und Gewerbe u. s. w. Auch befindet sich daselbst ein histor. und naturwissenschaftliches Museum (seit 1832 in der alten Johanniterpriorei) und eine bedeutende Bibliothek (etwa 100000 Bände und 1100 Handschriften). Unter die vorzüglichsten Bauwerke der Stadt zählen: die alte Kathedrale, deren Taufkapelle ein ehemaliger Apollotempel ist; die goth. St.-Johanniskirche mit dem 1828 wiederhergestellten Begräbniß der Grafen von Provence; der 1831 vollendete Justizpalast, das Stadthaus, der Uhrthurm bei den Quellen des Marktes, mit einer merkwürdigen Mechanik. Die Stadt hat außerdem mehrere sehr große und schöne Plätze, eine herrliche Promenade (Orbitelle) mit der Marmorstatue des Königs René, zahlreiche öffentliche Fontainen (zum Theil mit warmem Wasser), die eine eigenthümliche Zierde des Orts sind. In A. soll nach der Legende die heil. Maria Magdalena ihre spätern Tage verlebt haben. Bedeutung erlangte die Stadt im Mittelalter als Hoflager der Grafen von Provence. Hier herrschte feine Geistesbildung, ehrte und pflegte man die Poesie; hier war der Sammelplatz der Troubadours. Man nennt die Stadt auch wol das Athen des südl. Frankreich. König

Ludwig XII. errichtete 1501 in A. ein Parlament, das bis zur Revolution bestand. Die Stadt ist Geburtsort vieler berühmter Männer, so der Botaniker Tournefort und Adanson, des Mediciners Lieutaud, der Maler Vanloo, Granet und Constantin, des Historikers Mignet u. s. w. In Bezug auf Industrie ist A. der Mittelpunkt für die Bereitung des Provenceröls. Außerdem bestehen Seiden- und Baumwollspinnereien, Kattundruckereien, Gerbereien, Handel mit Oel, Wein, Mandeln, Confituren u. s. w. Dessenungeachtet ist A. kein Verkehrsmittelpunkt mehr, seitdem es mit Einführung der Eisenbahnen aufgehört hat, ein Knotenpunkt von Hauptstraßen zu sein. Auch seine Bedeutung als Badeort ist gesunken. Die Thermalquellen von A. sind schwach-schwefelhaltig, mit einer Temperatur von 28° R., klar und durchsichtig wie das reinste Quellwasser, fast geruchlos, jedoch mit einem etwas bitterlichen Geschmack. Sie haben den Ruf, die Schönheit der Haut zu erhalten, und werden deshalb besonders von Frauen besucht. Auf der Ebene zwischen A. und Arles breitet sich das Schlachtfeld aus, wo Marius 102 v. Chr. die Teutonen und Ambronen besiegte.

Aix oder **Aix-les-Bains** (Aquae Gratianae oder Allobrogum), eine kleine Stadt mit 4000 E. in Savoyen, im jetzigen franz. Depart. Haute-Savoie, 1³/₄ M. nördlich von Chambery, an der Eisenbahn nach Genf und nahe östlich am See von Bourget, in einem reizenden Thale gelegen, war schon in der röm. Kaiserzeit ein besuchter Badeort. Unter seinen zahlreichen Resten aus dem Alterthum sind der sogenannte Bogen des Pomponius, die Ruinen eines Tempels und eines Vaporariums am besten erhalten. Der König von Sardinien besaß hier ein großes und wohlgebautes, aber selten besuchtes Palais. Die Bäder sind Schwefelthermen. Man unterscheidet die Schwefelquelle oder Quelle von St.-Paul mit einer Temperatur von etwa 33—35° R., und die (keinen Alaun enthaltende) Alaunquelle von 37¹/₂° R. Das Wasser beider Quellen ist klar, hat einen schwach-hepatischen Geruch und Geschmack, und wird zum Baden und Trinken besonders gegen Pfortaderstockungen, Blennorrhöen und Rheumatismus, auch in Form von Gasbädern und Douchen benutzt. Der Badeort hat lange Alleen, keine sonderlich gute Einrichtungen, wird aber doch jährlich von etwa 3000 Curgästen besucht. Jenseits am westl. Ufer des Sees liegt am Fuße des Mont-Chat das Cistercienserkloster Haute-Combe mit dem Erbbegräbniß der Fürsten von Savoyen.

Aizani, eine altgriech. Stadt im nordwestlichsten Theile der kleinasiat. Landschaft Phrygien (Phrygia Epictetus), im Gebiete Aizanitis, an den Quellflüssen des Rhyndakos. Ihre Ueberreste sind in der Liwa Kiutahia, 6 M. im SW. der Stadt Kiutahia (Cotyaeum), in dem weiten Trümmergefilde bei dem Dorfe Tschadyr im Quellgebiete des Adranas-Tschai aufgefunden worden. Dieselben liegen in einer einförmigen, baumlosen, ringsum von Hügeln begrenzten Ebene, die einst ein Seebecken gewesen zu sein scheint. Ein ionischer Tempel daselbst gehört zu den vollkommensten, die in Kleinasien vorhanden sind. Auch die Cavea des Theaters ist merkwürdig gut erhalten, weniger die Scena und das Proscenium, doch immer noch so, daß sie eine treffliche Anschauung von einem griech. Theater geben, während die ganze Orchestra und das Innere der Cavea mit Bruchstücken von cannelirten Säulen, kostbaren Karniesen, Architraven und schönen Basreliefs erfüllt sind. Einige Marmorsitze des Theaters sowie des Stadiums, welches mit demselben in Verbindung stand, sind ebenfalls noch vorhanden und von höchst vollendeter Arbeit. Der Hügel über dem Theater ist mit zahlreichen Bruchstücken eröffneter Sarkophage bedeckt, der türk. Begräbnißplatz mit alten Fragmenten erfüllt, die Inschriften tragen und meist als Leichensteine dienen. Eine Menge von Inschriften und von Münzen aus der röm. und byzant. Kaiserzeit lassen keinen Zweifel übrig, daß die Ruinen von Tschadyr die Ueberreste von A. sind.

Ajaccio, Hauptstadt der Insel und des franz. Depart. Corsica, am Golfo-di-A. der Westküste gelegen, ist die schönste Stadt der Insel, mit einer starken Citadelle und einem weiten und bequemen, aber gegen die Westwinde wenig geschützten Hafen, an welchem auf einem großen Granitmonolith die Statue Napoleon Bonaparte's steht, der hier geboren wurde. Der Hafen hat einen schönen Kai und Molo aus Granitquadern, die Stadt große Kasernen, ansehnliche Regierungsgebäude, herrliche Orangenalleen und reizende Umgebungen. A. zählt 14100 E., ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs, eines Handelsgerichts u. s. w. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Sardellen- und Korallenfischerei und treibt Handel mit dem in der Umgegend reichlich gedeihenden Wein und Oel. Die Stadt besitzt eine Akademie, eine polytechnische und andere Schulen, eine Bibliothek, ein Theater, einen botan. Garten und eine Baumschule. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben das alte Jesuitenkloster und die schöne Domkirche aus dem 16. Jahrh. mit ihrer gutgebauten Kuppel, einem reichen Marmoraltar

und dem Marmorbecken, in welchem Napoleon Bonaparte getauft wurde. Das Geburtshaus des Kaisers liegt an dem Lätitiaplatze; das Zimmer, in welchem er zur Welt kam, hat nur ein einziges Fenster; im Salon hängt des Kaisers Bild von Gérard. Auch zeigt man die Wohnhäuser der Familie Pozzo di Borgo und des hier geborenen Cardinals Fesch, welchem die Stadt das Museum und andere Stiftungen verdankt. Das jetzige A. wurde erst 1435 in gesünderer Gegend, ¼ M. südlich von dem alten Adjacium, erbaut.

Ajân, Adjan oder Adschan nannte man früher die Ostküste Afrikas vom Cap Guardafui, der östlichsten Spitze des Erdtheils, bis zum Aequator hin. Dieselbe ist ein Theil des Landes der Somali (s. d.) und hieß im Alterthum Azania.

Ajan oder Ajansk, ein neuer russ. Hafenort des Küstengebiets von Ostsibirien, im Seedistrict Ochotsk, unter 56° 27′ nördl. Br. und 156° 4′ östl. L., 50 M. im SW. von Ochotsk gelegen, wurde 1845 angelegt, weil der Hafen jener Stadt wenig Sicherheit bietet. Den Hafen von A. bildet eine enge, flache Bucht, welche durch vorspringende Felsen in drei kleine Bassins getheilt wird, einem Gebirgssee ähnlich sieht und durch einige Erdbatterien gedeckt wird. A. selbst ist ein kleiner, ungesunder Ort, der nur einige hundert Einwohner hat und seine Subsistenzmittel meist durch die Wallfischfänger erhält. Dennoch hat der Ort Bedeutung als Hauptstapelplatz der russ. Pelzcompagnie und als Sitz eines Erzbischofs, zu dessen Diöcese auch Kamtschatka, die Kurilen und Aleuten gehören. Die mittlere Jahrestemperatur ist hier beinahe 3° R. unter Null. In der kurzen Sommerzeit wird ein lebhafter Handel zwischen Sibirien und Sitcha in Russisch-Amerika getrieben. Auch besteht eine regelmäßige Postverbindung mit Petersburg. Von letzterm geht zweimal wöchentlich die Post nach Irkutsk, von da zweimal im Monat nach Jakutsk an der Lena, und von hier einmal monatlich ein Reiter durch Wälder und Sümpfe 180 M. weit nach A.

Ajas oder Ayas, ein Hafenort und ehemals wichtige Küstenfeste in dem türk. Ejalet Adana, südöstlich von Adana, 2 M. nordöstlich von der Mündung des Dschihan, am Golf von Alexandrette oder Iskanderun, mit 2—3000 E. A. ist das alte Aegae in Cilicien, berühmt durch seinen Aesculaptempel und durch die Wundercuren des Apollonius von Tyana sowie durch den Märtyrertod des Cosmas und des Damianus. Der Ort war noch den Kreuzfahrern unter dem antiken Namen bekannt und lange Zeit ein bedeutender Handelsplatz, von den ital. und andern fränk. Seefahrern auch Ajazzo, Ajasso, Jasso, L'Ajas, Lajassa und Giazza genannt. — Ajas oder Ajasch heißt auch ein türk. Flecken im kleinasiat. Ejalet Angora, 5 M. im NW. von Angora (Engürijeh), bekannt durch heiße Quellen, Kupfer- und Silbergruben.

Ajax (griech. Aias) hießen zwei der griech. Heerführer vor Troja. Der eine war der Sohn des Oileos, Königs der Lokrer, auch der Lokrer oder Kleinere genannt. An der Spitze von 40 lokrischen Schiffen zog er mit vor Troja, wo er als einer der tapfersten Helden erscheint, dem zumal an Schnelligkeit, mit Ausnahme des Achilles, keiner gleichkommt. Als nach der Eroberung Trojas Kassandra sich in den Tempel der Pallas flüchtete, ward sie von ihm mit Gewalt herausgerissen und fortgeschleppt; andere Sagen lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Obschon er sich von diesem Frevel, dessen Odysseus ihn beschuldigte, durch einen Eid reinigte, so traf ihn doch die Rache der Göttin, welche ihn in den Fluten des Meeres umkommen ließ. — Der andere A., der Große genannt, war der Sohn des Telamon, Königs von Salamis, von mütterlicher Seite ein Enkel des Äakos. Er zog mit 12 Schiffen gegen Troja, und wird von Homer als der tapferste und schönste der Griechen neben Achilles gepriesen. Als nach des Achilles Tode die Waffen desselben, auf welche A. wegen seiner Verwandtschaft wie wegen seiner Tapferkeit Ansprüche hatte, dem Odysseus zugesprochen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und in Verzweiflung stürzte er sich in sein Schwert. Dieses Ende des Helden ist der Gegenstand einer uns erhaltenen Tragödie des Sophokles: «Der rasende A.»

Ajo in ital., Ayo in span. Form, ein Wort, das sich in Spanien (entweder aus dem goth. hagjo, Pfleger, oder von einem baskisch-iberischen Wortstamme ayoa, folgen, abwarten) gebildet und von dort aus nach Italien verbreitet hat und im allgemeinen den Begriff Erzieher bedeutet. Die entsprechenden weiblichen Formen sind Aja und Aya. In Spanien wird das Wort vorzugsweise von den Hofmeistern und Gouvernanten der Infanten und Infantinnen gebraucht, und in dieser Weise findet es auch am österr. Hofe Anwendung.

A jour (franz., wörtlich: zu Tage, durchsichtig), ein Ausdruck, den man von jeder Sache gebraucht, die klar und vollständig vorliegt. Eine Fassung à jour nennt man bei Edelsteinen, insbesondere beim Diamant, die Art der Fassung, welche den Stein oben und unten frei läßt.

Sie kommt nur denjenigen Steinen zu, welche ihrem Körper nach einen solchen Schliff gestatten, daß sie bei fast völliger Bloßstellung für das Auge noch den gehörigen Effect machen. Der Brillantschliff, der immer Diamanten von vielem Körper erfordert, weil er dem Steine im Grunde die Gestalt zweier mit der Grundfläche zusammenstoßender Pyramiden mit abgestutzten Spitzen gibt, eignet sich daher vorzugsweise für jene Fassung, weil sie von dem Feuer und Farbenspiel dieses Schliffs am wenigsten verdeckt. Platte Diamanten, wie die Rosette, die auf einer Seite flach, auf der andern gewöhnlich durch zwei Reihen Facetten gewölbt ist, gewinnen mehr an Effect, wenn ihre untere ebene Fläche über eine trichterförmig mit Silberfolie ausgelegte, hinten geschlossene Höhlung (oder auch über eine in Zinn formirte, innen mit Facetten versehene Höhlung in der Fassung) so gelegt werden, daß die Höhlung gewissermaßen einen Hohlspiegel hinter dem Stein bildet und das Licht zurückwirft. Von vorn gesehen kommen die so gefaßten platten Steine dem Brillant möglichst nahe, welcher Effect verloren gehen würde, wenn das Licht hindurchfallen könnte. Kommt es beim Gebrauch des Geschmeides nicht so sehr auf Festigkeit an, so ist die Art der à jour-Fassung am günstigsten, wo der Stein freischwebend nur durch einzelne Krallen gehalten wird, was man in Krappeln gefaßt nennt.

Ajuga, eine von Linné benannte Kräutergattung aus der Familie der Lippenblütler oder Labiaten, welche sich durch die einlippige Blumenkrone von den meisten übrigen Lippenblütlern unterscheidet. Die gemeinste der deutschen Arten ist die unter dem Namen «Günsel» bekannte A. reptans unserer Wiesen, welche Ausläufer treibt, im ersten Frühling ihre blauen, in pyramidale, vierseitige Quirlähren gestellten Blüten entwickelt und ein nahrhaftes und gesundes Futterkraut ist. Auf sandigem und felsigem Boden, in sonniger Lage, kommt ziemlich häufig eine zweite Art vor, die durch weiche Behaarung und das Fehlen der Ausläufer charakterisirte A. genevensis. Von beiden Arten sowie von der seltenern A. pyramidalis sind die Blätter unter dem pharmaceutischen Namen Herba Bugulae officinell.

Ajuruoca, Stadt (Villa) in der brasilian. Provinz Minas-Geräes, zur Comarca von Baependy gehörig, liegt nördlich am Fuße der Sierra-Mantiqueira und am Flüßchen A., welches in den Papagaio mündet. Der Ort war im vorigen Jahrhundert noch ein Indianerdorf, hob sich aber infolge der reichen Ausbeute an Waschgold, welche die benachbarten Gewässer gewährten, und zählt jetzt 5000 E. Die Umgegend ist reich an Kaffee, Zucker und Tabacks; auch wird an einigen Orten starke Schweinezucht getrieben. Zu dem Bezirke des Orts gehören die Kirchspiele Alagoa mit 1600, Serranos mit 5000, Livramento mit 1500 und Conceição-do-porto-do-Turvo mit 5000 E.

Akabah (Hinabsteig, Steig) oder Akabet el-Masrîeh, ein türk.-arab. Hafenort und Castell (Kalaat al-Akabah) östlich an der äußersten Spitze des Bahr el-A. oder Meerbusens von A., des nordöstl. Armes des Rothen Meeres, der mit dem gegenüberliegenden Meerbusen von Suez die Halbinsel des Sinai begrenzt, und am Südende des Wadi el-Arabah (Araberthals), das gegen Norden zum Todten Meere führt. Der Ort liegt am Vereinigungspunkte der Pilger und Karavanen aus Aegypten und Syrien, die von hier weiterhin längs der Küste nach Hedschas, dem Lande der Heiligen Städte, ziehen, und treibt einigen Handel, obwol der Eingang zum Hafen sehr schwierig ist. An der Küste des Meerbusens von A., der überhaupt durch Klippen und Sandbänke der Schiffahrt große Schwierigkeiten bietet, liegen noch Schutthügel als Reste der uralten Hafenstadt der Edomiter oder Idumäer im peträischen Arabien, Aila oder Aelana (auch Elana, Ailath, Elath oder Eloth und noch bei den Kreuzfahrern Aelia oder Helim genannt), wonach der Meeresarm auch der Aelanitische Meerbusen hieß. Mehr westlich von Aila lag der Hafenort Ezeongebr oder Eziongebr, wo König Salomon und später Josaphat Flotten bauten, um in Verbindung mit den Phöniziern den bisher durch die Araber vermittelten Handel mit Ophir und Indien direct anzuknüpfen. Dem König Ahas von Juda wurde diese Stadt im 8. Jahrh. durch den König Rezin von Damaskus entrissen. Unter den Römern war Aila der Standort einer Legion, später ein Bischofssitz. 630 unterwarf sich der Fürst oder vielmehr der byzant. Statthalter von A. dem Propheten Mohammed. In der Blütezeit des Khalifats war A. eine schöne Stadt mit vielen Moscheen und einer zahlreichen jüd. Gemeinde. 1170 wurde die Stadt von Saladin den Christen entrissen und 1182 von diesen unter Rainald von Châtillon belagert.

Akademie (griech. Akademia oder Akadameia) hieß (angeblich nach einem atheniensischen Localheros Akademos oder Hekademos) ein nahe nordwestlich von Athen gelegener Platz, der von Hipparchos, dem Sohne des Peisistratos, mit einer Mauer umgeben und zu einem Gymnasium bestimmt, von Cimon aber durch Herbeiführung von Wasser und Anpflanzung zahl-

reicher Bäume sehr verschönert wurde. Außer Spaziergängen und Anlagen für gymnastische Zwecke enthielt die A., welche der Athene geweiht war, zahlreiche Altäre und Heiligthümer verschiedener Gottheiten. Seit 388 v. Chr. waren die schattigen Spaziergänge des Orts der Lieblingsaufenthalt des Platon, der sich hier mit seinen Schülern und Freunden zu unterhalten und ihnen Vorträge zu halten pflegte. Auch nach dem Tode des Platon, der in der Nähe begraben wurde, blieb die A. der Mittelpunkt seiner Schule, welche deshalb auch die Akademische Schule oder schlechthin die Akademie benannt wurde. Man zählt in der Geschichte der alten Philosophie drei A.: die Alte A., gebildet von wirklichen Schülern des Plato (Speusippos, Xenokrates, Polemon, Krantor), die Mittlere A., um 244 v. Chr. von Arkesilaos begründet, und die Neue A., an deren Spitze um 160 v. Chr. Karneades trat. Von einigen werden diesen drei Philosophenschulen noch die des Philon und die des Antiochos als eine vierte und fünfte A. hinzugefügt. Bei den Römern, den Erben und Pflegern der griech. Cultur, benannte Cicero als Anhänger der akademischen Philosophie das Gymnasium auf seinem Landgute bei Tusculum mit dem Namen A., welches in einer großen bedeckten Halle (Porticus) bestand und, von Schattengängen mit Ruheplätzen und Sitzen umgeben, sowol zur Unterhaltung mit Freunden als auch zum einsamen Studiren bestimmt und eingerichtet war. Auch führte eins seiner Landhäuser in Campanien diesen Namen, das zwischen Puteoli und dem Avernersee lag, und in dem er seine «Quaestiones Academicae» schrieb. Mit dem Wiederaufleben der classischen Studien im 15. Jahrh. kam auch der Name A. von Italien aus wiederum in Aufnahme zur Bezeichnung einestheils von Gelehrtenvereinen, anderntheils von höhern Unterrichtsanstalten für Wissenschaft und Kunst. Allmählich jedoch hat sich wenigstens in Deutschland der Sprachgebrauch dahin festgestellt, daß man gegenwärtig unter A. vorzugsweise einen Verein gelehrter Männer versteht. Daneben aber geschieht es auch noch vielfach, daß namentlich die Universitäten A. genannt werden oder der Ausdruck für bestimmte höhere Fachschulen (z. B. Bergakademie zu Freiberg, Handelsakademie und Orientalische A. zu Wien, Forstakademie zu Tharandt) in Anwendung kommt. Den Sinn von Gymnasium hat das Wort in der Bezeichnung Ritterakademie. In England und Nordamerika ist Academy sowol der Name von Unterrichtsanstalten, welche etwa unsern deutschen Gymnasien und höhern Bürgerschulen entsprechen, als auch von höhern Fachschulen für Militärs und Seeleute. Zu letztern gehören in England die Naval Academy zu Portsmouth und die Royal military Academy zu Woolwich, in den Vereinigten Staaten die Military Academy zu Westpoint. In Frankreich ist das Wort A. zur Bezeichnung von Unterrichtsanstalten nicht gebräuchlich. Während hier die Gesammtheit des vom Staate angestellten Lehrpersonals den Namen Universität erhielt, faßte man unter dem Namen A. das Lehrpersonal eines jeden Departements zusammen, bis 1857 ganz Frankreich in Bezug auf das Unterrichtswesen in 16 Bezirke (Aix, Besançon, Bordeaux, Caen, Clermont, Dijon, Douai, Grenoble, Lyon, Montpellier, Nancy, Paris, Poitiers, Rennes, Strasburg und Toulouse) eingetheilt wurde. Seitdem bildet das Lehrpersonal eines jeden dieser Bezirke eine A. In weiterer Uebertragung versteht man unter A. auch Anstalten, welche dem Unterrichte in den verschiedenen Künsten gewidmet sind, und spricht in dieser Weise von Theater-, Maler-, Bildhauer-, Zeichen- und Bauakademien. (S. Kunstakademien.) Ebenso legen sich Gesellschaften den Namen A. bei, welche die Production zunächst größerer Kunstwerke verfolgen, wie die Académie impériale de musique zu Paris (noch gegenwärtig der officielle Name der Großen Oper), die Academies of music oder Opernhäuser, die 1854 zu Neuyork und 1856 in Philadelphia errichtet wurden, die Singakademien und Philharmonischen Akademien namentlich in Deutschland. Bisweilen nehmen auch Lehrer der Reit-, Fecht-, Tanz- oder Schwimmkunst sowol für ihre Unterrichtslocale als auch für ihre Productionen den Namen A. in Anspruch. Selbst Kunstreiter, Akrobaten und andere fahrende Künstler gebrauchen für ihre Schaustellungen häufig diese Bezeichnung. In Frankreich führen endlich auch die Spielhäuser den Namen A., weshalb Schriften, welche die Spiele und ihre Regeln behandeln, nicht selten den Titel «Académie des jeux» tragen.

Akademien, in der Bedeutung von Gelehrtenvereinen zur Förderung der Wissenschaft, sind entweder Privatanstalten, sogenannte freie A., oder vom Staate gegründete und unterhaltene Institute, die den Charakter öffentlicher Culturanstalten an sich tragen. Beide stimmen darin überein, daß sie die Wissenschaft nicht in Rücksicht auf praktische Zwecke, sondern um ihrer selbst willen pflegen und entwickeln wollen. Die erste A. in diesem Sinne war bereits die zu Alexandria in Aegypten. Nach ihrem Muster stifteten seit Ende des 1. Jahrh. die Juden als Pflegstätten talmudischer Gelehrsamkeit ihre A. zu Tiberias in Palästina, zu Nahardea,

Sura und Pumbeditha in Mesopotamien und Babylonien, und später die Khalifen der Araber, wie Al-Mansur und Al-Mamun, in ihren Residenzen ähnliche Anstalten. Die auf Alcuin's Rath von Karl d. Gr. gegründete A. ging nach des erstern Tode wieder ein. Während der folgenden Jahrhunderte findet sich keine Spur einer A. im Abendlande; Wissenschaft und Gelehrsamkeit hatten sich in die Klöster geflüchtet. Die von Brunetto Latini gestiftete A. der schönen Künste zu Florenz (1270), die von Friedrich II. 1300 zu Palermo begründete Gesellschaft zur Pflege der ital. Poësie, die 1323 zu Toulouse gebildete Académie des jeux floraux waren nur der Pflege der Dichtkunst und der poetischen Unterhaltung gewidmet. Erst mit dem Wiederaufleben der classischen Studien entstanden etwa seit Mitte des 15. Jahrh., im Gegensatze zu klösterlicher Gebundenheit und kirchlicher Beschränkung, Vereine gelehrter und wissenschaftlich gebildeter Männer, in welchen die freiere Bewegung der Geister, die um jene Zeit begann, gepflegt und genährt ward. Als erster dieser Vereine mit humanistischer Tendenz kann die 1433 von Ant. Beccadella aus Palermo begründete A. betrachtet werden, die besonders durch H. Pontano gehoben und deshalb auch gewöhnlich Academia Pontaniana genannt ward. Von größerer Wichtigkeit war jedoch die Academia Platonica, die, 1474 von Lorenzo Medici gestiftet, Marsilius Ficinus, Pico della Mirandola, Machiavelli, Angelo Poliziano zu ihren Mitgliedern zählte, sich aber 1521 auflöste. Sie beschäftigte sich besonders mit platonischer Philosophie sowie mit Veredlung der ital. Sprache und dem Studium Dante's, und diente hierin vielen andern Vereinen dieser Art, die sich im Laufe des 16. Jahrh. in allen größern Städten Italiens bildeten, zum Muster und Vorbild. Vorzugsweise der Reinigung und Veredlung der ital. Sprache widmete sich die Accademia della Crusca, die 1582 durch den Dichter Grazzini zu Florenz begründet ward und durch ihr Wörterbuch großen Einfluß gewonnen hat. Einen gelehrten Zweck verfolgte die 1560 zu Neapel gestiftete Academia secretorum naturae für das Studium der Naturwissenschaften, die jedoch bald durch die Kirche unterdrückt wurde. Unter die Nachahmungen derselben gehört die Accademia de' Lincei zu Rom, die vom Fürsten Cesi 1609 gestiftet ward, Galilei zu ihrem Mitgliede zählte, sich aber nach dem Tode Cesi's (1632) nicht länger halten konnte. Außerdem ist noch aus jener Zeit zu nennen die Academia antiquaria zu Rom, die 1498 von Pomponius Lätus ins Leben gerufen, von Papst Paul II. aber wegen Ketzerei und heidnischer Gesinnung verfolgt wurde, sowie die philol. A., die, von Aldus Manutius 1495 zu Venedig gestiftet, sich um die kritische Herausgabe der alten Classiker große Verdienste erwarb. Alle diese zahlreichen Vereine in Italien waren freie A., hier und da wol von Fürsten unterstützt, nicht aber vom Staate autorisirt. Mit den humanistischen Studien gelangten die A. auch in die Länder des übrigen Europa. So begründete Joh. Clem. von Dalberg auf Veranlassung von Conrad Celtes 1490 die kaiserl. Sodalitas Celtica oder Rhenana zu Worms, und um dieselbe Zeit (1490) Conrad Celtes selbst die Sodalitas literaria Danubiana, die 1498 nach Wien verlegt ward. Während die Crusca in den deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. Nachahmung fand, dienten die den Naturwissenschaften gewidmeten Vereine der «Royal Society of London» (1645 als Privatverein begründet) und in Deutschland der Leopoldinisch-Karolinischen A. zum Vorbild.

In Frankreich gelangte der Begriff A. zu einer bedeutsamen Ausbildung, indem hier Richelieu 1635 eine bescheidene Privatgesellschaft in eine nationale Anstalt, die Académie Française verwandelte, die später mit ihren Schwesteranstalten zusammen den Namen Institut de France erhielt. Dieses vom Staate glänzend unterhaltene, aber auch von Regierung und Hof beherrschte Nationalinstitut hat einen tiefgreifenden, theils fördernden, theils hemmenden Einfluß auf die Entwickelung der sogenannten classischen Literaturepoche Frankreichs ausgeübt. Nach dem Vorgange und dem Muster in Paris wurden in der Folgezeit auch in den Hauptstädten der meisten übrigen europ. Staaten A. errichtet, von denen sich einige ebenfalls zu nationalen Centralinstituten gestaltet haben, wie die zu Madrid, Lissabon, Stockholm, Petersburg. In England, Italien und Deutschland ist es zu solchen Nationalinstituten nicht gekommen, weil hier theils die staatlichen Verhältnisse, theils die eigenthümliche Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes die Centralisation verhindern. Hat dies namentlich in Deutschland einerseits zu einer in mancher Beziehung nachtheiligen Zersplitterung der Mittel und Kräfte geführt, so ist doch hierdurch andererseits auch der deutschen Wissenschaft ihre Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Vielseitigkeit bewahrt worden. In Deutschland ist wesentlich den Universitäten, neben ihrem Lehrberufe, auch die Pflege und Fortbildung der Wissenschaft geblieben, und die von den einzelnen Staaten gestifteten A. konnten schon darum nicht zu Glanz und Einfluß gelangen. Was die Organisation der unter Schutz und mit Unterstützung des Staats

wirkenden A. betrifft, so folgt ein Theil derselben bezüglich der Gliederung dem Vorbilde der pariser A., andere, wie namentlich die deutschen, schlagen einen selbständigern Weg ein. Die deutschen A. zerfallen in der Regel in zwei oder drei Klassen, von denen wenigstens eine Klasse für die mathem. und Naturwissenschaften, die andere für Philosophie, Philologie und Geschichte bestimmt ist. Die Mitglieder der A., bei mehrern derselben besoldet, theilen sich gewöhnlich in ordentliche, Ehren- und correspondirende Mitglieder, und wählen sich entweder selbst ein Fach der Wissenschaft zur Bearbeitung, oder es wird ihnen ein solches von der Regierung (wie in Petersburg) übertragen. Die Arbeiten der Mitglieder werden in regelmäßigen Versammlungen vorgelesen und in den Denkschriften (lat. Acta, Commentarii, ital. Atti, franz. Mémoires, engl. Transactions) der A. abgedruckt. Auch stellen die Mitglieder über schwierige, noch wenig behandelte wissenschaftliche Gegenstände und Fragen Preisaufgaben. Kürzere Vorträge, Berichte über den Verlauf der Sitzungen, Notizen über Verwaltung und Personal des Instituts, Correspondenzen u. dgl. werden zeitschriftartig dem Publikum durch die Sitzungsberichte oder Monatsberichte (engl. Proceedings, franz. Bulletins) mitgetheilt. Wie mehrere wirkliche A. nicht diesen Namen führen, sondern sich blos als Gesellschaften oder Societäten der Wissenschaften bezeichnen, legen sich wiederum manche gelehrte Vereine den Namen von A. bei, ohne daß sie denselben zugezählt werden dürfen. Vgl. Grimm, «Ueber Schule, Universität, Akademie» (Berl. 1850).

Die wichtigsten und einflußreichsten unter den jetzt bestehenden A. sind folgende: In Frankreich bestehen neben dem erwähnten Institut de France (s. d.) mit seinen fünf einzelnen A. zahlreiche Gelehrtengesellschaften in den Provinzen, welche meist den Titel Académie des sciences, belles-lettres et arts führen und theilweise auch die Agricultur oder die Alterthumskunde als besondere Zweige in ihren Wirkungskreis ziehen. Unter ihnen sind die A. zu Angers, Bordeaux, Clermont-Ferrand, Caen, Lyon, Dijon, Lille, Marseille, Metz, Rheims, Toulouse, Nancy (Académie de Stanislas), Rouen, Orleans hervorzuheben, welche sämmtlich «Mémoires» veröffentlichen. In Spanien bestehen zu Madrid, außer der Real Academía española, welche von Philipp V. 1713 für Reinerhaltung und weitere Ausbildung der castilian. Sprache gegründet ward, noch die Real Academía de historia, gestiftet 1738, der die span. Geschichtsforschung und die Oberaufsicht über die Alterthümer obliegt, und die 1847 errichtete Academía real de ciencias, welche in drei Klassen (exacte, physik. und Naturwissenschaften) zerfällt. Nach Vorbild des Französischen Instituts ist in neuerer Zeit hierzu noch eine Real Academía de ciencias morales y politicas getreten. Die gelehrten Gesellschaften in den Provinzialstädten sind unbedeutend. In Portugal besteht die Academia real das sciencias, welche 1779 begründet, 1851 reorganisirt ward, in zwei Klassen (die erstere mit den Sectionen für Mathematik, physik. Wissenschaften, Medicin, Naturgeschichte und angewandte Wissenschaften, die zweite mit Sectionen für schöne Literatur, moralische und polit. Wissenschaften, Jurisprudenz, Geschichte und Alterthumskunde) zerfällt und seit ihrer Reorganisation eine achtungswerthe Thätigkeit entfaltet hat. Unter die A. Italiens, soweit diese die modernen Formen angenommen haben, sind außer der Crusca (s. d.) hervorzuheben: 1) die Accademia reale delle scienze zu Turin, 1757 als Privatverein gestiftet, seit 1783 königl. Institut, die namentlich auf dem mathem.-physik. Gebiete Vorzügliches geleistet hat. Sie gibt seit 1759 ihre Denkschriften (jetzt unter dem Titel «Atti») heraus; 2) zu Mailand das Reale Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti, das in seiner gegenwärtigen Form gleichzeitig mit 3) dem Istituto Veneto begründet ward; 4) die Accademia di scienze, lettere ed arti zu Padua; 5) das Ateneo di science e belle lettere zu Brescia (seit 1801); 6) das Istituto de Bologna, 1690 gestiftet, 1829 von Papst Pius VIII. erneuert; 7) die Società Italiana delle scienze zu Modena; 8) die A. der Arcadier (s. d.) zu Rom; 9) ebendaselbst die Accademia de' nuovi Lincei, gestiftet 3. Juli 1847 von Pius IX.; 10) die Accademia del Cimento zu Florenz, wo auch seit 1752 eine Accademia dei Georgofili besteht, die zwar nur der Landwirthschaft gewidmet ist, aber wichtige «Atti» herausgibt; 11) in Neapel veröffentlicht die Nuova Societa Reale (1861 reorganisirt) «Atti» und «Rendiconti».

Wenn auch England in Bezug auf Namen und Einrichtung keine A. im continentalen Sinne besitzt, so gehört doch in Bezug auf die Wichtigkeit ihrer Leistungen hierher die schon erwähnte Royal Society of London (begründet 1663), welche bis 1800 90 Bände ihrer «Philosophical Transactions» und seitdem jedes Jahr einen Band (1863 den 153.) veröffentlicht hat. Die zu Dublin in Irland 1782 begründete und größtentheils aus Mitgliedern der Universität bestehende Royal Academy of sciences läßt ebenfalls «Transactions» und

«Proceedings» erscheinen. In Belgien nimmt den ersten Rang die Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts zu Brüssel (seit 1816) ein, welche 1845 reorganisirt ward und in drei Klassen (Wissenschaften, schöne Literatur und moralische und polit. Wissenschaften) zerfällt, «Mémoires» und «Annuaires» herausgibt. In den Niederlanden wurde 1808 von König Ludwig das Koninglijke Nederlandsche instituut van wetenschappen, letterkunde en schone kunsten zu Amsterdam gestiftet, welches 1852 in eine Akademie der wetenschappen verwandelt wurde und «Verhandelingen» und «Verslagen» herausgibt. Daneben sind noch zu nennen: die Maatschapij der wetenschappen zu Haarlem (gestiftet 1752), die Zeeuwsch genootschap der wetenschappen seit 1768 zu Middelburg, die Provinciaal genootschap van kunsten en wetenschappen seit 1777 zu Utrecht, die Bataafsch genootschap zu Rotterdam, 1773 gestiftet. Dänemark besitzt eine nationale A. in Det kongelige danske Videnskabernes Selskab, die 1742 gestiftet ward, in eine philos.-histor. und mathem.-naturwissenschaftliche Klasse zerfällt und werthvolle Denkschriften veröffentlicht. In Norwegen besteht die Kongelige norske Videnskabernes Selskab zu Drontheim, gestiftet 1760, welche für die Pflege der Wissenschaften im allgemeinen, aber auch zum Besten der Landwirthschaft und Industrie wirkt. Schweden besitzt zu Stockholm drei A.: 1) die Konglika Svenska Vetenskaps Akademien, die 1739 von dem Grafen Höpken und Linné begründet, 1820 neu eingerichtet ward und von Anfang an «Handlingar», daneben in neuerer Zeit auch «Årsberättelser» veröffentlicht hat; 2) die Konglika Svenska Vitterhets-Akademi, gestiftet 1739 zu Drottningholm, 1786 nach dem Muster der pariser A. der Inschriften eingerichtet und nach Stockholm verlegt, gibt ebenfalls «Handlingar» heraus; 3) die Svenska Akademien, 1786 im franz. Sinne zur Vervollkommnung der Landessprache gegründet. Werthvolle «Acta» läßt die Regia societas scientiarum zu Upsala seit 1815 erscheinen. Hieran reiht sich in Finland die Societas scientiarum Fennica zu Helsingfors, die seit 1842 «Acta» veröffentlicht. In Rußland wurde zu der kaiserl. A. der Wissenschaften von Peter d. Gr. der Plan entworfen und 1725 ausgeführt. 1783 gründete die russ. Regierung auch eine A. für die russ. Sprache und verband dieselbe 1841 mit der A. der Wissenschaften; letztere veröffentlicht ihre Arbeiten in russ., erstere in franz. oder deutscher Sprache.

In Deutschland ist vor allen, außer der Leopoldinisch-Karolinischen A. für Naturwissenschaften (s. d.), hervorzuheben: 1) die A. der Wissenschaften zu Berlin, welche 1700 auf Anregung und nach dem Plane Leibniz' von König Friedrich I. gestiftet, jedoch erst 1711 eröffnet ward. Leibniz war ihr erster Präsident. Nachdem sie unter Friedrich Wilhelm I. nur vegetirt, ward sie 1744 durch Friedrich d. Gr. als Königliche A. der Wissenschaften unter Vorsitz von Maupertuis mit neuem Glanze eröffnet. Gemäß der Umgestaltung, die sie 1812 durch Friedrich Wilhelm III. erfuhr, bezweckt sie die «Prüfung des Vorhandenen sowie weitere Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft» und zerfällt in vier Klassen (für mathem., physik., philos. und histor.-philol. Wissenschaften). Die Mitglieder theilen sich in ordentliche, auswärtige, Ehren- und correspondirende Mitglieder. Die berliner A. gibt «Abhandlungen» und «Berichte» heraus. Von den Werken, die unter ihrer Mitwirkung und mit ihrer Unterstützung erschienen, sind besonders das Böckh'sche «Corpus inscriptionum graecarum» und gegenwärtig das «Corpus inscriptionum latinarum» hervorzuheben. Sonst sind in Deutschland noch zu nennen: 2) die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, begründet 1750, die in naher Verbindung mit der Universität steht und ebenfalls «Abhandlungen» und «Gelehrte Anzeigen» herausgibt. 3) Die Königlich bairische A. der Wissenschaften zu München, 1759 vorzugsweise für Geschichte gestiftet, welchen Beruf sie durch die Herausgabe der «Monumenta Boica» bethätigte. Die Anstalt erhielt indeß 1809 einen erweiterten Wirkungskreis, 1829 ihre gegenwärtige Verfassung und zerfällt seitdem in drei Klassen (philos.-philol., mathem.-physik. und histor. Wissenschaften). Mit ihr in Verbindung steht (seit 1852) eine naturwissenschaftlich-technische sowie eine histor. Commission, welche beide auch literarisch thätig sind. Die A. selbst veröffentlicht «Abhandlungen» und «Gelehrte Anzeigen». 4) Zu Leipzig besteht die Königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften, die 1. Juli 1846 eröffnet ward, sich in zwei Klassen, eine mathem.-physik. und eine histor.-philol. theilt, und «Abhandlungen» und «Berichte» veröffentlicht. In Beziehung zu derselben steht die schon 1768 gestiftete, aber erst 1774 ins Leben getretene Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften, welche Preisfragen aus der poln. Geschichte, der polit. Oekonomie, der Physik und Mathematik stellt und die gekrönten Preisschriften drucken läßt. 5) Die 30. Mai 1846 ins Leben getretene Kaiserliche A. der Wissenschaften zu Wien zerfällt in eine mathem.-naturwissenschaftliche und eine histor.-philos.

Klasse und hat bereits bändereiche Reihen von «Denkschriften» und «Sitzungsberichten» herausgegeben. Eine aus Mitgliedern der A. gebildete histor. Commission hat unter anderm auch die Veröffentlichung der «Fontes rerum austriacarum» und der «Monumenta Habsburgica» begonnen. Hieran schließen sich die 1754 von dem Naturforscher Ignaz von Bora gegründete Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, die ebenfalls «Abhandlungen» erscheinen läßt; dann in den außerdeutschen Ländern der österr. Monarchie die Gelehrte Gesellschaft zu Krakau und die Ungarische A. der Wissenschaften zu Pesth, welche 1825—27 begründet wurde.

Der moslem. Orient hat nach dem Vorbild des Abendlandes zwei Institute erhalten, welche den Namen A. beanspruchen. Das ältere von beiden, der Verein der Wissenschaften (Endschümeni Danish), wurde 1851 als Staatsanstalt zu Konstantinopel begründet, hat aber noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Das andere, das von Said-Pascha 1859 zu Alexandria begründete Institut Égyptien hingegen hat seit 1862 mit der Herausgabe ziemlich inhaltsreicher «Mémoires» und auch «Bulletins» begonnen. Von ähnlichen Instituten in den europ. Colonialreichen sind hervorzuheben: in Nordamerika, außer der Smithsonian Institution (s. d.), die American philosophical Society zu Philadelphia, die älteste in Amerika (seit 1769), die American Academy of arts and sciences zu Boston (seit 1780) und das Columbia Institute zu Washington (seit 1821) unter Vorsitz des Präsidenten, zu denen März 1863 die nach einem großartigen und umfassenden Plane begründete National Academy of sciences als ein von der Union anerkanntes Institut getreten ist. Letztere zerfällt in zwei Klassen, eine mathem.-physik. und eine naturgeschichtliche, deren jede wieder in mehrere Sectionen sich gliedert. In den englisch-australischen Colonien hat namentlich die Royal Society of Victoria (früher Philosophical Institute) eine beachtenswerthe wissenschaftliche Thätigkeit entwickelt. Dasselbe gilt auch von der schon seit 1781 zu Batavia bestehenden Genootschap van kunsten en wetenschappen, die sich besonders um die Kunde der Natur- und Völkerverhältnisse der süd- und ostasiat. Welt verdient gemacht hat. (Vgl. Gelehrte Gesellschaften.)

Akademiestücke oder auch schlechthin Akademien heißen auf den Kunstschulen die Zeichnungen der Schüler, welche in der Regel Köpfe, Füße, Hände und andere Körpertheile sowie den menschlichen Körper in verschiedenen Lagen und Stellungen darstellen und theils nach lebenden (Acten), theils nach in Gips geformten Vorbildern oder gezeichneten Vorlegeblättern entworfen werden. Letztere Blätter und Gipsmuster werden ebenfalls A. oder Akademien genannt.

Akademisch ist im weitesten Sinne alles, was sich auf Akademie bezieht. Gewöhnlich wird das Wort aber nur insofern gebraucht, als man auch die Universitäten Akademien nennt. In diesem Sinne spricht man von Akademischen Bürgern und versteht darunter alle, welche einer Universität angehören und unter deren Schutz und Gerichtsbarkeit stehen. Die neuere Zeit hat den Kreis der akademischen Bürger sehr verengert und so ziemlich auf die eigentlichen Studirenden beschränkt, während man früher auch Ausstudirte, solange sie am Universitätsorte lebten, zu den Akademikern rechnete. Ueberhaupt suchte man früher den Universitäten eine möglichst exemte und autonomische Stellung zu sichern, um auch dadurch auszudrücken, daß man sie nicht als bloße Landes- oder gar Ortsinstitute, sondern als ein Gemeingut der civilisirten Menschheit betrachte. Das Utilitätsprincip der neuern Zeit hat weniger die Aufgabe der freien Pflege der Wissenschaft als die Absicht ins Auge gefaßt, die Universitäten zu Bildungsanstalten für bestimmte Berufsfächer im Interesse des Staats, dem sie zunächst angehören, zu benutzen, und daraus sowie aus polit. Aengstlichkeit sind denn die Beschränkungen der Akademischen Freiheit hervorgegangen. Wesentliche Bestandtheile dieser Freiheit sind die Lehr- und Lernfreiheit sowie überhaupt alles das, was sich auf die Thatsache gründet, daß die Studirenden, wenn auch noch nicht in das bürgerliche Berufsleben eingetreten, doch den Erziehungsmitteln der Schule entwachsen sind. Die besondern Rücksichten, welche das Zusammenleben einer oft ansehnlichen Zahl studirender Jünglinge aus allen Ländern erheischt, die Eigenthümlichkeit ihrer Stellung, Richtung und Verhältnisse haben die Akademischen Gesetze hervorgerufen. Ebenso dürfte auch das Fortbestehen einer Akademischen Gerichtsbarkeit für Disciplinarvergehen und Schuldsachen im Interesse aller Theile liegen, weil nur hierdurch eine Berücksichtigung der besondern Natur des Verhältnisses und ein Vorwalten des Grundsatzes der Billigkeit über den des strengen Rechts möglich wird. — Akademische Legion pflegt man ein aus Studenten und Universitätsgenossen gebildetes bewaffnetes Corps zu nennen. Namentlich wurden dergleichen Corps, zur Unterstützung und Erweiterung der Bürgerwehren, in den Bewegungen des Jahres 1848 in mehrern deutschen Universitätsstädten errichtet. Größere Bedeutung erlangte unter diesen die Akademische Legion zu Wien, die daselbst

im März 1848 aus den Genossen der Universität und des Polytechnischen Instituts zusammentrat, und der sich später die wiener Künstler anschlossen. Das Corps bildete unter einem selbständigen Commandanten einen Theil der Nationalgarde, erwarb sich eine große Popularität und nahm den thätigsten Antheil an den Ereignissen jenes Jahres. Nach der Unterwerfung Wiens ward im Nov. 1848 mit der Nationalgarde auch jene Legion aufgelöst.

Akalephen, auch Quallen, Medusen oder Seenesseln, nannte man früher eine Anzahl meist freischwimmender, gallertartiger Meerthiere, die häufig in großen Schwärmen auftreten, und von denen viele Arten bei der Berührung ihrer Körper und ihrer Fühlfäden eine nesselnde Empfindung und selbst brennende Röthe der Haut verursachen. Die Untersuchungen der Neuzeit, die sich besonders auf die Entwickelung und Fortpflanzung dieser Thiere bezogen, haben eine gänzliche Umgestaltung der Ansichten darüber herbeigeführt.

Die A. oder Quallen gehören mit den Polypen zu der großen, mit den Gliederthieren, den Würmern u. s. w. gleichwerthigen Abtheilung der Coelenteraten, niederer Thiere mit strahlenförmiger Anordnung der Organe, die meist nach der Grundzahl vier, seltener nach der Grundzahl drei geordnet sind. Die Leibeshöhle ist in ihrem Anfange zugleich Verdauungshöhle. Wenn ein besonderer Magenschlauch vorhanden ist, so steht er mit der Leibeshöhle in offener Verbindung. Die Leibeshöhle vertheilt sich meist in Röhren, welche den Nahrungssaft in die Körpertheile führen. Der Körper besteht größtentheils nur aus Zellen; selten finden sich Fasern. Ueberall gibt es Nesselorgane, bald auf dem Körper zerstreut, bald auf einzelne besondere Körpertheile gehäuft, die aus Kapseln bestehen, welche einen starren Faden hervorschnellen lassen. Die Mundöffnung ist meist mit hohlen, mit der Leibeshöhle in offener Verbindung stehenden Fühlern besetzt, und an ihrem Rande verbindet sich die äußere Leibeshaut mit der die Innenfläche auskleidenden Membran. Einige sind Zwitter, die meisten getrennten Geschlechts; viele bilden Thierstöcke und gemeinschaftliche Colonien, theils mit gleichartigen, theils mit ungleichartigen Individuen. Die Entwickelungsformen sind äußerst mannichfaltig. Außer Eiern, die seltsame Metamorphosen und Ammenzeugungen durchlaufen, kommen Knospung und Theilung als häufige Entwickelungsformen vor. Fast alle sind Meerthiere; es gibt nur zwei Polypenformen im süßen Wasser.

Die A. oder Quallen insbesondere sind freischwimmende Thiere, meist von der Gestalt eines Regenschirmes oder eines Blätterschwammes. An einer runden Scheibe oder Glocke, welche durch Zusammenziehungen das Schwimmen bewirkt, hängen rundum Fäden und meist in der Mitte, auf einer strunkartigen Verlängerung, der Mund mit der Verdauungshöhle, welche in radiäre Gefäße ausstrahlt, die sich an dem Rande der Scheibe gewöhnlich in ein Rundgefäß sammeln. Die Entwickelung und Organisation läßt hier mehrere Formen unterscheiden. Die höhern Quallen (Medusae phanerocarpae oder Acraspeda) haben an der Gallertscheibe Lappeneinschnitte, zwischen welchen die Fühl- und Fangfäden sowie meist rothgefärbte Sinnesorgane angebracht sind, die stets Ohrbläschen, zuweilen Augen enthalten. Die Magenhöhle liegt im Mittelpunkte der Glocke, und die Geschlechtstheile sind auf krausenartigen Ausstülpungen dieser Magenhöhle angebracht, die meist einen vierarmigen Stern bilden. Der Mundstiel ist häufig verästelt, zuweilen gar kein centraler Mund vorhanden, sondern durch eine große Menge kleiner Oeffnungen ersetzt. Aus den Eiern dieser Thiere entwickelt sich ein über und über mit Wimpern besetztes Junge, das einem Infusorium gleicht, nach einigem Umherschwimmen sich festsetzt, einen Polypen mit Armen bildet und dann Theilungssprößlinge erzeugt, die wie Untertassen aufeinandersitzen und einen Zapfen bilden, dessen Stiel der Polyp darstellt. Diese Sprossen lösen sich nach und nach ab und sind dann kleine Medusen, die schnell wachsen. Die größten, oft in den wunderbarsten Farben prangenden Schirmquallen gehören in diese Abtheilung (Rhizostoma, Cyanea, Aurelia). Die niedern Quallen (Medusae cryptocarpae oder Craspedota) haben keine Lappeneinschnitte, keine gefärbten Sinnesorgane. Der Magensack hängt an der Scheibe, und die Geschlechtsorgane entwickeln sich auf ihm oder an der Unterfläche der Scheibe. Sie entstehen als Knospen auf sogenannten Hydroidpolypen, die meistens Colonien bilden, und lösen sich nach ihrer Ausbildung ab, um frei umherzuschwimmen. Bei einigen Polypen aber, wie namentlich bei der Hydra des süßen Wassers, lösen sich die Knospen nicht ab, sondern bleiben als Geschlechtsknospen sitzen, sodaß dann die Colonien aus zwei ungleichartigen Individuen bestehen, aus Nährindividuen, den Polypen, und aus Geschlechtsindividuen, den festsitzenden oder sich loslösenden Quallenknospen.

Diese Arbeitstheilung ist noch weiter getrieben bei den sogenannten Röhrenquallen oder Schwimmpolypen (Siphonophora), wo an einem, bald röhrenförmigen, bald breiten

Stamme, der häufig durch eine Luftblase mit dem Meerwasser ins Gleichgewicht gesetzt ist, eine Menge verschieden entwickelter Individuen sitzen, die alle durch Knospung entstanden sind, und von denen jedes eine besondere Function hat, sodaß die Arbeitstheilung aufs höchste getrieben ist. Es finden sich da Glocken, die nur der Bewegung des Schwimmens dienen, also locomotive Individuen, den Schirmquallen ähnlich gestaltet; Nährthiere, wie Polypen gestaltet, oft mit complicirten Angelorganen ausgestattet; Tasterindividuen, die keinen Mund haben; Geschlechtsthiere männlichen und weiblichen Geschlechts, kleinen Medusen gleichend, von denen die einen festsitzen, die andern sich loslösen. Die merkwürdigen, zuweilen Federbüschen gleichenden, höchst durchsichtigen Colonien schwimmen im Meere. Die bekannte Seeblase der tropischen Gewässer, «Man of war» (Kriegsschiff) von den engl. Matrosen genannt (Physalia), gehört zu diesen Organismen, wo die Arbeitstheilung auf verschiedene Individuen aufs höchste getrieben und die Grenze zwischen Organ und Individuum gänzlich verwischt ist.

Endlich gehören noch zu den Quallen die eine besondere Klasse bildenden **Rippenquallen** (Ctenophora), freischwimmende, meist sehr zarte und durchsichtige Seethiere, gewöhnlich in Gurkenform, auf deren Außenfläche acht oder vier Reihen von Schwimmplättchen, die in allen Farben des Regenbogens spielen, das Schwimmen vermitteln. Die Thiere sind Zwitter; die Geschlechtsorgane liegen unter den Schwimmplättchenreihen; die Eier machen keine Verwandlung durch. Das Nervensystem, aus einem Centralknoten gebildet, liegt am Grunde der Magenhöhle am Anfange eines Trichters. Aeltere Arbeiten über die Quallen, die noch jetzt brauchbar sind, stammen von Eschscholtz und Mertens. Die neuern Resultate sind von Agassiz, Gegenbaur, Huxley, Kölliker, Leuckardt, Sars und Vogt gewonnen worden.

Akarnanien hieß im Alterthum die westlichste Landschaft des nördl. Griechenland im engern Sinne, im N. durch den Ambrakischen Golf von Epirus, im O. durch das Gebirge Thyamos und den Fluß Achelous (s. d.) von Aetolien geschieden und im W. und S. vom Ionischen Meere bespült. Der natürliche Mittelpunkt der Landschaft war der zu A. gehörige Theil der flachen Alluvialebene des Achelous, welche, wie noch jetzt zahlreiche Ruinen zeigen, nicht wenige Städte trug. Die für die Schiffahrt günstige Gestaltung der nordwestl. Küsten veranlaßte die Korinther schon unter der Regierung des Kypselos, gleichzeitig mit der Besitzergreifung von Leukas, dort eine Reihe von Colonien anzulegen. Den südlichsten Theil von A. bildete die westl. Hälfte der Ebene des Achelous, das Gebiet der Stadt Oiniadä. Der erst nach Entstehung der Homerischen Gesänge aufgekommene Gesammtname für die Bewohner der Landschaft, Akarnanes, wird gewöhnlich auf einen Heros Akarnan, einen Sohn des Alkmäon, zurückgeführt, woraus man auf eine in früherer Zeit stattgehabte Einwanderung aus Argos zurückgeschlossen hat. Die Urbewohner des Landes waren Leleger, die besonders den westl. Theil innehatten, während sich der östlichere Theil in Besitz der auch im angrenzenden Aetolien säßhaften Kureten befand. Noch in späterer Zeit zeigten sich die Akarnanen, deren Dialekt durch die Colonisten dorisirt worden, hinter der Culturentwickelung der östl. Griechen zurückgeblieben. Wenn auch in den Seestädten Handel und Schiffahrt blühten und einzelne Städte, wie Alyzia, sich auch durch Kunstliebe auszeichneten, so gründete sich doch der Ruf der Akarnanen vorzugsweise auf ihre Tapferkeit im Kampfe und die Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen, besonders der Schleuder. Die einzelnen Städte A.s bildeten einen Bund, an dessen Spitze als oberster Beamter ein Strateg, mit einem Beirath zur Seite, stand. Die Bundesversammlungen fanden in frühern Zeiten zu Stratos, später, als diese Stadt in die Hände der Aetolier gefallen, meist zu Leukas, bisweilen auch zu Thyrion statt. Der religiöse Mittelpunkt war der Tempel des Apollo auf dem Vorgebirge Aktion (Actium). In der griech. Geschichte haben die Akarnanen nie eine bedeutende Rolle gespielt. Nachdem sie während des Peloponnesischen Kriegs zum großen Theil auf seiten der Athener gestanden, wurden sie durch Agesilaos (391 v. Chr.) zur Anerkennung der spartan. Hegemonie gezwungen, an deren Stelle nach der Schlacht bei Leuktra die der Thebaner trat. Zur Zeit der macedonischen Herrschaft kämpften sie mit Hartnäckigkeit und Erbitterung gegen ihre alten Feinde, die Aetolier, sodaß das Land gänzlich verödet war, als es von den Römern nach der Schlacht bei Korinth mit Epirus vereinigt ward. — Im jetzigen Königreich Griechenland bildet A. und Aetolien eine Nomarchie, welche auf 138,24 Q.-M. 109392 E. (1861) zählt, in 6 Eparchien und 26 Demen zerfällt und Missolonghi zur Hauptstadt hat. Andere bedeutendere Hafenplätze sind Epakto oder Lepanto und Vonitza oder Anaktorion.

Akastos, der Sohn des Pelias und der Anaxibia, war Theilnehmer an der Kalydonischen Jagd und einer der Argonauten. Als nach der Rückkehr vom Argonautenzuge die Töchter des

Pelias ihren Vater durch die List der Medea tödteten, verjagte er den Jason und die Medea aus Jolkos, ward König und errichtete seinem Vater zu Ehren weitberühmte Leichenspiele.

Akatalektisch heißt in der Metrik ein Vers, welcher vollständig ist oder lauter volle Takte hat, sodaß weder Silben fehlen noch überzählige vorhanden sind. (Vgl. Katalexis.)

Akathistos (griech., d. i. nicht im Sitzen), heißt in der griech. Liturgie ein Lobgesang auf die Jungfrau Maria, welcher jährlich am Sonnabend vor Judica die Nacht hindurch stehend gesungen werden soll. Man schreibt demselben eine besonders wirksame Kraft zu, da im 7. Jahrh. Konstantinopel zweimal bei Belagerungen durch die Procession des Bildes der heil. Jungfrau unter Absingung jenes Gesanges gerettet worden sein soll.

Akatholiken, d. h. Nichtkatholiken, werden römisch-katholischerseits alle diejenigen genannt, welche, obgleich Christen und getauft, doch nicht zur kath. Kirche gehören. Besonders üblich war bis auf die neuesten Zeiten herab diese Benennung in Oesterreich, wo sie vorzugsweise auf die Protestanten, in Ungarn und Galizien aber auch auf die nichtunirten Griechen bezogen wurde. Seit der durch Kaiser Franz Joseph verkündigten Gleichberechtigung aller Confessionen ist der Name A. in Oesterreich wenigstens aus allen öffentlichen Urkunden verschwunden und kommt jetzt nur noch im Munde ultramontan gesinnter Geistlicher vor.

Akazie (Acacia) ist, im wissenschaftlichen Sinne, eine Pflanzengattung aus der Familie der Mimosaceen. Die Gattung Acacia unterscheidet sich von der Gattung Mimosa durch eine größere Anzahl von Staubgefäßen (10—200) und durch die nicht von Querscheidewänden abgetheilten zweiklappigen Hülsen. Diese eigentlichen A. sind außer Europa durch alle wärmern Zonen verbreitet und lauter Holzgewächse von sehr verschiedenartigem Ansehn, doch stets mit kleinen gelben Blüten. Einige haben blattartig erweiterte Blattstiele ohne oder mit verkümmerten Blättchen und sehen deshalb sehr eigenthümlich aus. Diese wachsen fast alle in Neuholland. Andere Arten haben doppelt und dreifach gefiederte Blätter, wodurch sie ein schönes Aussehen gewinnen. Dergleichen finden sich namentlich in Afrika und Mexico. Mehrere sind dornig, die meisten wehrlos. In technischer Beziehung sind manche derselben sehr wichtig, indem ihr ausgeflossener, eingetrockneter Saft als Gummi in den Handel kommt. Die in Afrika wachsenden Arten: A. gummifera, A. Seyal, A. Ehrenbergii, A. tortilis und A. vera, liefern das arab. Gummi, während das Senegalgummi von A. Verek und A. Adansonii kommt. Von einer ostind. Art, der A. Catechu, kommt das Catechu, ein eingedickter Extract des Holzes, welcher medic. Anwendung findet. Die durch blattartig ausgebreitete Blattstiele ausgezeichneten Arten, wie A. decipiens, A. armata, A. verticillata und A. alata, werden in Gewächshäusern und als Zimmerpflanzen zur Zierde cultivirt. Alle A. verlangen Heideboden, mäßige Bewässerung und Wärme zu ihrem Gedeihen; im Freien kommen sie bei uns nicht fort. Dagegen sieht man bereits in Südspanien mehrere Arten, namentlich die afrik. dornige A. Farnesiana als Promenadenbaum angepflanzt. — Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Namen A. aus Nordamerika stammende Bäume der zu den Schmetterlingsblütlern gehörenden Gattung Robinia L. Die am häufigsten angepflanzte und vollkommen heimisch gewordene Art ist die weiße oder gemeine A., Robinia pseudacacia L., welche unter Heinrich IV. gegen 1600 von Jean Robin zuerst in Frankreich aus Samen gezogen wurde, seitdem aber gradweise über das ganze mittlere Europa und selbst bis in das südl. Sibirien verbreitet worden ist. Wegen seines schnellen Wachsthums, seiner Bewaffnung mit Dornen und der Eigenschaft, sich durch Beschneiden in jede Form ziehen zu lassen, empfiehlt sich der Baum zu Hecken. Man hat häufig versucht, ihn als Forstbaum im großen zu erziehen, ist aber hiervon abgekommen, indem er in sehr kalten Wintern, wenigstens in Deutschland, leicht erfriert und windbrüchig ist. Dagegen eignet er sich wegen seiner weit umherkriechenden Wurzeln, welche nach dem Abhieb des Stammes überaus reichliche Wurzellohden treiben, und weil er zugleich mit magerm Sandboden fürlieb nimmt, ganz vorzüglich zur Befestigung des Flugsandes an Fluß- und Bachufern in Sandgegenden, und wird zu diesem Zwecke auch häufig angebaut. Sein Holz ist dicht, schwer, nimmt eine schöne Politur an und zeigt auf gelbem Grunde grünlichbraune Streifen. Die sehr festen Stock- und Wurzellohden werden zu Schiffsnägeln verwendet; aus dem Holz macht man Schuhzwecken. In Amerika wird das Holz vielfach verbraucht, doch ist es zu spröde für manche Zwecke; im Wasser steht es ohne zu faulen, daher es auch zu kleinern Seefahrzeugen verwendet wird. Die rothe A. der Gärten ist Robinia hispida L.; sie stammt gleichfalls aus Nordamerika, wächst aber mehr strauchartig. Eine dritte Art, R. viscida, ein schöner Baum mit kleberigen, stachellosen Zweigen und bouquet-

artig gruppirten Blütentrauben, wird auch häufig zur Zierde cultivirt. — Die in den Apotheken käuflichen Flores Acaciae (Akazienblüten) sind die Schlehdornblüten, die jenen altpharmaceutischen Namen nicht mit Recht führen.

Akbar, mongol. Kaiser (Großmogul) von Hindostan, der größte Fürst, den Asien in neuerer Zeit gehabt hat, hieß eigentlich Dschelal-eddin Mohammed und war 14. Oct. 1542 zu Amarkote im Industhale als der Sohn des Timuriden Humayun geboren. Wenige Monate über 13 J. alt, bestieg er nach dem Tode des Vaters den Thron (15. Feb. 1556) und regierte zunächst unter der Vormundschaft des Turkmanen Behram-Khan, seines Veziers. Bald aber erfaßte A. die Zügel der Regierung mit eiserner Hand, schlug die Empörer, zu denen sein eigener Bruder Hakim (1579) gehörte, nieder und dehnte in langen Kriegen mit den Nachbarstaaten seine Herrschaft über das ganze nördl. Hindostan, einschließlich Kaschmir, Guzerate und die Indusländer, aus. Daneben widmete er der innern Befestigung seiner Macht, der Organisation und Verwaltung des ausgedehnten Reichs die aufmerksamste Sorge und brachte dasselbe auf eine Stufe der Blüte und des Wohlstands, die es weder vorher erreicht hatte noch nachher wieder erreichen konnte. Gleich von Anfang an war sein Bestreben darauf gerichtet, die verschiedenen Elemente der Bevölkerung zu versöhnen und zu verschmelzen, weshalb er auch Hindu wie Mohammedaner gleich begünstigte und selbst den Bekennern anderer Religionen, wie den Parsen und Christen, freie Uebung ihrer Religion gestattete. Dabei bewies er sich als Förderer des Ackerbaues und des Handels und als Freund der Wissenschaften und Künste. Ueber die Bevölkerung, die Natur- und Gewerberzeugnisse der einzelnen Provinzen des Reichs wurden von ihm Untersuchungen angeordnet. Die Geschichte seiner Regierung sowie das Ergebniß aller auf seine Anregung unternommener Forschungen faßte sein Vezier und Freund Abul-Fasl (gest. 1602) in dem «Akbar-nameh» zusammen, dessen dritter Theil unter dem Titel «Ayini-Akbari» von Gladstone ins Englische (3 Bde., Kalkutta 1783—86; Lond. 1800) übersetzt worden ist. A. starb 1605, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Selim, mit dem Beinamen Dschihangir. Ein prächtiges Grabmal wurde ihm beim Dorfe Sikandra, in der Nähe von Agra, das er zu seiner Residenz erhoben hatte, errichtet. Vgl. Neumann, «Geschichte des engl. Reichs in Asien» (2 Bde., Lpz. 1857).

Akelei, s. Aquilegia.

Aken, Acken, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, zum Kreise Kalbe gehörig, liegt am linken Elbufer und der Straße von Köthen nach Zerbst, $2\frac{1}{2}$ M. südöstlich von Kalbe a. d. S. und 2 M. nördlich von Köthen, zählt 5343 E. (1861) und besitzt zwei evang. Kirchen. Die vorzüglichsten Gegenstände des Gewerbebetriebs sind Tabackfabrikation, Tuchweberei und Gerberei sowie Schiffahrt und Handelsverkehr. Auch besteht in A. eine nicht unbedeutende chem. Fabrik. In der Umgegend befinden sich zahlreiche Rübenzuckerfabriken, welche gegen 2000 Arbeiter beschäftigen. Die Stadt hatte ehemals eine Comthurei des deutschen Ritterordens.

Akene (Achaenium) heißt in der botan. Kunstsprache eine kleine, einsamige, nicht aufspringende Frucht, deren pergamentartiges, häutiges oder korkiges Gehäus (Fruchtschale) den darin befindlichen Samen innig umschließt, aber nicht mit demselben verwachsen ist. Wegen ihrer Kleinheit werden die A. im gewöhnlichen Leben nicht als Früchte, sondern als bloße Samen betrachtet. Die A. ist eine der am häufigsten vorkommenden Fruchtnormen. Sie findet sich z. B. bei allen Compositen.

Akenside (Mark), engl. Arzt und Dichter, Verfasser des seinerzeit berühmten didaktischen Gedichts «The pleasures of the imagination», war 9. Nov. 1721 zu Newcastle am Tyne als Sohn eines Schlächters geboren. Er studirte erst Theologie zu Edinburgh, später die Arzneiwissenschaft, prakticirte, nachdem er 1744 in Leyden promovirt, in Northampton und Hampstead, zuletzt in London, wo ihm endlich nach vielfachen, zum Theil durch Stolz, Heftigkeit und Pedanterie verursachten Widerwärtigkeiten das Glück lächelte. Er starb zu London 23. Juni 1770 als Leibarzt der Königin, welche Stellung er durch den Einfluß seines Universitätsfreundes Dyson erhalten hatte. Einige seiner medic. Schriften, z. B. über die Lymphgefäße (1757) und über die Ruhr (1764), waren verdienstlich. Seine spätern Poesien erreichten nicht den Ruf jenes ersten Gedichts, das er schon im 23. Jahre schrieb, und das sich zwar durch correcte und wohlklingende Verse auszeichnet, aber im ganzen mehr philos. Bildung als poetischen Geist verräth. Bei seinen Zeitgenossen fand jedoch das Gedicht großen Anklang, wurde auch ins Französische und Italienische übersetzt. Die poetischen Werke A.'s, von welchen nur noch die «Hymn to the Naiads» zu erwähnen sein dürfte, gab Dyson (Lond. 1772; neue

Aufl. 1807) heraus. Im «Peregrine Pickle» hat uns Smollet in dem Pedanten, der ein Gastmahl nach antiker Weise gibt, ein satirisches Bild von A. hinterlassen. Vgl. Burke, «Life, writings and genius of A.» (Lond. 1832).

Akephalen, Muschelthiere (Conchifera), nennt man eine Klasse von Weichthieren (Mollusken), die sich durch den Mangel eines gesonderten Kopfes und durch den Besitz einer zweiklappigen Schale von den Schnecken (Cephalophora) unterscheiden. Es gehören in diese Klasse die Austern, die Malermuscheln u. s. w. Die Schale ist stets aus zwei Klappen gebildet, die wie die Deckel eines Buches auf der Rückenseite durch ein Schloß miteinander verbunden sind. Der dem Schlosse gegenüberliegende Rand heißt der Mantelrand, diejenige Seite, wo der Mund liegt, die vordere, die entgegengesetzte die hintere Seite. Stellt man die Muschel so auf den Mantelrand senkrecht, daß der Mundrand von dem Beobachter wegsieht, so hat man links die linke, rechts die rechte Schale. Selten sind die Schalen ganz regelmäßig und vorn und hinten wie auf beiden Seiten einander gleich, wie z. B. einige Kämmchenmuscheln (Pectunculus). In den meisten Fällen sind sie gleichschalig, aber ungleichseitig, indem die vordere Seite anders gebildet ist als die hintere (Herz- und Venusmuscheln). Oft auch sind sie ungleichschalig, indem die eine Schalenklappe ganz anders gebildet ist als die andere (Austern, Kammuscheln). Außer den Armfüßlern (s. d.) gehören zu den A. besonders noch die Blattkiemer (Lamellibranchia) oder eigentlichen Muschelthiere, bei welchen der Körper innerhalb der Schalen in einen häutigen Mantel gehüllt ist, der bei den meisten offen und aus zwei Blättern besteht (Austern, Malermuscheln); bei andern aber sich bald mehr, bald minder vollständig schließt (Scheiden- und Bohrmuscheln). Unter diesem Mantel liegen die Kiemen, meist aus zwei Blättern jederseits bestehend und durch Flimmerhaare einen lebhaften Strom von Wasser unterhaltend. Die Mundöffnung ist stets nur von weichen Lippen umgeben, der Darm vielfach gewunden; der Afterrand des Mantels oft zu einer oder zwei langen Röhren ausgezogen, durch welche die im Schlamm und Steinen eingebohrten Muscheln ihren Zusammenhang mit dem Wasser herstellen. Das Herz ist auf der Rückenfläche am Schlosse gelegen und oft vom Mastdarme durchbohrt; das Nervensystem aus einzelnen im Körper zerstreuten Knoten gebildet. Von Sinneswerkzeugen hat man bisjetzt fast überall innere Gehörbläschen und Fühlfäden am Mantel gefunden; bei einigen Muschelthieren kommen aber auch viele einfache Augen am Mantelrande vor (Kammuscheln). Die Bewegungsorgane bestehen erstens aus einem oder zwei Schließmuskeln, die quer durch den Körper von einer Schale zur andern gehen, und einer elastischen, am Schlosse angebrachten Fasermasse entgegenarbeiten, welche durch ihre Elasticität die Schalen aufsperrt, während die Muskeln sie zusammenschließen. Todte Muscheln klaffen deshalb die Schalen, weil der Muskel sich nicht mehr zusammenzieht, die elastische Federkraft des Schloßbandes aber fortwirkt. Zweitens haben fast alle Muscheln einen sogenannten Fuß, d. h. eine fleischige Muskelmasse unter dem Körper, die der Ortsbewegung dient. Nur bei einigen, die an der Unterlage festwachsen (Austern), fehlt der Fuß ganz; bei den meisten gleicht er einem stumpfen Beile (Flußmuscheln); bei einigen ist er wie eine Messerklinge eingeschlagen oder zungenförmig (Herzmuscheln), und dient wie eine losgeschnellte Feder zum Hüpfen; bei andern ist er vorgestreckt, rund, und dient zum Bohren (Bohrmuscheln). Alle A. leben im Wasser, die meisten im Meere; viele wachsen theils unmittelbar mit der Schale, theils durch einen aus einer Drüse am Fuße sich hervorspinnenden Büschel sehniger Fäden, den sogenannten Byssus, an dem Boden fest (Miesmuscheln). Die meisten freilebenden bohren sich in Sand, Schlamm oder selbst in festes Gestein ein, sodaß nur die Athemröhren ihnen Wasser und Nahrung zuführen können. Sie wimmeln in allen Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und Bächen und sind für die menschliche Oekonomie in vieler Beziehung wichtig. Man hat, freilich vergebens, den Byssus einiger Arten als Webefaser zu benutzen gesucht. Einige Arten, sowol im süßen als besonders im Seewasser, liefern die echten Perlen; viele geben ein geschätztes Nahrungsmittel ab, wie besonders die Austern, Kamm-, Mies- und Herzmuscheln.

Akephalen (griech.), Kopflose, nennt man jene Misgeburten, denen der Schädel, die obere Kopfhälfte, ganz oder fast ganz fehlt (Monstra acephala). Man kann hier verschiedene Grade unterscheiden. Es gibt Misgeburten, welche nur aus einem Hautsack mit Knochen und Fett bestehen; andere, bei denen der Rumpf mehr oder minder vollständig ist, der Kopf aber gänzlich fehlt, sodaß bis zum Halse keine Spur davon vorhanden ist; andere wieder, bei welchen der Rumpf fast oder ganz vollständig und vom Kopfe nur einzelne Theile, wie namentlich

Kiefer und Gesichtstheile sowie die Basis der Schädelknochen, aber keine Spur von Gehirn vorhanden ist. Letztere Fälle hat man auch Anenkephalen oder Gehirnlose genannt. Meist finden sich diese Fehler erster Bildung bei Zwillingsgeburten, wo der eine Zwilling den andern in seiner Ausbildung beschränkt hat. Von den Anenkephalen zieht sich indeß eine ununterbrochene Kette von Formen bis zu den sogenannten Mikrokephalen, bei welchen das Gehirn mehr oder minder unvollständig entwickelt ist, die aber, wenn auch als Idioten, ein selbständiges Leben führen können.

Akephăli (griech., d. i. Hauptlose), hieß in der ältern christl. Kirche eine Sekte der Monophysiten, welche sich von ihrem Patriarchen Petrus Mongus lossagte, weil dieser 482 das Henotikon (Vereinigungsedict) des griech. Kaisers Zeno angenommen hatte. (S. Monophysiten.)

Akephalische Bücher (d. i. Haupt- oder Anfanglose) sind Bücher, deren Anfang verloren gegangen, wie es z. B. mit der röm. Geschichte des Ammianus Marcellinus der Fall ist.

Akhissar (d. h. Weißburg) oder Kroja, türk. Stadt und Festung in Albanien im Lande der Mirditen, 6 M. nordöstlich vom Hafen Durazzo, hat 3000 E., die Leder und Waffen fabriziren und Handel mit Knoppern treiben. Die auf einem Felsen gelegene, mit Mauern und Thürmen umgebene Citadelle stammt vom J. 1338, wo Karl Thopie, Herr von Skutari, den alten illyrischen Ort Croias wieder befestigte. Seit 1443 war der Ort Residenz und Waffenplatz Skanderbeg's, wurde aber 1466 und 1477 von den Türken belagert und capitulirte 1478 an Mohammed II. — A. heißt auch eine Stadt und der Hauptort einer Liwa im türk. Ejalet Aïdin in Kleinasien, 11 M. nordöstlich von Smyrna, in einer fruchtbaren, gutbewässerten, aber wenig angebauten Ebene, die viel Mohn producirt. Sie hat 8—12000 E. Die Trümmer der alten Stadt Thyatira, der nördlichsten in Lydien, sind hier als Brunnentröge, Grabsteine und Straßenpflaster verwendet. Thyatira war im Alterthum durch seine Purpurwebereien berühmt und ist in der Urgeschichte der christl. Kirche als christl. Gemeinde genannt. Hier besiegte Kaiser Valens 366 den Usurpator Procopius, Sultan Murad 1425 den Fürsten von Aïdin.

Akhlat, Achlath, auch Chelat, eine Stadt in Armenien, zum türk. Ejalet Wan gehörig, am westl. Ufer des Wansees, ist von doppelter Mauer und Graben umgeben und hat im Innern eine Citadelle. Der Ort zählt 3—4000 E. und ist der Sitz eines Suffragan des armen. Erzbischofs von Wan. In der Nähe finden sich die großartigen Ruinen der alten Stadt Chelat, welche im Mittelalter eine Zeit lang Residenz unabhängiger Fürsten war, sonst aber mehrfach die Herrschaft wechselte, bis sie 1548 von Schah Thamasp von Persien zerstört wurde.

Akhmîm (El-Achmim, auch El-Ekhmin oder Echmim, kopt. Chmîm genannt), das alte Chemmin, griech. Chemmis oder Panopolis, eine Stadt in Oberägypten, am rechten Nilufer, 12 M. oberhalb Siut und 15 M. nordwestlich von Kenneh, liegt auf einem Schutthügel in dem Ruinenfelde der antiken Stadt, in fruchtbarer, gutbebauter Gegend. Der Ort hat ein Franciscanerkloster sowie ein kopt. Kloster mit der schönsten Kirche Aegyptens, zählt 10000 E., darunter 1000 Kopten, und treibt Feldbau, Flußschiffahrt, Baumwollspinnerei und etwas Handel. In den benachbarten Bergen sieht man noch alte Felsgrotten oder Katakomben. Unter den Ruinen zieht ein Tempel die Aufmerksamkeit auf sich, der nach dem arab. Geschichtschreiber Makrizi erst 1378 zerstört sein soll. Das alte Chemmis war dem durch seinen Phallusdienst bekannten Gott Min oder Chemm heilig, den die Griechen mit ihrem Pan identificirten. Auch galt die Stadt als ein Hauptsitz der Steinmetzen und Leinweber und war wahrscheinlich eins der Standquartiere der Hermotybier. A. wird häufig verwechselt mit Aschmunein (s. d.).

Akiba, der Sohn Joseph's, ein berühmter Gesetz- und Mischnalehrer in Judäa, der um 100 n. Chr. lebte und, obwol er sich erst im Mannesalter dem Studium zuwandte, doch sowol im Umfange seines Wissens als in scharfsinniger Einsicht seine Zeitgenossen übertraf. Die Gründer der Mischna waren sämmtlich A.'s Schüler. A. machte große Reisen in allen Theilen der damaligen Welt und bemühte sich überall, die Lage der Juden zu verbessern. Wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande des Bar-Cochba (s. d.), wurde er auf Befehl des Julius Severus, des Feldherrn Hadrian's, 135 hingerichtet. Dem Rabbi A. werden einige Werke zugeschrieben, die jedoch spätern Ursprungs sind.

Akiurgie ist die Lehre von den blutigen Operationen, also desjenigen Theils des chirurgischen Heilverfahrens, welcher in der kunstgemäßen Handhabung scharfer, den Zusammenhang trennender Instrumente besteht. (S. Chirurgie.)

Akjermân, Kreis- und Hafenstadt in der russ. Provinz Bessarabien, am Mündungsgolf

oder Liman des Dnjester, 6½ M. im Südwesten von Odessa, von Weinbergen umgeben, in sehr gesunder Gegend, hat ein altes Genueserfort, um welches sich die krummen Straßen mit ihren Lehm- und Schilfhütten ziehen, deren Inneres durchaus türkisch eingerichtet ist. Bedeutendere Gebäude sind die Kaserne und das Gefängniß mit Säulenhallen. Die Bevölkerung von 19800 Seelen ist sehr gemischt, unterhält viele Fabriken, treibt lebhaften Handel und beutet die ausgedehnten Salinen an den Küstenteichen aus. Auf der Stelle von A. stand einst die milesische Colonie Tyras, welche den Achilles als Localheros verehrte. Man fand hier Münzen und eine interessante Inschrift, in welcher der Kaiser Severus die Stadt Tyras zu einem Freihafen erklärt. In der Völkerwanderung wurde der Ort fast ganz zerstört und erst von den Genuesen wieder gehoben. 1475 fiel A. durch Mohammed II. und 1484 durch Bajazet II. den Türken in die Hände. Der Kreis A., in welchem 23 deutsche Colonien liegen, und der Kreis Bender (s. d.) heißen zusammen Budschak (Winkel) und bildeten früher das sogenannte Tatarische Bessarabien. — Die zu A. zwischen Rußland und der Pforte (für ersteres durch Graf Woronzow und Marquis Ribeaupierre) 6. Oct. 1826 abgeschlossene Zusatzconvention zum Frieden von Bukarest sollte die seit jenem Frieden immer verwickelter gewordene russ.-türk. Frage zur Erledigung bringen. Der neue Vertrag sicherte Rußland die freie Schiffahrt für seine Flagge auf dem Schwarzen Meere und Sicherheit gegen die Corsaren der Barbaresken, die Errichtung von Divans in der Moldau und Walachei, die Wiederwählbarkeit der dortigen Hospodare nach ihrer siebenjährigen Regierungsverwaltung, die Herstellung der Privilegien Serbiens, in welcher Provinz die türk. Truppen blos die Festungen besetzt halten sollten, dann die Anerkennung der durch eine gemischte Commission zu liquidirenden Privatforderungen der russ. Unterthanen. Die Grenzen in Asien sollten bleiben, wie sie damals bestanden, mithin Rußland die von ihm in Asien besetzten türk. Festungen behalten. Die Nichterfüllung des Vertrags von seiten der Pforte hatte 1828 den Krieg zur Folge.

Akmit nennt man ein in schiefen, rhombischen Säulen krystallisirendes, glasglänzendes, schwarzes Mineral, welches aus Kieselerde, Eisenoxyd und Natron besteht, denen meist noch etwas Manganoxyd und Kalk beigemischt sind. Der A. hat einen unvollkommen muscheligen Bruch, die Härte des Feldspats, ein specifisches Gewicht = 3,2 und findet sich im Quarz bei Eger und in der Nähe von Kongsberg in Norwegen.

Akne (griech.) heißt ein sehr gewöhnlicher Hautausschlag, der vorzugsweise im Gesicht, nächstdem an Rücken, Brust u. s. w. auftritt. Es beruht derselbe auf einer Entzündung und Verschwärung der Talgdrüsen, kleiner, schlank birnförmiger, einfacher oder verästelter Säckchen, welche in der Haut eingebettet sind und eine fette, dickflüssige Masse (den sogenannten Hauttalg) absondern, den sie durch eine punktförmige Oeffnung auf die Hautoberfläche entleeren. Verstopft sich diese Oeffnung, so staut der Hauttalg in den Säckchen an, dickt ein und vertrocknet in der Nähe der Oeffnung, wobei er durch den von außen beigemischten Staub u. dgl. sich schwärzlich färbt. Drückt man eine so verstopfte Talgdrüse aus, so dringt der dicke Hauttalg wurstförmig hervor und ähnelt einem Würmchen mit schwarzem Kopfe. Daher entstand der Name Mitesser. Uebrigens kommen wirklich zuweilen kleine Thierchen in diesem Hauttalge vor, die Haarsackmilben, welche jedoch mit bloßem Auge kaum aufzufinden sind. Entweder infolge der Anhäufung des Hauttalgs oder aus andern, tiefer liegenden Ursachen entzünden sich häufig die Talgdrüsen, schwellen an und verursachen kleine, rothe Erhebungen der Haut, welche man, wenn sie den erwähnten schwarzen Punkt zeigen, punktirte A. nennt. Diese Entzündung und Schwellung kann sich wieder zertheilen, oder zur Eiterung fortschreiten, oder endlich ohne Vereiterung sich vergrößern. Tritt Eiterung ein, so bildet sich eine kleine Pustel, welche bald vertrocknet, abfällt und eine allmählich verschwindende rothe Erhebung, selten eine kleine Narbe, zurückläßt. Zieht sich die Entzündung ohne Eiterung in die Länge, so entsteht eine chronische Schwellung um die Talgdrüse, ein sogenannter Akneknoten, welcher sich auf der Haut durch eine flache rothe Erhebung verräth. Die Krankheit tritt gewöhnlich zuerst während der Pubertätsentwickelung auf und verschwindet nach derselben meist wieder. Oft aber überdauert sie auch dieselbe und ist dann sehr hartnäckig. Reizungen der Haut, Unreinlichkeit, Diätfehler und Verstopfung begünstigen zwar die Entstehung der A., aber ihre eigentliche Ursache liegt in einer nicht weiter erklärlichen Disposition. Heilung ist nur in frischen Fällen möglich, in veralteten nur Besserung. Alle Reizungen der Haut durch Reiben, kaltes Waschen, Erhitzen und schroffe Temperaturwechsel sind zu meiden. Zum Waschen ist reines Regenwasser, sehr verdünnte Thier- oder Mandelmilch zu benutzen oder dem Waschwasser etwas Borax oder Benzoetinctur zuzusetzen. Das Kummerfeld'sche Waschwasser, welches man

sich in jeder Apotheke bereiten lassen kann, leistet oft gute Dienste. Innere Mittel helfen nichts, sogenannte blutreinigende Mittel und starke Abführcuren schaden meist mehr als sie nützen, denn die Krankheit liegt nicht in einer «Schärfe des Blutes». Doch sind Verstopfung und Diätfehler streng zu meiden, und die habituell Verstopften können mit Vortheil eine gelinde Abführcur, z. B. Molken- und Traubencur, benutzen. Die verstopften und schwarzpunktirten Talgdrüsen darf man, solange sie gar nicht entzündet sind, behutsam und ohne starken Druck ausdrücken, bei schon entzündeten jedoch schadet dies.

Akoluthen hießen etwa seit der Mitte des 3. Jahrh. die dienstleistenden Begleiter der Bischöfe und Presbyter, welche dazu bestimmt waren, die Leuchter zu tragen, die Kerzen anzuzünden, dieselben bei festlichen Umzügen vorzutragen, das Wasser und den Wein beim Abendmahl darzureichen, überhaupt bei der Ausspendung der Sakramente gegenwärtig zu sein. Sie hatten den Rang nach den Subdiakonen, und noch jetzt ist bei der Ordination in der röm. Kirche die Weihe zum A., wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen als Zeichen seiner alten Bestimmung empfängt, unter den vier niedern Weihen die höchste. Das in der alten Kirche dadurch übertragene geistliche Amt ist jedoch abgeschafft, da die Dienste der A. schon seit dem 7. Jahrh. von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande (Meßdienern, Ministranten) verrichtet werden, die in den liturgischen Büchern der röm. Kirche nur uneigentlich A. heißen. Die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchengemeinschaften haben die A. mit den übrigen niedern Amtsordnungen ganz wegfallen lassen.

Akömeten (lat. Vigilantes), d. i. Schlaflose, hießen Mönche strenger Observanz, welche Tag und Nacht ununterbrochen Gottesdienst hielten, indem sie einander in drei Abtheilungen (Chören) ablösten. Ihr Stifter war Alexander, ein Syrier, der zu Anfang des 5. Jahrh. erst ein Kloster am Euphrat gründete, aber nach Konstantinopel übersiedelte, wo nach seinem Tode (um 430) das Kloster Irenarion begründet ward, welches den Mittelpunkt des Ordens bildete. Die Regel desselben nahmen auch viele andere Klöster an, unter denen das 460 oder 463 vom Römer Studius errichtete und nach ihm Studion benannte Kloster das einflußreichste und berühmteste wurde. Da sich die A. in den monophysitischen Streitigkeiten den Lehren der Monophysiten zuneigten, wurden sie 536 mit dem Kirchenbann belegt. Obgleich sich die Congregation seitdem auflöste, nahmen doch von ihr mehrfach andere Orden den ununterbrochenen Gottesdienst an.

Akotyledonen. Nach dem System von Jussieu zerfallen sämmtliche Pflanzen nach dem Baue des Samens und der ganzen nachfolgenden Entwickelung in A., d. h. Pflanzen ohne Samenlappen, Monokotyledonen, Pflanzen mit einem Samenlappen, und Dikotyledonen, Pflanzen mit zwei Samenlappen. Die Klasse der A. enthält dieselben Pflanzen, welche Linné in seiner 24. Klasse als Kryptogamen aufführte, nämlich die Pilze, Algen, Flechten, Laubmoose, Lebermoose und Farrn. Sie umfassen die Pflanzen der niedrigsten Bildung, deren Samen nicht allein keine Samenlappen, sondern die überhaupt gar keine Samen im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes haben, vielmehr blos einzelne, isolirte Zellen von mikroskopischer Kleinheit, die man Sporen (s. d.) nennt.

Akrell (Carl Fredrik von), schwed. Generallieutenant, bekannt als Ingenieur und Kartograph, geb. 1779 als Sohn des Kupferstechers Fredrik A. (geb. 1748, gest. 1804), trat frühzeitig in die Armee und wurde vorzugsweise zu Landvermessungen und Fortificationsarbeiten verwendet. In der Schlacht bei Leipzig ward A. schwer verwundet, erholte sich aber wieder. Nachdem er 1819 den Adel erhalten, trat er 1831 als Chef an die Spitze des neuerrichteten Topographischen Corps, in welcher Stellung er bis 1856 blieb. Seit 1854 hat A. das ganze schwed. Telegraphenwesen organisirt, bis er 1862 die Oberleitung niederlegte und sich in Ruhestand versetzen ließ. A. hat eine Reihe von Karten über Schweden herausgegeben, die sich durch Genauigkeit und technische Vollendung auszeichnen. So eine große Karte von ganz Schweden nebst topogr. und statist. Beschreibung (letztere auch deutsch und französisch), eine Wegekarte Schwedens, eine Reisekarte in Betreff Südschwedens, eine Karte von Stockholm und Umgegend, Seekarten in Klint's Atlas u. s. w. Für die Cadetten bei der Kriegsakademie in Karlberg, deren Lehrer er 1807—27 war, schrieb er das Werk «Föreläsningar i Fortification» (Stockh. 1811), das auch ins Russische übersetzt wurde.

Akrisius (griech. Akrisios), König von Argos, der Sohn des Abas und der Okalia, vertrieb seinen Zwillingsbruder Proitos, mit dem er schon in Mutterleibe in Streit gelegen haben soll, aus dem Reiche. Als jedoch Proitos von seinem Schwiegervater Jobates (Amphianax) in Lycien zurückgeführt worden, mußte A. die Herrschaft mit ihm theilen, indem jener Tiryns, dieser Argos erhielt. Aus der Ehe des A. mit Eurydice ward diesem die Tochter Danaë

geboren, die nach dem Ausspruche des Orakels einen Sohn gebären sollte, durch dessen Hand A. sterben würde. Wiewol A. seine Tochter in einen ehernen Thurm sperren und sorgfältig bewachen ließ, fand doch sein Zwillingsbruder Proitos den Weg zu ihr. Nach einer andern Mythe aber drang Zeus als Goldregen durch das Dach, worauf Danaë schwanger wurde und den Perseus gebar. Als A. einst die Stimme des Kindes vernahm, führte er Danaë mit dem Sohne aus dem Gefängnisse und übergab Kind und Mutter, nachdem letztere den Gott als Vater genannt, in einer Kiste dem Meere. Die Kiste schwamm an die Insel Seriphos, wo Danaë und ihr Sohn bei Diktys Aufnahme fanden. Perseus wurde nun von Diktys erzogen. Aus Furcht vor dem Orakel floh A. später nach Thessalien, wo er den Leichenspielen beiwohnte, welche dem Könige von Larissa gegeben wurden. Bei diesen Spielen erschien auch Perseus und tödtete unversehens seinen Großvater durch einen Wurf mit dem Diskos. Das Orakel erhielt so seine Erfüllung.

Akroamatisch (griech.) heißt, was gehört werden kann, was durch Hören vernommen wird. Man nennt daher akroamatischen Vortrag einen solchen, wo der Lehrer zusammenhängend spricht und der Lernende nur zuhört, im Gegensatz zu dem dialogischen oder katechetischen Vortrage, wo der Unterricht in der Form des Gesprächs, durch Frage und Antwort, mitgetheilt wird.

Akrobat, ein nach dem Griechischen gebildetes Wort, welches eigentlich einen Menschen bezeichnet, der auf den Zehen geht, vorsichtig einherschreitet oder in die Höhe klettert. Im modernen Sprachgebrauch pflegt man damit einen Seiltänzer (s. d.) oder sonstigen gymnastischen Künstler der Art zu bezeichnen.

Akrolithen (griech. Akrolithoi, d. i. Spitzen aus Stein habend) nennt man die ältern Werke der griech. Plastik, welche den Uebergang von der Holzschnitzerei zur Marmorbildnerei bilden. Bei denselben ist die Kernform in alter Weise noch von Holz, mit der gebräuchlichen Tempelgewandung bekleidet; die Extremitäten dagegen, Kopf, Arme und Füße, sind von Stein und bilden das aus der Gewandung hervorschauende Nackte.

Akron, Hauptstadt der Grafschaft Summit im nordamerik. Freistaat Ohio, 7 M. im S. von Cleveland am Eriesee, liegt an der Vereinigung des Ohio-Erie- und des Ohio-Pennsylvaniakanals, von denen der erstere hier durch eine Reihe von Schleusen, die der Fluß Cuyahoga speist, rasch in die Höhe steigt und durch das abfließende Wasser bedeutende Wasserkräfte für Fabriken darbietet. Der Ort zählt 5500 E., hat mehrere bedeutende Fabriken und lebhaften Handelsverkehr, der durch die genannten Kanäle sowie durch die Eisenbahnen begünstigt wird, die zur Cleveland- und Pittsburgbahn führen. In der Umgegend finden sich Lager von feuerbeständigen Ohio-Mineralfarben.

Akropolis (griech.), d. i. Oberstadt, Feste, Burg, Citadelle. Jede griech. und ital. Stadt im Alterthum besaß eine solche hochgelegene, die Umgebung beherrschende und noch durch die Kunst befestigte Burg, welche bei feindlichen Angriffen zur letzten Zuflucht diente und auch gewöhnlich wichtigere Gebäude, namentlich die Tempel der Gottheiten, unter deren Schutze die Stadt hauptsächlich stand, enthielt. Eine solche Burg war der Ausgangspunkt jeder städtischen Gründung, der Mittelpunkt, um welchen sich allmählich eine weniger stark befestigte Unterstadt herumlegte. Wenn man in einigen Städten zwei Akropolen findet, wie in Megara und in Oreos auf Euböa, so deutet dies auf die Entstehung einer Stadt durch Vereinigung zweier ursprünglich getrennter Gemeinwesen hin. Berühmt sind die Akropolen von Argos, deren Name Larissa auf pelasgischen Ursprung deutet, die von Messene, welche den Namen Ithome führte, die von Theben, Kadmea genannt, die A. von Korinth oder Akro-Korinth, ganz besonders aber durch ihren Reichthum an prächtigen Gebäuden und Kunstwerken die von Athen, welche vorzugsweise «die Akropolis» genannt wird. (S. Athen.)

Akrostichon ist der griech. Name für ein Gedicht, dessen Anfangs- oder Endbuchstaben der einzelnen Verse zusammengenommen einen eigenen Sinn enthalten, sei es nun einen Namen, was das häufigste ist, oder eine Sentenz.

Akroterion (griech.), bezeichnet im allgemeinen den äußersten oder höchsten Theil irgendeines Gegenstandes, wie z. B. ein Vorgebirge, die Spitze eines Berges, den Schnabel eines Schiffs, aber auch die Extremitäten des menschlichen Körpers, wie Kopf, Füße und Hände, sowie bei beflügelten Gestalten (z. B. der Nike oder Siegesgöttin) auch die Flügel. In der Baukunst versteht man unter Akroterien die Bildwerke aus Marmor oder gebranntem Thon, welche an den beiden Ecken und der Spitze des Giebels auf besondern Postamenten aufgestellt wurden. Insbesondere geschah dieses bei Tempeln, wie z. B. dem der Athene auf der Insel Aegina und dem der Nemesis zu Rhamnus in Attika.

Aksakow (Sergéi Timoféjewitsch), russ. Schriftsteller, wurde 1. Oct. 1791 in Ufa geboren und erhielt seine Erziehung im Gymnasium zu Kasan und auf der dortigen Universität. 1807 begab er sich nach Petersburg, diente bis 1812 bei der Gesetzgebungscommission, lebte dann mehrere Jahre auf seinen Gütern im Gouvernement Orenburg und ließ sich 1826 in Moskau nieder, wo er als Censor angestellt wurde, aber bald seinen Abschied nahm. Von frühester Kindheit an hatte ihm seine Mutter, eine für die damalige Zeit sehr gebildete Frau, die Neigung zu literarischen Beschäftigungen eingeflößt. Er interessirte sich besonders fürs Theater, übersetzte Molière's «Geizigen» und «Männerschule» und Laharpe's «Philoktet» ins Russische und lieferte kritische Artikel für den «Moskowskij Wjestnik» und andere Zeitschriften. Erst 1846 machte jedoch ein in der genannten Zeitschrift veröffentlichtes Bruchstück seiner «Familienchronik» Aufsehen, und bald nachher trat er mit einem Buche hervor, das unter dem bescheidenen Titel «Bemerkungen über den Fischfang» (Moskau 1847) durch lebendige Naturschilderungen und liebenswürdigen Humor die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte und mehrere Auflagen erlebte. Es folgten die «Memoiren eines Jägers im Gouvernement Orenburg» (Moskau 1852), in denen A. die wenig bekannte romantische Welt seiner heimatlichen Steppen und Wälder schildert, und denen die «Erzählungen und Erinnerungen eines Jägers» (Moskau 1855) als Fortsetzung dienen. Sein Hauptwerk ist indeß die «Seméinaja Chronika» (Moskau 1856; deutsch von Ratschinski, Lpz. 1858), ein den Eindrücken seiner Jugendzeit entnommenes Gemälde altruss. Wesens, das sich ebenso sehr durch psychol. Wahrheit als durch Gefühl auszeichnet und zugleich von einem poetischen Geiste durchweht ist, der die vielen dunkeln Partien des Bildes mildert und verklärt. Ein zweiter Theil erschien unter dem Titel «Kinderjahre Bagrow's» (Moskau 1858). Außerdem hat man von A. eine Biographie seines Freundes Sagoskin (Moskau 1853) und eine Auswahl kleinerer Schriften (Moskau 1858). Er starb in Moskau 12. Mai 1859. — A. (Konstantin), des vorigen Sohn, geb. 10. April 1817, hat sich ebenfalls als Dichter und Schriftsteller einen Namen erworben. Er studirte, nachdem er eine sorgfältige Erziehung im Hause und unter unmittelbarer Leitung seines Vaters genossen, auf der moskauer Universität und wurde dort 1847, nach Vertheidigung seiner (1846 erschienenen) Abhandlung: «Lomonossow in der Geschichte der russ. Literatur und Sprache», Magister. In dem Lustspiele «Knjas Lupowizkij» (3. Aufl., Lpz. 1861) stellte er den gesunden Naturalismus des russ. Volks der Afterbildung der höhern Stände gegenüber, machte sich auch durch die dramatische Parodie «Oleg vor Konstantinopel» (Petersb. 1858) bekannt. Ueber die von der russ. Regierung bei Aufhebung der Leibeigenschaft getroffenen Maßregeln schrieb er Bemerkungen: «Samjetschania na ustroistwo krestjan» (Lpz. 1861), in denen er sich als enthusiastischen Verehrer des altslawischen Gemeindesystems zeigte, an deren Vollendung er jedoch durch den Tod verhindert wurde. Er starb im Dec. 1860 auf der Insel Zante. Neben eigenen Poesien veröffentlichte A. auch Uebersetzungen von Schiller und Goethe. — Sein Bruder Iwan A. ist seit 1861 Herausgeber des moskauer Journals «Denj» (der Tag) welches panslawistische Ideen mit Eifer und nicht ohne Geschick verficht. Im Auftrage der russ. Geographischen Gesellschaft besuchte derselbe 1857 die großen Jahrmärkte oder Messen der Ukraine, von welchen er eine Beschreibung: «Issléдowania o torgowlje etc.» (Petersb. 1858), erscheinen ließ, in der sich manche für die Volkswirthschaft und den Handel Rußlands interessante Angaben finden.

Akschehr (d. h. Weißstadt), Stadt und Sitz eines türk. Paschas in dem kleinasiat. Ejalet Karaman, 16 M. nordwestlich von Konjeh auf der Karavanenstraße von Konstantinopel nach Syrien, im S. des Akschehrsees und am östl. Fuße des Sultan-Dagh, in einer von vielen Bergflüßchen bewässerten, fruchtbaren Gegend gelegen, hat Teppichwirkerei und wichtigen Handel. Der Ort entspricht der alten Stadt Philomelium in Phrygien, bei welcher Kaiser Friedrich I. 18. Mai 1190 die Seldschuken bekämpfte, ward später unter dem Namen Akschari berühmt durch seine Gärten weißer Rosen und als Grabstätte des türk. Eulenspiegel Naßreddin-Chodscha. Sultan Bajasid I. starb hier 8. März 1403 als Kriegsgefangener im Lager Timur's.

Akserai (d. h. Weißschloß), Stadt und Hauptort einer türk. Liwa, in dem kleinasiat. Ejalet Karaman, liegt in einer südlich vom Hassan-Dagh begrenzten Ebene und an einem Flusse, der gegen NW. in den großen Salzsee Tuz-Tschölli (im Alterthum Tatta) geht. Der Ort hat ein festes Schloß und ist von Gärten und fruchtbaren Ländereien umgeben. Hier lag das alte Garsaura, später Archelais oder Colonia Claudii Caesaris genannt, an der Grenze Kappadociens gegen Lykaonien. Das im Mittelalter berühmte Schloß A. wurde 1202 vom Seldschuken Kilidsch Arslan erbaut, 1390 und 1392 vom Sultan Bajasid I. erobert.

Aksu (d. h. Weißwasser), Stadt in Ost-Turkestan oder der kleinen Bucharei, dem Westlande des chines. Reichs, liegt (41° 9′ nördl. Br., 96° 47′ östl. L.) nahe östlich vom A., einem reißenden Bergstrom, der von dem Thianschan oder Himmelsgebirge gegen SO. in den großen Steppenfluß Tarim geht, und an der großen Handelsstraße des Landes, 15 M. östlich von Uschi oder Usch-Turfan, 57 M. im NO. von Jarkand. Die Stadt, von einer Mauer mit vier Thoren umgeben, soll 6000 bis gar 12000 Häuser zählen, hat sechs Karavanserais, fünf Medressen und eine chines. Garnison. Sie ist der Centralpunkt des Handels im chines. Westen, wo die Karavanen und Handelsleute aus China, Rußland, Ost- und West-Turkestan, Kaschmir, Ladakh und Indien zusammentreffen. Es besteht in A. ein chines. Hauptzollamt, das bei dem hier sehr bedeutenden Waarenumsatz großen Ertrag liefert. Außerdem ist A. auch ein militärisch wichtiger Punkt, indem die Straßen aus dem innern China und dem Westlande sich hier vereinigen. Nach Kuldscha am Ili in der Dsungarei führt gegen NO. der 10430 F. hohe Gletscherpaß Sauku über den Thianschan. Schneestürme und Regen hat man hier täglich zu gewärtigen, auch Erdbeben sind nicht unbekannt, und 1716 wurde durch ein solches fast die ganze Stadt zerstört. Die Industrie von A. ist nicht unbedeutend. Die Einwohner gelten für geschickte Baumwollweber, Jaspisschleifer und Bearbeiter edler Steinarten überhaupt, Leder- und Metallarbeiter. Sie fabriziren Bäst oder Daba (Baumwollzeuge) von erster Güte, die sogenannten Sicha, die, wie ihre beliebten Zäume und Sättel, nach allen Ortschaften Ost-Turkestans abgesetzt werden. Die Bevölkerung ist wohlhabend und unterhält zahlreiche Heerden von Rindvieh, Pferden, Kamelen und Schafen.

Aktäon, der Sohn des Aristäos und der Autonoë, einer Tochter des Kadmos, wurde von dem Chiron zum Jäger gebildet. Einst überraschte er die Diana, als sie sich in einer Quelle badete, worüber die Göttin, erzürnt, ihn in einen Hirsch verwandelte, den dann die Hunde, welche ihren Herrn nicht erkannten, zerrissen. Nach Euripides war die Diana eifersüchtig, weil er sich gerühmt, sie in der Jagdkunst zu übertreffen.

Aktinien, Meer- oder Seeanemonen, sind Seethiere, welche in völliger Ausbreitung einigermaßen den gefüllten Blüten der Astern gleichen. Sie werden zu den Polypen gerechnet, unterscheiden sich aber von den Korallenpolypen, die Stöcke bauen, durch die lederartige Haut, welche unten eine platte Sohle bildet, mit der sie sowol fortkriechen als festhaften können, sowie durch den großen, fleischigen Körper und die mit vielen Fühlfäden, die sie mehr oder weniger einziehen können, umgebene Mundöffnung. Ihre Nahrung besteht aus andern Seethieren, namentlich kleinen Fischen, Crustaceen und Mollusken. Sie gebären lebendige Junge, welche aus der Mundöffnung hervorkommen; auch vervielfältigen sie sich, in Stücke geschnitten, mittels ihrer erstaunenswürdigen Reproduction. Die A. leben im Meere weit verbreitet, im Norden und Süden, und sterben im süßen Wasser. Die meisten Arten sind von lebhaften, häufig glasartig durchsichtigen Farben und durch diese Pracht, sowie durch die Leichtigkeit, mit welcher sie in geschlossenen Räumen fortkommen, eine Lieblingszierde der mit Seewasser gespeisten Aquarien geworden. Die Fühlfäden der meisten nesseln beim Anrühren. Eine ältere Arbeit von Rapp gab zuerst einigen Aufschluß über ihre Organisation; Huxley, Haime vervollständigten unsere Kenntnisse darüber.

Aktinograph und **Aktinometer**, s. Thermometer.

Akureyri, auch Eyjafjardhar Kaupstadhir, dän. Öfjords Handelstad, die zweitgrößte Stadt in Island, liegt in der Nordhälfte der Insel unter 65° 40′ 28″ nördl. Br. und 30° 43′ 19″ westl. L. (von Kopenhagen), an dem von Norden gegen Süden tiefeinschneidenden Eyjafjördhur, am Abhange eines Hügels etwas nördlich von der Stelle, wo die Eyjafjardhará in ihn einmündet. Noch 1815 war es ein unbedeutender Ort mit 3 Kaufmannshäusern, mehrern Waarenlagern und 18—20 Fischerhütten. Jetzt zählt die Stadt an 800 E. Im Sommer herrscht hier ein reger Verkehr, indem sich der Ort, neben Húsavik, zum wichtigsten Handelsplatze am Eismeer für die Ausfuhr isländ. Producte (rohe und verarbeitete Wolle, Fische, Fuchspelze, Eiderdunen, Talg, Thran) sowie zu einem bedeutenden Marktort für importirte dän. Waaren entwickelt hat. Auch besteht hier eine Buchdruckerei und eine Zeitung. Allmonatlich geht von Reykjavik eine reitende Post nach A., die fünf Tage unterwegs ist. Die mittlere Temperatur beträgt im Sommer + 7,5° C., im Winter — 6,25° C. Da die Stadt noch keine Kirche besitzt, müssen die Bewohner nach Hrafnagil oder Lögmannshlidh zum Gottesdienst reiten. In administrativer Beziehung gehört A. zum Eyjafjardhar-Syssel des Nord- und Ostamts.

Akustik, die aus dem Griechischen entnommene Benennung für die Lehre vom Schalle. Es kann diese eingetheilt werden 1) in die Lehre von den stehenden Schallwellen oder den

Schwingungen tönender Körper, 2) in die von der Fortpflanzung des Schalles in den verschiedenen Stoffen (Mitteln), 3) in die von der Reflexion oder Zurückwerfung des Schalles. Alles, was wir Schall nennen, ist eigentlich nur eine rein innere Empfindung in uns. Außerhalb unserer Gehörnerven gibt es eigentlich keinen Schall, denn die geschlagene, oder gerissene, oder gestrichene Saite oder Stimmgabel, oder was es sein möge, schallt, tönt oder klingt nicht, sondern schwingt nur in mehr oder weniger schneller Bewegung hin und her, theilt diese Bewegung der umgebenden Luft mit und durch diese unserm Ohre, wo sie zunächst am Ende des Gehörganges durch das dort ausgespannte Trommelfell aufgenommen und von da durch ein Hebelsystem von kleinen Knöchelchen, den Hammer, Ambos und Steigbügel, auf das innere Gehörorgan übertragen wird. Es geschieht dies so, daß bei jeder Schwingung des Trommelfells die Platte des Steigbügels gegen eine Haut drückt, die über ein ovales Loch, das ovale Fenster eines im Knochen befindlichen Hohlraums, gespannt ist, welchen das von der Gestalt seiner Gänge und Windungen so genannte Labyrinth und die Schnecke bildet, und der mit Flüssigkeit gefüllt ist. Besonders wichtig ist die Schnecke, auf deren Windungen sich viele Tausende feiner, elastischer Fasern, die Cortischen Fasern (nach ihrem Entdecker Marchese Corti so genannt), quer ausgespannt finden. Auf den untern Windungen der Schnecke sind diese Fasern größer; nach oben zu werden sie, wie die Windungen selbst, allmählich kleiner, ähnlich den Saiten in einem Klavier. Mit jeder dieser Cortischen Fasern hängen feine Nervenfasern zusammen, die sich endlich zu einem Bündel vereinigen und als Gehörnerv aus dem Gehörorgan in das Gehirn hinübertreten. Die durch den Steigbügel auf das Labyrinthwasser übertragenen Schwingungen des Trommelfells und der äußern Luft werden von dem Labyrinthwasser auch den Cortischen Fasern mitgetheilt, jedoch in der Weise, daß die schneller aufeinanderfolgenden Schwingungen nach den Gesetzen des Mitschwingens oder der Resonanz nur die kürzern Fasern in Bewegung versetzen, langsamer sich folgende Schwingungen aber nur die längern Cortischen Fasern in Mitschwingung zu bringen vermögen, und daß folglich auch immer nur die mit den betreffenden Cortischen Fasern verbundenen Nervenfasern gereizt werden. Diesen Nervenreiz nennen wir Ton, und zwar sprechen wir von höhern oder tiefern Tönen, je nachdem der Reiz von den kürzern oder längern Cortischen Fasern ausging, also durch schnellere oder langsamere Schwingungen erregt wurde. Die Kräftigkeit jeder einzelnen Schwingung hat dabei nur Einfluß auf die Stärke des Tons, und nur von der größern oder geringern Zeit, welche zwischen zwei aufeinanderfolgenden Schwingungen verstreicht, hängt die Tonhöhe ab. Die längste Cortische Faser, deren Reiz also in uns das Gefühl des tiefsten hörbaren Tons erweckt, wird durch 33 Schwingungen in der Secunde erregt, die kürzeste und sonach dem höchsten hörbaren Tone entsprechende Faser durch 38000 Schwingungen in der Secunde. In der Musik bezeichnet man den erstern Ton als Contra-C oder C_1, den letztern als achtgestrichenes D oder D^8. Die äußern Ursachen der Töne sind also nur die Schwingungen elastischer Körper, und die Betrachtung des Zusammenhangs dieser Schwingungen mit den Dimensionen der schwingenden Körper oder mit den treibenden Kräften bildet eigentlich nur ein Kapitel der Elasticitätslehre in der Physik. Doch hat man eine besondere Lehre vom Schalle entwickelt, veranlaßt durch den allerdings zufälligen Umstand, daß die meisten dieser Schwingungen bequemer durch das Ohr als durch das Auge wahrgenommen werden können.

Im allgemeinen können in Schwingungen versetzt werden: gespannte Saiten, elastische Stäbe, Platten (die, wenn sie gebogen und gewölbt sind, Glocken genannt werden), endlich vor allem auch in Hohlräumen befindliche Luftmassen (bei den Pfeifen und den Blasinstrumenten überhaupt). Die Schwingungen werden bei allen diesen Gegenständen um so schneller aufeinanderfolgend, folglich der im Ohre durch sie erzeugte Ton um so höher sein, je kleiner ihre Dimensionen sind und je stärker ihre elastische Spannung ist. Eine z. B. doppelt so lange Saite wird demnach in derselben Zeit nur halb so viel Schwingungen machen als eine andere von der einfachen Länge, und eine Saite, welche viermal so stark gespannt ist als eine andere, wird zweimal so viel, eine neunmal so stark gespannte dreimal so viel Schwingungen in derselben Zeit machen als die mit der einfachen Spannung. Das Verhältniß der Schwingungszahlen zweier Töne nennt man in der A. ihr Intervall, und einzelnen dieser Intervalle gibt man besondere Namen. So ist z. B. das Verhältniß eines Tons von 400 Schwingungen in der Secunde zu einem von 800 Schwingungen in derselben Zeit gleich 400 : 800 oder gleich 1 : 2, und dieses Intervall wird als Octave bezeichnet. Hat man zwei Töne, von denen der eine durch 400, der andere durch 500 Schwingungen in der Secunde erzeugt wird, so ist ihr einfachstes Verhältniß gleich 4 : 5, und dies Intervall heißt eine Terz, und zwar eine große.

Wird der zweite Ton, statt durch 500, durch 600 Schwingungen erzeugt, so ist das Intervall gleich 400 : 600, gleich 4 : 6, gleich 2 : 3, und heißt eine Quinte. Aus einer Reihe solcher einfacher Intervalle ist die in der Musik verwendete Tonleiter gebildet. Der Grund, weshalb gerade solche einfache Tonverhältnisse wie 1 : 2, 2 : 3, 4 : 5 u. s. w. in uns den Eindruck des angenehmen Zusammenklanges erregen, ist keineswegs, wie man früher glaubte, ein psychischer Vorgang und ein Wohlgefallen unserer Seele an einfachen, leicht übersichtlichen Verhältnissen, sondern beruht auf gewissen Eigenthümlichkeiten unserer musikalischen Instrumente und auf der besondern, schon erwähnten Einrichtung unsers Gehörorgans.

Was aber sowol jene Eigenthümlichkeit der Instrumente als die Einrichtung des Gehörorgans betrifft, so ist kurz Folgendes zu merken. Man kann einen schwingenden, tonerzeugenden Körper, z. B. eine Saite, so in Schwingungen versetzen, daß sie ihrer ganzen Länge nach in Einem Stücke schwingt, sodaß blos ihre beiden Enden ruhen, alle ihre übrigen Theile aber in Bewegung sind, und zwar um so mehr, je weiter sie nach der Mitte zu liegen. Den bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich ausbiegenden Theil nennt man den Schwingungsbauch, die beiden ruhenden Endpunkte aber die Schwingungsknoten. Man kann jedoch auch eine Saite so schwingen lassen, daß sich auf ihr zugleich zwei oder drei oder mehr Schwingungsbäuche bilden und zwischen jedem Bauche natürlich ein Schwingungsknoten, und zwar geschieht dies dadurch, daß man die Saite an einem von den Punkten, welche Schwingungsknoten werden sollen, leise berührt. Berührt man sie z. B. in ein Fünftel ihrer Länge, so bilden sich auch am Ende des zweiten, dritten und vierten Fünftels von selbst Schwingungsknoten und dazwischen fünf Bäuche. Offenbar ist aber der Ton in einem solchen Falle weit höher, als wenn die Saite ihrer ganzen Länge nach in Einem Stücke schwingt; denn machte sie in diesem letztern Falle z. B. 100 Schwingungen in der Secunde, so würde sie bei einer Abtheilung in Hälften 200, in Drittel 300, in Viertel 400, in Fünftel 500 u. s. w. Schwingungen in der Secunde vollenden. Dies gibt eine Reihe von Tönen, die man die «harmonischen Obertöne» zu dem Grundtone nennt, den die Saite ohne Schwingungsknotenbildung gibt. Aber auch ohne daß man es beabsichtigt, bilden sich diese harmonischen Obertöne allemal mit und treten neben dem Grundtone auf, wenn man eine Saite durch Schlagen, Reißen oder Streichen zum Schwingen bringt, sodaß man nicht blos den sogenannten Grundton, sondern eigentlich eine ganze Reihe zueinander gehörender Töne auf einmal hört. Eine solche Tonmasse nennt man am besten einen «Klang». Die erwähnten harmonischen Obertöne werden zwar je höher desto schwächer, sind aber doch immerhin stark, und in den untern Octaven auf dem Klavier ist sogar der erste derselben stärker als der Grundton selbst.

Schlüge man nun auf dem Klaviere eine Saite an, deren Grundton durch 400 Schwingungen in der Secunde erzeugt wird, so würde im Ohre nicht blos die auf diesen abgestimmte Cortische Faser erregt werden, sondern, da auch die der doppelten, drei-, vierfachen u. s. w. Schwingungszahl entsprechenden harmonischen Obertöne mitklingen, auch die für diese abgestimmten Cortischen Fasern, die auf den Windungen der Schnecke ziemlich weit auseinanderliegen und durch viele nicht miterregte Fasern voneinander getrennt sind. Der erste harmonische Oberton ist aber die Octave des Grundtons, denn er macht doppelt so viel Schwingungen wie dieser (800 : 400). Der zweite Oberton ist die Quinte des ersten Obertons (1200 : 800 gleich 3 : 2) oder, wie man ihn kurz nennt, die Duodecime des Grundtons (3 : 1). Der dritte harmonische Oberton ist die Octave des ersten Obertons oder die Doppeloctave des Grundtons. Wenn man nun zu gleicher Zeit mit der Saite, deren Grundton 400 Schwingungen entspricht, die höhere Octave anschlägt, so kommt eigentlich für das Ohr nichts wesentlich Neues hinzu; denn ist sie wirklich die reingestimmte Octave des Grundtons, so klang sie schon stark mit als erster Oberton der zuerst angeschlagenen Saite, und sie bildet blos eine Verstärkung dieses Obertons. Man hat also im Ohre den vollkommensten Zusammenklang oder die reinste «Consonanz». Nun wird aber durch einen Ton nicht blos eine einzige Cortische Faser erregt, sondern nur eine am stärksten, und die in großer Nähe zu beiden Seiten liegenden auch noch ein wenig mit. Gibt daher die zweite Saite nicht die reine Octave der zuerst angeschlagenen an, sondern einen um einige Schwingungen tiefern oder höhern Ton, macht sie also vielleicht statt 800 Schwingungen nur 790 oder 810 in der Secunde, so werden durch sie nicht genau dieselben Cortischen Fasern erregt wie durch die reine Octave, welche als erster Oberton des Grundtons der ersten Saite von selbst mitklingt. Die von beiden in Mitschwingung versetzten Cortischen Fasern liegen einander auf den Windungen der Schnecke aber doch so nahe, daß die wenigen dazwischenliegenden, wenn auch schwächer, so doch mitgereizt werden, und zwar

von beiden Tönen zugleich. Da dies aber wegen der Ungleichheit der Schwingungen beider in unregelmäßiger Weise geschieht, so hat die in den betreffenden Nervenfasern erregte Empfindung eine eigenthümliche Rauhigkeit, die wir Misklang oder «Dissonanz» nennen. Dieses mehr oder weniger sich störende Zusammentreffen zweier Bewegungen, wie hier der Schwingungen zweier einander naheliegender Töne, nennt man in der Physik «Interferenz». Es beruht also der Unterschied zwischen Consonanz und Dissonanz, ähnlich wie der zwischen angenehmen und unangenehmen Geschmacks- oder Geruchsempfindungen, auf rein sinnlichen Eindrücken und durchaus nicht auf einem ästhetischen Urtheile; denn ebenso wie für die Octave läßt sich dies auch für die übrigen musikalisch brauchbaren Intervalle nachweisen. Die wichtigsten Untersuchungen in dieser Beziehung verdankt man Helmholtz. (Vgl. dessen «Lehre von den Tonempfindungen als physiol. Grundlage für die Theorie der Musik», Braunschw. 1863.) Daß jene harmonischen Obertöne eines jeden Tons bei den verschiedenen musikalisch verwendbaren Instrumenten und bei der menschlichen Stimme wirklich vorhanden sind, läßt sich leicht darthun, und es beruht auf ihrem Vorhandensein die Verschiedenheit in der musikalischen «Klangfarbe» der Instrumente. Zeigen sich bei einem in Schwingungen versetzten Körper auch viele oder vorzugsweise nur unharmonische Obertöne, so stören sich diese durch die mannichfachsten Interferenzen, was im Gehörorgane als eine Summe von Misklängen oder Dissonanzen bemerklich wird. Eine solche Tonmasse nennt man dann nicht mehr Klang, sondern «Geräusch». Alle Tonempfindungen aber, sowol des einzelnen Tons als des Klanges und Geräusches, belegt man mit dem gemeinschaftlichen Namen «Schall». Für den genauern Nachweis der hier berührten Einzelheiten vgl. die betreffenden Specialartikel.

Die Gesetze der A. waren schon den Alten Gegenstand der Forschung. Bereits Pythagoras (im 6. Jahrh. v. Chr.) und dessen Schüler entwickelten ziemlich gründlich die Lehre von den musikalischen Intervallen und von den Schwingungen der Saiten. Anaxagoras (im 5. Jahrh. v. Chr.) erklärte das Echo als eine Reflexion des Schalles, und Plinius wußte, daß der Schall in festen Körpern sich schneller fortpflanze als in der Luft. Im Mittelalter geschah nichts für die Entwickelung der A.; erst in neuerer Zeit wurde diese wieder Gegenstand theoretischer Forschung. Verdient gemacht haben sich in dieser Beziehung: Bernoulli, Euler, Rameau, Chladni, Newton, Laplace, Savart, Cagniard-de-Latour, Seebeck, Weber u. a., vor allen aber Helmholtz.

Akustisch gebaut, nennt man einen für rednerische oder musikalische Vorträge bestimmten Raum, wenn man in ihm den Vortrag überall mit gleicher Deutlichkeit hören kann. Man erreicht dies dadurch, daß man es vor allem vermeidet, dem Raume zu glatte Wände zu geben, denn die von der Rednerbühne oder dem Orchester ausgehenden Schallmassen werden von solchen Wänden immer nur nach gewissen Punkten hin reflectirt und nicht genug zerstreut. Es müssen daher die Wände mit Säulenwerk, Nischen, Sculpturen, Bildern, Draperien u. s. w. uneben gemacht werden. Man nennt auch oft «akustisch gebaut» solche Räume, in denen ein an einer bestimmten Stelle leise gesprochenes Wort an einer andern, davon entfernten Stelle deutlich, im ganzen übrigen Raume aber gar nicht gehört wird, wie es z. B. in den länglich-eiförmig (ellipsoïdisch) gebauten Gewölben der Fall ist, wo es zwei solche akustisch correspondirende Punkte gibt, die beiden Brennpunkte des Ellipsoids, wie sie in der Geometrie genannt werden. Diese beiden Punkte liegen in der Gegend der beiden schärfsten Krümmungen des Gewölbes.

Akyab oder Akjab, früher Tset-Twe genannt, die moderne Hauptstadt und der Haupthafen der Provinz Arakan in dem 1862 errichteten Gouvernement Britisch-Birmanien in Hinterindien, an der Ostseite der Insel A. sowie an der Mündung des Arakanstroms oder Koladaing. Der Ort, an der äußersten Spitze des Flußdeltas erbaut, liegt gesund und für die Schiffahrt sehr günstig, hat einen geräumigen und sichern Hafen und zählt wenigstens 8000 E. (Bengalesen und Chinesen). Mit Kalkutta ist A. durch einen Telegraphen in Verbindung gesetzt. Der Handel des Platzes ist sehr bedeutend. 1858 wurden 61476 Tons Reis im Werthe von 2,200000 Thlrn. ausgeführt, 1857 über 150000 Tons, wovon zwei Drittel nach Europa gingen. Bedeutend ist auch die Salzausfuhr.

Alabama (indian.: «Hier ruhen wir»), ursprünglich ein zum Staate Georgia gehörendes Territorium, welches 1798 unter Bundesverwaltung gestellt und 1819 als Bundesglied unter die Vereinigten Staaten von Amerika aufgenommen wurde. A. grenzt im N. an Tennessee, im O. an Georgia, im S. an Florida und den Mexicanischen Meerbusen, im W. an den Staat Mississippi, und erstreckt sich von 30° 10′ bis 35° nördl. Br. und von 67° 22′ bis 70° 52′ westl. L. Der Flächenraum umfaßt 2397 Q.-M. Die Bevölkerung des Staats betrug 1820: 127901, 1830: 309527, 1840: 590756, 1850: 771623, 1860: 964201 In-

dividuen, wovon 1820: 41879, 1830: 117549, 1840: 253532, 1850: 342844, 1860: 435080 Sklaven waren. Nach der Naturbeschaffenheit des Landes theilt man den Staat gewöhnlich in Nord-, Mittel- und Südalabama. Nordalabama bedeckt ein 6—7000 F. hoher Zweig des Alleghanygebirgs, an dessen Südende der Tennessee in einem weiten Bogen von NO. her gegen NW. hin das Land durchfließt. Dieser Theil hat schöne Thäler und gehört in Bezug auf seine Boden- und Culturverhältnisse mehr den Getreide bauenden Nordstaaten als den Baumwolle erzeugenden Südstaaten an. Mittelalabama besitzt den fruchtbarsten Boden und ist äußerst reich an Producten. Es finden sich dort ausgedehnte Lager von Eisenerz und Steinkohle, ebenso Bleierze, Mangan, Ocher, schwarzer und bunter Marmor und Granit von ausgezeichneter Güte. Gold findet sich im Nordosten, doch in geringer Menge. Die Waldungen in Nord- und Mittelalabama bestehen aus Eichen, Cedern von ungewöhnlicher Größe, Tannen, Pappeln, Ulmen, Kastanien, Maulbeerbäumen und liefern treffliches Schiffbauholz. Südalabama ist eine nur wenig über dem Niveau des Meeres liegende, theils mit Röhricht bedeckte, theils sandige, doch in den Niederungen der Flüsse sehr fruchtbare Ebene. Der Lage des gegen den Meerbusen von Mexico hin geneigten Landes entspricht der Lauf der Flüsse, die, mit Ausnahme des Tennessee, in dieser Richtung strömen. Der Fluß A., welcher dem Staate den Namen gibt, entsteht aus dem Coosa und Tallapoosa, welche beide im Norden Georgiens entspringen. Er nimmt den Cahawba auf und vereinigt sich dann mit dem Tombigbee, nachdem letzterer den beträchtlichen Blackwarrior oder Tuscaloosa aufgenommen hat. Die vereinigte Wassermasse ergießt sich unter dem Namen Mobile in zwei großen Armen, deren östlicher Tensaw heißt, in die Mobilebai. Oestlich davon fließen der Perdido auf der östl. Grenze gegen Florida, der Escambia, Yellowwater, Choctawhatchee, und auf der Grenze gegen Georgia der durch den Zusammenfluß des Chattahoochee und Flintriver gebildete Apalachicola (durch Florida) in den Mexicanischen Meerbusen. Der Tombigbee ist für Dampfboote 65 M. (bis Columbus), der Blackwarrior 62 M. (von Mobile bis Tuscaloosa), der A. 65 M. (bis Montgomery), der Chattahoochee ebenso weit schiffbar. Die Küstenlinie von A. hat nur eine Länge von 13 M. Die 7 M. lange und 3/4 bis 5 M. breite Bai von Mobile würde den Haupthafen am Mexicanischen Meerbusen bilden, wenn sie nicht zu flach wäre (9 F. bei Ebbe). Das Klima des Staats ist nur in dem südl. Theile und in den Flußniederungen, wo Wechsel- und Gallenfieber herrschen, wirklich ungesund, auf den Hochebenen im mittlern Theile sowie im nördl. Theile sehr gesund. Die Extreme der Sommertemperatur sind + 12 und + 32° R., der Wintermonate — 6° und + 22° R. Die mittlere Temperatur beträgt + 14° R. Schnee fällt nur selten, und die Flüsse frieren nie zu. Im südl. Theile des Staats fehlt es sehr an gutem Quellwasser, und es muß dem Mangel durch Artesische Brunnen abgeholfen werden.

Die Hauptproducte von A. sind Mais und Baumwolle. Von ersterm erzeugte das Land nach dem Census von 1860 32 3/4 Mill. Bushel, von letzterer 998000 Ballen (à 400 Pfd.), eine Zunahme von 434000 Ballen seit 1850. Das Areal des unter Cultur befindlichen Landes ward 1850 auf 4,435614 Acres angegeben, 1860 auf 6,462987. Der Schätzungswerth alles im Staate vorhandenen liegenden und beweglichen Eigenthums betrug 1850: 228 1/4 Mill. Doll., 1860: 495 1/4 Mill. In beiden Fällen sind jedoch die Sklaven mit als Eigenthumswerthe gerechnet und repräsentiren von der letztern Summe ein volles Drittel. Eigentliche Industrie besitzt A. fast gar nicht. Der Werth aller seiner gewerblichen Erzeugnisse betrug 1860: 9,400000 Doll., demnach nur ein Drittel, resp. ein Viertel soviel als der entsprechende Werth in den nördl. Ackerbaustaaten Wisconsin und Indiana. In allen Werkstätten und Fabriken zusammen wurden nicht mehr als 6620 männliche und 1140 weibliche Arbeiter beschäftigt. Die Eisen- und Steinkohlenlager blieben fast völlig ungenutzt. Die Länge der 1. Juli 1860 in A. in Betrieb befindlichen 8 Eisenbahnlinien nebst den Theilen von 2 andern Linien betrug 743 engl. M. (gegen 132 im J. 1850), die zweier künstlicher Wasserstraßen am Tennessee 52 engl. M. Zettelbanken besaß der Staat 8 mit einem Kapitalfonds von 4,900000 Doll., Comptantenvorrath von 2 3/4, Zettelumlauf von 7 1/2 und Depositen von 4 3/4 Mill. Doll. Mobile ist das Handelsemporium des Staats. Von dort wurden vor dem Secessionskriege jährlich für 24 bis 30 Mill. Doll. Producte exportirt; der Import belief sich kaum auf 1 Mill. Die geistige Cultur des Staats liegt sehr im argen. Der Staat wendet nur 50000 Doll. jährlich an die Volksschulen, und diese werden noch nicht von der Hälfte der Kinder besucht. Auf 15 freie Weiße kommt 1 Erwachsener, der nicht lesen und schreiben kann. Zeitungen erschienen 1860: 9 tägliche, 73 wöchentliche, 7 halbwöchentliche und 7 Journale vermischten Inhalts.

Der Staat ist in zwei Regierungsbezirke getheilt, von welchen der nördliche aus 18, der südliche aus 34 Counties (s. d.) besteht. Hauptstadt ist Montgomery. Die ausübende Gewalt ruht in den Händen eines auf zwei Jahre gewählten Gouverneurs, die gesetzgebende in einem aus 33 Mitgliedern bestehenden, auf vier Jahre gewählten Senat und einem auf zwei Jahre gewählten Abgeordnetenhause von 100 Mitgliedern. Nur Weiße haben das Wahlrecht. Die Richter erster Instanz werden vom Volke erwählt, die zweiter und dritter von der gesetzgebenden Körperschaft auf je sechs Jahre. Die Strafgesetzgebung steht ihrer drakonischen Härte wegen in üblem Ruf. Sie wendet noch die Prügelstrafe, die Prangerstrafe und die Brandmarkung an und setzt Todesstrafe, außer auf Mord, auch auf Nothzucht, Verleitung von Sklaven zur Flucht, Brandstiftung, Fälschung, Einbruch und selbst auf gemeinen Diebstahl. Die Folge ist, daß nur in seltenen Fällen die Schwurgerichte die solcher Verbrechen Angeklagten verurtheilen. Im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten ist A. zu sieben, im Senate zu zwei Stimmen berechtigt. Im Jan. 1861 beschloß die Staatsgewalt von A. die Losreißung des Staats von der Union und trat mit den benachbarten Staaten zu einem Sonderbunde zusammen, dessen Centralgewalt so lange, bis Virginien sich anschloß, in Montgomery residirte. Im nördl. Theile des Staats widersetzte sich die Bevölkerung der Losreißung und konnte nur durch eine blutige Schreckensherrschaft der neuen Ordnung der Dinge unterworfen werden.

Alabaster nennt man eine sehr feinkörnige, durchscheinende Art des Gipses (s. d.) von schneeweißer, bisweilen etwas ins Blaßrothe oder Graue übergehender Farbe. Er ist unter allen in größern Massen vorkommenden Gesteinen eins der allerweichsten und so weich, daß er sich schon recht gut mit dem Fingernagel ritzen läßt, eine Probe, durch die man gleich den sogenannten Kalkalabaster, eine Varietät des Tropfsteins oder kohlensauren Kalks, von dem wahren unterscheiden kann, da der erstere härter ist und dem Fingernagel widersteht. Das Mineral wird in verschiedenen Ländern, z. B. in Deutschland, England, Spanien, besonders schön aber am südl. Fuße der Schweizerberge, in Oberitalien und im Toscanischen, gefunden. Der rein weiße A., der namentlich zu Volterra bei Florenz vorkommt, wird in letzterer Stadt in großen Fabriken zu allerhand kleinern Bildhauerarbeiten, Vasen, Uhrgehäusen u. s. w., verarbeitet. Wegen seiner Weichheit bietet die Bearbeitung des A. nur geringe Schwierigkeiten; diese geschieht hauptsächlich mit Sägen, scharfen Eisen, Raspeln und Feilen. Um der Oberfläche die nöthige Glätte zu geben, wird sie zuerst durch Uebergehen mit feinen Raspeln und Feilen geebnet, dann mit Schabeisen beschabt, hierauf mit Schachtelhalm und endlich mit weißgebranntem und pulverisirtem Hirschhorn oder, wo es auf eine besonders schöne Glätte ankommt, mit feinpulverisirter Perlmutter mittels eines feuchten leinenen Läppchens gerieben. Da A. in Wasser nicht ganz unauflöslich ist, so darf man Alabasterarbeiten nicht der Witterung aussetzen; überhaupt aber wird ihre Oberfläche leicht rauh und blind. Man benutzt indessen diese Eigenschaft sinnreich, um durch lange Einwirkung des Wassers vertieft geätzte Zeichnungen auf A. zu erzeugen. Seinen Namen erhielt der A. von der Stadt Alabastron in Oberägypten, in deren Nähe ein sehr höhlenreiches Gebirge (das Alabastergebirge) diese Gipsart besonders reichlich aufweist.

Alagoas, eine Küstenprovinz Brasiliens, welche früher einen Kreis der Provinz Pernambuco bildete und im 17. Jahrh. in den Kriegen zwischen Holland und Portugal eine wichtige Rolle spielte, ist im N. und W. von Pernambuco umschlossen und im S. durch den schiffbaren San-Francisco von der Provinz Sergipe geschieden. Das Land, nur im NW. von Gebirgen durchzogen, trocken und zur Baumwollcultur geeignet, dagegen an der lagunenreichen Küste flach, sandig, vielfach sumpfig und ungesund, zählt auf 530 Q.-M. 204200 E. (1856), welche sich mit Anbau von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf, mit der Cultur von Zuckerrohr, Baumwolle, Mandioca u. s. w. und dem Fällen von Färbe- und Nutzholz für die Ausfuhr beschäftigen. Seit der Selbständigkeit Brasiliens und der Vertreibung der Portugiesen ist Handel und Industrie tief gesunken und das Land entvölkert und verarmt. — Die alte Hauptstadt A., unfern des Meeres an der Südseite eines großen Sees gelegen, vom Meere aus wegen der hohen, mit Thürmen und Mangobäumen untermischten Häuser einen angenehmen Anblick gewährend, liegt in tiefem Verfall. Die jetzige Hauptstadt ist Porto-Calvo, früher Bom-Successo genannt, mit Schiffswerften, Farbeholzhandel und 5000 E. Der Haupthafen ist Maceió unweit östlich von der Hauptstadt in einer überaus lieblichen Gegend.

Alais (lat. Alesium), Stadt in Frankreich, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements (und einer ehemaligen Grafschaft) im Depart. Gard, am Fluß der Cevennen, am linken Ufer des Gardon, mit 20257 E., 6 M. nordwestlich von Nîmes, mit dem es durch eine Eisenbahn

verbunden ist. A. ist Sitz der Unterpräfectur, eines Civil- und Handelstribunals, einer Bergbaubehörde für die im Norden gelegenen Eisen- und Steinkohlenwerke von Grand-Combe, bis zu welchen die Eisenbahn fortgesetzt ist, und führt einen sehr beträchtlichen Handel mit Seidenzeug und Bändern. Außerdem hat es Seidenspinnereien, Gerbereien, Färbereien, Hohlglasfabriken, Eisengießereien, Maschinenbauwerkstätten u. s. w. In der Nähe befinden sich eisenhaltige Quellen. Zur Niederhaltung der durch die Aufhebung des Edicts von Nantes und durch die Dragonaden empörten prot. Bevölkerung wurde unter Ludwig XIV. 1689 zu A. ein Fort angelegt. Außerdem gründete man hier 1692 zur Bekehrung der Protestanten ein Bisthum, das bis zur Revolution bestanden hat.

Alalia (griech.), d. i. Sprachlosigkeit, heißt die gänzliche Unfähigkeit, artikulirte Laute zu bilden. (S. Stummheit.)

Alaman (Lucas), mexic. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. um 1775 in Mexico, war als Deputirter der Colonien in den Cortes von Spanien thätig, und kehrte 1823, nach dem Sturze Iturbide's, nach Mexico zurück, wo er die span. Partei vertrat. Der Präsident der Republik, Guadelupe Victoria, ernannte ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, doch entsagte er bald wieder diesem Amte als Gegner des Föderalismus. Seit 1825 gab er sich industriellen und bergmännischen Unternehmungen hin und legte unter anderm die erste lithographische Presse im Lande an. Als Bustamente 1829 die Regierung übernahm, erhielt A. die Ministerien der äußern und der innern Angelegenheiten, in welcher Stellung er mit Erfolg für die Entwickelung des Ackerbaues, der Industrie und der Volkserziehung wirkte. Der Präsident Pedraza, der im Aug. 1832 ans Ruder gelangte, verfolgte A. als polit. Gegner. Dagegen wurde er unter dessen Nachfolger Santa-Anna 1834 zum Director der Industriecommission ernannt, in welcher Eigenschaft er sich abermals vielfache Verdienste um das Land erwarb. Unter anderm wurden Baumwoll- und Wollspinnereien in Cocolapan und Celaya von ihm errichtet. Da er der Ansicht war, daß Mexico nur unter einer starken monarchischen Regierung zur Blüte gelangen könne, unterstützte er stets die Bestrebungen Santa-Anna's und nahm auch Antheil an den gewaltsamen Maßregeln, die jener 1853 als Dictator ergriff. A. starb 2. Juni 1855. Außer andern Schriften hat man von ihm eine geschätzte «Historia de Mejico» (5 Bde., Mexico 1849—52), welcher «Disertaciones sobre la historia mejicana» (3 Bde., Mexico 1844—49) vorausgegangen waren.

Alamanni (Luigi), berühmter ital. Dichter, geb. zu Florenz 28. Oct. 1495, stammte aus einer der edelsten Familien dieser damaligen Republik. Seine Mutter war Ginevra Pignatelli. Sein Vater, Francesco, erwies sich der Partei der Medici eifrig zugethan. Luigi selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Giuliano, der im Namen des Papstes Leo X. regierte. Doch trat er 1521 nach einer erlittenen Ungerechtigkeit einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei, weshalb er nach Venedig fliehen mußte, wo er an dem Senator Carlo Capello einen Beschützer fand. Als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpstl. Stuhl bestieg, wandte sich A. nach Frankreich. Nachdem die Unfälle, welche jenen Papst trafen, Florenz Gelegenheit gegeben, sich freizumachen, kehrte A. 1527 dahin zurück. Er rieth der Republik, sich freiwillig unter den Schutz Karl's V. zu stellen, und bot dazu die Vermittelung seines Gönners Andrea Doria an. Die eifrigen Republikaner erklärten indeß diesen Vorschlag für Verrath, sodaß A. nun bei Doria blieb, der ihn auf seiner Flotte mit nach Spanien nahm. Mit derselben Flotte kam er bald darauf wieder nach Florenz; aber aufs neue geächtet, ging er nach Frankreich, wo ihn Franz I. bald so hoch schätzen lernte, daß er ihn nach dem Frieden von Crespy 1544 als Gesandten an Karl V. abschickte. In gleichem Ansehen stand A. bei König Heinrich II., der ihn in einigen gefährlichen Händeln gebrauchte. Diesem folgte er auch nach Amboise, wo er 18. April 1556 starb. Den meisten Ruhm unter seinen Werken brachte ihm das Lehrgedicht «La coltivazione» (zuerst Par. 1546). Sein Heldengedicht in 24 Gesängen: «Girone il cortese», ist nach einem altfranz. Gedichte bearbeitet. Eine unglückliche Nachahmung Homer's war ein anderes Epos, gleichfalls in 24 Gesängen: «Avarchide», welches die Belagerung der Stadt Bourges (Avaricum) erzählt. Seine kleinern Gedichte gab er gesammelt unter dem Titel «Opere toscane» (2 Bde., Lyon 1532) heraus. Er verfaßte auch ein Schauspiel: «La Flora» (Flor. 1556), und eine Bearbeitung der «Antigone» des Sophokles. Werthvoll sind seine «Epigrammi toscani» (Mondovi 1570). Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Stils empfehlen seine Schriften, aber nur zu oft fehlt ihnen dichterischer Schwung. Ob A. oder Trissino den reimlosen Vers in die ital. Poesie einführten, ist ungewiß.

Alamo (der), eine große Verschanzung nahe im NO. der Stadt Bexar oder San-Antonio-

de-Bexar im nordamerik. Freistaate Texas, 16 M. im SW. von Austin, ist berühmt geworden durch die hitzigen Kämpfe zwischen den Texanern und Mexicanern. Nachdem die erstern im Nov. 1835 feierlich die Trennung ihres Landes vom mexic. Staatenbunde erklärt hatten, wurde der mexic. General Martin Perfecto de Cos aufs Haupt geschlagen und mußte 11. Dec. den A. durch Capitulation übergeben. Doch schon 21. Febr. 1836 erschien der mexic. Dictator selbst vor Bexar. Das kleine Häuflein bewaffneter Texaner unter Oberst Travis mußte nun die 3. Nov. besetzte Stadt räumen und sich eiligst auf den A. flüchten. Die Mexicaner umzingelten das Fort von allen Seiten und erstürmten es endlich 5. März, wobei die Besatzung nach dem heldenmüthigsten Widerstand bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurde. Doch hatten die Mexicaner die Einnahme des Orts mit dem Verlust von 1500 Mann erkauft. Mit dem Rufe «Denkt an Alamo!» rückten 21. April die Texaner in die Schlacht am Flusse San-Jacinto, im N. der Galvestonbai, in welcher sie mit geringem Verlust den Feind gänzlich besiegten. Der mexic. Dictator Santa-Anna und General Cos wurden gefangen genommen und die Unabhängigkeit von Texas war für immer gesichert.

Alāmos oder Real-de-los-Alamos, eine Stadt in dem südlichsten Theile des mexic. Staats Sonora, 11 M. vom Meerbusen von Californien und 50 M. im NW. von Culiacan in Cinaloa, zwischen den Flüssen Rio-Muyo und Rio-del-Fuerte gelegen, ist der Hauptort eines Bergwerkdistricts, gut gebaut, mit einer stattlichen, 1826 vollendeten Hauptkirche, und zählt 5000 E. Der Ort ist reich infolge des Bergbaues in den benachbarten Grubenrevieren sowie durch seinen Handel, liegt aber in einer wasserarmen, unfruchtbaren Gegend und muß Weizen und Mais aus dem Sonorathale beziehen.

Aland, auch Ahland (der oder die), ein Fluß in der Altmark, im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, entsteht bei Werben nahe an der Elbe, fließt erst westlich bis Seehausen, wendet sich hierauf nordwestlich und mündet auf hannov. Gebiete bei Schnackenburg links in die Elbe. Obgleich nur 7 M. lang, ist der Fluß doch über 3 M. weit, von Seehausen an, schiffbar, hat eine mittlere Tiefe von 6 F. und an der Mündung eine Breite von 45 F. Der bedeutendste Zufluß ist die etwa 9 M. lange Biese, welche die aus dem Letzlinger Forste kommende und Gardelegen berührende Milde und bei Osterburg die durch Stendal fließende Uchte aufnimmt und sich bei Seehausen mit dem Hauptflusse vereinigt. Die A. mit ihren Nebenflüssen bewässert ein an Brüchen reiches, stellenweise sandiges, in einzelnen Strecken aber auch sehr fruchtbares Tiefland.

Aland, Jeses, Gangl (Leuciscus Jeses), heißt einer der gemeinsten Weißfische Mitteleuropas, der besonders im Norden über 1 Fuß lang und mehrere Pfund schwer wird, kleinen Kopf, langen, gestreckten Körper und nicht sehr große Schuppen hat, und dessen Rücken im Frühling schwärzlich, im Herbst blaugrün, der Kopf goldig, später gelbweiß, der Bauch weiß und die untern Flossen röthlich sind, mit einem Stich ins Violette, während die obern Flossen braunroth erscheinen. Der Fisch laicht im April, ist scheu, schnell und gewandt, läßt sich nur schwer an, abends an fliegende Angeln zu beißen, wird aber leicht mit Netzen gefangen. Das Fleisch ist gelblich, grätig und von schlechtem Geschmack. Die großen Fische heißen auch Bratfische, ein Anzeichen, daß sie nur in dieser Form genießbar sind.

Ålandsinseln (spr. Olands-), d. h. Wasserlandsinseln, eine Gruppe von etwa 200 Graniteinseln und Klippen, von welchen 80 bewohnt, am Eingange des Bottnischen Meerbusens und an der Südwestecke Finlands, zu dessen Gouvernement Åbo-Björneburg sie gehören, und mit welchem sie 1809 von Schweden an Rußland abgetreten worden sind. Der westl. Seestrich, zwischen der Insel Ekerö und der schwed. Küste bei Grisselhamn, heißt das Ålandshaf oder der Öregrundsund, ist 5—6 M. breit, inselfrei und nur in sehr strengen Wintern zugefroren. Der Strich östlich von der Hauptinsel Åland, gegen NO. bis Nystad und gegen SO. bis zur Landspitze Hangö-udd an der Küste Finlands, ist 11—21 M. breit und mit einem Labyrinth von Inseln, kleinen Eilanden oder Holmen, Klippen oder Scheren bestreut, die im Winter mit dem Eis eine Brücke zu dem Festlande bilden, und deren unzählige Buchten und engen Sunde nur einer Scherenflotte Bewegung gestatten. Durch die von S. gegen N. gerichteten Hauptfahrwasser oder Kanäle Delet, Lappvest und Skiftet zerfällt der Archipel in drei Gruppen. Zu der westl. Gruppe gehören Åland, davon im W. gelegen Ekerö, im O. (jenseit des Bomarsund) die Insel Wardö, im SO. Lemland, Lumparland, Föglö u. s. w. Zu der Mittelgruppe zählen Kumblinge, Sätunga u. a., zu der östl. Gruppe Houtska, Korpö, Nagu u. s. w. Die im O. von Skiftet unmittelbar an der Küste Finlands liegenden Inseln und Scheren werden gewöhnlich nicht zu dem Archipel gerechnet. Der ganze Archipel hat

ein Areal von 21 Q.-M. und zählt 16000 E. in acht Kirchspielen. Obgleich der felsige Boden nur mit einer dünnen Humusschicht bedeckt ist, trägt er doch Fichten, Tannen und Birken und gewährt durch Anbau Gerste und Roggen zur Genüge, sowie durch gute Weiden Unterhalt für einen tüchtigen Viehstand. Die Einwohner sind schwed. Ursprungs, als gute Seeleute bekannt, ein treuer, ehrlicher und gutmüthiger, aber nicht sehr aufgeweckter, zugleich halsstarriger und proceßsüchtiger Menschenschlag. Außer Landwirthschaft treiben sie Seevögeljagd, Fischerei, Robbenfang. Die von Meeresbuchten tief eingeschnittene Hauptinsel Åland enthält ein Drittel des Areals und zwei Drittel der Gesammtbevölkerung des ganzen Archipels, und umfaßt die fünf Kirchspiele Sund, Saltwik, Finnström, Jomala und Hamarland. Die Insel hat noch viele alte Localnamen, welche das Andenken finn. Urbevölkerung bewahren. Die von den Russen seit 1835 erbaute Festung Bomarsund, an der Ostseite der Insel, wurde 1854 durch die engl.-franz. Flotte zerstört. Das verfallene Schloß Kastelholm im Kirchspiele Sund, am Bomarsund, wurde im 16. Jahrh. von den Dänen mehrmals belagert und erobert, und war bis 1634 Sitz des schwed. Statthalters. Die Russen eroberten die Insel vorübergehend 1714, nachdem sie unter Apraxin 27. Juli die Schweden unter Ehrenskjöld in der Seeschlacht bei der Landspitze Hangö besiegt hatten. 1718 wurde auf dem nahen Inselchen Lofö und dann 25. Mai 1718 bis 24. Sept. 1719 zu Wargata, einem Dorfe im nördl. Theile von Åland selbst, über den schwed.-russ. Frieden unterhandelt, der 1721 zu Nystad zu Stande kam. Als 1808 zwischen Russen und Schweden der Seekrieg begann, lieferte man sich eine Reihe von Seegefechten in den Buchten und Sunden zwischen Åland und Åbo. Am 14. März 1809 zogen die Russen unter Knorring auf dem Eise nach Åland und trieben die Schweden unter Döbeln 15. März bis Grisselhamn. Einige Tage später befand sich der ganze Archipel in den Händen der Russen, den sie auch, mit Finland, im Frieden zu Frederikshamn behaupteten. Die Inseln sind für Rußland als Waffenplatz zur Schließung und Beherrschung des Bottnischen und des Finnischen Meerbusens von Wichtigkeit. Die verbündeten Engländer und Franzosen bemächtigten sich daher im Ostseefeldzuge von 1854 durch die Einnahme von Bomarsund (16. Aug.) der Inseln, verließen dieselben aber wieder Anfang Sept., nachdem sie sämmtliche Werke der Russen zerstört hatten. (S. Bomarsund.)

Alanen, ein Volk, welches in der Völkerwanderung häufig neben german. Völkerschaften genannt wird, das aber eher dem scythischen als dem german. Stamme anzugehören scheint. Die ursprünglichen Wohnsitze der A. waren am Kaukasus, von wo sie, ausgezeichnete Reiter und Bogenschützen, sich theils nach Norden bis zum Don ausbreiteten, theils Raubzüge nach Armenien und Kleinasien unternahmen, gegen die schon Vologesus, König der Parther, bei Vespasian Hülfe suchte. Arrian führte unter Hadrian als Statthalter von Kappadocien Krieg mit ihnen; von seiner Schrift über diesen Krieg ist ein Bruchstück erhalten. Zu Aurelian's Zeit fielen die A. mit den Gothen vereint in Kleinasien ein, wurden aber um 280 n. Chr. vom Kaiser Probus in ihre Sitze zurückgetrieben. Fast 100 J. später (375) zerstörten sie in Verbindung mit den Hunnen das Reich Ermanrich's, des Königs der Gothen, verdrängten diese aus den Ländern zwischen Don und Donau, und schlossen sich der großen Bewegung der Völker gegen Südwesten an. Mit den Sueven und Vandalen brachen sie 406 in Gallien verheerend ein. Ein Theil von ihnen blieb südlich von der Loire, erschien 451 unter den Bundesgenossen des Aëtius gegen Attila und ward später, wie es scheint durch Franken und Westgothen, aufgerieben; ein anderer zog 409 mit nach Spanien, ward durch den westgoth. König Wallia 418 für Honorius besiegt und nach Lusitanien gedrängt, wo nachher ihr Name verschwindet. In Oberitalien brach noch 464 ein Schwarm A. ein, der durch Ricimer besiegt ward. In der spätern byzant. Zeit werden auch im Kaukasus noch A. erwähnt.

Alant (Inula nach Gärtner), eine mit den Astern nahe verwandte Gattung der Familie der zusammengesetzt- oder korbblütigen Pflanzen (der Compositen oder Synanthereen), und zur 19. Linné'schen Klasse gehörig. Von den Arten dieser Gattung, welche alle goldgelbe Strahl- und Scheibenblüten haben, ist besonders der wahre oder Brustalant (Inula Helenium) bemerkenswerth wegen seines dicken, ästigen, unter dem Namen Alant- oder Glockenwurzel bekannten Wurzelstocks, welcher in der Medicin unter dem Namen Radix Enulae als Brustmittel in Gebrauch ist. Die Pflanze, die einen steifen, aufrechten, 4—6 F. hohen, zottig-rauhhaarigen, oben ästigen Stengel, gesägte, runzelige, unten filzige Blätter und 2—$2\frac{1}{2}$ Zoll breite Blütenkörbchen hat, wächst an feuchten Stellen in Deutschland, überhaupt im mittlern und südl. Europa sowie in Mittelasien, wird auch nicht selten zur Zierde gezogen. Der Wurzel-

stock enthält, außer Gummi, Harz, ätherischem Oel, Extractivstoffen u. s. w., noch zwei eigenthümliche Stoffe, das Inulin und den Alantkampher (Helenin). Ersteres ist eine in kleinen, farblosen Kügelchen vorkommende, dem Stärkemehl naheverwandte Substanz, welche sich nicht allein in den Wurzeln der Alantarten, sondern auch anderer Compositen (z. B. in den Georginenknollen und den Sonnenrosenknollen) findet und bei diesen Gewächsen die Stelle des eigentlichen Stärkemehls zu vertreten scheint, von dem es sich unter andern Merkmalen dadurch unterscheidet, daß es durch Jod nicht blau, sondern gelblich gefärbt wird. Der Alantkampher, ein in starker Hitze sich verflüchtigender Körper von schwachem Geruch und Geschmack, kann aus dem wässerigen Extract der Wurzel in vierseitigen, farblosen Prismen gewonnen werden. Außer dem Brustalant verdient eine viel kleinere Art, welche häufig an Flußufern wild wächst, die Inula Britannica, eine Erwähnung, weil ihre lanzettförmigen, wolligen Blätter (Herba Britannicae der Apotheken) ebenfalls officinell sind.

Alanus ab Insulis, ein gelehrter Geistlicher des 12. Jahrh., hieß eigentlich Alain, war um 1114 wahrscheinlich zu Lille geboren und trat in den Cistercienserorden. 1140 wurde er Abt zu La Bivour und 1151 Bischof von Auxerre, legte jedoch diese Würde 1167 nieder und zog sich in das Kloster Clairvaux zurück, wo er 1202 oder 1203 starb. A. war gleichzeitig als Theolog, Philosoph, Physiker, Geschichtschreiber und Dichter ausgezeichnet und erhielt deshalb von seinen Zeitgenossen und Schülern den Beinamen Doctor universalis. Unter seinen zahlreichen theol.-philos. Schriften sind die sogenannten Maximen («Regulae de sacra theologia») und die dem Papst Clemens III. gewidmete «Ars catholicae fidei» die wichtigsten. Von seinen poetischen Werken ist vor allem der «Anticlaudianus» (Ven. 1582; Antw. 1611 u. öfter), eins der berühmtesten Gedichte des Mittelalters in lat. Sprache, zu erwähnen. Sehr verbreitet war auch des A. «Doctrinale altum seu liber parabolarum», ein Werk in Versen, das gegen Ende des 15. Jahrh. wiederholt zu Köln und Deventer gedruckt und auch in einer franz. Uebersetzung mehrfach aufgelegt wurde. Einen Theil der Schriften des A. hat de Visch (Antw. 1650) zusammengestellt; andere liegen noch ungedruckt in den Bibliotheken zerstreut.

Alarcon y Mendoza (Juan Ruiz de), einer der bedeutendsten span. Dramatiker aus der alten Familie der Ruizes de Alarcon, von der sich ein Zweig in Amerika niedergelassen hatte. Von seinen Lebensverhältnissen weiß man sehr wenig. Er wurde zu Ende des 16. Jahrh. in der mexic. Stadt Tasco geboren, machte seine Studien in dem adelichen Collegium zu Mexico, und nahm 1622 seinen Aufenthalt in Spanien, woselbst er 1628 als Relator del real consejo de las Indias erscheint. Der günstige Erfolg, welcher seinen Stücken sehr bald zu Theil wurde, sowie der Stolz und das Selbstgefühl, in welchem er die Gunst des Publikums und seiner Zunftgenossen verschmähte, erregten den Neid und die Eifersucht seiner Zeitgenossen, so daß er, der Neuspanier, sehr bald der Gegenstand der beißendsten Epigramme wurde, in welchen selbst die berühmtesten Dichter seiner Zeit den verwachsenen und dabei doch so stolzen und trotzigen Emporkömmling vor dem Publikum lächerlich zu machen suchten. Bis zu seinem 1639 erfolgten Tode war er stets den Anfeindungen seiner Gegner ausgesetzt. Noch zu seinen Lebzeiten geschah es, daß seine besten Stücke andern zugeschrieben und unter dem Namen beliebterer Dichter aufgeführt und gedruckt wurden. Dieses frühzeitige Zurücktreten und Vergessen seines Namens zugleich mit der Seltenheit seiner Werke bewirkten, daß er bis auf die neueste Zeit herab von den Literarhistorikern kaum Erwähnung, geschweige denn eine Würdigung gefunden hat. Außer vielen einzeln oder vereinzelt in Sammlungen gedruckten Stücken, veröffentlichte er zuerst eine Anzahl derselben in seinen «Comedias» (Th. 1, Madr. 1628; Th. 2, Barcel. 1634). Eine Gesammtausgabe in Einem Bande besorgte Hartzenbusch zu Madrid 1848—52. A. hat sich fast in allen damals üblichen Gattungen des Drama versucht. Besonders ragt er in der heroischen Gattung hervor, aus welcher als die vortrefflichsten Stücke «El tejedor de Segovia» und «Ganar amigos» oder «La que mucho vale mucho chesta» (zugleich das herrlichste Lobgedicht auf die Freundschaft) bezeichnet werden. A.'s Meisterschaft in der Charakteristik bezeugt jedoch die Gattung der comedias de costumbres oder Charakterlustspiele, für deren eigentlichen Schöpfer er gelten kann. Am bekanntesten ist wol sein von Corneille im «Menteur» nachgeahmtes Stück «La verdad sospechosa» sowie «Las paredes oyen», welche noch jetzt auf span. Theatern aufgeführt werden. Auch «Don Domingo de Don Blas» oder «No hais mal que por bien no venga» bietet viele Schönheiten. Den Uebergang zu den eigentlichen Intriguestücken bildet am besten: «Antes que de cases mira lo que haces» oder «Examen de maridos». Außer diesem gehört zu dem Gelungensten in dieser Gattung «Todo es ventura». Von A.'s drei Zauberkomödien gilt «La prueba de

las promesas» für eine seiner besten Arbeiten. Autos (s. d.) hat A., wie es scheint, nicht geschrieben, obschon zwei seiner Stücke, «El Anticristo» und «Quien mal ande en mal acaba» eine mystisch-ascetische Tendenz verrathen. Wurden auch seine Stücke durch die Ränke seiner Zunftgenossen sowie durch die Dramen Lope de Vega's und Calderon's bald von der Bühne verdrängt und verdunkelt, so bleibt er doch nebst Tirso de Molina der ausgezeichnetste und selbständigste unter den Nachfolgern des Lope de Vega.

Alărich, König der Westgothen, geb. um 376 n. Chr., gehörte dem Geschlechte der Balthen an. Als Theodosius d. Gr. 395 starb, beschloß A., obschon erst 19 J. alt, die Gelegenheit zu benutzen, welche ihm die eingetretene Theilung und Schwächung des röm. Reichs zur Erweiterung seiner Macht boten. Unter dem Vorwande, daß der Hof von Konstantinopel die geschlossenen Verträge nicht erfüllt habe, fiel er mit seinem durch fremde Barbarenschwärme verstärkten Heere in Thrazien ein. Ohne Widerstand durchzog er unter Verheerungen Macedonien und Thessalien und drang durch den unbewachten Engpaß von Thermopylä in Griechenland ein. Athen erkaufte seine Rettung durch ein hohes Lösegeld; Korinth, Argos, Sparta erlagen dem wilden Feinde. Endlich nahm sich Stilicho (s. d.), der Feldherr des weström. Kaisers Honorius, der bedrängten Griechen an. Er landete mit einem Heere in der Nähe von Korinth und schloß, nach einigen zweifelhaften Gefechten in Arkadien, in Elis den A. ein, und nur mit Mühe gelang es diesem, mit seiner ungeheuern Beute und den Gefangenen den Rückzug nach Epirus zu bewerkstelligen. Die Eifersucht des Arcadius erlaubte dem Stilicho nicht, A. auf oström. Gebiete weiter zu verfolgen. Ja, erbittert über die Einmischung des Stilicho, schloß Arcadius mit A. Frieden und ernannte ihn sogar zum Statthalter des östl. Illyrien, wodurch der Gothe in den Stand gesetzt wurde, seine zerstreuten Stammgenossen unter seinen Fahnen zu vereinigen und mit Waffen aus den Zeughäusern der Provinz zu versehen. A., von allen Stämmen seines Volks als König anerkannt, war jetzt in der That der dritte Machthaber im röm. Reiche. Kaum sah er sich in seiner Stellung befestigt, als er sich (400) zu einem Einfall in Italien entschloß. Der Uebergang über die Gebirge und die Belagerung einiger Städte, wie Aquileja, scheinen ihn längere Zeit beschäftigt zu haben, sodaß Stilicho Zeit gewann, aus entfernten Provinzen Legionen an sich zu ziehen und barbarische Hülfstruppen anzuwerben. Der weström. Kaiser Honorius, der bei Annäherung der Feinde hatte nach Gallien fliehen wollen, mußte sich in die kleine Festung Asta am Tanarus werfen. Erst die Ankunft Stilicho's befreite ihn aus seiner gefährlichen Lage. Bald darauf kam es (29. März 403) bei Pollentia zur Schlacht. A. mußte sich zurückziehen, sein Lager wurde erstürmt und seine Gemahlin fiel in die Hände der Sieger. Doch blieb er noch stark genug, sich in Italien zu halten, und erst nach einer zweiten Niederlage, bei Verona, trat er im Herbst 403 den Rückweg nach Illyrien an. Einige Jahre nachher schloß Stilicho, um ihn von Italien fern zu halten und für seine Plane gegen das östl. Reich zu gewinnen, einen Vertrag mit ihm ab, kraft dessen A. auch zum Statthalter des westl. Illyrien erhoben und ihm die jährliche Zahlung von 4000 Pfd. Gold bewilligt wurde. Da nach Stilicho's Tode die röm. Regierung die Ausführung des geschlossenen Vertrags verweigerte, fiel A. 408 abermals in Italien ein. Ohne sich mit Belagerung des festen Ravenna, der Residenz des Honorius, aufzuhalten, zog er der Küste entlang und drang dann von Ariminum aus auf der Flaminischen Straße gegen Rom vor. Von aller Zufuhr abgeschnitten, sah sich die Stadt bald durch Mangel und Krankheiten zu Unterhandlungen genöthigt. A. hob gegen Entrichtung von 5000 Pfd. Gold, 30000 Pfd. Silber, Seidengewändern u. s. w. die Belagerung auf. Da aber der Hof von Ravenna die angebotenen Friedensbedingungen zurückwies, zog er 409 zum zweiten mal vor Rom. Durch Wegnahme des Hafens Ostia brachte er schnell die Stadt aufs Aeußerste und nöthigte sie, den Stadtpräfecten Attalus als Augustus, ihn selbst als Befehlshaber der röm. Heere des Westens anzuerkennen. Allein bald veruneinigte er sich mit Attalus und entsetzte ihn wieder seiner Würde. Als der Hof von Ravenna, durch das Eintreffen einer Verstärkung ermuthigt, die Vorschläge A.'s abermals zurückwies, zog dieser zum dritten mal vor die Mauern der Hauptstadt. Der Senat war zu verzweifelter Gegenwehr entschlossen, aber durch den Verrath einiger Sklaven, welche zur Nachtzeit das Salarische Thor öffneten, bekam A. (24. Aug. 410) die Stadt in seine Gewalt. Nach mehrtägiger Plünderung wandte er sich nach Unteritalien und schickte sich an, nach Sicilien überzusetzen, aber ein Sturm, der mehrere Schiffe versenkte, vereitelte das Unternehmen. Bald darauf starb A., erst 34 J. alt, zu Consentia (Cosenza). Sein Sarg und seine Schätze wurden der Sage nach im Bett des Flusses Buxentius (Busento) versenkt

und die bei der Arbeit gebrauchten Gefangenen ermordet, damit niemand erfahre, wo er begraben sei. An seiner Statt wurde sein Schwager Athaulf zum König erwählt. Vgl. Simonis, «Kritische Untersuchungen über die Geschichte A.'s» (Gött. 1858); Rosenstein in den «Forschungen zur deutschen Geschichte» (Bd. 3, Gött. 1863).

Alarm heißt das plötzliche, außergewöhnliche Versammeln der Truppen unter die Waffen, auf in voraus bezeichnete Plätze (Alarmplätze), wozu das Zeichen durch Trommel, Horn und Trompete oder durch Signalschüsse gegeben wird. In den Friedensgarnisonen wird das Alarmsignal bei Feuersbrünsten und Aufruhr gegeben, gelegentlich auch, um die Truppen im raschen Sammeln zu üben; im Kriege bei unerwarteten Angriffen des Feindes. Um die dem Feinde zunächststehenden Truppen gegen solche Ueberfälle zu schützen, werden in den Cantonnirungen, vorzüglich nachts, größere Gebäude mit Truppenabtheilungen belegt, die sich dort in Bereitschaft halten, um jedem Angriffe sogleich entgegenzutreten. Solche Gebäude, die häufig noch befestigt sind, heißen Alarmhäuser. — Alarmirung insbesondere nennt man, wenn von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Truppenabtheilungen die eine die Vorposten der andern mit Uebermacht angreift und zurückdrängt, um dadurch die Hauptmassen zu zwingen, sich ganz oder theilweise zur Vertheidigung aufzustellen. Der Zweck hierbei ist, den Feind zu beunruhigen und zu ermüden, oder durch häufige, ohne Nachdruck geführte Angriffe sicher zu machen, oder auch die Stärke und Stellung der feindlichen Hauptmacht zu recognosciren. Das Charakteristische einer Alarmirung bleibt, daß der Angreifende bemüht ist, jedes ernstliche Engagement zu vermeiden, sodaß er nach erreichtem Zweck das Gefecht ohne wesentlichen Verlust abbrechen kann. Die Alarmirung der eigenen Truppen im Felde geschieht, wenn die Vortruppen dem Angriffe des Feindes weichen müssen, durch verabredete Zeichen, z. B. durch Schüsse aus dazu aufgestellten Alarmkanonen oder mittels Alarmstangen, Fanalen, Telegraphen.

Alaschehr (Bunte Stadt), Stadt in dem türk. Ejalet Aidin, 16 M. östlich von Smyrna, am nördl. Abhang und Fuße des Tmolus, nahe dem Kusu-Tschai, einem linken Nebenflusse des Sarabat oder Hermus, in überaus fruchtbarer Gegend an der Karavanenstraße von Smyrna nach dem Innern gelegen. Der Ort hat ein ärmliches Aussehen, besitzt acht Moscheen und zwei christl. Kirchen und zählt 15000 E., darunter 3000 Griechen, die bedeutenden Korn-, Baumwoll- und Tabackbau treiben. Eine uralte, aber theilweise durch Erdbeben zerstörte Wallmauer umschließt das zum Theil verödete und mit Sculpturen und andern Ueberresten des Alterthums angefüllte Ganze. Die Stadt hieß ursprünglich Callatebus, wurde aber nachmals, 154 v. Chr., vom König Attalus II. Philadelphus durch macedonische Ansiedler erweitert und nach dessen Beinamen Philadelphia benannt. Sie litt häufig durch Erdbeben und wurde unter Kaiser Tiberius durch ein solches gänzlich zerstört. Unter den byzant. Kaisern war sie Sitz eines Bischofs und später eines Metropoliten. Am 21. April 1190 hielten hier die deutschen Kreuzfahrer unter Kaiser Friedrich I. ihren Einzug. 1211 schlug Theodor Laskaris daselbst den Fürsten Kei-Khosrew von Iconium, und 1306 wurde die Stadt durch Alischir von Iconium belagert und von den Griechen unter Roger entsetzt. Auch war sie die letzte Stadt Kleinasiens, welche (1390) den osman. Türken unterlag.

Alaschka, Aljaschka oder Aläska heißt eine in südwestl. Richtung langgestreckte Halbinsel in Russisch-Amerika, die zwischen der Bristolbai (russ. Kütschak) im N. und Cook's-Einfahrt oder Kenaibai mit dem Festlande zusammenhängt, und an deren äußerster Südwestspitze sich die lange Inselkette der Aleuten (s. d.) anschließt. Die Halbinsel hat einen Flächeninhalt von 400 Q.-M. und wird von einer schneebedeckten, vulkanischen Bergkette durchzogen, welche sich in der Nähe der Bristolbai in einem kolossalen Kegelberge, dem Vulkan Ajamin oder Alämän, zu 11320 F. aufgipfelt, neben dem noch ein erloschener Vulkan von 10570 F. Höhe steht. Diese beiden Kegelberge sind von den entgegengesetzten Seiten der Halbinsel aus sichtbar und geben darum eine wichtige Landmarke ab. Die Halbinsel bildet eine merkwürdige Klimascheide, wie sie vielleicht sonst nirgends auf der Erde sich findet. In einer Länge von mehr als 70 M. gleich einer ununterbrochenen Mauer sich ausdehnend, die sich in den hohen Gebirgen gegen O. und in der langen Inselkette mit wenigen Unterbrechungen gegen W. fortsetzt, scheidet sie die kalten Gewässer des Beringsmeeres mit seinen eisigen Nordwinden, heftigen Stürmen und dicken Nebeln von dem wärmern Wasser und der mildern, heiterern Atmosphäre der Südsee, wie sie auch die waldigen Ufer letzterer von den waldlosen Gestaden des Beringsmeeres scheidet. Eine ebenso auffallende Grenzscheide bildet A. für die Thierwelt. Während die eine Seite Walrosse, die Bewohner des Polareises, aufweist, sieht die andere Kolibris, die Repräsentanten der Tropenzone. Die Bewohner der östl. Hälfte der Halbinsel und der Insel Kodjak

(an der Ostseite) gehören zu den den Eskimos naheverwandten Tschugatschen; die des westl. Theils dagegen zu den Aleuten. Die Halbinsel gehört zu den russ. Verwaltungsbezirken von Kodjak und Unalaschka.

Alatau, d. h. Buntes Gebirge, ist der Name von zwei bedeutenden in den russ.-chines. Grenzgebieten gelegenen und erst in neuerer Zeit näher bekannt gewordenen Alpenländern, welche durch das Thal des gegen W. und zuletzt gegen NW. in den Balkaschsee fließenden Ili (s. d.) getrennt werden. — Der Dsongarische oder Cisilensische A., welcher einst die Grenze der Dsongarei (s. d.) bildete und erst 1840 von Schrenk und 1857 von Semenow genauer durchforscht wurde, ist im S. durch das etwa 1000 F. hohe und 10 M. breite Ilithal, im N. durch den östl. Theil des Balkasch und die tiefe Rinne, welche diesen mit den östlichern Becken des Sassyk-Kul und Ala-Kul verbindet, scharf abgegrenzt. Dieser A. streift von SW. gegen NO. Unter etwa 45° nördl. Br. und 98° 20′ östl. L. zweigt sich von ihm gegen W. die Kopalkette ab, an deren nördl. Fuße die russ. Festung Kopal liegt, während gegen SW. die Kette des Alaman- und Altyn-Ymel (Goldener Sattel) zum Ili tritt, und gegen O. auf chines. Gebiete die lange Talkikette des Iren-Chabirgan hinstreicht. Die mittlere Höhe der Hauptkette beträgt 6000 F., die seiner Plateaux und Längenthäler 2—4000 F., die seiner mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel 12000 F. Zahlreiche malerische Thäler mit reißenden Gebirgswassern öffnen sich westwärts zu dem «Siebenstromlande» (Semirjeschinski-Krai) oder dem «Sibirischen Italien», einer Ebene, welche nach dem Balkaschsee hin eine unfruchtbare Sandsteppe wird und der Boden eines ehemaligen großen Wasserbeckens ist. — Der südliche oder Transilensische A., im südl. Abhange auch Kungy-Alatau oder Kunkhi-Tau genannt und erst durch Semenow 1857 und Gobulew 1859 näher bekannt, erhebt sich in einer mittlern Entfernung von 7—9 M. jenseit, d. i. im S. des Ili, kühn und steil wie eine Riesenmauer. Das 30 M. lange, kolossale Hochgebirge besteht aus einer Doppelkette in derselben Richtung von ONO. gegen WSW. wie die Doppelkette des westl. Thian-Schan oder Himmelsgebirgs, von dem es durch das 4200 oder 4691 F. hoch liegende Seebecken des Issy-Kul getrennt ist, und mit dem es am Ost- und Westende dieses von Gebirgen ganz umschlossenen russ. Sees in Verbindung steht. Die beiden parallelen, fast gleichhohen Granitketten sind durch ein tiefes Thal voneinander geschieden, aber in der Mitte durch ein mächtiges Querjoch verbunden. Innerhalb der Meridiane des Issy-Kul (95° und 97° östl. L.) hat das Gebirge die imposante mittlere Kammhöhe von 8500 F., die nach O. und W. rasch abnimmt. Am nördl. Ende des Querjochs erhebt sich der majestätische Riese des ganzen Hochgebirgs, der dreigipfelige Talgarnyn-Tal-Tschoku, bis zur Montblanchöhe von 14—15000 F. Der Berg ist in einen weiten Mantel ewigen Schnees gehüllt, der fast ununterbrochen das Querjoch und nach beiden Seiten hin die Parallelketten etwa 7 M. weit in O. und W. bedeckt. Die Pässe liegen hier 8000—9900 und auf den Seitenflügeln 4700—7000 F. hoch, die Ebenen, dicht am Fuße des Gebirgs, 2—3000, die mit Tannenwäldern erfüllten Querthäler 4—7000, die untere Schneegrenze 11000—11500 F. hoch. — Der Alatauische Bezirk oder Kreis, d. i. das Land der Großen Kirgisenhorde und der Schwarzen Kirgisen oder Buruten (am Issy-Kul), umfaßt das Siebenstrom- und das Trans-Ili-Land, ein Gebiet von 3364 Q.-M. mit 150000 E. Nach dem Ukas vom 25. Dec. 1862, der die Grenzen des Kreises näher bestimmt und die Verwaltung regelt, ist letztere einem unter dem Militärgouverneur von Semipalatinsk stehenden Militärchef übertragen, welcher in der seit 1854 bestehenden Festung Wernoje seinen Sitz hat. Diese Festung, bei den Einheimischen auch Almaty benannt und in kaum 10 Jahren aus einem Fort zu einer Stadt von mehr als 4000 E. herangewachsen, ist die am weitesten in Centralasien vorgeschobene Colonie der Russen. Sie liegt 58 M. im SSW. von Kopal, 2533 F. über dem Meere, am Nordfuße des schneebedeckten A.

Alatyr, Kreisstadt im russ. Gouvernement Simbirsk, 28 M. im SW. von Kasan, links an der Sura, die gegen N. in die Wolga fließt und hier den fast 40 M. langen, für die Flößerei von Bauholz wichtigen A. von W. her aufnimmt, der von dichten Wäldern und fast unbewohnten Ufern eingefaßt ist. Die Stadt zählt 7713 E., hat den ansehnlichsten Hafen an der Sura, 14 Kirchen, darunter eine Kathedrale, drei Schulen und eine wohlthätige Anstalt. Im Kreise A. sind Teppichwebereien und Tuchfabriken im Betrieb.

Alaun, im ursprünglichen und gewöhnlichen Sinne, ist ein Doppelsalz von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurer Thonerde, und wird zu näherer Bezeichnung Kalialaun genannt. Er bildet octaëdrische, farblose Krystalle, welche 45½ Proc. ihres Gewichts Krystallwasser enthalten, im Wasser auflöslich und von süßlich zusammenziehendem Geschmack sind. Erhitzt

schmilzt er in seinem eigenen Wassergehalte und hinterläßt nach dem Verdampfen desselben eine schwammig aufgeblähte, weiße, in Wasser nur sehr langsam lösliche Masse, den sogenannten gebrannten A. (Alumen ustum), welcher in der Medicin als gelindes Aetzmittel und zum Stillen von Blutungen angewendet wird. Der A. in seinem gewöhnlichen (wasserhaltigen) Zustande findet ausgedehnte Benutzung als Beizmittel in der Färberei und Zeugdruckerei, zur Weißgerberei (daher die Benennung alaungares Leder oder Alaunleder für weißgares Leder), als Zusatz zum Leim in der Papierfabrikation, als Material zur Bereitung verschiedener Farben und andrer chemischer Producte, zum Klären der natürlich trüben Wässer für Fabrikzwecke, zur Bereitung feuerabhaltender Anstriche auf Holzwerk (z. B. Leimwasser mit A. gesättigt und mit Ziegelmehl und zerriebenem Hammerschlag vermengt), als ein Mittel, den Leimfarbenanstrichen auf Holzwaaren die Klebrigkeit zu benehmen u. s. w. A. kommt fertig gebildet in der Natur vor in der Nähe von Vulkanen, besonders der Solfataren (im Erlöschen begriffener Vulkane), wo er sich durch Einwirkung von Schwefelsäure und schwefeliger Säure aus feldspathaltigen Gesteinen bildet (auf den Liparischen Inseln, auf Sicilien, den Azoren u. s. w.); ferner neben andern Salzen in einigen Mineralwässern (Alaunwässern), wie zu Buckowine in Schlesien, Lausigk in Sachsen. Doch ist dies von keiner Bedeutung gegen die ungeheuern Mengen, welche durch Kunst in zahlreichen Fabriken (Alaunwerken, Alaunsiedereien) bereitet werden. Der Ruf des röm. A., den man früher seiner besondern Reinheit wegen vor allen schätzte, hat jetzt längst keine vorzugsweise Geltung mehr. Die Alaunfabrikation findet auf drei verschiedenen Wegen statt: aus Alaunstein (einer natürlichen Verbindung von schwefelsaurem Kali mit basisch-schwefelsaurer Thonerde) durch Brennen, Verwittern, Auslaugen, Abdampfen und Krystallisiren; aus gewissen schwefelkies- und thonerdehaltigen Mineralkörpern, wozu besonders der Alaunschiefer und Alaunthon (ein mit Schwefelkies durchdrungener Thonschiefer oder Schieferthon) sowie manche Sorten Braunkohle und Steinkohle gehören, durch Verwittern (öfters nach vorausgegangenem Brennen), Auslaugen und Versetzen der durch Abdampfen concentrirten (hauptsächlich schwefelsaure Thonerde und Eisenvitriol enthaltenden) Lauge mit einem Kalisalze, wobei A. als krystallinisches Pulver (Alaunmehl) zu Boden fällt; endlich aus Thon, den man schwach glüht und mit Schwefelsäure behandelt, wonach der so gewonnenen schwefelsauren Thonerde schwefelsaures Kali zugesetzt wird. Für die meisten Anwendungen des A. ist es wichtig, daß derselbe frei von Eisengehalt sei, weshalb er durch Umkrystallisiren sorgfältig gereinigt wird. In der Chemie pflegt man verschiedene, dem eigentlichen (Kali-)A. in der Zusammensetzung analoge und in der Krystallisation gleiche, schwefelsaure Doppelsalze mit dem Namen A. zu belegen, aber durch Beinamen zu unterscheiden. Tritt an die Stelle des schwefelsauren Kali das schwefelsaure Natron oder schwefelsaure Ammoniak, so entsteht der Natronalaun und Ammoniakalaun. Letzterer kommt häufig im Handel vor und vertritt für die meisten Anwendungen vollkommen den Kalialaun. Ist die schwefelsaure Thonerde des gewöhnlichen A. durch schwefelsaures Eisenoxyd oder schwefelsaures Chromoxyd ersetzt, so geht der Eisenalaun und Chromalaun hervor, welche einige Anwendung in der Färberei und Druckerei finden. Der für die Technik wichtigste Bestandtheil des eigentlichen (Kali- und Ammoniak-)A. ist die Thonerde, welche in reinem Zustande am leichtesten aus dem A. dargestellt werden kann und deshalb auch Alaunerde genannt wird. Denselben Namen führt aber gleichfalls ein mit Braunkohle und Schwefelkies durchdrungenes, erdiges Mineral von dunkelbrauner Farbe, welches, gleich dem Alaunschiefer, auf A. verarbeitet wird.

Aláva, die südlichste und größte, aber volksärmste der drei baskischen Provinzen im NO. von Spanien, auch nach der Hauptstadt Vittoria benannt, hat ein Areal von 56,6 Q.-M., zählt 96368 E. und grenzt im N. an die beiden andern baskischen Provinzen, Biscaya und Guipuzcoa, im O. an Navarra, im S. und W. an Altcastilien. Sie bildet eine zum obern Ebro herantretende südl. Terrasse des cantabrischen Küstengebirges, welches hier unter den Specialnamen der Sierra-Alta, der Montes-de-Altube und Sierra-de-Aranzazu die Nordgrenzen der Provinz umsäumt. Der Ebro berührt theilweise die Südgrenze; er nimmt die Zadorra als linken Nebenfluß auf. Zwei Hauptstraßen, welche von Burgos kommen und sich bei Poncorbo spalten, durchziehen das Land und überschreiten das etwa bis zu 4000 F. sich erhebende Gebirge einerseits bei Orduña zur Verbindung mit Bilbao, andererseits bei Salines zur Verbindung nach Tolosa und Bayonne, sodaß A. ein wichtiges Passageland zwischen Castilien und Frankreich bildet. Die Gebirge des Landes mildern die dürre Hitze des in seinem mittlern, ebenen Theile, der Llanda-de-Vittoria, durchschnittlich 1609 F. hohen Plateau zu einem glücklichen Klima, das den Schnee selten in den untern Thälern zeigt, im Aug. den

Weizen, im Oct. den Mais reifen läßt, und den Weinstock, selbst den Oelbaum in seinem Gedeihen begünstigt. Die fruchtbarste Gegend ist das längs dem Ebro hinziehende, unter dem Namen der Rioja-alavesa bekannte Hügelgelände, in welchem viel Obst und namentlich Wein gebaut wird. Die centrale Hochebene erzeugt sehr viel Getreide, dessen Ueberschuß nach Biscaya und Guipuzcoa ausgeführt wird, desgleichen viel Hanf und Gartenfrüchte. Außerdem besitzt das Land herrliche Eichenwälder, bei Barambio Bleigruben, eine große Anzahl Mineralquellen, unter denen, als Bäder benutzt, die kalte von Villa-real und die warmen von Uribarri und Berriatua den meisten Ruf haben. Die Bewohner des Landes (Alaveses) sind ein kräftiger, rühriger Volksschlag. (S. Basken.)

Alba (Alba Pompeja), Bischofssitz und Hauptstadt eines in 12 Mandamentos eingetheilten Bezirks von $19^1/_4$ Q.-M., mit 122013 E., in der piemont. Provinz Cuneo oder Coni des Königreichs Italien, am Tanaro und nahe der Mündung der Curasca, $6^1/_2$ M. im SO. von Turin, in einer fruchtbaren Ebene (Albezano). Die Stadt ist kreisförmig gebaut, von herrlichen Akazienpromenaden, statt der frühern Mauern, umgeben und zählt 9396 E. Ihre sehenswerthen Gebäude sind: die nach der Angabe Bramante's 1486 aufgeführte Kathedrale, die Franciscanerkirche mit Frescogemälden nach Perugino, die Magdalenenkirche, der große und schöne bischöfl. Palast, das Hospital und der an Kunstschätzen des Alterthums reiche Palast des Grafen Veglio di Castelletto. A. treibt Handel mit Wein, Trüffeln, Vieh und ausgezeichnetem Käse, Robiole genannt. Den Beinamen Pompeja erhielt die Stadt im Alterthum zu Ehren des Pompejus Strabo, des Vaters von Pompejus Magnus, der ihr die Rechte einer Stadt verlieh. Aus dem Alterthume hat man hier Denkmäler und Inschriften gefunden.

Alba (Alba Fucentia), kleine Stadt in der neapolit. Provinz Aquila des Königreichs Italien, im NW. des Fucinersees, ist von cyklopischen Mauern umschlossen und begreift die drei Apenninenhöhen Colle-di-A., Colle-di-Pettorino, und Colle-di-San-Pietro, von denen nur noch die erste bewohnt, welche eine reizende Aussicht auf den See gewährt. A. war eine Stadt der Aequer, erhielt nach deren Unterjochung 303 v. Chr. eine röm. Colonie und diente später als Staatsgefängniß. Auch im Mittelalter war es Festung. Von den Werken sind, außer den Thoren mit viereckigen Thürmen, besonders drei der polygonen Mauern interessant, welche an dem terrassenförmig ausgeschnittenen Felsen übereinander aufsteigen. Auf der Höhe des Colle-di-Pietro sieht man in der sehr alten Basilica San-Pietro die Reste eines alten Tempels mit Zellenmauern von prächtigem Quaderbau und polygonen Substructionen, sowie Reste von Säulen in den Wänden der Kirche vermauert. Die Kirche hat drei Schiffe mit antiken korinthischen Säulen, in der Mitte ein Ambo von vorzüglicher musivischer Arbeit u. s. w. Auch Spuren eines Theaters und Amphitheaters hat man in A. entdeckt. Vgl. Promis, «Le antichità di Alba Fucense etc.» (Rom 1836).

Alba-de-Tormes, Stadt in der span. Provinz Salamanca in Leon, liegt anmuthig auf einem Hügel am rechten Ufer des Tormes, südöstl. von Salamanca. Der mit Mauern umgebene Ort zählt 2352 E., besitzt neun Kirchen, fünf Klöster, ein stolzes Schloß (die Stammburg der Herzoge von A.) und eine Steinbrücke von 26 Bogen. Seit 1469 gehörte der Ort als Herzogthum dem Hause Toledo. Bei A. wurden die Spanier unter Herzog del Parque 28. Nov. 1809 von den siegreichen Franzosen unter Kellermann eingeschlossen.

Alba (Ferd. Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminister und General der span. Armeen unter Karl V. und Philipp II., geb. 1508, stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens. Erzogen unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, focht er als Jüngling schon in der Schlacht bei Pavia und hatte dann den gefangenen König Franz I. zu bewachen. Unter Karl V. befehligte er 1530 in Ungarn, war dann bei der Belagerung von Tunis, bei dem Zuge gegen Algier, vertheidigte im Kriege gegen Frankreich Perpignan gegen den Dauphin und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus, sodaß er zum Herzog von Alba ernannt wurde. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben indeß keine hohe Idee von seinen militärischen Talenten, und selbst Karl V., dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entscheidende Schlacht zu liefern, übertrug ihm 1546 mehr aus Gunst als aus Anerkennung seiner Talente den Oberbefehl über die kaiserl. Truppen gegen den Schmalkaldischen Bund. In dieser Stellung gewann er 1547 die Schlacht bei Mühlberg gegen den Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich. Unter seinem Einflusse und Vorsitze verurtheilte der Kriegsrath den gefangenen Kurfürsten zum Tode, und ganz gegen seinen Willen war es, daß der Kaiser dieses Urtheil milderte. Unter dem Kaiser nahm er dann theil an dem

Zuge gegen Heinrich II. von Frankreich, um Metz, Toul und Verdun wiederzunehmen. Doch blieben hier die Anstrengungen A.'s wie des Kaisers ohne Erfolg. Glücklicher war A. als Oberbefehlshaber und Vicekönig in Italien gegen die vereinigte päpstl. und franz. Armee, die er 1555 wiederholt besiegte. Auch nach der Abdankung Kaiser Karl's V. (1556) behielt er den Oberbefehl, eroberte den Kirchenstaat, der nach dem Abzuge des franz. Heeres (1557) ihm gänzlich preisgegeben war, mußte jedoch auf Philipp's II., seines neuen Herrschers, Befehl mit dem Papste Paul IV. Frieden schließen und alles Eroberte zurückgeben. Aus Italien abgerufen, erschien A. 1559 am franz. Hofe, mit dem Spanien im Frieden zu Château-Cambresis sich eben ausgesöhnt, und ließ sich Elisabeth, die Tochter Heinrich's II. (die anfangs für den Kronprinzen Don Carlos bestimmt war), für seinen König antrauen.

Als sich die niederl. Provinzen gegen die Gewaltherrschaft und Inquisition Spaniens erhoben, rieth A. dem Könige, den Aufstand mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König ging darauf ein und sendete A. 1567 an die Stelle seiner Schwester Margarethe als Statthalter mit unumschränkter Gewalt und einer kleinen, aber aus Kerntruppen bestehenden Armee nach den Niederlanden. Die Reiterei dieses Corps stand unter Befehl von A.'s natürlichem Sohne Don Fernando de Toledo, Prior des Johanniterordens. Kaum war A. in Flandern angelangt, als er ein Ausnahmsgericht, den sogenannten Blutrath, einsetzte, in welchem er anfangs selbst präsidirte, dann aber den blutgierigen Don Juan de Vargas präsidiren ließ. Ohne Unterschied wurden von diesem Tribunal alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig erschienen oder deren Reichthum zur Habsucht reizte. Gegenwärtigen und Abwesenden, Lebenden und Todten machte man den Proceß und zog ihre Güter ein. Viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England aus, mehr als Hunderttausend verließen ihr Vaterland, viele andere begaben sich unter die Fahnen der geächteten Prinzen Ludwig und Wilhelm von Oranien. Noch trotziger gemacht durch die Niederlage seines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ A. die Grafen von Egmond und von Hoorn auf dem Blutgerüste sterben. Nachdem er den Prinzen Ludwig geschlagen und den Prinzen Wilhelm genöthigt hatte, nach Deutschland zurückzugehen, zog er im größten Triumph 22. Dec. 1568 in Brüssel ein. Vom Papste als Vertheidiger des kath. Glaubens mit einem geweihten Hute und Degen beschenkt, womit früher nur gekrönte Häupter ausgezeichnet wurden, stieg sein Uebermuth aufs höchste. Er ließ eine Bildsäule gießen, ihn darstellend, wie er zwei Menschenfiguren, angeblich Sinnbilder des niederl. Adels und Volks, mit dem Fuße niedertritt, und dieselbe in Antwerpen aufrichten. Seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldaten. Noch widerstanden nur Holland und Seeland seinen Waffen. Da ward eine Flotte, die auf seinen Befehl ausgelaufen war, vernichtet, und überall erhob sich das Volk von neuem. Dies und noch mehr vielleicht die Furcht, die Gunst des Königs und seinen Kriegsruhm zu verlieren, bewogen ihn, um seine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte sie ihm Philipp, der, als er sah, daß durch diese Grausamkeiten nur der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen wollte. A. übergab die Anführung der Truppen dem edeln Don Luis de Requesens und verließ 18. Dec. 1573 das Land, in dem er 18000 Menschen, wie er sich rühmte, hatte hinrichten lassen. Durch ihn war ein Krieg entzündet worden, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Mill. Thlr., seine schönsten Truppen und dessenungeachtet sieben der reichsten niederl. Provinzen kostete. A. wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, genoß aber nicht lange sein altes Ansehen. Einer seiner Söhne, Don Federigo, hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen sie zu heirathen, verführt, und wurde deswegen verhaftet. A. unterstützte seine Entweichung und verheirathete ihn, gegen den Willen des Königs, an eine seiner Verwandten. Deshalb vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen, lebte er dort zwei Jahre, bis die Angelegenheiten in Portugal, auf das Philipp II. Erbansprüche machte, den König veranlaßten, von neuem zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. A. führte ein Heer nach Portugal, vertrieb den von den Portugiesen als Enkel Johann's III. zum Könige erwählten Don Antonio, und eroberte 1581 das ganze Land. Mit seiner gewohnten Raubsucht und Grausamkeit bemächtigte er sich der Schätze der Hauptstadt und erlaubte seinen Soldaten, die Vorstädte und ihre Umgebungen zu plündern. Philipp, darüber unwillig, wollte das Betragen des Herzogs untersuchen lassen; allein das trotzige Benehmen desselben und die Furcht vor einer Empörung verhinderten es. A. starb zu Thomar 12. Jan. 1582. Er hatte eine stolze Haltung, ein edles Ansehen und einen starken Körper, der leicht die Mühen des Kriegs und eine angestrengte Thätigkeit ertrug. Sein Gesicht war hager, finster, aus seinem Auge leuchtete Fanatismus. Gegen seinesgleichen benahm er sich stolz, gegen Untergebene und Bittende herrisch und hart. Engen Geistes, wußte er doch jedes

Hinderniß durch eisernen Willen zu überwältigen. Als Feldherr war er ein Fabius, wachsam und zögernd, und dieser Kriegführung verdankte er seine Erfolge. Man behauptete von ihm, daß er während 60jähriger Kriegsdienste nie eine Schlacht verloren habe und nie überfallen worden sei. Vgl. außer den ältern Biographen (Meursius u. s. w.) besonders Motley, «The rise of the Dutch Republic» (3 Bde., Lond. 1856; deutsch, 3 Bde., Dresd. 1857—60).

Albacete, eine nach ihrer Hauptstadt benannte Provinz im südöstl. Spanien, bildet die größere nordwestl. Hälfte des ehemaligen Königreichs Murcia, grenzt im N. an Neucastilien, im O. an die Provinzen Valencia und Alicante, im SO. und S. an die Provinzen Murcia und Granada, im W. an Jaen, und zählt auf 280,6 Q.-M. 201118 E. Das Land ist größtentheils eben oder hügelig, nur im W. gebirgig, ein meist baumloses, wenig angebautes Plateau, die östl. Fortsetzung der Mancha und nächst Ciudad-Real die am schwächsten bevölkerte Provinz von ganz Spanien. A. erzeugt jedoch viel Getreide, Wein, Safran und Schafwolle, ist reich an Metallen, Schwefel, Steinkohlen, Salz und Mineralquellen, und besitzt im Seguragebirge und im Quellbecken der Segura, von welcher es in zwei fast gleiche Hälften geschieden wird, bedeutende Kiefernwaldungen. Die Provinz wird durch die von Madrid nach Valencia und Alicante führende Eisenbahn durchzogen. — An dieser Bahn liegt die Hauptstadt A. gegen 2100 F. über dem Meere, eine gut und regelmäßig gebaute, sehr lebhafte und wohlhabende Ciudad von 11860 E., in einer weiten, viel Getreide producirenden Ebene, an der alten valencianischen Heerstraße. Sie ist der Sitz der Provinzialregierung und eines Obergerichts, besitzt mehrere Kirchen, zwei Hospitäler, ein Instituto, eine Normalschule, einen Stiergefechtscircus u. s. w. Die Stadt hält im Sept. eine Messe und treibt Handel mit Messerschmiedewaaren, die hier in großer Menge fabrizirt werden.

Albalonga, die älteste Stadt der Latiner in Latium, war nach der röm. Sage von Ascanius, dem Sohne des Aeneas, erbaut und nach dessen Tode von Aeneas Sylvius, seinem zweiten Sohne, beherrscht. Sie lag auf dem Mons Albanus und am nordöstl. Ende des Lacus Albanus und führte ihren Namen von ihrer langgestreckten Lage auf dem Rücken des weißen Kalkgebirgs. Später war A. das Haupt des latinischen Städtebunds und Mutterstadt vieler Colonien, darunter auch Roms, mit welchem sie anfangs in enger Verbindung stand, bis der Verrath des Dictators Mettius Fufetius die Römer zur Rache aufrief. A. wurde durch den röm. König Tullus Hostilius bis auf den Tempel des Jupiter vollständig zerstört und die Bürger nach Rom verpflanzt. In späterer Zeit war die Gegend, in welcher A. lag, aufs beste angebaut, mit den edelsten Reben bepflanzt und prächtigen Villen geschmückt, aus denen nach und nach eine neue Stadt, das Municipium Albanum, das heutige Albano (s. d.) entstand.

Albān, der Heilige, der erste Märtyrer Britanniens, geboren zu Verulamium in Britannien, kam in früher Jugend seiner Ausbildung wegen nach Rom, kehrte aber später wieder in seine Vaterstadt zurück. Nachdem er hier noch längere Zeit als Heide gelebt, ward er durch einen flüchtigen Christen, den er in sein Haus aufgenommen, zum Christenthum bekehrt und während der Christenverfolgung unter Diocletian 22. Juni 286 (nach Angabe Beda's) hingerichtet. An diesem Tage feiert auch die Kirche sein Gedächtniß. Nach ihm ist die Stadt St.-Albans (s. d.) in England benannt.

Albāni, der Name einer reichen und berühmten Familie Roms, die aus Albanien, woher sie stammt, 1464 vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte sie sich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino erhielt. Die Familie verdankt ihren Glanz dem Umstande, daß es ein A. war, der Papst Urban VIII. die Nachricht von der Erwerbung Urbinos überbrachte. Einflußreicher wurde die Familie, als Giovanni Francesco A., aus dem Zweige Urbino, unter dem Namen Clemens XI. 1700 den päpstl. Stuhl bestieg. Derselbe mehrte auch während seines langen Pontificats den Reichthum der Familie außerordentlich. — A. (Annibale), geb. zu Urbino 15. Aug. 1682, widmete sich dem geistlichen Stande und ging 1709 als Gesandter Clemens' XI. nach Wien, um mit diesem den Kaiser auszusöhnen. Er erhielt 1719 die wichtige Stelle eines Kämmerlings der röm. Kirche, zog sich aber 1747 unter Benedict XIII., um den Wissenschaften zu leben, nach seinem Bisthum Urbino zurück, und starb 21. Sept. 1751. Eine prächtige Bibliothek, eine Kunstsammlung, ein Münzcabinet, beschrieben von Venuti (2 Bde., Rom 1739), das später in das vaticanische überging, dessen vorzüglichsten Theil es ausmacht, sowie einige gelehrte Arbeiten, z. B. «Memorie concernenti la città d'Urbino» (Rom 1724), zeugen von seinen vielfältigen Kenntnissen. — A. (Alessandro), des vorigen Bruder, geb. zu Urbino 15. Oct. 1692, trat nach dem ausdrücklichen Wunsche Clemens' XI. ebenfalls in den geistlichen Stand und wurde

schon 1721 durch Innocenz XIII. zum Cardinal erhoben. Seit 1720 Nuntius am kaiserl. Hofe zu Wien, ernannte ihn später Maria Theresia zu ihrem Minister am päpstl. Hofe und zum Conprotector ihrer Staaten. Zuletzt war er Bibliothekar des Vatican. Er gehörte zu den thätigsten Freunden der Jesuiten und nahm lebhaften Antheil an den vielen Händeln, die der päpstl. Hof damals zu bestehen hatte. Den größten Genuß gewährte ihm seine im Palast A. und besonders in der von ihm vor der Porta-Salara erbauten Villa aufgestellte Kunstsammlung, bei deren Anordnung und Bereicherung ihm Winckelmann, Marini, Fea und Zoega, dann Mengs die wesentlichsten Dienste leisteten. Noch ist diese Sammlung sehr reich an griech. und röm. Alterthümern und andern Kunstgegenständen, wie viel auch daraus nach Frankreich entführt und 1815 nach München verkauft worden ist. Unermüdet thätig, doch nie Schriftsteller, starb A. 11. Dec. 1779. — A. (Carlo), der vorigen Bruder, geb. 1687, ward, nachdem er 1715 das Herzogthum Soriano erkauft, 1721 von Innocenz XIII. zum Principe ernannt, und starb 1724. — A. (Giovanni Francesco), der Sohn des letztern, geb. 26. Febr. 1720, wurde sehr jung Bischof von Ostia und Velletri und schon im 27. J. Cardinal. Doch vernachlässigte er, dem eine sehr einnehmende Gestalt, Geist und Kenntnisse überall Zutritt verschafften, anfangs als lebensfroher Jüngling die geistlichen Angelegenheiten. Den Bemühungen der Jesuiten, für deren Zwecke er eifrig arbeitete, verdankte er fortwährend bedeutenden Einfluß. Gegner der franz. Partei und fanatischer Feind der Revolution, floh er aus Rom, als die Franzosen unter General Berthier 1798 das päpstl. Gebiet überzogen. Seine und seiner Familie Güter wurden von den Franzosen in Beschlag genommen. A. kehrte indeß nach Rom zurück, nachdem Pius VII. den päpstl. Stuhl bestiegen hatte. Er starb im Sept. 1809. — A. (Giuseppe Andrea, Fürst), der Neffe des vorigen, geb. zu Rom 13. Sept. 1750, erhielt durch Pius VII. 1801 den Cardinalshut. Seine Jugend hatte er im Müßiggange zugebracht, die Musik jeder andern Beschäftigung vorziehend. Doch entwickelte er glänzende Anlagen, als die Noth ihn zwang, sich um Geschäfte zu bekümmern. Im Sinne seiner Familie schloß er sich Oesterreich gegen Frankreich an. Aufgefangene Briefe von ihm aus Wien, wo er sich 1796 im Interesse des päpstl. Stuhls aufhielt, gaben den Franzosen einen Vorwand, den Waffenstillstand zu brechen und Rom zu besetzen. Er verlor damals seine beträchtlichen Pfründen in Oberitalien. Sein Palast ward geplündert, und er lebte zurückgezogen in Wien, bis er 1814 wieder nach Rom zurückkehrte. Leo XII. ernannte ihn zum Legaten in Bologna, und Pius VIII. 1829 zum Staatssecretär. Während der Unruhen in den Legationen (1831) ward er als apostolischer Commissar mit Truppen nach Bologna geschickt. Er rief Oesterreich um Schutz an, und kehrte, ohne die neue Organisation in Bologna befestigt zu haben, nach Rom zurück. Bald nachher legte er seine Aemter nieder und zog sich nach Pesaro zurück, wo er 3. Dec. 1834 starb. Er vermachte sein Vermögen einem Seitenverwandten, der dafür den Familiennamen fortführen mußte.

Albani (Francesco), ein Maler der Bolognesischen Schule, aus der Zeit der Caracci, wurde zu Bologna 1578 geboren und starb daselbst 1660. Er hatte zu Lehrmeistern den Niederländer Calvaert, hierauf die Caracci, zum Jugendfreund und Mitschüler den Guido Reni, bis späterhin Eifersucht sie trennte und zu Gegnern machte. A. hat über 50, meist treffliche und der Schule der Caracci würdige Altarbilder gemalt. Mehr aber zog ihn seine Eigenthümlichkeit zur Darstellung idyllischer Gegenstände, zu anmuthigen Spielen der antiken Mythe, und solchen ist auch die Mehrzahl seiner Werke gewidmet. Seine Landschaften, die einen wesentlichen Theil seiner Bilder ausmachen, sind voll sonniger Heiterkeit und Anmuth, indeß haben die durch seine Vorliebe für die gleichzeitige Schäferpoesie entstandenen Schöpfungen oft mehr einen dichterischen als malerischen Charakter. Selbst seine Familie übte Einfluß auf seine Weise. A. besaß von seiner zweiten, höchst anmuthigen Frau 12 Kinder von so großer Schönheit, daß er in ihnen die schönsten Modelle für seine Venus, Galathea, Amorinen oder Engelsköpfe vor Augen hatte, was indeß auch eine gewisse Gleichförmigkeit in den Gesichtszügen seiner Figuren herbeiführte. Vorzüglichen Ruf erwarb er sich durch die oft wiederholte Darstellung der vier Jahreszeiten oder Elemente. Dagegen fehlt A. die eigentliche, unmittelbare Lebenskräftigkeit; ein gewisses conventionelles Element tritt fast immer an die Stelle des tiefern Seelenausdrucks und macht die Eintönigkeit in den Bildern bemerkbarer.

Albani (Matthias), ein vortrefflicher Geigenmacher aus Bozen in Tirol, daselbst geb. 1621, war einer der besten Schüler Stainer's. Seine ausgezeichnetsten Instrumente verfertigte er um die Mitte des 17. Jahrh. Er starb zu Bozen 1673. Weit berühmter ist sein Sohn, ebenfalls Matthias mit Vornamen geheißen, der, in der Mitte des 17. Jahrh. zu Bozen

geboren, zuerst Schüler seines Vaters war, dann bei den Amati in Cremona arbeitete und endlich sich in Rom niederließ. Seine besten Violinen, die fast denen der Amati gleichgeachtet werden, stammen aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrh. — Ein dritter A., dessen Vorname und Lebensumstände unbekannt sind, lebte im 17. Jahrh. zu Palermo und verfertigte ebenfalls geschätzte Geigen.

Albania hieß bei den Alten eine Landschaft Asiens, die östlich vom Kaspischen Meere, nördlich vom Keraunischen Gebirge, im W. von Iberia begrenzt, im S. durch die Flüsse Kyrnos und Araxes von Armenien geschieden war. Die Landschaft, zum großen Theil Ebene, war besonders in ihren südl. Strichen ungemein fruchtbar an Getreide und Wein. Die Bewohner werden von Strabo als träge geschildert und beschäftigten sich lieber mit Jagd, Fischerei und Viehzucht als mit Ackerbau. Die Römer lernten die Albaner zuerst im Pontischen Kriege kennen, wo sie gegen Pompejus ein ansehnliches Heer gestellt hatten. Zur Kaiserzeit gehorchten die Albaner, über deren Abkunft und Verwandtschaft sich nichts Bestimmtes sagen läßt, röm. Statthaltern. Das Land entspricht dem heutigen Schirwan nebst dem südl. Theile von Daghestan. Zur Zeit des Prokop wohnten in jener Gegend Alanen, weshalb auch das Land noch später Alania genannt wird.

Albanien, in der Sprache der Bewohner selbst Schkiperia, ist der Name der südwestlichsten Provinz der europ. Türkei, welche sich auf dem Küstengebiet des alten Illyrien und Epirus zwischen 39—43° nördl. Br. und, seiner engern nationalen Abgrenzung nach, zwischen beinahe 37—39° östl. L. erstreckt. Sein Flächenraum wird, je nachdem man bei der willkürlichen Ejaleteintheilung des Osmanischen Reichs Theile von Thessalien und Macedonien hinzurechnet oder das Land nach der geschichtlichen und völkerschaftlichen Beschränkung abgrenzt, auf 750 oder 1661 Q.-M. angegeben. Im engern Sinne bilden im O. Macedonien und Thessalien die Grenze. Bestimmter sind die Grenzen im S. das Königreich Griechenland, im W. das Ionische und das Adriatische Meer, zwischen welchen beiden das Cap Glossa oder Linguetta (der Ausläufer des Akrokeraunischen Gebirgs) dem unterital. Otranto sich bis auf etwa 9 M. nähert, und im N. Zrnagora (Montenegro), Bosnien und Serbien. In seiner innern Gliederung wird A. vollständig durch die südl. Ausläufer des Systems der Dinarischen und Dalmatischen Alpen bestimmt. Während von dem gemeinsamen Knotenpunkte, dem 8000 F. erreichenden Tschardagh oder Skardus, sich gegen O. der lange Zug des Balkan oder Hämus absondert, streicht in gerader Richtung von N. nach S. das Pindusgebirge (Mezzowogebirge) in einer Höhe von 5—8000 F., mit verschiedenen, aus den Mythen des alten Thessalien berühmten Bergen, und mit dem nördl. Hauptgebirgsstock durch den besonders im Grammosgebirge charakteristisch erscheinenden, sich nicht mächtig erhebenden oberalban.-macedon. Zug verbunden. Im einzelnen aber unterscheiden sich die Landschaften, welche sich an das Grammos- und Pindusgebirge lehnen, so wesentlich, daß ein scharfer Gegensatz zwischen dem nördl. Oberalbanien und dem südl. Unteralbanien sich auch in der Geschichte geltend gemacht hat. Oberalbanien, dem alten Illyrien entsprechend, fällt rasch und ziemlich steil zu den flachen Lagunenküsten ab, wo fortwährend durch die Anschwemmungen der Flüsse die Meerestiefe verändert wird. Einige muldenförmige Einsenkungen des Innern (unter welche der See Lychnitis, jetzt Ochridasee, gehört) gewähren den, vor den ungesunden Ausdünstungen der Küstensümpfe, besonders im Spätsommer vor dem Bojannafieber, flüchtigen Bewohnern Zuflucht. Dagegen erscheint Unteralbanien (das alte Epirus) durchaus vulkanischer Natur (was auch der alte Name des Chimäragebirgs bedeuten will), noch jetzt von Erdbeben, wenn auch nicht sehr heftig, heimgesucht, mit wilden, zerrissenen Höhen, vielen Gebirgskesseln und ausgebrannten Kratern, mit sehr steilen, nur am südlichsten Ende ebenen Küsten. Die Höhenzüge bilden für das ganze A. eine feste, natürliche Grenze gegen Thessalien und Macedonien. Die Pässe sind gegen O. sehr leicht zu vertheidigen, und nur im NO. ist das Land gegen die Türkei geöffnet. Bei der sehr geringen Breitenausdehnung des Landes läßt der gebirgige Charakter desselben eine nur sehr geringe Entwickelung von Flußsystemen zu. Die bedeutendsten Flüsse sind von N. nach S. die Bojanna, welche als die montenegrinische Moraka (Moratscha, Moraza) erst in den See von Skadar eintritt und dann beim Austritt aus demselben den andern Namen erhält; der Dri oder Dril (der größte von allen), welcher durch den Zusammenfluß des den großen Ochridasee in Mittelalbanien bildenden Schwarzen und des im N. auf eigentlich serbischem Gebiet entspringenden Weißen Drin entsteht und eine einfache Grenze der nördl. und südl. Stämme bildet; ferner der Schkumbi, Semeni, und die zwischen Felsen eingeengte, daher tiefe Vojussa oder Wojutza (der alte Avus). Unter den ziemlich wilden Bergströmen im S.

ist der nennenswertheste der Acheron (s. d.). Größere Wassermassen haben sich in Seen von zum Theil bedeutender Ausdehnung angesammelt, besonders im N., wo, außer einigen an der serbischen Grenze, besonders der von Skadar oder Skutari, ungefähr 4 M. lang und 1½ M. breit, und der fast ebenso lange und bis 2 M. breite Ochridasee zu nennen sind; im S. nur der 2 M. lange Jánninasee. Das Klima ist, abgesehen von den nördl. Lagunenküsten, vortrefflich, die südital. Hitze gleicher Breitengrade gemäßigt durch Gebirgs- und Seeluft. Einen erheblichen natürlichen Unterschied macht die Oeffnung der einzelnen Thäler nach S. oder andern Himmelsrichtungen. Der Boden würde bei einiger Pflege reichen Ertrag abwerfen. Mais und andere Getreidearten gedeihen in den Niederungen wie auf den Höhen des Südens; Taback wächst in Fülle; an den Küsten ziehen sich reiche Oelbaumwälder hin, welche bedeutende Ausfuhr liefern; aus den Waldungen der Höhen wurde besonders früher viel Schiffbauholz nach Aegypten und Nordafrika verhandelt. Von besonderer Wichtigkeit sind die weidereichen Gebirgsabhänge, welche die Rinder-, Ziegen- und Schafzucht begünstigen, sodaß viel Leder ausgeführt wird. Der übrige Gewinn aus dem Thierreich beschränkt sich im wesentlichen auf Ausfuhr von Schildkröten, besonders nach Triest, von Blutegeln, an denen die Seen reich sind, und von Wachs. Die Korallenfischereien waren früher sehr bedeutend, sodaß Ali-Pascha von Jánnina sie an Neapolitaner verpachten konnte; statt ihrer ist die Seesalzbereitung besonders bei Awlona aufgekommen. Der friedlichen Benutzung und Verarbeitung der von der Natur hier ziemlich reichlich dargebotenen Mittel sind die Einwohner ziemlich abhold.

Die Albanesen oder, nach türk., aus dem verderbten Arbanitai der Byzantiner entstandener Bezeichnung, Arnauten, oder, wie sie sich selbst nennen, Schkipetaren (was nach unverbürgter Erklärung Bergbewohner bedeuten soll), sind ein schöner, kräftiger, bisweilen an althellenischen Typus erinnernder Menschenschlag, dessen Seelenzahl nach genauen Schätzungen im türk. Reich auf etwa 1,310000 sich belaufen mag, eine besondere Gruppe innerhalb der indogerman. Völkerfamilie bildend und in dem gegenwärtigen Bestande wahrscheinlich aus einer Vermischung illyrisch-epirotischer und griech. Volkselemente hervorgegangen. Wie ihre Heimat zerfallen auch sie in zwei scharfgeschiedene Gruppen, der Gegen im N. und der Tosken im S. Am reinsten stellen die erstern das albanesische Element dar, indem nur ganz im N. serbische Beimischungen stattgefunden haben, und ganz verstreut wallachische Colonien eingedrungen sind; dagegen sind die Tosken stärker mit griech. Elementen versetzt. Alle haben eine sehr ursprüngliche Gliederung in Stämme (Phis oder Phares) bewahrt, sodaß sie im ganzen ziemlich unabhängig von der Pforte stehen, zumal die ganz nördl. Stämme, unter denen die Mirditen (gegen 22000 Seelen) als der eigentlich edle sich auszeichnen. Durchweg sind sie kriegerisch, und wie ihr ganzes Land eine natürliche Festung ist, so auch jedes einzelne Haus. Daher die trotzige Vorliebe für Feindseligkeiten und Kriegsdienst auch außerhalb der Heimat, besonders früher bei der Pforte. Neben Kampf achten sie nur etwa das Hirtenleben; alle Industrie überlassen sie Griechen und Wallachen. Ihre Volkspoesie ist kräftig und derb-sittlich, wie sich das besonders in ihren Märchen trotz der griech. Färbung derselben ausspricht. Während der byzant. Herrschaft waren sie sämmtlich zum Christenthum übergetreten. Unter türk. Herrschaft ist der Islam mehr und mehr eingedrungen; doch gibt es sehr viele geheime Christen, was ganz offen eigentlich nur die wallachischen und griech. Einwohner sind. Die höchst merkwürdige Sprache des Volks, welche sich nach den beiden großen Stämmen des Nordens und Südens in das Gegische und das Toskische theilt, setzt dasselbe in die unmittelbarste Verwandtschaft zu den kleinasiat. Lyciern. In dem heutigen albanesischen Gebiete ist indeß die Geschichte uralt, wie der Name von Dodona bezeugt, der in die Nähe von Skodra gehört, das wol auch altillyrische Residenz war. Der Name «Albanesen» taucht aber erst im Mittelalter bei den Byzantinern auf, und als ein thatkräftiges Volk erscheinen sie seit dem unmittelbaren Kampfe mit dem Islam. Seit dem Tode ihres Helden Skanderbeg (s. d.), nach 1466, wanderten viele nach Unteritalien und Sicilien aus, deren es noch über 75000 in den frühern Provinzen Otranto und Caltanisetta geben soll. Eine vorübergehende Geschichte hatten sie zur Zeit Ali-Pascha's (s. d.) von Jánnina, gegen den sich besonders der südepirotische Stamm der Sulioten (s. d.) in der acherontischen Landschaft Suli auszeichnete. Seit der Constituirung des Königreichs Griechenland treten je mehr und mehr christl. Albanesen dahin über. A. selbst wird gegenwärtig in die beiden Paschaliks Bitolia (Nord- und Mittelalbanien) und Jánnina (Süden) eingetheilt; ersteres mit der Hauptstadt Skadar oder Skutari (s. d.) und dem immer mehr verfallenden Hafen Durazzo (Dyrrhachium); das Paschalik Jánnina mit gleichnamiger Hauptstadt und dem Hafen Prevesa (s. d.). Vgl. Boué, «La Turquie de l'Europe» (Bd. 1—4, Par. 1840); Joh. Müller,

«A. und Rumelien» (Prag 1844); Roberts, «Les Slaves de la Turquie» (2 Bde., Par. 1844; deutsch von Fedorowitsch, Dresd. u. Lpz. 1844); Hahn, «Albanesische Studien» (Jena 1854); desselben «Griech. und albanesische Märchen» (2 Bde., Lpz. 1864); und zur Sprache noch: Bopp, «Ueber das Albanesische» (Berl. 1855).

Albāno, eine Stadt im Kirchenstaate, in der Comarca von Rom, etwa 5 St. von Rom am Abhange des den Albanersee umgebenden Lavawalles gelegen, ist Sitz eines Bisthums, das unmittelbar unter dem röm. Stuhle steht und von einem Cardinalbischof verwaltet wird, und zählt 6380 E. Der Ort, obgleich ärmlich und schmuzig wie alle kleinern ital. Städte, enthält zahlreiche Villen und Landhäuser vornehmer Römer und wird von ausgedehnten Weinpflanzungen umgeben, die einen vorzüglichen rothen und weißen Wein liefern, der schon im Alterthum gerühmt wurde. Die Frauen des Orts stehen im Rufe großer Schönheit, auch ist ihre Tracht höchst malerisch. A. verdankt seinen Ursprung den Villen des Clodius und Pompejus sowie anderer röm. Großer, und hat aus dem Alterthum manche Reste aufzuweisen, z. B. die einer Wasserleitung, eines Amphitheaters und der kolossalen Bauten Domitian's. Zwei interessante Baudenkmale liegen in der nächsten Umgebung des Orts: das sogenannte Grabmal des Ascanius (des angeblichen Gründers von Albalonga) vor dem nach Rom führenden Thore; auf der andern Seite der Stadt (nach Genzano zu) das Grabmal der Horatier und Curiatier, eine ehrwürdige Ruine. Eine besondere Zierde der reizenden und pittoresken Umgebungen von A. bilden die prächtigen Alleen riesiger Bäume, welche von Papst Urban VIII. (Barberini) angelegt wurden. Im O. der Stadt breitet sich die stille und ruhige Wasserfläche des höchst malerischen Albanersees (Lago di Albano) oder Lago di Castello (so benannt nach dem Orte Castello di Gandolfo), der Lacus Albanus der Alten, aus. Der See erfüllt den kesselförmigen Krater eines Vulkans, ist sehr tief (bis 1020 F.) und nimmt bei $2^1/_2$ Miglien Länge und $1^1/_2$ Miglien Breite einen Umfang von 1,6 geogr. M. ein. Sein Wasserspiegel liegt 450 F. über dem Meere. Als die Römer 395 v. Chr. Veji bekriegten, wuchs dieser See im heißen Sommer ohne sichtbare Ursache zu einer ungewöhnlichen Höhe. Etruskische Wahrsager erklärten, daß die Eroberung von Veji von dem Ablassen des Sees abhänge. Auf diese Veranlassung führten die Römer unter Anleitung der Etrusker durch eine 7500 F. dicke Lavawand einen Ablassungskanal (Emissarium), wobei sie die Minirkunst erlernten, die sie nun zur Untergrabung der Mauern von Veji anwendeten. Der noch bestehende und seinen Zweck erfüllende Kanal hat eine Länge von 3700 Schritt, ist 4 F. breit und 7—10 F. hoch. Längs des östl. Ufers des Sees erhebt sich die mit herrlicher Vegetation und schattigen Wäldern bedeckte vulkanische Gruppe der Albanerberge oder Monti-Laziali, ein rings aufsteigendes Rundgebirge, von welchem sich die Gewässer nach allen Seiten, den Osten ausgenommen, ergießen. Die mittlere Einsenkung (Krater) der Masse des Berges, das sogenannte «Lager des Hannibal», erfüllen Süßwasserschichten. In dem umgebenden Rande, der 320 F. höher ist als der innere Kessel, erhebt sich der Kamm von Tusculum 2050 F., der Gipfel des Artemisio oder Arriano, im O. der Monte-Pila und im W. der Monte-Cavo. Letzterer ist der Mons Latialis oder eigentliche Mons Albanus der Alten, der bis 2941 F. aufsteigt. In vorröm. Zeit war derselbe der Heilige Berg der Latiner, auf welchem die Bundesfeste (Feriae latinae) gehalten wurden und der Tempel des Jupiter Latiaris stand. Am Südende des erwähnten Kesselrandes, der hier 1466 F. hoch, liegt der kleinere Nemisee, der Lacus Nemorensis der Alten. Die landschaftlichen Schönheiten, welche Stadt, See und Gebirge darbieten, ziehen zahlreichen Fremdenbesuch in die Gegend von A., und die Künstler pflegen hier ihre Naturstudien zu machen. Berühmt ist der Albaner Stein, jetzt Peperino genannt, eine Art vulkanischen Tuffs von asch- oder grünlichgrauer Farbe, der bei A. gebrochen wird und ein gutes Baumaterial abgibt.

Albans (St.-), ein Borough mit 7675 E. in der engl. Grafschaft Hertford, auf dem Gipfel und nördl. Abhange einer Anhöhe malerisch gelegen, durch das Flüßchen Ver von der Stelle getrennt, auf welcher das alte Verulamium gestanden hat. Zur Römerzeit war es, wie andere Orte des Landes, Schauplatz des Blutbades, das infolge des Aufstandes der Einwohner unter Boadicea angerichtet wurde. In das J. 797 wird die Errichtung eines Benedictinerklosters zu Ehren des heil. Alban gesetzt. Ein Abt dieses Klosters, Ulfig oder Ulfin, soll 948 die neue Stadt gegründet haben. Bei dieser wurden zur Zeit der Kämpfe zwischen Lancaster und York zwei Schlachten geschlagen, die eine 1455, durch welche Heinrich VI. in Gefangenschaft gerieth, die andere 1461, durch welche seine Gemahlin, Margarethe von Anjou, ihn wieder befreite. Die vornehmste Merkwürdigkeit der Stadt ist die alte Abteikirche, in Kreuz-

form gebaut und 600 F. lang, im Kreuze 200 F. breit, imposant durch ihre Masse, jedoch bunt durch vielerlei daran verwandte Steinarten und Stilarten aus allen Perioden der engl. Architektur, von den Normannen her bis zur Zeit Eduard's I. Das «Goldene Grab» des Heiligen und die Glasmalereien sind zu Cromwell's Zeit verwüstet und zerstört worden. In der St.-Michaelskirche befindet sich ein Denkmal des berühmten Bacon, welcher den Titel Baron von Verulam und Viscount von St.-Albans führte. Neuerlich führt von dem Namen des Orts die Familie Beauclerk den Herzogstitel, und die Familie Grimston den Earlstitel. Der Borough sendet zwei Mitglieder ins Parlament.

Albans (Herzogin von St.-), s. Saint-Albans.

Albany, Hauptstadt und Sitz der Regierung des Staats Neuyork in den Vereinigten Staaten von Amerika, auf dem rechten Ufer des Hudson, in einer zwar unebenen, aber überaus fruchtbaren und gutangebauten Gegend. Durch ihre Lage und Verbindungswege ist sie überhaupt eine der blühendsten Städte der Union und ein Hauptplatz für den Verkehr der Küstenstädte mit dem Norden und Nordwesten. Ein großer Theil der Einwanderer nach den nordwestl. Staaten hat hier seinen Sammel- und Durchgangspunkt. Mit der Stadt Neuyork, von der es 144 engl. M. entfernt ist, steht A. durch eine starkbetriebene Dampfschiffahrt auf dem Hudson sowie durch zwei Eisenbahnen, die Hudson-River- und Harlem-Eisenbahn, in Verbindung. Bis A. ist der Hudson für Seeschiffe von 150 Tonnen fahrbar, und nördlich von der Stadt vereinigen sich die Kanäle, welche den Atlantischen Ocean mit dem Eriesee verbinden. A. ist nach Jamestown in Virginien die älteste Stadt in den ursprünglichen 13 Staaten der Union; ihre Anfänge reichen bis um 1614 zurück. Von den Holländern als Fort Oranien gegründet, gaben ihm die Engländer zu Ehren des neuen Eigenthümers der Provinz, des Herzogs von York und A., seinen jetzigen Namen. Die bemerkenswerthesten Gebäude der in ihren alten Theilen durchaus noch holländ. Stadt sind das Capitol, wo sich die Legislatur des Staats alljährlich versammelt und sich zugleich die Bureaux des Gouvernements befinden, das Stadthaus, das Arsenal und Schatzamt sowie die Dudley'sche Sternwarte und einzelne Privathäuser, wie das Delaware-Hotel, das Theater und Museum. 1790 zählte A. 3498, 1850: 50763 und 1860: 62367 E. Die dortige Universität, die auch eine medic. und eine Rechtsschule hat, steht kaum so hoch als ein deutsches Gymnasium. — Die Grafschaft A., deren Hauptort die Stadt A. ist, umfaßt 31 engl. Q.-M. mit 113917 E. (nach dem Census von 1860). Landstädte darin sind Bethlehem am Hudson mit 4000, Berne, Renselaerville, Westerloo und Watervliet am Mohawk mit etwa 12000 E. Im letztern Orte befindet sich ein sehr bedeutendes Arsenal mit Waffenfabrik der Unionsregierung.

Albany, eine Grafschaft im östl. Theile der engl. Capcolonie in Südafrika, umfaßt das ehemalige Zuurveld (zwischen dem Großen Fisch- und Buschmannsfluß) und das Land zwischen dem Großen Fischflusse und dem Koonap. Außer Ackerbau, zu welchem sich vorzugsweise die Küstenlandschaften eignen, bildet in A. auch der Wiesenbau einen Theil der Landwirthschaft, die hier überhaupt mehr in europ. Weise betrieben wird, indem der größte Theil der Grundbesitzer aus engl. Farmers und nicht aus holländ. Boers besteht. Ueberall finden sich freundliche Landgüter und elegante Wohnhäuser, umgeben von Wiesen, üppigen Gärten und malerischen Waldgründen. Gute Landstraßen durchschneiden den District nach allen Seiten. Sitz der Grafschaftsbehörde sowie Hauptstadt der ganzen Ostprovinz des Caplandes ist Grahamstown. Wesleyanische Erziehungs-Missionsstationen sind mehrere in der Grafschaft vorhanden, z. B. in Salem.

Albany (Luise Marie Karoline, auch Aloysia, Gräfin), war 1753 geboren und die Tochter des Prinzen Gustav Adolf von Stolberg-Gedern, der 1757 in der Schlacht bei Leuthen blieb. Durch ihre Vermählung 1772 mit dem engl. Prätendenten Karl Eduard (s. d.) Stuart, Jakob's II. Enkel, erhielt sie den Namen einer Gräfin von A. Ihre Ehe war kinderlos und unglücklich. Um sich vor den Ausbrüchen der Roheit ihres Gemahls zu retten, der in dem Zustande fortwährender Trunkenheit lebte, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Als ihr Gemahl 1788 gestorben war, ließ ihr der franz. Hof ein Jahrgeld von 60000 Livres auszahlen. Sie überlebte das Haus Stuart, welches mit dem Tode ihres Schwagers, des Cardinals York, 1807 erlosch, und starb zu Florenz, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, 29. Jan. 1824. Ihr Name und ihr trauriges Schicksal sind durch die Werke und die eigene Lebensbeschreibung des ihr innig befreundeten und von ihrer Schönheit und ihren Talenten begeisterten Alfieri (s. d.) auf die Nachwelt übergegangen. Beide ruhen in der Kirche Sta.-Croce, zwischen Macchiavelli und Mich. Angelo in Einem Grabe. Vgl. Reumont, «Die Gräfin von A.» (2 Bde., Berl. 1860).

Albarracin, eine kleine, aber alte Ciudad mit 1883 E., in der span. Provinz Teruel in Aragonien, zwischen der Tajoquelle und Teruel, liegt links am Turia, einem Zufluß des Guadalaviar, in einer tiefen Schlucht zwischen hohen Bergen der Serrania von Cuenca. Der Ort war früher Bischofssitz und treibt Tuch- und Strumpfweberei. In der Nähe gab es früher viele Eisenhämmer, welche aus Mangel an Brennmaterial aufgegeben worden sind. Im Westen von A. erhebt sich einer jener merkwürdigen abgestutzten, von den Südspaniern Muelas (Backenzähne oder Mühlsteine) genannten Kegelberge, nämlich die Muela-de-San-Juan. Dieser 4400 F. hohe Berg ist einer der hydrographisch interessantesten Punkte der iberischen Halbinsel, weil an seinen Abhängen vier nach verschiedenen Richtungen abfließende Gewässer, der Turia, Cabriel, Xucar und Tajo, entspringen, von denen nur der Turia, indem er sehr bald das Gebirge verläßt, den naturgemäßen Weg einschlägt, die andern drei dagegen die größten Hindernisse überwältigt haben, um den Strom- und Meergebieten, in welche sie zu gehören scheinen, zu entkommen und in die Hochfläche Neucastiliens zu gelangen. Diese drei sowie die zwischen ihnen strömenden und später in sie mündenden Flüsse Moya, Guadacaon, Guadiela und Gallo, die im S., W. und N. der Muela-de-San-Juan entspringen, haben die Hauptthäler der Serrania ausgehöhlt, die fächerartig von der Muela gleichsam ausstrahlen.

Albasin, mandschurisch Jaksa, Yaksa, eine ehemalige Stadt und Festung, am linken Ufer des Amur, 28—29 M. unterhalb der Stelle gelegen, wo dieser Strom aus der Vereinigung des Argun und der Schilka entsteht, und gegenüber der Mündung des Flüßchens Albasicha oder Emuri, war vor 200 J., als die kühnen, abenteuerlichen Grenzler von Sibirien ihre Raub- und Handelszüge längs des Amur ostwärts nach dem Ocean vorschoben, wichtig als Mittelpunkt der russ. Macht und Ansiedelung im Amurlande. Der Ort soll nach einem daurischen Fürsten A. benannt sein, wurde 1650 von dem Fürsten Lawkai verlassen und von russ. Abenteurern unter Jerofei Chabarow besetzt. Bald nachher aufgegeben, unternahmen es 1665 russ. Flüchtlinge unter Tschernigowski, den Ort wieder aufzubauen und zu befestigen. Letzterer unterwarf sich 1670 dem Wojwoden von Nertschinsk, und nun zogen zahlreiche russ. Colonisten herbei, legten in der Umgebung Dörfer an, bauten Kirchen und Klöster und trieben mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht, sodaß die Gegend eine der gesegnetsten Besitzungen der Russen in Nordasien zu werden versprach. 1685 jedoch zogen die Chinesen mit einer Stromflotille, einem starken Heere und Artilleriepark heran, zwangen die schwache russ. Besatzung zur Uebergabe und schleiften die Stadt. Kaum hatten sie sich entfernt, so erschienen die Russen wieder, erbauten die Festung von neuem und hielten sich 11 Monate lang (Juli 1686 bis Mai 1687) gegen ein chines. Belagerungsheer. Durch die im Friedenstractat von Nertschinsk 27. Aug. 1689 erfolgte Grenzregulirung überließen die Russen mit dem übrigen Amurlande auch A. den Chinesen, kamen aber durch den Frieden von Aigun (s. d.) 1858 wieder in den Besitz des Orts, von dem sich aber kaum noch erkennbare Reste vorfanden.

Albatros (Diomedea exulans), ein Schwimmvogel aus der Familie der Sturmvögel oder Röhrennasen, ist charakterisirt durch seitliche, an der Schnabelwurzel gelegene Nasenlöcher und vollkommenen Mangel einer Hinterzehe. Die A. gehören zu den größten der bekannten Seevögel, sind plumpen Ansehens, aber zum Flug sehr geschickt. Sie kommen daher oft mehrere hundert Stunden entfernt vom Lande vor, schwimmen schnell, nähren sich nur von Seethieren und bewohnen allein die südl. Hemisphäre. Der gemeine A. ist sehr häufig in den Meeren um Cap-Hoorn und das Cap der guten Hoffnung, und daher seit alten Zeiten bekannt (Mouton de Cap, Cape-sheep). Er verfolgt schwimmend segelnde Schiffe und wird dann mit Angeln gefangen. Der Vogel hat thraniges, ungenießbares Fleisch, weißes Gefieder, schwarze Flügel, rothe Füße, gelben Schnabel, baut ein rohes Nest auf wüsten Klippen, und legt nur ein einziges weißes, wohlschmeckendes Ei, das Männchen und Weibchen abwechselnd bebrüten.

Albe (alba tunica, alba linea, camisia, interior tunica in der Kirchensprache) bezeichnet das unterste Amtsgewand des celebrirenden Priesters der alten, der heutigen kath. und der anglikan. Kirche. Es besteht aus weißer Leinwand, bei vornehmern Geistlichen aus durchsichtigem, mit Spitzen besetzten, weißem Zeuge, und hängt faltig bis auf die Füße. Darüber werden die Stola, die Tunica, Dalmatica u. s. w. getragen. Im Ornate der deutschen Kaiser, der mit dem kirchlichen Amtsgewand aus denselben Stücken bestand (beide waren die nur wenig modificirte, altbyzant. Hofgallatracht), spielte die A. ebenfalls eine Rolle. Auch die weißen Gewänder der Neugetauften, in denen sie acht Tage lang einhergehen mußten, trugen in der ältern christl. Kirche diesen Namen. Daher hießen die Katechumenen auch Albati, und der Sonntag nach Ostern, an welchem diese gewöhnlich getauft wurden, Dominica in albis.

Albemarle, früher Aumerle, ein der Stadt Aumale in der Normandie entlehnter engl. Herzogs- und Grafentitel. — Der erste Herzog von A. war 1397 Edward Plantagenet, Graf von Rutland, dem aber diese Würde 1399 wegen seiner Anhänglichkeit an Richard II. entzogen wurde. Er folgte jedoch 1402 seinem Vater als Herzog von York und fiel 1415 bei Azincourt. Erst 1660 ward der Titel eines Herzogs von A. zu Gunsten des Generals Monk (s. d.) erneuert, mit dessen Sohn Christopher er schon 1688 erlosch. — Arnold Joost van Keppel, aus einer adelichen Familie in Geldern, wurde von Wilhelm III., bei dem er in hoher Gunst stand, 1696 zum Grafen von A. ernannt. Nach dem Tode Wilhelm's trat er in holländ. Dienste zurück und befehligte die Truppen der Generalstaaten im Spanischen Erbfolgekriege, erlitt aber 24. Juni 1712 bei Denain eine Niederlage. Er starb 1718. — Dessen Sohn, William Anne Keppel, zweiter Graf von A., geb. 5. Juni 1702, diente als General in der brit. Armee und wurde bei Fontenoy verwundet. Auch als Diplomat zeichnete er sich aus, war Botschafter Georg's II. in Paris und starb 22. Dec. 1754. Sein zweiter Sohn, Augustus, war Admiral der brit. Flotte, wurde 1782 zum Viscount Keppel erhoben und starb 3. Oct. 1786. Der ältere, George, dritter Graf von A., geb. 5. April 1724, befehligte 1762 die Landtruppen bei der Expedition nach Havanna, welches sich ihm 13. Aug. nach einmonatlicher Belagerung ergab. Er starb 13. Oct. 1772. — A. (William Charles Keppel, *vierter* Graf von), einziger Sohn des vorigen, geb. 14. Mai 1772, ein Freund Fox' und Coke's, der seine Tochter heirathete, gehörte im Oberhause zu den treuesten Anhängern der Whigs und bekleidete 1806—7 unter dem Ministerium Grenville das Amt eines Master of the buckhounds oder Oberjägermeisters. In der Folge war er zweimal, 1830—34 und 1835—41, Oberstallmeister und starb 30. Oct. 1849. — A. (George Thomas Keppel, *sechster* Graf von), geb. 13. Juni 1799, wurde in der Westminsterschule erzogen, nahm schon 1815 Kriegsdienste und wohnte der Schlacht von Waterloo bei. Seit 1827 Major, unternahm er zum Theil im Interesse seiner Regierung große Reisen in Europa und Asien, die er in «A journey across the Balcan» (Lond. 1830) und «Narrative of a journey from India to England» (2 Bde., Lond. 1834) beschrieb. Nachdem er einige Zeit als Privatsecretär Lord John Russell's fungirt, wurde er Kammerjunker der Königin Victoria und Parlamentsmitglied für Norfolk, dann bis 1850 für Lymington. Am 15. Mai 1851 folgte er seinem ältern Bruder als Graf von A., worauf er 1854 den Charakter eines Obersten, 1858 den eines Generalmajors erhielt. Von bedeutendem Werth für die Geschichte Englands im 18. Jahrh. sind die von ihm herausgegebenen «Memoirs of the Marquis of Rockingham and his contemporaries» (2 Bde., Lond. 1852). Sein Sohn, William Coutts Keppel, Viscount Bury, geb. 15. April 1832, ist Parlamentsmitglied für Wick und Schatzmeister des königl. Hofes.

Albemarlesund, ein von O. gegen W. 12 M. langer, $1^1/_4$ bis 3 M. breiter Meeresarm an der Küste des nordamerik. Staats Nordcarolina, in welchen der Roanoke mündet. Dieser Sund und der südlichere, noch tiefer in das Land eindringende, 19 M. lange und 2—4 M. breite Pamlicosund, in welchen der Pamlico und der Neuse sich ergießen, stehen zwar unter sich, aber nicht unmittelbar mit dem offenen Meere selbst in schiffbarer Verbindung, indem sie durch eine lange, von N. gegen S., mehrere Meilen von der flachen Küste entfernt hinziehende Kette schmaler, wüster Sandinseln von demselben abgeschnitten werden. Nur ein einziger von den zwar zahlreichen, aber seichten Zwischenkanälen (Inlets), nämlich der in den Pamlicosund führende Ocracoke-Inlet, gibt eine für Seeschiffe fahrbare Einfahrt ab. Von diesen Inseln erstrecken sich Untiefen weithin in das Meer hinaus, welche die Schiffahrt daselbst äußerst gefährlich machen. Die äußerste Spitze dieser gefährlichen Inselregion ist das Cap Hatteras, der gefürchtetste Punkt an der ganzen atlantischen Küste der Vereinigten Staaten, welcher durch die zahlreichen Schiffbrüche, die sich jährlich hier ereignen, eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Das Wasser des A. ist, wie das eines Haffs, fast süß, hat aber Ebbe und Flut. Zu beiden Seiten desselben, im N. und S., dehnen sich über weite Flächen die für diese Küste charakteristischen Swamps aus, d. h. Moräste, welche in vieler Hinsicht den europ. Torfmooren entsprechen, aber auch viel Eigenthümliches haben. Gegen N. bis zur Grenze von Virginien, reicht 8—9 M. weit der Great-Dismal-Swamp (der große, schreckliche Sumpf) in einer Breite von mehr als 5 M. Es ist ein ungeheuerer Morast, weich und schlammig, ausgenommen da, wo die Oberfläche theilweise durch eine Bedeckung von Vegetation und deren verflochtene Wurzeln festgemacht ist. Ungeachtet seiner halbflüssigen Beschaffenheit liegt er mit seiner Oberfläche höher als der feste und trockene Boden in seinen Umgebungen. Große Juniperusbäume und Cedern beschatten hier eine Menge Farrn, Schilf und Sträucher von 9—18 F.

Höhe und einen dicken Rasen. In der Mitte des Moores, wo er am höchsten, befindet sich ein ovales Seebecken, der Drummondsee, mit klarem, aber bräunlichgefärbtem Wasser, dessen Ufer dicht- und hochbewaldet sind, und dessen Anblick etwas Zauberhaftes hat, wenn man auf den zu beiden Seiten mit Waldung eingefaßten Kanälen, die zum Behuf der Förderung von Holz durch das Moor gezogen sind, aus dem Waldesdickicht in demselben anlangt. Im Süden des A. zieht sich bis zum Pamlicosund der Alligatorswamp hin, von dem ein Theil entwässert worden ist und Reis und Korn trägt. Noch südlicher liegen die ähnlichen Catfish-, Green-, Gum- und andere Swamps und in ihnen eine Menge kleiner Seen. Die Fläche aller dieser Sümpfe schätzt man auf 230 Q.-M.

Albendorf, ein schönes Dorf in der Grafschaft Glatz, zum Kreise Neurode des preuß. Regierungsbezirks Breslau gehörig, eine Besitzung des Grafen Magnis, zählt 1460 E. und hat eine schöne kath. Pfarrkirche. In letzterer ist ein wunderthätiges Marienbild aufgestellt, zu welchem alljährlich Tausende von gläubigen Katholiken aus Schlesien und Böhmen wallfahrten. Auf den benachbarten Hügeln sind viele Kapellen und Betstationen errichtet, deren jede an ein Moment aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu erinnert. Schon seit 1218 soll A. ein Wallfahrtsort sein; doch ist es erst seit 1702 als solcher in Aufnahme gekommen.

Albenga (Albium Ingaunum), Bischofssitz und Hauptstadt eines Bezirks ($12\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 55682 E.) in der Provinz Genua des Königreichs Italien, $\frac{3}{4}$ M. vom Meere, am Flüßchen Centa, in einer gutbebauten Ebene gelegen. Die Stadt hat einen guten Hafen, ist unfreundlich und ungesund und zählt 5500 E. Unter den Ueberresten aus dem Alterthum ist eine Brücke von 10 Bogen (Ponte-Lungo) bemerkenswerth, die aus der spätern Kaiserzeit stammt. Die Taufkapelle der Hauptkirche ist ebenfalls sehr alt. A. ist der Geburtsort des Proculus, der dem Kaiser Probus den Thron streitig machte. Der im Nordosten der Stadt vortretende Monte-Linco oder Lungo gilt manchen Geographen als Anfangspunkt der Apenninenkette.

Albergati Capacelli (Francesco), ital. Lustspieldichter, Freund und Nacheiferer Goldoni's, geb. zu Bologna 29. April 1728, gest. 16. März 1804, stammte aus einer Patricierfamilie und genoß eine standesgemäße Erziehung. Nachdem eine Ehe, die er auf Antrieb seiner Familie geschlossen, für ungültig erklärt worden war, zog er sich auf seinen Landsitz Zola zurück und lebte dort bis 1766 seinen Studien und geselligen Freuden. Für sein daselbst errichtetes Privattheater, welches für 300 Zuschauer Raum hatte, schrieb er eine Anzahl Lustspiele, die bald in weitern Kreisen beliebt wurden. Infolge von Eifersucht erschlug er seine zweite Frau, eine Schauspielerin, und floh deshalb 1785 nach Venedig, kehrte aber nach einigen Jahren nach Zola zurück und verheirathete sich zum dritten mal mit der Tänzerin Zampieri, die durch ihre wilde Eifersucht ihre Vorgängerin zu rächen schien. Indeß genoß A. im Freundeskreise und in schriftlichem Verkehr mit den Berühmtheiten seiner Zeit, wie Voltaire, Fontenelle, Alfieri u. a., noch einen ziemlich glücklichen Lebensabend. Seine dramatischen Werke (gesammelt 12 Bde., Vened. 1783—85) stehen an Erfindung und Charakteristik den Goldoni'schen nach, zeichnen sich aber durch genauere Anordnung und größere Reinheit der Sprache aus. Sein «Il saggio amico» und «Il ciarlatore maldicente» werden noch mit Beifall auf den ital. Bühnen gegeben, für die sich A. außerdem das Verdienst erwarb, den Gebrauch der Masken abgeschafft zu haben. Ins Deutsche übersetzt sind «Der Gefangene», ein Schauspiel (Dresd. 1777) und «Moralische Novellen» (Wittenb. und Zerbst 1782). Mit seinem Freunde Zachiroli gemeinschaftlich gab er «Lettere capricciose» (Vened. 1780) heraus.

Alberich I., Herrscher von Rom zu Anfang des 10. Jahrh., ein lombard. Edelmann, erlangte durch Berengar I. von Friaul, dessen Partei er gegen Guido von Spoleto ergriffen hatte, die Markgrafschaft Camerino und durch seine Heirath mit der berüchtigten Marozia (s. d.) die Herrschaft über Rom, später auch noch das Herzogthum Spoleto. 916 vereinigte er sich mit Papst Johann X. zur Vertreibung der Sarazenen, welche ihre Raubzüge bis zu den Thoren Roms erstreckten. Von demselben Papste aus Rom verbannt, soll er aus Rache die Ungarn nach Italien gerufen haben. Er wurde um 925 von den Römern in Città-d'Orta, wohin er sich zurückgezogen hatte, ermordet. — A. II., ebenfalls Herrscher von Rom, war der Sohn des vorigen und der Marozia. Letztere vermählte sich nach dem Tode des ersten Gemahls mit Guido von Toscana und, als dieser gestorben, mit Hugo von Provence, König von Italien. Eine Beleidigung, welche Hugo seinem Stiefsohne A. zugefügt hatte, veranlaßte einen Aufstand der Römer und Hugo's Vertreibung, worauf A. unter dem Titel eines Großconsuls als Oberhaupt Roms anerkannt wurde. Mit Hugo, welcher anfangs die Herrschaft über Rom wieder

zu erlangen suchte, schloß A. später Frieden und heirathete dessen Tochter Alda. Ein kraftvoller Herrscher, schaltete A. über geistliche und weltliche Dinge mit völlig freier Gewalt. Die Päpste, welche er nach seinem Gefallen einsetzte, waren nur ohnmächtige Werkzeuge in seiner Hand. Er starb 954 nach 23jähriger Regierung. Sein Sohn Ottaviano erbte die weltliche Herrschaft über Rom, womit er zwei Jahre später, als Johann XII. zum Papst erwählt, auch die geistliche verband.

Albernheit nennt man im gewöhnlichen Leben entweder einen hohen Grad von Einfalt und Dummheit, insofern er beharrliche Eigenschaft einer Person ist, oder eine einzelne Aeußerung oder Handlung, an welcher das Merkmal der Uebereilung, der Unbesonnenheit, überhaupt des Unverstandes besonders auffallend hervortritt. In der Klassifikation der Geisteskrankheiten oder Seelenstörungen bezeichnet A. (Fatuitas) diejenige Form des Blödsinns (d. h. einer allgemeinen geistigen Schwäche), wo nicht alle geistigen Thätigkeiten gleichmäßig fehlen, sondern einige derselben sich immer noch, wenn auch auf unzweckmäßige und unverständige Weise äußern. Namentlich die Zusammenhanglosigkeit in dem Thun und Treiben der Albernen bringt die A. in die Nähe der Narrheit oder Verwirrtheit.

Alberoni (Giulio), Cardinal und span. Staatsminister unter Philipp V., der Sohn eines armen Weingärtners, wurde 31. Mai 1664 zu Fiorenzuola unweit Piacenza geboren. Zuerst Kirchendiener der Kathedrale zu Piacenza, gewann er die Gunst Barni's, des Vicelegaten von Ravenna, der ihm nach seiner Erhebung zum Bischof von Piacenza behülflich war, in den geistlichen Stand zu treten. Später begleitete er als Erzieher den Sohn seines Gönners nach Rom, wo er Französisch lernte und während des Spanischen Erbfolgekriegs der Regierung von Parma als Agent diente. Bei dieser Gelegenheit wurde er auch dem Herzoge von Vendôme bekannt, der damals das franz. Heer in Italien befehligte. A. folgte demselben 1706 nach Frankreich und 1711 als Secretär nach Spanien an den Hof Philipp's V. Hier lernte er die einflußreiche, aber ränkevolle Fürstin Orsini kennen, die den klugen und gewandten Mann für ihre Pläne zu benutzen hoffte. Durch ihren Einfluß wurde A. Geschäftsträger des Herzogs von Parma, und vermittelte in dieser Stellung die zweite Ehe Philipp's V. mit Elisabeth Farnese, Prinzessin von Parma. Während diese Wahl den Sturz der Fürstin Orsini herbeiführte, errang sich A. hiermit eine einflußreiche Stellung bei Hofe und wurde sowol der Rathgeber der Königin als auch des Ministers del Giudice, an dessen Stelle er sogar 1714 trat. Seine rührige und aufgeklärte innere Politik, die freilich auch zu Gunsten der Autokratie vollends die Volksfreiheiten vernichtete, rief in Spanien neues Leben wach, und die Nation würde die Drangsale des Erbfolgekriegs haben vergessen können, wenn nicht A.'s kühne und maßlose äußere Politik, die alle Cabinete Europas in Bewegung brachte, dem Staate neue Opfer und Wirren zugezogen hätte. Von Ehrgeiz getrieben, faßte er die Idee, die Monarchie Karl's V. und Philipp's II. wiederherzustellen, und diese Absichten wurden nur zu eifrig unterstützt durch die habsüchtigen Plane der Königin Elisabeth, welche den Kindern ihrer Ehe, denen die span. Krone nicht werden konnte, auswärtige Throne verschaffen wollte. A. suchte den span. Einfluß nach dieser Richtung hin vor allem in Italien zur Geltung zu bringen. Da Oesterreich diesem entgegentrat, ward der Krieg beschlossen, von dem der span. Hof sich selbst nicht zurückhalten ließ, als Frankreich, England und Oesterreich eine Allianz zur Aufrechthaltung der utrechter Friedensbestimmungen schlossen, der später auch noch Holland beitrat. Kurz vor Beginn der Feindseligkeiten wurde A. zum Cardinal und bald darauf auch zum Bischof von Malaga erhoben. Eine span. Flotte setzte sich im Aug. 1717 in den Besitz der Insel Sardinien, und 1718 erschien ein zweites span. Geschwader vor Palermo. Als sich A. weigerte, die von den Verbündeten vorgeschlagenen Friedensbedingungen anzunehmen und seine zu Palermo und Messina ausgeschifften Truppen zurückzuziehen, wurde die span. Seemacht 10. Aug. 1718 von der englischen unter Byng beim Cap Passaro angegriffen und fast gänzlich vernichtet. A.'s Absicht, sich jetzt zu einem Landkriege mit Karl XII. von Schweden und dem Zar Peter zu verbünden, scheiterte schon an dem Tode des erstern; ebenso mißlang auch sein Plan, am franz. Hofe eine Verschwörung anzuzetteln, um nach der Gefangennahme des Regenten, des Herzogs von Orleans, den König Philipp V. zum Vormund des jungen Ludwig XV. zu proclamiren. Eine Kriegserklärung war die Folge davon. Ein dem spanischen weit überlegenes franz. Heer drang Anfang 1719 über die Pyrenäen. Eine neue Flotte, welche A. zur Unterstützung des engl. Kronprätendenten aus Cadix gegen die schott. Küsten schickte, ging bis auf zwei Schiffe durch einen Sturm bei Cap Finisterre verloren, während gleichzeitig ein engl. Geschwader an den Küsten Galiciens große Verwüstung anrichtete. Als nun so fast ganz Europa zum Kampfe gegen

Spanien in die Waffen gerufen war, willigten endlich Philipp V. und Elisabeth in ihres Ministers Entfernung, die von den Verbündeten als erste Friedensbedingung verlangt wurde. Am 5. Dec. 1719 erhielt A. plötzlich den Befehl, Madrid in acht Tagen und das span. Gebiet in drei Wochen zu verlassen. Im Verdachte, das Testament Karl's II. mit sich genommen zu haben, wurde er bei Barcelona überfallen, und war genöthigt, in Verkleidung zu Fuß weiter zu reisen. Das päpstl. Gebiet, wohin er sich begeben wollte, wurde ihm von Clemens XI. verboten. Nachdem er sich ein Jahr lang in den Apenninen verborgen aufgehalten, auch eine glänzende Rechtfertigung für seine Politik geschrieben, nahm er nach dem Tode Clemens' XI. (1721) seinen Sitz im Conclave ein und betheiligte sich an der Wahl des neuen Papstes Innocenz XIII., der ihm seine Gunst fortan zuwendete. Nur um den span. Hof zu besänftigen, ward er infolge nichtiger Beschuldigungen in ein Kloster gesetzt, doch nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Unter Benedict XIII. (1724) fiel A. aufs neue in Ungnade und zog sich von Rom auf sein Gut Castel-Romano zurück. Clemens XII. ernannte ihn dagegen 1734 zum Legaten von Ravenna, in welcher Stellung er ohne Erfolg versuchte, die Republik San-Marino dem Kirchenstaate einzuverleiben. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in Piacenza zu, wo er 16. Juni 1752 starb. Seine Güter in der Lombardei vermachte er dem von ihm gestifteten Seminar, und den Rest seines Vermögens seinem Neffen. Vgl. Rousset, «Vie d'A.» (Haag 1719); Bersani, «Storia del Cardinale Giulio A.» (Piacenza 1862).

Albers (Joh. Friedr. Herm.), ein besonders um die Pathologie hochverdienter Arzt und akademischer Lehrer, geb. 14. Nov. 1805 zu Dorsten bei Wesel, kam, auf dem Gymnasium dieser Stadt vorbereitet, 1823 auf die Universität Bonn, wo er 1827 die medic. Doctorwürde erlangte. Hierauf wirkte er mehrere Jahre als Hülfsarzt in der medic. Klinik Nasse's, wobei er vorzugsweise pathol.-anatom. Studien machte. Das J. 1828 verbrachte er in Berlin, und hier schloß er sich namentlich an Rust und Rudolphi an. Nachdem er 1829 nach Bonn zurückgekehrt war, trat er in seine frühere Stellung wieder ein, habilitirte sich als Privatdocent und begann Vorträge über Pathologie zu halten. 1831 wurde er zum Professor ernannt und seine Vorlesungen erstreckten sich nun auch über Arzneimittellehre, pathol. Anatomie, specielle Pathologie, gerichtliche Medicin und propädeutische Klinik. Mit Nasse und Jacobi befreundet, ward A. schon frühzeitig (1826) auch auf das Gebiet der Seelenheilkunde hingeführt, auf welchem er vereint mit Nasse bis zu dessen Tode praktisch thätig war. Als der Andrang Geisteskranker größer ward, begründete er zu Bonn eine eigene Heilanstalt für Gemüths- und Nervenkranke, der er noch gegenwärtig vorsteht und die ihm Gelegenheit gibt, im Sommer psychiatrische Klinik zu halten. 1856 ward A. auch die Direction des pharmakologischen Cabinets der Universität übertragen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind, außer den Werken über die Kehlkopfskrankheiten (Lpz. 1829), die Darmgeschwüre (Lpz. 1831), die syphilitischen Hautkrankheiten (Bonn 1832), besonders hervorzuheben: «Atlas der pathol. Anatomie» (287 Tafeln mit Text, Bonn 1832—62); «Lehrbuch der Semiotik» (Lpz. 1834; 3. Aufl. 1861); «Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathol. Anatomie» (3 Thle., Bonn 1836—40); «Handbuch der allgemeinen Pathologie» (2 Bde., Bonn 1842—44); «Erkenntniß der Krankheiten der Brustorgane aus physik. Zeichen, oder Auscultation, Percussion und Spirometrie» (Bonn 1850). In der letztern Zeit hat A. seine wissenschaftlichen Untersuchungen besonders der Arzneimittellehre und den psychischen Krankheiten zugewendet und einen Theil der Ergebnisse derselben theils in dem «Lehrbuch der allgemeinen Arzneimittellehre» (Bonn 1853), theils in «Memoranda der Psychiatrie» (Weim. 1855), in der Schrift «Die Spermatorrhöe» (Bonn 1862) sowie in Virchow's «Archiv für pathol. Anatomie und Physiologie» und der «Zeitschrift für Psychiatrie» niedergelegt.

Albert, Graf von Bollstädt, gewöhnlich Albertus Magnus genannt, einer der gelehrtesten und kenntnißreichsten Männer des Mittelalters, wurde 1193 zu Lauingen in Schwaben geboren und, da er wegen seiner Schwächlichkeit zur kriegerischen Laufbahn nicht taugte, für den geistlichen Stand bestimmt. Nachdem er seine Studien in Padua beendet, trat er im Alter von 30 J. in den kurz vorher erst gegründeten Orden der Dominicaner, deren Obere ihn nach Deutschland sandten, wo er in verschiedenen Klöstern in Köln, Hildesheim, Freiburg, Regensburg und Strasburg lehrte. Den größten Theil seines Lebens brachte er in Köln zu, wo er zahlreiche und ausgezeichnete Schüler, wie vor allen den Thomas von Aquino, bildete. Um 1230 nahm A. auch eine Zeit lang den theol. Lehrstuhl der Dominicaner an der Universität zu Paris ein, und hier soll er des ungemeinen Zudrangs halber seine Vorträge unter freiem

Himmel gehalten haben. Seit 1254 wirkte er als Provinzial seines Ordens in Deutschland und durchwanderte seinen ganzen Sprengel, an den Thüren betteInd, zu Fuß. Als einige Jahre später der Haß der pariser Universität gegen die Dominicaner auf das heftigste ausbrach, sodaß sich 1256 Abgeordnete beider Parteien nach Rom wandten, errang A. durch seine Beredsamkeit den Sieg für den Orden und ward hierauf zum Lehrer der Theologie bei der päpstl. Curie (Magister Palatii) ernannt. Papst Alexander IV. erhob ihn 1260 auf den Bischofsstuhl zu Regensburg, aber schon 1262 wirkte sich A. von dessen Nachfolger Urban IV. die Erlaubniß aus, den Bischofsstab niederlegen zu dürfen. Er kehrte als Lector nach Köln zurück und widmete sich jetzt ganz den Wissenschaften. Als Freund und Rathgeber des Erzbischofs Konrad von Hochsteden soll er einen großen Antheil an dem Plane zur Erbauung des Kölner Domes gehabt haben. Er starb zu Köln 15. Nov. 1280, nachdem er schon einige Jahre vorher stumpfsinnig geworden war. Unter den Gelehrten des 13. Jahrh. besaß A. die vielseitigste Bildung und ward deshalb von seinen Zeitgenossen wie auch von der Nachwelt mit dem Beinamen des Großen oder auch des Doctor universalis geehrt. Er war der Hauptlehrer der aristotelischen Philosophie, die durch ihn das höchste Ansehen und die ausgedehnteste Anwendung auf die Theologie gewann, obgleich er seine Kenntniß derselben zum großen Theil nur aus arab. und jüd. Uebersetzungen, Bearbeitungen und Commentatoren des Aristoteles (z. B. aus dem «More Nebochim» des Moses Maimonides) schöpfte. Seine für die damaligen Zeiten ungewöhnlichen Kenntnisse in der Physik, Chemie und Mechanik brachten ihn in den Verdacht der Zauberei, und vielfache Sagen haben sich in dieser Beziehung an seinen Namen geknüpft. Seine Schriften, die von Jammy, jedoch nicht vollständig, gesammelt (21 Bde., Lyon 1651) wurden, bestehen theils in Commentaren zu den philos. Werken des Aristoteles, theils sind sie physik., alchemist. und naturhistor. Inhalts (wie «Libri quatuor meteorum», «Liber mineralium», «De animalibus», das oft gedruckte und vielfach übersetzte «Liber secretorum»). Seine theol. Werke bestehen hauptsächlich in Auslegungen biblischer Bücher und Schriften dogmatischen Inhalts. Zu letztern zählt das «Compendium theologicae veritatis» (zuerst Nürnb. 1473), welches, wie viele andere Schriften A.'s, in zahllosen Drucken aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrh. verbreitet worden ist. Dasselbe gilt auch von der apokryphen Schrift «De secretis mulierum et virorum». Vgl. Sieghart, «Albertus Magnus. Sein Leben und seine Wissenschaft» (Regensb. 1857); Joel, «Verhältniß A.'s d. Gr. zu Moses Maimonides» (Berl. 1863).

Albert (Alex. Martin), Mitglied der Provisorischen Regierung nach der Februarrevolution in Frankreich, geb. 27. April 1815 zu Bury im Depart. Oise, der Sohn eines Landmanns, lernte bei dem Mechaniker Ribou zu Paris, seinem Oheim, und arbeitete dann in verschiedenen Werkstätten. Nach der Julirevolution schon in den Aprilproceß verwickelt, widmete er sich fortan ganz den demokratischen Bestrebungen. Die Revolution von 1848 traf ihn als Gehülfen in der Werkstätte des pariser Knopffabrikanten Papterosse, in welcher Stellung er auch das seit 1840 gegründete Arbeiterjournal «L'Atélier» redigirte. Der Einfluß, den A. auf die Arbeiter übte, bestimmte 24. Febr. die Männer der Provisorischen Regierung, ihn neben den Publicisten Marrast, Flocon und Blanc zum Regierungssecretär zu wählen. Wie seine drei Collegen erhielt auch er sehr bald gleichen Rang und gleiches Stimmrecht mit den übrigen Regierungsmitgliedern, und behauptete sein Amt, bis am 8. Mai die Executivcommission eingesetzt wurde. Zudem stellte man ihn an die Spitze der Commission für die Nationalbelohnungen, und machte ihn zu Paris zum Mitgliede des Raths der Sachverständigen. Der republikanisch-socialistischen Richtung angehörend, ward er außerdem zum Vicepräsidenten der großen Arbeitercommission ernannt, die am 1. März unter Blanc ihre Sitzungen im Luxembourg eröffnete. Endlich befand er sich auch unter den Deputirten, die das Seinedepartement in die Nationalversammlung wählte. A. verwickelte sich jedoch in das Attentat vom 15. Mai (1848) gegen Regierung und Nationalversammlung und wurde an demselben Tage auf dem Stadthause mit Barbès verhaftet. Zu längerm Gefängniß verurtheilt, ward er später wahrscheinlich deportirt und ist seitdem gänzlich verschollen.

Albert (Franz August Karl Emanuel), Herzog zu Sachsen, Prinz-Gemahl von Großbritannien, der zweite Sohn des Herzogs Ernst I. von Sachsen-Coburg aus seiner ersten Ehe mit der Prinzessin Luise, einzigen Tochter des Herzogs von Sachsen-Gotha, wurde 26. Aug. 1819 auf Schloß Rosenau bei Coburg geboren. Bald nach seiner Geburt fanden Zerwürfnisse zwischen seinen Aeltern statt, die zu ihrer Trennung führten; doch empfing der junge Prinz gemeinschaftlich mit seinem nur ein Jahr ältern Bruder Ernst unter den Augen des Vaters

eine treffliche Erziehung und erregte frühzeitig durch seine Empfänglichkeit für alles Gute und Edle die schönsten Hoffnungen. 1836 kam A. auf Besuch bei seiner Tante, der Herzogin von Kent, zum ersten mal nach England, wo der mit geistigen und körperlichen Vorzügen reichausgestattete Prinz auf seine Cousine, die jugendliche Thronfolgerin Victoria, einen tiefen Eindruck machte. Eine künftige Verbindung beider wurde schon damals besprochen, und als A. nach dem Continent und zwar zunächst nach Brüssel zurückkehrte, erhielt er zur Leitung seiner Studien einen engl. Hofmeister. Im Mai 1837 bezog er mit seinem Bruder die Universität Bonn, wo er sich mit Eifer den Staatswissenschaften und classischen Sprachen, der Naturlehre, Philosophie und Geschichte widmete und seine Mußestunden theils mit Musik, Poesie und Malerei, theils mit der Jagd und ritterlichen Uebungen ausfüllte. Während dieser Zeit veröffentlichten die Brüder zum Besten der Armen ein Bändchen Gedichte, zu welchem A. die Worte und Illustrationen, Ernst die musikalische Begleitung lieferte. Eine ital. Reise mit längerm Aufenthalt in Florenz, Rom und Neapel vollendete seine Bildung. Bei der Rückkehr ward er im 20. Lebensjahre für mündig erklärt und aus der mütterlichen Erbschaft mit einem Jahreseinkommen von 16000 Thlrn. versehen, welches Vermögen er nach seiner Verlobung mit der Königin von England seinem Bruder überließ. Im Oct. 1839 erschien A. von neuem in London, und 23. Nov. kündigte Victoria in einer Sitzung des Staatsraths ihren Entschluß an, sich mit ihrem Cousin zu vermählen. Am 10. Febr. 1840 fand die Trauung in der königl. Kapelle zu St.-James statt, nachdem der Bräutigam schon vorher den Titel «Königliche Hoheit», die Feldmarschallswürde und den Hosenbandorden erhalten; doch wurde die von der Regierung für ihn verlangte Apanage von 50000 Pfd. St. jährlich im Parlament auf 30000 herabgesetzt. Reich mit Kindern gesegnet, war die Ehe eine überaus glückliche, und an der Seite seiner Gemahlin genoß A. aller Freuden einer gemüthvollen Häuslichkeit. Weniger befriedigend war im Anfang seine öffentliche Stellung, indem er mit dem volksthümlichen Mistrauen gegen alles Ausländische zu kämpfen hatte, das von den aristokratischen Parteien genährt wurde und in der Presse einen Wiederhall fand. Nur allmählich gelang es ihm, durch den Adel seines Charakters dieses Vorurtheil zu überwinden und die Neider zum Schweigen zu bringen. Indem er sich aller unmittelbaren Einmischung in die Staatsgeschäfte enthielt, erwählte er die Förderung der Cultur, die Bildung des Volks und die Hebung seines geistigen und materiellen Wohlseins zur Sphäre einer Thätigkeit, die in dieser Beziehung für England epochemachend wurde. Auf seine Anregung oder unter seinem Patronat wurden zahlreiche gemeinnützige Anstalten ins Leben gerufen; durch ihn kam die große Welt-Industrieausstellung von 1851 zu Stande, deren Plan er schon zwei Jahre vorher in einer vor der Society of Arts gehaltenen Rede dargelegt hatte. Während er wissenschaftliche Unternehmungen beförderte und in gelehrten Vereinen präsidirte, verschmähte er es nicht, Lumpenschulen (ragged schools) und Reformatorien für jugendliche Verbrecher einzuweihen, Musterwohnungen für die ärmern Klassen anzulegen, Ackerbau und Viehzucht durch sein Beispiel in seiner Musterfarm bei Windsor aufzumuntern. Vor einer so nützlichen Wirksamkeit mußte die Misgunst verstummen; die Popularität des Prinzen stieg immer höher, und der bessere Theil der Nation wetteiferte mit der Königin darin, ihn mit Ehren und Würden zu überhäufen. 1847 ward er zum Kanzler der Universität Cambridge, dann zum Großmeister der engl. Freimaurerlogen und zum Meister von Trinity-House erwählt; außerdem wurde er Mitglied des Staatsraths, Oberwardein des Herzogthums Cornwall, Gouverneur und Constable von Windsor-Castle, Verwalter der königl. Parks, Generaloberst der Grenadiergarde und der Schützenbrigade und Protector fast aller Hospitäler und wohlthätigen Institute des Königreichs. Den Antrag des Herzogs von Wellington, den Oberbefehl der engl. Armee zu übernehmen, lehnte er jedoch im richtigen Gefühl seiner Stellung ab. Dagegen verlieh ihm die Königin im Juni 1857 den Titel eines «Prince-Consort», und für den Fall ihres Ablebens ward er zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen von Wales bestimmt. Am 25. Jan. 1858 hatte er die Freude, seine älteste Tochter mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vermählt zu sehen, und in Gesellschaft der Königin, die er schon früher auf ihren Zusammenkünften mit den Königen der Franzosen und der Belgier, dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und dem Kaiser Napoleon begleitet hatte, unternahm er von nun an mehrfache Ausflüge nach seinem deutschen Vaterlande. Mit den Vorbereitungen zu einer zweiten großen Kunst- und Industrieausstellung beschäftigt, erkrankte er in den letzten Tagen des Nov. 1861 zu Windsor an einem anscheinend leichten Uebel, das sich rasch verschlimmerte und am 14. Dec. seinen Tod herbeiführte. Ganz England trauerte um den so frühzeitig Hingeschiedenen, dessen Verlust man als ein nationales Unglück empfand; der

Schmerz der königl. Witwe aber gab sich mit einer Leidenschaftlichkeit kund, die für ihre Gesundheit und ihr Leben fürchten ließ. In London und vielen andern Städten des Königreichs sollen seinem Andenken Monumente errichtet werden. Die von A. gehaltenen Reden wurden unter dem Titel «Addresses delivered on different public occasions by H. R. H. Prince Albert» (Lond. 1857) gesammelt. Außerdem erschienen auf Befehl der Königin «The principal speeches and addresses of H. R. H. the Prince Consort» (Lond. 1862), welchen einige von ihr selbst dictirte Notizen über seinen Charakter und sein Wirken beigefügt sind.

Albert oder **Alberti** (Heinr.), deutscher Liederdichter und Componist, geb. zu Lobenstein im Voigtlande 28. Juni 1604, studirte in Leipzig die Rechte, widmete sich aber dann in Dresden ganz der Musik, lebte seit 1626 in Königsberg in Preußen, wo er 1631 Organist an der Domkirche wurde und 6. Oct. 1651 starb. Er wurde durch seine Tonsätze der Mittelpunkt eines daselbst sich bildenden Dichter- und Freundeskreises, zu dem Roberthin, Simon Dach und der Musiker Stobäus gehörten. Durch Opitz begeistert, führten diese Männer den Geschmack der ersten Schlesischen Dichterschule in Preußen ein, aber es war unter den Leiden der Zeit der Scherz aus ihrer Mitte verbannt, und ihre Dichtungen waren mit wenigen Ausnahmen Ergüsse der tiefsten Schwermuth. A.'s eigene Gedichte, die er, wie die der meisten übrigen dichtenden Freunde, selbst in Musik setzte, gehören zu dem Besten, was die Lyrik jener Dichterschule hervorgebracht hat. Namentlich gilt dies von A.'s Kirchenliedern, unter denen das Morgenlied: «Gott des Himmels und der Erden», die Sterbelieder: «Zum Sterben ich bereitet bin» und «Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet», noch jetzt allerwärts gesungen werden. Die meisten geistlichen und weltlichen Lieder der Genossenschaft sind nebst A.'s Melodien gesammelt in dem «Poetisch-musikalischen Lustwäldlein» (8 Hefte, Königsb. 1646—48; 1652 u. öfter). A.'s «Musikalische Kürbshütte» (Königsb. 1641) ist eine Sammlung von dreistimmigen kleinen Grabesliedern, die er mit Beziehung auf jeden einzelnen seiner Freunde auf die Kürbisse seines Gartens geschrieben hatte. Eine Auswahl seiner Gedichte enthält Wilh. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 5, Lpz. 1823).

Albert (Joseph), königl. Hofphotograph in München und einer der ersten in seinem Fache, ist geb. 5. März 1825 als der älteste Sohn eines bair. Baubeamten. Vom Vater für das Baufach bestimmt, besuchte er zuerst die Polytechnische Schule, dann die Akademie in München. Ein Hausgenosse, Prof. Festner, gab sich bald nach dem Eintreffen von Daguerre's Erfindung lichtbildnerischen Versuchen hin, und der junge A. widmete diesen Bemühungen so große Theilnahme, daß die architektonischen Studien zurücktraten. Da es der Vater für ungeeignet hielt, statt der wohlbezeichneten Laufbahn sich ungewissem Experimentiren zu überlassen, so vermochte der Sohn nur unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen sich dem selbstgewählten Fache zu widmen. A. rief jede Fertigkeit und Geschicklichkeit in sich auf, um selbständig Geld zu verdienen, und verwandte das Erworbene eifrig dazu, um durch eigenes Studium und Unterricht bei dem damals ersten Photographen von München, Löcherer, im Daguerreotypiren und Photographiren auf Papier Meister zu werden. Erst 1850 wagte er durch die Begründung eines Geschäfts in Augsburg mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit zu treten. Sie zeigten sich von so ungewöhnlicher und entschiedener Trefflichkeit, daß überhäufte Aufträge und schnelles Emporblühen der Anstalt eintraten. Nach acht Jahren war die Uebersiedelung nach München eine Nothwendigkeit. A. hatte zuerst das Porträt ins Auge gefaßt, und gelangte dahin, vom kleinen Kartenbilde an bis zum lebensgroßen Bildniß in ganzer Figur sein Object mit Sicherheit und Schärfe in kürzester Zeit zu treffen. Später richtete er zugleich seine Aufmerksamkeit darauf, der Kunst die hülfreiche Hand zu leisten. Er war der erste, der die Wichtigkeit der Erfindung für die Vervielfältigung von Handzeichnungen und Kupferdrucken praktisch machte. In dieser Hinsicht gehören zu den vorzüglichsten Leistungen seiner Anstalt die Goethe'schen Frauengestalten nach Zeichnungen von Kaulbach (18 Blätter bis zum J. 1864), die Reformation und die Zerstörung von Jerusalem nach demselben Meister, Schwind's Märchen von den sieben Raben, die Illustrationen zur Jubelausgabe von Schiller's Gedichten nach Zeichnungen von Piloty, Kirchner, Ramberg u. a., Rethel's Hannibalzug u. s. w. Auch faßte er den Entschluß, die Bilder der münchener Pinakotheken photographisch wiederzugeben, theils nach den Originalen, theils nach vorzüglichen Reproductionen. Außerdem hat A. verstanden, auch der Wissenschaft seine Kunst und Geschicklichkeit dienstbar zu machen, wie Rüdiger's «Atlas des peripherischen Nervensystems» und Heßling's und Kollmann's «Atlas der allgemeinen thierischen Gewebelehre» beweisen. In diesen Arbeiten ist die äußerste Feinheit in der Wiedergabe auch der kleinsten Details erreicht worden, und nach des

Physiologen Virchow Urtheil können die Leistungen A.'s als ein wahrhafter Fortschritt des Belehrungsmaterials und ein wirklicher Gewinn in der Befestigung histologischen Wissens angesehen werden. Das A.'sche Institut hat unter solchen Bestrebungen einen großen Umfang erreicht; es arbeiteten darin 1863 über 70 Personen. Neben andern Unternehmungen, die sich auch auf die Wiederholung von Oelbildern beziehen, hat A. niemals aufgegeben, im Porträt das Vollkommenste zu leisten, und es ist ihm gelungen, hierin jede Schwierigkeit zu überwinden. Zu den Leistungen auf diesem Gebiete gehört die Gruppe des Fürstencongresses von Frankfurt a. M. im Sommer 1863.

Alberti (Friedr. Aug. von), ausgezeichneter deutscher Halurg, geb. 4. Sept. 1795, war erst Salineninspector zu Friedrichshall in Würtemberg, dann zu Wilhelmshall, kehrte später wieder nach Friedrichshall zurück und wirkte seitdem daselbst als Bergrath und Salinenverwalter. Während seiner Amtsthätigkeit erwarb er sich nicht nur um das Salinenwesen in Würtemberg, sondern auch in Deutschland überhaupt die größten Verdienste. Er erbohrte 1823 bei Schwenningen am obern Neckar Steinsalz und begründete daselbst die erwähnte Saline Wilhelmshall, war auch schon bei Begründung der Saline Friedrichshall sowie bei den Erweiterungen der Salzwerke von Sulz thätig. Unter den wichtigen Verbesserungen, welche durch ihn das Salinenwesen überhaupt erfuhr, ist die Benutzung der Dämpfe für die Salzcoctur besonders hervorzuheben. 1854—59 wurde unter seiner Leitung zu Friedrichshall mit bestem Erfolge ein Schacht auf Steinsalz abgeteuft. Die geognostischen Ergebnisse seiner bergmännischen Arbeiten zur Auffindung von Steinsalz legte er in mehrern Schriften nieder, wie: «Die Gebirge des Königreichs Würtemberg in besonderer Beziehung auf Halurgie» (Stuttg. 1826) und «Beiträge zu einer Monographie des Buntsandsteins, Muschelkalks und Keupers» (Stuttg. 1834). A.'s Hauptwerk ist jedoch die «Halurgische Geologie» (2 Bde., Stuttg. 1852). Seine Ansichten über das Salinenwesen in Deutschland hat er in der «Deutschen Vierteljahrschrift» (1839, Heft 4) ausgesprochen.

Alberti (Leone Battista), ein vielseitiger ital. Gelehrter, Philosoph, Mathematiker, Bildhauer, Maler, Dichter und vor allem ein ausgezeichneter Architekt, geb. 1404 zu Venedig (nach andern 1398, auch 1400 in Florenz), gest. im April 1472 zu Rom, stammte aus einer angesehenen Familie und widmete sich zunächst der Rechtswissenschaft. Die alten Sprachen trieb er mit solchem Erfolge, daß eine angeblich von ihm verfaßte Komödie «Philodoxios» durch Aldus Manutius den Jüngern als ein Werk des alten Komikers Lepidus herausgegeben wurde (1588), während andere die Dichtung dem berühmten Lateiner Marsuppini von Arezzo zuschrieben. Auch wissenschaftliche Werke, namentlich moralphilos. Inhalts, verfaßte A., und zwar theils in lat., theils in ital. Sprache. In der Musik brachte er es schon früh dahin, daß er zu den besten Organisten seiner Zeit gezählt wurde. Ebenso ausgezeichnet war er in der Malerei. Er erfand die perspectivisch-optischen Gemälde, und ein von ihm geschriebenes Werk «De pictura» (Basel 1540) ist mehrfach aufgelegt worden. Seinen eigentlichen Beruf aber fand er in der Architektur. Indem er sich eifrig dem Studium antiker Bauwerke hingab, war er bestrebt, die classische Consequenz derselben wieder in das Leben einzuführen. Unter seine bedeutendsten Bauwerke in Florenz gehören die Façade des Palastes Rucellai, der Palast auf der Straße della-Scala sowie auch der in Form einer Rotunde errichtete Chor und die Tribüne in der Kirche dell'-Annunziata. In Mantua erbaute er die Kirche Sant'-Andrea und in Rimini die des San-Francesco. Ebenso bedeutend wie seine Bauten ist sein theoretisches Werk über dieses Kunstfach: «De re aedificatoria» (Flor. 1485; Strasb. 1541), das ins Italienische, Französische und Spanische übersetzt wurde. Neuerdings hat man die Entdeckung gemacht, daß die auch in ihrer Sprache ausgezeichnete Abhandlung «Del governo della famiglia» nicht von Agnolo Pandolfini, sondern von A. verfaßt ist. Bonucci gab die «Opere volgari di A.» (5 Bde., Flor. 1844—46) heraus.

Albertinelli (Mariotto), ein ausgezeichneter Maler des 16. Jahrh., geb. um 1475 zu Florenz, Zögling Roselli's, Freund, Mitschüler und Nachahmer Fra Bartolommeo's. Beider Manier war so ähnlich, daß man ihre Gemälde nicht unterscheiden konnte; oft arbeiteten sie auch zusammen. So ist die im berliner Museum befindliche Himmelfahrt der Maria von beiden verfertigt; Fra Bartolommeo's Jüngstes Gericht wurde von A. vollendet. Es befindet sich von ihm ein ausgezeichnetes Bild in der Galerie der Uffizien zu Florenz, welches die Heimsuchung der Maria und Elisabeth vorstellt, eine einfache und großartige Anordnung, treffliche Zeichnung zeigt und besonders hinsichtlich des warmen Colorits ein Meisterwerk ist. Man hat einen guten Stich desselben von B. della Bruna. Andere, zum Theil sehr anmuthige Bil-

der besitzt die Akademie von Florenz. In der münchener Pinakothek befindet sich von seiner Hand ein kleines Gemälde auf Holz, die Beschneidung im Tempel; auf dem Monte-Cavallo in Rom eine Mutter Gottes mit dem heil. Domenico; in St.-Sylvester daselbst eine heil. Katharina; im Louvre eine Maria mit dem Kinde auf einem Postamente stehend. Florenz, Viterbo und Rom besitzen auch einige Frescogemälde von ihm. A.'s Figuren, besonders die weiblichen, sind von großem Liebreiz und mildem Ausdruck. Doch erreicht er nicht die Energie seines berühmten Kunstgenossen, durch welchen er immer wieder zur Malerei zurückgeführt wurde, von der ihn sein unruhiger Geist und sein Hang zur Abwechselung und Zerstreuung mehrmals entfernte. Er starb um 1520 zu Florenz.

Albertinische Linie, der jüngere, königl. Zweig des Wettinisch-Sächsischen Stammes. Die Söhne Kurfürst Friedrich's des Sanftmüthigen, Ernst (s. d.) und Albrecht (s. d.), regierten anfangs, von 1464—80, gemeinschaftlich, wobei Ernst, der ältere der Brüder, nur die Kur und deren Zubehör voraus hatte. 1480 wurde Albrecht, der jüngere Bruder, gewissermaßen abgefunden, aber 1485, nachdem die Brüder noch Thüringen ererbt hatten, kam es zur förmlichen Ländertheilung. Albrecht wählte sich den Theil, welcher in der Hauptsache die Markgrafschaft Meißen und die Hälfte des Osterlandes umfaßte. Sein Enkel Moritz (s. d.) gewann in der Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547 Kur und Lande der ältern Linie, welcher nur ein kleines Gebiet mit einem Ertrage von 50000 Fl. zugestanden ward. Diese Abfindung vergrößerte man aber 1554 durch den Vertrag von Naumburg wesentlich, und sie hat dann, mit Hinzufügung der Antheile der hennebergischen Erbschaft, das Gebiet der Ernestinischen Linie (s. d.) gebildet. Für die Albertinische blieb es ein Vortheil, daß schon das Albertinische Testament, oder vielmehr der Erbvertrag vom 15. Febr. 1499, die Untheilbarkeit der Regierung des Landes verfügte, welcher Grundsatz dann durch Landtagsreverse und die Hausobservanz verbürgt und auf neue Erwerbungen ausgedehnt wurde. Nur Kurfürst Johann Georg I. wich in seinem Testamente vom 20. Juli 1652 davon ab, indem er, zwar Vorzug und Oberhoheit des ältesten Sohnes festhaltend, doch auch den drei jüngern Söhnen ansehnliche Gebiete zusprach, woraus sich, nach Abfassung des Hauptvergleichs vom 22. April 1657, die Linien Sachsen-Weißenfels, welche 1746 erlosch und Nebenlinien zu Barby und Dahme gehabt hatte, Sachsen-Merseburg, welche bis 1738 bestand, und Sachsen-Zeitz mit der Nebenlinie Sachsen-Neustadt bildete. Die letzten Glieder derselben wurden katholisch und traten in den geistlichen Stand, überließen aber vorher ihre Besitzungen dem Kurhause, welches 1718 auch diese Lande an sich nahm. 1806 nahm die Albertinische Linie die Königswürde an.

Albertrandy (Jan Baptist), verdienter poln. Geschichtsforscher und Gelehrter, geb. 1731 zu Warschau, erhielt in den Jesuitenschulen eine sorgfältige Erziehung und war seit seinem 19. Jahre Professor erst am Collegium zu Pultusk, später zu Plock und zu Wilna. Nachdem er hierauf eine Zeit lang als Bibliothekar der großen Bibliothek des Grafen Zaluski zu Warschau gewirkt, berief ihn 1764 der Primas Lubienski zum Erzieher seines Enkels, indem er ihn zugleich auch zu Staatsgeschäften benutzte. Nach dem Tode des Primas begab sich A. mit seinem Zöglinge nach Siena, wo er aus dem Jesuitenorden trat und Weltgeistlicher wurde. Er besuchte sodann Rom und kehrte mit reichen Sammlungen in Begleitung seines Zöglings nach Warschau zurück. Stanislaus II. August, der letzte König Polens, ernannte ihn zu seinem Lector und übertrug ihm die Aufsicht über seine Privatbibliothek. Um die Lücken dieser Bibliothek in Beziehung auf die Geschichte Polens auszufüllen, ging A. abermals nach Rom, wo er drei Jahre lang in den Bibliotheken arbeitete und mehr als 100 Bände mit Excerpten und Materialien aller Art zur Geschichte seines Vaterlandes füllte. Stanislaus August suchte seinen gelehrten und patriotischen Eifer dadurch zu belohnen, daß er seine Ernennung zum Titularbischof von Zenopol veranlaßte. Zur Vervollständigung seiner Sammlungen ging er sodann auch nach Stockholm und Upsala, von wo er ebenfalls mit reicher Ausbeute zurückkehrte. Nach der Abdankung des Königs (1795) war A. fast dem Mangel preisgegeben. Doch schlossen sich ihm alle patriotisch Gesinnten an, die durch Pflege der Wissenschaft und Sprache den Einfluß der fremden Elemente zu hemmen suchten. Durch seine Bemühungen entstanden Gelehrtenvereine, und 1801 trat die «Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften» zusammen. A. starb 10. Aug. 1808. Seine Handschriften wurden von Czacki für die Bibliothek des Gymnasiums zu Krzemieniecz in Volhynien angekauft. Unter den Schriften A.'s, die im Druck erschienen, befinden sich «Jahrbücher der röm. Republik» (2. Aufl., 2 Bde., Warsch. 1806), «Röm. Alterthümer, aus Münzen erläutert» (3 Bde., Warsch. 1805—8) und «Jahrbücher des Königreichs Polen» (Warsch. 1768). Diese drei Werke sind in poln. Sprache geschrieben.

Außerdem hat Onacewicz aus A.'s Nachlaß die «Regierung der Jagellonen Kasimir, Johann Albrecht und Alexander» (2 Bde., Warsch. 1826) und die «Regierung des Heinrich von Valois und des Stephan Bathori» (2 Bde., Warsch. 1823; Krak. 1849) herausgegeben.

Albertusthaler oder Albertiner, auch Kreuzthaler, brabanter oder burgunder Thaler genannt, eine seit 1598 gangbare Münzsorte, die vom Statthalter der südl. Niederlande, dem Erzherzog Albert (Albrecht), den Namen erhielt. Es waren Thaler von 13 Loth 8 Grän, deren $9^3/_4$ auf eine feine Mark gingen. Dieselben zeigten im Avers das burgundische Kreuz mit dem Goldenen Vließ und verbreiteten sich darum so allgemein, weil von den Niederlanden aus die zahlreichen span. Anleihen, Subsidien, Zinsen u. s. w. in dieser, meist aus amerik. Silber geprägten Münzsorte bezahlt wurden. Später gingen die A. auch häufig nach Rußland, Polen und der Türkei für rohe, von dorther bezogene Waaren und wurden dadurch die im Handel mit diesen Völkern fast einzig gangbare Münze. Deshalb prägten auch andere europ. Staaten, die dahin Zahlungen hatten, solche Thaler. Zuerst Braunschweig 1747, dann Maria Theresia mit dem Andreaskreuz 1752; der Herzog von Holstein 1753; König Friedrich II. von Preußen 1767, und Friedrich Wilhelm II. 1797. Die Herzoge von Kurland prägten solche von 1752—80 als Landesmünze. Auch gab es Albertusgulden, deren drei, und als Rechnungsmünze in Kurland, Semgallen und Livland Albertusgroschen, deren 90 auf einen A. gingen.

Alberus (Erasmus), Schriftsteller des Reformationszeitalters, Sohn des Schulmeisters zu Sprendlingen in Oberisenburg-Büdingen, geb. um 1500, studirte um 1520 in Wittenberg, wo er Luther's besondere Zuneigung genoß. Fortwährend sehr eifrig für die Verbreitung der Reformation thätig, war er zuerst in seiner Heimat, dann an vielen andern Orten Lehrer und Prediger, mußte aber infolge theol.- und sonstiger Streitigkeiten seine Stellen häufig wechseln, welches Schicksal damals gewöhnlich die Lehrer der neuen Kirche betraf. So mußte er Magdeburg wegen seines Widerspruchs gegen das Interim verlassen. Er starb als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg in Mecklenburg 5. Mai 1553. Seine zahlreichen Schriften sind theils gelehrt theol. und philol. Inhalts, theils derb polemisch gegen die Verfechter des Katholicismus. Von letztern ist namentlich berühmt: «Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran», mit einer Vorrede Luther's. Später ward das Buch mehrfach neu bearbeitet. In der deutschen Literaturgeschichte ist A. bekannt durch eine Reihe geistlicher Lieder (herausg. von Stromberger, Halle 1857) und satirisch-polemische Gedichte, namentlich aber durch 49 gereimte Fabeln, enthalten in dem «Buch der Tugend und Weisheit» (Frankf. 1550), die reich an witzigen Einfällen und in fließender, gewandter Darstellung abgefaßt sind.

Albi, Hauptstadt des franz. Depart. Tarn in Languedoc, auf einer Höhe am Tarn, mit 15493 E., ist ein sehr alter Ort, der viel in den Religionskriegen gelitten hat. Außer den verschiedenen Departementalbehörden befindet sich hier ein Civil- und Handelstribunal, der Sitz eines Erzbischofs und ein College. Auch besitzt die Stadt eine Bibliothek von 12000 Bänden und ein Museum. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehört die der heil. Cäcilie gewidmete goth. Kathedrale, ein Meisterstück der Kühnheit, 1282—1512 erbaut, mit alten Gemälden und einem schönen Orgelchor, die St.-Salvikirche, die nach ihrer Bauart dem 13. Jahrh. angehört, das festungsähnliche Präfecturgebäude, d. i. der alte Palast der Grafen von Albigeois, den lange Zeit der Erzbischof bewohnte, das Hospiz, das Schauspielhaus. Sonst ist A. eine der häßlichsten Städte Frankreichs, mit engen und winkeligen Straßen, räucherigen und düstern Häusern. 1843 wurde dem hier geborenen berühmten Seefahrer Lapeyrouse eine Bronzestatue errichtet. Beträchtlich ist der Handel mit Erzeugnissen der Stadt und der Umgegend, mit Getreide, Wein, Anis, getrockneten Pflaumen und Kleesamen. Die Fabriken liefern Packtuch, Tischzeug, Woll- und Baumwollzeuge, Anisessenz, Leder, Liqueur, Pastellfarben u. s. w. Nahe im Nordosten der Stadt liegt der berühmte Saut-du-Sabot oder Saut-du-Tarn, eine Reihe von Katarakten dieses Flusses, der sich in den Kalkfelsen eingewühlt hat und in unsichtbaren Rinnen fließt. Dabei befindet sich die erste Stahlschmiede Frankreichs, welche jährlich mehr als 20000 Ctr. Stahl liefert. — Albigeois hieß ehemals die Landschaft, in welcher die Stadt A. liegt. Sie gehörte zu Oberlanguedoc und ward geschichtlich merkwürdig durch die Religionsverfolgungen, welche ihre Bewohner, die Albigenser, erlitten.

Albigenser, der von der Stadt Albi im Depart. Tarn abgeleitete Name einer im südl. Frankreich verbreiteten kirchlichen Sekte, die den religiösen Grundsätzen der Katharer (s. d.) und der spätern Waldenser huldigte. Anhänger dieser Richtung traten bereits im Anfange des 11. Jahrh. auf und galten allgemein für Nachfolger der Manichäer. Sie drangen auf ein apostolisches Christenthum und führten ein einfaches, sittenreines und zurückgezogenes Leben.

Man nannte sie daher auch anfangs die «guten Leute» (les bons hommes) oder «Dunkelmänner» (hommes obscurs), während sie nach ihrer ersten Verdammung auf dem zu Toulouse von Papst Calixt II. abgehaltenen Concil (1119) als «Toulousische Ketzer» bezeichnet wurden. Dieses Verdammungsurtheil ward 1139 von Innocenz II. bestätigt. Auf einem von Bischof von Lodève zu Lombes unweit Albi 1176 abgehaltenen Concil sprachen sie sich über ihre Lehren offen aus. Dennoch wurden sie später arg verdächtigt und namentlich des Dualismus, der Verwerfung der Trinitätslehre, des Abendmahls und der Ehe, der Leugnung des Todes und der Auferstehung Christi u. dgl. beschuldigt. Papst Innocenz III. rief endlich 1209 einen Kreuzzug gegen sie auf, dessen nächste Veranlassung die Ermordung des mit Ausrottung der Ketzer beauftragten päpstl. Legaten und Inquisitors, Peter's von Castelnau, im Gebiete des Grafen Raimund VI. von Toulouse war. In Wahrheit wollte man den wegen seiner Duldung gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouse um seine Länder bringen. Vergebens hatte dieser von dem Legaten Milo die schimpflichste Buße und Geiselung erduldet und mit großen Opfern die päpstl. Absolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux, und Milo nahmen Béziers, die Hauptstadt seines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen gegen 20000 E. ohne Unterschied des Glaubens niedermachen. «Tödtet sie alle», rief Arnold; «der Herr wird die Seinen schon herausfinden und schützen!» Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leicester, der das Kreuzheer unter den Legaten befehligte, mit andern Orten im Gebiete Raimund's und seiner Bundesgenossen, von denen Roger von Béziers im Gefängniß und Peter von Aragonien 1213 in einem Gefecht vor Muret umkam. Die eroberten Lande schenkte die Kirche, zur Belohnung seiner Dienste, dem Grafen von Montfort, welcher jedoch bei dem wechselnden Kriegsglück nie in den ruhigen Besitz dieser Schenkung kam. Bei der Belagerung von Toulouse (1218) ward er durch einen Steinwurf getödtet, und seinen Sohn zwang Raimund VI. und, als dieser 1222 starb, dessen Sohn Raimund VII. zur Herausgabe des eroberten Landes. Allein der päpstl. Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neues Gesindel herbei, das den Krieg fortsetzte. Mit vielem Muthe vertheidigte Raimund VII. das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der im Kampfe gegen die Ketzer 1226 den Tod fand. Nachdem Hunderttausende von beiden Seiten gefallen und die schönsten Gegenden in der Provence und in Oberlanguedoc verwüstet waren, kam es 1229 zum Frieden, in dem Raimund die Lossprechung vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldsummen erkaufen, Narbonne mit mehrern Herrschaften an Ludwig IX. überlassen und seinen Eidam, einen Bruder Ludwig's, zum Erben seiner übrigen Lande einsetzen mußte. Der Papst ließ diese Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn desto fester an seinen Stuhl zu ketten und desto geneigter zur Aufnahme seiner Inquisitoren zu machen. Die Ketzer waren nun dem Bekehrungseifer des Dominicanerordens und den Blutgerichten der Inquisition preisgegeben, welche beide ihre ganze Kraft anwendeten, die bei ihren Ansichten beharrenden A. auf den Scheiterhaufen zu bringen, und auch den Bekehrten durch schwere Strafen den Grimm der Kirche fühlbar machten. Seit der Mitte des 13. Jahrh. verschwand der Name der A. allmählich; ihre Reste suchten den Osten und ließen sich namentlich in Bosnien nieder. Vgl. Fauriel, «Croisade contre les Albigeois» (Par. 1838); Faber, «Inquiry into the history and theology of the ancient Vallenses and Albigenses» (Lond. 1838); Hahn, «Geschichte der Ketzer im Mittelalter» (Stuttg. 1845).

Albignac (Philippe François Maurice, Graf d'), franz. General, Kriegsminister des Königs Hieronymus von Westfalen, geb. 7. Juli 1775 zu Milhaud, ergriff die militärische Laufbahn im franz. Heere, emigrirte aber 1792 und diente erst unter Condé, dann bei den Oesterreichern. Unter dem Consulat kehrte er nach Frankreich zurück und trat 1806 unter die Gensdarmes d'Ordonnance der Kaisergarde. Nach Auflösung dieses Corps, in welchem er den Rang eines Obersten bekleidete, wurde er 1808 Flügeladjutant des Königs Hieronymus von Westfalen. Bei diesem stieg er schnell zum Oberstallmeister und Brigadegeneral sowie zum Kriegsminister. 1809 erhielt er den Befehl über die franz. Truppen, welche das Schill'sche Freicorps verfolgen mußten. Hieronymus ernannte ihn 1810 zum Grafen von Ried, doch verließ er, unzufrieden mit dem Treiben am Hofe zu Kassel, den Dienst des Königs und ging nach Frankreich zurück. Als Chef des Generalstabs vom sechsten Armeecorps unter St.-Cyr machte er den russ. Feldzug von 1812 mit, und 1813 befehligte er eine Reservedivision im Depart. Gard. 1814 schloß er sich den Bourbonen an und folgte nach der Rückkehr Napoleon's Ludwig XVIII. nach Gent. 1815 erhielt er die Stelle des Generalsecretärs im Kriegsministerium, dann die des Generalgouverneurs der Militärschule zu St.-Cyr, und 1821 ward er zum Generallieutenant befördert. Nachdem er wegen Kränklichkeit den Dienst verlassen, starb er 31. Jan. 1824.

Albini (Franz Jos., Freiherr von), ein verdienter deutscher Staatsmann, geb. zu St.-Goar 14. Mai 1748, begann seine polit. Laufbahn als Hof- und Regierungsrath des Fürstbischofs von Würzburg. Er ward 1774 Kammergerichtsassessor und 1787 Geh. Reichsreferendar des Kurfürsten von Mainz, wodurch er mit Kaiser Joseph II. in unmittelbare Geschäftsberührung kam, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte und 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehrere deutsche Höfe sandte. Nach Joseph's Tode trat er als Hofkanzler und Minister in kurmainzische Staatsdienste. Seine Verwaltung war von den wohlthätigsten Folgen für diesen Staat, wurde jedoch durch den Krieg von 1792 gestört. 1797 war er auf dem Friedenscongresse zu Rastadt und legte daselbst gegen die franz. Occupation kurmainzischen Gebiets Verwahrung ein. Er entwarf den Plan, durch einen allgemeinen Landsturm die Franzosen vom deutschen Boden abzuhalten und stellte sich 1799 an die Spitze des mainzer Landsturms. Als während seiner Leitung der Reichsdeputation rücksichtlich des Entschädigungsgeschäfts 1802 der Kurfürst Friedrich Karl Joseph starb, nahm A. sogleich dem Militär und den Landesbehörden den Eid der Treue für den neuen Kurfürsten von Dalberg ab, und da er dessen volles Vertrauen genoß, so gingen alle Staatsgeschäfte, wie bisher, durch seine Hand. Auch als der Kurfürst Primas des Rheinbundes wurde, blieb A. in dessen Diensten, und als derselbe Großherzog von Frankfurt ward, erhielt er das Präsidium im Ministerium. Durchgehends bewährte er seinen echt deutschen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als sie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt einnahmen, einen Beweis der Anerkennung seines Verdienstes, indem sie ihm den Vorsitz in dem Ministerialrathe des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. 1815 trat A. in österr. Dienste und erhielt die Stelle eines bevollmächtigten Ministers am Bundestage, aber noch ehe er diese angetreten, starb er zu Dieburg 8. Jan. 1816.

Albinos nennt man diejenigen Menschen, in deren Haut, Haaren und Augen der dunkle Farbstoff (das Pigment) mangelt. Im regelmäßigen Zustande nämlich wird unter die Oberhaut, in die Haare und in die Regenbogenhaut des Auges ein Farbstoff abgesondert, welcher diesen Körpertheilen das ihnen eigenthümliche Colorit verleiht. Wenn nun aber durch einen angeborenen Fehler die Ablagerung eines solchen Farbstoffes nicht stattfindet, so erscheinen die Haut bleich, die Haare weiß, die Augen (d. h. nur die Augensterne) roth. Da der Farbstoff der die Augensterne bildenden und der Netzhaut als Schutz gegen zu intensives Licht dienenden Regenbogenhaut die Bestimmung hat, die letztere für Licht undurchgängig zu machen, so können die A., welchen dieser Farbstoff fehlt, den Reiz des hellen Tageslichts nicht ertragen. Sie blinzeln infolge dessen bei hellem Lichtschein mit den Augen (Lichtscheu, Photophobie) und sehen im Halbdunkel verhältnißmäßig besser als bei scharfem Lichte. Sonst hielt man die A. (die man auch Kakerlaken, Pintos, Dondos, Blafards, Weiße Neger, Leucaethiopes, Leucotici nennt) für eine besondere Menschenart. Es gibt aber dergleichen Individuen in jeder Menschenrasse, und ihre Färbung erscheint je nach der eigenthümlichen Rassenfärbung in verschiedenen Nuancen, tritt aber besonders bei Negern sehr auffallend hervor (Weiße Neger). Der krankhafte Zustand dieses Pigmentmangels heißt **Albinismus** (auch Albinoismus, Leucopathia) und kommt übrigens nicht blos bei Menschen, sondern auch bei Säugethieren (z. B. bei Pferden, Kaninchen, Ratten, Mäusen), Vögeln und vielleicht auch bei Insekten vor. Der Zustand ist (namentlich bei Vermischung von A. miteinander) erblich; mindestens kommt er nicht selten wieder bei Kindern von A. vor. Uebrigens ist der Albinismus in der Regel mit mehr oder weniger allgemeiner Körper- und insbesondere Muskelschwäche sowie mit geringer Geschlechtsentwickelung verknüpft. Auch fehlt den A. die Frische und Rührigkeit der Jugend. Es gibt indeß nicht blos einen allgemeinen, über den ganzen Körper verbreiteten Albinismus, sondern auch einen theilweisen, bei dem sich nur einzelne weiße Flecke auf der Haut oder einzelne Stellen mit weißen Haaren zeigen; am auffallendsten ist diese Erscheinung bei den gescheckten (sogenannten Elster-)Negern. Eine solche theilweise Leukopathie (die man in diesem Falle Vitiligo nennt) findet auch statt, wenn durch Krankheit (z. B. Geschwüre) einzelne Hautstellen ihr Pigment verloren haben und weiß geworden sind. Vergl. Mansfeld, «Ueber das Wesen der Leukopathie oder des Albinoismus» (Braunschw. 1822).

Albinovānus (Cajus Pedo), ein jüngerer Zeitgenosse und Freund des Ovid, an den letzterer auch eine der «Epistolae ex Ponto» gerichtet hat, lebte noch zur Zeit des Tiberius und wird besonders als epischer Dichter gerühmt. Er hatte die Heldenthaten des Theseus besungen und ein Epos auf Germanicus gedichtet, von dem jedoch nur ein Bruchstück (Wernsdorf, «Poetae latini minores», Bd. 4) auf uns gekommen ist. Auch wird ihm eine Elegie beigelegt, die «Consolatio ad Liviam Augustam de morte Drusi», welche, nicht ohne dichterischen

Werth, sicher in das Augusteische Zeitalter gehört und den meisten Ausgaben des Ovid beigegeben ist. Nebst deutscher Uebersetzung wurde diese Elegie im Verein mit zwei andern, dem A. fälschlich zugeschriebenen und einer spätern Zeit angehörigen, Elegien («De obitu Maecenatis» und «De Maecenate moribundo») von Meineke (Quedlinb. 1819) herausgegeben.

Albinus (Bernh. Siegfried), ausgezeichneter deutscher Anatom, wurde 24. Febr. 1697 zu Frankfurt a. O. geboren, wo sein Vater Bernhard A., eigentlich Weiß (geb. 7. Jan. 1653 zu Dessau, gest. 7. Sept. 1721), der später (1702) Professor der Medicin zu Leyden wurde, damals als Professor an der Universität wirkte. Nachdem der junge A. den Unterricht seines Vaters, Rau's, Bidloo's und Boerhaave's genossen, widmete er sich zu Paris unter Winslow, Senac und Vaillant der Anatomie und Botanik. Er erhielt 1719 als Lector der Anatomie an der Universität zu Leyden eine Anstellung und trat nach dem Tode seines Vaters als Professor der Medicin und Anatomie an dessen Stelle. A. zählte bald zu den berühmtesten Lehrern der Universität und galt für ein beinahe ebenso großes medic. Orakel als Boerhaave, dessen einfachen Principien auch er huldigte. Sein Lehrsaal wurde nicht blos von Studirenden, sondern auch von promovirten Aerzten aus fast allen Ländern Europas besucht; ebenso strömten von allen Seiten Kranke herbei, die seine Hülfe nachsuchten. Er starb 9. Sept. 1770 zu Leyden. Zumal als Anatom hat sich A. durch zahlreiche Schriften in der Geschichte der Wissenschaft einen ehrenvollen Platz erworben. Besonders sind seine «Tabulae sceleti et musculorum corporis humani» (Leyd. 1747) mit den von Wandelaar gestochenen Kupfertafeln hervorzuheben. Sein Bruder Friedrich Bernhard A., geb. 20. Juni 1715 zu Leyden, der ihm im Amte nachfolgte und 23. Mai 1778 starb, hat sich ebenfalls als Anatom und Physiolog bekannt gemacht.

Albion ist der schon bei Aristoteles vorkommende älteste Name für das spätere Britannia major oder das heutige England und Schottland. Die Griechen und die Römer erhielten den Namen von den Galliern, in deren celtischer Sprache er Bergland (kymrisch alp, alb, Berg, woher auch der Name der Alpen) bedeutete. In lat. Geschichtswerken und Urkunden des Mittelalters wurde A. nicht selten gleichbedeutend mit Britannia gebraucht, gegenwärtig findet jedoch die Bezeichnung nur noch in der höhern poetischen Sprache Anwendung. Die Ableitung des Namens A. vom lat. albus, weiß, der Farbe der Kreidefelsen, welche die westl. Küsten Britanniens umgeben, läßt sich in keiner Beziehung rechtfertigen. — A. hieß auch der Heerführer der Sachsen in den Kriegen gegen Karl d. Gr. Derselbe war angeblich mit Gisela, der Schwester oder Tochter Wittekind's, vermählt, unterwarf sich 785 mit diesem gemeinschaftlich und ließ sich zu Attigny in Frankreich taufen. Die genealog. Fabel macht ihn zum Stammvater des Hauses Anhalt.

Albis, ein schmaler, 5 St. langer Bergzug im schweiz. Canton Zürich, auf der Westseite des Zürichersees und von diesem durch das Thal der Sihl getrennt, erstreckt sich vom Baarthal im Canton Zug nordwestwärts bis an die Limmat. Das Gebirge, aus Mergel- und Sandsteinformation mit Kohlenflötzen bestehend, ist arm an Kornbau und Alpenwirthschaft, an Quellen und Waldungen, gewährt aber herrliche Aussichten auf die Hochalpen. Zwei Straßen führen über dasselbe: die nördliche von dem 1 St. im W. von Zürich gelegenen uralten Pfarrdorf Albisrieden nach Bremgarten an der Reuß; die südliche nach Zug, und zwar vom Dorfe Adliswyl (1½ St. südlich von Zürich) über die Sihl und das Dorf Unteralbis zu dem einzeln stehenden Wirthshause Oberalbis oder Albishaus und von da hinab zu dem kleinen Türlersee nach Hausen oder Husen, zu der 1839 angelegten und jetzt stark, besonders auch von Franzosen, besuchten Kaltwasserheilanstalt Albisbrunnen und dem durch Zwingli's Tod bekannten Dorf Kappel (s. d.). Die prächtigste Aussicht in der ganzen nördl. Schweiz gewährt das Uetlihaus, ein 2687 F. über dem Meere auf dem höchsten Punkte des Gebirgs, dem Uetli oder Uto (Huetli), stehendes Wirthshaus, 2 St. im SW. von Zürich. Einen der herrlichsten und umfassendsten Rundblicke der dortigen Gegend hat man auch von dem erwähnten Oberalbis sowie von der wenig davon entfernten Hochwacht oder Albishochwacht. Historisch denkwürdig ist die Albiskette, indem vom 5. Juni bis zum 25. Sept. 1799 hier die Avantgarde der franz. Armee unter Masséna lagerte, während die Oesterreicher und später die Russen Zürich und die nächste Umgegend besetzt hielten.

Albistân oder Albostan (d. i. der Garten), eine türk. Stadt im südöstl. Kleinasien, 8 M. im NNO. von Merâsch, am Flusse Dschihan (Pyramus), in einer der wasserreichsten und fruchtbarsten Ebenen Anatoliens, zählt 8000 E., welche namentlich Getreidehandel treiben. Der Ort war früher bedeutender, wird irrthümlich für das alte Comana in Cataonia gehalten

und ist historisch bekannt durch den großen Sieg, welchen der ägypt. Sultan Bibars 16. April 1277 hier über die Türken und Mongolen erfocht.

Albit nennt man einen im triklinoëdrischen Systeme krystallisirenden Feldspat (s. d.), welcher anstatt des Kali Natron enthält. Schöne Krystalle dieses Minerals von großer Klarheit findet man am St.-Gotthard, in der Dauphiné, im Zillerthale u. s. w. Der A. bildet einen Bestandtheil des Diorit und macht beinahe ebenso häufig wie der gemeine Feldspat einen Gemengtheil mancher Granite aus, auch kann er wie der Feldspat zur Porzellanfabrikation verwendet werden.

Alboin, der Begründer des Langobardenreichs in Italien, glänzte schon als Jüngling in den Kriegszügen seines Vaters, des Langobardenkönigs Audoin, durch kühne Thaten. Alte Lieder lassen ihn den Sohn des Gepidenkönigs Turisend in der Schlacht erlegen und sich dann gleichwol in dessen Lager wagen, um von seiner Hand die ritterlichen Ehren zu empfangen. Nachdem A. 561 zur Herrschaft gelangt war, erkaufte er durch Zugeständnisse die Bundesgenossenschaft der Avaren gegen den Gepidenkönig Cunimund und brachte diesem dann 566 eine entscheidende Niederlage bei. Cunimund selbst mit den Tapfersten seines Volks blieb auf der Wahlstatt; sein Land theilten die Langobarden und Avaren unter sich. Die schöne Tochter Cunimund's, Rosamunde, mußte in ihre Vermählung mit A. willigen, als dessen erste Gemahlin Clodoswinda gestorben war. 568 entschloß sich A., nachdem er sein Land den Avaren überlassen und sich durch 20000 Sachsen verstärkt hatte, mit seinem Volke nach Italien überzusiedeln, wie erzählt wird, von Narses, dem kaiserl. Statthalter in Italien, veranlaßt, welcher sich dadurch für seine Abberufung durch Justinus II., den Nachfolger Justinian's, rächen wollte. Die Erbitterung der Italiener gegen die kaiserl. Herrschaft, die Vernachlässigung der Vertheidigungsanstalten und die allgemeine Bedrängniß des Byzantinischen Reichs begünstigten das Unternehmen. Narses' Nachfolger im Exarchat, Flavius Longinus, besaß weder Kraft noch Mittel zu ernstlichem Widerstand, und schnell bemächtigte sich A. der meisten Städte Oberitaliens. Nur Mailand wehrte sich tapfer, und das feste Pavia fiel erst nach dreijähriger Belagerung durch Hunger (572). Letzteres erhob A. zur Hauptstadt seines neuen Reichs, welches bald das ganze obere und mittlere Italien, außer Venedig, Ravenna, den Küstenstädten Liguriens und Rom, umfaßte. Doch seine Herrschaft war von kurzer Dauer, indem er 373 der Rachsucht seiner Gemahlin Rosamunde zum Opfer fiel. Diese soll A. einst bei einem Gastmahl gezwungen haben, aus dem Becher zu trinken, welchen er aus ihres Vaters Schädel hatte fertigen lassen. Empört hierüber, verband sich Rosamunde mit ihrem Buhlen Helmigis, des Königs Schildträger, und einem riesenstarken Krieger, Peredeus, die den A. im Schlafe ermordeten. Rosamunde hatte gehofft, dem Helmigis die Krone verschaffen zu können, aber die langobardischen Edeln erhoben sich gegen sie und forderten ihre Bestrafung. Sie floh darauf mit ihrer Tochter und den Genossen des Frevels zu Longinus nach Ravenna, welcher sich, durch ihre Reize und Schätze gewonnen, mit ihr vermählte. Als sie jedoch dem Helmigis, um sich seiner zu entledigen, einen Gifttrank reichte, zwang sie dieser, die Wirkung spürend, selbst den Rest zu trinken. Zum Nachfolger A.'s wurde von den Langobarden Kleph gewählt.

Alboni (Marietta), eine als Altistin berühmte ital. Sängerin, geb. 1823 zu Cesena in der Romagna. Ihre gesangliche Ausbildung erhielt sie in Bologna durch Frau Bertolatti, eine in Italien damals sehr geschätzte Lehrerin, sowie auch Rossini ihr Rathschläge ertheilte und ihr namentlich verschiedene Partien aus seinen Opern einstudirte. Mit 16 Jahren debutirte sie auf dem Theater zu Bologna und 1843 mit großem Erfolg auf der Scala in Mailand, sang darauf in verschiedenen andern ital. Städten und ging endlich mit dem Impresario Merelli nach Wien, von wo aus sie nach kurzer Zeit nach Petersburg sich wandte. Gegen Ende 1845 ließ sie sich in Deutschland, dann in Böhmen und Ungarn hören und zum Carneval 1847 in Rom. Im Frühjahre 1847 sang sie im Covent-Garden-Theater zu London. Sie rivalisirte mit Jenny Lind, welche gleichzeitig im Queen's-Theater auftrat. Von da begab sie sich nach Paris, wo sie im Oct. sang. Seit dieser Zeit hat sich eigentlich erst ihr Ruf festgestellt, und vornehmlich waren es diese beiden Hauptstädte, welche den Schauplatz ihrer künstlerischen Triumphe abgaben. Doch hat sie auch eine sehr erfolgreiche Kunstreise durch Nord- und Südamerika gemacht. Ihre Altstimme ist von wunderbarster Fülle und Sonorität, der Umfang derselben sehr bedeutend und die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit ganz außerordentlich. Als dramatischer Sängerin wird ihr Mangel an Lebendigkeit und Wärme vorgeworfen. Die Sängerin hat sich später mit dem Grafen Pepoli verheirathet.

Albornoz (Gil Alvarez Carillo), ein kriegerischer Prälat des Mittelalters, aus Cuença

in Spanien, studirte zu Toulouse, wurde dann Almosenier des Königs Alfons XI. von Castilien, und von diesem erst zum Archidiakon von Calatrava, dann zum Erzbischof von Toledo befördert. Er war Staats- und Kriegsmann, nahm an den Kämpfen gegen die Mauren theil, rettete dem Könige in der Schlacht von Algestras das Leben, wurde dafür zum Ritter geschlagen, und leitete von 1342 bis März 1344 die Belagerung von Algesiras. Bei Peter dem Grausamen, dessen Ausschweifungen er mit geistlicher Strenge tadelte, fiel er dagegen in Ungnade; er flüchtete nach Avignon zu Papst Clemens VI., der ihn zum Cardinal ernannte. Auch Innocenz VI. erkannte seine staatsmännischen Talente, und sandte ihn als Cardinallegaten nach Rom, wo er mit Erfolg für die Wiederherstellung der päpstl. Autorität wirkte. Auch hier mußte er kriegerisch auftreten; er eroberte 1357 Cesena. Ihm verdankte es Papst Urban V., daß er 1367 nach Rom zurückkehren konnte. A. starb 24. Aug. 1367 zu Viterbo. Er selbst schrieb ein interessantes Werk über die röm. Kirche, das zuerst 1473 zu Jesi erschien und jetzt sehr selten ist. Vgl. Sepulveda, «Historia de bello in Italia, confecto ab Aeg. Albornotio» (Bologna 1623).

Albrecht I., Herzog von Oesterreich, deutscher König 1298—1308, geb. 1248, war der älteste Sohn Kaiser Rudolf's I. von Habsburg, der kurz vor seinem Tode den vergeblichen Versuch gemacht hatte, die deutsche Krone auf des Sohnes Haupt zu setzen, indem die Kurfürsten, seiner Gewalt müde und durch die Schwäche seines Alters ermuthigt, die Königswahl verschoben. Nach dem Tode des Vaters sah A. seine Erbstaaten Oesterreich und Steiermark gegen sich aufstehen. Da er jedoch den durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr mit Kraft unterdrückte, so stieg seine Kühnheit, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Dieser Gewaltschritt sowie auch seine wachsende Macht bewogen die Kurfürsten, nicht ihn, sondern Adolf von Nassau (s. d.) zu erwählen. Unruhen, die gegen ihn in der Schweiz ausgebrochen waren, und eine Krankheit, die ihm ein Auge raubte, bestimmten ihn zur Nachgiebigkeit; er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen König den Lehnseid. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als sich neue Streitigkeiten in Oesterreich und Steiermark erhoben, besonders mit dem Bischof von Salzburg, der auf das falsche Gerücht von A.'s Tode in dessen Staaten eingefallen war. Unterdessen hatte Adolf nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. A. wußte durch erheuchelte Milde die Kurfürsten so zu täuschen, daß sie, als Adolf auf dem Reichstage 1298 abgesetzt ward, ihn zum König erwählten. Zur Vollziehung dieses Beschlusses bedurfte es aber der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren zwischen Gelheim und Rosenthal bei Worms aufeinander. A. zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolf, ihm blos mit der Reiterei zu folgen. «Du verlierst Krone und Leben!» rief A. seinem Gegner zu. «Das wird der Himmel entscheiden!» antwortete Adolf. Im Kampfgewühl sank Adolf, wie es heißt, von des Gegners Lanze ins Gesicht getroffen, vom Pferde, und A.'s Begleiter tödteten ihn. A. fühlte, daß er sich jetzt großmüthig zeigen könnte. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone. Wie er vorausgesehen, wurde er aber aufs neue gewählt und im Aug. 1298 zu Aachen gekrönt. Allein Papst Bonifaz VIII. sprach den Kurfürsten das Recht ab, den König und Kaiser frei zu wählen. Derselbe lud A. vor sich, um Vergebung zu erbitten und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er, A. als König anzuerkennen und entband sie ihres Eides. Selbst A.'s Freund, Gerhard, der Erzbischof von Mainz, verband sich mit dem Papste. Dagegen vereinigte sich A. mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs und zwang den Kurfürsten von Mainz, nicht nur das Bündniß mit dem Papste zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz knüpfte nun Unterhandlungen mit A. an, in welchen dieser die ganze Falschheit seines Charakters zeigte. Er brach sein Bündniß mit Philipp dem Schönen, gestand zu, daß das abendl. Kaiserthum den Kaisern von dem Papste verliehen sei, daß das Wahlrecht der Kurfürsten sich von dem Heiligen Stuhle herschreibe, und versprach mit einem Eide, die Rechte des röm. Hofs auf des Papstes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus und verlieh an A. das Königreich Frankreich, wofür Philipp den Papst zu züchtigen wußte. A. führte eine Reihe von Jahren unglückliche Kriege gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, Böhmen und Thüringen. Im Begriff, die bei Lucka unweit Altenburg 1307 durch den Markgrafen Friedrich erlittene Niederlage zu rächen, erhielt er die Kunde von einem Aufstande der Schweizer, und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 1. Jan. 1308 war infolge seiner Bedrückungen der Aufruhr in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. A. hatte die Erhebung nicht nur vorausgesehen,

sondern sogar gewünscht, um einen Vorwand zu finden, sich die Schweiz ganz zu unterwerfen. Doch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte ein Verbrechen, das seiner Herrschsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Dem Herzoge Johann, dem Sohne seines jüngern Bruders Rudolf, gebührte Schwaben als Erbe; vergebens forderte aber derselbe dessen Herausgabe. Als A. gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Forderung. A. fügte Spott zum Unrecht und sprach, indem er dem Neffen einen Blumenkranz reichte: «Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir!» Da verschwor sich Johann mit Walther von Eschenbach, seinem Lehrer und Führer, mit Rudolf von der Wart, Rudolf von Palm, Konrad von Tegernfeld und Walther von Castelen gegen A.'s Leben. Als A. auf einem Ritt nach Rheinfelden durch die Reuß von seinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verschworenen den Augenblick, und Johann selbst führte den ersten Hieb; nur Walther von Castelen, von Grauen bei dieser Uebelthat ergriffen, floh davon. (S. Johannes Parricida.) In den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin verschied A. 1. Mai 1308. Furchtbar rächte ihres Vaters Tod Agnes von Oesterreich (s. d.). A. hinterließ aus der ersten Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Tirol, fünf Söhne und ebenso viel Töchter.

Albrecht II., deutscher König, als Herzog von Oesterreich A. V., ein Sohn Albrecht's IV., geb. 1397, regierte in seinen Erbländern anfangs unter der Vormundschaft seiner Oheime. 1422 vermählte er sich mit Elisabeth, der Tochter Kaiser Sigismund's, dem er auch 1437 in Ungarn und 1438 in Böhmen in der Regierung folgte. Ohne seinen Bewerb wurde er im April 1438 zu Frankfurt einmüthig zum deutschen König gewählt. Nur zögernd nahm er aber diese Krone an, da er voraussah, wie viel er in Ungarn und Böhmen zu schaffen haben würde. In Böhmen stellten die Utraquisten den 13jährigen Prinzen Kasimir, einen Bruder Ladislaus' von Polen, als Gegenkönig auf, sodaß sich infolge dessen A. in einen Krieg mit Polen selbst verwickelt sah, der indeß schon 1439 beigelegt wurde. Auf den deutschen Reichstagen von 1438 und 1439, welchen er jedoch nicht persönlich beiwohnte, beschäftigten ihn, außer den Wirren, die das Baseler Concil nach sich zog, die Errichtung eines festen Landfriedens, die Verbesserung der Reichsjustiz und die Eintheilung des Reichs in Kreise. Doch sollte er diese wohlthätigen Entwürfe nicht zur Ausführung bringen. Zu einem Feldzuge gegen die Türken genöthigt, ward er plötzlich am 27. Oct. 1439 zu Langendorf zwischen Gran und Wien von einer Seuche weggerafft. In Deutschland bedauerte man den Tod dieses einsichtsvollen und gewissenhaften Fürsten. Erst nach seinem Tode gebar seine Gemahlin den Sohn Ladislaw, den spätern König von Ungarn und Böhmen.

Albrecht II., Herzog von Oesterreich, der Sohn König Albrecht's I., geb. 1298, war minderjährig, als sein Vater 1308 ermordet ward. Er führte seit 1330 die Regierung über die habsburgischen Länder mit seinem Bruder Otto gemeinschaftlich, bis dieser 1339 starb. Gift, welches man ihm beigebracht, zog ihm im 32. J. eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht abhielt, persönlich am sogenannten Kärnthenschen Erbfolgekriege gegen Johann von Böhmen theilzunehmen; er ließ sich bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Er war der erste, der in den Erbstaaten des Hauses Oesterreich das Recht der Erstgeburt einzuführen versuchte, was aber erst Maximilian I. gelang. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Bestechung konnte er sich nach langer Belagerung in den Besitz von Zürich setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen, die Früchte ihres 50jährigen Kampfes zu verlieren, so griffen die Bewohner von Schwyz zu den Waffen. Vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, vor welcher A.'s Streiter überall weichen mußten. Das gemeinsame Bündniß der Eidgenossen wurde erneuert, und A. sah sich genöthigt, nach Wien zurückzukehren, wo er, von Kummer verzehrt, 16. Aug. 1358 starb. Er war thätig, kenntnißreich, haushälterisch, duldsam, vorsichtig, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt. A. war mit Johanna, der Erbtochter des Grafen Ulrich von Pfirt, vermählt und hatte aus dieser Ehe vier Söhne: Albrecht, Rudolf, Friedrich und Leopold, von denen der erstere als Albrecht III. seinem Vater in der Regierung folgte.

Albrecht III., mit dem Zopfe, Herzog von Oesterreich, ein Sohn des vorigen, geb. 1348, theilte nach seines Vaters Albrecht des Lahmen Tode 1358 die Regierung anfangs mit seinen drei Brüdern Rudolf IV., Friedrich III. und Leopold III., dann, nach dem Tode Friedrich's III. 1362, mit den beiden übrigen, denen nebst Friedrich's Erbtheil im folgenden Jahre auch Tirol durch Margarethe Maultasch zufiel. Als 1365 aber auch Rudolf IV. ohne leibliche Erben starb, theilte sich A. mit dem jüngsten Bruder Leopold III. mehrere mal in das Ganze, bis 1379 ein

endgültiger Vertrag zu Stande kam, nach welchem Leopold Steiermark, Kärnthen, Tirol und die schwäb. Besitzungen, hingegen A. das eigentliche Erbland Oesterreich zufiel. A. war zweimal vermählt, zuerst mit Elisabeth, einer Tochter Kaiser Karl's IV., dann mit Beatrix, des Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg Tochter. Seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften verdankt Wien die Gründung der Universität (1365), die er auch später noch erweiterte. A. starb 29. Aug. 1395 auf seinem neuerbauten Schlosse Laxenburg. Seinen Beinamen erhielt er von einem langen Doppelzopfe, den er aus den Haaren einer seiner Gemahlinnen trug.

Albrecht VII., auch Albert, Erzherzog von Oesterreich, geb. 1559, der dritte Sohn des guten und verständigen Kaisers Maximilian II., war nicht bei diesem, sondern vermöge eines Familienabkommens am Hofe Philipp's II. von Spanien erzogen worden. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, wurde 1577 Cardinal, 1584 Erzbischof von Toledo, und bekleidete von 1594—96 die Würde eines Vicekönigs von Portugal. Jetzt aber bestimmte ihn Philipp II. zum Statthalter der Niederlande, wo er nun bis an seinen Tod der Repräsentant des span. Monarchen blieb, und dieser Aufgabe nicht ohne Takt und Würde entsprach. Der Cardinal Bentivoglio, der sich längere Zeit an seinem Hofe aufhielt, rühmt seine Rechtschaffenheit, Mäßigung, seinen Sinn für ernstere Studien, seine Arbeitsamkeit, Ausdauer und Verschwiegenheit. Doch verbirgt er nicht, daß er ein besserer Fürst für den Frieden als für den Krieg gewesen sei. Seine ersten Schritte in den Niederlanden bewiesen jedoch Entschlossenheit und Muth; später ward ihm Langsamkeit und Unentschlossenheit vorgeworfen. Sein mildes, maßvolles, von Verfolgungssucht freies Wesen war für den Augenblick der Wiederbefestigung der span. Herrschaft in den Spanischen Niederlanden günstig. Philipp gedachte darum, den Erzherzog zum Vermittler einer Wiedervereinigung der gesammten Niederlande zu benutzen. A. verließ den geistlichen Stand, und Philipp bestimmte ihm mit der Hand seiner 32jährigen Tochter, der Infantin Isabella, die Niederlande als deren Brautschatz. Doch sollten sie an Spanien zurückfallen, wenn die Ehe kinderlos bliebe. Auch sonst sah man aus den nähern Bedingungen und weitern Vorgängen, daß Philipp eine wahre Selbständigkeit nicht beabsichtigte. Die Vermählung erfolgte 6. Mai 1598; aber die Hoffnung, daß auch die abgefallenen Provinzen sich gewinnen lassen würden, schlug fehl, während sonst die Ehe eine glückliche, und die Infantin mit vielen Vorzügen des Geistes und Herzens geziert war. Am 2. Juli 1599 kämpfte der Erzherzog selbst gegen Moritz von Nassau bei Nieuwpoort und wurde von diesem geschlagen. Der Erzherzog schloß 1609 den 12jährigen Waffenstillstand, fuhr dann fort, einen glänzenden Hof in Brüssel zu halten, und starb daselbst 1621, kurz vor dem Wiederbeginn des Kriegs.

Albrecht (Friedr. Rud.), Erzherzog von Oesterreich, ältester Sohn des 1847 verstorbenen Erzherzogs Karl, wurde 3. Aug. 1817 zu Wien geboren. Nachdem er die niedern Offiziersgrade durchlaufen, ward er 1840 zum Generalmajor, 1843 zum Feldmarschallieutenant, 1845 zum commandirenden General der Cavalerie in Oesterreich ob und unter der Enns ernannt. Als solcher mußte er 1848 dem Märzaufstande in Wien entgegentreten; doch legte er schon 14. März den Befehl nieder und ging auf seine Güter. Im ital. Feldzuge von 1849 zeichnete er sich unter Radetzky an der Spitze einer Division bei dem Uebergange über den Ticino sowie auch bei dem Angriffe auf Mortara aus und hatte einen wesentlichen Antheil an dem Siege bei Novara. Im Aug. 1849 wurde er zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz und im Sept. zum Commandanten des dritten Armeecorps in Böhmen ernannt. Im Sept. 1851 erfolgte seine Ernennung zum Militär- und Civilgouverneur von Ungarn, in welcher Stellung er bis 19. April 1860 verharrte, sich vergeblich bemühend, die ungar. Aristokratie der nationalen Sache abwendig zu machen und für die thätige Mitwirkung an der Bach'schen Politik zu gewinnen. Während des Krimkrieges befehligte A. das Beobachtungsheer an der türk.-russ. Grenze. Im April 1859 wurde er, um eine Verständigung zwischen den beiden deutschen Großmächten herbeizuführen, mit einer Sendung an den berliner Hof betraut. Nachdem er im Oct. 1860 zum Befehlshaber des achten Infanteriecorps ernannt worden, erfolgte 1863 seine Erhebung zum Feldmarschall. Seit 1. Mai 1844 ist er mit Hildegard (geb. 10. Juni 1825), einer Tochter des Königs Ludwig von Baiern, vermählt. Aus dieser Ehe sind zwei Töchter, Maria Theresia (geb. 15. Juli 1845), und Mathilde (geb. 25. Jan. 1849), entsprossen.

Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, einer der vorzüglichsten Fürsten seiner Zeit, geb. 1106 zu Ballenstädt, war der Sohn und Nachfolger Otto's des Reichen, Grafen von Ballenstädt und Aschersleben, und der Eilika, der ältesten Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, des letzten Billungers. Nachdem er 1123 seinem Vater in der Regierung gefolgt, erhielt er 1125 vom Kaiser Lothar II. die Lausitz als Reichslehn. Obgleich Lothar's

treuester Bundesgenosse, übertrug derselbe dennoch das Herzogthum Sachsen, auf welches A. als Sohn der ältesten Tochter des letzten Herzogs Anspruch hatte, 1127 dem Sohne der jüngern Tochter, dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, und 1131 ward ihm auch die Lausitz wieder abgenommen. A. blieb dennoch dem Kaiser treu und begleitete ihn auf dem Römerzuge, bei welcher Gelegenheit er sich vielfach um Lothar verdient machte. Zum Dank gab ihm derselbe 1134 die Markgrafschaft Nordsachsen, die ihm Prebislav, der König der Wenden, vergebens zu entreißen suchte. A. fiel in das Gebiet Prebislav's ein und machte im Havellande und in der Priegnitz ansehnliche Eroberungen. Nachdem Konrad III. 1138 zum Kaiser gewählt und Heinrich der Stolze in die Acht erklärt worden, kam das Herzogthum Sachsen an A. Doch als Heinrich bald die Oberhand wieder gewann, mußte A. weichen und kämpfte nach dem Tode Heinrich's auch gegen dessen Sohn Heinrich den Löwen, jedoch so unglücklich, daß er zum Kaiser seine Zuflucht nahm, der 1142 den Frieden vermittelte. Das Herzogthum Sachsen ging ihm freilich verloren, doch erhielt er als Entschädigung das schwäb. Erzkämmereramt, womit die nordsächs. Mark ein unmittelbares, vom Herzogthum Sachsen eximirtes Erzfürstenthum wurde. A. kämpfte nun aufs neue gegen die Wenden, eroberte auch die Mittelmark und einen Theil der Neumark und ließ sich mit den gewonnenen Länderstrichen vom Reiche belehnen. Somit wurde er der Stifter des neuen Staats Brandenburg und der erste Markgraf dieses Landes, in dessen gleichnamige Hauptstadt er von Stendal seinen Wohnsitz verlegte. Zugleich gerieth A. immer wieder mit Heinrich dem Löwen um Besitzansprüche in Streit, bis Kaiser Friedrich I. 1152 zwischen beiden Frieden stiftete. Sodann sah sich A. in einen neuen Krieg mit den Wenden verwickelt, welcher schließlich mit deren fast gänzlicher Ausrottung endete. In die verödeten Striche berief A. Ansiedler vom Rhein, Holländer und Flamänder, die sich an der Elbe, Havel und Spree niederließen. Mit seiner Gemahlin unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina, von der er 1159 wieder zurückkehrte. 1166 wandte er, in Verbindung mit den mächtigsten norddeutschen Fürsten, seine Waffen noch einmal gegen Heinrich den Löwen, war aber im Kampfe nicht glücklich. Seine letzten Lebensjahre benutzte er zur Germanisirung seines Landes. Er starb im Nov. 1170 zu Ballenstädt. Vgl. Heinemann, «A. der Bär» (Darmst. 1864).

Albrecht, mit dem Beinamen Achilles, auch Ulysses, Kurfürst von Brandenburg, dritter Sohn Friedrich's, des ersten hohenzollernschen Kurfürsten von Brandenburg und der Elisabeth von Baiern-Landshut, wurde 24. Nov. 1414 in Tangermünde geboren und in seinem 15. Jahre zu ritterlicher Ausbildung an den Hof des Kaisers Sigismund geschickt. Mit seinem ältern Bruder Johann machte er 1435 eine Pilgerfahrt nach Palästina, und 1438 wurde er vom König Albrecht II. zum Schutzherrn der Schlesier gegen Polen ernannt. Von schönem, starkem Körperbau, in allen ritterlichen Künsten gebildet, dabei sehr rauflustig, zog er von einem Turnier zum andern und trug in 17 Festturnieren den Preis davon. Seit seines Vaters Tode 1440 im Besitz des Fürstenthums Ansbach, gerieth er mit den Nürnbergern in heftigen Krieg, der 1450 durch Vergleich beigelegt wurde. Durch den Tod seines Bruders Johann fiel ihm 1464 das Fürstenthum Baireuth zu, und 1470 übertrug ihm sein durch einen Kanonenschuß taub gewordener Bruder Friedrich II. nach dem Tode von dessen Sohne auch die Marken sammt der Kurwürde. Doch blieb er in Ansbach wohnen und übertrug die Statthalterschaft Brandenburgs seinem Sohne Johann. Seine letzten Kräfte widmete er dem schwachen, geistlosen König Friedrich III., indem er auf dem Reichstage zu Frankfurt Maximilian, Friedrich's Sohn, zum deutschen König wählen ließ. A. war bereits so schwach, daß er sich auf einem Stuhle in die Berathungen und Feierlichkeiten tragen lassen mußte. Er starb bald nach Beendigung derselben 11. März 1486. Sein glänzender und gastfreier Hof in Ansbach war die hohe Schule des feinen Geschmacks; er selbst war prachtliebend, vergnügungssüchtig und ein für die damalige Zeit aufgeklärter Mann. A. fand für seine Fähigkeiten kein entsprechendes Feld, und seine Kräfte wurden durch zwecklose Kämpfe aufgerieben. Das von ihm 1473 zu Cölln an der Spree ausgefertigte Hausgrundgesetz heißt «Achillea». Vgl. «Quellensammlung zur Geschichte des Hauses Hohenzollern» (Bd. 1, Jena 1857).

Albrecht, genannt Alcibiades, Markgraf von Brandenburg, fränk. Linie, Sohn des Markgrafen Kasimir, geb. zu Ansbach 28. März 1522, glich dem griech. Helden, dessen Namen ihm Hofschmeichler beilegten, vielleicht nur in unstetem Uebermuthe, kriegerischer Verwegenheit und üppiger Sinneslust. Er war ein wüster Parteigänger, den bei seinen polit. Sprüngen nur eigensüchtige Beweggründe leiteten. Das Los wies ihm bei der Erbtheilung 1541 Bai-

reuth zu. In den schmalkaldischen Händeln hielt er erst zum Kaiser und zog mit diesem gegen Wittenberg, ward aber 2. März 1547 bei Rochlitz gefangen. Die Schlacht bei Mühlberg befreite ihn. Er führte das Interim in seinen Landen ein und nahm 1551 an der Execution gegen Magdeburg theil, wo ihn Kurfürst Moritz veranlaßte, sich seinem entscheidenden Zuge gegen den Kaiser anzuschließen. Mit dem Passauer Vertrage 1552 trennten sich beider Wege. Moritz kehrte nach erreichtem Ziele zum Gehorsam gegen die bestehenden Ordnungen zurück, während A., infolge seiner Verwickelung in die Grumbach'schen Händel (s. d.), einen besonders gegen die geistlichen Stifter gerichteten Raubzug (den sogenannten markgräflichen Krieg) durch Franken unternahm. Er wurde geächtet, und die Vollstreckung der Acht fiel Moritz zu, der den alten Genossen bei Sievershausen 9. Juli 1553 aufs Haupt schlug, wobei aber der Sieger selbst fiel. Nach Moritz' Tode noch mehrmals geschlagen und seiner Besitzungen beraubt, irrte er an mehrern Höfen umher und ging endlich nach Frankreich. Auf dem Rückwege nach Regensburg, wo er auf dem Deputationstage erscheinen wollte, starb er 8. Jan. 1555 zu Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden. Vgl. Voigt, «Markgraf A. Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach» (2 Bde., Berl. 1852).

Albrecht, letzter Hochmeister der Deutschen Ritter und erster Herzog in Preußen, geb. 17. Mai 1490, Enkel des Albrecht Achilles und Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach und Baireuth, welch letzterer, da er noch mehrere Söhne zu versorgen hatte, ihn veranlaßte, in den geistlichen Stand zu treten. Von dem Erzbischof Hermann von Köln erzogen, wurde er Domherr zu Köln, versäumte aber auch die ritterlichen Uebungen nicht. Er begleitete mit seinem Vater den Kaiser Maximilian I. auf dessen Zuge gegen Venedig, und wohnte der Belagerung von Pavia bei. Nach dem Tode des Hochmeisters Friedrich von Meißen wählten die Deutschen Ritter 5. Jan. 1511 den kaum 20jährigen A. zum Hochmeister. Bei der nahen Verwandtschaft desselben mit König Sigismund I. von Polen, dessen Schwester Sophia A.'s Mutter war, hofften die Ritter durch ihn ihre Lehnsverbindung mit Polen gelöst zu sehen; dann erwarteten sie auch bei den Verwandten A.'s in Deutschland Schutz des Ordens gegen Polen zu finden. Nachdem der Vater seine Zustimmung gegeben, empfing A. zu Mergentheim die Ordensweihe und die Urkunde, die ihn zum Hochmeister erhob. Auch von Polen anerkannt, zog er 1512 in Königsberg ein. Indessen weigerte er sich, Polen den Lehnseid, den schon der vorige Hochmeister zu umgehen gewußt, zu leisten, und rüstete sich zum Widerstande. Erst 1520 versuchten die Polen durch Einfall in das Ordensland A. zur Huldigung zu zwingen. Doch blieb dies ohne Erfolg, und 1521 kam es zu Thorn zu einem vierjährigen Waffenstillstande. Hierauf reiste A. nach Deutschland, um auf dem Reichstage zu Nürnberg als deutscher Reichsfürst die übrigen Fürsten zum Beistand gegen Polen zu bewegen. Aber Deutschland konnte damals keine Hülfe gewähren. Inzwischen ward A. für die Reformation gewonnen, die auch in Preußen raschen Eingang fand und die letzte Kraft des hinsterbenden Ordens brach, dessen Land nun als eine sichere Beute Polens erschien. A. hoffte Rettung und einen dauernden Frieden für das Ordensland, indem er sich auf Luther's Rath zum weltlichen Herzog von Preußen erklärte und sein Land unter Polens Oberhoheit stellte. Leicht waren König Sigismund und die meisten Ordensritter in Preußen gewonnen, sodaß er, freilich ohne des Papstes Einwilligung, 8. April 1525 zu Krakau unter großen Feierlichkeiten den Lehnseid als Herzog ablegen konnte. Mit Eifer suchte nun A. seines Landes Wohl zu fördern. Er ordnete die Landesverwaltung, das Schul- und Kirchenwesen, legte 1540 die herzogl. Bibliothek an, stiftete 1543 die Universität zu Königsberg, zog viele deutsche und poln. Gelehrte ins Land, und ließ deren Werke drucken. 1527 vermählte er sich mit Dorothea, der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark. Den gehofften Frieden fand jedoch weder A. noch sein Land. Kämpfe mit dem übermächtigen Adel, Furcht vor Einfällen der Anhänger des Ordens in Deutschland und vor der Reichsacht, die auch 1532 von Karl V. ausgesprochen wurde, ein Aufstand der Bauern, das heftige Gezänk der königsberger Theologen, die Osiander'schen Streitigkeiten, zuletzt die Hinopferung der Räthe des Herzogs trübten A.'s 43jährige Regierung. Er sowol wie seine zweite Gemahlin, die braunschw.-lüneb. Prinzessin Anna Maria, starben, mit Hinterlassung eines Sohnes Albrecht Friedrich, 20. und 21. März 1568 an der Pest (Schweißkrankheit).

Albrecht IV., der Weise, Herzog von Baiern, aus der Linie München-Straubing, geb. 15. Dec. 1447, war der dritte Sohn Herzog Albrecht's III., des Frommen, und dessen Gemahlin Anna von Braunschweig. Schon früh machte der Prinz mit Erfolg in Rom seine Studien und zeichnete sich in der Folge durch Gelehrsamkeit, besonders seine Kenntnisse in der lat. und ital. Sprache aus. Nach dem Tode des Vaters kam er 1460 unter die Vormund-

schaft seiner beiden ältern Brüder, Johann III. und Sigismund, welche gemeinschaftlich die Regierung übernahmen. Als auch Johann 1463 unvermählt starb, wurde A. von den Landständen für volljährig erklärt und zum Mitregenten eingesetzt; aber schon nach zwei Jahren überließ ihm Sigismund, mit geringem Vorbehalt, die Regierung allein. Das Streben der beiden jüngern Brüder Christoph und Wolfgang nach Mitregentschaft wußte A. zu vereiteln. Christoph, welcher, ungeachtet eines zu Gunsten A.'s ausgefallenen Schiedsspruchs des Herzogs Ludwig von Baiern-Landshut, sein Recht drohend von ihm forderte, ließ er sogar einige Zeit festsetzen. Bald nach seiner Befreiung starb Christoph 1493, und A. sah sich nun im ungestörten Besitz der Alleinherrschaft, die sehr segensreich für sein Land wurde. Er war ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, stellte in den Klöstern Sittlichkeit und Ordnung wieder her und förderte die Rechte und das Wohl des gemeinen Mannes. Von einer Zwangsanleihe aus den Klöstern löste er 1481 das an Regensburg verpfändete Stadt am Hof wieder ein, kaufte 1493 vom Kaiser die Reichsherrschaft Abensberg mit den dazu gehörigen Schlössern, eroberte Landshut mit Burghausen und erhielt aus der Erbschaft seines Vetters Georg des Reichen von Baiern-Landshut 14 andere Städte und 33 Marktflecken. Nach dem Tode Sigismund's (1501) konnte A. nicht umhin, seinen jüngsten Bruder Wolfgang zum Mitregenten anzunehmen. Doch die Nachtheile solcher Doppelregierung erkennend, stiftete er mit Bewilligung des Bruders und der Landstände 1506 das bair. Hausgesetz, wonach der älteste Sohn alleiniger Regierungsnachfolger ist und die Succession überhaupt nach dem Rechte der Erstgeburt festgesetzt wird. A. starb 10. März 1508 mit Hinterlassung von drei Söhnen und drei Töchtern von seiner Gemahlin Kunigunde, der Schwester des Kaisers Maximilian I.

Albrecht der Stolze, Markgraf von Meißen 1190—95, der erstgeborene Sohn des Markgrafen Otto des Reichen, aus dem Hause Wettin, ist von den Mönchen, seinen Feinden, den einzigen Geschichtschreibern jener Zeit, unstreitig sehr parteiisch geschildert worden. Von seinem Vater gereizt, der nach dem Willen seiner Gemahlin Hedwig, gegen die deutsche Lehnsverfassung, dem zweiten Sohne Dietrich die Markgrafschaft Meißen als Erbe bestimmte, lehnte er sich im offenen Kampfe gegen denselben auf. Er nahm 1188 den Vater gefangen und brachte ihn nach dem festen Schlosse Döben bei Grimma. Zwar mußte er denselben auf Befehl Kaiser Friedrich's I. freigeben, und auch der zwischen beiden von neuem im Aug. 1189 ausbrechende Kampf wurde durch einen Vergleich zu Würzburg beendet; allein vollständig ward der Streit nur durch den Tod des Vaters gehoben, der am 18. Febr. 1190 erfolgte. Sofort nach dem Regierungsantritt nöthigte A. die Mönche zu Altenzelle, eine große Summe Geldes herauszugeben, die sein Vater, angeblich zu Seelenmessen für sich bestimmt, daselbst niedergelegt hatte. Dies vergaßen sie ihm nie. Seinen Bruder Dietrich, der Weißenfels besaß, suchte er auf alle Weise zu bedrücken, bis sich dieser durch Vermählung mit der häßlichen Jutta, der Tochter des Landgrafen Hermann I. von Thüringen, nachdrückliche Hülfe und Ruhe verschaffte. Von Dietrich bei Reveningen, unweit Allstädt, geschlagen, entstand A. ein neuer Feind in dem nach dem reich und blühend gewordenen Meißen lüsternen Kaiser Heinrich VI. Um sich mit diesem zu verständigen, ging A. nach Italien, fand aber seine persönliche Sicherheit hier so gefährdet, daß er eiligst in sein Land zurückkehrte, in welchem er nun Vertheidigungsanstalten traf. Doch noch vor Ausbruch des Kriegs ward ihm zu Freiberg, entweder auf Anstiften der Mönche von Altenzelle oder, was wahrscheinlicher ist, des nach den reichen Silberadern Freibergs lüsternen Kaisers selbst, durch einen Vertrauten, Hugold, Gift beigebracht. Sofort ließ er sich in einer Sänfte nach Meißen bringen, doch starb er schon unterwegs in Krummenheinrichsdorf 25. Juni 1195. Vier Wochen nachher starb auch seine Witwe Sophia an Gift. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder Dietrich der Bedrängte.

Albrecht der Unartige, Landgraf von Thüringen seit 1265, Markgraf zu Meißen 1288—93, der Sohn Heinrich's des Erlauchten, lebte in fast ununterbrochenem Kampfe mit Vater, Bruder und seinen Söhnen erster Ehe. Die Veranlassung dazu gab die Ländertheilung, welche Heinrich der Erlauchte 1265 vornahm, und zufolge deren A. Thüringen und die sächs. Pfalz erhielt, während seinem Bruder Dietrich das Osterland zu Theil wurde, der Vater selbst aber die Markgrafschaft Meißen und Niederlausitz behielt. A. regierte löblich, bis er, gefesselt von den Reizen der Kunigunde von Eisenberg, die er nach dem Tode seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter Kaiser Friedrich's II., 1272 heirathete, sich überreden ließ, dem mit ihr gezeugten Sohn Apitz die Nachfolge in Thüringen zuzuwenden, seine Söhne erster Ehe dagegen, deren in ihrer Verlassenheit der Markgraf Dietrich sich angenommen, mit dem Pleißnerlande abzu-

finden. Ein blutiger, mit abwechselndem Glücke geführter Kampf der Söhne gegen den Vater war die Folge davon, der sogar noch heftiger nach Heinrich's des Erlauchten Tode (1288) entbrannte. Wie vorher der Vater den Sohn, Friedrich den Gebissenen, gefangen genommen und hart gehalten hatte, so geschah es jetzt von Seiten des Sohnes mit dem Vater, der nur unter harten Bedingungen 1289 seine Freiheit wieder erlangte. Gegen das ausdrückliche Versprechen verkaufte A. aus Haß gegen seine Söhne 1291 die Mark Landsberg an Brandenburg und die Landgrafschaft Thüringen nebst dem Osterlande an den deutschen König Adolf von Nassau, der sich aber ebenso wenig wie dessen Nachfolger Albrecht I. in den Besitz dieser Erwerbungen zu setzen vermochte. Vielmehr gelangte Friedrich der Gebissene, nachdem sein Bruder Diezmann 1307 plötzlich in Leipzig verstorben und der deutsche König Albrecht 1308 ermordet worden war, zum alleinigen und ruhigen Besitze von Thüringen, Meißen und dem Osterlande. A. starb zu Erfurt 1314, und noch vor ihm sein Sohn Apitz.

Albrecht der Beherzte, Herzog von Sachsen, der Stifter der Albertinischen, gegenwärtig königl. sächs. Linie, geb. 17. Juli 1443, war der jüngere Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen. Proben seines Muthes legte er schon als 12jähriger Knabe ab, als er 1455 in der Nacht vom 7. auf 8. Juli nebst seinem Bruder Ernst durch Kunz von Kaufungen geraubt wurde. (S. Prinzenraub.) Einen Theil seiner Jugend verlebte er am Hofe des Kaisers Friedrich III., dem er auch im Unglück ein treuer Freund blieb. Am Martinstage 1459 ward zu Eger A.'s Vermählung mit Zedena (Sidonie), der neunjährigen Tochter des hussitischen Königs Georg Podiebrad von Böhmen, mit großer Pracht gefeiert, jedoch erst nach dem am 7. Sept. 1464 erfolgten Tode seines Vaters vollzogen. Von jetzt regierte er mit seinem Bruder Ernst, der die Kurwürde erhielt, gemeinschaftlich. 1466 eroberten die Brüder von dem streitsüchtigen Heinrich II., dem ehemaligen Burggrafen von Meißen, Stadt und Schloß Plauen. Als ihnen nach dem Tode ihres Oheims Wilhelm III. 1482 auch noch die thüringischen Stammländer als Erbschaft zufielen, führte solcher Länderzuwachs zu der denkwürdigen Theilung der sächs. Stammländer, und somit zu der Trennung der Ernestinischen und Albertinischen Linie. In dem «Leipziger Vertrage» vom 26. Aug. 1485 wählte A., dem nach altem Recht als dem Jüngern die Wahl zustand, die sogenannte Meißener Portion. Vergebens trachtete A. indeß nach dem Ableben seines Schwiegervaters auch noch nach der böhm. Krone, die ihm von einem Theile der Stände angetragen war. 1475 unterstützte er als «Marschall und gewaltiger Bannerträger» den Kaiser Friedrich III. gegen Karl den Kühnen, und 5. März des folgenden Jahres unternahm er mit 119 Mann eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Nach seiner Rückkehr verhalf er seiner Schwester Hedwig, Aebtissin von Quedlinburg, gegen die Anmaßungen des Raths und des Bischofs von Halberstadt wieder zu ihrem Recht. Sodann trat er als Vermittler in Händeln des Kaisers mit Matthias Corvinus von Ungarn auf. Auch später führte er im Interesse des bedrängten Kaisers das Reichsheer gegen Corvinus, mußte aber aus Mangel an Mitteln den unvortheilhaften Vertrag von Markersdorf 1487 abschließen. Bald darauf eilte er, seinen Sohn Georg als Stellvertreter in Sachsen zurücklassend, nach den Niederlanden, um Maximilian I. zu befreien, der 1488 von den Bürgern zu Brügge gefangen genommen worden war. Er übernahm daselbst den Oberbefehl über das kaiserl. Heer und kämpfte nun mit Unterbrechung mehrere Jahre mit den Niederländern. Den ihm auf dem Reichstage zu Worms 1495 angebotenen Titel eines obersten Reichshauptmanns schlug er aus, dagegen nahm er die 1498 auf dem Reichstage zu Freiburg im Breisgau ihm übertragene Würde eines erblichen Gubernators und Potestaten von Friesland an. Sein Stellvertreter daselbst wurde sein zweiter Sohn Heinrich, der aber in einer wegen seiner Strenge ausgebrochenen Empörung zu Franecker belagert wurde. A. eilte mit seinem ältesten Sohne Georg herbei und befreite ihn nach mehrern glücklichen Gefechten. A., schon leidend, ließ sich nach Emden bringen, wo er 12. Sept. 1500 starb. Einen großen Theil seines Lebens hat er im aufopfernden Dienste des Hauses Habsburg zugebracht. In seiner zu Mastricht 1499 aufgesetzten letztwilligen Verfügung bestimmte er seinem ältesten Sohne Georg die Regierung in den meißenschen Landen, Heinrich die Erbstatthalterwürde von Friesland, und begründete auf diese Weise in der Albertinischen Linie die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt. Vgl. Langenn, «Herzog A. der Beherzte» (Lpz. 1838).

Albrecht (Kasimir), Herzog von Sachsen-Teschen genannt, der Sohn des Königs August III. von Polen, wurde zu Moritzburg bei Dresden 11. Juli 1738 geboren. Durch seine Vermählung 1766 mit der Erzherzogin Christine (geb. 13. Mai 1742), der Tochter Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia, erhielt er das Fürstenthum Teschen im österr. Schlesien, das er

gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin, die Oberstatthalterin in den österr. Niederlanden war, von Brüssel aus, wo beide sich gewöhnlich aufhielten, verwaltete. Der Aufstand von 1789 nöthigte ihn, nach Wien zu gehen; doch bald nach der Unterdrückung desselben kehrte er nach Brüssel zurück. Im Kriege mit Frankreich befehligte er 1792 das Belagerungsheer vor Lille (21. Sept. bis 10. Oct.), mußte aber die Belagerung aufheben und bald darauf, nachdem er und Beaulieu bei Jemappes 6. Nov. geschlagen waren, Belgien räumen, wo Dumouriez sich behauptete. Im Anfange des J. 1794 zum Reichsfeldmarschall ernannt, sollte er eine mit österr. Truppen verstärkte Reichsarmee am Oberrhein befehligen, deren Aufstellung jedoch nicht zu Stande kam. Er zog sich seitdem vom Kriegsschauplatze zurück und lebte am Hofe zu Wien. Seiner Gemahlin, die 24. Juni 1798 kinderlos starb, und der er durch Canova in der Augustinerkirche zu Wien ein herrliches Denkmal setzen ließ, verdankt die wiener Vorstadt Mariahilf eine prächtige Wasserleitung, zu deren Vollendung er durch ihr Testament verpflichtet wurde. Von seinen ansehnlichen Einkünften verwendete er große Summen auf seine besonders an vielen Originalzeichnungen der ersten Meister, auch Kupferstichen, reiche Kunstsammlung. A. starb zu Wien 11. Febr. 1822. Die Kunstsammlung ging als Fideicommiß an den Erzherzog Karl über und nach dessen Tode an den Erzherzog Albrecht. Förster hat «Lithographische Copien von Originalhandzeichnungen berühmter alter Meister aus der Sammlung des Erzherzogs Karl» (Wien 1830—42, Royalfol.) herausgegeben. Außerdem ist eine Auswahl dieser Zeichnungen in Photographien von Jägermeyer unter dem Titel: «Albrecht-Galerie» (Bd. 1. u. 2, Wien 1862—63) erschienen. Vgl. Vivenot, «Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen» (Bd. 1, Wien 1864).

Albrecht, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, wegen seiner Körperlänge auch der Große genannt, geb. 1236, war der Sohn Otto's des Kindes, des ersten Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, nach dessen Tode er 1252 die Regierung übernahm, welche er später mit seinem zweiten Bruder Johann theilte, während die beiden jüngsten Brüder Konrad und Otto in den geistlichen Stand traten und mit den Bisthümern Verden und Hildesheim entschädigt wurden. In der Blütezeit des Faustrechts, zur Zeit des Interregnum, bewegte er sich in unaufhörlichen Fehden. Der Aufforderung des ihm befreundeten Markgrafen Otto von Brandenburg entsprechend, zog er schon 1252 mit diesem nach Mähren, um Ottokar gegen Bela von Ungarn zu unterstützen. Eine Beleidigung des Grafen Busso von der Asseburg gab ihm 1255 zu einer zweiten Fehde Veranlassung. Er brach Wolfenbüttel und erstürmte die hildesheimischen Schlösser Sarstedt, Reden und Rosenthal. Nur die Stadt Peina, welche der Truchseß Gunzel innehatte, bot seinen Angriffen Trotz. Er wandte sich 1256 gegen die auf steiler Bergwand liegende Asseburg selbst und belagerte dieselbe drei Jahre, bis der Graf Konrad von Eberstein mit dem Erzbischof Gerhard von Mainz 1259 zum Entsatze herbeikam. Diese verwüsteten die Gegend um Göttingen, wurden aber von dem dortigen braunschw. Vogt Willike bei Vollstädt überfallen und gefangen genommen. Ueber ein Jahr saß der erste Kirchenfürst Deutschlands in Amelunxborn in Haft, bevor er durch Abtretung von Schloß und Gebiet Gieselwerder und mit 10000 Mark Silber seine Freiheit erkaufte. Nach dem glücklichen Verlauf dieser Fehde nahm A., auf Anrufen seiner Schwiegermutter Sophie von Brabant, thätigen Antheil an dem Thüringischen Erbfolgekriege, der aber weniger günstig für ihn ausfiel. Sodann ging er auf den Hülferuf der Königin Margarethe von Dänemark, die mit ihrem unmündigen Sohne Erich Glipping nach der Schlacht auf der Loheide (1261) von dem Herzoge von Schleswig und dem Grafen von Holstein gefangen gehalten wurde, nach dem Norden und erzwang deren Befreiung. Erst 1263 kehrte er wieder zurück, um der bedrängten Sophie von Brabant von neuem Beistand zu leisten. Doch wurde er 27. Oct. 1263 bei Besenstedt, zwischen Wettin und Halle, von dem Schenk Rudolf von Vargula und den Söhnen des Markgrafen Heinrich überfallen und in Merseburg über ein Jahr eingekerkert, bis er sich durch 8000 Mark Silber und Abtretung der welfischen Städte und Schlösser an der Werra wieder loskaufte. 1265 vollführte er eine gelobte Heerfahrt nach Preußen und vermählte sich in zweiter Ehe mit Adelheid von Montferrat. Nachdem er sich 1267 mit seinem Bruder Johann zu Quedlinburg über die Theilung seiner Erblande derart vereinbart, daß ihm selbst Braunschweig-Wolfenbüttel, diesem aber Lüneburg und Hannover zufiel, suchte er noch bis kurz vor seinem Tode durch Kauf und Fehden sein Besitzthum zu erweitern. A. starb 1269 und hinterließ sechs Söhne und eine Tochter.

Albrecht I., Herzog von Mecklenburg, Stammvater des gegenwärtig herrschenden Hauses, regierte von 1329 als Fürst und von 1348—79 als Herzog. Bei seines Vaters, des Fürsten

Heinrich III., Tode noch minderjährig, führte er die Regierung bis 1335 unter Vormundschaft. Er zeichnete sich durch seine Talente aus, wurde aber auch vielfach von Glück begünstigt. Indem er im Innern seines Landes den häufigen Fehden Einhalt that, suchte er durch thätigen Antheil an den Reichsangelegenheiten Vortheile zu gewinnen. Wegen der Unterstützung, welche er dem Markgrafen Ludwig dem Aeltern von Brandenburg gegen den falschen Waldemar und dessen Partei leistete, wurde er nebst seinem Bruder Johann 1348 vom Kaiser Karl IV. zum Herzog von Mecklenburg erhoben. Nach dem Aussterben der Grafen von Schwerin vergrößerte er sein Land 1359 durch die Grafschaft Schwerin, während sein zweiter Sohn A., aus erster Ehe mit Eufemie von Schweden, auf den schwed. Thron gelangte. Auch kämpfte er glücklich gegen die pommerschen Herzoge. A. war der zweite seines Namens, nannte sich aber seit seiner Standeserhöhung A. I. Seinem Bruder Johann überließ er die Herrschaft Stargard. Er starb 19. Febr. 1379.

Albrecht II., Prinz von Mecklenburg, Sohn des vorigen, ward 30. Nov. 1363 von den schwed. Reichsständen zum Könige von Schweden erwählt, nachdem sein Oheim Magnus II. Erikson, der letzte König aus dem Hause der Folkunger, und dessen Sohn Hakon der Regierung für unfähig erklärt worden. Beider Widerstand gegen die Thronveränderung scheiterte 1365 in der für sie unglücklichen Schlacht bei Enköping, in welcher Magnus gefangen genommen wurde. Hakon, der zu den Norwegern floh, verband sich mit Waldemar von Dänemark, der A. zu einem nachtheiligen Vergleiche nöthigte. Bei einem neuen Einfall Hakon's 1371 belagerte derselbe sogar Stockholm, und A. wurde gezwungen, sich fast aller Regierungsrechte zu begeben und diese sowie die Fortsetzung des Kriegs der Geistlichkeit und dem Adel zu überlassen. Hakon, der jetzt energischern Widerstand fand, wurde noch in demselben Jahre zu einem Frieden mit A. genöthigt und mußte sammt seinem Vater allen Thronansprüchen entsagen. In dem Bestreben, seine frühere Machtvollkommenheit wieder zu gewinnen, brachte A. den Reichsrath und das Volk so sehr gegen sich auf, daß in einem mit Norwegen 1382 begonnenen und mit der Königin Margarethe von Dänemark 1387 fortgesetzten Kriege ein großer Theil seiner Unterthanen in den Reihen der Feinde focht und er selbst Hanseaten und Deutschmeisterritter anwerben mußte. Bei so ungleichem Kampfe verlor er 1388 die Schlacht bei Falköping und seine Freiheit. Margarethe, die durch die Kalmarische Union (s. d.) 1397 alle drei skandinav. Staaten zu einem Reiche vereinigte, gab ihm erst nach seiner förmlichen Verzichtleistung auf den schwed. Thron 1405 die Freiheit wieder. Er starb 1416 im Kloster Dobberan in Mecklenburg. Vgl. Lisch, «A. II., Herzog von Mecklenburg» (Schwerin 1835).

Albrecht, Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst von Mainz, gewöhnlich A. von Brandenburg genannt, geb. 1489 als jüngster Sohn des Kurfürsten Johannes Cicero von Brandenburg, wurde schon 1513 Erzbischof von Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, und 1514 Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Nachdem er bald nachher vom Papste die Erlaubniß erhalten hatte, in seinem Sprengel Ablaß zu verkaufen, unter der Bedingung, daß er die Hälfte des Gewinns an die päpstl. Kammer abliefere, bestellte er den Dominicaner Tezel (s. d.) zum Ablaßprediger, der durch die Unverschämtheit, mit der er auftrat, zuerst Luther anregte, daß dieser seine bekannten 95 Thesen anschlug. Auch im Erzstifte Magdeburg fand Luther's Lehre nicht wenige Anhänger, weshalb A. auf dem Reichstage zu Augsburg sich veranlaßt sah, den Friedensvermittler zu machen. Als er dann dem gegen den Schmalkaldischen Bund gerichteten Heiligen Bunde beitrat, und seinen Liebling und Kämmerer, Hans von Schönitz, wegen vermeintlicher Untreue gesetzwidrig in Giebichenstein bei Halle hängen ließ, wandte sich Luther in einer sehr heftigen Schrift gegen ihn. A. war der erste unter allen deutschen Fürsten, der die Jesuiten in seinem Lande aufnahm. Als er 1541 seinen Unterthanen freie Religionsübung gestattete, unter der Bedingung, daß sie seine auf 500000 Fl. sich belaufenden Schulden bezahlten, geschah dies, wenn nicht lediglich in der letztern Rücksicht, ohne Zweifel aus Furcht vor gewaltsamem Zwange. Die letzten Jahre lebte er in Aschaffenburg, wo er 1545 starb.

Albrecht ist der Name mehrerer mittelhochdeutscher Dichter, unter denen folgende hervorzuheben sind: A. von Halberstadt, war Scholasticus an der Propstei Jechaburg bei Sondershausen, und hat seinen Namen durch eine dichterische Uebersetzung der «Metamorphosen» des Ovid, die er 1210, höchst wahrscheinlich auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen, unternahm, auf die Nachwelt gebracht. Da das Werk A.'s dem franz. Modegeschmacke, welchem die vornehme Gesellschaft des 13. Jahrh. huldigte, nicht entgegenkam, so fand es wenig Verbreitung, und es sind keine vollständigen Handschriften, sondern nur einige Bruchstücke aus jener Zeit auf uns gekommen, die von Leverkus in Oldenburg entdeckt und in Haupt's «Zeit-

schrift für deutsches Alterthum» (Bd. 11, Berl. 1856) abgedruckt worden sind. Dagegen ist uns das ganze Werk in einer Umdichtung des 16. Jahrh. erhalten, welche von dem bekannten Schriftsteller Wickram herrührt und zuerst 1545 in Mainz im Druck erschien. Nachdem bereits Haupt den Prolog A.'s nach dem Werke Wickram's in das Mittelhochdeutsche zurückübersetzt und Jak. Grimm versucht hatte, einige Stellen aus dem Texte des letztern kritisch herzustellen, unternahm Bartsch («A. von Halberstadt und Ovid im Mittelalter», Quedlinb. 1861) eine Ausgabe des ganzen Gedichts, in welcher er dasselbe in scharfsinniger Weise in die mittelhochdeutsche Sprache der ersten Hälfte des 13. Jahrh. überträgt. — A. von Scharfenberg gilt allgemein für den Verfasser des unter dem Namen des «Jüngern Titurel» bekannten umfangreichen Epos in strophischer Form, in welchem dieser um 1270 die Fragmente Wolfram's (s. d.) von Eschenbach über Gralkönig Titurel fortsetzte, und das lange Zeit als Wolfram's Schöpfung galt und im hohen Ansehen stand. — A. von Johansdorf heißt ein Minnesänger, der in den J. 1201—9 als Ministerial der Bischöfe Wolfker und Manegold von Passau vorkommt. Seine in verschiedenen Handschriften überlieferten Lieder sind von Lachmann und Haupt in «Des Minnesangs Frühling» (Lpz. 1857) gesammelt und kritisch herausgegeben worden. — A. von Kemnaten war ein Dichter des 13. Jahrh., der wahrscheinlich aus Tirol stammte und von Rudolf von Ems gepriesen wird, dessen Werke jedoch nicht auf uns gekommen sind.

Albrecht (Wilh. Eduard), einer der ausgezeichnetsten Lehrer des deutschen Rechts, geb. 4. März 1800 zu Elbing in Westpreußen, besuchte das dasige Gymnasium und bezog 1818 die Universität zu Königsberg. Später ging er nach Göttingen, wo er durch Eichhorn vorzugsweise den germanist. Studien zugeführt und daselbst 1822 zum Doctor der Rechte promovirt ward. Nach kurzem Aufenthalte zu Berlin trat er 1823 als Privatdocent im Fache des deutschen Rechts zu Königsberg auf, wurde daselbst 1827 außerord., 1829 ord. Professor, folgte jedoch 1830 an die Stelle des nach Berlin berufenen Eichhorn einem Rufe nach Göttingen, wo er den Titel eines Hofraths erhielt, und bis 1837 in den Lehrfächern des deutschen Privatrechts und der deutschen Rechtsgeschichte, des Handelsrechts, des deutschen Staatsrechts, später auch des Kirchenrechts, wirkte. Seine schriftstellerische Thätigkeit, welche er durch seine «Commentatio juris germanici antiqui, doctrinam de probationibus adumbrans» (Königsb. 1825 und 1827), und noch mehr durch die an Scharfsinn und Gelehrsamkeit von keiner neuern Leistung in diesem Fache übertroffene Schrift: «Die Gewere als Grundlage des ältern deutschen Sachenrechts» (Königsb. 1828), glanzvoll eröffnete, hat seitdem geruht. 1837 wurde seine Wirksamkeit durch die in Hannover eingetretenen polit. Verhältnisse eine Zeit lang gehemmt; seine Theilnahme an der Protestation gegen die durch das Patent vom 1. Nov. 1837 ausgesprochene Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 unterwarf ihn, wie sechs seiner Collegen, der Amtsentlassung durch die Cabinetsordre vom 14. Dec. 1837. 1838 wendete er sich nach Leipzig, wo er seit 1839 Vorlesungen über deutsches Staats- und Privatrecht, über deutsche Rechtsgeschichte und über Kirchenrecht mit großem Beifall hielt. In den Lectionsverzeichnissen stand er anfangs an der Spitze der Privatdocenten; 1840 wurde er aber zum ord. Professor mit dem Titel eines Hofraths ernannt. Als im März 1848 die Bundesversammlung beschloß, zum Behuf einer Revision der Bundesverfassung sich des gutachtlichen Beiraths von Männern des allgemeinen Vertrauens zu bedienen, wurde er von den in der 15. Curie vereinigten Regierungen zum Vertrauensmann gewählt. Als solcher erhielt er mit Dahlmann den Auftrag, einen Entwurf des deutschen Grundgesetzes auszuarbeiten, der sodann den weitern Berathungen im Kreise der 17 Vertrauensmänner zu Grunde gelegt wurde. Später ward er von einem hannov. Wahlbezirk zur Nationalversammlung gewählt, aus der er sich jedoch schon im Aug. 1848 zurückzog, um in Leipzig seine akademische Thätigkeit fortzusetzen.

Albrechtsberger (Joh. Georg), einer der gelehrtesten Contrapunktisten der neuern Zeit, wurde 3. Febr. 1736 zu Klosterneuburg bei Wien geboren, und hatte im Accompagnement und in der Composition den Hoforganisten Mann zum Lehrer. Nachdem er Organist in Raab, nachher in Maria-Taferl gewesen, ward er zu Wien Chordirector bei den Karmelitern, 1772 Hoforganist und Mitglied der Musikalischen Akademie, 1792 Kapellmeister an der Stephanskirche. Er starb zu Wien 7. März 1809. Unter seine Schüler im Contrapunkte gehörten auch Beethoven und Seyfried. Seine zahlreichen Kirchenmusiken und Fugen, von denen nur 27 im Druck erschienen, sowie seine «Gründliche Anweisung zur Composition» (Lpz. 1790; 3. Aufl. 1821) werden immer Werth behalten. Seine theoretischen Schriften über Generalbaß, Harmonielehre u. s. w. wurden von Seyfried (3 Bde., Wien 1826) herausgegeben.

Albrechtsorden, ein zum Andenken an den Stammvater der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen, den Herzog Albrecht den Beherzten, durch königl. Decret vom 31. Dec. 1850 gestifteter Orden im Königreich Sachsen, welcher zur Verleihung an Personen (Inländer wie Ausländer) bestimmt ist, die dem Staate nützliche Dienste geleistet, sich durch bürgerliche Tugend, Wissenschaft, Kunst oder sonst ausgezeichnet oder einen Anspruch auf die Erkenntlichkeit des Regenten erworben haben. Der Orden ist in fünf Klassen getheilt: Großkreuze, Comthure erster und zweiter Klasse, Ritter und Ehrenkreuze, wozu noch die Inhaber der goldenen und silbernen Medaille kommen. Die Ordensstatuten haben unter dem 18. März 1858 einen Nachtrag erhalten. — Im Herzogthum Anhalt besteht ein Hausorden Albrecht's des Bären, der 18. Nov. 1836 von den damaligen drei regierenden Herzögen zur Belohnung von Tugend, Verdienst, Treue, Anhänglichkeit, Talent und Amtstreue gestiftet wurde und in drei Klassen (Großkreuze, Comthure erster und zweiter Klasse und Ritter erster und zweiter Klasse) zerfällt.

Albreda, ein Hafen- und Handelsplatz in Senegambien, am Nordufer der Mündung des Gambia gelegen, gehört zum Mandingofürstenthume Barra und zählt 7000 E. Die Franzosen besaßen daselbst eine Factorei, die jedoch durch Vertrag vom 7. März 1857 an die Engländer abgetreten wurde. Letztere verzichteten dagegen auf ihren bisherigen Handelsverkehr an den Küsten des nördl. Westafrika, von der Mündung des Flusses St.-Johns bis zur Bai von Portendik einschließlich, und gestatteten franz. Unterthanen für Handelszwecke freien Zutritt zum Gambia sowie deren Niederlassung in Bathurst und andern engl. Plätzen am Gambia.

Albuca, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen (Abtheilung Asphodeleen), deren Arten sämmlich am Cap der guten Hoffnung wachsen. Einige derselben werden hier und da in Gärten als Zierpflanzen cultivirt. Die schönste ist die A. altissima, Stiftblume genannt, eine perennirende Staude mit 3—4 F. hohem Stengel, welcher langgestielte, grünlichweiße Blüten trägt, und mit rinnenförmigen, linealen, schlaffen Blättern. Jede Blume ist sechstheilig und hat drei ausgebreitete und drei nach innen zusammengeneigte Zipfel.

Albuēra oder Albuhera, Dorf in der span. Provinz Badajoz, an dem gleichnamigen Bache und südlich von Badajoz gelegen, ist bekannt durch die blutige Schlacht vom 16. Mai 1811 zwischen Beresford mit etwa 30000 Briten, Spaniern und Portugiesen nebst 38 Kanonen, und Marschall Soult, mit ungefähr 23000 Mann und 50 Geschützen. Der Zweck des Kampfes war, das von den Engländern belagerte Badajoz zu entsetzen. Derselbe begann mit einem Angriff der Franzosen auf das span. Corps unter Blake, das den rechten Flügel bildete und nach tapferm Widerstande in die Flucht geschlagen wurde. Eine engl. Brigade unter Stewart, die ihm zu Hülfe eilte, wurde von den poln. Ulanen über den Haufen geworfen, und Beresford stand schon im Begriff, den Befehl zum Rückzuge zu geben, als eine auf den Rath des Obersten Hardinge unternommene Bajonnetattake die Franzosen zwang, mit einem Verlust von 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen das Schlachtfeld zu räumen. Die Engländer verloren von 7500 Mann nicht weniger als 4300 an Todten und Verwundeten, die Spanier 2000; die Portugiesen und die deutsche Cavalerie unter Alten 600 Mann. In der folgenden Nacht trat Soult den Rückzug auf Sevilla an, während die Verbündeten, über die Wellington jetzt das Commando übernahm, die Belagerung von Badajoz fortsetzten.

Albufēra (vom arab. Albuhira, d. i. Küstensee), der größte unter den an der aragonensischen Küste Spaniens sich hinziehenden Strandseen, beginnt 2 St. südlich der Stadt Valencia, ist 3 M. lang, im Durchschnitt ¾ M. breit und nur durch eine schmale, mit Seekiefern bedeckte Landzunge vom Meere getrennt. Der See ist reich an Fischen und Geflügel und steht durch einen schmalen Kanal mit dem Meere in Verbindung. Daß er von den Mauren ausgegraben worden, ist wol nur Sage. Der See mit dem dazugehörigen Landgute war eine Domäne des Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, die etwa 300000 Frs. einbrachte. Dieselbe ging an den franz. Marschall Suchet (s. d.) über, welcher, nachdem er 9. Jan. 1812 durch Capitulation mit dem span. General Blake die Stadt Valencia erobert, den Titel eines Herzogs von A. erhielt. — In Portugal führt den Namen Albufeira eine kleine Fischerstadt in der Provinz Algarve am Atlantischen Ocean, die 2670 E. zählt und sehr malerisch zwischen zwei Hügeln liegt, von denen der östliche ein verfallenes Castell trägt.

Album hieß bei den alten Römern eine weiße, gewöhnlich mit Gips überzogene Tafel, welche, mit schwarzer Inschrift versehen, öffentlich aufgestellt wurde. Auf solchen Tafeln veröffentlichten der Pontifex die officielle Jahreschronik (annales maximi), der neuerwählte Prätor sein Jahresedict, andere Beamte verschiedene Personenverzeichnisse, z. B. der Senatoren, der Richter, der geistlichen Collegien und Corporationen. Auch wurde A. ein jedes öffentliche Ver-

zeichniß genannt. Für die Dienstlisten der röm. Heeresabtheilungen war der Name A. (später jedoch matricula) ebenfalls gebräuchlich. An diesen Sprachgebrauch anschließend, bezeichnete man dann gegen Ausgang des Mittelalters mit dem Namen A. ein Buch weißer, zusammengehefteter oder lose zusammengelegter Blätter, welches die Bestimmung hatte, eigenhändige Auf- und Einzeichnungen verschiedener Personen aufzunehmen. Daher führte nicht nur auf Universitäten und höhern Schulen das Verzeichniß ihrer Angehörigen den Namen A., sondern auch die Stammbücher (s. d.), welche von Personen höherer Stände, besonders Gelehrten und Künstlern, zu dem Zwecke angelegt wurden, um von befreundeten Fachgenossen oder sonst berühmten Männern bei sich bietender Gelegenheit etwas zur Erinnerung einschreiben oder einzeichnen zu lassen. In Deutschland war jedoch das Wort A. zur Benennung von Büchern letzterer Art durch den Namen Stammbuch oder Gesellenbuch schon längst in den Hintergrund gedrängt worden, als der Name A. in den zwanziger Jahren von Frankreich aus, wenn auch mit etwas veränderter Anwendung, wiederum in Aufnahme kam. In Frankreich hatte sich seit der Restauration der Gebrauch verbreitet, Sammlungen von Poesien namhafter Dichter, vorzugsweise aber von Zeichnungen namhafter Maler, anzulegen, welchen man die Form eines Buches und den Namen A. verlieh. Diese Mode fand in England und Deutschland alsbald Nachahmung, wenn auch natürlich nur in den höhern Schichten der Gesellschaft. Außerdem aber wurde jetzt der Name A. vielfach als Titel für eine große Anzahl literarischer und artistischer Erscheinungen benutzt, die im ganzen in zwei Klassen gesondert werden können. Die eine besteht aus Poesien, meist aber aus Kunstblättern mit begleitendem Texte, die zur Erinnerung an einzelne Localitäten, wichtige Ereignisse oder an Persönlichkeiten anknüpfen. Die Reihe dieser Klasse von A., die oft mehr oder weniger künstlerischen Werth besitzen, beginnt in Deutschland mit dem Jügel'schen «A. pittoresque du Rhin» (Frankf. 1830), und aus ihrer Zahl sind etwa das «A. von Heidelberg» von Verhas, das «Albrecht-Dürer-Album» (Nürnb. 1857—61) von Kaulbach und Kreling, das «Weimar-Album» (Lpz. 1858) von Diezmann, Weigel's «A. von Autographen zur Feier des westfäl. Friedensschlusses» (2 Thle., Lpz. 1848—49), das «Richter-Album» (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1861) hervorzuheben. Die andere Gattung der Albumliteratur, die ebenfalls etwa seit 1830 beginnt, besteht größtentheils aus Sammlungen von Beiträgen verschiedener Dichter, Künstler oder Schriftsteller aus irgendeiner äußern Veranlassung, z. B. zu Wohlthätigkeitszwecken. Da die hierzu beitragenden Künstler oder Schriftsteller gewöhnlich mehr durch Rücksichten als innern Productionsdrang bestimmt werden, so ist es natürlich, daß diese Literatur viel Unbedeutendes und Seichtes zu Tage förderte, sodaß sie in Miscredit gerathen mußte. Doch nehmen einzelne Erscheinungen dieser Art, welche theils aus freiwilliger Einigung der Mitarbeiter hervorgegangen sind, theils durch uneigennützige Verleger unternommen wurden, einen ehrenvollern Platz in der neuern deutschen Literatur ein. Dahin gehört von artistischen Arbeiten vor allem das «Düsseldorfer Künstler-Album» (seit 1850), welches verschiedenen ähnlichen Unternehmungen, wie dem «Wiener Künstler-Album» (seit 1857) und dem «Leipziger Künstler-Album» (Heft 1, Lpz. 1858), zum Vorbild gedient hat. Sonst verdienen noch die «Architektonischen A.» der berliner (seit 1838) und der münchener Architekten (seit 1860) Erwähnung. Endlich führt auch noch eine Anzahl von Büchern den Namen A., welche, nach Art der Chrestomathien, namentlich Poesien verschiedener Dichter nach gewissen Gesichtspunkten (Ländern, Völkern, Zeitaltern) zusammenstellen, wie z. B. das «A. der neuern deutschen Lyrik» (6. Aufl., Lpz. 1864), das «A. österr. Dichter» (Wien 1853; neue Folge 1856 fg.) u. s. w. Eine neue Art von A. sind die erst in jüngster Zeit aufgekommenen Photographie-Albums, welche, wie die obenerwähnten, einen stehenden, oft sehr glänzend und geschmackvoll vertretenen Artikel in den Fabriken und Verkaufslocalen für feinere Buchbinder- und Papparbeiten bilden; endlich Briefmarken-Albums.

Albumin (Eiweißstoff), ein wichtiger Stoff im Haushalte der organisirten Natur, der seinen Namen von dem Albumen oder Eiweiß der Vogeleier führt, in welchem er, mit Wasser verdünnt, ziemlich rein enthalten ist. Außerdem findet er sich mit einer ganzen Sippe ähnlicher Stoffe, den sogenannten Proteïnstoffen (s. Proteïn), in den meisten Flüssigkeiten der Thiere und vielfach auch in den Pflanzen. Man unterscheidet im thierischen Organismus wesentlich drei Arten von solchen Proteïnstoffen. Die eine Art, das Fibrin (s. d.) oder der Faserstoff, schlägt sich aus den thierischen Flüssigkeiten nieder und gerinnt freiwillig, kurz nachdem die Flüssigkeit dem thierischen Körper entnommen ist. Die andere Art, das A., charakterisirt sich durch die Eigenschaft, beim Erhitzen der Lösungen auf 60—70° C. zu gerinnen. Die dritte Art, das Caseïn (s. d.) oder der Käsestoff, scheidet sich auf Zusatz der Schleimhaut des Kalb-

magens (Lab) allmählich ab. Alle drei Arten kommen also in einer löslichen und in einer unlöslichen, geronnenen Modification vor. Wie im Ei findet sich das A. im Blute, im Chylus, in der Lymphe u. s. w. Im Harn kommt es nur bei gewissen Krankheiten des Organismus vor. Speichel, Magensaft, Galle, Darmsaft u. s. w. enthalten nur so geringe Mengen Proteïnsubstanzen aufgelöst, daß die Erkennung derselben als A. mit Schwierigkeit verknüpft ist. Das Hühnereiweiß enthält etwa 12—13 Proc., das Blut ungefähr 6 Proc. A. Ob das A. auch in unlöslicher Modification sich im Organismus findet, ist noch unentschieden. Dampft man Hühnereiweiß unter 50° ab und behandelt den trockenen Rückstand, zur Entfernung von Fett, mit Aether und schwachem Alkohol, so erhält man ein A., das noch 5 Proc. an Alkalien und Salzen hat, die es beim Verbrennen als Asche hinterläßt. Dieses A. ist eine gelbliche, leicht zerreibliche Masse, die im trockenen Zustande bis auf 100° erhitzt werden kann, ohne unlöslich zu werden. Erhitzt man jedoch eine wässerige Lösung der Masse, so fängt diese sich bei 59° zu trüben an, scheidet bei 61—63° Flocken ab und gerinnt in höherer Temperatur vollständig. Das geronnene (coagulirte) A. ist im feinsten Zustande weiß, unlöslich im Wasser, aber löslich in kaustischen Alkalien, die es wie eine Säure neutralisirt. Aus dieser Lösung wird es durch alle Säuren, auch durch Kohlensäure, wieder gefällt. Das A. besteht wesentlich aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel. Letzterer ist nur in sehr geringer Menge darin enthalten. Der Schwefel gibt bei der freiwilligen Zersetzung von Albuminlösungen Veranlassung zur Bildung von Schwefelwasserstoff, durch dessen Auftreten der bekannte Geruch der faulen Eier bedingt wird, sowie auch das schwarze Anlaufen von blanken silbernen Geräthschaften (z. B. Löffeln) infolge der Bildung von schwarzem Schwefelsilber. Das A. der Pflanzen ist mit dem thierischen nicht ganz identisch, sondern ihm nur ähnlich. Die meisten Pflanzensäfte halten es in Lösung und scheiden es beim Erhitzen ab. Knetet man z. B. Weizenmehl in einem Tuche unter Wasser aus und gießt die durchgelaufene Flüssigkeit nach einigen Stunden Ruhe von der abgesetzten Stärke ab, so kann man daraus durch Erhitzen und Abdampfen das A. fällen. Weil das A. ein sehr wichtiger Bestandtheil im Organismus ist, haben auch alle Stoffe, in denen es in hinreichender Menge enthalten, großen Nahrungswerth. (S. Nahrungsmittel.) Außerdem findet das A. vielfach praktische Verwendung, so z. B. als Gegengift bei Vergiftungen mit Quecksilbersublimat. Bringt man nämlich ungeronnene Eiweißlösung mit Sublimatlösung zusammen, so verbinden sich beide chemisch und bilden ein unlösliches, unschädliches Gerinsel (Coagulum). Man kann daher in den Magen gelangte Sublimatlösung durch Genuß von rohen Eiern unschädlich machen. Ferner benutzt man die Eigenschaft des A., beim Erhitzen zu gerinnen, zum Klären und Schönen von trüben Flüssigkeiten, z. B. in der Zuckerraffinerie. Die Eigenschaft des A., mit Kalk eine sich erhärtende Verbindung einzugehen, wird benutzt, um aus Eiweiß und Kalk einen Kitt zu bereiten. Endlich ist das A. von Wichtigkeit für den Photographen, der dasselbe zur Bereitung von photographischem Papier sowie zum Ueberziehen von Glasplatten verwendet, die zur Aufnahme der lichtempfindlichen Substanzen dienen sollen.

Albuminurie oder Eiweißharnen ist nicht sowol eine selbständige Krankheit als vielmehr das Symptom einer solchen. Der Harn des Menschen im gesunden Zustande enthält kein Eiweiß, d. h. das im Blute enthaltene Eiweiß wird in den Nieren, welche den Harn absondern, nicht mit ausgeschieden. Wohl aber kann dies geschehen, wenn entweder die Nieren erkranken und die krankhaft veränderten Wände der Nierenkanälchen und der feinsten Blutgefäßchen nun das Eiweiß des Blutes durchtreten lassen, oder wenn das Blut nicht ungestört aus den Nieren abfließen kann, deshalb anstaut und unter so hohen Druck kommt, daß das Eiweiß mit durch die Gefäßwände hindurchgepreßt wird, was sonst nur von den normalen Harnbestandtheilen gilt. Die A. zeigt sich vorzugsweise bei jener Form der chronischen Nierenentzündung, welche man als Bright'sche Krankheit (s. d.) bezeichnet, ferner bei den durch Herz- oder Lungenkrankheiten, Verengerungen oder Verschließungen der Nierenvenen u. s. w. herbeigeführten Blutstauungen in den Nieren.

Albuquerque, feste Stadt in der span. Provinz Badajoz in Estremadura, 2 M. von der portug. Grenze, mit 7527 E., die starken Wollhandel treiben. Das Schloß ist der Stammsitz der Herzoge gleiches Namens. — A. heißt auch eine Stadt im nordamerik. Territorium Neumexico, am linken Ufer des Rio-Grande-del-Norte, ungefähr 13 M. südwestlich von Sta.-Fé in einer gutangebauten Gegend gelegen. Sie ist der Hauptort der Grafschaft Bernalillo und zählt 5—6000 E. In der Nähe liegt Camp-Vigilance, ein Militärposten der Vereinigten Staaten, und der Stadt gegenüber, auf der rechten Seite des Flusses, das bedeutende Dorf Atrisco.

Albuquerque (Affonso d'), der Große genannt, zweiter portug. Statthalter in Ostindien, geb. 1452 zu Alhanda in Estremadura, stammte aus einer Familie, welche mit dem portug. Königshause verwandt war. Seine Erziehung erhielt er am Hofe Alfons' V., wo sein Vater Gonçalo eine hervorragende Stellung einnahm. Der junge A. trat früh in Kriegsdienste und fand in den glorreichen Kämpfen der Portugiesen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft in Nordafrika reiche Gelegenheit sich auszuzeichnen. 1503 segelte er in Begleitung seines Vetters Francisco nach Ostindien, um im Gebiete des den Portugiesen befreundeten Königs von Cotschin eine Festung zu erbauen. Insgeheim zum Statthalter von Indien ernannt, begleitete er sodann 1506 Tristão da Cunha auf einer Expedition nach der Ostküste von Afrika, trennte sich aber bald von diesem, um die Insel Ormus am Eingange des Persischen Meerbusens zu erobern, welche damals ein Sitz des Welthandels und Stapelplatz aller Waaren des Ostens war. Sein energisches Auftreten bewog den Herrscher von Ormus zu dem Versprechen, den König von Portugal als Schutzherrn anzuerkennen und den Bau einer Festung zu gestatten. Als er später die Erfüllung der letztern Bedingung verweigerte, griff A. von neuem zu den Waffen, mußte aber, von einigen seiner Hauptleute verlassen, nach zweimaliger Belagerung seinen Plan vorläufig aufgeben. Nach Uebernahme seiner Stellung als Statthalter in Indien dachte A. vor allem daran, einen festen Mittelpunkt für die portug. Besitzungen zu gewinnen. Da ihm Goa, auf einer kleinen Insel in der Mitte der Malabarküste gelegen, hierzu besonders geeignet schien, bemächtigte er sich der Stadt 17. Febr. 1510, mußte sie aber bald wieder räumen, da Hidal-Khan, der frühere Herrscher, an der Spitze eines großen Heeres heranzog; erst als Verstärkungen aus Europa anlangten, konnte er sie (25. Nov. 1510) wiedererobern. 1511 unternahm A. einen Zug gegen Malakka, den wichtigsten Stapelplatz Hinterindiens, wo chines. und arab. Kaufleute ihre Waaren austauschten. Als die Stadt nach hartnäckigem Widerstande endlich in seine Gewalt gekommen, befestigte er sie und traf so zweckmäßige Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß die fremden Kaufleute seitdem noch zahlreicher als früher herbeiströmten. Ein Theil der portug. Flotte drang von hier aus bis zu den Molukken vor, und bald war der Ruf von A.'s Thaten so verbreitet, daß die Beherrscher von Siam, Java und Sumatra sich durch Gesandtschaften um seine Freundschaft bewarben. Nach seiner Rückkehr von Malakka befreite er das aufs neue von Feinden bedrängte Goa und nahm die starke Festung Benestarin. Die Eroberung von Ormus (1515) beschloß die lange Reihe seiner glänzenden Unternehmungen. Er war auf der Rückfahrt von dieser Expedition nach Goa begriffen, als er die Nachricht erhielt, daß König Emanuel, dessen Eifersucht auf A.'s wachsende Macht durch Einflüsterungen noch gesteigert worden, seinen Feind Lopo Soares zu seinem Nachfolger ernannt habe. Die durch klimatische Einflüsse schon erschütterte Gesundheit A.'s konnte diesen Schlag nicht ertragen, und er verschied im Angesicht von Goa 16. Dec. 1515. A. war ein Mann von edelm Charakter, durch strenge Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit ausgezeichnet. Sein Tod wurde als ein nationales Unglück betrauert, und auch König Emanuel zeigte tiefe Reue über das ihm zugefügte Unrecht. A. war nie verheirathet, hinterließ aber einen natürlichen Sohn, Blas d'A., welcher der Verfasser der trefflichen «Commentarios do grande Affonso d'A.» ist.

Albus oder Weißpfennig, eine Silberscheidemünze, welche seit 1360 unter Karl IV. geprägt wurde und besonders im Kurkölnischen (bis 1798) und in Kurhessen in Umlauf war. Ihren Namen erhielt sie zum Unterschied von den kupfernen oder sogenannten schwarzen Pfennigen. In Kurhessen blieb der A. bis 1842 in der Rechnungsweise üblich. Der Thaler Courant (im Vierzehnthalerfuß) wurde in 32 A., der A. in 12 Heller getheilt, und man hatte geprägte Stücke zu 1 und zu 2 A. aus Billon. Der hess. A. war = 1 Sgr. $^4/_5$ Pf. Preuß. 1835 wurden die einfachen, 1842 die doppelten Albusstücke eingezogen. Auch in Basel kam bisher der A. als Rechnungsmünze zu 2 Kreuzern noch bisweilen vor.

Alcalá (arab., d. i. Castell), heißen mehrere Städte in Spanien. Die berühmteste ist A.-de-Henares, Ciudad in der Provinz Madrid in Neucastilien, am rechten Ufer des Henares, 4 M. ostnordöstlich von Madrid, an der aragonischen Heerstraße und Eisenbahn, gegenüber der Anhöhe Zulema, auf welcher die röm. Stadt Complutum stand, deren Name auf A. und seinen ehemaligen Bischofssitz überging. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren, viel Getreide, Gartenfrüchte und Wein producirenden Ebene, hat eine gute Steinbrücke über den Henares und starke Mauern, ist stattlich gebaut, aber im Innern finster und winkelig. Bemerkenswerth sind der Palast des Erzbischofs von Toledo und das Colegio de San-Ildefonso. In der Kirche des letztern befand sich ursprünglich das jetzt in Madrid befindliche Grabmal

des «großen Cardinals» Ximenes, der hier 1499—1509 die einst weltberühmte Universität gründete, die 1836 aufgehoben und sammt der Bibliothek nach Madrid übersiedelt worden ist. Die Stadt zählt 8634 E., hat eine Cavalerieschule, eine Collegiat- und drei Pfarrkirchen, acht Nonnenklöster, 13 ehemalige Collegien und vier Spitäler. Es befinden sich hier eine Leinengarnspinnerei, eine Seifenfabrik, zwei große Lederfabriken und verschiedene Webereien. A. ist der Geburtsort des Cervantes. — A.-de-Chisvert, eine Stadt (Villa) in der Provinz Castellon in Valencia, mit 5458 E. und einer schönen Kirche. — A.-de-Guadaira, eine Stadt (Villa) mit 7341 E., in Andalusien, in der Provinz Sevilla, am Fluß Guadaira, ein freundlicher, auf einem Hügel erbauter Ort, der Sevilla mit Brot und durch den hier beginnenden Aquäduct mit Wasser versorgt. — A.-de-los-Gazules, Stadt (Villa) mit 5525 E., in Andalusien, in der Provinz Cadiz, am Nordabhang des westl. Randgebirgs von Granada. — A.-del-Rio, Stadt (Villa) mit 2545 E., in Andalusien, in der Provinz Sevilla, am Guadalquivir, das celtiberische Osseth. — A.-la-Real, Ciudad mit 6738 E., in Andalusien, in der Provinz Jaen, zwischen den westlichsten Ketten der Gebirge von Jaen, auf einem Wein, Gemüse und Gartenfrüchte erzeugenden Plateau, 2644 F. über dem Meere.

Alcalde, ein span. Wort, während des Mittelalters entstanden aus dem arab. alqadi, der Richter, bezeichnet jetzt, ähnlich dem franz. Maire, den Vorstand einer polit. Gemeinde. Der A. präsidirt dem Ayuntamiento (Gemeinderath) und wird von der Gemeinde aus der Zahl der Regidoren (Mitglieder des Gemeinderaths) auf ein Jahr erwählt, erhält aber von der Regierung seine Bestätigung. Die A. der Provinzialhauptstädte ernennt der König. In den volkreichern Städten sind dem A. ein oder mehrere Gehülfen beigegeben, welche den Namen Alcaldes tenientes führen. In Gemeinden, die unter 30 Mitglieder zählen, wird vom Provinzialgouverneur ein Alcalde pedáneo oder Dorfschulze ernannt, der dem A. des Gemeindedistricts untergeordnet ist. Die A. haben die Beschlüsse der Ayuntamientos zu vertreten und zur Ausführung zu bringen, sind auch dafür der Regierung verantwortlich, weshalb sie unter der unmittelbaren Aufsicht der Gouverneure der Provinzen stehen. Gleichzeitig sind die A. in ihrem Gemeindebezirke Friedensrichter, entscheiden in Bagatellsachen endgültig und rechtskräftig und haben auch die Voruntersuchung in Criminalfällen zu leiten. In Bezug auf diese richterliche Thätigkeit werden sie von den Obergerichten überwacht. Durch die Spanier ist der Name und das Institut der A. auch nach den Staaten des ehemaligen span. Amerika gekommen.

Alcămo, Hauptstadt eines Bezirks in der Provinz Trapani auf der Insel Sicilien, an der Straße von Trapani nach Palermo, $\frac{1}{2}$ M. von der Küste des Golfs von Castellamare, an welchem die gewöhnlich von hier aus besuchten Ruinen von Segesta (s. d.) liegen, in sehr fruchtbarer Umgebung, gehört zu den bessern Orten der Insel und zählt als Gemeinde 20630 E. In der Kirche Zoccolanti befindet sich ein schönes Gemälde von Fiesole.

Alcannawurzel nennt man die violett-braunrothe, inwendig gelbliche Wurzel der rothen Ochsenzunge (Anchusa tinctoria, Alcanna tinctoria), einer perennirenden Staude, welche im südl. Asien und Europa wild wächst, zum Theil auch angebaut wird. Sie enthält einen harzigen Farbestoff (Anchusaroth oder Anchusin), welcher durch Weingeist, Aether, ätherische und fette Oele mit schön karmoisinrother Farbe aufgelöst wird. Dieses Umstandes wegen dient die Wurzel zum Rothfärben von Tincturen, Pommaden, Haarölen u. dgl. In der Färbekunst ist sie wenig gebräuchlich, da die mit ihr hervorgebrachten violetten und Lillafarben zwar schön, aber sehr vergänglich sind. Im Handel erhält man die Wurzel aus Spanien, Frankreich und Ungarn. Früher wurde sie auch aus dem Orient bezogen, und man hat dieselbe lange Zeit fälschlich einer andern Pflanze (Lawsonia alba) zugeschrieben, auch durch die Bezeichnung als echte Alcanna von der europäischen, welche man unechte Alcanna nannte, unterschieden. Die Lawsonia enthält keinen rothen, sondern in ihren Blättern einen gelben Farbestoff, welcher von den orient. Frauen unter dem Namen Henna oder Alhenna gebraucht wird, um die Fingernägel haltbar orangegelb zu färben.

Alcantăra (arab. die Brücke), eine alte Stadt (Villa) und Waffenplatz mit 4100 E. in der Provinz Cáceres der span. Landschaft Estremadura, nur 2 Leguas von der portug. Grenze, auf einem Felshügel am linken Ufer des Tajo, über den hier eine, vom Kaiser Trajan 103 bei der röm. Colonie Norba-Cäsarea erbaute, großartige Brücke führt, die aus sechs Bogen besteht, 576 F. lang, 28 F. breit, 175 F. hoch ist und in der Mitte einen noch wohlerhaltenen, 40 F. hohen Triumphbogen trägt. — A., ursprünglich eine Vorstadt von Lissabon, nach dem Erdbeben von 1755 mit der Hauptstadt vereinigt, hat dem jetzigen westl. Quartier derselben den Namen gegeben und ist berühmt durch den über das Alcantarathal geführten großartigen

Aquäduct sowie durch die Schlacht vom 25. Aug. 1580, in welcher Herzog Alba die Portugiesen unter dem Prior Anton von Crato besiegte. — A., eine Hafenstadt in der brasilian. Provinz Maranhão, der Hauptstadt San-Luis-de-Maranhão gegenüber, an der San-Marcosbai gelegen, wird durch ein Castell sowie durch die befestigte Insel Livramento gedeckt und zählt 5000 E. In der fruchtbaren Umgegend wird vorzüglich Reis und Baumwolle gebaut.

Alcantāra (Orden von), einer der drei alten geistlichen Ritterorden Spaniens, leitet seinen Ursprung von den Brüdern Don Suero und Don Gomez Fernando Barrientos her, die ihn 1156 zur Vertheidigung des gegen die Mauren neuerbauten Grenzcastells San-Julian-de-Peral als Waffenbrüderschaft gründeten. Papst Alexander III. erhob die Brüderschaft 29. Dec. 1177 zu einem geistlichen Ritterorden und gab ihm die gemäßigte Regel des Benedict. Nachdem er von König Ferdinand II. von Castilien mit großen Freiheiten begnadigt worden, versah ihn Papst Cölestin III. 1197 mit besondern Privilegien, stellte ihn unmittelbar unter den Heiligen Stuhl und verpflichtete ihn zur Vertheidigung des christl. Glaubens und zum ewigen Kriege gegen die Mauren. 1218 schenkte Alfons IX. dem Orden von San-Julian die Stadt A., wonach sich derselbe nun benannte und wohin er seine Residenz verlegte. Im Kampfe mit den Mauren erwarb der Orden großen Kriegsruhm, aber auch große Reichthümer. Er verbreitete und bereicherte sich in ganz Spanien, verlor aber durch äußere und innere Händel Kraft und Einfluß, bis er unter dem Großmeister Don Juan de Zuñiga 1479 zu abermaliger Bedeutsamkeit gelangte. Endlich wurde unter Ferdinand V. 1494 die Großmeisterwürde mit der Krone Spaniens vereinigt. Seine Verschmelzung mit dem Orden von Calatrava wurde mehrfach versucht, kam aber nicht zu Stande. 1540 wurden die Ordensritter von dem Gelübde der Keuschheit entbunden und legten seitdem vier Gelübde ab: das der Armuth, der ehelichen Keuschheit, des Gehorsams und der Vertheidigung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä. Bis zur franz. Occupation 1808 besaß der Orden 37 Comthureien mit 53 Städten und Dörfern. Nach der Restauration suchte Ferdinand VII. dem Orden zwar zurückzuerstatten, was ihm die Revolution genommen, doch konnte dieses nur zum kleinsten Theile ermöglicht werden. In neuerer Zeit wurde der Orden von den Liberalen mehrmals aufgehoben, von den Conservativen aber in verschiedener Form wiederhergestellt. Gegenwärtig besteht er als militärischer Verdienstorden. Das Ordenszeichen, bestehend in einem goldenen und grünen Lilienkreuz, wird an einem grünen Bande um den Hals, in Seide gestickt auf dem Rocke und dem weißen Mantel getragen. In dem Wappen führt der Orden, seines Ursprungs eingedenk, einen Birnbaum (span. peral) mit zwei Balken.

Alcarāz, eine alte Ciudad in der span. Provinz Albacete, im ehemaligen Königreich Murcia, liegt unweit des Ursprungs des Guadarmeno, eines Quellstroms des Guadalquivir, und am nördl. Fuße der Sierra-de-A., auf dem Plateau der hohen Mancha, 2958 F. über dem Meere. Der Ort zählt 2947 E., besitzt mehrere Kirchen, ist sehr gewerbreich und hat seinen Verkehr und Wohlstand vorzüglich den ergiebigen Zinkbergwerken und Schmelzhütten bei San-Juan-de-A. (am Rio-Mundo) und der dortigen großen Blech- und Messingfabrik zu verdanken. A. gilt für das antike Arcilacis, hieß bei den Arabern Al-Karad und war wichtig wegen seiner Bergfestung. 1123 trug Alfons I. von Aragonien daselbst einen Sieg über 11 arab. Feldherren davon. Am nördl. Fuße der Sierra-de-A., westwärts zu dem Weinhügelland von Valdepeñas, ostwärts nach Albacete, zieht sich als höchster Theil der Mancha das Campo-de-Montiel, auf welchem 14. März 1369 Peter von Castilien eine blutige Niederlage durch Trastamara und die Franzosen erlitt.

Alcarraza heißt ein schwach gebranntes, unglasirtes Thongefäß, das in Spanien zum Abkühlen des Trinkwassers gebraucht wird. Das Gefäß hat eine Höhe von 1—1½ F., eine vasenähnliche Gestalt mit sehr engem Halse und im bauchigen Theile einen Durchmesser von etwa ½ F. Die Abkühlung des in diesen Gefäßen gehaltenen Wassers wird bewirkt, indem die Flüssigkeit fortwährend durch die poröse, unglasirte Gefäßwand ausschwitzt und von der auf diese Weise feuchtgehaltenen Oberfläche verdunstet. Dazu ist aber, wie zu jeder Verdunstung, eine gewisse Wärmemenge erforderlich, die zum Theil von der umgebenden Luft, zum andern Theil aber von dem Wassergefäße selbst und der in ihm befindlichen Flüssigkeit geliefert wird. Um die Verdunstung und damit die Wärmeentziehung zu unterstützen, setzt man das Gefäß soviel als möglich dem Luftzuge aus. Die Spanier haben die A. mit dem Namen zugleich von den Mauren angenommen. Die besten, die zu Andujar in Andalusien angefertigt werden, sollen das Wasser 15° unter die umgebende Lufttemperatur abkühlen. In Aegypten sind diese Kühlgefäße seit den ältesten Zeiten bekannt. Die in Portugal üblichen Gefäße dieser Art heißen

Bilka. Sie haben die Form einer Theekanne, mit einem Henkel und zwei gegenüberstehenden engen Oeffnungen, die eine zum Ausguß, die andere, trichterförmig erweiterte zum Einfüllen.

Alcäus (griech. Alkaios), einer der größten lyrischen Dichter Griechenlands, aus Mitylene auf Lesbos, war ein Zeitgenosse der Sappho und blühte um 612 v. Chr. Einem vornehmen Geschlechte angehörig, war er tief in die innern und äußern Verwickelungen seiner Heimat verflochten. Er selbst nahm an den damaligen Bürgerkriegen theil, erst als Waffengenosse des Pittakos, dann, als dieser die Alleinherrschaft an sich riß, gegen ihn. Als er, aus Mitylene vertrieben, an der Spitze der Ausgewanderten die Rückkehr in das Vaterland erzwingen wollte, fiel er dem Pittakos in die Hände, der ihm jedoch Leben und Freiheit schenkte. Seine Oden, in äolischer Mundart, singen die Begeisterung zur Schlacht, den Preis der Tapferkeit, den Haß gegen Tyrannenthum, die Herrlichkeit der Freiheit und das Elend der Verbannung. Andere feiern die Freuden der Liebe und des Weins. A. ist nicht der Schöpfer, sondern der Vollender der äolischen Melik. Er hat im Geiste der archilochischen Rhythmen mit Geschmack weiter gearbeitet und aus dem überkommenen Schatze derselben vor allem die logaödischen sich erwählt, welche den Körper derjenigen Versart bilden, die nach ihm die Alcäische Strophe

⏒ –́ ⏑ – ⏒ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓
⏒ –́ ⏑ – ⏒ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓
⏒ –́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ – ⏓
–́ ⏑⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏓

genannt wird, und die Horaz, sein glücklichster Nachahmer, in die röm. Sprache und Poesie übertrug. Unter den Deutschen hat sie zuerst Klopstock in den Oden, z. B. «An Fanny», «Der Erlöser», nachgebildet. Von den 10 Büchern der Oden des A. sind nur Bruchstücke erhalten, welche Matthiä (Lpz. 1827) und Bergk («Poetae lyrici graeci», 2. Aufl., Lpz. 1853) gesammelt haben. Vgl. Kock, «Alkäos und Sappho» (Berl. 1862).

Alcāzar in Spanien, Alcacer in Portugal (entstanden aus dem arab. Worte kasr, Burg, Schloß, mit dem arab. Artikel), ist der allgemeine Name vieler Schlösser und Citadellen, wie z. B. in Sevilla, Segovia u. s. w., und findet sich auch vielfach zur Bildung von Ortsnamen verwendet. — A.-de-San-Juan, Stadt (Villa) im N. der span. Provinz Ciudad-Real, in hügeliger Gegend zwischen den Flüssen Giguela und Zancara gelegen, ist ein gutgebauter und betriebsamer Ort mit 7942 E. Außer einer großen königl. Salpeterfabrik finden sich daselbst Pulver- und Chocoladenmühlen, Seifenfabriken und Wollwebereien, und in der Nähe reiche Galmei- und Eisengruben. — A.-do-Sal, Stadt (Villa) in der portug. Provinz Estremadura, Bezirk Lissabon, in sehr malerischer Gegend, am rechten Ufer des Sadão gelegen, der hier schiffbar wird und gegen W. in die Bucht von Setuval fließt, zählt 2400 E. und treibt einen einträglichen Handel mit Salz und Espartogeflechten. Im Alterthum hieß der Ort Salacia und war ein röm. Municipium. A. wurde 1109 von dem Norweger Sigurd, 1158 von König Alfons I. von Portugal nach zweimaliger Belagerung mit Hülfe franz. und flandrischer Kreuzfahrer, sodann 21. Oct. 1217 von König Alfons II. nach dessen Siege vom 10. Sept. ebenfalls mit Hülfe eines nordischen Kreuzheeres den Mauren entrissen. Auch erfochten hier 2. Nov. 1833 die Miguelisten einen Sieg über Florencio. — Alcazar-Quivir nennen die Spanier die marokk. Stadt Kassr-el-Kebir (s. d.).

Alcestis oder Alceste (griech. Alkestis oder Alkeste), Tochter des Pelias und der Anaxibia, war nach Homer die edelste und schönste unter den Töchtern des Pelias und wurde mit dem Admetus (s. d.), dem König von Pherä in Thessalien, vermählt. An dem Morde, den ihre Schwestern am Vater verübten, nahm sie keinen Theil. (S. Pelias.) Dagegen opferte sie sich freiwillig für ihren Gatten, dem auf Bitten des Apollo von den Moiren längeres Leben versprochen war, wenn jemand in seiner Todesstunde sich für ihn hingeben würde. Sie that dies, während weder Vater noch Mutter für Admetos sterben wollten. A. wurde in der Unterwelt, wo sie den edelsten Frauen, wie der Euadne und Laodameia, beigesellt war, nicht zurückbehalten, sondern Persephone sandte sie wieder zurück, oder, nach andern Sagen, Herakles kämpfte sie dem Hades wieder ab. Euripides hat den bedeutenden Stoff benutzt und in dem Trauerspiel «Alcestis» ihre Aufopferung und Befreiung aus der Unterwelt durch Herakles geschildert.

Alchemie, Alchymie (arab. al-kīmia, entweder aus kemi, dem einheimischen kopt. Namen Aegyptens, oder aus dem griech. χύμος, Flüssigkeit, Saft, entstanden) war der Name, mit welchem im Mittelalter bis herab in das 17. Jahrh. die Chemie bezeichnet wurde. Seitdem jedoch die letztere ihre wissenschaftliche Begründung und Gestalt gewonnen hat, wird mit der alterthümlichen Namensform nur noch die vermeintliche Kunst, unedle Metalle in Gold

und Silber zu verwandeln, benannt, worin eigentlich die Aufgabe der Chemie bis im 16. Jahrh. bestanden hat. Die A. verhält sich demnach zur gegenwärtigen Chemie ebenso wie die Astrologie zur Astronomie. Das Problem der Alchemisten des Mittelalters ging vorzüglich auf die Darstellung zweier Geheimmittel, durch welche jene erwünschte Veredlung (Perfectionirung) der Metalle ermöglicht werden sollte. Das wichtigste dieser beiden Präparate, das die Kraft besitzen sollte, nicht blos Silber, sondern auch andere unedle (imperfecte) Metalle, wie Blei, Quecksilber u. s. w. in Gold zu verwandeln, führte den Namen Rother Löwe, das Große Elixir oder Magisterium (Meisterstück), oder auch Rothe Tinctur. Man legte diesem Mittel die allerhöchste Kraft bei, insofern es nicht nur im Stande sein sollte, unedeln Metallen Perfection zu ertheilen, sondern auch als eine Universalmedicin zu dienen, welche, aufgelöst und in angemessener Verdünnung als Trinkgold (aurum potabile) in kleinen Dosen genommen, alle Krankheiten heilte, das Alter verjüngte und das Leben verlängerte. Vereinigte das Präparat vermeintlich alle diese Eigenschaften in sich, so wurde es vorzugsweise der Stein der Weisen oder auch Panacee des Lebens benannt. Das zweite Geheimmittel, der Stein der Weisen, auf halber Stufe der Vollkommenheit, welches den Namen Weißer Löwe, Weiße Tinctur oder Kleines Magisterium führte, beschränkte sich dagegen auf die Kraft, alle unedeln Metalle in Silber zu verwandeln. Diejenigen, welche den Stein der Weisen gefunden hatten, hießen Adepten.

Die Ursprünge der A. weisen auf das alte Aegypten hin. Wenigstens befahl der röm. Kaiser Diocletian 296 n. Chr., daß alle ägypt. Bücher über die Goldmacherkunst verbrannt werden sollten. Spätere Alchemisten leiteten ihre Kunst von Hermes Trismegistos (s. d.) oder Thot ab, weshalb die Kunst des Goldmachens auch die Hermetische Kunst genannt ward. Im 4. christl. Jahrh. war das Problem der Goldverwandlung auf der gelehrten Schule zu Alexandria bekannt und wurde mit Eifer verfolgt. Ein unter dem Namen Demokritos auftretender Schriftsteller, der offenbar dem alexandrinischen Gelehrtenkreise angehörte, eröffnete mit seinem Werke: «Physica et mystica» die lange Reihe eigentlich alchemist. Werke. Dieselben erschienen großentheils unter den Namen berühmter Philosophen (wie Plato, Pythagoras u. s. w.), um der Sache Achtung und Eingang zu verschaffen, sind aber wegen ihrer bilderreichen Darstellung und wunderbaren Nomenclatur wenig verständlich. Die Griechen wurden die Lehrer der Araber, welche, unterstützt von ihrem nationalen Hang zur Grübelei und phantastischer Combination, die alchemist. Kunst mit Vorliebe pflegten und ihr zugleich mit dem Namen auch die Gestalt gaben, die sie im wesentlichen behalten hat. Epochemachend in letzterer Beziehung wurde der Araber Abu-Musa Dschafar al-Sofi. Derselbe, gewöhnlich Geber genannt, lebte zu Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrh. in Sevilla und soll ein zum Islam bekehrter Grieche gewesen sein. Sein Hauptwerk ist die ins Lateinische übersetzte «Summa perfectionis magisterii in sua natura» (Rom, o. J., zwischen 1490—1520; Danzig, 1682; franz. bei Salmon, «Bibliothèque des philosophes chimiques», 2 Bde., Par. 1672—78), aus welchem hervorgeht, daß zu Geber's Zeit als die Grundidee der Chemie die Hypothese galt, die Metalle seien zusammengesetzte oder vielmehr in ihrer Substanz verwandelbare Stoffe. Alle Metalle sollten aus Mercur (Quecksilber) und Schwefel gebildet sein. Man könne daher denselben das hinzufügen, was ihnen fehle, oder das von ihnen fortnehmen, was im Ueberfluß vorhanden sei.

Das Abendland erhielt die A. von den Arabern und Mauren in Spanien seit dem 10. und 11. Jahrh.; von denselben entnahm man sowol die Formen als die Stoffe des Studiums. Da in jenen Jahrhunderten ein jeder hervorragende Mann die ganze Summe des Wissens der Zeit umfaßte, so geschieht es, daß man denselben Namen, die als Theologen und Philosophen gefeiert werden, auch in der Geschichte der A. begegnet. Die berühmten Scholastiker Albert d. Gr. und Roger Bacon waren auch die berühmtesten Alchemisten ihrer Zeit. Etwas später lebte Arnaldo de Villanova, ein ausgezeichneter Arzt, der 1314 starb und über 20 alchemist. Schriften verfaßt hat. Am berühmtesten jedoch unter allen Alchemisten des 13. und 14. Jahrh. wurde Raimundus Lullus (gest. 1315), der angeblich 500 Schriften meist alchemist. Natur verfaßt haben soll. Nach der Sage verwandelte er bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50000 Pfd. Quecksilber in Gold, aus welchem man die ersten Rosenobles prägte. «Das Meer wollte ich in Gold verwandeln», sagte Lullus, «wenn es von Quecksilber wäre.» Das Orakel der Alchemisten des 15. Jahrh. und der Folgezeit wurde der Benedictiner Basilius Valentinus (um 1415), der in jenem Zeitalter für den bedeutendsten und überhaupt letzten Chemiker gelten kann, dessen Richtung eine ausschließlich alchemistische war. Schon Paracelsus (s. d.) ist nicht mehr zu den reinen Alchemisten zu rechnen, da er ausdrücklich sagt, der wahre Zweck jener Wissenschaft sei nicht, Gold zu machen, sondern Arzneien zu bereiten. Mit

dem 16. Jahrh. beginnt eine Sonderung der Bestrebungen, und von den wissenschaftlichen Chemikern, die sich jedoch noch nicht ganz von dem Wahne der A. befreien können, scheidet sich eine zahlreiche Klasse meist umherziehender Abenteurer, welche den allgemeinen Glauben an die Möglichkeit, Gold zu machen, zu trügerischen Zwecken benutzen und scheinbare Proben ihrer Kunst ablegen. Namentlich waren es die Fürsten und Vornehmen, die auf diese Weise hintergangen wurden. Viele gekrönte Häupter im 15., 16. und 17. Jahrh. waren eifrig mit dem Studium der A. beschäftigt. So z. B. mehrere Könige von England, besonders Heinrich VI., unter dem mit Hülfe einer Compagnie von Goldmachern das Land mit falschem Gold und falscher Münze überschwemmt wurde. Dasselbe that um dieselbe Zeit Karl VII. von Frankreich mit Hülfe eines gewissen Jacques Le Coeur. Selbst Frauen, wie die Kaiserin Barbara, Witwe des Kaisers Sigismund, werden unter den Adepten genannt. Kaiser Rudolf II. war Mäcen der fahrenden Alchemisten, und seine Residenz bildete den Mittelpunkt für die alchemist. Bestrebungen seiner Zeit. Seine Schützlinge nannten ihn den deutschen Hermes Trismegistos, und sein Beispiel erweckte besonders am benachbarten sächs. Hofe Nachahmung. Kurfürst August von Sachsen und seine Gemahlin Anna von Dänemark laborirten, der erstere in seinem «Goldhaus» zu Dresden, die letztere in ihrem prächtig eingerichteten Laboratorium im Fasanengarten zu Annaburg. Auch der berliner Hof ward unter Kurfürst Johann Georg der Schauplatz eines alchemist. Schwindlers, des Leonhard Thurnheysser, der jedoch aus Berlin fliehen mußte. Ueber 100 Jahre später fällt das Auftreten von Johann Friedrich Böttcher (s. d.) in Dresden, der zwar kein Gold zu Stande brachte, dafür aber in seiner Haft 1704 erst das braune Jaspisporzellan und 1709 das weiße Porzellan erfand. Einer der letzten Adepten war um dieselbe Zeit Caetano Graf Ruggiero, der an den Höfen von München, Wien und Berlin sein Unwesen trieb und in letzterer Stadt 1709 sein Ende am Galgen fand. Doch trat nach ihm noch ein Engländer, der Arzt James Price, auf, der vor der königl. Gesellschaft der Wissenschaften erklärte, ein rothes und weißes Pulver erfunden zu haben, womit man Quecksilber beliebig in Gold und Silber verwandeln könne. Als er jedoch ernstlich gedrängt ward, die Beweise dafür zu liefern, brachte er sich 1783 durch Gift um. Mit ihm waren die Alchemisten immer noch nicht ganz ausgestorben. Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts bestand eine Gesellschaft von Alchemisten in Deutschland, die ihre Verhandlungen im «Deutschen Reichsanzeiger» veröffentlichte.

Nach dem jetzigen Stande der Chemie, wonach man die Metalle als Elemente, d. i. als chemisch einfache Stoffe, ansieht, muß es für unmöglich gelten, aus andern als goldhaltigen Stoffen Gold zu gewinnen. Sollte sich aber auch zeigen, daß die Metalle zerlegbar seien, so steht doch fest, daß der Weg dazu ein ganz anderer sein müßte, als es der von den Alchemisten eingeschlagene war. Niemals hat man bisher aus unedeln Metallen Gold erzeugen können, obschon dies in dem wundergläubigen Mittelalter mit Ueberzeugung behauptet worden ist. Wie chimärisch übrigens auch das Ziel der Alchemisten war, so haben sie doch durch die Erfahrungen, die sie bei Verfolgung dieses Ziels nothwendig machen mußten, der Chemie den wesentlichsten Nutzen gebracht, ja den Grund zu dieser modernen Wissenschaft gelegt. Vgl. Schmieder, «Geschichte der A.» (Kassel 1833).

Alchemilla, eine Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, Abtheilung der Sanguisorbeen, mit nierenförmigen, handförmig gelappten Blättern und unscheinbaren, grünlichen Blüten, welche in Knäuel, Trugdolden und Rispen gestellt sind. Die deutschen Arten sind perennirende Kräuter, welche auf Wiesen, Grasplätzen oder in höhern Gebirgen (Alpen) auf feuchtem Gerölle wachsen. Die verbreitetste Art, **A. vulgaris**, ein ziemlich gutes Futterkraut, dessen Blätter und gerbstoffhaltige Wurzel officinell sind, ist unter den Namen Frauenmantel, Alchemistenkraut, Gänsefuß u. s. w. bekannt.

Alciati (Andrea), ein ausgezeichneter ital. Rechtsgelehrter, geb. 8. Mai 1492 in dem Flecken Alzate bei Mailand, stammte aus einer alten mailändischen Familie und widmete sich dem Rechtsfach. Als er 1514 in Bologna Doctor geworden, kehrte er nach Mailand zurück und beschäftigte sich einige Jahre mit der Rechtspraxis. Seine Schriften, namentlich seine «Civilrechtlichen Paradoxen», erwarben ihm einen Ruf an die Rechtsschule von Avignon. In kurzem war A. der berühmteste Rechtslehrer seiner Zeit. Er lehrte abwechselnd zu Bourges, Bologna, dreimal zu Pavia, zu Ferrara und noch einmal zu Avignon; auch arbeitete er wieder mehrere Jahre als Advocat in Mailand. Nirgends hielt er lange aus; Eitelkeit, Geldgier und unruhiges Temperament trieben ihn von Ort zu Ort. Er starb 12. Jan. 1550 zu Pavia. A. hat das Verdienst, Gegenstände der Rechtswissenschaft zuerst mit Kritik und Methode be-

handelt und in gutem Latein dargestellt zu haben. A.'s Rechtsschriften sind in den «Opera omnia» (4 Bde., Basel 1546—49 u. öfter; 6 Bde., Lyon 1560—61; 4 Bde., Frankf. 1617) gesammelt. Er schrieb aber auch antiquarische Abhandlungen, z. B. über die Civil- und Militärbeamten des alten Rom, über Maße und Gewichte der Alten u. s. w., und gab eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte Mailands bis zur Zeit Justinian's in vier Büchern heraus. Unter seinen poetischen Sachen waren die «Emblemata» (zuerst Mail. 1522), Epigramme zu Symbolen der Tugenden und Laster, bis über das 16. Jahrh. hinaus überaus beliebt. Von den zahllosen Ausgaben derselben sind mehrere wegen ihrer Holzschnitte geschätzt.

Alcibiădes (griech. Alkibiades), atheniensischer Staatsmann und Feldherr, Sohn des Kleinias und der Deinomache, geb. zu Athen 451 v. Chr., verlor seinen Vater in der Schlacht bei Koroneia 447, und ward darauf in dem Hause des Perikles, seines Verwandten, erzogen. Er zeigte von Jugend auf in allen Dingen eine hohe Begabung, aber auch Selbstsucht, Leichtfertigkeit und die heftige Begierde, überall der erste zu sein. Seine Schönheit, seine Geburt und das Ansehen des Perikles verschafften ihm eine Menge Freunde und Verehrer. Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft und gewann großen Einfluß auf ihn; allein seiner Liebe zum Luxus und zur Verschwendung, die in dem großen Reichthume Nahrung fand, den ihm seine Verbindung mit Hipparete, des Hipponikos Tochter, zubrachte, vermochte er keine Grenzen zu setzen. Die ersten Waffen trug A. 431 bei der Unternehmung auf Potidäa, wo er verwundet wurde. Erst nach dem Tode des Demagogen Kleon (seit 422), als Nikias zwischen den Athenern und Spartanern einen Frieden auf 50 J. zu Stande gebracht hatte, mischte er sich, eifersüchtig auf des Nikias Ansehen, in die öffentlichen Angelegenheiten. Er bewog die Athener, sich im Frühjahr 420 mit den Argivern, Eliern und Mantineern zu verbinden, und wußte ihre feindselige Gesinnung gegen Sparta von neuem aufzuregen und dieses zu isoliren. Der Sieg der Spartaner 418 in der Schlacht bei Mantineia, an der auch A. theilnahm, machte jedoch dieser Coalition plötzlich ein Ende. Auf des A. Vorschlag unternahmen sodann die Athener 415 die berühmte Expedition gegen Sicilien, um den Egestäern Hülfe gegen Selinus und Syrakus zu gewähren; auch ernannten sie hierbei A. nebst Nikias und Lamachos zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß in einer Nacht alle Hermessäulen Athens verstümmelt wurden. A.' Feinde warfen den Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage; aber kaum hatte er sich eingeschifft, als sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß er zurückberufen ward, um zwar nicht wegen des Hermesfrevels, an dem er wahrscheinlich unschuldig war, sondern wegen Entwürdigung der Eleusinischen Geheimnisse gerichtet zu werden. A. hatte bereits auf Sicilien einige Vortheile erfochten, als er zurückberufen wurde. Er folgte ohne Umstände dem Befehle, aber das Schicksal, das seiner harrte, voraussehend, entfloh er auf dem Rückwege bei einer Landung in Thurii und begab sich nach Sparta. Während ihn in Athen das Volk zum Tode verurtheilte und ächtete, wußte er sich in Sparta namentlich durch strenge Beobachtung der Landessitte bald zum Lieblinge des Volks zu machen. Durch ihn wurden die Lacedämonier bestimmt, den Syrakusiern Hülfe zu senden, und sich in Attika selbst durch die Besetzung von Dekeleia einen festen Platz zu verschaffen. Auch vermochte er sie zu einem Bündnisse mit dem Perserkönig und, nach dem unglücklichen Ausgange der athenischen Unternehmung auf Sicilien, zur Unterstützung von Chios, um letzteres vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin und brachte ganz Ionien gegen die Athener in Aufstand.

Doch trat für A., nachdem er bei Milet in einem Seegefecht von den Athenern geschlagen, rasch ein Wendepunkt ein. Die von Mistrauen und Eifersucht gegen den Flüchtling erfüllten Vornehmen Spartas, an ihrer Spitze König Agis, dessen Weib A. verführt hatte, beschuldigten A. des Verraths, und der spartanische Feldherr Astyochos in Asien erhielt Befehl, den A. umbringen zu lassen. A. errieth diesen Plan und ging im Oct. 412 zu Tissaphernes, einem pers. Satrapen, der Befehl hatte, mit den Spartanern gemeinschaftlich zu handeln. Schnell änderte er wieder seine Sitten, stürzte sich ganz in den asiat. Luxus, und machte sich bald dem Tissaphernes unentbehrlich. Als er letztern überredet hatte, wie es dem Interesse der Perser entgegen, die Athener ganz zu entkräften, ließ er den Befehlshabern der athenischen Macht auf Samos eröffnen, daß er bereit sei, sie mit Tissaphernes zu befreunden, wenn sie die Demokratie in Athen stürzen und eine oligarchische Regierung einführen wollten. Während der Oberfeldherr Phrynichos sich dagegen erklärte, gingen die übrigen atheniensischen Großen beim Heere auf diese Plane ein. Man schickte den Peisandros nach Athen, und wiewol es

A. in der That nicht gelang, den Tissaphernes zu einem Bündnisse mit den Athenern zu bewegen, kam es doch durch die Machinationen der Großen dahin, daß im April 411 zu Athen die demokratische Verfassung abgeschafft und die oligarchische Regierung der sogenannten «Vierhundert» eingesetzt wurde. Inzwischen wählte das atheniensische Heer selbst den A. zu einem seiner Anführer, doch mit der Aufforderung, sogleich nach Athen zu ziehen und die Oligarchen zu stürzen. A. wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht wirkliche Dienste geleistet. Er betheiligte sich deshalb an den Kriegsoperationen und verhalf im Oct. 411 durch seine rechtzeitige Ankunft den Athenern zum Siege bei Abydos. Als er hierauf zu Tissaphernes zurückkehrte, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. A. aber fand Mittel zu entkommen. Er stellte sich wieder an die Spitze des atheniensischen Heers, schlug die Spartaner und Perser bei Cyzikos, Chalkedon, Byzantion u. s. w., gab den Athenern die Herrschaft des Meeres wieder und kehrte endlich im Juni 408 in sein Vaterland zurück, nachdem man ihn auf des Kritias Vorschlag schon förmlich zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athener seine Verbannung als die Ursache aller bisherigen Unglücksfälle ansahen.

Der Triumph sollte indessen ein kurzer sein. Von dem Volke zum unumschränkten Oberfeldherrn ernannt, von den Großen und Demagogen dagegen gefürchtet und beargwohnt, sandte man A. schon im Herbst an der Spitze von 100 Schiffen wieder nach Asien. Gegenüber dem klugen und mit reichen Mitteln versehenen spartanischen Feldherrn Lysandros gelang es ihm indeß nicht, rasche Erfolge zu erringen, zumal man ihm selbst von Athen aus die Geldmittel versagte. Er sah sich darum genöthigt, Hülfe in Karien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochos, der, von Lysandros bei Notion in einen Hinterhalt gelockt, das Leben und einen Theil der Schiffe verlor. Diesen Vorfall benutzten des A. Feinde, um ihn des Verraths und des Leichtsinns anzuklagen, und statt seiner wurde 10 Strategen der Befehl übergeben. A. ging nach Thrazien, wo er in Paktyä, einem der Castelle, die er sich von der früher gemachten Beute gebaut hatte, in freiwilliger Verbannung lebte. Von hier begab er sich, nach dem Falle von Athen namentlich die Rache der Spartaner fürchtend, im Frühjahr 404 nach Bithynien, in der Absicht, von da zu Artaxerxes II. nach Susa zu gehen, um diesen für seine Plane zu gewinnen. Auf Ansuchen der 30 Tyrannen in Athen ward jedoch, mit Bewilligung Spartas, die Ermordung des A. dem Pharnabazos, einem Satrapen des Artaxerxes, übertragen. A. befand sich damals auf einem Schlosse zu Melissa in Phrygien. Pharnabazos ließ dieses bei Nacht anzünden, und, da A. sich glücklich aus dem Feuer rettete, ihn mit Pfeilen erschießen. So beschloß A. gegen Ende 404 v. Chr., ungefähr 45 J. alt, seine bewegte Laufbahn. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet, und von hinreißender Beredsamkeit, ließ er sich doch bei allen seinen Handlungen nur von äußern Umständen bestimmen. Es fehlte seinem Charakter der sittliche Adel. Dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtsein der Ueberlegenheit einflößt, und die vor keinem Hindernisse zurückbebt, weil sie über die Mittel zum Zweck nie zweifelhaft ist. Plutarch und Cornelius Nepos haben sein Leben beschrieben. Vgl. Hertzberg, «A., der Staatsmann und Feldherr» (Halle 1853); Vischer, «A. und Lysander» (Basel 1846).

Alcinöus (griech. Alkinoos), in der altgriech. Sagengeschichte der König der Phäaken (s. d.) auf der Insel Scheria, war ein Enkel des Poseidon und Sohn des Nausithoos. Seine Gattin Arete, die Tochter seines Bruders Rhexenor, gebar ihm fünf Söhne und eine Tochter, die Nausikaa (s. d.). Die bei ihrer Rückkehr von Kolchis auf Scheria landenden Argonauten wurden von A., wie Apollonios Rhodios erzählt, gastlich aufgenommen, und die Medea schützte er vor den nachsetzenden Kolchiern dadurch, daß er sie rasch mit dem Jason vermählte. Noch berühmter aber wurde A. durch die Gastfreundschaft, die er Odysseus gewährte, als dieser, von der Insel der Kalypso kommend, schiffbrüchig auf Scheria landete und durch die Nausikaa in den Palast eingeführt wurde. Zu Ehren des Gastes bereitete A. ein glänzendes Festmahl und stellte Kampfspiele und Tänze an. Odysseus dagegen erzählte beim Mahle seine Irrfahrten und ward dann, von A. reichlich beschenkt, in seine Heimat entlassen. Nach Homer, in dessen «Odyssee» der Aufenthalt des Odysseus auf der Insel der Phäaken einen wichtigen Abschnitt bildet, thront A. in einem prächtigen Palast, dessen Wände von Erz schimmern, und den goldene Thore und silberne Pfosten schmücken. Vor der Pforte lagern goldene Hunde. Vor dem Palast befindet sich ein Garten mit den schönsten Bäumen und kühlenden Quellen. Wie

ein Gott geehrt, lebt A. unter seinem reichen und schiffskundigen Volke. Auf der Insel Kerkyra (Corfu), welche bei den Alten mit Scheria identificirt wurde, hatte A. einen Heroencult.

Alciphron (griech. Alkiphron), ein griech. Rhetor, der als ein jüngerer Zeitgenosse des Lucian wahrscheinlich im 2. Jahrh. n. Chr. lebte. Es sind von ihm 118 erdichtete Briefe in drei Büchern vorhanden, deren Schauplatz Athen und Umgegend ist, und in denen Fischer, Landleute, Parasiten und Hetären, letztere am besten und am witzigsten, sich aussprechen. Diese Briefe sind nicht nur mit Geschmack und in einer ziemlich reinen und den besten Mustern nachgebildeten Sprache geschrieben, sondern zeichnen auch vorzüglich angelegte und lebendig durchgeführte Charakterbilder. Der Einfluß der neuern attischen Komödie auf Form und Inhalt ist unverkennbar. Die Briefe des A. gaben am besten Seiler (Lpz. 1853; neue Aufl. 1856) und Meineke (Lpz. 1853) heraus; ins Deutsche wurden sie von Hevel (Altenb. 1767) übersetzt.

Alcira, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Valencia, auf einer Insel des Xucar, über dessen beide Arme zwei schöne Steinbrücken und eine eiserne Eisenbahnbrücke führen, ist ein uralter, höchst unregelmäßig gebauter Ort mit drei Kirchen, sechs Klöstern, einem Theater und 14022 E. Es befindet sich hier eine Hauptstation der valencianischen Eisenbahn (nach Almansa) mit einem schönen, zwischen Palmen neben Reisfeldern gelegenen Bahnhof. A. blühte in der maurischen Zeit unter dem Namen Xucar, oder Algecira, oder Al-Dschestrah Schukar, d. h. die Insel Xucar. Im Juni 1823 wurde A. von den Franzosen unter Molitor gegen Ballesteros erobert.

Alcobaça, eine Stadt (Villa) in der portug. Provinz Estremadura, im District Leiria, an den Flüßchen Alcoa und Baça, hat 1700 E., eine Baumwollspinnfabrik und Tuchwebereien. Berühmt ist die dabei liegende Cistercienserabtei A., die, von Alfons I. 1147 gestiftet, die reichste des Königreichs war, nur Edelleute zu Mönchen hatte und eine kostbare Bibliothek mit werthvollen Manuscripten besaß, aber von den Franzosen 1811 geplündert und verbrannt wurde. Die prachtvolle goth. Kirche enthält die Grabmäler der Könige Alfons I., Alfons II., Sancho I., Pedro I. und der unglücklichen Geliebten des letztern, der schönen Spanierin Inez de Castro. — A. heißt auch eine kleine Seestadt in der brasilian. Provinz Espirito-Santo, 14 M. im Süden von Porto-Seguro, an der Mündung des sehr fischreichen A. oder Itanhen, an der hier öden Sandküste. Der Ort zählt 1000 E., die Mehlhandel und Fischerei treiben.

Alcoy, Stadt (Ciudad) im Innern der span. Provinz Alicante des ehemaligen Königreichs Valencia, liegt prächtig auf einem Hügel am Abhange der quellenreichen Sierra-Mariola, umgeben von einer paradiesischen Huerta (Gartengelände) und ist ein gutgebauter, blühender und gewerbreicher Ort, der 21900 E. (mit den Ortschaften der Huerta 25315 E.) zählt, auch stattliche Kirchen und Klöster besitzt. Die Stadt ist der Mittelpunkt der valencianischen Papierfabrikation. Außer 33 ältern Papiermühlen, die an dem Salto de los Aguas, einem in Cascaden von der Sierra-Mariola herabschäumenden Bache, liegen, gibt es auch mehrere Dampfpapierfabriken, welche allein das echte Cigarrenpapier liefern. Auch hat die Stadt eine große Anzahl von Walken, Tuch-, Wollstoff- und Leinwandwebereien und Färbereien sowie einige Baumwollspinnereien u. s. w. 1 St. nördlich liegt die Villa Concentágna am nordöstl. Fuße der Sierra-Mariola, ebenfalls ein gewerbreicher Ort mit 6600 E., guten Gebäuden, schönen Kirchen, einem Schlosse des Herzogs von Medinaceli und Resten röm. Mauern und Thürme.

Alcudia (Manuel de Godoy, Herzog von), mit dem Titel «Friedensfürst», geb. zu Badajoz 12. Mai 1767, kam als ein armer Edelmann, der gut sang, die Guitarre spielte und durch eine schöne hohe Gestalt sich auszeichnete, mit seinem ältern Bruder Luis Godoy nach Madrid, wo er 1787 in die Leibgarde trat. Durch eine Kammerfrau der Königin Luise Marie empfohlen, gefiel er mit seinem Gesang und Spiel nicht nur dieser, sondern auch dem schwachen Könige Karl IV. In schneller Folge wurde er 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Karl's III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von A., Major der Leibgarde, 1793 zum ersten Minister an Aranda's Stelle und Ritter des Ordens vom Goldnen Vlies, 1795 endlich, zur Belohnung seiner beim Abschluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewiesenen Sorgfalt, zum Friedensfürsten (Principe de la paz), außerdem zum Grande erster Klasse ernannt und noch überdies mit einer reichen Domaine beschenkt. Er unterzeichnete 29. Aug. 1796 zu San-Ildefonso ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Französischen Republik, vermählte sich 1797 mit Maria Theresia von Bourbon, einer in nicht ebenbürtiger Ehe erzeugten Tochter des Infanten Don Luis, eines Bruders Karl's III., legte jedoch 1798 das Ministerium nieder, ohne seinen Einfluß einzubüßen. Noch in demselben

Jahre ward er zum Generalkapitän ernannt. 1801 befehligte er die Armee gegen Portugal und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz, welcher ihm die Hälfte der von dem Prinzen von Brasilien zu zahlenden 30 Mill. Frs. einbrachte. Ein Decret vom 1. Oct. 1804 erhob ihn zum Generalissimus der span. Land- und Seemacht, und 1807 legte ihm ein anderes den Titel «Alteza» bei und ertheilte ihm eine unumschränkte Gewalt in der ganzen Monarchie. Aber plötzlich sollte er von dieser Höhe herabstürzen, wozu Ursachen von außen und innen zusammenwirkten. Vornehmlich war es das span.-franz. Bündniß, das trotz großer Opfer den Krieg mit England, den Verlust der Flotte bei Trafalgar und die Handelssperre herbeiführte, wodurch sich der Günstling den Haß des Volks wie einer Hofpartei zuzog, an deren Spitze der Thronfolger, der Prinz von Asturien, selbst stand. A. faßte darum den Entschluß, sich des Verhältnisses zu Frankreich zu entledigen, begann bedeutende Rüstungen und trat in geheime Unterhandlungen mit Portugal. Wiewol er Krieg gegen die Raubstaaten als Zweck der Rüstungen angab, durchschaute ihn doch Napoleon, dem die ersten Nachrichten davon während des Feldzugs von 1806 in Deutschland zukamen, sofort, und die Entthronung der Bourbonen in Spanien ward eine beschlossene Sache. Inzwischen steigerte sich noch der Volkshaß gegen den Günstling infolge des Processes, der auf sein Anstiften gegen den Prinzen von Asturien (s. Ferdinand VII.) geführt wurde. Zu spät sah A. den Abgrund unter seinen Füßen sich öffnen. Seinen Plan, mit der königl. Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufstand von Aranjuez 18. März 1808. Nur das Versprechen des Königs, daß Gericht über ihn gehalten werden solle, und seine Verhaftung retteten ihm das Leben. Seinen Proceß verhinderten indeß die Ereignisse in Bayonne. Napoleon, der A.'s Einfluß auf Karl IV. kannte, bewirkte seine Befreiung und rief ihn nach Bayonne, wo er nun die Triebfeder zur Verzichtleistung des Königs auf sein und seiner Familie Thronrecht wurde. Mit dem König und der Königin, die ihm ihre Gunst bis an ihr Ende bewahrten, wandte er sich sodann nach Frankreich, von da später nach Rom, wo er von dem Papst den Titel eines Fürsten von Posserano erhielt. Seine bedeutenden Besitzungen und Schätze in Spanien wurden eingezogen. Nach dem Tode seiner Gemahlin, welche 1828 in Paris starb, erklärte er seine Vermählung mit Josepha Todo, der Tochter eines Offiziers, die er zur Gräfin von Castello Fiel erhoben hatte und schon 1796 im geheimen geheirathet haben soll. Nach der Julirevolution von 1830 ging er nach Paris und lebte hier von einem geringen Gnadengehalt Ludwig Philipp's in Dürftigkeit. 1847 erhielt er seine Besitzungen und Titel größtentheils zurück, auch wurde ihm und seinen Angehörigen die Heimkehr nach Spanien gestattet, wovon er indeß keinen Gebrauch machte. Er starb 7. Oct. 1851. A. selbst schrieb: «Mémoires du Prince de la Paix, Don Manuel Godoï, duc de l'A.» (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch, 4 Bde., Lpz. 1836—38). Seine Tochter aus erster Ehe, Donna Carlota de Godoy y Bourbon, geb. 1800, vermählte sich 1820 mit dem neapol. Fürsten Camillo Ruspoli; ihr ältester Sohn Don Adolfo Ruspoli (geb. 28. Dec. 1822) führt gegenwärtig den Titel eines Herzogs von A.

Alcuinus (Alkuin), durch Geist, Kenntnisse und Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit der bedeutendste Gelehrte des 8. Jahrh., der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Karl's d. Gr., stammte aus einem edeln angelsächs. Geschlechte und wurde um 735 zu York in England geboren. Schon als Kind für den geistlichen Stand bestimmt, erhielt er den Unterricht im Kloster, namentlich wandte ihm der Erzbischof Egbert selbst eine besondere Aufmerksamkeit zu. Dessen Nachfolger Aelbert, der gleiche Sorge für die Ausbildung A.'s getragen zu haben scheint, nahm ihn auf einer Reise nach dem Continente mit und übertrug ihm erst ein Lehramt, später die Leitung der Schule zu York. Auf seiner Rückreise von Rom, wo er für Eanbert, den Nachfolger Aelbert's, das Pallium geholt hatte, lernte ihn Karl d. Gr. in Parma kennen, der ihn einlud, an seinen Hof zu kommen. A. nahm diesen Ruf an und kam 782 mit einigen seiner Schüler nach dem Frankenreiche. Hier trat er in nächsten persönlichen Verkehr mit dem Herrscher, auf den er großen Einfluß übte, und wußte eine neue wissenschaftliche Thätigkeit anzuregen. Vorzugsweise aber wurde er von Karl d. Gr. bei den Veranstaltungen zur Cultur des weiten Reichs verwendet. In dem sich bildenden Gelehrtenvereine an Karl's Hofe führte A. den Namen Flaccus Albinus. Karl ließ durch ihn bei Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hochschule (schola palatina) errichtet wurde. Auch unterstellte er seiner Aufsicht verschiedene Klöster, um in denselben für die Pflege und Verbreitung der Wissenschaften zu sorgen. Die meisten Schulen im Frankenreiche wurden durch A. theils gestiftet, theils verbessert. So gründete er unter anderm auch die Schule in der Abtei St.-Martin zu Tours 796, für die er die zu York zum Muster nahm, und in der er auch selbst Unterricht

ertheilte, nachdem er 801 vom Hofe seine Entlassung genommen. Von Tours aus wechselte er mit Karl d. Gr. häufig Briefe. A. starb 19. Mai 804. Außer vielen theol. Werken, unter denen «De fide sanctae et individuae Trinitatis» und «De ratione animae» die bedeutendsten sind, hinterließ er mehrere für den Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, Mathematik, Rhetorik und Grammatik bestimmte Schriften sowie auch Gedichte und eine große Anzahl Briefe. Letztere verrathen zwar den ungebildeten Geist des Zeitalters, aber sie lassen doch im Verfasser den gebildetsten Mann seiner Zeit erkennen. A. verstand das Griechische, Lateinische und Hebräische. Unter seinen Schülern, die nachmals zur Verbreitung der Gelehrsamkeit in der fränk. Monarchie beitrugen, sind besonders hervorzuheben Hrabanus Maurus und Haymo, der nachmalige Bischof von Halberstadt. Die beste Ausgabe der Werke A.'s hat Froben (2 Bde., Regensb. 1777) geliefert. Vgl. Lorentz, «A.'s Leben» (Halle 1829); Kaulich, «Geschichte der scholastischen Philosophie» (Bd. 1, Prag 1863).

Aldea heißt in Spanien, Portugal und Brasilien soviel wie eine offene Gemeinde, etwa dem deutschen Weiler oder Dorf entsprechend. Manche derselben sind im Laufe der Zeit zu Flecken und Städten emporgewachsen. — Insbesondere bekannt ist A. Gallega oder A. Gallega de Riba Tejo, eine Stadt (Villa) in Portugal, südlich an der Mündungsbai des Tejo, östlich Lissabon gegenüber auf einem Hügel gelegen, der eine prachtvolle Aussicht auf die Bai darbietet; der Ort zählt 4500 E., die meist Seeleute und Fischer sind, hat einen Hafen, von dem aus bedeutender Verkehr mit Lissabon besteht, und der auch als Ausgangspunkt der nach Spanien führenden Heerstraße ein sehr belebter Transitoort ist.

Aldebaran, ein schöner röthlicher Stern im Stier, dessen Auge er bildet; Hauptstern in der Gruppe der Hyaden (Regensterne). Er ist einer der drei Fixsterne, welche Halley zuerst auf die Vermuthung brachten, daß auch bei den Fixsternen wahre eigene Bewegungen stattfinden. Indem er nämlich Hipparch's 150 J. v. Chr. gemachten Bestimmungen des Aldebaranortes mit den seinigen verglich, ergaben sich Unterschiede, die Halley für zu groß hielt, um den alten Beobachtungen als Fehler aufgebürdet werden zu können. Die Folgezeit hat diese Idee Halley's glänzend bestätigt. Die ziemlich gut übereinstimmende Eigenbewegung der übrigen Hyadensterne zeigt sich von der des A. so gänzlich verschieden, daß man annehmen muß, A. gehöre blos optisch für unsern Standpunkt, nicht aber physisch zur Hyadengruppe. Mehrfach ist beobachtet worden, daß A., wenn er vom Monde bedeckt wird, nicht sofort verschwindet, sondern 1—1½ Secunde auf dem Mondrande gleichsam kleben bleibt und dann plötzlich erlischt. Bei keinem andern Sterne hat man Aehnliches wahrgenommen; wahrscheinlich liegt die Ursache in einer durch seinen rothen Glanz bewirkten eigenthümlichen Irradiation.

Aldegonde (Philipp van Marnix, Herr von Mont-Ste.-), einer der gelehrtesten und gebildetsten Männer des 16. Jahrh., stammte aus altem savoyischen Adel und wurde zu Brüssel 1538 geboren. Er studirte in Genf unter Calvin und trat dann in niederl. Kriegsdienste. Ein tapferer Krieger, war er zugleich auch Dichter von Kraft und Phantasie, trefflicher Prosaist und ausgezeichneter Redner und Diplomat, auf dessen Gewandtheit sich Wilhelm von Oranien verlassen konnte. Die classischen wie die neuern Sprachen kannte er gründlich und sprach sie mit Leichtigkeit, während er sich zugleich als hervorragender polemischer Theolog bewies. Ungeachtet er eifrig die bürgerliche Freiheit verfocht und die Inquisition leidenschaftlich haßte, verwarf er doch, gemäß dem Geiste seines Lehrers Calvin, den Grundsatz der völligen Gewissensfreiheit. Der Aufstand der Niederländer 1565 fand an A. die thätigste Förderung und Unterstützung. Allgemein gilt er als der Verfasser der sogenannten Compromißacte, welche, die Glaubens- und Cultusfreiheit der Niederländer wahrend, besonders gegen die Einführung der Inquisition gerichtet war. Diese Acte, unterzeichnet von den angesehensten Männern, wurde der Statthalterin Margarethe von Parma 5. April 1566 von 400 Edelleuten überreicht, aber von ihr verworfen. Nachdem Alba 1567 gelandet, floh A. mit den Anhängern des Prinzen Wilhelm von Oranien nach Deutschland. Mit letzterm kehrte er 1572 nach den Niederlanden zurück. In demselben Jahre sendete ihn der Prinz zu der ersten Ständeversammlung in Dordrecht; dann war er Militärcommandant von mehrern Plätzen. Bei der Einnahme von Maaslandssluys fiel er 1573 in span. Gefangenschaft, kam aber 1574 wieder in Freiheit. Hierauf leitete er als Bevollmächtigter die Unterhandlungen der Republik mit den Höfen zu Paris, London und 1578 auf dem Reichstage zu Worms. Er war sehr thätig bei der Begründung der Universität zu Leyden sowie 1576 beim Abschlusse des Genter Vertrags, wo sich die Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands anschlossen. 1584 wurde er Bürgermeister von Antwerpen, das er 13 Monate lang gegen den Prinzen von Parma vertheidigte, 1585 aber

an die Spanier übergab. Die Mishelligkeiten, in die er deshalb sich verwickelt sah, veranlaßten ihn, von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzutreten, und erst 1590 ging er wieder als Gesandter nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er die Psalmen ins Vlämische übersetzte und 15. Dec. 1598 starb. Den Auftrag der Generalstaaten, die ganze Bibel zu übertragen, konnte er nicht mehr ausführen. Vgl. Broes, «F. van Marnix, heer van Saint-A., bijzonder aan de Hand van Willem I.» (2 Bde., Amsterd. 1838—40); Juste, «Vie de Marnix de St.-A.» (Brüssel 1858); Lacroix und van Meenen, «Notices biographiques et bibliographiques sur Phil. de Marnix» (Brüssel 1858). Lacroix hat auch A.'s «Oeuvres» (Brüssel 1859) herausgegeben.

Aldegrever (Heinr.) oder Aldegraf, auch Albert von Westfalen genannt, deutscher Maler und Kupferstecher, geb. 1502 in Paderborn (nicht zu Soest), mußte wegen Theilnahme an den reformatorischen Bewegungen seiner Zeit seine Vaterstadt verlassen und begab sich nach dem damals blühenden Soest. Er hatte sich in Dürer's Schule zu Nürnberg gebildet und schließt sich in seinen Werken dem Stile dieses Meisters mit ziemlicher Entschiedenheit an. Seine Gemälde sind sehr selten. Die Bilder in den Galerien zu Wien, München und Berlin, die als Arbeiten A.'s angegeben werden, sind apokryph, mit Ausnahme eines Porträts im Berliner Museum. Seine Kupferstiche sind mit großer Sorgfalt und Tüchtigkeit ausgeführt. In letzterer Beziehung behauptete er eine der ersten Stellen unter den sogenannten kleinen Meistern, d. h. den alten deutschen Künstlern, welche kleine Kupferstiche mit Fleiß und Feinheit ausführten. A.'s Tod fällt zwischen 1556—60. In der letzten Zeit seines Lebens scheint er wenig gemalt, sondern sich hauptsächlich mit Kupferstich und Goldschmiedearbeiten beschäftigt zu haben.

Aldehyd ist ein am leichtesten aus Alkohol (Weingeist) darstellbarer Stoff, der wie dieser aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht, aber weniger Wasserstoff als der Alkohol enthält, wie auch die Bildung seines Namens (abgekürzt aus Alkohol dehydrogenisatus) anzeigt. Wenn man eine Weingeistlampe so weit ausbrennen läßt, daß die Flamme verlischt und der Docht zu verglühen anfängt, so steigt ein eigenthümlich stechend riechender Dampf von dem glimmenden Dochte auf: es ist dies Aldehyddampf. Der A. wird hier durch die unvollständige Verbrennung des in dem noch feuchten Dochte vorhandenen Weingeistes an dem glimmenden Theile des Dochtes erzeugt. Am einfachsten bereitet man ihn durch Destillation von verdünntem Weingeist mit Braunstein und Schwefelsäure. Der A. bildet dann eine wasserhelle, leichtbewegliche, erstickend riechende Flüssigkeit, die sich leicht in Wasser, Weingeist und Aether löst und mit Ammoniak eine krystallisirende Verbindung, das Aldehydammoniak gibt. Nun hat man aber nicht blos eine Art Alkohol, sondern eine ganze Gruppe von Verbindungen, die Alkohole genannt werden, weil sie eine gewisse Homologie in der Zusammensetzung zeigen. So gibt es den gewöhnlichen Weingeist oder Anthylalkohol, dann das Fuselöl oder den Amylalkohol, ferner den Methyl-, Propyl-, Butylalkohol u. s. w. Aus diesen verschiedenen Alkoholen erhält man auch verschiedene Aldehyde. Der aus dem gewöhnlichen Weingeiste gewonnene A. heißt Acetaldehyd, der aus dem Amylalkohol erhaltene Valeraldehyd u. s. w. Auch das Bittermandelöl wird unter dem Namen Benzaldehyd zu den Aldehyden gerechnet. Die Aldehyde scheiden das Silber aus seinen Auflösungen aus. Man hat daher das gewöhnliche oder Acetaldehyd technisch zur Versilberung von Glas und zur Herstellung von Silberspiegeln verwendet. Wenn man z. B. die wässerige Lösung des A. mit salpetersaurem Silberoxyd und wenig Ammoniak erwärmt, so überzieht sich die Wand des Gefäßes oder eine auf die Oberfläche der Flüssigkeit gehaltene Glasplatte mit einem glänzenden Silberspiegel.

Aldenhoven, Marktflecken im Kreise Jülich, im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, am Märzbache, 3/4 M. von Jülich und der Roer gelegen, hat 1300 E. und ist geschichtlich bekannt durch die Kämpfe, die hier in den Feldzügen von 1793 und 1794 zwischen Oesterreichern und Franzosen stattfanden. — Die Oesterreicher hatten nach der Schlacht von Jemappes (6. Nov. 1792) Belgien, Luxemburg und Mastricht räumen und sich hinter die Roer zurückziehen müssen, und Dumouriez bedrohte nun Holland mit einem Einfall. Um diesen zu hindern, zog der Prinz von Koburg sein aus 50000 Mann Oesterreichern bestehendes Heer hinter der Roer zusammen und überschritt 1. März 1793 diesen Fluß bei Düren und Jülich. Während ein Theil der Oesterreicher unter dem Prinzen von Würtemberg den hinter Eschweiler verschanzten Feind vorwärts Aachen umging, griffen Clairfait, der Prinz von Koburg, der Erzherzog Karl und der General Latour die Schanzen in der Front an. Die überraschten Franzosen zogen sich in Unordnung bis nach Lüttich zurück. An den folgenden Tagen wurden Aachen und Lüttich genommen, Mastricht entsetzt, und Dumouriez mußte seine Absicht

auf Holland aufgeben. — Nachdem Clairfait im Feldzuge von 1794 an des Prinzen von Koburg Statt, während des Vordringens der Franzosen in den Niederlanden, den Oberbefehl über das 70000 Mann starke österr. Heer übernommen, faßte er mit diesem Stellung an der Maas. Infolge des Maasübergangs der Franzosen unter Jourdan 18. Sept. räumte jedoch Clairfait jene Stellung und nahm eine andere an der Roer, mit vorgeschobenem Centrum bei A. Jourdan griff diese Stellung 2. Oct. mit 85000 Mann an, und es kam auf einer Ausdehnung von mehr als 5 M. zu einer Reihe von Einzelgefechten, die als Schlacht von A. bezeichnet werden. Die Franzosen waren siegreich, weil Clairfait seine Kräfte zu sehr zersplittert hatte.

Alderman, im Angelsächsischen Aldorman, Ealdorman, d. i. Aeltester, bezeichnete einen Adelsgrad, sodann aber auch ein obrigkeitliches Amt. Den Namen A. führten in der angelsächs. Verfassung die Vorsteher einer jeden Genossenschaft, besonders die Oberbeamten der Kreise oder Grafschaften (Shires) sowie die Aeltesten (Senatores) des ganzen Reichs, die in den Volksversammlungen (Witena-gemot) stimmten und in Kriegszeiten an der Spitze der Kriegsvölker ihrer Grafschaften standen. Anfänglich wurden sie von den Königen ernannt, später von den Freigutsbesitzern erwählt. Nach der dän. Eroberung wurde dieser Name durch die dän. Jarls (Earls) verdrängt. — In England und zum Theil auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden jetzt die Municipalpersonen in den Städten Aldermen genannt, welche zusammen den Stadtrath bilden, und an deren Spitze der Mayor (in London, York und Dublin Lord-Mayor genannt) steht. Letzterer wird aus den Aldermen auf ein Jahr gewählt, während diese selbst die Wahlberechtigten jedes Stadtviertels (ward) wählen. Das Amt der Aldermen besteht hauptsächlich in der polizeilichen Oberaufsicht über den District, den sie im Rathe repräsentiren. Die drei ältesten unter ihnen und die, welche die Würde eines Mayor bereits bekleidet haben, sind zugleich Friedensrichter.

Alderney, franz. Aurigny (Riduna), die nördlichste der zu Großbritannien gehörigen Normannischen Inseln (s. d.), 3 M. westnordwestlich von Cherbourg gelegen, ist kaum ¼ Q.-M. groß, zählt aber 4933 E. Sie ist von Felsen und Klippen umgeben, von welchen namentlich die im Westen gelegenen Casketts (franz. Les Casquets) gefährlich sind. Auch der Kanal zwischen A. und dem franz. Cap-la-Hague, the Race of A. (franz. le Ras d'Aurigny) genannt, ist wegen der Stärke und Schnelligkeit seiner Flut verrufen. Trotz des zum Theil felsigen Bodens erzeugt das Eiland den Bedarf seiner Bewohner. Die guten Weiden ernähren die berühmte Rasse der Alderneykühe. Dieselben sind sehr klein, gelb oder lichtbraun von Farbe, am Vorderkopf und an den Beinen weißgestreift, haben gekrümmte Hörner und liefern vortreffliche Milch, die viel Butter und Käse ergibt. Außer der Viehzucht bilden Ackerbau, Fischerei und Strumpfwirkerei die überwiegenden Erwerbszweige. Das Städtchen A. mit seinem auf der Südseite gelegenen, nicht guten, aber durch ein Fort geschützten Hafen enthält den größten Theil der Bevölkerung.

Aldershott, ein Kirchspiel in der engl. Grafschaft Hants, den nordöstl. Theil derselben nach den Grenzen der Grafschaften Surrey und Berks umfassend, ist in neuester Zeit vielfach genannt wegen des großen stehenden Lagers, dessen Errichtung hier infolge des orient. Kriegs 1854 beschlossen und das im April 1855 bezogen ward, um das Militär aller Waffengattungen für den Felddienst einzuüben und vorzubereiten. Das Lager befindet sich auf einer für den Anbau untauglichen, ausgedehnten Heidefläche (Aldershott Heath), die 7063 Acres umfaßt und von der Regierung für 130000 Pfd. St. angekauft worden ist. Anfänglich bestand das Lager aus leichten hölzernen Hütten, die jedoch allmählich in gemauerte Baracken verwandelt worden sind. Gewöhnlich campiren hier 4—5000 Mann; zur Zeit der großen Revuen (field-days) werden jedoch zu A. 15—18000 Mann zusammengezogen. In der Nähe des Standlagers hat sich seit 1855 eine ganz neue Stadt gebildet, die 3 M. östlich von Basingstoke liegt und 1860 bereits 16720 E. (einschließlich des Kirchspiels und des Lagers) zählte. Durch den Basingstokekanal wird die Lagerfläche in ein North- und ein South-Camp geschieden. In neuester Zeit hat die Regierung auch beträchtliche Waldstrecken in der Nähe erworben.

Aldinen nennt man die Drucke, welche aus den Officinen der Buchdruckerfamilie Manutius (s. d.), besonders des Aldus Manutius, hervorgegangen sind. Durch innern Werth wie durch äußere Ausstattung sich gleichmäßig empfehlend, haben sie sowol die Achtung der Gelehrten als die Aufmerksamkeit der sammelnden Bücherfreunde sich erworben. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben (editiones principes) griech. und röm. Classiker; andere enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text neuerer classischer Schriftsteller, z. B. Petrarca's, Dante's, Boccaccio's u. a. Alle zeichnen sich in der Regel durch besondere Correctheit des Druckes

aus; doch stehen die griechischen den lateinischen und italienischen etwas nach. Zugleich machen namentlich die Drucke von Aldus dem Vater in mehrfacher Hinsicht Epoche in der Geschichte der Buchdruckerkunst, indem sich derselbe großes Verdienst um die Verschönerung der Typenarten erwarb. Von griech. Typen, mit welchen vor ihm noch niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9, von den lateinischen 14 Arten fertigen. Er, oder vielmehr der Stempelschneider Francesco aus Bologna, ist der Vater der ital. Cursivtype, deren er sich zu seiner Sammlung von Handausgaben älterer und neuerer Classiker in Octav (zuerst im Virgil, 1501) bediente. Selbst von hebr. Schriften besaß er drei verschiedene Arten. Holzschnitte haben seine Octavausgaben nicht; auch sonst sind sie selten bei ihm, nur die «Hypnerotomachia Poliphili» (1499) macht davon eine bewundernswürdige Ausnahme. Seine Pergamentdrucke sind unübertrefflich schön. Er war auch der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog, so zuerst bei den «Epistolae graecae» (1499). Außerdem lieferte er seit 1501 in der Ausgabe des Philostratus einzelne Exemplare auf Großpapier und 1514 die ersten Drucke auf blauem Papier. Nicht leicht hat jemand mit gleichem Eifer, gleicher Aufopferung, Geschmack und Kenntniß die Literatur, besonders die classische, gefördert. Nach seinem Tode, 1515, hatte die Druckerei an seinem Schwiegervater, Andreas Asulanus, einen Vorstand, der ihn zu ersetzen wußte. Des Aldus Sohn, Paul, besaß denselben Enthusiasmus für die röm. wie sein Vater für die griech. Classiker. Mit dem Enkel Aldus, der zu Rom 1597 starb, hörte die Officin, die zuletzt ihren alten Vorrang unter den ital. Nebenbuhlern nicht mehr behaupten konnte, auf, nachdem sie während ihrer einhundertjährigen Dauer 908 Drucke geliefert hatte. Das Zeichen derselben ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Da die Drucke dieser Officin, vorzüglich aus der ältern Periode, schon seit früher Zeit mit Eifer gesucht wurden, so fanden die lyoner Drucker und die Giunti zu Florenz seit 1502 ihren Vortheil durch trügerische und schlechte Nachdrucke. Häufig wurden noch zu Anfange des 19. Jahrh. die A. gesammelt; allein gegenwärtig hat sich die Aldomanie, namentlich unter den Deutschen, sehr verloren. Besonders selten sind die «Horae b. Mariae virginis» von 1497, der Virgil von 1501 und die «Rhetores graeci», der höchst seltenen Drucke aus den J. 1494—97 nicht zu gedenken. Vgl. Renouard, «Annales de l'imprimerie des Aldes» (3. Aufl., Par. 1834). Ein Verzeichniß aller echten A. lieferte Ebert im Anhange zum ersten Bande seines «Bibliographischen Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1821—27).

Aldini (Antonio), ital. Minister während der Napoleonischen Herrschaft, geb. 1756 zu Bologna, war daselbst ausgezeichneter Advocat und Professor der Rechte. Als der Papst 1797 im Frieden von Tolentino auch Bologna an die Cisalpinische Republik abtreten mußte, schickten ihn seine Mitbürger als Gesandten nach Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er Präsident im Rathe der Alten der Cisalpinischen Republik, und einige Zeit darauf Mitglied der Regierungscommission dieses Staats. 1801 berief ihn Bonaparte in die Consulta, die sich zu Lyon versammelte, und ernannte ihn dann zum Präsidenten des Staatsraths der Republik Italien. Da er sich jedoch mit Melzi, dem Vicepräsidenten der Republik, nicht vertrug, mußte er wieder zurücktreten. Als nach der Errichtung des Kaiserreichs auch die Italienische Republik in ein Königreich umgewandelt wurde, zog Napoleon den vernachlässigten A. wieder an sich, ernannte ihn zum Minister des neuen Königreichs und überhäufte ihn mit Ehren. A. blieb nun in der Gunst und um die Person Napoleon's bis zu dessen Sturz. Nach der Restauration zog er sich nach Mailand zurück, wo er auch das Vertrauen der österr. Regierung gewann. Er starb zu Pavia 5. Oct. 1826. Napoleon erinnerte sich seiner stets mit Achtung und schickte ihm durch Antommarchi seinen Abschiedsgruß.

Aldobrandini, eine berühmte adeliche Familie aus Florenz, welche durch Papst Clemens VIII., der ihr selbst angehörte, in den Fürstenstand erhoben wurde. — **A.** (Salvestro), einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, geb. 24. Nov. 1499 zu Florenz, führte zu Pisa das Lehramt der Institutionen. Als die durch einen republikanischen Aufstand aus Florenz vertriebenen Mediceer mit Hülfe Karl's V. wieder dahin zurückkehrten, konnte A., als der heftigste Gegner des Herzogs Alessandro, nur mit Mühe der über ihn verhängten Todesstrafe entgehen, die in Verbannung verwandelt wurde. Er wandte sich zunächst nach Rom, dann nach Neapel, wurde 1536 Podesta in Fano, 1537 zu Bologna Richter, Vicelegat und Viceregent. Als er seine Hoffnung, nach Florenz zurückzukehren, vereitelt sah, ging er 1538 nach Ferrara, von wo ihn Papst Paul III. als Advocat des Fiscus und der apostolischen Kammer nach Rom berief. Hier starb er 6. Juni 1558. Seine jurist. Werke wurden zum

Theil mehrfach aufgelegt und von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt. Er war mit Cesa Deti, einer Tante des nachherigen Cardinals Deti, verheirathet, die ihm fünf Söhne gebar. Der älteste, Giovanni A., war Auditor rotae, Bischof von Imola und seit 1570 Cardinal; auch ist er als jurist. Schriftsteller bekannt. Dasselbe gilt von seinem Bruder Pietro A., der dem Vater in der Würde eines Advocaten der apostolischen Kammer folgte. Dessen Sohn, Pietro A., geb. zu Rom 1571, erhielt schon in seinem 22. Jahre, unter dem Pontificat seines Oheims, den Cardinalshut, vermittelte als Legat in Frankreich 1601 den Lyoner Frieden zwischen Frankreich und Savoyen, und leitete während der Regierung seines Oheims fast allein die Angelegenheiten des Kirchenstaats. Unter Paul V. übernahm er 1604 das Erzbisthum von Ravenna, und starb in Rom 10. Febr. 1621. Er war ein großer Freund und Beförderer der Wissenschaften und verfaßte selbst die «Apophthegmata de perfecto principe» (Par. 1600; Frankf. 1603). Am höchsten stieg Ippolito A., der jüngste Sohn Salvestro's, geb. zu Fano 1536, gest. 1605, welcher 1592 als Clemens VIII. (s. d.) den päpstl. Stuhl einnahm. Sein Bruder, der vierte Sohn Salvestro's, Tommaso A., der sehr jung als Secretär des Papstes Paul V. starb, hat sich durch seine mit Anmerkungen versehene lat. Uebersetzung des Diogenes Laërtius, die sein Neffe Pietro A. mit dem griech. Originaltexte (Rom 1594) herausgab, ein Verdienst erworben. Ein Neffe desselben, Francesco A., geb. 1546, von seinem Oheim Clemens VIII. in den Fürstenstand erhoben, war päpstl. General, Castellan der Engelsburg und Kapitän der päpstl. Garde. Er wurde zweimal nach Ungarn geschickt, um dem Kaiser gegen die Türken beizustehen (1594 und 1601), und starb auf dem zweiten Zuge zu Warasdin. Zur Gemahlin hatte er Olympia, eine Schwester des erwähnten Cardinals Pietro A. Sein ältester Sohn, Salvestro A., erhielt schon in seinem 14. Jahre die Cardinalswürde, und dessen Schwester, Margherita, wurde Gemahlin des Herzogs von Parma. Die Familie, welche außerdem noch mehrere Cardinäle und hohe Würdenträger unter ihren Mitgliedern zählt, erlosch 1681 mit Ottavia, einer Tochter des Giovanni Georgio A., Fürsten von Rossano. Die Güter des Hauses kamen an die Borghese und Pamfili.

Aldobrandinische Hochzeit, ein altes, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus stammendes Wandgemälde, das in der Nähe von Sta.-Maria-Maggiore zu Rom, in den ehemaligen Gärten des Mäcenas 1606 gefunden ward. Zuerst Besitzthum des Fürsten Aldobrandini, erhielt es von diesem den Namen. Nach zwei Jahrhunderten kam es durch Erbschaft in Besitz der Familie Borghese, die es verkaufen ließ. Jetzt befindet es sich im Vatican. Die Darstellung umfaßt zehn Personen und ist reliefartig in drei Gruppen getheilt. In der Mitte das Brautgemach. Die Braut sitzt entschleiert und halb entkleidet auf dem reichen Lager, umgeben von einer liebevoll zuredenden mütterlichen Freundin und von der Brautjungfer, die sich bereitet, die Braut mit heiligem Oele zu salben. Links in einem hintern Gemache Frauen, die das gebräuchliche Fußbad rüsten; rechts, dicht vor dem Brautgemache, auf einer Estrade der harrende Bräutigam. Winkelmann hat diese Darstellung auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis, Biondi auf die des Manlius und der Julia gedeutet. O. Müller hält die der Braut zuredende Figur für Aphrodite und die Brautjungfer für Charis; Böttiger hat dem Gemälde sogar eine allegorisch-mythische Bedeutung untergeschoben. Jedenfalls ist es ein Bild, welches wir heutzutage als «historisches Genre» bezeichnen würden, rein menschlich, ohne mythische Unterlage, eine Hochzeitsfeier. Die keusche Reinheit, mit der dieser Gegenstand behandelt ist, gibt Zeugniß für die tiefe Sittlichkeit, mit der die Alten solche verfängliche Scenen behandelten. Auf dem berliner Museum befindet sich eine gelungene Nachahmung.

Aldridge (Ira), ein als Schauspieler bekannter Neger, wurde um 1810 zu Bellair unweit Baltimore geboren. Daß er Sklave gewesen, wird von ihm selbst in Abrede gestellt; doch wurde er frühzeitig zu einem Schiffszimmermann in die Lehre gethan und wuchs ohne andern Unterricht auf, als den er sich selbst zu geben wußte. Als 1826 der berühmte Edmund Kean nach Amerika kam, bot sich ihm A. zum Diener an und faßte durch sein Beispiel eine Neigung für das Theater. Er begleitete seinen Herrn nach England, wo er seine dramatischen Studien fortsetzte, und trat bei seiner Rückkehr nach Amerika zum ersten mal in Baltimore auf, wurde jedoch vom Publikum ziemlich unfreundlich empfangen. Er ging daher wieder nach England, debutirte nicht ganz ohne Glück in einem der kleinern Theater Londons und spielte dann mit Erfolg in der Provinz. In Belfast erschien er im «Othello» neben Kean, der den Jago gab; außerdem waren seine Hauptrollen Shylock, Zanga in Young's «Revenge», Rolla im Kotzebue-Sheridan'schen «Pizarro» u. a., die seiner Farbe entsprachen. 1852 unternahm er mit einer von ihm geleiteten engl. Schauspielergesellschaft eine Reise nach dem Continent,

besuchte Amsterdam, Brüssel, Hamburg, Berlin, Wien, Pesth, Danzig, Königsberg, und wurde überall mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verlieh ihm die goldene Kunstmedaille, und auch von andern deutschen Herrschern wurden ihm Auszeichnungen zutheil. In London, wo er 1857 eine Anstellung beim Covent-Garden-Theater erhielt, blieb hingegen sein Auftreten ohne nachhaltige Wirkung. Er wandte sich daher wieder nach dem Continent, war 1858 und 1859 in Petersburg und Moskau, wo er stürmischen Enthusiasmus erregte, und bereiste dann nochmals Deutschland, Polen und Ungarn. Ueber die künstlerischen Leistungen A.'s sind die Meinungen sehr weit auseinandergegangen. Während man von der einen Seite an ihm ursprüngliche Kraft, ein ungewöhnliches Talent für die Darstellung der höchsten menschlichen Leidenschaften rühmte, das selbst im stärksten Affect die Selbstbeherrschung nicht verliert, seine Mittel nie überbietet oder erschöpft, brach man andererseits über ihn als einen reinen Naturalisten den Stab und protestirte im Namen der Aesthetik gegen das Eindringen afrik. Barbarei. Eine seltene Versatilität, die sich neben Gestalten wie Othello, Shylock, Richard III. in Charakteren wie der des Mungo im «Padlock», dieser Verkörperung eines durch jahrhundertelange Unterdrückung verdummten und zum Thier herabgewürdigten Volksstamms, bekundet, dürfte ihm jedenfalls nicht abzusprechen sein.

Aldringer oder Altringer, auch Aldringen (Joh., Graf), kaiserl. General im Dreißigjährigen Kriege, zu Diedenhofen im Luxemburgischen um 1590 in niedrigen Verhältnissen geboren, soll erst Diener eines Edelmanns zu Paris, dann Secretär bei einem Obersten, endlich Beamter des Bischofs von Trient gewesen sein. Aus dieser Stellung verdrängt, trat er ins kaiserl. Heer, wo er sich durch Tapferkeit, Gewandtheit des Geistes und Fertigkeit in schriftlichen Arbeiten bald emporarbeitete. Schon 1622 war er während der Belagerung Heidelbergs durch Tilly Oberst. Dann befehligte er 1626 einige zu Dessau stehende Regimenter, mit welchen er vom 1. bis 24. April den dortigen Brückenkopf gegen Graf Ernst von Mansfeld bis zur Ankunft Wallenstein's mit Erfolg vertheidigte. Dafür von Kaiser Ferdinand 1627 mit der Reichsfreiherrnwürde belohnt, erhielt er 1628 den Auftrag, als Commissar Mecklenburg für Wallenstein, dessen besonderer Gunst er sich erfreute, in Besitz zu nehmen. Nach dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark (1629) wurde er von letzterm mit wichtigen Aufträgen an den Kaiser, und von diesem als Generalmajor unter Colalto mit einigen Regimentern nach der Lombardei gesendet, wo er an der Eroberung von Mantua (18. Juli 1630) theilnahm und sich hier die Schätze und Gemälde des Herzogs zueignete. Die Landung der Schweden und deren Fortschritte in Deutschland führten auch A., seit dem Frieden von Chierasco (1631) Feldzeugmeister und Graf, dorthin zurück. Während der Schlacht bei Breitenfeld stand er in Würtemberg, welches er unterwarf, vereinigte sich aber nachher in Hessen mit Tilly. Als dieser im April 1632 die Schweden am Uebergange über den Lech verhindern wollte, wurde A. fast zu gleicher Zeit mit Tilly schwer verwundet. Nach des letztern Tode (30. April) erhielt er den Oberbefehl über das liguistische Heer, welches er bald nachher dem Wallenstein bei Eger zuführte, mit dem er gemeinschaftlich Nürnberg einschloß. Bei dem Sturme Gustav Adolf's auf das kaiserl. Lager 22. Aug. befehligte A. mit großer Umsicht auf den schwierigsten Punkten. An der Schlacht bei Lützen (6. Nov. 1632) hatte er keinen Theil, da er bei der Trennung des bair. vom kaiserl. Heere den Oberbefehl über das erstere erhalten hatte. In Baiern und Schwaben operirte er, vereinigt mit dem aus Italien herbeigeführten span. Heere des Herzogs von Feria, vielfach gegen Horn und Bernhard von Weimar, ohne jedoch einen wesentlichen Vortheil zu erringen. Jedenfalls lag die Ursache davon in den widersprechenden Befehlen, welche er einerseits vom Kaiser, andererseits von dem übermüthigen Wallenstein erhielt. Gegen die Annahme, daß er geheimen Instructionen des letztern gefolgt, spricht der Umstand, daß er, den Absichten desselben mistrauend, in dem verhängnißvollen Kriegsrathe von Pilsen 12. Jan. 1634 nicht erschien. 1634 entwickelte er desto erfolgreicher sein strategisches Talent bei der Vertreibung der Schweden von der Mitteldonau und aus der Oberpfalz, wurde aber im Kampfe um Landshut 12. Juli 1634 beim Uebergange über die Isar, man weiß nicht ob von Feindes oder Freundes Hand, erschossen. Tapferkeit, Ausdauer und Entschlossenheit verband er mit Klugheit und Gewandtheit in diplomatischen Geschäften. Dabei zeigte er jedoch eine Habsucht und Härte, die ihn bei den Bewohnern des Kriegsschauplatzes verhaßt gemacht hat. Von seiner Gemahlin hatte er keine Kinder. Seine großen Reichthümer, welche durch Verleihungen aus den confiscirten Gütern Kinski's noch angewachsen waren, erbte seine Schwester, die sich mit einem Grafen Clary vermählte, und deren Nachkommen 1635 von Kaiser Ferdinand II. gestattet wurde, den Namen Clary-Aldringen zu führen.

Ale (spr. Ehl), ein in England und Schottland gebräuchliches, hellfarbiges, starkes Bier, welches aus blassem Gerstenmalz gebraut und mit besonderer Sorgfalt gehopft wird. Es zeichnet sich durch große Haltbarkeit aus (sodaß es selbst nach Ostindien versandt wird — India Pale-Ale), kommt übrigens in mancherlei verschieden benannten Sorten vor, wie Bitter-A., Mild-A., Pale-A., Scotch-A. u. s. w. Die Städte London, Burton, Leeds, Birkenhead und Glasgow sind wegen ihrer Alebrauerei in Ruf.

Aleatico ist ein toscan. Wein von süßem und aromatischem Geschmack, welcher besonders bei Florenz und auf Elba von Muscatellertrauben gewonnen und an letzterm Orte mit gekochtem Most und etwas Rum angemacht wird.

Alecto (d. i. die nimmer Rastende), eine der drei Furien. (S. Eumeniden.)

Alectorolophus (Hahnenkamm) nannte Haller eine Pflanzengattung aus der Familie der Scrophulariaceen, deren Arten Linné zu Rhinanthus rechnet. Es sind einjährige Kräuter mit gegen- und kreuzständigen, schmalen, gesägten Blättern und endständigen, einseitswendigen Trauben, deren Blüten eine gelbe, zweilippige Blumenkrone mit helmartiger Oberlippe besitzen. Die Frucht, eine zusammengedrückte, scheibenförmige, vielsamige Kapsel, ist in dem blasigen Kelche eingeschlossen. Zur Reifezeit klappern die darin befindlichen Samen beim Schütteln der Pflanzen, weshalb die bei uns als Unkräuter auf Wiesen und bebautem Boden vorkommenden Arten den Namen Klapperkraut und Klappertopf erhalten haben. Sie werden auch Klaffer und Pfennigkraut genannt und sind bodenaussaugende Gewächse.

Aleman (Mateo), span. Romanschriftsteller, geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Sevilla, gest. in Mexico zur Zeit Philipp's III., war um 1568 Finanzbeamter und wurde infolge einer Defraudationsanklage in einen Proceß verwickelt, der ihm längere Gefangenschaft brachte, sodaß er den Staatsdienst verließ und noch im spätern Alter zu literarischer Beschäftigung zurückkehrte. Außer einer poetischen Lebensbeschreibung des heil. Antonius von Padua (Sevilla 1604; Valencia 1609) und einer während der Reise nach Mexico geschriebenen und für die Neuspanier bestimmten «Ortografia Castellana» (Mexico 1606), verfaßte er den Schelmenroman «Guzman de Alfarache». Dieses Werk, das er anfänglich «Atalaya de la vida humana» (d. i. Leuchte des menschlichen Lebens) nannte, fand eine solche Aufnahme, daß der erste Theil nicht nur sogleich (1599) drei Auflagen (Madrid, Saragossa und Barcelona) erlebte, sondern auch in den folgenden sechs Jahren in und außerhalb Spaniens noch 26mal gedruckt, in 50000 Exemplaren verbreitet und in das Französische und Italienische übersetzt wurde. Der günstige Erfolg veranlaßte einen literarischen Freibeuter zur Herausgabe eines unechten zweiten Theils, der zuerst 1603 zu Barcelona unter dem Pseudonym Mateo Lujan de Sayavedra erschien. Der echte zweite Theil wurde von A. selbst zu Valencia 1605 veröffentlicht, und in demselben ein gewisser Juan Marti, Advocat zu Valencia, als Verfasser jenes unechten Theils angedeutet, den nun auch A. im Romane selbst eine nicht gerade ehrenvolle Rolle spielen läßt. Ein versprochener dritter Theil ist nie erschienen. Die sowol in Bezug auf Sittenschilderung wie auf Stilistik meisterhafte Schöpfung A.'s ist unstreitig nächst dem «Lazarillo de Tormes» des Mendoza (s. d.) der berühmteste span. Schelmenroman. Während jedoch die Dichtung Mendoza's, welche dem A. zum Vorbild diente und für diese bald zur Mode gewordene Gattung des Romans bahnbrechend war, der kühne, geniale Wurf einer überschäumenden Studentenlaune ist, erscheint der Roman A.'s als Product eines gereiftern, welterfahrenen Mannes von bedeutendem Talent und feiner Beobachtung. Was der Lazarillo Mendoza's, der keck in die Welt gesetzte Schelm, an Ursprünglichkeit, Frische und Lebendigkeit voraus hat, ersetzt der Guzman A.'s, jener in die verschiedenartigsten Lagen des Lebens gebrachte, mit allen Wässern gewaschene Gauner, durch Mannichfaltigkeit, Reichthum der Sittenschilderungen, Menschenkenntniß und das Streben, die bösen Folgen solcher Schilderungen durch eine Art bußfertiger Moral wieder auszugleichen. Freilich haben diese moralisirenden Ergüsse oft eine unverhältnißmäßige Länge, sodaß der geistreiche Lesage in seiner franz. Bearbeitung des Guzman (2 Bde., Par. 1772, 1785) dieselben mit Recht weggeschnitten hat. Aus letzterer ist Gleich's deutsche Uebersetzung (4 Bde., Magdeb. 1828) geflossen. Sonst ist der Guzman fast in alle Sprachen übersetzt worden, ja selbst von Kaspar Ens 1623 ins Lateinische. Die älteste deutsche Uebersetzung des span. Originals lieferte Aegidius Albertinus: «Der Landstörzer Gusman von Alfarache» (2 Thle., Münch. 1615, wozu von Freudenhold 1632 ein dritter Theil veröffentlicht wurde); eine neuere erschien 1782 zu Leipzig in zwei Theilen. Die beste Ausgabe der beiden echten Theile (sowie des unechten zweiten) des Romans findet sich im dritten Bande von Aribau's «Biblioteca de autores españoles» (Madr. 1846).

Alemannen oder Alamannen, (d. i. wörtlich alle Mannen), nannte sich ein Kriegsbund mehrerer deutscher Stämme, unter denen die Tencterer und Usipier die bedeutendsten waren, und der zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. am untern und mittlern Main zuerst erscheint. Caracalla focht mit den A. zuerst am Main 211 n. Chr., ohne sie zu besiegen, dann Alexander Severus. Erst Maximinus überwand sie 236 und trieb sie über den Rhein zurück, den sie überschritten hatten. Als sie aber nach dessen Tode wieder in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius, verfolgte sie bis nach Deutschland und befestigte hier die Grenze des röm. Gebiets, der agri decumates, mit Wällen und Gräben, wovon die Schanzen bei Pföring an der Donau, der durch das Fürstenthum Hohenlohe bis nach Jarthausen sich hinziehende Wall und der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mains Ueberbleibsel sind. (S. Teufelsmauer.) Die A. ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, obwol sie von Lollianus, des Posthumius Nachfolger, und vom Kaiser Probus 282 zurückgeschlagen wurden. Nach des letztern Tode nahmen sie, von Nordosten her durch die Burgunder gedrängt, bleibende Sitze innerhalb des Römerwalles und wohnten von Mainz bis zum Bodensee. Endlich wurde 357 Julian als Cäsar nach Gallien geschickt, das im Westen ebenso wie im Osten Noricum unter ihren Einfällen zu leiden hatte. Er siegte über die A. und zwang acht ihrer Fürsten, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35000 Mann. Bald darauf verbanden sich mit ihnen an der obern Donau die Juthungen, deren Name im 5. Jahrh. verschwindet. Statt dessen heißt in der Folge das verbündete Volk Sueven oder Suaven, und A. und Schwaben, die Namen der beiden vereinten Völker, werden von da an als Gesammtname für beide gebraucht. Noch im Laufe des 4. Jahrh. waren sie über den Rhein gegangen, wo sie im Westen bis an die Vogesen, im Süden bis an die helvetischen Alpen sich ausdehnten. Der Frankenkönig Chlodwig endlich brach ihre Macht 496, und unterwarf sie der fränk. Oberherrschaft, vor der jedoch viele zu Theodorich nach Italien und in die hohen Alpen flüchteten. Der nördlichste Theil des alemannischen Landes ward Kammerland der fränk. Könige; der übrige größere Theil bildete das Herzogthum Alemannien, das sich im Süden bis zum Gotthard, im Westen bis zum nördl. Jura (später nur bis zur Reuß) und zu den Vogesen, im Norden am Rhein bis zur Sur und Murg, am Neckar bis zur Enz, gegen Osten bis an die Wernitz und den Lech erstreckte. Der Elsaß, eine Zeit lang abgetrennt, ward unter König Heinrich I. wieder damit vereint und blieb es bis ins 13. Jahrh. Seit Heinrich IV. wird der Name Schwaben für den ostrhein. Theil der gebräuchliche, wo das Lehn der Hohenstaufen, während die südl. Gauen in der Schweiz, das Lehn der Zähringer, davon gesondert wurden. Ueber Alemannische Mundart und Alemannisches Recht s. Deutsche Mundarten und Germanische Volksrechte. Vgl. Merkel, «De republica Alamannorum» (Berl. 1849).

Alembert (Jean le Rond d'), einer der hervorragendsten Mathematiker und Philosophen des 18. Jahrh., geb. zu Paris 16. Nov. 1717, wurde von seinen Aeltern, der schönen und geistreichen Frau von Tencin und einem bei der Artillerieverwaltung angestellten Beamten Namens Destouches, an der Kirche St.-Jean-le-Rond ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß es der Polizeicommissar, der es aufhob, nicht in das Findelhaus schickte, sondern der Sorgfalt einer armen Glaserfrau übergab. Doch allmählich erstarkte der Findling und wurde im Alter von vier Jahren einer Erziehungsanstalt übergeben, in der er bis in sein zwölftes Jahr verblieb. Schon als Knabe zeigte er viel Talent, und als er dann in das Collége Mazarin aufgenommen wurde, erregte er besonders durch seine Anlagen zur Mathematik Aufsehen. Nachdem er die Rechtswissenschaft studirt, auch Advocat geworden, dann einige Zeit sich der Medicin gewidmet hatte, zog er durch zwei mathem.-physik. Arbeiten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Die von ihm der Akademie der Wissenschaften 1739 und 1740 überreichten beiden Abhandlungen über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und über die Integralrechnung erschienen derselben so bedeutend, daß sie A. 1741 zum Mitgliede erwählte. Hierauf schrieb er den «Traité de dynamique» (Par. 1743; beste Ausg. Par. 1759) und den «Traité de l'équilibre et du mouvement des fluides» (Par. 1744). Durch seine «Réflexions sur la cause générale des vents» (Par. 1744 und 1747) gewann er den von der Akademie in Berlin ausgesetzten Preis und die Mitgliedschaft derselben. Unter den übrigen Denkschriften, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich die beiden über die reine Analysis (1746 und 1749) und die über die Schwingungen der Saiten (1748) aus. A. nahm auch theil an den Untersuchungen, welche Newton's Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Bereits 1747 übergab er der Akademie der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt

werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen sein würde, wenn sie nur ihrer Schwere gegen dieses Gestirn folgten. Mehrere Jahre setzte A. diese Arbeit fort; auch schrieb er nach und nach eine Menge anderer Abhandlungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, z. B. über das Vorrücken der Nachtgleichen (deutsch von Seuffert unter dem Titel: «Untersuchungen über die Präcession der Nachtgleiche und die Nutation der Erdaxe nach Newton's System», Nürnb. 1857), ferner über den Widerstand flüssiger Körper u. s. w., die sich in seinen «Opuscules mathématiques» (8 Bde., Par. 1761—80) gesammelt finden. A. hatte sich dem Studium der Mathematik ergeben, weil ihm die Philosophie seines Jahrhunderts nichts Genügendes bot. Als aber sein Geist in den sogenannten exacten Wissenschaften keine Befriedigung fand, versuchte er mit seinem durchdringenden Verstande auch andere Wissenskreise zu bewältigen. In diesem Sinne unternahm er mit Diderot und andern Geistesgenossen die Herausgabe der «Encyclopédie», in der er die ganze Summe der vorhandenen Kenntnisse zusammenfassen, zugleich aber den verschiedenen Wissenschaften eine neue Bahn brechen wollte. Er selbst verfaßte in diesem großen Werke den mathem. Theil und die Einleitung, die stets ein Muster wissenschaftlicher Darstellung bleiben wird. Die «Encyclopédie» hat eine unberechenbare Wirkung gehabt, obschon die in ihr herrschende philos. Richtung nur eine weitere Entwickelung Locke'scher Principien war. (S. Encyklopädie und Encyklopädisten.) A. ward durch das Unternehmen in mannichfache Händel verwickelt und veranlaßt, in der Folge sich immer mehr mit rein literarischen Fragen zu befassen. So schrieb er: «Essais sur les gens de lettres», «L'art de traduire», «Réflexions sur le style» u. s. w., in denen dieselbe Feinheit und Klarheit herrscht, die den Grundton aller seiner Schriften ausmacht. Diesen Werken verdankt er seinen eigentlich literarischen Ruf und seine Aufnahme in die Académie Française, deren Secretär er 1772 wurde, und in der er verschiedene gelungene Lobreden gehalten hat («Éloges», Par. 1779). Obwol er wegen der «Encyclopédie» Verfolgungen und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrich's II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russ. Kaiserin, die ihm die Erziehung ihres Sohnes antrug. Von den Ausländern erst lernte Frankreich den Werth des Mannes kennen, und der König von Preußen, der ihn 1763 gesehen hatte und mit ihm in Briefwechsel stand, gab ihm ein Jahrgeld, als ihm die pariser Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte. Bei einer immer nur mäßigen Einnahme war A. doch überaus wohlthätig. Länger als 40 Jahre lebte er höchst einfach bei seiner Pflegemutter, und er verließ die Wohnung derselben nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Sein ebenso zartes als dauerndes Verhältniß zur l'Espinasse (s. d.) beweist, daß er ein gefühlvolles Herz hatte. Er starb am Stein, weil er sich der Operation nicht unterwerfen wollte, 29. Oct. 1783. Condorcet hat ihm in seinem «Éloge» (Par. 1784) ein schönes Denkmal gesetzt. Eine vollständige Sammlung seiner mathem. Werke ist nicht erschienen. Dagegen sind seine vermischten Schriften zusammengestellt in den «Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires», die Bastien (18 Bde., Par. 1805) herausgegeben. Vollständiger als diese, auch den Briefwechsel A.'s mit Voltaire und Friedrich d. Gr. enthaltend, ist eine andere Ausgabe (5 Bde., Par. 1821).

Alemtejo oder Alentejo (d. h. jenseit des Tejo), die größte, aber volksärmste Provinz Portugals, zählt auf 471,38 Q.-M. nur 331729 E. (also auf 1 Q.-M. nur 704). Sie grenzt östlich an Spanien, nördlich an Beira und Estremadura, westlich an das Atlantische Meer und südlich an Algarve. An den Ostgrenzen des Landes erheben sich eine Menge niedriger Bergzüge, die durch ihre Gruppirung, schroffe Felswände, zahlreiche Ruinen einen malerischen Eindruck machen. Westlich gehen die Berghänge in breite Ebenen (Campos) über, welche vor ihrer Verflachung zur sandigen Küste noch einmal durch isolirte Felskämme unterbrochen werden. Auf der südl. Grenze steigt das algarbische Gebirge zur beträchtlichen Höhe von fast 4000 F. an. Die Provinz wird bewässert im O. durch die Guadiana mit dem Wasserfall Salto do Lobo, unweit Serpa, durch den Tejo nur kleinentheils im N., und im SW. durch den Sado oder Sadão. Im S. und W. ist das Klima heiß und trocken; hier sind die Ebenen von brauner Heide überzogen, ohne Baum und Strauch, von Sumpfstrecken unterbrochen und mit spärlichem Anbau bekleidet. Im O. dagegen sind die Thäler äußerst fruchtbar und die Berge mit schönen Holzungen versehen. Die Producte des Landes bieten einen mannichfachen Reichthum, und obschon nur ein kleiner Theil des Landes cultivirt, ist A. doch die Kornkammer Portugals. Nächst Weizen und Gerste baut man Reis und Mais; der Wein gedeiht fast überall. Die Schafzucht ist sehr bedeutend, nächstdem die Schweine- und Ziegenzucht, weniger die des

an die Spanier übergab. Die Mishelligkeiten, in die er deshalb sich verwickelt sah, veranlaßten ihn, von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzutreten, und erst 1590 ging er wieder als Gesandter nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er die Psalmen ins Flämische übersetzte und 15. Dec. 1598 starb. Den Auftrag der Generalstaaten, die ganze Bibel zu übertragen, konnte er nicht mehr ausführen. Vgl. Broes, «F. van Marnix, heer van Saint-A., bijzonder aan de Hand van Willem I.» (2 Bde., Amsterd. 1838—40); Juste, «Vie de Marnix de St.-A.» (Brüssel 1858); Lacroix und van Meenen, «Notices biographiques et bibliographiques sur Phil. de Marnix» (Brüssel 1858). Lacroix hat auch A.'s «Oeuvres» (Brüssel 1859) herausgegeben.

Aldegrever (Heinr.) oder Aldegraf, auch Albert von Westfalen genannt, deutscher Maler und Kupferstecher, geb. 1502 in Paderborn (nicht zu Soest), mußte wegen Theilnahme an den reformatorischen Bewegungen seiner Zeit seine Vaterstadt verlassen und begab sich nach dem damals blühenden Soest. Er hatte sich in Dürer's Schule zu Nürnberg gebildet und schließt sich in seinen Werken dem Stile dieses Meisters mit ziemlicher Entschiedenheit an. Seine Gemälde sind sehr selten. Die Bilder in den Galerien zu Wien, München und Berlin, die als Arbeiten A.'s angegeben werden, sind apokryph, mit Ausnahme eines Porträts im Berliner Museum. Seine Kupferstiche sind mit großer Sorgfalt und Tüchtigkeit ausgeführt. In letzterer Beziehung behauptete er eine der ersten Stellen unter den sogenannten kleinen Meistern, d. h. den alten deutschen Künstlern, welche kleine Kupferstiche mit Fleiß und Feinheit ausführten. A.'s Tod fällt zwischen 1556—60. In der letzten Zeit seines Lebens scheint er wenig gemalt, sondern sich hauptsächlich mit Kupferstich und Goldschmiedearbeiten beschäftigt zu haben.

Aldehyd ist ein am leichtesten aus Alkohol (Weingeist) darstellbarer Stoff, der wie dieser aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht, aber weniger Wasserstoff als der Alkohol enthält, wie auch die Bildung seines Namens (abgekürzt aus Alkohol dehydrogenisatus) anzeigt. Wenn man eine Weingeistlampe so weit ausbrennen läßt, daß die Flamme verlischt und der Docht zu verglühen anfängt, so steigt ein eigenthümlich stechend riechender Dampf von dem glimmenden Dochte auf: es ist dies Aldehyddampf. Der A. wird hier durch die unvollständige Verbrennung des in dem noch feuchten Dochte vorhandenen Weingeistes an dem glimmenden Theile des Dochtes erzeugt. Am einfachsten bereitet man ihn durch Destillation von verdünntem Weingeist mit Braunstein und Schwefelsäure. Der A. bildet dann eine wasserhelle, leichtbewegliche, erstickend riechende Flüssigkeit, die sich leicht in Wasser, Weingeist und Aether löst und mit Ammoniak eine krystallisirende Verbindung, das Aldehydammoniak gibt. Nun hat man aber nicht blos eine Art Alkohol, sondern eine ganze Gruppe von Verbindungen, die Alkohole genannt werden, weil sie eine gewisse Homologie in der Zusammensetzung zeigen. So gibt es den gewöhnlichen Weingeist oder Anthylalkohol, dann das Fuselöl oder den Amylalkohol, ferner den Methyl-, Propyl-, Butylalkohol u. s. w. Aus diesen verschiedenen Alkoholen erhält man auch verschiedene Aldehyde. Der aus dem gewöhnlichen Weingeiste gewonnene A. heißt Acetaldehyd, der aus dem Amylalkohol erhaltene Valeraldehyd u. s. w. Auch das Bittermandelöl wird unter dem Namen Benzaldehyd zu den Aldehyden gerechnet. Die Aldehyde scheiden das Silber aus seinen Auflösungen aus. Man hat daher das gewöhnliche oder Acetaldehyd technisch zur Versilberung von Glas und zur Herstellung von Silberspiegeln verwendet. Wenn man z. B. die wässerige Lösung des A. mit salpetersaurem Silberoxyd und wenig Ammoniak erwärmt, so überzieht sich die Wand des Gefäßes oder eine auf die Oberfläche der Flüssigkeit gehaltene Glasplatte mit einem glänzenden Silberspiegel.

Aldenhoven, Marktflecken im Kreise Jülich, im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, am Märzbache, ³/₄ M. von Jülich und der Roer gelegen, hat 1300 E. und ist geschichtlich bekannt durch die Kämpfe, die hier in den Feldzügen von 1793 und 1794 zwischen Oesterreichern und Franzosen stattfanden. — Die Oesterreicher hatten nach der Schlacht von Jemappes (6. Nov. 1792) Belgien, Luxemburg und Mastricht räumen und sich hinter die Roer zurückziehen müssen, und Dumouriez bedrohte nun Holland mit einem Einfall. Um diesen zu hindern, zog der Prinz von Koburg sein aus 50000 Mann Oesterreichern bestehendes Heer hinter der Roer zusammen und überschritt 1. März 1793 diesen Fluß bei Düren und Jülich. Während ein Theil der Oesterreicher unter dem Prinzen von Würtemberg den hinter Eschweiler verschanzten Feind vorwärts Aachen umging, griffen Clairfait, der Prinz von Koburg, der Erzherzog Karl und der General Latour die Schanzen in der Front an. Die überraschten Franzosen zogen sich in Unordnung bis nach Lüttich zurück. An den folgenden Tagen wurden Aachen und Lüttich genommen, Mastricht entsetzt, und Dumouriez mußte seine Absicht

auf Holland aufgeben. — Nachdem Clairfait im Feldzuge von 1794 an des Prinzen von Koburg Statt, während des Vordringens der Franzosen in den Niederlanden, den Oberbefehl über das 70000 Mann starke österr. Heer übernommen, faßte er mit diesem Stellung an der Maas. Infolge des Maasübergangs der Franzosen unter Jourdan 18. Sept. räumte jedoch Clairfait jene Stellung und nahm eine andere an der Roer, mit vorgeschobenem Centrum bei A. Jourdan griff diese Stellung 2. Oct. mit 85000 Mann an, und es kam auf einer Ausdehnung von mehr als 5 M. zu einer Reihe von Einzelgefechten, die als Schlacht von A. bezeichnet werden. Die Franzosen waren siegreich, weil Clairfait seine Kräfte zu sehr zersplittert hatte.

Alderman, im Angelsächsischen Aldorman, Ealdorman, d. i. Aeltester, bezeichnete einen Adelsgrad, sodann aber auch ein obrigkeitliches Amt. Den Namen A. führten in der angelsächs. Verfassung die Vorsteher einer jeden Genossenschaft, besonders die Oberbeamten der Kreise oder Grafschaften (Shires) sowie die Aeltesten (Senatores) des ganzen Reichs, die in den Volksversammlungen (Witena-gemot) stimmten und in Kriegszeiten an der Spitze der Kriegsvölker ihrer Grafschaften standen. Anfänglich wurden sie von den Königen ernannt, später von den Freigutsbesitzern erwählt. Nach der dän. Eroberung wurde dieser Name durch die dän. Jarls (Earls) verdrängt. — In England und zum Theil auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden jetzt die Municipalpersonen in den Städten Aldermen genannt, welche zusammen den Stadtrath bilden, und an deren Spitze der Mayor (in London, York und Dublin Lord-Mayor genannt) steht. Letzterer wird aus den Aldermen auf ein Jahr gewählt, während diese selbst die Wahlberechtigten jedes Stadtviertels (ward) wählen. Das Amt der Aldermen besteht hauptsächlich in der polizeilichen Oberaufsicht über den District, den sie im Rathe repräsentiren. Die drei ältesten unter ihnen und die, welche die Würde eines Mayor bereits bekleidet haben, sind zugleich Friedensrichter.

Alderney, franz. Aurigny (Riduna), die nördlichste der zu Großbritannien gehörigen Normannischen Inseln (s. d.), 3 M. westnordwestlich von Cherbourg gelegen, ist kaum 1/4 Q.-M. groß, zählt aber 4933 E. Sie ist von Felsen und Klippen umgeben, von welchen namentlich die im Westen gelegenen Casketts (franz. Les Casquets) gefährlich sind. Auch der Kanal zwischen A. und dem franz. Cap-la-Hague, the Race of A. (franz. le Ras d'Aurigny) genannt, ist wegen der Stärke und Schnelligkeit seiner Flut verrufen. Trotz des zum Theil felsigen Bodens erzeugt das Eiland den Bedarf seiner Bewohner. Die guten Weiden ernähren die berühmte Rasse der Alderneykühe. Dieselben sind sehr klein, gelb oder lichtbraun von Farbe, am Vorderkopf und an den Beinen weißgestreift, haben gekrümmte Hörner und liefern vortreffliche Milch, die viel Butter und Käse ergibt. Außer der Viehzucht bilden Ackerbau, Fischerei und Strumpfwirkerei die überwiegenden Erwerbszweige. Das Städtchen A. mit seinem auf der Südseite gelegenen, nicht guten, aber durch ein Fort geschützten Hafen enthält den größten Theil der Bevölkerung.

Aldershott, ein Kirchspiel in der engl. Grafschaft Hants, den nordöstl. Theil derselben nach den Grenzen der Grafschaften Surrey und Berks umfassend, ist in neuester Zeit vielfach genannt wegen des großen stehenden Lagers, dessen Errichtung hier infolge des orient. Kriegs 1854 beschlossen und das im April 1855 bezogen ward, um das Militär aller Waffengattungen für den Felddienst einzuüben und vorzubereiten. Das Lager befindet sich auf einer für den Anbau untauglichen, ausgedehnten Heidefläche (Aldershott Heath), die 7063 Acres umfaßt und von der Regierung für 130000 Pfd. St. angekauft worden ist. Anfänglich bestand das Lager aus leichten hölzernen Hütten, die jedoch allmählich in gemauerte Baracken verwandelt worden sind. Gewöhnlich campiren hier 4—5000 Mann; zur Zeit der großen Revuen (field-days) werden jedoch zu A. 15—18000 Mann zusammengezogen. In der Nähe des Standlagers hat sich seit 1855 eine ganz neue Stadt gebildet, die 3 M. östlich von Basingstoke liegt und 1860 bereits 16720 E. (einschließlich des Kirchspiels und des Lagers) zählte. Durch den Basingstokekanal wird die Lagerfläche in ein North- und ein South-Camp geschieden. In neuester Zeit hat die Regierung auch beträchtliche Waldstrecken in der Nähe erworben.

Aldinen nennt man die Drucke, welche aus den Officinen der Buchdruckerfamilie Manutius (s. d.), besonders des Aldus Manutius, hervorgegangen sind. Durch innern Werth wie durch äußere Ausstattung sich gleichmäßig empfehlend, haben sie sowol die Achtung der Gelehrten als die Aufmerksamkeit der sammelnden Bücherfreunde sich erworben. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben (editiones principes) griech. und röm. Classiker; andere enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text neuerer classischer Schriftsteller, z. B. Petrarca's, Dante's, Boccaccio's u. a. Alle zeichnen sich in der Regel durch besondere Correctheit des Druckes

aus; doch stehen die griechischen den lateinischen und italienischen etwas nach. Zugleich machen namentlich die Drucke von Aldus dem Vater in mehrfacher Hinsicht Epoche in der Geschichte der Buchdruckerkunst, indem sich derselbe großes Verdienst um die Verschönerung der Typenarten erwarb. Von griech. Typen, mit welchen vor ihm noch niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9, von den lateinischen 14 Arten fertigen. Er, oder vielmehr der Stempelschneider Francesco aus Bologna, ist der Vater der ital. Cursivtype, deren er sich zu seiner Sammlung von Handausgaben älterer und neuerer Classiker in Octav (zuerst im Virgil, 1501) bediente. Selbst von hebr. Schriften besaß er drei verschiedene Arten. Holzschnitte haben seine Octavausgaben nicht; auch sonst sind sie selten bei ihm, nur die «Hypnerotomachia Poliphili» (1499) macht davon eine bewundernswürdige Ausnahme. Seine Pergamentdrucke sind unübertrefflich schön. Er war auch der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog, so zuerst bei den «Epistolae graecae» (1499). Außerdem lieferte er seit 1501 in der Ausgabe des Philostratus einzelne Exemplare auf Großpapier und 1514 die ersten Drucke auf blauem Papier. Nicht leicht hat jemand mit gleichem Eifer, gleicher Aufopferung, Geschmack und Kenntniß die Literatur, besonders die classische, gefördert. Nach seinem Tode, 1515, hatte die Druckerei an seinem Schwiegervater, Andreas Asulanus, einen Vorstand, der ihn zu ersetzen wußte. Des Aldus Sohn, Paul, besaß denselben Enthusiasmus für die röm. wie sein Vater für die griech. Classiker. Mit dem Enkel Aldus, der zu Rom 1597 starb, hörte die Officin, die zuletzt ihren alten Vorrang unter den ital. Nebenbuhlern nicht mehr behaupten konnte, auf, nachdem sie während ihrer einhundertjährigen Dauer 908 Drucke geliefert hatte. Das Zeichen derselben ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Da die Drucke dieser Officin, vorzüglich aus der ältern Periode, schon seit früher Zeit mit Eifer gesucht wurden, so fanden die lyoner Drucker und die Giunti zu Florenz seit 1502 ihren Vortheil durch trügerische und schlechte Nachdrucke. Häufig wurden noch zu Anfange des 19. Jahrh. die A. gesammelt; allein gegenwärtig hat sich die Aldomanie, namentlich unter den Deutschen, sehr verloren. Besonders selten sind die «Horae b. Mariae virginis» von 1497, der Virgil von 1501 und die «Rhetores graeci», der höchst seltenen Drucke aus den J. 1494—97 nicht zu gedenken. Vgl. Renouard, «Annales de l'imprimerie des Aldes» (3. Aufl., Par. 1834). Ein Verzeichniß aller echten A. lieferte Ebert im Anhange zum ersten Bande seines «Bibliographischen Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1821—27).

Aldini (Antonio), ital. Minister während der Napoleonischen Herrschaft, geb. 1756 zu Bologna, war daselbst ausgezeichneter Advocat und Professor der Rechte. Als der Papst 1797 im Frieden von Tolentino auch Bologna an die Cisalpinische Republik abtreten mußte, schickten ihn seine Mitbürger als Gesandten nach Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er Präsident im Rathe der Alten der Cisalpinischen Republik, und einige Zeit darauf Mitglied der Regierungscommission dieses Staats. 1801 berief ihn Bonaparte in die Consulta, die sich zu Lyon versammelte, und ernannte ihn dann zum Präsidenten des Staatsraths der Republik Italien. Da er sich jedoch mit Melzi, dem Vicepräsidenten der Republik, nicht vertrug, mußte er wieder zurücktreten. Als nach der Errichtung des Kaiserreichs auch die Italienische Republik in ein Königreich umgewandelt wurde, zog Napoleon den vernachlässigten A. wieder an sich, ernannte ihn zum Minister des neuen Königreichs und überhäufte ihn mit Ehren. A. blieb nun in der Gunst und um die Person Napoleon's bis zu dessen Sturz. Nach der Restauration zog er sich nach Mailand zurück, wo er auch das Vertrauen der österr. Regierung gewann. Er starb zu Pavia 5. Oct. 1826. Napoleon erinnerte sich seiner stets mit Achtung und schickte ihm durch Antommarchi seinen Abschiedsgruß.

Aldobrandini, eine berühmte adeliche Familie aus Florenz, welche durch Papst Clemens VIII., der ihr selbst angehörte, in den Fürstenstand erhoben wurde. — A. (Salvestro), einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, geb. 24. Nov. 1499 zu Florenz, führte zu Pisa das Lehramt der Institutionen. Als die durch einen republikanischen Aufstand aus Florenz vertriebenen Mediceer mit Hülfe Karl's V. wieder dahin zurückkehrten, konnte A., als der heftigste Gegner des Herzogs Alessandro, nur mit Mühe der über ihn verhängten Todesstrafe entgehen, die in Verbannung verwandelt wurde. Er wandte sich zunächst nach Rom, dann nach Neapel, wurde 1536 Podesta in Fano, 1537 zu Bologna Richter, Vicelegat und Viceregent. Als er seine Hoffnung, nach Florenz zurückzukehren, vereitelt sah, ging er 1538 nach Ferrara, von wo ihn Papst Paul III. als Advocat des Fiscus und der apostolischen Kammer nach Rom berief. Hier starb er 6. Juni 1558. Seine jurist. Werke wurden zum

Theil mehrfach aufgelegt und von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt. Er war mit Cesa Deti, einer Tante des nachherigen Cardinals Deti, verheirathet, die ihm fünf Söhne gebar. Der älteste, Giovanni A., war Auditor rotae, Bischof von Imola und seit 1570 Cardinal; auch ist er als jurist. Schriftsteller bekannt. Dasselbe gilt von seinem Bruder Pietro A., der dem Vater in der Würde eines Advocaten der apostolischen Kammer folgte. Dessen Sohn, Pietro A., geb. zu Rom 1571, erhielt schon in seinem 22. Jahre, unter dem Pontificat seines Oheims, den Cardinalshut, vermittelte als Legat in Frankreich 1601 den Lyoner Frieden zwischen Frankreich und Savoyen, und leitete während der Regierung seines Oheims fast allein die Angelegenheiten des Kirchenstaats. Unter Paul V. übernahm er 1604 das Erzbisthum von Ravenna, und starb in Rom 10. Febr. 1621. Er war ein großer Freund und Beförderer der Wissenschaften und verfaßte selbst die «Apophthegmata de perfecto principe» (Par. 1600; Frankf. 1603). Am höchsten stieg Ippolito A., der jüngste Sohn Salvestro's, geb. zu Fano 1536, gest. 1605, welcher 1592 als Clemens VIII. (s. d.) den päpstl. Stuhl einnahm. Sein Bruder, der vierte Sohn Salvestro's, Tommaso A., der sehr jung als Secretär des Papstes Paul V. starb, hat sich durch seine mit Anmerkungen versehene lat. Uebersetzung des Diogenes Laërtius, die sein Neffe Pietro A. mit dem griech. Originaltexte (Rom 1594) herausgab, ein Verdienst erworben. Ein Neffe desselben, Francesco A., geb. 1546, von seinem Oheim Clemens VIII. in den Fürstenstand erhoben, war päpstl. General, Castellan der Engelsburg und Kapitän der päpstl. Garde. Er wurde zweimal nach Ungarn geschickt, um dem Kaiser gegen die Türken beizustehen (1594 und 1601), und starb auf dem zweiten Zuge zu Warasdin. Zur Gemahlin hatte er Olympia, eine Schwester des erwähnten Cardinals Pietro A. Sein ältester Sohn, Salvestro A., erhielt schon in seinem 14. Jahre die Cardinalswürde, und dessen Schwester, Margherita, wurde Gemahlin des Herzogs von Parma. Die Familie, welche außerdem noch mehrere Cardinäle und hohe Würdenträger unter ihren Mitgliedern zählt, erlosch 1681 mit Ottavia, einer Tochter des Giovanni Georgio A., Fürsten von Rossano. Die Güter des Hauses kamen an die Borghese und Pamfili.

Aldobrandinische Hochzeit, ein altes, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus stammendes Wandgemälde, das in der Nähe von Sta.-Maria-Maggiore zu Rom, in den ehemaligen Gärten des Mäcenas 1606 gefunden ward. Zuerst Besitzthum des Fürsten Aldobrandini, erhielt es von diesem den Namen. Nach zwei Jahrhunderten kam es durch Erbschaft in Besitz der Familie Borghese, die es verkaufen ließ. Jetzt befindet es sich im Vatican. Die Darstellung umfaßt zehn Personen und ist reliefartig in drei Gruppen getheilt. In der Mitte das Brautgemach. Die Braut sitzt entschleiert und halb entkleidet auf dem reichen Lager, umgeben von einer liebevoll zuredenden mütterlichen Freundin und von der Brautjungfer, die sich bereitet, die Braut mit heiligem Oele zu salben. Links in einem hintern Gemache Frauen, die das gebräuchliche Fußbad rüsten; rechts, dicht vor dem Brautgemache, auf einer Estrade der harrende Bräutigam. Winkelmann hat diese Darstellung auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis, Biondi auf die des Manlius und der Julia gebeutet. O. Müller hält die der Braut zuredende Figur für Aphrodite und die Brautjungfer für Charis; Böttiger hat dem Gemälde sogar eine allegorisch-mythische Bedeutung untergeschoben. Jedenfalls ist es ein Bild, welches wir heutzutage als «historisches Genre» bezeichnen würden, rein menschlich, ohne mythische Unterlage, eine Hochzeitsfeier. Die keusche Reinheit, mit der dieser Gegenstand behandelt ist, gibt Zeugniß für die tiefe Sittlichkeit, mit der die Alten solche verfängliche Scenen behandelten. Auf dem berliner Museum befindet sich eine gelungene Nachahmung.

Aldridge (Ira), ein als Schauspieler bekannter Neger, wurde um 1810 zu Bellair unweit Baltimore geboren. Daß er Sklave gewesen, wird von ihm selbst in Abrede gestellt; doch wurde er frühzeitig zu einem Schiffszimmermann in die Lehre gethan und wuchs ohne andern Unterricht auf, als den er sich selbst zu geben wußte. Als 1826 der berühmte Edmund Kean nach Amerika kam, bot sich ihm A. zum Diener an und faßte durch sein Beispiel eine Neigung für das Theater. Er begleitete seinen Herrn nach England, wo er seine dramatischen Studien fortsetzte, und trat bei seiner Rückkehr nach Amerika zum ersten mal in Baltimore auf, wurde jedoch vom Publikum ziemlich unfreundlich empfangen. Er ging daher wieder nach England, debutirte nicht ganz ohne Glück in einem der kleinern Theater Londons und spielte dann mit Erfolg in der Provinz. In Belfast erschien er im «Othello» neben Kean, der den Jago gab; außerdem waren seine Hauptrollen Shylock, Zanga in Young's «Revenge», Rolla im Kotzebue-Sheridan'schen «Pizarro» u. a., die seiner Farbe entsprachen. 1852 unternahm er mit einer von ihm geleiteten engl. Schauspielergesellschaft eine Reise nach dem Continent,

Alemannen oder **Alamannen**, (d. i. wörtlich alle Mannen), nannte sich ein Kriegsbund mehrerer deutscher Stämme, unter denen die Tencterer und Usipier die bedeutendsten waren, und der zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. am untern und mittlern Main zuerst erscheint. Caracalla focht mit den A. zuerst am Main 211 n. Chr., ohne sie zu besiegen, dann Alexander Severus. Erst Maximinus überwand sie 236 und trieb sie über den Rhein zurück, den sie überschritten hatten. Als sie aber nach dessen Tode wieder in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius, verfolgte sie bis nach Deutschland und befestigte hier die Grenze des röm. Gebiets, der agri decumates, mit Wällen und Gräben, wovon die Schanzen bei Pföring an der Donau, der durch das Fürstenthum Hohenlohe bis nach Jaxthausen sich hinziehende Wall und der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mains Ueberbleibsel sind. (S. Teufelsmauer.) Die A. ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, obwol sie von Lollianus, des Posthumius Nachfolger, und vom Kaiser Probus 282 zurückgeschlagen wurden. Nach des letztern Tode nahmen sie, von Nordosten her durch die Burgunder gedrängt, bleibende Sitze innerhalb des Römerwalles und wohnten von Mainz bis zum Bodensee. Endlich wurde 357 Julian als Cäsar nach Gallien geschickt, das im Westen ebenso wie im Osten Noricum unter ihren Einfällen zu leiden hatte. Er siegte über die A. und zwang acht ihrer Fürsten, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35000 Mann. Bald darauf verbanden sich mit ihnen an der obern Donau die Juthungen, deren Name im 5. Jahrh. verschwindet. Statt dessen heißt in der Folge das verbündete Volk Sueven oder Suaven, und A. und Schwaben, die Namen der beiden vereinten Völker, werden von da an als Gesammtname für beide gebraucht. Noch im Laufe des 4. Jahrh. waren sie über den Rhein gegangen, wo sie im Westen bis an die Vogesen, im Süden bis an die helvetischen Alpen sich ausdehnten. Der Frankenkönig Chlodwig endlich brach ihre Macht 496, und unterwarf sie der fränk. Oberherrschaft, vor der jedoch viele zu Theodorich nach Italien und in die hohen Alpen flüchteten. Der nördlichste Theil des alemannischen Landes ward Kammerland der fränk. Könige; der übrige größere Theil bildete das Herzogthum Alemannien, das sich im Süden bis zum Gotthard, im Westen bis zum nördl. Jura (später nur bis zur Reuß) und zu den Vogesen, im Norden am Rhein bis zur Sur und Murg, am Neckar bis zur Enz, gegen Osten bis an die Wernitz und den Lech erstreckte. Der Elsaß, eine Zeit lang abgetrennt, ward unter König Heinrich I. wieder damit vereint und blieb es bis ins 13. Jahrh. Seit Heinrich IV. wird der Name Schwaben für den ostrhein. Theil der gebräuchliche, wo das Lehn der Hohenstaufen, während die südl. Gauen in der Schweiz, das Lehn der Zähringer, davon gesondert wurden. Ueber Alemannische Mundart und Alemannisches Recht s. Deutsche Mundarten und Germanische Volksrechte. Vgl. Merkel, «De republica Alamannorum» (Berl. 1849).

Alembert (Jean le Rond d'), einer der hervorragendsten Mathematiker und Philosophen des 18. Jahrh., geb. zu Paris 16. Nov. 1717, wurde von seinen Aeltern, der schönen und geistreichen Frau von Tencin und einem bei der Artillerieverwaltung angestellten Beamten Namens Destouches, an der Kirche St.-Jean-le-Rond ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß es der Polizeicommissar, der es aufhob, nicht in das Findelhaus schickte, sondern der Sorgfalt einer armen Glaserfrau übergab. Doch allmählich erstarkte der Findling und wurde im Alter von vier Jahren einer Erziehungsanstalt übergeben, in der er bis in sein zwölftes Jahr verblieb. Schon als Knabe zeigte er viel Talent, und als er dann in das Collége Mazarin aufgenommen wurde, erregte er besonders durch seine Anlagen zur Mathematik Aufsehen. Nachdem er die Rechtswissenschaft studirt, auch Advocat geworden, dann einige Zeit sich der Medicin gewidmet hatte, zog er durch zwei mathem.-physik. Arbeiten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Die von ihm der Akademie der Wissenschaften 1739 und 1740 überreichten beiden Abhandlungen über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und über die Integralrechnung erschienen derselben so bedeutend, daß sie A. 1741 zum Mitgliede erwählte. Hierauf schrieb er den «Traité de dynamique» (Par. 1743; beste Ausg. Par. 1759) und den «Traité de l'équilibre et du mouvement des fluides» (Par. 1744). Durch seine «Réflexions sur la cause générale des vents» (Par. 1744 und 1747) gewann er den von der Akademie in Berlin ausgesetzten Preis und die Mitgliedschaft derselben. Unter den übrigen Denkschriften, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich die beiden über die reine Analysis (1746 und 1749) und die über die Schwingungen der Saiten (1748) aus. A. nahm auch theil an den Untersuchungen, welche Newton's Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Bereits 1747 übergab er der Akademie der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt

werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen sein würde, wenn sie nur ihrer Schwere gegen dieses Gestirn folgten. Mehrere Jahre setzte A. diese Arbeit fort; auch schrieb er nach und nach eine Menge anderer Abhandlungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, z. B. über das Vorrücken der Nachtgleichen (deutsch von Seuffert unter dem Titel: «Untersuchungen über die Präcession der Nachtgleiche und die Nutation der Erdaxe nach Newton's System», Nürnb. 1857), ferner über den Widerstand flüssiger Körper u. s. w., die sich in seinen «Opuscules mathématiques» (8 Bde., Par. 1761—80) gesammelt finden. A. hatte sich dem Studium der Mathematik ergeben, weil ihm die Philosophie seines Jahrhunderts nichts Genügendes bot. Als aber sein Geist in den sogenannten exacten Wissenschaften keine Befriedigung fand, versuchte er mit seinem durchdringenden Verstande auch andere Wissenskreise zu bewältigen. In diesem Sinne unternahm er mit Diderot und andern Geistesgenossen die Herausgabe der «Encyclopédie», in der er die ganze Summe der vorhandenen Kenntnisse zusammenfassen, zugleich aber den verschiedenen Wissenschaften eine neue Bahn brechen wollte. Er selbst verfaßte in diesem großen Werke den mathem. Theil und die Einleitung, die stets ein Muster wissenschaftlicher Darstellung bleiben wird. Die «Encyclopédie» hat eine unberechenbare Wirkung gehabt, obschon die in ihr herrschende philos. Richtung nur eine weitere Entwickelung Locke'scher Principien war. (S. Encyklopädie und Encyklopädisten.) A. ward durch das Unternehmen in mannichfache Händel verwickelt und veranlaßt, in der Folge sich immer mehr mit rein literarischen Fragen zu befassen. So schrieb er: «Essais sur les gens de lettres», «L'art de traduire», «Réflexions sur le style» u. s. w., in denen dieselbe Feinheit und Klarheit herrscht, die den Grundton aller seiner Schriften ausmacht. Diesen Werken verdankt er seinen eigentlich literarischen Ruf und seine Aufnahme in die Académie Française, deren Secretär er 1772 wurde, und in der er verschiedene gelungene Lobreden gehalten hat («Éloges», Par. 1779). Obwol er wegen der «Encyclopédie» Verfolgungen und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrich's II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russ. Kaiserin, die ihm die Erziehung ihres Sohnes antrug. Von den Ausländern erst lernte Frankreich den Werth des Mannes kennen, und der König von Preußen, der ihn 1763 gesehen hatte und mit ihm in Briefwechsel stand, gab ihm ein Jahrgeld, als ihm die pariser Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte. Bei einer immer nur mäßigen Einnahme war A. doch überaus wohlthätig. Länger als 40 Jahre lebte er höchst einfach bei seiner Pflegemutter, und er verließ die Wohnung derselben nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Sein ebenso zartes als dauerndes Verhältniß zur l'Espinasse (s. d.) beweist, daß er ein gefühlvolles Herz hatte. Er starb am Stein, weil er sich der Operation nicht unterwerfen wollte, 29. Oct. 1783. Condorcet hat ihm in seinem «Éloge» (Par. 1784) ein schönes Denkmal gesetzt. Eine vollständige Sammlung seiner mathem. Werke ist nicht erschienen. Dagegen sind seine vermischten Schriften zusammengestellt in den «Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires», die Bastien (18 Bde., Par. 1805) herausgegeben. Vollständiger als diese, auch den Briefwechsel A.'s mit Voltaire und Friedrich d. Gr. enthaltend, ist eine andere Ausgabe (5 Bde., Par. 1821).

Alemtejo oder Alentejo (d. h. jenseit des Tejo), die größte, aber volksärmste Provinz Portugals, zählt auf 471,38 Q.-M. nur 331729 E. (also auf 1 Q.-M. nur 704). Sie grenzt östlich an Spanien, nördlich an Beira und Estremadura, westlich an das Atlantische Meer und südlich an Algarve. An den Ostgrenzen des Landes erheben sich eine Menge niedriger Bergzüge, die durch ihre Gruppirung, schroffe Felswände, zahlreiche Ruinen einen malerischen Eindruck machen. Westlich gehen die Berghänge in breite Ebenen (Campos) über, welche vor ihrer Verflachung zur sandigen Küste noch einmal durch isolirte Felskämme unterbrochen werden. Auf der südl. Grenze steigt das algarbische Gebirge zur beträchtlichen Höhe von fast 4000 F. an. Die Provinz wird bewässert im O. durch die Guadiana mit dem Wasserfall Salto do Lobo, unweit Serpa, durch den Tejo nur kleinentheils im N., und im SW. durch den Sado oder Sadão. Im S. und W. ist das Klima heiß und trocken; hier sind die Ebenen von brauner Heide überzogen, ohne Baum und Strauch, von Sumpfstrecken unterbrochen und mit spärlichem Anbau bekleidet. Im O. dagegen sind die Thäler äußerst fruchtbar und die Berge mit schönen Holzungen versehen. Die Producte des Landes bieten einen mannichfachen Reichthum, und obschon nur ein kleiner Theil des Landes cultivirt, ist A. doch die Kornkammer Portugals. Nächst Weizen und Gerste baut man Reis und Mais; der Wein gedeiht fast überall. Die Schafzucht ist sehr bedeutend, nächstdem die Schweine- und Ziegenzucht, weniger die des

Rindviehs, der Esel und Maulesel. Die Fischerei an der theils sandigen, theils von steilen Felsen umgürteten Küste ist von keinem Belang. Auch der Handel und die Industrie liegen darnieder. Ungeachtet der Anzeichen eines nicht unbedeutenden Erzreichthums wird auch der Bergbau vernachlässigt. Bei der spärlichen Bevölkerung und dem geringen Anbau sowie wegen des vorherrschend ebenen, mit Cistusheiden und Viehweiden bedeckten Bodens haben die Landschaften A.s einen ziemlich einförmigen und etwas düstern Charakter. Die Vertreibung der Mauren, unverhältnißmäßige Rekrutenaushebungen seit Jahrhunderten, der Umstand, daß die Provinz in allen Kriegen der Hauptschauplatz des Kampfes gewesen und wiederholt arg verwüstet worden ist, die frühere Menge von Klöstern, der große Grundbesitz, infolge dessen die meisten Bauern nur Pächter, sind als die Hauptursachen anzusehen, welche die Entwickelung A.s darnieder gehalten haben. Die projectirte Südbahn und die im Bau begriffene Ostbahn nach Spanien werden auf die Entwickelung dieser Provinz sowie ganz Portugals ohne Zweifel Einfluß üben. Die Provinz zerfällt in drei Districte: Evora, Portalegre und Beja, zählt im ganzen 306 Kirchspiele, darunter nur drei eigentliche Städte oder Cidades (die Hauptstadt Evora, Portalegre und Beja), 104 Flecken (Villas), zu welchen auch die Festungen Estremoz, Elvas, Campo-Mayor, Mertola u. a. gehören.

Alençon, Hauptstadt des franz. Depart. Orne in der Normandie, an dem Zusammenfluß der Sarthe und Briante, in einer fruchtbaren, von Waldungen umgrenzten Ebene. Die Stadt ist von fünf Vorstädten umgeben und gut gebaut, doch verleihen ihr die aus Granit errichteten Häuser einen düstern Anblick. Die Kathedrale Notre-Dame ist 1553—1617 in goth. Stil erbaut und hat ein schönes Portal und vorzügliche Glasmalereien. Das Rathhaus ist 1783 an der Stelle des alten Schlosses der Herzoge von A. erbaut, von welchem noch zwei, jetzt zu Gefängnissen dienende Thürme wohl erhalten sind, und steht nebst dem modernen Justizpalast an dem schönen Hauptplatze, von welchem eine herrliche Promenade ausläuft. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind die Präfectur, die Getreidehalle, das Theater u. s. w. A. besitzt ein Collége und mehrere andere wissenschaftliche Institute, und zählt 16110 E. (363 weniger als 1856). Die lebhafte Industrie producirt vorzüglich Leinwand, feine Wollzeuge, Stickereiwaaren, feine Strohhüte, Posamentierwaaren, künstliche Blumen, Handschuhe, chem. Producte. Die sonst so bedeutende Fabrikation der Alençoner Spitzen (points d'Alençon) wird nicht mehr in dem frühern Umfange betrieben, beschäftigt jedoch nebst der Musselinstickerei noch immer an 2000 Personen. Sehr gesunken ist auch die Schleiferei der sogenannten Alençoner Diamanten (diamants d'Alençon), Quarzkrystalle, die man in der Umgegend der Stadt findet. — Die alten Herzoge von A. waren ein Zweig der königl. Valois und stammten von Karl II. von Valois, der 1322 von seinem Vater mit der Grafschaft A. belehnt wurde und 1346 in der Schlacht bei Crécy fiel. Zu seinen Gunsten war 1328 die Grafschaft A. zu einer Pairie erhoben worden. Doch erst 1414 wurde das Pairieherzogthum für des Stammvaters Enkel Johann III. (geb. 1385) errichtet, welcher 1415 in der Schlacht bei Azincourt seinen Tod fand. Sein Sohn und Nachfolger Johann IV., geb. 1409, verlor 1417 das Herzogthum an den König von England. Er zeichnete sich in den Kriegen gegen die Engländer aus und erhielt nach ihrer Vertreibung sein Herzogthum zurück. Zweimal wegen Verschwörungen gegen Karl VII. und Ludwig XI. zu Gunsten Englands zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, starb er 1476. Auch René, Johann's IV. Sohn, erregte, wiewol unverschuldet, den Argwohn Ludwig's XI., der ihn 1481 drei Monate lang zu Chinon in einen eisernen Käfig einsperren ließ. Erst nach Ludwig's XI. Tode erhielt er durch Karl VIII. Freiheit, Titel und Güter zurück und starb 1492. René's Sohn, Herzog Karl IV., geb. 1489 zu A., war mit Margarethe von Valois, der Schwester des Königs Franz I., vermählt. Er war bereits in der Schlacht bei Marignano gegenwärtig und befehligte sodann ohne Geschick die Vorhut des franz. Heers in den Niederlanden. In der Schlacht bei Pavia führte er den linken Flügel. Statt den König im entscheidenden Augenblicke zu unterstützen, floh er mit seinen Truppen, sodaß man ihm das Unglück des Tages und die Gefangennahme des Königs Franz I. zur Last legte. Er starb 11. April 1525 zu Lyon, und mit ihm erlosch das alte Haus A. Seine Gemahlin Margarethe blieb indeß im Besitze des Herzogthums, das erst nach ihrem Tode 1549 mit der Krone vereinigt ward. Von 1559—66 war Katharina von Medicis Herzogin von A. Dann gab Karl IX. dasselbe 1570 seinem jüngern Bruder, dem Herzog Franz von Anjou, nach dessen Tode 1584 es wiederum mit der Krone vereinigt wurde. Heinrich IV. überließ das Herzogthum 1605 als Pfand an den Herzog von Würtemberg, der es 1608 seinem Sohne vererbte, von welchem es 1612 Maria von Medicis für die Krone

wieder zurückkaufte. Seitdem wurde der Titel mehrfach an Prinzen des königl. Hauses verliehen, so 1774 von König Ludwig XVI. an dessen Bruder, den Grafen von Provence, den spätern Ludwig XVIII. Gegenwärtig führt der zweite Sohn des Herzogs von Nemours, Ferdinand Philipp (geb. 12. Juli 1844), den Titel eines Herzogs von A.

Aleppo oder Haleb, die Hauptstadt des gleichnamigen Ejalets im nördl. Syrien, liegt zwischen Orontes und Euphrat am Steppenflusse Koik (gewöhnlich Nahr-el-Haleb genannt), am nordwestl. Eingang des großen syrisch-arab. Wüstenplateau, in einem weiten, rings von dominirenden Kalksteinwänden eingeschlossenen Kesselthale. Die fruchtbaren und durch ausgezeichnete Pistazienpflanzungen berühmten Gärten zu beiden Seiten des kleinen Flusses bilden die einzige belebte Unterbrechung in der öden Umgebung der Stadt, welche noch gegenwärtig mit ihren zahllosen Kuppeln und Minarets, den reinlichen, gepflasterten Straßen, den durchaus massiven Häusern, zu den schönsten Städten des Orients gehört. Obgleich sie $3^1/_2$ St. im Umfang hat, so zählt sie jetzt doch nur 100000 E., darunter 15580 Christen, 4000 Juden und eine kleine Anzahl Europäer. Noch vor 60 J. hatte A. über 200000 gewerbfleißige und handeltreibende Bewohner, deren Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, in Gold- und Silberstoffen u. s. w. den ganzen Orient versahen. Allein das Erdbeben vom 24. Aug. 1822 verwandelte nicht nur die halbe Stadt, besonders die innerhalb der Ringmauer gelegene Citadelle, einen schönen altarab. Bau, in einen Schutthaufen, sondern begrub auch mit vielen Tausenden von Menschen die Industrie und den Wohlstand. Den Ruin der Stadt vollendeten die Pest 1827, die Cholera 1832 sowie die drückende ägypt. Herrschaft. Zwar wurden unter letzterer eine neue Citadelle nordwestlich von der Stadt und einige andere Gebäude errichtet; allein kaum die Hälfte der Moscheen und Bäder befindet sich wieder in brauchbarem Zustande. Die Wasserleitung ist das älteste Monument der Stadt. Der schöne Bazar umfaßt mehrere Straßen, ist durchaus gewölbt und erhält von oben, durch zum Theil in eigenen Kuppeln angebrachte Fenster, das Licht. A. bildet einen wichtigen Stapelplatz des Handels zwischen Europa, Indien und Persien, Arabien und Armenien. Die Hauptgegenstände des Exporthandels, zugleich die Hauptproducte des Landes, sind Wolle, Baumwolle, Pistazien, Oel, Sesam, Weizen, Gerste, Hirse, Taback. Die Industrie der Stadt in Brocat- und Seidenstoffen nimmt den ersten Rang unter den concurrirenden türk. Städten ein. Der Werth der Einfuhr europ. Waaren, besonders engl. Manufacturen, wird auf jährlich 30 Mill. Frs. geschätzt. Die Stadt, einst ein Mittelpunkt sarazen. Macht, trägt noch jetzt rein arab. Charakter. Der Aleppiner gilt im ganzen Orient wegen seiner feinen Manieren und saubern, gewählten Kleidung für einen Stutzer und feinen Mann. Durch Seleukus Nikator wurde A., das bei Ptolemäus Chalybon heißt, verschönert und Beröa genannt. Letztern Namen führte die Stadt durch die Römerzeit bis 636, wo sie durch die Araber ihren alten Namen wieder erhielt. Die Seldschuken gründeten hier mit Beginn der Kreuzzüge (998) ein Sultanat, das jedoch blos bis 1117 dauerte. 1260 wurde die damals sehr bedeutende Stadt von den Mongolen und 1400 von den Horden Timur's erobert und geplündert. Später kam sie unter die Mamluken Aegyptens. 1517 wurde sie durch Selim I. dem türk. Reiche einverleibt. Sie soll damals an 300000 E. gehabt haben. In neuerer Zeit ward A. berüchtigt durch die im Herbst 1850 an den dortigen Christen verübten Greuel und die damit verbundene Empörung, welche im Nov. Kerim-Pascha mit den Generalen Bem und Guyon blutig unterdrückte.

Aleppobeule ist eine in mehrern Gegenden des Orients (Syrien, Persien und einem Theile Aegyptens), namentlich aber in der Stadt Aleppo heimische Hautkrankheit, welche sich bei den Eingeborenen schon in der frühesten Kindheit zwischen dem ersten bis siebenten Jahre entwickelt, doch auch bisweilen erwachsene Eingewanderte befällt. Vorzugsweise im Gesicht, seltener an den Extremitäten und noch seltener an den übrigen Körpertheilen kommen zuerst ein oder mehrere Knoten zum Vorschein, welche in vier bis fünf Monaten zu Geschwülsten anwachsen, die einen Umfang von 6 Linien, ja selbst mehrern Zollen, und eine Höhe von 3 Linien haben. Dann beginnen in den Anschwellungen lebhafte Schmerzen. Die Oberfläche der Geschwülste bedeckt sich mit einer Kruste, und sie selbst gehen in Vereiterung über. Da der Vereiterungsproceß fünf bis sechs Monate dauert, so bedarf die Krankheit zu ihrer völligen Ausbildung im ganzen ein Jahr, weshalb sie von den Arabern Habbet-es-Seneh (Geschwulst von einem Jahre) genannt wird. Die Ursachen des krankhaften Zustandes, der wesentlich in einer Verhärtung, Anschwellung und Eiterbildung im Unterhautzellgewebe besteht und vorzugsweise an bestimmte Localitäten gebunden ist, sind völlig unbekannt. Einige Aerzte (Hebra, Rigler) halten die Krankheit nur für eine besondere Art von Karfunkel. Ansteckend ist das

Leiden nicht; ebenso wenig ist es tödlich; allein es kann das Gesicht in einer fürchterlichen Weise entstellen. Zur Heilung zerstört man die Anschwellungen und Geschwüre durch Aetzungen mit concentrirter Salpetersäure, auch mittels des Glüheisens. Es gibt einige der A. verwandte Krankheitsformen, z. B. die Biskarabeule (auch Zibanbeule, Saharageschwür, Frina oder Chabb der Araber), die Amboinabeule (auch Pocken von Amboina), der sibir. Karfunkel (auch Jaswa) und endlich bei den Pußtenbewohnern in Ungarn der Pokolvar.

Aler (Paul), Jesuit und Schulmann, geb. 9. Nov. 1656 zu St.-Veit im Luxemburgischen, trat in den Jesuitenorden, lehrte einige Zeit zu Köln, war dann Professor an der Universität zu Trier und Director des Gymnasiums daselbst und starb 2. Mai 1727 zu Düren. A. ist der Verfasser mehrerer theol., philos., sprachlicher und poetischer Schriften. Ein bleibendes Andenken hat er sich jedoch durch seinen «Gradus ad Parnassum» erworben, welcher sehr oft gedruckt (zuerst Köln 1702) und neu bearbeitet (von Sintenis, 2 Thle., Züllichau 1804; von Friedemann, 2 Thle., Lpz. 1842; von Koch, 2 Thle., Lpz. 1860) worden ist.

Aleschki, ehemals Dnjeprowsk, Kreisstadt im südruss. Gouvernement Taurien, unweit vom linken Ufer des untern Dnjepr, an den Flüßchen Kopka und Thaika, ¾ M. südöstlich von Cherson, hat 4300 E. In der Umgegend der Stadt liegen die weitläufigen Besitzungen des Herzogs von Anhalt, darunter das Dorf Anhalt-Köthen. Im Mittelalter hatte A. unter dem Namen Aleski, Olesch, italienisch Olice, Elice (wonach sogar der Dnjepr Fluß von Elice genannt wurde) als Handelsplatz eine gewisse Bedeutung.

Alesia, zur Römerzeit die Hauptstadt der Mandubier, einer kleinen Völkerschaft im celtischen Gallien, im heutigen Burgund, war ein sehr fester Platz auf einem hohen Berge, dessen Fuß zwei Flüsse bespülten, und überhaupt eine der vornehmsten und ältesten Städte der alten Gallier, nach der Sage von Hercules erbaut. Unter ihren Mauern fanden 52 v. Chr. die letzten verzweifelten Kämpfe der Gallier unter Führung des Vercingetorix um ihre Unabhängigkeit mit den Römern unter Cäsar statt. Nachdem Vercingetorix von Cäsar im Gebiete der Lingonen geschlagen worden war, wandte er sich nach A. und verschanzte sich hier mit 80000 Mann dicht bei der Stadt. Cäsar folgte ihm mit 60000 Mann nach und schloß den Feind, um ihn auszuhungern, mittels einer 11000 F. langen Circumvallationslinie ein. Außerdem hatte der röm. Feldherr, um sich gegen das heranziehende, von Vercingetorix eiligst aufgebotene Hülfsheer von 240000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern zu decken, auch nach außenhin eine Reihe kunstvoller Befestigungswerke angelegt. Sowol die Ausfälle des Vercingetorix wie die Angriffe des gallischen Hülfsheeres wurden zurückgewiesen. Nachdem endlich Cäsar das Hülfsheer vollständig geschlagen, ergab sich Vercingetorix, und A. fiel in die Gewalt der Römer. Unter der röm. Kaiserzeit kam A. wieder in einen blühenden Zustand, ward jedoch 864 von den Normannen zerstört. Spuren von Brunnen, Wasserleitungen, zerbrochene Ziegel, Münzen u. dgl., die man auf den Feldern bei dem Flecken Alise (auch Alise de Ste.-Reine oder Ste.-Reine d'Alise) am Flüßchen Ozerain (Osera der Alten) im franz. Depart. Côte-d'Or, kaum 2 M. im NO. von Saumur und 1 St. im NW. von Flavigny, gefunden hat, sind noch die einzigen Zeichen von dem ehemaligen Dasein der Stadt. Seit 1856 hat sich unter den franz. Alterthumsforschern eine sehr lebhafte, in zahlreichen Schriften geführte Controverse über die Lage des alten A. entsponnen, indem der eine Theil derselben, wie es scheint mit vollem Rechte, sich zu Gunsten des erwähnten Alise ausspricht, während der andere Theil das alte A. in Alaise-les-Salins in der Franche-Comté wiederfinden will. Vgl. besonders Clerc, «Étude complète sur Alaise» (Besançon 1860); Lenormant, «Mémoire sur A.» (Par. 1860).

Alessandresku (Gregor), namhafter rumänischer Dichter, geb. 1812 zu Tirgovisti in der Walachei, studirte am Collegium St.-Sava in Bukarest, wo besonders der Literarhistoriker Johann Eliade sein Lehrer war, und trat hierauf in Militärdienste. Mit dem Obersten Campinianul, dem damaligen Führer der nationalen Opposition, auf das innigste befreundet, verließ er 1834 bei dem Regierungsantritte des Hospodaren Alexander Ghika die Armee und übernahm die Leitung der 1835 von Campinianul gegründeten Philharmonischen Gesellschaft. Schon um jene Zeit hatte sich A. durch mehrere Satiren und polit. Fabeln Anerkennung und Popularität erworben, aber auch die Misgunst der damaligen Machthaber erregt. Er ward deshalb in ein Kloster verwiesen, in welchem er bis zur Absetzung Alexander Ghika's 1842 blieb und sein berühmtes «Jahr 1840» verfaßte, in dem er in feuriger und schöner Sprache den Wünschen und Hoffnungen seiner Partei Ausdruck verlieh. Hierauf lebte A. als Privatmann, bis er im April 1859 das Portefeuille der Finanzen im Ministerium Crezzulesku übernahm, das er jedoch schon nach einigen Monaten wieder niederlegte. Er gehörte seitdem wieder

zur liberalen Oppositionspartei, die er auch durch sein Dichtertalent unterstützt hat, indem er hier und da in Zeitschriften auf die polit. Verhältnisse gerichtete Fabeln veröffentlichte. Von seinen Werken, die bereits 1847 unter dem Titel «Erinnerungen und Eindrücke; Briefe und Fabeln» zu Bukarest erschienen, hat er 1863 eine zweite, vollständigere Ausgabe veröffentlicht.

Alessandri (Alessandro) oder Alessandri d'Alessandro, lat. Alexander ab Alexandro, ein ital. Jurist, der um 1461 zu Neapel geboren war, durch Filelfo, Perotti und Calderino angeregt, sich mit dem classischen Alterthume beschäftigte und eine Zeit lang als Advocat in seiner Vaterstadt wirkte. Obschon kein eigentlicher Philolog, hat doch viel Beifall gefunden sein Hauptwerk, die «Dies geniales» (Rom 1522 u. öfter; beste Ausg., 2 Bde., Leyd. 1676), in welchem er, nach dem Beispiel des Gellius in den «Noctes Atticae», allerlei Dinge, meist aus dem classischen Alterthume, in Form von Unterhaltungen mit gelehrten Freunden behandelt. A. starb 2. Oct. 1523 zu Rom, wo er eine Zeit lang als neapolit. Protonotar thätig war.

Alessandri (Basil), der bedeutendste rumänische Dichter der Gegenwart, auch als Patriot bekannt, geb. 1821 von reichen Aeltern in der Moldau, erhielt den ersten Unterricht in einem franz. Privatinstitut zu Jassy und seine weitere Ausbildung seit 1834 zu Paris, von wo er 1839 über Italien in seine Heimat zurückkehrte. Er schloß sich hier Cogalniceano an, der damals den Mittelpunkt des literarischen Lebens in Jassy bildete, und wurde eifriger Mitarbeiter an dem von diesem 1840 begründeten, aber 1842 von der Regierung unterdrückten Journal: «Das literarische Dacien». A. durchwanderte hierauf die Gebirgslandschaften der Moldau, um die Sagen und Lieder des Volks kennen zu lernen, und übernahm dann gemeinsam mit Cogalniceano und Negruzzi die Direction des rumän. und franz. Theaters in Jassy, für welches er eine Reihe von Lustspielen schrieb, die großen Beifall fanden. Unter denselben sind hervorzuheben: «Jassy im Carneval»; «Georg von Sadagura»; «Frau Kiritza in Jassy»; «Frau Kiritza auf dem Lande; «Die Bauernhochzeit»; «Der Hauspater». Ein neues Journal, das A. mit Cogalniceano 1844 gründete, die «Foiea scientifica», mußte schon nach einigen Monaten aufhören zu erscheinen. Unzufrieden mit den Zuständen in seinem Vaterlande, unternahm A. eine Reise nach dem Orient, Griechenland und den Ionischen Inseln. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich an der Bewegung von 1848, verließ aber mit Eintritt der Reaction sein Vaterland aufs neue. Er bereiste zunächst die Bukowina und Siebenbürgen, um Volkspoesien zu sammeln, und wirkte dann zu Paris im Interesse der Rumänen. Ein wiederholter Versuch, 1855 zu Jassy eine Zeitschrift, «Das literarische Rumänien» zu begründen, wurde ebenfalls durch Verbot der Regierung vereitelt. 1857 war A. Mitglied des Divans für die Verfassungsangelegenheit, und nachdem die Union der Fürstenthümer zu Stande gekommen, trat er im Oct. 1859 als Minister des Auswärtigen in das moldauische Ministerium Ghika ein, nahm jedoch im Mai 1860 mit seinen Collegen wegen Collision mit der Kammer seine Entlassung. Er lebte seitdem theils auf seinen Gütern, theils in Jassy und Paris. Von A.'s Werken sind, außer sehr zahlreichen Artikeln in rumän. und franz. Journalen, von denen er eine Auswahl (Jassy 1857) zusammenstellte, hervorzuheben: «Dramatisches Repertoire» (2 Thle., Jassy 1852); «Doinas» (Par. 1853); «Doine si lacrimioare» (Bukarest 1863), und die «Volksballaden Rumäniens» (2 Bde., Par. 1853). Einen Theil seiner Poesien übersetzte A. unter dem Titel «Ballades et chants populaires de la Roumanie» (Par. 1855) selbst ins Französische; seine «Doinas» wurden von Voinesku (Par. 1853 und 1855) übertragen.

Alessandria, mit dem Spottnamen della paglia (d. i. die stroherne), piemont. Festung und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (92,13 Q.-M. mit 645607 E.) des Königreichs Italien (und zwar in dem seit 1713 sardin. Antheil des Herzogthums Mailand), am Einfluß der Bormida in den Tanaro, in sumpfiger Gegend gelegen, ward 1168 von den Cremonesern, Mailändern und Piacentinern gegen Kaiser Friedrich I. erbaut und anfangs Cäsarea genannt, erhielt aber später, dem Papst Alexander III. zu Ehren, der ein Bisthum dahin verlegte, den jetzigen Namen. Die Stadt ist gut gebaut, hat sieben Hauptplätze, deren schönster am neuen Carlo-Alberto-Kanal liegt. Von den 19 Kirchen ist die Kathedrale und die uralte Kirche San-Maria di Castello bemerkenswerth. Letztere stand schon in der alten Feste Rovereto, in deren Nähe später A. erbaut wurde. Von den andern öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der königl. Palast, der Palast der Ghilini, eine Kaserne für mehr als 3000 Mann und ein großer Camposanto. Eine bedeckte Brücke führt auf das linke Ufer des Tanaro zur Citadelle, die 1728 an der Stelle der Vorstadt Bergoglio erbaut ward. Die Akademie der Wissenschaften und Künste, genannt Dei Immobili, wurde 1562 gegründet. A. zählt mit Einschluß der Corpi-Santi oder der

Leiden nicht; ebenso wenig ist es tödlich; allein es kann das Gesicht in einer fürchterlichen Weise entstellen. Zur Heilung zerstört man die Anschwellungen und Geschwüre durch Aetzungen mit concentrirter Salpetersäure, auch mittels des Glüheisens. Es gibt einige der A. verwandte Krankheitsformen, z. B. die Biskarabeule (auch Zibanbeule, Saharageschwür, Frina oder Chabb der Araber), die Amboinabeule (auch Pocken von Amboina), der sibir. Karfunkel (auch Jaswa) und endlich bei den Pußtenbewohnern in Ungarn der Pokolvar.

Aler (Paul), Jesuit und Schulmann, geb. 9. Nov. 1656 zu St.-Veit im Luxemburgischen, trat in den Jesuitenorden, lehrte einige Zeit zu Köln, war dann Professor an der Universität zu Trier und Director des Gymnasiums daselbst und starb 2. Mai 1727 zu Düren. A. ist der Verfasser mehrerer theol., philos., sprachlicher und poetischer Schriften. Ein bleibendes Andenken hat er sich jedoch durch seinen «Gradus ad Parnassum» erworben, welcher sehr oft gedruckt (zuerst Köln 1702) und neu bearbeitet (von Sintenis, 2 Thle., Züllichau 1804; von Friedemann, 2 Thle., Lpz. 1842; von Koch, 2 Thle., Lpz. 1860) worden ist.

Aleschki, ehemals Dnjeprowsk, Kreisstadt im südruss. Gouvernement Taurien, unweit vom linken Ufer des untern Dnjepr, an den Flüßchen Kopka und Thaika, ¾ M. südöstlich von Cherson, hat 4300 E. In der Umgegend der Stadt liegen die weitläufigen Besitzungen des Herzogs von Anhalt, darunter das Dorf Anhalt-Köthen. Im Mittelalter hatte A. unter dem Namen Aleski, Olesch, italienisch Olice, Elice (wonach sogar der Dnjepr Fluß von Elice genannt wurde) als Handelsplatz eine gewisse Bedeutung.

Alesia, zur Römerzeit die Hauptstadt der Mandubier, einer kleinen Völkerschaft im celtischen Gallien, im heutigen Burgund, war ein sehr fester Platz auf einem hohen Berge, dessen Fuß zwei Flüsse bespülten, und überhaupt eine der vornehmsten und ältesten Städte der alten Gallier, nach der Sage von Hercules erbaut. Unter ihren Mauern fanden 52 v. Chr. die letzten verzweifelten Kämpfe der Gallier unter Führung des Vercingetorix um ihre Unabhängigkeit mit den Römern unter Cäsar statt. Nachdem Vercingetorix von Cäsar im Gebiete der Lingonen geschlagen worden war, wandte er sich nach A. und verschanzte sich hier mit 80000 Mann dicht bei der Stadt. Cäsar folgte ihm mit 60000 Mann nach und schloß den Feind, um ihn auszuhungern, mittels einer 11000 F. langen Circumvallationslinie ein. Außerdem hatte der röm. Feldherr, um sich gegen das heranziehende, von Vercingetorix eiligst aufgebotene Hülfsheer von 240000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern zu decken, auch nach außenhin eine Reihe kunstvoller Befestigungswerke angelegt. Sowol die Ausfälle des Vercingetorix wie die Angriffe des gallischen Hülfsheeres wurden zurückgewiesen. Nachdem endlich Cäsar das Hülfsheer vollständig geschlagen, ergab sich Vercingetorix, und A. fiel in die Gewalt der Römer. Unter der röm. Kaiserzeit kam A. wieder in einen blühenden Zustand, ward jedoch 864 von den Normannen zerstört. Spuren von Brunnen, Wasserleitungen, zerbrochene Ziegel, Münzen u. dgl., die man auf den Feldern bei dem Flecken Alise (auch Alise de Ste.-Reine oder Ste.-Reine d'Alise) am Flüßchen Ozerain (Osera der Alten) im franz. Depart. Côte-d'Or, kaum 2 M. im NO. von Saumur und 1 St. im NW. von Flavigny, gefunden hat, sind noch die einzigen Zeichen von dem ehemaligen Dasein der Stadt. Seit 1856 hat sich unter den franz. Alterthumsforschern eine sehr lebhafte, in zahlreichen Schriften geführte Controverse über die Lage des alten A. entsponnen, indem der eine Theil derselben, wie es scheint mit vollem Rechte, sich zu Gunsten des erwähnten Alise ausspricht, während der andere Theil das alte A. in Alaise-les-Salins in der Franche-Comté wiederfinden will. Vgl. besonders Clerc, «Étude complète sur Alaise» (Besançon 1860); Lenormant, «Mémoire sur A.» (Par. 1860).

Alessandrescu (Gregor), namhafter rumänischer Dichter, geb. 1812 zu Tirgovisti in der Walachei, studirte am Collegium St.-Sava in Bukarest, wo besonders der Literarhistoriker Johann Eliade sein Lehrer war, und trat hierauf in Militärdienste. Mit dem Obersten Campinianul, dem damaligen Führer der nationalen Opposition, auf das innigste befreundet, verließ er 1834 bei dem Regierungsantritte des Hospodaren Alexander Ghika die Armee und übernahm die Leitung der 1835 von Campinianul gegründeten Philharmonischen Gesellschaft. Schon um jene Zeit hatte sich A. durch mehrere Satiren und polit. Fabeln Anerkennung und Popularität erworben, aber auch die Misgunst der damaligen Machthaber erregt. Er ward deshalb in ein Kloster verwiesen, in welchem er bis zur Absetzung Alexander Ghika's 1842 blieb und sein berühmtes «Jahr 1840» verfaßte, in dem er in feuriger und schöner Sprache den Wünschen und Hoffnungen seiner Partei Ausdruck verlieh. Hierauf lebte A. als Privatmann, bis er im April 1859 das Portefeuille der Finanzen im Ministerium Crezzulescu übernahm, das er jedoch schon nach einigen Monaten wieder niederlegte. Er gehörte seitdem wieder

zur liberalen Oppositionspartei, die er auch durch sein Dichtertalent unterstützt hat, indem er hier und da in Zeitschriften auf die polit. Verhältnisse gerichtete Fabeln veröffentlichte. Von seinen Werken, die bereits 1847 unter dem Titel «Erinnerungen und Eindrücke; Briefe und Fabeln» zu Bukarest erschienen, hat er 1863 eine zweite, vollständigere Ausgabe veröffentlicht.

Alessandri (Alessandro) oder Alessandri d'Alessandro, lat. Alexander ab Alexandro, ein ital. Jurist, der um 1461 zu Neapel geboren war, durch Filelfo, Perotti und Calderino angeregt, sich mit dem classischen Alterthume beschäftigte und eine Zeit lang als Advocat in seiner Vaterstadt wirkte. Obschon kein eigentlicher Philolog, hat doch viel Beifall gefunden sein Hauptwerk, die «Dies geniales» (Rom 1522 u. öfter; beste Ausg., 2 Bde., Leyd. 1676), in welchem er, nach dem Beispiel des Gellius in den «Noctes Atticae», allerlei Dinge, meist aus dem classischen Alterthume, in Form von Unterhaltungen mit gelehrten Freunden behandelt. A. starb 2. Oct. 1523 zu Rom, wo er eine Zeit lang als neapolit. Protonotar thätig war.

Alessandri (Basil), der bedeutendste rumänische Dichter der Gegenwart, auch als Patriot bekannt, geb. 1821 von reichen Aeltern in der Moldau, erhielt den ersten Unterricht in einem franz. Privatinstitut zu Jassy und seine weitere Ausbildung seit 1834 zu Paris, von wo er 1839 über Italien in seine Heimat zurückkehrte. Er schloß sich hier Cogalniceano an, der damals den Mittelpunkt des literarischen Lebens in Jassy bildete, und wurde eifriger Mitarbeiter an dem von diesem 1840 begründeten, aber 1842 von der Regierung unterdrückten Journal: «Das literarische Dacien». A. durchwanderte hierauf die Gebirgslandschaften der Moldau, um die Sagen und Lieder des Volks kennen zu lernen, und übernahm dann gemeinsam mit Cogalniceano und Negruzzi die Direction des rumän. und franz. Theaters in Jassy, für welches er eine Reihe von Lustspielen schrieb, die großen Beifall fanden. Unter denselben sind hervorzuheben: «Jassy im Carneval»; «Georg von Sadagura»; «Frau Kiritza in Jassy»; «Frau Kiritza auf dem Lande; «Die Bauernhochzeit»; «Der Hauspater». Ein neues Journal, das A. mit Cogalniceano 1844 gründete, die «Foiea scientifica», mußte schon nach einigen Monaten aufhören zu erscheinen. Unzufrieden mit den Zuständen in seinem Vaterlande, unternahm A. eine Reise nach dem Orient, Griechenland und den Ionischen Inseln. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich an der Bewegung von 1848, verließ aber mit Eintritt der Reaction sein Vaterland aufs neue. Er bereiste zunächst die Bukowina und Siebenbürgen, um Volkspoesien zu sammeln, und wirkte dann zu Paris im Interesse der Rumänen. Ein wiederholter Versuch, 1855 zu Jassy eine Zeitschrift, «Das literarische Rumänien» zu begründen, wurde ebenfalls durch Verbot der Regierung vereitelt. 1857 war A. Mitglied des Divans für die Verfassungsangelegenheit, und nachdem die Union der Fürstenthümer zu Stande gekommen, trat er im Oct. 1859 als Minister des Auswärtigen in das moldauische Ministerium Ghika ein, nahm jedoch im Mai 1860 mit seinen Collegen wegen Collision mit der Kammer seine Entlassung. Er lebte seitdem theils auf seinen Gütern, theils in Jassy und Paris. Von A.'s Werken sind, außer sehr zahlreichen Artikeln in rumän. und franz. Journalen, von denen er eine Auswahl (Jassy 1857) zusammenstellte, hervorzuheben: «Dramatisches Repertoire» (2 Thle., Jassy 1852); «Doinas» (Par. 1853); «Doine si lacrimioare» (Bukarest 1863), und die «Volksballaden Rumäniens» (2 Bde., Par. 1853). Einen Theil seiner Poesien übersetzte A. unter dem Titel «Ballades et chants populaires de la Roumanie» (Par. 1855) selbst ins Französische; seine «Doinas» wurden von Voinesku (Par. 1853 und 1855) übertragen.

Alessandria, mit dem Spottnamen della paglia (d. i. die stroherne), piemont. Festung und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (92,13 Q.-M. mit 645607 E.) des Königreichs Italien (und zwar in dem seit 1713 sardin. Antheil des Herzogthums Mailand), am Einfluß der Bormida in den Tanaro, in sumpfiger Gegend gelegen, ward 1168 von den Cremonesern, Mailändern und Piacentinern gegen Kaiser Friedrich I. erbaut und anfangs Cäsarea genannt, erhielt aber später, dem Papst Alexander III. zu Ehren, der ein Bisthum dahin verlegte, den jetzigen Namen. Die Stadt ist gut gebaut, hat sieben Hauptplätze, deren schönster am neuen Carlo-Alberto-Kanal liegt. Von den 19 Kirchen ist die Kathedrale und die uralte Kirche San-Maria di Castello bemerkenswerth. Letztere stand schon in der alten Feste Rovereto, in deren Nähe später A. erbaut wurde. Von den andern öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der königl. Palast, der Palast der Ghilini, eine Kaserne für mehr als 3000 Mann und ein großer Camposanto. Eine bedeckte Brücke führt auf das linke Ufer des Tanaro zur Citadelle, die 1728 an der Stelle der Vorstadt Bergoglio erbaut ward. Die Akademie der Wissenschaften und Künste, genannt Dei Immobili, wurde 1562 gegründet. A. zählt mit Einschluß der Corpi-Santi oder der

unmittelbaren Umgebung 54354 E., welche bedeutende Manufacturen in leinenen, wollenen und seidenen Zeugen, Strümpfen und Hüten unterhalten, berühmten Gartenbau und lebhaften Handel betreiben. Auch werden jährlich zwei sehr besuchte Messen abgehalten. Ueberhaupt bildet A. den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Genua, Turin und Mailand, und ist der Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen. Schon bei der Erbauung zur Festung bestimmt, als Uebergang über den Tanaro und die Bormida und als wichtiger Einigungspunkt mehrerer Straßen in gutem Stand erhalten, war A. oft Gegenstand und Schauplatz des Kampfes. Die Stadt wurde 1522 vom Herzog Sforza erobert und geplündert, 1657 von den Franzosen unter Prinz Conti vergeblich belagert, und 1707 von Prinz Eugen nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen. Kaiser Joseph I. überließ die Stadt erblich an den Herzog von Savoyen. Seit 1796 gehörte sie den Franzosen, und während der franz. Herrschaft war sie die Hauptstadt des Depart. Marengo. Nach der Schlacht bei Marengo schloß hier 16. Juni 1800 der österr. General Melas mit Bonaparte einen Waffenstillstand, zufolge dessen Oberitalien bis an den Mincio und 12 Festungen den Franzosen eingeräumt wurden. Nach Unterdrückung der piemont. Revolution von 1821 hielten die Oesterreicher den Platz mehrere Jahre besetzt. Die sehr starken, von den Franzosen errichteten Befestigungen wurden damals demolirt und auf die sehr feste Citadelle am linken Ufer des Tanaro, einen Brückenkopf und eine bastionirte Ringmauer um die Stadt beschränkt. Während des Kriegs von 1848 und 1849, wo A. den Hauptwaffenplatz der Piemontesen abgab, fügte man wieder neue Befestigungen hinzu. Nach der Schlacht von Novara (23. März 1849) mußte der Platz für die Dauer des Waffenstillstandes den Oesterreichern als Garantie des Friedens übergeben werden; doch ward er nach Unterzeichnung desselben wieder geräumt. Seit 1856 sind die Festungswerke bedeutend erweitert und verstärkt worden. Im Kriege von 1859 war A. das Hauptquartier Napoleon's III. und Victor Emanuel's.

Alessi (Galeazzo), einer der größten und einflußreichsten Baumeister des 16. Jahrh., geb. in Perugia 1500, gest. daselbst 31. Dec. 1572, war ein Schüler Caporali's und ein Freund Michel Angelo's. Er studirte eifrig die Baustile des Alterthums und erwarb sich namentlich durch seine Bauwerke in Genua, wo er seine größte Thätigkeit entfaltete, einen über Italien hinausreichenden Ruhm. Was Bramante und San-Gallo für Rom, Buontalenti und Ammanati für Florenz, Sansovino und Palladio für Venedig, das war A. für die Stadt Genua, die ihm durch eine Reihe herrlicher Gebäude ihre jetzige Gestalt und den Beinamen «Stadt der Paläste» verdankt. Es handelte sich darum, auf oft steilem und durch Befestigungswerke beschränktem Raume Imposantes zu schaffen, und dies bewirkte A. hauptsächlich durch großartige Behandlung der Vorhallen, der Doppeltreppen mit Durchsichten und der (obwol nicht großen) Hofräume. Unter den Bauten von ihm zählen zu Genua die Paläste Grimaldi, Bianco, Carrega, Lercari, Spinola, die Villa Pallavicini, das Bankgebäude und der noch in seinem Ruin herrliche Palast Sauli. Als Hauptwerk des Meisters gilt die Kirche Sta.-Maria di Carignano mit edler Kuppel zwischen vier Thürmen. Ferner ist von ihm im Flecken Albaro die reizende Villa Giustiniani, in Mailand die Kirchen San-Paolo und San-Vittoria sowie die Vorderseite der Kirche San-Celso und der berühmte Palast Tommaso Marino. Auch Neapel, Sicilien, Flandern und Deutschland begehrten Baurisse von ihm, und für Spanien machte er verschiedene Entwürfe zum Escurial.

Alessio oder Lesch, Ljesch, feste türk. Stadt in Albanien, im Lande der freien Mirditen, am linken Ufer des Drin, der hier über 200 F. breit ist, aber auf seinem weiten Laufe gegen W. versandet, ehe er in den Meerbusen von A. fließt. Die Mündung des Flusses bildet den Hafen der Stadt, die zwei feste Schlösser hat, der Sitz eines kath. Bischofs ist und 3000 E. zählt, welche lebhaften Handel treiben. Unter dem Namen Lissus in Illyria wurde A. vom syrakusanischen Tyrannen Dionysius gegründet, mit der umfangreichsten Mauer aller griech. Städte versehen und zum Seeplatz bestimmt. Die Stadt birgt das Grab des Skanderbeg (s. d.), der in der Ebene zwischen dem Drin und dem südlicher mündenden Matja 1455 die Türken besiegte und 1466 in A. starb. Seine Gebeine wurden 1478 bei Eroberung der Stadt von den Türken entführt.

Aletschgletscher, im schweiz. Canton Wallis, ist ein Ausläufer der ungeheuern Gletschermasse, die sich von der Jungfrau und dem Finsteraarhorn südlich, östlich und westlich ausdehnt. Der A. bildet mit den Viescher-, Lauter-, Finster- und Oberaargletschern sowie mit dem Lötschgletscher ein zusammenhängendes Eismeer und steigt von S. her bis an die Höhe der Jungfrau hinan, von wo aus diese 1811 und 1812 zuerst von den Brüdern Meier aus Aarau bestiegen wurde, und hängt auf der andern Seite bis zur Rhône bei Naters herab. Im O.

ist der A. durch die Viescherhörner vom Vieschergletscher geschieden; im SW. überragt ihn das Aletschhorn, das bis 12874 F. aufsteigt. Durch die Kluft der Blindtobels entströmt dem Gletscher die wilde, nach kurzem Laufe in die Rhône sich ergießende Massa. Der Weg von dem am östl. Ende liegenden Aletschsee längs des Gletschers zu der Massa ist reich an Naturschönheiten.

Aleuten oder **Katharinenarchipel** heißt eine aus mehr als 60 Inseln und vielen Klippen bestehende und ungefähr 480 O.-M. einnehmende, zum russ. Amerika gehörige Inselreihe, welche als insulare Fortsetzung der nordamerik. Halbinsel Alaschka (s. d.) in einem bis nahe an Kamtschatka herantretenden Bogen Asien und Amerika brückenartig verbindet, und im N. von 50° nördl. Br. das Beringsmeer oder das Meer von Kamtschatka von dem Stillen Ocean scheidet. Die Inselreihe zerfällt am natürlichsten in fünf Gruppen: 1) die Beringsinsel (wo Bering 1741 starb) mit der Mednoi- oder Kupferinsel, abgetrennt von der eigentlichen Kette in der Nähe der Ostküste Kamtschatkas gelegen; 2) die Sasignan- oder die Nahen Inseln, oder die eigentlichen A., mit Attu, Agattu und Semitschi; 3) die Khao- oder Ratteninseln mit Buldyr, Kiska, Amschitka und Krysiü-Ostrow; 4) die Negho- oder Andreanowinseln, meist klein und wenig besucht, wozu Samidopotschenoi (oder die Siebenkraterinsel), Goreloi oder Brandinsel, Bobrowoi oder Biberinsel, Tanaga, Atscha, Amlja oder Amlak u. s. w. gehören; endlich 5) die Fuchs- oder Kavalanginseln mit Unimak, Unalaschka, Umnak u. s. w. Von denselben ist Unimak (98 O.-M.) die größte der ganzen Inselkette. Die Inseln sind alle felsig und gewähren von der See aus einen traurigen Anblick. Sie tragen die Spuren gewaltsamer Zerrüttungen und zeigen noch jetzt durch ihre Lavamassen, durch periodisch oder immer rauchende Vulkane wie durch heiße Quellen vulkanische Thätigkeit. Die ganze Kette bildet das Verbindungsglied zwischen der großen Vulkanenreihe der Westküste Nordamerikas und Kamtschatkas. Die Küsten der Inseln sind wegen vieler vorliegender Klippen für Schiffe schwer zugänglich. Bei einem winterlichen Klima, das nur auf kurze Zeit durch ein nebelreiches Frühjahr und einen heißen Sommer unterbrochen wird, vermag die karge Erddecke der Eilande nur niedriges Gestrüpp, zahlreiche Gräser, Moose und Flechten, nicht aber kräftigen Baumwuchs zu erzeugen. Die auf Unalaschka gemachten Versuche zu Anpflanzung von Fichten haben keinen günstigen Erfolg gehabt. Hier und da haben Europäer Gemüsegärten mit leidlichem Erfolg angelegt; auch der Anbau von Kartoffeln gab günstige Resultate. Die Inseln besitzen einen großen Reichthum an Quellen und Ueberfluß an Fischen, Füchsen, Hunden, Renthieren, Robben und Seeottern. Die Bewohner, die jetzt zum Theil von russ. Priestern zum Christenthum bekehrt worden, sind kamtschadalischen Ursprungs und wurden 1852 auf 4645 Seelen angegeben. Ihre Beschäftigung ist Jagd und Fischfang; ihre Gesittung steht auf sehr niedriger Stufe. Die Erwachsenen dienen vier bis fünf Jahre der Russisch-Amerikanischen Handelscompagnie, dann jagen und fischen sie auf eigene Hand, müssen aber ihren Ertrag an die Compagnie verkaufen. Der Verkauf von Spirituosen ist verboten. Die A. sind seit der ersten Reise Bering's (1728) bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. allmählich von den Russen entdeckt und in Besitz genommen worden. 1785 wurden die ersten befestigten Niederlassungen der Russen als Privatunternehmungen gegründet, welche 1799 die Russisch-Amerikanische Handelscompagnie übernahm.

Alexander ist der Name von acht Päpsten. — **A. I.**, 109—119, der sechste Papst, ein Römer, soll das Weihwasser eingeführt haben und als Märtyrer gestorben sein. — **A. II.**, 1061—73, ein Mailänder, der erste ohne Einmischung des deutschen Kaisers durch das Cardinalscollegium gewählte Papst, erhielt an dem zu Basel erwählten und von Heinrich IV. unterstützten Honorius II. (vorher Cadalous, Bischof von Parma) einen Gegenpapst. Als letzterer aber auf der vom Bischof Hanno von Köln 1062 berufenen Kirchenversammlung als unrechtmäßig verworfen worden, ward A. allgemein anerkannt. Die Beschlüsse über Kirchenwesen, Investitur und Cölibat sowie alle Schritte zur Demüthigung Heinrich's IV., welche unter seiner Regierung und in seinem Namen geschahen, gingen jedoch nicht von ihm selbst, sondern vom Cardinal Hildebrand, dem nachherigen Gregor VII., seinem Kanzler, aus, welcher schon damals Seele der päpstl. Regierung war. — **A. III.**, 1159—81, ein geistesgewandter und charakterfester Mann, der sich wider drei Gegenpäpste, Victor IV., Paschalis III. und Calixtus, und deren Beschützer, den Kaiser Friedrich I., zu halten wußte. Als zuletzt nach der Schlacht bei Legnano der Kaiser Versöhnung mit dem Papste suchte und sich zum Halten des Steigbügels und zum Fußkuß herablassen mußte, soll A. ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt haben. Auch in England wußte er den Einfluß der päpstl. Curie aufrecht zu erhalten und zu befestigen.

Vgl. Reuter, «Geschichte A.'s III. und der Kirche seiner Zeit» (2 Bde., Lpz. 1860). — A. IV., 1254—61, war ein gutgesinnter, aber schwacher Mann, der im Kampfe gegen die letzten Hohenstaufen viel Ungemach zu dulden hatte. Besonders war es der Herzog Manfred, welcher, ungeachtet des gegen ihn geschleuderten Bannfluchs, das Ansehen des Papstes in ganz Italien vernichtete, die päpstl. Heere schlug und A. selbst zur Flucht nach Viterbo nöthigte, wo er 1261 starb. — A. V., 1409—10, ein geborener Grieche aus Candia, vorher Cardinal Peter Philargi, hatte gegen zwei Gegenpäpste zu gleicher Zeit zu kämpfen, von denen der eine, Benedict XIII., von Spanien und Schottland, der andere, Gregor XII., vom deutschen Kaiser Ruprecht und Ladislaus von Neapel gestützt wurden. Dem Concil zu Pisa versprach er eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, ohne jedoch zur Ausführung derselben zu schreiten. Er zeichnete sich durch Verschwendung, Wohlleben und außerordentliche Freigebigkeit aus, und stand unter dem Einfluß des Cardinals Cossa, welcher als Johann XXIII. nach ihm den päpstl. Stuhl einnahm. Dieser soll auch den Tod A.'s durch Gift herbeigeführt haben. Unter A.'s Regierung wurde die Lehre Wicliffe's verdammt und Huß vor den päpstl. Richterstuhl geladen. — A. VI. (Borgia), 1492—1503, s. d. — A. VII., 1655—67, vorher Cardinal Fabio Chigi, wurde namentlich durch Frankreichs Einfluß gewählt. Er hatte zwar die Freude, die zum Katholicismus übergetretene Königin Christine von Schweden zu confirmiren, mußte aber von Ludwig XIV. und Mazarin viele Demüthigungen erfahren und den Vergleich von Pisa (1664) annehmen. Im Gegensatz zu seinem frühern Leben, welches zu großen Hoffnungen berechtigte, war er als Papst prachtliebend und auf die Hebung seiner Verwandten bedacht. Sein Lieblingsplan, alle christl. Völker des Abendlands gegen die Türken zu vereinigen, konnte von keinem Erfolge begleitet sein. — A. VIII., 1689—91, aus dem venet. Geschlechte der Ottoboni, schlichtete mit Ludwig XIV. den Streit über die Quartierfreiheit der Gesandten. Den von seinem Vorgänger Innocenz XIII. geführten Streit über die vier Propositionen der Gallikanischen Kirche setzte er fort und beendigte ihn durch deren Verdammung. Auch die Lehrsätze der Jansenisten traf die Verurtheilung. Nur wenige Päpste haben den Nepotismus so weit getrieben als dieser.

Alexander VI. (Borgia), Papst von 1492—1503, unstreitig der berühmteste dieses Namens, zugleich aber der berüchtigtste unter allen Päpsten und der lasterhafteste unter allen Fürsten und Großen jener sittenverderbten Zeit. Tücke und Grausamkeit, dabei Kühnheit und Unerschrockenheit in Gefahren, Klugheit und Wachsamkeit in allen seinen Unternehmungen, Leutseligkeit und Milde gegen Niedere, Härte und Habgier gegen Reiche erschienen als seine hervorstechenden Eigenschaften. Neben großen Talenten und Liebe zu Kunst und Wissenschaft, verschmähte er in seinem zügellosen Wandel kein Mittel zur Befriedigung seiner Gelüste, selbst Treubruch, Mord und Vergiftung nicht. Er hieß eigentlich Rodrigo Lenzuoli, war zu Valencia in Spanien 1430 geboren, hatte aber den alten und berühmten Familiennamen seiner Mutter Borgia angenommen. Mit einer durch ihre Schönheit berühmten Frau Rosa Vanozza hatte er fünf Kinder gezeugt, die er als Papst zu erheben und denen er einen größern, unabhängigen Länderbesitz zu verschaffen suchte. Am bekanntesten unter diesen sind Cesare Borgia und Lucrezia, mit der er, neben ihren Brüdern, in blutschänderischer Verbindung gelebt haben soll. Die Cardinalswürde erhielt A. 1455 vom Papst Calixtus III., seinem Oheim. Durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er sich nach Innocenz' VIII. Tode den Weg zum päpstl. Stuhle. Der lange Aufenthalt der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert. Um diesen Verlust zu ersetzen, suchte A. die Macht der ital. Fürsten zu brechen, sich ihrer Besitzungen zur Bereicherung seiner Familie zu bemächtigen, und wandte dazu die abscheulichsten Mittel an. Auch auf andern Wegen wußte er unermeßliche Summen Geld aus den christl. Staaten zu ziehen. Er schlichtete die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Spanien wegen Amerika entstanden waren, und schied ihre Eroberungen 1494 durch eine Demarcationslinie, die er 360 M. westlich von den Azoren durch das Weltmeer zog. A. starb 18. Aug. 1503 nach der Sage an Gift, welches er und sein Sohn ihren Gästen bestimmt hatten, das sie aber aus Versehen selbst erhielten. Während seiner Regierung wurde die Büchercensur eingeführt, und der edle Savonarola, der zur Absetzung des Papstes aufgefordert hatte, 1498 als Ketzer verbrannt. (S. **Borgia**.)

Alexander der Große, der Sohn Philipp's von Macedonien und der Olympias, einer Tochter des Neoptolemos von Epirus, war zu Pella 21. Juli 356 v. Chr. geboren. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an, der aber zugleich voll von Ruhmsucht und Ehrgeiz war. Die Siege seines Vaters Philipp erregten

in ihm Neid. «Mein Vater», rief er einst aus, «wird mir nichts zu thun übrig lassen!» Leonidas, ein Verwandter von mütterlicher Seite, und Lysimachos, später Aristoteles waren seine Erzieher und Lehrer. Von ihnen, namentlich von letzterm, erhielt er eine griech. Bildung. A. war 16 J. alt, als Philipp, der gegen Byzanz auszog, ihm während seiner Abwesenheit die Regierung übertrug. Große Tapferkeit zeigte er schon in der Schlacht bei Chäronea 338, wo er die Heilige Schar der Thebaner schlug. «Mein Sohn», sagte Philipp, als er ihn nach der Schlacht umarmte, «suche dir ein anderes Reich; denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug.» Vater und Sohn entzweiten sich, als ersterer seine Gemahlin Olympias verstieß. A., der seine Mutter in Schutz nahm, floh, um der Rache des Vaters zu entgehen, nach Epirus; bald aber erhielt er Verzeihung und kehrte zurück. Darauf begleitete er den Vater gegen die Triballer und rettete ihm hier im Kampfe das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüstete sich zu einem Kriege gegen Persien, als er 336 ermordet wurde. A., noch nicht 20 J. alt, ergriff mit fester Hand die Zügel der Regierung, bestrafte die Schuldigen, ging nach dem Peloponnes und ließ sich in der allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien ertheilen. Nach seiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballer feindlich gerüstet; er zog wider sie, erzwang den Durchzug durch Thrazien und war allenthalben siegreich. Auf das Gerücht von seinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und die Athener, von Demosthenes aufgereizt, waren bereit, sich mit jenen zu vereinigen. Schnell rückte A., um diese Vereinigung zu hindern, vor Theben, das er, da es sich nicht unterwarf, eroberte und von Grund aus zerstörte. Er ließ von den Einwohnern 6000 niederhauen und 30000 als Sklaven verkaufen. Diese barbarische Strenge erschreckte ganz Griechenland. Die Athener erfuhren ein minder hartes Schicksal.

Nachdem A. also Griechenland eingeschüchtert und unterworfen, sich der Macedonier insbesondere versichert und den Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa ernannt hatte, begann er, angeblich im griech. Nationalinteresse, in Wahrheit als Eroberer den beabsichtigten Zug nach Persien, indem er im Frühjahr 334 mit 30000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Hellespont überschritt. Als er dem Granikos sich näherte, vernahm er, daß mehrere pers. Satrapen ihn jenseit des Flusses mit 20000 Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte er sein Heer durch den Fluß und errang, nachdem er mit seiner Lanze des Darius Eidam, Mithridates, niedergestoßen und sich allen Gefahren preisgegeben, einen vollständigen Sieg. Die Macedonier, durch sein Beispiel ermuntert, warfen alles vor sich nieder. Noch widerstanden die in Phalangen aufgestellten griech. Hülfsvölker der Perser unter dem Rhodier Memnon; doch auch sie wurden bis auf 2000 Mann, welche in Gefangenschaft fielen, niedergehauen. Den gefallenen Kriegern hielt A. eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meisten Städte Kleinasiens, selbst Sardes, öffneten dem Sieger die Thore, nur Milet und Halikarnaß widerstanden länger. Er eroberte Lycien, Ionien, Karien, Pamphylien und Kappadocien, und stellte mit kluger Berechnung in allen griech. Städten die Demokratie wieder her. Doch eine gefährliche Krankheit, die er sich durch ein Bad im Kydnos zugezogen, hemmte seinen Lauf. In dieser Lage offenbarte A. einen erhabenen Charakterzug. Während ihm sein Arzt Philippos einen Trank reichte, empfing er einen Brief von Parmenio, der ihm meldete, daß jener von Darius bestochen sei, ihn zu vergiften. A. reichte dem Philippos den Brief und nahm in demselben Augenblicke den Trank.

Kaum hergestellt, rückte A. gegen die Engpässe Ciliciens vor, wohin sich Darius, statt seinen Gegner in den Ebenen Assyriens zu erwarten, unvorsichtig mit einem für damalige Zeit ungeheuern Heere begeben hatte. Bei Issos an der syrischen Grenze, zwischen dem Meere und den Gebirgen, kam es im Nov. 333 zur Schlacht. Die unentwickelten Streitmassen der Perser wurden von den einbrechenden Macedoniern in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leisteten 30000 Griechen, im Solde des Perserkönigs, längern Widerstand; aber auch sie mußten endlich weichen, und in die Hand des Siegers fielen alle Schätze und die Familie des Darius. Den König, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, sondern zog, um ihn vom Meere abzuschneiden, nach Syrien und Phönizien. Hier erhielt er von Darius Briefe, worin dieser auf Frieden antrug. A. antwortete: er käme als Anführer der Griechen, um die alte Schuld der Perser, als Sohn Philipp's, um die Beleidigungen des Artaxerxes, der die Feinde seines Vaters unterstützt habe, zu rächen; Darius möge ihn als den König Asiens und den Herrn alles des Seinigen betrachten. Ebenso vergeblich war ein zweiter Friedensantrag. Als Darius für seine Familie ein großes Lösegeld und Asien bis an den Euphrat für den Frieden anbot, sagte der Feldherr Parmenio: «Ich thäte es, wenn

ich Alexander wäre.» «Ich auch», erwiderte A., «wenn ich Parmenio wäre.» Der Sieg bei Issos öffnete den Macedoniern alle Pforten. A. besetzte Damaskus, wo sich der königl. Schatz befand, und versicherte sich aller Städte längs des Mittelländischen Meeres. Tyrus, durch seine feste Lage kühn gemacht, widerstand, ward aber nach sieben Monaten unglaublicher Anstrengungen doch erobert und zerstört. Siegreich durchzog er darauf Palästina, wo sich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schicksal theilte, unterwarfen. Aegypten, des Jochs der Perser müde, empfing ihn als Befreier. Er stellte, um seine Herrschaft zu befestigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her, und gründete Alexandrien, das eine der ersten Städte der alten Welt wurde. Von da zog er durch Libyens Wüsten, um das Orakel des Jupiter Ammon, dessen Priester ihn als Sohn des Zeus begrüßte, um Rath zu fragen, und mit der Rückkehr des Frühjahrs gegen Darius, der in Assyrien eine Streitmacht zusammengebracht und diesmal A.'s Friedensvorschläge verworfen hatte. Bei Gaugamela unweit Arbela kam es im Oct. 331 zur Schlacht. Ungeachtet der ungeheuern Ueberlegenheit des feindlichen Heeres war A. keinen Augenblick über den Sieg zweifelhaft. An der Spitze der Reiterei griff er die Perser an und schlug sie in die Flucht; erst nachdem er sie völlig zerstreut, kam er seinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdeß hart bedrängt worden war. Sein Wunsch war, den Perserkönig selbst gefangen zu nehmen, und in der That rettete sich dieser nur, indem er sein Heer, Gepäck und alle Schätze dem Sieger preisgab, durch die Geschwindigkeit seines Rosses. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der nun gegen Persepolis, Persiens Hauptstadt, zog. Der einzige Paß dahin, die Pylä Persidis, wurde noch von 40000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. A. griff sie an, sprengte sie auseinander und zog triumphirend in Persepolis ein.

Diese ungeheuern Erfolge machten A. zum Herrn des größten Reichs der damaligen Welt, steigerten aber zugleich seinen Ehrgeiz und ließen ihn griech. Art und Bildung gänzlich vergessen. Er ward in der Weise asiat. Despoten der Sklave seiner Leidenschaften, überließ sich dem Uebermuth und der Ausschweifung, zeigte sich undankbar und grausam. Persepolis, dieses Wunder der Welt, ward in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat, brach er mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessos, Satrap von Baktriana, den König gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten; allein er fand ihn tödlich verwundet (330) an der Grenze von Baktriana. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines Feindes hatte bestatten lassen, verfolgte er den Bessos, der sich selbst die Krone aufgesetzt, durch Hyrkanien, Aria, Baktriana, über den Oxus (Amu) nach Sogdiana, dessen Satrap Spitamenes ihm den Bessos auslieferte. A. war mit neuen Eroberungsplanen beschäftigt, als die Unzufriedenheit über die Endlosigkeit der Ziele eine Verschwörung in seinem eigenen Lager herbeiführte, in welche auch Philotas, des Parmenio Sohn, verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ A. auch den Vater umbringen. Als darauf der Satrap Spitamenes selbst sich empörte, drang A. bis in den äußersten Norden des damals bekannten Asien, bis über den Jaxartes (Sir), wo er die Scythen schlug (329). Bei seiner Rückkehr nach Baktriana versuchte er vergebens durch angenommene persische Tracht und Sitten die Perser zu gewinnen. Im Jähzorn tödtete er hier, als sich im Heere aufs neue Unzufriedenheit zeigte, bei einem Trinkgelage den Kleitos, einen seiner tapfersten Feldherren, der ihm in der Schlacht am Granikos das Leben gerettet hatte. Im folgenden Jahre unterwarf er sich ganz Sogdiana und vermählte sich hier mit Roxane, der Tochter des feindlichen Anführers Oxyartes, einer der schönsten Jungfrauen Asiens, die er zu seiner Gefangenen gemacht. Eine abermalige Verschwörung gegen A., an deren Spitze Hermolaos und Kallisthenes standen, hatte den Tod vieler zur Folge. Kallisthenes wurde verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis man durch Gift seine Martern endigte.

Um die Weltherrschaft zu verwirklichen, von der er siegestrunken träumte, hatte A. den Entschluß gefaßt, in die geheimnißvolle, damals noch ganz unbekannte Welt Indiens einzudringen. Nachdem er seine Herrschaft in Persien gesichert glaubte, ging er im J. 327 über den Indus, und ein Bündniß mit Taxiles, einem dortigen Fürsten, verschaffte ihm Hülfstruppen und 130 Elefanten. Von Taxiles geführt, wendete er sich gegen den Fluß Hydaspes, dessen Uebergang ihm Poros, ein anderer König, mit seinem Heere streitig machte. A. besiegte diesen in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er den Theil Indiens, der jetzt das Pendschab heißt, legte griech. Colonien an und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes gefallenen

Pferde Bukephalos zu Ehren, Bukephala nannte. Schon stand er im Begriff, an den Ganges vorzudringen, als das allgemeine Murren des Heers ihn am Hyphasis zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und schiffte mit einem Theil seines Heers den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehrere indische Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er selbst verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, fuhr den Indus hinab und langte am Weltmeere an. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem Persischen Meerbusen, während A. zu Lande durch Gedrosien (Beludschistan) den Rückweg mit einem Theile des Heers einschlug. Hier hatte er ungeheuere Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Der andere Theil des Heers ging durch Arachosien und Drangiana (Afghanistan) unter Krateros; in Karmanien vereinigten sich beide. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte A. nach Persien zurück. In Susa vermählte er sich mit Statira, des Darius Tochter, und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, durch die Verschmelzung beider Völker seinem Reiche eine festere Grundlage zu geben. Bald darauf verlor er seinen Liebling Hephästion durch den Tod. Sein Schmerz war grenzenlos, und er ließ den Gestorbenen mit königl. Pracht bestatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, das er zum Mittelpunkte seines Reichs zu machen gedachte, sollen die Magier ihm vorhergesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich sein würde. A. aber verachtete, gegen die Vorstellungen seiner Freunde, ihre Warnungen und ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten aus Europa und Asien ihn erwarteten. Er war hier mit Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich nach einem Gastmahle erkrankte und wenige Tage darauf in seinem 32. Lebensjahre (11. oder 13. Juni 323 v. Chr.) starb. Sein Leichnam wurde von Ptolemäus zu Alexandria in einem goldenen Sarge beigesetzt. A. hatte keinen Erben seines Reichs bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde: Wem er die Herrschaft hinterlasse? geantwortet: «Dem Würdigsten». Nach vielen Wirren erkannten seine Feldherren den blödsinnigen Aridäos, einen Sohn Philipp's und der Tänzerin Philinna, und A.'s von Roxane nachgeborenen Sohn Alexander als Könige an, und theilten sich in die Provinzen. Perdikkas, dem A. sterbend seinen Ring gegeben hatte, ward Vormund des unmündigen Königs, der aber nebst Roxane von dem Feldherrn Kassander ermordet wurde. Das gleiche Geschick hatte Aridäos schon früher gehabt.

A. ist seinem persönlichen Charakter nach unstreitig der größte und genialste Held, den das Alterthum aufweist, aber sein jugendlich-stürmisches Wesen entbehrt der männlichen Reife und Selbstbeherrschung, die polit. Schöpfungen erst wahrhaft begründen und sichern. Abgesehen von der Frage, ob die Errichtung eines Weltreichs durch die Rassenvermischung der morgenl. und abendl. Völker damals oder jemals das Problem eines Menschen sein konnte und kann, fiel der kühne Held schon von der Aufgabe ab, indem er inmitten seiner ungeheuern Erfolge zur Willkür, Selbstvergötterung und Maßlosigkeit des asiat. Despoten herabsank. Auch wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, würde es ihm nicht gelungen sein, die wüste Masse seiner eroberten Länder und unterjochten Völker vom Indus bis zur Adria in eine leidliche polit. Organisation zusammenzufassen. Dennoch hat seine flüchtige, meteorähnliche Laufbahn sowol durch Aufrüttelung der Völker im allgemeinen als auch durch Gründung griech. Colonien und Plätze Keime von ethisch-histor. Bedeutung zurückgelassen, die später, wenn auch in ganz anderer Weise, ihre Entwickelung fanden. Seine Herrschaft zerfiel nach seinem Tode, aber seine Nachfolger, Antigonos, Seleukos, Ptolemaios, Lysimachos u. s. w. (s. Diadochen), stifteten allmählich und mit Anstrengung in den einzelnen Ländern Staaten, in denen mehr oder weniger die griech. Cultur wirksam und heimisch geworden ist.

A.'s Leben und Thaten wurden von mehrern seiner Begleiter, wie Kallisthenes, Kleitarchos, Onesikritos, beschrieben; diese Schilderungen waren jedoch in pomphaftem Stil abgefaßt, voll Uebertreibungen und Märchen. Aus denselben haben Diodor, Curtius, Pompejus Trogus (bei Justin) und zum Theil auch Plutarch geschöpft. Einen ganz selbständigen Bericht gibt Arrian (s. d.) in seiner «Anabasis», welche somit für uns die Hauptquelle bildet. Die Reste der gleichzeitigen Geschichtschreiber A.'s sind in Geier's «Alexandri Magni historiarum scriptores aetate suppares» (Lpz. 1844) gesammelt. Unter den neuern Bearbeitungen der Geschichte A.'s sind vor allem zu nennen: Droysen, «Geschichte A.'s d. Gr. von Macedonien» (Berl. 1833); Grote, «Geschichte Griechenlands» (deutsch von Meißner, Bd. 6, Lpz. 1857); Rüstow und Köchly, «Geschichte des griech. Kriegswesens» (Aarau 1852); Schäfer, «Demosthenes

und seine Zeit» (Bd. 3, Lpz. 1858). Ueber die bildliche Darstellung A.'s vgl. Müller, «Numismatique d'A.-le-Grand» (Kopenh. 1855) und Lützow, «Münchener Antiken» (Münch. 1861). Das wunderbare, die Phantasie anregende Element in den Kriegszügen A.'s hat frühzeitig zu romanhaften Ausschmückungen in der Erzählung seines Lebens und seiner Thaten geführt. Die bekannteste unter diesen romantischen Geschichten ist die des sogenannten Pseudo-Kallisthenes (griechisch mit dem Arrian herausg. von Müller, Par. 1846), welche allem Anschein nach im Mittelalter sehr verbreitet war und die Quelle abgegeben haben mag, aus welcher die Dichter und Bearbeiter der Alexandersage zur Zeit der Blüte des Ritterthums geschöpft haben. In Frankreich verfaßte in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. ein gewisser Alberich von Bisenzun ein Alexanderepos (Bruchstück in Paul Heyse's «Romanische Inedita», Berl. 1856), welches dem deutschen Pfaffen Lamprecht für sein Gedicht über A.'s Zug nach dem Orient zur Grundlage diente. Letzteres ist in zwei Redactionen auf uns gekommen und wurde nach beiden von Weismann (2 Bde., Frankf. 1850) herausgegeben. Zu Anfang des 14. Jahrh. verfaßte Walther (Gualtherus) von Lille ein Epos («Alexandreis») in lat. Sprache, das öfter in Druck erschienen ist (herausg. von Müldener, Lpz. 1863). Auch die Orientalen haben A. zum Lieblingshelden des romantischen Epos erhoben. Außer von Firdusi in dem «Schah-nameh» sind des Helden Leben und Thaten besonders in Persien in gefeierten Dichtungen (vor allem in dem «Iskender-nameh» des Nisami) besungen worden. Nach pers. Vorbildern wurden auch in türk., afghanischer und hindustanischer Sprache «Alexanderbücher» gedichtet. Vgl. Spiegel, «Die Alexandersage bei den Orientalen» (Lpz. 1851); Zacher, «Alexandri Magni iter ad paradisum» (Königsb. 1859).

Alexander Sevērus, röm. Kaiser 222—35 n. Chr., geb. 208 in Acco in Syrien, war Vetter, Adoptivsohn und Nachfolger des Heliogabalus. Die sorgfältigste Erziehung, die er von seiner Mutter Julia Mammäa erhalten hatte, machte ihn zu einem der besten Fürsten in einem Zeitalter und auf einem Throne, wo Tugenden für den Regenten fast gefährlicher waren als Laster. Sein Regentenleben füllt eins der schönsten Blätter in der Geschichte einer verderbten Zeit. Er suchte den Umgang der Gelehrten, und zwei wackere Männer, Paulus und Ulpian, waren seine Rathgeber. Plato («Vom Staate») und Cicero («Von den Pflichten») waren nebst Horaz und Virgil seine Lieblingsschriftsteller. Sorgfältig sah er darauf, daß Aemter nicht dem listigen Bewerber, sondern allein dem Verdienste ertheilt wurden. Obgleich Heide, ehrte er die Lehre Christi, und citirte oft den Spruch: «Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch!» Von den Bürgern wegen seiner Gerechtigkeit geliebt, ward er bald ein Gegenstand des Hasses der zügellosen Prätorianer, die ihm auch den Beinamen Severus (der Strenge) gaben. Seinen ersten Feldzug gegen Artaxerxes, König von Persien, endigte er glücklich durch schnelle Besiegung des Feindes (231 n. Chr.). Als er zum Schutze der Grenzen gegen die Deutschen an den Rhein zog, wurde er von den über seine strenge Mannszucht durch Maximinus, seinen Nachfolger, aufgereizten Soldaten in seinem Zelte unweit Mainz mit seiner Mutter 235 ermordet. Das Volk versetzte ihn dagegen unter die Götter. Mit seinem Tode erhob sich der militärische Despotismus, und Roms Macht sank vollends in Trümmer.

Alexander I. Pawlowitsch, geb. 23. Dec. 1777, folgte 24. März 1801 seinem Vater, Kaiser Paul I. (s. d.), auf dem Throne des Selbstherrschers aller Reußen. Am 27. Sept. desselben Jahres zu Moskau gekrönt, regierte er 24 Jahre bis zu seinem 1. Dec. 1825 in Taganrog erfolgten Tode. Die ersten Eindrücke der Kindheitserziehung durch seine Mutter, die edel-weibliche Kaiserin Marie (Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg), sowie die weitere idealistische Richtung, welche sein lebhaft empfänglicher Geist durch Laharpe (s. d.) empfing, verbunden mit den großartigen Zielpunkten, die seine Großmutter, die Kaiserin Katharina II., ihm bereits in frühester Zeit als seine Aufgabe bezeichnete, wurden von entscheidendstem Einflusse auf seine ganze Entwickelung. Bereits im 17. Lebensjahre mit der Prinzessin Elisabeth (vorher Luise Marie) von Baden verheirathet, mehr humanistisch als staatsmännisch gebildet, vom Schreckensregiment und Schreckensende seines Vaters eingeschüchtert, von ungemessenen Hoffnungen begrüßt, doch wenig mit dem praktischen Leben bekannt, begann er, kaum 22 J. alt, die Herrschaft des zerrütteten Reichs mit den edelsten Intentionen, um Rußland organisch in das europ. Cultursystem einzuflechten. Die zu hohen Voraussetzungen, von denen A. bei seinen innern Reformen ausging, ließen großentheils deren Ergebnisse hinter den Absichten zurückbleiben. Indessen schuf und reformirte er die Universitäten zu Dorpat, Kasan, Charkow, Moskau, Wilna, Warschau und Petersburg, viele hundert höhere und niedere Lehr-

und Bildungsanstalten und die wissenschaftlichen Institute beider Hauptstädte des Reichs. Auch that er viel für den Glanz der Wissenschaft, für wissenschaftliche Sammlungen und Reisen u. s. w. Allein bei weitem eingreifender für Rußlands Volksleben waren, obgleich durch die großen europ. Ereignisse seiner Epoche oft unterbrochen und theilweise später auch wieder rückgängig gemacht, A.'s Bestrebungen zur Ueberführung Rußlands aus der asiat. Willkürherrschaft in eine europ. Rechtsordnung. Freilich immer blos nach den Principien des aufgeklärten Absolutismus, also ohne Gewährung der natürlichen Consequenzen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ward unter ihm in Esthland, Livland und Kurland ins Werk gesetzt. Schon 1801 schaffte A. das sogenannte Heimliche Gericht ab, vor welches insbesondere polit. Verbrecher gezogen und durch Hunger und Durst zum Bekenntniß gezwungen worden waren. Auch that er den Misbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Gesetze Einhalt. Das Vorrecht der Adelichen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle zur Strafe eingezogen werden konnten, erhob er zum allgemeinen Recht. An einem bürgerlichen Gesetzbuche ließ er arbeiten. Viel hat er insbesondere für Industrie und Handel seines Reichs gethan, z. B. durch die verbesserte Einrichtung des Schuldenwesens und der Amortisationskasse, durch die 1817 gestiftete Reichskammerbank, durch die Stiftung einer neuen Messe zu Warschau, durch Straßen- und Kanalbau, durch Bewilligung eines Freihafens und anderer Vortheile für Odessa, namentlich auch dadurch, daß (Ukas vom 28. Dec. 1818) allen Bauern das Recht ward, Fabriken und Manufacturen zu errichten, was früher nur dem Adel und den Kaufleuten erster und zweiter Gilde zustand. Im allgemeinen bewiesen auch mehrere von ihm veranstaltete Reisen um die Welt, die Gesandtschaft 1817 nach Persien, bei welcher sich der mit allen Planen Napoleon's auf Indien und Persien bekannte Franzose Gardanne befand, die Sendung nach Cochinchina und nach Khiwa, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten, mit Brasilien und Spanien, die Handels- und Schiffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlassungen auf der Westküste von Nordamerika den richtigen Blick in Hinsicht auf Rußlands Stellung im Welthandel.

Die innere Politik A.'s war jedenfalls für Rußland die Erweckung eines sonnenhellen Tages, dessen nachfolgende Verdüsterung allerdings nicht einhielt, was der Anfang verheißen hatte. Die auswärtige Politik A.'s dagegen erscheint, je unbefangener sich im Laufe der Zeit das Urtheil darüber festgestellt hat, als das consequent fortgesetzte Streben, mindestens Europas östl. Hälfte den Voraussetzungen eines russ. Principats zu unterwerfen. Die nach Napoleon's Untergange eingetretene Constellation der europ. Verhältnisse überholte selbst dieses Ziel der petersburger Politik und gab ihr bei deren Neuordnung sogar die bedingende Hegemonie über den gesammten Continent, der polit. und socialen Entwickelung Europas zum schwersten Verderben und fortwirkend bis auf die jüngste Vergangenheit. In richtiger Erkenntniß der (aus russ. Standpunkte) falschen Neutralitätspolitik Paul's I. war A.'s erste Sorge (1801) die Erneuerung des Seevertrags mit England und Friedensschluß mit Frankreich, um solchermaßen auf die Bestimmung der sogenannten Entschädigungen in Deutschland bedingenden Einfluß und für Rußlands alte Plane auf die Türkei freieste Hand zu gewinnen. Napoleon's geringe Neigung, seine großen kriegerischen Erfolge den Diensten der doppelzüngigen russ. Politik zu widmen, führte A. zum Potsdamer Vertrage mit Preußen (1805), welcher dieses fesselte und Oesterreich seinem Verhängniß überließ. So wurde, dem russ.-franz. Interesse entsprechend, Preußens wie Oesterreichs Isolirung zwischen den östl. und westl. Staatskolossen hergestellt. Erst als Preußen bis zur Weichsel von Napoleon occupirt und das franz. Heer von der poln. Insurrection jubelnd begrüßt wurde, vereinten sich die Russen mit den Preußen. Der Friede von Tilsit (1807) sanctionirte Napoleon's staatliche Schöpfungen und ein «von Frankreich zusammengepreßtes Preußen» gegen Napoleon's vorläufige Einwilligung zur russ. Eroberung Finlands und der Donaufürstenthümer. Der Erfurter Congreß (1808) vollendete Europas Theilung zu franz.-russ. Verfügung. Als aber Preußen aus sich heraus neue Kräfte entwickelte, und Oesterreich, von Deutschland ohne Unterstützung, den franz. Waffen erlag, während das Herzogthum Warschau durch Napoleon vergrößert wurde, löste A. jene Theilungsallianz, doch ohne Preußen oder Oesterreich gegen die franz. Vergewaltigung zu stützen. Erst die preuß. Erhebung gegen Napoleon vernichtete sogar in Petersburg gehegte Eroberungsplane gegen Preußen und verbündete A. thatsächlich mit Deutschland. (S. Russisch-deutscher Krieg.)

A. setzte sich während des Kriegs wiederholt persönlichen Gefahren aus, um den Muth und das Nationalgefühl seiner Truppen zu befeuern. Die Großmuth, mit welcher er nach der Einnahme von Paris die Franzosen behandelte, erweckten für seine Persönlichkeit hohe Achtung, ja Enthusiasmus. Auch in London, wohin er nach Abschluß des ersten Pariser Friedens ging,

ward er mit Begeisterung empfangen. Nachdem er im Juli 1814 nach Petersburg zurückgekehrt, war es sein erstes Geschäft, für die Verwundeten sowie für die Familien der gebliebenen Krieger zu sorgen. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Hauptstadt eilte er auf den Congreß nach Wien, wo er zwar Polen in Anspruch nahm, doch diesem neuerworbenen Lande eine Constitution verlieh. Durch die Rückkehr Napoleon's sah A. die europ. Wirren aufs neue beginnen, sodaß besonders er auf die Erfüllung des Vertrags von Chaumont und die Achtserklärung gegen den gemeinsamen Feind drang. Sein Erscheinen in der franz. Hauptstadt nach der Schlacht von Waterloo erregte jetzt zwar keinen Enthusiasmus; doch hatte Frankreich allerdings auch diesmal seinem schlau berechnenden Edelmuthe viel zu danken. Denn Frankreichs Starkbleiben bedingte Deutschlands Schwäche, namentlich Preußens Zwitterzustand als blos nominelle Großmacht und eine sich auf die nichtdeutschen Elemente stützende Politik Oesterreichs, mit beiden zusammenhängend die Ohnmacht des Scheinbildes einer centralen Föderation, des Deutschen Bundes. Damit war Rußlands Einwirkung bis an den Rhein gesichert.

Da man der Völker nicht mehr bedurfte, gelang es A., unter dem Einflusse frömmelnder Richtungen (Frau von Krüdener) die sogenannte Heilige Allianz (s. d.) zu stiften. Ein leiser liberalisirender Aufschwung im innern Leben Rußlands verwischte rasch A.'s früher dafür bewiesene Neigungen, und sein mächtiger Einfluß auf alle continentalen Regierungen begründete jenes allgemeine Repressivsystem (Congresse von Troppau, Laibach und Verona), welches fortan Europa beherrschte. A.'s Umkehr bedingte Europas Reaction; seine Maßregeln gegen das Phantom einer russ. Revolution wurden maßgebende Vorbilder für Europa. Die Censur und strengste Ueberwachung der Büchereinfuhr wurden in Rußland wieder eingeführt, der Wissenschaft, der Literatur und dem Unterrichte Fesseln angelegt, Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe veranstaltet, die Freimaurerlogen und Missionsgesellschaften unterdrückt, und allmählich alle Plane für Reform und Fortbildung aufgegeben. Ueber alle Provinzen des Reichs breitete sich das Netz einer offenen wie geheimen Polizei, die selbst den gewöhnlichen Verkehr hemmte. Die Erfahrung, daß trotz dieses Repressivsystems die öffentliche Meinung sich nicht ersticken ließ, die um so mehr erbitterten Aeußerungen der Parteien und einzelner Persönlichkeiten, der Zwiespalt, in welchen sich A. selbst durch solchen Bruch mit seiner Vergangenheit versetzt sah, die Schwierigkeiten, die nun in der Regierung des unermeßlichen Reichs nur schroffer und offener hervortraten: alles dies quälte und verbitterte das krankhaft erregte Gemüth des Kaisers. Bald suchte er Vergessenheit seines Zustandes in den Zerstreuungen eines glänzenden, üppig-frömmelnden Hofs, bald versenkte er sich gänzlich in die Nacht religiöser Mystik. Die Entwickelung des Aufstands in Griechenland brachte zugleich die Politik A.'s in vollsten Widerspruch mit den heiligsten Sympathien der Nation. Während das von polit. Lebensäußerungen zurückgehaltene russ. Volk mächtig von dem religiösen Elemente des griech. Kampfes ergriffen wurde, verdammte der Kaiser die Erhebung als Empörung, verleugnete die Gunst, die er früher den griech. Bestrebungen erwiesen, und beschränkte sich auf Ermahnungen an die Pforte, daß sie menschlich verfahre. Der Tod seiner einzigen, heißgeliebten natürlichen Tochter, die furchtbare Ueberschwemmung, die Petersburg 1824 erlitt und wobei er sich sogar persönlichen Gefahren aussetzte, endlich die Schrecken einer russ.-poln. Verschwörung gegen alle Glieder des Hauses Romanow trugen nicht wenig bei, sein Herz zu brechen und seinen Gemüthszustand vollends zu stören. Körperlich leidend, lebensmüde und von Todesgedanken eingenommen, trat er Mitte Sept. 1825 mit seiner kranken Gemahlin eine Reise in die Krim an, wo letztere Genesung finden sollte und er selbst sich der Zurückgezogenheit hingeben wollte. Nachdem er die Kaiserin zu Taganrog gelassen, setzte er seine Reise durch das Land fort, ward aber plötzlich von einem der Halbinsel eigenthümlichen Fieber ergriffen. Er eilte nach Taganrog zurück, wo sich sein Zustand trotz aller Sorgfalt verschlimmerte und bald seine Auflösung erfolgte. Das Gerücht, als sei er vergiftet worden, ist ganz ohne Grund. Kurz vor seinem Tode soll er die Einzelheiten jener Verschwörung erfahren haben, mit deren Bekämpfung sein Bruder und Nachfolger Nikolaus I. (s. d.) die Regierung beginnen mußte. Interessante Aufschlüsse über Leben und Charakter A.'s geben Choiseul-Gouffier, «Mémoires historiques sur l'empereur A. et la cour de Russie» (Par. 1829); die «Notice sur A., empereur de Russie» (von Empeytaz, Genf 1828); Schnitzler, «Histoire intime de la Russie» (Par. 1847); Pertz, «Das Leben des Freiherrn vom Stein» (6 Bde., Berl. 1849—54), u. s. w.

Alexander II. Nikolajewitsch, Kaiser von Rußland, geb. 29. (17.) April 1818, bestieg als schon gereifter Mann 2. März (18. Febr.) 1855 den Thron in regelmäßiger Nachfolge seines Vaters Nikolaus' I. (s. d.). Sein Erzieher war Oberst Kavelin (später Generalgouverneur

von Petersburg), Dirigent seiner Studien der Begründer der romantischen Schule in Rußland, Wasil Schukowski. Ebenso standen Baron Grimm (später wieder Erzieher des Thronfolgers Nikolaus) und Admiral Lütke seinen spätern Jünglingsjahren nahe. Unter den Fachlehrern werden Lipmann für Geschichte, Collins für Mathematik, Arsenjew für Erd- und Völkerkunde, Gilles für Aesthetisches hervorgehoben. Die vorwiegende Richtung der Erziehung war indeß nach des Vaters Willen militärisch. Unter den Begleitern auf den Ausbildungsreisen des Cäsarewitsch treten namentlich General Lieven und der Bildhauer Schmidt von der Launitz hervor. Im letzten Jahrzehnt der Regierung des Kaisers Nikolaus ward während dessen Reisen dem Cäsarewitsch die Regentschaft mehrmals anvertraut, auch hatte er nach 1848 verschiedene delicate Missionen an den Höfen von Berlin, Wien u. s. w. zu vollführen. Vom militärischen Specialdienst zog sich A. bei reiferm Alter fast ganz zurück; erst in dieser Zeit befestigte sich auch wieder seine durch die väterliche Abhärtungsmanie früher schwer erschütterte Gesundheit. A. überkam mitten im Krimkriege die Erbschaft des Reichs. Sein Thronbesteigungsmanifest ließ nicht ahnen, daß er friedliche Reformen zur Hauptaufgabe seiner Regierung zu machen gedenke; das Altrussenthum war durch Nikolaus in vollster Herrschaft im Civil- und Militärwesen. Mit immer neuen Rüstungen schien ganz Rußland in ein Kriegslager aufgelöst werden zu sollen, und A. selbst besuchte den Kriegsschauplatz (Oct. 1855). Doch bald nach Sewastopols Fall begann die Waffenruhe und Friedensanbahnung. Am 30. März 1856 wurde der Friede von Paris unterzeichnet. Unmittelbar nachher reiste der Kaiser nach Moskau und verkündete das «alle geistigen und materiellen Kräfte entwickelnde» Friedensprogramm seiner Regierung. Eine Umgestaltung des Ministeriums folgte, und Fürst Gortschakow übernahm Nesselrode's Staatskanzleramt. Noch war das Volk kaum von den Kriegslagern zur Heimat zurückgekehrt, als der kolossale Plan der Ueberstrickung Rußlands mit einem (strategisch wohlberechneten) Eisenbahnnetz bekannt gemacht und dessen Verwirklichung einer internationalen Actiengesellschaft überlassen wurde. Noch vor der Krönung in Moskau (7. Sept. 1856) machte A. einen gegen Oesterreich demonstrativen Besuch in Berlin (29. Mai), dem ein Besuch in Warschau (21. April) vorherging, wobei der Kaiser den Adelsmarschällen Amnestie und Verwaltungsreformen verhieß, aber streng vor fernern «Träumereien» warnte. Die Krönung selbst wurde durch ein diplomatisches Manifest (Circular vom 2. Sept.) bezeichnet, welches die volle Auflösung der sogenannten Heiligen Allianz constatirte («Rußland schmollt nicht, es sammelt sich»). Mancherlei Concessionen an die kath. Kirche, die Anbahnung näherer Beziehungen zu Sardinien und Napoleon III. bezeichneten das Ende des Jahres. Mit letzterer Anknüpfung hing A.'s Conferenz mit Napoleon zu Stuttgart (27. Sept. 1857) zusammen, die indeß durch das Zusammentreffen mit dem Kaiser von Oesterreich in Weimar (1. Oct.) wieder paralysirt wurde.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Petersburg erließ A. ein Rescript an den litauischen Adel (2. Dec. 1857), welches denselben auf seine Bitte nicht nur zu Vorschlägen für die Bauernemancipation ermächtigte, sondern auch die Adelschaften der andern Provinzen zu gleichem Vorgehen aufforderte. Aber zugleich wurden denselben Normen für die Mittel und Wege ertheilt und so große Opfer zugemuthet, daß der anfängliche Eifer des Adels bald erschlaffte. Selbst das Beispiel und Vorbild der vollen Freigebung der Apanage- und Kronbauern sowie eine Rundreise A.'s durch Großrußland (Sept. 1858) förderte den Fortgang der Sache wenig, und nach allerlei Versuchen sah sich die Regierung genöthigt, die Sache wieder in ihre Hand zu nehmen (Manifest vom 3. März 1861). Die Emancipation der Leibeigenen erfolgte sodann 3. März 1863, an die sich freilich die weitern Entwickelungen der großen socialen Reform zu schließen haben. Die Reorganisation der Armee, für welche seit dem Krimkriege bis 1863 keine Rekrutirung stattfand, begann unmittelbar nach dem Frieden, und soll 1862 beendet gewesen sein. Bewaffnung, taktische Eintheilung, Verpflegungswesen, Bildung der Offiziere u. s. w. haben wesentliche Verbesserungen erfahren. Ebenso wurde die Marine außerordentlich gehoben. Vielfach reformirte und reorganisirte man auch in dem bureaukratischen Organismus, führte eine strengere Beaufsichtigung in den verschiedenen Verwaltungszweigen ein und suchte Weitläufigkeit des Verfahrens, Corruption und Willkürlichkeit zu mildern. Die Trennung der Justiz von der Verwaltung wurde vorbereitet (Ukas vom 14. Oct. 1862), eine Justizreform nach modernen Principien in Angriff genommen. Die ursprünglich sehr freisinnigen Reformen auf den Gebieten des Unterrichts und der Volksaufklärung erfuhren Hindernisse und Restrictionsmaßregeln infolge vielfacher Aufregungen, Excesse und Tumulte auf den höhern Bildungsanstalten und Universitäten. Dagegen nahmen Industrie und Handel großen Aufschwung durch die Entfernung aller frühern Hemmnisse des Verkehrs innerhalb des Reichs, während

das Actienwesen in allen Richtungen solche Dimensionen annahm, daß die Reaction nicht ausbleiben konnte. Trotz des vom Kaiser selbst gegebenen Beispiels sorgsamer Sparsamkeit, vermochte doch der Staat seine finanziellen Verhältnisse nur sehr allmählich zu ordnen, und der Ausbruch der Revolution in Polen seit 1863 machte die Finanzlage des Reichs nur um so schwerer. Indessen begannen Veröffentlichungen regulärer Budgets und Jahresabrechnungen, für deren Richtigkeit freilich keinerlei öffentliche Controle bestand. Der Plan zum Bruche mit dem Centralisationssystem und zum Uebergange zu einer ständischen Verfassung traten im Beginn der Regierung A.'s ziemlich stark hervor; aber der stürmische Gang der Dinge im Innern, wo unter der 30jährigen Regierung des Kaisers Nikolaus alle socialen und polit. Entwickelungen gewaltsam niedergehalten gewesen, namentlich die Revolution in Polen, deren Brand über Westrußland selbst nach dem Herzen des Reichs hinüberzüngelte, war der Verwirklichung dieser Absichten offenbar sehr ungünstig. Ein vom 1. Jan. 1864 datirter Ukas machte jedoch auch hierin einen leisen Versuch, indem er die Einführung von Provinzial- (Gouvernements- und Kreis-)Institutionen anbefahl, welche die ökonomischen Interessen und Bedürfnisse der Provinzialbevölkerungen berathen sollten.

Von den europ. Verwickelungen in Italien hielt sich A. äußerlich fern. Doch begünstigte seine Politik Oesterreichs Isolirung, und im Aug. 1862 erfolgte Italiens Anerkennung. In Mittelasien wurden die halb friedlichen Eroberungen fortgesetzt, andere Erwerbungen durch wissenschaftliche Expeditionen angebahnt, mit China günstige Verträge (Nov. 1860) abgeschlossen, welche den Besitz der Mandschurei und dadurch eine wichtige Zukunft des Amurlandes sicherten. Der Kaukasuskrieg änderte im allgemeinen seinen Charakter nur wenig. Das Verhältniß zur Pforte blieb gespannt. Indeß verringerte sich Rußlands Einfluß auf die Balkanländer sowie auf Montenegro. Während hier der russ. Politik vorzugsweise der franz. Einfluß Eintrag that, geschah dies in Griechenland und in Persien durch den englischen. Dafür entwickelten sich seit dem Krimkriege mehrfach nähere Beziehungen mit der nordamerik. Union, die auf dem gemeinsamen Interesse in der Behinderung der mittel- und südamerik. Politik der Westmächte beruhten und sonach auch indirect in die europ. Verhältnisse hereinzuwirken begannen. Im allgemeinen hat es A. seit den Conferenzen von Berlin, Stuttgart und Weimar vermieden, in ähnlicher Weise wie seine Vorgänger mit seiner Person für die Zwecke der russ. Politik einzutreten. Dies zeugt jedenfalls von unbefangener Einsicht in die veränderte Lage. Aber auch in Rußland selbst machte A. das Gewicht seiner Persönlichkeit seltener geltend als Nikolaus, wodurch das Mittel, wenn angewendet, mindestens seine volle Kraft behalten muß. Verkennen läßt sich indessen nicht, daß, wenn A. und seine Regierung früher unzweifelhaft an der Spitze der reformatorischen Bewegung standen, dieser vorwärtstreibende Eifer seit der üblern Gestaltung der Dinge in Polen und vollends seit dem Ausbruche der Revolution daselbst wesentlich nachgelassen hat. Die frühere Freisinnigkeit in Betreff des Preßwesens, das Gewährenlassen von Vereinen, Versammlungen und Berathungen für öffentliche Interessen, die Nachsicht gegen polit. Vergehungen, die Milde der Verwaltungspraxis überhaupt wich wieder einer straffern Zügelführung. Die barbarische Blutherrschaft jedoch, welche Polen auszutilgen trachtet, ist sicherlich dem Willen und den humanen Intentionen des Herrschers fremd.

A. vermählte sich 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (vorher Wilhelmine Auguste Sophie Maria, geb. 8. Aug. 1824), der Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen, aus welcher Ehe eine Tochter und sechs Söhne hervorgingen: der Cäsarewitsch Nikolaus, geb. 20. (8.) Sept. 1843; Alexander, geb. 10. März 1845; Wladimir, geb. 22. April 1847; Alexis, geb. 14. Jan. 1850; Sergius, geb. 11. Mai 1857; Paul, geb. 3. Oct. 1860.

Alexander Johann I., Fürst der vereinigten Fürstenthümer Moldau und Walachei, geb. 20. März 1820 zu Galacz in der Moldau, stammt aus einer, der zweiten und minder reichen Bojarenkategorie angehörigen Familie Namens Cuza, aus welcher vor ihm noch kein Hospodar gewählt worden ist. Kaum 14 J. alt, ging er zu seiner Ausbildung nach Paris, wo er bis 1839 verweilte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat er in den moldauischen Militärdienst, rückte schnell zum Obersten auf und wurde dann Vicepräsident des Gerichtshofs zu Galacz. 1850 zum Präfecten des Regierungsbezirks Galacz ernannt, erwarb er sich durch geschickte und talentvolle Amtsführung allgemeine Achtung, gerieth aber als eifriger Gegner der österr. Occupation während des Krimfeldzugs in Opposition gegen die Regierung des Kaimakam Vogorides, sodaß er seine Entlassung nahm. Durch seine, 12. Mai 1844 mit Helene (geb. 17. Juli 1827), der Tochter des Großbojaren Rosetti, geschlossene Ehe kam er mit der liberalen Unionspartei in enge Verbindung und war mit dieser eifrig und erfolgreich bemüht,

den bedeutenden Einfluß, den Oesterreich namentlich nach dem Pariser Frieden von 1856 auf die Wahlen ausübte, zu paralysiren. Als in der Moldau auf Grund der pariser Convention vom 19. Aug. 1858 die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung stattfanden, wählte ihn die Stadt Galacz zum Abgeordneten. In demselben Jahre trat er als Kriegsminister in das Cabinet der provisorischen Kaimakamie für die vereinigten Fürstenthümer, und 5. (17.) Jan. 1859 wurde er durch den Einfluß der Unionspartei in Jassy zum Fürsten der Moldau, dann 24. Jan. (5. Febr.) in Bukarest zum Fürsten der Walachei, an beiden Orten einstimmig, erwählt und auf die Constitution von 1856 sowie auf die pariser Convention vom 19. Aug. 1858 beeidigt. Vorher hatte er sich verpflichten müssen, die vollständige Union der Fürstenthümer durchzusetzen und sodann zu Gunsten eines europ. Prinzen abzudanken. Wiewol die Pforte, nach langer Zögerung, im Oct. 1859 die Investitur nur für das Hospodorat der Moldau bewilligte, geschah doch im Nov. 1859 die Verkündigung der Constitution für die vereinigten Fürstenthümer, und nach Auflösung der frühern gesonderten Kammern wurden Anfang 1860 die vereinigten Kammern eröffnet, welche die neue Verfassung prüfen sollten. Erst während seiner persönlichen Anwesenheit in Konstantinopel im Oct. 1860 wußte A. endlich seine Anerkennung in beiden Fürstenthümern auszuwirken, doch nur für seine Lebenszeit. Nachdem der Bestätigungsferman 23. Dec. 1861 angelangt, ward noch an demselben Tage die Union der Fürstenthümer unter dem Namen «Rumänien» proclamirt. A. berief darauf beide Kammern zum 24. Jan. 1862 nach Bukarest, vereinigte die Centralstellen beider Fürstenthümer und bildete nacheinander die reactionären Ministerien Barbu-Catargiu und Crezzulescu, unter denen er, nicht ohne Rußlands Einfluß, die Ausführung der Constitution zu verhindern suchte. Am 14. März 1863 löste A. die Kammern auf, bevor sie noch das Budget berathen, weil sie ihn an sein bei der Wahl gegebenes Versprechen erinnert hatten. Seitdem erstrebte A., wie es schien, die Dictatur.

Alexander Karagjorgjewitsch, Fürst von Serbien 1842—58, Sohn des Czerny (s. d.) Georg, des Befreiers und ersten Fürsten von Serbien, wurde 11. Oct. 1806 in Topola geboren. Als sein Vater 1813 Serbien verlassen mußte, folgte er demselben erst nach Oesterreich, dann nach Rußland, wo sie nach Chotim in Bessarabien gebracht und dort internirt wurden. Nach der Ermordung seines Vaters (1817) trat A. in die russ. Armee, brachte es bis zum Stabskapitän und heirathete im Aug. 1830 die Tochter des serb. Senators Nenadowitsch. Als Fürst Milosch Obrenowitsch 1839 zu Gunsten seines Sohnes Michael abdanken mußte, trat A. in des letztern Dienst und versah am serb. Hofe die Stelle eines Ordonnanzoffiziers. Die Absetzung der Dynastie Obrenowitsch 1842 führte seine Wahl zum Fürsten herbei, gegen die Rußland protestirte. In einer zweiten Wahl wurde jedoch A. 27. März 1843 vom serb. Volke einmüthig wiedergewählt und dann anerkannt. Seine Regierung war auf die innere Entwickelung des Landes gerichtet, und das serb. Volk machte darum unter ihm bedeutende Culturfortschritte. Dennoch hatte er im Innern sowol mit den Parteiungen des Senats als mit der Ungeduld des serb. Volks zu kämpfen, das namentlich die Befreiung der Stammgenossen in der Türkei verlangte. Außerdem sah sich A. unausgesetzt von den Interessen Rußlands, Oesterreichs und der Pforte bedrängt. Seine Friedenspolitik gegen das Ausland artete schließlich aus in eine Politik der Concessionen, die ihn beim Volke sehr unpopulär machte. Insbesondere zeigte man sich seiner Einmischung in die ungar. Revolution zu Gunsten Oesterreichs abgeneigt, und aufs äußerste stieg seine Unpopularität durch die neutrale Haltung im Krimkriege. 1857 endlich wurde eine Senatorenverschwörung gegen sein Leben entdeckt. Seine Autorität als Fürst schwand im Volke ganz, als er sich gefallen ließ, diese Verschwörungsangelegenheit der Untersuchung türk. Commissare zu überlassen. Die öffentliche Meinung verlangte jetzt eine Skupschtina (Volksversammlung), die 11. Dec. 1858 zusammentrat und vom Fürsten die Abdankung verlangte. A. flüchtete in die türk. Festung zu Belgrad, worauf die Versammlung 24. Dec. seine Absetzung aussprach. Er wandte sich nun auf österr. Gebiet und lebte seitdem abwechselnd in Pesth und auf seinen Gütern in der Walachei.

Alexander (Ludwig Christian Georg Friedrich Emil), Prinz von Hessen und bei Rhein, österr. Feldmarschallieutenant, wurde 15. Oct. 1823 als der jüngste Sohn des Großherzogs Ludwig II. von Hessen-Darmstadt geboren und genoß mit seiner nur ein Jahr jüngern Schwester, der spätern Gemahlin Kaiser Alexander's II. von Rußland, unter der unmittelbaren Fürsorge seiner Mutter Wilhelmine, Prinzessin von Baden, eine glückliche Jugend. Von tüchtigen Lehrern in den allgemeinen wie in den militärischen Wissenschaften vorgebildet, begann er seine Laufbahn im hess. Militärdienst. 1840 begleitete er seine Schwester nach Petersburg, und

hier trat er als Rittmeister der Chevaliergarde in die russ. Armee und avancirte 1845 zum Generalmajor. In demselben Jahre befehligte er die Cavalerie gegen die Bergvölker des Kaukasus, und hatte in dieser Stellung vielfache Gelegenheit, sich militärisch auszuzeichnen. So erstürmte er im Juli an der Spitze einer Colonne Dargo, die befestigte Residenz Schamyl's, theilte auch überhaupt alle Gefahren und Mühseligkeiten des Feldzugs. Im Febr. 1846 begab er sich auf eine Reise durch Deutschland nach Italien, Griechenland und der Türkei, und kehrte im Aug. nach Petersburg zurück. 1851 verließ der Prinz den russ. Militärdienst und vermählte sich in morganatischer Ehe 28. Oct. desselben Jahres mit der Gräfin Julie von Hauke (geb. 12. Nov. 1825), der Tochter des frühern russ. Generals der Artillerie und poln. Kriegsministers Moritz von Hauke, welche bei dieser Gelegenheit nebst ihrer Descendenz Titel und Wappen einer Gräfin von Battenberg erhielt und später (1858) mit ihren Nachkommen in den Fürstenstand erhoben ward. Nachdem Prinz A. einige Zeit in Zurückgezogenheit theils in Darmstadt, theils auf seinem Landsitze Heiligenberg an der Bergstraße gelebt, trat er 1852 in österr. Militärdienst als Generalmajor und Brigadier im fünften Armeecorps zu Mailand. Der Ausbruch des ital. Kriegs 1859 gab ihm aufs neue Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde auszuzeichnen. Nachdem er am ersten blutigen Gefecht bei Montebello (20. Mai) theilgenommen, wurde er zum Feldmarschallieutenant ernannt, mußte sich aber infolge dessen zur Uebernahme der Division Reischach nach Mantua begeben, sodaß er nur noch an der Schlacht bei Solferino (24. Juni) theilnehmen konnte. Mit zwei Brigaden seiner Division vertheidigte er hier die schon verlorene Position im Centrum bei Cavriana und entwickelte bei dieser Gelegenheit Umsicht, Ausdauer und große Bravour. Im Auftrage des Kaisers Franz Joseph leitete er sodann persönlich den Waffenstillstand mit Napoleon III. ein. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte der Prinz in seine Heimat zurück und machte im Herbst 1859 einen Besuch am russ. Hofe. Im Nov. desselben Jahres begab er sich von Darmstadt aus wieder nach Italien und übernahm zu Treviso das Commando des siebenten österr. Armeecorps. Seit Frühjahr 1860 führte er einige Zeit den Befehl über die österr. Truppenkörper in Italien. Im Dec. 1863 kehrte er nach Darmstadt zurück, um dort einen längern Aufenthalt zu nehmen. Prinz A. ist ein Freund von Kunst und Wissenschaft und hat in Heiligenberg eine bedeutende Münzsammlung angelegt, die von ihm selbst geordnet und («Das heiligenberger Münzcabinet», 3 Bde., Graz und Darmst. 1854—56) beschrieben worden ist.

Alexander (Christian Friedr. Alex.), Graf von Würtemberg, s. Würtemberg.

Alexander aus Aphrodisias in Karien, ein peripatetischer Philosoph, der unter den röm. Kaisern Septimius Severus und Caracalla (zwischen 198 und 211 n. Chr.) zu Athen Philosophie lehrte und ein Schüler des Aristokles aus Messene und des Sosigenes war. A. bewies sich als ein so fruchtbarer und geschätzter Ausleger des Aristoteles, daß er vorzugsweise der Exeget, seine Schüler Alexandrker, später auch Alexandristen genannt wurden. Unter seinen Commentaren zu Aristotelischen Schriften ist besonders der zur «Metaphysik» hervorzuheben, der lange Zeit hindurch nur in der lat. Uebersetzung des Sepulveda (Rom 1527; Vened. 1554; 1561) bekannt war und erst durch Bonitz (Berl. 1847) vollständig in der Urschrift herausgegeben wurde. Mehrere Commentare existiren nur noch in arab. Uebersetzungen. Unter den selbständigen Schriften des A. ist die bedeutendste: «Ueber Schicksal und Selbstbestimmung» (herausg. von Orelli, Zür. 1824); sonst sind noch die «Quaestiones naturales» (herausg. von Spengel, Münch. 1842) und die Schrift «De anima» (Vened. 1536) zu nennen. Fälschlich werden dem A. zwei Werke medic. Inhalts beigelegt, von denen das eine, «De febribus», von Passow (Bresl. 1822), das andere, die «Problemata», von Ideler (in «Physici et medici graeci minores», Bd. 1, Berl. 1841) herausgegeben wurden.

Alexander von Hales, einer der namhaftesten Scholastiker des 13. Jahrh., war Franciscaner in einem Kloster zu Hales in der engl. Grafschaft Gloucester, ging aber nach Paris, wo er sich die Doctorwürde erwarb und bereits 1222 als ein gefeierter Lehrer wirkte. Der Glanzpunkt seiner Thätigkeit fällt in die Zeit von 1230—40. Er starb 27. Aug. 1245. A. zählt zu den Scholastikern, durch welche die aristotelische Philosophie zu entschiedenerm Einfluß auf die christl. Theologie gelangte. An Eifer, den kirchlichen Lehrbegriff philosophisch zu begründen, übertraf er noch den Thomas von Aquino. Freilich gerieth er auch zuweilen in Kleinigkeitskrämerei. So erörtert und bejaht er z. B. die Frage, ob eine Maus, die eine Hostie benage, den Leib Christi verzehre. Den wichtigsten Dienst hat A. der röm. Kirche geleistet, daß er die Lehre von dem Schatze der überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen (thesaurus supererogationis) begründete. Sein Hauptwerk, das von seinen Schülern vollendet wurde und zu

den bedeutendsten literarischen Erzeugnissen des spätern Mittelalters gehört, führt den Titel: «Summa universae theologiae (1. beste Ausg., 4 Bde., Vened. 1576). Wegen seines Scharfsinns ward A. von seinen Zeitgenossen und Schülern Doctor irrefragabilis, d. i. der Unwiderlegbare, genannt.

Alexander (Sir James Edward), engl. Reisender und Militärschriftsteller, ward 1803 aus einer alten schott. Familie geboren, deren Haupt einst den Titel eines Grafen von Stirling führte. Nachdem er seine militärischen Studien im Collegium zu Sandhurst vollendet, betheiligte er sich 1825 an dem Birmanischen Kriege, machte 1829 im Hauptquartier des Generals Diebitsch den Feldzug gegen die Türken mit und kämpfte 1834 in Portugal für die Sache Dom Pedro's. Bei der engl. Besatzung der Capcolonie angestellt, unternahm er eine Entdeckungsreise nach dem Lande im Norden des Orangeflusses, die ihn bis zu dem damals wenig bekannten Volke der Damaras führte, und deren Ergebnisse er in dem Werke «Expedition of discovery into the interior of Africa» (2 Bde., Lond. 1838) niederlegte. Ueber seine frühern Reisen und Erlebnisse berichtete er in «Travels from India to England» (Lond. 1827), «Travels through Russia and the Crimea» (Lond. 1830) und «Sketches in Portugal» (Lond. 1835). 1849 trug er zur Unterdrückung der Unruhen in Canada bei und befehligte 1854 als Oberstlieutenant das 15. Infanterieregiment, mit welchem er den Operationen gegen Sewastopol beiwohnte. Im Oct. 1858 rückte er zum Obersten auf. Autobiographische Nachrichten über A. enthalten seine «Passages in the life of a soldier» (2 Bde., Lond. 1857). Ein neueres Werk ist «Incidents of the last Maori war» (Lond. 1863), in welchem er aus eigener Anschauung den Krieg der Engländer mit den neuseeländ. Stämmen beschreibt.

Alexander Newskij, ein moskowitischer Held und Heiliger, geb. 1219, war der Sohn des Großfürsten Jaroslaw von Nowgorod. Um das von allen Seiten, besonders aber von den Mongolen bedrängte Reich besser vertheidigen zu können, zog sein Vater von Nowgorod aus, und ließ die Söhne Fedor und Alexander, von denen der erstere bald starb, als Statthalter zurück. Obschon A. mit Macht sich den andringenden Feinden entgegenstellte, so mußte sich dennoch Rußland 1238 unter mongolische Hoheit beugen. Darauf kämpfte A. zur Vertheidigung der westl. Grenzen des Landes gegen die Dänen, Schweden und die Ritter des Deutschen Ordens. Wegen des glänzenden Sieges, den er 1240 an der Newa, in der Gegend des heutigen Petersburg, über die Schweden erfocht, erhielt er den Beinamen Newskij. Auf dem mit Eis bedeckten Peipussee schlug er 1243 die Schwertritter. Nach des Vaters Tode (1247) folgte er diesem in Nowgorod, während der Bruder Andreas Großfürst zu Wladimir wurde. Als letzterer 1252 starb, folgte er auch diesem in Wladimir. A. starb 14. Nov. 1263. Während seiner Regierung machte Papst Innocenz IV. einen Versuch, die griech. und röm. Kirche wieder zu vereinigen. Innocenz schickte in dieser Absicht an A. eine Gesandtschaft. Doch dieser wies den Antrag zurück, indem er dem Papst die Erklärung gab: «Wir kennen die wahre Lehre der Kirche, die Eurige aber wollen wir nicht annehmen und von ihr auch nichts wissen.» Die Dankbarkeit seiner Landsleute feierte den Helden in Volksliedern und erhob ihn zum Heiligen. Peter d. Gr. ehrte sein Andenken durch Erbauung des prächtigen Klosters an der Stelle, wo A. seinen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newskijordens.

Alexander-Newskij-Kloster, ein großartiges und berühmtes russ. Kloster zu Petersburg, von Peter I. 1712 dem Helden und Heiligen gleiches Namens zu Ehren an der vermeintlichen Stelle von dessen Siege über die Schweden gegründet, ursprünglich 5 Werst von der Festung Petersburg, jetzt aber am östl. Ende der Stadt und der 4 Werst langen Newskij-Perspective, nahe der Newa gelegen, bildet ein großes von einer Mauer umschlossenes, von Thürmen überragtes Viereck und gleicht mit seinen großen Gebäuden und Gärten einer Stadt für sich. Es enthält, außer dem eigentlichen Kloster, acht Kirchen, die Wohnung des Metropoliten von Petersburg, der zugleich Archimandrit des Klosters ist, die Geistliche Akademie (ein Seminar für 1000 Geistliche der griech. Kirche) und nimmt unter den Klöstern Rußlands den dritten Rang ein. 1861 zählte es 39 Mönche mit drei Aebten. Die große, im reinen griech. Stil erbaute Alexanderkirche bewahrt seit 1723 die Ueberreste des heil. Alexander Newskij, und zwar seit der Kaiserin Elisabeth in einem massivsilbernen Sarkophage, außerdem das 15 F. hohe Denkmal desselben und eine Fülle von Kostbarkeiten. Auch besitzt diese Kirche eine Bibliothek von 10000 Bänden und werthvolle Manuscripte, und in einer Kapelle sowie auf dem großen Friedhofe sieht man zahlreiche Grabmonumente der berühmtesten russ. Familien. Die Hauptkirche ist die erst 1791 unter Katharina II. vollendete Dreieinigkeitskathedrale (Troizkij Sobor) mit schöner Wölbung und großartiger Kuppel. Nach dem Kloster wird jährlich am Namens-

tage und Ritterfeste des heil. Alexander (30. Aug. alten Stils) eine ansehnliche Wallfahrt angestellt. Vgl. «Opisanie Alexandro-Newskoi Lawry» (Petersb. 1842).

Alexander-Newskij-Orden, einer der höchsten Orden des russ. Reichs, wurde von Peter I. 1722 zu Ehren des heil. Großfürsten Alexander Newskij (s. d.) errichtet, aber erst nach dem Tode des Kaisers verliehen, und zwar zuerst von Katharina I. 8. April 1725 an den Fürsten Menschikow. Er ist bestimmt, sowol Militär- als Civilverdienste zu belohnen, hat nur eine Klasse, wird aber als besondere Auszeichnung auch mit Brillanten und mit Schwertern verliehen. Das Ordenszeichen, ein rothes Kreuz mit dem Bilde Alexander Newskij's in einem Mittelschilde und Adlern in den Winkeln, wird von den Rittern an einem breiten, hochrothen Bande von der linken Schulter auf die rechte Seite getragen. Den Stern, in dessen Mitte sich die verschlungenen Buchstaben S. A. mit der Devise: За труды и отечество befinden, heftet man auf die linke Brust. Die Andreas-Ordensritter tragen die Insignien des Alexander Newskij um den Hals. Das Ordensfest wird am 30. Aug. (11. Sept.), als dem Namenstage des Ordensheiligen, gefeiert.

Alexanderbad, Alexandersbad, ein Badeort im bair. Kreise Oberfranken, im Bezirke Wunsiedel, liegt unweit des Dorfes Sichersreuth auf einem Wiesenplateau der nordöstl. Seite des Fichtelgebirgs am Zwandersbache, und ist $^3/_4$ St. von der Stadt Wunsiedel entfernt, wohin eine prächtige Allee führt. Der schönste Punkt in der Umgebung des Bades ist die $^3/_4$ St. entfernte Luchsburg, seit dem Besuche der Königin Luise von Preußen (1805) auch Luisenburg genannt, ein Felsenlabyrinth, welches einen prächtigen Spaziergang bildet, dessen Schlußpunkt der Burgstein, eine Felsgruppe mit freier Aussicht nach O., N. und W. hin, abgibt. Ein anderer Aussichtspunkt ist der Haberstein. Weiter entfernt bietet die 2839 F. hohe Kösseine die schönste und ausgedehnteste Fernsicht im Fichtelgebirge, nach S. zu den größten Theil der Oberpfalz umfassend. A. hat eine erdig-salinische Stahlquelle von $7^1/_2$° R., welche zugleich viel Kohlensäure enthält und sowol zum Trinken als zum Baden benutzt sowie auch nach auswärts versendet wird. Das sehr guteingerichtete Bad gehört dem Staat und ist verpachtet, und die Gäste erhalten Wohnung und Beköstigung ausschließlich vom Pächter. Außerdem findet man in A. Fichtennadelbäder und eine Kaltwasserheilanstalt. Vgl. Fritze, «Das Alexandersbad im Fichtelgebirge» (Berl. 1857).

Alexanderschlacht. Unter diesem Namen ist das größte und schönste, sich durch erhabene Einfachheit auszeichnende Gemälde bekannt, das wir aus dem Alterthume haben. Es ist eine Mosaik, die 24. Oct. 1831 im sogenannten Hause des Faun zu Pompeji gefunden wurde und gegenwärtig im Museum zu Neapel sich befindet. Das Kunstwerk ist 20 F. lang, 12 F. breit und hat, obschon der dritte Theil des Ganzen bedeutend beschädigt, dennoch 22 Figuren und 16 Pferde. Es stellt einen großen Kampf zwischen zwei Heeren dar, wahrscheinlich zwischen Alexander und Darius; daher der Name A. In neuerer Zeit hat Schreiber in Freiburg es versucht, das Bild auf die Schlacht, welche Marcellus den Galliern 222 v. Chr. bei Clastidium lieferte, zu deuten. Sehr lebendige und ausführliche Schilderungen dieses großartigen Kunstwerks geben Hettner in der «Vorschule zur bildenden Kunst der Alten» (Bd. 1, Oldenb. 1848) und Stahr in «Ein Jahr in Italien» (Bd. 2, Oldenb. 1848).

Alexandra, der 54., von Goldschmidt in Paris 10. Sept. 1858 entdeckte Planetoid. Er ist von sehr schwachem Glanze und gegen die Erdbahn beträchtlich geneigt; auch die Excentricität ist ziemlich stark.

Alexandre (Rabbi Aaron), berühmter Schachspieler, stammt aus einer Rabbinerfamilie zu Hohenfeld am Main in Baiern und wurde daselbst um 1766 geboren. In Fürth erwarb er sich außer gründlichen Kenntnissen in der hebräischen Sprache auch die Eigenschaft eines Rabbi, ging aber 1793 als Lehrer der deutschen Sprache nach Strasburg und von da nach Paris. Hier gründete er später unter dem Namen Hôtel de l'Échiquier eine größere Pensions- und Erziehungsanstalt, konnte diese jedoch bei seiner übergroßen Gutmüthigkeit und Nachsicht in ökonomischen Dingen nicht lange aufrecht erhalten. Nachdem die Anstalt zur öffentlichen Versteigerung gelangt, unternahm er, schon in hohem Alter stehend, die Abfassung mehrerer Werke, deren erstes als «Encyclopédie des échecs» (Par. 1837) erschien. Es ist in einer für alle Nationen verständlichen Sprache, in Lettern und Zahlen geschrieben, und mit einer Einleitung in vier Sprachen: französisch, englisch, italienisch und deutsch, versehen. Dem folgte sodann eine Sammlung von Schachaufgaben: «Collection des plus beaux problèmes d'échecs» (Par. 1846), die in gleicher Weise abgefaßt ist. Zur bessern Verbreitung der Encyklopädie unternahm A. weite Rundreisen, unter anderm auch durch Deutschland, und gewann selbst

Fürsten zu Subscribenten. In den Schachkreisen als «Vater A.» bewillkommnet, fand er überall wegen seines Schachtalents und um seiner geistreichen Unterhaltung willen die wohlwollendste Aufnahme. Sein praktisches Spiel zeichnete sich minder durch hohe Gediegenheit als durch lebhafte Wendungen und glänzende, wenn auch weniger gesunde Angriffspointen aus. Er blieb sich noch als Greis stets gleich an Frische und Lebendigkeit, und war wahrscheinlich der Meister, welcher zwar nicht von allen der stärkste sein mochte, aber in einem Alter von 80 J. gewiß von allen am besten gespielt hat. Der Veteran der Schachkunst starb hochbetagt 16. Nov. 1850 zu London. Die beiden Sammelwerke A.'s leiden zwar an manchen Ungenauigkeiten, häufigen Wiederholungen und zahlreichen Druckfehlern, sind jedoch für die frühern Leistungen auf dem Gebiete der Schachkunst die besten und beinahe vollständigen Nachschlagebücher und in diesem Sinne noch heute für das Studium des ältern Spiels empfehlenswerth.

Alexandrette (d. i. Klein-Alexandria), türk. Iskanderûn oder Skanderûn (Alexandria ad Issum), ein türk. Hafenort mit etwa 1000 E. im nord-syrischen Ejalet Aleppo, an dem nach ihm benannten, an der Grenze von Syrien und Kleinasien tief in das Land eindringenden Golf, ist der nördl. (wie Latakia der südl.) Hafenplatz der 17 M. im SO. gelegenen Handelsstadt Aleppo und der Haltplatz der Dampfschiffe aus Triest und Marseille. A. war ehemals bedeutender, ist aber jetzt ein heruntergekommener Ort, auf der Landseite von ungesunden Sümpfen begrenzt. Auch der Hafen, welcher die größten Flotten aufnehmen könnte, liegt im erbärmlichsten Zustande. Gleichwol ist der Handel von Bedeutung. Ausfuhrartikel sind Baumwolle, Galläpfel, Früchte, Seide, auch Sesam, Wolle, Wachs, Kamelhaare; eingeführt werden Reis, Getreide, Salz, engl. und andere Manufacte. Die Ausfuhr belief sich 1855 auf mehr als 20½ Mill. Frs., dagegen 1857 noch nicht auf die Hälfte. A. wurde auf Befehl Alexander's d. Gr. zum Andenken an den Sieg gegründet, den er 333 über Darius III. weiter nördlich bei Issus erfochten, einem jetzt nicht mehr vorhandenen Orte, nach welchem der Golf von A. der Issische (Sinus Issicus) genannt wurde. Auch A. selbst ist in der Kriegsgeschichte nicht ungenannt. 1097 wurde es von Tancred erobert, und 13. April 1832 erfochten daselbst die Aegypter einen Sieg über die Türken.

Alexandria, Alexandrien, von den Türken und Arabern Iskanderîjeh oder Skanderîjeh genannt, feste Seestadt an der Mittelmeerküste Aegyptens, im Herbste 332 v. Chr. von Alexander d. Gr. gegründet und nach seinem Tode zur Haupt- und Residenzstadt der Ptolemäer erhoben, liegt am nordwestl. Rande des Nildelta, an einer von der Natur zu einer großen Schiffs- und Handelsfurt bestimmten Stelle, wie die ganze ägypt. und angrenzende afrik. Küste weiter nicht darbietet, auf dem niedrigen, sandigen Landstreifen, welcher, von SW. gegen NO. gerichtet, den Strandsee Mariût (Mareotis) von dem Mittelmeer trennt.

Die alte Stadt, fast 1 M. lang und ⅕ breit, war nach dem Plane des Architekten Dinochares oder Dinokrates sehr regelmäßig gebaut und außer der natürlichen Lage noch durch sehr starke Ringmauern geschützt. Zwei schnurgerade, 100 F. breite und ihrer ganzen Länge nach mit Säulenhallen geschmückte Hauptstraßen durchkreuzten in rechten Winkeln ihren Mittelpunkt. Vor ihrer Fronte lag die Insel Pharus (s. d.), die auf ihrem Nordostende den nach ihr benannten weltberühmten Leuchtthurm aus weißem Marmor trug und durch einen 7 Stadien langen Molo oder Steindamm mit ihr verbunden war. Dieser Damm, wie die auf ihn auslaufende große Querstraße gegen NW. gerichtet, schied die beiden sehr geräumigen Haupthäfen der Stadt, den großen oder neuen im NO., und den alten oder Hafen des Eunostus im SW.; beide standen durch die Bogen der an beiden Enden des Dammes befindlichen Brücken miteinander in Verbindung. Im S. der Stadt, an dem jetzt versumpften und ganz verkehrlosen See Mareotis, gab es noch einen überaus belebten Handelshafen, Sumpfhafen genannt, und im SW., an der Mündung des längs der südl. Ringmauer vorbeifließenden Nilkanals, der auch mit dem Mareotis in Verbindung stand, einen künstlichen Hafen Namens Kibotos. Die meisten öffentlichen Gebäude lagen dem großen Hafen gegenüber, in dem östl., glänzendsten Stadttheile, dem Brucheion. Hier standen die Königspaläste der Ptolemäer mit ihren Garten- und Parkanlagen, das Sema oder die Begräbnißstätte Alexander's d. Gr. und der Ptolemäer, das Museum (s. d.) mit der ältern Bibliothek, der größten der Welt, das große Theater, die Reitbahn Mäandros, die Palästra, das Poseideion und das ins Meer hineinreichende Timonion oder der Palast und letzte Zufluchtsort des Triumvir Antonius, ferner das Käsareion (Caesareum), und gegen das Heptastadion hin das Emporion oder die Börse, die Waarenlager, die Docks zum Bau der Kriegsschiffe, hinter diesen das weitläufige Getreide-

magazin. Außerdem befanden sich in dem östl. Theile der Stadt das Gymnasium mit einer großen Stoa oder Säulenhalle, das Amphitheater, die Gerichtshalle, viele andere Prachtgebäude, Tempel und unzählige Bildsäulen. Im äußersten SW., jenseit der großen Querstraße, lag dem alten Hafen gegenüber der Stadttheil Rhakotis. Hier stand die Akropolis oder die Gebäude des Serapeion, benannt nach dem Tempel des Serapis (s. d.), dem prachtvollsten Bauwerk des Alterthums nächst dem röm. Capitolium, mit einer zweiten reichen Bibliothek, und außerhalb der Ringmauer die weitausgedehnte Nekropolis. Der äußerste nordöstl. Theil der Stadt war das Judenviertel, durch die Ringmauer getrennt von dem außerhalb derselben gelegenen Hippodrom für Wagenrennen.

Von allen diesen Herrlichkeiten des Alterthums hat das jetzige A. nur wenige Spuren aufzuweisen, von denen die berühmtesten die Pompejussäule (s. d.) und die sogenannte Nadel der Kleopatra (s. d.) sind. Fast den ganzen unterirdischen Raum nehmen die weitläufigen, in den Kalkfels gearbeiteten Cisternen ein, welche die alte Bevölkerung das ganze Jahr hindurch mit Trinkwasser versahen. Katakomben und Reste alter Grabstätten bezeichnen die Stelle der alten Nekropolis. A. bildete von seiner Gründung an die griech. Hauptstadt Aegyptens. Seine Bevölkerung, die in der Blütezeit von Diodor auf 300000 Freie angegeben wird, also mit Sklaven und Fremden auf mehr als das Doppelte anzuschlagen ist, bestand hauptsächlich aus griech. Colonisten, eigentlichen Aegyptern und Juden, die zeitig dorthin gezogen wurden und bald sich gräcisirten. Nach dem Tode Alexander's d. Gr. fiel A. an die Ptolemäer, welche es zu ihrer Residenz und neben Rom und Antiochia zur prächtigsten Stadt des Alterthums sowie zum damaligen Hauptsitze griech. Gelehrsamkeit und Geistesbildung machten. Die Ursache, welcher die Stadt ihre schnelle Blüte und mächtige Entwickelung verdankte, war der Handel, für den sie, wie schon der Scharfblick des Gründers erkannt hatte, einzig und unvergleichlich vortheilhaft gelegen war. Durch den damals noch schiffbaren Mareotissee und das Kanalsystem des Nil mit einem beispiellos reichen Hinterlande, der Kornkammer Athens und Roms, in innigem Zusammenhang stehend, wurde sie das große Emporium für den Ausfuhrhandel ägypt. Producte und, an dem Uebergangspunkte des Occident und Orient gelegen, an dem sich fast der ganze westöstl. Verkehr concentrirte, zugleich der Mittelpunkt des Transithandels mit indischen Waaren, des Welthandels zwischen Asien und Europa, der sie auf die höchste Stufe materiellen Reichthums erhob. Den höchsten Glanz hatte A. erreicht, als es 30 v. Chr. den Römern anheimfiel. Wie unter den Ptolemäern die eigentliche Hauptstadt Aegyptens, war es unter den Kaisern nach Rom die zweitgrößte Stadt des röm. Reichs. Doch begann von nun an auch sein Verfall, der anfangs unmerklich, später aber, infolge der Wegführung der Kunstwerke nach Rom, der Metzeleien Caracalla's, der Verwüstung des Brucheion durch Aurelian, der Belagerung und Plünderung durch Diocletian, und endlich des Aufblühens Konstantinopels, reißend schnell von statten ging, sodaß der Serapistempel im 4. Jahrh. das einzige noch übrige Baudenkmal von Bedeutung war. Der Kampf des eindringenden Christenthums mit dem Heidenthume gab in A. zu blutigen Kämpfen Veranlassung. Die Erstürmung des Serapeion, des letzten Sitzes heidnischer Theologie und Gelehrsamkeit, 391 durch die Christen, und seine Verwandlung in eine Kirche des heil. Arcadius machten dem Heidenthum ein Ende. A., längst schon der Sitz eines Patriarchen, ward hierauf der Hauptsitz christl. Gottesgelahrtheit und blieb es 250 Jahre. Unter der byzant. Herrschaft blieb es zwar die größte Handelsstadt des Reichs, aber der allgemeine Verfall und das zunehmende Elend der Zeit beschränkte die Handelsthätigkeit. Erst die nach 14monatlicher Vertheidigung erfolgte Eroberung der Stadt durch die Araber unter Amru im Dec. 641 versetzte ihrem Handel den Todesstoß. Der Exporthandel verlor sich fast ganz, mit Ausnahme des geringen Verkehrs mit den mohammed. Küstenländern am Mittelmeer, und auch der indische Handel nahm bald seinen alten Zug wieder über den Euphrat, wo sich seiner, insofern er den mohammed. Orient betraf, die Khalifenstadt Bagdad und deren Seehafen Bassora fast ganz bemächtigten. Nur was auf dem alten Seewege durch das Rothe Meer nach A. gelangte, das verschifften von hier nach Europa die Venetianer, die sich im 14. Jahrh. durch einen Handelsvertrag mit den ägypt. Sultanen das Monopol des Handels mit indischen Waaren verschafften. Durch die Entdeckung des Seewegs um das Cap der guten Hoffnung und mit der Gründung der portug. Macht in Ostindien versiegte endlich auch dieser Verkehr. Die Eroberung Aegyptens durch die Osmanen 1517 änderte nichts in der Sachlage; die Portugiesen sperrten das Rothe Meer vollkommen ab. A. verödete unter der türk. Barbarei mehr und mehr, sodaß es 1778 kaum über 6000 E. zählte. Selbst der inländische Exporthandel hatte sich nach Rosette und Damiette gewendet,

indem A. durch Versandung der alten Kanäle und Versumpfung des Mareotissees nicht mehr in genügender Verbindung mit dem Binnenlande blieb. Die franz. Eroberung von 1798 leitete wieder die Aufmerksamkeit Europas auf die Stadt, trug aber wenig oder gar nichts zu ihrer Hebung bei. Erst unter Mehemed-Ali (s. d.) begann eine neue Aera für A.

Das gegenwärtige A. liegt auf derselben Stelle wie das alte, dem es jedoch an Größe bei weitem nicht gleichkommt. Seitdem Mehemed-Ali, der einen Theil des Jahres hier residirte, mit sicherm Blick vermittels Ausgrabung des 1820 eröffneten Mahmudijehkanals den Hafen wieder durch eine directe Wasserstraße mit dem Nil, Kairo und dem ganzen Hinterlande in Verbindung gesetzt, hat sich die Stadt aufs neue zu einem der bedeutendsten Hafen- und Handelsplätze des Mittelmeeres erhoben, dessen Verkehr fortwährend im Steigen begriffen. Die Zahl der Einwohner ist unter solchen Umständen auf 165000 gewachsen, darunter 30—40000 Europäer oder Franken, mit Einschluß der Griechen, Malteser und Schutzbefohlenen der Consulate. Die beiden alten Hafenbassins sind noch vorhanden, von denen in neuerer Zeit das westliche Mittelpunkt des Verkehrs geworden ist. Gewöhnlich liegen hier 2—300 Handelsschiffe, und zugleich ist dieser Hafen die Hauptstation der ägypt. Kriegsflotte. Einige Batterien bei Morâbet im SW. und an dem 1842 erbauten, 170 F. hohen Leuchtthurme an der Westseite des Dammes oder der Landzunge, welche die beiden Häfen scheidet, vertheidigen die Einfahrt. Auf derselben Landzunge steht der schöne von Mehemed-Ali erbaute Regierungspalast und das Gouvernementsgebäude. Weiterhin folgt das große Marinearsenal mit Docks und allen Vorrichtungen zum Bau und zur Ausbesserung von Schiffen. Am Eingange des Arsenals beginnen die Kais (mit den Entrepots und Bazars), die sich bis zur Lebensader der Stadt, dem mit Dampfern befahrenen Mahmudijehkanal, ausdehnen. Der vor dem Wasserthore gelegene Hafen des Kanals bildet den großen Markt für die Landeserzeugnisse aller Art, die durch Nilboote aus dem Binnenlande hierher befördert und dicht vor der Kanalmündung in die Seeschiffe verladen werden. Eine halbe Meile nordöstlich von A. liegt Ramleh, ein wegen seiner gesunden, trockenen Luft beliebter Sommeraufenthalt. Am Mahmudijehkanal befinden sich die Landhäuser der Europäer, viele mit schönen Gartenanlagen.

A. bietet ein Gemisch von Orient und Occident, ohne bestimmten Charakter. Es zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Hälften: die mohammed. Stadt am westl. Hafen, und das Frankenquartier am östl. Hafen. Jene hat, nach mohammed. Art, enge, unregelmäßige und unreinliche Gassen, regellos gebaute Häuser mit vergitterten, meist gegen den Hofraum gewendeten Fenstern. Nur die Paläste reicher Türken sind in einem etwas gefälligern, zwitterartigen Stil (à la franca) gebaut. Das Frankenquartier dehnt sich um den Platz Menschijeh aus, den Said-Pascha mit Bäumen bepflanzen und durch zwei große Fontainen schmücken ließ. Hier befinden sich die schönsten Häuser der Stadt, in südeurop. Baustil errichtet, darunter einzelne palastartige Gebäude, meistens den Prinzen oder europ. Kaufleuten gehörig, guteingerichtete Gasthöfe, mehrere Theater, christl. Kirchen, unter denen die katholische und die griechisch-nichtunirte geräumig und gut gebaut sind, während die mohammed. Moscheen unter der Mittelmäßigkeit stehen. A. hat auch mehrere Klöster und Synagogen und ist Sitz eines kopt. Patriarchen. Es ist ferner Sitz von 15 verschiedenen Consulaten, der Marine- und Handelsanstalten des Vicekönigs, der Marine- und Militärschulen, der Sanitätsintendanz für ganz Aegypten. Außerdem enthält die Stadt ein Hospital für kranke europ. Seeleute sowie große Hospitäler für die ägypt. Land- und Seemacht. Die Befestigungen des Platzes, unter Mehemed-Ali nach franz. Plänen erbaut, sind nicht unerheblich, aber viel zu ausgedehnt, als daß sie von der gegenwärtigen Militärmacht Aegyptens vertheidigt werden könnten. So bedeutend der Seehandel A.s ist, verdankt es doch seine jetzige commerzielle Größe hauptsächlich nur dem Export von ägypt. Landeserzeugnissen sowie dem Import von europ., für Aegypten bestimmten Waaren. Daneben besteht, seitdem die engl. Ueberlandpost den Weg über Aegypten nach Indien eingeschlagen, ein lebhafter Passagier-, Post- und Eilgüterverkehr, der durch die Dampfschiffahrt auf dem Mahmudijehkanal und die nach Suez laufenden Eisenbahnen mit dem Rothen Meere vermittelt wird. Der Großhandel ist ganz in den Händen der Europäer; den Kleinvertrieb besorgen die Eingeborenen. Unter jenen sind die Griechen und Italiener am stärksten vertreten, denen sich die Engländer und Franzosen anschließen. Die deutschen Handlungshäuser arbeiten namentlich in Importartikeln. Der Export A.s, umfassend die ägypt. Landesproducte aller Art, hatte 1860 einen Werth von mehr als 309 Mill. ägypt. Piastern; der Import betrug gegen 248 Mill. Piaster, davon 63,482900 für engl. Manufacte. Die Zahl der eingelaufenen

Schiffe belief sich 1860 auf 2040, darunter 480 Dampfer; die der ausgelaufenen auf 1965, darunter 474 Dampfer. Näheres über den Verkehr A.s s. Aegypten (Statistisches).

Alexandria, Hauptstadt der gleichnamigen County im nordamerik. Staate Virginien, am rechten Ufer des Potomac, $1\frac{1}{2}$ M. unterhalb Washington, auf einem vom Flusse sanft aufsteigenden Terrain gelegen, ist regelmäßig gebaut, hat schnurgerade, unter rechtem Winkel sich schneidende Straßen, mehrere ansehnliche Gebäude, eine Akademie und zählt 12652 E. Die Lage am Potomac, der hier für die größten Schiffe tief genug ist und einen bequemen Hafen bildet, sowie an dem Alexandriakanal, der auf einem 1360 F. langen und 36 F. hohen Aquäduct über den Potomac hinüber nach Georgetown in den Chesapeak-Ohio-Kanal führt, begünstigt einen lebhaften Schiffahrts- und Handelsverkehr, welcher die Producte des Flußgebiets, namentlich Weizen, Mais und Taback, zur Ausfuhr bringt. Am 28. Aug. 1814 wurde die Stadt von den Engländern unter Gordon auf ihrem Verheerungszuge gegen Washington geplündert und zerstört.

Alexandriner heißen sechsfüßige iambische Verse, welche als charakteristische Eigenschaft in der Mitte einen Einschnitt haben und in der Regel paarweise männlich und weiblich gereimt sind.

⏑ — ⏑ — ⏑ —	⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
Steigt man denn blos zum Ruhm,	kann man nicht in ihn sin ken?
Läßt sich's zur E wig keit	blos gehn, und nicht auch hin ken?

Durch diese scharfe Cäsur unterscheiden sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen iambischen Trimeter. Den Namen hat jene Versart von einer alten franz. Dichtung über Alexander d. Gr. aus der Mitte des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrh., in welchem diese Versart zuerst gebraucht wurde, oder nach andern von einem der Verfasser dieses Gedichts, Alexander von Bernay. Die Franzosen sind für das Epos und das Drama, wie im allgemeinen für alle höhern Gattungen der Poesie, auf diesen Vers beschränkt, der bei ihnen auch der heroische heißt. Die Eintönigkeit desselben wird von ihnen durch den Reim, durch das Witzspiel der Gegensätze sowie durch den der franz. Sprache eigenthümlichen Mangel eines scharfbetonten Rhythmus gemildert. Die Deutschen hatten, nachdem sie den Hexameter und den iambischen Trimeter für ihre Dichtkunst gewonnen, den Alexandriner völlig verworfen, oder seit Lessing den fünffüßigen Jamben an dessen Stelle gesetzt. Seit Goethe wurde derselbe aber besonders für das Komische wieder anerkannt und z. B. von Müllner und Contessa glücklich benutzt.

Alexandrinische Bibliothek. Diese größte und merkwürdigste unter allen Büchersammlungen der Alten Welt wurde von Ptolemäos Lagi gestiftet. Bereits unter ihrem ersten Vorsteher, dem aus Athen vertriebenen Demetrios Phalereos, wuchs sie bis auf 50000 Bände oder Rollen, und in ihrer blühendsten Zeit soll die durch Zenodotos, Aristarch von Byzanz, Apollonios Rhodios u. a. geleitete Anstalt 400000, nach einem Zeugnisse des Alterthums sogar 700000 gehabt haben. Der größere Theil dieser Bibliothek, welche die gesammte röm., griech., ind. und ägypt. Literatur umfaßte, war in einem an den königl. Palast anstoßenden Gebäude, dem Brucheion, aufgestellt. Sie verbrannte während der Belagerung der Stadt durch Julius Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius zum Verdruß der gebildeten Römer der Königin Kleopatra schenkte, wieder ersetzt. Der übrige Theil der Bibliothek befand sich im Serapeion, dem Tempel des Jupiter Serapis, und erhielt sich bis auf die Zeiten Theodosius' d. Gr. Als aber dieser alle heidnischen Tempel des röm. Reichs zerstören ließ, wurde auch der herrliche Tempel des Jupiter Serapis nicht verschont. Ein Haufe fanatischer, über die fortdauernde Serapisfeier aufgebrachter Christen, vom Erzbischof Theophilos angeführt, stürmte und verheerte denselben 391 mit seinen literarischen Schätzen. Schon bei diesem Sturme, und nicht erst bei der Eroberung Alexandrias durch die Araber unter Omar 642, wurde der Bibliothek der Untergang bereitet; wenigstens ist die Sage wol übertrieben, daß die Araber noch so viel Bücher vorgefunden hätten, um die Badestuben der Stadt sechs Monate lang heizen zu können. Auch erzählt schon der Geschichtschreiber Orosius, daß er bereits nach jenem Sturme der Christen nur die leeren Schränke der Bibliothek gesehen habe. Vgl. Petit-Radel, «Recherches sur les bibliothèques anciennes et modernes» (Par. 1819); Ritschl, «Die Alexandrinischen Bibliotheken» (Berl. 1838).

Alexandrinischer Codex (in gelehrten Werken meist mit dem Buchstaben A bezeichnet) heißt eine für die Kritik sehr wichtige Handschrift der Heiligen Schrift in griech. Sprache, welche sich im Britischen Museum zu London befindet. Sie ist auf Pergament mit schöner viereckiger Uncialschrift, ohne Spiritus, Accente und Wortabtheilung, in der zweiten Hälfte des

6. Jahrh., nach Hug im 5. Jahrh. geschrieben und enthält, mit Ausnahme einiger Lücken, die ganze griech. Bibel (das Alte Testament nach der Uebersetzung der Septuaginta) nebst den Briefen des Clemens Romanus. Diese berühmte Handschrift gehörte schon seit 1098 zu dem Bücherschatze des Patriarchen von Alexandria. Der Patriarch zu Konstantinopel, Cyrillus Lucaris, welcher dieselbe 1628 dem Könige Karl I. von England als Geschenk übersendete, versicherte, dieselbe aus Aegypten erhalten zu haben. Daß sie daselbst wirklich geschrieben worden sei, ergibt sich auch aus andern innern und äußern Merkmalen. Grabe legte sie bei seiner Ausgabe der Septuaginta (4 Bde., Oxf. 1707—20, Fol.) zum Grunde. Einen Abdruck des Neuen Testaments lieferten Woide (Lond. 1786, Fol.) und diplomatisch genauer Cowper (Lond. 1860); die Herausgabe des Alten Testaments hat Baber (5 Bde., Lond. 1816—27, Fol.) unternommen.

Alexandrinischer Dialekt heißt der Dialekt der griech. Sprache, welcher sich seit den Zeiten der Ptolemäer in Aegypten und besonders zu Alexandria als Schrift- und Umgangssprache allmählich ausbildete. Vgl. Griechische Sprache.

Alexandrinischer Krieg heißt der Krieg, in welchen Julius Cäsar im Oct. 48 v. Chr., bald nach der Schlacht bei Pharsalus, verwickelt wurde. Derselbe gelangte bei der Verfolgung des flüchtigen Pompejus nach Alexandria, und veranlaßte hier, indem er die Erbstreitigkeiten zwischen dem Könige Ptolemäus Dionysus und dessen Schwester Kleopatra zu Gunsten der letztern entschied, eine Empörung der Aegypter, die durch Pothinus und Achillas, die Führer der Partei des Ptolemäus, geleitet wurde. Cäsar, der nur 4000 Mann bei sich hatte, ward in der Königsburg Alexandrias von den Bürgern und einem Heere von 20000 Mann, das erst Achillas und nach dessen Tode Ganymedes befehligte, belagert, auf das äußerste bedrängt, und konnte bei dem Versuche, sich der Insel Pharus zu bemächtigen, kaum sein Leben retten. Erst im März 47, als Mithridates von Pergamus ihm Hülfsvölker aus Asien zugeführt hatte, gelang es ihm, der Gegner Meister zu werden. Der König Ptolemäus Dionysus blieb in der Schlacht, Alexandria ergab sich, und Kleopatra, die Cäsar's Liebe gewonnen hatte, ward mit ihrem jüngern, elfjährigen Bruder Ptolemäus vermählt und in die Herrschaft eingesetzt.

Alexandrinisches Zeitalter. Als die Blüte der griech. Nationalliteratur zugleich mit der Kraft und Selbständigkeit des Staatslebens unterging, wurde zu einer Zeit, wo griech. Cultur sich über den ganzen Umfang des von Alexander d. Gr. gegründeten, nach seinem Tode rasch zerfallenden Reichs verbreitet hatte, unter dem Schutze und der Begünstigung der kunstliebenden Ptolemäer die Stadt Alexandria in Aegypten, die durch ihre Lage sich vorzüglich zum Mittelpunkte des damaligen Weltverkehrs eignete, ein Hauptsitz literarischer und gelehrter Thätigkeit; und das Zeitalter, während dessen hier Poesie und Wissenschaft gepflegt ward, heißt wegen der eigenthümlichen Art, in welcher dies geschah, das Alexandrinische. Es läßt sich dasselbe in zwei Hauptperioden scheiden, von denen die erstere, die Regierungszeit der Ptolemäer umfassend, von 323—30 v. Chr., die letztere von 30 v. Chr. bis 640 n. Chr., oder vom Untergange der Ptolemäischen Dynastie bis zum Einfall der Araber sich erstreckt. Der erste unter den griech. Fürsten, welcher in Alexandria griech. Wissenschaft und Bildung Eingang zu verschaffen suchte, war Ptolemäus Soter, der viele Gelehrte dahin zog. Weit mehr noch förderte diese Studien sein Nachfolger Ptolemäus Philadelphus, der nicht nur die berühmte Alexandrinische Bibliothek anlegte, sondern auch das schon von seinem Vorgänger gegründete Museum erweiterte. Der Alexandrinischen Schule gehörten Aegypter, Griechen, Juden und später auch Römer an. Die größte Bedeutung erlangten die Grammatiker und Dichter. Jene waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die ebenso wol Sachen als Worte erklärten, also eine Art Encyklopädisten. So Zenodotus der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu Alexandria bildete, Eratosthenes der Cyrener, Aristophanes von Byzanz, Aristarch von Samothrake, Krates von Mallus, Dionysius der Thrazier, Apollonius der Sophist, und Zoilus. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geschlechter aufbewahrt zu haben. Die berühmtesten unter den Dichtern waren: Apollonius der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nikander, Euphorion, Kallimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon der Phliasier, Skymnus, Dionysius, und die sieben Tragiker, welche man das Alexandrinische Siebengestirn nannte.

Das Alexandrinische Zeitalter hat einen von dem frühern griech. Leben durchaus verschiedenen Geist und Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Richtigkeit, Reinheit und Zierlichkeit derselben zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in diesen Eigenschaften viele Alexan-

driner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist, welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelte den meisten dieser Werke. An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Nur in einigen regte sich der Genius, und diese ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerfreien Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Dichterschule, deren Vorbilder solche Meister waren, so begreift es sich leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel der Eigenthümlichkeit fühlend, den Werth derselben aber erkennend und darnach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Punkte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen und suchte durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Daher sind die Alexandriner, meist Dichter und Grammatiker zugleich, dem größern Theile nach steife, genielose und mühselige Verskünstler, wie die Meistersänger am Ende des 16. Jahrh.

Aber nicht blos in Hinsicht der Dichter spricht man von einer Alexandrinischen Schule, sondern auch in Hinsicht der Philosophen, welche in das Alexandrinische Zeitalter gehörten und in Alexandria lebten, wiewol jener Ausdruck nicht allzu streng zu nehmen ist. Als Charakteristisches der Alexandrinischen Philosophie macht sich geltend, daß sich in Alexandria orient. und occident. Philosophie berührten, und daß hier im ganzen ein Bestreben nach Vereinigung widerstreitender Philosopheme herrschend ward, weshalb man die alexandrinischen Philosophen, die jenem Triebe des Sammelns und Vereinigens folgten, auch oft eklektische Philosophen oder Synkretisten genannt hat. Indeß gilt dieser Titel doch nicht von allen; es traten hier auch den Dogmatikern gegenüber Skeptiker auf. Am berühmtesten wurden die alexandrinischen Neuplatoniker. Orient. Theosophie mit griech. Dialektik verbindend, repräsentiren sie den Kampf der antiken Bildung mit dem Christenthume; und deshalb war ihre Philosophie nicht ohne Einfluß auf die Art, wie das Christenthum in Aegypten aufgefaßt wurde. Aus der Verschmelzung orient. Anschauungen mit christlichen entstand die Gnosis (s. d.); einige der bedeutendsten gnostischen Systeme waren zu Alexandria ausgebildet worden. Nicht minder hatten die angesehensten Lehrer an der daselbst entstandenen und blühenden christl. Katechetenschule den Geist dieser Philosophie eingesogen. Darum bewegten auch, weil die verschiedensten Elemente sich in Alexandrien begegneten, die heftigsten Religionsstreitigkeiten die alexandrinische Kirche, bis von ihr im Kampfe mit dem Arianismus durch Athanasius das Princip der Stabilität orthodoxer Glaubensbestimmungen ausging. Endlich zeichneten sich die alexandrinischen Bestrebungen noch aus durch die Cultur der mathem. Wissenschaften und der Naturwissenschaften; diese erhielten hier die Höhe der Ausbildung, die ihnen überhaupt im Alterthum beschieden war. Schon im 3. Jahrh. v. Chr. hatte Euklides hier sein classisches Werk über die Geometrie geschrieben. Die Astronomen dieser Schule unterschieden sich gleich anfangs sehr vortheilhaft von ihren Vorgängern dadurch, daß sie alle eiteln hyperphysischen Speculationen beiseite stellten und sich ganz den eigentlichen Beobachtungen hingaben. Als Physiker und Mathematiker zeichneten sich aus: Aristill und Timocharis, dann Archimedes, Eratosthenes, Aristarch von Samos, Ptolemäus u. a. Gegen acht Jahrhunderte erhielt sich die Alexandrinische Schule in ihren verschiedenen Richtungen auf einer Höhe, die sie zum Mittelpunkte der Gelehrsamkeit und Literatur der damaligen Welt machte. Vgl. Matter, «Histoire de l'école de l'Alexandrie» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1840—44); Barthélemy Saint-Hilaire, «De l'école d'Alexandrie» (Par. 1845); Simon, «Histoire de l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1844—45).

Alexandrópol oder Alexandrápol, früher Gumri oder Gümri genannt, russ. Stadt und Festung mit 11600 E. im transkaukas. Gouvernement Eriwan, an dem Arpatschai, der gegen S. in den Aras fließt und die Grenze gegen das türk. Paschalik Kars bildet. An der Hauptstraße von Eriwan nach dem 6 M. gegen SW. entfernten Kars gelegen, ist A. nicht nur als Festung und geräumiger Waffenplatz, der 60000 Mann aufnehmen kann, von Wichtigkeit, sondern auch wegen seiner bedeutenden Seidenindustrie bemerkenswerth. Am Arpatschai wurden die Türken unter Abdallah Köprili 14. Juni 1735 vom pers. Schah Nadir und 18. Juni 1807 unter Jussuf-Pascha von dem russ. General Gudowitsch besiegt. Paskewitsch eröffnete im Juni 1828 von A. aus den Feldzug gegen die Türken. Am 30. Oct. 1853 wurden letztere bei A. vom russ. General Barjatinski geschlagen.

Alexándrow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir an der Seraja, hat 3400 E., neun Kirchen und ein berühmtes Nonnenkloster, in dessen Kirche zwei Schwestern Peter's d. Gr., Marfa und Feodosia, beigesetzt sind. Außer ansehnlichen Garnfärbereien besitzt der Ort Flinten-

und Eisenwaarenfabriken. In der Nähe befindet sich ein kaiserl. Gestüte. A. (damals Sloboda) wurde vom Zar Iwan II. Wasiljewitsch, der hier zu residiren pflegte und die erste Buchdruckerei des russ. Reichs anlegte, 1560 zum Hauptsitz der von ihm gestifteten Opritschina, d. h. der ausbedungenen Orte, erhoben, die er sich vorbehielt, als er dem gewesenen Khan von Kasan zum Schein die Regierung des Reichs übertrug. — A. heißt auch ein Flecken, ehemals wichtige Festung und Kreisstadt im russ. Gouvernement Stawropol oder Kaukasien, 14 M. im SO. von Stawropol, an der Straße nach Georgiewsk.

Alexandrowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, am linken Ufer des Dnjepr und an der Mündung der Moskowka, unterhalb der Wasserfälle des Dnjepr, hat Waarenmagazine, ist aber, obgleich durch seine Lage und ganze Umgebung zu einem Handelsplatz geschaffen, doch ohne nennenswerthen Handel geblieben. Der Ort zählte 1855 nur 2829 E., während er 1842 bereits 5192 hatte. Im Kreise A. befand sich früher die 1770 gegen die krimischen Tataren angelegte Dnjeprlinie, eine Reihe von sieben Festungswerken, die mit A. begann, dem Laufe der Konskaja folgte und an der Mündung der Berda ins Asowsche Meer endigte. In demselben Kreise liegen das Dorf Stilja, mit reichen Steinkohlenlagern, und 26 ausländische, meist deutsche Colonien. — A. oder Alexanderposten heißt auch eine russ. Colonie und Fort an der Castriesbai in dem Seedistrict des Amurlandes, östlich von der am westl. Eingange des Kisisees gelegenen neuen Kreisstadt Sofjewsk. Der Ort hat ein Hospital und eine Kirche mit Friedhof, und treibt lebhaften Handel mit nordamerik. Schiffen.

Alexei Michailowitsch, der zweite russ. Zar aus dem Hause Romanow, geb. 10. März 1629, folgte seinem Vater Michael Feodorowitsch 12. Juli 1645 auf dem Throne. Der erst 16jährige Alleinherrscher überließ sich der Leitung des Okolnitschi Pleschtschejew und seines Erziehers Morosow, bei welchem er sich auch nach dessen Entfernung von den Geschäften, bis zu dessen Tode (1662), in allen wichtigen Angelegenheiten Raths zu erholen pflegte. Die Habsucht seiner Rathgeber veranlaßte 1648 eine Empörung, welche Pleschtschejew das Leben kostete. Auch mochte die öffentliche Unzufriedenheit das Auftreten zweier Prätendenten ermuthigen, des dritten falschen Demetrius (s. d.) und des Ankudinow. Letzterer gab sich für einen Sohn des Zaren Wasilij Schuiskoi aus, flüchtete später ins Ausland, ward aber von Holstein ausgeliefert und 1653 zu Moskau hingerichtet. Als A. in die reifern Jahre trat, wandte er sich mit Eifer den Staatsgeschäften und der Vergrößerung seines Reiches zu. Durch den Krieg mit Polen (1654—67) sicherte er sich den Besitz der Provinzen Smolensk, Tschernigow und Sewerien und gewann einen Theil der Ukraine. Im Kriege mit Schweden (1655—58) eroberte er zwar einen großen Theil Livlands und Ingermanlands, mußte ihn aber schließlich im Frieden von Kardis (21. Juni 1661) zurückgeben. Dagegen breitete er seine Herrschaft bis zum äußersten Osten Sibiriens aus, trat in Verbindung mit China und unterwarf durch den kühnen Hetman Chabarow Daurien und das Land am Amur. Der Aufstand der Donischen Kosaken wurde 1672 nach furchtbarem Blutvergießen beschwichtigt. A. selbst wird als sanft, versöhnlich, wohlwollend, mäßig in sinnlichen Genüssen, religiös und geistig wohlbegabt geschildert. Durch seine Fürsorge kam das berühmte russ. Gesetzbuch, die «Uloshenie», zu Stande, aber auch das Schisma in der russ. Kirche nahm unter ihm durch den Patriarchen Nikon seinen Anfang. Den engl. Kaufleuten in Rußland entzog er nach der Hinrichtung Karl's I. ihre Privilegien; doch wußte er andererseits die Vorzüge geschickter Ausländer wohl zu schätzen. Er starb 29. Jan. 1676. Seine erste Gemahlin, zu deren Wahl ihn Morosow bestimmt hatte, war Maria Miloslawskoi, deren jüngere Schwester Morosow selbst heirathete. Die zweite war die schöne Natalia Narischkin; sie wurde die Mutter Peter's d. Gr. Vgl. Berg, «Zarstwowanie Alexeja Michailowitscha» (2 Bde., Petersb. 1830—31) und den 10.—12. Bd. von Solowjew's «Istoria Rossii» (Mosk. 1860—62). Charakteristisch für A. und seine Zeit ist das von ihm erlassene Jagdstatut und sein Briefwechsel darüber (herausg. Mosk. 1856).

Alexei Petrowitsch, der älteste Sohn Peter's d. Gr. und der Eudoxia Lapuchin, geb. zu Moskau 18. Febr. 1690, zeigte als Knabe gute Anlagen und wohnte schon 1704 an der Seite seines Vaters der Belagerung von Narwa bei, verfiel aber später in Ausschweifungen, die auf Geist und Körper des jungen Prinzen einen nachtheiligen Einfluß hatten. Zugleich trat er mit Personen in Verbindung, die den Neuerungen Peter's abgeneigt waren, worauf dieser, der seine Reformen gefährdet glaubte und wahrscheinlich auch von seiner zweiten Gemahlin, Katharina, gegen ihren Stiefsohn aufgestachelt wurde, den Beschluß faßte, ihn von der Thronfolge auszuschließen. A. leistete zum Scheine willig auf die Krone Verzicht und erklärte, daß er Mönch werden wolle. Nachdem aber Peter d. Gr. seine zweite Reise ins westl. Europa angetreten,

entfloh er 1717 unter dem Vorwande, seinem Vater nachzureisen, der ihn zu sich beschieden habe, nach Wien und von da nach Neapel. Auf des Vaters Befehl und überredet durch den Gardehauptmann Rumjanzow und den Geheimrath Tolstoi, die deshalb an den wiener Hof geschickt worden waren, kehrte er zwar zurück; allein der erzürnte Monarch betrachtete jenen Schritt als ein Majestätsverbrechen, enterbte den Sohn durch den Ukas vom 2. Febr. 1718, und ließ gegen die Rathgeber des A. und alle, welche um seine Flucht gewußt hatten, eine Untersuchung einleiten. Seine Mutter Eudoxia, deren Bruder Abraham Lapuchin, ferner Maria Alexiewna, die Halbschwester des Zaren, dann Pustinoi, Eudoxiens Beichtvater, Dossifei, Bischof von Rostow, der Admiralitätsrath Kikin, die Fürsten Schtscherbatow und Dolgorukij, Generalmajor Glebow und andere Personen wurden gefangen gesetzt und als Mitglieder der Verschwörung theils hingerichtet, theils auf andere Weise hart bestraft. A. selbst ward zum Tode verurtheilt und ihm das Urtheil vorgelesen. Obgleich Peter dem Unglücklichen bald nachher die Begnadigung ankündigen ließ, starb er doch, wie es hieß, infolge der erlittenen Angst und Gemüthsbewegung, schon wenige Tage darauf, 7. Juli (26. Juni) 1718. Nach andern soll er unter hauptsächlicher Mitwirkung des Generals Adam Weide, eines Deutschen, im Gefängnisse enthauptet worden sein. Um den Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden, ließ Peter d. Gr. die Acten des Processes veröffentlichen. Von seiner Gemahlin, Charlotte Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die von ihm sehr viel zu erdulden hatte und schon 1715 gestorben war, hinterließ A. eine Tochter, Natalia, die 1728 starb, und einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter II. Dramatisch wurde der Stoff von Gehe und Immermann behandelt. Viele bisher unbekannte Documente zur Leidensgeschichte A.'s enthält Usträlow's «Istoria zarstwowanija Petra Welikawo» (Bd. 6, Petersb. 1859), der gegenüber jedoch Pogodin in seiner «Untersuchung über den Proceß des Zarewitsch A.» (Petersb. 1860) eine Ehrenrettung des unglücklichen Prinzen versuchte. Fernere auf A. bezügliche Urkunden veröffentlichte die Gesellschaft für russ. Geschichte und Alterthümer (Mosk. 1861).

Alexis (Wilibald), deutscher Schriftsteller, s. Häring (Wilh.).

Alexisbad, einer der reichhaltigsten Eisenbrunnen Deutschlands, am Fuße des Unterharzes, im reizenden Thale der Selke, im anhalt-bernb. Gebiete, 2 M. von Ballenstädt, 1 St. von Harzgerode, wurde 1810 auf Kosten des Herzogs Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg als Badeort eingerichtet. Die Umgebung ist zu schönen Anlagen benutzt, und die Ausflüge nach der 1830 F. hohen Victorshöhe (Rammberg) und dem Stubenberg, nach Ballenstädt, dem Mägdesprung und dem Falkenstein, nach der Roßtrappe, Harzgerode und der Josephshöhe erhöhen die Annehmlichkeiten des Aufenthalts. A. hat zwei Quellen: den Selkebrunnen, auch Alte Badequelle genannt, welcher keine kohlensauren Salze und fast keine freie Kohlensäure, dagegen viel Chloreisen und schwefelsaures Eisen enthält und seiner stark abstringirenden Wirkung wegen nur zum Baden benutzt wird, und den Alexisbrunnen, einen erdig-salinischen Säuerling mit kohlensaurem Eisen, den man zum Trinken verwendet. A. wird besonders gegen Leukorrhöen empfohlen; im übrigen leistet er die Dienste der Stahlquellen überhaupt. Der Alexisbrunnen wird auch, mit der Sole des benachbarten Beringerbades (bei Suderode) vermischt, gegen Skrofeln und Rhachitis gebraucht. Vgl. Richter, «Das A. im Harze und seine Curanstalten» (Quedlinb. 1857).

Alexius, der Heilige, war der Sohn eines vornehmen Römers, den die Legende Euphemianus nennt. Er lebte zur Zeit des Papstes Innocenz I. (402—16) und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Wohlthätigkeit aus. Auf Andringen des Vaters vermählte er sich zwar, floh aber nach der Trauung in die Ferne, um sein Gemüth ungestört auf das Ueberirdische zu richten. Nachdem er lange Zeit als Einsiedler gelebt, kehrte er in das älterliche Haus zurück, wo er, unerkannt und von den Hausgenossen oft verschmäht, gute Werke vollbrachte. Erst kurz vor seinem Tode gab er sich zu erkennen. Ueber seinem Grabe auf dem Aventinischen Berge zu Rom, das 1216 aufgefunden ward, erhebt sich jetzt die prächtige Kirche, die seinen Namen führt. Der 17. Juli ist sein Gedächtnißtag. Die Legende vom heil. A. ist in der Dichtung des Mittelalters sehr beliebt gewesen und vielfach mit den verschiedensten Abweichungen behandelt worden. Am bekanntesten ist die mittelhochdeutsche Dichtung, welche Konrad von Würzburg für zwei baseler Bürger lieferte, und die in Maßmann's «Sanct-Alexius' Leben» (Quedlinb. 1843) sowie in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 3) abgedruckt ist. Die franz. und ital. Literatur des 15. sowie die der Polen und Russen im 16. und 17. Jahrh. kennen Mirakelspiele, welche den A. behandeln. Auch altengl. und czechische poetische Bearbeitungen des Stoffs aus dem 14. Jahrh. sind bekannt.

Alexius I. Komnenus, byzant. Kaiser, geb. zu Konstantinopel 1048, war ein Sohn des Johannes Komnenus, Bruders Isaak's I., des ersten Kaisers aus dem Hause der Komnenen (s. d.). In den Kämpfen zwischen Michael VII. Parapinakes und Nikephoros Botoniates hatte sich A. als treuen Anhänger des erstern gezeigt; aber durch die Freimüthigkeit, womit er nach Michael's Absetzung dem Nikephoros mit derselben Treue wie seinem Vorgänger zu dienen versprach, wußte er auch des letztern Vertrauen zu gewinnen. Nachdem er im Dienste des Nikephoros drei Empörer besiegt, weigerte er sich jedoch, gegen einen vierten, den Gemahl seiner Schwester, zu ziehen, und mußte, deshalb bei Hofe verleumdet, fliehen. Da das Heer, welches ihm ergeben war, sich für ihn erklärte, bemächtigte er sich Konstantinopels, gab die Stadt seinen Soldaten zur Plünderung preis und übernahm dann selbst 1081 die Herrschaft, während Nikephoros ins Kloster gesteckt wurde. Um das Reich aus seiner drangvollen Lage zu befreien, schloß A. zunächst mit den Türken Frieden, indem er diesen alles, was sie in Kleinasien erobert hatten, abtrat, verbündete sich mit Venedig und dem deutschen Kaiser Heinrich IV., und wandte sich dann gegen den Normannenherzog Robert Guiscard, welcher, vorgeblich um einen Usurpator, der sich für Michael Parapinakes ausgab, zu unterstützen, in der That aber, um selbst den kaiserl. Purpur zu gewinnen, in das Reich eingefallen war. Bei Durazzo kam es (18. Oct. 1081) zur Schlacht, in welcher das griech. Heer, obschon dem normannischen um das Fünffache überlegen, geschlagen wurde. Robert drang bis Thessalonich vor, kehrte aber schon 1082 in sein Reich zurück, um Papst Gregor VII., seinen Verbündeten, gegen Kaiser Heinrich IV. zu schützen. Auch Robert's Sohn Bohemund mußte bald darauf mit dem durch Schlachten und Krankheiten geschwächten normannischen Heere Griechenland räumen. 1084 erschien Robert aufs neue, siegte über die vereinigte griech.-venet. Flotte und hatte sich schon vieler Inseln des Archipels bemächtigt, als sein Tod 1085 seinen Unternehmungen ein Ziel setzte. Von diesem Feinde befreit, suchte nun A. die in Kleinasien an die Türken verlorenen Besitzungen wiederzugewinnen. Anfangs kämpfte er nicht ohne Glück. Als aber die Türken mit einer von griech. Gefangenen erbauten Flotte Konstantinopel bedrohten, gerieth er in die äußerste Bedrängniß. Unter solchen Umständen konnte ihm das im Abendlande erwachte Verlangen nach einem Kreuzzuge zur Befreiung des Heiligen Landes nur erwünscht sein, weshalb er das Unternehmen durch eine Gesandtschaft, die hülfeflehend auf der Kirchenversammlung zu Piacenza erschien, zu fördern suchte. Bald indeß wurde durch die unerwartet große Menge und die Zügellosigkeit der Kreuzfahrer sein Argwohn erweckt, und er suchte sich ihrer durch eilige Ueberschiffung nach Asien zu entledigen. Zwar wußte er die meisten Fürsten zu bestimmen, ihm den Lehnseid für alle von ihnen in Asien zu erobernden Gebiete zu leisten, gleichwol erhielt sich ein gegenseitiges Mistrauen, zumal A., trotz seiner Versprechungen, die Kreuzfahrer nur wenig unterstützte und durch seine Toleranz gegen die Türken den Verdacht des geheimen Einverständnisses mit diesen erzeugte. Bohemund wurde durch das treulose Benehmen des A. bei der Belagerung von Antiochia so aufgebracht, daß er nach Europa zurückkehrte und in Epirus einfiel. Nachdem A. den Türken noch 1115 und 1116 bedeutende Niederlagen beigebracht, starb er 15. Aug. 1118. Er war ein sehr befähigter Herrscher, staatsklug und tapfer, doch zeigte er sich auch hinterlistig und heuchlerisch, wenn er seine Zwecke nicht anders erreichen konnte. Sein Leben hat seine Tochter Anna Komnena (s. d.) in der «Alexias» beschrieben.

Alfieri (Vittorio, Graf), einer der berühmtesten ital. Dramatiker, geb. 17. Jan. 1749 zu Asti in Piemont, war der Sohn des Grafen Antonio A. und der Gräfin Monica Maillard von Tournon und gehörte einer edeln Familie an, in welcher ein fester und stolzer Sinn für Unabhängigkeit erblich. Früh verwaist, erhielt A. seit seinem neunten Jahre auf einer adelichen Akademie zu Turin nur eine mangelhafte Bildung. Von Reiselust getrieben, durchwanderte er 1767—73 fast ganz Europa und führte als reicher Cavalier ein abenteuerliches Leben. Nach seiner Rückkehr nach Turin wandte er sich jedoch eifrig literarischen Beschäftigungen zu. Der Beifall, welchen seine ersten dramatischen Versuche fanden, führten ihn zu dem Entschlusse, als dramatischer Dichter einen Ruf zu gewinnen. Er holte darum die versäumte Schulbildung nach und ging nach Toscana, um hier das Studium der ital. Sprache zu betreiben. Hier lernte er die Gräfin Albany (s. d.) kennen, an die ihn bald die edelste Liebe kettete. Um sich ihrer würdig zu machen, rang er rastlos nach dem dichterischen Lorber, und um völlig frei und unabhängig zu sein, überließ er sein ganzes Vermögen gegen eine Rente seiner Schwester. Abwechselnd wohnte er in Florenz und in Rom. Später, als der Gemahl seiner Freundin gestorben, lebten beide im innigsten Verhältnisse im Elsaß oder in Paris, wo sich A. unablässig mit der Dichtkunst sowie mit der Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke beschäftigte.

Beim Ausbruche der Französischen Revolution wandte er sich zuerst nach England, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, bis er im Aug. 1792 abermals die Flucht ergriff und sich mit seiner Freundin in Florenz niederließ. Hier starb er 8. Oct. 1803. Seine und seiner Freundin Asche deckt ein schönes Denkmal von Canova; ein Standbild wurde ihm 1862 auch in seiner Geburtsstadt Asti errichtet. Als dramatischer Dichter hat sich A. in drei verschiedenen Gattungen versucht und 21 Tragödien, 6 Komödien und eine sogenannte Tramelogödie veröffentlicht. Das Bedeutendste leistete er in der Tragödie, während er in der Komödie ungleich weniger Erfolge errang. Unter seinen Stücken sind «Virginia», «Agamemnon», «Timoleon», «Orest», «Antigone», «Maria Stuart», «Pazzi» und «Abel» hervorzuheben. Für das gelungenste unter denselben gilt «Abel», von ihm als Tramelogödie bezeichnet. Die Tragödien A.'s sind alle Erzeugnisse eines hohen, ernsten, männlichen Geistes, entbehren aber der Anmuth und des poetischen Zaubers. Er wollte nur mit den einfachsten Mitteln wirken und, allem Schmuck entsagend, durch männlichen Ernst gefallen. Seine Schöpfungen sind daher kalt und starr, in der Anlage einfach bis zur Dürftigkeit. Sein Vers ist hart und ungefällig, seine Sprache ohne den zauberischen, das innerste Gemüth erregenden Farbenglanz. Dennoch gilt er für den Wiederhersteller des ital. Dramas, und man rechnet ihn unter die ersten Dramatiker Italiens. A. wollte die Bühne für eine Erziehungsanstalt gehalten wissen, um das Volk «frei, stark und edel» zu machen. Auch seine Komödien zeigen dieselbe ernste, polit. Richtung. Dagegen ist die Erfindung leer, die Verwickelung ohne Interesse; die Charaktere sind nur allgemeine Umrisse ohne Individualität. Außer den dramatischen Werken hat A. auch viele Oden (z. B. auf die Befreiung Amerikas, die Zerstörung der Bastille) und Sonette gedichtet und in kraftvoller und erhabener Poesie den Gegenstand seiner Liebe und Freundschaft besungen. Sonst verfaßte er noch ein episches Gedicht in vier Gesängen, mehrere Satiren und poetische Uebersetzungen von Terenz, Virgil und einigen Stücken des Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Nach seinem Tode kam der «Misogallo», ein Denkmal seines Franzosenhasses, heraus. Auch wurden A.'s «Opere» (37 Bde., Pad. 1809—11) und Selbstbiographie (deutsch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1812) veröffentlicht. Sammlungen seiner «Tragedie» sind mehrfach (6 Bde., Par. 1788—89; 6 Bde., Flor. 1820; nach den Originalhandschriften revidirt von Milanesi, 2 Bde., Flor. 1855) erschienen. Vgl. Teza, «Vita, giornali, lettere di A.» (Flor. 1861).

Alfons I., erster König von Portugal, der Sohn Heinrich's von Burgund, des Eroberers und ersten Grafen von Portugal, war 1110 geboren und bei dem Tode seines Vaters erst zwei Jahre alt, weshalb seine Mutter Theresia von Castilien die Regentschaft übernahm. Der herangereifte Sohn mußte indeß der herrschsüchtigen und ausschweifenden Mutter die Regierung abkämpfen. In den Besitz derselben gelangt, hatte er mit Castilien, dessen Oberhoheit er nicht anerkannte, und mit den Mauren Kämpfe zu bestehen. Mit Navarra verbündet, machte er Eroberungen in Galizien. Sodann wandte er sich gegen die Mauren, deren Einfällen er schon durch Erbauung der Festung Leiria zu begegnen gesucht hatte. Er schlug dieselben bei Ourique 25. Juli 1139, und nannte sich nun König von Portugal, vom Papste die Anerkennung dieses Titels durch einen Zins erkaufend (1142). Auf den Cortes zu Lamego setzte er 1143 die Thronfolgeordnung, die Rechte des Adels und den Gang der Rechtspflege fest. Mit Hülfe zufällig vorüberfahrender Kreuzfahrer eroberte er 25. Oct. 1147 das von Mauren besetzte Lissabon. Dann nahm er 1158 Alcacer-do-Sal und 1166 den alten Bischofssitz Evora. Bei der Belagerung von Badajoz wurde er 1168 von seinem Schwiegervater, dem Könige Ferdinand von Leon, angegriffen und gefangen genommen, und er erlangte erst die Freiheit wieder, nachdem er die in Galicien gemachten Eroberungen zurückgegeben. Siegreich kämpfte er 1171 wieder bei Santarem, und ebendaselbst schlug er 1184 den Almohaden Jusuf ben-Jakub. A. rief die Tempelritter und Johanniter ins Land, stiftete auch die Ritterorden von Avis und vom heil. Michael. Die portug. Geschichte nennt A. den Eroberer (el Conquistador). Er starb 6. Dec. 1185 zu Coimbra.

Alfons VI., König von Portugal, aus dem Hause Braganza, der zweite Sohn Johann's IV., war anfangs zum geistlichen Stande bestimmt. Infolge des Todes seines ältern Bruders fiel ihm jedoch 1656 die Krone zu, und da er noch unmündig war, übernahm seine weise Mutter Luise de Guzman die Regentschaft. Sie setzte dieselbe auch noch einige Zeit nach seiner Mündigkeit fort, da der kränkliche und ausschweifende König wenig Sinn für die Geschäfte zeigte. Aber Günstlinge, die für ihn zu herrschen wünschten, vermochten ihn, seine Mutter vom Staatsruder zu entfernen (23. Juni 1662). Jetzt regierte der Minister Graf Castel-Melhor, ein nur in Hofränken geschickter Mann. Wenn dessenungeachtet Portugal gegen Spanien siegreich

war, so hatte man dies nur dem Grafen Friedrich von Schomberg (s. d.) und den engl. und franz. Hülfsvölkern zu verdanken. 1666 vermählte sich A. mit Maria Franziska Elisabeth von Savoyen, die sich aber bald mit dem unzufriedenen Bruder des Königs, dem Infanten Dom Pedro, zu seinem Sturze verband. Der Plan gelang 1667. A. wurde erst nach Terceira, dann nach Cintra in Haft gebracht, wo er 12. Sept. 1683 starb. Pedro bestieg den Thron, indem er sich mit der Witwe seines Bruders verehelichte.

Alfons III., oder der Große, König von Leon, Asturien und Galicien, geb. 848, war schon bei Lebzeiten seines Vaters Ordoño I. als Thronfolger anerkannt worden, konnte aber, nach dessen Tode (866), erst dann in Besitz der Regierung kommen, als seine Anhänger den Grafen Froila, der den Thron usurpirt, ermordet hatten. Nachdem A. den mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die königl. Würde in einer Familie erblich werden sah, mit Gewalt unterworfen, richtete er die Waffen gegen die äußern Feinde und verherrlichte seine Regierung durch mehr als 30 Feldzüge und zahlreiche über die Mauren erfochtene Siege. Er setzte über den Duero, brach Coimbras Mauern, drang bis an den Tajo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte aufs neue das verheerte Burgos. Doch die Kriege veranlaßten große Ausgaben und damit großen Druck des Volks, das wiederholt in Aufstände ausbrach. 888 stellte sich sogar sein eigener Sohn Garcias an die Spitze der Aufrührer, der unter dem Scheine des gemeinen Wohls die Krone an sich reißen wollte. A. besiegte denselben und hielt ihn in strenger Haft. Doch sehr bald erregte die leidenschaftliche Mutter zu Gunsten des Sohns, unterstützt von mehrern Großen des Reichs, eine neue Verschwörung, für die sie auch die beiden andern Söhne gewann. Ein blutiger Krieg zerrüttete nun das Reich, bis A., von seinen eigenen Söhnen besiegt, der Krone entsagte und sie auf das Haupt Garcias' setzte. Um dem Vaterlande zu nützen, zog er hierauf, als seines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren. Nachdem er siegreich aus diesem Kampfe zurückgekehrt, starb er zu Zamora 912.

Alfons V., König von Aragonien, Neapel und Sicilien, 1416—58, erwarb sich den Namen des Großmüthigen, indem er bei seinem Regierungsantritte eine Liste der ihm feindlich gewesenen Großen ungelesen zerriß. Geschichtliche Bedeutung erlangte er, indem er Neapel an die aragonischen Herrscher brachte. Zunächst griff er 1420 Corsica an, eilte aber im folgenden Jahre nach Neapel, als ihn dessen Königin Johanna II., die in ihm einen Beschützer gegen Ludwig von Anjou suchte, dorthin einlud. Eine Zeit lang schenkte sie ihm hohe Gunst. Da er aber ihren ihm feindlichen Liebling Caraccioli in Haft nahm (1423), erklärte sie sich für Ludwig von Anjou. Nun ward der Kampf offen geführt. A. konnte jedoch, durch Händel mit Castilien abgezogen, erst nach Johanna's Tode (1435) mit Kraft auftreten. Bei der Belagerung von Gaëta wurde er durch die Genuesen geschlagen und gefangen, durch Philipp Maria, Herzog von Mailand, aber wieder in Freiheit gesetzt. Nach wechselnden Kämpfen blieb er seit 1443 im unbestrittenen Besitz Neapels. Er starb während der Belagerung von Genua 27. Juni 1458.

Alfons X., genannt der Astronom, der Philosoph oder der Weise (el Sabio), König von Leon und Castilien, geb. 1226, folgte seinem Vater Ferdinand (der 1671 heilig gesprochen wurde) 1252 auf dem Throne. Schon früh hatte er, namentlich bei der Eroberung von Sevilla 1248, Beweise seines Muthes gegeben. Statt aber auf die Vertreibung der Mauren und die Bezähmung des Adels bedacht zu sein, verschwendete er die Kräfte des Landes, um sich von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen waren vergeblich, und auch Papst Gregor X. weigerte sich ebenso sehr ihm die Kaiserkrone als das Herzogthum Schwaben zuzuerkennen, auf das er von seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Philipp's I. von Schwaben, Ansprüche hatte. Bald nachher sah er gleichzeitig seinen Thron von den heimlichen Anschlägen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er 1263 in einem blutigen Treffen, entriß ihnen Xeres, Medina-Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarbiens, und verknigte Murcia mit Castilien. Dem Aufstande im Innern seines Reichs, an dessen Spitze 1271 sein eigener Sohn Philipp sich stellte, vermochte er erst nach mehrjährigem Bürgerkriege ein Ende zu machen. In der Milde, mit der er den Aufrührern verzieh, sah man nur den Beweis seiner Schwäche. Als er später mit Strenge zu verfahren beschloß, empörte sich sein Sohn Sancho aufs neue und raubte ihm 1282 die Krone. Hülfe bei den Mauren suchend, starb er, nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns, zu Sevilla 4. April 1284. A. war der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch Vollendung der von Ferdinand III. begonnenen Gesetzsammlung «Leyes de las partidas», welche 1501 als allgemeines Landrecht

bestätigt ward. Er war es, der die Verordnung gab, daß bei allen öffentlichen Angelegenheiten des Landes Berather zugezogen werden sollten. Von ihm sind noch mehrere größere Gedichte, ein chem. und ein philos. Werk vorhanden; auch legt man ihm eine Kirchengeschichte und eine Geschichte der Kreuzzüge bei. Er ließ die erste allgemeine Geschichte Spaniens abfassen und die Bibel ins Spanische übersetzen. Viel trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften bei und vermehrte zu dem Zwecke auch die Gerechtsame und Lehrstellen der Universität zu Salamanca. Die Ptolemäischen Planetentafeln, deren Abweichung von den Beobachtungen man schon seit längerer Zeit erkannte, suchte er zu verbessern, für welchen Zweck er 1248 über 50 der berühmtesten Astronomen seiner Zeit nach Toledo berief. Diese Tafeln, noch jetzt unter der Benennung der Alfonsinischen Tafeln bekannt, wurden 1252 vollendet, kosteten aber auch die für jene Zeit unerhörte Summe von 40000 Dukaten. Die Beobachtungen wurden durch sie nicht genauer als durch die frühern Tafeln, da sie auf dieselbe ganz unzulässige Hypothese der Epicykel (s. d.) gebaut waren, welche schon Ptolemäus als Gerüst zu seinem Gebäude gebraucht hatte. Die «Opusculos legales» A.'s wurden von der königl. Akademie (Madr. 1836) herausgegeben.

Alfort, Weiler des Dorfes Maisons-Alfort im franz. Depart. Seine, unweit südöstlich von Paris, in der Ecke zwischen der Seine und Marne, ist bekannt durch die 1766 nach Bourgelat's Plan gegründete Lehranstalt für Thierarzneikunde und Landwirthschaft. Die Anstalt besitzt ein chem. Laboratorium, eine Apotheke, einen botan. Garten, ein zootom. Theater, ein reiches Naturaliencabinet, Sammlungen für vergleichende Anatomie und für Pathologie, sowie Gebäude für die kranken Thiere u. s. w. Außerdem wird hier eine Merinos- und Kaschmir-Ziegenheerde unterhalten.

Alfred der Große, König von England, der jüngste Sohn König Ethelwulf's und der Osburgha, wurde 849 zu Wantage in Berkshire geboren. Sein Großvater Egbert, König von Wessex, hatte im Anfange des 9. Jahrh. die sieben kleinen angelsächs. Königreiche, wenn auch nur lose, zu einem einheitlichen Reiche, Anglien oder England, verbunden. Schon als fünfjähriger Knabe ward A. nach Rom geschickt, um dort von Papst Leo IV. die Salbung zu empfangen. Einige Jahre später unternahm er mit dem frommen und gegen die Kirche freigebigen Vater eine zweite Reise nach Rom. Auf dem Rückwege verweilten beide längere Zeit am Hofe Karl's des Kahlen, wo der junge A. die Eindrücke einer höhern Civilisation empfing. Erst nach dem Tode seines ältern Bruders Ethelred ward A. 871 von dem Volke zum Herrscher erhoben. Schon früher war er im Kampfe gegen die eindringenden Dänen des Krieges kundig geworden. Nachdem er zum Throne gelangt, steigerte er seine Anstrengungen, um die Unabhängigkeit des Landes zu retten. Anfänglich kämpfte er ohne Erfolg, indem die Dänen immer neue Scharen auf die Küste warfen, und die Angelsachsen unter das fremde Joch sich beugten oder die Heimat verließen. Endlich mußte auch A. verkleidet flüchten. Er lebte einige Zeit in der Hütte eines Hirten und legte dann, als das Volk gegen die Dänen sich rüstete, in einem einsamen Moor eine Burg an, in die er seine Getreuen berief. Die spätere Sage hat die kriegerischen Abenteuer A.'s mannichfaltig ausgeschmückt. So erzählt sie auch, wie er, als die Seinen sich gesammelt, am Tage vor der Schlacht in Harfnertracht ins Lager der Feinde gegangen und ihre Stärke und Plane erforscht habe. Nachdem er die Dänen im Mai 878 geschlagen und unterworfen, gestattete er ihnen zwar, ihre Ansiedelungen in England zu behalten; doch mußten sie ihn als König anerkennen und das Christenthum annehmen. In den nächsten sechs Friedensjahren legte er Festungen an, ließ die zerstörten Städte und Klöster wieder aufbauen und förderte den Ackerbau, während er zugleich das Volk in den Waffen übte. Eine neue Invasion 893 ging nach gegenseitigen harten Kämpfen ohne weitere Gefahr vorüber. Der Verwilderung des Volks steuerte A. durch Gesetze und Sorge für den Unterricht; auch übte er strenge Gerechtigkeit gegen Engländer und Dänen. Die spätere Zeit hat ihm manche wohlthätige Einrichtungen beigelegt, die er entweder nur begann oder die bereits bei den Angelsachsen bestanden und durch ihn erneuert, befestigt und ausgebildet wurden. Als eifriger Freund und Beförderer wissenschaftlicher Bildung ließ er mehrere Schriften aus dem Lateinischen, das er selbst erst im 36. Jahre lernte, in das Angelsächsische übersetzen. Auch übertrug er mehrere selbst, wie des Boethius Werk: «De consolatione philosophiae» und die Geschichte des Orosius, welcher er Anmerkungen über Reisen in die Nordsee und das Baltische Meer und eine Beschreibung der slawischen Länder hinzufügte. Er veranstaltete selbst Entdeckungsreisen durch die Normänner Other, der von Norwegen aus das Weiße Meer besuchte, und Wulfstan, der von Schleswig bis in den Finnischen Meerbusen fuhr. Um solche Unternehmungen zu fördern,

besonders aber zum Schutze gegen die Normänner, verstärkte er seine Seemacht und baute Galeeren von 60 Rudern. Ueberhaupt gilt er als der Gründer der engl. Seemacht. Seine Gattin, die Tochter eines Edelmanns aus Mercia, hieß Alswith. A. starb 26. oder 28. Oct. 901. Die wichtigste Quelle für die Geschichte seines Lebens ist die durch Einfachheit der Darstellung ausgezeichnete «Vita Alfredi», welche sein Freund Asser aus Wales, später Bischof von Sherburn, geschrieben (herausg. von Wise, Orf. 1722; englisch von Wright, Lond. 1855). A.'s sämmtliche Werke hat Bosworth unter dem Titel «The whole works of King A.» (2 Bde., Lond. 1858) herausgegeben. Vgl. Pauli, «König A. und seine Stelle in der Geschichte Englands» (Berl. 1851), und Weiß, «Geschichte A.'s d. Gr.» (Schaffh. 1852).

Al Fresco, s. Frescomalerei.

Algardi (Alessandro), Bildhauer, geb. zu Bologna 1593 oder 1602, gest. 1654, ist neben Lor. Bernini der berühmteste ital. Bildhauer des 17. Jahrh. und durch eine gründliche Behandlung des Nackten ausgezeichnet. Doch zeigt er die Fehler, welche der ital. Sculptur seiner Zeit eigen sind: ein absichtliches Streben nach Pathos und zugleich nach jener malerischen Wirkung, welche den Gesetzen der Plastik widerspricht. Der Hauptplatz seiner Thätigkeit war Rom, wo er zahlreiche Gönner und Aufträge fand. Als sein bedeutendstes Werk gilt das kolossale Relief: Leo, den Attila von seinem Zuge nach Rom zurückhaltend, in der Peterskirche. Eine von ihm gearbeitete Statue des Schlafgottes von Nero antico in der Villa Borghese hat öfters für eine Antike gegolten.

Algarothpulver, auch Englisches Pulver, Lebensmercur, heißt eine durch Mischen von Antimonchlorür mit vielem Wasser erhaltene Verbindung des Antimons mit Chlor und Sauerstoff (Oxychlorür). Der abgesonderte Niederschlag erregt schon in geringer Gabe heftiges Erbrechen und ward sonst zu ärztlichen Zwecken gebraucht. Den Namen hat das Pulver von seinem Erfinder, einem ital. Arzte.

Algarotti (Francesco, Graf), ausgezeichneter ital. Schriftsteller und vielseitiger Gelehrter, geb. zu Venedig 11. Dec. 1712, studirte zu Venedig, später zu Rom und Bologna, neben den classischen Sprachen mit Vorliebe Physik und Anatomie und begab sich als 20jähriger Jüngling nach Paris, wo er (1733) seinen bereits in Rom ausgearbeiteten «Neutonianismo per le donne» veröffentlichte, durch den er den Grund zu seinem Ruhme legte. Bis 1739 lebte er bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Châtelet. Das Studium der franz. Literatur brachte ihn nicht nur mit den gefeiertsten Namen Frankreichs in Berührung, sondern übte auch großen Einfluß auf Ton und Stil seiner Arbeiten, der sich besonders im «Congresso di Citera» zeigt. Auf der Rückkehr von einer Reise nach Rußland lernte er 1739 zu Rheinsberg den nachmaligen König Friedrich II. von Preußen kennen, der ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, in den Grafenstand erhob und 1747 zum Kammerherrn ernannte. Nicht minder schätzte ihn König August III. von Polen, welcher ihm den Charakter eines Geheimraths beilegte. A. lebte abwechselnd zu Berlin und Dresden, bis er 1754 in sein Vaterland zurückkehrte, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna und seit 1762 zu Pisa seinen Wohnsitz nahm. Hier starb er 3. März 1764. Friedrich d. Gr. ließ ihm im Camposanto zu Pisa ein Denkmal errichten. Neben umfassenden und in mehrern Fächern gründlichen Kenntnissen gaben seine Zeitgenossen viel auf sein Urtheil über Gegenstände der Malerei und Baukunst, und sowol seine «Saggi sopra le belle arti» (deutsch von Raspe, Kassel 1769), als auch manche Gemälde der dresdener Galerie, deren Ankauf er veranlaßte, beweisen seine Einsicht. Er zeichnete und ätzte mit Geschicklichkeit. Witz und Scharfsinn, vereint mit Vielseitigkeit und Feinheit der Gedanken zeichnen seine Schriften aus. Seine Poesien haben wenig Dichterfeuer, aber viel Anmuth, und seine Briefe gehören zu den schönsten in ital. Sprache. Eine Sammlung seiner Werke erschien unter anderm in 17 Bänden zu Venedig 1791—94.

Algarve oder Algarbien, die kleinste und südlichste Provinz Portugals, 110,25 Q.-M. mit 157666 E. (1863) umfassend, liegt zwischen Alemtejo und dem Atlantischen Meere und ist von Spanien durch den Guadiana getrennt. Die Provinz zerfällt in drei Regionen: den flachen, meist sandigen Küstenstrich Beiramar, das Hügelland oder Barrocal und das eigentliche Gebirge, schlechthin Serra genannt. Das letztere, mit seinen Verzweigungen drei Viertel des Areals einnehmend, erhebt sich an dem Durchbruchsthal des Guadiana als westl. Fortsetzung der span. Sierra-Morena in mehrern Ketten, den Cumeadas, welche etwa in der Mitte des ganzen Zugs, in dem Knoten der Serra-do-Melhão, sich vereinigen und terrassenförmig zur Südküste wie zum Guadiana abfallen. Im W. des Melhão theilt sich der Hauptzug in zwei westlich streichende Parallelketten, welche allmählich auseinander weichen und einen weiten Raum

zwischen sich lassen, der durch die gewaltige Granitmasse der Serra-de-Monchique ausgefüllt ist. Die südl. Kette erstreckt sich, terrassenförmig abfallend, gegen SW. bis zum Cap San-Vicente, der südwestlichsten Spitze Europas, während die nördliche sich in vielen Zweigen nach der Westküste und der Ebene von Alemtejo abdacht. Die Serra ist meist mit Cistusheiden und Weideplätzen, nur die Serra-de-Monchique an ihren Abhängen mit prächtigen Kastanienwäldern bedeckt. Nur in den Thälern findet Anbau statt, und das Ganze ist sehr spärlich bewohnt. Das vorliegende Hügelland reicht, ebenfalls terrassenförmig abfallend, bis nahe an die Küste und hat einen überaus fruchtbaren, von Bächen und Küstenflüßchen durchbrochenen Boden. Der flache, von steilen Felsen oder Strandsümpfen eingefaßte, fast durchweg aber angebaute Küstenstrich wird von einer arbeitsamen, aber rohen und zugleich gutmüthigen Bevölkerung bewohnt, die ihren arab. Ursprung nicht verleugnen kann. Die Provinz A. hat ein sehr warmes Klima, dessen afrik. Hitze durch die frischen Seewinde gemildert wird. Es gedeihen hier alle Früchte des Südens. Die Hauptproducte sind Feigen, Mandeln, Orangen und Johannisbrot, aber es wird auch viel Oel, Wein und Mais, dagegen Weizen unzureichend gebaut. Im ganzen zeichnet sich A. durch landschaftliche Schönheit aus. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schweine; auch wird in der Serra Bienenzucht betrieben. Der Bergbau ist von keinem Belang, obwol die Serra zahlreiche Erzgänge enthält. Hier und im Hügellande gibt es auch viele, meist kalte Mineralquellen, deren Mehrzahl noch unbenutzt bleibt. Nur Caldas-de-Monchique mit seinen Schwefelthermen von 25—27° R. ist ein besuchter Badeort. Nächst dem Landbau bilden Fischerei und Schiffahrt, welche durch die Menge kleiner, aber sicherer Häfen begünstigt wird, den Haupterwerbszweig der Bevölkerung. Die Industrie beschränkt sich auf Flechtwerk von Esparto, Pita und Zwergpalmenblättern, dagegen ist der Handel beträchtlich, namentlich der Exporthandel. Der Algarbier gilt in Portugal wie für den treuesten Freund, so auch für den besten Seemann. Für die Communication im Innern und mit Alemtejo ist schlecht gesorgt. Die Provinz A. bildet in administrativer Beziehung nur einen District, den von Faro; die Hauptstadt ist Faro (s. d.). A. hatte im Mittelalter eine größere Ausdehnung; es reichte an den span. Küsten bis nach Almeria und griff auf Afrika über. Seinen Namen erhielt es von den Arabern, in deren Sprache es ein gegen Abend belegenes Land bedeutet. Um 1212 eroberte Sancho I. in der damals maurischen Provinz A. die feste Stadt Silves und nahm darauf den Titel eines Königs von A. an. Alfons III. vereinigte um 1253 das Land als ein besonderes Königreich mit der Krone Portugals.

Algau, auch Algäu oder Allgau, nennt man in weiterm Sinne den von Vorbergen der Alpen erfüllten Landstrich Schwabens, welcher sich von der Iller, dem Bodensee und dessen Zuflusse, der Ill, in W. bis zum Lech in O., und vom Inn in S. bis zur Donau in N. ausbreitet. Gewöhnlich jedoch bezeichnet man mit dem Namen A. das Land im südwestl. Baiern (Schwaben), den angrenzenden Theilen Würtembergs und Tirols um die obere Iller bis herab nach Kempten und Memmingen, sodaß es etwa an Umfang dem alten Albigau oder Alpgau, wovon sich der heutige Name herschreibt, gleichkommt. Das A. wird ganz von den Algauer Alpen, den nördl. Fortsetzungen und Voralpen der Rhätischen Alpen, eingenommen. Das Gebiet der Iller mit seinen Thalbildungen ist die Centralfurche dieses Alpengaues mit seinen zahlreichen Bergstöcken, Wänden, Pyramiden, Klippen. Den Westflügel gegen den Bodensee hin setzen die Thäler der beiden Argen, der Weißach, Bregenzer Ach und Bolgen zusammen, den Ostflügel dagegen das Quellgebiet der Wertach, der Cirkellauf der Vils und eine Strecke des Lechthales. Damit trifft die Volks- und Sprachscheide genau zusammen. Der Algäuer scheidet westwärts den «Walder», d. i. den Bewohner des Bregenzer Waldes, und ostwärts den «Lechler» oder «Thaler» (Lechthaler) scharf von sich aus. In den südlichern, durch Querthäler getrennten Ketten überragen der Hochvogel (7950 F.) und der Arlberg (9400 F.) die Linie des ewigen Schnees. Bei Immenstadt erheben sie sich noch in dem abenteuerlich geformten, eisenreichen Grünten oder Grinten, dem «Rigi Oberschwabens», bis 5322 F., gehen aber bald in die Hochebenen der Donau über. Die Wasserscheide zwischen Ill und Inn überschreitet im 4800 F. hohen Arlberger Paß die Kunststraße von Feldkirch nach Landeck. Die Verbindung zwischen den Thälern des Lech und Inn bietet die Lechstraße, welche von Füssen aus die Alpen in den verschanzten Felsgassen des Kniebis und der Ehrenberger Klause durchschneidet, sich bei Nassereit spaltet, und, so doppelt verzweigt in dem Innthale mündend, auf der einen Seite über Imst hinauf nach Landeck, auf der andern über Telfs und Zirl hinab nach Innsbruck führt. Die obern Züge des Gebirgs mit ihrer rein alpinischen Natur bieten den hier erzogenen kleinen Viehrassen die trefflichsten Weiden. Das Algauer Rindvieh eignet sich wegen seines schö-

nen, kräftigen, weniger grobknochigen Baues vertrefflich zum Ziehen, hat aber auch eine bedeutende Mastfähigkeit und gehört zu den milchreichsten Rassen Deutschlands und der Schweiz. Mit den Erzeugnissen der Viehzucht wird nicht nur ein ansehnlicher, durch die Eisenbahn geförderter Handel nach Augsburg und München sowie nach Nürnberg und Wien getrieben, sondern es gehen auch manche Bewohner mit gesalzener Butter nach Italien, Holland und sogar nach England. Die Viehmärkte von Sonthofen sind von großer Wichtigkeit. Im nördl. A., wo die Flußthäler sich zur Ebene auszuweiten beginnen, tritt mit der Alpenwirthschaft auch die Dreisch- und Eggartenwirthschaft sowie der Flachsbau in Verbindung.

Algebra, ein Theil der reinen Mathematik, ist die Lehre von den Gleichungen, d. h. denjenigen symbolischen Formeln, durch welche die Verbindungen mehrerer Größen ausgedrückt werden. Sie lehrt unbekannte Größen aus gegebenen Eigenschaften derselben oder aus bekannten Größen durch Gleichungen finden, und kann daher auch als die Methode, Aufgaben durch Gleichungen aufzulösen, erklärt werden. Nicht selten wird die Buchstabenrechnung (s. d.), welche die Anwendung der arithmetischen Operationen auf allgemeine, durch Buchstaben ausgedrückte Größen lehrt, auch mit zur A. gerechnet, wiewol sie eigentlich nur als Vorbereitung für diese und die Analysis dient. Zuweilen braucht man auch das Wort A. als gleichbedeutend mit Analysis; gewöhnlicher aber und besser ist es, den Begriff desselben auf die Lehre von den Gleichungen zu beschränken, sodaß die letztere nur als erster Theil der Analysis, im weitesten Sinne genommen, erscheint. Die A. selbst zerfällt wieder in zwei Haupttheile. In dem ersten werden solche Gleichungen behandelt, in denen die unbekannten Größen bestimmte Werthe haben, deren Auffindung das Ziel ist, nach welchem bei Berechnung der Gleichungen gestrebt wird. In dem zweiten Haupttheile, welcher auch die unbestimmte Analytik oder die Diophantische Analysis genannt wird, betrachtet man diejenigen Gleichungen, durch welche die Werthe der unbekannten Größen selbst nicht genau bestimmt werden, sondern zum Theil willkürlicher Annahme überlassen bleiben. Hinsichtlich der Methode unterscheidet man zuweilen numerische und symbolische A. In der erstern werden die bekannten Größen sämmtlich durch Zahlen und nur die unbekannten durch Buchstaben, in der letztern aber, von Newton Allgemeine Arithmetik genannt, sämmtliche Größen durch Buchstaben ausgedrückt. Während jene immer nur einen bestimmten Fall, eine Aufgabe auf einmal behandeln kann, ist diese völlig allgemein und löst jede Aufgabe gleich für alle möglichen Fälle und Werthe der bekannten Größen auf, kann auch auf alle Arten von Größen angewandt werden. Das Wort A. stammt aus der arab. Sprache. Bei den Arabern heißt nämlich die Wissenschaft **Al-gebr wal-mokâbala**, d. i. Ergänzung und Vergleichung. Diese Ausdrücke beziehen sich auf Transposition und Reduction der positiven und negativen Größen in Gleichungen. Bei den Italienern hieß die A. in frühern Zeiten **Arte maggiore**, weil sie mit höheren Rechnungen zu thun hat, noch häufiger **Regola della cosa**, indem man die unbekannte Größe, und zwar deren erste Potenz, Cosa, d. i. Ding, nannte, woraus die bei den alten deutschen Algebraisten übliche Benennung: Regel Coß oder die Coß, entstanden ist. Das älteste Werk über A., welches sich durch nicht geringen Scharfsinn auszeichnet, ist das von Diophantos aus Alexandria, im 4. Jahrh. n. Chr.; doch sind von den ursprünglichen 13 Büchern seines in griech. Sprache abgefaßten und arithmetische Aufgaben enthaltenden Werks nur noch sechs vorhanden.

Die Europäer lernten die A. nicht durch die Griechen, sondern durch die Araber kennen, besonders durch Mohammed-ben-Musa, dessen Werk unter anderm von Rosen aus dem Arabischen ins Englische («The Algebra», Lond. 1831) übersetzt wurde. Durch den ital. Kaufmann Leonardo Bonaccio aus Pisa, der um 1200 den Orient bereiste und dort sich Kenntnisse der A. erwarb, fand nach seiner Rückkehr diese Wissenschaft eine weitere Verbreitung in seinem Vaterlande; auch hat er ein noch ungedrucktes Werk über A. hinterlassen. Das erste Werk über A. nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften ist das des Minoritenmönchs Paciolo oder Luca Borgo (Ven. 1494). Scipio Ferreo in Bologna fand zuerst um 1505 die Auflösung eines Falles der kubischen Gleichungen. Tartaglia aus Brescia, gest. 1557, bildete die kubischen Gleichungen weiter aus, und Cardanus aus Mailand machte die von Tartaglia ihm als Geheimniß mitgetheilte Auflösung der kubischen Gleichungen 1545 zuerst bekannt und erweiterte sie durch eigene Erfindungen. Ludov. Ferrari und Bombelli (1579) gaben die Auflösung der biquadratischen Gleichungen. In Deutschland wurde die A. schon im Anfange des 16. Jahrh. sorgfältig ausgebildet. Einer ihrer ersten Bearbeiter war Christian Rudolf aus Jauer, dessen Werk, die erste algebraische Schrift in Deutschland, 1524 gedruckt und 1571 von Stifel neu herausgegeben wurde. Letzterer, gest. in Jena 1567, muß als einer der eifrigsten

Beförderer der A. angesehen werden, wie er durch sein Werk «Arithmetica integra» (Nürnb. 1544) bewiesen hat. Ihm zunächst steht Scheybl, Professor in Tübingen, dessen Werk über A. in Paris 1552 herauskam. In England ist Recorde, in Frankreich Peletarius zu bemerken, welche beide bald nach 1550 schrieben. Von Stevin aus Brügge erschien 1585 eine Arithmetik und bald nachher eine A. Große Fortschritte verdankt die A. dem Franzosen Vieta, geb. 1540, gest. 1603, dessen Werke von Schooten in Leyden 1656 herausgegeben wurden. Vieta führte zuerst die allgemeine Rechnungsart in der A. ein und bezeichnete die bekannten Größen durch die Consonanten, die unbekannten durch die Vocale des großen lat. Alphabets, wofür man später die ersten und letzten Buchstaben des kleinen Alphabets genommen hat. Mit ebenso glücklichem Erfolge bearbeiteten diese Wissenschaft der Engländer Harriot in seiner «Artis analyticae praxis» (Lond. 1631) und der Niederländer Girard, gest. um 1633, in der «Invention nouvelle en Algèbre» (Amst. 1629). Descartes erwarb sich glänzende Verdienste besonders dadurch, daß er die A. auf die Geometrie anwendete. Seine «Géométrie», die 1637 erschien, ist reich an neuen Untersuchungen. Er stellte zuerst die Natur der krummen Linien durch Gleichungen dar, wodurch später der Weg zur Anwendung der Analysis des Unendlichen auf die Geometrie gebahnt wurde. Auch Fermat, der sich allerdings mehr mit der eigentlichen Analysis beschäftigte, bereicherte die A. durch mehrere Entdeckungen. Als glücklicher Nachfolger der beiden letzten sind Beaune in Blois und Hudde in Amsterdam, gest. 1704, zu betrachten. Newton gab in seiner «Arithmetica universalis» viele wichtige Beiträge; ein Gleiches gilt von Maclaurin, Campbell, de Gua, Tschirnhausen, Moivre, de Lagny, Taylor und Fontaine. In der neuern Zeit sind die vorzüglichsten Beförderer der A.: Euler, Lambert, Lagrange, Gauß, Abel, Cauchy, Fourier u. a.

Algebraische Gleichungen. Eine Gleichung heißt algebraisch: 1) im Gegensatz zu einer analytischen (identischen) Gleichung, wenn sie eine oder mehrere unbekannte Größen enthält, oder wenn ihre Richtigkeit davon abhängt, daß einer oder mehrern der in ihr vorkommenden, mit Buchstaben ausgedrückten Größen bestimmte Werthe beigelegt werden. 2) heißt eine Gleichung algebraisch im Gegensatz einer transscendenten Gleichung, wenn sie keine sogenannten transscendenten Größen, wie Kreisbogen, trigonometrische Functionen, Exponentialgrößen, Logarithmen u. s. w. enthält. — Eine algebraische Linie oder Curve nennt man eine krumme Linie oder Curve, wenn sie durch eine endliche algebraische Gleichung dargestellt werden kann; sie ist einer transscendenten krummen Linie entgegengesetzt.

Algeciras, Algesiras oder Algeziras, Ciudad in der span. Provinz Cadiz in Andalusien, mit einem guten, durch mehrere Forts vertheidigten Hafen am westl. Ufer des Golfs von A. oder von Gibraltar, ist eine sehr freundliche, gutgebaute und reinliche Stadt mit stattlichen Kirchen und Klöstern und einem mit Promenaden verzierten Hauptplatz. Die Stadt zählt 14230 E., welche lebhaften Küstenhandel treiben. Das Trinkwasser wird der Stadt durch einen Aquäduct aus dem benachbarten Gebirge zugeführt. A. ist Sitz des General- und Marinecommandanten des Campo de San-Roque, d. h. des span. Grenzgebiets gegen Gibraltar, welches von der Ciudad San-Roque benannt ist, einer nördlich von Gibraltar auf einem Hügel in fruchtbarer Ebene gelegenen, winkelig gebauten und finstern Stadt, die durch die Schönheit ihrer Frauen berühmt ist, 6460 E. zählt und einträglichen Handel mit Gibraltar treibt. Südlich von San-Roque schließt ein niedriger mit Wachthäusern besetzter Erdwall, La Linea genannt, das span. Festland gegen die engl. Besitzung Gibraltar ab. Bei A. landeten 28. April 711 die Araber unter Tarek ben-Zeyad, und die Stadt war ihre erste Eroberung in Spanien. Erst 1344 wurde sie diesen nach einer Belagerung von 20 Monaten infolge der Schlacht am Rio-Salado durch König Alfons XI. von Castilien wieder entrissen, welcher sie ganz neu aufbauen ließ. Während jener Belagerung sollen sich die Mauren bereits grober Geschütze zur Vertheidigung bedient haben. Am 6. und 12. Juli 1801 fanden bei A. Treffen zwischen der engl. und franz.-span. Flotte statt. In ersterm siegten die Franzosen unter Contre-Admiral Linnois, welcher davon den Titel eines Grafen von A. erhielt; in letzterm wurde die franz.-span. Flotte unter Linnois und Moreno von den Engländern geschlagen.

Algen (Algae) nennen die Botaniker eine eigene, ungemein artenreiche und vielgestaltige Familie der Kryptogamen oder der Akotyledonen des natürlichen Systems. Diese Pflanzen wachsen fast ausschließlich im Wasser, sowol in süßem als salzigem; am häufigsten in ruhigen und stagnirenden Gewässern und unter heißern Klimaten. Ihre Structur ist sehr mannichfach; sie durchläuft alle Stufen von der Form mikroskopischer Bläschen (einfacher Zellen) bis zu der eines weitverästeten baumartigen Gewächses. Ebenso verschieden sind sie in Bezug auf ihre

Größe. Während manche nur dem bewaffneten Auge sichtbar, und dem Schimmel oder Roste gleichen, sind andere spannenlang, andere klafterlang; ja die in den Meeren Südamerikas herumtreibenden Riementange (Laminariae) messen über 100 F. Dabei haben sie selten die Dicke eines Fingers oder die Breite einer Hand. Sie sitzen theils fest auf dem Boden der Gewässer, theils bedecken sie die Felsen und Steine in denselben; oft reißen sie sich aber los und treiben schwimmend und wogend unter und auf dem Spiegel des Wassers. Ihrer Substanz nach bestehen sie wesentlich aus Pflanzenschleim, der sich durch Kochen im Wasser diesem mittheilt. Häufig erscheint derselbe in den A. in verhärteter Gestalt haut-, hornartig oder knorpelig, nie aber wirklich holzig. Keine Art ist giftig, sehr viele sind jodhaltig. Die A. entbehren der Gefäße und bestehen nur aus meist unregelmäßigen schlauch- oder blasenförmigen Zellen. Den Samen (die Sporen) tragen sie meist entweder in den Schläuchen selbst oder in besondern blasenförmigen Anschwellungen. Die rein mikroskopischen Diatomen, welche, weil sie sich selbständig im Wasser bewegen, den Infusionsthierchen ähneln und deshalb von einigen noch dem Thierreich zugewiesen werden, vermehren sich durch Zertheilung. Bei den durch Sporen sich fortpflanzenden A. kommen häufig zweierlei Formen von Sporen vor, ruhende und sich bewegende (sogenannte Schwimmsporen). Die Farbe der A. ist nicht immer grün, häufig gelb und braun, bisweilen purpurfarbig oder violett; einige gewähren unter dem Mikroskop einen sehr schönen Anblick (z. B. Ulva crispa). Die Asche mehrerer Arten aus der Gattung der Tange (Fucus), welche in ungeheuern verwirrten Massen die Wellen an die Ufer treiben, und die hier aufgesammelt und verbrannt werden, kommt unter dem Namen **Kelp** (oder Varec, Barille) in den Handel und ist sehr reich an Jodnatrium. Auf den Orkneyinseln, dem Cap und in der Normandie wird ein jodreicher Kelp bereitet. Mehrere andere Arten werden zum Dünger benutzt. Der irische Seeperlentang (Sphaerococcus crispus), welcher auch unter dem Namen **Carragheenmoos** in den Apotheken verkauft wird, dient den armen Küstenbewohnern Irlands zur Nahrung; andere Arten werden in Chile und Peru als Gemüse verspeist. Auch die eßbaren Schwalbennester in Ostindien bestehen aus Arten des Sphärococcus. Die Confervine Helminthochorton, oder **Wurmmoos**, welche sich häufig im Mittelmeer um Corsica findet, wird wider die Würmer angewendet. Die Gattung Sargassum oder der schwimmende Beerentang, welcher in Gestalt wurzelloser Stücke auf dem Atlantischen Ocean und allen großen Meeren herumtreibt, bildet zwischen Westindien und den Canarischen Inseln das sogenannte **Sargassomeer**. Durch die gegen den Mexicanischen Meerbusen gehende Strömung wird dieser Tang hier in solcher Menge zusammengetrieben, daß er meilenweite Strecken gleich Wiesen bedeckt. Es ist das die große Sargassobank von Corvo und Flores, welche sich in südnördl. Richtung über 45 Breitengrade ausdehnt. Die Seefahrer des 15. Jahrh. fabelten davon, daß dadurch die Schiffe aufgehalten würden und man sich den Weg durch dasselbe mit dem Beile bahnen müsse; doch schon Columbus hat diese Uebertreibungen widerlegt. Vgl. Kützing, «Phycologia generalis» (Lpz. 1843), «Species Algarum» (Lpz. 1849) und «Tabulae phycologicae» (Bd. 1—13, Nordh. 1845—63).

Algerien (franz. Algérie) oder **Algier** heißt die franz. Colonie in Nordafrika, welche sich längs der Küste des Mittelmeeres zwischen Tunis in O. und Marokko in W. 136 M. weit hinzieht, nach S. zu ohne bestimmte Grenzlinie bis weit in die Sahara hineinreicht und etwa den mittlern Theil des nordafrik. Atlaslandes umfaßt. Das Colonialgebiet erstreckt sich von 32—37° nördl. Br. und von 16—26° östl. L. und begreift ein Areal von 60 Mill. Hektaren oder 10950 Q.-M. Die Küste, im ganzen wenig entwickelt, zeigt hohe, felsige Ufer, die nur selten mit flachen Strichen abwechseln, springt vielfach in steilen Vorgebirgen vor und bildet zahlreiche Buchten, bietet aber dennoch den Schiffen nur wenig Schutz. Hinter derselben erhebt sich das Land zu einem 1500—2500 F. hohen Plateau, das theils mit Gebirgen besetzt ist, theils in Ebenen offen liegt und sich in S. zur Sahara hinabsenkt. Man unterscheidet in Bezug auf Bodengestaltung drei Zonen. Am Nordrande längs der Küste zieht sich die Zone des Tell oder des Kleinen Atlas hin, ein gebirgiger Landstrich mit fruchtbaren Thälern, Gewässern und tiefen Schluchten zwischen den Bergmassen, unter denen als die höchsten der Dscherdschera im SO. von Algier mit 6550, der Afrun im SW. von Bougie mit 5850, der Wenseris im S. von Orléansville mit 5544, der Babur im SO. von Bougie mit 5820 F. aufsteigen. Zwischen diesen Berghaufen breiten sich die Ebenen von Algier (die ganz diluviallische Metidscha), von Oran, von Tlelab, von Cirat, von Eghris (im S. von Maskara) und das weite Thal des Schelif aus. Südlich dieser gebirgigen, auf 14 Mill. Hektaren ge-

schätzten Zone ziehen sich weite, dürre Ebenen, die nur in den Brunnen süßes Wasser bieten. Diese Ebenen sind theils mit langem, dürrem Halmgras (Halfa), theils mit Kräutern bestanden und umfassen auch ausgedehnte Schott und Sebkha, Salzsümpfe, die im Sommer mit einer blendenden Salzdecke überzogen sind. Nach letztern wird die ganze steppenartige Zone, deren Areal etwa 11 Mill. Hektaren beträgt, von den Eingeborenen die Schott oder die Sbakh genannt. Im S. sind diese ebenen Striche durch die Kette des Großen Atlas von der dritten Zone, der Sahara, geschieden. Der Große Atlas steigt in seinem östl. Theile, dem Dschebl-Aurès, dessen höchster Gipfel 7140 par. F. mißt, ansehnlich auf, sinkt aber nach W. mehr und mehr herab. Nur der Dschebl-Amur erhebt sich hier noch bis gegen 5000 F. Der langgestreckte Bergwall wird von langen, gewundenen Défilés (Bâb oder Thore, zuweilen von steilen Felswänden gebildet) durchzogen und ist meist mit Wäldern von Pinus, Eichen, Hainbuchen, Eschen, Cedern und Pistazien bedeckt. An seinem südl. Fuße dehnen sich die sandigen und felsigen Strecken der Sahara aus, in welcher nur einzelne Oasen den Anbau gestatten. Die sechs südlichsten Oasen des auf 35 Mill. Hektaren geschätzten franz. Theils der Sahara sind von O. nach W.: das Wadi-Suf, das Wadi-Righ (Tuggurt), das Wadi-Temasin, Waregla, die Oasen der Beni-Mzab und der Ulad-Sidi-Scheikh. Unter den Gewässern, welche die Gebirge entsenden, deren Betten aber im Sommer trocken liegen, ist der 60 M. lange Schelif das bedeutendste. Außerdem sind noch zu nennen: die 24 M. lange Seybouse, welche bei Bona ins Meer fällt, der 18 M. lange Wad-el-Kebir oder Rummel, der Fluß von Bougie, welcher 12 M. weit ein fruchtbares Thal durchfließt, der Harrach und der Mazafran, welche die Metidscha bewässern und die 45 M. lange Tafna. Während diese Gewässer dem Mittelmeere zufließen, wenden sich die vom Südabhange des Atlas kommenden in die Salzsümpfe oder versiegen im Sande. Unter den Salzseen sind die Sebkha-Melghir, der Schott-es-Saïdas (Salzsee von Msilah), der Felrirsee, der Schott-esch-Schergui und der Schott-el-Gharbi hervorzuheben.

Das Klima von A. ist warm, doch stellen sich zu Zeiten Schnee und heftige Kälte in den Bergen ein. In der Stadt Algier beträgt die mittlere Jahrestemperatur 14,2°, die höchste 25,5°, die niedrigste 8,5° R. In Konstantine zeigt die mittlere Jahrestemperatur 13,6°, die höchste 32°, die niedrigste 1,6° R. Der Winter, von Sept. bis April, ist nur Regenzeit, abwechselnd mit heitern Tagen. Drei- oder viermal im Jahre weht aus der Wüste her der Simun oder giftige Wind. Die Flora ist nach den verschiedenen Zonen verschieden. Waldungen finden sich im Tell wie im Großen Atlas in einer Ausdehnung von 1,200000 Hektaren. Die Zwergpalme wuchert in der Westhälfte des Tell, die wilde Artischoke im östl. Theile. Als Culturpflanzen werden Weizen, Gerste und die übrigen Cerealien, ferner Taback, Baumwolle, Ricinus, Krapp, Wein, Olive und Feigenbaum angebaut. Die Kräuter und Gräser der Schott bieten zahlreichen Viehheerden Nahrung. In den Oasen der Sahara ist die Dattelpalme Hauptnahrungspflanze. Die Gebirge des Tell wie des Großen Atlas bewohnen noch Löwen und Panther, wenn auch nur in geringer Anzahl. Häufiger sind, besonders im Süden, die Hyäne und der Schakal sowie andere Raubthiere. Die Steppenlandschaften werden von Gazellenheerden durchstreift. Von Hausthieren züchtet man im Tell das Rind, das Schaf, Pferde, Esel und Maulesel. Doch sind die Pferde und Schafe der Schott vorzüglicher als die des Tell. Manche Araberstämme besitzen ungeheuere Viehheerden. Kamele hält man besonders in der Sahara. Von Mineralschätzen besitzt das Land hauptsächlich Eisen, Kupfer und Blei. Bleiminen finden sich am Dschebel-bu-Taleb, im S. von Setif, zu Kefum-Tebul bei La-Cale, in den Umgebungen von Tenes, Sebdan und im Uar-Scherisch. Kupfer wird zu Tenes und Muzaia, Antimon zu Nemours gefunden. Die ergiebigsten Eisengruben liegen bei Bona. Von andern Mineralien hat der Onyxmarmor von Oran eine gewisse Berühmtheit erlangt, und am Dschebl-Filfilla bricht man weißen, krystallinischen Marmor von vorzüglicher Qualität. Schwefel, Magnesia und Porzellanerde sind an verschiedenen Orten reichlich vorhanden. Salz ist überall verbreitet und wird theils aus den umfangreichen salzhaltigen Gewässern, theils aus den Steinsalzlagern von Milah, El-Kantara und Waregla gewonnen.

Die **Bevölkerung** der Colonie A. wurde von den franz. Behörden für Anfang 1862 auf 3,062124 Köpfe angegeben. Dieselbe besteht zum geringern Theil aus Europäern, die seit der Eroberung eingewandert sind, der großen Mehrzahl nach aus den Eingeborenen. Letztere gehören vier verschiedenen Rassen an: der berberischen, arabischen, türkischen und israelitischen. Obgleich A. seit dem 15. Jahrh. im Besitz von Türken gewesen, so war die Zahl derselben doch nie bedeutend und ist unter der franz. Herrschaft allmählich bis auf etwa 1000 Köpfe zusammengeschmolzen. Die Zahl der Juden ward 1851 auf 21048, Anfang 1862 auf 28097

angegeben. Den Hauptstock der Bevölkerung bilden sonach die Araber und die Berbern. Die letztern, die sogenannten Kabylen, sind die Nachkommen der alten Numidier und bewohnen vorzugsweise die Berglandschaften, wo sie schon den Karthagern Widerstand leisteten. Unter der röm. wie unter der arab. und türk. Herrschaft blieben sie mehr oder weniger unabhängig, und von den Franzosen konnten sie erst in jüngster Zeit unterworfen werden. Zu den berberischen Urbewohnern kamen seit etwa 670 n. Chr. durch Einwanderungen zahlreiche Scharen von Arabern, die sich der Herrschaft bemächtigten und den Kabylen den Islam aufdrangen. Nach einer officiellen Berechnung von 1857 betrug die Gesammtzahl der auf franz. Gebiete lebenden Araber und Kabylen 2,344813 Individuen. Davon waren arab. Stammes in der Provinz Algier 447752, in Oran 431485, in Konstantine 506195, zusammen 1,385432 Köpfe. Kabylen zählte man in Algier 280474 im Gebirge und 27800 in der Ebene, in Oran 22819 im Gebirge und 45462 in der Ebene, in Konstantine 277135 im Gebirge und 305691 in der Ebene, sodaß die Gesammtzahl der berberischen Bevölkerung 959381 Köpfe betrug. Es bilden demnach die Araber das bei weitem überwiegende Element in der einheimischen Bevölkerung. Obgleich sich Araber wie Kabylen in Tribus theilen, ist doch ihre Stammverfassung eine ganz verschiedene. Die arab. Tribus ist die patriarchalisch zusammengehaltene Familie, die sich wieder in Duar oder Familiengruppen theilt, von denen eine jede gewöhnlich auch einen bestimmten Bezirk innehat. Bei den Kabylen hingegen ist die Dechra, das Dorf, die polit. Einheit, und die Tribus stellt nur einen Verband mehrerer Dechur oder Dörfer dar. Jede Dechra hat ihren Amin oder eigenen Häuptling, der nur dann, wenn es gemeinschaftliche Interessen erheischen, sich einem Amin der Amins unterordnet. Der Häuptling oder Scheikh der Araber wird von dem obersten Machthaber eines Stammes ernannt, der Amin der Kabylen hingegen von seinen Untergebenen erwählt. Die Verfassung der Kabylen ist somit gewissermaßen eine demokratische, während die der arab. Stämme aristokratische und theokratische Elemente in sich vereinigt. Die Araber haben namentlich die Acker- und Weidegelände im Tell und der Sahara inne. Ein Theil der eingeborenen Bevölkerung lebt nomadisirend in Zelten, ein anderer, mehr stabiler, wohnt in leichten Hütten oder Gurbis. Der kleinste Theil besitzt gezimmerte oder gemauerte Häuser. Der Census von 1857 ergab in A. 244799 Zelte, 136228 Gurbis und 79480 Häuser. Zu derselben Zeit zählte man, Araber und Kabylen, 1364 einzelne Stämme. Davon wurden von den Franzosen unmittelbar verwaltet 316 Stämme, durch eingeborene Häuptlinge unter Aufsicht des Arabischen Bureau zu Algier 949. Blos unter ihren Häuptlingen standen 91; sogenannte franz. Stämme gab es 8. Nach den Provinzen vertheilt, kamen von der Gesammtzahl auf Algier 298, auf Oran 303, auf Konstantine 763 Stämme. Nach einem neuern officiellen Berichte für Anfang 1862 (nach der Unterwerfung von Groß-Kabylien) betrug die Zahl der Araber und Kabylen in den Städten 358760, in den Stämmen 2,374091, zusammen also 2,732851 Köpfe.

Die Zahl der Europäer beläuft sich nur auf etwa 200000 Köpfe, ungeachtet aller Anstrengungen, welche die franz. Regierung für Beförderung der Einwanderung im Interesse der Colonisation gemacht hat. Nach der officiellen Aufstellung für Anfang 1862 zählte man (ohne die Armee, deren Stand 1863 auf 55285 Mann angegeben ward) 192746 Europäer von Civil, von denen 112229 Franzosen waren. Der Census von 1857 ergab 180472 Europäer, darunter 106930 Franzosen, 46246 Spanier, 10421 Italiener, 7511 Malteser und Engländer, 5759 Deutsche, 1942 Schweizer. Männer waren davon 61833, Frauen 47231, Kinder 71408. Der Stadtbevölkerung gehörten an 112126, der Ruralbevölkerung 23029, der agricolen Bevölkerung 45317. Es ergibt sich auch hieraus, daß gerade die Zahl der Bauern eine sehr geringe geblieben ist. Mit Ausnahmen weniger Jahre hat unter der europ. Bevölkerung die Zahl der Sterbefälle die der Geburten stets überschritten. Außer diesem Umstande ist es die zahlreiche Rückwanderung nach Europa, welche das Steigen der Bevölkerung hindert. Die Gesammtzahl der europ. Einwanderung seit der Eroberung des Landes durch die Franzosen beträgt mehr als 1 Mill. Individuen, doch ist davon nur noch der fünfte Theil vorhanden.

Obwol die franz. Verwaltung große Anstrengungen gemacht, um die Bodencultur sowol durch europ. Colonisten als durch Gewinnung der nomadisirenden arab. Bevölkerung für ein seßhaftes Leben zu fördern, sind doch nach beiden Seiten hin die Erfolge nur gering gewesen. Von der europ. Bevölkerung des Landes beschäftigten sich 1856 nur 87768 Individuen (davon 37532 Männer) mit Landwirthschaft, darunter 17168 Colonisten, welche Ländereien von der Regierung erhalten hatten. Die überlassenen Ländereien umfaßten 191246 Hektaren, von

denen aber nur 79120 in Cultur genommen waren. Die von den seßhaft gemachten Eingeborenen angebaute Bodenfläche belief sich 1856 erst auf 413901 Hektaren; die Zahl der ihnen gehörenden Fruchtbäume ward auf 249317 angegeben. Unter den Ackerproducten nimmt der Weizen die erste Stelle ein. 1856 erzielte man im ganzen Lande einen Weizenertrag von 2,583000 Hektoliter mit einem Geldwerthe von 59½ Mill. Frs. Nächstdem folgte Gerste mit 3,858000, Hafer mit 26700, Mais mit 27800, Bohnen mit 76600 Hektoliter, sodaß der Geldwerth des Ertrags an Cerealien auf 100 Mill. Frs. geschätzt werden konnte. Eine gewisse Bedeutung hat auch der Tabacksbau, der 1856 einen Ertrag im Werthe von 3½ Mill. Frs. gewährte. Der Anbau der Baumwolle hat trotz der Bemühung der Regierung und anderer günstiger Umstände den gehofften Aufschwung nicht genommen. Die europ. Colonisten besaßen 1856 nur 26000 Rinder, 33000 Schafe, 15000 Ziegen, 10000 Schweine, 6000 Pferde, 3500 Maulthiere; die Eingeborenen hingegen 1 Mill. Rinder, 8 Mill. Schafe, 3½ Mill. Ziegen, 130000 Pferde, 110000 Maulthiere, 215000 Kamele. Von den Schafen kommen zwei Fünftel auf das Tell; die Rinder und Ziegen werden fast nur daselbst gehalten. Die Pferdezucht hat in neuerer Zeit wesentliche Verbesserungen erfahren.

Von höherer Industrie kann in A. natürlich nicht die Rede sein, schon weil die Bemühungen für den Ackerbau alle Kräfte in Anspruch nehmen. Die Rohstoffe wandern daher nach Frankreich, und nur einige größere Industrieetablissements sind in der Colonie eingerichtet. Dahin gehören die Fabriken für Cigarren, zwei Seidenspinnereien, eine Papierfabrik, Schneide- und Oelmühlen. Die einheimische Bevölkerung fabrizirt im Tell ein wenig Maroquin, Teppiche, Seidengaze, goldgestickte Musseline, feine Sattlerarbeiten, in der Sahara Wollzeuge, Burnus, Haiks und andere Wollwaaren. Die Kabylen, industriöser als die Araber, sind auch Eisenarbeiter und fertigen Ackergeräth, Gewehrläufe, Schlösser, Säbel u. dgl. Wichtiger ist der Handel. Der innere Verkehr concentrirt sich auf gewisse Marktplätze, auf denen die Eingeborenen ihre Producte gegen europ. Waaren umtauschen. Die wichtigsten derselben sind in der Provinz Oran zu Tlemsen, Mostaganem, Oran, bei den Oulahs, in Maskara, Ain-Temouchen und Tiaret; in der Provinz Algier zu Arbah-du-Djendel, Boufarik, Algier, Orléansville, Tenes, Medeah, Arib und Boghar; in der Provinz Konstantine zu Konstantine, Guelma, Bona und Sétif. Der Hauptmarkt für Wolle ist Tiaret, für Rindvieh Guelma, für Getreide Arbah-du-Djendel. Bezüglich des auswärtigen Handels, so kauft Frankreich drei Viertel der Erzeugnisse des Landes und liefert demselben vier Fünftheile seines Bedarfs. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind die genannten Landesproducte. Eingeführt werden besonders Gewebe aller Art (an 33 Proc. der gesammten Einfuhr), Zucker, Spirituosen, Kaffee, Seife u. s. w. Neben Frankreich haben noch England, Spanien und die Berberesken den meisten Antheil an dem Handel A.s. Für 1861 wurde der officielle Werth der Ausfuhr nach Frankreich auf 47,8 Mill. Frs., der wirkliche Werth auf 63,3 Mill. Frs. angegeben, während der officielle Werth der Einfuhr aus Frankreich 171,5 Mill., der wirkliche Werth 137,8 Mill. Frs. betrug. Der wichtigste Platz für den Seehandel ist die Stadt Algier; andere bedeutendere Häfen sind Bona, Philippeville, Bougie, Scherschel, Tenes, Mostaganem, Oran und Nemours. Der Verkehr der Küstenplätze mit dem Innern ist noch sehr erschwert, da die Colonie keine schiffbaren Flüsse hat und die Landstraßen während der Regenzeit kaum brauchbar sind. Der Bau einer Eisenbahn von der Stadt Algier nach dem Innern begann 1861, und 15. Aug. 1862 wurde die Strecke bis Blidah eröffnet. Telegraphische Verbindungen sind ausreichend vorhanden.

An der Spitze der Colonialverwaltung steht gegenwärtig ein Generalgouverneur, der zugleich Chef des 7. Armeecorps ist. Die Colonie theilt sich in drei Provinzen, von denen jede in militärischer Beziehung das Gebiet einer Division, in administrativer ein Departement bildet. An der Spitze einer jeden Division, die wiederum in Subdivisionen und Bezirke (Cercles) zerfällt, steht ein Divisionsgeneral, während sich das Departement, ähnlich wie in Frankreich, in Arrondissements und Civilcommissariate gliedert. Die Provinz Algier theilt sich in vier (Algier, Blidah, Medeah, Miliana), die Provinz Oran in zwei (Oran, Mostaganem) und die Provinz Konstantine in drei (Konstantine, Bona und Philippeville) Arrondissements. Die Civilverwaltung eines jeden Departements leitet ein Präfect. Unter ihm arbeiten vier Bureaux, für allgemeine und municipale Verwaltung, für Colonisation und öffentliche Arbeiten, für Rechnungswesen und für die arab. Angelegenheiten. Nicht zu verwechseln mit letztern Bureaux der Civilverwaltung sind die «Arabischen Bureaux», welche unter der Direction und Controle der Militärcommandanten stehen. Man zählt deren in der ganzen Colonie 45, von denen 11 erster, 21 zweiter und 13 dritter Klasse. Sie sind zusammengesetzt aus zwei oder drei Offizieren und

einem Interpreten und bilden die oberste Behörde für die Eingeborenen, welche unter ihren eigenen Häuptlingen (Kaids, Aghas und Baschaghas) stehen.

Die Finanzverhältnisse der Colonie sind nicht günstig. Die Einkünfte reichten bisher nicht zur Deckung der Verwaltungskosten aus. 1857 betrug die Gesammtsumme der Einkünfte, mit Einschluß der für einzelne Provinzen und Gemeinden erhobenen Auflagen, 27,542000 Frs., wovon die directen Steuern (meist Abgaben von Bergwerken u. s. w.) 604967, die indirecten Auflagen 1,123284, die Contributionen der Eingeborenen 6,748131, die Domänen 1,129003, die Zölle für die vom Meere herkommenden Waaren 2,439971, für die zu Lande eingeführten 238413 Frs. beitrugen. Für 1864 wurden im franz. Budget die Erträge und Einkünfte aus A. mit 18,800000 Frs. angegeben; für die Ausgaben 14,243533 Frs. angesetzt. Doch sind bei letztern die besonders bedeutenden Ausgaben für das Militär und die Marine nicht mit inbegriffen. Für das Unterrichtswesen ist noch wenig gesorgt. Die Colonie bildet einen Akademiebezirk, dessen Rector in der Hauptstadt Algier wohnt. Außer Cursen für das Arabische bestehen an höhern Bildungsanstalten nur eine Vorbereitungsschule für Aerzte, vier Colléges und ein Lyceum. Zu Konstantine und Algier haben sich Gesellschaften für Alterthumskunde gebildet. Die Katholiken stehen unter einem Bischof, die Protestanten unter einem Consistorium zu Algier. Das Justizwesen ist, soweit nicht das einheimische Recht und dessen Formen gelten, nach franz. Weise eingerichtet. Ein kaiserl. Decret vom 19. Aug. 1854 schuf Assisenhöfe in sechs Hauptorten. Die civil- und handelsrechtlichen Streitsachen zwischen Mohammedanern unter sich entscheiden moslem. Gerichte, die durch Decret vom 1. Oct. 1854 ins Leben gerufen wurden.

Geschichte. In den ältesten Zeiten finden sich in dem östl. Gebiete der heutigen Colonie A. die Numidier, die Vorfahren der jetzigen Kabylen, in dem westlichen die Mauren. Nach der Eroberung Karthagos durch die Römer (146 v. Chr.) wurden auch diese Gebiete in den Bereich der röm. Weltherrschaft gezogen. Der östl. Theil des heutigen A., zwischen den Flüssen Rummel und Zaine (damals Ampsaga und Tusca) bildete erst einen Theil der röm. Provinz Afrika, später jedoch, von Konstantin d. Gr. an, die eigene Provinz Numidia. Der westl. Theil dagegen bildete die Provinz Mauritania Cäsariensis, später die beiden Provinzen Mauritania Cäsariensis und Mauritania Sitifensis. Wie ganz Nordafrika, befand sich auch A. zur Zeit der Römer in großer Blüte; eine Menge Städte, besonders röm. Colonien, erhoben sich daselbst. Das Land war trefflich angebaut und eine der fruchtbarsten Provinzen des röm. Reichs. Allein der Einbruch der Vandalen (s. d.) und später der Araber stürzten das Land im Laufe von drittehalb Jahrhunderten wieder in den Zustand der Barbarei zurück. Zwar erhob sich, nachdem die eingewanderten Araber ihre Herrschaft befestigt hatten, das Land von neuem, doch bei weitem nicht zu der frühern Blüte. Um 935 wurde von dem arab. Fürsten Zeiri die Stadt Al-Dschesair, das heutige Algier, erbaut. Die Nachkommen Zeiri's herrschten über A. bis 1148, nach ihnen die Almohaden bis 1269; dann zerfiel es in mehrere kleine Gebiete. In Tlemsen bildete sich ein eigenes Königreich unter den Zijaniden, und die Städte Algier, Oran, Bougie, Tenes erhoben sich zu unabhängigen Staaten, die jedoch in der Folge dem Königreiche Tlemsen zinspflichtig wurden. Die aus Spanien 1492 vertriebenen Mauren und Juden ließen sich auch in A. nieder und nahmen durch Seeräuberei Rache an ihren Verfolgern. Ferdinand der Katholische griff sie deshalb an, eroberte 1506 Oran und Bougie und 1509 die Stadt Algier selbst. Als die Spanier von hier aus selbst den Emir der Metidscha, Selim-Eutemi, ernstlich bedrohten, lud dieser den griech. Renegaten Horuk (richtiger Harudj) Barbarossa, der sich als türk. Piratenhäuptling schon einen Namen gemacht, ein, ihn von der Macht der Spanier zu befreien. Hiermit begründete sich die türk. Herrschaft über A., das von nun an immer tiefer sank. Horuk erschien 1516, wandte sich aber verrätherischerweise mit seinem Korsarenhaufen bald gegen Selim-Eutemi selbst, ermordete diesen mit eigener Hand und machte sich dann zum Sultan von A. Hierauf schlug er die Sultane von Tenes und Tlemsen und bemächtigte sich ihrer Gebiete. Unter diesen Umständen brach 1517 ein span. Heer unter dem Marquis Gomarez von Oran (damals eine span. Besitzung) auf, schlug Horuk in mehrern Gefechten, schloß ihn in Tlemsen eng ein, und als er von hier zu entfliehen versuchte, ward er von den Spaniern eingeholt und 1518 enthauptet. Die in A. zurückgebliebenen türk. Korsaren riefen nun Horuk's Bruder, Khair-eddin Barbarossa, zum Sultan aus. Dieser, für sich nicht stark genug, um den Spaniern zu widerstehen, stellte 1520 sein Reich unter die Oberherrschaft des Sultans Selim, der ihn zum Pascha ernannte und bedeutende Verstärkung schickte, mit deren Hülfe er die Spanier wieder aus dem Lande vertrieb. Khair-ed-din war es vorzüglich, der durch Tapferkeit, List, Grau-

samkeit und Beharrlichkeit das System der Militärdespotie und des Seeraubes gründete, das bis 1830 in A. seinen Mittelpunkt hatte. Nachdem er sehr bald als Kapudan-Pascha nach Konstantinopel berufen worden, ward Hassan-Aga sein Nachfolger im Paschalik. Dem immer mehr überhandnehmenden Seeraub der Algierer suchte Kaiser Karl V. ein Ende zu machen. Er unternahm eine große Expedition gegen A. und landete 20. Oct. 1541 mit einer Flotte von 370 Segeln und 30000 Mann; allein ein von Erdbeben und Regengüssen begleiteter fürchterlicher Sturm zerstörte 28. Oct. den größten Theil der Flotte und des Lagers. Das Landheer mußte ohne Lebensmittel, Obdach und Verschanzungen mehrere Tage an der feindlichen Küste lagern und konnte nur mit der äußersten Anstrengung sich der fanatischen Moslems erwehren. Mit einem Verlust von 15 Kriegs- und 140 Transportschiffen und von 8000 Menschen gelang es endlich dem Kaiser, am Cap-Matifu sich wieder einzuschiffen.

Unter den Nachfolgern Hassan's bietet A. nur wenige merkwürdige Episoden. Im Mittelmeere führten die Algierer Raubkrieg mit den christl. Mächten und landeten oft an den ital. und span. Küsten. Auch zu Lande waren sie in beständigem Kriege mit ihren Nachbarstaaten. Sie dehnten ihre Macht weit nach dem Innern aus. Schon vor Ende des 16. Jahrh. hatten sich die Paschas von A. das ganze westl. Land bis zur Grenze von Marokko, mit Ausnahme des den Spaniern verbliebenen Oran, unterworfen. Bougie im O., welches die Spanier 35 J. besessen, wurde 1554 ebenfalls von den Türken erobert, und im S. dehnten sie ihr Gebiet bis an die Wüste aus. Wiederholte Versuche der Spanier gegen die westl. Provinzen des Raubstaats fielen durchgehends unglücklich aus. 1561 wurde ein ganzes span. Heer unter der Anführung des Grafen de Acaudate bei Mostaganem vernichtet, wobei 12000 Gefangene in die Hände der Algierer fielen. So kam es, daß sich die Raubzüge der letztern immer weiter erstreckten, sogar über die Meerenge von Gibraltar hinaus. 1600 wirkte sich die türk. Janitscharenmiliz von A. in Konstantinopel das Recht aus, einen Dei aus ihrer Mitte zu erwählen, der mit dem Pascha die Gewalt theilen und insbesondere ihr Befehlshaber sein sollte. Die Folge dieser Doppelgewalt waren häufige innere Kämpfe. Als die Algierer selbst die Küsten der Provence anfielen, unternahm es Ludwig XIV. dreimal, sie dafür zu züchtigen. Zuerst 1682, wo Admiral Duquesne 25. Juli mit 25 Kriegsschiffen die Stadt Algier bombardirte, während der Dei als Antwort den franz. Consul Vacher aus einem Geschütz nach der franz. Flotte schießen ließ. Ein zweites Bombardement, das die Franzosen 28. Juni 1683 mit 23 Schiffen unternahmen, zerstörte zwar die ganze untere Stadt und befreite die gefangenen Christensklaven, hatte aber ebenfalls keine nachhaltigen Folgen, sodaß schon 1687 die franz. Regierung für nöthig fand, eine neue Flotte gegen den Raubstaat zu entsenden. Unter den Befehlen des Marschalls d'Estrées bombardirte dieselbe 26. Juni die Stadt Algier und verbrannte sechs Kriegsschiffe des Dei. Obwol die Hälfte der Stadt in Asche gelegt wurde, half doch die Züchtigung nichts. Auch der Angriff des engl. Admirals Blake 1655 sowie 1669 und 1670 das Beschießen durch eine engl. und holländ. Flotte hatten kein entschiedenes Resultat; doch waren die Engländer die ersten Europäer, welche seit 1662 mit den Deis von A. Verträge schlossen. 1708 bemächtigte sich der Dei Ibrahim Orans, das die Spanier bis dahin im Besitz behalten. Sein Nachfolger, Baba-Ali, der, um seine Macht zu befestigen, gleich im ersten Monat seiner Regierung 1700 Personen morden ließ, führte die Emancipation von der Herrschaft der türk. Pforte factisch durch. Er schickte den türk. Pascha, der bis dahin die höchste Autorität mit dem Dei getheilt, fort und bewog die Pforte, dem Dei die alleinige Gewalt zu lassen. Baba-Ali war von dieser Zeit an so gut wie unabhängig; er führte Krieg und schloß Frieden nach Belieben und entrichtete der Pforte keinen Tribut mehr.

A. bildete nun eine Art Soldatenrepublik, an deren Spitze der von den Janitscharen gewählte Dei stand. Die herrschende türk. Miliz ergänzte ihren Bestand durch Anwerbungen aus dem Pöbel von Konstantinopel und Smyrna. Die innere Geschichte A.s unter den Deis bietet außer den häufigen, von den zuchtlosen Janitscharen ausgeführten blutigen Serailrevolutionen, die nur wenige Deis eines natürlichen Todes sterben ließen, nichts Bemerkenswerthes. Die Spanier nahmen 1732 Oran und Mers-el-Kebir wieder und behielten es bis 1791, wo sie es dem Dei abtraten. 1775 unternahm Spanien die letzte große Expedition gegen A. Eine Flotte von 44 Kriegs- und 340 Transportschiffen unter Admiral Castejon landete 4. Juli mit 25000 Mann Landtruppen unter General O'Reilly. Allein die schlechten Maßregeln, die man hierbei getroffen, ließen das Unternehmen scheitern, sodaß die Spanier sich genöthigt sahen, mit Zurücklassung von 1800 Verwundeten und ihres sämmtlichen Geschützes aufs eiligste sich wieder einzuschiffen. So trotzte A. fortwährend den christl. Mächten und machte sich die minder

mächtigen tributbar. Nur infolge der Anwesenheit großer Kriegsflotten im Mittelmeere während der franz. Revolutions- und Kaiserzeit nahmen die Seeräubereien der Barbaresken bedeutend ab. Als nach Wiederherstellung des europ. Friedens jene Flotten entwaffnet wurden, vermehrten sich diese Räubereien wieder dergestalt, daß die christl. Mächte zu Gewaltmaßregeln gezwungen wurden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen hierin voran. Ihre Flotte unter Commodore Decatur griff 20. Juni 1815 die algerische bei Cartagena an, schlug sie und nöthigte den Dei im Juli zum Frieden, in welchem dieser die Flagge der Vereinigten Staaten als unverletzlich anerkannte. Um dieselbe Zeit erzwang der engl. Admiral Lord Exmouth von den übrigen Barbareskenstaaten die Anerkennung eines völkerrechtlichen Verhältnisses in Betreff der Kriegsgefangenen sowie die Aufhebung des Sklavenhandels. Da sich der damalige Dei von A., der wilde Omar, beharrlich weigerte, auf diese Forderung einzugehen, erschien Exmouth mit einer Flotte von 22 Kriegsschiffen (zu der auch sechs niederl. Fregatten unter Admiral van der Capellen stießen) 27. Aug. 1816 vor der Stadt Algier. Es begann ein furchtbares Bombardement, das sowol die Stadt wie die Seemacht des Dei zerstörte, und letzterer sah sich 28. Aug. zu einem Vertrage genöthigt, wonach die Christensklaven unentgeltlich freigelassen, die bereits für ital. Gefangene entrichteten Lösegelder zurückerstattet wurden und künftig alle Kriegsgefangenen nach europ. Völkerrecht behandelt werden sollten. Von seiten der Algierer waren 5000 türk. Janitscharen und 6000 Mauren gefallen.

Nachdem Omar 1817 von der Janitscharenmiliz ermordet, sein Nachfolger Ali im Febr. 1818 von der Pest hingerafft worden, wurde Hussein zum Dei erwählt. Dieser, uneingedenk der Züchtigung von 1816, begann die europ. Schiffe und Kaufleute aufs neue zu plündern und verwickelte sich namentlich, infolge der Schuldforderung zweier alger. Juden an die franz. Regierung, in einen Conflict mit letzterer, der schließlich das Ende des Raubstaats herbeiführen sollte. Nach einer heftigen Scene zwischen dem Dei und dem franz. Consul Deval, wobei letzterer von ersterm einen Schlag mit dem Fliegenwedel ins Gesicht erhielt, schritt die franz. Regierung seit Juni 1827 zu einer Blokade der alger. Seehäfen. Diese Maßregel führte indeß zu keinem Ergebniß, und das Ministerium Polignac, welches durch einen glänzenden Waffenerfolg nach außen Stärke für seine reactionären Bestrebungen im Innern zu gewinnen hoffte, beschloß einen Eroberungszug gegen A. Eine großartige Expedition von 100 Kriegs- und 357 Transportschiffen mit einem Landungsheere von 37000 Mann und 4000 Pferden wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet und ging Ende Mai 1830 unter Segel. Das Landungsheer stand unter den Befehlen des Generallieutenants Bourmont, die Flotte unter dem Viceadmiral Duperré. Am 13. Juni 1830 begann die Landung der Franzosen in der Bai von Sidi-Ferusch, und am folgenden Tage eroberte die Division Berthezène die dortige Strandbatterie. Während sich die Franzosen in dieser Stellung zu befestigen suchten, um dann gegen die Stadt Algier vorzuschreiten, wurden sie 19. Juni von 30000 Mann unter dem Befehle von Ibrahim-Agha, dem Schwiegersohne des Dei, mit Ungestüm angegriffen. Trotz ihrer unsichern Lage behaupteten jedoch die Franzosen den Sieg und nahmen dem fliehenden Feinde überdies alles Geschütz und Gepäck. Nachdem die Vorbereitungen getroffen, erfolgte sodann 4. Juli der Angriff gegen die Stadt Algier von der Land- und Seeseite zugleich, und schon 5. Juli sah sich der Dei zur Capitulation genöthigt. Derselbe übergab die Stadt unter der Bedingung freien Abzugs für sich und die türk. Miliz mit Familie und Privatvermögen; die Flotte von 17 Kriegsschiffen, 1500 Kanonen und der Staatsschatz von 50 Mill. Frs. in der Kasbeh (Casaube) oder der Citadelle der Stadt fielen in die Hände der Sieger..

Nach dem Falle der Stadt gingen zwei franz. Flottenabtheilungen nach Tunis und Tripolis und bestimmten beide Raubstaaten, für immer der Seeräuberei zu entsagen. Franz. Landtruppen hatten 20. Juli bis 2. Aug. die Seeplätze Bona, Oran und Bougie besetzt, als die Nachricht von der Julirevolution und dem Sturze der Bourbonen in A. anlangte. Da sich das Heer für Ludwig Philipp erklärte, legte Bourmont den Oberbefehl nieder. Zu seinem Nachfolger wurde von der neuen Regierung der General Clauzel ernannt, der 2. Sept. 1830 eintraf. Er sollte eine regelmäßige Verwaltung einleiten und eine vollständige Eroberung des Landes bis zum Atlas ausführen. Zunächst wurde der Bei von Tittery, der sich bereits unterworfen, aber wieder zu den Waffen gegriffen, im Nov. gänzlich geschlagen und Medeah und Blidah erobert. Clauzel's Plane zur Colonisation fanden jedoch bei der Regierung Ludwig Philipp's keine Annahme, und ein unpolitischer Vertrag, den er mit dem Bei von Tunis zur Ueberlassung von Bona und Konstantine an dessen Bruder geschlossen, hatte im Febr. 1831 seine Abberufung zur Folge. Zwar hätte die Julireregierung die lästige und gefahrvolle Er-

oberung gern mit Ehren wieder aufgegeben, schon um mit England in freundlichem Verhältniß zu bleiben, aber sie wagte es nicht dem erregten Volksgeiste gegenüber. Das Regiment von Clauzel's Nachfolger, des Generals Berthezène, ward nur durch die Niederlage ausgezeichnet, welche dieser auf dem Rückzuge von der Expedition nach Medeah 2. Juli 1831 erlitt. Infolge mannichfaltiger Misgriffe, welche das Ansehen der Franzosen compromittirten, ward Berthezène Ende 1831 durch Savary (Herzog von Rovigo) ersetzt, dessen Wirksamkeit sich nur in Härten, Willkür und Grausamkeiten der einheimischen Bevölkerung gegenüber bekundete. Unter seine Thaten gehören die wegen einer Räuberei vollzogene Vertilgung des arab. Stammes El-Uffia und die Hinrichtung zweier Araberhäuptlinge, die er treulos durch das schriftliche Versprechen sichern Geleits in die Stadt Algier hatte locken lassen. Durch ein solches Verfahren wurden auch die Stämme, die sich bisher noch ruhig verhalten, zum Aufstande gereizt, und bald sahen sich die Franzosen in allen Theilen des Landes angegriffen. Der gefährlichste Feind erstand ihnen jedoch in Abd-el-Kader (s. d.), der als das Haupt von 30 für den heiligen Krieg gewonnenen Araberstämmen zum Emir von Maskara erwählt worden war. Nach hartnäckigen Kämpfen schloß die franz. Regierung mit ihm den Frieden vom 26. Febr. 1834, der ihm die Herrschaft über alle arab. Stämme des Westens bis zum Flusse Schelif zuerkannte. Trotz dieses Vertrags brach doch, nachdem im Sept. 1834 General Drouet d'Erlon als erster «Generalgouverneur» eingetroffen, der Kampf alsbald um so blutiger wieder aus. Im Juni 1835 unternahm der in der Provinz Oran befehligende General Trezel einen Zug gegen Abd-el-Kader, welcher mit der Niederlage der Franzosen an der Makta (28. Juni) endete. Drouet d'Erlon, dessen Schwäche man das Umsichgreifen Abd-el-Kader's hauptsächlich zuschrieb, wurde zurückberufen und der zum Marschall ernannte Clauzel im Aug. 1835 wieder nach A. geschickt. Zwar gelang diesem die Eroberung von Maskara (6. Dec. 1835), dem Mittelpunkte von Abd-el-Kader's Macht, allein der verfehlte Zug, den er von Tlemsen aus nach der Tafna unternahm, und die Niederlage, die General d'Arlenges 25. April 1836 an diesem Flusse erlitt, brachten das Ansehen des Emirs auf den Gipfel und fachten den Aufstand und einen hartnäckigen kleinen Krieg auch in andern Theilen des Landes an. Während dieses im Westen von A. geschah, hatte Clauzel im Nov. 1836 einen Zug zur Eroberung von Konstantine unternommen, der jedoch vollständig mislang und deshalb die Abberufung des Marschalls im Febr. 1837 zur Folge hatte. Durch Clauzel's fehlerhafte Verwaltung war die Colonie in einen trostlosen Zustand gerathen, der besonders nach dem verfehlten Zuge nach Konstantine hervortrat. Unter diesen Umständen erhielt General Damrémont die Stelle als Generalgouverneur, dessen Aufgabe zunächst die Eroberung von Konstantine blieb, welche für die Franzosen zu einer moralischen Nothwendigkeit geworden war. Um freie Hand zu gewinnen, schloß Damrémont mit Abd-el-Kader den Frieden an der Tafna (30. Mai 1837), durch welchen dem Emir der ganze Westen von A., mit Ausnahme einiger Küstenplätze, überlassen wurde. Anfang Oct. 1837 brach er sodann aus dem Lager von Medschez-Ammar gegen Konstantine auf, das, nachdem Damrémont selbst 12. Oct. gefallen, 13. Oct. unter dem Oberbefehle Valée's mit Sturm genommen wurde. Hiermit war nicht nur der Grund zur völligen Unterwerfung der Provinz Konstantine gelegt, sondern auch die wirkliche Erwerbung des Binnenlandes der Colonie überhaupt begonnen.

Während nun der zum Generalgouverneur und Marschall ernannte Valée die franz. Herrschaft im Osten des Landes zu befestigen suchte, unterwarf sich Abd-el-Kader im Westen alle Stämme südlich von seinem Gebiet bis an die Wüste und führte sogar einen, obwol erfolglosen, Krieg mit dem Wüstenfürsten Tedschini von Ain-Mahdy. Als sich endlich der Emir stark genug fühlte, benutzte er eine angebliche Verletzung seines Gebiets, um den schon längst zweifelhaften Frieden zu kündigen, und brach im Nov. 1838 mit überlegener Macht gegen die unvorbereiteten Franzosen los. Wiewol Valée im ganzen über ein Heer von 70000 Mann verfügte, vermochte er sich gegen Abd-el-Kader doch nur auf der Vertheidigungslinie zu behaupten, und trotz einzelner glänzender Waffenthaten der Franzosen ward ihre Herrschaft in A. in der That noch einmal in Frage gestellt. Ein günstiger Wendepunkt für dieselben trat erst ein, als General Bugeaud 22. Febr. 1841 das Generalgouvernement übernahm. Das neue System, das dieser befolgte und zu dessen Ausführung er in Lamoricière, Cavaignac und Changarnier tüchtige Offiziere fand, bestand darin, einestheils durch unaufhörliche Razzias (Beutezüge) gegen die einzelnen Stämme und andere kleinere Unternehmungen dieselben zu ermüden, anderntheils in größern Expeditionen die regelmäßige Macht des Emirs aufzureiben. Nachdem das Heer auf mehr als 80000 Mann gebracht, operirte Bugeaud von drei Stützpunkten aus, von

Algier über Medeah und Miliana, von Mostaganem und von Oran, auf das Centrum von Abd-el-Kader's Macht. Im Frühjahrsfeldzuge 1841 fiel 25. Mai Tekedempt, des Emirs fester Hauptsitz, und 30. Mai Maskara in die Gewalt der Franzosen. Noch entscheidender wurde der Herbstfeldzug, auf welchem Saida, Abd-el-Kader's letzte Festung, in Bugeaud's Hände fiel. Die Verwüstung dieser Stadt wirkte wie ein Zauberschlag auf die Stämme der Umgegend, deren Zwingfeste sie gewesen. Sie hielten sich ruhig gegenüber den Franzosen, und einige schlossen sich denselben sogar an. Im Jan. 1842 wurde ein Zug nach der einzigen noch Widerstand leistenden Gegend an der marokk. Grenze unternommen und dabei 30. Jan. die Stadt Tlemsen erobert sowie 9. Febr. das Schloß Tafrua, ein Waffenplatz der Emirs, genommen und zerstört. Die Macht Abd-el-Kader's war fast aufgerieben, und dieser sah sich gezwungen, auf marokk. Gebiet zu weichen. Die meisten der ihm unterworfenen Stämme ergaben sich den Franzosen oder verhielten sich wenigstens ruhig. Ein Ueberfall, den der Emir im März 1842 mit neuangeworbenen Scharen versuchte, wurde zurückgewiesen. Schon hielt man die Unterwerfung des Landes für beendigt, als Abd-el-Kader plötzlich im Sommer 1842 nochmals in A. erschien, die abgefallenen Stämme rasch an sich zog und den Franzosen im Aug. bei Tekedempt und Maskara Niederlagen beibrachte. Zwar mußte der Emir bald wieder auf marokk. Gebiet übertreten, aber hier predigte er den heiligen Krieg, sammelte zahlreiche Streitkräfte und wußte es selbst dahin zu bringen, daß eine marokk. Armee Ende Mai 1844 den Krieg gegen die Franzosen begann. Bugeaud drang jedoch mit seiner vereinigten Macht über die Grenze und brachte den Marokkanern 14. Aug. die entscheidende Niederlage am Isly (s. d.) bei, während eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville die marokk. Küstenplätze bombardirte. Unter Englands Vermittelung, das die Ausbreitung der franz. Herrschaft auch über Marokko fürchtete, kam 10. Sept. ein Friede mit Sultan Abd-ur-Rahman zu Stande, in welchem derselbe sich zur Verfolgung Abd-el-Kader's verbindlich machte. Dennoch fiel letzterer 1845 abermals in A. ein und stachelte immer aufs neue die Kabylenstämme zu Aufständen an, die nur unter blutigen Kämpfen und durch die unermüdliche Thätigkeit der sogenannten «afrikanischen» Generale (Lamoricière, Cavaignac, Changarnier, Pelissier u. s. w.) niedergeschlagen werden konnten. Während dieses kleinen Kriegs im Westen suchte Bugeaud die franz. Herrschaft durch die Organisation des Landes zu befestigen, welche Bemühungen auch von seinen Nachfolgern Bedeau (seit Mai 1847 provisorisch) und dem Herzog von Aumale (seit Sept. 1847) fortgesetzt wurden. Der östl. Theil der Colonie kam in dieser Zeit fast vollständig zur Ruhe, während die südl. Grenzen durch wiederholte Streifzüge über das Gebirge hinaus ausgedehnt wurden. Abd-el-Kader, in Marokko selbst von den Truppen des Sultans bekämpft, mußte sich im Dec. 1847 mit dem Reste seiner Streiter auf franz. Gebiet flüchten, wo er keinen weitern Ausweg fand, als sich 22. Dec. zu ergeben.

Die Februarrevolution von 1848 lähmte für einige Zeit in A. die Befestigung und Fortentwickelung der franz. Herrschaft. General Cavaignac, der 28. Febr. 1848 dem Herzog von Aumale gefolgt war, wies den Wunsch einer nähern staatsrechtlichen Verbindung des Landes mit Frankreich zurück. Die franz. Nationalversammlung begnügte sich, A., das bisher den Namen einer Regentschaft geführt, als ewiges Besitzthum der Republik zu erklären, und bewilligte zugleich, daß vier Deputirte der Colonie an den Berathungen der Versammlung über alger. Angelegenheiten theilnehmen könnten. An Cavaignac's Stelle, der die zum Abfall geneigten Stämme mit Erfolg niedergehalten, trat im Mai General Changarnier, dem Anfang Juli provisorisch Marey-Monge, im Sept. Charron als definitiver Generalgouverneur folgte. Unter letzterm wurde ein vom Marabut Bu-Zijan angeregter Aufstand in der Oase Zaatscha und der Landschaft Ziban im Nov. 1849 durch General Herbillon niedergeschlagen und das Jahr 1850 mit sogenannten militärischen Promenaden ausgefüllt, die zunächst den Zweck hatten, die franz. Fahnen zu zeigen und den unruhigen Stämmen Respect einzuflößen, aber wiederholt auch zu blutigen Kämpfen führten. Namentlich waren es jetzt die nicht völlig unterworfenen Kabylenstämme, welche die franz. Streitkräfte in Bewegung erhielten. Unter dem Generalgouvernement Pelissier's (seit Mai 1851) wurde dem General Saint-Arnaud das Commando einer Expedition gegen die Gebirgskabylen in der Provinz Konstantine übertragen, der in einem kurzen, aber kühnen und blutigen Feldzuge seine Aufgabe löste. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. sandte Ludwig Napoleon den General Randon nach A., der die Colonie während der langen Zeit vom 11. Dec. 1851 bis 31. Aug. 1858 verwaltete und sich um die Befestigung und Ausdehnung der franz. Herrschaft große Verdienste erwarb. Im Dec. 1852 nahmen die Generale Pelissier und Jussuf die Oase Laghuat im Süden A.s in Besitz. Fast um dieselbe

Zeit stellte sich ebenfalls im äußersten Süden des Landes der mächtige Stamm der Beni-Mzab unter franz. Schutz. Die J. 1853 und 1854 füllten wiederum Expeditionen gegen die Kabylen aus. Ein Feldzug, der 1854 von El-Aghuat aus gegen aufständische Araber im Süden unternommen ward, hatte die Unterwerfung und Besetzung der Oasenlandschaften von Tuggurt und Wadi-Suf zur Folge. Die nächsten Jahre dehnten die franz. Oberherrlichkeit auch über die Uled-Sidi-Scheikh und die Oase Wargela aus. Die Franzosen gewannen seitdem einen gewissen Einfluß auf die Tuarekstämme im nördl. Theile der mittlern Sahara und öffneten sich damit die Straßen für den Handel nach dem Innern Afrikas. In Rücksicht hierauf wurden auch im Auftrage der franz. Regierung die angrenzenden Gebiete der Sahara (z. B. durch Duveyrier seit 1859) gründlich erforscht und wiederholte Versuche eingeleitet, Karavanenverbindungen mit Timbuktu und dem Senegal herzustellen. Eine großartige Expedition unter Randon gegen die Stämme Großkabyliens führte in den Feldzügen von 1856 und 1857 zu deren völliger Unterwerfung, sodaß seitdem das ganze Land bis zum Nordrande der Sahara der franz. Herrschaft gesichert ward. Dagegen war es den Franzosen trotz aller Bemühung nicht möglich, die eingeborene Bevölkerung für die europ. Cultur zu gewinnen, und ebenso machte auch die Colonisation des Landes durch europ. Einwanderung nur geringe Fortschritte. Die Aufrechthaltung einer starren und oft äußerst gewaltthätigen Militärverwaltung blieb das wesentliche Hinderniß einer friedlichen Entwickelung der Colonie. Der Generalgouverneur, welcher die Militär- und Civilgewalt in seiner Hand vereinigt, empfängt seine Instructionen und Befehle nur von dem franz. Kriegsministerium und darf blos im Nothfalle provisorische Anordnungen treffen. Zwar wurde 1858 der Versuch gemacht, die Verwaltung unter ein eigenes Ministerium für A. und die Colonien zu stellen, das zuerst der Prinz Napoleon und im März 1859 an dessen Stelle der Graf Chasseloup-Laubat übernahm. Allein schon durch das Decret vom 11. Dec. 1860 ward dieses Ministerium wieder aufgehoben und dafür aufs neue ein alle Gewalt in sich fassendes Generalgouvernement eingesetzt, das der Marschall Pelissier erhielt. Vgl. Wagner, «Reisen in der Regentschaft A.» (3 Bde., Lpz. 1841); die Schriften von Daumas: «Le Sahara algérien» (Par. 1845), «Le grand désert» (2. Aufl., Par. 1849), «La Grande Kabylie» (Par. 1847), «La Kabylie» (Par. 1857) und «Moeurs et coutumes de l'Algérie» (3. Aufl., Par. 1857); sodann das officielle «Tableau de la situation des établissements français d'Algérie» (Par. seit 1838); Buvry, «A. und seine Zukunft» (Berl. 1855); Jussuf, «Sur la guerre en Afrique» (Algier 1850); Hirsch, «Reise in das Innere von A.» (Berl. 1862); Trumelet, «Les Français dans le désert» (Par. 1863); Mac Carthy, «Géographie physique, économique et politique de l'Algérie» (Algier und Par. 1858). Ueber die ältere Geographie und Geschichte des Landes handeln: Mac Carthy, «Algeria Romana» (Algier 1857); Rabusson, «De la géographie du nord d'Afrique» (Par. 1856); Ibn-Khaldun's «Histoire des Berbères» (herausg. von Guckin de Slane, 2 Bde., Algier 1847—51; franz. von demselben, 4 Bde., Algier 1852—56); Jaqut's «Descriptio Al-Magrebi» (herausg. von Goeje, Leyd. 1860).

Alghero, auch Algheri und Algher genannt, feste Hafenstadt, Bischofssitz und Hauptort eines Bezirks der Provinz Sassari an der Nordwestküste der Insel Sardinien, 4 M. im SW. von Sassari, romantisch auf hohem Felsgestade gelegen und von überaus fruchtbaren Gefilden umgeben, hat einen schönen Dom, ein Arsenal mit vielen alten Rüstungen, ansehnliche Festungswerke mit schönen Thürmen, und zählt 8700 E. (eine span., noch jetzt catalanisch sprechende Colonie), deren Hauptgeschäft Korallenfischerei und Handel ist. Der Verkehr hat abgenommen seit dem Aufschwunge von Porto-Torres, dem Hafen von Sassari. Die Einfuhr besteht in Industrieerzeugnissen und Colonialwaaren, die Ausfuhr in Getreide, Wolle, Käse, den besten Korallen des Mittelmeeres und dem besten sardin. Weine. In dem schönen alten Hause Maramoldo della Minerva wohnte Kaiser Karl V., als er nach seinem verfehlten Zuge gegen Algier zurückkehrte. Bei A. erfochten 29. Aug. 1353 die Catalonier und Venetianer einen Seesieg über die Genuesen unter Grimaldi. Im W. von A., an der Spitze des Cap Caccia, liegt die Neptunsgrotte, eine der schönsten Grotten Europas, aber wegen der Strömungen nur selten, und auch dann nur auf Booten und unter Fackelbeleuchtung, zugänglich.

Algier, franz. Alger, span. Argel, arab. Al-Dschesair, die Hauptstadt und zugleich der erste Kriegs- und Handelsplatz von Algerien, das Icosium der Römer, im arab. Mittelalter Mesranna genannt, liegt dicht am Mittelmeer, und zwar an der Westseite einer geräumigen, vom Cap Pescada im W. und Cap Matifu im O. begrenzten, halbmondförmig gegen S. eingetieften, herrlichen Bucht oder Rhede, an deren Horizont der Kleine Atlas und

die zackigen Gipfel des Dscherdschera stehen. Unmittelbar hinter der sehr schmalen Strandebene erhebt sich das Hügelland Sahel, welches im Bu Saréa (fast 1 M. im NW. der Stadt) seinen 1252 F. hohen Gipfelpunkt erreicht, und mit seiner subtropischen Prachtvegetation, zahlreichen Gärten, Weinbergen, Kapellen und Grabmälern wunderthätiger Marabuts eine der reizendsten Gegenden der Erde bildet. Die Stadt steigt aus der Ebene amphitheatralisch an einem steilen Hügel in Form eines Dreiecks auf, dessen Spitze die Kasbah oder Citadelle (in 382 F. Höhe) bildet. Infolge der Erweiterung der Enceinte und der Entstehung neuer Vorstädte nimmt A. gegenwärtig einen dreifach größern Raum ein als früher und gewinnt durch die Anlage neuer Straßen und Plätze, die Erbauung hoher und großer Häuser mehr und mehr einen europ. Anstrich. Man hat daher zwei sehr verschiedene Stadttheile zu unterscheiden: das untere oder Europäische und das obere oder Maurische Quartier. Die Oberstadt hat enge, winkelige und schmutzige Gäßchen, die alle in der Nähe der Kasbah münden, und besteht aus maurischen, von außen unscheinbaren, im Innern aber oft sehr luxuriös eingerichteten Häusern. In der untern Stadt stehen noch wenige maurische Gebäude von Bedeutung, viele sind beseitigt, andere in Regierungsgebäude verwandelt. Hier ist der Gouvernementsplatz, auf welchen alle Hauptstraßen auslaufen, der Mittelpunkt des bewegtesten Lebens, des buntesten Gewirrs der verschiedenen Nationalitäten. Der Platz, mit dem Blick auf die Rhede, mit Fontainen, Platanen und der Reiterstatue des Herzogs von Orleans geschmückt, wird von großen, modernen Gebäuden, glänzenden Hotels und Cafés umgeben. Außer andern Regierungsgebäuden befindet sich an demselben Platze auch das Palais des Generalgouverneurs, einst des Hassan-Pascha, ein echt maurischer Bau mit reichen Marmordecorationen und einer neuen, plumpen Façade. Auf der Westseite des Hauptplatzes führt die Straße von Chartres zu einem andern Platze, auf dem die Kathedrale und der bischöfl. Palast stehen, an welche wieder der große maurische Bazar stößt. Zum Hafen führt die Marinestraße mit der großen Hauptmoschee Dschemmâ-el-Kebir und der Moschee Dschemmâ-el-Dschedid. Neben der Marinestraße laufen die beiden Hauptarterien des Verkehrs, die gegen N. und S. vom Hauptplatze führenden Straßen Bab-el-Ued und Bab-Asun, die durch Erweiterungen und Bauten einen europ. Charakter erhalten haben. Die erstere führt zur Vorstadt Bab-el-Ued, dem Hauptsitze der Industrie, und einem ungeheuern Paradeplatz längs der Küste. Die Straße Bab-Asun, die schönste A.s, die noch einige maurische Gebäude von bewunderungswürdiger Architectur enthält, führt zu der aus einer Reihe von schönen Plätzen bestehenden Vorstadt Bab-Asun oder Isly, mit dem neuen Theater, dem Lyceum, dem Denkmal des Marschalls Bugeaud (Herzogs von Isly), mehrern Kasernen, der modernen Karavanserai, dem Kornmarkt u. s. w. Diesen ganz franz., in wenigen Jahren entstandenen Stadttheil, der einen commerziellen und militärischen Charakter hat, beherrscht das majestätisch auf der Hügelkrone liegende Kaiserfort (Fort de l'empereur), welches im 16. Jahrh. von den Türken erbaut und von den Franzosen ganz neu wieder hergestellt worden ist.

Der Hafen von A. ist ein Werk der Kunst. Vier kleine Inselchen oder Klippen, unweit vom Lande, gewährten ursprünglich den Schiffen einen sehr zweifelhaften Schutz. Schiffahrt und Seehandel war daher unter den vortürkischen Herren (den Beni-Mesranna, einem Stamme der Metidscha) nur gering, desto bedeutender aber die Seeräuberei. Die Spanier besetzten 1510 die Inseln und bauten auf der größten eine die Rhede beherrschende Feste, welche der Türke Khaireddin Barbarossa eroberte und 1529 schleifte. Derselbe ließ zugleich durch 20000 Christensklaven den noch heute nach ihm benannten, 630 F. langen Damm errichten, der die Inseln untereinander und mit der Stadt verbindet. Seitdem hieß die Stadt Al-Dschesair, d. h. die Inseln. 1573 errichtete der Dei Arab-Ahmed auf der Hauptinsel das schöne Belvedere und den minaretartigen Leuchtthurm, die noch bestehen. Mehrmals wurde der Damm durch die Gewalt der Elemente zerstört und von Christensklaven durch Versenkung ungeheuerer Steinmassen wiederhergestellt. Erst 1835 gelang es dem franz. Ingenieur Poirel, dem Damme durch Einsenkung künstlich zusammengesetzter Blöcke Consistenz zu geben. Man baute dann weiter, aber erst unter Napoleon III. wurden die drei Steindämme aufgeführt, die den Hafen jetzt gegen NO., O. und S. schützen. Derselbe ist für Aufnahme von 40 Kriegs- und 300 Handelsschiffen berechnet und für den Handel A.s mehr als ausreichend. Militärisch geschützt werden Hafen und Stadt durch ein ausgedehntes Befestigungssystem.

Die Zahl der Einwohner, zur Zeit der Türkenherrschaft übertrieben bis auf 100000 geschätzt, belief sich 1838 auf 30395 (darunter 18387 Eingeborene), 1846 auf 70582 (darunter 25676 Eingeborene), fiel aber 1846—51 auf 50111 und ist erst bis 1860 wieder auf 65000

denen aber nur 79120 in Cultur genommen waren. Die von den seßhaft gemachten Eingeborenen angebaute Bodenfläche belief sich 1856 erst auf 413901 Hektaren; die Zahl der ihnen gehörenden Fruchtbäume ward auf 249317 angegeben. Unter den Ackerproducten nimmt der Weizen die erste Stelle ein. 1856 erzielte man im ganzen Lande einen Weizenertrag von 2,583000 Hektoliter mit einem Geldwerthe von $59\frac{1}{2}$ Mill. Frs. Nächstdem folgte Gerste mit 3,858000, Hafer mit 26700, Mais mit 27800, Bohnen mit 76600 Hektoliter, sodaß der Geldwerth des Ertrags an Cerealien auf 100 Mill. Frs. geschätzt werden konnte. Eine gewisse Bedeutung hat auch der Tabacksbau, der 1856 einen Ertrag im Werthe von $3\frac{1}{2}$ Mill. Frs. gewährte. Der Anbau der Baumwolle hat trotz der Bemühung der Regierung und anderer günstiger Umstände den gehofften Aufschwung nicht genommen. Die europ. Colonisten besaßen 1856 nur 26000 Rinder, 33000 Schafe, 15000 Ziegen, 10000 Schweine, 6000 Pferde, 3500 Maulthiere; die Eingeborenen hingegen 1 Mill. Rinder, 8 Mill. Schafe, $3\frac{1}{2}$ Mill. Ziegen, 130000 Pferde, 110000 Maulthiere, 215000 Kamele. Von den Schafen kommen zwei Fünftel auf das Tell; die Rinder und Ziegen werden fast nur daselbst gehalten. Die Pferdezucht hat in neuerer Zeit wesentliche Verbesserungen erfahren.

Von höherer Industrie kann in A. natürlich nicht die Rede sein, schon weil die Bemühungen für den Ackerbau alle Kräfte in Anspruch nehmen. Die Rohstoffe wandern daher nach Frankreich, und nur einige größere Industrieetablissements sind in der Colonie eingerichtet. Dahin gehören die Fabriken für Cigarren, zwei Seidenspinnereien, eine Papierfabrik, Schneide- und Oelmühlen. Die einheimische Bevölkerung fabrizirt im Tell ein wenig Maroquin, Teppiche, Seidengaze, goldgestickte Musseline, feine Sattlerarbeiten, in der Sahara Wollzeuge, Burnus, Haiks und andere Wollwaaren. Die Kabylen, industriöser als die Araber, sind auch Eisenarbeiter und fertigen Ackergeräth, Gewehrläufe, Schlösser, Säbel u. dgl. Wichtiger ist der Handel. Der innere Verkehr concentrirt sich auf gewisse Marktplätze, auf denen die Eingeborenen ihre Producte gegen europ. Waaren umtauschen. Die wichtigsten derselben sind in der Provinz Oran zu Tlemsen, Mostaganem, Oran, bei den Oulahs, in Maskara, Ain-Temouchen und Tiaret; in der Provinz Algier zu Arbah-du-Djendel, Boufarik, Algier, Orléansville, Tenes, Medeah, Arib und Boghar; in der Provinz Konstantine zu Konstantine, Guelma, Bona und Sétif. Der Hauptmarkt für Wolle ist Tiaret, für Rindvieh Guelma, für Getreide Arbah-du-Djendel. Bezüglich des auswärtigen Handels, so kauft Frankreich drei Viertel der Erzeugnisse des Landes und liefert demselben vier Fünftheile seines Bedarfs. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind die genannten Landesproducte. Eingeführt werden besonders Gewebe aller Art (an 33 Proc. der gesammten Einfuhr), Zucker, Spirituosen, Kaffee, Seife u. s. w. Neben Frankreich haben noch England, Spanien und die Berberesken den meisten Antheil an dem Handel A.s. Für 1861 wurde der officielle Werth der Ausfuhr nach Frankreich auf 47,8 Mill. Frs., der wirkliche Werth auf 63,3 Mill. Frs. angegeben, während der officielle Werth der Einfuhr aus Frankreich 171,5 Mill., der wirkliche Werth 137,8 Mill. Frs. betrug. Der wichtigste Platz für den Seehandel ist die Stadt Algier; andere bedeutendere Häfen sind Bona, Philippeville, Bougie, Scherschel, Tenes, Mostaganem, Oran und Nemours. Der Verkehr der Küstenplätze mit dem Innern ist noch sehr erschwert, da die Colonie keine schiffbaren Flüsse hat und die Landstraßen während der Regenzeit kaum brauchbar sind. Der Bau einer Eisenbahn von der Stadt Algier nach dem Innern begann 1861, und 15. Aug. 1862 wurde die Strecke bis Blidah eröffnet. Telegraphische Verbindungen sind ausreichend vorhanden.

An der Spitze der Colonialverwaltung steht gegenwärtig ein Generalgouverneur, der zugleich Chef des 7. Armeecorps ist. Die Colonie theilt sich in drei Provinzen, von denen jede in militärischer Beziehung das Gebiet einer Division, in administrativer ein Departement bildet. An der Spitze einer jeden Division, die wiederum in Subdivisionen und Bezirke (Cercles) zerfällt, steht ein Divisionsgeneral, während sich das Departement, ähnlich wie in Frankreich, in Arrondissements und Civilcommissariate gliedert. Die Provinz Algier theilt sich in vier (Algier, Blidah, Medeah, Miliana), die Provinz Oran in zwei (Oran, Mostaganem) und die Provinz Konstantine in drei (Konstantine, Bona und Philippeville) Arrondissements. Die Civilverwaltung eines jeden Departements leitet ein Präfect. Unter ihm arbeiten vier Bureaux, für allgemeine und municipale Verwaltung, für Colonisation und öffentliche Arbeiten, für Rechnungswesen und für die arab. Angelegenheiten. Nicht zu verwechseln mit letztern Bureaux der Civilverwaltung sind die «Arabischen Bureaux», welche unter der Direction und Controle der Militärcommandanten stehen. Man zählt deren in der ganzen Colonie 45, von denen 11 erster, 21 zweiter und 13 dritter Klasse. Sie sind zusammengesetzt aus zwei oder drei Offizieren und

einem Interpreten und bilden die oberste Behörde für die Eingeborenen, welche unter ihren eigenen Häuptlingen (Kaids, Aghas und Baschaghas) stehen.

Die Finanzverhältnisse der Colonie sind nicht günstig. Die Einkünfte reichten bisher nicht zur Deckung der Verwaltungskosten aus. 1857 betrug die Gesammtsumme der Einkünfte, mit Einschluß der für einzelne Provinzen und Gemeinden erhobenen Auflagen, 27,542000 Frs., wovon die directen Steuern (meist Abgaben von Bergwerken u. s. w.) 604967, die indirecten Auflagen 1,123284, die Contributionen der Eingeborenen 6,748131, die Domänen 1,129003, die Zölle für die vom Meere herkommenden Waaren 2,439971, für die zu Lande eingeführten 238413 Frs. beitrugen. Für 1864 wurden im franz. Budget die Erträge und Einkünfte aus A. mit 18,800000 Frs. angegeben; für die Ausgaben 14,243533 Frs. angesetzt. Doch sind bei letztern die besonders bedeutenden Ausgaben für das Militär und die Marine nicht mit inbegriffen. Für das Unterrichtswesen ist noch wenig gesorgt. Die Colonie bildet einen Akademiebezirk, dessen Rector in der Hauptstadt Algier wohnt. Außer Cursen für das Arabische bestehen von höhern Bildungsanstalten nur eine Vorbereitungsschule für Aerzte, vier Colléges und ein Lyceum. Zu Konstantine und Algier haben sich Gesellschaften für Alterthumskunde gebildet. Die Katholiken stehen unter einem Bischof, die Protestanten unter einem Consistorium zu Algier. Das Justizwesen ist, soweit nicht das einheimische Recht und dessen Formen gelten, nach franz. Weise eingerichtet. Ein kaiserl. Decret vom 19. Aug. 1854 schuf Assisenhöfe in sechs Hauptorten. Die civil- und handelsrechtlichen Streitsachen zwischen Mohammedanern unter sich entscheiden moslem. Gerichte, die durch Decret vom 1. Oct. 1854 ins Leben gerufen wurden.

Geschichte. In den ältesten Zeiten finden sich in dem östl. Gebiete der heutigen Colonie A. die Numidier, die Vorfahren der jetzigen Kabylen, in dem westlichen die Mauren. Nach der Eroberung Karthagos durch die Römer (146 v. Chr.) wurden auch diese Gebiete in den Bereich der röm. Weltherrschaft gezogen. Der östl. Theil des heutigen A., zwischen den Flüssen Rummel und Zaine (damals Ampsaga und Tusca) bildete erst einen Theil der röm. Provinz Afrika, später jedoch, von Konstantin d. Gr. an, die eigene Provinz Numidia. Der westl. Theil dagegen bildete die Provinz Mauritania Cäsariensis, später die beiden Provinzen Mauritania Cäsariensis und Mauritania Sitifensis. Wie ganz Nordafrika, befand sich auch A. zur Zeit der Römer in großer Blüte; eine Menge Städte, besonders röm. Colonien, erhoben sich daselbst. Das Land war trefflich angebaut und eine der fruchtbarsten Provinzen des röm. Reichs. Allein der Einbruch der Vandalen (s. d.) und später der Araber stürzten das Land im Laufe von drittehalb Jahrhunderten wieder in den Zustand der Barbarei zurück. Zwar erhob sich, nachdem die eingewanderten Araber ihre Herrschaft befestigt hatten, das Land von neuem, doch bei weitem nicht zu der frühern Blüte. Um 935 wurde von dem arab. Fürsten Zeiri die Stadt Al-Dschesair, das heutige Algier, erbaut. Die Nachkommen Zeiri's herrschten über A. bis 1148, nach ihnen die Almohaden bis 1269; dann zerfiel es in mehrere kleine Gebiete. In Tlemsen bildete sich ein eigenes Königreich unter den Zijaniden, und die Städte Algier, Oran, Bougie, Tenes erhoben sich zu unabhängigen Staaten, die jedoch in der Folge dem Königreiche Tlemsen zinspflichtig wurden. Die aus Spanien 1492 vertriebenen Mauren und Juden ließen sich auch in A. nieder und nahmen durch Seeräuberei Rache an ihren Verfolgern. Ferdinand der Katholische griff sie deshalb an, eroberte 1506 Oran und Bougie und 1509 die Stadt Algier selbst. Als die Spanier von hier aus selbst den Emir der Metidscha, Selim-Eutemi, ernstlich bedrohten, lud dieser den griech. Renegaten Horuk (richtiger Harudj) Barbarossa, der sich als türk. Piratenhäuptling schon einen Namen gemacht, ein, ihn von der Macht der Spanier zu befreien. Hiermit begründete sich die türk. Herrschaft über A., das von nun an immer tiefer sank. Horuk erschien 1516, wandte sich aber verrätherischerweise mit seinem Korsarenhaufen bald gegen Selim-Eutemi selbst, ermordete diesen mit eigener Hand und machte sich dann zum Sultan von A. Hierauf schlug er die Sultane von Tenes und Tlemsen und bemächtigte sich ihrer Gebiete. Unter diesen Umständen brach 1517 ein span. Heer unter dem Marquis Gomarez von Oran (damals eine span. Besitzung) auf, schlug Horuk in mehrern Gefechten, schloß ihn in Tlemsen eng ein, und als er von hier zu entfliehen versuchte, ward er von den Spaniern eingeholt und 1518 enthauptet. Die in A. zurückgebliebenen türk. Korsaren riefen nun Horuk's Bruder, Khair-ed-din Barbarossa, zum Sultan aus. Dieser, für sich nicht stark genug, um den Spaniern zu widerstehen, stellte 1520 sein Reich unter die Oberherrschaft des Sultans Selim, der ihn zum Pascha ernannte und bedeutende Verstärkung schickte, mit deren Hülfe er die Spanier wieder aus dem Lande vertrieb. Khair-ed-din war es vorzüglich, der durch Tapferkeit, List, Grau-

samkeit und Beharrlichkeit das System der Militärdespotie und des Seeraubes gründete, das bis 1830 in A. seinen Mittelpunkt hatte. Nachdem er sehr bald als Kapudan-Pascha nach Konstantinopel berufen worden, ward Hassan-Aga sein Nachfolger im Paschalik. Dem immer mehr überhandnehmenden Seeraub der Algierer suchte Kaiser Karl V. ein Ende zu machen. Er unternahm eine große Expedition gegen A. und landete 20. Oct. 1541 mit einer Flotte von 370 Segeln und 30000 Mann; allein ein von Erdbeben und Regengüssen begleiteter fürchterlicher Sturm zerstörte 28. Oct. den größten Theil der Flotte und des Lagers. Das Landheer mußte ohne Lebensmittel, Obdach und Verschanzungen mehrere Tage an der feindlichen Küste lagern und konnte nur mit der äußersten Anstrengung sich der fanatischen Moslems erwehren. Mit einem Verlust von 15 Kriegs- und 140 Transportschiffen und von 8000 Menschen gelang es endlich dem Kaiser, am Cap-Matifu sich wieder einzuschiffen.

Unter den Nachfolgern Hassan's bietet A. nur wenige merkwürdige Episoden. Im Mittelmeere führten die Algierer Raubkrieg mit den christl. Mächten und landeten oft an den ital. und span. Küsten. Auch zu Lande waren sie in beständigem Kriege mit ihren Nachbarstaaten. Sie dehnten ihre Macht weit nach dem Innern aus. Schon vor Ende des 16. Jahrh. hatten sich die Paschas von A. das ganze westl. Land bis zur Grenze von Marokko, mit Ausnahme des den Spaniern verbliebenen Oran, unterworfen. Bougie im O., welches die Spanier 35 J. besessen, wurde 1554 ebenfalls von den Türken erobert, und im S. dehnten sie ihr Gebiet bis an die Wüste aus. Wiederholte Versuche der Spanier gegen die westl. Provinzen des Raubstaats fielen durchgehends unglücklich aus. 1561 wurde ein ganzes span. Heer unter der Anführung des Grafen de Acaudate bei Mostaganem vernichtet, wobei 12000 Gefangene in die Hände der Algierer fielen. So kam es, daß sich die Raubzüge der letztern immer weiter erstreckten, sogar über die Meerenge von Gibraltar hinaus. 1600 wirkte sich die türk. Janitscharenmiliz von A. in Konstantinopel das Recht aus, einen Dei aus ihrer Mitte zu erwählen, der mit dem Pascha die Gewalt theilen und insbesondere ihr Befehlshaber sein sollte. Die Folge dieser Doppelgewalt waren häufige innere Kämpfe. Als die Algierer selbst die Küsten der Provence anfielen, unternahm es Ludwig XIV. dreimal, sie dafür zu züchtigen. Zuerst 1682, wo Admiral Duquesne 25. Juli mit 25 Kriegsschiffen die Stadt Algier bombardirte, während der Dei als Antwort den franz. Consul Vacher aus einem Geschütz nach der franz. Flotte schießen ließ. Ein zweites Bombardement, das die Franzosen 28. Juni 1683 mit 23 Schiffen unternahmen, zerstörte zwar die ganze untere Stadt und befreite die gefangenen Christensklaven, hatte aber ebenfalls keine nachhaltigen Folgen, sodaß schon 1687 die franz. Regierung für nöthig fand, eine neue Flotte gegen den Raubstaat zu entsenden. Unter den Befehlen des Marschalls d'Estrées bombardirte dieselbe 26. Juni die Stadt Algier und verbrannte sechs Kriegsschiffe des Dei. Obwol die Hälfte der Stadt in Asche gelegt wurde, half doch die Züchtigung nichts. Auch der Angriff des engl. Admirals Blake 1655 sowie 1669 und 1670 das Beschießen durch eine engl. und holländ. Flotte hatten kein entschiedenes Resultat; doch waren die Engländer die ersten Europäer, welche seit 1662 mit den Deis von A. Verträge schlossen. 1708 bemächtigte sich der Dei Ibrahim Orans, das die Spanier bis dahin im Besitz behalten. Sein Nachfolger, Baba-Ali, der, um seine Macht zu befestigen, gleich im ersten Monat seiner Regierung 1700 Personen morden ließ, führte die Emancipation von der Herrschaft der türk. Pforte factisch durch. Er schickte den türk. Pascha, der bis dahin die höchste Autorität mit dem Dei getheilt, fort und bewog die Pforte, dem Dei die alleinige Gewalt zu lassen. Baba-Ali war von dieser Zeit an so gut wie unabhängig; er führte Krieg und schloß Frieden nach Belieben und entrichtete der Pforte keinen Tribut mehr.

A. bildete nun eine Art Soldatenrepublik, an deren Spitze der von den Janitscharen gewählte Dei stand. Die herrschende türk. Miliz ergänzte ihren Bestand durch Anwerbungen aus dem Pöbel von Konstantinopel und Smyrna. Die innere Geschichte A.s unter den Deis bietet außer den häufigen, von den zuchtlosen Janitscharen ausgeführten blutigen Serailrevolutionen, die nur wenige Deis eines natürlichen Todes sterben ließen, nichts Bemerkenswerthes. Die Spanier nahmen 1732 Oran und Mers-el-Kebir wieder und behielten es bis 1791, wo sie es dem Dei abtraten. 1775 unternahm Spanien die letzte große Expedition gegen A. Eine Flotte von 44 Kriegs- und 340 Transportschiffen unter Admiral Castejon landete 4. Juli mit 25000 Mann Landtruppen unter General O'Reilly. Allein die schlechten Maßregeln, die man hierbei getroffen, ließen das Unternehmen scheitern, sodaß die Spanier sich genöthigt sahen, mit Zurücklassung von 1800 Verwundeten und ihres sämmtlichen Geschützes aufs eiligste sich wieder einzuschiffen. So trotzte A. fortwährend den christl. Mächten und machte sich die minder

mächtigen tributbar. Nur infolge der Anwesenheit großer Kriegsflotten im Mittelmeere während der franz. Revolutions- und Kaiserzeit nahmen die Seeräubereien der Barbaresken bedeutend ab. Als nach Wiederherstellung des europ. Friedens jene Flotten entwaffnet wurden, vermehrten sich diese Räubereien wieder dergestalt, daß die christl. Mächte zu Gewaltmaßregeln gezwungen wurden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen hierin voran. Ihre Flotte unter Commodore Decatur griff 20. Juni 1815 die algerische bei Cartagena an, schlug sie und nöthigte den Dei im Juli zum Frieden, in welchem dieser die Flagge der Vereinigten Staaten als unverletzlich anerkannte. Um dieselbe Zeit erzwang der engl. Admiral Lord Exmouth von den übrigen Barbareskenstaaten die Anerkennung eines völkerrechtlichen Verhältnisses in Betreff der Kriegsgefangenen sowie die Aufhebung des Sklavenhandels. Da sich der damalige Dei von A., der wilde Omar, beharrlich weigerte, auf diese Forderung einzugehen, erschien Exmouth mit einer Flotte von 22 Kriegsschiffen (zu der auch sechs niederl. Fregatten unter Admiral van der Capellen stießen) 27. Aug. 1816 vor der Stadt Algier. Es begann ein furchtbares Bombardement, das sowol die Stadt wie die Seemacht des Dei zerstörte, und letzterer sah sich 28. Aug. zu einem Vertrage genöthigt, wonach die Christensklaven unentgeltlich freigelassen, die bereits für ital. Gefangene entrichteten Lösegelder zurückerstattet wurden und künftig alle Kriegsgefangenen nach europ. Völkerrecht behandelt werden sollten. Von seiten der Algierer waren 5000 türk. Janitscharen und 6000 Mauren gefallen.

Nachdem Omar 1817 von der Janitscharenmiliz ermordet, sein Nachfolger Ali im Febr. 1818 von der Pest hingerafft worden, wurde Hussein zum Dei erwählt. Dieser, uneingedenk der Züchtigung von 1816, begann die europ. Schiffe und Kaufleute aufs neue zu plündern und verwickelte sich namentlich, infolge der Schuldforderung zweier alger. Juden an die franz. Regierung, in einen Conflict mit letzterer, der schließlich das Ende des Raubstaats herbeiführen sollte. Nach einer heftigen Scene zwischen dem Dei und dem franz. Consul Deval, wobei letzterer von ersterm einen Schlag mit dem Fliegenwedel ins Gesicht erhielt, schritt die franz. Regierung seit Juni 1827 zu einer Blokade der alger. Seehäfen. Diese Maßregel führte indeß zu keinem Ergebniß, und das Ministerium Polignac, welches durch einen glänzenden Waffenerfolg nach außen Stärke für seine reactionären Bestrebungen im Innern zu gewinnen hoffte, beschloß einen Eroberungszug gegen A. Eine großartige Expedition von 100 Kriegs- und 357 Transportschiffen mit einem Landungsheere von 37000 Mann und 4000 Pferden wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet und ging Ende Mai 1830 unter Segel. Das Landungsheer stand unter den Befehlen des Generallieutenants Bourmont, die Flotte unter dem Viceadmiral Duperré. Am 13. Juni 1830 begann die Landung der Franzosen in der Bai von Sidi-Ferusch, und am folgenden Tage eroberte die Division Berthezène die dortige Strandbatterie. Während sich die Franzosen in dieser Stellung zu befestigen suchten, um dann gegen die Stadt Algier vorzuschreiten, wurden sie 19. Juni von 30000 Mann unter dem Befehle von Ibrahim-Agha, dem Schwiegersohne des Dei, mit Ungestüm angegriffen. Trotz ihrer unsichern Lage behaupteten jedoch die Franzosen den Sieg und nahmen dem fliehenden Feinde überdies alles Geschütz und Gepäck. Nachdem die Vorbereitungen getroffen, erfolgte sodann 4. Juli der Angriff gegen die Stadt Algier von der Land- und Seeseite zugleich, und schon 5. Juli sah sich der Dei zur Capitulation genöthigt. Derselbe übergab die Stadt unter der Bedingung freien Abzugs für sich und die türk. Miliz mit Familie und Privatvermögen; die Flotte von 17 Kriegsschiffen, 1500 Kanonen und der Staatsschatz von 50 Mill. Frs. in der Kasbeh (Casaube) oder der Citadelle der Stadt fielen in die Hände der Sieger.

Nach dem Falle der Stadt gingen zwei franz. Flottenabtheilungen nach Tunis und Tripolis und bestimmten beide Raubstaaten, für immer der Seeräuberei zu entsagen. Franz. Landtruppen hatten 20. Juli bis 2. Aug. die Seeplätze Bona, Oran und Bougie besetzt, als die Nachricht von der Julirevolution und dem Sturze der Bourbonen in A. anlangte. Da sich das Heer für Ludwig Philipp erklärte, legte Bourmont den Oberbefehl nieder. Zu seinem Nachfolger wurde von der neuen Regierung der General Clauzel ernannt, der 2. Sept. 1830 eintraf. Er sollte eine regelmäßige Verwaltung einleiten und eine vollständige Eroberung des Landes bis zum Atlas ausführen. Zunächst wurde der Bei von Tittery, der sich bereits unterworfen, aber wieder zu den Waffen gegriffen, im Nov. gänzlich geschlagen und Medeah und Blidah erobert. Clauzel's Plane zur Colonisation fanden jedoch bei der Regierung Ludwig Philipp's keine Annahme, und ein unpolitischer Vertrag, den er mit dem Bei von Tunis zur Ueberlassung von Bona und Konstantine an dessen Bruder geschlossen, hatte im Febr. 1831 seine Abberufung zur Folge. Zwar hätte die Julireregierung die lästige und gefahrvolle Er-

oberung gern mit Ehren wieder aufgegeben, schon um mit England in freundlichem Verhältniß zu bleiben, aber sie wagte es nicht dem erregten Volksgeiste gegenüber. Das Regiment von Clauzel's Nachfolger, des Generals Berthezène, ward nur durch die Niederlage ausgezeichnet, welche dieser auf dem Rückzuge von der Expedition nach Medeah 2. Juli 1831 erlitt. Infolge mannichfaltiger Misgriffe, welche das Ansehen der Franzosen compromittirten, ward Berthezène Ende 1831 durch Savary (Herzog von Rovigo) ersetzt, dessen Wirksamkeit sich nur in Härten, Willkür und Grausamkeiten der einheimischen Bevölkerung gegenüber bekundete. Unter seine Thaten gehören die wegen einer Räuberei vollzogene Vertilgung des arab. Stammes El-Uffia und die Hinrichtung zweier Araberhäuptlinge, die er treulos durch das schriftliche Versprechen sichern Geleits in die Stadt Algier hatte locken lassen. Durch ein solches Verfahren wurden auch die Stämme, die sich bisher noch ruhig verhalten, zum Aufstande gereizt, und bald sahen sich die Franzosen in allen Theilen des Landes angegriffen. Der gefährlichste Feind erstand ihnen jedoch in Abd-el-Kader (s. d.), der als das Haupt von 30 für den heiligen Krieg gewonnenen Araberstämmen zum Emir von Maskara erwählt worden war. Nach hartnäckigen Kämpfen schloß die franz. Regierung mit ihm den Frieden vom 26. Febr. 1834, der ihm die Herrschaft über alle arab. Stämme des Westens bis zum Flusse Schelif zuerkannte. Trotz dieses Vertrags brach doch, nachdem im Sept. 1834 General Drouet d'Erlon als erster «Generalgouverneur» eingetroffen, der Kampf alsbald um so blutiger wieder aus. Im Juni 1835 unternahm der in der Provinz Oran befehligende General Trezel einen Zug gegen Abd-el-Kader, welcher mit der Niederlage der Franzosen an der Makta (28. Juni) endete. Drouet d'Erlon, dessen Schwäche man das Umsichgreifen Abd-el-Kader's hauptsächlich zuschrieb, wurde zurückberufen und der zum Marschall ernannte Clauzel im Aug. 1835 wieder nach A. geschickt. Zwar gelang diesem die Eroberung von Maskara (6. Dec. 1835), dem Mittelpunkte von Abd-el-Kader's Macht, allein der verfehlte Zug, den er von Tlemsen aus nach der Tafna unternahm, und die Niederlage, die General d'Arlenges 25. April 1836 an diesem Flusse erlitt, brachten das Ansehen des Emirs auf den Gipfel und fachten den Aufstand und einen hartnäckigen kleinen Krieg auch in andern Theilen des Landes an. Während dieses im Westen von A. geschah, hatte Clauzel im Nov. 1836 einen Zug zur Eroberung von Konstantine unternommen, der jedoch vollständig mislang und deshalb die Abberufung des Marschalls im Febr. 1837 zur Folge hatte. Durch Clauzel's fehlerhafte Verwaltung war die Colonie in einen trostlosen Zustand gerathen, der besonders nach dem verfehlten Zuge nach Konstantine hervortrat. Unter diesen Umständen erhielt General Damrémont die Stelle als Generalgouverneur, dessen Aufgabe zunächst die Eroberung von Konstantine blieb, welche für die Franzosen zu einer moralischen Nothwendigkeit geworden war. Um freie Hand zu gewinnen, schloß Damrémont mit Abd-el-Kader den Frieden an der Tafna (30. Mai 1837), durch welchen dem Emir der ganze Westen von A., mit Ausnahme einiger Küstenplätze, überlassen wurde. Anfang Oct. 1837 brach er sodann aus dem Lager von Medschez-Ammar gegen Konstantine auf, das, nachdem Damrémont selbst 12. Oct. gefallen, 13. Oct. unter dem Oberbefehle Valée's mit Sturm genommen wurde. Hiermit war nicht nur der Grund zur völligen Unterwerfung der Provinz Konstantine gelegt, sondern auch die wirkliche Erwerbung des Binnenlandes der Colonie überhaupt begonnen.

Während nun der zum Generalgouverneur und Marschall ernannte Valée die franz. Herrschaft im Osten des Landes zu befestigen suchte, unterwarf sich Abd-el-Kader im Westen alle Stämme südlich von seinem Gebiet bis an die Wüste und führte sogar einen, obwol erfolglosen, Krieg mit dem Wüstenfürsten Tedschini von Ain-Mahdy. Als sich endlich der Emir stark genug fühlte, benutzte er eine angebliche Verletzung seines Gebiets, um den schon längst zweifelhaften Frieden zu kündigen, und brach im Nov. 1838 mit überlegener Macht gegen die unvorbereiteten Franzosen los. Wiewol Valée im ganzen über ein Heer von 70000 Mann verfügte, vermochte er sich gegen Abd-el-Kader doch nur auf der Vertheidigungslinie zu behaupten, und trotz einzelner glänzender Waffenthaten der Franzosen ward ihre Herrschaft in A. in der That noch einmal in Frage gestellt. Ein günstiger Wendepunkt für dieselben trat erst ein, als General Bugeaud 22. Febr. 1841 das Generalgouvernement übernahm. Das neue System, das dieser befolgte und zu dessen Ausführung er in Lamoricière, Cavaignac und Changarnier tüchtige Offiziere fand, bestand darin, einestheils durch unaufhörliche Razzias (Beutezüge) gegen die einzelnen Stämme und andere kleinere Unternehmungen dieselben zu ermüden, anderntheils in größern Expeditionen die regelmäßige Macht des Emirs aufzureiben. Nachdem das Heer auf mehr als 80000 Mann gebracht, operirte Bugeaud von drei Stützpunkten aus, von

Algier über Medeah und Miliana, von Mostaganem und von Oran, auf das Centrum von Abd-el-Kader's Macht. Im Frühjahrsfeldzuge 1841 fiel 25. Mai Tekedempt, des Emirs fester Hauptsitz, und 30. Mai Maskara in die Gewalt der Franzosen. Noch entscheidender wurde der Herbstfeldzug, auf welchem Saida, Abd-el-Kader's letzte Festung, in Bugeaud's Hände fiel. Die Verwüstung dieser Stadt wirkte wie ein Zauberschlag auf die Stämme der Umgegend, deren Zwingfeste sie gewesen. Sie hielten sich ruhig gegenüber den Franzosen, und einige schlossen sich denselben sogar an. Im Jan. 1842 wurde ein Zug nach der einzigen noch Widerstand leistenden Gegend an der marokk. Grenze unternommen und dabei 30. Jan. die Stadt Tlemsen erobert sowie 9. Febr. das Schloß Tafrua, ein Waffenplatz der Emirs, genommen und zerstört. Die Macht Abd-el-Kader's war fast aufgerieben, und dieser sah sich gezwungen, auf marokk. Gebiet zu weichen. Die meisten der ihm unterworfenen Stämme ergaben sich den Franzosen oder verhielten sich wenigstens ruhig. Ein Ueberfall, den der Emir im März 1842 mit neuangeworbenen Scharen versuchte, wurde zurückgewiesen. Schon hielt man die Unterwerfung des Landes für beendigt, als Abd-el-Kader plötzlich im Sommer 1842 nochmals in A. erschien, die abgefallenen Stämme rasch an sich zog und den Franzosen im Aug. bei Tekedempt und Maskara Niederlagen beibrachte. Zwar mußte der Emir bald wieder auf marokk. Gebiet übertreten, aber hier predigte er den heiligen Krieg, sammelte zahlreiche Streitkräfte und wußte es selbst dahin zu bringen, daß eine marokk. Armee Ende Mai 1844 den Krieg gegen die Franzosen begann. Bugeaud drang jedoch mit seiner vereinigten Macht über die Grenze und brachte den Marokkanern 14. Aug. die entscheidende Niederlage am Isly (s. d.) bei, während eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville die marokk. Küstenplätze bombardirte. Unter Englands Vermittelung, das die Ausbreitung der franz. Herrschaft auch über Marokko fürchtete, kam 10. Sept. ein Friede mit Sultan Abd-ur-Rahman zu Stande, in welchem derselbe sich zur Verfolgung Abd-el-Kader's verbindlich machte. Dennoch fiel letzterer 1845 abermals in A. ein und stachelte immer aufs neue die Kabylenstämme zu Aufständen an, die nur unter blutigen Kämpfen und durch die unermüdliche Thätigkeit der sogenannten «afrikanischen» Generale (Lamoricière, Cavaignac, Changarnier, Pelissier u. s. w.) niedergeschlagen werden konnten. Während dieses kleinen Kriegs im Westen suchte Bugeaud die franz. Herrschaft durch die Organisation des Landes zu befestigen, welche Bemühungen auch von seinen Nachfolgern Bedeau (seit Mai 1847 provisorisch) und dem Herzog von Aumale (seit Sept. 1847) fortgesetzt wurden. Der östl. Theil der Colonie kam in dieser Zeit fast vollständig zur Ruhe, während die südl. Grenzen durch wiederholte Streifzüge über das Gebirge hinaus ausgedehnt wurden. Abd-el-Kader, in Marokko selbst von den Truppen des Sultans bekämpft, mußte sich im Dec. 1847 mit dem Reste seiner Streiter auf franz. Gebiet flüchten, wo er keinen weitern Ausweg fand, als sich 22. Dec. zu ergeben.

Die Februarrevolution von 1848 lähmte für einige Zeit in A. die Befestigung und Fortentwickelung der franz. Herrschaft. General Cavaignac, der 28. Febr. 1848 dem Herzog von Aumale gefolgt war, wies den Wunsch einer nähern staatsrechtlichen Verbindung des Landes mit Frankreich zurück. Die franz. Nationalversammlung begnügte sich, A., das bisher den Namen einer Regentschaft geführt, als ewiges Besitzthum der Republik zu erklären, und bewilligte zugleich, daß vier Deputirte der Colonie an den Berathungen der Versammlung über alger. Angelegenheiten theilnehmen könnten. An Cavaignac's Stelle, der die zum Abfall geneigten Stämme mit Erfolg niedergehalten, trat im Mai General Changarnier, dem Anfang Juli provisorisch Marey-Monge, im Sept. Charron als definitiver Generalgouverneur folgte. Unter letzterm wurde ein vom Marabut Bu-Zijan angeregter Aufstand in der Oase Zaatscha und der Landschaft Ziban im Nov. 1849 durch General Herbillon niedergeschlagen und das Jahr 1850 mit sogenannten militärischen Promenaden ausgefüllt, die zunächst den Zweck hatten, die franz. Fahnen zu zeigen und den unruhigen Stämmen Respect einzuflößen, aber wiederholt auch zu blutigen Kämpfen führten. Namentlich waren es jetzt die nicht völlig unterworfenen Kabylenstämme, welche die franz. Streitkräfte in Bewegung erhielten. Unter dem Generalgouvernement Pelissier's (seit Mai 1851) wurde dem General Saint-Arnaud das Commando einer Expedition gegen die Gebirgskabylen in der Provinz Konstantine übertragen, der in einem kurzen, aber kühnen und blutigen Feldzuge seine Aufgabe löste. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. sandte Ludwig Napoleon den General Randon nach A., der die Colonie während der langen Zeit vom 11. Dec. 1851 bis 31. Aug. 1858 verwaltete und sich um die Befestigung und Ausdehnung der franz. Herrschaft große Verdienste erwarb. Im Dec. 1852 nahmen die Generale Pelissier und Jussuf die Oase Laghuat im Süden A.s in Besitz. Fast um dieselbe

Zeit stellte sich ebenfalls im äußersten Süden des Landes der mächtige Stamm der Beni-Mzab unter franz. Schutz. Die J. 1853 und 1854 füllten wiederum Expeditionen gegen die Kabylen aus. Ein Feldzug, der 1854 von El-Aghuat aus gegen aufständische Araber im Süden unternommen ward, hatte die Unterwerfung und Besetzung der Oasenlandschaften von Tuggurt und Wadi-Suf zur Folge. Die nächsten Jahre dehnten die franz. Oberherrlichkeit auch über die Uled-Sidi-Scheikh und die Oase Wargela aus. Die Franzosen gewannen seitdem einen gewissen Einfluß auf die Tuarekstämme im nördl. Theile der mittlern Sahara und öffneten sich damit die Straßen für den Handel nach dem Innern Afrikas. In Rücksicht hierauf wurden auch im Auftrage der franz. Regierung die angrenzenden Gebiete der Sahara (z. B. durch Duveyrier seit 1859) gründlich erforscht und wiederholte Versuche eingeleitet, Karavanenverbindungen mit Timbuktu und dem Senegal herzustellen. Eine großartige Expedition unter Randon gegen die Stämme Großkabyliens führte in den Feldzügen von 1856 und 1857 zu deren völliger Unterwerfung, sodaß seitdem das ganze Land bis zum Nordrande der Sahara der franz. Herrschaft gesichert ward. Dagegen war es den Franzosen trotz aller Bemühung nicht möglich, die eingeborene Bevölkerung für die europ. Cultur zu gewinnen, und ebenso machte auch die Colonisation des Landes durch europ. Einwanderung nur geringe Fortschritte. Die Aufrechthaltung einer starren und oft äußerst gewaltthätigen Militärverwaltung blieb das wesentliche Hinderniß einer friedlichen Entwickelung der Colonie. Der Generalgouverneur, welcher die Militär- und Civilgewalt in seiner Hand vereinigt, empfängt seine Instructionen und Befehle nur von dem franz. Kriegsministerium und darf blos im Nothfalle provisorische Anordnungen treffen. Zwar wurde 1858 der Versuch gemacht, die Verwaltung unter ein eigenes Ministerium für A. und die Colonien zu stellen, das zuerst der Prinz Napoleon und im März 1859 an dessen Stelle der Graf Chasseloup-Laubat übernahm. Allein schon durch das Decret vom 11. Dec. 1860 ward dieses Ministerium wieder aufgehoben und dafür aufs neue ein alle Gewalt in sich fassendes Generalgouvernement eingesetzt, das der Marschall Pelissier erhielt. Vgl. Wagner, «Reisen in der Regentschaft A.» (3 Bde., Lpz. 1841); die Schriften von Daumas: «Le Sahara algérien» (Par. 1845), «Le grand désert» (2. Aufl., Par. 1849), «La Grande Kabylie» (Par. 1847), «La Kabylie» (Par. 1857) und «Moeurs et coutumes de l'Algérie» (3. Aufl., Par. 1857); sodann das officielle «Tableau de la situation des établissements français d'Algérie» (Par. seit 1838); Buvry, «A. und seine Zukunft» (Berl. 1855); Jussuf, «Sur la guerre en Afrique» (Algier 1850); Hirsch, «Reise in das Innere von A.» (Berl. 1862); Trumelet, «Les Français dans le désert» (Par. 1863); Mac Carthy, «Géographie physique, économique et politique de l'Algérie» (Algier und Par. 1858). Ueber die ältere Geographie und Geschichte des Landes handeln: Mac Carthy, «Algeria Romana» (Algier 1857); Rabusson, «De la géographie du nord d'Afrique» (Par. 1856); Ibn-Khaldun's «Histoire des Berbères» (herausg. von Guckin de Slane, 2 Bde., Algier 1847—51; franz. von demselben, 4 Bde., Algier 1852—56); Jaqut's «Descriptio Al-Magrebi» (herausg. von Goeje, Leyd. 1860).

Alghero, auch Algheri und Algher genannt, feste Hafenstadt, Bischofssitz und Hauptort eines Bezirks der Provinz Sassari an der Nordwestküste der Insel Sardinien, 4 M. im SW. von Sassari, romantisch auf hohem Felsgestade gelegen und von überaus fruchtbaren Gefilden umgeben, hat einen schönen Dom, ein Arsenal mit vielen alten Rüstungen, ansehnliche Festungswerke mit schönen Thürmen, und zählt 8700 E. (eine span., noch jetzt catalanisch sprechende Colonie), deren Hauptgeschäft Korallenfischerei und Handel ist. Der Verkehr hat abgenommen seit dem Aufschwunge von Porto-Torres, dem Hafen von Sassari. Die Einfuhr besteht in Industrieerzeugnissen und Colonialwaaren, die Ausfuhr in Getreide, Wolle, Käse, den besten Korallen des Mittelmeeres und dem besten sardin. Weine. In dem schönen alten Hause Maramoldo della Minerva wohnte Kaiser Karl V., als er nach seinem verfehlten Zuge gegen Algier zurückkehrte. Bei A. erfochten 29. Aug. 1353 die Catalonier und Venetianer einen Seesieg über die Genuesen unter Grimaldi. Im W. von A., an der Spitze des Cap Caccia, liegt die Neptunsgrotte, eine der schönsten Grotten Europas, aber wegen der Strömungen nur selten, und auch dann nur auf Booten und unter Fackelbeleuchtung, zugänglich.

Algier, franz. Alger, span. Argel, arab. Al-Dschesair, die Hauptstadt und zugleich der erste Kriegs- und Handelsplatz von Algerien, das Icosium der Römer, im arab. Mittelalter Mesranna genannt, liegt dicht am Mittelmeer, und zwar an der Westseite einer geräumigen, vom Cap Pescada im W. und Cap Matifu im O. begrenzten, halbmondförmig gegen S. eingetieften, herrlichen Bucht oder Rhede, an deren Horizont der Kleine Atlas und


die zackigen Gipfel des Dscherdschera stehen. Unmittelbar hinter der sehr schmalen Strandebene erhebt sich das Hügelland Sahel, welches im Bu Saréa (fast 1 M. im NW. der Stadt) seinen 1252 F. hohen Gipfelpunkt erreicht, und mit seiner subtropischen Prachtvegetation, zahlreichen Gärten, Weinbergen, Kapellen und Grabmälern wunderthätiger Marabuts eine der reizendsten Gegenden der Erde bildet. Die Stadt steigt aus der Ebene amphitheatralisch an einem steilen Hügel in Form eines Dreiecks auf, dessen Spitze die Kasbah oder Citadelle (in 382 F. Höhe) bildet. Infolge der Erweiterung der Enceinte und der Entstehung neuer Vorstädte nimmt A. gegenwärtig einen dreifach größern Raum ein als früher und gewinnt durch die Anlage neuer Straßen und Plätze, die Erbauung hoher und großer Häuser mehr und mehr einen europ. Anstrich. Man hat daher zwei sehr verschiedene Stadttheile zu unterscheiden: das untere oder Europäische und das obere oder Maurische Quartier. Die Oberstadt hat enge, winkelige und schmutzige Gäßchen, die alle in der Nähe der Kasbah münden, und besteht aus maurischen, von außen unscheinbaren, im Innern aber oft sehr luxuriös eingerichteten Häusern. In der untern Stadt stehen noch wenige maurische Gebäude von Bedeutung, viele sind beseitigt, andere in Regierungsgebäude verwandelt. Hier ist der Gouvernementsplatz, auf welchen alle Hauptstraßen auslaufen, der Mittelpunkt des bewegtesten Lebens, des buntesten Gewirrs der verschiedenen Nationalitäten.. Der Platz, mit dem Blick auf die Rhede, mit Fontainen, Platanen und der Reiterstatue des Herzogs von Orleans geschmückt, wird von großen, modernen Gebäuden, glänzenden Hotels und Cafés umgeben. Außer andern Regierungsgebäuden befindet sich an demselben Platze auch das Palais des Generalgouverneurs, einst des Hassan-Pascha, ein echt maurischer Bau mit reichen Marmordecorationen und einer neuen, plumpen Façade. Auf der Westseite des Hauptplatzes führt die Straße von Chartres zu einem andern Platze, auf dem die Kathedrale und der bischöfl. Palast stehen, an welche wieder der große maurische Bazar stößt. Zum Hafen führt die Marinestraße mit der großen Hauptmoschee Dschemmâ-el-Kebir und der Moschee Dschemmâ-el-Dschedid. Neben der Marinestraße laufen die beiden Hauptarterien des Verkehrs, die gegen N. und S. vom Hauptplatze führenden Straßen Bab-el-Ued und Bab-Asun, die durch Erweiterungen und Bauten einen europ. Charakter erhalten haben. Die erstere führt zur Vorstadt Bab-el-Ued, dem Hauptsitze der Industrie, und einem ungeheuern Paradeplatz längs der Küste. Die Straße Bab-Asun, die schönste A.s, die noch einige maurische Gebäude von bewunderungswürdiger Architectur enthält, führt zu der aus einer Reihe von schönen Plätzen bestehenden Vorstadt Bab-Asun oder Isly, mit dem neuen Theater, dem Lyceum, dem Denkmal des Marschalls Bugeaud (Herzogs von Isly), mehrern Kasernen, der modernen Karavanserai, dem Kornmarkt u. s. w. Diesen ganz franz., in wenigen Jahren entstandenen Stadttheil, der einen commerziellen und militärischen Charakter hat, beherrscht das majestätisch auf der Hügelkrone liegende Kaiserfort (Fort de l'empereur), welches im 16. Jahrh. von den Türken erbaut und von den Franzosen ganz neu wieder hergestellt worden ist.

Der Hafen von A. ist ein Werk der Kunst. Vier kleine Inselchen oder Klippen, unweit vom Lande, gewährten ursprünglich den Schiffen einen sehr zweifelhaften Schutz. Schiffahrt und Seehandel war daher unter den vortürkischen Herren (den Beni-Mesranna, einem Stamme der Metidscha) nur gering, desto bedeutender aber die Seeräuberei. Die Spanier besetzten 1510 die Inseln und bauten auf der größten eine die Rhede beherrschende Feste, welche der Türke Khaireddin Barbarossa eroberte und 1529 schleifte. Derselbe ließ zugleich durch 20000 Christensklaven den noch heute nach ihm benannten, 630 F. langen Damm errichten, der die Inseln untereinander und mit der Stadt verbindet. Seitdem hieß die Stadt Al-Dschesair, d. h. die Inseln. 1573 errichtete der Dei Arab-Ahmed auf der Hauptinsel das schöne Belvedere und den minaretartigen Leuchtthurm, die noch bestehen. Mehrmals wurde der Damm durch die Gewalt der Elemente zerstört und von Christensklaven durch Versenkung ungeheuerer Steinmassen wiederhergestellt. Erst 1835 gelang es dem franz. Ingenieur Poirel, dem Damme durch Einsenkung künstlich zusammengesetzter Blöcke Consistenz zu geben. Man baute dann weiter, aber erst unter Napoleon III. wurden die drei Steindämme aufgeführt, die den Hafen jetzt gegen NO., O. und S. schützen. Derselbe ist für Aufnahme von 40 Kriegs- und 300 Handelsschiffen berechnet und für den Handel A.s mehr als ausreichend. Militärisch geschützt werden Hafen und Stadt durch ein ausgedehntes Befestigungssystem.

Die Zahl der Einwohner, zur Zeit der Türkenherrschaft übertrieben bis auf 100000 geschätzt, belief sich 1838 auf 30395 (darunter 18387 Eingeborene), 1846 auf 70582 (darunter 25676 Eingeborene), fiel aber 1846—51 auf 50111 und ist erst bis 1860 wieder auf 65000

(18849 Eingeborene und 46152 Europäer) gestiegen. Die Fluctuation fand hauptsächlich unter der eingewanderten Bevölkerung statt, der eine große Anzahl Speculanten, Glücksritter polit. Flüchtlinge u. s. w. angehören. Den Kern der einheimischen Bevölkerung bilden die Mauren, die ihren Lebensunterhalt im Kleinhandel, als Handwerker, Seidenwirker, Goldsticker, Schuhmacher und Sattler suchen. Die zahlreichen Juden, einst furchtbar gedrückt, sind jetzt reiche Kaufleute, Hausbesitzer, Fabrikeigenthümer, Gutsinhaber. Die Hauptquelle des Erwerbs ist für A. der Handel, indem die Stadt der wichtigste Handelsplatz der Küste und der Endpunkt aller Straßen des Binnenlandes ist, zu welchen neuerdings noch eine nach Blida (s. d.) führende Eisenbahn gekommen. Die Ausfuhr zur See besteht hauptsächlich in Getreide, Mehl, Olivenöl, Pferden, Rindvieh, Schafen, rohen Häuten, Wolle, Wachs, Talg, Baumwolle, Taback, Tafelfrüchten u. s. w. Die Einfuhr gehört größtentheils Frankreich, doch betheiligen sich Spanien mit Weinen und Früchten; Italien mit Reis, Wein, Töpferwaaren, Cement; England mit Steinkohlen und Eisen; Oesterreich mit Bauholz und Stahl. 1861 waren 3601 Schiffe mit 373485 Tonnen Gehalt ein- und ausgelaufen. Als Hauptstadt von ganz Algerien ist A. Sitz des Generalgouverneurs, der obersten Militär- und Civilbehörden sowie der Behörden für die Provinz und das Arrondissement A., der fremden Consulate, der Bank von Algerien u. s. w. Auch residirt hier ein kath. Bischof seit 1838 und, neben einem prot. und israel. Consistorium, die höchste Geistlichkeit der Moslems. Die Stadt besitzt, außer der Kathedrale, mehrere andere kath. Kirchen, eine sehr schöne prot. Kirche, mehrere Synagogen und, außer den vier eigentlichen Moscheen, eine Anzahl Kapellen, die dem Andenken von Heiligen oder Marabuts geweiht sind. Ferner hat A. eine Akademie, ein Lyceum, eine Präparandenschule für Mediciner und Apotheker, Pensionate für den höhern Unterricht, zahlreiche Elementarschulen für alle Confessionen, ein archäol. Museum, eine öffentliche Bibliothek, seit 1856 eine histor. Gesellschaft, welche die «Revue Africaine» erscheinen läßt, mehrere Buchdruckereien, Buchhandlungen, Lesecabinete, mehrere Zeitungen (z. B. den «Akbar»), Gesellschaften für Kunst, Agricultur u. s. w. Auch philanthropische Vereine und Anstalten, Waisenhäuser, Armenhaus, Sparkasse, Militär- und Civilhospitäler, ein großes Lazareth u. s. w. sind vorhanden. Für alle Bedürfnisse des Europäers, besonders des lebenslustigen Franzosen, ist gesorgt durch Gasthöfe, Cafés, Bäder, mehrere Theater, öffentliche Anlagen u. s. w. Die nächsten Umgebungen A.s, der Fhos oder Fhas (Weichbild), dessen Communen und zugehörigen Ortschaften seit 1848 in die Bannmeile der Stadt gezogen sind, zeichnen sich durch reizende Lage, üppige Südvegetation, die Menge schöner Gärten, maurische Villen, Landhäuser der Consuln und Beamten aus.

Algōabai, die östlichste größere Bai an der Südkante des Caplandes in Südafrika, ist geräumig, aber offen und wenig Schutz bietend. An ihr liegt die erst 1826 gegründete, rasch emporblühende Hafenstadt **Port-Elisabeth**, der Hauptort des gleichnamigen Districts und der ganzen Ostprovinz des Caplandes, mit einem Fort und 5000 E., die fast den ganzen Handel des Ostens, sowol der Capcolonie als des Betschuanenlandes, besorgen. Der Kaffernstamm der Fingu liefert hier die kühnsten Bootsleute.

Algreen-Ussing (Tage), ausgezeichneter dän. Jurist, geb. 11. Oct. 1797 zu Frederiksborg auf Seeland, wo sein Vater Prediger war, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte später in Kopenhagen die Rechte. Nach vollendeten Studien wurde er Notar bei der Universität und zugleich Beamter bei der dän. Kanzlei. 1836 erfolgte seine Ernennung zum Assessor beim Hof- und Stadtgericht in Kopenhagen, 1841 zum außerordentlichen Beisitzer beim höchsten Gericht, 1846 zum Etatsrath und Deputirten der dän. Kanzlei, endlich 1848 zum Generalprocureur für das Königreich Dänemark. Daneben bekleidete er seit 1840 eine Professur der Rechte an der Universität und seit 1844 das Amt eines Bürgermeisters der Hauptstadt. Nach einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien im J. 1831—32 trat er als polit. Schriftsteller auf und gewann bald einen populären Namen. Von 1835—46 war er Mitglied der Ständeversammlung, in welcher mehrere wichtige Motionen von ihm eingebracht und durchgeführt wurden. Das größte Aufsehen erregte jedoch 1844 sein Antrag, den König zu bitten, durch ein Gesetz die unzertrennliche und ewige Verbindung der Herzogthümer mit dem Königreiche auszusprechen, was die gleichzeitig versammelten holst. Stände veranlaßte, sich gegen jeden Eingriff der Krone in die Rechte der Herzogthümer zu verwahren, und nicht wenig dazu beitrug, die bereits gärende Feindschaft zwischen Dänemark und den Herzogthümern zum Ausbruch zu bringen. Zugleich aber erklärte sich A. gegen die schleunige Einführung einer Constitution, indem nach seiner Meinung es dem Könige und nicht den Unterthanen zukomme,

die Initiative zu einer solchen Veränderung in der Landesverfassung zu ergreifen. 1848 ward er in die dän. Reichsversammlung gewählt. Hier gehörte er zu dem Comité, welches den Entwurf des Grundgesetzes prüfen sollte, und sprach sich bei dieser Gelegenheit entschieden gegen das in dem Wahlgesetz aufgestellte allgemeine Stimmrecht aus. Als jedoch dasselbe dennoch angenommen wurde, enthielt er sich der Abstimmung. Seitdem verlor A. seine Popularität und nahm auch keinen eifrigen Antheil mehr an den polit. Vorgängen. 1854 wurde er vom Könige in den Reichsrath berufen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten stellen ihn unter die ausgezeichnetsten Juristen Dänemarks. Besonders hervorzuheben sind: «Haandbog i den danske Criminalret» (2 Thle., 4. Aufl., Kopenh. 1859), «Laeren om Servituter» (Kopenh. 1846) und «Haandbog i den danske Arveret» (Kopenh. 1855). Auch ist A. seit 1841 Herausgeber der Sammlung von königl. Rescripten und Resolutionen, seit 1850 Herausgeber der dän. Gesetzsammlung.

Alguacil (vom arab. Wasîl, d. i. die Macht, welche die Würde oder die Gnade des Königs verleiht) heißt im Spanischen der überhaupt mit der Ausübung der Justiz Betraute. Als Abzeichen der delegirten Gewalt wird einem solchen der Gerichtsstab (vara) verliehen. Es gibt Alguaciles mayores, welche die Vollstreckung der Gerechtigkeit in einer Stadt als erbliches oder Familienlehn besitzen oder dazu von der Municipalität ernannt werden; früher wurden auch die Vollstrecker der Urtheile oder Befehle der Tribunale, wie der Inquisition, der Cruzada, der Ritterorden u. s. w., so genannt. Gewöhnlich aber versteht man unter A. die Alguaciles menores oder ordinarios, die Gerichtsdiener, Gensdarmen, Häscher, kurz die untern Diener der Gerechtigkeit und Polizei. Bei gewissen feierlichen Umzügen, bei Stiergefechten u. s. w. erscheinen sie noch zu Pferde und in der altspan. Tracht. Früher hieß der Aufseher über das königl. Jagdgeräthe Alguacil de la monteria, der auch zum Zeichen der Jagdgerichtsbarkeit die vara alta de justicia führte. Ueber die Verrichtungen, Eigenthümlichkeiten und Sitten der jetzigen gewöhnlichen A. findet sich ein launiger Artikel in dem Werke: «Los Españoles pintados por sí mismos» (Madrid 1843).

Alhama heißen mehrere wegen ihrer Thermalquellen starkbesuchte Badeörter in Spanien. — A. (de Aragon) ist ein Dorf und Eisenbahnstation der Ostbahn in der Provinz und 12 M. westsüdwestlich von Saragossa, zwischen Ateca und Calatayud in dem reizenden Thale des Xalon, 2016 F. über dem Meere gelegen, mit berühmten kohlensauren Kochsalzthermen von 28° R., aber schlechten Badeanstalten. — A. (de Granada), eine Ciudad mit 7400 E. (nebst dem Weichbilde) in der Provinz und 5 M. im SW. der Stadt Granada, liegt wildromantisch auf einem Hügel zwischen hohen, kahlen Felsbergen in der Sierra-de-A., unweit der Puerta-de-Zafarraya, einer tiefen Felsschlucht, durch welche der von Granada nach Velez-Malaga führende Saumpfad geht. Der Ort ist ein berühmter Badeort mit Schwefelquellen von 36° R. Dieses A. war auch eine der wichtigsten Festungen des maurischen Reichs von Granada und die Schatzkammer seiner Könige, und wurde gleich nach dem Ausbruche des letzten, 11jährigen granadinischen Kriegs, in der Nacht vom 27. zum 28. Febr. 1482, von den Spaniern unter dem Marquis von Cadiz durch Ueberfall erobert und geplündert. — A. (de Murcia), eine hübsche Villa mit 3640 E. in der Provinz Murcia, höchst malerisch am Fuße der gleichnamigen Sierra gelegen, von welcher sich ein hoher, vereinzelter Kegelberg mit einer Burgruine dicht neben der Stadt erhebt, ist ein besuchter Badeort mit Schwefelthermen von 26—37° R. und beliebter Frühlingsaufenthalt der Murcianer.

Alhambra (aus dem arab. Kelât-al-hamrah, die rothe Burg) heißt die Citadelle von Granada, welche, einen höchst malerischen und imposanten Anblick gewährend, die Stadt überragt. Sie war die ehemalige Zwingburg der maurischen Könige und dient noch gegenwärtig als Festung und königl. Schloß. Der großartige Bau hat an ³/₄ St. in Umfang und ist noch von seiner ursprünglichen, mit vielen Thürmen versehenen Ringmauer umgeben. Außer dem berühmten maurischen Königspalaste finden sich innerhalb der Mauer eine Pfarrkirche, ein ehemaliges, jetzt als Kaserne benutztes Kloster, eine Anzahl Wohnhäuser und der unvollendet gebliebene, gegenwärtig als Artilleriemagazin verwendete Palast Karl's V., den dieser an der Stelle des auf seinen Befehl niedergerissenen Winterpalastes der maurischen Könige errichten ließ. Ein Theil der alten Thürme und Gebäude dient als Zuchthaus und Staatsgefängniß. Durch einen herrlichen Park ist die A. von den Torres Vermejas, einer andern, angeblich von den Phöniziern gegründeten Burg, getrennt. Von dem erhabensten Punkte der A. aus entfaltet sich noch jetzt die architektonische Pracht des vormaligen maurischen Königspalastes, der 1213—1338 erbaut wurde. Derselbe umschließt zwei große Höfe, von denen der eine wegen des prächtigen, auf 12 Löwen ruhenden Springbrunnens der Löwenhof heißt. Um diese Höfe

ordnen sich zierliche Säulenhallen, kühle Gemächer, Gärtchen mit lebendigem Wasser, nach außen reiche Balkone mit der Aussicht auf die Landschaft. In einem massiven Thurme befindet sich die von einer Kuppel überragte, prächtige Halle der Gesandten. Die Flächen dieser Räume zeigen sich meist im anmuthigsten maurischen Decorationsstile verziert. Die Wände sind mit sinnreichen Mosaikmustern, die Gewölbe mit einem Schmuck versehen, welcher an Bienenzellen erinnert. Das Aeußere dagegen ist ernst, festungsmäßig und ohne Symmetrie behandelt. Als Seltenheit an einem mohammed. Monument sind die wahrscheinlich von einem christl. Künstler des 14. oder 15. Jahrh. ausgeführten Fresken (Jagden und Kämpfe) zu erwähnen, welche nebst den Marmorlöwen des Springbrunnens beweisen, daß es die Mauren von Granada mit dem Verbot der Abbildung der Creatur nicht mehr genau nahmen. Das maurische Königsschloß, schon längst nicht mehr bewohnt, wird nur noch als Kunstwerk und als geschichtliches Denkmal, an welches sich die tragischen Geschicke der letzten maurischen Herrscher von Granada knüpfen, in baulichem Zustande erhalten. Als vollständigstes und vollendetstes Denkmal der maurischen Kunst ist die A. vielfach Gegenstand kunsthistorischer Behandlung geworden. Unter den Prachtwerken über dieselbe sind zu nennen: Murphy, «The Arabian antiquities of Spain» (Lond. 1816); Girault de Prangey, «Monuments arabes et moresques d'Espagne» (Par. 1839); Owen Jones, «Plans, elevations, sections and details of the A.» (2 Bde., Lond. 1842—45). Eine Nachahmung der charakteristischsten Theile der A. enthält der Alhambra-Court des Glaspalastes zu Sydenham (s. d.) bei London, der unter Owen Jones' Leitung ausgeführt ward. Vgl. Gosche, «Die A.» (Berl. 1854).

Ali, Pascha von Jannina, war 1741 zu Tepelen in Türkisch-Albanien als Sohn eines albanes. Häuptlings geboren. Nach dem Tode seines Vaters, dem die benachbarten Paschas fast alle Besitzungen entrissen, stellte die Mutter den 16jährigen A. an die Spitze ihrer Anhänger. Er wurde geschlagen und gefangen, aber seine Schönheit und Lebhaftigkeit rührten Kurd-Pascha so, daß er ihn nach einer Züchtigung entließ. Ein zweiter und dritter Versuch mit den Waffen lief ebenfalls unglücklich ab, sodaß er als Flüchtling in die äußerste Noth gerieth. Die Entdeckung eines Schatzes, wie es heißt, setzte ihn endlich in den Stand, 2000 Mann anzuwerben, an deren Spitze er seine Gegner besiegte und im Triumph nach Tepelen zurückkehrte. Seitdem war er andauernd vom Glück begünstigt, zugleich aber offenbarte sich sein treuloser und grausamer Charakter. Am Tage seiner Rückkehr ermordete er seinen Bruder, dem er Verrätherei schuld gab, und sperrte dann seine Mutter, als ob sie den Ermordeten vergiftet habe, ins Harem, wo sie bald starb. Mit der Pforte versöhnte er sich, indem er den rebellischen Vezier von Skutari besiegen half, auch bemächtigte er sich nicht nur aller seinem Vater entrissenen Ländereien, sondern auch einiger griech. Städte. Er überfiel den der Pforte verhaßten Pascha Selim von Delvino, ließ ihn enthaupten und ward dessen Nachfolger. Vom Divan, den er bestochen, zum Stellvertreter des Dervendschi-Pascha, der für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen hatte, ernannt, stempelte er für Geld die Räuberhäuptlinge durch Diplome zu rechtmäßigen Eroberern. Obgleich er mit dem Fürsten Potemkin in geheimem Briefwechsel stand, leistete er doch der Pforte im Kriege mit Rußland und Oesterreich seit 1787 so wesentliche Dienste, daß man ihn zum Pascha von Trikala in Thessalien ernannte. Damals bemächtigte er sich der Stadt Jannina, indem er einen untergeschobenen Ferman vorzeigte. Hierauf zwang er die Einwohner, sich ihn vom Sultan als Statthalter zu erbitten, während er gleichzeitig durch das erpreßte Geld den Divan bestach. Später trat er mit Bonaparte in Verbindung, der ihm Ingenieurs zuschickte. Als letzterer aber in Aegypten abgeschnitten war, nahm A. 1798 die von den Franzosen besetzten Plätze auf der Küste Albaniens. Nach dreijährigem Kampfe unterwarf er 1803 die Sulioten, worauf ihn die Pforte zum Oberstatthalter von Romanien erhob. Trotz eigener Gewaltthaten und Grausamkeiten herrschte im Innern seines Landes Ordnung und Sicherheit. Landstraßen wurden gebaut, die Gewerbe blühten auf, sodaß die europ. Reisenden in ihm einen einsichtsvollen Regenten erblickten. Seit 1807, wo er abermals mit Napoleon in Verbindung trat, war seine Abhängigkeit von der Pforte nur scheinbar. Da er aber seinen eigentlichen Zweck, durch Napoleon im Frieden zu Tilsit Parga (auf der Küste Albaniens) und die Ionischen Inseln zu erhalten, nicht erreichte, so trat er mit den Engländern in Verbindung, die darum der Pforte, eigentlich aber ihm, die Uebernahme von Parga zugestanden. A. glaubte sich so in seiner Macht befestigt und ließ nun die Kapitanis der griech. Armatolen, die bisher ihm Beistand geleistet, nach und nach meuchlings ermorden, die Meuchelmörder aber ebenfalls umbringen. Endlich beschloß die Pforte, der Macht des trotzigen Emporkömmlings ein Ende zu machen, und 1820 sprach Sultan Mahmud seine Entsetzung aus. Zur Vollstreckung des Aus-

spruchs rückte Ismail-Pascha mit 5000 Türken an, denen sich die griech. Kapitanis anschlossen. A. sah sich alsbald gezwungen, in der Burg von Jannina Schutz zu suchen, von wo aus er die Stadt selbst in Brand schoß. Inzwischen ward Ismail-Pascha zurückgerufen, und sein Nachfolger, der tapfere Beba-Pascha, starb plötzlich. Die Pforte sandte nun Khurschid-Pascha, der den Griechen so verhaßt war, daß sich die Kapitanis zurückzogen. A. schien gerettet, zumal er die Albanesen für sich zu gewinnen wußte und ganz Griechenland sich für ihn erklärte. Im Aug. 1821 zog sich Khurschid-Pascha mit dem Reste seines Heers aus Epirus nach Macedonien zurück. Da jedoch A. die den Griechen gemachten Versprechungen nicht hielt, verließen sie ihn, und Khurschid kehrte alsbald mit einem neuen Heere zurück und schloß Jannina ein. A. ließ sich auf Unterhandlungen ein. Nachdem ihm Gut und Leben eidlich zugesichert, übergab er 1. Febr. 1822 sein Schloß und bezog seinen Sommerpalast im See von Jannina. Hier ward ihm 5. Febr. das vom Großherrn ausgesprochene Todesurtheil angekündigt. A. setzte sich zwar zur Wehr, wurde aber niedergehauen. Seine Söhne Veli und Muchtar-Pascha waren 1820 in die Gewalt der Türken gekommen und nach Kleinasien ins Exil verwiesen, aber 1821 hingerichtet worden, weil man eine Verbindung mit der Partei ihres Vaters entdeckt. A. besaß unstreitig große Gaben, dabei aber auch den bösartigsten Charakter, dem jedes Mittel genügte, wenn es nur schnell und sicher zum Ziele führte.

Ali-Bei, ein berühmter Mamlukenbei, der sich zum Herrn von Aegypten und Syrien zu machen wußte, geb. um 1728 in Abchasien, wurde im Knabenalter als Sklave an den ägypt. Janitscharenhäuptling Ibrahim verkauft. Durch Tapferkeit und Kriegsthaten verdiente er sich seine Freilassung, wurde bald darauf Bei der Mamluken und erlangte nach dem Tode Ibrahim's (1757) dessen Stelle. Durch List und Gewalt gelang es ihm, sich unabhängig von der Pforte zum Sultan von Aegypten zu machen. Die Verhältnisse begünstigten sein Vorhaben, indem die Pforte in Krieg mit Rußland verwickelt war und den Kampf gegen ihn aufschieben mußte. In der Absicht, die Macht und das Reich der alten Sultane von Aegypten wiederherzustellen, und dieses Land zum Mittelpunkt des Handels zwischen Orient und Occident zu erheben, eroberte er durch seinen Adoptivsohn Mohammed-Bei nicht nur Mekka, sondern auch, im Verein mit dem ebenfalls gegen die Pforte rebellirenden Scheikh Daher, 1771 fast ganz Syrien. Schon hatte sich Damascus ergeben, als sein bestochener Feldherr Mohammed nach Aegypten zurückging und, mit einem Heere aus Oberägypten hervorbrechend, den Adoptivvater zur Flucht nach Syrien zu seinem Verbündeten, dem Scheikh Daher, nöthigte. Von hier aus verfolgte A. aufs neue seine alten Plane, unter Beihülfe des Daher, ja suchte sogar mit den Russen und Venetianern in Verbindung zu treten. Nach einem glänzenden Siege über die Türken (1772) und der Einnahme von Tripoli, Antiochia, Jerusalem und Jaffa rückten beide 1773 mit einem Heere von 30000 Mann gegen Aegypten vor. Im April 1773 kam es zu einer Schlacht mit dem Machthaber Aegyptens, seinem eigenen Schwiegersohn Abu-Dahab, in der A. selbst gefangen genommen wurde. Er starb einige Tage darauf an seinen Wunden oder an Gift.

Ali ben-Abi-Taleb, «erster Moslem» und vierter Khalif, geb. 602 n. Chr. zu Mekka, war der treueste und tapferste Gefährte des Mohammed, dessen Tochter Fatimeh er heirathete. Nach Othman's Ermordung 655 an dessen Stelle zum Khalifen erhoben, kämpfte er angeblich in 90 Treffen siegreich gegen verschiedene Rebellen. In der Schlacht des Kamels, so genannt, weil in derselben Mohammed's Witwe Aischa auf einem Kamele ritt, nahm er sogar diese gefangen, die seine größte Feindin war. Ein Fanatiker ermordete ihn 23. Jan. 661 in Kufa. Er liegt bei dieser Stadt begraben. Später wurde ihm daselbst ein Denkmal errichtet, zu dem seine Verehrer noch jetzt pilgern und das die Gründung der Stadt Meschhed-Ali veranlaßte. Seine Religionspartei, die man Schiiten (s. d.) nennt, hat sich namentlich in Persien und den turanischen Ländern sehr ausgebreitet. Von den Omajjaden vielfach verfolgt, haben seine und der Fatimeh Nachkommen, die Fatimiten (s. d.), in Aegypten und Spanien, in Westafrika und Syrien geherrscht. Die dem A. zugeschriebenen Sprüche hat am besten Fleischer («A.'s hundert Sprüche, arabisch und persisch», Lpz. 1837) herausgegeben. Sein «Divan», die vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte, größtentheils religiösen Inhalts, wurden von Kuyper (Leyd. 1745) veröffentlicht und auch 1840 zu Bulak bei Kairo gedruckt.

Aelianus, genannt der Taktiker, ein griech. Kriegsschriftsteller, der um 96—138 zu Rom lebte und ein Werk «Ueber die Anordnung der Schlachten bei den Griechen» verfaßte, welches zuerst in lat. Uebersetzung von Gaza (Rom 1487), dann mehrmals im griech. Texte mit lat. Uebersetzung von Arcerius (Leyd. 1613) erschien. In neuester Zeit hat jedoch Köchly nachgewiesen, daß dieses bisher unter A.'s Namen bekannte Werk nur eine spätere, mit Zu-

sätzen aus der «Taktik» des Asklepiodotos bereicherte Recension desjenigen taktischen Werks ist, das bisher unter dem Namen des Arrian zuerst von Scheffer (Upsala 1664), dann in den Gesammtausgaben des Arrian von Borheck (Lemgo 1792) und Müller (Par. 1845) sowie auch in Hercher's Ausgabe der «Scripta minora» (Lpz. 1854) des Arrian abgedruckt worden war. Beide Recensionen sind in kritisch berichtigtem Texte mit deutscher Uebersetzung von Köchly und Rüstow in ihrer Sammlung der «Griech. Kriegsschriftsteller» (Th. 2, «Die Taktiker», Lpz. 1855) erschienen. Eine deutsche Uebersetzung der spätern Recension hat auch Baumgärtner (Manh. 1779) geliefert.

Aelianus (Claudius), ein Römer aus Präneste, der in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. lebte und ein Zeitgenosse des ältern Philostratos war, nach dessen Zeugniß er das Griechische in solchem Grade sich zu eigen gemacht hatte, daß er von einem geborenen Athenienser nicht zu unterscheiden war. Er führte deshalb bei seinen Zeitgenossen den Ehrennamen «der Sophist». Von seinen Schriften sind noch drei auf uns gekommen, von denen jedoch nur zwei wegen des in ihnen angehäuften histor. Materials Bedeutung haben. Die eine ist überschrieben: «Vermischte Erzählungen», ein buntes Gemisch von Auszügen aus allerlei Werken, von Anekdoten, geschichtlichen und biographischen Notizen, das jedoch nur zum Theil in unveränderter Gestalt auf uns gekommen und von Gronov (2 Bde., Leyd. 1731), Kühn (2 Bde., Lpz. 1780) und Koray (Par. 1805) herausgegeben worden ist. Das andere Werk führt den Titel: «Ueber die Natur der Thiere», dessen Text jedoch vielfache Interpolationen zeigt. Letzteres Werk wurde von Gronov (Lond. 1744), Schneider (2 Bde., Lpz. 1784) und Jakobs (2 Bde., Jena 1831) kritisch bearbeitet. Eine Gesammtausgabe der Werke des A., in welcher auch die unbedeutenden «Epistolae» enthalten sind, hat Hercher (Par. 1858) geliefert.

Alibaud (Louis), bekannt durch seinen Mordversuch gegen König Ludwig Philipp, war zu Nîmes 2. Mai 1810 geboren. Hier und zu Narbonne hatte er einigen Unterricht erhalten und sich dann als Copist in seinen Mußestunden mit geschichtlicher Lectüre beschäftigt. Im 18. Jahre trat er als Freiwilliger in ein Linienregiment und ward Corporal. Zur Zeit der Julirevolution in Paris ging er zum Volke über, nahm jedoch keinen thätigen Theil am Kampfe, obschon er 29. Juli an einer Barrikade schwer verwundet wurde. Wegen eines zufällig entstandenen Raufhandels in Strasburg degradirt, erhielt er auf Verlangen 17. Jan. 1834 seinen Abschied, trat einige Zeit in den Telegraphendienst zu Carcassonne und lebte dann zu Perpignan und Barcelona, von wo er als polit. Fanatiker mit dem Entschluß des Königsmords nach Paris zurückkehrte. Zugleich hatte ihn zeitweiser Ueberdruß am Leben erfaßt, sodaß er auch an Selbstmord dachte. Es war 25. Juni 1836, als er in dem Augenblicke, wo der König, durch die Pforten der Tuilerien fahrend, sich vor der in das Gewehr getretenen Nationalgarde verbeugte, aus einer Stockflinte die wohlgezielte Kugel abfeuerte, die dicht an dem Haupte des Königs vorbeiging. Er ward sogleich verhaftet und beklagte nur das Mislingen seines Unternehmens. Nach kurzer Verhandlung ward er zum Tode verurtheilt und 11. Juli guillotinirt.

Alibert (Jean Louis, Baron), ein berühmter franz. Arzt, geb. 12. Mai 1775 zu Villefranche (Aveyron), widmete sich zu Paris nach einer guten Vorbildung dem Studium der Medicin, bekleidete unter der Republik und dem Kaiserreich die Stellung eines Oberarztes am Hospital St.-Louis, und ward 1818 Leibarzt Ludwig's XVIII. Die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, mit welcher er diesen in der letzten Krankheit behandelt hatte, wurde von Karl X. mit dem Baronstitel belohnt. Er starb 6. Febr. 1837. Seinen Ruf als medic. Schriftsteller begründete er mit dem Werke «Sur les fièvres intermittentes pernicieuses» (Par. 1799; 4. Aufl. 1820). Am berühmtesten unter seinen Schriften ist die «Description des maladies de la peau» (Par. 1806—27). Unter seinen übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Précis théorique et pratique sur les maladies de la peau» (2 Bde., Par. 1810—18; 2. Aufl. 1822); «Nosologie naturelle» (2 Bde., Par. 1817—25); «Physiologie des passions» (2 Bde., Par. 1823; 3. Aufl. 1837; deutsch von Scheidler, Weim. 1826).

Alibi (lat.) bezeichnet die im Strafverfahren wirksame Gegenanzeige, welche aus dem Umstande hervorgeht, daß der Angeschuldigte zur Zeit der That sich nicht am Orte der That, sondern «anderswo» befunden hat. Es verlieren dadurch die vorhandenen Anzeigen der Thäterschaft und der Schuld ihren Einfluß. Im Civilverfahren kann von einem A. höchstens für den Fall die Rede sein, daß die unmittelbare Gegenwart des Beklagten bei Begründung des jetzt streitigen Anspruchs vom Kläger besonders hervorgehoben und wol selbst zu einem Mittelgliede seines Beweises gemacht ist, oder daß ohne diese Gegenwart die behauptete Verpflichtung gar nicht entstehen konnte, z. B. wenn Alimente für ein im außerehelichen Umgange er-

zeugtes Kind gefordert werden. Die Darlegung, daß Beklagter zu der angegebenen Zeit sich an einem ganz andern Orte aufgehalten, also unmöglich die verpflichtende Handlung habe vornehmen können, liefert dann einen künstlichen directen Gegenbeweis.

Alicante, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (98,6 Q.-M. mit 378958 E.) des Königreichs Spanien, ist eine Ciudad von 16687, mit den Ortschaften der Huerta von 27550 E., und eine Festung und wichtiger Hafen- und Handelsplatz. Der Ort liegt malerisch theils am Abhange des 858 F. hohen, mit einem starken Castell gekrönten Felsberges, an dessen Nordabhang ein Theil des berühmten Alicanteweins wächst, theils am Strande in der Ebene, und zerfällt daher in die obere und untere Stadt. Die letztere ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat breite Straßen, moderne Häuser, geräumige Plätze und hübsche Promenaden; die obere Stadt ist alt und winkelig. Das Ganze ist von starken Festungswerken umgeben und wird durch das den Hafen beherrschende Castell und die Forts San-Barbara und San-Fernando gut vertheidigt. A. hat eine Collegiat- und zwei Pfarrkirchen, zwei Nonnenklöster, einen bischöfl. Palast, ein gutes Theater, ein Instituto, eine Schiffahrtsschule, eine Zeichenschule, mehrere Kasernen sowie Gasbeleuchtung. Sehenswerth sind die Bibliothek und Münzsammlung in der Collegiatkirche, desgleichen die Gemäldegalerie im Hause des Marquis von Algorsa. Handel und Industrie haben sich in neuerer Zeit, besonders seit Eröffnung der Mediterraneisenbahn, die über Almansa nach Madrid führt, sehr gehoben, und es gehört A. zu den rasch aufblühenden Handelsstädten Spaniens. Außer der königl. Cigarrenfabrik, welche durchschnittlich 3400 Frauen beschäftigt, gibt es beträchtliche Baumwollfabriken und Leinwebereien. A. ist der Stapelplatz für valencianische Producte, Soda, baumwollene und leinene Zeuge, Ankertaue, Getreide, Oel, Seide und Fische. Der vorzüglichste Ausfuhrartikel ist der in der Umgegend erbaute süße, sehr haltbare Alicantewein, auch seiner dunkeln Farbe wegen Vino tinto genannt. Derselbe geht größtentheils nach England und wird häufig (z. B. in Marseille) nachgeahmt. Karl V. begründete den Weinbau, indem er Reben vom Rhein nach A. bringen ließ. A. ist das röm. Lucentum und wurde 718 von den Arabern erobert und Lekant oder Akant genannt. Mit der Umgegend bildete es eine Zeit lang ein eigenes Emirat. Ferdinand III. von Castilien entriß die Stadt den Mauren, die 1304 Jakob II. von Aragonien abgetreten ward, der sie zum Königreich Valencia schlug. 1332 wurde A. durch die Mauren von Granada belagert und angeblich «mit eisernen Kugeln durch Feuer beschossen». Berühmter ist die Belagerung von 1709 durch die Franzosen unter Asfeld. Letztere trieben, nachdem die Stadt selbst übergeben war, einen Minengang unter die von den Engländern besetzte Citadelle. Der franz. Befehlshaber ließ den engl. Commandanten, Oberst Richard, davon in Kenntniß setzen; doch dieser stellte sich mit seinem ganzen Stabe an der zum Sprengen bestimmten Zeit auf die Stelle der mit 120000 Pfd. Pulver geladenen Mine und wurde so in die Luft gesprengt. Dennoch ward die Citadelle erst nach neuntägigem Bombardement übergeben. Auch 1812 wurde A. von den Franzosen belagert.

Alicata, Licata, Stadt an der mittlern Südküste der Insel Sicilien, am Abhange eines Felsens und an der Mündung des Salso (des Himera der Alten) gelegen, hat ein starkes Felsencastell im Meere, welches durch eine schmale Erdzunge mit ihr verbunden ist, und zählt 14700 E. Obwol der Ort keinen sichern Hafen, sondern nur eine Rhede besitzt, ist doch der Handelsverkehr, namentlich in Getreide und Schwefel, lebhaft. Die Stadt wurde 1553 von den Türken angegriffen und in Asche gelegt. Der benachbarte Berg Monte-Serrato, der Ecnomus der Alten, ist denkwürdig durch den großen Seesieg, welchen hier 256 v. Chr. die Römer unter den Consuln M. Atilius Regulus und Manlius Vulso mit 330 gegen 350 Schiffe der Karthager davontrugen.

Alienbill, s. Fremdengesetze.

Alighieri, s. Dante.

Alignement (eigentlich die Abmessung nach der Schnur) ist in der Kriegssprache die im voraus durch Punkte bezeichnete Frontlinie und deren Verlängerung, in welche die Truppen behufs ihrer Aufstellung einrücken sollen. — In der Vermessungskunst versteht man unter A. eine Linie, welche durch zwei Punkte, deren Lage auf dem Felde auf dem Meßtische genau bestimmt ist, läuft, und die zur Orientirung des Meßtisches benutzt werden kann.

Alimentation, Alimente, victus. Man bezeichnet damit den Lebensunterhalt und dessen Verabreichung. Der Regel nach soll ein jeder seinen Unterhalt selbst bestreiten und die beliebige Gewährung von Alimenten an andere erscheint demzufolge als ein Act der Freigebigkeit. Es kann jedoch auch eine Verbindlichkeit zur Alimentirung dritter Personen bestehen, und zwar infolge von Verträgen (z. B. Leibrentencontracten), letztwilligen Auflagen an die Erben und

vermöge gesetzlicher Bestimmung. Eine gegenseitige Alimentationspflicht legt das Gesetz auf: den Ehegatten, ingleichen den Aeltern und Großältern im Verhältniß zu den ehelichen Kindern und Enkeln. Adoptirte sind auch in dieser Rücksicht den leiblichen Kindern gleichgestellt. Der «Code Napoléon» weist sogar Schwiegerältern wegen ihres Unterhalts nach Umständen an den Schwiegersohn und die Schwiegertochter. Unehelichen Kindern steht weder nach röm. noch nach franz. Rechte eine Alimentenforderung gegen den lebenden Vater zu, wohl aber nach dem gemeinen Rechte und nach deutschen Particulargesetzen. (S. Uneheliche Kinder.) Im Verhältniß zur Mutter und deren Aeltern wird dagegen überall zwischen ehelichen und unehelichen Kindern hinsichtlich der Alimentationspflicht kein Unterschied gemacht. Geschwister können nach der gewöhnlichen Meinung voneinander keinen Unterhalt verlangen, wohl aber hält die Praxis den schuldhaften Urheber einer Tödtung zur Ernährung der unversorgten Kinder und der Witwe des Getödteten an. Ebenso hat derjenige, welcher durch die Schuld eines andern erblindet, verstümmelt oder durch sonstige Gebrechen an seinem Fortkommen gehindert ist, eine Alimentenforderung wider den Urheber. Wenn das Gesetz den Vormund zur A. des Mündels anhält, so besteht eine bezügliche Zwangspflicht doch nur für den Fall, daß der Mündel eigenes Vermögen hat. Endlich dürfen Hülflose und Verarmte, dafern sie keine näher verpflichtete Person in Anspruch nehmen können, von ihrer Heimatsgemeinde den nothwendigsten Unterhalt verlangen. Ein Anspruch des Täuflings auf Ernährung durch den Pathen ist dagegen aus dem Gesetze nicht nachzuweisen. Die gesetzliche Alimentationsforderung läßt sich für die Regel nur so lange erheben, als der dazu Berechtigte (Alimentarius) kein selbständiges Einkommen hat und ein solches sich nicht bilden kann. Sogar die Aeltern dürfen ihre Kinder, falls diese eigenes Vermögen besitzen, aus demselben erziehen. Indessen wird hier, wenn sie die Alimente selbst bestreiten und sich die Rückerstattung nicht ausdrücklich vorbehalten, wegen der Nähe und Innigkeit des Verhältnisses eine Schenkung vermuthet. Gleiches gilt, wenn der Ehemann seiner vermögenden Frau den Unterhalt aus eigenen Mitteln gewährt. Die vertragsmäßige und letztwillige Alimentationspflicht ist an die Bedingung der Hülfsbedürftigkeit des Alimentarius nicht gebunden, es müßte denn diese Bedingung besonders gestellt sein. Nach dem Gegenstande und Betrage unterscheidet man zwischen nothwendigem und standesmäßigem Unterhalte (alimenta naturalia und civilia). Ersterer besteht aus der Gewährung eines geringen Obdachs sowie der unentbehrlichsten Nahrung und Bekleidung, auch der Verpflegung in Krankheitsfällen. Der standesmäßige Unterhalt ist ansehnlicher, indem er dem Alimentarius ein entsprechendes Auftreten in der Gesellschaft ermöglichen soll. Was dem Ehegatten, den ehelichen Descendenten und Ascendenten an standesmäßigem Unterhalt gebühre, dies ist nach der persönlichen Stellung des Berechtigten und nach den Vermögensverhältnissen des Verpflichteten zu beurtheilen und wo nöthig durch billiges Ermessen des Gerichts festzustellen. In gleicher Weise entscheidet das richterliche Ermessen, wenn in einem Letzten Willen der Betrag der ausgesetzten Alimente nicht angegeben und die Absicht des Testators nicht aus sonstigen unzweifelhaften Thatsachen, wie z. B. der regelmäßigen Zahlung einer bestimmten Unterhaltssumme schon bei Lebzeiten, zu erkennen ist. Zum standesmäßigen Unterhalte einer jugendlichen Person gehören jedenfalls mit die Kosten des elementaren Unterrichts. Tilgung seiner Schulden und Zahlung der von ihm verwirkten Geldstrafen kann der zu Alimentirende nicht verlangen. Unehelichen Kindern hat der Vater, wo ihn das Gesetz dazu verpflichtet, nur einen bestimmten Beitrag zu dem nothdürftigen Unterhalte zu verabreichen. Alimentenforderungen erfreuen sich einer gewissen Begünstigung. Sie sollen bei Gericht mit möglichster Beschleunigung behandelt werden, und das Verbot der Schenkungen unter Ehegatten bezieht sich nicht auf die Gewährung des Unterhalts. Desgleichen bedarf ein Vergleich, durch welchen letztwillige oder gesetzliche Alimente in eine auf einmal zu zahlende Summe verwandelt werden, zu seiner Gültigkeit richterlicher Genehmigung. Außergerichtliche Abfindung hebt den Anspruch auf fernerweiten Unterhalt nicht auf. Doch gelten außergerichtliche Vergleiche über vertragsmäßige und gleichviel welche rückständige Alimente. Die Alimentationspflicht erlischt durch den Tod des Berechtigten, durch den Eintritt der auflösenden Bedingung oder des Termins, bis zu welchem der Unterhalt ausgesetzt ist, ingleichen durch den Wegfall der Bedürftigkeit bei gesetzlichen Alimenten. Ebenso geht der Anspruch auf Alimentirung durch den Ehegatten mit der gänzlichen Trennung der Ehe oder bei immerwährender Scheidung von Tisch und Bett zu Ende. Ob die Aeltern dem Kinde, gegen welches ein gesetzlicher Enterbungsgrund vorliegt, bei Lebzeiten auch die Alimente entziehen dürfen, ist zweifelhaft. Selbstverständlich hört die Alimentationspflicht auf durch völliges Unvermögen des Verpflichteten, weshalb z. B. uneheliche Kinder im Concurse des Vaters nur

rückständige, nicht zukünftige Alimente anmelden dürfen. Gleiche Wirkung hat für gewöhnlich der Tod des Verpflichteten. Doch kann der vertragsmäßig oder letztwillig Berechtigte und das uneheliche Kind den Unterhalt auch von den Erben des Alimentenschuldners, ebenso der sehr verarmte Vater die gleiche Gebühr von den Erben des ehelichen Sohns verlangen.

Aliquanter Theil (pars aliquanta) einer Größe oder Zahl heißt in der Arithmetik ein solcher Theil, der sich zu dem Ganzen nicht verhält wie die Einheit zu einer ganzen Zahl. So sind 3, 5, 7, 9 aliquante Theile von 16, ebenso von 17 und von 19 u. s. w. — Ein aliquoter Theil (pars aliquota) einer Größe oder Zahl heißt dagegen ein solcher Theil derselben, durch welchen sie sich ohne Rest dividiren läßt, oder welcher sich zu dem Ganzen verhält wie die Einheit zu einer ganzen Zahl. So sind 2 und 5 aliquote Theile von 10 und 20; 2, 3, 4, 6 von 12 u. s. w.

Alisma (d. h. Wasserpflanze), Linné'sche Gattung von Wasserpflanzen aus der Abtheilung der Monokotylebonen und der nach ihr benannten Familie der Alismaceen, mit kleinen quirltraubigen oder rispigen Blüten, welche einen dreiblätterigen Kelch, eine dreiblätterige, weiße oder röthliche Blumenkrone, sechs Staubgefäße und viele kreisförmig angeordnete Stempel haben. Unter den wenigen deutschen Arten, welche sämmtlich in stehenden Wassern (Gräben, Tümpeln, an Teichrändern) wachsen und einen scharfen Saft in den Stengeln und Blättern enthalten, hat die unter dem Namen Froschlöffel und Wasserwegerich bekannte Pflanze langgestielte, eiförmige Blätter, welche nebst den unbeblätterten Blütenstengeln über den Wasserspiegel emporragen. Die Wurzel dieser Pflanze war früher officinell.

Aliso wird von den röm. Geschichtschreibern ein Castell genannt, welches 11 n. Chr. von Drusus, um seine im innern Deutschland erkämpften Vortheile zu sichern und den Cheruskern und Sigambrern gegenüber einen festen Punkt zu gewinnen, an der Mündung des Flusses Eliso in die Lupia (Lippe) angelegt wurde. Diese Feste A. an der Lippe wurde nach der Niederlage des Varus von den Deutschen erobert, aber 15 n. Chr. von den Römern wiederhergestellt. Das Jahr darauf abermals von den Deutschen belagert, ward A. von Germanicus entsetzt. Solange die Römer ihre Kriege im Innern Germaniens führten, blieb A. für sie ein wichtiger Stützpunkt. Durch eine Heerstraße, welche der Lippe entlang an deren rechtem Ufer hinführte und durch Verschanzungen befestigt war, wurde die Verbindung mit dem Rhein aufrecht erhalten. Ueber die Lage des Castells ist viel gestritten worden. Nach Ledebur lag A. in der Gegend der Mündung der Liese in die Lippe, im Kirchspiele Liesborn, und gehörte zum alten Lande der Brukterer. Andere Forscher glaubten A. in dem jetzigen Eilsen bei Paderborn zu finden, wo das Flüßchen Alme für den Eliso genommen wird. Letzterer Ansicht huldigt in neuerer Zeit auch Giefers («Beiträge zur alten Geschichte und Geographie Germaniens», Paderb. 1852—54), welchem gegenüber besonders Essellen mit großer Wahrscheinlichkeit gezeigt hat, daß das alte Castell A. am Zusammenfluß der Ahse und Lippe nahe westlich von Hamm gelegen hat. Vgl. Essellen, «Ueber den Ort der Niederlage der Römer» (Hamm 1853), «Das röm. Castell A., der Teutoburger Wald und die Pontes Longi» (Hannov. 1857), und «Ueber den Ort der Varusschlacht» (Hamm 1863).

Alison, eine schott. Familie, die mehrere auch im Ausland berühmte Männer zählt. — A. (Archibald), geb. in Edinburgh 13. Nov. 1757, erhielt seine Bildung in Glasgow und in Oxford, wo er 1784 promovirte. Er ließ sich hierauf als Geistlicher der Episkopalkirche ordiniren, wurde 1790 Pfarrverweser zu Kenley in Shropshire, kehrte aber 1800 als Prediger an der St.-Paulskapelle nach Edinburgh zurück, wo er hochgeachtet 17. Mai 1839 starb. Sein «Essay on the nature and principles of taste» (Edinb. 1790, 2. Aufl. 1811; deutsch von Heydenreich, 2 Bde., Lpz. 1792) ist zwar als philos. Abhandlung höchst mangelhaft, zeichnet sich indeß durch schöne Sprache aus, in welcher Beziehung auch die einen milden christl. Geist athmenden «Sermons» (2 Bde., Edinb. 1814) Lob verdienen. — A. (Sir Archibald), Sohn des vorigen, wurde 29. Dec. 1792 zu Kenley geboren und in Edinburgh erzogen. Er studirte die Rechtswissenschaft, ließ sich 1814 als Advocat der schott. Barre aufnehmen und besuchte während der Anwesenheit der Verbündeten Paris, wo er den Plan faßte, die Geschichte Europas vom Ausbruch der Französischen Revolution bis zum Sturz Napoleon's zu schreiben. Diesem ersten Ausfluge, den er in «Travels in France» (Edinb. 1816) schilderte, folgten größere Reisen in alle Theile des Continents, die namentlich in der Absicht unternommen wurden, Materialien zu seinem Geschichtswerk zu sammeln. Inzwischen erwarb sich A. als Jurist durch die «Principles of the criminal law of Scotland» (Edinb. 1832) und «Practice of the

criminal law» (Edinb. 1833), welche zu Handbüchern für die schott. Barre geworden sind, einen geachteten Namen, war von 1822 bis zur Auflösung des Ministeriums Wellington 1830 stellvertretender Kronanwalt (Advocate Depute) beim höchsten Gerichtshof in Edinburgh und wurde 1834 Sheriff von Lanarkshire. Durch die «History of Europe from the commencement of the French Revolution to the Restoration of the Bourbons», mit der er nun auftrat (zuerst Edinb. 1833—42, 10 Bde.; 10. Aufl., 14 Bde., Edinb. und Lond. 1861), begründete er seinen Ruf im Auslande. Das Werk wurde, trotz seines großen Umfangs und der vielfachen Nachdrücke in Paris, Brüssel und besonders in Amerika, in einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren abgesetzt, und nicht nur ins Französische und Deutsche (von Meyer, 6 Bde., Lpz. 1842—46), sondern selbst in das Hindostani und Arabische (Malta 1845) übertragen. Mit bewunderswürdiger Emsigkeit und Umsicht sucht A. die kleinsten, mit der gewaltigen Begebenheit, die sein Thema bildet, zusammenhängenden Umstände zusammen und führt sie den Augen seiner Leser vor, ohne die Darstellung zu überladen. Allein die Vorzüge des Fleißes, einer lebhaften, wenn auch häufig incorrecten Sprache und glücklichen Analyse der Thatsachen treten in den Hintergrund, weil der Verfasser sein Urtheil der Parteisucht aufopfert. Ein strenger und consequenter Tory, verehrt er die aristokratische Constitution Englands, wie sie vor Erlaß der Reformacte gewesen, als unerreichtes Ideal und betrachtet die theilweise Modificirung dieser Constitution durch die Parlamentsreform als eine verderbliche Frucht des revolutionären Geistes. Von denselben Grundsätzen ausgehend, begleitete er in «Blackwood's Magazine» alle hervorragenden Erscheinungen und Momente der Tagesgeschichte sowie die gewichtigsten nationalökonomischen Fragen der Zeit. Gesammelt ist eine Auswahl dieser Arbeiten unter dem Titel: «Essays» (3 Bde., Edinb. 1850) erschienen. Außerdem verfaßte A. die «Principles of population» (1841), in denen er die Malthus'sche Theorie bekämpft; «England in 1815 and 1845, or a sufficient and contracted currency» (Edinb. 1845), wovon 4 Aufl. vergriffen wurden; «The life of the Duke of Marlborough» (Edinb. 1847; 3. Aufl. 1855). Die «History of Europe from the fall of Napoleon to the accession of Louis Napoleon» (1.—6. Bd., Edinb. 1852—57), die als Fortsetzung seines Hauptwerks dienen sollte, ist eine in jeder Beziehung schwächere Compilation, in welcher er andere Schriftsteller mit einer Freiheit benutzt, die ihm sogar den Vorwurf des Plagiats zugezogen hat. In den «Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart» (3 Bde., Edinb. und Lond. 1862) macht sich neben seinem stereotypen Conservatismus eine widrige Lobhudelei der ihm engbefreundeten Familie Londonderry bemerkbar. Unter dem Ministerium Derby erhielt A. 1852 die Würde eines Baronet und 1853 von der Universität Oxford den Ehrengrad eines Doctors der Rechte. Sein Sohn, Charles A., hat sich dem diplomatischen Fache gewidmet, war unter Lord Stratford de Redcliffe Legationssecretär in Konstantinopel und wurde 1860 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am pers. Hofe. — A. (William Pulteney), Bruder Sir Archibald's, war Arzt in Edinburgh und Professor der praktischen Medicin an der dortigen Universität. Wie sein Bruder höchst conservativ, genoß er doch wegen seiner hingebenden Sorge um alle Interessen der Leidenden und Armen auch bei der Gegenpartei Achtung. Durch diese Richtung ward er ebenfalls auf nationalökonomische Fragen hingeleitet. So bekämpfte er mit seinem Bruder das bestehende Geldsystem, die Gesetzgebung über das Armenwesen, und empfahl in der «Dissertation on the reclamation of waste lands and their cultivation by crofthusbandry» (Edinb. 1850) die Bewirthschaftung kleiner Güter, die Spatencultur und die Colonisation der jetzt wüsten Landstrecken mit Armen, Sträflingen u. dgl. Von seinen medic. Schriften verdienen «Outlines of physiology» (3. Aufl., Edinb. 1839) und «Outlines of pathology and practice of medicine (Edinb. 1848) Erwähnung. Kränklichkeitshalber legte er 1855 sein Lehramt nieder und starb im Sept. 1859.

Alizārin (von Alizzari, dem Handelsnamen des levantischen Krapps) heißt ein eigenthümlicher vegetabilischer Farbstoff, welcher theils schon in der rohen Krappwurzel vorhanden ist, vorzüglich aber durch Einwirkung von Salzsäure oder Alkalien sowie durch Gährung aus einem andern Farbstoffe des Krapps (der Ruberythrinsäure) sich bildet. — Alizarintinte hat Leonhardi in Dresden eine von ihm (nach anderer Angabe von Stephens in London) erfundene Schreibtinte genannt, die von dunkelblaugrüner Farbe ist, aber in der eingetrockneten Schrift eine schöne Schwärze annimmt, sehr gut, manchmal nur zu leicht, aus der Feder fließt und die Stahlfedern nicht angreift, jedoch den Fehler hat, daß das mit ihr Geschriebene durch feuchtes Abwischen leicht weggenommen werden kann. Leonhardi's Vorschrift zur Bereitung dieser Tinte ist folgende: 210 Theile aleppische Galläpfel und 15 Theile holländ. Krapp werden mit

so viel Wasser warm ausgezogen, daß die Flüssigkeit 600 Theile beträgt; nach dem Filtriren setzt man hinzu: 6 Theile schwefelsaure Indigauflösung, 26 Theile Eisenvitriol und 10 Theile holzessigsaure Eisenlösung. Man kann die Tinte in mäßiger Wärme zur Trockniß abdampfen und feste Tafeln daraus herstellen, welche sich wieder durch Wasser auflösen lassen. Nimmt man hierbei auf 1 Theil fester Substanz 6 Theile Wasser, so entsteht eine vorzügliche Schreib- und Copirtinte; zu geringerer Schreibtinte kann man die doppelte Menge Wasser anwenden.

Alkalien und Alkaloïde nennt man in der Chemie gewisse in Wasser oder Weingeist lösliche Stoffe, welche einen laugenhaften Geschmack haben und auch noch in einigen andern Eigenschaften übereinstimmen. Das Wort Alkali ist arab. Ursprungs und heißt zu deutsch etwa Aschensalz oder Laugensalz. Man hat Alkalien, welche sich in ihrer chem. Zusammensetzung mehr den mineralischen, unorganischen Körpern anschließen: dies sind die eigentlichen Alkalien und die alkalischen Erden. Andere alkalische Stoffe schließen sich den complicirtern, sogenannten organischen Stoffen an: diese hat man Alkaloïde genannt. Die eigentlichen Alkalien unterscheiden sich von den alkalischen Erden dadurch, daß sie, die erstern, sehr, die letztern nur wenig in Wasser löslich sind. Beide aber stimmen darin überein, daß sie die Sauerstoffverbindungen (Oxyde) von gewissen Metallen sind, die wegen ihrer großen Oxydirbarkeit für gewöhnlich nicht im reinen metallischen (regulinischen) Zustande, sondern nur als Oxyde oder ähnliche Verbindungen vorkommen. Zu den Alkalien muß nothwendig auch ein Stoff gerechnet werden, der, obgleich er kein Metalloxyd, sondern eine Verbindung von Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ist, doch in allen übrigen wesentlichen Eigenschaften so sehr mit den Alkalien übereinstimmt, daß er nicht von ihnen getrennt werden kann. Es ist dies die wässerige Lösung des Ammoniak (s. d.). Weil das Ammoniak sich leicht in der Wärme verflüchtigt, nannte man es früher das flüchtige Alkali, dagegen die übrigen die fixen (feuerbeständigen) Alkalien. Doch ist diese Unterscheidung nicht mehr recht zutreffend, weil man weiß, daß auch die letztern in genügend starker Hitze verflüchtigt werden können. Von den fixen Alkalien kannte man früher nur zwei: das Kali (s. d.) und das Natron (s. d.). Man nannte das erstere vegetabilisches, das letztere mineralisches Alkali. Doch ist jetzt bekannt, daß Natron fast ebenso häufig in Vegetabilien vorkommt als Kali. Man hielt dieselben für einfache Stoffe (Elemente), ebenso wie die alkalischen Erden, die Kalk-, die Talk-, die Baryt- und die Strontianerde. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wies aber Davy nach, daß diese nicht einfache, sondern zusammengesetzte Stoffe seien, indem er sie mit Hülfe einer mächtigen Volta'schen Säule in Sauerstoff und eine Reihe bis dahin unbekannter Metalle zerlegte. Die Metalle, die er aus dem Kali und Natron erhielt, nannte er Kalium (Potassium) und Natrium (Sodium); die aus den vier genannten alkalischen Erden hingegen Calcium, Magnesium, Baryum und Strontium. Letztere sind sämmtlich sehr leicht, sodaß sie zum Theil, wie Kalium und Natrium, auf Wasser schwimmen. Auch verlieren sie an feuchter Luft schnell ihren Metallglanz und entzünden sich in Berührung mit Wasser, indem sie ihm seinen Sauerstoff entreißen und sich mit diesem zu Oxyden verbinden, die dann wieder die betreffenden Alkalien oder alkalischen Erden selbst sind. Später ist es gelungen noch ein drittes Alkali in der Natur nachzuweisen, das Lithion, und aus diesem, wie zu erwarten war, ebenfalls ein Metall zu isoliren, welches Lithium genannt worden ist. Neuerdings hat man durch äußerst sinnreiche Beobachtungs- und Untersuchungsmethoden noch zwei neue Alkalien aufgefunden: das Cäsion und Rubidion, und in diesen die Metalle Cäsium und Rubidium. Die Lösungen der fixen Alkalien sind geruchlos, die Lösung des Ammoniak aber hat einen stechenden Geruch. Diese Lösungen verändern gewisse rothe Pflanzenfarben, z. B. durch Säure gerötheten Lackmus, in blaue, gewisse blaue (Georginen- oder Malvenblumenextract und Veilchensyrup) in grüne, und die gelbe Farbe der Curcuma färben sie braun. Wenn irgendein Stoff diese Wirkung hervorbringt, so sagt man, er reagire alkalisch, habe eine alkalische Reaction. Am besten bedient man sich zur Erprobung solcher Reactionen kleiner, mit den erwähnten Farbstoffen gefärbter Papierstreifen, die man mit den zu untersuchenden Lösungen benetzt. Die Alkalien und alkalischen Erden haben die Fähigkeit, sich mit den sogenannten Säuren zu Salzen zu verbinden. Diese Eigenschaft theilen die Alkalien übrigens mit einer ganzen Reihe von Stoffen, zu denen sie auch mit gehören, nämlich den Basen (s. d.) oder Salzbasen. Am längsten bekannt sind die Verbindungen der Alkalien mit der Kohlensäure, die kohlensauren Alkalien, welche man früher «milde» Alkalien nannte, während die unverbundenen «ätzende» hießen und auch noch heißen. Die Salze der Alkalien und alkalischen Erden spielen eine sehr wichtige Rolle im Haushalte der Natur, denn sie bilden einen bedeutenden Theil der festen Erdkruste und finden sich daher auch stets in mehr oder

weniger großer Menge in den Gewässern und Quellen, besonders den Heilquellen, aufgelöst. Außer diesen, der mineralischen, unorganischen Natur angehörigen eigentlichen Alkalien und alkalischen Erden gibt es noch eine große Anzahl von Stoffen, welche ganz dieselben Reactionen auf Pflanzenfarben und dasselbe Verhalten gegen Säuren zeigen, aber keine Metalloxyde sind, sondern eine viel complicirtere Zusammensetzung zeigen. Man findet sie theils fertig gebildet in Pflanzen und Thieren, theils stellt man sie künstlich dar und nennt sie **organische Basen** oder Alkaloïde. Wesentlich scheint ihre alkalinische Natur durch die Anwesenheit des Stickstoffs in ihnen bedingt zu sein, wie ja auch im Ammoniak, welches gewissermaßen einen Uebergang von den Alkalien zu den Alkaloïden bildet, der Stickstoff einen wesentlichen Bestandtheil ausmacht. Besonders erinnern stark an das Ammoniak und die Art und Weise seiner Zusammensetzung die sogenannten Amine, wie das Methylamin, Aethylamin u. s. w., ferner das Anilin (s. d.) mit den ihm homolog zusammengesetzten Verbindungen, auch der Harnstoff oder das Carbamid. Weniger sicher läßt sich noch bisjetzt der Zusammenhang mit der Constitution des Ammoniaks bei den **eigentlichen** oder **Pflanzenalkaloïden** nachweisen. Es sind dies aus verschiedenen Pflanzen gewonnene, in Wasser, Alkohol oder Aether auflösliche, krystallisirbare Stoffe, die alkalisch reagiren und in der Regel äußerst giftig sind, so daß sie in den Giftpflanzen immer den als Gift wirksamen Bestandtheil bilden. Zuweilen findet man in einer Pflanze mehrere Alkaloïde, wie in dem Mohn das Morphin, Codeïn, Thebaïn, Papaverin, Narcotin, Narceïn u. s. w., in der Chinarinde das Chinin, Chinidin und Cinchonin, in dem Taback das Nicotin und Nicotianin, in dem Krähenaugenbaum das Strychnin, Brucin und Igasurin. Ferner findet man im Stechapfel und der Tollkirsche (Belladonna) das Atropin, in dem Bilsenkraut das Hyoscyamin, im Sturmhut das Aconitin, in dem Kaffee und Thee das Caffeïn, auch Theïn genannt. Auch das Curarin, das sich aus dem Pfeilgifte (Curare) der Wilden ausziehen läßt, gehört hierher. Viele Alkaloïde sind sehr wirksame Arzneimittel, so die des Mohns (Morphin u. s. w.) wegen ihrer narkotisirenden Eigenschaft, das Chinin wegen seiner Wirksamkeit gegen Fieber. Vergiftungen durch Alkaloïde können in der Regel ebenso leicht entdeckt werden, wie die durch Arsenik oder andere unorganische Gifte, denn die meisten Alkaloïde zersetzen sich nicht oder nur sehr langsam in Berührung mit faulenden organischen Körpern, daher man sie in den Leichen auch lange nach dem Tode nachzuweisen vermag.

Alkalimeter. Die im Handel vorkommende Pottasche (s. d.) und Soda (s. d.) bestehen wesentlich, erstere aus kohlensaurem Kali, letztere aus kohlensaurem Natron, enthalten aber daneben noch mehr oder weniger andere Salze oder sonstige Verunreinigungen. Ihre Wirksamkeit als technisches Material, und folglich auch ihr Kaufwerth, richtet sich allein nach der Menge jener Hauptsubstanzen, welche darin enthalten ist, und es muß demnach ein leichtes Mittel, den wirklichen procentischen Gehalt an kohlensaurem oder auch an kohlensäurefrei berechnetem (ätzendem) Alkali (beziehungsweise Kali oder Natron) zu erforschen, von großer Wichtigkeit sein. Dieses ist die Aufgabe der **Alkalimetrie**, und die kleinen, einfachen Geräthschaften, welche man dazu anwendet, bilden das A. Die gewöhnlichste Methode besteht darin, eine genau abgewogene kleine Probe von Pottasche oder Soda in Wasser aufzulösen, mit verdünnter Schwefelsäure von feststehender Stärke zu versetzen, bis alle Kohlensäure ausgetrieben, die Flüssigkeit in den Zustand der Neutralität gebracht ist, und aus der hierzu erforderlich gewesenen Menge Schwefelsäure einen Schluß auf die vorhandene Menge von kohlensaurem Kali oder Natron zu machen. Es ist klar, daß durch Umkehrung des Verfahrens, nämlich Anwendung einer constanten Menge wasserhaltiger Schwefelsäure oder einer andern Säure von nicht bekannter Stärke und Neutralisirung derselben durch ein reines kohlensaures oder ätzendes Alkali, der Gehalt einer solchen Säure an wirklicher (wasserfreier) Säure ausgemittelt werden kann; dies ist die **Acidimetrie**, von welcher die Prüfung des Essigs ein Beispiel darbietet. (S. **Acetometer**.)

Alkarsin heißt ein Gemisch mehrerer äußerst giftiger Verbindungen des Arsen (metallischen Arseniks) mit Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Schon im vorigen Jahrhundert entdeckte es der Apotheker Cadet zu Paris, und lange Zeit war es unter dem Namen «Cadet's rauchende Flüssigkeit» bekannt. Noch jetzt wendet man dieselbe Methode an, um es zu gewinnen, nämlich die trockene Destillation von essigsaurem Kali mit arseniger Säure. Neuere, mit großer Gefahr für die Gesundheit verbundene, besonders von Bunsen ausgeführte Untersuchungen haben gezeigt, daß das A. ein Gemenge von zwei Arsenverbindungen, dem **Kakodyl** und **Kakodyloxyd**, ist. Das erstere ist eine klare Flüssigkeit von widerwärtigem, arsenikalischem Geruch; seine Dämpfe wirken äußerst giftig. Es siedet bei 170° C. An der Luft raucht

es und entzündet sich. Das letztere ist ein widerlich riechendes Oel, welches bei 120° C. siedet, an der Luft nicht raucht und sich nicht entzündet. Das Kakodyl heißt auch nach der neuern chem. Terminologie Arsenbimethyl.

Alkassar-Kebir, s. Kassr-el-Kebir.

Al-Katif oder El-Chatif, eine Handelsstadt im Lande El-Achsa an der Ostküste Arabiens, an der Bai A. des Persischen Meerbusens, welche von dem Cap oder Ras et-Tannurah im N. und von einem zuckerhutförmigen Hügel Zaheran im S. begrenzt wird und durch eine, von der 4 St. langen, wasserreichen und dicht mit Datteln besetzten Insel Tarut oder Tirhut ausgehende Bank zwei Eingänge erhält, einen nördlichen, tiefern und sichern, und einen südlichen, seichtern, schwierig zu beschiffenden Kanal. Die Stadt hat ein Fort, gute Wohnhäuser, einen Bazar und eine Citadelle, die noch von den Portugiesen erbaut sein soll. Der District A. ist reich an Wasserbrunnen, Reis, Datteln, Feigen, Aprikosen, Citronen, Limonen, großen Melonen und andern Gartenfrüchten, und zählt 16 Dörfer. Mit diesen hat die Stadt 25000, ohne sie 6000 E. Etwa 22 M. südlicher, im Hintergrunde einer noch tiefer einschneidenden Bai liegt Andjir oder Andjur, ein zweiter Hafen- und Handelsplatz von El-Achsa. Von beiden Städten erhält das Binnenland seine Haupteinfuhr aus Osten, aber der Hauptstapel für beide und für das zwischen ihnen liegende Gestadeland Bahran ist die Insel Bahrein (s. d.).

Alke nennt man eine Familie nordischer Tauchvögel, die sich durch sehr kurze oder selbst verkümmerte Flügel und breite, sehr weit nach hinten gestellte, dreizehige Schwimmfüße auszeichnen. Fast alle sind zweifarbig, weiß namentlich an der Brust, schwarz an Rücken und Flügeln, sodaß sie, aufrecht auf den kurzen Hinterbeinen stehend, von weitem fast wie Zwerge mit weißen Brusthemden aussehen. Der Schnabel ist je nach Gattungen und Arten sehr verschieden gestaltet. Das Gefieder ist stets sehr straff und fest anliegend und am Körper dick mit Dunen gefüttert, die im Preise den Eiderdunen zwar nachstehen, sonst aber hochgeschätzt sind. Alle Vögel dieser Art haben Brutflecke am Bauche, und die meisten bebrüten nur Ein, verhältnißmäßig sehr großes Ei, welches entweder auf Felsen oder in tiefen mit dem Schnabel gegrabenen Löchern abgesetzt wird. Alle A. bewohnen die Strandgegenden der nordischen Meere bis zu den höchsten Breiten hinauf. Sie nähren sich nur von Fischen und andern Seethieren, die sie tauchend aus großen Tiefen heraufholen, wobei sie mit Flügeln und Füßen unter dem Wasser schwimmend sich fortbewegen. Sie schwimmen geschickt und schnell, fliegen dagegen meist sehr ungeschickt, mit hastigen Flügelschlägen und in geraden Linien. Am Lande sind sie unbeholfen, dumm und unvorsichtig. Ihr Lieblingsaufenthalt sind hohe, senkrechte Klippen, auf deren Vorsprüngen sie zu Tausenden, in Reihen aufgerichtet, stehen, unartikulirte Töne ausstoßend, die dem Gebell junger Hunde oft nicht unähnlich sind. Bei drohender Gefahr oder Schreck stürzen sie von den Felsen plötzlich in das Meer, um dort unterzutauchen und zu verschwinden. Die Zahl der Vögel, die auf manchen sogenannten Vogelbergen, wo sie mit Vorliebe sich aufhalten und nisten, sich finden, ist ungeheuer und läßt sich oft nur nach Hunderttausenden abschätzen. Die Schwärme verfinstern buchstäblich den Tag, wenn sie sich zum Fischen ins Meer stürzen oder aus demselben auf die Klippen erheben. Man benutzt die A. im Norden in verschiedener Art. Die Eier, die man auf den Brutplätzen massenhaft sammelt, sind nicht minder geschätzt als die der übrigen Wasservögel, und ersetzen mit ihnen die fehlenden Hühnereier. Die noch nicht flüggen Jungen, die wahre Fettklumpen sind, werden als Speise sehr geschätzt, und marinirt oder gesalzen lange aufbewahrt. Das Fleisch der Alten, obgleich zähe und thranig, wird doch von Fischern und Matrosen, die sonst nur Fische haben, gern gegessen. Die Federn werfen ein bedeutendes Erträgniß ab, und es gibt Vogelberge, sonst wüste, unfruchtbare Klippen, die eine jährliche Rente von mehrern tausend Thalern nur in Federn geben. Die Vogler suchen mit Hülfe von Strickleitern und Hakenstangen von unten her die Klippen zu erklimmen, oder lassen sich von oben herab an einem über eine Rolle laufenden Seile in die Tiefe, wo sie die ruhig auf den Vorsprüngen sitzenden Vögel mit Stöcken todtschlagen und Eier und Junge rauben. Gefahrloser werden die alten Vögel gefangen, indem man große Netze auf der See ausbreitet und sie dann durch Schüsse von den Klippen herabscheucht. Man unterscheidet besonders nach der Schnabelform folgende Gattungen: die eigentlichen A. (Alca) mit schmalem, hohem, kuppig gebogenem, riesigem Schnabel, von denen eine Art, etwa so groß als eine Gans, mit gänzlich verkümmerten Flügeln, die nur zum Rudern, nicht zum Fliegen taugen konnten, der sogenannte Geirvogel der Isländer (Alca s. Plotus impennis), seit 1842 gänzlich ausgerottet ist, während er in der Steinzeit bis nach Dänemark

hinab wohnte; die Larventaucher, Lunde, Seepapagaien, Mönche (Mormon), mit sehr hohem, von der Seite zusammengedrücktem, stark gerieftem, schneidendem Schnabel, die in tiefen Erdhöhlen wohnen und brüten; die Krabbentaucher (Mergulus), etwa von Wachtelgröße, mit kurzem, dickem, kuppigem Schnabel, der fast einem Waldhuhnschnabel ähnlich ist, lebhafte Vögelchen, die sich fast nur von Krebsthieren nähren; die Lummen (Uria) und die Gryllummen (Cepphus), mit langem, spitzem, geradem Schnabel, welche die größten Schwärme zusammensetzen.

Alkmaar, eine alte Stadt in der niederl. Provinz Nordholland, am nordholländ. Kanal, 4 M. nördlich von Amsterdam, zwischen trockengelegten Morästen und südwärts durch einen Kanal mit dem Y oder Ei verbunden. Die Stadt ist Hauptort eines Gerichtsbezirks, hat 10409 E., ein Gymnasium, hübschgebaute Häuser und sehr reinliche Straßen und gilt überhaupt als Muster holländ. Sauberkeit und Ordnung. Außer dem schönen Rathhaus und fünf Kirchen, worunter die prächtige Laurentiuskirche, sind die Synagoge, das Arsenal und das Theater bemerkenswerth. Die Bewohner treiben beträchtliche Segeltuchweberei, Seesalzraffinerie, Leder-, Pergament- und Essigfabrikation sowie Handel mit Getreide, Vieh, Butter und namentlich mit Käse. Von den 230000 Ctrn. Käse, welche die Provinz jährlich producirt, kommen hier etwa zwei Fünftel zum Verkauf. Zu A. schloß 18. Oct. 1799 der Herzog von York (s. d.) eine nicht rühmliche Capitulation ab, nachdem sein brit.-russ. Heer zweimal von dem franz. General Brune geschlagen worden war.

Alkmān, in attischer Namensform Alkmaiōn, einer der ältern griech. Dichter, war in Lydien geboren, kam, wie es scheint, als Sklave nach Sparta, wo er später Bürger wurde, und wirkte um 670—640 v. Chr. Er dichtete in dorischer Mundart, jedoch in auffallender Vermischung mit dem weichen und zarten äolischen Elemente, Hymnen, Päane, Parthenien und eigentliche Liebeslieder, die mit denen des Terpander bei Gastmählern gesungen wurden. Man nennt ihn den Vater der erotisch-melischen Dichtart. Seinen Namen führt noch eine Versart, die zur daktylischen Gattung gehört:

–́ ◡◡ | –́ ◡◡ | –́ ◡◡ | –́ ◡ / –́ ◡◡

Die Sage beschreibt ihn als unmäßig im Genuß des Weins und der Liebe. Die wenigen Bruchstücke seiner Gesänge, die von den Alexandrinern in sechs Bücher vertheilt waren, haben am vollständigsten Welcker (Gieß. 1815), Schneidewin im «Delectus poetarum elegiacorum graecorum» (Gött. 1838) und Bergk in «Poetae lyrici graeci» (2. Aufl., Lpz. 1853) herausgegeben.

Alkmäon (griech. Alkmaiōn), war der Sohn des Amphiaraos (s. d.) und der Eriphyle (s. d.). Als er den Tod seines Vaters, der auf Zureden seiner Gattin am Zuge gegen Theben theilnahm, wo es ihm vom Schicksal bestimmt war umzukommen, durch Ermordung seiner Mutter, wie er jenem versprochen, gerächt hatte, verfiel er in Wahnsinn und wurde von den Furien verfolgt. Diesen konnte er, nach dem Ausspruche des Orakels, nur dann entgehen, wenn er in einem Lande sich niederließ, das erst nach der Zeit jenes Mordes sich gebildet, da seine Mutter jedes (zur Zeit bestehende) Land, welches ihn aufnehmen würde, verflucht hatte. Endlich fand A. Ruhe auf einer jüngst im Flusse Acheloos entstandenen Insel, wo er die Kallirrhoë, die Tochter dieses Flußgottes, nach Verstoßung seiner Gemahlin Arsinoë heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe. Denn als er, den Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von seinem ersten Schwiegervater Phegeus listigerweise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne ermorden. Seine letzten Schicksale behandelten Sophokles, Stesichoros und Euripides; doch sind diese Tragödien nicht erhalten worden.

Alkmēne, nach der altgriech. Sage die Tochter des Elektryon, Königs von Mykene, und Gemahlin des Amphitryon, dem sie den Iphikles und aus des Zeus Umarmung, welcher sie liebte und, um sie zu täuschen, des Amphitryon Gestalt angenommen hatte, den Herakles gebar. Nach dem Tode ihres Gemahls heirathete sie den Sohn des Zeus, Rhadamanthys, der in Okalia in Böotien lebte. Nach andern ließ Zeus ihren Leichnam durch Hermes nach den Inseln der Seligen führen, wo sie mit dem Rhadamanthys vermählt ward. Als Mutter des Herakles und Stammfrau der Herakliden ward sie vielfach von den griech. Dichtern besungen.

Alkohol oder absoluter, d. i. wasserfreier Weingeist, ist eine farblose, leichtflüssige, brennend schmeckende, leicht entzündliche Flüssigkeit, die leichter als Wasser, indem sie bei 15° C. ein specifisches Gewicht von 0,7947 hat. Unter dem mittlern Luftdruck von 28° Zoll Barometerstand siedet der A. bei 78° C., erstarrt dagegen selbst bei einer Kälte von etwa 100° noch nicht. Dieser Umstand machte ihn geeignet zur Füllung von Thermometern, welche zur Messung sehr

niedriger Temperaturen dienen sollen. Während Quecksilber schon bei 40° Kälte gefriert, wird A. durch die stärkste Kälte, die man hervorbringen kann (etwa 100°), nur etwas dickflüssiger, aber noch nicht fest. Der A. bildet den wesentlichen, berauschenden Bestandtheil aller geistigen Getränke und entsteht gewöhnlich durch Gärung (s. d.) aus Traubenzucker, aber nach neuern Untersuchungen auch aus vielen andern Zuckerarten, indem sich in der nicht zu concentrirten Zuckerlösung am leichtesten nach Hefenzusatz der Zucker in A., Kohlensäure und noch einige andere Gärungsproducte zerlegt. In neuester Zeit ist es auch dem Chemiker Berthelot gelungen, den A. aus mineralischen Körpern darzustellen, indem er das durch trockene Destillation aus Steinkohlen gewonnene schwere Steinkohlengas, das sogenannte Elayl oder ölbildende Gas, mit engl. Schwefelsäure schüttelte. Nach 2—3000maligem Schütteln löst sich eine bedeutende Menge Gas in der Schwefelsäure auf und wandelt sich in A. um, den man von der nachher mit Wasser verdünnten Schwefelsäure abdestilliren kann. Diese Bereitungsweise trat aus dem Laboratorium noch nicht in die Praxis über, da die Gewinnung des A. aus Zucker vorderhand bequemer und ökonomisch vortheilhafter ist. Häufig wird der Weingeist aus Pflanzentheilen dargestellt, welche keinen Zucker enthalten, sondern nur Stärkemehl, wie z. B. die Kartoffeln oder die reifen Samenkörner der Getreidearten (Roggen, Weizen, Reis). Dann aber muß durch einen eigenthümlichen Proceß das Stärkemehl erst in Traubenzucker verwandelt werden. Es geschieht dies durch die Einwirkung eines in den Pflanzen in geringer Menge vorkommenden Stoffs, der Diastase, und man kann den Zuckergehalt der so verwandelten Pflanzenstoffe, z. B. im Malz und in der Maische, an dem süßen Geschmack wahrnehmen. Vermischt man diese zuckerhaltigen Stoffe mit Wasser, wenn sie dasselbe nicht schon, wie der ausgepreßte Saft der Weintrauben, enthalten, und überläßt sie der Gärung, so erhält man einen sehr stark mit Wasser verdünnten und mit vielen andern Stoffen vermengten A. Man nennt diese alkoholhaltige Flüssigkeit, wenn man sie durch Gärung von Traubensaft erhalten, Wein, wenn aus in Wasser eingemaischter, in Malz verwandelter Gerste, Bier. Diese Getränke enthalten aber verhältnißmäßig wenig A., die stärksten südländischen Weine etwa 20—30 Proc., die stärksten Biere etwa 6 Proc. Will man alkoholreichere Getränke haben, so muß man, wie man dies bei der Branntweinbereitung thut, die durch Gärung erhaltene weingeistige Flüssigkeit der Destillation unterwerfen. Dadurch gewinnt man einen stärkern, 60—80 Proc. haltigen A., den sogenannten Spiritus, den man durch Verdünnung auf 40—50 Proc. in ein Branntwein genanntes Getränk verwandelt. Außer der gegorenen Kartoffel- und Kornmaische destillirt man auch noch den Wein und erhält so den Franzbranntwein und Cognac. Auf gleiche Weise gewinnt man auf den Antillen und in Ostindien aus gegorenem Zuckerrohrsaft, auch aus Melasse und andern Zuckerabfällen, den Rum, und aus gegorenem und gemalztem Reis und dem Zuckersafte der Kokos- und Dattelpalme den Arak.

Durch bloße Destillation läßt sich der A. nicht ganz vom Wasser trennen, obwol er viel flüchtiger ist als dieses. Er nimmt immer von dem Wasserdampf eine bedeutende Quantität mit sich fort. Bei der ersten Destillation erhält man, und auch nur zu Anfang, einen Spiritus von 75—80 Proc., den Spiritus vini rectificatus. Wird diese Flüssigkeit noch einmal destillirt, so hat das zuerst übergehende Destillat 85—90 Proc. A. und bildet den Spiritus vini rectificatissimus. Dieser kann durch Destillation höchstens noch auf 92 Proc. gebracht werden; will man ihn weiter entwässern und absoluten, d. i. wasserfreien A. bereiten, so muß man einen Körper hinzusetzen, der noch größere Verwandtschaft zum Wasser als der A. hat. Einen Theil des Wassers (noch 4—5 Proc.) entziehen ihm kohlensaures Kali, Gips, verwittertes Glaubersalz. Vollständig kann man ihn entwässern durch Erwärmen mit gebranntem Kalk oder Chlorcalcium und Abdestilliren. Die Verwandtschaft des A. zum Wasser ist sehr groß. Er entzieht dieses nicht nur einigen Salzen, z. B. dem krystallisirten schwefelsauren Kupferoxyd, sondern absorbirt es auch aus der Luft, aus thierischen und vegetabilischen Geweben. Darauf beruht der zusammenziehende Geschmack des reinen A. und seine schädliche Wirkung, wenn er in größerer Menge genossen wird. Sömmering fand, daß der A. der thierischen Blase Wasser entzieht und dadurch dieselbe so austrocknet, daß er sie nicht mehr benetzt. Er gründete darauf ein Verfahren, den A. zu entwässern, indem er 50proc. Branntwein in eine Ochsenblase goß und diese, gut zugebunden, über den warmen Ofen hing. Das Wasser dringt durch die Blase hindurch und verdampft auf der Oberfläche derselben, während der A. sich bis auf 97 Proc. concentrirt. Von diesem geht jedoch eine bedeutende Menge verloren, indem sein Dampf durch die Poren des oben leer gewordenen Theils der Blase hindurchdringt. Wenn Wasser mit A. gemischt wird, erwärmt sich die Mischung und zieht sich in einem kleinern Raume zusammen,

als der A. und das Wasser vor der Mischung zusammen einnahmen. Diese Contraction ist am stärksten, wenn man 49,8 Maß Wasser mit 53,7 Maß A. mischt; diese geben zusammen nicht 103,5, sondern nur 100 Maß. Mit Aether, vielen Säuren, flüchtigen Oelen u. s. w. ist er in jedem Verhältniß mischbar; er löst Fette, viele Alkaloide, Harze, ferner Jod, Brom, geringe Mengen Schwefel und Phosphor, viele Salze und eine Menge andere Stoffe. Durch oxydirende Stoffe wird der A. hauptsächlich in Aldehyd (s. d.) und Essigsäure übergeführt. Mit gewissen stickstoffhaltigen organischen Substanzen (Fermenten) und Luft in Berührung gesetzt, entstehen aus dem stark verdünnten Weingeist, je nach der Menge Sauerstoff, die hinzutreten kann, Aldehyd oder Essigsäure. Hierauf beruht das Sauerwerden geistiger Getränke und die Essigbereitung.

Der A. findet eine sehr ausgedehnte Verwendung, und wichtig ist vor allen Dingen sein Gebrauch als Genuß- und Nahrungsmittel in Form geistiger Getränke. Im verdünnten Zustande nämlich kann er, vom physiol. Standpunkte aus, insofern als Nahrungsmittel bezeichnet werden, als sein bedeutender Kohlenstoffgehalt den Verbrennungsproceß in den Lungen und somit die thierische Wärme des Organismus unterhält, also zu einer wesentlichen Lebensfunction beiträgt. Der anhaltend übermäßige Genuß des A., auch in verdünnter Form, als Branntwein, führt freilich zur Zerstörung des Organismus. (S. Säuferwahnsinn.) Der Gebrauch des A. oder Weingeistes zu technischen Zwecken ist äußerst mannichfaltig. So dient er z. B. wegen seiner wasserentziehenden Kraft zur Aufbewahrung von leicht veränderlichen Stoffen, wegen seines Vermögens, viele Stoffe zu lösen, zur Bereitung von Lacken und Firnissen, in der Parfumerie zur Herstellung riechender Wässer u. s. w., in der Photographie zur Auflösung des Collodiums. Der Chemiker und Pharmaceut verwendet ihn zur Bereitung unzähliger alkoholischer Lösungen und Tincturen. Ferner dient er seiner Brennbarkeit wegen als Brennmaterial, besonders in Lampen, welche dazu bestimmt sind, eine bedeutende Hitze zu geben. Zur Beleuchtung kann er unmittelbar nicht verwendet werden, da er nur mit bläulicher, kaum leuchtender, nicht rußender Flamme brennt, wohl aber mit Terpentinöl vermischt (Camphin). Endlich benutzt man ihn wegen seiner leichten Oxydirbarkeit in verdünntem Zustande zur Essigbereitung. Uebrigens ist der A. nur der Hauptrepräsentant einer ganzen Reihe ähnlich chemisch zusammengesetzter Stoffe, welche der Chemiker alle mit dem Gruppennamen «Alkohole» bezeichnet, indem er die verschiedenen A. durch verschiedene Namen unterscheidet. So bezeichnet man den gemeinhin so genannten A. als Aethylalkohol, und außerdem gibt es noch einen Methyl-, Propyl-, Butyl-, Amylalkohol u. s. w. Diese entstehen zum Theil auch mit bei der Gärung des Zuckers und bilden dann Verunreinigungen des gewöhnlichen oder Aethylalkohols, wie z. B. der Amylalkohol oder, wie er gewöhnlich heißt, das Fuselöl (s. d.). Der Name A. stammt von dem arab. al-kohl, d. i. das feine Spießglaspulver, womit man die Augenwimpern färbt, also eigentlich eine in das zarteste Pulver verwandelte Substanz.

Alkoholometer, ein Instrument zur Erforschung des Gehalts an reinem oder absolutem (wasserfreiem) Alkohol im gewöhnlichen Weingeist und im Branntwein, welche beide Mischungen von Alkohol mit Wasser sind. Es besteht in einem gläsernen Scalenaräometer (s. Aräometer), welches, in eine jener Flüssigkeiten gesetzt, desto tiefer einsinkt, je größer der Alkoholgehalt derselben ist. Den Eintauchungspunkt beobachtet man auf einer im dünnen, rohrförmigen Halse des Instruments befestigten papierenen Scala, deren Theilstriche mit Zahlen beschrieben sind, welche ohne weiteres den procentischen Alkoholgehalt abzulesen gestatten. Das in Deutschland jetzt fast allein gebräuchliche Tralles'sche A. gibt Volum- oder Maßprocente, das Richter'sche A. hingegen Gewichtsprocente an. Weingeist von 80 Proc. Tralles enthält also in 100 Maß 80 Maß absoluten Alkohol; 80 Proc. nach Richter bedeuten aber 80 Pfd. absoluten Alkohols in 100 Pfd. des untersuchten Weingeistes: beides ist darum nicht eins und dasselbe, weil der absolute Alkohol ein viel geringeres specifisches Gewicht hat als das Wasser. Die Anzeigen des A. sind nur bei derjenigen Temperatur richtig, für welche die Scala construirt ist (die sogenannte Normaltemperatur, bei Tralles + 12,44° R.); beobachtet man bei einem höhern oder niedrigern Wärmegrad, so wird eine Correction erforderlich; deshalb pflegt in dem A. selbst ein kleines Thermometer eingeschlossen zu sein, welches die Temperatur des in Prüfung genommenen Weingeistes oder Branntweins anzeigt. In Preußen müssen die beim Handelsverkehr gebrauchten A. geaicht und zum Zeichen ihrer Richtigkeit gestempelt sein.

Alkoran, s. Koran.

Alkoven, ein Wort, welches allem Anschein nach erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts von Frankreich und England aus nach Deutschland gekommen ist und anfänglich einen jeden

zum Schlafen bestimmten Raum, auch ein durch Vorhänge abgeschlossenes Bett, bezeichnete, gegenwärtig aber vorzugsweise nur noch von solchen kleinen Nebengemächern gebräuchlich ist, die das Licht nicht unmittelbar von außen, sondern mittels Glasthüren oder Fenster erst wieder aus andern Räumen erhalten. Das Wort stammt aus dem Arabischen und bedeutet hier ursprünglich Zelt; durch die Mauren kam es mit der Bedeutung von Schlafgemach oder Nebenzimmer zunächst in das Spanische (alcoba), dann in die übrigen roman. Sprachen (ital. alcóva; franz. alcôve). Aus dem Altfranzösischen, wo das Wort aucube lautete und die ursprüngliche Bedeutung von Zelt noch theilweise gewahrt hatte, war es durch Wolfram von Eschenbach in der Form âkube schon einmal in das Mittelhochdeutsche eingeführt worden, hatte aber keine Verbreitung gefunden.

Alla breve bezeichnet als Ueberschrift eines Tonstücks eine raschere Tonbewegung, von der Art, daß dasselbe in einer doppelt geschwindern Bewegung, als sonst bei Noten derselben Gattung stattfindet, vorgetragen werden soll. Daher redet man auch von Allabrevetakt, der durch $^2/_1$, eine 2 oder auch mit einem durchstrichenen Cirkel ₵ bezeichnet wird. Gleichbedeutend mit Alla breve, als Bezeichnung der Zeitbewegung, bedient man sich auch des Ausdrucks Alla Capella, um anzuzeigen, daß zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach dieselben sind wie beim Choralgesang, daß sie aber gleichwol nicht choralmäßig, sondern lebhafter ausgeführt werden sollen.

Allah, zusammengezogen aus dem Artikel al und ilâh, d. h. das Anbetungswürdige, ist der arab. Name des Einen Gottes, zu dessen Verehrung Mohammed die Gläubigen verpflichtete, und in alle Sprachen übergegangen, soweit der Islam reicht. Die Vorstellungen Mohammed's von diesem Gott im Koran sind rein, würdig und über nationalen Aberglauben und orient. Leidenschaftlichkeit erhaben. Vor allem schärfte er, im Gegensatz zu dem Götzendienst und zu gewissen falsch verstandenen jüd. und christl. Dogmen, auf das strengste dessen Einheit ein, so namentlich in den Glaubensformen: «Es ist kein Gott als der Gott (Allah). Dieser allein wahre, große und höchste Gott hat sein Wesen durch sich selbst, ist ewig, nicht gezeugt und zeugt nicht, genügt sich selbst, erfüllt das Universum mit seiner Unendlichkeit, ist der Mittelpunkt, in dem alles sich vereint, offenbar und verborgen, Herr der Körper- und Geisterwelt, Schöpfer und Regierer, allmächtig, allweise, allgütig, barmherzig, und seine Beschlüsse sind unwiderruflich.» Alle diese Eigenschaften hat Mohammed durch populäre Darstellung oft auch in sehr kühnen Bildern veranschaulicht, wie in der Stelle des Koran, wo es heißt: «Wenn alle Bäume, die auf Erden sind, Schreibfedern wären, und sieben Oceane voll Tinte, so würden sie doch nicht zureichen, die Wunder des Allmächtigen zu beschreiben.» Die verschiedenen Eigenschaften Gottes, in 99 Namen desselben vertheilt, bilden, in einer bestimmten Reihenfolge zu einer Litanei verbunden, den Rosenkranz der Mohammedaner, der mit dem Namen A., als dem hundertsten, welcher alle frühern Epitheta in sich faßt, beschlossen wird.

Allahabad (d. i. Gottesstadt) heißt die Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz des brit. Gouvernements der Nordwestprovinzen in Hindostan. Die Stadt liegt in der Gabel der sich vereinigenden heiligen Ströme Ganges und Dschamna und wird deshalb selbst für heilig gehalten und alljährlich von zahlreichen Pilgern besucht, die hier baden und das Wasser zum Tempeldienst in weite Ferne tragen. Alle zwölf Jahre findet eine besonders starke Pilgerfahrt statt, die hier zugleich eine lebhafte Messe hervorruft. Die berühmte Citadelle von A., ein Hauptwaffenplatz der Engländer in Indien und eins der größten Bauwerke der Erde, steht auf der erhabenen Gabelspitze an beiden Stromufern. Sie ward 1583 von Kaiser Akbar prachtvoll aus rothen Quadern erbaut und ist von der Wasserseite her uneinnehmbar. Durch neue Werke verstärkt, beherrscht sie die Stadt, die Schiffahrt auf beiden Strömen und die Communication zwischen Kalkutta und Delhi. Die Festung besteht aus einem bastionirten Fünfeck von 7500 F. Umfang und hat ein Zeughaus mit Waffen für 30000 Mann und der entsprechenden Anzahl von Geschützen. Unmittelbar an der Citadelle befindet sich der allezeit starkbesuchte heilige Badeplatz. Nordwestlich stehen die Kasernen, doch bewohnen die höhern Offiziere den sehr geräumigen Palast, den Akbar für sich längs der Wasserseite aufbaute und dessen über dem Strome hängende Souterrainräume für die heiße Jahreszeit dienen. A. könnte gemäß seiner Lage für Handel und Schiffahrt ein Centralpunkt des Ganges, ein Hauptemporium für das Doab (das Land zwischen Dschamna und Ganges) und das ganze centrale Hindostan sein, ist dies aber bisjetzt nicht geworden; es heißt bei den Eingeborenen selbst nur «Fakirabad», d. i. Bettlerstadt, wegen des Zudrangs von Fakirs und Pilgern. Die Stadt zählt ohne die Besatzung über 72000 E., zieht sich am Dschamna entlang und hat ärmliche Häuser in engen, unregelmäßigen Straßen. Zu den bedeutendsten Bauten gehören die Große Moschee

und das Serai von Khosru, dem Sohne Jehangir's, zur unentgeltlichen Aufnahme Reisender bestimmt, mit Gärten und drei Grabgebäuden. Die zahlreichen Villen und Bangalos der Beamten, von herrlichen Gärten umgeben, lassen die Stadt bedeutend erscheinen. In A. schloß Lord Clive 12. Aug. 1765 den Vertrag mit dem Großmogul Schah-Allum, worin dieser Bengalen, Bahar und Orissa mit den nördl. Circars an die Ostindische Compagnie abtrat, dagegen die dem Nabob von Audh abgenommene Provinz A. erhielt und deren Hauptstadt als Sitz angewiesen bekam. Als er aber dieselbe den Maharatten anbot, damit sie Delhi für ihn eroberten, nahmen die Briten A. weg und gaben es 1771 dem Nabob von Audh zurück. Im Kriege mit den Maharatten wurde die Stadt nebst dem ganzen Doab 1803 denselben von den Briten entrissen. In dem Aufstande und Kriege von 1857 spielte A. eine wichtige Rolle. — Die Provinz A., am Ganges und der Dschamna, ein flaches, sehr fruchtbares Land, zerfällt in die fünf Districte A. (132 Q.-M. mit 1,380000 E., worunter 180000 Mohammedaner), Kanpur (Cawnpoor), Fatihpur, Hamirpur und Banda, und begreift 565 Q.-M. mit 4,527000 E.

Allamanda nennt Linné zu Ehren des leydener Professors Allamand eine Gattung südamerik. Sträucher aus der Abtheilung der Dikotyledonen und aus der Familie der Apocyneen, welche gegen- oder quirlständige Blätter und schöne, große, glockenförmige, gelbe, in Trugdolden gestellte Blüten haben. Mehrere Arten sind deshalb zu beliebten Zierpflanzen der Warmhäuser geworden.

Allan (Sir William), Präsident der schott. Kunstakademie, wurde 1782 in Edinburgh von dürftigen Aeltern geboren und kam, nachdem er eine gute Schulbildung erhalten, zu einem Kutschenmaler in die Lehre. Er verließ diesen bald, um sich ganz der Kunst zu widmen, besuchte die Zeichenschule seiner Vaterstadt, wo er mit Wilkie befreundet wurde, und ging dann nach London. Hier setzte er seine Studien in der Akademie fort und lieferte für die Ausstellung von 1805 sein erstes Gemälde, einen Zigeunerknaben, das aber unbemerkt blieb. Er beschloß nunmehr, sein Glück in Rußland zu versuchen, wo er, von seinem Landsmann, dem kaiserl. Leibarzt Crichton, protegirt, acht Jahre verbrachte und auf Reisen in der Krim und im Kaukasus reichliche Materialien für seine künstlerischen Arbeiten sammelte. 1814 kehrte er nach Edinburgh zurück, blieb jedoch anfangs unbeachtet, bis Walter Scott sich seiner annahm und ihm sein Bild «Tscherkessische Häuptlinge mit ihren Gefangenen» durch Subscription für 1000 Guineen abkaufen ließ. Bisher ausschließlich als Genremaler bekannt, wandte er sich jetzt, um den Geschmack des einheimischen Publikums zu befriedigen, der Historienmalerei zu und gab eine Reihe von Scenen aus der schott. Geschichte, von denen namentlich die «Ermordung des Erzbischofs Sharp», und «John Knox vor Maria Stuart» (1823) Beifall fanden. Wegen eines Augenleidens genöthigt, eine Zeit lang den Pinsel beiseite zu legen, unternahm er eine Reise nach Italien, Griechenland und der Türkei, zu deren Früchten das Gemälde des Sklavenmarkts in Konstantinopel gehörte, dem er seinen Ruf in weitern Kreisen hauptsächlich verdankt. Auch von einem Ausfluge nach Spanien und Nordafrika 1834 brachte er anziehende Skizzen zurück. 1841 war er wieder in Petersburg, wo er im Auftrage des Kaisers das histor. Bild «Peter d. Gr., der seinen Unterthanen den Schiffbau lehrt» malte, welches jetzt den Winterpalast schmückt. Erst 1826 wurde A. zum Genossen (Associate) und 1835 zum wirklichen Mitgliede der Londoner Akademie, 1837 dagegen zum Präsidenten der Akademie für Malerei und Sculptur in Edinburgh gewählt. An Wilkie's Stelle ward er 1841 auch zum schott. Hofmaler (Queen's Limner for Scotland) ernannt und erhielt bei dieser Gelegenheit die Ritterwürde. In den letzten Jahren seines Lebens malte er vorzugsweise Schlachtstücke, unter andern die Schlacht von Waterloo zweimal, zuerst 1844 und dann kurz vor seinem Tode, der 22. Febr. 1850 zu Edinburgh erfolgte.

Allard (Jean François), ein Franzose, der sich zum Generalissimus der Armee Randschit-Singh's in Lahore emporgeschwungen, wurde 1785 zu St.-Tropez (Depart. Var) geboren, trat zeitig in die franz. Armee und war beim Sturze Napoleon's Adjutant des Marschalls Brune. Nach dessen Ermordung verließ er 1815 Frankreich, ging nach Aegypten, von da nach Persien, wo ihm Abbas-Mirza zwar den Rang eines Obersten verlieh, aber kein Commando gewährte. Er wandte sich deshalb nach Afghanistan, von da 1820 nach Lahore, wo es ihm gelang, das volle Vertrauen Randschit-Singh's, des Maharadscha der Sikhs, zu gewinnen. A. organisirte das Heer der kriegerischen Sikhs in europ. Weise, wurde zu dessen Obergeneral ernannt und heirathete zugleich eine Eingeborene. Mit Geschick und Energie wußte er sich in dieser selbstgeschaffenen Stellung aufrecht zu erhalten. Nach der Julirevolution von 1830 erwachte indeß in ihm die Sehnsucht nach der Heimat, und unter dem Versprechen der Rückkehr reiste

er 1835 sammt seiner Familie nach Frankreich, wo er von der Regierung mit Auszeichnung aufgenommen und zum franz. chargé d'affaires in Lahore ernannt ward. Versehen mit Geschenken und einem Diplom der Asiatischen Gesellschaft für Randschit-Singh, ging A. 1836 ohne die Seinen, welche in Frankreich zurückblieben, nach Lahore zurück und zeichnete sich daselbst in den folgenden Jahren als Chef der Heere Randschit-Singh's in den Kämpfen mit den Afghanen wiederholt aus. Er beschloß sein vielbewegtes Leben zu Peschawer 23. Jan. 1839.

Alleghany, der bedeutendste Quellfluß des Ohio in Nordamerika, entspringt in der County Potter des Staats Pennsylvanien 1310 F. hoch am Fuße des Alleghanygebirgs in der Nähe des Genesee und des Susquehanna. Der Fluß wendet sich erst gegen NW. auf das Gebiet von Neuyork, wo er den Great-Valley-Creek aufnimmt und Olean berührt; dann kehrt er mit einer südwestl. Biegung nach Pennsylvanien zurück. Hier nimmt er den Connewango mit dem Chautauquesee, den Oil-, Broken-Straw- und French-Creek sowie den Kiskiminitas auf und vereinigt sich bei Pittsburg mit dem Monongahela, den er zwar nicht an Breite, wol aber an Wassermenge und Schnelligkeit des Laufes übertrifft, und mit dem er den hier gegen 1700 F. breiten Ohio bildet. Der A. ist 56 M. weit, bis Olean, für Boote, 43 M. weit für kleine Dampfschiffe fahrbar, und durch den Genesee-Valley-Kanal, der von Olean zum Eriekanal führt, wird auch eine wichtige Communication mit dem Ontariosee, dem Hudsonstrom und so mit Neuyork hergestellt.

Alleghany, eine Stadt im nordamerik. Freistaat Pennsylvanien, in der County gleiches Namens, wird gewöhnlich als eine Vorstadt von Pittsburg (s. d.) angesehen, das an dem Zusammenflusse des Alleghany und des Monongahela liegt, deren Vereinigung den Ohio bildet. A. liegt Pittsburg gegenüber am nördl. Ufer des Alleghany und zählt 28702 E. Der Ort hat zahlreiche Fabriken und viele öffentliche Anstalten, wie das schöne Western Penitentiary von Pennsylvanien, das 1812 gegründete Western Theological Seminary der Presbyterianer, das vorzüglich für deutsche Kinder bestimmte kath. St.-Josephs-Waisenhaus. — Außerdem liegen noch zwei andere Ortschaften Namens A. im Staate Pennsylvanien, die eine in der Grafschaft Westmoreland am Alleghany und Kiskiminitas, die andere in der Grafschaft Armstrong.

Alleghanygebirge, s. Apalachen.

Allegorie bezeichnet zunächst als rhetorische Figur die veranschaulichende Darstellung eines ganzen bis zu Ende durchgeführten Gedankens durch ähnliche sinnlichere Begriffe. Die A. gehört sonach zu den Tropen (s. d.), indem auch hier eine Vertauschung vorgenommen wird, ist jedoch wohl zu unterscheiden von der Metapher (s. d.), da diese nur die Sphäre eines Satztheils einnimmt. Für die allegorische Versinnlichung eignen sich nicht nur geistige und abstracte Begriffe und Vorstellungen, sondern auch Personen, mögen dieselben wirkliche Personen repräsentiren oder personificirte Begriffe, wie von Tugend und Laster, darstellen. Doch müssen die Personen mit ihren Attributen und Thätigkeiten scharf ausgeprägt sein, damit nicht unklare Vorstellungen erzeugt werden. Es findet sich die A. von den frühesten Zeiten an bei den orient. Völkern, bei den Griechen und Römern, ebenso wie in den neuern Sprachen, vielfach angewendet und ausgebildet. Dieselbe erscheint theils in kurzen, miteinander zusammengestellten allegorischen Ausdrücken, theils als ein völlig abgeschlossenes Ganzes, als eigene Dichtungsgattung. Beispiele gelungener Allegorien aus den verschiedenen Zeiten sind: die Vergleichung Israels mit einem Weinstock im 80. Psalm; die schöne Stelle in Plato's «Phädros», wo die Seele als Wagenlenker mit zwei Rossen, einem weißen und einem schwarzen, dargestellt wird; die meisterhafte Beschreibung der Fama bei Virgil im 4. Buch der «Aeneide»; die des Schlafs im 11. Buch der «Metamorphosen» des Ovid. Besonders häufig wird der Staat und sein Zustand unter dem Bilde eines auf dem Meere umhertreibenden Schiffs vorgeführt, wie bei Horaz in der 14. Ode des 1. Buchs, und bei Pfeffel in dem Gedichte: «Ein Schiff, das lang im Ocean» u. s. w., womit Frankreich zur Zeit der Revolution gemeint war. Unübertroffen ist Schiller's A.: «Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück — lauernd umschleicht es die Häuser der Menschen, heute an dieser Pforte pocht es, morgen an jener» u. s. w. Ueberhaupt sind Schiller's Dichtungen eine Fundgrube der schönsten, geistvollsten Allegorien. Für die Einführung allegorischer Personen kann als schlagender Beleg der «Theuerdank» gelten, ein Heldengedicht aus dem 16. Jahrh., in welchem die Geschichte Kaiser Maximilian's I. und seines Vaters Friedrich allegorisch beschrieben wird. Da ferner die A. auch durch Zeichnung, besonders in der Malerei und in den plastischen Künsten, und dramatisch, wie im Ballet und in der Pantomime, sich darstellen läßt, so hat sie zu allen Zeiten auch in der Geschichte der schönen Künste einen wichtigen Platz behauptet. Allegorische Figuren

verfehlen, wenn sie geschickt erfunden, geschmackvoll ausgeführt und am rechten Orte angebracht sind, ihre Wirkung nicht; doch müssen auch hier die Personen besondere Attribute (s. d.), nicht aber allgemeine Symbole (s. d.) haben, damit sich aus dem Individuellen die bezweckte Beziehung herausfinden läßt. Hierin gerade hat man in früherer und neuerer Zeit den Fehler häufig begangen, daß man die Handlung, wodurch eine allegorische Figur sich selbst aussprechen soll, vernachlässigte und diesen Mangel durch Anhäufung von bloßen Symbolen zu ersetzen suchte, die willkürlich gewählt oder vieldeutig waren und deshalb oft unverständlich blieben.

Allegorische Auslegung heißt diejenige Auslegung einer schriftlichen Urkunde oder sonst ausgesprochenen Lehre, bei welcher vorausgesetzt wird, daß der Urheber derselben oder der ihn unbewußt treibende Geist etwas anderes, gewöhnlich etwas Geistigeres, gedacht und angedeutet habe, als Worte und Form seiner Rede unmittelbar aussprechen. Im eigentlichen und durchgeführten Sinne findet sich diese Auslegung immer nur bei heiligen Schriften angewendet, da bei ihnen das Princip der allegorischen Auslegung, festzuhalten an einer meist als inspirirt gedachten Urkunde und doch den Widerspruch der veränderten religiösen Ueberzeugung auszugleichen, am leichtesten sich geltend macht. Diese Auslegungsweise ist uralt und ward schon bei den Indiern, demnach keineswegs zuerst von den Alexandrinern angewendet. Von letztern aber ging sie zu den Juden in Palästina über, unter denen nach Josephus die Pharisäer, nach Philo auch die Essener und verwandte Judenparteien ihr zugethan waren. Selbst Paulus wendet die allegorische Auslegung an, und hat selbst das Wort «allegorisch» (Gal. 4, 24) gebraucht. Aber bei weitem mehr kommt sie im Hebräerbriefe in Anwendung. Philo jedoch hat dieselbe in seinen Schriften am weitesten getrieben, und von ihm nahmen sie die alexandrinischen Theologen der christl. Kirche an und übten sie mit Geschmack, Freiheit und Geist, aber ohne feste Principien. Die Neuplatoniker, anfangs der allegorischen Auslegung abgeneigt, entlehnten sie allmählich von den Juden und Christen, und wendeten sie sowol auf die gangbaren alten Mythen wie auf die Homerischen Gesänge an. Die «Homerischen Allegorien», angeblich von Heraklides Ponticus, stammen aus diesen Schulen und Tendenzen. Man unterschied unter Juden und Christen gewöhnlich vier Arten der allegorischen Auslegung: die mystische, die anagogische, die moralische oder tropologische und die typische, nach den Gegenständen, welche man in den Schriften angedeutet fand (Göttliches, Himmlisches, Innerliches und äußerlich Entferntes). Die Antiochenische Schule setzte an die Stelle der allegorischen Auslegung die sogenannte Theorie, d. i. die Anwendung des mehr grammatischen Schriftsinns für erbauliche Betrachtung. Allein bei dem ununterbrochenen Fortschreiten des religiösen Bewußtseins ist es auch laut des Zeugnisses der Geschichte überall nothwendig, über den Buchstaben als solchen hinauszugehen: nur ist, im Gegensatze zu alter und neuer Willkür, die gesuchte Vergeistung in der Richtung des Gedankens vorzunehmen, in welcher der Schriftsteller vielleicht unbewußt gedacht und empfunden hat.

Allegri (Antonio), s. Correggio.

Allegri (Gregorio), berühmter ital. Tonsetzer, angeblich aus der Familie des Correggio stammend und um 1580 zu Rom geboren. In der Musik war er ein Schüler des Nanini. Später trat er als Beneficiat an der Kathedrale zu Fermo ein, von wo aus er 1629 durch Papst Urban VIII. nach Rom in das Collegium der päpstl. Sänger berufen wurde. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem 18. Febr. 1652 erfolgten Tode. Man hat von ihm Kirchengesänge verschiedener Art und auch einige Concerte für mehrere Instrumente. Besonders berühmt wurde er durch das «Miserere» (neunstimmig, für ein fünf- und ein vierstimmiges Chor), welches noch jetzt alljährlich in der Sixtinischen Kapelle zu Rom während der Charwoche gesungen wird. Diese Composition hielt man sonst gewissermaßen für heilig, sodaß derjenige den Bann fürchten mußte, der sie abzuschreiben gewagt hätte. Mozart umging jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören dieselbe aufzeichnete. Dann wußte auch Burney sich eine Copie davon zu verschaffen und veröffentlichte 1771 das «Miserere» zum ersten mal durch den Druck. Nach der Angabe Baini's ist dieses «Miserere» in der päpstl. Kapelle niemals in vollständigen Stimmen vorhanden gewesen, sondern hat sich nach und nach durch die Sänger selbst so herausgebildet, wie wir es jetzt kennen; auch soll erst im 18. Jahrh. auf päpstl. Befehl die damalige Gesangsweise zur stehenden Norm erhoben worden sein. Große Wahrscheinlichkeit hat diese Angabe wol kaum für sich.

Allegro (ital., abgekürzt Allo), d. i. geschwind, munter, hurtig, bezeichnet den vierten Hauptgrad unter den fünf Graden musikalischer Bewegung und steht somit zwischen Andante und Presto, ist aber in Bezug auf das Zeitmaß selbst mehr als jeder andere musikalische Be-

wegungsgrad verschiedenen Abstufungen unterworfen. Letztere werden durch eine Anzahl von Beiwörtern angedeutet, wie z. B. A. assai, A. di molto, sehr schnell und lebhaft; A. moderato, mäßig schnell; A. ma non troppo, nicht zu schnell, u. a. m. In Betreff der charakteristischen Erfindung und des Vortrags bildet ein A. den directen Gegensatz zum Adagio (s. d.): der Gang der Melodie in ersterm ist frischer, feuriger, die rhythmischen und dynamischen Accente kräftiger und markirter, die Passagen brillanter. Da sich das A. mit dem Ausdrucke sehr verschiedener Empfindungen verträgt, so wird sich auch der Vortrag je nach dem Charakter und dem besondern Inhalte des betreffenden musikalischen Satzes modificiren müssen. Die Art und Weise des Vortrags wird dann wiederum durch gewisse Beiwörter angedeutet, wie: A. vivace, lebhaft; A. maestoso, würdig, erhaben; A. scherzando, scherzend, neckend u. s. w. Außerdem bezeichnet A. aber auch ein ganzes für sich bestehendes Musikstück oder auch einen, gewöhnlich den ersten, Satz größerer Instrumentalstücke, Symphonien, Quartette, Sonaten, Concerte u. s. w., der in geschwinderer Bewegung, im Gegensatz zum nachfolgenden Adagio oder Andante, vorgetragen werden soll. **Allegretto** bezeichnet eine etwas langsamere Bewegung als Allegro, ohne in Andantino überzugehen, und zugleich einen musikalischen Satz oder ein ganzes Stück in dieser Bewegung. **Allegrissimo** für Presto assai ist nicht mehr gebräuchlich.

Alleinseligmachende Kirche. Wenn in dem Wesen des Menschen die allgemeine Nothwendigkeit liegt, sociale Verhältnisse einzugehen, und darin im tiefsten Grunde auch die Entstehung der religiösen Gemeinschaft oder der Kirche begründet ist, so liegt in der größern oder geringern Bestimmtheit der Ueberzeugung von der Wahrheit des religiösen Glaubens die fortdauernde und auch im Christenthum sehr frühzeitig hervortretende Veranlassung, für seinen Glauben und, durch das Gefühl der Gemeinschaft ermuthigt, selbst für den Glauben seiner Kirche die alleinseligmachende Kraft in Anspruch zu nehmen. Je weniger sich in der ersten (besonders apostolischen) Zeit der christl. Kirche die Parteien scharf ausschlossen und schieden, desto ausreichender erschien es, die alleinseligmachende Kraft des Christenthums gegenüber allen andern Religionen geltend zu machen (Apostelg. 4, 12). Allein schon im Laufe des 2. Jahrh. bildete sich in dem Kampfe der christl. Gegensätze zunächst der Begriff und in der zweiten Hälfte auch der Name «Katholische Kirche» und zugleich der Begriff des ausschließlichen Heils in ihr aus. Schon dem Irenäus (gest. 202) sind außerhalb der «Kirche» nur Räuber und Diebe und Pfützen stinkenden Wassers. Dem Clemens Alexandrinus (gest. zwischen 212 und 220) ist nur die «Kirche» als die «Auserwählte» der Leib des Herrn, und gerade der sonst so geistige Origenes (gest. 254) spricht es zuerst aus: «Außerhalb der (kath.) Kirche wird niemand selig.» Ganz ebenso Cyprian (gest. 256), nachdem schon Bischof Callistus von Rom (um 200) und, wenn auch in etwas anderm Sinne, Tertullian (gest. 220) die Kirche mit der alleinrettenden Arche Noah's verglichen hatte. Das damit sich einende Streben, die Kirche immer mehr aller Zerrissenheit gegenüber auch äußerlich als Eine zu erfassen, und die seit dem 4. Jahrh. schärfer, wenn auch nur sehr allmählich hervortretende Richtung auf Rom als den natürlichen Schwerpunkt dieser Einheit, brachte, in Verbindung mit dem siegreichen Kampfe gegen die Ketzereien des Pelagianismus, Manichäismus und besonders des Donatismus, sowie im Hinblick auf die Erhebung der «katholischen Kirche» zur römischen Staatsreligion, auch ein hierarchisches Moment in den allseitig und besonders durch Augustin (gest. 430), Leo d. Gr. (gest. 461) und Gregor d. Gr. (gest. 604) ausgesprochenen Satz, daß außerhalb (des äußerlichen, bestimmt organisirten Verbandes) der kath. Kirche keine Seligkeit möglich sei. Bei diesem Satze ist denn auch zunächst die röm.-kath. Kirche stehen geblieben. Da auch nach ihr ohne Christus niemand selig werden kann, und zu ihrem Begriffe der Zugehörigkeit zur wahren christl. Kirche nicht allein die Einheit des Bekenntnisses und der Sakramente, sondern auch die Unterwerfung unter den röm. Bischof als legitimen Oberhirten der Kirche gehört, so ergeben sich die Sätze von selbst: «Außerhalb des kath. Glaubens kann niemand selig werden» (Professio fidei Tridentinae); «Ohne den kath. Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen» (Tridentiner Concil, Sitzung 5); «Wenn jemand entgegen diesen Beschlüssen (des Tridentiner Concils) lehrt oder denkt, so sei er verdammt» (Sitzung 25); «Allein in der Kirche Gottes (d. h. in der kath. Kirche), und außerhalb derselben nirgends, wird der wahre Cultus und das wahre Opfer gefunden, was Gott irgendwie gefallen kann» (Catechismus Romanus 1, 10. 19). Alle Heiden und Ketzer, d. h. Nichtkatholiken, sind daher selbstverständlich nach kath. Dogma verdammt, und Milderungen dieser Lehre, wie sie neuerlich von Katholiken selbst aufgestellt wurden, sind gegen die orthodoxe Lehre der röm.-kath. Kirche.

Die prot. Kirche, sowol die lutherische als die reformirte, und sogar die Quäker, lehren

ebenso die alleinseligmachende Kraft der Kirche. Die Augsburgische Confession sagt: «Die Verheißung des Heils bezieht sich nicht auf die, welche außerhalb der Kirche sind.» Luther's größerer Katechismus lehrt: «Wer nur außerhalb des Christenthums steht, seien es Heiden oder Türken, Juden oder auch falsche Christen und Heuchler, bleiben, obgleich sie an Einen wahren Gott glauben, dennoch ewig unter dem Zorn und der Verdammniß.» Die Confessio Helvetica posterior erklärt: «Wie außerhalb der Arche Noah's kein Heil war, so glauben wir, daß außer Christo (und außer der wahren Kirche Christi) kein höheres Heil sei.» Gleiches wird noch in andern Stellen gesagt. Daher ergeht auch die dringende Aufforderung, sich zu der Einheit der wahren Kirche Christi auch äußerlich zu halten (Confessio Belg., Art. 28). Allerdings ist hier, anders als in der kath. Kirche, wenigstens soweit thunlich, nicht die sichtbare, sondern die unsichtbare Kirche gemeint, und ausdrücklich hält der Protestantismus an dem Grundsatze fest, daß die Zugehörigkeit zu einer bestimmten äußern Kirchengemeinschaft nicht nothwendig zur Seligkeit sei. Aber auch nach der Augsburgischen Confession ist die Kirche «die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gepredigt und die Sakramente recht verwaltet werden», und wenn auch Luther gelegentlich lehrte, man könne wol ohne Sakrament, aber nicht ohne Testament selig werden, so setzt doch die allgemeine prot. Grundanschauung die Zugehörigkeit zu irgendwelchem christl. Kirchenverbande als selbstverständliche Bedingung der Seligkeit voraus. Die luth. Dogmatik des 16. und 17. Jahrh. verengte den freiern Gesichtskreis der Reformatoren durch das immer ausschließlichere Gewichtlegen auf die «reine Lehre», d. h. auf das strenge Festhalten des orthodox-luth. Lehrsystems, in welchem jedes Stück als unmittelbar oder mittelbar fundamental, d. h. als zur Seligkeit nothwendig, erschien. Hierdurch war eine alleinseligmachende luth. Lehrkirche aufgerichtet, die im Grunde nicht weniger intolerant war als die alleinseligmachende röm. Priesterkirche, obwol man protestantischerseits sich immer gescheut hat, die letzten Consequenzen zu ziehen. Eine Milderung dieser Theorie ward in den sogenannten Synkretistischen Streitigkeiten durch die Unterscheidung fundamentaler und nichtfundamentaler Glaubensartikel und danach vom Pietismus angebahnt, der als einzige Bedingung zur Seligkeit die persönliche Wiedergeburt oder Erweckung forderte, aber über der Sorge für die Seligkeit der einzelnen Seelen den Sinn für die kirchliche Gemeinschaft verlor. Im Herrnhuterthum entwickelte sich diese letztere Richtung zur Sehnsucht nach übernatürlichen Gefühlen oder nach dem, was man in diesen Kreisen den «Umgang mit Jesu» zu nennen pflegte, während der Rationalismus auch die Beziehung auf das geschichtliche Erlösungswerk mehr und mehr preisgab und als einziges Mittel, vor Gott wohlgefällig zu werden, die «tugendhafte Gesinnung» setzte. Die neuere, von Schleiermacher angeregte, prot. Theologie hat die rationalistische Richtung ebenso wie den religiösen Individualismus der pietistischen Kreise durch die doppelte Erkenntniß überwunden, daß als einzige Bedingung der Seligkeit der persönliche Heilsglaube anzuerkennen, dieses aber nur auf Grund der geschichtlichen Erlösung und vermittels der geschichtlichen Kirchengemeinschaft wahrhaft zu Stande kommen und in normaler Weise sich weiter entwickeln könne. Hiermit ist ebenso wol das Recht jenes Satzes, daß außer der Kirche Christi kein Heil sei, entsprechend gewahrt, als auch dem Misverständnisse gewehrt, als ob die Zugehörigkeit zur äußern Kirche und das Fürwahrhalten ihrer Dogmen die Hauptsache sei.

Allemande ist der Name eines Tanzes, der, mit geringer Benutzung nationaldeutscher Motive, von der franz. Tanzkunst zur Zeit Ludwig's XIV. erfunden und während des ersten Kaiserreichs wieder sehr beliebt auf dem Theater wie in den Salons wurde. Die A. hat ein langsames Walzertempo, besteht nur aus drei sogenannten pas marchés, ganz geschliffen, bald vor, bald zurück, selten walzend. Der ganze Reiz des Tanzes liegt in der anmuthigen Verschlingung und Entwickelung der Arme, den sogenannten passes. Dieses Motiv sowol als die Musik sollen aus dem Elsaß stammen. Die Einführung der A. am versailler Hofe war also eine Art von künstlerischer Einverleibung der neuerworbenen deutschen Provinzen.

Allenstein, poln. Olsztyn, Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, an der Alle, ist Sitz eines Landrathsamts und Kreisgerichts und hat 4392 E., drei kath. Kirchen und einen evang. Betsaal, ein Schloß mit Rentamt, eine Glashütte, Pottaschsiederei, Gerberei, Garn- und Leinwandhandel. Die Stadt war ehemals ein ermeländisches Bisthum. 1520 wurde A. von den Polen erobert. Am 4. Febr. 1807 schlug hier Soult den Nachtrab der Russen und Preußen an der Allebrücke zwischen A. und der 3½ M. im N. gelegenen Stadt Gutstadt. In dem Kreise A., der auf 23,86 Q.-M. 48038 E. zählt, liegt die Stadt Wartenberg, an einem Zufluß der Alle. Der Ort hat 4063 E., ein altes Schloß (1325 erbaut),

eine Strafanstalt im ehemaligen Bernhardinerkloster, ziemliche Gewerbthätigkeit und besuchte Pferde- und Leinwandmärkte. Weiter abwärts an der Alle, im Kreise Wehlau, liegt die Stadt Allenburg mit 2487 E.

Aller, ein rechter Nebenfluß der Weser, dem preuß. Staate, Braunschweig und größtentheils Hannover angehörig, entsteht im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, und zwar 3½ M. westlich von Magdeburg, im NNW. von dem Flecken Seehausen, am Butterberge, in der Meereshöhe von nur 477 F. Der Fluß geht anfangs fast nordwärts über Weferlingen bis Oebisfelde zwischen niedrigen, öfter sumpfigen Ufern, nur bei Morsleben und Walbeck von den Vorhöhen des Elm im O. und den Höhen des alvenslebener Hügellandes im W. berührt. Von Oebisfelde an fließt die A. in nordwestl. Richtung über die hannov. Städte Gifhorn, Celle und Verden fast stets in Wiesengründen, und mündet nahe unterhalb Verden, nach einem Laufe von 33 M., in der Meereshöhe von 36 F., in die Weser. Schiffbar wird sie bei Celle. Ihre Zuflüsse sind oberhalb Oebisfelde unbedeutend. In der Gegend dieser Stadt hat sie zur Rechten die feuchte Niederung des Drömling, dessen Fanggräben zum Theil ihr zugehen. Weiterhin begleitet sie den Südabhang der Lüneburger Heide und empfängt aus derselben die parallelen Flüsse Iese, Luchte, Oerze, Meiße und Böhme. Ihre eigentliche Stärke aber zieht sie von der linken Seite her aus dem Harz, dem Eichsfeld und den zu dem Wesergebirge überführenden Bergen. Hier sind ihre Zuflüsse die 15 M. lange Ocker mit der Ilse und Ecker, die Fuse, die Imme, die Wietze und die 32 M. lange, bei Hannover schiffbar werdende Leine.

Allerchristlichste Majestät (lat. Rex christianissimus; franz. Sa majesté très-chrétienne) war der Titel der Könige von Frankreich, den der Papst zuerst Ludwig XI. 1469 beilegte. Während des ersten Kaiserreichs wurde der Titel nicht gebraucht; doch nahmen ihn Ludwig XVIII. und Karl X. wieder an. Der «Bürgerkönig» Ludwig Philipp führte ihn nicht.

Allergetreueste Majestät (lat. Rex fidelissimus), ist ein Titel der Könige von Portugal, welcher 1748 von Papst Benedict XIV. dem Könige Johann V., zugleich mit dem Rechte der Besetzung aller Bisthümer und Abteien seines Reichs, wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die röm. Kirche verliehen wurde.

Allerheiligen, ein Fest der kath. Kirche, deshalb eingeführt, weil es unmöglich war, jeden Heiligen an einem besondern Tage zu feiern. Als die Christenverfolgungen im röm. Reiche im 4. Jahrh. aufgehört hatten, wurde in der griech. Kirche der Sonntag nach Pfingsten bestimmt, um das Andenken der Märtyrer zu feiern. Chrysostomus hat in einer seiner Homilien das Muster einer an diesem Feste zu haltenden Rede hinterlassen. In der röm. Kirche ward ein ähnliches Fest um 610 eingeführt, als der Kaiser Phokas dem Papste Bonifacius IV. das Pantheon in Rom schenkte, welches dieser in eine Kirche, die jetzige Rotonda oder Santa-Maria dei martiri, umwandelte, die er 13. März zur Ehre der Maria und aller Märtyrer weihte. Das eigentliche Allerheiligenfest aber ist von dem Einweihungsfeste dieser Kirche verschieden. Es hängt wahrscheinlich mit dem von Gregor III. errichteten Oratorium zur Ehre aller Heiligen zusammen und wird, zufolge einer Bestimmung Gregor's IV. von 835, 1. Nov. gefeiert. Auf Antrieb Gregor's führte es Kaiser Ludwig der Fromme in seinen Ländern, zunächst in Gallien, ein, und um 870 fand es auch in England Eingang. Auf den «allen Heiligen» gewidmeten Altären pflegt die Heilige Dreieinigkeit dargestellt zu sein, umgeben von Engeln und einer großen Schar von Heiligen aller Art, die unter sich nach folgender Rangordnung gruppirt sind: Apostel, Märtyrer, Bekenner, Propheten, Patriarchen, Continenten, Büßer und Jungfrauen.

Allerheiligstes hieß bei den Juden der abgesonderte hinterste Theil in der Stiftshütte und später im Tempel, wo nichts als die Bundeslade stand und später im Herodianischen Tempel, als diese verloren gegangen war, nach den Rabbinen ein bloßer Stein lag, auf dem die Bundeslade einst gestanden haben sollte. Das A. war vom Heiligen oder dem vordern Theile des Tempels bei Salomo's Bau durch eine Cedernwand geschieden, und hatte zu seinem Eingange eine Flügelthür aus Oelbaumholz. Im Herodianischen Tempel aber war das A. durch eine Thür mit Vorhang geschieden, und dieser Vorhang riß durch das Erdbeben bei dem Tode Jesu (Matth. 27, 61) entzwei. Das A. durfte nur der Hohepriester, und zwar nur einmal im Jahre, am großen Versöhnungstage, wenn auch an diesem Tage wiederholt, betreten, um die beiden heiligsten Sühnopfer für seine und des Volkes Sünde im Laufe des ganzen Jahres darzubringen. Im A. wurde über der Bundeslade zwischen den Cherubim der Sitz Jehovah's gedacht. Bei den Katholiken nennt man das A. die in einem Gefäße zur Anbetung ausgestellte, geweihte Hostie. (S. Monstranz.)

Allermannsharnisch, s. Lauch.

Allerseelen, ein Fest der kath. Kirche, welches auf den 2. Nov. fällt und durch Gebet, Almosen und fürbittenden Ablaß (per modum suffragii) die Leiden der Seelen im Fegfeuer erleichtern soll. Es ward 993 in Clugny auf folgende Veranlassung eingeführt. Ein Pilger, bei der Heimkehr von Jerusalem mit seinem Schiffe durch Sturm genöthigt, zwischen Sicilien und Thessalonich an einer felsigen Insel zu landen, findet hier einen Einsiedler, der ihm mittheilt, wie zwischen den Felsen der Insel die Schlünde der Unterwelt sich öffneten, aus denen ungeheuere Flammen aufstiegen und das Seufzen und Schreien der in der Tiefe von den bösen Engeln Gequälten sich vernehmen lasse. Wiederholt habe er hier auch die Klagen und Verwünschungen der Teufel, daß ihnen durch das anhaltende Gebet und Almosengeben der Frommen so viele Seelen entrissen würden, gehört; aufgebracht seien sie namentlich über den Abt und die Mönche in Clugny. Der Pilger machte den Abt Odilo mit dem, was er in Erfahrung gebracht, bekannt, und dieser ordnete sofort auf den Tag nach Allerheiligen ein jährliches Fest A. an, welches schnell in der ganzen kath. Welt Eingang und Nachahmung fand. Die Friedhöfe werden an dem Tage geschmückt.

Allia, richtiger Alia, jetzt Aja, ein kleiner Fluß in Latium, der im Gebirge von Crustumerium entspringt und etwa 2 St. oberhalb Rom (bei Fonte di Papa) in den Tiber fällt. Das sonst unbedeutende Flüßchen ist berühmt geworden durch die Niederlage, welche hier die Römer 18. Juli 364 nach Erbauung der Stadt (389 v. Chr.) durch die Gallier unter Brennus erlitten, worauf die Eroberung und Einäscherung Roms erfolgte.

Alliance, neueres franz., im wesentlichen dem deutschen Solo nachgebildetes Kartenspiel unter vier Personen, deren jede 12 Blätter erhält, während von den noch übrigen vieren drei verdeckt liegen bleiben, und das letzte, offen aufgelegte die Farbe des Spiels bezeichnet. Die Figuren desselben sind König, Dame, Bube, Fahne (die Neun in den rothen, die Drei in den schwarzen Farben), in der eben angegebenen Reihenfolge eine, zwei, drei und vier Marken geltend. Im Gange des Spiels stechen die Fahnen nur nach ihrem Werthe, im Stiche aber zählen sie am höchsten. Da nicht die in der Hand befindlichen, sondern die in den Stichen eingenommenen Figuren zählen, so ist es Zweck des Spiels, die meisten Stiche und in denselben so viele Figuren als möglich zu erhalten. In der Farbe, in welcher gespielt wird, sticht das As den König; in den übrigen rangirt es hinter dem Buben. Sieben Stiche gewinnen das Spiel. Die üblichen Spielarten sind: A., Carré, Solo. Glaubt jedoch einer durch bedeutendes Gegenspiel dem Solo die Spitze bieten zu können, so kündigt er Resistance an. Er hat, wird das Solo gewonnen, das Doppelte zu zahlen; dieses bekommt er, wenn er das Solo stürzt.

Allianz (franz. Alliance) nennt man überhaupt jedes Bündniß zwischen zwei oder mehrern Staaten. Man theilt die Allianzen im allgemeinen ein in Offensiv- und Defensivallianzen oder Trutz- und Schutzbündnisse. Im besondern zerfallen sie, was die Rechte und Verpflichtungen, sowol der Verbündeten unter sich als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde, betrifft, in drei Hauptklassen: 1) in sogenannte Kriegsgemeinschaften (oder auch Coalitionen genannt, wenn sie vielgliederig sind), wobei beide oder sämmtliche Theile sich verpflichten, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, sodaß jede der verbündeten Mächte als hauptkriegführende Macht angesehen wird; 2) in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Verbündeten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretendenfalls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber als hülfeleistende Nebenmacht erscheint; 3) in Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien oder Hülfsgelder anheischig macht, Truppen zu stellen oder diese der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst unmittelbar an dem Kriege theilzunehmen, oder wenn die zu leistende Hülfe nur in Geldbeiträgen besteht. Die Kriegsallianzen des 19. Jahrh. sind in der Regel Kriegsgemeinschaften gewesen; denn es würde sich jetzt nicht leicht ein Staat gefallen lassen, daß jemand einem Feinde Hülfe leiste, dabei aber behaupte, er sei nicht mit ihm im Kriege. Doch fand etwas Aehnliches noch bei der Einmischung der Franzosen und Engländer in die belg.-holländ. Streitsache statt. Es ist übrigens jedem Staate möglich, die bloße Hülfsallianz in eine Kriegsgemeinschaft zu verwandeln, wenn er dem Hülfeleistenden den Krieg erklärt. Allianzen von drei Mächten haben zuweilen den Namen Tripleallianz geführt. Die bekannteste derselben ist die von England, Schweden und Holland, welche 23. Jan. 1668 durch William Temple, Dr. Witt und Graf Dohna abgeschlossen wurde und den damaligen Planen Ludwig's XIV. auch ohne Krieg Einhalt that. Ebenso nannte man Allianzen von vier Mächten häufig Quadrupleallianzen,

welcher Name zuerst einer gleichfalls im Haag, zwischen Holland, Dänemark, Brandenburg und Lüneburg geschlossenen, zunächst auf Sicherung Bremens gegen Schweden, indirect aber auch gegen Ludwig XIV. gerichteten A. beigelegt ward, die keine weitern Folgen hatte. Eine wichtigere Quadrupleallianz, die 2. Aug. 1718 abgeschlossen ward, hatte anfangs nur drei Theilnehmer: England, Frankreich und Oesterreich. Man nannte sie aber von vornherein Quadrupleallianz, weil man den Beitritt der Generalstaaten voraussetzte, der niemals wirklich erfolgte, indem es nur zu einer Drohung von seiten der letztern kam (7. Nov. 1719), sich anzuschließen. Diese A. war zur Sicherung des Friedens von Utrecht und gegen die ehrgeizigen Plane des von Alberoni (s. d.) geleiteten Spanien gerichtet und erreichte ihr Ziel durch einen Seekrieg und Unterhandlungen. Eine neuere Quadrupleallianz war die hauptsächlich von Palmerston und Talleyrand vermittelte A. zwischen England, Frankreich, Portugal und Spanien, welche 22. April 1834 zu London zu Stande kam und 10. Aug. 1834 noch eine Zusatznote erhielt. Als nächster Zweck derselben galt die völlige Vertreibung des Dom Miguel und Don Carlos. Hierfür wirkte man durch eine sogenannte Cooperation, welche durch die aus Algerien nach Catalonien versetzte Fremdenlegion, durch ein in England vom Oberstlieutenant Lacy-Evans geworbenes Corps und am directesten durch ein portug. Hülfscorps vermittelt wurde. Frankreich hatte eine noch wirksamere Hülfe in Aussicht gestellt und zu Pau 25000 Mann zusammengezogen. Aber dem Könige Ludwig Philipp gefiel der Gang des span. Constitutionalismus nicht, sodaß man schon zufrieden sein mußte, wenn wenigstens die franz. Grenze gesperrt wurde. Auch die weitere Bedeutung der Quadrupleallianz, wonach sie wesentlich ein Bündniß der constitutionellen Mächte den absoluten Mächten gegenüber sein und zugleich in dem Verhältniß zwischen England und Frankreich eine gegenseitige Mäßigung und Controle vermitteln sollte, wurde durch die orient. Differenzen von 1840 und durch die span. Heirathsintrigue annullirt. Eine neuere vielgliederige Kriegsallianz zur Aufrechthaltung der Integrität des türk. Reichs gegen Rußland schufen 1854 die Verträge der Westmächte unter sich und mit der Pforte, zu denen noch im Jan. 1855 der Auxiliarvertrag mit Piemont hinzukam. Durch den Defensivvertrag Oesterreichs vom 2. Dec. 1854 gehörte bedingungsweise auch dieses der A. an. Der Kampf der vier Kriegsmächte gegen Rußland, der sogenannte Orientkrieg, endete nach der Eroberung von Sewastopol mit dem Pariser Frieden vom 30. März 1856. Eine andere wichtige Kriegsallianz unserer Zeit war die zwischen Frankreich und Piemont, welche 1859 den Krieg gegen Oesterreich und die großen Veränderungen in Italien nach sich zog. Die durch eine A. Verbundenen heißen **Alliirte**, Verbündete. Ueber den ganz eigenthümlichen Fürstenbund von 1815, s. **Heilige Allianz**.

Alliaria (von Allium, Knoblauch), von Adanson benannte Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblütler oder Cruciferen. Die einzige bekannte Art, A. officinalis, **Knoblauchskraut**, welche von Linné zur Gattung Erysimum gezogen wurde, ein zweijähriges Kraut mit gestielten, breiten, gezahnten Blättern und weißen Blüten, wächst überall als Unkraut an Hecken, Gräben, schattigen Orten, unter Gebüsch, in Laubwäldern, Steinbrüchen u. s. w., und entwickelt, wenn man die Blätter zerreibt, einen starken Knoblauchgeruch (daher der Name). Die Blätter sind unter dem Namen Herba Alliariae officinell.

Allier (im Alterthum Elaver), ein linker Nebenfluß der Loire in Frankreich, entspringt in 4380 F. Höhe auf dem Lozèregebirge im Depart. Lozère, fließt in nördl. Richtung durch dieses und die Depart. Ober-Loire, Puy-de-Dôme und Allier, und bildet zuletzt die Grenze zwischen den Depart. Cher und Nièvre. Fast 1 M. unterhalb Nevers mündet der Fluß in einer Höhe von 516 F. in die Loire. Auf seinem 57 M. langen Laufe, wovon 37 schiffbar, berührt der A. Langogne, Langeac, Brioude, wo er schiffbar wird, Issoire, Auzon, Vichy und Moulins. In seinem obern Laufe ist er zwischen dem Gebirge von Forez im O. und von Auvergne im W. in einem engen Becken von romantischen Lava-Ufern eingeschlossen. Von Brioude bis Vichy reicht die fruchtbare Ebene Limagne, die im W. von den dichtbewohnten Berggeländen der Auvergne begrenzt wird. Weiterhin durchfließt er ein offenes, welliges Flachland. — Das nach dem Flusse benannte **Departement A.**, im Herzen von Frankreich, aus einem Theile der alten Provinz Bourbonnais gebildet, hat ein Areal von $132^3/_4$ Q.-M., zählt 356432 E. und zerfällt in die vier Arrondissements Moulins, Montluçon, Gannat und La Palisse. Die Hauptstadt ist Moulins (s. d.). Auf den Gehängen und am Fuße vom centralen Hochlande Frankreichs gelegen, ist das Departement eine wellenförmige Ebene, die sich gegen N. neigt. In derselben Richtung fließen auch die zahlreichen Gewässer des Landes, unter denen

in der Mitte der A. mit der Sioule und dem Andelot, im W. der Cher mit dem Aumance, im O. der Bèbre die bedeutendsten sind. Sie gehen alle in die Loire und sind, wie die vielen Teiche des Landes, reich an Fischen, von denen die besten nach Paris verschickt werden. Etwa ein Viertel des Areals gehört dem Berglande an. Der Boden ist sehr verschieden, aber im ganzen fruchtbar. Man rechnet 85 Q.-M. auf Ackerfeld. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Die nicht unbedeutenden Waldungen, die nebst dem Buschland 17½ Q.-M. einnehmen, liefern treffliches Bauholz für die Marine. Alle günstig gelegenen Hügel sind mit Reben bedeckt, die ein Areal von 3½ Q.-M. einnehmen und rothen und weißen Wein liefern. Obwol der Ackerbau noch zurück ist, wird doch Getreide über den Bedarf gewonnen. Daneben ist die Viehzucht von Wichtigkeit. Der Reichthum an Mineralien, namentlich an Eisen (in Thonkörnern bei Montluçon und bei Moulins) und Steinkohlen, dann an Spießglanz, Manganerz, Marmor, Granit, Mühlsteinen und Kalk, beschäftigt viele Gewinnungs- und Verarbeitungsanstalten. Tronçais im SW. des Departements ist eins der wichtigsten Eisenwerke Frankreichs, beschäftigt 500 Arbeiter und liefert jährlich 233600 Ctr. Eisen. Erheblich sind auch die Fayencefabriken und Glashütten. Die Spiegelfabrik bei Commentry beschäftigt über 800 Arbeiter. Außerdem fabrizirt man Messer, Leder, Papier, Soda, seidene Borten, Woll- und Baumwollzeuge. Unter den Mineralquellen sind berühmt die von Vichy (s. d.), von Néris bei Montluçon und von Bourbon-l'Archambault. Der Handel bringt Getreide, Wein, Vieh, Eisen, Holz, Steinkohlen zur Ausfuhr und wird, wie der Transithandel, durch den schiffbaren A., die alte Hauptstraße und die Eisenbahn von Paris nach Lyon, von welcher sich die Bahn nach Clermont-Ferrand abzweigt, bedeutend gefördert.

Alligationsrechnung oder Vermischungsrechnung heißt diejenige Rechnung, welche lehrt, wie viel man von zwei oder mehrern Substanzen, deren Qualität gegeben ist, nehmen muß, um eine Mischung von bestimmter Qualität zu erhalten. Will man z. B. zwei Sorten Wein, die Flasche zu 12 und zu 20 Ngr., so vermischen, daß eine Flasche der Mischung 17 Ngr. werth ist, so muß man sie im Verhältniß 3 : 5 vermischen, d. h. man muß auf drei Flaschen der schlechtern Sorte immer fünf Flaschen der bessern Sorte nehmen, da diese zusammen so viel kosten werden als acht Flaschen zu 17 Ngr. Man findet hier, wie in jedem andern Falle, die jeder einzelnen Sorte entsprechende Verhältnißzahl, wenn man die Differenz zwischen den Qualitäten oder Preisen der andern Sorte und der Mischung oder Mittelsorte nimmt. Sind mehr als zwei Substanzen zu mischen, so ist die Aufgabe unbestimmt, und es gibt dann statt Einer Auflösung unendlich viele verschiedene Auflösungen. Will man z. B. durch Vermischung von 10-, 15- und 16löthigem Silber 14löthiges erhalten, so kann man als Verhältnißzahlen nehmen: 1, 2, 1 (d. h. einen Theil 10löthiges, zwei Theile 15löthiges, einen Theil 16löthiges Silber); 2, 2, 3; 4, 2, 7; 2, 6, 1; 6, 2, 11 Theile u. s. w.

Alligator oder Kaiman ist der Name einer ganz der Neuen Welt angehörigen Gattung von Amphibien, die nebst den Gavials und den eigentlichen Krokodilen die Familie der panzertragenden Eidechsen (Crocodilus) bildet und somit zu der Ordnung der Saurier oder eidechsenartigen Reptilien gehört. Der A. unterscheidet sich von dem nur in der Alten Welt gefundenen Krokodile durch seine abgestumpfte Schnauze, die ungleichen Zähne, durch die ungezähnelten und blos mit halben Schwimmhäuten versehenen Füße. Während das Krokodil am Rande der Oberkinnlade neben der Schnauze eine Ausbuchtung oder Furche zur Aufnahme des vierten Unterkieferzahns hat, wird dieser beim A. von einer Grube aufgenommen, welche sich am Rande der Oberkinnlade befindet. Die Arten werden bis 14 F. lang, sind langsam und schwerfällig in ihrer Bewegung und besitzen namentlich im Schwanze große Kraft, sodaß sie kleine Indianerfahrzeuge umzuwerfen im Stande sind. Das Weibchen legt 20—60 Eier in den Schlamm, welche von der Sonnenhitze ausgebrütet werden, in deren Nähe es aber meist Wache hält. Eine der häufigsten Arten ist das Jacaré oder der Brillenkaiman (Crocodilus sclerops), so genannt von einer Querleiste, welche nach vorn die hervorstehenden Augenhöhlenränder verbindet. Es lebt in den Gewässern Südamerikas, besonders in Brasilien und Guiana, nährt sich meist von Fischen, ist oben von dunkler olivengrauer, unten aber grün-gelblich-weißer Farbe und hat auf dem Rücken vier undeutliche, schwärzliche Querbinden. Die in den Gewässern Nordamerikas, namentlich im Mississippi und seinen Nebenflüssen gewöhnlichste Art ist der Crocodilus lucius oder hechtschnauzige A., von der Gestalt seiner Schnauze benannt; er ist oben dunkel braungrün mit lichtern, bindenartigen Flecken, unten weiß ins Grüne fallend, an den Seiten aus beiden Farben gestreift, verbirgt sich häufig im Schlamm, und fällt bei großer Kälte in Lethargie. Der A. ist ein Raubthier, jedoch für den Menschen bei einiger Vorsicht nicht gefährlich. Wegen

seines Panzers ist er nur über den Augen durch Flintenkugeln oder Schläge tödlich zu verwunden. Sein weißes, fischartiges, nach Moschus riechendes Fleisch wird nur von Negern und den rohern Indianerstämmen gegessen. Aus der Haut bereitet man in Nordamerika ein sehr festes Leder, das zu Sätteln verarbeitet wird. Man stellt ihm nach wegen seiner Schädlichkeit, indem er ungeheuere Quantitäten Fische vertilgt, und fängt ihn in Tellereisen oder tödtet ihn auch, wenn er ruhig im Schlamme am Ufer liegt, durch Büchsenkugeln. Der Name A. ist aus dem portug. lagarto (lat. lacerta) entstanden und in Südamerika bei den engl. und holländ. Colonisten sowie im ganzen Nordamerika gebräuchlich; der Name Kaiman ward durch die Neger Guianas und die franz. Colonisten verbreitet. (S. Krokodil.)

Allioli (Jos. Franz von), namhafter kath. Theolog, geb. 10. Aug. 1793 zu Sulzbach, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst, dann auf den Anstalten zu München und Amberg sowie auf der Universität zu Landshut. Seit 1815 im bischöfl. Seminar zu Regensburg, ward er 1816 zum Priester geweiht und ging, nachdem er zu Landshut die theol. Doctorwürde erworben, 1818 auf zwei Jahre nach Wien, um sich den orient. Sprachen zu widmen, dann nach Rom und Paris. Seit 1821 Privatdocent, ward er 1823 außerord., 1825 ord. Professor des Bibelstudiums in Landshut, von wo er 1826 an die Universität nach München versetzt ward. Als A. einen Ruf nach Freiburg abgelehnt, erhielt er den Titel eines Geistlichen Raths, mußte aber wegen Kränklichkeit 1835 sein Lehramt niederlegen. Er ward hierauf erst Domcapitular zu Regensburg und 1838 Dompropst in Augsburg. Sein literarischer Ruf gründet sich vor allem auf seine mit Anmerkungen versehene «Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments nach der Vulgata» (Nürnb. 1830; 6. Aufl., 6 Bde., Landsh. 1839—45), die durch ihre päpstl. Approbation vorzüglich darauf berechnet war, die Verbreitung des göttlichen Worts unter den Katholiken in Deutschland zu befördern. Unter seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Biblische Alterthümer» (Bd. 1, Landsh. 1825); «Handbuch der biblischen Alterthumskunde» (Landsh. 1841); «Ueber die innern Motive der kanonischen Horen» (2. Aufl., Augsb. 1848); «Die Bronzethüre des Doms zu Augsburg» (Augsb. 1853).

Alliteration, Buchstabenreim oder Stabreim, ist das Mittel, dessen sich die ältern german. und die celtischen Völker anstatt des jetzt gebräuchlichen Endreims bedienten, um einzelne Versfüße und Versglieder zu Versen oder Verspaaren zu verbinden. Die A. besteht im allgemeinen in der Wiederholung desselben anlautenden Buchstabens bei mehrern, in nicht zu großer Entfernung sich folgenden, betonten Silben. In ihrer strengern Form, wie sie sich in den noch erhaltenen alliterirenden Dichtungen der althochdeutschen (Hildebrandslied), altsächs. (Heliand) und angelsächs. Literatur, am feinsten und künstlerischsten aber in der altnord. Poesie zeigt, besteht sie darin, daß in zwei zueinander gehörigen Versen, die durch eine Art Sinncäsur geschieden sind, drei Wörter mit gleichem Anfangsbuchstaben vorkommen. Diese Buchstaben heißen in der altisländ. Verslehre Reimstaben (Liodhstafir). Der Hauptstab findet seine Stelle jedesmal in der zweiten Zeile des Verspaars, in der Regel im ersten Fuße derselben; von ihm sind die beiden in der ersten Zeile befindlichen, die Nebenstaben (Stützen), abhängig. Z. B.: «Hohem und Heiligem horchte mein Geist»; «Der Wole Weisheit will ich nun künden». Die altnord. Poesie gestattet im Verspaar nur drei alliterirende Silben; die Verskunst der Altsachsen und Angelsachsen hingegen erlaubt ausnahmsweise auch vier gleiche Anlaute, zwei in der ersten und zwei in der zweiten Verszeile. Sind die alliterirenden Buchstaben Vocale, so gelten alle Vocale einander gleich; bei Consonanten jedoch muß stets genau derselbe Buchstabe wiederkehren, ja bei gewissen Doppelconsonanten, wie st, sp, gilt es für unschön, wenn sie mit einfachem s abwechseln. Noch gegenwärtig ist die A. aus der isländ. Poesie nicht ganz verschwunden, während sie in den übrigen deutschen Mundarten schon früh, im Althochdeutschen seit Otfried (um 870), dem gewöhnlichen Reime gewichen ist. Bei den celtischen Völkern hat sich die A., weil diese außerdem noch die Assonanz und den Endreim als Bindemittel für ihre Verse und Strophen gebrauchen, nicht so vollständig entwickelt. In der Regel ist nur die eine Haupttonsilbe der einen und ebenso eine der zweiten Vershälfte miteinander durch A. gebunden. Auch bei andern, durch Raum weit getrennten Völkern ist die A. die nothwendige Form des Verses; so z. B. bei den Finländern und bei den Tamulen in Südindien. — In einem weitern Sinne bezeichnet der Name A. eine Figur der Rede, die in dem Zusammentreffen mehrerer Wörter mit gleichen Anfangsconsonanten besteht. Schon die gewöhnliche Sprachweise erkennt die Wirksamkeit dieser Redefigur an, wie die Redensarten: Mann und Maus, Kind und Kegel, Haus und Hof, Land und Leute u. s. w. beweisen. Auch haben sie neuere Dichter hier und da mit Vortheil benutzt, wie z. B. Bürger:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Allix (Jacq. Alex. Franç.), franz. Artilleriegeneral, geb. zu Percy in der Normandie 21. Sept. 1776, gest. 26. Jan. 1836, war der Sohn eines Professors der Mathematik. Er diente zuerst bei der Artillerie in der Nordarmee, zeichnete sich bei der Belagerung von Luxemburg aus und wurde bereits im 20. J. zum Obersten befördert. Bei den Feldzügen in Italien und auf San-Domingo zeigte er ebenso viel Talent als Muth, fand aber, da er dem Staatsstreiche vom 18. Brumaire wenig Theilnahme bewiesen hatte, keine weitere Beförderung. Im Oct. 1808 trat er als Brigadegeneral in die Dienste des Königs von Westfalen und wurde 1812 Divisionsgeneral. 1813 suchte er vergeblich Westfalen und Kassel gegen Tschernyschew zu decken. Er führte den vor den Russen geflüchteten König Hieronymus auf kurze Zeit nach Kassel zurück, wofür ihm dieser ein Jahrgeld von 6000 Frs. anwies und ihn zum Grafen von Freudenthal ernannte, welchen Titel er jedoch ablehnte. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich stellte ihn Napoleon als Brigadegeneral an und ernannte ihn 1814 wegen der tapfern Vertheidigung des Waldes von Fontainebleau und der Stadt Sens zum Divisionsgeneral. 1815 übernahm er das Commando im Depart. Yonne, und zur Zeit der Schlacht von Waterloo befand er sich als Präsident einer Militärcommission zu Lille. Nach der zweiten Restauration nahm A. seinen Aufenthalt in Deutschland, der ihm aber im Kurfürstenthum Hessen nicht gestattet wurde. Unter dem Titel «Théorie de l'univers» (Frankf. 1817) schrieb er im Exil ein Werk gegen Newton's Gravitationsgesetz, worin er alle Bewegungen der Weltkörper aus der Entbindung der Gasarten zu erklären suchte; doch fand dasselbe keinen Beifall. 1819 erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. 1826 erregte er Aufsehen durch eine den Kammern überreichte Denkschrift gegen das Ministerium Villèle und die Jesuiten. Sodann veröffentlichte er sein Werk: «Système de l'artillerie de campagne» (Par. 1827). Im Juli 1830 focht A. tapfer auf seiten der Volkspartei.

Allmende, Allmendgut ist derjenige Theil des Gemeindevermögens, der nicht zur unmittelbaren Bestreitung der Ausgaben der Gemeinde bestimmt, sondern der Benutzung der einzelnen Gemeindemitglieder zugewiesen ist. Der geschichtliche Entstehungsgrund dieses Vermögens läßt sich nur im einzelnen Fall feststellen und bietet auch dann bisweilen solche Schwierigkeiten, daß es zweifelhaft wird, ob etwas zum Bürgervermögen (Allmendgut) oder zum Kämmereivermögen gehört. Die A. steht im Eigenthum der Gemeinde als jurist. Person und umfaßt regelmäßig nur liegende Gründe, Wald (Bürgerwald) und Wiese (Gemeindeweide), auch wol Wasser. An diesem Eigenthum steht aber nicht der Gemeinde selbst, sondern ihren einzelnen Mitgliedern das Nutzungsrecht zu; doch ist bald jedes Mitglied der Gemeinde zur Theilnahme an den Nutzungen befugt, bald nur die Eigenthümer von Hofgütern, Vollerben, oder wie die Bauerstellen heißen mögen. Letzternfalls nennt man die Theilnehmer auch «Realgemeinde». Die Nutzung selbst geschieht ebenfalls in verschiedener Weise, bald in Natur und ungetheilt, bald wird nach einzelnen Landstücken jährlich eine Vertheilung vorgenommen, bald endlich wird die A. unter öffentlicher Autorität verwaltet und der Reinertrag unter die Berechtigten vertheilt. In neuerer Zeit ist man zu der Einsicht gekommen, daß diese Art der Bewirthschaftung weniger vortheilhaft als die vom Eigenthümer selbst ausgehende. Die Gesetzgebung hat daher den Weg eingeschlagen, den bisherigen Nutznießern auch das Eigenthum an der A. zu geben und diese also zu zerstückeln. Wo keinerlei Rechte weiter als diese Nutzung von seiten der einzelnen Gemeindeglieder bestehen und nicht etwa diese oder dritte Personen dingliche Rechte, Servituten u. s. w. an dem Allmendgut erworben haben, da wäre an sich die Gemeinde fähig, durch ihren Beschluß das Gut zu theilen nach Maßgabe der bisher bestehenden Nutzungsquoten. Wo aber dingliche Rechte in Frage kommen, müssen diese durch Verzicht oder Ablösung erst beseitigt werden.

Alloa, früher auch Alloway genannt, alte Handelsstadt in der schott. Grafschaft Clackmannan, an der Eisenbahn nach Dunfermline, mit einem vortrefflichen Hafen nördlich am Forth, der hier in den Forthbusen mündet, zählt 6425 E. und hat eine gute Uferstraße, eine große Pfarrkirche, zwei Werften und Docks zum Schiffbau. Der Kohlen- sowie der Malzhandel ist sehr bedeutend, auch ist der Ort berühmt durch sein Ale, von welchem viel ausgeführt wird. Außerdem unterhält A. mit Umgegend mehrere Fabriken in Baumwolle und Wolle, bedeutende Branntweinbrennereien, Glashütten und andere Industriezweige, deren Er-

zeugnisse neben den reichen Kohlengruben zu einem sehr ansehnlichen Ausfuhrhandel Anlaß geben. In der Nähe befindet sich mitten in einem schönen Park ein Thurm von 89 F. Höhe mit 11 F. dicken Mauern, der Ueberrest des Alloa-House, des im 13. Jahrh. erbauten Stammschlosses der Grafen von Mar, deren Titel an die Familie Erskine übergegangen ist.

Allobröger (im Singular: Allobrox), celtisches Volk im Narbonensischen Gallien, das zwischen Rhône und Isère, in dem nördl. Theile der Dauphiné und Savoyen wohnte. Nachdem die A. vergebliche Versuche gemacht, Gallien gegen die Römer zu vertheidigen, wurden sie 121 v. Chr. von Quintus Fabius Maximus (der dafür den Beinamen Allobrogicus erhielt), der röm. Herrschaft unterworfen und hinfort vom Statthalter des Narbonensischen Gallien regiert. Ihre Hauptstadt war Vienna (Vienne), ihre Grenzstadt gegen die Helvetier Geneva (Genf). Unter ihren übrigen Städten ist besonders noch Cularo, später Gratianopolis, das heutige Grenoble, hervorzuheben.

Allocution (wörtlich: Anrede) nennt der röm. Curialstil die Anrede des Papstes an das Cardinalscollegium über irgendeinen kirchlichen oder polit. Gegenstand. Die A. ist, besonders wenn es sich um auswärtige Beziehungen handelt, gewissermaßen mit den amtlichen Erklärungen, die constitutionelle Minister bei verabredeten Interpellationen in den Kammern geben, oder mit den Decreten zu vergleichen, welche Napoleon I. am Beginn eines Krieges an den Senat erließ, oder mit den Neujahrsreden Napoleon's III., die auch oft mehr den Charakter der Polemik, oder der Initiative dazu, als eine unmittelbare praktische Tendenz haben. Die Politik des röm. Stuhls benutzt häufig die A., um ein Princip zu wahren, das sie eben in einem einzelnen Falle aufzugeben genöthigt ist, oder um einen Anspruch für die Zukunft zu retten, der in der Gegenwart keine Aussicht hat. In der neuern Zeit haben besonders die Allocutionen, welche Gregor XVI., namentlich in der Kölner Streitsache, erließ, sowie die Pius' IX. Aufmerksamkeit erregt. Der letztgenannte Papst hat besonders gegenüber der «subalpinischen Regierung» häufig von denselben Gebrauch gemacht.

Allod, Alodium, angeblich von dem altdeutschen Worte Od, Gut, Grundeigenthum, und der Verstärkungssilbe al, bedeutet eigentlich das freie, der uneingeschränkten Verfügung des Inhabers unterworfene Grundeigenthum im Gegensatze zu dem bloßen Nutzungseigenthume oder Lehn, Feudum. Im weitern Sinne begreift man aber unter A., Allodialvermögen oder -Erbe die gesammte vom Lehnsnexus freie Habe, also auch Geld, bewegliche Inventarienstücke, ja selbst die bereits eingebrachten oder nach der Rechtsfiction für eingebracht anzusehenden Früchte des Lehnguts. Praktisch wichtig wird die Zerlegung des Vermögens in eine Lehns- und Allodialmasse (Sonderung des Lehns vom Erbe, separatio feudi ab allodio), wenn Concurs zu dem Vermögen eines Vasallen ausbricht, wo nur die Lehnsgläubiger sich an die Substanz des Lehnguts halten können und dafür den andern Gläubigern das freie Vermögen zu ihrer Befriedigung überlassen müssen, ingleichen wenn bei dem Tode eines Vasallen andere Personen als Lehns-, andere als Land-(Allodial-)Erben auftreten. So würden, wenn der Besitzer eines Mannlehnguts nur Töchter hätte, diese nach des Vaters Tode die Allodialmasse ausschließend beanspruchen dürfen, während das Lehngut an die berechtigten Geschlechtsvettern oder in deren Ermangelung an den Lehnsherrn fiele. In derselben Weise ist das mit Fideicommißeigenschaft versehene Gut von dem eigenen Vermögen des Inhabers zu trennen. Die Einsicht, daß das Lehnwesen nach dem Wegfall der alten Kriegsverfassung zu einer beziehungslosen Institution geworden sei, redet auch in Deutschland einer Verwandlung sämmtlicher Lehne in freies Erbe (Allodification) das Wort. Der Vasall wird dadurch gegen Uebernahme einer jährlichen Geldabgabe (Kanon) oder gegen einmalige Erlegung einer Abfindungssumme von dem Lehnsherrn seiner Pflicht entlassen und erlangt an dem Lehngut volles Eigenthum.

Allonge oder Anhang nennt man das Stück Papier, welches einem Wechsel angehängt (angeklebt) wird, um denselben weiter indossiren zu können, wenn seine Rückseite durch vorherige Giros dazu keinen Platz mehr frei hat.

Allongenperrücke heißt die verlängerte Haarhaube, welche zur Zeit Ludwig's XIII. in Frankreich aufkam. Es hatte damals die span. Tracht, der das kurzgeschnittene Haar entsprach, der niederl. Mode die Herrschaft abgetreten, und man ließ das lange Haar über den breiten Spitzenkragen fallen. Bald wurde mit der Länge und Stärke des Haars Koketterie getrieben. Ja die Uebertreibung der Mode erschuf endlich so unnatürliche Lockengebäude, daß auch der reichste Haarwuchs dafür nicht hinreichte, jedermann also, der Anspruch auf Ansehen in der Gesellschaft machte, eine A. tragen mußte. Diese Mode herrschte in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Ludwig's XIV. und vollendete die steife Feierlichkeit der Tracht am versailler

Hofe, von wo sie sich über das übrige Europa verbreitete. Dem Charakter Ludwig's XIV. entsprach es, daß er selbst die hundertlockige Perrüke in ungeheuerlicher Größe trug, um seiner Gestalt eine imponirende Herrlichkeit zu verleihen. Die A. dieser Ausbildung war über der Stirn hochgethürmt und in der Mitte gespalten, floß in reichen Locken zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Brust herab, ließ die Achseln frei, reichte dagegen bis zur Mitte des Rückens nieder. Die Unbequemlichkeit solcher Haartracht verbannte sie aus dem häuslichen Gebrauche und führte statt derselben eine abgestutzte Perrüke (Stutz) ein, deren sich selbst Ludwig XIV. in den Vormittagsstunden bediente. Man band auch die langherabfließenden Locken, die sich bei jeder raschen Bewegung verwirrten, links und rechts auf der Brust oder auf dem Rücken an ihren Enden zusammen, schlang sie auch in einen Knoten zusammen, wodurch sich die sogenannte Knotenperrüke bildete. Gegen 1700 wurde die A. weiß gepudert. In dieser Gestalt hat sie sich bis zur Stunde in England, als das Symbol der Amtsfeierlichkeit, bei den Gerichtspräsidenten und andern bürgerlichen Würdenträgern in Gebrauch erhalten.

Allopathie nannte Hahnemann, der Erfinder der Homöopathie, die von andern Aerzten vertretene Medicin. Derselbe war nämlich der Meinung, eine Krankheit könne nur durch solche Mittel geheilt werden, welche beim Gesunden ein der bezüglichen Krankheit ähnliches (griech. ὅμοιον) Leiden hervorrufen, während ihm schien, daß die andern Aerzte die Krankheiten nur mit Mitteln bekämpften, welche, beim Gesunden angewandt, ein der bekämpften Krankheit unähnliches, entgegengesetztes, überhaupt anderes (griech. ἄλλον), Leiden erzeugen. Diese Ansichten Hahnemann's sind jedoch zum mindesten einseitig zu nennen, weil die vernünftigen Aerzte zu allen Zeiten ebenso wol die eine als die andere Methode befolgt haben, unter sorgfältiger Berücksichtigung der Besonderheit des Falls.

Allophan, eine Verbindung von kieselsaurer Thonerde und Wasser, die meist durch kohlensaures Kupferoxyd verunreinigt ist. Das Mineral findet sich in unregelmäßiger Gestalt, traubig, nierenförmig, tropfsteinartig, als Ueberzug, ist himmelblau von Farbe, die oft ins Spangrüne, Gelbe, Braune oder Weiße verläuft, und hat die Härte = 3,5—4,5 und ein specifisches Gewicht = 1,8. Namentlich kommt A. als neueres Erzeugniß in Begleitung von Kupfererzen bei Gräfenthal unweit Saalfeld, Schneeberg in Sachsen, auf dem Herrensegen bei Wittichen und bei Gersbach am Schwarzwalde vor.

Allori (Alessandro), auch Bronzino genannt, Maler, geb. zu Florenz 1535, gest. 1607, ein Neffe und Schüler des Angelo Bronzino, ist den minder begabten Nachfolgern des Michel Angelo zuzuzählen und zumeist nur in Bildnissen von einiger Bedeutung. — Sein Sohn Cristoforo A., geb. zu Florenz 1577, gest. 1621, hat ungleich höhere künstlerische Verdienste. Derselbe steht an der Spitze des neuen Aufschwungs der Malerei, welcher zu seiner Zeit in Florenz stattfand, und zeichnet sich durch Originalität, Ausdruck eines lebensvollen Gefühls und weichen Schmelz des Colorits aus. Sein Meisterwerk ist das Gemälde der Judith (im Palast Pitti zu Florenz), die schönste, mit Poesie durchgeführte Darstellung dieses Gegenstandes. Der Künstler soll in der Judith das Bildniß seiner stolzen Geliebten, in dem Leichenhaupte des Holofernes sein eigenes gemalt haben.

Allotria (griech.) sind Nebendinge, welche zur Hauptsache, wovon gerade gehandelt wird, nicht gehören. In der Dialektik bedient man sich derselben, um seinen unwachsamen Gegner von dem Hauptgange der Erörterung abzuführen. Redner und Lehrer, welche in ihre Darstellung fremdartige Dinge einmischen oder Gedanken verfolgen, die der Hauptsache fern liegen, haben den Fehler der Allotriologie. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche «treibt» derjenige A., welcher sich mit Dingen beschäftigt, die einem bestimmten zu verfolgenden Zwecke oder dem Lebenszwecke überhaupt nicht entsprechen.

Allotriophagie (griech.) nennt man insbesondere die bei Geisteskranken oft vorkommende Neigung zum Verschlingen von allerlei Dingen, die durchaus nicht zu den Nahrungsmitteln gehören. Diese Kranken verschlucken oft die gefährlichsten oder ekelhaftesten Gegenstände, wie Koth, Glas, Nägel, Messer u. s. w. Bisweilen sind dabei Selbstmordgedanken im Spiel, oft aber nur eine krankhafte Begier, ein Gelüst oder auch gewisse verrückte Motive. Annähernde Zustände finden sich bei Nervenverstimmungen und bei Schwangerschaft, doch bleiben sie hier meist in den Grenzen des zwar Sonderbaren, aber nicht Unvernünftigen und nicht offenbar Schädlichen. (S. Gelüste.)

Allotropie ist die Eigenthümlichkeit mancher chemisch einfachen Stoffe (Elemente), in zwei oder mehr so auffallend verschiedenen Modificationen vorzukommen, daß man sie für einander ganz fremde Substanzen halten würde, wenn die Identität ihrer chem. Natur nicht ander-

weitig festgestellt wäre. Ein auffallendes Beispiel hierfür ist der Kohlenstoff. Dieser kommt einmal als Diamant im krystallinischen, glashell durchsichtigen Zustande vor, dann als der schwarze, unkrystallinische Graphit (Reißblei), kann aber auch künstlich als Ruß, Thier- und Pflanzenkohle dargestellt werden. Ebenso läßt sich der weiße, entzündliche Phosphor durch Erhitzen in luftfreien Gefäßen in eine an der Luft unentzündliche, allotrope Modification von rother Farbe verwandeln. Auch das Silicium und der Sauerstoff haben allotrope Modificationen. Die beiden von Schönbein Ozon und Antozon genannten allotropen Zustände des Sauerstoffs zeichnen sich durch starken, eigenthümlichen Geruch und große Neigung, sich mit oxydirbaren Stoffen zu verbinden, aus.

All' ottava, all' ott. oder 8va, zeigt in der Musik an, daß die einzelne Note oder die längere Notenreihe, über welche dieses Zeichen gesetzt ist, die Octave höher gespielt werden soll. Bei längern Reihen werden dem Zeichen Punkte oder eine Schlangenlinie beigefügt, und die Wirkung des Zeichens erstreckt sich dann so weit, als diese Linie fortgeführt ist. Das Wiedereintreten der gewöhnlichen, von den Noten bezeichneten Tonhöhe wird durch loco angedeutet. In Partituren zeigt all' ottava an, daß ein Instrument mit einem andern in der Octave fortschreiten soll. Auch unter Baßnoten findet sich diese Bezeichnung; sie bewirkt dann aber, daß die tiefere Octave dazu gespielt wird.

Allstedt, Stadt und Sitz eines Justizamts im Großherzogthum Sachsen-Weimar, bildet mit seinem zum Verwaltungsbezirk Weimar II. gehörigen Amtsbezirke (mit 7924 E.) ein 2½ Q.-M. großes, sehr fruchtbares Enclavegebiet innerhalb des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, das an den südöstl. Fuß des Harzes anlehnt, von der Helme und Unstrut begrenzt wird und den östl. Theil der Goldenen Aue begreift. A., ein uralter Ort, liegt an der Rhöne, welche ½ St. entfernt in die Helme mündet, zählt (Ende 1861) 2864 E., hat eine Rübenzuckerfabrik und Pottaschesiederei und hält jährlich vier nicht unbedeutende Jahr- und Viehmärkte. Außer dem Justizamte bestehen zu A. auch ein Rechnungs- und Bergamt, eine Forstinspection und eine Superintendentur. Bei dem hoch über der Stadt gelegenen, jetzt großherzogl. Schlosse befindet sich eine Stuterei. Angeblich wurde A., dessen Name schon im 8. Jahrh. vorkommt, von König Heinrich I. mit seiner Gemahlin Hatheburch erheirathet. Unter den Ottonen, von denen Otto II. hier 974 einen Reichstag hielt, war es Reichsdomäne und kaiserl. Pfalz. Mit letzterer kam es nacheinander an die Familie von Goseck, die Grafen Sommerscheburg, die Markgrafen von Brandenburg und Grafen von Mansfeld und Anhalt, 1350 (oder 1363) an das askanische Haus Sachsen. Endlich fiel A. nach mehrern Verpfändungen an die meißnischen Kurfürsten von Sachsen. Von Johann dem Beständigen an Mansfeld verpfändet, aber 1554 wieder eingelöst, ward es zur Ernestinischen Portion geschlagen und gehörte dann halb zu Weimar, halb zu Altenburg, bis es 1672 ganz an Weimar fiel.

Allston (Washington), bekannter nordamerik. Maler und Dichter, geb. 5. Nov. 1779 bei Georgetown in Südcarolina, widmete sich anfangs dem Studium der Medicin, wendete sich jedoch infolge einer Bekanntschaft mit dem Maler Malbone der Malerkunst zu. 1801 ging er zur weitern Ausbildung auf die Akademie zu London, und 1804 begab er sich über Paris nach Rom und lebte hier mit Thorwaldsen und Coleridge in vertrautem Umgange. Nach kurzem Aufenthalt in Amerika seit 1809 wendete er sich 1811 abermals nach England, wo er den großen Preis der British Institution gewann, aber durch den Tod seiner Gattin, einer Schwester Channing's, tief gebeugt wurde. Nachdem er 1818 mit Leslie nochmals Paris besucht hatte und 1819 zum Mitgliede der engl. Akademie ernannt worden, kehrte er nach Amerika zurück. Hier lebte er zu Cambridgeport bei Boston der Kunst und den Musen, vermählte sich 1830 zum zweiten mal mit einer Schwester des Novellisten Dana und starb 8. Juli 1843. Die Zahl seiner Bilder ist sehr ansehnlich. Die Stoffe für dieselben sind meist der biblischen Geschichte entnommen, wie Jakob's Traum, Elias in der Wüste, Saul und die Hexe von Endor, die Befreiung des Petrus aus dem Gefängnisse u. s. w. Das Fest Belsazar's, ein kolossales Gemälde, mit welchem er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte, blieb unvollendet. Der Stil A.'s ist großartig, seine Ideen sind geistreich; in manchen seiner Werke ist wahrer poetischer Sinn nicht zu verkennen. Im Colorit kommt er nach Platen's Urtheil den alten Meistern näher als die meisten der neuern Maler; man nannte ihn daher auch den amerikanischen Titian. Unter seinen gedruckten Schriften sind die vorzüglichsten und bekanntesten das Gedicht: «The sylphs of the seasons» (Lond. 1813 u. öfter), welches er in England dichtete; dann «Monaldi» (Bost. 1842; deutsch von Kahldorf, Lpz. 1843), eine Erzählung, die von feinem Schönheitsgefühle und genauer Kenntniß des menschlichen Herzens Zeugniß

ablegt, und zu der Gattung von Kunstnovellen gehört, welche durch Longfellow in der amerik. Literatur Bürgerrecht erlangt haben; endlich die «Lectures on art», die nach dem Tode des Verfassers von Dana (New-York 1850) herausgegeben wurden.

Alluvionsrecht, bezieht sich auf die Vergrößerung, welche einem am Wasser belegenen Grundstücke durch die allmähliche Anschwemmung von Sand, Geröll und Erdreich zuwächst. Nach den über Accession (s. d.) geltenden Grundsätzen geht das angeschwemmte Land als Nebensache in das Eigenthum desjenigen über, welchem das Eigenthum an dem Hauptgute zusteht, ohne daß er den Proprietar des Grundstücks, wo der Boden abgerissen wurde, zu entschädigen braucht.

Alluvium, Alluvionen, Alluvialbildungen nennt man gewöhnlich die neuesten Ablagerungen des Wassers an der Erdoberfläche. Da man diese Ablagerungen in der Regel nur dann beobachten kann, wenn sie auf der Landoberfläche oder an den Meeresküsten stattfinden, so bestehen die bekannten Alluvionen ganz vorherrschend aus Flußanschwemmungen, Deltabildungen und Dünen oder Sandbänken, nicht aus eigentlichen Meeresablagerungen. Unzweifelhaft finden aber stets auch auf tieferm Meeresboden, der directen Beobachtung unzugänglich, und zwar räumlich weit ausgedehntere Ablagerungen statt, welche ebenfalls geologisch zu den Alluvialbildungen gehören. Ebenso pflegt man hierzu auch die kalkigen, kieseligen und eisenreichen Ablagerungen der jetzigen Quellen zu rechnen, obwol dies eigentlich nicht mechan. Anschwemmungen, sondern chem. Niederschläge sind. Aus diesem Grunde und um alle neuesten Gesteinsbildungen der verschiedensten Art durch Ein Wort bezeichnen zu können, braucht man dafür neuerlich sehr oft den Ausdruck recente Bildungen, die aber auch die Laven der thätigen Vulkane umfassen. Will man die Laven ausschließen, so bezeichnet man alles übrige als recente Ablagerungen. Diese letztern bestehen nun z. B. aus Geröllen, Sand, Schlamm, Thon, Mergel, Kalkschlamm, Kalktuff, Kalksinter, Kieseltuff, Kieselsinter, kieseliger Infusorienerde, Eisenocher, Raseneisenstein, Torf und zusammengeschwemmten Pflanzenresten. Es sind das zugleich die Materialien, aus welchen, unter Bedeckung neuerer Ablagerungen, durch Druck alle die verschiedenen ältern und festern Sedimentärgesteine hervorgegangen sind, welche einen Theil der festen Erdkruste bilden, so z. B. Conglomerate, Sandstein, Thonstein, Schieferthon, Thonschiefer, Mergelschiefer, Kalkstein, Dolomit, Polierschiefer, Brauneisenstein, Braunkohle, Schwarzkohle, Anthracit u. s. w. Sehr schwierig, ja kaum möglich ist es unter diesen Umständen, eine feste Grenze zwischen alluvialen oder recenten und ältern Ablagerungen zu ziehen. Die Gesteinsbeschaffenheit ist hierfür nicht entscheidend, da auch ältere Ablagerungen fast unverändert geblieben sein können, und die Lagerung an der äußersten Erdoberfläche ist es ebenso wenig, da auch ältere Ablagerungen unbedeckt bleiben konnten. Will man dagegen eine bestimmte Grenze in der Natur der organischen Reste suchen oder feststellen, welche in den Ablagerungen als Versteinerungen gefunden werden, so entsteht wieder die Frage, wie das geschehen soll. Das Auffinden der Reste von ausgestorbenen Species im fossilen Zustande kann an und für sich nicht entscheiden, da mehrere Thierspecies ganz entschieden erst in histor. Zeit ausgestorben sind. Reste von Menschen findet man überhaupt selten im fossilen Zustande; man hat aber einzelne mit sogenannten vorweltlichen Thieren zusammen gefunden, wodurch das geol. Alter des Menschengeschlechts sich als ein viel höheres ergeben hat, als man früher vermuthete. Aus diesem ergibt sich, daß eine scharfe Grenze zwischen sogenannter Vorwelt und Jetztwelt überhaupt nicht gezogen werden kann, daß vielmehr beide, wie alle Perioden der Menschengeschichte, ohne scharfe Grenzen ineinander verlaufen. Bei alledem ist aber eine solche, wenn auch nicht scharfe, Unterscheidung zwischen Jetztwelt und geol. Vorwelt zweckmäßig und auch ausführbar. Zu den Alluvionen rechnet man nur die Ablagerungen der Jetztwelt.

Alma, d. i. die Nährende, Nahrunggebende, Holde, ein Beiwort, welches von den röm. Dichtern häufig solchen Gottheiten, die dem Menschen freundlich sind, wie der Ceres, Venus u. a. gegeben wird. Auch legt man es der Erde, dem Lichte, dem Tage, dem Wein, dem Acker bei. Einen ähnlichen Sinn hat es auch in Alma mater, d. i. Nährmutter, womit man in der höhern Rede die Hochschule zu bezeichnen pflegt.

Alma, ein Fluß in der südruss. Halbinsel Krim, entspringt am Sinab-Dagh im S. des Tschatyr-Dagh, etwa 8 M. östlich von Sewastopol, fließt in einem engen Thale, meist zwischen steilen und hohen Uferrändern, erst gegen NW., dann gegen W. und mündet in der Nähe des Caps Lukull, 3½ M. im N. von Sewastopol, nach einem Laufe von etwa 10 M., auf welchem er zahlreiche Wasserfälle bildet. Die A. ist bekannt geworden durch die Schlacht, welche im Orientkriege 20. Sept. 1854 von den Verbündeten unter Saint-Arnaud und Lord Raglan hier gewonnen wurde. Die Verbündeten waren nach ihrer ungestörten Landung bei Eupatoria

gegen Sewastopol aufgebrochen und trafen den Fürsten Menschikow, der die russ. Streitkräfte in der Krim befehligte, in einer Vertheidigungsstellung, welche er am südl. Thalrande der A. zur Deckung Sewastopols genommen hatte. An sich war diese Stellung stark. Der Vorderrand des von O. nach W. laufenden, mit Weingärten und Hecken durchschnittenen Flußthals fällt sanft ab und kann vom Südrande, der sich steil erhebt, gut bestrichen werden. Der Fluß selbst hat zwar mehrere Furten, für alle Waffen gangbar, auch eine Brücke beim Dorfe Burliuk, aber der Grund selbst bietet viele Hindernisse. Doch war die Position für die russ. Truppenstärke zu ausgedehnt, und Fürst Menschikow hatte bei seiner in zwei Treffen mit einer Hauptreserve genommenen Aufstellung den linken Flügel vernachlässigt, für welchen er, der steilern Höhen wegen, nichts fürchtete. Die Armee der Verbündeten griff diese Stellung 20. Sept. an. Nach dem ursprünglichen Plane sollte ein Frontangriff der Franzosen durch zwei Divisionen (Canrobert und Prinz Napoleon) mit einem Umfassen des rechten feindlichen Flügels durch die engl. Armee verbunden werden, die Division Bosquet den linken russ. Flügel umgehen, unter Mitwirkung der Flotte, die beim Cap Lukull lag, und die Division Forey in Reserve bleiben. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so würde Menschikow gegen das Meer und nach Sewastopol geworfen worden und diese Feste bei ihren noch mangelhaften Vertheidigungsanstalten vielleicht alsbald gefallen sein. Aber die Briten rückten zu spät aus und zu langsam vor, sodaß die Schlacht 3½ St. später begann, als die Disposition bestimmt hatte, und der umfassende Angriff wurde der Hindernisse wegen ganz aufgegeben. Die beiden franz. Divisionen griffen den Thalgrund mit großem Ungestüm, die Engländer, deren erstes Treffen nach gewohnter Weise in Linie entwickelt war, mit altbrit. Kaltblütigkeit und darum größerm Verluste an. Das Geschützfeuer von beiden Seiten wurde bald sehr lebhaft; im Thalgrunde entbrannte der heftigste Kampf in den Gärten. Unterdessen eröffneten sämmtliche Dampfer ihr Feuer gegen den russ. linken Flügel, und Bosquet's 1. Brigade, das 3. Zuavenregiment mit den algierischen Schützen (Turcos) an der Spitze, erstieg die dortige Höhe, wo bisjetzt nur ein einziges russ. Bataillon stand. Die 2. Brigade, außer Verbindung gekommen, stieß jedoch auf Uebermacht und mußte aus der Reserve verstärkt werden. Der Kampf um den Thalgrund, nachdem Canrobert ebenfalls Verstärkung erhalten hatte und Bosquet von der Flanke her drückte, endigte mit dem Zurückweichen der Russen, welche jeden Fußbreit vertheidigten; auch die Briten hatten mit Sturm die Höhe gewonnen. Fürst Gortschakow, welcher den rechten Flügel befehligte, versuchte noch durch einen Massenangriff von acht Bataillonen mit dem Bajonnet die Engländer wieder in den Grund zu werfen und die Schlacht herzustellen, aber von Kugeln und Kartätschen der Batterien überschüttet, von Bataillonssalven und Schützenfeuer aus Miniébüchsen empfangen, mußten die Russen weichen. Die Franzosen hatten unterdessen nach erbittertem Kampfe die dominirende Telegraphenhöhe genommen und dort ihre Fahnen zum Siegeszeichen aufgepflanzt. Da befahl Fürst Menschikow den Rückzug, welcher, da die Verbündeten keine genügende Cavalerie hatten, ungestört blieb. Sie benutzten ihren Sieg aber auch nicht zu einem raschen Angriff auf Sewastopol, sondern verweilten zwei Tage auf dem Schlachtfelde, nach Saint-Arnaud's Angabe, weil die Engländer nicht marschfertig werden konnten.

Almacks heißen in England gewisse in regelmäßiger Folge veranstaltete Subscriptionsbälle, welche nicht nur in London zu Anfang der winterlichen «season», sondern auch in der Provinz, besonders an Badeorten, in der Gesellschaftszeit vorkommen. Ihre Bezeichnung haben sie von dem Namen eines Gastgebers, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in London lebte. Seit 1763, und dann weiter bis 1772, vergnügte sich Londons vornehme Welt an Concerten, Bällen und Maskeraden von damals unübertroffener Eleganz und Pracht, die in dem Hause einer frühern deutschen Sängerin, Therese Cornelys, in dem sogenannten Carlislehouse auf dem Alten Sohoplatze gegeben wurden. Mit diesen hocharistokratischen Unterhaltungen traten schon 1765 ähnliche in Concurrenz, die 12. Febr. jenes Jahres bei dem Traiteur Almack (eigentlich M'Call) in drei neuerrichteten Salons mit ungemeinem Prachtaufwand ihren Anfang nahmen und ihre Vorgängerinnen bald ausstachen. Die Subscription kostete nicht weniger als 10 Guineen für die ganze Reihe von 12 Bällen, und die Herrenbillets galten nur für die Person, der sie von dem aus den vornehmsten Damen (ladies patronesses) bestehenden Comité auf persönliche Anmeldung oder Bürgschaft ausgestellt waren. Ueberhaupt wurde der Zutritt als eine Ehre betrachtet, die das Bürgerrecht in der fashionablen Welt ertheilte. In neuerer Zeit sind die Almacksbälle sehr in Verfall gekommen, obwol sie noch immer alljährlich in demselben Local, in der Kings-Street, St.-James, stattfinden, welches jetzt den Herren Willis

gehört, nach denen es auch Willis' Rooms genannt wird. Hier werden seit einigen Jahren auch die Concerte des londoner musikalischen Vereins unter der Leitung Ello's gegeben.

Almada, Villa und Hafenort von 4600 E. in Portugal, am linken Ufer der Entrada do Tejo, südlich Lissabon gegenüber, höchst malerisch am Fuße eines mit einem Castell gekrönten Felsen gelegen, ist von engl. Rittern gegründet und führt den Titel einer Grafschaft. Bei A. siegte 23. Juli 1833 Villaflor über die Miguelisten.

Almaden (arab. al mâden, Bergwerk), mit dem Beinamen de Azogue (Quecksilber), Stadt (Villa) in der span. Provinz Ciudad-Real, in der südwestl. Ecke Neucastiliens, nahe der Grenze von Andalusien, ist der Hauptort der hohen Mancha und Sitz eines königl. Bergamts, und zählt 7420 E. Die Stadt liegt anmuthig zwischen parallelen Bergketten der Sierra de A., einer westl. Fortsetzung der Sierra-Morena, und ist ein gutgebauter, reinlicher, lebhafter und wohlhabender Ort. Ihren Wohlstand verdankt sie den weltberühmten, in ihrer unmittelbaren Nähe und zum Theil unter ihr befindlichen Quecksilbergruben, welche schon von den Römern (im Alterthum hieß der Ort Sisapon), dann von den Mauren ausgebeutet wurden und Eigenthum der Krone sind. In den J. 1525—1645 befanden sich diese Gruben im Pacht der Familie Fugger, die durch deutsche Bergleute den Betrieb bedeutend in die Höhe brachte. Ein großer Brand richtete 1693 viel Schaden an und ein zweiter setzte 1755 die wieder eröffneten Werke außer Thätigkeit. Mit deutschen Ingenieuren und Bergleuten zog aufs neue ein regelmäßiger Betrieb ein, der von den Spaniern angenommen und weiter geführt wurde. Die jetzigen Bergwerke bilden fünf Stockwerke, deren unterstes 11000 F. Tiefe erreicht, und bauen auf einen fast senkrechten, nach unten immer breiter werdenden Zinnobergang, der im untersten Stockwerk 50 F. Mächtigkeit erreicht und zahlreiche Nester gediegenen Quecksilbers enthält. Die Werke und Hütten, in deren Nähe sich auch die Destillationsöfen befinden, beschäftigen durchschnittlich 3—4000 Bergleute. Der Hauptausfuhrort des Quecksilbers ist Cordova, wohin in neuerer Zeit eine Straße durch die Sierra-Morena angelegt worden. Die Bergwerke und Hütten von A. und von Almadenejos, einem unweit im O. gelegenen Städtchen von 1455 E., sind eine der Haupteinnahmequellen des Staats. Von 1773 bis 1823 gewann man jährlich 14300 Quintals (à 92,028 Pfd.), von da ab meistens über 20000 Quintals (24875 im J. 1839); später ist die Production auf etwa 14000 Quintals herabgegangen. Die span. Regierung verpachtete seit 1836 den Vertrieb des Products dem Hause Rothschild zu London. Dieses erneuerte wiederholt die Contracte und monopolisirte den ganzen Handel bis zur Entdeckung der Zinnoberlager Californiens, deren Product schon 1848 so sehr in Concurrenz trat, daß in diesem Jahre der 1847 geschlossene Pachtvertrag wegen großer Einbuße der königl. Bank aufgehoben wurde. Aber auch die nach dieser Zeit zum großen Theil wieder mit dem Hause Rothschild abgeschlossenen Verträge haben der span. Regierung keine großen Vortheile gebracht. Vgl. Nöggerath, «Mittheilungen über die Quecksilberbergwerke zu A.» (Berl. 1863).

Almagro, eine alte Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Ciudad-Real in Neucastilien, am Knotenpunkte der Straßen nach Toledo, Manzanares und Valdepeñas und an der Westbahn, in einem sehr fruchtbaren, oliven- und rebenreichen Hügelgelände, welches viele Gartenfrüchte, namentlich Melonen, hervorbringt. Die Stadt ist der Hauptort des unter dem Namen Campo de Calatrava bekannten Districts der Mancha, zählt mit den umliegenden Landhäusern 10273 E. und besitzt eine große Spitzenfabrik. Das hügelerfüllte Dreieck zwischen A., Manzanares und Valdepeñas ist fast ganz mit Weinreben bedeckt und liefert den berühmten Rothwein von Valdepeñas. Bei der Stadt und $1\frac{1}{2}$ Leguas südlicher, bei der Villa Granátula, befinden sich kalte Mineralquellen.

Almagro (Diego d'), span. Conquistador, ein Findling, der seinen Namen von dem span. Orte, in dessen Nähe er 1475 gefunden wurde, erhielt, ging, wie damals viele seiner Landsleute, nach Amerika, um sein Glück zu suchen. Auf mehrern Raubzügen brachte er dort ansehnliche Reichthümer zusammen, und war einer der wohlhabendsten Bürger der neuangelegten Colonie in Darien, als er von Pizarro (s. d.) für die Theilnahme an dem Zuge nach Peru gewonnen wurde. Das Unternehmen gegen das civilisirte Reich der Inkas, wobei A. ein Auge einbüßte, war von den überraschendsten Erfolgen begleitet. Während Pizarro nach dem Siege mit reichen Geschenken nach Spanien ging, versah A. das Amt des Statthalters, und erhielt auch vom span. Hofe die Erlaubniß, sich südlich von dem Gebiete des Pizarro eine eigene Statthalterschaft zu erobern. Nach Pizarro's Rückkehr zog daher A. 1534 mit einer Schar von Europäern nach Chile aus, drang tief in dem Lande vor und kam 1536 zurück, als eben die Peruaner unter ihrem jungen

Inka Mungo-Capac sich ermannt und die Spanier in Cuzco und Lima eingeschlossen hatten. Die beiden letztern Städte lagen jedoch schon über die dem Pizarro zugesprochene südl. Gebietsgrenze hinaus und wurden deshalb jetzt von A. in Anspruch genommen. Er zerstreute zwar das Heer der Eingeborenen vor Cuzco, zog aber ohne große Mühe die Spanier, welche zwei Brüder des Pizarro befehligten, sowie die von letzterm unter Alvarado gegen ihn gesendeten Truppen an sich und rückte mit seiner Macht gegen Lima vor, um sich zum Alleinherrscher Perus zu machen. Jedoch der schlaue Pizarro wußte durch Abschluß eines Vertrags A. von entscheidenden Schritten so lange abzuhalten, bis er sich selbst verstärkt hatte. Es kam 6. April 1538 bei Salinas unfern Cuzco zu einem heftigen Kampfe, in welchem A. geschlagen und gefangen wurde. Nachdem er zum Tode verurtheilt, ward er 26. April 1538 im Gefängnisse erdrosselt, dann noch sein Leichnam auf dem Markte von Cuzco enthauptet. — Sein mit einer Eingeborenen erzeugter, aber legitimirter Sohn Diego d'A. (geb. um 1520) sammelte einige Hundert der Anhänger seines Vaters, erstürmte den Palast Pizarro's, rächte sich durch Ermordung desselben (1541) und ließ sich zum Generalkapitän von Peru ausrufen. Trotz seiner kräftigen Schritte zur Besitzergreifung aller Punkte des Landes scharten sich indeß die Freunde des Ermordeten zusammen. Beide Parteien lagen in offener Fehde, als endlich der Oberrichter Vaca de Castro mit der Vollmacht zur Unterdrückung der Parteizwiste und Herstellung einer gesetzlichen Ordnung aus Spanien anlangte. A., der seinen Mittelpunkt in Cuzco hatte, ward nun zur Unterwerfung aufgefordert und, da er sich weigerte, von den Truppen des Vaca de Castro bei Chupas in der blutigsten aller bis dahin von den Weißen in Amerika gelieferten Schlachten 16. Sept. 1542 besiegt und gefangen. Er und 40 seiner Anhänger bestiegen bald darauf das Blutgerüst.

Almanach (vom arab. al-manâ, Maß, Zeit), ein Wort, welches das Abendland zugleich mit der Sache von den Arabern empfing. Man verstand darunter sowol im Orient als im Occident gegen Ende des Mittelalters astron. Ephemeriden oder kalenderartige Tafeln, welchen in der Regel noch astrol. und andere Bemerkungen beigegeben waren. Außer einer großen Anzahl solcher handschriftlichen A. aus dem 14. und 15. Jahrh., die noch auf den Bibliotheken aufbewahrt sind, wird der A. «pro annis pluribus» von Georg von Peurbach, der um 1460 zu Wien lebte, für den ältesten gedruckten gehalten. 1474 ließ Matthias Corvinus durch Johannes Regiomontanus einen A. berechnen und in deutscher und lat. Sprache drucken. Der Buchdrucker Engel zu Wien veröffentlichte seit 1491 regelmäßige A.; ebenso Stöfler in Tübingen seit 1524. Exemplare von den genannten Drucken finden sich äußerst selten. Jährlich erscheinende A. lassen sich erst seit dem 16. Jahrh. nachweisen. Im 17. Jahrh. begann man, den gewöhnlichen Kalendernotizen, astrol. Beigaben, Prophezeiungen (die in Frankreich 1579 von Heinrich III. verboten wurden), auch anderweitige Nachrichten beizufügen. So theilte der «Almanach royal», der 1679 zu Paris erschien, Notizen über den Postenlauf, die Hoffeste, die Messen und Märkte, Münzplätze u. s. w. mit, die 1699 durch die Genealogie des königl. Hauses, die Aufzählung der Geistlichkeit u. s. w. vermehrt wurden. Dasselbe fand bald in Deutschland Nachahmung, wie in Preußen 1700, in Sachsen 1728, und unter dem Titel: «Royal Calendar» seit 1730 auch in England. Andere, mehr für die Verbreitung unter das Volk berechnete A. gaben anstatt jener officiellen Mittheilungen lieber Anekdoten, Gedichte, kleine Erzählungen u. dgl. den eigentlich kalendarischen Nachrichten bei. Letztere wurden endlich sogar Nebensache, und die meist auf Unterhaltung oder auf Belehrung berechneten literarischen Beigaben gewannen gänzlich das Uebergewicht, wiewol man den Namen A. beibehielt. Nach der Verschiedenheit ihres Inhalts und ihrer Bestimmung erhielten sie den Titel: Musenalmanach, Damenalmanach, geneal., histor., diplomatischer Almanach u. s. w. Von Deutschland aus, wo diese Gattung der Literatur von 1815—30 ihren Gipfel erreichte, verbreitete sich dieselbe nach Frankreich, England und die übrigen Länder Europas. (S. Taschenbücher.)

Almansa (Almantica im goth. Mittelalter), eine Stadt (Ciudad) mit 7334 E. in der span. Provinz Albacete des ehemaligen Königreichs Murcia, nahe der Grenze von Valencia, liegt 2200 F. über dem Meere an einem mit Burgtrümmern geschmückten Hügel in einer weiten, von einzelnen Häusern übersäeten, Getreide und Oel erzeugenden Gegend. Die Stadt steht als Knotenpunkt der Eisenbahnen nach Valencia und Alicante einer großen Zukunft entgegen. Die Ebene von A. war 25. April 1707 der Schauplatz der entscheidenden Schlacht, in welcher die Spanier und Franzosen unter Berwick über die verbündeten Briten, Holländer und Portugiesen siegten und den Spanischen Successionskrieg zu Gunsten der Bourbonen beendeten. Auch ist A. durch den Rückzug der Franzosen unter Bessières aus Valencia, der 3. Juli 1808 erfolgte, bekannt.

Almansor, mit seinem vollständigen Namen Abu-Dschafer Abdallah ben-Mohammed al-Mansûr (d. h. dem Gott hilft), geb. 712, war der zweite Khalif aus dem Hause der Abbasiden und regierte von 754—75. Erst durch blutige Kämpfe, Meuchelmord und treulosen Verrath gegen seine ergebensten Freunde gelangte er in den sichern Besitz seiner Macht. Gegen die vielen im Mohammedismus sich erhebenden Sekten, namentlich aber gegen die Christen in Syrien und Aegypten, wandte sich sein Zorn, und gewaltsamer Druck entvölkerte und verarmte die Provinzen. Im Kampfe gegen auswärtige Feinde aber war A. wenig glücklich. Er zeigte sich dabei als ein Freund der Künste und Wissenschaften, ließ z. B. aus dem Syrischen die Elemente des Euklides, aus dem Persischen die berühmten Fabeln des Bidpai übersetzen und veranlaßte die gelehrtesten Männer seiner Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten über die Lehren des Koran. Ebenso groß war seine Liebe zur Baukunst. Mit ungeheuerm Aufwande gründete er als neue prachtvolle Residenz die Stadt Bagdad, suchte aber durch ungeheuere Steuern die Kosten seiner Bauunternehmungen zu decken. Dabei war er frei von dem Hange zu roher Sinnlichkeit, hingegen streng in seinen Sitten und einfach in seinem Aeußern. Auch ordnete er die schwarze Tracht als die nationale der Abbasiden an. A. führte zuerst den unheilvollen Gebrauch ein, freigelassene Sklaven, meistens aus Ausländern bestehend, zu Statthaltern der Provinzen zu ernennen, welche Maßregel bald die Macht des Khalifats untergrub. Er starb 18. Oct. 775 während einer Pilgerfahrt nach Mekka.

Al marco, d. h. nach dem Markgewicht, wird der Preis von Münzen auf den Curszetteln in dem Falle bestimmt, wenn dieselben nicht vollwichtig oder nur selten cursirend sind. So werden z. B. die leichten Dukaten al marco verkauft. Ferner wird das Gold al marco notirt.

Almás (spr. Almaasch), ein fischreicher Fluß in den Comitaten Sümeg und Baranya in Ungarn, an dem die Stadt Szigeth liegt. Außerdem führen diesen Namen 15 ungar. und siebenb. Ortschaften, darunter: 1) A., ein großer Marktflecken im Comitat Zombor, mit 7938 größtentheils kath. E. und vorzüglichem Weizen- und Roggenbau; 2) A., ein Dorf im Comitat Komorn, an der Donau, ausgezeichnet durch seinen rothweißen Marmorbruch, ein Bad und viele röm. Alterthümer; 3) Tót-Almás, oder richtiger Tó-Almas (See-Almás), Ort im Comitat Pesth, ebenfalls bekannt durch seinen Wein; 4) A. oder Homorod-Almás, Dorf in Siebenbürgen, im Lande der Szekler, am Flusse Homorod, 2 M. im SO. von Udvarhely, mit 1700 E., einer Salzquelle und einer sehenswerthen Tropfsteinhöhle, bei welcher der Varghas durch einen Berg strömt, und in der sich 1000 Mann verbergen können; 5) Nagy- oder Groß-Almás, Dorf in Siebenbürgen, 7 M. im NW. von Klausenburg, mit 1610 E. und den Ruinen des im 16. Jahrh. vom Wojwoden Emerich Balassa bewohnten Schlosses A. oder Desövar und einer durch verschiedene Sagen (z. B. von dem Hervorkommen der Kinder von Hameln) berühmten Höhle.

Almásy (spr. Almaaschy), ein ausgebreitetes ungar., theils gräfl., theils hochadeliches Geschlecht mit dem Prädicat von Zsadányi und Török-Szent-Miklós, dessen Stammschloß im Comitat Heves liegt und das bis auf die neueste Zeit herab mehrere im öffentlichen Leben bekannt gewordene Mitglieder zählt. — A. (Jos. Ign. von, nachher Graf), k. k. Reitergeneral, geb. 1726 zu Gyöngyös, zeichnete sich an der Spitze eines Husarenregiments vielfach im Siebenjährigen Kriege aus, ward dafür 1777 in den Grafenstand erhoben und 1773 zum Feldmarschall-Lieutenant, 1784 zum General der Cavalerie befördert. Er starb 7. März 1804 zu Zsádányi. — A. (Paul von), bekannt durch seine Wirksamkeit in der ungar. Revolution, wurde 1818 zu Pesth geboren. Er zeigte sich stets als entschiedener Anhänger der Opposition und gelangte 1844 auf den presburger Reichstag als Abgeordneter des Comitats Heves, in dem er auch als Untergespan fungirte. Am pesther Reichstage von 1848 vertrat er Gyöngyös und wurde zu einem der Unterpräsidenten des Repräsentantenhauses gewählt. Nach der Abdankung Pázmándy's und Pálfy's versah er allein im debrecziner Parlament das Amt des Präsidenten. Nach Beendigung der Revolution flüchtete er nach Paris. Später erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren, und seitdem lebte er auf seinen Gütern im Comitat Heves. Neuerdings zeichnete er sich patriotisch aus, indem er eine Stiftung von 10000 Fl. an der ungar. Akademie der Wissenschaften machte. — A. (Mor., Graf), Sohn des Grafen Christoph, geb. 17. Jan. 1808, ein hervorragendes Mitglied der conservativen Partei in Ungarn, war bis 1848 Unterpräsident der königl. ungar. Hofkammer. Zur Zeit des Finanzministeriums Kossuth hatte er den Vorsitz beim Gerichtshofe über den Schleichhandel. Nachdem die Kaiserlichen Buda-Pesth occupirt, erhielt er das Amt des Präsidenten an der wiedereingesetzten Hofkammer, deren Wirksamkeit aber 1853 aufhörte, als Ungarn in fünf Verwaltungsbezirke eingetheilt wurde.

Almée oder Almeh, genauer Alimeh (in der Mehrzahl Awalim), d. i. gelehrte Frau, ist im Orient, besonders in Aegypten, der Name für die Sängerinnen und Tänzerinnen höherer Klasse, welche einen eigenen Stand bilden, in Gemeinschaften leben und in den Häusern der Reichen und Vornehmen bei festlichen Gelegenheiten und Hochzeiten die Gesellschaft mit ihren Vorträgen und Tänzen unterhalten. Die Dichtungen, die von ihnen gesungen werden, sind ebenso wie die von ihnen unter Begleitung von Castagnetten, Flöte, Tamburin und Trommel aufgeführten Tänze und Tanzpantomimen vorzugsweise erotischer Natur. Was die A. für die höhern Klassen der Gesellschaft, leisten die Ghawasi (Sing. Gasieh) für das Volk. Letztere sind Zigeuner, die in Gesellschaften von Mitgliedern beiderlei Geschlechts von Ort zu Ort herumziehen und in den größern Städten auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ihre auf Erregung der Sinnlichkeit berechneten Tänze aufführen. Obgleich die weiblichen Ghawasis zugleich Buhldirnen sind, gilt es doch für keine Schande, sich mit einer solchen zu vermählen.

Almeida, schlechtgebaute, aber starkbefestigte, mit modernen Wällen und Bastionen umgürtete Stadt (Villa) im District Guarda der portug. Provinz Beira, liegt unweit östlich vom Flusse Coa auf einer Anhöhe, die eine weite Ebene beherrscht und auf ihrem Gipfel ein starkes Castell trägt. Die Stadt zählt 1150 E., hält monatlich einen von Portugiesen und Spaniern sehr besuchten Markt und ist nächst Elvas die wichtigste Grenzfestung gegen Spanien. Dieselbe fiel 1762 nach großem Verluste in die Hände der Spanier, wurde aber wieder zurückgegeben. Als die Franzosen unter Ney 24. Juli 1810 über die Coa in Portugal eindringen wollten, vertheidigte sich der engl. General Cox in A. wider Masséna. Erst infolge der Entzündung eines großen Pulvermagazins entschloß sich Cox 27. Aug. zur Capitulation. Bei dem Rückzuge der Franzosen aus Portugal sprengte, nach dem mörderischen Kampfe Masséna's mit Wellington 3. und 4. Mai 1811, der franz. Befehlshaber von A., General Brenier, den größten Theil der Festungswerke; dieselben wurden jedoch von den Engländern bald wieder in Stand gesetzt. Im Febr. 1844 fiel A. in die Hände der Insurgenten unter Graf Bomfim, wurde Anfang April von den königl. Truppen beschossen und 29. April zur Uebergabe gezwungen.

Almeida (Don Francesco d'), ein portug. Held aus dem Geschlechte der alten Grafen von Abrantes, hatte sich durch Muth und Tapferkeit in den Kriegen gegen die Mauren und bei der Eroberung von Granada den Ruf eines ausgezeichneten Kriegers erworben und wurde deshalb von König Emanuel I. 1505 zum ersten Vicekönig in Ostindien ernannt. Mit einer Flotte von 36 Segeln zu Quiloa angelangt, begann er in rascher Folge durch Waffengewalt den portug. Namen furchtbar zu machen und durch klug berechnete Verträge den Einfluß seiner Landsleute auszubreiten. Die Staaten Quiloa, Mombas, Cananor, Cochin, Kalikut, Malakka u. s. w. wurden theils erobert, theils durch zahlreich angelegte Festungen und Factoreien in Unterwürfigkeit erhalten. Sein Sohn Lorenzo d'A., welcher bei vielen Unternehmungen des Vaters das Commando führte, besuchte 1506 Ceylon und entdeckte die Maldiven und Madagaskar. Francesco d'A. (der Vater) hatte den Plan gefaßt, die Portugiesen zu alleinigen Herren der indischen Gewässer zu machen und durch Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens die Aegypter und somit auch die Venetianer vom ostind. Handel auszuschließen. Deshalb rüstete der ägypt. Sultan auf Anregung der Venetianer eine bedeutende Flotte aus, die unter den Befehlen des Persers Mir-Chakim den indischen König von Calikut unterstützen sollte. Von dieser Macht wurde Lorenzo d'A. (der Sohn) bei Tschoul in Calikut angegriffen und nach einem langen, unentschiedenen Gefechte mit seinem Schiffe von der Flotte abgeschnitten, wobei er durch einen Schuß das Leben verlor. Schon hatte Francesco d'A. Anstalt getroffen, den Tod seines Sohnes an den Mohammedanern zu rächen, als Affonso d'Albuquerque 1507 erschien, von dem durch die glücklichen Erfolge mistrauisch gemachten portug. Hofe gesendet, um die Stelle A.'s zu übernehmen. Letzterer weigerte sich, Albuquerque als Vicekönig anzuerkennen und ließ diesen mehrere Monate lang zu Cochin gefangen halten. Dann wandte er sich mit einer Flotte gegen mehrere Küstenplätze, unter andern gegen Goa, welches er im Dec. 1508 verbrannte, und traf endlich die ägypt. Flotte bei Diu, die er vollkommen besiegte. Von diesem Rachezuge nach Cochin zurückgekehrt, leistete A. endlich einer nochmaligen Aufforderung des Königs von Portugal zur Niederlegung seines Amts und zur Rückkehr in die Heimat Folge und verließ Cochin 19. Nov. 1509. Er erreichte jedoch sein Vaterland nicht, sondern wurde an der Saldanhabai unweit des Vorgebirgs der guten Hoffnung 1. März 1510 in einem Gefechte mit den Eingeborenen von einer Lanze durchbohrt.

Almeida (Manuel), portug. Jesuit, geb. zu Vizeu 1580, gest. zu Goa 1646, lebte von 1622—34 am Hofe des Sultans von Abyssinien, über welches Land er in seiner «Ge-

schichte Aethiopiens» (Coimbra 1650) und den «Historischen Briefen» (Rom 1629) zu ihrer Zeit schätzenswerthe Nachrichten gab. — A. (Teodoro), portug. Geistlicher, geb. zu Lissabon 1722, gest. daselbst 18. April 1804, war Mitglied der königl. Akademie und der erste Portugiese, der in seinem Werke «Recreação filosofica» (5 Bde., Lissab. 1751) die Fesseln der Scholastik abzuwerfen und ein auf Erfahrung und Beobachtung gegründetes System der Naturphilosophie zu schaffen suchte. — A. (Nicolao Tolentino d'), portug. Dichter, geb. zu Lissabon 1745, gest. daselbst 1811. Seine Satiren, welche sich durch Naivetät, Leichtigkeit und Eleganz des Stils und einen guten, nie in das Alltägliche herabsinkenden Ton auszeichnen, wurden von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt und erschienen erst spät nebst andern Dichtungen unter dem Titel: «Obras poeticas» (2 Bde., Lissab. 1802; 2 Bde., ebend. 1828).

Almeida-Garrett (João Baptista de), der ausgezeichnetste unter den portug. Dichtern der neuern Zeit, geb. 4. Febr. 1799 zu Oporto, verrieth schon frühzeitig vorzügliche Anlagen, die durch eine sorgfältige Erziehung erst in seiner Vaterstadt, dann, seit der Invasion der Franzosen 1809, auf der Insel Terceira rasch entwickelt wurden, sodaß er bereits 1816 die Universität Coimbra beziehen konnte, um sich hier der jurist. Laufbahn zu widmen. In diese Zeit fallen drei Tragödien, «Xerxes», «Lucrecia» und «Merope», in denen sich A. noch als Anhänger des Pseudoclassicismus zeigt. Mit jugendlichem Feuer warf er sich 1820 der demokratischen Bewegung in die Arme. Wegen einer seiner graziösen Poesien, dem «Retrato de Venus», verfolgt, lenkte er durch gewandte und muthige Vertheidigung die Aufmerksamkeit auf sich, und kaum im Alter von 21 J. ward ihm im Ministerium des Innern die Leitung des öffentlichen Unterrichts anvertraut. Seine Tragödie «Catão», die er 1820 verfaßte, zählt zu den besten der gesammten portug. Literatur. Als die polit. Reaction 1823 über A. das Exil verhängte, wandte er sich zuerst nach England, 1824 aber nach Havre, wo er, um seine Existenz zu sichern, eine Stellung in den Contors des Hauses Laffitte annahm. Nach dem Tode Johann's VI. (1826) kehrte er nach Portugal zurück und war publicistisch thätig, bis er 1828 während der absolutistischen Verfolgungen Dom Miguel's auf drei Monate eingekerkert und zur Flucht genöthigt wurde. Er ging wiederum nach England, doch trieb ihn der Patriotismus 1832 nach Terceira, von wo aus er als Gemeiner in einem Jägerbataillon mit der Expedition Dom Pedro's in Portugal landete. Alsbald ward ihm zu Porto die Organisation des Ministeriums des Innern übertragen. 1834 sandte ihn die Königin als portug. Geschäftsträger nach Brüssel, von wo er sich 1836 als Ministerresident nach Kopenhagen begeben sollte. Doch zog A. letzterer Stellung die Rückkehr in sein Vaterland vor. Nach der Septemberrevolution 1836 in die constituirenden Cortes von 1837 gewählt, zeigte er sich als gewandter und kräftiger, zugleich aber auch als eleganter Redner. Fortwährend literarisch beschäftigt, starb er im Jan. 1854 zu Lissabon. A. ist in der Entwickelungsgeschichte der portug. Nationalliteratur epochemachend geworden, indem er die portug. Poesie von den Fesseln des Pseudoclassicismus befreite und unter dem Einflusse des Romanticismus und infolge richtiger Würdigung der heimischen Volksdichtung auch der portug. Kunstpoesie neues Leben wieder einzuhauchen wußte. Im Geiste des Romanticismus verfaßte A. während seines Aufenthalts in Frankreich den «Camoës» (Par. 1825), ein Gedicht in 10 Gesängen, in welchem er mit patriotischer Begeisterung das Leben und den Tod des größten Dichters seiner Nation gefeiert hat, und die «Dona Branca» (Par. 1826), eine episch-lyrische Dichtung von satirischem Charakter in Wieland's Manier, in der er vorzüglich das Mönchthum geißelt. Es folgten diesen anonym erschienenen Werken die Dichtungen «Adozinda» (1828) und «Bernal-Francez» (1829), in welchen er zuerst Bruchstücke alter Volksromanzen bearbeitete, wobei ihm jedoch unverkennbar Walter Scott's «Lays» zum Vorbild dienten. Seitdem setzte A. mit Eifer die Sammlung und poetische Bearbeitung von Romanzen fort. Der 1. Bd. seines «Romanceiro» (3 Bde., Lissab. 1851—53), des schätzbarsten seiner Werke, enthält außer den beiden genannten Bearbeitungen alter Romanzen noch «Noite de San-João», «O anio e a Princeza», «O chapim d' elrei», «Rosalinda», «Miragaia» und «As Pêgas de Cintra»; die beiden letztern Bände füllen die Originale alter Ritter- und sagenhafter Romanzen. Wie A. auf diese Weise für die Regeneration und Neubegründung der romantischen Epik gewirkt, so war es auch sein Bestreben, ein nationales Theater zu schaffen. Seinen «Anton de Gil-Vicente» (1838) erklären portug. Kunstrichter für das erste rein nationale Drama. Diesem folgten von dramatischen Arbeiten «D. Filippa de Vilhena» (1840), «Alfagente de Santarem» (1841) und «Frei Luiz de Sousa» (Lissab. 1844), von denen letztere den meisten Beifall gefunden hat. Unter seinen prosaischen Schriften werden die «Viagens na minha terra» (Lissab. 1837) in stilistischer

Beziehung am höchsten gestellt. Das letzte, was A. der Oeffentlichkeit übergab, sind die «Folhas cahidas» (Lissab. 1852), eine Auswahl seiner lyrischen Dichtungen voll Anmuth und eigenthümlichen Reizes. Eine Gesammtausgabe seiner «Obras» (16 Bde., Lissab. 1854—55) ist nach seinem Tode erschienen.

Almelo, Stadt in der niederl. Provinz Over-Yssel und Hauptort eines Gerichtsbezirks, liegt 6 M. in SO. von Zwolle, an der westwärts in die Große Vecht fließenden Regge, ist der Sitz eines Bezirks- und Cantonalgerichts und zählt 3644 E. Die ziemlich wohlhabende Stadt hat ein Gymnasium, eine reform. Kirche mit dem prachtvollen Grabgewölbe der Familie von Rechteren, eine kath. Kirche, ein Gotteshaus der Mennoniten, eine Synagoge und ein schönes Schloß, die Residenz der Grafen von Rechteren-Limpurg. Von Bedeutung sind für A. der Getreidehandel und die Baumwollindustrie. In der Stadt A. und dem umliegenden Amte A. (mit 3800 E.) waren 1860 in den Webereien 1400 Powerlooms, in den Spinnereien 19200 Spindeln im Gange und eine Spinnerei von 20000 Spindeln im Bau begriffen.

Almeloveen, auch Almeloven (Jan), geschätzter holländ. Kupferstecher, der 1614 oder 1624 geboren wurde und bis 1650 blühte. Seine gelungensten Arbeiten sind die Vier Jahreszeiten nach Saftleeven sowie mehrere holländ. Landschaften und Uferansichten nach demselben Meister, den er überhaupt täuschend nachzuahmen verstand. Minder vortrefflich ist, was er nach eigenen Zeichnungen ätzte. Er markirte seine Sachen mit den Anfangsbuchstaben I. A.

Almendingen (Ludw. Harscher von), deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1766 zu Paris, wo sein Vater als hessen-darmst. Gesandter lebte, kam im 23. J. auf die Universität zu Göttingen, wo er bis 1792 die Rechte studirte. Zwei Jahre später ließ er sich als Rechtslehrer an der Universität zu Herborn nieder, machte sich auch bald durch schriftstellerische Leistungen bekannt. Mit Feuerbach und Grolman wirkte er insbesondere thätig für die Umgestaltung der Criminalrechtswissenschaft. 1803 ward A. Oberappellationsgerichtsrath in Hadamar, 1811 Geheimrath und Vicedirector des Hofgerichts in Wiesbaden. Nach der Auflösung des Rheinbundes suchte er in der geistreichen aber unvollendet gebliebenen Schrift: «Polit. Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft» (Wiesb. 1814), das Benehmen der kleinern Rheinbundsstaaten zu vertheidigen. 1816 wurde er als Vicepräsident des neuerrichteten Hofgerichts nach Dillenburg versetzt. Als seine Bemühungen, die Entscheidung in einer Rechtssache der verwitweten Fürstin von Anhalt-Schaumburg, die er zu führen hatte, dem Revisionshofe für die Rheinprovinzen und nicht dem Geheimen Obertribunal zu Berlin zugewiesen zu sehen, erfolglos waren, veröffentlichte er die Geschichte dieses Rechtsstreits (Braunschw. 1820—21). Die preuß. Behörde fand Form und Inhalt seiner Druckschrift und des in dieser Rechtssache verfaßten Schreibens so anstößig, daß man ihn 1822 einer Criminaluntersuchung unterwarf, infolge deren er vom Kammergericht zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt wurde. Das nassauische Hofgericht zu Dillenburg lehnte zwar die ihr angesonnene Bekanntmachung des Strafurtheils ab; doch die Regierung versetzte ihn in Ruhestand. Er starb zu Dillenburg 16. Jan. 1827. Seine «Juridischen Schriften» umfassen 10 Bde. (Gieß. 1803—19). Unter ihnen hat die «Metaphysik des Civilprocesses» auch noch jetzt wissenschaftliche Bedeutung.

Almeria (im Alterthum Murgis oder Portus magnus), Hauptstadt der gleichnamigen Küstenprovinz des Königreichs Spanien, welch letztere die östl. Ecke von Oberandalusien (Granada) begreift und auf 155,2 Q.-M. 315664 E. zählt. Die Stadt ist ein fester Hafen- und Handelsplatz und Bischofssitz mit 23018 E. (nebst Gebiet 27036 E.), liegt an der Küste im Hintergrund der Bai von A., westlich von der Mündung des Rio de A. und am Fuße eines felsigen Bergrückens, der ein wohlerhaltenes maurisches Castell trägt. Die Häuser der Stadt tragen platte Dächer und haben theilweise ein echt afrik. Aussehen. Zur Zeit der Mauren, denen A. seine Größe verdankt, war es der wichtigste Hafen der Küste von Granada und ein sehr reicher, durch Handel, Kunst und Gewerbe blühender Ort. Später sank die Stadt mehr und mehr, und etwa seit 1852, wo man den gänzlich vernachlässigten Hafen zu reinigen und durch den Bau eines Molo u. s. w. zu verbessern begann, hat sie sich wieder gehoben. A. besitzt mehrere Kirchen und Klöster, eine Normal- und andere Schulen, und ist von modernen Festungswerken umgeben. Außerdem wird es durch das noch immer als Citadelle dienende vielthürmige Castell und durch das im SW. auf einem steilen Felsberge liegende Fort San-Telmo gut vertheidigt. Die Stadt, insbesondere berühmt wegen ihrer schönen Frauen, treibt einen ziemlich lebhaften Handel und verspricht ein Handelsplatz von großer Bedeutung zu

werden. In der Nähe von A. befinden sich große Bleischmelzhütten sowie am Fuße der an Bleigruben reichen Sierra de Alhamilla heiße, zu einer Badeanstalt benutzte Mineralquellen von 42° R. Ein anderes Bad mit Quellen von 25—35° R. liegt nördlich von der Stadt im Thale des Rio de A., bei dem Dorfe Alhama-la-Seca, das 3134 E. zählt. Südwestlich von A., am Ufer der Bai und am Fuße der hohen, kahlen Sierra de Gador, liegt das Dorf und Fort Roquetas mit ergiebigen Salinen und 2240 E. Oestlich von der Stadt breitet sich die dürre Steppe des Campo de Nijar aus, in welcher die Villa Nijar mit 2040 E. liegt.

Almerode, Groß-Almerode, Stadt in der Provinz Niederhessen des Kurfürstenthums Hessen, im Kreise Eschwege, liegt 6 M. von Kassel und ebenso weit von Eschwege, an der Vereinigung der Gelster und des Faulbachs sowie am nordwestl. Fuße des 2424 F. hohen Meißner, hat ein Justizamt und zählt 2442 E. A. ist ein Fabrikort, dessen Hauptproducte Töpferwaaren, feuerfeste Steine jeder Art, die den besten englischen gleichkommen, namentlich aber Schmelztiegel und Thonpfeifen sind. Die sogenannten hess. Schmelztiegel haben Berühmtheit und werden besonders viel nach Amerika ausgeführt; dasselbe gilt von den sogenannten Sklavenpfeifen. Außerdem werden auch Wasserröhren und Geräthschaften für Chemikalien von den dortigen Thonwaarenfabriken geliefert, die ihr Rohmaterial aus den Gruben der Nachbarschaft (darunter die Staatsthongrube jährlich allein an 10 Mill. Pfd. liefert) beziehen. Sonst werden zu A. auch viel Nagelschmiedewaaren gefertigt. In der Nähe liegt das Alaunbergwerk Faulnach sowie auch Braunkohlengruben.

Almodóvar oder A. del Campo, eine Stadt (Villa) von 4800 E. im S. der span. Provinz Ciudad-Real, unweit der Sierra-Morena, in einer von allem Verkehr entfernten, baumlosen, meist nur mit Triften bedeckten Ebene der Mancha, in der es viele sumpfige Seen gibt. Die dortigen, ehemals bedeutenden Silbergruben sind schon lange aufgegeben. — A. del Rio, Villa mit 2010 E. in der span. Provinz Cordova, am rechten Ufer des Guadalquivir, 3 M. unterhalb Cordova, hat ein großes, mittelalterliches Schloß der Herzoge von A. auf einem steilen Felsen.

Almodóvar (Don Ildefonso Diaz de Ribera, Graf von), span. Minister, wurde 1777 zu Granada geboren und auf der Artillerieschule zu Segovia erzogen. Beim Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs war er Artillerielieutenant und erhielt während der Vertheidigung von Olivenza eine schwere Wunde. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. der Freimaurerei verdächtig, warf man ihn in die Kerker der Inquisition zu Valencia, woraus ihn erst die Revolution von 1820 befreite. 1823 wanderte er nach Frankreich aus. Nach Ferdinand's VII. Tode kehrte er zurück und wurde als gefeierter Liberaler zum Präsidenten der von Martinez de la Rosa berufenen Cortes erwählt, auch in die Armee wieder aufgenommen und befördert. Unter dem Ministerium Toreño war er Generalkapitän von Valencia, sodann unter dem Ministerium Mendizabal einige Zeit Kriegsminister. Nach den Vorfällen von La Granja, im Aug. 1836, wählte man ihn in die constituirenden Cortes, und unter Calatrava wurde er nochmals Kriegsminister und für kurze Zeit interimistischer Conseilspräsident. Als er wegen zerrütteter Gesundheit seine Entlassung gegeben, trat er wieder in die Cortes. Später wurde er von der Regentin zum Senator, unter Espartero gegen Ende 1841 abermals zum Präsidenten der Cortes, und im Juni 1842 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Mit Espartero's Sturze, dem er treu ergeben war, trat auch er 1843 aus der Verwaltung. A. war ein Mann von empfehlendem Aeußern, feinen Sitten, versöhnlichem Charakter, doch kein großer Staatsmann. Er starb 26. Jan. 1846 zu Valencia.

Almohaden, s. Almoraviden.

Almonacid oder A. de Toledo, Dorf in der span. Provinz Toledo, in Neucastilien, 3 M. im SO. von Toledo und 5 M. im SW. von Aranjuez, am rechten Ufer des nordwärts in den Tajo fließenden Guazalate, ist denkwürdig geworden durch die 11. Aug. 1809 gelieferte Schlacht bei A., in welcher ein 30000 Mann starkes span. Heer unter General Venegas von dem aus Franzosen, Deutschen und Polen zusammengesetzten 4. Armeecorps unter General Sebastiani und König Joseph gänzlich geschlagen wurde. Die Spanier verloren 20 Kanonen, fast den ganzen Train, 4000 Todte und 3000 Gefangene; die Franzosen gaben ihren Verlust auf 2000 Mann an. — Ein anderes A. liegt $7\frac{1}{2}$ M. östlich von Madrid, nahe südlich vom Tajo und der Guadielamündung. — Auch führt diesen Namen ein rechter Nebenfluß des Ebro in Aragonien, der, im obern Laufe Aguas genannt, erst gegen NO. bis Belchite, dann ostwärts fließt und oberhalb Sastago mündet.

Almonte (Don Juan Nepomuceno), mexic. General und Staatsmann, von indian. Abkunft, geb. 1804 zu Valladolid in Mexico, angeblich der Sohn des berüchtigten Priesters

Morelos, der in dem Unabhängigkeitskampfe Mexicos als Parteihaupt eine bedeutende Rolle spielte. Der junge A. erhielt durch Morelos eine bessere Erziehung und nahm in dem Knabenbataillon auch am Unabhängigkeitskampfe theil. 1815 ward er mit der ersten mexic. Gesandtschaft nach Washington geschickt, wo er sich infolge der Niederlagen der Mexicaner bald verlassen sah, sodaß er seine Existenz durch Handelsgeschäfte zu fristen suchen mußte. Nach der Befreiung Mexicos von den Spaniern kehrte er in sein Vaterland zurück, trat in die Armee und ging 1824 als Attaché der mexic. Gesandtschaft nach London, wo er einige Jahre blieb. Nach seiner Rückkehr ward er in den Congreß gewählt, begab sich aber 1832 als Geschäftsträger aufs neue nach London, von da in gleicher Eigenschaft nach Peru. Später trat er in die mexic. Armee zurück und ward Adjutant des Präsidenten Santa-Anna, mit welchem er 1836 in der Schlacht von San-Jacinto in die Gefangenschaft des General Houston gerieth. Nach sechs Monaten erhielt er die Freiheit zurück, ward zum Brigadegeneral ernannt und versah unter dem Präsidenten Bustamente das Amt des Kriegsministers. Nach dessen Sturze im Sept. 1841 schickte ihn Santa-Anna als bevollmächtigten Minister nach Washington. 1845 trat A. nach Santa-Anna's Sturze als Candidat für die Präsidentschaft auf, erlag aber gegen den General Herrera, dem er darum Opposition machte und in dem Journal «El Amigo de Pueblo» bekämpfte. Als Ende 1845 an Herrera's Stelle General Paredes trat, wurde A., weil er diesen unterstützt, zum Kriegsminister, im folgenden Jahre aber zum mexic. Gesandten in Paris ernannt. Er stand im Begriff, sich auf diesen Posten zu begeben, als er in der Havanna die Rückkehr Santa-Anna's erfuhr. Sofort kehrte er selbst nach Mexico zurück und befehligte nun unter Santa-Anna im Kriege gegen die Amerikaner. Tapfer kämpfte er in den Schlachten von Buena-Vista (22. Febr.), Cerro-Gordo (18. April) und Churubusco (20. Aug. 1847). Während der Präsidentschaft Arista's gehörte er zur Opposition und bemühte sich, wiewol vergeblich, an dessen Stelle zu treten. Nach der Zurückberufung Santa-Anna's im April 1853 übernahm er den Gesandtschaftsposten in Washington, den er während der mexic. Wirren der nächsten Jahre behielt. Der Präsident Comonfort rief ihn im April 1856 ab und schickte ihn in gleicher Eigenschaft Ende 1857 nach Paris. Hier wirkte er nach dem Sturze Comonfort's für Miramon, den Präsidenten der reactionär-klerikalen Partei, sodaß Juarez, der Präsident der Liberalen, als derselbe im Jan. 1860 in die Hauptstadt Mexico eingezogen war, seine Absetzung erklärte. Von Parteihaß und Ehrsucht getrieben, das Interesse seines Vaterlandes gänzlich zurücksetzend, machte sich A. seitdem zu Paris zum Verbündeten der franz. Politik und trug nicht wenig dazu bei, daß schließlich die franz.-engl.-span. Intervention in Mexico zu Stande kam. Mit der franz. Expedition traf er Anfang 1862 in Veracruz ein. Der Präsident Juarez protestirte beim Beginne der Verhandlungen gegen seine Anwesenheit im franz. Lager und verlangte sogar seine Auslieferung. Im April 1862 fanden unter den Bajonneten der Franzosen zu Veracruz, Cordova und Orizaba sogenannte Pronunciamentos statt, durch welche A. an Juarez' Stelle zum Dictator von Mexico erhoben wurde. Indeß sahen alle Parteien und selbst seine frühern Anhänger in ihm nur das Werkzeug der Fremden, und es gelang ihm nicht, Einfluß zu gewinnen und eine wirkliche Regierung zu Stande zu bringen. Als im Herbst 1862 der General Forey den Oberbefehl über die franz. Streitmacht übernahm, erklärte dieser in einer Proclamation vom 26. Sept. die Absetzung des Dictators A., indem die Mexicaner frei ihre Regierung wählen sollten. A. blieb jedoch im Gefolge der Franzosen und zog mit diesen 10. Juni 1863 in die Hauptstadt Mexico ein. Hier wurde er 23. Juni Präsident der von den Siegern eingesetzten Regierungsjunta, welche auf Grund des sogenannten Notabelnbeschlusses vom 10. Juli den Titel einer «Regentschaft des mexic. Kaiserthums» annahm.

Almora, die Hauptstadt der ostind. Himalayalandschaft und Provinz Kumaon in dem indobrit. Gouvernement der Nordwestprovinzen, etwa 9 M. von der Westgrenze Nepals, auf dem Kamm eines Höhenzugs 5337 F. über dem Meere gelegen. Der Ort besteht aus einer ½ St. langen, mit Felsplatten belegten und sehr sauber gehaltenen Straße und zwei durch das Fort A. getrennten Bazars. Zur Seite steht der Palast des ehemaligen Radscha, jetzt als Gefängniß benutzt; unterhalb, an der Böschung, liegen vereinzelte Wohnungen von Brahmanen und Europäern. Das untere Stockwerk der Stadthäuser ist durchweg Fels, meist weiß angestrichen und bunt bemalt. Am Westende steht die Kaserne und hinter derselben das Fort Moira. Die Amtsgebäude liegen in A. selbst, die Beamtenwohnungen aber 2½ St. im Norden, zu Hawalbagh, an der in tiefer Schlucht fließenden Kosila, 3889 F. über dem Meere.

Almoraviden und Almohaden, die Namen von zwei maurisch-span. Dynastien. Im Nordwesten von Afrika erhob sich unter den rohen Nomadenstämmen der Araber Abdallah ben-Yasin, predigte den Islam und forderte zu Krieg und Eroberung auf. Diese neuen Streiter für den Islam nannte er Morabiten oder Almoraviden (arab. al-murabathîn), d. h. die dem Dienste Gottes sich freiwillig widmenden conföderirten Männer, oder, nach anderer Ableitung, die eifrigen, von der Welt zurückgezogenen Bekenner des Islam. Abdallah machte den Abu-Bekr zu ihrem Herrscher, der die Eroberungen fortsetzte und 1062 Marokko gründete. Abu-Bekr's Nachfolger, Jusuf ben-Taschfin, ein thätiger Fürst, der die Macht der Almoraviden noch weiter ausgedehnt hatte, wurde von dem arab. Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Er erschien und schlug die Christen 1086 in einer großen Schlacht bei Zalacca (Sacralias). Doch bald wurde er nach den Besitzungen selbst lüstern, und unterwarf sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze arab. Spanien. Allein die Macht der Almoraviden wurde ebenso schnell zerstört, als sie entstanden war. Eine von frischem Fanatismus durchdrungene Sekte, die Muahedin oder Almohaden, stürzte sie und machte 1146 unter Abd-ul-Mumen's Anführung durch Eroberung von Marokko ihrem Reiche in Afrika ein Ende. Um dieselbe Zeit gingen die Sieger nach Spanien hinüber und begannen auch hier ihre Macht auszubreiten. Ihr Fürst Jakub Almansor, ein ebenso ausgezeichneter als mächtiger Herrscher, gewann 1195 über die Castilier bei Alarcos einen glänzenden Sieg. Um noch größere Erfolge zu erringen, kam 1210 Jakub's Nachfolger, Mohammed, mit einem Heere nach Spanien, welches mehr als 500000 Streiter gezählt haben soll. Allein die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra, Alfons VIII., Peter II. und Sancho VII., besiegten ihn 1212 gänzlich auf der Ebene von Tolosa jenseit der Sierra-Morena. Ueber 200000 Araber blieben auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Schar kamen nur wenige nach Afrika zurück. Die nächste Folge dieser Schlacht, welche als Hauptursache des Verfalls der arab. Macht in Spanien angesehen werden kann, war, daß die Herrschaft der Almohaden in Spanien sich auflöste. Die ununterbrochenen Siege Ferdinand's III. und seines Sohnes Alfons X. veranlaßten den König von Granada, noch einmal die Almohaden in Afrika um Unterstützung anzurufen. Ihr damaliger Herrscher Abu-Jusuf kam auch mit einem großen Heere, und die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, brachte indessen in aller Eile Truppen zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber auch dieses Heer wurde besiegt, Sancho selbst gefangen genommen und ermordet. Trotz dieser glücklichen Erfolge zwang Sancho, Alfons' X. zweiter Sohn, den Abu-Jusuf bald darauf zum Rückzuge nach Afrika, eroberte die Hauptstadt Marokko und machte dadurch 1273 der Herrschaft der Almohaden ein völliges Ende. Vgl. Aschbach, «Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden» (2 Bde., Frankf. 1833—37); Dozy, «History of the Almohades» (Leyd. 1848).

Almosenier (franz. Aumônier, engl. Almoner), entstanden aus dem mittellat. Worte Eleemosynarius, welches wiederum aus dem griechischen, mit dem Christenthum aber auch in die lat. Kirchensprache und die Volkssprachen des Abendlandes übergegangenen Worte eleemosyne (d. i. Barmherzigkeit, Mitleid; daraus deutsch Almosen, ital. limosina, span. limosna, portug. esmola, franz. aumône) gebildet ist, heißt ursprünglich derjenige Ordensgeistliche, welcher die Almosengelder zu verwalten hat. Es führen diesen Namen aber auch diejenigen geistlichen Würdenträger, welche an Höfen der Könige und Fürsten sowie in der Umgebung der Prälaten und anderer hochgestellter Personen das Almosenpflegeramt bekleiden. In Frankreich wurde die Würde eines Großalmoseniers (Grand-Aumônier de France) von König Franz I. eingeführt. Derselbe galt gewissermaßen als das Haupt der ganzen Landesgeistlichkeit und als einer der höchsten Beamten des Hofs und des Reichs. Gewöhnlich war die Würde mit dem Cardinalshut verbunden. Der Großalmosenier war kraft seiner Würde Comthur des Ordens vom Heiligen Geiste, führte die Oberaufsicht über den Klerus und fertigte selbst den Erzbischöfen und Bischöfen, nachdem sie dem Könige den Eid der Treue auf das Evangelium geleistet, die Bestätigung hierüber aus. Er selbst legte den Eid persönlich in die Hand des Königs ab. Während des Gottesdienstes saß er dem Könige zur Rechten, war Obervorsteher des großen Blindenhospitals in Paris, Beichtvater des königl. Hauses und verrichtete als solcher an hohen Festtagen das Gebet an der königl. Tafel, taufte die Prinzen u. s. w. Die berühmtesten und einflußreichsten Großalmoseniers in Frankreich waren Pierre d'Ailly, Jean La Balue, Jacques Amyot, Richelieu (der Bruder des berühmten Ministers), der Fürst von Rohan. Die Königin und die Prinzen hatten außerdem ihre besondern A., die meist Bischöfe des Reichs waren. Die Revolution hob zwar die Würde auf, doch stellte sie Napoleon

1804 wieder her und verlieh sie seinem Oheim, dem Cardinal Fesch. Später waren Talleyrand und der Fürst von Croy Großalmoseniers von Frankreich. Unter Ludwig Philipp gab es keinen Großalmosenier. Im Hofstaate Napoleon's III. nimmt jedoch derselbe wiederum die erste Stelle ein. Neben demselben bestehen ein Erster (Premier Aumônier) und ein Zweiter A. Unter den Karolingern führte der A. den Titel Apocrisiarius. Außerdem waren in Frankreich auch den Regimentern und den Kriegsschiffen Aumoniers beigegeben, welche von dem Großalmosenier, der deshalb auch den Titel Evêque des armées führte, ernannt und beaufsichtigt wurden. In England ist die Würde eines Hereditary Grand Almoner eine Sinecure; bei Krönungen hat er jedoch die Krönungsmedaillen an die Zuschauer zu vertheilen. Der Lord High Almoner, dessen Würde gewöhnlich mit dem Bisthum Oxford vereinigt ist, gehört zu den obersten Hofchargen, hat aber weiter nichts zu thun, als jährlich zweimal die Queen's bounty zu vertheilen, d. h. ebenso vielen Armen als die Königin Jahre zählt, je einen Silberpenny zu überreichen. An den Höfen von Madrid, Lissabon und Rio-Janeiro findet sich ebenfalls die Würde eines Großalmoseniers. Am päpstl. Hofe wird stets ein Monsignore (Prälat) zum Geheimen Almosenier ernannt.

Almquist (Karl Jonas Ludw.), fruchtbarer schwed. Schriftsteller, geb. 1793, betrat anfänglich eine amtliche Laufbahn, zog sich aber 1823 nach den Wäldern Wermlands zurück, um in der Weise der alten freien Bauern zu leben. Er bewohnte hier eine mit Rasen belegte Hütte, aß Grütze mit Baumrinde vermischt und trug ein einfaches Bauernkleid. Bald dieses Lebens überdrüssig, wurde A. Rector in Stockholm und machte 1842 das geistliche Examen. Da er sich mit seinen Vorgesetzten wegen demokratischer Ideen und Neologismus in geistlichen Dingen entzweite, mußte er ein Consistorialgericht bestehen, das ihn jedoch freisprach. Seitdem lebte er literarischer Beschäftigung und hat sich in den verschiedensten Richtungen, nie aber ohne Geist und Gewandtheit versucht. Er entwickelt überall Lebensfrische, Humor und Erfindungsgabe, obschon er der geistigen Harmonie entbehrt, sich auch zur Ausführung des Gegenstandes oft nicht die Zeit nimmt. Er schrieb mathem. und arithmet. Lehrbücher, histor. und geogr. Handbücher, Grammatiken und Lexika. In Deutschland wurde er nur durch seine belletristischen Werke bekannt. Das bedeutendste darunter ist «Törnrosens Bok», eine Sammlung romantischer Dichtungen der verschiedensten Art. Von seinen Romanen sind zu erwähnen: «Gabriele Mimanso», «Amorina», «Amalie Hillner», «Die Herren von Ekolsund»; von den Arbeiten in dramatischer Form: «Die Schwanengrotte auf Ipsara», «Marjam», «Isidorus von Jadmor»; von den epischen Dichtungen: «Schems-el-Nihar», «Arthur's Jagd»; von kleinern Erzählungen: «Columbine», «Die Kapelle», «Araminthа May». Als humoristischer Schriftsteller glänzt er in «Ormus und Ahriman» und in den «Betrachtungen über die Hausthiere». 1851 gerieth A. in Verdacht eines Vergiftungsversuchs gegen einen ihm befreundeten Wucherer. Wiewol noch unerwiesen, ob schuldig oder unschuldig, entzog er sich dem Gericht durch Flucht nach Nordamerika, wo er 1863 noch lebte.

Almucantharat heißt jeder dem Horizont parallele Kreis der Himmelskugel, dessen Pole also Zenith und Nadir sind. Sterne, die auf demselben A. stehen, haben gleiche Höhe.

Almuda, ein in Spanien und dem span. Amerika sowie in Portugal gebräuchliches Hohlmaß, welches im Mittelalter mit den Mauren aus dem nordwestl. Afrika nach der Pyrenäischen Halbinsel gekommen ist. Noch gegenwärtig ist der Mudd (arab. al-Mudd) oder die A. in Marokko das allgemein gebräuchliche Getreidemaß. Dasselbe wird in Halbe und Viertel eingetheilt, umfaßt an Gewicht 12½ franz. Kilogramme und an Rauminhalt ungefähr 14 franz. Liter. 4 Almudas bilden 1 Sahh, der als Maß auch für Salz und Arganöl gebraucht wird. In Spanien ist die A., hier mehrfach auch Celemin genannt, im allgemeinen der zwölfte Theil der Fanega, doch an Inhalt in den einzelnen span. Provinzen sehr verschieden. In Portugal kommt die A. oder Amalde sowol als Weinmaß wie als Oelmaß in Anwendung. Als Weinmaß zerfällt sie in 2 Potes zu 6 Canadas, und die Canada wieder in 4 Quartilhos. Die Größe der A. ist jedoch nicht in allen portug. Städten gleich. In Lissabon enthält sie 16,74 Liter oder 843,9 pariser Kubikzoll, und es entsprechen demnach 100 Almudas 368,46 engl. Gallons, 16,74 franz. Hektolitern, 24,37 preuß. Eimern, 28,86 wiener Weineimern und 231,17 hamburger Vierteln. 100 Almudas Wein in Lissabon entsprechen 66 in Porto. 26 Almudas machen 1 Pipa und 18 Almudas 1 Barril. Als Oelmaß ist die A. der 30. Theil der Pipa und wiegt 33—34 portug. Pfd. 100 Almudas Oel in Faro entsprechen 47½ in Lissabon.

Alnwick oder Alnewick, Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, am südl. Ufer des schiffbaren Aln oder Alne, der nahe im O. bei dem Hafenort Alnmouth (mit 452 E. und See-

bad) in die Nordsee mündet. Der Ort ist gut gebaut, hat einen geräumigen Marktplatz, ein großes Stadthaus mit Säulenhallen und einem Thurme, 10 Kirchen und zählt 5670 E., welche Handel mit Ackerbau- und Industrieerzeugnissen treiben. Außer den Ruinen einer 1147 gegründeten Abtei (Alnwick-Abbey) am nördl. Ufer des Aln, besitzt die Stadt als große geschichtliche Denkwürdigkeit das Stammschloß der Grafen und Herzoge von Northumberland, Alnwick-Castle. Die Burg, ursprünglich wol eine röm. Station, seit 1310 der stolze Sitz der Percy, wird geschichtlich schon 1093 erwähnt, wo Malcolm III. von Schottland, im Kriege mit Wilhelm II. von England, beim Sturm auf die Feste nebst seinem ältesten Sohne erschlagen ward. 1174 verlor vor A. König Wilhelm II. von Schottland Schlacht und Freiheit im Kampfe gegen Heinrich II. von England. In der gegenwärtigen Gestalt bedeckt die Burg sammt Nebengebäuden, Gärten und Park eine Fläche von 7 Acres, hat 16 Thürme und trägt auf ihren Mauern eine Schar in Stein gehauener Krieger zu Fuß und zu Pferd, mit Axt und Bogen, eine sinnbildliche Mahnung an die Heldenzeit der schott. Grenzkämpfe. Ein Aufwand von mehr als 1 Mill. Thlrn. hat die unwohnliche Burg in eins der stattlichsten und comfortabelsten Schlösser umgeschaffen. Besonders interessant ist die Kapelle in goth. Stile, mit Nachbildungen des Schönsten, was die Kathedralen Englands, namentlich die in York, aufweisen. Der früher in A. übliche, von Jakob I. angeordnete Gebrauch, daß, wer das dortige Bürgerrecht erlangen wollte, eine bestimmte Anzahl Schritte in einem Wasser gehen mußte, in welchem Jakob beinahe ertrunken wäre, ist aufgehoben. Auf einer Anhöhe in der Nähe von A. steht eine dem Hause Northumberland in der Person des letztverstorbenen Herzogs von seinen Pächtern errichtete Ehrensäule, und unweit davon liegen in reizender Umgebung die Trümmer der 1242 gegründeten Abtei Hulne oder Holne.

Aloë, artenreiche Gattung perennirender und holzige Stämme bildender Gewächse der wärmern Zone, aus der Abtheilung der Monokotyledonen und aus der Familie der Asphodeleen, mit fleischig-saftigen, zweireihig oder spiralig gestellten, oft dornig gezähnten Blättern und blattlosen Blütenstengeln, welche dichte Trauben walzenförmiger, schöngefärbter, sechstheiliger Blüten mit sechs Staubgefäßen tragen. Die Arten dieser Gattung, theils stammlose, nur wenige Zoll lange Blütenstengel treibende Gewächse, theils stattliche Pflanzen mit 1—30 F. hohen Holzstämmen von palmenartigem Ansehen, sind vorzüglich in Ost- und Westindien und am Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause; einige jedoch wachsen zugleich in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres theils als ursprünglich heimische, theils als verwilderte Pflanzen auf steinigen, wüsten Plätzen und Felsen. So bedeckt die stammlose, gelbblühende A. vulgaris mit großen, dornigen Blättern ganze Plätze an den Strandgegenden Südspaniens, und die 1—3 F. hohe Stämme bildende, mit prächtig scharlachrothen Blütentrauben geschmückte A. arborescens wächst jetzt an allen Klippen des Gibraltarfelsens, wo diese vom Cap stammende Pflanze mitten im Winter blüht. Diese und viele andere Arten sind seit langer Zeit Zierden unserer Gewächshäuser geworden. Sie verlangen einen sandigen, kalkhaltigen Boden und feuchte Luft oder reichliche Bewässerung von unten zu ihrem Gedeihen. Bei den Dorfbewohnern Deutschlands sieht man die A. vulgaris häufig als Topfpflanze in Zimmern, und ihre Blätter werden als kühlende Umschläge bei Verwundungen und Entzündungen der Haut gebraucht. Als Zimmerzierpflanze ist jedoch sonst die Perlaloë, A. margaritifera, am beliebtesten.

Der Saft der Aloëblätter ist außerordentlich bitter und wird innerlich angewandt als Reizmittel für die Unterleibsorgane sowie als Abführmittel beim weiblichen Geschlecht zur Hervortreibung des Monatsflusses u. s. w. Häufig erfährt freilich auch dieser Saft eine misbräuchliche Verwendung, namentlich als Bestandtheil mancher populärer Geheimmittel. In der Medicin gebraucht man den eingedickten, unter den Namen Aloëgummi oder Aloëharz in den Handel kommenden Saft. Man unterscheidet vier Sorten: A. Capensis (Saft von A. lucida und spicata), Soccotorina (Saft von A. soccotorina), hepatica (Saft von A. Barbadensis und vulgaris) und Curassavica. In diesem sogenannten Aloëharze hat man sehr verschiedene Stoffe aufgefunden, die unter den Namen Aloëseifenstoff, Aloëstoff, Aloïn, Aloëtin, Aloësäure, Aloëbitter beschrieben werden, und über welche die Chemiker noch keineswegs einig sind. Aloëseifen- oder Aloëstoff und Aloëbitter, der im Wasser und Alkohol lösliche Bitterstoff der A., bildet im eingetrockneten Zustande eine braunrothe Masse von sehr bitterm Geschmack und schwachem Safrangeruch, aufgelöst dagegen eine goldgelbe Flüssigkeit. Mit Salpetersäure erhitzt und bis zur Trockne abgedampft, gibt diese Auflösung ein dunkelgelbes Pulver, welches mit Kali eine purpurrothe, explodirende Verbindung eingeht. Diese Substanz ist, da sie saure Eigenschaften besitzt, Aloësäure genannt worden. Außerdem hat man

in manchen Aloësorten noch einen krystallisirbaren, indifferenten Körper aufgefunden, das Aloïn. Dasselbe bildet blaß schwefelgelbe Krystalle, löst sich leicht in heißem Wasser, schmeckt zuerst süßlich, bald aber intensiv bitter, oxydirt leicht und verharzt dann. Diesen Stoff hat man ebenfalls Aloëbitter genannt. In den warmen Ländern sind die Aloën vielfach nützliche Pflanzen. So machen die Neger auf der Westküste Afrikas aus den Fasern der Aloëblätter Stricke und Netze, und in Jamaica gibt es eine Art, aus deren Fasern Strümpfe gewebt werden. Ueber die sogenannte «100jährige Aloë» s. Agave.

Aloëholz, auch Paradiesholz und Calambac genannt, ein harzreiches Holz, welches gewöhnlich sogar mehr harzige als holzige Theile enthält, einen sehr angenehmen Geruch und aromatisch bittern Geschmack besitzt, im östl. Asien als kostbares Arzneimittel hochgehalten wird, aber nur in seltenen Fällen nach Europa gekommen ist. Es wird aus Cochinchina gebracht, und der Baum, welcher es liefert, soll Aloëxylon agallochum sein. Andere, weniger theuere (auch wol als unechtes Aloëholz bezeichnete) Sorten kommen von Excoecaria agallocha auf Ceylon und den Molukken, und von Michelia Tsiampacca in Ostindien. Im Handel erscheint aber unter dem Namen Aloëholz meistentheils das Adlerholz (s. d.).

Alöger wurde vom Häresiologen Epiphanius im 4. Jahrh. eine schon von Irenäus am Ende des 2. Jahrh. erwähnte Sekte genannt, die, wahrscheinlich im Widerspruch gegen den Montanismus und Chiliasmus, das Evangelium, die Briefe und die Apokalypse des Johannes verwarfen, weil sich die Erwartung des Paraklet, die sie leugneten, besonders auf diese stützte. Auch waren die A. ebendeshalb zugleich Gegner der Johanneischen Lehre vom Logos. Der Name sollte zweideutig sowol solche bezeichnen, welche den Logos verwerfen, als auch solche denen es am Logos, d. i. an der gesunden Vernunft, fehlt.

Aloïden oder Aloaden hießen in der griech. Mythologie die beiden Söhne der Iphimedeia und des Poseidon, nach dem Aloeus, dem Gemahle ihrer Mutter. Sie waren Riesen von außerordentlicher Größe und Kraft. Als sie 9 J. alt, thürmten sie den Ossa und Pelion auf den Olymp und versuchten den Himmel zu stürmen, um die Artemis und die Hera zu rauben, fanden aber bei diesem Unternehmen den Tod, indem Artemis in Gestalt einer Hirschkuh mitten zwischen ihnen hindurchsprang, worauf sie, mit den Speeren nach dem Thiere werfend, sich gegenseitig selbst tödteten. Zur Strafe für ihren Frevel waren sie im Tartarus an eine Säule gebunden, wo Geier ihre Eingeweide zernagten und eine über der Säule sitzende Eule sie Tag und Nacht durch ihr Geschrei quälte. Außer diesen von den Dichtern behandelten Sagen finden sich bei den Alten noch viele locale Sagen, die auf die A. Bezug haben. Aus denselben hat Otfried Müller zu erweisen gesucht, daß da, wo die A. auftreten, auch Spuren altthrazischer Bildung vorhanden sind, die mit der frühesten Cultur Griechenlands zusammenhängen.

Alopecurus, Fuchsschwanz, Linné'scher Name einer Grasgattung aus der Familie der Süßgräser oder Gramineen, Gruppe der Phalarideen, welche dichte, walzige oder längliche Aehren hervorbringt, die aus kleinen, einblütigen Aehrchen zusammengesetzt sind. Dieselben sitzen einzeln oder gebüschelt auf kurzen, von der Spindel entspringenden Stielchen und lösen sich leicht ab, wenn man die Aehre zwischen den Fingernägeln von der Basis nach der Spitze hin durchzieht. Die Blüte jedes Aehrchens besitzt nur eine Kronenspelze, welche unterhalb ihrer Spitze mit einer kurzen Granne versehen ist. Die Fuchsschwanzarten sind gute Futtergräser. Besonders gilt dies von dem gemeinen Wiesenfuchsschwanz, A. pratensis, welcher allenthalben auf frischen und feuchten Wiesen, Grasplätzen, in Grasgärten, an Gräben u. s. w. wächst und zu den am zeitigsten im Frühling blühenden Gräsern gehört. Andere Arten spielen die Rolle von Unkräutern, wie der Ackerfuchsschwanz, A. agrestis, der gekniete Fuchsschwanz, A. geniculatus, u. a. In manchen Gegenden nennt man auch diese Gräser Schmeelen.

Alopekie, das Schwinden der Haare, besonders am Kopfe, daher Kahlköpfigkeit, s. Haare.

Alopeus (Maximilian von), russ. Diplomat, war 21. Jan. 1748 zu Wiborg in Finland geboren, studirte zu Åbo und Göttingen Theologie, wurde aber durch den Grafen Panin, welcher ihn zum Secretär erwählte und ihm die Stellung als Director der Reichskanzlei in Petersburg verschaffte, auf die diplomatische Laufbahn geleitet. 1783 ging er als russ. Gesandter nach Eutin zum Fürstbischof von Lübeck, 1790 in gleicher Eigenschaft nach Berlin, nachdem er früher in Petersburg die Privatcorrespondenz des damaligen Großfürsten Paul mit Friedrich II. geführt hatte. An dem preuß. Hofe, den er der russ. Politik geneigt machte, gewann er die besondere Gunst des Königs Friedrich Wilhelm und entwickelte unter den schwierigsten Zeitverhältnissen große Geschicklichkeit, sodaß er selbst nach dem Frieden von Basel (1795) in Niedersachsen verblieb und 1802 seine Stellung in Berlin abermals übernahm. 1807 wurde

er in einer außerordentlichen Mission nach London geschickt, wo jedoch der Friede von Tilsit seiner Thätigkeit sehr bald ein Ziel setzte. Nachdem er noch dem Aachener Congreß beigewohnt, wandte er sich 1820, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, nach Frankfurt a. M. Hier starb er 16. Mai 1822. Seine einzige Tochter war mit dem General Konstantin von Benkendorff vermählt. — A. (Daniel, Graf), Bruder des vorigen, geb. 1769, wurde auf der Militärschule zu Stuttgart erzogen und durch seinen Bruder der Diplomatie zugeführt. 1808 war er russ. Gesandter bei Gustav IV. von Schweden und wurde auf dessen Befehl beim Einfall der Russen in Finland verhaftet, aber nach der Abdankung des Königs von seinem Monarchen glänzend entschädigt. Nachdem er 1809 im Verein mit dem Reichskanzler Rumjanzow den Frieden zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen, ging er 1811 als Gesandter an den würtemb. Hof. 1814 ward er zum Gesandten in Berlin ernannt, welchen Posten er bis zu seinem Tode, 13. Juni 1831, bekleidete.

Aloft, Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, s. Aelst.

Aloysia nannte der span. Botaniker Ortega eine Gattung südamerik. Pflanzen aus der Familie der Verbenaceen, deren Arten Linné zur Gattung Lippia gerechnet hatte. Es sind Halbsträucher mit ruthenförmigen Zweigen, gegen- oder quirlständigen, rauhen Blättern und rispig gruppirten Trauben oder Aehren, welche aus Quirlen kleiner Blüten mit zweilippiger Blumenkrone bestehen. Eine Art, A. citriodora, aus Peru, welche nach Citronenessenz duftende Blätter besitzt, wird nicht selten als Ziergewächs unter dem Namen Punschpflanze cultivirt. In der That kann man sich ihrer Blätter bedienen, um dem Thee einen an Citronenessenz erinnernden Geschmack zu geben. Die Punschblume muß bei uns in Töpfen gezogen und während des Winters im Orangeriehause aufbewahrt werden; im südl. Spanien dagegen ist sie eine sehr gewöhnliche Zierpflanze des freien Landes.

Alp, Alb, auch Rauhe oder Schwäbische Alp und Schwäbischer Jura genannt, ein etwa 20 M. langes, 4—5 M. breites Gebirge, welches, zwischen Neckar und Donau gelagert, die Wasserscheide zwischen der letztern und dem Rheine bildet und fast ganz zu Würtemberg gehört. Mit der Burg Albeck bei Sulz, wo sie nur das enge Neckarthal vom Schwarzwalde trennt, beginnend, zieht sie sich durch die hohenzoll. Lande in vorherrschend nordöstl. Richtung südlich von Urach, Göppingen und Kirchheim bis zu den Thälern der Brenz, des Kochers und der Jaxt hin, über welche hinaus sie durch niedrige Höhenzüge mit dem Steigerwald in Baiern in Verbindung steht. Die A. bildet eine von SW. nach NO. streichende, wellenförmige, wasserarme und nur von wenigen engen, aber tiefeingerissenen Thälern durchfurchte Bergplatte, welche eine durchschnittliche Höhe von 2000—2300 F. erreicht. Die höchsten Gipfel ragen nur wenig über dieselbe empor. Nach N. zu fällt das Gebirge in steilen, zerrissenen, oft imposanten Felswänden und abgesprengten, pyramidalen Bergkegeln oder vorgebirgsartig einragenden Bergzacken zur schwäb. Terrasse ab, während es sich auf der Südseite zu dem hochgelegenen Donauthale allmählich verflacht. Beide Abdachungen sind durch zahlreiche Thäler vielfach gegliedert, deren Gewässer theils der Donau, theils dem Neckar zufließen, und deren Fruchtbarkeit, Anmuth, Erhabenheit in grellem Widerspruch zu der der Hochfläche des Gebirgs stehen. An den Rändern der letztern entspringen auf der Südseite die Flüsse Beera und Schmiecha, Lauchart, Lauter, Blau, Brenz, welche sämmtlich der Donau zueilen, während die dem Nordrande entquellenden Gewässer Schlichem, Echaz, Erms, Fils, Rems nebst Kocher und Jaxt zum Neckargebiete gehören. Den südwestlichsten Theil der A. und die höchste Massenerhebung, welche sich durch das Plateau der Baar mit dem Schwarzwalde verbindet, bildet der im Volksglauben die Rolle des Blocksbergs spielende Heuberg, eine 2 M. lange, 3 M. breite, kahle Hochfläche, die im Oberhohenberg (3160 F.), dem Deilingerberg (3127 F.), dem Schafberg (3132 F.), dem Plettenberg (3100 F.) und der Lochen mit dem Lochenstein (2990 F.) die höchsten Gipfel des ganzen Zuges, sämmtlich dicht am Nordrande aufragend, sowie den höchsten bewohnten Ort desselben, Burgfelden (in 2830 F. Höhe), enthält. Zwischen der Beera und Schmiecha liegt das Hart oder Hardt, 2600—2800 F. hoch. Dann folgt bis zu der tiefeingeschnittenen, von der Stuttgart-Ulmer Eisenbahn durchzogenen Thalschlucht der Fils die A. oder Rauhe A. im engern Sinn (2000—2300 F. hoch), worin der mit Buchen- und Eichenwald bestandene Roßberg 2690 F., östlicher der Hohe Neuffen 2250 F. hoch aufsteigt. Die südwärts, zwischen der Schmiecha und Blau, nach der Donauseite oberhalb Ulm gelegene, 1800 F. hohe Senkung des Plateau heißt Hochsträß (nach einer röm. Heerstraße). Ostwärts an die eigentliche A. schließt sich vom Fils- bis zum Kocherthal das 2200 F. hohe Aalbuch und daran bis gegen Nördlingen und bis

zum Wörnitzthal das Härdtfeld, auch Hartfeld und Hertfeld genannt, welches, im ganzen nur 1900 F. hoch, an der Nordostecke im Braunenberge noch zu 2236 F. Höhe aufsteigt. Viele der isolirt hervorragenden Basalt- und Phonolithkegel, welche überraschende Fernsichten gewähren, sind mit Ruinen von Burgen und Schlössern berühmter Dynastengeschlechter gekrönt, wie Teck (2390 F.), Rechberg (2200 F.), Neuffen (2250 F.), Achalm (2190 F.), Hohenstaufen (2140 F.). Die 2645 F. hoch gelegene alte Burg Hohenzollern ist neuerdings in ein stattliches festes Schloß verwandelt worden. Die A. ist ein aus regelmäßigen Flötzen bestehendes Jurakalkgebirge, reich an Versteinerungen und merkwürdigen Höhlen, deren über 30 gezählt werden. Zu diesen gehören die Höhlen von Tuttlingen, Munsingen, Urach, Erpfingen, das Sibyllenloch auf dem Teckberge, die Grebenstätter Höhle, das Erdloch bei Sontheim, das Nebelloch bei Pfullingen u. a. Der Fuß des Gebirgs und die Thäler sind fruchtbar und erzeugen eine Fülle von Wein und Obst. Der höhere Theil ist im Gegensatz zu dem nadelholzreichen Schwarzwald mit Laubhölzern bestanden. Die obere Hochfläche, namentlich in den Oberämtern Munsingen, Urach und Blaubeuren, die eigentliche Rauhe A., welche durch Unfreundlichkeit des Klimas, dürren, kargen Boden und dünne Bevölkerung absticht, ist nur zum Anbau von Roggen, Flachs, Hafer, Farbepflanzen und Kartoffeln geeignet, dagegen mit ihren weitgestreckten Weiden der Schafzucht günstig. Auch wird hier eine dauerhafte Rasse von Pferden gezüchtet. Einen eigenen Erwerbszweig bilden die Schnecken (Helix pomatia), welche, besonders in dem Hart, in den Wäldern gesammelt und in Schneckengärten auf den Winter zur Versendung aufbewahrt und in ungeheuern Quantitäten die Donau hinabgeschickt werden. Die Bewohner, auf dem Hochlande ohne Industrie, sind ein kräftiger Menschenschlag, der alte und einfache Sitte bewahrt hat und mit der innigsten Liebe an seiner Heimat hängt. Die Zahl der Uebergänge und Kunststraßen ist groß. Eine führt am Westende von Tuttlingen nach Rottweil, eine andere von Sigmaringen nach Tübingen, eine von Ehingen nach Stuttgart und von Ulm nach Urach. Eine Eisenbahn läuft von Ulm über Geißlingen und Göppingen nach Stuttgart.

Alp, in Tirol und den nördlich angrenzenden Gebieten auch Alm genannt, heißt in den Alpenländern ein mit Gras und Kräutern bewachsener Weideplatz, welcher wegen seiner Höhe, Abgelegenheit und Unzugänglichkeit während des Winters weder von Menschen noch Vieh bewohnt werden kann. Den Futterbestand dieser Alpen bilden hauptsächlich folgende Pflanzen: Alpenklee (Trifolium alpinum); Alpenwegerich oder falsches Adelgras (Leontodon aureum); Traganth (Astragalus cicer und aristatus); Bergschwingel (Festuca montana); Thaumantel (Alchemilla vulgaris); Schafgarbe, Habichtskraut, Hopfenklee, Schneckenklee, Zittergras, Alpenliesch, Seslersgras, Bocksbart, Pfriemengras, Borstgras, und die Würzkräuter: Gentian, Nieswurz, Steinklee, Thymian u. s. w. Das beliebteste und berühmteste Alpenfutterkraut ist die Muttern oder Alpenbärwurz (Meum mutellina). An Berghängen gelegen oder Plateaux bildend, ist die Größe der Alpen sehr verschieden; manche können nur fünf, manche mehrere tausend Kühe einen ganzen Sommer hindurch ernähren. Ihrer Lage nach unterscheidet man Voralpen, welche nicht über 5000 F. hoch liegen und auch zur Heugewinnung benutzt werden können, und Hochalpen, welche bis 7000 F. hinansteigen. Alpen von größerm Umfang sind in verschiedene Weidestriche geschieden. Hinsichtlich ihrer frühern oder spätern Benutzung sind die Alpen in Staffeln eingetheilt, gewöhnlich in eine untere, mittlere und obere. Die erstern betreibt man zu Ende Mai oder Anfang Juni, sobald der Schnee geschmolzen ist, vier Wochen später die mittlern, und Ende Juli oder Anfang August die obern. In gleicher Weise verfährt man auch wieder abwärts, sodaß die ganze Alpzeit 17—21 Wochen beträgt. Die Beziehung der Alp, die Alpauffahrt oder Alpfahrt genannt, sowie das Verlassen derselben im Herbst, die Abfahrt, gibt in den meisten Gegenden Anlaß zu Festlichkeiten. Die Alpen sind theils Eigenthum ganzer Gemeinden und werden von sämmtlichen Gemeindegliedern gemeinschaftlich benutzt oder von der Gemeinde verpachtet (Gemeindealpen), theils gehören sie einzelnen eigenthümlich zu (Privatalpen). Die felsigsten und schroffsten Alpen, auf welchen blos Schafe und Ziegen weiden, heißen Schafalpen.

Alp oder Alpdrücken (incubus) ist eine im ganzen seltene Krankheit, welche nur im Schlafe eintritt, ein krankhafter Traum. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Einbildungskraft sieht, wenn sie durch den Volksaberglauben in dieser Richtung genährt worden, oft einen misgestalteten Unhold (Alp), der den Schlafenden auf diese Weise quält. Der Betroffene vermag selbst unter den heftigsten Willensanstrengungen nicht, sich zu bewegen und um Hülfe

zu rufen; gelingt es ihm aber, einen Schrei auszustoßen oder das Kissen von sich zu werfen, so ist auch der Anfall (der Traum) vorüber, und der Kranke erwacht unter dem Gefühl der Angst und meist im Schweiße gebadet. Ursachen des Alpdrückens sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken oder mit den Armen über dem Kopfe, Ueberladung des Magens kurz vor dem Schlafengehen, ungewohnte Lagerstätte, schwere Bedeckung u. s. w. In der Vermeidung dieser schädlichen Einflüsse besteht auch der Haupttheil der Behandlung, sofern nicht etwa organische Veränderungen, namentlich im Herzen und in den Lungen, zu Grunde liegen. Solche Kranke müssen einen Schlafgenossen haben, der sie, sobald sie im Traume stöhnen, sofort weckt und beruhigt.

Alpaca oder **Paco** (Auchenia Paco), eine der vier Arten, in welchen das amerik. Kamel oder Lama auftritt. Die drei andern heißen: Huanaco (A. Huanaco), Lama (A. Lama) und Vicuña (A. Vicunia). Das A. ist kleiner als das Lama und ähnelt in seinem Körperbau am meisten dem Schafe, hat aber einen längern Hals und einen zierlichern Kopf. Sein Vlies ist sehr lang und ausnehmend weich; an den Seiten des Rumpfes erreicht das Haar eine Länge von 4—5 Zoll. Die Farbe ist entweder ganz weiß oder kohlschwarz, doch gibt es auch gescheckte. In ihrem Vaterlande (in den Cordilleren in Peru und Chili nicht unterhalb einer Höhe von 8000 F., in Patagonien dagegen auch in der Ebene) hält man die Pacos in großen Heerden, welche das ganze Jahr auf den Hochebenen weiden; nur zur Schur treibt man sie nach den Hütten. Ihr Vlies ist das einzige Gute am ganzen Thier. Zum Lasttragen oder andern Arbeiten kann man das A. nicht, wie das Lama, verwenden, weil es an Störrigkeit alle übrigen Mitglieder seiner Familie weit übertrifft. Wenn eins von der Heerde getrennt wird, wirft es sich zu Boden und ist weder durch Schmeicheln noch durch Schläge zu bewegen, wieder aufzustehen. Das Thier erleidet lieber die heftigsten Züchtigungen und selbst den qualvollsten Tod, als daß es Folge leisten würde. Einzelne können blos fortgeschafft werden, indem man sie den Heerden von Lamas oder Schafen beigibt. Die **Alpacawolle**, länger, aber nicht so fein als die Vicuñawolle, zeichnet sich aus durch Nerv und seidenartigen Glanz. Dieselbe ist nicht gekräuselt, sondern nur gewellt, ziemlich schlicht und liefert ein sehr geschätztes Kammgarn. Sie bildet einen der vorzüglichsten Ausfuhrartikel von Peru und Chili, weshalb diese beiden Staaten auch den Export lebender A. zur Fortzucht nicht gestatten. Trotzdem ist es mehrmals gelungen, Heerden davon nach Europa zu bringen, wo man schon frühzeitig daran dachte, diese kostbaren Wollthiere einzuführen und zu acclimatisiren. Die meisten Versuche sind bisjetzt fehlgeschlagen, weil man vergaß, daß die A. nicht Thiere der Ebene, sondern des höchsten Gebirgs sind, wie die Gemsen. Doch hat Lord Derby in seiner großen Sammlung ausländischer Thiere im Knowsleypark bei Liverpool eine Alpacaheerde schon seit einem Vierteljahrhundert mit Glück gezüchtet; eine zweite von mehr als 100 Stück befindet sich im Schloßpark zu Haag. In Frankreich haben Saint-Hilaire und d'Orbigny für die Einführung der A. gewirkt, nachdem ein Versuch des Herzogs von Orleans, sie in das Atlasgebirge Algeriens zu verpflanzen, gescheitert war. Neuerdings empfahl Brehm energisch ihre Versetzung in die deutschen Gebirge. Buffon suchte 1765 ihre Einführung in die Alpen und Pyrenäen zu bewirken.

Al pari, pari, d. h. gleich, ein aus dem Italienischen in die deutsche Handelssprache übergegangener Ausdruck, der sich zunächst auf den Stand der Geld- und Wechselcurse bezieht. Der Curs oder Preis steht pari (al pari), wenn sein Stand ein solcher, daß die Menge edeln Metalls, welche man für eine Geld- oder Wechselsumme gibt, der Menge edeln Metalls, welche in eben dieser Geldsumme enthalten oder durch die Wechselsumme am Zahlungsplatze repräsentirt wird, gleich ist. Die Bezahlung kann allerdings auch in Papiergeld erfolgen, dieses repräsentirt (verspricht) aber gleichfalls jenen Metallbetrag. Sofern der Curs einer Münze oder Wechselsorte den Papierstand überschreitet, pflegt man zu sagen, daß er über pari stehe, und der Mehrbetrag bildet ein Aufgeld (Agio); wenn er aber den Paristand nicht erreicht, sagt man, er stehe unter pari, und der Minderbetrag bildet einen Verlust (Disagio) der betreffenden Geld- oder Wechselsorte. Auch bei Wechseln, welche auf die nämliche Geldsorte lauten, die in dem Orte ihres Kaufs die Rechnungswährung bildet, sowie bei Staatspapieren, Actien und Papiergeld solcher gleichartigen Valuta, kommen jene Ausdrücke vor, da der Preis aller dieser Kaufobjecte ein wechselnder ist.

Alpen, das ausgedehnteste Gebirgssystem Europas, welches den eigentlichen Kern dieses Erdtheils bildet, erhebt sich auf einer Grundfläche von 4200 Q.-M. recht in der Mitte zwischen Aequator und Nordpol (zwischen 43° und 48° nördl. Br. und 22° und 37° östl. L.) und zieht sich 150 M. weit von der Küste des Mittelmeeres in einem großen Bogen nach N. und dann

nach ONO., sodaß es die Tiefebene des Po auf der Nordseite umgrenzt. Die einzelnen Gebirgsketten, aus denen das Ganze besteht, haben fast überall die Richtung von WSW. nach ONO., nur im südöstlichsten Theile tritt die Richtung WNW. nach OSO. ein. Die höchsten Massen des ganzen Systems finden sich da, wo es am schmalsten ist, nämlich zwischen Genf und Ivrea. Während sie an dieser Stelle von einer etwa 20 M. langen Querlinie durchmessen werden, schwillt die Gebirgsmasse weiter nach O. hin, indem der Südrand in die Ebene vortritt, im Meridian von Verona zur doppelten Breite an. Noch östlicher tritt der Südrand wieder zurück und umsäumt in der Ferne das Nordufer des Adriatischen Meeres bis zum Meridian von Udine, wo dann das Gebirge mit seiner veränderten Streichungsrichtung bis an die Küste des Meeres tritt. Während die im S. vorgelagerte Ebene in Padua 57, in Verona 140, in Mailand 432, in Turin 640 F. Meereshöhe hat, erhebt sich die im N. vorgelagerte zu 1600 und 1700 F. (im Mittel zu 1350 F.). Den äußern Fuß bezeichnen der Lauf der Rhône von der Mündung derselben bis Genf, die Reihe der savoyischen und schweiz. Seen (Bourgetsee 699, See von Annecy 1411, Genfersee 1150, Thunersee 1796, Vierwaldstättersee 1345, Zugersee 1278, Zürichersee 1280, Bodensee 1224 F. Höhe), der bair. und österr. Seen (Walchsee 2100, Tegernsee 2262, Chiemsee 1570, Attersee 1474, Mondsee 1508, Hallstättersee 1770, Gmundnersee 1320 F. Höhe) und der Lauf der Donau von der Innmündung bis Wien. Eine ähnliche Seenreihe, mit Wasser ausgefüllte Querthäler, welche von S. in die Alpen hineinreichen, bezeichnet in der Mitte der Alpen den Südfuß (Lago-Maggiore 650, Luganersee 876, Comersee 655, Iseosee 588, Gardasee 213 F. Höhe). Nach O. treten die Alpen fast fächerförmig auseinander, indem sie sich in den Ebenen Ungarns verlaufen, welche ihrerseits zwischen die langgestreckten Ausläufer zungenartig eingreifen. Oestlich vom Quarnerobusen stehen sie an der obern Kulpa mit den nordwestl. Gebirgsgliedern der Balkanhalbinsel in Verbindung.

Die Alpen sind bis in 30 M. Entfernung schwach am Horizonte sichtbar, von N. her zuerst bei Freising. Vom Frauenthurme zu München, das 6 M. entfernt liegt, übersieht man sie vom Vorarlberge bis jenseit Salzburg; vom 3000 F. hohen Peißenberge in Südbaiern, vom Hochsäntis bis zum Großglockner; vom 4000 F. hohen Weißenstein bei Solothurn, vom Dauphiné bis zur Grenze von Vorarlberg. Die berühmtesten Alpenpanoramen auf der Nordseite aber gewähren der Rigi am Vierwaldstättersee und der Schafberg im N. des Wolfgangsees im Salzkammergut. Im S., in der tiefer gelegenen Poebene, erscheinen die Alpen imponirender als von N. her. Vom Thurme des mailänder Doms übersieht man sie vom Monviso bis zu den Gipfeln an den Quellen des Oglio, und vom Markusthurme zu Venedig vom Ortles bis über den Terglou hinaus.

Die Alpen sind nicht eine Gebirgskette wie der Kaukasus, sondern ein System von Ketten und mächtigen Gebirgsstöcken, in welche sie durch ausgedehnte Längenthäler und eingeschnittene Querthäler zerfallen. Zahlreiche Pässe führen von einer Seite zur andern, und somit können sie für die anliegenden Länder keineswegs als eine Scheide gelten, sondern sie sind vielmehr das zugänglichste unter allen größern Gebirgen. Man unterscheidet nach der Höhe **Voralpen**, **Mittelalpen** und **Hochalpen**. Die erstern erheben sich bis zu 2—5000 F. über dem Meere, reichen somit bis zur obern Grenze des Holzwuchses und sind durch Waldreichthum und Frühlingsweiden charakterisirt. Die Mittelalpen reichen von 5—8000 F. Höhe, also von dem Aufhören des Baumwuchses bis zur Grenze des ewigen Schnees, und umfassen die Alpentriften, die sogenannten Almen und Matten, auf denen die eigentliche Alpenvegetation in ihrer Farbenpracht erscheint und die Alpenwirthschaft ihren Sitz hat. Die über 8000 F. sich erhebenden Höhen nennt man Hochalpen: entweder steile, nackte Felswände, reich mit Flechten und spärlich mit Alpenpflanzen geschmückt, oder weitgedehnte Gletschermassen und Felder von Firnschnee, aus denen hier und da dunkle, spitze Felsmassen herausragen, die sogenannten Nadeln, Hörner oder Zähne. Die Gletscher, in einem Theile Tirols Ferner genannt, in den Norischen Alpen Kees, hier und da auch Kahr (celtisch Felsschlucht), in den Romanischen Alpen Vedretta, mögen in dem Raume vom Montblanc bis zur tiroler Ostgrenze, innerhalb dessen man mindestens 650 Gletscher zählt, wol 54 Q.-M. bedecken. Im ganzen Alpengebiete beträgt die Zahl der Gletscher 1000—1100, von denen 60 primäre sind; sie bedecken bis 60 Q.-M. Einige, wie der Glacier des Bois auf dem Montblanc, sind mehr als 5 M. lang und mehr als 1 M. breit, und ihr Eis hat stellenweise eine Mächtigkeit von nahe an 800 F. Ebenso mächtig ist der Unteraargletscher, welcher eine Länge von $1^3/_4$ M. und eine Breite von $^1/_8$—$^1/_4$ M. hat. Vom Montblanc hängen nach den verschiedenen Seiten 68 (davon 8 primäre), von den Berner

Alpen 13 der größten und 107 secundäre Gletscher herab, vom Monte-Rosa 135, von denen 15 primäre, 62 secundäre erster und 58 zweiter Klasse.

Nach ihrer geognostischen Zusammensetzung unterscheidet man in den Alpen eine Mittelzone und Nebenzonen. Die Mittelzone ist, besonders im mittlern Theile des Alpensystems, durch Spaltenthäler zerrissen und besteht meist aus dunkeln Schiefern, Sand- und Kalksteinen, aus welchen sich als Centralmassen mächtige Streifen von Gneis und Alpengranit mit steiler, oft verticaler Structur zu den größten Höhen erheben, bedeckt und umgeben von ewigem Schnee und weitausgebreiteten Gletschern. Diese Centralmassen sind (nach Studer): die des Montblanc, der Aiguilles-Rouges, des Wallis, des Gotthard, des Finsteraarhorn, des Adulagebirgs, des Suretagebirgs, des Bernina, der Selvretta, des Oetzthaler Ferners. Zwei Zonen neptunischer Gesteine (wol auch die nördl. und südl. Kalkalpen genannt), mit ineinandergreifender Plateau- und Kettengestaltung, begleiten auf beiden Seiten jene Mittelzone, sich nahe an dieselbe anschließend, aber doch getrennt davon durch die bedeutendsten Längenthäler des ganzen Systems. Die Gesteine in diesen Nebenzonen sind dunkel gefärbt und fest verwachsen, alten Thonschiefern, Grauwacken und Uebergangsgesteinen ähnlich. Die Thäler sind meist Spaltenthäler, welche häufig die Schichtung schräg durchschneiden. Die Gebirgskämme sind felsig gezackt, und der nackte, durchfurchte Fels oder stets sich erneuernde Trümmerhalden lassen an vielen Abhängen nur eine kümmerliche Vegetation aufkommen. Bei den Westalpen findet sich eine solche Nebenzone nur auf der Westseite; vom Lago-Maggiore dagegen nach O. hin entwickeln sich die Seitenzonen südlich ebenso wie nördlich von der Mittelzone. Diese Seitenzonen endlich werden wiederum von einer Zone von Trümmerbildungen, der sogenannten Molasse und Nagelflue begleitet, deren Massen aber noch weniger erhoben sind als die Kalkstein- und Sandsteinalpen. Die Trümmerbildungen erscheinen namentlich auf der Westseite der Westalpen, wo sie bis an die Rhône reichen. Sie bilden die ganze sogenannte flache Schweiz, d. h. das Land zwischen dem Jura und den Schweizer Alpen, und die ganze oberbair. Hochebene, sowie sie auch von O. her aus den Ebenen Ungarns in die Thäler des Alpensystems hineinragen. Dagegen fehlen sie auf der Südseite. Die Mitte der südl. Kalkzone ist in Tirol auf charakteristische Weise durch rothe und schwarze Porphyre durchbrochen, welche hier ein geognostisch und mineralisch ganz besonders individualisirtes Gebiet innerhalb des großen Alpensystems gebildet haben. Während in den nördl. Kalkalpen auf weite Strecken eine Gleichförmigkeit im Gebirgsbau und ein Parallelismus in allen Gebirgsgliedern herrscht, zeigen die südl. Kalkalpen geschlossene Plateaux und Centralerhebungen, zahlreich emporgedrungene Eruptivgesteine, individualisirte und selbständige kleine Gebiete und einen reichen und schnellen Wechsel der verschiedenartigsten Ausbildung eines und desselben Formationsgliedes.

Man theilt das ganze Alpensystem der Uebersichtlichkeit halber in verschieden benannte Gruppen oder Regionen. Dies hat indeß seine Schwierigkeiten, weil dabei Namen von histor. Geltung in möglichste Uebereinstimmung gebracht werden müssen mit den orographisch sowol als geognostisch gewissermaßen als Individuen hervortretenden Abtheilungen, deren Grenzen aber freilich ineinanderfließen. Es ergeben sich diese Abtheilungen etwa folgendermaßen:

I. Die **Westalpen** oder die Gesammtheit von Gebirgen, welche nördlich vom Ligurischen Meere bis zu den Thälern der Arve und Dora Baltea ausgebreitet liegen. Dieselben bedecken etwa 1200 Q.-M., erfüllen das südöstl. Frankreich, Savoyen nebst dem nordwestl. Italien und gliedern sich wieder in folgende sieben Ketten und Gruppen:

1) Die Ligurischen Alpen, welche sich bei Savona an den Apennin anlehnen und gewissermaßen die Fortsetzung des Ligurischen Apennin bilden. Während jedoch für letztern der Sandstein und die Serpentindurchbrüche charakteristisch sind, beginnt mit den Ligurischen Alpen ein sich weit nach W. hin erstreckendes Jura- und Kreidegebiet, das von einem Gneismassiv durchbrochen ist. Die Hauptkette streicht vom 8174 F. hohen Monte-Gioje, in W. von Ormea, westlich bis zur Cima-Mercantour, erhebt sich im Mondolé bis 7515 F. und wird am Colle di Tenda in einer Höhe von 5526 F. von der Paßstraße überschritten, die von Coni nach der Grafschaft Nizza führt.

2) Die Meeralpen, welche sich westlich von den vorigen bis zum Tieflande der untern Rhône ausdehnen und aus Jurabildungen und Molasse zusammengesetzt sind. Im W. des Colle di Tenda liegt die 9540 F. hohe Cima dei Gelas; der niedrigste Paß hat 7152 F. Höhe. Den südl. Theil dieser Region bilden die mit südl. Vegetation bedeckten, 2—3000 F. hohen Montagnes Esterel, welchen im S. die aus krystallinischen Gesteinmassen bestehenden und eine gesonderte Gruppe bildenden Montagnes des Maures vorgelagert sind. Besonders nach W. hin

entwickeln sich die alpinischen Kreide- und Tertiärbildungen höchst mannichfaltig. Dort gehören der Kreide an: die Hügel Les Alpines, Aux Martigues und die von Cassis in der Provence.

3) Die Gebirge des provenzalischen Marquisats, von Gap aus nach W. fächerförmig zwischen Isère und Durance ausgebreitet. Diese ganz von Jura- und Kreidemassen erfüllte Region umfaßt auch die 3000 F. hohen Montagnes de Lure im S. von Sisteron, sowie den am weitesten nach W. vorgeschobenen Pfeiler des ganzen Alpensystems, den 6035 F. hohen Mont-Ventoux im NO. von Carpentras und den 3000 F. hohen Mont-Leberon im S. von Apt. Es sind schroffe, weiße, dürre Gebirge mit spärlicher Vegetation.

4) Die Cottischen Alpen (nach dem zur Römerzeit hier herrschenden Geschlecht der Cottier benannt), steigen von Saluzzo und Pinerolo aus der Ebene nach W. auf, zwischen Maira und Dora-Ripuaria, und reichen bis an die obere Durance, wo Mont-Dauphin und Briançon liegen, zur obern Guisane und an den Arc. Ihre Mitte bildet der 11811 F. hohe, aus Gabbro und Serpentin bestehende, seine Umgebung am gewaltigsten beherrschende Gipfel des ganzen Alpengebiets, der Monte-Viso. Nahe nördlich bei ihm liegt die 9581 F. hohe Meidassa und der 10371 F. hohe Grand-Rioburent. Nördlicher wendet sich der Hauptkamm gegen NW. über den 9656 F. hohen Mont-Chaberton zu dem 9800 F. hohen Mont-Tabor. Die fahrbare Straße, welche die Durance aufwärts bis Briançon führt, geht von dort über das 5744 F. hoch gelegene Dorf Mont-Genèvre hinüber nach Cesanne und dann die Dora-Ripuaria abwärts, wo sie sich bei Oulx an die von Turin hinaufkommende Eisenbahn anschließt. Die letztere führt von Oulx die Bardonèche aufwärts zu der zwischen dem Tabor und Mont-Cenis gelegenen Cima de Frejus, wo der nach dem Mont-Cenis genannte Tunnel durch die Alpen gebrochen wird, um Frankreich und Italien mittels Schienenwegs zu verbinden.

5) Die Alpen von Oisans, liegen im W. der Cottischen Alpen zwischen den tiefen Spaltenthälern des Drac, der Durance, der Guisane und Romanche: eine mächtige, hervorgedrungene Centralmasse, welche mit weiten Schnee- und Gletschermassen überdeckt ist. In ihr liegen der Pic des Arsines 12637, der Mont-Ollan im W. von Briançon 12973, der Grand-Pelvoux 12103 F. hoch, u. s. w. Daran schließt sich die im N. der Romanche gelegene kleine Gruppe der Rousses, worin der Mont-Levirent 9366 F. erreicht. Im westl. Theile führt von Gap nach N., bis La-Mure, eine wundervolle Kunststraße.

6) Die Savoyer Alpen, reichen von der Isèremündung bis zum Genfersee, nach W. und NW. bis an die Rhône, im S. an die Rousses, im O. bis zu den Quellen des Arc und der Isère und längst der obern Dora Baltea bis gegen Aosta, umfassen also die Maurienne, die Tarentaise und ganz Obersavoyen. Von La Mure, im SW. von Bourg d'Oisans, bis zum Bonhomme zieht sich ein 3 M. breiter und fast 22 M. langer Gneisstreifen hin, welcher die Hauptzone dieser Alpen bildet. Zu den Spitzen des felsigen, zerrissenen Kammes gehören der 9185 F. hohe Pic de Belledonne und der 8994 F. hohe Rocher de Pindé. Oestlicher breitet sich ein (in der Maurienne) bis 13 M. breites Schiefer- und Kalkgebiet aus, und in diesem östl. Schenkel erheben sich dicht neben den Grajischen Alpen die höchsten Spitzen, die 11670 F. hohe Aiguille de Goléon, nördlicher der 12482 F. hohe Mont-Iséran, der 10160 F. hohe Ormelune, die 10270 F. hohen Riotourgletscher und der von der obern Isère umflossene, 10514 F. hohe Chassequarré oder Aiguille le Rousse. Westlich von der Gneiszone zeigt eine der des östl. Flügels entsprechende Gesteinfolge, daß beide einst ein Ganzes gebildet haben. Von Grenoble läuft rechts von der Isère nach NO. die Kette der Grande-Chartreuse, setzt sich nach Chambéry und in der Hochebene der Beauges fort, dann über Annecy bis zum Genfersee. An dem letztern erhebt sich die nördlichste Kette mit dem 7500 F. hohen Dent d'Oches. Die südlichere, Des Cornettes, endet an der Rhône mit dem 6700 F. hohen Grammont. Bei der Arvekrümmung, im W. des Buet, steht der höchste Gipfel dieser Secundär- und Tertiärmassen, die 7650 F. hohe Pointe-Pelouze. Als besonderes Glied der Alpen verdiente wol das Montblancgebirge aufgeführt zu werden, das höchste in Europa. Vom Col de Balme bis zum Col de Bonhomme, von NO. nach SW., erstreckt es sich 5 M. weit, und in seinem südl. Theile erhebt sich der 14776 F. hohe Montblanc (s. d.). Auf der Westseite trennt davon das Chamounythal die Aiguilles-Rouges und den 9868 F. hohen Mont-Buet, das Montjoiethal den 7819 F. hohen Mont-Joli; auf der Ostseite das Thal der Allée Blanche den 8480 F. hohen Cramont (Grand-Mont) und das Thal von Entrèves den 9232 F. hohen Mont-Carmet. Von den übrigen zahlreichen Gipfeln dieses Gebirgs sind zu nennen: der Montblanc du Tacul, die 13091 F. hohe Aiguille du Géant, die 13232 F. hohe Aiguille du Moine, die Jorasses u. s. w. Die ausgedehnten Gletscher sind: das Mer de Glace, unterhalb Glacier des

Bois genannt; Glacier des Boussons, d'Argentière, du Talèfre (8000 F. hoch, der höchste). Von Martigny nach Chamouny steigt man über den 7090 F. hohen Col de Balme, aus der Allée Blanche nach W. über den 7519 F. hohen Col de Seigne. Südlich von diesem liegt der 6792 F. hohe Pic San-Bernardo (der Kleine Bernhard), über welchen eine Straße aus dem Isère- zum Dorathale führt.

7) Die Grajischen oder Grauen Alpen, legen sich von Susa bis Aosta, zwischen beiden Doraflüssen, östlich an die vorhergenannten Alpen an. Diese krystallinischen Massen gewähren einen fast ebenso großartigen Eindruck wie der Montblanc und Monte-Rosa. Sie umfassen den 11058 F. hohen Monte-Cenisio (Mont-Cenis), den 10900 F. hohen Roche-Mélon, die 11400 F. hohe Levanna, die 11411 F. hohen Gletscher von Monei oder Grand-Paradis, die 10011 F. hohe Rösa de Banchi u. s. w. Ueber den Col de Fenêtre, de Galise, de Rivolet führen Alpenpfade.

II. Die Mittelalpen bedecken etwa 1500 Q.-M. und reichen von den Thälern der Arve und Dora Baltea im W. bis zu einer nordsüdl. Linie durch den Dreiherrnspitz oder bis zu einer gebrochenen Linie, die von Kufstein über den Brenner nach Auronzo und Belluno schneidet. Die Alpenmitte begreift also die Gebirge der Schweiz und Tirols sowie der angrenzenden Theile des südl. Deutschland (Baiern) und des nördl. Italien (Piemont, Lombardei, Venetien), welche sich zusammen in drei Reihen ordnen: eine nördliche, eine südliche und zwischen diesen beiden eine am höchsten aufsteigende mittlere.

A. Die mittlere Reihe. 8) Die Peninischen, auf dem Nordabfalle Walliseralpen genannt, beginnen östlich neben dem Montblanc und erstrecken sich südlich von der obern Rhône bis zur Quelle des Tessin, bis an die Toce und bis Varallo an der Sesia. Neben dem Carmet liegt der Große Bernhard (dessen Hospiz in 7680 F. Höhe), über welchen von Martigny nach S. eine Straße nach Aosta führt. Auf diesem höchsten Kamme des Alpensystems erheben sich der 13261 F. hohe Mont-Combir und Mont-Avril, der nadelgleiche, 13900 F. hohe Mont-Cervin (Matterhorn oder Monte-Silvio) mit dem 10322 F. hohen, über das Matterjoch führenden St.-Theodulspaß, der 13426 F. hohe Dent-Blanche, das 13900 F. hohe Weißhorn, der 14011 F. hohe Saasgrat oder die Mischabelhörner. Im S. der letztern breitet sich die grandiose Masse des Monte-Rosa aus, unter dessen 9 Gipfeln das Gornerhorn 14284 F. Höhe erreicht. Oestlich daran grenzt das großartigste Circusthal der Alpen, der von der Anzasca durchflossene Gebirgskessel von Macugnaga. Der nach NO. zum Gotthard hinaufreichende Zweig dieser Alpen wird auch Lepontinische Alpen genannt. Ueber dieselben führt von Brieg (2139 F. hoch) an der Rhône nach Domo d'Ossola die 6218 F. Höhe erreichende, in den J. 1800—6 von Napoleon I. erbaute Simplonstraße, welche das Dorf Simpeln berührt und um den Mont-Simplon sich herumwendet.

9) Die Tessineralpen, zwischen Toccia oder Toce, Tessin und Lago-Maggiore, bilden ein durch besondere Verhältnisse ausgezeichnetes Gneis- und Glimmerschieferrevier.

10) Das Adulagebirge, östlich von Tessin, ist eine hohe, breite und öde Masse, ohne auffallend gestaltete Gipfel, meist mit Schnee und Gletschern überdeckt, die von jeher als eine Hauptgruppe der Alpen betrachtet worden ist. Es ist eine Meridiankette, die von Trons bis Lugano reicht, deren höchste Gipfel kaum zur Höhe der Gletscherpässe aufsteigen. Auf der Nordgrenze dieser Gruppe liegt der Paß der Scaradra, von Vals nach dem Blegnothale. Neben dem Rheinwaldgletscher erhebt sich das domförmige Rheinwaldshorn oder der Vogelberg. Daneben liegt das gewissermaßen dazugehörende Suretagebirge, das sich von Schams nach der Rofla und nach Ferrera ausdehnt, und dessen Hauptmasse das Gestein der Rofla bildet. Am bedeutendsten ist es in den von Gletschern umlagerten Schneegipfeln der Suretaalpen, nordwestlich von Chiavenna. Die von Gletschern umgebene Pyramide des 10180 F. hohen Tambohorns erhebt sich zwischen dem Splügen- und Bernhardinpasse. Von Thusis am Hinterrhein führt die 1 St. lange Via-Mala weiterhin durch die ebenso lange Roflenschlucht hinauf zu dem 4671 F. hohen Dorf Splügen, und von da nach S. geht seit 1821 eine Kunststraße über den 6400 F. hohen Splügenpaß nach Chiavenna und Riva zum Comersee. Vom Dorfe Splügen weiter nach W., den Rhein aufwärts, bis zu dem 4987 F. hohen Dorfe Hinterrhein führt eine andere Straße über den 6351 F. hohen Bernardino durch das Misoxerthal nach Bellinzona.

11) Im N. der beiden letzten Gruppen liegt das Gotthardgebirge, von W. nach O. ausgedehnt, von den Quellen der Rhône bis zu denen des Rhein etwa $2\frac{1}{2}$ M. lang. Zu den Felspyramiden dieses schmalen Gebirgszugs gehört die 8441 F. hohe Fibia, das 8950 F.

hohe Mutthorn, die 8209 F. hohe Urserenspitze. In weiterm Sinne ist dies kleine Gebirge ein Rhomboid, an dessen Südwestecke das Mutthorn, an der Nordwestecke der 10073 F. hohe Galenstock (mit dem Rhônegletscher), an der Nordostecke der 10240 F. hohe Krispalt, an der Südostecke der Cornaro steht. Zwischen Mutthorn und Galenstock erheben sich die beiden Zinken der Furka, durch welche der 7790 F. hohe Paß von Wallis ins Urserenthal führt. Im SO. geht der Lukmanierpaß über eine 5726 F. hohe Anhöhe von Disentis das Medelser Thal aufwärts und nach dem Zura- und Blegnothale hinab zum Tessin. Hier beabsichtigt man, wie beim Mont-Cenis, einen Tunnel durch den Lukmanier hindurchzutreiben und so Deutschland und Italien mittels Schienenwegen zu verbinden. Im engsten Sinne nennt man St.-Gotthard den Gebirgssattel, welchen die Gotthardstraße übersteigt. Dieselbe führt vom Südende des Vierwaldstättersees, von Altorf, die Reuß aufwärts über Amsteg, Wasen und Göschenen durch die 1 St. lange, wilde Schlucht der Schöllenen, über die Teufelsbrücke und durch das Urnerloch in das 3 St. lange, freundliche Urserenthal, wo in 4445 F. Höhe Andermatt oder Urseren liegt. Die Höhe des Passes, wo das Hospiz steht, mißt 6577 F. Von da hinab führt das Val-Tremola nach Airolo, worauf die Straße dem Tessin durch das Livinenthal folgt.

12) Die Selvrettaalpen, liegen östlich vom Gotthard und reichen vom Hinterrhein bis zum Landquart- und Paznaunerthal und an den Inn. Diese umfassen die Westhälfte des sonst Rhätische Alpen genannten Gebirgs. Neben dem Inn zieht sich von Finstermünz die große Masse der Selvretta nach W., auf der Nordseite bedeckt von den ausgedehnten Jamthaler Fernern. Darin erhebt sich im NW. von Süs das 9744 F. hohe Selvrettahorn und das 9300 F. hohe Selvrettarothhorn; nördlich davon der 10516 F. hohe Piz-Linard. Die zweite, etwas weiter im SW. gelegene Masse ist die der Flüela und Scaletta nebst dem 9700 F. hohen Schwarzhorn. In der Mitte zwischen Chur und der Selvretta liegt an der Strelaspitze, deren Paß 7317 F. Höhe hat, das mächtige Dolomitgebirge der Küpfenfluh, und südwestlich davon, wo die Plessur entspringt, das 8955 F. hohe Rothhorn und das Lenzerhorn. Neben demselben führt von Chur die nach S. gehende Straße über das 4653 F. hohe Parpaner Joch nach Tiefenkasten an der Albula und dann nach O. zwischen den Bergstöcken des Julier (Piz Munteratsch, 10421 F. hoch) und dem des Septimer auf der 7011 F. hohen Julierstraße zum Innthale. Südlich am Septimer gelangt man aus dem Engadin oder obern Innthale auf dem 5575 F. hohen Maloja- oder Maloggiapaß ins Maira- oder Bregagliathal nach Chiavenna.

13) Die Berninaalpen, die andere Hälfte der Rhätischen, auf der rechten Seite des Inn zwischen diesem, der Adda und dem Vintschgau gelegen, bilden eine der großartigsten Gruppen der Alpen. Aus dem Innthale nach S. führt der 7185 F. hohe Berninapaß nach Poschiavo und zum Comersee. Westlich von dieser Straße steht ein breiter Gebirgsstock, von dem sich nach N. der Rosag- (spr. Rosatsch-) Gletscher herabsenkt, und auf dem sich der 10821 F. hohe Piz Cambrena, der 11706 F. hohe Piz di Palü und der 10386 F. hohe Piz di Verona erheben. Die Nordostecke bildet der 12156 F. hohe Piz Bernina. Nördlich vom Passe eröffnet der 10054 F. hohe Piz Languard ein Alpenpanorama von 1700 Bergspitzen, vom Monte-Rosa bis zum Großglockner. Im S. des Malojapasses erhebt sich die 10766 F. hohe Serpentinmasse des Monte della Disgracia. Im NO. der Berninamasse verbindet der niedrige Trepalpaß Cernez am Inn und Glurns an der Etsch, zwischen welchen Orten eine Eisenbahn ohne Schwierigkeit ausführbar sein soll.

14) Die Oetzthaler Alpen, legen sich östlich an die Rhätischen und werden vom Vintschgau, Etsch, Eisack, Brennerpaß und Inn begrenzt. Es sind zwei von SW. nach NO. gerichtete Glimmerschiefersysteme, welche durch einen Hornblendestreif getrennt werden. Dem südlichern gehört die 11420 F. hohe Similaunspitze und der 11110 F. hohe Große Oetzthaler Ferner an, der nördlichern der 11591 F. hohe Wildspitz. Zwischen beiden breitet sich eins der größten Eismeere der Alpen aus, der Vernagt- und Gebatschergletscher mit der 11840 F. hohen Eisspitze oder dem Weißkogel. An der Westseite dieser Alpen führt eine Straße von Landeck am Inn nach S. durch den 1855 beendeten, 3090 F. hohen Finstermünzpaß zu der 4451 F. hohen, Reschenscheideck genannten Hochebene und zur Malser Heide, auf welcher die Etsch entspringt; darauf hinab nach Glurns an der Etsch, nach SW. aufwärts nach Stilfs und ins Trafoithal; dann über das 8808 F. hohe Stilfser oder Wormser Joch hinab zu dem in 3848 F. Höhe gelegenen Worms oder Bormio an der obern Adda und durch das Veltlin zum Comersee. Am Ostende dieser Alpengruppe führt von Innsbruck die niedrigste und älteste der fahrbaren Alpenstraßen über den 4375 F. hohen Brennerpaß, neben dem etwa 6300 F.

hohen Brenner nach Sterzing im Eisackthal und dann nach Bozen. Von Sterzing läuft ein Saumpfad über den 6451 F. hohen Jaufen ins Passeierthal und nach Meran.

B. Die südliche Reihe der Alpenmitte. 15) Das Seengebirge oder die Lombardischen Alpen, bilden krystallinische Gesteine im S. der mittlern Reihe, von der Sesia über den Orta-, Maggiore-, Luganer-, Comersee bis zu dem vom Oglio durchflossenen Val-Cammonica und dem Iseosee, eine Gruppe, welche am Luganersee am schmalsten und zwischen der Addaquelle und dem Iseosee am breitesten ist. Mit dem von der Adda durchflossenen Veltlinthale, in dessen S. die Veltliner Alpen von W. nach O. ziehen, grenzen sie an die Berninagruppe. Rothe und schwarze Porphyre sind hier mehrfach hervorgebrochen. Hauptsächlich sind diese Gebirge Kalk- und Dolomitalpen. Vom 6852 F. hohen Camoghè, im N. des Luganersees, übersieht man sie sowie die lombard. Ebene.

16) Die Oertler Alpen ziehen sich östlich vom Oglio bis zur Etsch und vom südl. Theile des Gardasees bis zum Vintschgau und ans Wormser Joch. Der mächtigste Gebirgsstock neben diesen Kalkalpen ist der aus Urgebirge gebildete im NW., nämlich die 12019 F. hohe Gruppe des Orteles, neben dem 12005 F. hohen Mont-Zebru. Auch südlich davon liegt eine mächtige Gletschermasse. Noch südlicher entspringt aus der Gruppe des 10994 F. hohen Monte-Gavio der Oglio. Zwischen dem Gardasee und der Etsch liegt der 6750 F. hohe Monte-Baldo.

17) Die Fassaner und Tridentiner oder Venetianischen Alpen liegen östlich von der Etsch und reichen an die venet. Tiefebene, nach N. an die Eisack und Rienz, nach O. an die Piave. Hier sind nur wenige der meist domartigen Gipfel mit Schnee bedeckt. Von besonderer Wichtigkeit ist hier das ausgedehnte Gebiet des rothen Porphyrs, welches in der Sarnthaler Gruppe im N. von Bozen beginnt und bis in die Nähe von Trient reicht, sowie daneben der schwarze Augitporphyr des Fassathals, wo die Rocca-Marmolade die Höhe von 10700 F. erreicht (der Schlern bei Bozen hat 7876, der Mont-Antelao im W. von Piave di Cadore 10012 F. Höhe) und die Granitgruppe der Cima d'Asta, in welcher der Lagorei 8040 F. hoch ist. Zwischen Roveredo und Schio liegt der 7011 F. hohe Mont-Pasubio. Der im O. des Monte-Baldo gelegene Zug heißt die Lesinischen Alpen.

C. Die nördliche Reihe der Alpenmitte. 18) Die Berner Alpen, liegen nördlich von der obern Rhône und reichen vom Genfersee und dem Unterwallis bis an den Thuner- und Brienzersee und die obere Aare. Die Westhälfte ist ein breites Kalkgebirge, das im N. von Martigny mit dem 9054 F. hohen Dent de Morcles endet (gegenüber dem zur Aiguilles-Rouges gehörenden, 10107 F. hohen Dent du Midi). Im NO. liegen die durch ihre Felsstürze berüchtigten, 10011 F. hohen Hörner der Diablerets. Ueber die Mitte der Kette führt der 7086 F. hohe Gemmipaß aus dem Kanderthal nach dem Leuker Bade an der Rhône. Oestlich von diesem Paß ist das Gebirge mit zusammenhängenden Eismeeren (wol 18 Q.-M.) bedeckt, aus denen sich die 12327 F. hohe Jungfrau, der 12240 F. hohe Mönch, der 12260 F. hohe Eiger, die 12568 F. hohen Schreckhörner und das 11412 F. hohe Wetterhorn erheben. Oestlich vom Eiger liegt der Grindelwaldgletscher, südlich von der Jungfrau der Aletschgletscher. Oestlicher erhebt sich das 13160 F. hohe Finsteraarhorn, in dessen O. der Zinkenstock den Unter- von dem Oberaargletscher trennt. Vom Wetterhorn reicht der nördlichste, der Rosenlauigletscher, herab. Im W. der Jungfrau führt nach N. das Lauterbrunner Thal (mit dem Staubbachfall). Im O. der Aargletscher steigt man aus dem obern Aar- oder Haslithale über den 6665 F. hohen Grimselpaß hinüber zum Rhônethal. Vor der Kette der Berner Alpen im NW. liegen fünf ziemlich selbständige Gebirgsgruppen, in denen zu nennen sind: der 7280 F. hohe Niesen, südlich von Thun, die 7640 F. hohe Spilgerten, das 6767 F. hohe Stockhorn im SW. von Thun, der 6172 F. hohe Moléson im NO. von Vevey und östlicher der 7250 F. hohe Dent de Branleire, im S. des Brienzersees das 8261 F. hohe Faulhorn.

19) Die Vierwaldstätter Alpen, zwischen Aare und Reuß, bis an den Vierwaldstättersee, bilden die Fortsetzung der Berner Alpen. Hier erhebt sich im O. des Wetterhorns der 10073 F. hohe Galenstock, an dessen Westseite sich 6 St. weit der der Rhône ihren Ursprung gebende Rhônegletscher hinzieht. Im N. des Galenstocks haben die Sustenhörner 10830, und der Titlis 10011 F. Höhe. Im S. von Luzern erheben sich die wetterprophezeienden Hörner des breiten, 6740 F. hohen Pilatus.

20) Die Schwyzer und Glarner Alpen, erfüllen den Raum vom Vierwaldstätter- bis zum Zürcher- und Wallenstädtersee und werden im S. und O. vom Rhein umflossen. Die südl. oder Glarner Alpen sind noch die Fortsetzung des Gneisstocks, welcher das Finsteraarhorn bildet. Bei der Quelle der Linth steht der Schneeriese des 11141 F. hohen Tödi, im

NW. von Chur der 8650 F. hohe Calanda und im SW. von Glarus der 8977 F. hohe Glärnisch. Westlich von diesem, in den Schwyzer Alpen, haben die beiden Mythen 5860 und 5600, der aus Nagelflue bestehende Rigi zwischen dem Vierwaldstätter- und Zugersee 5541 F. Höhe. Im O. des letztern liegt der 4870 F. hohe Roß- oder Ruffiberg, dessen Bergsturz Goldau und einen großen Theil des Lowerzersees verschüttet hat.

21) Nördlich von diesen Alpen liegt die bis gegen den Bodensee hinreichende kleine Gruppe der **Thuralpen** mit der Gruppe des steil nach NO. abstürzenden, 7709 F. hohen Hochsentis und dem 7500 F. hohen Altmann. Am Norduſer des Wallenstädtersees zieht sich die Kette der 7000—7080 F. hohen Kurfürsten oder Kuhfirsten hin, an welche sich im W. der 5021 F. hohe Speer anschließt, der höchste Gipfel im Tertiärgebirge der Schweiz.

22) Die **Vorarlberger-, Allgäuer- und Bairischen Alpen**, erfüllen den Raum im N. der Selvretta- und Oetzthaler Alpen, vom Bodensee und Rhein bis zum Austritte des Inn aus den Alpen bei Kufstein, also im S. begrenzt durch das Thal der Landquart, Trisana (Paznaunerthal) und des Inn. Von der Selvretta nach NW. zum Rhein zieht die Rhäticonkette, deren höchster Gipfel, die 8889 F. hohe Scesaplana, von Gletschern umgeben ist. Zwischen dem obern Lech und der Rosana und dem Inn streicht eine Kette mit dem 8700 F. hohen Muttekopf bei Imst, und nordwestlich davon zwischen Lech und Iller steht nahe der bair. Grenze der 7952 F. hohe Hochvogel. Vom Kloster- zum Stanzerthal führt auf der Ostgrenze von Vorarlberg ein Paß über den 5537 F. hohen Arl- oder Adlerberg. Der im NW. nach dem Bodensee hin gelegene Bregenzer Wald besteht nur aus abgeplatteten Höhen. Die von den Lechquellen beginnende Kette setzt sich nördlich vom Inn auf der Südgrenze Baierns als Bairische Alpen fort, eine Zone wilder und schroffer Kalkgebirge, an welche sich parallel eine Zone des sogenannten Flysch legt, im N. begleitet von einem breiten Molassestreif. Vorwaltend sind mächtige Kalk- und Dolomitmassen, welche tiefe und wilde Spaltenthäler durchziehen. Zwischen Inn und Lech tritt überhaupt die Großartigkeit der alpinen Kalkwelt wie nirgends sonst hervor. Ein Dutzend mäßige Seen zeichnet die Kette der Bairischen Alpen aus. Im Wettersteingebirge liegt, zwischen Füssen und Innsbruck, der höchste Gipfel, der 9069 F. hohe Zugspitz, mit Schnee bedeckt, und im NW. von Innsbruck der 9071 F. hohe Große Sollstein.

III. Die **Ostalpen**, östlich sich an die Mittelalpen anlehnend und mit etwa 1500 Q.-M. dem Bereiche des österr. Staats angehörend, theilen sich ebenfalls in eine mittlere Reihe, in eine nördliche (**Norische Alpen** genannt), von der ersten durch die Thäler der obern Salzach, Enns, Salza und Mürz geschieden, und in eine südliche, welche das Thal der Drau abscheidet.

A. **Die nördliche Reihe.** 23) Die **Salzburger Alpen**, sind die Fortsetzung der Bairischen östlich vom Inndurchbruche, wo die Zone der Kalkmassen an Breite zunimmt und imposante Massen bildet. Oestlich von Kufstein reichen diese Alpen, von der Salzach getheilt, bis zum Ennsthale und werden im S. durch die großen Längenthäler der obern Salzach (das Pinzgau) und der obern Enns von den centralen Urgebirgsalpen getrennt. Zunächst bei Kufstein steht das Kaisergebirge, und daneben breitet sich, zwischen Inn und Salza, die Kitzbüchler Gruppe aus, in welcher sich der Pisapperspitz zu 7945, das Breithorn bei Lofer zu 7500 F. erhebt. In der Berchtesgadener Gruppe hat der Watzmann 8261, der Untersberg bei Salzburg 6051 F. Höhe; südlich davon der Ewige Schneeberg 8957 und das Felsenplateau des Steinernen Meeres 6771 F. Höhe. Zwischen Salzach und Enns, also östlicher, folgen die **Salzkammergut-Alpen**. Im südl. Theile, neben der obern Enns, erhebt sich der 8940 F. hohe Dachstein mit dem 9313 F. hohen Thorstein; fast zwischen beiden das Todte Gebirge mit dem 7750 F. hohen Priel; östlich von der Steyer liegt das Hochsengsengebirge. Zwischen den Seen des Traungebiets steht nördlich vom Wolfgangsee der 5550 F. hohe Schafberg, von welchem man 19 Seen erblickt, und im O. des Traunsees der 5196 F. hohe Traunstein.

24) Oestlich von der Enns bis zur österr. Ebene dehnen sich die **Mariazeller** oder **Niederösterreichischen Alpen** aus, worin der 7196 F. hohe Hochschwab liegt. Jenseit des Mürzthals folgt die Gruppe der Schneealpe und Raxalpe, mit dem 6567 F. hohen Schneeberge im N. des Semmering.

25) Von der Schneealpe bis Wien erstreckt sich das Sandsteingebirge des **Wiener Waldes**, an den sich an der Donau das kleine Kahlengebirge mit dem 1329 F. hohen Leopoldsberge anschließt.

B. **Die mittlere Reihe.** 26) Die prachtvolle, 18 M. lange Kette der **Hohen Tauern**, mit mächtigen Schneefeldern und Gletschern bedeckt und mit Einsenkungen, Tauern genannt,

zwischen den einzelnen Hochgebirgsmassen versehen, beginnt im O. des Brenner mit der Zillerthaler Gruppe. In dieser bis zum Ahren- und Krimler Achenthale reichenden Granit- und Gneismasse erhebt sich der Löffelspitz zu 10495 F. Das nördlichste Joch, die zwischen dem Ziller- und Gerlosthal gelegene Gerloswand, verbreitert sich nach O. zum 9340 F. hohen Reichespitz, den der Krimler Tauern (zwischen Ahren- und Achenthal, der 5295 F. hohe Krimler Paß) mit dem 10743 F. hohen Dreiherrnspitz verbindet, sodaß damit die eigentliche Tauerngruppe beginnt. Südlich zieht von W. nach O. das Deferegger-Thal, und südlich von diesem das fast 10 St. lange Pusterthal, von der Mündung der Rienz aufwärts über das 3711 F. hohe Toblacher Feld, wo Rienz und Drau entspringen, und die Drau abwärts. Der Dreiherrnspitz bildet mit dem 11274 F. hohen Großen oder Sulzbacher Venediger einen einzigen mächtigen Granitstock, und im O. trennt davon das breite, nach dem Orte Windisch-Matrey genannte Tauernthal die Glocknergruppe. In derselben erhebt sich am Südrande des Pasterzengletscher der 12158 F. hohe Großglockner. Auf einem der nach N. laufenden Joche steht das 11014 F. hohe Wiesbachhorn. Ueber diese Gruppe führt der 6984 F. hohe Velber Tauern aus dem Isel- ins Salzachthal; der 8045 F. hohe Kalser Tauern aus dem Kalser- ins Stubachthal; der 8040 F. hohe Heiligenbluter und der 4867 F. hohe Rauriser Tauern aus dem Möllthal in die Fusch und Rauris; der 8189 F. hohe Korn- oder Hochtauern aus dem Seethal nach Gastein, der 7500 F. hohe Malnitzer Tauern aus dem Möllthal ebenfalls nach Gastein. Oestlich vom Glockner folgt die schmale Goldberggruppe, in der sich der 10926 F. hohe Hochnarr, der 8111 F. hohe Rauriser Tauern mit dem Naßfeld genannten Alpenkessel, der 9004 F. hohe Herzog Ernst erheben. Oestlich leitet der Zug der Malnitzer Tauern zu der kleinen Gruppe des 9981 F. hohen Ankogl, dessen Spitzen überall scharf aufsteigen. Von hier an läßt sich die Tauernkette nach O. als eine doppelte verfolgen, die eine nördlich von der Mur, unter dem Namen Radstädter und Rottenmanner Tauern, die andere südlich, als Steirische Alpen.

27) Die Radstädter und Rottenmanner Tauern, die nördl. Kette, ist nach zwei Gebirgsstädtchen benannt. Die Gebirge dieser Kette ziehen sich ohne große Alpenstöcke und weite Schneefelder bis gegen das Mürzthal hin und steigen nicht über 8500, östlicher nur bis 5800 F. auf. Zwischen Rottenmann und Eisenerz schließt sich, durch den Palten- und Liesingbach davon getrennt, das thonschieferige und erzreiche Uebergangsgebirge der Eisenerzer Alpen mit dem 6764 F. hohen Lugauer an.

28) Die Steirischen Alpen, die südl. Abzweigung der Tauernkette zwischen Mur und Drau, beginnt mit dem im O. des Ankogl stehenden, 8711 F. hohen Hafnerspitz und breitet sich zwischen Mur und Drau fast bis zu deren Vereinigung hin: ein bewachsenes Gebirge mit abgerundeten Formen. Von Gmünd am Liserbach bis Neumarkt im N. und Klagenfurt im S. breitet sich die Stangalpe aus mit dem nicht Schnee tragenden, 7721 F. hohen Eisenhut, dem 7700 F. hohen Roseneck und der 7375 F. hohen scharfen Felspyramide des Königstuhls. Bei Murau folgt dann die 6624 F. hohe Kuhalpe. Von Judenburg zieht nach S. zwischen Gurk und Lavant bis östlich von der 1400 F. hohen Niederung von Völkermarkt und Klagenfurt ein ebenfalls granitischer Zug: die 6589 F. hohe Wenzelalpe, die 6164 F. hohe Presneralpe und die 6551 F. hohe Saualpe. Oestlich von dem lieblichen Lavantthale folgt dann die Grazer Gruppe oder die Muralpen. In denselben unterscheidet man a) einen nach S. und SO. gehenden Granitzug, welcher den 7093 F. hohen Hochgössing, die 7359 F. hohe Koralpe und die bis Marburg hin durch die Drau getheilte Gruppe, nördlich des bis 1200 F. hohen Posruck, südlich des mit schönem Wald bedeckten, bis 4155 F. hohen Bacher Gebirgs, umfaßt, und b) einen nach NO. gehenden Zug desselben Gesteins, welchem der 6265 F. hohe Speikkogl, die 5411 F. hohe Hochalpe in der Wendung bei Bruck, der 3084 F. hohe Semmering und, in seinem SO., der 5349 F. hohe Hohe Umschuß angehören. Oestlich von der untern Mur erhebt sich aus all den niedrigen Bergzügen, welche sich nach der ungar. Ebene abflachen, im N. von Graz der 4545 F. hohe Schöcklberg.

29) Die Raabthaler Voralpen, ist die Bezeichnung, unter welcher man diese Höhenzüge östlich von der Mur und Leitha zusammenfaßt. Man schließt daran das nach dem Nordende des Neusiedlersees fortziehende Leithagebirge, ein bis 1500 F. aufsteigendes Molassegebirge. Noch weiter östlich kann als ein Ausläufer des Alpensystems der breite, dichtbewaldete, bis 3800 F. hohe Kuppen tragende Bákonywald gelten, welcher bis Waizen an der Donau, bis an die Raab und an den Platensee reicht. Eine dritte Hügelreihe begleitet das linke Mur- und Draufer und zieht bis nördlich von Fünfkirchen, wo sie zu einer breiten, bis 1300 F.

hohen Gruppe wird, dem Mecsergebirge und dem bis zum Platensee sich hindehnenden Pannonischen Hügellande.

C. Die südliche Reihe. 30) Oestlich vom tiefeinschneidenden Piavethale schließen sich an die Trientiner Alpen die Cadorischen Alpen. Dieselben reichen bis an die Fella, und in ihnen liegt östlich von Pieve di Cadore der 7952 F. hohe Monte-Cridola, im W. von Tolmezzo der 7945 F. hohe Verzeguis.

31) Die Karnischen Alpen, beginnen bei den Quellbächen der Piave und Gail mit dem Monte-Quaterna und reichen nach O. bis zur Sann. Im S. von Lienz steht der schneebedeckte 8226 F. hohe Antola und auf einem der nach S. auslaufenden Joche am Tagliamento der 7411 F. hohe Clapsa. In dem zwischen Drau und Gail hingestreckten Gebirgstheile ist der 7472 F. hohe Reißkofl der höchste Punkt, und im O. bei Villach erhebt sich in der Villacher Alpe der Dobracz zu 6631 F. Südlich davon liegen zwischen der Wurzer und Wocheiner Save die östlichsten Hochalpen, die Gruppe der Terglou- oder Triglavalpen, in der sich der Triglav (Dreikopf) zu 8736 F. Höhe erhebt. Das Isonzothal scheidet davon die im W. gelegene Gruppe des gletschertragenden, 8400 F. hohen Monte-Canin, im W. von Predil. Aus der venet. Ebene führt eine Straße das Fellathal aufwärts über Pontafel nach Obertarvis und ebendahin eine andere das Isonzothal hinauf, zwischen Terglou und Canin hindurch, über Raibl. Von Tarvis läuft sie über Villach nach Spittel an der Drau, darauf über Gmünd, über die Radstädter Tauern nach Radstadt und endlich nach Salzburg. Zwischen der Drau und der Laibacher Ebene zieht sich die lange, kahle, ungetheilte, der nördl. Grauwackenzone entsprechende Kette der Karawanken hin. Ueber dieselben führten von Krainburg nach N. der 4231 F. hohe Loibl- oder Leoblpaß neben dem 5571 F. hohen Loiblberge und dem 5709 F. hohen Bellacher Paß. Das zwischen diesen beiden Pässen Koschutta genannte Gebirge hat 6600 F. Höhe. Im S. von Bellach liegt die Sannthaler Alpengruppe an der Quelle der Sann, auch genannt die Sulzbacher oder Bellacher oder Steineralpen, oder die Untersteirische oder Windische Schweiz, die letzte Gruppe, in welcher noch der Alpencharakter erscheint. Darin erhebt sich der Grintouz zu 7817, die Oistriza zu 7426 F. Noch weiter östlich liegt im S. der Pettauer Ebene das bis 1980 F. hohe Matzelgebirge und in dessen SO. das Ivanchiczagebirge; davon südlich bis Agram das Slemegebirge. Die weiterhin nach O. zwischen Drau und Save streichenden, aus jüngern Bildungen zusammengesetzten Höhen Slawoniens erreichen in der Reka noch 3100 F. Höhe.

32) Von den Alpen in der Bildung und Richtung abweichend, aufs innigste dagegen verwandt mit der Gebirgsbildung in der Balkanhalbinsel ist das im SO. der Terglougruppe beginnende Karstgebirge oder die Julischen Alpen, eine im O. des Isonzo und im S. der Laibacher Ebene gelegene, merkwürdige Reihe von NW. nach SO. gestreckten Hochebenen mit aufgesetzten, in derselben Richtung ziehenden Ketten, alles aus einförmigen, öden Kalkmassen gebildet. Der nordöstliche Karst beginnt beim Isonzothale und bei Tolmein, Idria, Oberlaibach, und besteht aus den nach N. sich hinziehenden Kalkplateaux des Tarnovaner Waldes (Mersavez 4332 F. hoch), dem Birnbaumer Wald (Nanos 3968 F. hoch), Pinka Planina (Krainer Schneeberg 5172 F. hoch), dem Kroatischen oder Liburnischen Karst (Jelenatzgebirge 3714, Vittoray Vrch 4241 F. hoch) u. s. w. Oestlich von der Pinka Planina, an deren Ostrand sich der merkwürdige Zirknitzersee legt, zieht sich die Karstformation noch bis an die Save hin. In diesem Raume erhebt sich bei Gottschee der Hornbüchel im Hornwalde zu 3384 F., und bei Landstraß liegt auf der Militärgrenze das Uskokengebirge. Der südwestliche Karst, an den Busen von Triest grenzend und das halbe Istrien erfüllend, ist niedriger, reicht aber bis ans Meer, gegen das er mit einem 1100 F. hohen Abhange steil herunterstürzt. Seine öde, baum- und vegetationslose Oberfläche ist mit ungeheuern Kalkblöcken überstreut und durch zahllose trichter- und wannenförmige Einsenkungen, Dolinen genannt, charakterisirt. Zwischen Triest und Fiume breitet sich in seiner Fortsetzung der Tschitscherboden hin, am Ostende mit dem 3611 F. hohen Planik, in dessen S. der höchste Berg Istriens, der 4278 F. hohe Monte-Maggiore, dicht am Golfe von Fiume steht. In Istrien fällt der Karst nach SW. ganz allmählich zur Tiefebene und zum Meere ab. Im ganzen Karstgebiete sind die zahlreichen verschwindenden und wasserreich aus den Felsen hervortretenden Flüsse höchst merkwürdig.

Die geognostische Erforschung der Alpen, über die hier nur beiläufig Andeutungen gegeben werden konnten, hat in der Schweiz namentlich durch Studer's Bemühungen, in den so lange Zeit fast unbekannten Ostalpen durch den überaus regen Eifer der österr. Geognosten

zwischen den einzelnen Hochgebirgsmassen versehen, beginnt im O. des Brenner mit der Zillerthaler Gruppe. In dieser bis zum Ahren- und Krimler Achenthale reichenden Granit- und Gneismasse erhebt sich der Löffelspitz zu 10495 F. Das nördlichste Joch, die zwischen dem Ziller- und Gerlosthal gelegene Gerloswand, verbreitert sich nach O. zum 9340 F. hohen Reichespitz, den der Krimler Tauern (zwischen Ahren- und Achenthal, der 5295 F. hohe Krimler Paß) mit dem 10743 F. hohen Dreiherrnspitz verbindet, sodaß damit die eigentliche Tauerngruppe beginnt. Südlich zieht von W. nach O. das Deferegger-Thal, und südlich von diesem das fast 10 St. lange Pusterthal, von der Mündung der Rienz aufwärts über das 3711 F. hohe Toblacher Feld, wo Rienz und Drau entspringen, und die Drau abwärts. Der Dreiherrnspitz bildet mit dem 11274 F. hohen Großen oder Sulzbacher Venediger einen einzigen mächtigen Granitstock, und im O. trennt davon das breite, nach dem Orte Windisch-Matrey genannte Tauernthal die Glocknergruppe. In derselben erhebt sich am Südrande des Pasterzengletscher der 12158 F. hohe Großglockner. Auf einem der nach N. laufenden Joche steht das 11014 F. hohe Wiesbachhorn. Ueber diese Gruppe führt der 6984 F. hohe Velber Tauern aus dem Isel- ins Salzachthal; der 8045 F. hohe Kalser Tauern aus dem Kalser- ins Stubachthal; der 8040 F. hohe Heiligenbluter und der 4867 F. hohe Rauriser Tauern aus dem Möllthal in die Fusch und Rauris; der 8189 F. hohe Korn- oder Hochtauern aus dem Seethal nach Gastein, der 7500 F. hohe Malnitzer Tauern aus dem Möllthal ebenfalls nach Gastein. Oestlich vom Glockner folgt die schmale Goldberggruppe, in der sich der 10926 F. hohe Hochnarr, der 8111 F. hohe Rauriser Tauern mit dem Naßfeld genannten Alpenkessel, der 9004 F. hohe Herzog Ernst erheben. Oestlich leitet der Zug der Malnitzer Tauern zu der kleinen Gruppe des 9981 F. hohen Ankogl, dessen Spitzen überall scharf aufsteigen. Von hier an läßt sich die Tauernkette nach O. als eine doppelte verfolgen, die eine nördlich von der Mur, unter dem Namen Radstädter und Rottenmanner Tauern, die andere südlich, als Steirische Alpen.

27) Die Radstädter und Rottenmanner Tauern, die nördl. Kette, ist nach zwei Gebirgsstädtchen benannt. Die Gebirge dieser Kette ziehen sich ohne große Alpenstöcke und weite Schneefelder bis gegen das Mürzthal hin und steigen nicht über 8500, östlicher nur bis 5800 F. auf. Zwischen Rottenmann und Eisenerz schließt sich, durch den Palten- und Liesingbach davon getrennt, das thonschieferige und erzreiche Uebergangsgebirge der Eisenerzer Alpen mit dem 6764 F. hohen Lugauer an.

28) Die Steirischen Alpen, die südl. Abzweigung der Tauernkette zwischen Mur und Drau, beginnt mit dem im O. des Ankogl stehenden, 8711 F. hohen Hafnerspitz und breitet sich zwischen Mur und Drau fast bis zu deren Vereinigung hin: ein bewachsenes Gebirge mit abgerundeten Formen. Von Gmünd am Liserbach bis Neumarkt im N. und Klagenfurt im S. breitet sich die Stangalpe aus mit dem nicht Schnee tragenden, 7721 F. hohen Eisenhut, dem 7700 F. hohen Roseneck und der 7375 F. hohen scharfen Felspyramide des Königstuhls. Bei Murau folgt dann die 6624 F. hohe Kuhalpe. Von Judenburg zieht nach S. zwischen Gurk und Lavant bis östlich von der 1400 F. hohen Niederung von Völkermarkt und Klagenfurt ein ebenfalls granitischer Zug: die 6589 F. hohe Wenzelalpe, die 6164 F. hohe Presneralpe und die 6551 F. hohe Saualpe. Oestlich von dem lieblichen Lavantthale folgt dann die Grazer Gruppe oder die Muralpen. In denselben unterscheidet man a) einen nach S. und SO. gehenden Granitzug, welcher den 7093 F. hohen Hochgössing, die 7359 F. hohe Koralpe und die bis Marburg hin durch die Drau getheilte Gruppe, nördlich des bis 1200 F. hohen Posruck, südlich des mit schönem Wald bedeckten, bis 4155 F. hohen Bacher Gebirgs, umfaßt, und b) einen nach NO. gehenden Zug desselben Gesteins, welchem der 6265 F. hohe Speikkogl, die 5411 F. hohe Hochalpe in der Wendung bei Bruck, der 3084 F. hohe Semmering und, in seinem SO., der 5349 F. hohe Hohe Umschuß angehören. Oestlich von der untern Mur erhebt sich aus all den niedrigen Bergzügen, welche sich nach der ungar. Ebene abflachen, im N. von Graz der 4545 F. hohe Schöckelberg.

29) Die Raabthaler Voralpen, ist die Bezeichnung, unter welcher man diese Höhenzüge östlich von der Mur und Leitha zusammenfaßt. Man schließt daran das nach dem Nordende des Neusiedlersees fortziehende Leithagebirge, ein bis 1500 F. aufsteigendes Molassegebirge. Noch weiter östlich kann als ein Ausläufer des Alpensystems der breite, dichtbewaldete, bis 3800 F. hohe Kuppen tragende Bakonywald gelten, welcher bis Waizen an der Donau, bis an die Raab und an den Platensee reicht. Eine dritte Hügelreihe begleitet das linke Mur- und Draufer und zieht bis nördlich von Fünfkirchen, wo sie zu einer breiten, bis 1300 F.

hohen Gruppe wird, dem Mecsergebirge und dem bis zum Platensee sich hindehnenden Pannonischen Hügellande.

C. Die südliche Reihe. 30) Oestlich vom tiefeinschneidenden Piavethale schließen sich an die Trientiner Alpen die Cadorischen Alpen. Dieselben reichen bis an die Fella, und in ihnen liegt östlich von Pieve di Cadore der 7952 F. hohe Monte-Cridola, im W. von Tolmezzo der 7945 F. hohe Verzeguis.

31) Die Karnischen Alpen, beginnen bei den Quellbächen der Piave und Gail mit dem Monte-Quaterna und reichen nach O. bis zur Sann. Im S. von Lienz steht der schneebedeckte 8226 F. hohe Antola und auf einem der nach S. auslaufenden Joche am Tagliamento der 7411 F. hohe Clapsa. In dem zwischen Drau und Gail hingestreckten Gebirgstheile ist der 7472 F. hohe Reißkofl der höchste Punkt, und im O. bei Villach erhebt sich in der Villacher Alpe der Dobracz zu 6631 F. Südlich davon liegen zwischen der Wurzer und Wocheiner Save die östlichsten Hochalpen, die Gruppe der Terglou- oder Triglavalpen, in der sich der Triglav (Dreikopf) zu 8736 F. Höhe erhebt. Das Isonzothal scheidet davon die im W. gelegene Gruppe des gletschertragenden, 8400 F. hohen Monte-Canin, im W. von Predil. Aus der venet. Ebene führt eine Straße das Fellathal aufwärts über Pontafel nach Obertarvis und ebendahin eine andere das Isonzothal hinauf, zwischen Terglou und Canin hindurch, über Raibl. Von Tarvis läuft sie über Villach nach Spittel an der Drau, darauf über Gmünd, über die Radstädter Tauern nach Radstadt und endlich nach Salzburg. Zwischen der Drau und der Laibacher Ebene zieht sich die lange, kahle, ungetheilte, der nördl. Grauwackenzone entsprechende Kette der Karawanken hin. Ueber dieselben führten von Krainburg nach N. der 4231 F. hohe Loibl- oder Leoblpaß neben dem 5571 F. hohen Loiblberge und dem 5709 F. hohen Bellacher Paß. Das zwischen diesen beiden Pässen Koschutta genannte Gebirge hat 6600 F. Höhe. Im S. von Bellach liegt die Sannthaler Alpengruppe an der Quelle der Sann, auch genannt die Sulzbacher oder Bellacher oder Steineralpen, oder die Untersteirische oder Windische Schweiz, die letzte Gruppe, in welcher noch der Alpencharakter erscheint. Darin erhebt sich der Grintouz zu 7817, die Oistriza zu 7426 F. Noch weiter östlich liegt im S. der Pettauer Ebene das bis 1980 F. hohe Matzelgebirge und in dessen SO. das Ivanchiczagebirge; davon südlich bis Agram das Slemegebirge. Die weiterhin nach O. zwischen Drau und Save streichenden, aus jüngern Bildungen zusammengesetzten Höhen Slawoniens erreichen in der Reka noch 3100 F. Höhe.

32) Von den Alpen in der Bildung und Richtung abweichend, aufs innigste dagegen verwandt mit der Gebirgsbildung in der Balkanhalbinsel ist das im SO. der Terglougruppe beginnende Karstgebirge oder die Julischen Alpen, eine im O. des Isonzo und im S. der Laibacher Ebene gelegene, merkwürdige Reihe von NW. nach SO. gestreckten Hochebenen mit aufgesetzten, in derselben Richtung ziehenden Ketten, alles aus einförmigen, öden Kalkmassen gebildet. Der nordöstliche Karst beginnt beim Isonzothale und bei Tolmein, Idria, Oberlaibach, und besteht aus den nach N. sich hinziehenden Kalkplateaux des Tarnovaner Waldes (Mersavez 4332 F. hoch), dem Birnbaumer Wald (Nanos 3968 F. hoch), Piuka Planina (Krainer Schneeberg 5172 F. hoch), dem Kroatischen oder Liburnischen Karst (Jelenatzgebirge 3714, Vittoray Vrch 4241 F. hoch) u. s. w. Oestlich von der Piuka Planina, an deren Ostrand sich der merkwürdige Zirknitzersee legt, zieht sich die Karstformation noch bis an die Save hin. In diesem Raume erhebt sich bei Gottschee der Hornbüchel im Hornwalde zu 3384 F., und bei Landstraß liegt auf der Militärgrenze das Uskokengebirge. Der südwestliche Karst, an den Busen von Triest grenzend und das halbe Istrien erfüllend, ist niedriger, reicht aber bis ans Meer, gegen das er mit einem 1100 F. hohen Abhange steil herunterstürzt. Seine öde, baum- und vegetationslose Oberfläche ist mit ungeheuern Kalkblöcken überstreut und durch zahllose trichter- und wannenförmige Einsenkungen, Dolinen genannt, charakterisirt. Zwischen Triest und Fiume breitet sich in seiner Fortsetzung der Tschitscherboden hin, am Ostende mit dem 3611 F. hohen Planik, in dessen S. der höchste Berg Istriens, der 4278 F. hohe Monte-Maggiore, dicht am Golfe von Fiume steht. In Istrien fällt der Karst nach SW. ganz allmählich zur Tiefebene und zum Meere ab. Im ganzen Karstgebiete sind die zahlreichen verschwindenden und wasserreich aus den Felsen hervortretenden Flüsse höchst merkwürdig.

Die geognostische Erforschung der Alpen, über die hier nur beiläufig Andeutungen gegeben werden konnten, hat in der Schweiz namentlich durch Studer's Bemühungen, in den so lange Zeit fast unbekannten Ostalpen durch den überaus regen Eifer der österr. Geognosten

rasche Fortschritte gemacht. Der Erzreichthum dieser Gebirge ist im Verhältniß nirgends bedeutend, hat indeß in Kärnten, Steiermark, Salzburg, Oberösterreich für die Bevölkerung doch große Wichtigkeit erlangt. An Mineralien sind die Centralalpen überall reich. Berühmte Fundstätten bieten unter andern der Montblanc und Gotthard, die Mussaalp in Oissans, das Fassanerthal u. s. w.

Die Thierwelt der Alpen hat nichts Auszeichnendes und ist auch, abgesehen von den gezüchteten Rinder-, auch wol Pferdeheerden, nirgend reich, da ja nicht viele dem Menschen unzugängliche Bezirke vorhanden sind. Rothwild findet sich nur in den Bairischen und Oesterreichischen Alpen in größern Rudeln. Gemsen, obwol sie selten dem Reisenden zu Gesicht kommen, sind in Baiern, Oesterreich und Steiermark noch häufig. Der Steinbock dagegen ist äußerst selten geworden und kommt fast nur noch in den Peninischen Alpen vor. Murmelthiere sind heimisch auf dem öden und ausgewaschenen, pflanzenlosen Boden der kalkigen Hochflächen. Alpenhasen finden sich nur selten vor. Bären sind allgemein verbreitet, lieben aber namentlich die wildern Gebirgswüsten des Südens, besonders die Ortlesalpen; dagegen zeigen sich Luchs und Wolf selten. In der Schneeregion wohnt die einsame, zirpende Schneelerche und schweifen Völker von Schneehühnern; in andern Gegenden trifft man wol auf Steinhühner. Der Lämmer- oder Bartgeier stößt auf Lämmer, Gemsen oder Rinder, auch auf Kinder, selbst auch unter Umständen auf erwachsene Menschen herab. An höhern Felsnadeln ist die Alpenkrähe häufig. In den Alpengewässern ist vor allen die Forelle heimisch, im Königs- und andern Seen der Saibling, eine Art Lachsforelle. Für den Karst mag des seltsamen Proteus anguineus Erwähnung geschehen, welcher einzig und allein in den unterirdischen Gewässern der Adelsberger Höhle lebt.

Die Vegetation der Alpen ist wesentlich abhängig von Wärme und Feuchtigkeit, also vom Klima. Auf der den warmen Südwinden zugekehrten Seite ist sie eine andere als auf der Nordseite, und es finden sich auf jener die Vegetationsgrenzen und die Schneelinie in höhern Lagen als auf dieser. Auf der Südseite reicht der Wein bis auf 1700, im Etschthale bis auf 2200 F. hinauf, der Wallnuß- und Kastanienbaum bis auf 2400, der Kirschbaum auf 3000 F. Die zweite Region, die der Eiche und der nach oben hin freilich nur beschränkt in Thälern noch vorkommenden Getreidearten reicht von 3—5000 F. Die dritte Zone, die der Buche oder des Waldes, endet mit 5000 oder 5500 F. Die Weißtanne verschwindet zuerst, dann der Ahorn und die Rothtanne, endlich die Lärche, die Arve oder Zirbelkiefer und zuletzt die Krummholzkiefer, welche aber nur den östl. Alpen angehört, wo sie stellenweise sogar bis 7000 F. hinansteigt. In der Region der Voralpen, von 5500—7000 F. Höhe, findet sich ein Zwergwald aus Rhododendron, Ellern, Weiden, Zwergbirken, Fichten, Lärchen, Zirbeln, Alpenwachholder u. s. w. Die fünfte Region, die Alpen der Matten, reicht von 7000—8500 F. Höhe und ist charakterisirt durch die Alpenkiefer und Straucharten, durch die zum Theil in herrlichen Farben prangenden Alpenblumen und durch die Viehweiden, die eigentlichen «Alpen». Auch auf den nächsten 1000 F., auf den Hochjochgebirgen, finden wir nur Alpenkräuter und an geschützten Stellen schon Schnee, da bei 9500 F., auf der Nordseite bei 9000 F., in den West- und Schweizer Alpen schon bei 8400 F., die Grenze des ewigen Schnees liegt, innerhalb deren den starren Fels nur noch Flechten bekleiden, und wo nur noch wenige Pflanzen, wie das Edelweiß und die Raute, fortkommen. Wie von den klimatischen Verhältnissen ist die Alpenvegetation aber auch abhängig von dem Boden, auf welchem sie wächst. Während die Centralalpen und die des Uebergangsgebirgs eine ziemlich gleichmäßig und allgemein verbreitete Erddecke tragen, sind die hohen, trockenen Kalkalpen durch ihre Nacktheit ausgezeichnet. Ueberall ist hier dem Kalkfels dieselbe Flora eigen, und ebenso eigenthümlich ist die der Dolomitmasse und die des Granits. Von der gesammten Vegetation der Alpen, wenigstens der deutschen, ist nach Unger etwa ein Drittel der Arten eingewandert, und deren Weg läßt sich einerseits bis zu den Pyrenäen, andererseits über die Karpaten bis zum Kaukasus verfolgen.

Die Bewohnerzahl in den Alpen mag sich auf etwa 7 Mill. belaufen, von denen etwa 2 Mill. den Westalpen, 2½ Mill. den Mittelalpen und 2½ Mill. den Ostalpen angehören. Nach K. Ritter's Schätzung sind etwa 2 Mill. altgallischer (franz.), 1 Mill. ital., 1 Mill. slaw. und 3 Mill. german. Abstammung, alle verschieden in Sprache, Sitten und Lebensweise. Vielleicht 1½ Mill. sind Hirten. In Savoyen, der Dauphiné und der Provence werden franz. Mundarten gesprochen. In den Thälern der südl. Mittelalpen herrscht das Italienische; doch bilden die Sylvier am Monte-Rosa eine deutsche Sprachinsel. Die deutschen Stämme in den Alpen sind im W. der allemannischen, im O. der bojoarischen Familie angehörig, und zwischen ihnen haben sich auf der großen Völkerstraße über den Brenner und

die Etsch abwärts von N. sowol wie von S. fremde Stämme eingedrängt. In der Schweiz unterscheiden sich die deutschen Elemente durch mehr als zwanzig verschiedene Mundarten fast in jedem Thale haben die Bewohner ihre besondern Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Gesetz. In einem Theile, namentlich im Gebiete des obern Rhein und des obern Inn, also in Graubündten, findet sich neben dem Deutschen eine alte rhätische Unterlage, in dem dort noch von etwa 42000 Bewohnern alte rhäto-roman. Sprachen gesprochen werden, nämlich das sogenannte Romanisch oder Churwälsch in den Thälern von Disentis, Oberhalbstein, Schams u. s. w., das Ladinische im Engadin. Ebenso wohnen östlicher Romanen auf der Ostseite der Etsch im Grödener Thale, im Enneberger Seitenthale der Rienz, im Fassathale des obern Avisio und im Buchensteiner Thale des obern Cordevole. In das untere Etschthal, das untere Avisio- und das ganze Nosthal ist das Italienische hineingedrungen. Dieses hat sich auch auf der ganzen Ostseite der Tridentiner wie in den Cadorischen Alpen festgesetzt, und mitten darin findet sich dort die eigenthümliche Sprachinsel der 13 und 7 Gemeinden, deren deutscher Dialekt an die altgerm. Sprache erinnert. Statt aller historisch verschiedenen Stämme unterscheidet man aber heute nach den Ländern: Tiroler, Salzburger, Steierer, Kärntner, Oesterreicher, Baiern, die sich wirklich fast zu besondern Volksstämmen ausgebildet haben. Die Mannichfaltigkeit in Charakter, Tracht, Sitten und Spielen, Bauart der Häuser u. s. w. ist unter ihnen, wie in den verschiedenen Cantonen der Schweiz, groß. Durch ihre Einfachheit, Genügsamkeit und Ausdauer, durch ihre Kühnheit, Tapferkeit und ihren Muth, auch durch ihre Rauflust und Gewandtheit, in vielen Gegenden durch ihren Erfindungsgeist, überall durch ihre Liebe für die Heimat, sind sie weit und von alters her bekannt. Viele dieser Eigenschaften sind unmittelbares Ergebniß der sie umgebenden Natur. Die Slawen der Alpen endlich bewohnen das ganze Save- und Kulpa-Gebiet, ausgenommen das Becken von Gottschee, das untere Gailthal in Kärnten, die rechte Seite des Drauthals und unterhalb Unterdrauburg beide Seiten, das unterste Murthal, den Karst, Istrien und das obere Isonzothal. Vgl. Schaubach, «Die Deutschen Alpen» (5 Bde., Jena 1845—47); Studer, «Geologie der Schweiz» (2 Bde., Bern 1851—53); derselbe mit Escher von der Linth, «Carte géologique de la Suisse» (Winterth. 1853); derselbe, «Geschichte der phys. Geographie der Schweiz» (Zürich 1863); Schlagintweit, «Untersuchungen über die physik. Geographie der Alpen» (Lpz. 1850); derselbe, «Neue Untersuchungen über die physik. Geographie der Alpen» (Lpz. 1854); Becker, «Oesterr. Vaterlandskunde» (Bd. 1, Wien 1855); von Tschudi, «Das Thierleben der Alpenwelt» (2. Aufl., Lpz. 1854). Nach dem Vorgange des Alpine-Club in England haben sich zur Bereisung und Erforschung der Alpenwelt auch in der Schweiz und in Oesterreich eigene Vereine gebildet, von denen der erstere unter Studer's Leitung «Berg- und Gletscherfahrten» (Sammlung 1 u. 2, Zürich 1859—63), der letztere «Mittheilungen des österr. Alpenvereins» (herausg. von Moisisowics und Grohmann, Bd. 1, Wien 1863) veröffentlicht. Von Kartenwerken ist Mayr's «Atlas der Alpenländer» (9 Blätter, Gotha 1862) hervorzuheben.

Alpen (Alpes) ist der Name dreier Departements in Frankreich. Das Depart. Niederalpen (Basses-Alpes), der nordöstlichste Theil der Provence, 126½ Q.-M. umfassend, zerfällt in die fünf Arrondissements Digne, Barcelonette, Castellane, Forcalquier und Sisteron und hat zur Hauptstadt Digne. Es zählte im J. 1861 146368 E., d. i. 3302 E. oder etwa 2 Proc. weniger als im J. 1856, und 5502 weniger als im J. 1851, während die Bevölkerung 1845 auf 156675 E. gestiegen war, also 10107 Seelen mehr zählte als 1861. Es ist dies Departement (1157 E. auf die Quadratmeile) das volksärmste Frankreichs. Etwa fünf Sechstel des Landes wird von den westl. Ausläufern der Seealpen erfüllt, welche sich in vielfachen Ketten nach dem Rhônebecken verzweigen. Die Bergzüge von Lure und Aiguines trennen den alpinen nördl. Theil (wo der Grand-Rioburent 10371 F. hoch aufsteigt) von dem südl., minder hohen Gebirgsland. Während daher der erstere eine ganz alpinische Natur, rauhes Klima, unfruchtbaren Boden und geringen Anbau besitzt, gestattet das mildere Klima im südlichern Theile den Anbau von Mandeln, Aprikosen, Pfirsichen, feinen Obstsorten, unter denen die Pflaumen von Bignolles einen namhaften Handelsartikel bilden. Die Weine von Meis und Castelet gehören zu den bessern Sorten. Auf den Alpen finden Rinder und Schafe die trefflichsten Weiden. Der Bergbau erstreckt sich nur auf etwas Blei, grünen Marmor u. dgl. Mineralquellen finden sich bei Digne und Gréoulx. Die Industrie ist unbedeutend. Das Departement wird von der Durance und ihren Nebenflüssen bewässert; an den Ufern der erstern liegen die besten Culturstriche. Man rechnet 28⅓ Q.-M. auf Ackerland, 20 auf Wald- und Buschland, 2½ auf Weinland.

Das Depart. Oberalpen (Hautes-Alpes), nördlich vom vorigen gelegen und zur ehemaligen Dauphiné gehörig, umfaßt $101^1/_2$ Q.-M., zerfällt in die drei Arrondissements Gap, Briançon und Embrun, hat zur Hauptstadt Gap, und zählte im J. 1861 nur noch 125100 E., d. i. 4456 oder etwa 3 Proc. weniger als im J. 1856, und 7238 weniger als im J. 1851, während es im J. 1845 bereits 133100 E., also 6000 mehr hatte als 1861. Es ist eins der ärmsten Departements und nächst dem vorigen das volksleerste (1233 E. auf die Quadratmeile). Jedes Jahr wandern gegen Ende des Herbstes 4—5000 Bewohner der Hochalpen auf fünf Monate als Arbeiter in die andern Provinzen aus. Neben Savoyen ist dieses Departement das höchste Land Frankreichs. Nach den vier tiefeingefurchten, an Wasserfällen und großartigen Naturschönheiten reichen Flußthälern kann das Departement in vier Bassins eingetheilt werden: das der obern Durance und ihrer Zuflüsse Guil und Bueche, und das des obern Drac, der, verstärkt durch die Romanche, in die Isère fällt. Westlich von dem Hauptgrat der Cottischen Alpen, auf welchem sich an der ital. Grenze der Mont-Viso und Mont-Genèvre erheben, steigt zwischen den tiefen Thalspalten des Drac, der Durance, der Guisane und Romanche die mächtige Hochgebirgsgruppe von Oisans auf, von deren zusammenhängenden, weiten Schneefeldern sich gewaltige Gletscher hinab erstrecken. Hier erheben sich im nördl. Theile der Mont-Ollan zu 12973 F. (im W. von Briançon), der Pic des Ecrins oder Arsines 12644 F., die Meidje oder Aiguille du Midi zu 12277 F., der Grand-Pelvoux de Vallouise zu 12117 F., die Pointe Haute du Grand Glacier zu 12140 F. Die hohe Lage des Landes und der beständig über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Berge streifende Nordwind machen das Klima rauh und die Winter lang, sodaß bei der großen Sterilität des Bodens der arme Bewohner außer der Kartoffel nur wenig Roggen, Hafer und Gerste erntet. Man rechnet $17^3/_4$ Q.-M. auf Ackerland, $32^1/_4$ auf Wald- und Buschland, 1 auf Weinland. Der fruchtbarste Theil ist Champsaur am Ufer des Drac. Hier und in den südlichern Thälern gedeihen Nußbäume, Kastanien, Wein und andere Edelfrüchte. Schöne Waldungen bedecken die Hänge der Berge. Nur Rindvieh, Esel und Maulesel werden mit Vortheil gezüchtet und von andern Gegenden große Schafheerden hierher zur Weide gebracht. Die Einwohner beschäftigen sich mit etwas Bergbau auf Blei, Kupfer, Eisen, Anthracit, unterhalten viele Sägemühlen und treiben etwas Gerberei, Lein- und Wollweberei.

Das Depart. See- oder Meeralpen (Alpes Maritimes) ist gebildet worden aus dem 1860 vom König von Italien abgetretenen Theile der Provinz Nizza und dem vom alten Depart. Var getrennten Arrondissement Grasse, der südöstlichsten Ecke der Provence. Die Grenze beginnt an der See zwischen Mentone und Ventimiglia (welch letzterer Ort noch zur ital. Provinz Porto-Maurizio gehört) und reicht westwärts bis zum Golf von La Napoule, jenseit der Mündung der Siagne. Das Departement hat ein Areal von $71^1/_2$ Q.-M., zerfällt in die Arrondissements Nice und Grasse, hat zur Hauptstadt Nice oder Nizza (s. d.) und zählt 194578 E. (2721 auf die Quadratmeile). Es ist das Küstenland südlich von den Seealpen, welche bis an das Gestade treten und steil, mauerartig nach S. abfallen, sodaß nur unbedeutende ebene Uferstriche übrigbleiben, durchbrochen vom Paglion, Var (dem frühern Grenzflusse zwischen Frankreich und Italien), Loup und Siagne. Obwol die Berge kahl erscheinen, sind sie doch reich an schönen südl. Pflanzen, namentlich aber bieten die Thäler ein üppiges Pflanzenleben. Im Innern tragen die Alpen selbst prächtige Kastanienwälder und frische Bergwiesen. Ihr mächtiger Gebirgsgürtel schützt den paradiesischen Landstrich gegen die kalten Nordwinde und erhöht die Temperatur durch das Auffangen der warmen Südwinde. Die erfrischende Seeluft, die mäßige Wintertemperatur, wie auch (außer Juli bis Sept.) gemäßigte Sommerhitze wirken für Brustkranke überaus heilsam und ziehen daher von allen Seiten Leidende herbei. Das Meer ist reich an Fischen und andern Seethieren und begünstigt die Fischerei, namentlich den Thunfisch- und Sardellenfang. Die Industrie unterhält zahlreiche Fabriken für Parfumerien, Seifen, Liqueuren, Goldschmied- und Juwelierwaaren (Nizza), Seidenwaaren, Rohrarbeiten und liefert nebst den Südfrüchten und dem Ertrag der Fischerei die Hauptartikel der Ausfuhr. Die zahlreichen Hafenbuchten der Küste oder Riviera, die von Mentone, Monaco, Villafranca, Nizza, Antibes, der Golf von Jouan gegenüber den Lerinischen Inseln, der Golf von La Napoule begünstigen den Küstenhandel und die von Nizza aus längs der ganzen Küste der Provence hinlaufende Eisenbahn den Verkehr mit dem Rhônebecken.

Alpenglöckchen nennt man in Deutschland die Arten der Linné'schen Gattung Soldanella, welche zu der Familie der Primulaceen gehört und aus niedlichen Alpenkräutern besteht. Es sind kleine, perennirende Pflanzen mit langgestielten, rundlich-nierenförmigen, in eine grund-

ständige Rosette gestellten Blättern, aus deren Mitte sich schlanke, nackte Stengel erheben, welche an der Spitze eine kurze Traube hängender Blüten, mit glockenförmiger, am Rande zierlich zerschlitzter, blauer oder violetter Blumenkrone tragen. Die in den Alpen am häufigsten vorkommende Art ist Soldanella alpina. Man zieht die A. auch als Zierpflanzen. Sie verlangen, wie alle Alpenpflanzen, eine sehr sorgfältige Behandlung und gedeihen nur, wenn man sie in einem mit guter Erde vermengten Heideboden über einem lockern, steinigen oder kiesigen Untergrund in leicht beschatteter Lage erzieht. Während des Winters müssen die Stöcke mit einer Schicht Laub bedeckt werden, sonst erfrieren sie.

Alpenglühen ist die in den deutschen Alpentheilen übliche Benennung für mehrere eigenthümliche optische Erscheinungen an den Gipfeln der Alpen bei und nach Sonnenuntergang. Wenn die Sonne nur noch 2—3 Grad vom Horizonte entfernt ist, beginnen gewöhnlich die beleuchteten Schneeflächen und Gipfel im brillantesten Abendroth zu glänzen. Die Röthe der Schneeflächen wird, wie das Abendroth überhaupt, dadurch hervorgebracht, daß die Sonnenstrahlen eine mit Wasserdampf gefüllte Atmosphäre durchlaufen, und es ist deshalb gewöhnlich bei sehr heiterm Wetter an den Schneeflächen röther als am westl. Himmel, weil die reflectirten Strahlen einen größern Weg zurückzulegen haben, ehe sie in unsere Augen gelangen. Bei sehr starkem und dann gewöhnlich etwas lichtarmem Abendroth sind die Berge verhältnißmäßig weniger roth als an ganz heitern Abenden. Es ist diese Erscheinung auf schneebedeckten Bergflächen das eigentliche A. oder die «erste Färbung», in den franz. und piemont. Alpen «Coloration» genannt. Ist die Sonne so weit unter den Horizont gesunken, daß sie die Gipfel nicht mehr beleuchtet, so tritt das «Erbleichen», die «Teinte cadavéreuse», ein. Jetzt heben sich die Gipfel zwei bis fünf Minuten lang dunkel gegen den Hintergrund ab. Dann tritt plötzlich das zweite A. ein, das sich aber weniger durch die Lebhaftigkeit des Lichts und der Farbe als durch dessen Gleichmäßigkeit und durch seinen Gegensatz gegen den tiefvioletten Hintergrund auszeichnet. Ueberdies ist die Farbe der Schneeflächen nunmehr keineswegs entschieden roth, sondern von mehr grauem, fast schwach metallisch glänzendem Schein. In den franz. und piemont. Alpen nennt man die Erscheinung «Résurrection» oder «Seconde coloration». Die zweite Färbung zeigt sich nicht blos wie die erste an Schneeflächen, sondern auch auf allen Bergen, die starkreflectirende, hellgefärbte Oberflächen haben, und endet gewöhnlich, nachdem die Sonne 5—6 Grad tief unter den Horizont hinabgesunken. Hierauf tritt das «Erlöschen», die «Extinction», ein, d. h. es beginnen die Alpengipfel, von den Ebenen am Rande der Alpen gesehen, in der allgemeinen Dämmerung zu verschwinden. Jedoch von hohen Bergen und in großer Nähe gesehen, zeigt sich das «nächtliche Glänzen», die «Lueur nocturne», d. h. es bleiben die schneebedeckten Berge oft eine lange Zeit der Nacht hindurch hell gegen den Himmel, aber nur in einem so geringen Grade, daß sich diese von der zweiten Färbung nach Sonnenuntergang wesentlich unterscheidet. Dies nächtliche Glänzen ist vom Stande der Sonne unabhängig und zeigt sich sowol von den östl. wie den westl. Thälern aus, auch bei bedecktem Himmel, wenn nur die Wolkenhöhe bedeutend genug, daß die Firne und Gipfel gesehen werden können. Der Grund dieses nächtlichen Glänzens ist wahrscheinlich eine Phosphorescenz der Eis- und Schneemassen. Man hat nämlich beobachtet, daß, wie viele andere Körper, so auch Schnee und Eis, nachdem sie längere Zeit dem Sonnenlichte ausgesetzt gewesen, in einem ganz dunkeln, kalten Raume noch einige Zeit schwach fortleuchten. Dem ersten und zweiten A. ähnliche Beleuchtungsphänomene sollte man auch vor Sonnenaufgang erwarten. Der Contrast der Helligkeit ist jedoch beim Aufgange der Sonne viel geringer, ebenso auch die Morgenröthe viel weniger lebhaft als die Abendröthe. Es geschieht daher nur selten, daß man die abendlichen Erscheinungen am Morgen in umgekehrter Folge beobachten kann.

Alpenjäger (ital. Cacciatori delle Alpi) nannte Garibaldi seine im ital. Kriege von 1859 organisirten Streifscharen, mit welchen er, während die Piemontesen 21. Mai und den folgenden Tagen die Oesterreicher an der Sesia beschäftigten, in die nördl. Lombardei einbrach. Es waren Freiwillige aus allen Theilen Italiens und auch aus andern Ländern, anfangs mangelhaft bewaffnet und nur mit dem Nöthigsten versehen, bald aber besser und für Leichtigkeit der Bewegung sehr praktisch ausgerüstet. Aus ihnen bildete Garibaldi 1860 den Kern seiner Expedition nach Sicilien, 1000 Mann in sieben Compagnien formirt, welche noch denselben Namen A. führten und durch weitern Zuzug allmählich zu einem Heere, der sogenannten Südarmee, anwuchsen. Sie trugen als Uniform die rothe Bluse, welche Garibaldi bereits im Kriege von 1849 mit Vorliebe getragen hatte. Auch Garibaldi's Expedition im J. 1862, die bei Aspromonte endigte, war aus diesen A. gebildet.

Alpenkalk. Diese Bezeichnung hat man für die außerordentlich mächtigen Kalksteinbildungen der Alpen angewendet, deren geol. Alter lange Zeit sehr in Dunkel gehüllt war. Erst in neuerer Zeit ist es namentlich den Geologen in Wien, München und der Schweiz gelungen, die Gliederung und wahre Stellung dieser verschiedenen Alpenkalksteine zu erkennen. Dabei hat sich aber ergeben, daß in den Kalksteinketten der Alpen nicht nur die Lagerungsverhältnisse der Schichten oft ganz außerordentlich gestört und überstürzt sind, sondern daß auch der petrographische und paläontologische Charakter der alpinen Flötzformation in vieler Beziehung von dem in allen nördlichern Gegenden Europas abweicht. Hierdurch ist es nöthig geworden, den einzelnen Formationen oder Abtheilungen der alpinischen Sedimentärgebilde besondere Benennungen zu geben, welche meist von einzelnen Localitäten oder charakteristischen Versteinerungen entlehnt worden sind. Diese Abtheilungen, voran die geol. Periode, der sie angehören, sind die folgenden: A. Kreideperiode: 1) Gosauformation, wenig Kalksteine, aber sehr viel Versteinerungen enthaltend, und Hippuritenkalkstein; 2) Spatangerkalk, sehr reich an Versteinerungen; 3) Aptychenkalk mit Aptychus aptai und ditai, und Schrattenkalk; 4) Roßfelder Schichten, mehr Mergel als Kalkstein. B. Juraperiode: 5) Plassenkalk oder Nerineenkalk (Barmsteinkalk); 6) Aptychenkalk mit Aptychus lamellosus; 7) Wilser Kalk; 8) Fleckenmergel oder Allgäuschiefer; 9) Hirlatzschichten und Adneter Schichten, voll Crinoideen und Ammoniten. C. Triasperiode: 10) Dachsteinkalk, sehr mächtig, durch die sogenannte Dachsteinbivalve charakterisirt; 11) Kössener Schichten, Gervilliaschichten oder obere Raibler Schichten; 12) Hauptdolomit (Schleredolomit?); 13) Carditaschichten, Raibler oder Cassianer Schichten; 14) Hallstätter Kalk oder Wettersteinkalk; 15) Partnachschiefer oder Bactvillierschiefer, untere Cassianschichten; 16) Guttensteiner Kalk oder Virgloriakalk; 17) Steinsalz, Gips und Werfner Schichten. In dieser Schichtenreihe spielen die Kalksteine durch ihre große Mächtigkeit und ihr felsiges Hervorragen eine ganz überwiegende Rolle, und ebendeshalb bezeichnet man auch wol die gesammte Reihe zuweilen als Alpenkalksteinbildung.

Alpenpflanzen heißen im strengern Sinne des Worts diejenigen Pflanzen, deren natürlicher Standort auf Bergen sich befindet, die zum Theil mit Schnee bedeckt sind, der auch unter der Einwirkung der Sommerwärme nicht ganz wegschmilzt, und welche sich sonach bis über die Linie des ewigen Schnees erheben. Da nun aber, je nach der geogr. Breite und je nach örtlichen beschränktern Verhältnissen, diese Linie in verschiedenen Ländern auf sehr verschiedenen Höhen verläuft, so ergibt sich, daß der Begriff A. nicht sowol auf der relativen Erhöhung des Standorts als vielmehr auf den an diesem herrschenden mittlern Temperaturverhältnissen beruht. Wenn man von A. des mittlern Europa spricht, so meint man damit jene Formen, die auf einer mittlern Höhe von 6000 F. wachsen und eine Zone im Sinne der Pflanzengeographie bilden, die an ihrer nördl. Grenze, dem Riesengebirge, auf 4000 F. herabsinkt, in den Alpen und Pyrenäen bis 9000 F. und hin und wieder noch etwas höher hinaufreicht, an eigenthümlichen Formen zwar sehr reich ist, allein auch manche Pflanzen enthält, welche auf viel niedrigern Bergen, zum Theil sogar in den Ebenen noch sich finden. Die letztern mischen sich jedoch um so weniger ein, je höher das Gebirge sich erhebt. Daher besitzen die kleinen schneefreien Räume der obersten Region eine sehr charakteristische Flora, deren Gewächse durch niedrigen, gedrungenen Wuchs, die Neigung, dichte Rasen zu bilden, wollige Behaarung, halb oder ganz holzigen Stengel und verhältnißmäßig große und lebhaft gefärbte, oft sehr wohlriechende Blumen sich auszeichnen, und als solche den Bewohnern der Ebene ungewöhnlich erscheinen und gefallen. In den Alpen Mitteleuropas fesseln das Auge zumal die Gentianen, Steinbreche, Alpenrosen (Rhododendron), verschiedene Primeln u. s. w. Manche A. haben einen sehr beschränkten Verbreitungsbezirk. So zeichnet sich die Schweiz vor der Flora Deutschlands, welche jetzt 3400 Phanerogamen zählt, dadurch aus, daß ihre Flora 2200 Phanerogamen enthält, unter welchen wieder beinahe 100 Arten sind, die bisjetzt nur in den Schweizer Alpen aufgefunden wurden. Ebenso verhält es sich im allgemeinen mit den kryptogamischen Gewächsen, die noch viel reicher in den Alpenregionen vertreten sind. Auch gibt es einzelne A., die bisjetzt nur an wenigen Orten gefunden wurden, wie z. B. Hypericum Coris auf dem Berge Wiggis im Canton Glarus und in Südtirol, Wulfenia Carinthiaca in Oberkärnten, und viele andere. Die Verpflanzung der A. in Gärten hat große Schwierigkeiten und mislingt bei der Mehrzahl. Die Zierlichkeit derselben, auch im getrockneten Zustande, macht sie zu Lieblingen der Dilettanten unter Pflanzensammlern.

Alpenrebe, s. Atragene.

Alpenrose, s. Rhododendron.

Alpenveilchen, s. Cyclamen.

Alpenwirthschaften heißen die reinen Viehwirthschaften in höhern Gebirgsgegenden, wo die Futterverwerthung, des kalten und feuchten Klimas und der kurzen Vegetationszeit halber, Hauptsache, Getreidebau nicht mehr möglich ist. Auf den hohen Gebirgen der Schweiz, Tirols, Steiermarks, ebenso Norwegens und Schwedens u. s. w. wird der treffliche Futterbestand der Abhänge oder Matten durch den Auftrieb von Vieh, Rindern, Schafen und Ziegen, seltener von Pferden, ausgenutzt, nebenbei wol auch etwas Dürrfutter für die Winterzeit gewonnen. Die felsigsten und schroffsten Alpen (Schafalpen) werden nur mit Schafen und Ziegen, minder hohe und steile mit Kühen beweidet, während man besondere Reviere, zu welchen keinerlei Vieh sich versteigt, zur Gewinnung des sogenannten Wildheues benutzt. Dieses vorzugsweise aromatische Heu wird entweder in Tücher oder Netze gestopft und auf dem Kopfe nach Hause getragen, oder über die Felsen herabgeworfen. Das Befahren (Beweiden) der niedern Alpen beginnt Ende Mai, das der Hochalpen Ende Juni, sobald der Winterschnee geschmolzen ist. Die Alpenwirthschaft ist das Hauptgewerbe des Hochgebirgs. Molkerei, Fabrikation von Käse, selten von Butter, nebenbei Mästung von Schweinen mit den Molkereirückständen, bilden hierbei die Hauptquellen der Einnahme. (S. Sennerei.) Vgl. Steinmüller, «Beschreibung der schweiz. Alpen- und Landwirthschaft» (2 Bde., Winterth. 1802); Emminghaus, «Die schweiz. Volkswirthschaft» (Lpz. 1860); Schatzmann, «Schweiz. Alpenwirthschaft» (Aarau 1858—63).

Al pezzo (ital.), nach dem Stück. Der Preis der Münzsorten wird gewöhnlich entweder für je 100 Thaler, Gulden u. s. w. ihres Nennwerths, oder aber für ein Stück der betreffenden Münzeinheit notirt, im letztern Falle also al pezzo. Zuweilen gebraucht man für al pezzo die falsche Bezeichnung al peso, d. i. nach dem Gewicht, was also etwas ganz Gegentheiliges bedeutet und mit dem Ausdrucke al marco (s. d.) übereinkommt.

Alphabet heißt die Folgenreihe der Buchstaben in ihrer Gesammtheit, so benannt nach den ersten beiden griech. Buchstaben Alpha und Beta. Von den semitischen Erfindern der Buchstabenschrift stammt die Anordnung des A. her, die mit unbedeutenden Abänderungen sich im Griechischen wiederfindet, und dadurch auch in allen europ. A. herrscht. Das Princip dieser Anordnung ist bisjetzt nicht ermittelt. Dagegen ordnen die Indier das A. nach den Organen, mit denen die Buchstaben ausgesprochen werden. Man kennt aus alter und neuer Zeit gegen 400 A.; doch beschränkt sich die Zahl der jetzt gebräuchlichen, wenn man geringe Verschiedenheiten der Form unberücksichtigt läßt, auf höchstens 50. In neuerer Zeit sind von verschiedenen Seiten her Versuche gemacht worden, das lat. A. den Lauten der verschiedensten Sprachen anzupassen und somit ein Universalalphabet (s. d.) herzustellen. Eine reiche Uebersicht der verschiedenen A. geben Auer's «Sprachhalle» (Wien 1849) und Ballhorn's «Alphabete occidentalischer und orient. Sprachen» (8. Aufl., Lpz. 1861).

Alphen (Hieronymus van), einer der namhaftesten neuern niederl. Dichter, geb. 8. Aug. 1746 zu Gouda, studirte zu Utrecht und Leyden die Rechte und ließ sich hierauf als Advocat zu Utrecht nieder. 1780 ward er als Generalprocurator bei dem Gerichtshof zu Utrecht, 1789 als Rath und Pensionaris der Stadt Leyden, und im Juni 1793 als Rath und Generalschatzmeister der Union angestellt. Da A. gleich seinen Vorfahren ein unerschütterlicher Anhänger der oranischen Partei war, sah er sich veranlaßt, 1795, bei Proclamirung der Batavischen Republik, sein Amt niederzulegen. Er lebte hierauf, von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, im Haag, wo er 2. April 1803 starb. A. zeichnete sich nicht nur als Jurist, sondern auch als Theolog und Historiker, besonders aber als Aesthetiker und Dichter aus. Von seinen Poesien ist vor allem seine einfach-erhabene Cantate «Der Sternenhimmel» zu nennen. Im allgemeinen haben alle seine Dichtungen einen vorherrschend religiösen Zug, und viele seiner Lieder sind daher in gottesdienstliche Liedersammlungen, namentlich in die bei den reform. Gemeinden eingeführten «Evangelische liederen» übergegangen. Außer den in antiken Versmaßen gedichteten Oden sind noch besonders hervorzuheben die unübertrefflichen «Kleine gedichten voor kinderen» (deutsch von Gittermann, Emden 1832), in denen er die Denkweise des zarten Kindesalters in naiver Darstellung und kindlich-einfacher Sprache sehr glücklich getroffen hat. Eine Gesammtausgabe seiner «Dichtwerken» mit einer Lebensbeschreibung A.'s hat Neppen (3 Bde., Utrecht 1838—39) veranstaltet. Vgl. Koenen, «Hieronymus van A.» (Amsterd. 1844).

Alphēus (griech. Alpheios), der Hauptfluß des Peloponnes (jetzt Alfeo, Rofeo oder Ryfo), dessen Quellen sich nach der Sage im Gebirge bei Pegä in Arkadien befinden, südöstlich von Megalopolis, fließt aus Arkadien nach Elis und oberhalb Olympia in das Ionische Meer.

Die griech. Mythologie macht A., den Gott des Flusses, zum Sohne des Okeanos und der Tethys. A., der ein eifriger Jäger war, verfolgte die Nymphe Arethusa mit seiner Liebe, und als diese, um ihm zu entgehen, auf die Insel Ortygia bei Syrakus floh und sich dort in eine Quelle verwandelte, wurde er ein Fluß, der unter dem Meere hinfloß und sich endlich mit jener vereinigte. Nach andern badete sich Arethusa im Flusse A., und als sie dabei vom Gotte des Flusses überfallen ward, verwandelte Diana sie aus Erbarmen in eine Quelle, die durch die gespaltene Erde nach Ortygia floß.

Al piacēr, a piacēre oder a piacimento, d. h. nach Gefallen, wird in musikalischen Werken über Stellen geschrieben, deren Vortrag, Zeitmaß und Ausdruck dem Gefallen des Spielers oder Sängers überlassen bleibt.

Alpini (Prosper), gewöhnlich Alpinus, ein gelehrter Arzt und Botaniker, geb. 23. Nov. 1553 zu Marostica im Venetianischen, studirte zu Padua, wo er 1578 die Doctorwürde erlangte, und folgte als Arzt dem venet. Consul nach Aegypten. Seinen dreijährigen Aufenthalt daselbst benutzte er eifrig zur Erforschung der Natur und der medic. Verhältnisse dieses Landes. Nach seiner Rückkehr wurde er 1584 Marinearzt auf der Flotte des Andreas Doria und nachher Professor der Botanik zu Padua, wo er 5. Febr. 1617 starb. Die Resultate seiner Beobachtungen im Orient legte er in den Schriften «De plantis exoticis» (Vened. 1629), «De plantis Aegypti» (Vened. 1592; Pad. 1640), «Historia naturalis Aegypti» (2 Bde., Leyd. 1735) und «De medicina Aegyptiorum» (Vened. 1591; Par. 1645) nieder. Andere Schriften über Aegypten sind in den «Opera posthuma» (2 Bde., Leyd. 1735) enthalten. Unter A.'s medic. Werken sind «De praesagienda vita et morte aegrotantium» (Pad. 1601; herausg. von Boerhaave, Leyd. 1710) und «De medicina methodica» (Pad. 1611) als die bedeutendsten zu nennen. Alle sind mehrfach gedruckt worden und zeichnen sich durch eine Fülle neuer und feiner Beobachtungen aus. Uebrigens war A. der erste, welcher in seinen Schriften über den Kaffeebaum genauere Nachrichten gab.

Alpinia nannte Linné zu Ehren des Italieners Alpini (s. d.) eine Pflanzengattung aus der Abtheilung der Monokotyledonen und der Familie der Scitamineen oder bananenartigen Gewächse. Es sind stattliche, perennirende Stauden der Tropengegenden, mit großen, ganzrandigen Blättern, deren Scheiden den Stengel bis zur Spitze umhüllen, und rispig angeordneten Blüten, welche eine fast zweilippige, sechsblättrige Hülle und ein einziges Staubgefäß besitzen. Die Frucht ist eine Beere. Mehrere Arten findet man in den Treibhäusern als Ziergewächse. Besondere Erwähnung verdient die auf den Sundainseln wachsende A. Galanga, deren Wurzelstock in der Medicin Anwendung findet. Sie ist bei Droguisten und Apothekern unter dem Namen Große Galgantwurzel, Radix Galangae majoris, bekannt.

Alpirsbach, Marktflecken im Oberamt Oberndorf des würtemb. Schwarzwaldkreises, im obern Kinzigthale, unweit der Grenze von Baden gelegen, hat 1800 E., Bergbau auf Eisen und Kobalt sowie Wollspinnerei und Holzflößerei. Die dortige Benedictinerabtei, die 1563 einen luth. Abt erhielt und deren Kirche noch wohl erhalten ist, wurde 1095 vom Grafen Adalbert von Zollern gegründet, bei welcher Gelegenheit zum ersten mal der Name Zollern urkundlich genannt wird. Die Schirmvogtei des Klosters hatte zuerst des Stifters Vetter, Graf Friedrich von Zollern. Dieselbe blieb bei diesem Hause bis zum Ende des 13. Jahrh., und wurde dann von den Herzogen von Teck fast ununterbrochen bis 1439 verwaltet, wo sie mit deren Erlöschen an Würtemberg kam.

Alpujarras, Las Alpuxarras (arab. Albuscharat) heißen seit der arab. Herrschaft in Spanien die zahlreichen Thäler, welche von den vielfach verzweigten, in mehrern Absätzen steil abfallenden, südl. Kalkalpen oder Seitenketten der Sierra-Nevada in Oberandalusien oder Granada umschlossen werden. Ganz willkürlich ist die Uebertragung dieses Namens auf diese Kalkalpen selbst oder gar zugleich auch auf das südl. Rand- oder Küstengebirge Granadas. Ein niedriger Gebirgskamm, die Loma de Yator, verbindet die Sierra-Nevada mit der zum südl. Randgebirge gehörigen Sierra de Contraviesa und schneidet die östlichen A. von den westlichen oder hohen A.; die erstern münden mit ihren Wassern in das Becken von Ugijar, die letztern, zahlreichern in das Val de Lecrin aus. Die Thäler sind im obern Theile am weitesten und werden, je mehr sie sich von der Haupt- oder Schieferkette entfernen und an Tiefe zunehmen, desto enger und unzugänglicher. Oben endigen sie mit theils flachen, theils von steilen Lehnen, bisweilen auch von hohen Felsmauern umgürteten, bassinartigen Ausweitungen, welche mit kräuter- und quellenreichen Alpentriften erfüllt sind; dasselbe gilt auch von den Barrancos oder Nebenthälern. Die höhern, zu der Schieferkette der Sierra-Nevada empor-

ragenden Regionen dieser Ausweitungen der Hauptthäler (seltener auch der Barrancos) enthalten häufig sehr tiefe Lagunen oder kleine Seen mit wunderbar klarem Wasser, die meist in der enormen Höhe von 9—10000 F. gelegen und, die höchsten Alpenteiche Europas bildend, den größten Theil des Jahres gefroren sind, während die Thäler der südlichern, tiefern Terrasse ein sehr warmes Klima besitzen und überaus fruchtbar sind. So haben die A. in ihrer reichen Vegetation die Repräsentanten aller klimatischen Regionen in dichtgedrängter Folge aufzuweisen und bieten in der Romantik ihrer wechselvollen Naturformen, in ihrem Reichthum an Producten, in der überaus fleißigen Bestellung des Bodens und der Menge von Ortschaften, womit sie besäet, eins der interessantesten Gebiete der Iberischen Halbinsel. Die Bewohner der höchsten Alpujarrasthäler sind ganz unzweifelhaft Abkömmlinge der Mauren von Granada, deren letzte Zufluchtsstätten dieselben bildeten, und werden noch heutzutage als **Moriscos** bezeichnet. Alle Ortschaften der hohen A. haben ganz afrik. Bauart. Der Hauptort der westl. A. ist die Villa **Orgiva**, auf einem Hügel des prachtvollen, mit Weingärten, Oel-, Mandel- und Feigenbäumen erfüllten, von himmelhohen Bergen umgebenen Thalbeckens des gleichnamigen Flusses gelegen, mit 3630 E., einer schönen, zweithürmigen Pfarrkirche und ganz plattbedachten Häusern. In ihrem Bezirke liegen die von den sogenannten Moriscos bevölkerten Ortschaften, unter denen das Dorf **Trevélez** mit 1400 E. über 5000 F. über dem Meere steht und die höchste Ortschaft Spaniens ist. Etwa 1½ M. westlicher liegt überaus reizend der Flecken **Lanjarón** mit 3400 E. in dem ungemein fruchtbaren und starkbevölkerten Val de Lecrin, 2154 F. über dem Meere, ein berühmter Badeort und Sommeraufenthalt der Granadiner, umringt von Orangen- und Kastanienhainen, Weinbergen und Gärten. Die Mineralquellen von 14—24° R., mit sehr schlechten Badeanstalten, liegen in einer Thalschlucht des Gebirgs. Der Hauptort der östl. A. ist die reiche, aber schlechtgebaute Villa **Urijar** mit 2500 E., in dem weiten, fruchtbaren Thalbecken des Rio de Adra, 1708 F. über dem Meere gelegen, mit jährlichen, vielbesuchten Messen.

Alqueire, die Einheit des portug. und brasilian. Getreidemaßes, mit welchem gewöhnlich auch das Salz und andere trockene Gegenstände gemessen werden. Der A. wird in Portugal in 2 Meios Alqueires (halbe A.), in 4 Quartas oder in 8 Oitavas eingetheilt; 1 Oitava zerfällt wiederum in 2 Meios Oitavas oder Salamins. 4 A. bilden 1 Fanga, 15 Fangas oder 60 A. 1 Moio. Der einfache A. entspricht 13,481 franz. Liter oder 697,75 par. Kubikzoll. In Oporto ist der A. größer als in Lissabon; man rechnet 100 A. von Lissabon gleich 79¼ A. von Oporto. In Brasilien wird das Getreidemaß zwar ebenso eingetheilt wie in Portugal, doch ist die Größe desselben in den größern Hafenplätzen sehr verschieden. In Rio-Janeiro rechnet man den A. dem engl. Imperial Bushel fast ganz gleich, also zu 36,275 Liter. In Bahia dagegen ist 1 A. gleich 2¼ A. von Lissabon oder 30,5 Liter. Auch ein portug. Flüssigkeitsmaß, der Pote von ½ Almuda, wird bisweilen A. genannt.

Alraun oder **Alraunwurzel** heißt der fleischige Wurzelstock der Mandragora vernalis und autumnalis, welche unter dem Namen Radix Mandragorae officinell ist. (S. **Mandragora**.) An diese Wurzel knüpfte sich in früherer Zeit viel abergläubisches Treiben. Man gab ihr eine menschliche (meist männliche) Gestalt und nannte sie **Alraune** (Alräunchen, Alruniken, Alrunichen), **Alraunmännchen**, Wichtelmännchen oder Erdmännchen (bei den Niederländern Pisdifje, d. i. Harndiebchen). Diese Alraunmännchen wurden als heilbringende Hausgötter betrachtet, an geheimen Orten sorgfältig in einem Kästchen aufbewahrt, sorglich gepflegt (z. B. prächtig gekleidet und Sonnabends in Wein gebadet) und sollten dem verschwiegenen Besitzer Reichthum, Gesundheit und andere irdische Glücksgüter, Glück bei Processen, Fruchtbarkeit der Frauen, Beförderung glücklicher Geburten, bringen. Die Charlatane des Mittelalters verkauften dergleichen Dinge zu hohen Preisen. Den meisten Werth hatten die Männchen, welche angeblich unter dem Galgen gefunden, aus dem einem unschuldig Gehängten entfallenen Samen entstanden und von einem schwarzen Hunde der Erde entrissen waren. Der Glaube an die Wirksamkeit solcher Wurzelmännchen ist in manchen Gegenden unter dem Volke noch jetzt nicht ganz verschwunden.

Alrunen (bisweilen auch **Alraunen**), in althochdeutschen Quellen Alarûn, Alerûna, bei Jornandes Alioruna, waren bei den alten Germanen weise Frauen, die sich mit Wahrsagen beschäftigten und an der Regierung des Volks bedeutenden Antheil nahmen. In der Tracht, wie sie beschrieben wird, stellten sich die A. den vornehmen Frauen ihres Landes gleich. Sie gingen mit bloßen Füßen und fliegenden Haaren einher, in ein weißes, leinenes Gewand gekleidet, das mit Spangen und einem Gürtel von Erz gehalten wurde. Ihr Name hängt jeden-

falls mit dem german. Worte runa, d. i. Geheimniß, zusammen. Tacitus in seinen Berichten über die alten Deutschen erzählt, daß sie eine Göttin Aurinia verehrten, welchen Namen Jakob Grimm für eine Entstellung der althochdeutschen Form Aliruna erklärt.

Alse oder **Alose** (auch Mutterhering, Maifisch oder Gure, Alausa vulgaris, genannt) ist ein Fisch, der zur Familie der Heringe gehört, sich aber von den echten Heringen durch die Bezahnung unterscheidet. Sein Leib erscheint zusammengedrückt und an der Bauchkante durch vortretende Schuppen sägenartig. Der Oberkiefer ist breit; die Bauchflossen stehen unter der Rückenflosse; die Farbe ist silberglänzend am Bauche, blau am Rücken. Die A. lebt in der Nordsee, steigt im Frühjahr in die Flüsse und kehrt bald ins Meer zurück. Man fängt sie mit Angeln, Netzen und Reusen. Sie wird bis 2 F. lang und 4 Pf. schwer; ihr Fleisch ist vortrefflich, wohlschmeckend, gesund und wird am Rheine demjenigen des Salms am nächsten geschätzt. Sehr zu unterscheiden von der A. ist die **Finte** (Alausa finta), die einige schwarzbraune Flecken an den Seiten und am Schwanze hat, auch in der Bezahnung bedeutende Unterschiede zeigt, nur halb so groß und schwer wird als die A., und später, im Hochsommer (Juli), in die Flüsse aufsteigt. Das Fleisch der Finte, die man häufig für eine junge A. hielt, ist weich, übelriechend, geschmacklos, ungesund.

Alsen, dän. **Als**, eine zum Herzogthum Schleswig gehörige Insel im südl. Theile des Kleinen Belt, an der schlesw. Ostküste zwischen dem apenrader und flensburger Fjord gelegen, ist von dem Festlande, der Halbinsel Sundewitt, durch den **Alsen-** oder **Alssund** getrennt, welcher 2½ M. lang, in seinem nördl. Theile bis ½ M. breit, in seinem südlichen hingegen sehr schmal ist, eine Tiefe von 4—11 Faden hat und an der schmalsten Stelle (etwa 400 Ellen) bei Sonderburg von einer (21. Sept. 1856 eröffneten) Schiffbrücke überschritten wird. Die Insel umfaßt 5,7 Q.-M.; ihre größte Länge beträgt 4, die größte Breite 2¼ M. Sie gewährt einen malerischen Anblick, ist sehr fruchtbar, hat schöne Holzungen mit vielem Wild, fischreiche Landseen und wird auch gut bewirthschaftet. Berühmt ist die Obstbaumzucht; die sogenannten Gravensteiner Aepfel geben einen bedeutenden Ausfuhrartikel ab. Die Mitte des Landes zeigt eine Reihe von Hügeln mit flacher Abdachung nach den Küsten zu. Der höchste Punkt ist der 256 F. hohe Hügelberg (Högebjerget). Die Zahl der Einwohner beträgt 23188 (1860), die, mit Ausnahme eines Theils der Städtebewohner, dänisch sprechen. Die Insel zerfällt in drei Harden (Nördliche, Augustenburger und Südliche Harde) und in zwei Aemter, Sonderburg und Norburg, von denen das erstere auf dem Festlande die Harde Sundewitt-Nübel und die größere Südhälfte von A., zusammen 5 Q.-M. mit 24019 E., begreift, das letztere die kleinere Nordhälfte (2,3 Q.-M.) der Insel A., außerdem aber auch noch die Insel Arröe (s. d.), zusammen 3,8 Q.-M. mit 17981 E. umfaßt. In der Harde Augustenburg liegen die frühern adelichen Güterdistricte des Herzogs von Augustenburg, die 1848 königlich wurden. In geistlicher Beziehung bilden A. und Arröe seit 1819 zusammen ein Bisthum, das indessen nicht den kirchlichen Behörden der Herzogthümer, sondern dem dän. Ministerium unterstellt ist. Auf A. bestehen 15 Kirchspiele, von denen die Stadt Sonderburg sowie die beiden Flecken Augustenburg und Norburg je eins bilden. Die Stadt **Sonderburg** (dän. Sönderborg), an der Westküste der Insel, an der schmalsten Stelle des Alsensundes, hat einen vortrefflichen Hafen und 3894 E., deren Hauptgewerbe Handel und Schiffahrt sind. 1861 besaß die Stadt 90 eigene Schiffe mit 2324 Last. Dicht am Hafen liegt das alte, historisch berühmte, früher dem Herzog von Augustenburg gehörige, Schloß Sonderburg, welches der Stadt, die schon 1253 bestand, Ursprung und Namen gegeben. Im nördl. Theile der Insel liegt der Flecken **Norburg** (dän. Nordborg) mit 1304 E. und den Resten eines alten und festen, um die Mitte des 12. Jahrh. erbauten Schlosses, das anfänglich Burg A. hieß. Bei dem Marktflecken **Augustenburg**, mit 531 E., liegt in anmuthiger Gegend, an einem tiefeinschneidenden Fjord, das in neuerm Geschmack angelegte Residenzschloß des Herzogs von Augustenburg, welches aber seit dem Aufhören der Hofhaltung ebenso wie der ganze Ort verödet ist. Den südwestl. Theil der Insel bildet die Halbinsel **Kekenis** (Kainäs), die durch den Hörupfhafen abgetrennt wird und auf deren südl. Spitze sich ein Leuchtthurm befindet. Früher stand daselbst die berüchtigte Räuberburg Kaiborg.

In der nordischen Kriegsgeschichte spielt A. eine wichtige Rolle, und auch in der neuesten Zeit hat die Insel ihre militärische Wichtigkeit bewiesen. In unmittelbarer Nähe des mittelsten und fruchtbarsten Theils Schleswigs, auch selbst im Stande, auf längere Zeit eine ziemliche Truppenzahl zu unterhalten, ist die Insel stets sowol als Rückzugs- wie als Angriffspunkt von großer Bedeutung gewesen. 1848 wurde daher auch die Insel bereits 27. März durch die dän.

Corvette Najade bewacht, und die Dänen säumten bei dem Stande der Dinge in den Herzogthümern nicht, sofort Truppen nach A. überzusetzen, während der Commandant Riegels auf der Insel einen 3000 Mann starken Landsturm organisirte. Von A. aus geschah sodann zum großen Theil die Leitung des Feldzugs von 1848, besonders als sich die Hauptmacht der Dänen nach der Schlacht bei Schleswig dahin zurückziehen mußte. Von hier aus unternahm man 28. Mai den Angriff gegen General Halkett, sowie auch bei Wrangel's Angriff 5. Juni die dän. Truppen von A. aus verwendet wurden. Nach der Besetzung der Düppeler Höhen 13. April 1849 durch die vereinigten Sachsen und Baiern und die Befestigung derselben deutscherseits verlor A. als Angriffspunkt seine Wichtigkeit; doch sah sich der preuß. General Prittwitz genöthigt, zur Bewachung der Insel ein bedeutendes Observationscorps zurückzulassen. Auch im Feldzuge der verbündeten Preußen und Oesterreicher in Schleswig 1864 machte sich die militärische Wichtigkeit der Insel aufs neue geltend. Als sich die Dänen in der Danevirkestellung mit Umgehung und schließlicher Vernichtung bedroht sahen, verließen sie ohne Kampf in der Nacht des 5. Febr. diese Stellung und zogen sich eiligst nordöstlich gegen Flensburg zurück, von wo aus sich ihre Hauptmacht durch die Halbinsel Sundewitt nach A. warf. Hier befanden sie sich in einer vorderhand sichern, Schleswig und die weitern Operationen der Verbündeten bedrohenden Stellung, zumal sie sich den Uebergangspunkt über den Alsensund an der Südspitze der Halbinsel durch starke Werke bei Düppel besser als 1849 gesichert hatten. Durch das Entkommen der Dänen nach A. trat in den Operationen der Verbündeten eine neue Wendung ein.

Alsine, Miare, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen oder nelkenartigen Gewächse, aus unscheinbaren Kräutern mit schmalen, spitzen, oft nadelförmigen Blättern und kleinen, weißen, trugdoldig angeordneten Blüten bestehend, ist der Gattung Arenaria nahe verwandt, indem sie sich von derselben nur durch das Aufspringen der Kapsel mit drei Klappen unterscheidet. Die Arten dieser Gattung sind meist Alpenpflanzen. Linné rechnete zu derselben eins unserer gemeinsten Unkräuter, die unter den Namen «Hühnerdarm, Vogelmiere, Vogelmeirich, Mäusedarm» bekannte Pflanze, A. media, welche von den neuern Botanikern zur Gattung Stellaria gerechnet wird. Diese Pflanze wächst überall auf bebautem Boden, den sie namentlich im Frühling oft ganz überzieht, und blüht fast zu jeder Zeit des Jahres, selbst im Winter, wenn der Schnee wegthaut. Ihren Samen stellen die körnerfressenden Vögel sehr nach.

Alsleben, eine preuß. Stadt im Seekreis Mansfeld des Regierungsbezirks Merseburg in der Provinz Sachsen, $2^3/_4$ M. nordnordöstlich von Eisleben, links an der Saale, hat 3013 E., Schiffsbau, Schiffahrt, Getreidehandel und Kümmelbau. Dicht dabei liegt das Dorf Alt-A. oder Altdorf A. mit einem herzogl. dessauischen Oekonomieamt, einem Schloß und 1800 E. A. war früher eine Grafschaft, umfaßte außer der Stadt A. selbst noch Könnern und einige Dörfer, und kam nach dem Tode des letzten Grafen Gero durch dessen Tochter an Siegfried von Stade. Nach dem Tode von dessen Ururenkel Heinrich wurde die Herrschaft 1138 von der Mutter desselben an das Hochstift Magdeburg verkauft und von diesem 1479 an die Herren von Krosigk erblich verliehen. 1747 verkaufte Hans Georg von Krosigk das Rittergut A. an den Fürsten Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau. Die vor dem Schloßthore auf der Höhe gelegene, in Kreuzesform erbaute luth. Domkirche zu St.-Johannes dem Täufer ist 979 gegründet zugleich mit einem kaiserl. Jungfrauenstift, welches Kaiser Lothar 1130 gegen Schloß Scharzfeld im Harz an das Erzstift Magdeburg überließ, und dessen Einkünfte 1561 der Dechanei des Erzstifts einverleibt wurden. — Groß-A., eine anhalt-dessauische Exclave mit dem gleichnamigen Marktflecken und Hauptort, liegt innerhalb des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, 2 M. nordöstlich von Halberstadt. Die ehemalige Probstei A. des Erzstiftes Magdeburg kam 1611 an Anhalt-Bernburg, wurde 1666 dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit allen Hoheitsrechten überlassen, aber in dem Vergleich vom 7. Juni 1681 dem Hause Anhalt wieder zurückgegeben.

Alster, ein nur 7 M. langer, aber besonders für Hamburg wichtiger Nebenfluß der Elbe, entsteht im Timhagener Bruch im Holsteinischen, vereinigt sich bei Naherfurt mit zwei andern Bächen und fließt südwärts auf Harvstehude zu. Bei Eppendorf, kaum 1 St. von Hamburg, ist die A. 50 F. breit, bildet dann an dessen Nordseite einen kleinen See, die Große A. oder Außenalster, welcher von Wiesen, Gärten und Landhäusern umgeben ist. Der Fluß ist fischreich und seine Schiffbarkeit wird durch 11 Schleusen vermittelt. Unmittelbar nach dem Eintritt in die Stadt, unter der Lombardsbrücke hindurch, erweitert er sich abermals, und zwar zur Binnenalster, einem viereckigen Bassin von 2300 Schritt Umfang, das mit den umliegenden

Promenaden und Straßen einen der schönsten Punkte Hamburgs bildet. Nach dem Austritt aus diesem Bassin nimmt die A. ihren Weg durch die übrige Stadt, wo sie die Stadtwassermühle treibt und durch mehrere Kanäle oder Fleete ihr Wasser der Elbe zuführt. Diese Fleete liegen zur Zeit der niedrigsten Ebbe halb trocken, da das Wasser der A. nicht ausreicht, sie zu speisen, aber beim Steigen der Flut füllen sie sich rasch mit dem aufströmenden Wasser der Elbe, auf dem dann zahlreich kleine Fahrzeuge heranschwimmen, die vermittels einer nach dem Brande von 1842 erbauten Kammerschleuse in die A. und wieder zurück gelangen können. Ebenfalls seit jenem Brande dient ein Theil des Alsterwassers dazu, in unterirdischen Abzugskanälen oder Sielen den Unrath und Koth der Stadt in die Unterelbe zu führen.

Alstroemeria, eine von Linné dem Schweden Clas Alströmer zu Ehren benannte, monokotyle Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, mit beblätterten, bisweilen schlingenden Stengeln, gedrehten Blättern und sechstheiligen, fast zweilippigen, schöngefärbten Blumen in langen Trauben. Alle Arten wachsen in Südamerika. Mehrere, wie namentlich A. pelegrina, mit schöngefleckten Blumen, werden häufig zur Zierde in Gewächshäusern cultivirt.

Alt (ital. Alto und Contralto, franz. Haute-contre) heißt die tiefere weibliche oder die Knabenstimme. Der A. ist die zweite der vier Hauptklassen der menschlichen Stimme und kommt, wie jede der drei übrigen, in verschiedenen Abstufungen vor. Man unterscheidet hauptsächlich einen tiefern und höhern A. Der Umfang des erstern reicht ungefähr vom kleinen f bis zum zweigestrichenen f oder g, während die Grenzen des letztern um einen bis zwei Töne höher zu setzen sind. Dem Umfange nach fällt der höhere A. mit dem Mezzosopran zusammen, und beide Stimmen werden oft miteinander verwechselt. Soll nicht alle feste Grundlage bei der Grenzbestimmung schwinden, so kann nicht die oft von zufälligen Einwirkungen, einseitiger Ausbildung bedingte Klangfarbe, sondern nur die natürliche Structur der Stimme, das Registerverhältniß, den Unterscheidungsgrund abgeben. Der A. besteht aus zwei Registern (s. Stimme), deren Scheide ungefähr beim eingestrichenen h, beim Knabenalt meist einige Stufen tiefer liegt. — In der Tonsatzlehre, vorzugsweise im vierstimmigen Satze, nennt man A. die zweite Oberstimme. In der Instrumentalmusik werden die Instrumente, welche die zweite Oberstimme vertreten, durch das vorgesetzte «Alt» bezeichnet, z. B. Altviole, Altposaune u. s. w. Altschlüssel oder Altzeichen heißt die dem Umfange des A. entsprechende Anwendung des C-Schlüssels auf der dritten Linie des Notensystems.

Altaï im Türkischen, Kin-schan im Chinesischen, d. h. Goldberg, ist der noch in verschiedener Ausdehnung gebrauchte Name für den nördl. Gebirgssaum des östl. Hochasiens auf der russ.-chines. Grenze. Früher hat man (nach Pallas) den ganzen vielfach gruppirten Gebirgsrand Hinterasiens von 100—160° östl. L., von den dsongarischen Ebenen am Saisansee bis zu den Küsten des Ochotskischen Meeres, das Altaische Gebirgssystem genannt. Dies ist aber unzulässig, weil schon jenseit des 120.° östl. L., anstatt der westöstl. Normaldirection, der Wechsel der Gänge und die Nordostrichtung der Ketten eintritt und ein neues Gebirgssystem von verschiedenem geol. Alter anhebt. Deshalb hat man nach A. Humboldt's Vorgange dem Altaisystem eine engere Begrenzung gegeben, und versteht darunter nur die Gebirge, die zwischen 47° und 52° nördl. Br. von 100—120° östl. L. oder bis zu der obern Selenga und dem obern Orghon in einer Länge von etwa 200 M. sich erstrecken und die Quellgebiete des Irtysch, Ob und Jenissei umgeben. Das westlichste und Hauptglied dieses Systems ist der A. in engerm Sinne; unter seinen östl. Fortsetzungen sind das vom Jenissei durchbrochene Sajanische Gebirge und das Tangnugebirge die merkwürdigsten.

Der A. selbst, früher irrig in einen Großen A. im S. und einen Kleinen A. im N. getheilt, bildet, wenn er auch in einen russischen im N. und einen chinesischen im S. des Jenisseizuflusses Buchtarma zerfällt, dennoch nur eine einzige Gebirgsgruppe. Der Chinesische A., zwischen der Buchtarma und dem Saisansee, erhebt sich am höchsten in den Kurtschumalpen, ist aber wenig bekannt. Der eigentliche oder Russische A., auch Kolywansches Erzgebirge genannt und wegen seines Mineralreichthums vorzugsweise berühmt, erstreckt sich, kaum ein Viertel des ganzen Systems bildend, von den Bergwerken des 1244 F. hohen Schlangenberges oder Smeïnogorsk (im NO. von Semipalatinsk) und von dem Zusammenfluß der Uba mit dem Irtysch bis zu dem 1600 F. hoch gelegenen Telezkischen See und dem aus diesem hervortretenden Obiquellfluß Bij oder Bija, der in die Katunja fällt, und nimmt in dieser Begrenzung nach Humboldt 2475 Q.-M. ein, d. h. einen dreimal größern Raum als die Schweiz. Dieser Russische A. bildet kein eigentliches Randgebirge, sondern ein mächtiges Vorgebirge, welches vom Altaisystem gegen W. in die Barabinzen- und Kirgisensteppe ausläuft, überall, außer im O., von

Ebenen umgeben, die im N. und W. dem entschiedensten Tieflande angehören und auch im S. nicht über 1800 F. aufsteigen. Im S. haben die Ketten des vielverzweigten Alpenlandes eine westöstl. Richtung, aber im allgemeinen kann man sie als vom Culminationspunkt aus fächerartig geordnet ansehen. Tschihatschew unterscheidet nach Achsenrichtung und Lagerung einen West- und einen Ost-A., die durch die Katunja und den Ob getrennt sind; ersterer hat Nordwest-, letzterer Nordostrichtung. Wo beide Achsen sich kreuzen, ist der Gipfelpunkt des Ganzen, die Bjelucha Gora (die Weißen Berge), ein majestätischer, unersteiglicher Bergriese von 10320 F. Höhe, mit weiten Schneefeldern und einem von großen Moränen begrenzten Gletscher am Südabhange, dem Quellorte der durch zwei thurmähnliche Felsspitzen, die Katunjasäulen, hervortretenden Katunja. Die benachbarten Bergrücken sind 7500—8400 F. hoch.

Die mittlere Höhe des A. überhaupt schätzt man auf 5000, die der Schneegrenze auf 6600 F.; seine Spitzen, zerrissene Kegel und Pyramiden, ragen bis 3000 F. und mehr darüber hinaus. Die verschiedenen Gestalten und Farben der Felsen, die überaus zahlreichen Bergströme geben der Gebirgslandschaft eine große Mannichfaltigkeit. Doch sind die vielgestaltigen Naturschönheiten mehr dem südl. als dem nördl. von der Bija bewässerten A. eigen, der wegen seiner dunkeln Nadelwälder auch der Schwarzwald (Tschernj) heißt und aus gewaltigen, dicht zusammengedrängten Erdmassen besteht. Ueberall strecken sich zwischen den Bergketten entweder meilenweit ausgedehnte Hochebenen hin, die mit Schnee oder Sumpf bedeckt, hier und da durch niedrige Felsreihen oder Steinblöcke unterbrochen sind, oder breite Thäler, deren steile Gehänge nur Lichenen oder Zwergbirken zeigen, während die Gründe reiche Weide für Hirsche, Elenn- und Renthiere abgeben. Der Fuß des Gebirges ist mit Pappeln, Weiden, Dorngebüsch u. s. w. bedeckt; Weiden, Birken und Hagedorn erfüllen die tiefern Thäler. Die Abhänge bekleiden Nadelwälder von Lärchen, Fichten, Tannen, Zirbelkiefern oder sibir. Cedern, untermischt mit Birken. Die Birke findet sich bis in 4500 F. Höhe; Lärchen und andere Bäume gehen, obwol nur verkümmert, noch höher hinauf. Auf den höchsten Hochebenen finden sich nur Zwergfichten. Im N. des schönen Telezkischen Sees fassen die beiden Ketten des über 5000 F. hohen Kusnezkischen A. den obern Tom ein. Die Hauptkette streicht fast in Meridianrichtung gegen N., bis sie sich im O. von Kusnezk theilt. Der östl. Zweig läuft als Alatau (s. d.), Bjelogori oder Abakanskische Kette bis zur Breite von Atschinsk und Krasnojarsk; der andere nimmt seine Richtung nach NW. auf Tomsk hin. Die im NW. von Kusnezk gelegene Salairkette ist wegen ihres Silbers, ihr Ostabhang wegen seines Goldreichthums berühmt. (S. Altaisches Berggebiet.)

Die Bevölkerung des A. ist eine sehr spärliche. Während russ. Colonisten die nördl. und nordwestl. Bergreviere als Bauern und Bergleute bewohnen, und an der südl. Grenze eine Reihe kleiner Festungen strenge Wache hält, bevölkern das Innere und den Südosten die Bergkalmücken, die bei rein nomadischer Lebensweise ihre Jurten im Sommer auf den weidereichen Bergterrassen und offenen Ebenen, im Winter in den geschützten Waldschluchten aufschlagen. Im östl. A., um den Telezkischen oder Teleütischen See, wohnen die Teleüten, welche, auch Weiße Kalmücken genannt, zu dem großen Sprachstamm des Turkvolks gehören, aber mongol. Physiognomie haben und von den Russen zu den Tataren gerechnet werden. Sie beschäftigen sich mit Heerdenzucht, Jagd, Bienenzucht und Einsammlung von Cedernüssen. An der Bija wohnen in kleinen Häusern die Kumandiner, die Viehzucht und Ackerbau treiben und keine mongol. Gesichtsbildung zeigen. Alle drei Urstämme sind Götzendiener schamanischen Glaubens. Zu den Urbewohnern werden aber auch die sogenannten Kamenschtschiki oder Felsenbewohner gerechnet, obgleich sie nach Abstammung, Sprache und Religion zu den Russen gehören. Sie stammen nämlich theilweise von russ. Bauern aus den Hüttenwerken ab, die sich durch die Flucht von der Leibeigenschaft befreit hatten.

Altaisches Berggebiet, officiell auch District der Altaischen Bergwerke oder Kolywano-Woskresenskischer Hüttenbezirk genannt, eine der allerwerthvollsten Provinzen des russ. Reichs, erstreckt sich von 49° nördl. Br. an 120 M. weit nach N. und von 95° östl. L. 100 M. ostwärts, und umfaßt vier von den sechs Bezirken des westsibir. Gouvernements Tomsk, nämlich Kolywan, Barnaul, Kusnezk und Bijsk sammt dem südlichsten Theile des Bezirks Tomsk, ein Gebiet von 7960 Q.-M. mit 350000 E., fast ausschließlich Minen- und Fabrikarbeiter oder Bauern, welche den Bergwerken zugeschrieben sind. Die Thäler des Ob, des Alej und der Schulba trennen zwei sehr verschiedene Hälften. Die Osthälfte ist gebirgig und an vielen Stellen dicht bewaldet. Dieselbe hat ein rauheres Klima und längere Winter als die Westhälfte, eignet sich aber dennoch sehr wohl zum Ackerbau, da sie am Ob

humusreichen Boden enthält, auf welchem Feldfrüchte mannichfaltiger Art ohne jede Düngung gedeihen. Die Westhälfte bildet zwischen dem Ob und Irtysch eine gegen die Barabinzensteppe geneigte, zum Theil wellige Ebene, ist fast ganz waldlos, nur von schleichenden Bächen durchzogen, die Seen und Sümpfe bilden, reich an Koch- und Bittersalz, aber im ganzen ebenfalls mit ergiebiger Fruchterde bedeckt. Wegen des etwas mildern Klimas ist sie mehr für die Viehzucht geeignet. Man baut in dem Hüttenbezirk Sommer- und Winterroggen, Spelt, Gerste, Hafer, Weizen, Hirse, Buchweizen, Hülsenfrüchte, Mohn, Hanf und Flachs, in den Gärten Kohl und Rüben, Gurken und Kürbis, in der Westhälfte sogar Arbusen und Melonen; aber nur wenig Taback und Kartoffeln. Ebenso zieht man vortreffliche Pferde, auch Rinder, Schafe und Ziegen, wenig Schweine, dagegen viel Federvieh und Bienen. Die Fischerei in den Flüssen und Seen ist sehr ergiebig. Die Jagd, welche von den tributpflichtigen Urbewohnern (s. Altai) und den meisten Bauern der Wald- und Gebirgsgegenden betrieben wird, liefert Zobel, Hermeline, gestreifte und andere Eichhörnchen, Marder, Iltis, Murmelthiere, wilde Katzen, Füchse, Bären, Wölfe, Ottern, Hasen, Rehe, Hirsche, Elenn- und Renthiere, Moschusthiere, außerdem auch Luchse, wilde Schafe, Dachse, Wildschweine u. s. w. Die ländliche Bevölkerung ist bei weitem die betriebsamste. Abgesehen von den bergmännischen und metallurgischen Anstalten, fehlt es jedoch an einem Bürger- und Handwerkerstande. Fast der ganze Handel liegt in den Händen wandernder Krämer, der sogenannten Susdaler, welche alljährlich aus dem Moskauer und Wladimirer Gouvernement nach dem Altai reisen.

Der Reichthum an Mineralien hat dem Altaischen Berggebiet in gewerblicher Beziehung einen eigenthümlichen Typus verliehen, ja sogar seine Entdeckung und Colonisirung herbeigeführt. Der Goldreichthum des Altai erinnert an das von Greifen bewachte Goldland der Arimaspen (s. d.) bei den Alten. Goldberg und Ektag (eigentlich wol Aktag, d. h. Weißer Berg) hieß nach dem Bericht eines byzant. Schriftstellers schon im 6. Jahrh. der Altai, die Urheimat der Türken, deren Khane seit 562 einen dauernden Verkehr mit den Kaisern von Konstantinopel eröffnet hatten. Die zahlreichen Grubenbaue längst verschollener Urbewohner, bekannt unter dem Namen der Tschuden- oder Fremdlingsgruben, haben als Fingerzeige zum Einschlagen neuer Schachte und Grubenwerke gedient. Peter d. Gr. sandte auf die Nachricht von dem Goldreichthum des Altai seit 1715 fruchtlose militärische Goldsandexpeditionen nach dem Irtyschfluß und dem Saisansee. 1720 wurde an ersterm die wichtige Paßfeste Ustkamenogorsk angelegt, aber erst 1723 in der Nähe des 4 M. im N. des Schlangenbergs gelegenen Kolywansees Kupfer entdeckt, und 1725 unter Leitung des unternehmenden Nikita Demidow (s. d.) das erste Kupferhüttenwerk, Kolywan-Sawod, erbaut, dessen Name allmählich auf den ganzen District überging. 1731 verpflanzte man die Schmelzwerke nach dem jetzigen Barnaul (s. d.), dem Mittelpunkt großartiger Hüttenwerke. Die im Bereich des Hüttendistricts befindlichen Bergwerke und Ländereien waren im Besitze Demidow's, wurden aber 1747 Eigenthum der russ. Krone. Seitdem eröffnete man eine Menge von Berg- und Hüttenwerken. Das Gold wird vorzüglich aus Seifen, außerdem durch Ausschmelzen aus den goldhaltigen Silbererzen gewonnen. Der Ertrag ist seit Eröffnung der Seifen 1815 beständig gestiegen bis 1849, hat aber seitdem wieder abgenommen. Die Gewinnung des Silbers hat schon 1743 begonnen, und seit 1785 haben die Hütten nicht unter 1000 Pud jährlich geliefert, obgleich viele reiche Gruben schon erschöpft sind. Die bedeutendsten Silberminen sind die bei Smeknogorsk, welche von 1745—1845 allein 56000 Pud geliefert haben, jedoch jetzt auch nicht mehr so ergiebig sind wie früher. Kupfererze sind in reichlicher Menge vorhanden, werden aber wegen Mangel an Absatz in verhältnißmäßig geringer Quantität ausgeschmolzen. Blei wird nicht hinreichend gewonnen und muß sogar eingeführt werden. Eine Steigerung der Eisenproduction ist erst in neuerer Zeit ermöglicht worden durch die Auffindung eines der großartigsten Steinkohlenlager der Welt, welches, zwischen den Bergketten Alatau und Salakr gelegen und von dem schiffbaren Tom durchzogen, für den gesammten Hüttenbetrieb vom größten Werthe ist. Außer den Metallen und Kohlen bietet der Altai auch eine Menge kostbarer Steine, Jaspis, Chalcedon, Karneol u. s. w. In Kolywan werden in großartigen Schleifwerken Granit, Porphyr, Marmor, Jaspis u. s. w. geschliffen und zur Schmückung der kaiserl. Paläste verschickt.

Altaische Völker und Sprachen, s. Turanische Völker und Sprachen.

Altamura, Binnenstadt der neapolit. Provinz Terra di Bari, 6 M. im SO. von Bari, in weinreicher Gegend gelegen, ist Bischofssitz und Hauptort des gleichnamigen Bezirks und zählt als Commune 16332 E., großentheils albanesischen Ursprungs. Sie ist eine der schönsten Städte Apuliens, hat Ringmauern und schöne Gebäude, hält jährlich zwei Messen und treibt

Oel- und Weinbau. Der Ort führt den Titel eines Herzogthums und hatte ehemals eine Universität. In der Nähe findet man Alterthümer. Gründer der Stadt ist Kaiser Friedrich II., der die in der Provinz Lecce zerstreuten Griechen hier concentrirte. Die sogenannte griech., d. h. albanesische Bevölkerung der Stadt scheint aber aus dem 15. und 16. Jahrh. zu stammen, und hat, wenn auch nicht ihre Tracht, doch ihre Muttersprache längst aufgegeben.

Altan (bisweilen auch Altane, vom ital. Altana), der deutsche Söller, nennt man den mehr oder minder herausgebauten und offenen Theil eines Gebäudes, welcher aus den obern Stockwerken den unmittelbaren Austritt ins Freie gestattet und meist an Landhäusern, Gartenhäusern, Schlössern angebracht zu werden pflegt, um einen Ueberblick über die Umgebung und eine schöne Aussicht zu gewinnen. Altane werden entweder auf den Mauern eines unter ihnen hervorspringenden Theils des Gebäudes, wie eines Flügels, Salons, Erkers, Portals, aufgesetzt oder mittels besonderer Säulen oder Pfeiler, bei schmuckreichern Bauten mittels Karyatiden, Atlanten oder Hermen, unterstützt. Die letztere Art von Ausbauten pflegt man vorzugsweise als Altane zu bezeichnen, während man den Namen Balcon (aus ital. Balcone, das vom deutschen Balken abgeleitet ist) auf solche Ausbauten beschränkt, die ganz frei auf Consolen oder Balkenvorsprüngen ruhen. Auch die auf den Dächern angebrachten sogenannten Plattformen werden häufig zu den Balconen gerechnet.

Altar (aus dem lat. altāre), heißt überhaupt ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz oder Opferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Rasen, später, als man Tempel errichtete, aus Stein, Erz und in schöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie standen gegen Morgen vor dem erhabener aufgestellten Bildnisse der Gottheit. Sehr verschieden von diesen Altären des Heidenthums sind die der christl. Kirche. Hier war der A. ursprünglich der Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Bis zum Ende des 2. Jahrh. blieb auch der A. ein in den Chor der Kirche gestellter Tisch, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Konstantin d. Gr. auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, soll vom Papste Sixtus II. sein, und sie mit einem Crucifix zu zieren, ward erst im 6. Jahrh. gebräuchlich. Mehrere Altäre aufzustellen, ward in der röm. Kirche seit Gregor VI. üblich. Der vorzüglichste, der Hochaltar, behielt seinen Platz im Chor der Kirche, erhaben und mit Stufen versehen; die andern wurden an Pfeilern, im Osten der Abseiten, an den Seitenmauern, in Kapellen oder in den Krypten angebracht. Auch in den größern prot. Kirchen finden sich zuweilen ein großer und ein kleiner A. Haben die Altäre bei den Protestanten den Glanz verloren, welchen ihnen insbesondere der Messe wegen die kath. Kirche gibt, so sind sie bei den Reformirten ganz zum einfachen, nur mit dem Crucifix versehenen Tische geworden.

Altaroche (Marie Michel), franz. Schriftsteller, geb. 18. April 1811 zu Issoire (Puy-de-Dôme), Sohn eines Advocaten, der ihn für die Jurisprudenz bestimmte, studirte in Paris, als die Julirevolution ausbrach und ihn von seinen Collegien zum Journalismus hintrieb. Abwechselnd Mitarbeiter an den republikanischen Tagesblättern: «La Révolution de 1830», «Le Diable boiteux», «La Tribune», «Le Populaire», «La Caricature» u. a., kam er 1834 in gleicher Eigenschaft zum «Charivari» und wurde bald die Hauptperson in dem berühmten Triumvirat der sogenannten Staatsmänner des Charivari. Er war Oberredacteur dieses Blattes von 1837—48, und seinen Artikeln, die immer voll Witz und Laune, manchmal köstliche kleine Meisterstücke der polit. Satire sind, verdankte das Blatt einen guten Theil seines glänzenden Erfolgs. In diese Zeit fallen auch einige polit.-poetische Schriften des Verfassers: «Chansons» (2 Bde., Par. 1835—36), «Contes démocratiques» (Par. 1837), «Aventures de Victor Augerot» (2 Bde., Par. 1838), eine Nachahmung der Abenteuer des Faublas. 1848 als Regierungscommissar nach dem Depart. Puy-de-Dôme gesandt, machte sich A. viele Freunde durch sein schonendes Benehmen und wurde bei den Wahlen vom 28. April, als der erste auf der Wahlliste, beinahe mit Stimmeneinheit zum Abgeordneten der Constituirenden Versammlung gewählt, wo er sich bei den meisten Principienfragen auf Seiten der gemäßigten Linken hielt. Seitdem ist er vom polit. Schauplatze abgetreten.

Altdeutsch heißt nach dem Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens alles, was in dem Entwickelungsgange unserer nationalen Cultur der Zeit vor der Reformation angehört. Man spricht daher nicht nur von einer altdeutschen Sitte im Gegensatz zur verfeinerten modernen, sondern auch von einer altdeutschen Kunst, einer altdeutschen Sprache und Literatur. Die

Wissenschaft dagegen kennt die Bezeichnung «altdeutsch» gegenwärtig nicht mehr, weil sie wenigstens in Bezug auf Sprache und Literatur genauerer Unterscheidungen bedarf. Will man sich in diesem Falle noch des Ausdrucks «altdeutsch» bedienen, so würde man unter altdeutscher Sprache einestheils im allgemeinen alle Sprachen deutscher Stämme, die vor der Reformationszeit gesprochen wurden (außer der eigentlich hochdeutschen auch die niederdeutsche, niederländische, angelsächsische, altfriesische, gothische und selbst die altnordische), darunter zusammenfassen, anderntheils in beschränkterer Weise nur die unmittelbaren Vorgänger unsers gegenwärtigen hochdeutschen Idioms (das Gothische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche) darunter verstehen können. (S. Deutsche Kunst, Deutsche Literatur und Deutsche Sprache.)

Altdorf, auch Altorf, Stadt im bair. Kreise Mittelfranken, zum Verwaltungsdistrict Nürnberg gehörig, liegt 2½ M. südöstlich von Nürnberg, an der Schwarzach, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein altes Schloß und zählt 3010 E., deren Hauptnahrungszweig gegenwärtig der Hopfenbau ist. A. war ursprünglich eine zur Landvogtei Nürnberg gehörige Reichsdomäne, wurde 1299 nebst andern Reichsgütern von König Albrecht I. dem Grafen Emicho von Nassau zum Pfande, dann von Karl IV. dem Sohne des Genannten, dem Grafen Johann von Nassau, 1348 zu erblichem Lehn gegeben, aber von demselben 1360 an Burggraf Albrecht von Nürnberg verkauft. Des letztern Tochter Anna brachte A. 1374 ihrem Gemahl, dem Herzog Swantibor von Pommern, mit, worauf die Stadt in pommerischem Besitze blieb, bis sie von Pfalzgraf Ruprecht (dem nachmaligen König) 1393 für 12000 ungar. Gulden erkauft ward. 1503 bemächtigten sich die Nürnberger bei Gelegenheit der ihnen gegen die Pfalz aufgetragenen Reichsexpedition der Stadt und behielten sie als Entschädigung für die Kriegskosten. Seitdem das nürnberger Gymnasium 1575 nach A. verlegt worden war, hob sich die Stadt und gelangte, indem sich diese vortreffliche Anstalt allmählich zur Hochschule emporarbeitete, als Universitätsstadt (seit 1623) zu hohem Ansehen. Nachdem die Reichsstadt Nürnberg mit ihrem Gebiet 1806 an Baiern gefallen, wurde 1809 die Universität aufgehoben. In den Gebäuden der letztern befindet sich jetzt ein Schullehrerseminar. Die Geschichte der Universität (Altd. 1808) und eine Beschreibung der Stadt (Altd. 1796) hat Will verfaßt.

Altdorfer (Albrecht), Maler, Formschneider und Kupferstecher, geb. zu Altdorf in Baiern 1488, lebte erst in Nürnberg und starb 1538 als Rathsherr und Stadtbaumeister zu Regensburg. Man rechnet ihn zu den Schülern Albrecht Dürer's, obschon dies nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Jedenfalls gehört er aber zu den geistvollsten und eigenthümlichsten Meistern, welche die Dürer'sche Richtung befolgt haben. In seinen Bildern waltet eine blühende romantische Poesie, welche, soweit man überhaupt die Bedingnisse der altdeutschen Kunst zugibt, den größten Reiz ausübt. Sie sind von einem reichen, vielgestaltigen Leben erfüllt, die Landschaft ist mit gleicher Sinnigkeit und Liebe behandelt wie das Figürliche, und alles mit größter Sauberkeit ausgeführt. Als sein Hauptbild ist der Sieg Alexander's über Darius zu nennen, ein Gemälde (in München), das dem Beschauer wie ein romantisches Heldengedicht gegenübersteht. Als Kupferstecher wird A. gleich Aldegrever zu den sog. Kleinen Meistern gerechnet, auch wol der kleine Dürer genannt.

Alten, Name einer Vogtei und eines Kirchspiels (Alten-Talvig) im norweg. Amte Finmarken, begreift die ungemein malerische Landschaft um den tief in das Land einschneidenden, vielfach gegliederten Altenfjord, vor dessen Mündung die beiden Inseln Stjernö und Seiland liegen. Auf letzterer befindet sich, soweit bisjetzt bekannt, der nördlichste Gletscher Europas. Obgleich das innerste Südende des Fjord unter 70° nördl. Br. liegt, so hat doch das umliegende Gelände ein verhältnißmäßig sehr mildes Klima, sodaß noch Gerste und Kartoffeln mit Erfolg gebaut werden können, und sich in dem vom Fjord südwärts erstreckenden Thale der Alten-Elv nicht unbedeutende Fichten- und Birkenwälder finden. Letzterer Fluß entspringt aus den Gebirgswässern, welche vom Gebirgsstocke des Divi auf der russ.-finn. Grenze herabkommen, ist reich an Fischen, besonders an Lachsen, und mündet nach einem 24 M. langen Laufe bei dem größten Gut des Kirchspiels, bei Altengaard, das bis 1856 dem Staate gehörte, in den Fjord. Gegenwärtig besteht zu Altengaard, welches jetzt den Namen St.-Olaf's-Gaard führt, eine kathol. Missions-Unterrichtsanstalt. Die Kirche des 929 E. zählenden Kirchspiels A. befindet sich zu Talvig an der Westseite des Fjords. An einem Arme des letztern, dem Kaafjord, wird seit 1826 Kupferbergbau betrieben.

Alten (Karl Aug.), ausgezeichneter hannov. General, war 20. Oct. 1764 zu Burgwedel geboren. Er trat 1781 in die hannov. Armee, wurde 1790 Adjutant des Feldmarschalls von Reden und nahm 1793 dieselbe Stellung ein bei dem die hannov. Truppen befehligenden Feld-

marschall von Freitag. Bei der Belagerung von Valenciennes sowie in der Schlacht von Hondschooten focht er mit Auszeichnung, und 1794 befand er sich als Hauptmann bei der Besatzung von Menin, die sich durchschlug. 1795 ward er zum Major, 1800 zum Oberstlieutenant befördert. Infolge der Capitulation der hannov. Armee zu Lauenburg sah er sich veranlaßt, nach England zu gehen. Hier ward er noch 1803 Oberstlieutenant und Commandeur des ersten leichten Bataillons der Deutschen Legion. Als Oberst führte er 1805 die leichte Brigade und das Avantcorps der Legion nach Norddeutschland, und in gleicher Stellung betheiligte er sich bei den Expeditionen nach Rügen und Kopenhagen. 1808 ging er als General der leichten Brigade nach Portugal, erhielt hier im Dec. noch eine Brigade untergeordnet, und konnte so den schwierigen Rückzug des Generals Moore nach Coruña decken. Bei der Expedition auf Walcheren und vor Vliessingen führte er 1809 die leichte Brigade abermals, und nach seiner Rückkehr nach England befehligte er die Truppen, die in der Grafschaft Sussex standen. 1811 ging er mit der leichten Brigade zum zweiten mal nach Portugal und focht unter Beresford bei der Belagerung von Badajoz und in der Schlacht von Albuera. Der Herzog von Wellington ernannte ihn 1812 zum Commandeur der leichten Division, an deren Spitze er fast an allen Kämpfen des Spanischen Befreiungskriegs theilnahm. Vom Aug. bis Oct. 1812 commandirte er ein combinirtes Corps von etwa 30000 Mann. Nachdem er 1814 zum Generallieutenant ernannt worden, befehligte er die hannov. Truppen in den Niederlanden und zugleich die dritte Wellington'sche Infanteriedivision. Hier war es, wo er seine glänzendsten Waffenthaten verrichtete. Er focht tapfer bei Quatrebras, dann bei Waterloo, wo durch seine Anstrengung hauptsächlich eine Entscheidung des Kampfes herbeigeführt ward. In letzterer Schlacht wurde er schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung blieb er als Commandeur des hannov. Contingents in Frankreich bis zum J. 1818. Bereits 1815 war er in den Grafenstand erhoben worden. Nach der Rückkehr nach Hannover ward er Kriegsminister, Minister des Auswärtigen und Generalinspector der Armee. Nach der Thronbesteigung Ernst August's behielt er nur das Kriegsministerium, in welcher Stellung er auf einer Reise zu Bozen in Tirol 20. April 1840 starb.

Altena, Kreis- und Fabrikstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Ruhr-Siegbahn, am Einfluß der Nette in die Lenne, in einem tiefen, ganz von Bergen umschlossenen Thale, dem schönsten Theile der Grafschaft Mark, gelegen, bildet eine ³/₄ St. lange, um den Schloßberg hinziehende Straße, deren eine Seite in die Felsen geschoben ist, während die andere von dem Flusse bespült wird. Die Stadt zählt 5950 E. und hat seit Jahrhunderten berühmte Eisen- und Stahldrahthütten sowie zahlreiche Fabriken für Näh- und Stecknadeln, Drahtstifte, Ahlen, Fingerhüte, Nägel, Messing- und Eisenguß-, Silber- und Goldwaaren. Besonders großartig ist die Rumpe'sche Anlage. Bemerkenswerth ist das auf hoher Klippe gelegene Schloß, das Stammhaus der alten Grafen von A. oder spätern Grafen von der Mark. Es gehört jetzt dem Johanniterorden. Auch die übrigen Ortschaften des holzreichen Kreises A. (12,11 Q.-M. mit 49658 E.) sind durch die lebendigste Fabrikthätigkeit in sog. kurzen Waaren ausgezeichnet.

Altenberg, Bergstadt im östl. Theile des sächs. Erzgebirgs und in der Bezirkshauptmannschaft Freiberg des Kreisdirectionsbezirks Dresden, ist Sitz eines Gerichtsamts und eines wichtigen Bergamts und zählt 2419 E. In dem nordöstlich der Stadt liegenden Geisingberge befinden sich die bedeutendsten Zinnbergwerke Sachsens, welche seit 1458 entdeckt wurden, 1858 nicht weniger als 769320 Ctr. Zwitter mit einem Zinngehalt von 2404 Ctrn. lieferten und größtentheils von einem Vereine, welcher sich die Gewerkschaft des vereinigten Feldes im Zwitterstock nennt, bebaut werden. Außer dem Bergbau bilden Strohflechterei und Spitzenklöppelei die Erwerbszweige der Bewohner. Im Bezirke des Gerichtsamts A. liegt noch die Stadt Geising, die früher in zwei Stadtgemeinden, Alt- und Neugeising, zerfiel und 1329 E. zählt, welche dieselben Erwerbszweige betreiben.

Altenberg, eine 1803 aufgehobene Cistercienserabtei im ehemaligen Fürstenthum Berg, im jetzigen Kreise Mühlheim des preuß. Regierungsbezirks Köln, die einst durch ihren Reichthum und Einfluß ausgezeichnet war, liegt 1½ M. in NO. der Stadt Mühlheim, in dem zwar einsamen, aber an schönen Partien reichen Thale der Dühn unweit des Weilers Odenthal, wurde 1133 vom Grafen Eberhard von Berg durch Verwandlung seines Stammschlosses in ein Kloster begründet, in welchem er auch nebst seinem Bruder Adolf III. als Mönch sein Leben beschloß. Die 1255 gegründete, aber erst 1379 eingeweihte Kirche ist 278 F. lang, 102 F. breit und 95 F. hoch, in dem reinsten goth. Stile erbaut und eins der bemerkens-

werthesten Baudenkmäler des Rheinlandes. Die Fenster enthalten treffliche alte Glasmalereien. Alle Grafen und Herzoge von Berg bis auf Wilhelm III. (gest. 1511) sind in der Klosterkirche, die 1847 von König Friedrich Wilhelm IV. wiederhergestellt ward und jetzt die Pfarrkirche von Odenthal ist, beigesetzt und viele ihrer schön gearbeiteten Grabmäler sind noch wohl erhalten. Die frühern Klostergebäude wurden in neuerer Zeit zu einer Fabrik benutzt. Vgl. Schimmel, «Die Cistercienserabtei A.» (Münst. 1832); Zuccalmaglio, «A. im Dühnthale» (Köln 1848); Montanus, «Das Kloster A. im Dühnthal» (Elberf. 1851).

Altenberga, Pfarrdorf im Herzogthum Sachsen-Gotha, im Bezirke des Landrathsamts Ohrdruf, 1/2 St. in NW. von Georgenthal, hat 299 E. In der Nähe auf einem Berge stand ehemals die Johanniskirche, welche nach der Sage 724 vom heil. Bonifaz, dem Apostel der Deutschen, in der That aber von Graf Ludwig dem Bärtigen 1041 erbaut wurde. An ihrer Stelle befindet sich seit 1811 ein 30 F. hohes Denkmal aus Sandstein, wegen seiner Form der Candelaber genannt.

Altenburg (Herzogthum), s. Sachsen-Altenburg.

Altenburg, Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Altenburg, liegt 5 1/2 M. südlich von Leipzig, unweit der Pleiße, in einer überaus gesegneten Gegend. Die Stadt ist Sitz der obersten Landes- und anderer Behörden und zählt 17168 E. (Ende 1861). Das auf einem mächtigen, zum Theil senkrecht aus dem Thale aufsteigenden Porphyrfelsen sich erhebende herzogl. Schloß, eine der schönsten Fürstenresidenzen Deutschlands, mag in seinen Grundlagen vielleicht aus dem 11. Jahrh. herstammen. Dasselbe hat im 18. Jahrh. bedeutende Vergrößerungen erfahren und seine jetzige Gestalt erhalten, und ist historisch merkwürdig durch den 1455 von Kunz von Kaufungen hier verübten Prinzenraub. Zu besonderer Zierde gereichen dem Schlosse die schöne Kirche, ein großer Coursaal mit vortrefflichen Plafonds von Kranach, eine zwar kleine, aber werthvolle Kunstkammer, sowie schöne Gartenanlagen, welche die östl. Seite der Anhöhe bedecken. Vgl. Lüders, «Das Schloß zu A.» (Altenb. 1820). Die Stadt besitzt ein Gymnasium (Josephinum), ein Schullehrerseminar, mit dem seit 1838 eine Taubstummenlehranstalt in Verbindung gesetzt ist, eine Erziehungs- und Versorgungsanstalt für adeliche Fräulein prot. Confession (das Magdalenenstift, 1705 gegründet), drei Bürgerschulen, eine höhere Töchterschule und andere Unterrichts- und Versorgungsanstalten. Auch besteht in A. eine öffentliche Bibliothek, ein Kunst- und Handwerkerverein, die Pomologische und die Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes, die Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes u. s. w. Das Museum für Malerei und Sculptur, welches ein Vermächtniß des frühern sächs. Staatsministers von Lindenau und mit einer Kunstschule verbunden ist, befindet sich gegenwärtig im Polhofe, dem Rittergute des ehemaligen Besitzers, soll aber in einem Neubau auf Staatskosten untergebracht werden. Die beträchtliche Industrie liefert besonders Cigarren, Handschuhe, Bürsten, Hutwaaren; der Handel ist vorzugsweise in Getreide bedeutend. Auch sind die beiden Roßmärkte, welche im Frühjahr und im Herbst abgehalten werden, besonders der erstere, von Wichtigkeit und stark besucht. Die herzogl. Landesbank zu A., in einem neuen, der Stadt zur Zierde gereichenden Gebäude untergebracht, ward 1792 als Kammerleihbank begründet, erhielt 1818 ihre gegenwärtige Einrichtung und übernahm 1837 auch die Geschäfte einer Landrentenbank. Ihr Geschäftsbetrieb, namentlich in Hypotheken, ist sehr umfänglich. Der Buchhandel ist besonders belebt durch das Pierer'sche Verlagsgeschäft, an welches sich eine Druckerei anschließt. Durch die Sächsisch-Bairische Eisenbahn, an welcher A. liegt, und deren Zweigbahnen, ist es mit Leipzig, Gera und den Fabrikstädten des Erzgebirgs in Verbindung gesetzt. Die Stadt wird zuerst im 11. Jahrh. erwähnt. Sie wurde 1134 Reichsstadt, worauf die Burggrafen von A., welche das Pleißner Land regierten, ihren Sitz im Schlosse nahmen, gleichwie später mehrere Markgrafen von Meißen. Im Kriege des Landgrafen Friedrich I. (des Gebissenen) mit dem deutschen Könige Albrecht eignete sich ersterer 1308 Stadt und Schloß nebst dem ganzen Pleißner Lande als Kriegsentschädigung an. Nach dem Aussterben der Burggrafen von A. erhielt 1329 Landgraf Friedrich II. vom Kaiser die Lehen. Durch die Hussiten wurde A. 1430 eingenommen und fast ganz niedergebrannt. 1445 kam A. durch Erbtheilung an die Kurfürsten von Sachsen, die einige Zeit daselbst Hof hielten. Von 1603—72 war es Residenz der sog. Altenburger Linie des Ernestinischen Hauses; dann blieb es ohne Hof, bis es 1826 bei der Theilung infolge des Aussterbens der Sachsen-Gothaischen Linie wieder Residenz wurde. Vgl. Huth, «Geschichte der Residenz A. zur Zeit ihrer Reichsunmittelbarkeit» (Altenb. 1829); (Löbe), «Beschreibung der Residenz A.» (Altenb. 1842; 2. Aufl. 1848).

Altenburg (Ungarisch=), bei den Ungarn Magyar=Ovár genannt, ein Marktflecken im ungar. Comitate Wieselburg, liegt $^1/_4$ St. von der Einmündung der Leitha in die Kleine Donau und ebenso weit von der Comitatsstadt Wieselburg, und hat 3048 meist kath. E., die sich mit Ackerbau, Getreide= und Viehhandel beschäftigen. Außer einem Collegium der Piaristen (seit 1736) besteht daselbst auch ein kath. Untergymnasium. A. bildet nebst 28 andern Orten eine Herrschaft, welche als ungar. Krongut an den Herzog von Sachsen=Teschen, als den Gemahl der Erzherzogin Christine, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, gelangte. Der Herzog errichtete hier ein philos. Lyceum und 1818 ein reichlich ausgestattetes landwirthschaftliches Institut. Das Schloß zu A. ist eins der ältesten Ungarns. Vor Zeiten war A. ein berühmter Ort und die Residenz des ungar. Königs Salomo.

Altengland, Old-England, nennt der Engländer in eigenthümlicher Weise sein Vaterland, als das Land der alten Sitte, der alten Satzungen und des alten Ruhms. Es spricht sich in dieser Benennung der bei aller Freisinnigkeit doch in seinen Grundlagen conservative Charakter, die Vorliebe für das Alterthümliche und Ehrwürdige aus, welche die engl. Nation auszeichnet, und welcher so manche polit. und sociale Institutionen, die mit dem liberalen Geiste des Landes im Widerspruch stehen, ihre Fortdauer zu verdanken haben. Das Alte ist, eben seines Alters halber, ein Gegenstand der Pietät, und diese Pietät gibt auch dem Vaterlande seinen Beinamen.

Altenkirchen, eine Grafschaft und ehemalige Besitzung der Grafen von Sayn, bildet den Hauptbestandtheil des jetzigen Kreises A. (11,62 Q.=M. mit 43070 E.) im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, und wird vom unfruchtbaren Westerwald durchzogen. Die Bewohner beschäftigen sich mit Rindvieh= und Schweinezucht, besonders aber mit Bergbau auf Eisen und Kupfer. Hauptort der Grafschaft und des Kreises ist der Marktflecken A. an der Wied, mit 1600 E., Papiermühlen, Eisenhammer und lebhafter Leinweberei. Der Ort enthält das Residenzschloß der frühern Besitzer, als welche schon 1112 die Grafen von Sayn erwähnt werden, die das Land von Trier zu Lehn trugen. 1294, bei der Spaltung des Hauses in eine ältere und jüngere Linie, verblieb es bei der erstern. Als jedoch diese Linie mit dem Grafen Ernst von Sayn=Wittgenstein=Sayn 1641 erlosch, kam die Grafschaft A. durch Verheirathung mit der jüngern Tochter des letztern an Johann Georg von Sachsen=Weimar=Eisenach, weshalb diese neugestiftete Linie den Namen Sayn=Wittgenstein=Altenkirchen annahm. Nach dem Erlöschen derselben im Mannsstamme kam A. 1741 an die Markgrafen von Brandenburg=Anspach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau=Usingen. Der hierüber erhobene Rechtsstreit wurde erst bei dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 entschieden, nach welchem es abermals an Preußen fiel. Bei A. siegten die Franzosen unter Kleber 4. Juni 1796 über die Oesterreicher unter dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg.— A. heißt auch ein Pfarrdorf auf der Insel Rügen, im Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, $^5/_4$ M. im SW. vom Cap Arkona. Es ist das nördlichste Kirchspiel Deutschlands, zählt 600 E. und hat mehrere alte heidnische Denkmäler. Der Dichter Kosegarten war 1792—1808 Pfarrer zu A. und liegt auch daselbst begraben. Zur Zeit des Heringsfanges werden hier am Meeresufer jährlich an acht aufeinanderfolgenden Sonntagen vor den zahlreich versammelten Fischern die sogenannten Strandpredigten gehalten.

Alten=Oetting oder Altötting, ein Marktflecken im bair. Kreise Oberbaiern, liegt unweit der österr. Grenze an der Mörn, die $^1/_2$ M. weiter in den Inn mündet, hat 2050 E. und ist Sitz eines Landgerichts sowie eines Bezirksamts, dessen Verwaltungsgebiet 10,04 Q.=M. umfaßt und in 46 Gemeinden 27409 E. zählt. A. ist als uralter Wallfahrtsort berühmt. Die heil. Kapelle, welche, auf dem Fundament eines alten heidnischen Tempels 696 erbaut, vom heil. Ruprecht geweiht sein soll und 1511 bedeutend vergrößert wurde, umschließt ein wunderthätiges Marienbild und einen außerordentlich reichen Schatz an Gold und Edelsteinen, und wird noch immer, obgleich der Zudrang in neuerer Zeit nachgelassen, alljährlich von zahlreichen Pilgern aus Baiern, Oesterreich und Schwaben besucht. In dieser heil. Kapelle sind seit dem Kurfürsten Maximilian I. auch die Herzen der bair. Landesfürsten beigesetzt. In einer andern Kapelle, der Tilly= oder Peterkapelle, hat Tilly mit mehrern Gliedern seiner Familie in zinnernen Särgen seine Ruhestätte gefunden. Sonst sind zu A. noch die ehemalige Jesuitenkirche und die ehemalige Stiftskirche, die letztere mit dem Grabmal des Herzogs Karlmann, zu erwähnen. Außer einem Kapuzinerkloster befindet sich daselbst seit 1838 ein Redemptoristencollegium, welches das Hauptbaus dieses Ordens für Deutschland ist. Im Bezirke von A. liegen noch die Städte Neu=Oetting am Inn, mit 2010 E. und sehenswerther Pfarrkirche,

und Burghausen an der Salzach und der österr. Grenze, mit 3440 E. Letztere Stadt ist Sitz eines Landgerichts, hat eine lat. Schule, ein Kapuzinerkloster, ein Englisches Fräuleinstift mit weiblicher Erziehungsanstalt und in der Nähe mehrere Eisen- und Kupferhämmer. Auch wird Schiffsbau getrieben. Ueber dem Orte liegt das weitläufige Schloß gleiches Namens, welches Ludwig der Bärtige, der Erzbischof Pilgram II. von Salzburg und der schwed. General Horn als Gefangene bewohnten.

Altenstein, ein einfaches Lustschloß und der Sommeraufenthalt der Herzoge von Sachsen-Meiningen, auf einer felsigen Höhe am südwestl. Abhange des Thüringerwaldgebirgs, mit schönen Parkanlagen. Das jetzige Schloß wurde 1739 theils auf, theils neben den Trümmern der alten, 1733 abgebrannten Burg erbaut, welche Eigenthum des 1722 ausgestorbenen Geschlechts der Hunde von Wenkheim war. Zu A. und zu Altenberga im Fürstenthume Gotha predigte 724—27 Bonifaz, der Apostel der Deutschen, welcher auch hier eine Kapelle erbaut haben soll. Ganz in der Nähe, etwa 600 Schritt hinter dem Schlosse, ließ der Kurfürst Friedrich der Weise 4. Mai 1521 Luther, um ihn zu retten, auffangen, und dann nach der Wartburg bringen. Das Andenken an die Stelle, wo Luther unter einer Buche ausruhte und sich an einer Quelle labte, wurde durch die Namen Luthersbuche und Luthersbrunnen aufbewahrt. Als 18. Juli 1841 ein heftiger Sturm die Buche knickte, brachte man die Ueberreste in die Kirche zu Steinbach; den denkwürdigen Platz bezeichnete man 1857 durch ein einfaches goth. Denkmal. Zwischen A. und Liebenstein, bei Glücksbrunn, wurde 1799 bei Gelegenheit des Chausseebaues eine 500 F. lange Höhle im alten Flötzkalkstein (Zechstein) aufgeschlossen, die unter dem Namen der Altensteiner oder Glücksbrunner Höhle bekannt ist. Sie enthielt zwar fossile Knochen des Höhlenbären, nicht aber die so viele Höhlen auszeichnende Stalaktitenbildung; dagegen ist sie merkwürdig durch ihre ungeheuern Weitungen und ein durchrauschendes Wasser, das beim Austreten zu Tage eine Mühle treibt. Der Eingang zur Höhle ist bequem, der Besuch derselben im Sommer, zur Reise- und Badezeit, sehr zahlreich, namentlich an Sonntagen, wo die Höhlenräume beleuchtet sind.

Altenstein (Karl, Freiherr von Stein zum), preuß. Geheimer Staatsminister, geb. zu Ansbach 7. Oct. 1770, gest. 14. Mai 1840, genoß unter der Leitung seiner Mutter, einer geborenen Freiin von Adelsheim, eine sehr sorgfältige Erziehung. Er studirte zu Erlangen und Göttingen, trat dann als Referendar bei der preuß. Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach ein und wurde ziemlich schnell zum Kriegs- und Domänenrath befördert. Von dem Minister von Hardenberg 1799 nach Berlin gezogen, wurde er vortragender Ministerialrath und einige Jahre später Geheimer Oberfinanzrath im Generaldirectorium. Die Katastrophe von 1806 führte auch ihn nach Königsberg, wo er an den Arbeiten für die Neugestaltung des preuß. Staats theilnahm. Nach dem Abgange des Freiherrn von Stein kam er 1808 an die Spitze der Finanzverwaltung, die um diese Zeit mehr als gewöhnliche Talente und Tugenden forderte. Außerdem erwarb er sich große Verdienste bei der Neugestaltung der obersten Staats- und Provinzialbehörden, bei dem ersten Schritte zur Veränderung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, sowie durch seine einflußreiche Mitwirkung bei Gründung der Universität Berlin. Bei den maßlosen Contributionen, welche die Franzosen dem Staate auflegten, verfiel er jedoch in eine solche Rathlosigkeit, daß er in einer Darstellung an den König als einziges Rettungsmittel die Abtretung Schlesiens in Vorschlag brachte. Indeß erklärte sich Hardenberg, dessen Rath der König einholte, gegen diesen verzweifelten Ausweg, und das Ministerium A. wurde im Juni 1810 aufgelöst und Hardenberg als Staatskanzler die Oberleitung der Staatsangelegenheiten übertragen. 1813 erfolgte die Ernennung A.'s zum Civilgouverneur von Schlesien. Nebst Wilh. von Humboldt besorgte er 1815 das Reclamationsgeschäft gegen Frankreich mit richtigem Blicke und großem Erfolg. Nach der Rückkehr aus Frankreich, gegen Ende des J. 1817, trat er an die Spitze des neugegründeten Ministeriums für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, in welchem er sich um die Universitäten, die er gleich im Anfange durch die Gründung der Hochschule zu Bonn vermehrte, die Gymnasien und den Volksunterricht bleibende und über die Grenzen Preußens hinausreichende Verdienste erwarb. Sein 1819 erlassenes Gesetz über den gesammten Volksunterricht stellte die allgemeine Schulpflichtigkeit in Preußen als Grundsatz auf. In dem höhern Unterrichtswesen förderte er die philos. Bildung und trug überhaupt, namentlich durch die Berufung Hegel's an die berliner Universität, viel zur Entwickelung des philos. Geistes in Preußen bei. Auch in Bezug auf die Religionsverhältnisse hat er unter schwierigen Umständen Verdienstliches geleistet, obschon er es nicht vermochte, den Zwiespalt mit der röm. Kirche,

welcher in den letzten Jahren seines Lebens sich immer schärfer gestaltete, in gründlicher Weise zu beseitigen. A. war ein Mann von zeitgemäßen Anschauungen, von den umfassendsten Kenntnissen, rastloser Thätigkeit, großer Charakterfestigkeit und seltener Bescheidenheit.

Altenzelle, ehemaliges Cistercienserkloster an der Freiberger Mulde, in der Nähe von Nossen im Königreiche Sachsen, wurde 1162 von Markgraf Otto dem Reichen von Meißen gestiftet, reich begabt und 1175 mit Mönchen aus dem Kloster Pforta besetzt. Es zeichnete sich vornehmlich im 13. und 15. Jahrh. durch einen lebendigen Sinn für Wissenschaft und Literatur aus, und seine schon im 14. Jahrh. blühende Klosterschule ist als die erste bedeutende sächs. Bildungsanstalt zu betrachten. Mehrere Mönche dieses Klosters haben sich durch literarische Thätigkeit bekannt gemacht; so als Verfasser von lat. Predigten die Aebte Liudiger im Anfange des 13. Jahrh., Antonius von Mitweide und Leonhard; beide gegen Ende des 15. Jahrh.; als fleißige Abschreiber von Werken anderer der Abt Eberhard in der Mitte des 13. und der Prior Melchior Schmelzer am Ende des 15 Jahrh. Mit vorzüglicher Achtung sind noch die beiden Aebte Vincentius Gruner, 1411—42, ein gelehrter und durch zweckmäßige Bauten um das Kloster verdienter Mann, und Abt Martin von Lochau, 1493—1522, zu nennen, welcher die Bibliothek des Klosters durch Ankäufe zum Range der ersten damals in ganz Sachsen vorhandenen erhob. Besondere vaterländische Bedeutsamkeit erhielt das Kloster durch die 1347 von Markgraf Friedrich dem Ernsten im Bezirk der Klostermauern erbaute Fürstenkapelle, in welcher die irdischen Ueberreste der landesherrl. Familie, von Markgraf Otto dem Reichen an bis auf Friedrich den Strengen und dessen Gemahlin Katharina von Henneberg (gest. 1397), beigesetzt wurden. Die in diesem Kloster abgefaßten, unter dem Namen «Chronicon Vetero-Cellense majus» und «Chronicon minus» bei Mencken in den «Script. rer. germ.» (Bd. 2) abgedruckten Annalen sind für die sächs. Geschichte nicht ohne Werth. Bei der Säcularisation des Klosters 1544 wurden die Altäre und heil. Gefäße an mehrere sächs. Kirchen verschenkt; die Glocken kamen in die Frauenkirche nach Dresden, die Bibliothek, an Manuscripten über 500 Bände stark, an die leipziger Universität und das Archiv nach Dresden. Die Kirche und die anstoßende Fürstenkapelle wurden fortwährend in baulichem Wesen erhalten, bis 1599, vom Blitzstrahl entzündet, beide in Trümmer fielen. Der schon von Johann Georg II. beabsichtigte Wiederaufbau der Fürstenkapelle wurde 1787 von Friedrich August III. in Ausführung gebracht. Vgl. Martius, «Altenzelle» (2 Bde., Freib. 1822—23); Beyer, «Das Cistercienserstift und Kloster A.» (Dessau 1855).

Alter. Das Leben eines jeden thierischen Organismus sowie des Menschen selbst durchläuft eine gewisse Reihe von Entwickelungsperioden, welche man als die verschiedenen Lebensalter zu bezeichnen pflegt. Diese einzelnen Perioden gehen in den meisten Fällen allmählich durch langsame Umänderung des Organismus ineinander über, und zuweilen nur erscheinen sie wie plötzliche Abschnitte, die durch irgendeinen äußern Vorgang scharf getrennt hervortreten. So sehen wir z. B. bei den Insekten mit vollkommener Verwandlung die verschiedenen Lebensalter, welche man als Ei, Larve oder Raupe, Puppe und vollkommenes Insekt zu bezeichnen pflegt, durch die bekannten Vorgänge scharf voneinander geschieden, während freilich die innern Umwandlungen, welche sich im Körper vollziehen, nur stufenweise und allmählich sich ausbilden. Halten wir uns an den Menschen, so findet hier nur ein langsamer und allmählicher Uebergang aus einem Alter in das andere statt, weshalb denn auch die verschiedenen Forscher in der Bestimmung der Grenzen dieser Lebensalter durchaus nicht miteinander übereinstimmen. Im allgemeinen unterscheidet man indessen als Altersstufen: das Fötus-, Säuglings-, Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, jedes mit besondern Eigenthümlichkeiten, deren Bestimmung um so wichtiger ist, als häufig die gerichtliche Medicin Fragen über diesen Punkt aufzuhellen hat. Das Fötusalter dauert von der Befruchtung des Eies bis zu der Geburt, und läßt einzelne Perioden erkennen, von denen namentlich für die gerichtliche Medicin der Beginn der selbständigen Lebensfähigkeit, nämlich der siebente Monat der Schwangerschaft, wichtig ist. Während des Säuglingsalters bildet sich das Kind zum selbständigen Leben heran, wenn es gleich hauptsächlich auf die Ernährung durch den mütterlichen Organismus, nämlich auf Milch, angewiesen bleibt. Die Ausbildung der Lungenathmung bewirkt bedeutende Veränderungen innerhalb der Kreislaufsorgane, während zugleich das schnelle Wachsthum des Säuglings eine Menge von Kennzeichen hervorbildet, die bei Beurtheilung gerichtlicher Fälle Anhaltspunkte werden zur Entscheidung, ob das Kind geathmet habe oder nicht, und welches Alter es in einem bestimmten Momente gehabt habe. Mit dem Zahnen, also mit dem Durchbrechen der Schneidezähne, gewöhnlich im neunten oder zehnten Monate, beginnt das Kindesalter, das bis zu dem

Wechsel der letzten Milchzähne, mithin etwa bis zum 13. oder 14. J., dauert. Während des Jünglingsalters, das man von dem letzten Zahnwechsel bis zur völligen geschlechtlichen Entwickelung und bis zum Aufhören des Wachsthums in die Länge, also etwa bis zum 20. J., bestimmen kann, bilden sich wesentlich die Verschiedenheiten aus, welche die beiden Geschlechter kennzeichnen. Das Mannesalter, das man häufig auch in ein jugendliches und ein reifes Mannesalter geschieden hat, charakterisirt sich besonders durch die vollständige Reife aller körperlichen und geistigen Functionen und durch die Zunahme des Körpers namentlich im spätern Mannesalter an Gewicht und Umfang. Bei dem weiblichen Geschlechte tritt meistens zwischen 40 und 50 J. eine Rückbildungsperiode ein, indem dann die monatlichen Regeln und namentlich die Befruchtungsfähigkeit aufhört. Die Rückbildung sämmtlicher Functionen, der körperlichen wie der geistigen, die allmähliche Abnahme der Ernährung charakterisiren endlich das Greisenalter, welches meistens schon gegen das 60. J., häufig dagegen schon früher und selten nur später eintritt. Der nothwendige Tod macht endlich diesem ganzen Kreislaufe der verschiedenen Lebensalter ein Ende, und, wie bekannt, sind es immer nur Ausnahmsfälle, in welchen das Leben sich über das 100. J. hinausspinnt. Daß ein jedes Lebensalter seine eigenthümlichen Krankheiten hat, versteht sich ebenso von selbst, wie die Existenz eigenthümlicher Functionen während der verschiedenen Altersepochen. Weiteres über die körperliche und geistige Eigenthümlichkeit der verschiedenen Lebensalter, s. Kind und Kindheit, Jüngling und Jungfrau, Mann, Frauen, Greis u. s. w.

Alter (im jurist. Sinne). Schon das unmittelbare Rechtsgefühl verlangt, daß das hülflose Kind anders behandelt werde als der erfahrene Mann, daß somit das Stadium der Entwickelung und der Reife auch im Rechte auseinander falle, und daß schließlich die Hinfälligkeit, welcher Körper und Geist am Abende des Lebens unterliegen, eine billige Berücksichtigung finde. Diesen Anforderungen entspricht auch das Gesetz, indem es die phys. Personen zunächst in zwei Hauptgruppen, die der Minderjährigen und Großjährigen (minores, majores), also der noch Unreifen und der Vollentwickelten, vertheilt. Nach röm. und gemeinem Rechte beginnt die Groß- oder Volljährigkeit, das majorenne Alter (legitima aetas), mit der Zurücklegung des 25. Lebensjahres. Andere Rechte, wie das preußische, österreichische, oldenburgische, berner und züricher, lassen die Volljährigkeit mit dem 24., noch andere, wie das französische, englische, bairische, sächsische, würtembergische und badische, mit dem 21. J. anheben. Erst den Großjährigen wird diejenige Einsicht und Festigkeit zugetraut, welche zur vollen Selbständigkeit erforderlich ist. Sie dürfen sich frei entschließen, Verpflichtungen eingehen und die Pflege und Vertretung anderer übernehmen, vorausgesetzt, daß sie nicht unter väterlicher Gewalt oder aus besondern Gründen unter gerichtlicher Curatel stehen. Auch die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern ist für gewöhnlich von der Großjährigkeit abhängig. Indessen findet sich hinsichtlich bestimmter höherer Würden hin und wieder das Erforderniß eines vorgerücktern A. Umgekehrt ermächtigen manche neuere Staatsverfassungen den jugendlichen Monarchen schon vor dem Eintritte der gewöhnlichen Großjährigkeit zur selbständigen Uebernahme der Regierung (z. B. in Baiern, Sachsen, Würtemberg mit dem 18. J.). In gleicher Weise können fürstl. Hausgesetze und Familienstatuten des hohen Adels das Ende der Minderjährigkeit für Mitglieder der betreffenden Geschlechter beschleunigen. Unter den Großjährigen treten wieder die Greise (senes) insofern hervor, als sie in bestimmten Fällen eine schonendere Behandlung zu beanspruchen haben. Der Anfang des Greisenalters im engsten Sinne ist im röm. Rechte nicht für alle Verhältnisse auf einen und denselben Termin festgestellt. Was im besondern die mit dem 17. J. anhebende Verpflichtung eines jeden Freien zum Kriegsdienste anlangt, so endete dieselbe gewöhnlich schon mit dem 46., jedenfalls aber mit dem 50. J. Siebenziger konnten die Zumuthung einer Vormundschaft ablehnen, und das 75. J. verlieh auch die Befreiung von sonstigen Pflicht- und Municipalämtern. Wer adoptiren wollte, mußte wenigstens 60 J., also dasjenige A. erreicht haben, wo die Geneigtheit zum Geschlechtsumgange und die Hoffnung auf leibliche Kinder abnimmt. Neuere Gesetze rücken den Eintritt des A. meistens vor. Schon der Sachsenspiegel erklärt, daß man mit 60 J. «über seine Tage komme», und viele deutsche Particulargesetze, wie z. B. das preußische und österreichische, gestatten bereits in diesem A., Vormundschaften abzulehnen. Nach franz. Rechte sind hierzu wenigstens 65 J. erforderlich, dafür erlaubt aber dasselbe schon Funfzigern die Adoption. Ebenso hört das militärpflichtige A. meistens früher auf als die aetas militaris der Römer.

Die Minderjährigen, bei welchen sich die verschiedenen Entwickelungsstufen schärfer abgrenzen und wiederum nicht so weit voneinander abliegen, sind zunächst mündig oder un-

mündig (puberes, impuberes oder pupilli). Die Mündigkeit (pubertas) beginnt nach röm. Rechte bei Personen männlichen Geschlechts mit dem 14., bei Mädchen mit dem 12. J. Erstere sind sodann vom 14. bis zum 18., letztere vom 12. bis zum 14. J. «unvollkommen mündig» (minus plene puberes) und erst von da an bis zur Großjährigkeit «vollkommen mündig» (plene puberes). Die Unmündigen heißen bis zum siebenten Lebensjahre «Kinder» im eigentlichen Sinne (infantes). Hierauf sind sie anfangs der Kindheit und weiterhin der Mündigkeit «näher» (infantiae proximi, pubertati proximi). Da die Gesetze keine festen Zeitpunkte für den Uebergang des einen Zustandes in den andern angeben und doch Rechtsunterschiede damit in Verbindung bringen, so theilen nunmehr die Ausleger die Zeit zwischen dem Ende der Kindheit und dem Anfange der Mündigkeit in zwei Hälften und lassen Knaben bis zu 10½, Mädchen bis zu 9½ J. der Kindheit, von da an aber bis zu 14 und beziehentlich 12 J. der Mündigkeit «näher» sein. Kinder werden als ganz willensunfähig angesehen. Der Kindheit oder der Mündigkeit Näherstehende können dagegen bereits durch eigene Thätigkeit erwerben und sich durch unerlaubte Handlungen verpflichten. Verbindlichkeiten mittels Vertrags oder eines sonstigen, an sich erlaubten Geschäfts zu übernehmen und Rechte aufzugeben, ist ihnen aber nicht gestattet, sondern es muß der dazu erforderliche Wille durch den Vater oder, wenn die Unmündigen von der väterlichen Gewalt frei sind, durch den Vormund (tutor) ergänzt werden. Für die Mündigen oder puberes wird die Willens- und Handlungsfähigkeit noch mehr erweitert. Sie stehen nicht mehr unter einer aufgezwungenen Tutel und dürfen alle Geschäfte, die sich unmittelbar nur auf die Person beziehen, wie Verlöbnisse, Heirathen, Einwilligung in Arrogationen (s. Adoption), selbständig vornehmen. Desgleichen steht es ihnen frei, Letzte Willen zu errichten und ihr Vermögen zu bewahren und zu vermehren. Nur zu Veräußerungen im weitesten Sinne des Worts, d. h. zu solchen Geschäften, durch welche zum Besten eines andern das Eigenthum an Sachen aufgegeben oder belastet, ferner ein Verzicht auf Forderungen oder sonstige Rechte ausgesprochen oder eine Verpflichtung hinsichtlich des Vermögens übernommen wird, bedürfen für die Regel auch Mündige der Zustimmung eines willkürlich vom Gericht zu erbittenden curator aetatis. Die volle Mündigkeit fügt zu allen diesen Befugnissen noch die Fähigkeit zu den Functionen eines Urtheilers (judex). In Deutschland deuteten vordem einzelne Rechte den Gegensatz zwischen Unmündigen und «zu ihren Jahren Gekommenen» insofern an, als letztere sich selbst vertreten oder ihren Vormund wählen durften. Dies brachte sich indessen nicht zu allgemeiner Geltung, wie es denn auch hinsichtlich der Zeit, wenn die Mündigkeit eintreten sollte, an Uebereinstimmung fehlte. Durch das Eindringen des röm. Rechts wurden im ganzen zwar dessen Altersunterschiede und der Grundsatz eingebürgert, daß selbst Mündige eines Beiraths und einer Vertretung bedürften; die röm. Unterscheidung zwischen tutela und cura aetatis (s. Vormundschaft) erlangte aber keine Aufnahme, und so dauert denn bei uns noch gegenwärtig die nach deutschen Anschauungen gemodelte Vormundschaft über die Jahre der Impubertät hinaus bis zur Volljährigkeit fort. Hieraus erklärt es sich, daß der gemeine Sprachgebrauch die Mündigkeit häufig mit der Großjährigkeit verwechselt. Ebenso weichen die neuern Sonderrechte insofern von dem römischen ab, als sie zur Eingehung von Ehen vielfach ein reiferes A., von 14 oder 15 J. für das Weib und von 18, 20 oder selbst 21 J. für den Mann, erfordern, ingleichen als sie die Pubertät für beide Geschlechter mit dem 14., sowie die Eides- und Zeugnißfähigkeit erst mit dem 18. J. eintreten lassen. Auch bei der Strafrechtspflege wird auf das A. des Angeschuldigten Rücksicht genommen. (S. darüber Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit.)

Alter Bund und **Neuer Bund**, s. Bund.

Alter ego (lat.), d. h. das andere Ich, wird derjenige genannt, der von einem andern, namentlich einem Regenten, bevollmächtigt ist, vollständig in seinem Namen zu handeln. Aus der span. Rechtssprache ist diese Bezeichnung insbesondere in die des Königreichs beider Sicilien übergegangen. So wurde z. B. in Neapel bei der Revolution von 1820 der nachmalige König Franz I. als Kronprinz von seinem Vater, Ferdinand I., zum Alter ego ernannt.

Alter Kalender, s. Alter Stil.

Alternative nennt man eine solche Lage, in welcher man genöthigt ist, von zwei Fällen einen zu wählen, besonders dann, wenn von beiden Fällen keiner erwünscht und vortheilhaft ist; z. B. dem Heere ist die Alternative gestellt, sich durchzuschlagen oder die Waffen zu strecken.

Alterniren (vom lat. alternus, d. i. einer um den andern) bezeichnet das wechselseitige Ablösen von zweien oder mehrern in irgendeinem Geschäft, sodaß der eine die Stelle des andern einnimmt und umgekehrt. — Alternirende Fürstenhäuser nannte man in der

deutschen Reichsverfassung in Bezug auf den Abstimmungsturnus im Reichsfürstenrathe die Häuser Pommern, Mecklenburg, Würtemberg, Hessen, Baden und Holstein. — **Alternirende Functionen** (fonctions alternées), sind solche Functionen von zwei oder mehrern veränderlichen Größen, welche bei der Vertauschung zweier darin vorkommenden veränderlichen Größen nur ihr Vorzeichen, nicht aber ihren absoluten Werth verändern (während die symmetrischen Functionen in diesem Falle nicht nur diesen, sondern auch jenes beibehalten); z. B. $x-y$; $(x-y)(x-z)(y-z)$; x^2-y^2); sin x — sin y u. s. w.

Alter Stil heißt die Zeitrechnung nach dem Julianischen oder Alten Kalender, im Gegensatze des Neuen Stils oder der Zeitrechnung nach dem vom Papst Gregor XIII. eingeführten Kalender, den allmählich alle christl. Nationen angenommen haben. Nur die Bekenner der griech. Kirche, namentlich die Russen, welche im wesentlichen den Julianischen Kalender beibehielten, haben die Tage, um welche der alte und neue Stil voneinander abweichen, nicht ausgelassen, wie dies die Katholiken und Protestanten thaten. Die Russen und Griechen sind deshalb gegenwärtig um 12 Tage in der Zeitrechnung hinter den übrigen Nationen Europas zurück. Häufig aber schreiben sie das Datum nach beiden Stilen auf folgende Weise: 13/25. Jan., wo sich dann die erstere Zahl auf die russische, die letztere auf die allgemein angenommene Zeitrechnung bezieht. In den J. 1900—2100 wird der griech. Kalender um 13 Tage zurück sein, sowie er von 1700—1800 um 11 Tage zurück gewesen ist. (S. **Kalender**.)

Altersschwäche. Die Zeit der höchsten körperlichen Entwickelung und Tüchtigkeit pflegt beim Manne in der Mitte der vierziger Jahre, beim Weibe schon früher einer allmählichen, aber stetigen Abnahme der Kräfte, der Ausdauer und Widerstandsfähigkeit Platz zu machen. Hiermit beginnt schon eigentlich die mit den Jahren immermehr zunehmende A., wenngleich sie sich im Anfange noch nicht durch eigentliche Schwäche, sondern nur durch leichtere Erschöpfung bei Anstrengungen, größere Empfindlichkeit gegen schädliche Einflüsse, geringere Energie aller Functionen, langsamere Erholung von Krankheiten verräth. Die Aenderungen im Organismus, welche die A. bedingen, beruhen hauptsächlich auf der geminderten Lebendigkeit des Stoffwechsels. Die Ernährung nimmt im allgemeinen ab, d. h. das Verbrauchte wird minder rasch ersetzt, die Gewebe der einzelnen Organe werden dadurch schlaffer oder saftleerer, zäher, trockener. Ein Theil der feinsten Aederchen, die vom Blute durchströmt werden und die Ernährung der umliegenden Gewebe vermitteln, schließt sich, wodurch die Zufuhr der nöthigen Blutflüssigkeit vermindert wird. Die Ablagerung erdiger Stoffe nimmt zu, macht die Knochen spröder und brüchiger, die Gelenke minder schmiegsam, raubt den Häuten der Pulsadern ihre den Kreislauf des Bluts unterstützende Elasticität. Die schlaffer werdende Muskulatur kann den Körper nicht mehr in der frühern Straffheit aufrecht halten, die Bewegungen nicht mehr wie sonst mit voller Kraft und Sicherheit ausführen. Der Brustkasten wird minder ausgiebig bewegt, theils wegen der Schwäche der Muskeln, theils infolge der Verknöcherung der Rippenmuskeln, welche die Erweiterung des Brustkastens hemmen; demzufolge wird die Athmung schwächer, der Stoffwechsel des Blutes verlangsamt. Die den Nahrungsstoff aufsaugenden Zotten der Darmschleimhaut nehmen ab an Zahl und Größe, die Blutbildung wird langsamer, die Thätigkeit der Nerven verliert an Energie. Durch das Sinken des gesammten Stoffwechsels wird auch die Wärmeerzeugung geringer, die Kälte wird demnach weniger leicht ertragen und führt leichter zu Erkältungen. Mangel an guter Nahrung wird schwerer ertragen, weil der Körper nicht aus eigenen Mitteln zusetzen kann und Schwerverdauliches nicht mehr verdaut wird. Jede Arbeit fordert längere Ruhe, weil der trägere Stoffwechsel das Verbrauchte langsamer ersetzt. Die Krankheiten ändern entsprechend ihren Charakter: schnell und stürmisch verlaufende Leiden sind seltener, schleichende Uebel häufiger. Oertliche Störungen verlaufen nicht unter so lebhafter Theilnahme des Gesammtorganismus, wie dies in den Blütejahren der Fall ist. Die Genesung ist schwieriger und langsamer. — Ueber die Lebensweise des Alters s. **Diät**.

Altersunterstützungskassen haben den Zweck, denjenigen Personen, welche sich ihnen anschließen, im Alter eine regelmäßige laufende Unterstützung, Rente, zu gewähren. Die Herstellung solcher Kassen hat man namentlich für die kleinern Handwerker und die Arbeiter versucht, doch konnten sie bisher in größern Kreisen nicht durchgeführt werden. Soll die Rente, bei verhältnißmäßig geringen jährlichen Beiträgen der Theilnehmer, früh genug, etwa mit dem 50. oder 55. Lebensjahre, eintreten und von einigem Belang sein, so muß der Beitritt frühzeitig erfolgen. Dies geschieht aber nur in sehr seltenen Fällen, weil der junge Arbeiter wenig an die Bedürfnisse des höhern Alters zu denken pflegt. Außerdem ist nicht leicht ein Arbeiter im Stande, die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen einzugehen; thut er dies, so setzt er

sich der Gefahr aus, seine Ansprüche an die Kasse zu verlieren, sobald er durch Unglücksfälle oder Arbeitsmangel zahlungsunfähig wird. Mehr als regelmäßige jährliche Beiträge empfehlen sich kleine Kapitalzahlungen, von denen jede einzelne eine Rente, wenn auch nur von geringem Betrage, zur Folge hat; indeß wird in dieser Weise die ganze Rente auch bei langjähriger, fortgesetzter Betheiligung stets nur eine mäßige Höhe erreichen. Noch schwieriger als diese Kassen für das Alter sind die verwandten Invalidenkassen herzustellen, da bei ihnen die Rente mit dem Beginn der Invalidität zu laufen beginnt, diese aber oft schon sehr frühzeitig infolge von Krankheit und Unfällen eintreten kann. Auch sind für Invalidenkassen Tabellen, auf welche die erforderlichen Wahrscheinlichkeitsberechnungen gegründet werden könnten, bisjetzt nicht vorhanden.

Alterthum (lat. antiquitas) nennt man überhaupt die alte, d. i. frühere Zeit, im Gegensatze zur spätern oder neuern Zeit. Insbesondere jedoch versteht man bei der Eintheilung der Weltgeschichte in eine alte, mittlere und neuere Zeit unter A. die ganze vorchristl. Welt und Cultur oder den unermeßlichen Zeitraum der Geschichte, welcher von der Urzeit der Menschheit bis zu der Epoche jenes gewaltigen Umschwungs in der gesammten Culturentwickelung reicht, die äußerlich durch den Sturz des weström. Reichs und das Entstehen christl.-german. Staaten bezeichnet zu werden pflegt. Obgleich die Perser und Meder, die Assyrier und Babylonier, die Hebräer, Phönizier, Aegypter, Thrazier, Etrusker, Gallier wichtige und zum Theil höchst einflußreiche Culturvölker des A. waren, so wurden dieselben doch mehr oder minder, besonders seit der Zeit Alexander's d. Gr., in den geschichtlichen Lebenskreis der Griechen und Römer gezogen, bis sie zuletzt im Römerreiche, das fast die ganze Alte Welt umfaßte, innerlich wie äußerlich zu einer gewissen Einheit gelangten. Diese auf Grund der übrigen morgenl. und abendl. Culturen erblühte griech.-röm. Cultur, in welcher der Geist des gesammten A. gewissermaßen gipfelte und am deutlichsten zum Ausdruck kam, ist das A. in einem engern Sinne oder das sog. classische A., dessen Träger man auch vorzugsweise die Alten nennt und dessen hervorstechende Charakterzüge man als antik (s. d.) dem Mittelalterlichen wie dem Modernen gegenüberstellt. Wie in der Weltgeschichte überhaupt, so unterscheidet man aber auch in der Geschichte eines jeden einzelnen Culturvolks, wenn ein solches nicht blos dem A. angehört, eine frühere und eine spätere Entwickelungsstufe, ein A. und eine neuere Zeit. Das A. (in Wirklichkeit das Jugendleben) eines Volks begreift dann dessen Geschichte und Zustände von dem ersten geschichtlichen Bekanntwerden bis zum Eintritt jener wichtigen Epoche, wo qualitativ, wie im Leben des Individuums, die gesammte nationale Entwickelung eine neue, und zwar höhere Laufbahn beginnt und ein völliger Umschwung im geistigen und sittlichen Leben des Volks eintritt. Bei den Germanen und Slawen schließt die Bekehrung zum Christenthum das A. ab, bei mehrern orient. Völkern, wie den Indiern, Persern, Türken und Arabern, die Unterwerfung unter den Islam.

Mit der Erforschung des A. beschäftigt sich die Alterthumswissenschaft, welche nicht nur das gesammte phys., geistige und sittliche Leben der Völker des A., wie es sich in der Geschichte, Sprache und Literatur, Kunst und Wissenschaft, Religion, Staat, Recht, Sitte kundgibt, zu ermitteln, sondern auch im ganzen wie im einzelnen mit wissenschaftlichem Geiste zu erfassen, nach bestimmten Principien zu ordnen und zu einem organischen Ganzen als Ausdruck des antiken Lebens und Strebens zu verbinden hat. Eine wissenschaftliche Durchdringung und Darstellung des gesammten A. ist bisjetzt noch eine Unmöglichkeit. Nur dem Culturleben einiger Völker des A., wie dem der Hebräer, vor allem aber dem der Griechen und Römer, ist eine solche zutheil geworden, weshalb denn auch die Wissenschaft des classischen A. vorzugsweise unter Alterthumswissenschaft verstanden wird; in diesem Sinne ist letztere dann gleichbedeutend mit Philologie (s. d.). Für die verschiedenen Disciplinen, welche das A. theils untergegangener, theils noch lebender Culturvölker zum Gegenstande haben, pflegt man sich des Ausdrucks Alterthumskunde zu bedienen, und spricht so von einer indischen, pers., phöniz., ägypt., ferner von einer deutschen, skandinav., slaw. Alterthumskunde.

In einem concreten Sinne gebraucht man das Wort Alterthümer oder Antiquitäten theils für Gegenstände der Kunst und Industrie (Werkzeuge, Kunstwerke, Gefäße, Waffen, Inschriften, Bauwerke u. s. w.), welche aus frühern Zeiten auf uns gekommen oder in neuerer Zeit wieder aufgefunden sind, theils für die Nachrichten, welche über das Wesen und Wirken, die Einrichtungen und Gebräuche in Verfassung, Krieg, Cultus, Familie, kurz über das ganze öffentliche und häusliche Leben der Alten in den uns aus dem A. überkommenen Denkmälern enthalten sind. Insofern man unter den Alten vorzugsweise die Griechen und Römer zu verstehen pflegt, nennt man die griech. und röm. Alterthümer auch wol schlechthin Alterthümer

oder Antiquitäten. Während die Beschreibung der alten Kunstdenkmäler Gegenstand einer besondern Wissenschaft, der Archäologie (s. d.), geworden ist, erstreckt sich die Disciplin der Antiquitäten nur auf die Erforschung der alten Verfassungen, Sitten und Einrichtungen. Die Antiquitäten zerfallen demnach in Staatsalterthümer und Privatalterthümer. Die Staatsalterthümer behandeln die Verfassung, die Rechtspflege, das Polizeiwesen, das Finanzwesen, das Kriegswesen, Cultus, Handel. Die Privatalterthümer dagegen beschäftigen sich mit den phys. und geselligen Verhältnissen, mit der Familie, dem Sklaventhum, der Lebensweise, häuslichen Einrichtung u. s. w. Diese Disciplin war namentlich im 17. und 18. Jahrh. zu einer ganz principlosen Anhäufung von Notizen ausgeartet, und erst in jüngster Zeit hat man begonnen, jene todte Vielwisserei geistig zu einer wirklichen Wissenschaft zu beleben, die sich dann als ein Glied in die Alterthumswissenschaft oder Philologie einreiht. Dasselbe gilt im allgemeinen auch von den Alterthümern der übrigen erloschenen Culturvölker, wie der Assyrier und Babylonier, der Phönizier, Etrusker, Aegypter und Hebräer. Am meisten ist bisjetzt, wenn auch meist nur im theol. Interesse, für die hebräischen Alterthümer oder biblische Alterthumskunde geschehen. Bei noch blühenden Culturvölkern pflegt man den Ausdruck Alterthümer nicht blos auf die Denkmäler und Zustände aus vorchristl. und vorislamischer Zeit zu beschränken, sondern viel weiter auf alles auszudehnen, was unserer Zeit gegenüber veraltet ist. Die deutschen Alterthümer würden somit bis zur Reformation herabgreifen, oder alles das in Werken der Kunst sowie in den Zuständen der Cultur überhaupt umfassen, was man als «altdeutsch» dem Modernen gegenüberstellt. In diesem Sinne hat z. B. Jakob Grimm seine Darstellung der deutschen Rechtsalterthümer aufgefaßt. Analog den Alterthümern noch bestehender Völker hat sich in neuerer Zeit die Lehre von den ältesten Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen in der christl. Kirche als eine besondere Disciplin unter dem Namen der Christlichen Alterthümer der Kirchengeschichte zugesellt. Ueber die Alterthümer der einzelnen Culturvölker sowie über einzelne bedeutende Denkmale siehe die betreffenden Artikel des Werks. Ueber die Alterthumsvereine, s. Historische Vereine.

Alter vom Berge (arab. Scheikh-el-Dschebl) ist der Titel, den sich Hassan ben-Sabbah, der Gründer der mohammed. Sekte der Assassinen, beilegte und den später stets die Häupter derselben führten. (S. Assassinen.)

Alterweibersommer, auch Fliegender Sommer, Flugsommer, Sommerflug, Graswebe u. s. w., heißen die weißen Fäden, welche im Herbst, bisweilen auch im Frühling, die Luft durchziehen. Sie sind das Gespinst sehr kleiner, noch nicht lange aus den Eiern geschlüpfter Spinnen von allen möglichen Arten, die entweder Fäden nach sich ziehen, um damit einen Halt zu haben, oder auch kleine Gespinste machen, die sie nachher verlassen, wie zur Uebung, oder auch mittels langer Fäden, welche sie bei einigem Luftzuge von einem erhöhten Orte in die Luft hineinspinnen, sich vom Boden erheben und schwebend vom Winde forttragen lassen, bis sie einen günstigen Ort zum Festhalten finden. Fast alle Spinnen machen so in ihrer Jugend kleine Reisen, sodaß die fliegenden Fäden nicht einer einzelnen Art zugeschrieben werden können, sondern vielmehr denjenigen Arten, die gerade in einer Gegend am häufigsten sind. Man ist sehr lange über den Ursprung des Fliegenden Sommers in Zweifel gewesen. Im Volksglauben früherer Jahrhunderte brachte man ihn in Verbindung mit den Göttern; wie denn die heidnischen Slawen das Gespinst von einem Gotte über die Erde gebreitet glaubten. Später, nach Einführung des Christenthums, bezog man es auf Gott und Maria, weshalb es in Frankreich Fils de la Vierge, im südlichen Deutschland Mariengarn, Marienfaden oder Frauensommer, in England Gossamer (d. i. Gottes Schleppe) genannt wird. In Schweden heißt es Dvärgsnät (d. i. Zwergsnetz).

Altes Land, eine sehr fruchtbare Marschebene in der hannov. Landdrostei Stade an der Elbe, zwischen Buxtehude und Stade, durchströmt von der schiffbaren Este, der Lühe und Schwinge. Diese Marsch wurde im 12. Jahrh. von Niederländern urbar gemacht, ist etwa $3^3/_4$ Q.-M. groß und bildet gegenwärtig das Amt Jork mit 18 Gemeinden und 19915 E., die sich noch jetzt durch ihre der niederländischen ähnliche Tracht sowie durch ihre Sitten und Gebräuche, selbst durch die Bauart ihrer Häuser von der friesischen und niedersächs. Bevölkerung anderer Marschen unterscheiden. Der Flecken Jork, mit 1800 E., ist der Hauptort der Marsch, deren übrige Bewohner nicht in zusammenhängenden Dörfern, sondern, wie fast in allen Marschen an der Elbe und Weser, in meilenlangen Reihen ziemlich netter, einstöckiger Häuser wohnen. Die Erzeugnisse des Landes sind Getreide und viel Obst, besonders Herzkirschen, mit denen nicht allein ganz Hamburg, sondern auch ein großer Theil von Holstein und

die Städte Hannovers versorgt werden. Pferde und besonders fettes Schlachtvieh werden in großen Massen, vorzugsweise nach Hamburg und England ausgeführt.

Altes Testament nennt man die Sammlung der von den Juden und der christl. Kirche für heilig und für den Glauben maßgebend gehaltenen Bücher in ursprünglich hebräischer und chaldäischer Sprache, umfassend alle Reste der hebräisch-chaldäischen Literatur, welche von den Juden zu Christi Zeit als inspirirt und heilig angesehen wurden. Dieser Sammlung sind gewöhnlich die Apokryphen (s. d.) des A. T. beigegeben, die indeß weder von allen Juden als heilig angesehen wurden, noch gegenwärtig von allen Christen als inspirirt und maßgebend betrachtet werden. Insofern das Neue Testament allenthalben auf das A. T. zurückgeht, und Christus ausdrücklich versichert, nicht gekommen zu sein, um das Gesetz und die Propheten zu lösen, sondern um sie zu erfüllen (d. h. nach Inhalt und Auffassung zu vergeistigen, Matth. 5, 17), so haben schon die ältesten Christen sich des A. T. als eines heiligen Buches bedient und nach Feststellung ihres neutestamentlichen Kanons es in die Bibel aufgenommen. (S. Bibel.)

Alte Welt nennt man in räumlicher Hinsicht die seit dem Beginn der histor. Zeiten bekannten drei Welttheile Asien, Afrika und Europa, im Gegensatze zu den beiden erst später entdeckten Amerika und Australien, die man darum als die Neue Welt bezeichnet. In Beziehung auf Zeit versteht man unter den Völkern der Alten Welt diejenigen Nationen, die in Asien, Afrika und Europa vor dem Erscheinen des Christenthums auftraten. Man spricht so von einer Geschichte, einer Geographie, einem Atlas u. s. w. der Alten Welt. Zuweilen begreift man auch unter dem Ausdrucke Alte Welt das gesammte Culturleben jener alten Völker, im Gegensatze zu der neuen Cultur oder Neuen Welt, die sich mit dem Auftreten des Christenthums und der german. Völker entwickelte.

Altfränkisch nennt man alles, was an Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen, Gebäuden, Kleidung, Möbeln u. s. w. veraltet, überhaupt aus der Mode gekommen ist. Es mischt sich daher der Nebenbegriff des Steifen, Ungelenken und, sofern es in Conflict mit der Gegenwart geräth, des Komischen, Lächerlichen hinzu. Man spricht selbst von «altfränkisch» in Beziehung auf Charakter und Denkungsweise; dann deutet es meistens zugleich auf Ehrenhaftigkeit der Gesinnung hin, im Gegensatz zu der oft leichtsinnigern Auffassung sittlicher Verhältnisse der Gegenwart. Wie dieses Wort, das übrigens schon seit dem 13. Jahrh. gebräuchlich, zur Anwendung in diesem Sinne gekommen, ist nicht recht klar. Vielleicht bezeichnet altfränkisch nur den Gegensatz gegen das Neufränkische, Französische, das besonders in Bezug auf Sitte und Mode die Herrschaft im Leben der Völker gewonnen. Die Franzosen selbst bezeichnen das, was wir altfränkisch nennen, durch Gaulois oder Gothique.

Altfürstliche Häuser nannte man zur Zeit des Deutschen Reichs diejenigen Fürstenhäuser, welche schon auf dem Reichstage von Augsburg 1582 unter den Fürsten gesessen hatten, und die man im Range höher hielt als die später gefürsteten. Es gehörten dahin von noch bestehenden Geschlechtern: die Erzherzoge von Oesterreich, die Pfalzgrafen bei Rhein, die Herzoge zu Sachsen, die Markgrafen zu Brandenburg (nicht aber die Hohenzollern), die Herzoge zu Braunschweig, die zu Würtemberg, die Landgrafen zu Hessen, die Markgrafen zu Baden, die Herzoge zu Mecklenburg, die zu Holstein, die Fürsten zu Anhalt, die Fürsten zu Aremberg. Auch die Fürsten von Ligne wurden dazu gezählt, ungeachtet sie erst 1592 gefürstet wurden. Die übrigen Häuser hießen neufürstliche, und man unterschied unter ihnen wieder solche, die Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten, wie die Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Nassau, Auersperg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn und Taxis und Schwarzburg, und solche, die auf dem Reichstage nicht im Fürstencollegium saßen, worunter sich von jetzt souveränen Häusern die Waldeck und die Reuß befanden.

Althaea, eine Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, welche sich von der ihr zunächststehenden Gattung Malva fast nur durch den großen, fünf- bis siebenspaltigen Außenkelch unterscheidet. Es sind einige Arten davon in Deutschland einheimisch, namentlich die A. officinalis, der gebräuchliche Eibisch, dessen Blätter sowol als Wurzeln wegen ihres reichlichen Schleimgehalts als einhüllende, reizmildernde, erweichende Heilmittel dienen und in manchen zusammengesetztern Arzneien (z. B. Althäsaft, Althäpaste oder weiße Reglisse, Althäsalbe, Althäsirup, erweichende Kräuter, Brustthee) mit enthalten sind. Der Eibisch wächst wild in Deutschland und Südeuropa an feuchten, namentlich salzhaltigen Plätzen, hat sammtartig filzige Blätter und röthlichweiße Blumen. Seine Wurzel (die Althäwurzel, Radix Althaeae der Pharmaceuten) enthält Pflanzenschleim, Pectin, Stärkemehl, Althäin oder Asparagin (einen in der Eibischwurzel und im Spargel vorkommenden eigenthümlichen Stoff),

Zucker, fettes Oel, Pflanzenleim u. s. w. Das Althäin kann aus der Wurzel in Krystallen dargestellt werden, ist ein stickstoffhaltiger Körper (ein sogenanntes Alkaloid), farb- und geruchlos, schmeckt fade und schwach ekelerregend. Eine ehedem zu dieser Gattung gerechnete Pflanze, A. rosea (jetzt Alcea rosea), ist die große Gartenmalve, auch Stockrose, Stockpappel oder Käsepappel genannt, eine bekannte Zierblume, deren Blüten ebenfalls als Arznei, besonders zu Gurgelwässern benutzt werden. Eine Varietät davon, die schwarze Malve, mit schwarzrothen Blumen ist in neuester Zeit als Färbepflanze, desgleichen den Bienenzüchtern zum Anbau empfohlen worden, weil ihre Blumen viel Honig absondern.

Althaldensleben, Pfarrdorf und Rittergut im Kreise Neuhaldensleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, 1/2 St. von der Stadt Neuhaldensleben am Bober gelegen, hat eine 1830 neuerbaute Kirche zum evang. und kath. Gottesdienste, eine evang. und eine kath. Schule und gegen 2000 E., welche sich von Flachs- und Tabacksbau sowie von Fabrikarbeit nähren. Das Rittergut besteht aus den Besitzungen des dortigen Cisterciensernonnenkloster, welches 1228 von Erzbischof Albert II. von Magdeburg gestiftet, aber 1807 von der westfäl. Regierung aufgehoben und für 240000 Thlr. an den bekannten Industriellen Nathusius (s. d.) verkauft wurde. Durch die Einsicht, den Edelsinn und die rastlose Thätigkeit des letztern erhielt die Gegend alsbald neues Leben, indem derselbe mit der Landwirthschaft Brauerei, Brennerei, Mühlen und während der Continentalsperre auch eine Rübenzuckerfabrik vereinigte. Die mit großer Liebe ins Leben gerufenen und gepflegten Gärten und Baumschulen bestehen noch gegenwärtig in blühendem Betriebe und haben nicht nur mannichfache kleinere Handelsgärten in der Umgegend, sondern auch in gewissem Grade die Landesbaumschulen ins Leben gerufen. Von den zahlreichen Fabriken für Essig, Liqueur, Obstwein, Steingut, Porzellan, Pottasche und künstlichen Marmor, der Eisengießerei und dem Kupferhammer, welche früher zu A. oder dem 1/4 M. entfernten Hundisburg (mit 1300 E.) bestanden, aber infolge der veränderten Verkehrsverhältnisse aufhören mußten, sind nur noch mehrere Thonwaarenfabriken in den Händen umsichtiger Arbeiter der aufgelösten Porzellanfabrik übrig geblieben, welche für ihre billigen Erzeugnisse einen weiten, selbst überseeischen Markt gewonnen haben und mehrere hundert Menschen beschäftigen. Die Umgegend von A. und Hundisburg hat schöne Wege und Alleen und überhaupt geschmackvolle Anlagen.

Althann, eine reichsgräfl. Familie, in Oesterreich und Schlesien angesessen, stammt aus Schwaben und soll einerlei Ursprung mit den Fürsten von Waldburg in der Person des Grafen von Thann und Winterstetten, gest. 919, haben. Ein Nachkomme, Dietmar von Thann, gest. 1233, erhielt im Kreuzzuge des Erzherzogs Leopold 1216 den Namen: Alter Thann, welcher fortan der Familie blieb. Aus derselben sind mehrere Feldherren und Staatsmänner hervorgegangen. Wolfgang von A. wurde von Ferdinand I. zum Feldmarschall gegen die Türken und darauf 1574 zum Reichsfreiherrn ernannt. Michael Adolf, der zur kath. Kirche übertrat, ward 1610 vom Kaiser Rudolf in den Reichsgrafenstand erhoben, kämpfte seit 1607 als Feldmarschall mit Erfolg gegen die Türken und vermittelte als Bevollmächtigter des Kaisers Matthias 1615 und 1625 den Frieden mit den Osmanen und Bethlen Gabor. Der Reichsgraf Gundacker Ludwig Joseph von A., geb. 1665, gest. 1747, Generalbaudirector und Protector der kaiserl. Akademie der vereinigten bildenden Künste, war ein gründlicher Kenner und eifriger Beförderer von Kunst und Wissenschaft. Unter andern ist das Gebäude der Hofbibliothek zu Wien nach seinem Entwurfe und unter seiner Leitung ausgeführt. Von dem 1834 verstorbenen Grafen Michael Max sind folgende im öffentlichen Leben bekannt gewordene Söhne zu nennen: 1) Graf Michael Joseph zu A., geb. 13. Juni 1798, gest. 5. April 1861, war wegen seiner Besitzungen in Schlesien Mitglied des preuß. Herrenhauses; 2) Graf Michael Karl zu A., geb. 2. Mai 1801, Freiherr auf der Goldburg zu Murstetten, österr. Oberstlieutenant a. D. und erbliches Mitglied des Herrenhauses im österr. Reichsrath; 3) Graf Michael Leopold Ferdinand zu A., geb. 29. Juli 1808, machte sich in den ungar. Kämpfen von 1848 und 1849 als Commandant eines österr. Streifcorps bekannt und wurde seitdem zum Generalmajor und Lieutenant bei der ersten Arcieren-Leibgarde ernannt.

Althorp (Viscount), s. Spencer.

Altieri, eine alte fürstl. Familie zu Rom, besitzt in dieser Stadt einen schönen, nach der Zeichnung des jüngern Rossi gebauten Palast, der reiche Kunstschätze enthält. Unter den vielen Meisterwerken von Malern ersten Ranges befindet sich ein Bildniß des Tizian von ihm selbst gemalt, ein Ecce homo von Guido Reni, mehrere Gemälde von Salvator Rosa, zwei Landschaften von Claude Lorrain, Christus am Grabe von Van Dyk u. s. w. Weniger bedeutend sind die Sculp-

turen. Mehrere Mitglieder dieser Familie nehmen in der neuern röm. Geschichte eine einflußreiche Stellung ein. Dahin gehört namentlich Emilio Carlo A., geb. 1608 zu Rom, gest. 22. Juli 1676, der 1670 als Clemens X. (s. d.) den päpstl. Stuhl bestieg. Dieser war der letzte männliche Nachkomme des Hauses, und dessen Name würde erloschen sein, wenn er nicht Gasparo Paluzzi, den Gatten seiner Nichte Laura A., unter dem Titel eines Herzogs von Monterrano und Fürsten von Oriolo in den röm. Fürstenstand erhoben und dessen Kinder zu seinen Erben eingesetzt hätte, unter der Bedingung, daß sie Namen und Wappen der A. annähmen und führten. Der älteste der Söhne, Emilio A., Herzog von Monterrano, geb. 1670, gest. 7. Aug. 1721, blieb ohne männliche Nachkommen. Von dessen jüngern Brüdern erhielten Lorenzo A. (geb. 9. Juni 1671) 1690 und Giovanni Battista A. (geb. 6. Aug. 1673) 1724 den Cardinalshut. Der vierte Bruder, Geronimo A., geb. 25. März 1676, wurde Fürst von Viano, folgte 1721 seinem ältesten Bruder im Herzogthum Monterrano und dem Fürstenthum Oriolo, erhielt 1758 das Amt eines Kapitäns der päpstl. Garde und starb 17. Jan. 1762. Von seinen vier Söhnen folgte ihm der älteste, Emilio Carlo A., geb. 23. April 1723, in den Titeln und Würden. Derselbe ward der Vater des Fürsten Emilio Carlo A., welcher sich mit der Prinzessin Rosa Marianne, der Tochter des Prinzen Xaver von Kursachsen, vermählte und 9. Jan. 1834 als röm. Senator starb. Ein Sohn desselben ist der Fürst und Cardinal Luigi A., geb. 17. Juli 1805 zu Rom. Derselbe war erst Geheimsecretär des Papstes Leo XII., dann Studiendirector, und wurde später zum Bischof von Ephesus ernannt und als päpstl. Nuntius nach Wien gesandt, in welcher Stellung er bis 1845 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Rom erhielt er 21. April desselben Jahres den Cardinalshut. 1846 wurde A. Secretär der Bittschriften, welche Stellung er nur sehr kurze Zeit, bis zum Pontificat Pius' IX., bekleidete. Den Reformen des neuen Papstes war A. nicht hold und seine Politik neigte von jeher zu Oesterreich. Nachdem die Franzosen und Oesterreicher 1849 die päpstl. Autorität in Rom wiederhergestellt, bildete A. mit den Cardinälen della Genga und Vanicelli die Commission, welche die Regierung des Kirchenstaats im Namen des Papstes übernahm und sie bis zum Einzuge Pius' IX. 12. April 1850 führte. 1851 ward A. Präsident von Rom und der Comarca, 1855 wiederum Secretär der Bittschriften, 1857 Erzkanzler der röm. Universität und Camerlengo der Heiligen Römischen Kirche. Später ernannte ihn auch Pius IX. zum Präsidenten des Staatsraths der Finanzen. Sein Bruder, Emilio A., Fürst von Viano, geb. 1803 zu Rom, diente früher in der österr. Armee und ward dann Generallieutenant und Kapitän der päpstl. Nobelgarde.

Altlutheraner, s. Lutheraner.

Altmark ist der Name einer ehemaligen Provinz der Kurmark Brandenburg, welche, durch die Elbe von der Priegnitz und Mittelmark geschieden, im N. und W. von Hannover und dem ehemaligen Herzogthum Magdeburg begrenzt, den nördlichsten Theil des jetzigen Regierungsbezirks Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen bildet. Die A. umfaßt heutzutage die vier Kreise Stendal, Salzwedel, Osterburg und Gardelegen und zählt auf $82^3/_4$ Q.-M. 187000 E. Die Hauptstadt des Ganzen war Stendal. Der Boden des Landes ist eben und nur im SW. von Gardelegen von der Hügelreihe der Hellberge bis zu 450 F. überhöht, die bei dem Dorfe Zichtau die Altmärkische Schweiz mit dem Stakenberge bildet. Der Hauptfluß ist die Elbe mit der Ohre, der Tanger, dem Aland und der Jeetze mit der Dumme. Von den zahlreichen Bächen sind viele, wie der Drömling, durch Abzugsgräben theilweise oder ganz in Wiesen verwandelt. Unter den Seen ist der Arendsee durch Reichthum an Fischen wichtig. Obwol das Land an vielen Stellen sandig und mit Wald bedeckt ist, z. B. von der Letzlinger Heide, die einst Garleber, d. h. Gardelegener Heide hieß, so hat es doch in den Niederungen sehr guten Gras- und Ackerboden. Ganz besonders fruchtbar ist die Wische, der nordöstl. Theil zwischen der Elbe und Uchte. Die A. wurde unter dem Namen Nordmark oder Mark Nordsachsen 931 von Kaiser Heinrich I. als Mark- oder Grenzgrafschaft zum Schutze des Herzogthums Sachsen gegen die Wenden gegründet. Ihre Bestandtheile waren: 1) der Gau Belesem oder das Balsamerland, von der Elbe, dem Aland, der Biese, der Milde und einer Linie zwischen dieser durch den Sumpf von Roxförde zur Ohre und diesem Flusse eingeschlossen; der nördl. Theil hieß Mintgau oder Miltgau und enthielt die jetzige Wische; der südliche hieß Gau Mose oder Moside; 2) der Gau Osterwalde, im Westen des vorigen, von der Biese über die Jeetze bis zur Ohre reichend; 3) slaw. Districte (im Norden), deren Bewohner noch heute ihre Eigenthümlichkeiten bewahrt haben. Die Nordmark stand unter der Lehnshoheit der Herzoge von Sachsen und hatte Burgwarten zu Tangermünde, Arneburg, Werben u. s. w.

Nach den ersten Markgrafen Bernhard, Gero, Dietrich von Ballenstädt, folgten fünf aus dem Hause Walbeck (984—1056) und sechs aus dem Hause Stade (1056—1130). Von den letztern nahm Udo II. (1057—1062) seinen Sitz zu Soltwedel oder Salzwedel, und seitdem hieß das Land die Mark Soltwedel, wogegen die Namen Mark Stendal und Mark Tangermünde erst später und nur vereinzelt vorkommen, der Name A. erst seit dem 14. Jahrh. üblich wurde. Nach dem Tode des Markgrafen Konrad von Plötzkau, der «Sachsenblume», kam die A., die Wiege des brandenb. Kurstaats, durch Kaiser Lothar 1134 an Albrecht d. Bären (s. d.) aus dem Hause Askanien. Nachdem dieser 1143 von Konrad III. mit der Nordmark als reichsunmittelbarem Erbfürstenthum belehnt und 1157 reichsunmittelbarer Markgraf von Brandenburg geworden war, hörte der Lehnsverband mit dem Herzogthum Sachsen auf, und die Geschichte der A. fällt seitdem mit der von Brandenburg (s. d.) zusammen. Die A. umfaßte am Ende des vorigen Jahrhunderts die sechs Landreitereien oder Kreise Stendal, Tangermünde, Seehausen, Arendsee, Arneburg und Salzwedel. Im Tilsiter Frieden 1807 trat Preußen die A. an das Königreich Westfalen ab, bei welchem sie, einen Theil des Depart. Elbe bildend, bis 1813 verblieb. 1815 wurde das Land bei der neuen Eintheilung des preuß. Staats zum Regierungsbezirk Magdeburg geschlagen. Vgl. Wohlbrück, «Geschichte der A.» (Berl. 1855).

Altmaß nennt man in Rheinhessen, der Pfalz, Franken, der Schweiz das für den geklärten, ausgegorenen (alten) Wein hier und da gebräuchliche besondere Maß, welches anderwärts Hellaichmaß heißt, während man für den noch trüben, jungen Wein und den Most ein anderes Maß, das Jungmaß, anwendet, das an manchen Orten auch Trübaichmaß heißt.

Altmühl (Alcimona oder Alcmona), ein ansehnlicher linker Nebenfluß der Donau in den Kreisen Mittelfranken und Oberpfalz des Königreichs Baiern, entspringt 1377 F. hoch zwischen dem Wildbad Bernheim und dem Weiler Hornau auf dem Burgbernheimer Walde der fränk. Terrasse, 1½ M. nordöstlich von Rothenburg an der Tauber, und hat eine südöstl. Hauptrichtung in einem sehr gekrümmten und langsamen Laufe von 22 M. Länge. In dem obern Laufe geht die A. der Wernitz parallel, in kleinen Windungen gegen SSO. über Leutershausen, Herrieden, Gunzenhausen (an der Eisenbahn), Beroldsheim und Treuchtlingen. Hier tritt sie merkwürdigerweise aus dem Flachlande in das Gebirge hinein, nämlich in den Fränkischen Jura, den sie in einer engen Spalte mit großen Serpentinen völlig durchbricht, anfangs in einem gegen S. geöffneten Bogen über Pappenheim, das durch seine lithographischen Steine berühmte Solnhofen, über Dollnstein, Eichstädt, Kipfenberg, Kinding und Beilngries, dann, wieder in die Südostrichtung umlenkend, über Dietfurt, Riedenburg, Neuessing und Kelheim, wo sie 1046 F. hoch mündet. Oberhalb der romantischen Durchbruchsstrecke zeugen mehrere Weiher und Sumpfstrecken von ehemaliger Stagnation. Innerhalb derselben ist das von Dolomitfelsen ausgekleidete Thal tief eingeschnitten und infolge der Einengung häufig verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt, die z. B. bei Eichstädt und Riedenburg fast regelmäßig wiederkehren. Die A. hat strichweise die üppigsten Wiesengründe, ist reich an Fischen und besonders an Krebsen; auch gilt ihr Wasser für ganz vorzüglich geeignet zur Bierbrauerei. Sie ist bis 70 F. breit, 4—20 F. tief, aber nur durch Kunst 4 M. aufwärts schiffbar gemacht, bis Dietfurt, wo der Donau-Main- oder Ludwigskanal in das Maingebiet führt. Auf der linken Seite nimmt sie erst nach ihrem Eintritt in den Jura bedeutendere Zuflüsse auf, wie die Hintere Schwarzach bei Kinding, die Sulz bei Beilngries, die Laber unterhalb Dietfurt. Rechts ist sie auf der Durchbruchsstrecke beschränkt an Zuflüssen; dagegen nimmt sie in ihrem obern Laufe mehrere Wasser auf, wie die Wieseth bei Ornbau, die Rohrach gegenüber von Bubenheim, den Möhrenbach unterhalb Treuchtlingen, die Schambach bei Riedenburg. Die A. durchsetzt zweimal, bei Kipfenberg und bei Gunzenhausen, den röm. Pfahlgraben oder die Teufelsmauer (s. d.). Von ihr führte 1806—10 der bair. Altmühlkreis seinen Namen, dessen Hauptstadt Eichstädt war.

Altnordische Literatur und Sprache, s. Nordische Literatur und Sprache.

Alto-Amazonas (brasil. Provinz), s. Amazonas.

Alto-Douro oder Ober-Duero, das wichtigste Weinland Portugals, umfaßt, zu beiden Seiten des Duero gelegen, die nördlichsten Gegenden des Districts Vizeu (Lamego) in der Provinz Beira und die südlichsten des Districts Villa-Real in der Provinz Traz-os-Montes. In der letztern Provinz scheidet der Fluß Corgo, an welchem Villa-Real liegt und der ¼ St. östlich von Pezo da Regua in den Duero mündet, den kleinern Weinbezirk Baixo-Douro oder Nieder-Duero, wozu auch der südlich gegenüberliegende Landstrich von Beira gehört. Beide Weinbezirke heißen auch Cima do Douro und sind die bevölkertsten Gegenden ihrer

Provinzen. Sie bilden die eigentliche Heimat des Portweins (s. d.), dessen Ausfuhr Oporto seinen Wohlstand verdankt. Der Transport geschieht auf dem Duero, dessen Schiffbarkeit jetzt bei Torre de Moncorvo beginnt. Die südl. Hälfte von A. ist ein an den Bergzug des terrassirten Nordabhangs von Beira sich anlehnendes, mit Weinreben, Gemüsegärten, Obsthainen, Laubhölzern und Ortschaften bedecktes Hügelgelände. Die nördl. Hälfte von A. umfaßt das weniger zugängliche, zerklüftete, aber nicht minder reizende Berg- und Hügelland, in welches die Seitenäste der südlichsten nordportug. Gebirgskette sich auflösen, ein förmliches Meer rebenbedeckter Wellenberge von Thonschiefer, übersäet mit Flecken, Dörfern und einzelnen Häusern. In Beira sind die wichtigsten Flecken und Villas von A.: Távora, Passo, Valença de Douro, Lazarim, Armamas, Ervadoce, Castanheiro, Soutello, Guilheiro; in Baixo-Douro (soweit es Beira angehört): Saude, San-Martinho dos Mouros, Abarcal, Tintureiras. In Traz-os-Montes von A.: Penaguião, Favayas, Anciães, alle drei mit Mineralquellen von 30½°, 28° und 29° R., ferner Canellas, Sabiosa, Linhares, Cadaval, lauter große, freundliche Flecken. In Baixo-Douro (soweit es Traz-os-Montes angehört) ist der Hauptort **Pezo da Regua** oder **Regoa**, im SW. von Villa-Real, überaus reizend am Duero gelegen, eine sehr freundliche Villa von 2000 E. mit sehr vielen und großen Weinniederlagen und schönen Wohnhäusern reicher, zum Theil engl. Kaufleute. Der Ort bildet den Hauptstapel- und Einschiffungsplatz der Weine von A. und hat alljährlich im Februar einen großen Weinmarkt, wobei die «Vinhos de feitoria» und die «Vinhos de ramo», d. h. die Factorei- und die geringern Weine geschieden und die Preise für die Portweine bestimmt werden. Den Umsatz dieses Marktes berechnet man durchschnittlich auf 2 Mill. Thlr.

Altomünster, Marktflecken im District Aichbach in Oberbaiern, 3½ M. östlich von Augsburg, mit 890 E. Hier befindet sich das gleichnamige, sehr reiche Benedictinerkloster, welches vom heil. Alto seinen Namen führt. Der letztere, nach der Legende ein schott. Prinz, kam nach Baiern, um hier das Christenthum zu verbreiten. Mit einigen Ordensbrüdern ließ er sich in einer dichtbewaldeten Gegend nieder, die ihm von Pipin geschenkt worden war, und gründete A., dessen Kirche vom heil. Bonifaz selbst geweiht wurde und noch jetzt ein sehr besuchter Wallfahrtsort ist. Außer Dornen von der Krone Christi und Haaren der Jungfrau Maria, werden hier mehrere Reliquien des heil. Alto (gest. 770) aufbewahrt.

Alton (Richard Graf d'), österr. Feldzeugmeister seit 1788, geb. 1732 zu Lachand in Irland, trat sehr jung in kaiserl. Dienste, stieg in den Kriegen unter Maria Theresia bis zu den höchsten militärischen Rangstufen und wurde von Kaiser Joseph II. im Nov. 1787 an die Spitze der Truppen in den bereits in Gärung befindlichen Oesterreichischen Niederlanden gestellt. Seine rohe Energie und übermäßige Strenge veranlaßten ihn zu Maßregeln, in deren Folge 22. Juni 1788 zu Brüssel das erste Blut floß. Während der Statthalter Graf Trautmannsdorff sich nur milder Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes bedienen wollte, drang A. auf nachdrückliche Anwendung der Waffengewalt. Die durch solchen Zwiespalt nur noch gesteigerte, offenkundige Schwäche der Regierung beschleunigte den Ausbruch der Revolution. Als A. nach dem Gefechte bei Turnhout (27. Oct. 1789) den unmenschlichen Befehl gegeben hatte, alle aufrührerischen Orte zu zerstören, wuchs die Erbitterung und der Widerstand der Aufständischen in einem solchen Maße, daß er sich, trotz einiger glücklicher Gefechte und der militärischen Gebrechen seiner Gegner, zuerst auf die festen Plätze beschränken, dann aber, nach dem Aufstande in Brüssel (10. Dec. 1789), durch eine Capitulation selbst diese Hauptstadt räumen und nach Luxemburg zurückgehen mußte. Hier durch Ferraris ersetzt und nach Oesterreich zurückgerufen, starb er auf dem Wege dahin zu Trier 16. Febr. 1790. — A. (Eduard, Graf d'), Bruder des vorigen, geb. 1737 zu Grenanstown in Irland, trat ebenfalls frühzeitig in österr. Dienste, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege, nachher im Türkenkriege aus, weshalb er während des Feldzugs zum Feldmarschallieutenant avancirte. Wegen einer Schrift, in welcher er (1792) das Benehmen seines Bruders in den Niederlanden zu vertheidigen suchte, wurde er zwar verhaftet, erhielt jedoch bald nachher den Oberbefehl über das Corps, welches dem Herzog von York zur Expedition gegen Dünkirchen beigegeben ward. Er blieb hier 24. Aug. 1793 vor dem Feinde.

Alton (Joh. Wilh. Eduard d'), verdienter Anatom, Archäolog, Kunstkenner und Kupferstecher, geb. 1772 zu Aquileja, Sohn eines höhern Offiziers, wurde für die militärische Laufbahn bestimmt und gewann zu Wien, wo er seine Erziehung erhielt, eine leidenschaftliche Vorliebe für das Pferd und die Reitkunst, die ihn bis in das höhere Alter begleitete. Während

eines längern Aufenthalts in Italien studirte er fleißig die Kunstwerke und vervollkommnete sich im Zeichnen und Radiren. Dabei studirte er eifrig Anatomie, besonders aber die des Pferdes. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hielt sich A. zu Weimar und Jena auf, wo er mit den Koryphäen dieser Musensitze in dauernd freundschaftliche Verhältnisse trat. Nachdem er abwechselnd am Rhein und in Franken gelebt, erhielt er 1807 vom Großherzog Karl August eine Wohnung im Park zu Tiefurt, wo er den ersten Theil seiner berühmten «Naturgeschichte des Pferdes» (Bonn 1810, Fol.) ausführte, welches Prachtwerk, dessen zahlreiche Kupfer von A. selbst gezeichnet und gestochen sind, 1817 mit einem zweiten Theile beendet ward. Inzwischen hatte er zu Würzburg, wohin er sich gewendet, an den Untersuchungen Döllinger's und Pander's über die Entwickelung des Hühnereies theilgenommen und radirte die Kupfertafeln zu Pander's «Beiträgen zur Entwickelungsgeschichte des Hühnchens» (Würzb. 1817), die noch jetzt als mustergültige Darstellungen auf diesem Gebiete gelten können. Hierauf vereinigte sich A. mit Pander zu einem großen Kupferwerke über die vergleichende Osteologie der Thiere, zu welchem Behufe beide 1817 nach Paris gingen und von da Reisen durch die Pyrenäische Halbinsel, England und Schottland unternahmen. Während seiner Abwesenheit ward er 1818 zum außerord., später, 1826, zum ord. Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Bonn ernannt. Nach seiner Rückkehr begann er die Herausgabe seiner «Vergleichenden Osteologie», von welcher die erste Abtheilung (12 Lfgn., Bonn 1821—28) vollständig erschienen ist. A. starb 11. Mai 1840 zu Bonn. Er hinterließ eine mäßige Sammlung von Oelgemälden, die theils an den Prinzen Albert, den Gemahl der Königin Victoria, der in der Kunstgeschichte A.'s Schüler war, theils in das berliner Museum kamen. Seine Kupferstichsammlung wurde von der bonner Universität angekauft. Die von ihm radirten Platten, die in einer ihm eigenthümlichen, theils freien, an Rembrandt erinnernden, theils sorgfältig gepflegten Manier gearbeitet, sind sehr geschätzt und bewogen die berliner Akademie der Künste, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Auch führte A. die ersten Kreidezeichnungen auf Stein aus, die 1802 in André's Officin zu Offenbach gedruckt wurden.

Alton (Joh. Sam. Eduard d'), ausgezeichneter Anatom, Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1803 zu St.-Goar, widmete sich unter Anleitung seines Vaters zu Bonn dem Studium der Medicin und ging, nachdem er 1824 promovirt, zur Vervollständigung seiner, namentlich anatomischen, Studien nach Paris, wo er die Fortsetzung der vergleichenden «Osteologie» seines Vaters mit dem ersten Hefte über die Skelete der Vögel (Bonn 1827) begann. Der Beifall, den dieses Werk, zu dem er die Tafeln selbst gezeichnet und geätzt hatte, fand, veranlaßte 1827 seine Berufung zum Professor und Lehrer der Anatomie an die Akademie der Künste zu Berlin. 1830 gewann seine im Verein mit Schlemm ausgeführte Arbeit über das Nervensystem der Fische den Preis der Französischen Akademie. Nachdem er sich um dieselbe Zeit an der Universität zu Berlin habilitirt, folgte er im Herbst 1834 einem Rufe als Professor der Anatomie und Physiologie nach Halle, wo er 25. Juli 1854 starb. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der vergleichenden Anatomie der Menschen», von welchem jedoch nur der erste Band mit von ihm selbst auf Holz gezeichneten, von E. Kretzschmar geschnittenen, Bildern erschienen ist (Lpz. 1850). Von seinen kleinern Schriften sind zu nennen: «De monstris, quibus extremitates superfluae suspensae sunt» (Halle 1853) und «De monstrorum duplicium origine» (Halle 1849).

Altōna, die größte und volkreichste Stadt im Herzogthum Holstein, anmuthig am hohen Elbufer gelegen und so nahe bei Hamburg, daß beide Städte nur durch die Landesgrenze geschieden werden, hat (Ende 1860) 45524 E., darunter über 2500 deutsche und portug. Juden. A. trägt das Gepräge einer modernen Stadt, mit breiten und regelmäßigen Straßen, unter denen die mit Linden besetzte Palmaille, eine der schönsten Straßen Deutschlands. Inmitten derselben erhebt sich das 1852 errichtete eherne Standbild des langjährigen Gouverneurs von A., des dän. Oberpräsidenten Grafen Konrad von Blücher (gest. 1845), welches von Schiller entworfen ist. Die schönste unter den sechs Kirchen (drei luther., eine reform., eine kath. und eine mennonit.) ist die Haupt- oder Dreifaltigkeitskirche, die 1742—43 neu erbaut wurde. Unter den übrigen Gebäuden sind das Rathhaus und der große Bahnhof hervorzuheben. Unter den Unterrichtsanstalten steht das Gymnasium (Christianeum) mit einer Bibliothek von 20000 Bänden obenan. Die königl. Sternwarte (52° 32′ 45″ nördl. Br., 27° 36′ 15″ östl. L.) ist durch Schumacher (s. d.) gegründet und berühmt geworden. Die Stadt besitzt eine ziemlich bedeutende Gewerbthätigkeit und mehrere ansehnliche Fabriken, 4 Schiffswerften, 5 Buch- und 6 Kupfer- und Steindruckereien, 13 Buch- und Kunsthandlungen. A. ist ein Freihafen und bildet in commerzieller Hinsicht mit Hamburg (s. d.) Eine Stadt. Ihr Handel breitet sich nach

allen Welttheilen aus. 1862 liefen 1517 Schiffe mit 78624 Commerzlasten ein; die eigene Rhederei zählte 48 Seeschiffe mit 5250 Commerzlasten. Eisenbahnen verbinden A. mit Kiel, Rendsburg, Glückstadt und andern Städten der Herzogthümer und regelmäßige Dampfschifffahrt mit verschiedenen an der Elbe gelegenen Ortschaften. Um das J. 1500 standen an der Stelle A.s blos einige Häuser; 1602 war es ein Flecken, und 1664 wurde es zur Stadt erhoben. 1700 wurde dieselbe von den Schweden gebrandschatzt, und 1. Nov. 1711 legte eine Feuersbrunst 200 Häuser in Asche. Am 8. und 9. Jan. 1713 ward die Stadt von dem schwed. General Steenbock abermals zum großen Theil eingeäschert; doch erhob sie sich sehr bald wieder aus dem Schutthaufen. Während des franz. Revolutionskriegs hielt sich zu A. und zu Hamburg eine große Anzahl Ausgewanderter auf. 1813 und 1814 war die Stadt bei der Belagerung Hamburgs, zumal als Davoust die Vorstadt, den sog. Hamburger Berg, anzünden ließ, in nicht geringer Gefahr. Die Bewohner A.s nahmen die während der Belagerung vertriebenen Hamburger sehr gastfrei auf und bewiesen schon damals das nachbarliche Mitgefühl, welches sie beim Hamburger Brandunglück im Mai 1842 von neuem bekundeten. Unmittelbar an A. stößt das volkreiche Kirchdorf Ottensen (s. d.). Auf einem Congreß zu A. wurden 1687 durch die Gesandten des deutschen Kaisers und der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die Streitigkeiten Dänemarks mit Holstein-Gottorp vermittelt. Nachdem auch Großbritannien und die Generalstaaten hinzugetreten, erfolgte 1689 der förmliche Vergleich', durch welchen der Herzog von Gottorp sein Land mit voller Souveränetät wieder erhielt.

Altorf, Hauptort des Cantons Uri, mit 1900 E., in einer warmen, vor Nordwind geschützten Lage, an der Reuß und am Fuße des Grunbergs, 1392 F. über dem Meere, eine starke halbe Stunde vom Vierwaldstättersee. Der Ort, der 1799 fast ganz abbrannte, ist freundlich gebaut, hat breite, gepflasterte Gassen, einige offene Plätze, eine Pfarrkirche mit einem Gemälde von Van Dyk, ein Nonnen- und das 1581 gestiftete, älteste Kapuzinerkloster der Schweiz. Das mit Tell's Geschichte bemalte Thürmchen ist urkundlich älter als die Tellsage. Die Linde, unter welche der Apfelschuß verlegt ward, wurde 1567 weggeschafft und durch einen steinernen Brunnen ersetzt. An der Gotthardstraße gelegen, hat A. etwas Transithandel, doch wenig selbständigen Handel und Industrie.

Altpreußen bezeichnet als Name eines Staatsgebiets diejenigen Provinzen des preuß. Staats, welche schon vor 1815 oder auch wol vor 1806 unter dem preuß. Scepter gestanden haben, vorzugsweise aber Ost- und Westpreußen, Pommern und die Mark Brandenburg.

Altranstädt, ein Pfarrdorf in der preuß. Provinz Sachsen, zwischen Leipzig und Merseburg, ist berühmt durch den Frieden, welchen in dem dortigen alten Schlosse König Karl XII. von Schweden mit August II., König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, 24. Sept. 1706 abschloß. Im Nordischen Kriege (s. d.) hatte Karl XII. die Sachsen in Polen, wo August II. Livland erobern wollte, mehrmals geschlagen, und letzterer war sodann auf dem Reichstage zu Warschau abgesetzt und an seiner Statt Stanislaus Leszczynski 1704 zum König erwählt worden. Weil aber August II., von seinem Bundesgenossen, dem Zar Peter, unterstützt, den Krieg gegen die Schweden in Polen fortsetzte, so drang Karl XII., nachdem sein General Reenskjöld den sächs. General Schulenburg bei Fraustadt 13. Febr. 1706 geschlagen, durch Schlesien in Sachsen ein, besetzte es und nahm in A. 20. Sept. sein Hauptquartier. Während dies geschah, unterhandelten August's II. Bevollmächtigte, der Geheimrath Freiherr von Imhof und der Geheimreferendar Pfingsten, zu Bischofswerda seit dem 12. Sept. mit dem schwed. Grafen Piper und dem Staatssecretär Hermelin über den Frieden, dessen harte Bedingungen sie am 24. zu A. unterzeichneten. August II. verzichtete zufolge desselben auf Polen und Litauen, behielt aber den Titel König. Er entsagte ferner dem Bunde wider Schweden, insbesondere dem mit dem Zar, lieferte den Livländer Patkul (s. d.) aus, gestattete den Schweden Winterquartiere in Sachsen und verpflichtete sich, nichts in dem Kirchenwesen zum Nachtheil der evang. Kirche abzuändern. August II. gedachte diese Bedingungen nicht zu genehmigen; nur in der Hoffnung, daß eine Milderung erlangt werden würde, händigte er dem Geheimreferendar Pfingsten ein Blanket aus. Allein Karl XII. bestand fest auf jenen Bedingungen, und Pfingsten schrieb nun die Ratification der Friedensurkunde auf das Blanket. Erst 26. Nov. ward der Friede publicirt, weil August II. in Polen von den Russen noch abhängig war und sogar, nach bereits abgeschlossenem Frieden, einen Angriff der Russen auf den schwed. General Mardefeld bei Kalisch 29. Oct. 1706 unterstützen mußte. Karl XII. behandelte Sachsen sehr hart und verließ es erst im Sept. 1707, nachdem er zu A. 16. Aug. 1707 mit Preußen

ein Bündniß und mit dem Kaiser Joseph I. 22. Aug. und 1. Sept. 1707 eine Convention geschlossen hatte, wodurch er den Protestanten in Schlesien freie Religionsübung sicherte und die Zurückgabe der eingezogenen 118 Kirchen und Schulen bewirkte. Nach Karl's XII. Niederlage bei Pultawa erklärte August II. 8. Aug. 1709 den Frieden zu A. für ungültig, weil Imhof und Pfingsten das Blanket gemisbraucht und ihre Vollmacht überschritten hätten. Jener wurde zu lebenslänglichem Gefängnisse, dieser zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und gleich Imhof auf den Königstein gesetzt. August II. aber zog auf die Einladung poln. Großer nach Polen, nahm von dem Throne wieder Besitz und erneuerte sein Bündniß mit dem Zar.

Altsachsen heißen im Gegensatz zu den Angelsachsen die im nördl. Deutschland wohnenden niederdeutschen Stämme, wie die Ostfalen, Engern, Westfalen. Die Sprache derselben ist das Altniederdeutsche oder, wie es gewöhnlich genannt wird, das Altsächsische. Außer einigen geringfügigen Glossensammlungen und Urkunden (Frekenhorster und Essener Heberolle) ist nur Ein bedeutendes altsächs. Sprachdenkmal auf unsere Zeit gekommen, nämlich der «Hêliand» (s. d.), dessen jedenfalls dem Sprengel von Münster angehörige Mundart auch vorzugsweise altsächsisch genannt wird.

Altshausen oder Altschhausen, auch Alshausen oder Alschhausen genannt, Marktflecken, Schloß und Hofdomaine im Oberamte Saulgau des würtemb. Donaukreises, 4 M. südwestlich von Biberach und südöstlich von Sigmaringen, mit 1800 E., war ehemals ein freies Reichsdorf in Oberschwaben und das Schloß der Sitz des Landcomthurs der Deutschen Ordensballei Elsaß und Burgund. Der Comthur wurde zu den Reichsprälaten gerechnet, gehörte aber im Schwäbischen Kreise zur Grafen- und Herrenbank, auf welcher er die erste Stelle hatte. Die Comthurei kam 1806 an den König von Würtemberg, mit Ausnahme der Herrschaften Achberg und Hohenfeld, welche der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen erhielt.

Altsohl (ungar. O'Zólyom, slaw. Zwolen), eine königl. Freistadt des Comitats Sohl im nördl. Ungarn, an der Gran und der Slatina, 2½ M. im S. von Neusohl, zählt 1200 luth. und 700 kath., meist slaw. E. und ist Sitz mehrerer Behörden. Die Stadt hat Essigfabriken, Branntweinbrennereien und 12 Mineralquellen, die reich an kohlensaurem Natron und Magnesia sind. Außerhalb der Stadt, jenseit der Slatina, steht auf einer Anhöhe ein Schloß, welches zur Zeit Stephan's des Heiligen erbaut wurde und später Lieblingssitz des Königs Matthias Corvinus war. Ein zweites Schloß, von welchem nur noch Ruinen vorhanden, wurde von dem magyar. Anführer Borschu zur Zeit Arpad's erbaut. Auf dem von König Ludwig d. Gr. 1382 nach A. berufenen Reichstage huldigten die Stände seiner Tochter als Thronfolgerin. 1 St. im N. der Stadt liegt bei dem Dorfe Ribar das berühmte Szliacser Bad, dessen Mineralquellen 1194 F. über dem Meere entspringen. Es sind diese an Kohlensäure reiche Eisenthermen, welche stärkend, auflösend und nervenbelebend wirken.

Altwasser, Dorf und Badeort in Schlesien, im Kreise Waldenburg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, 1 St. von Waldenburg und ebenso weit von dem Bade Salzbrunn (s. d.) entfernt, wird von der Eisenbahn berührt, die von Breslau nach Waldenburg führt, und zählt 3200 E. Bei dem Dorfe, das 1328 F. über dem Meere liegt, finden sich ein Schloß, Braunkohlengruben, eine Eisengießerei und die große Thiel'sche Porzellanfabrik, welche gegen 1000 Arbeiter beschäftigt. A. hat fünf kohlensäurehaltige, erdig-salinische Stahlquellen, von denen die stärkste, der Georgenbrunnen, vorzugsweise innerlich gebraucht wird, während die übrigen zu Bädern dienen. Die Quellen waren schon in sehr früher Zeit bekannt, und der Ort kommt schon 1357 als Besitzung des Herzogs Bolko von Schweidnitz unter dem Namen Aqua antiqua vor. Gefaßt wurden die Quellen zuerst 1689, und 1751 zu größerer Bequemlichkeit eingerichtet. Gegenwärtig sind die Badeanstalten vortrefflich und im Orte auch comfortable Wohnungen hinreichend vorhanden. Die Stahlquellen A.s werden auch häufig zur Nachcur von Salzbrunn gebraucht. Unter den malerischen Landschaftspunkten der überhaupt sehr annehmlichen Umgebung ist insbesondere die Wilhelmsburg mit herrlicher Fernsicht zu nennen. Vgl. Wendt, «Die eisenhaltigen Quellen zu A. in Schlesien» (Bresl. 1841).

Aluminit ist ein schneeweißes, undurchsichtiges, zerreibliches Mineral, welches aus schwefelsaurer Thonerde und Wasser besteht und das man in kleinen, nierenförmigen Knollen von höchst feinschuppiger oder feinerdiger Zusammensetzung zu Halle a. d. S. findet.

Aluminium, ein eigenthümliches Metall, dessen Oxyd die Alaunerde oder Thonerde (aus 53,3 A. und 46,7 Sauerstoff bestehend) ist. Da diese Erde einen Haupbestandtheil aller Thonarten ausmacht und in zahlreichen andern Mineralien enthalten ist, so kommt das A. in außerordentlich großer Verbreitung in der Natur vor; es findet sich aber nie im reinen metallischen

Zustande, ja seine Eigenschaften sind erst in neuester Zeit bekannt geworden, nachdem man es im großen durch künstliche chem. Processe darstellen gelernt hat. Bis zu den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts betrachtete man die Thonerde gleich den übrigen Erden und den mineralischen Alkalien als einfachen Grundstoff. Nachdem 1807 der engl. Chemiker Humphry Davy das Kali und Natron als Oxyde nachgewiesen, und ihre metallischen Grundlagen abgeschieden hatte, gelangte man vermöge Analogie zu der festen Annahme, daß auch die Erden Metalloxyde seien, und das Metall der Thonerde wurde A. oder Alumium benannt, ehe dasselbe wirklich in isolirtem Zustande bekannt war. 1824 scheint Oersted durch Zersetzung von Chloraluminium mittels Kaliumamalgams zunächst Aluminiumamalgam und dann aus diesem das A. erhalten zu haben; aber die erste entschiedene Darstellung des Metalls gelang Wöhler 1827, indem er Chloraluminium mit Kalium in einem verschlossenen Porzellantiegel erhitzte und die erkaltete Masse mit Wasser auswusch. Das A. wurde jedoch auf diesem Wege nur in sehr geringer Menge und zwar in Gestalt eines grauen Pulvers erhalten, an welchem die Eigenschaften höchst unvollkommen untersucht werden konnten. 1845 verbesserte Wöhler das Verfahren und gewann nun schon kleine Metallkügelchen. Seit Anfang 1854 beschäftigte sich Saint-Claire Deville zu Paris mit der Bereitung des A., stellte es im wesentlichen nach Wöhler's Methode dar, trieb aber die Ausführung mehr ins große und gelangte schließlich zu einer wirklich fabrikmäßigen Bereitung, wobei er durch den Kaiser Napoleon mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt wurde. Später entstanden mehrere Aluminiumfabriken sowol in Frankreich als in England, und es erschienen mannichfaltige aus diesem merkwürdigen Metalle gefertigte Waaren im Handel sowie auf den Weltindustrieausstellungen zu Paris 1855 und London 1862. Als Material diente früher ein aus Chloraluminium und Chlornatrium (Kochsalz) bestehendes Doppelsalz, welches man, mit Natrium, Kochsalz und Flußspat gemengt, in einem Flammofen glühte; Heinrich Rose in Berlin lehrte aber in dem Kryolith, einem grönländischen Mineral, bestehend aus A., Natrium und Fluor, ein wohlfeileres Material kennen, welches statt des obenerwähnten Doppelsalzes vortrefflich zur Bereitung des A. geeignet ist, und diese Verbesserung fand bald Eingang.

Die Eigenschaften des A. sind folgende: es ist von weißer, ein wenig ins Graue ziehender, der des Platins nahekommender Farbe; hat einen starken und schönen Klang, steht an Härte ungefähr dem feinen Silber gleich, läßt sich sehr gut hämmern, unter Walzen strecken und zu Draht ziehen, schmilzt in mäßiger Rothglühhitze. Sehr auffallend ist seine große Leichtigkeit; das specifische Gewicht beträgt nämlich nur 2,56 bis 2,67 (wenig mehr als das des Porzellans). Durch kleine Verunreinigungen (Eisen, Silicium, auch Kupfer), wie das käufliche A. immer enthält, wird die Farbe weniger schön weiß, die Dehnbarkeit geringer, die Härte und das specifische Gewicht größer (letzteres 2,73 bis 2,80). Das A. behält seine Farbe und seinen Glanz unter dem Einflusse der Luft sehr gut, wird aber von Laugen sowie von schwachen Säuren angegriffen und aufgelöst. Anwendungen dieses Metalls sind noch wenige gefunden; die daraus gefertigten und in den Handel geworfenen Schmucksachen, Gefäße u. s. w. haben nur so lange Beifall gefunden, als die Neuheit und Merkwürdigkeit des Stoffs anzog. Man schlägt es zu höchst dünnen Blättchen gleich Blattsilber, um es statt dieses letztern zum Versilbern von Holzarbeiten anzuwenden; man zieht haarfeine Drähte daraus und überspinnt damit Seidenfäden, aus welchen man dann Spitzen u. dgl. fabrizirt. Neuerlich sind Regimentsadler für die franz. Armee von A. gegossen worden. Alle diese und noch andere Verwendungen gehören in die Kategorie der Curiositäten; das Metall stellt sich für eine ausgedehnte Benutzung noch zu theuer dar, obwol gegenwärtig sein Preis schon bedeutend unter den des Silbers gesunken ist (unverarbeitet etwa 18 Thlr. das Zollpfund). Unter den Mischungen des A. mit andern Metallen ist besonders die **Aluminiumbronze** bemerkenswerth, welche aus Kupfer und A. (von letzterm 5—10 Proc. des Gesammtgewichts) besteht.

Alumnus, Kostschüler (von dem lat. Worte alere, nähren), bezeichnet den Genossen einer geschlossenen höhern Schulanstalt (**Alumnat**, bisweilen auch **Alumneum**), in welcher ihm aus festen, dazu bestimmten Fonds und Stiftungen Wohnung, Kost und Unterricht frei gewährt wird. Die Alumnen sind in ihrem Zusammenleben an gewisse mehr oder minder strenge Hausgesetze der Anstalt gebunden, auch hier und da zu gewissen, der Kirche und Schule (z. B. durch Singchöre) zu leistenden Diensten verpflichtet, während andere Schüler die Theilnahme an dem Unterrichte zu bezahlen, auch für Wohnung und Beköstigung selbst zu sorgen haben, deshalb aber als **Extraneer** oder **Externen** auch an die feststehenden Regeln des engern Zusammenlebens der Alumnen nicht gebunden sind. Die meisten Anstalten dieser Art in

prot. Ländern entstanden im Reformationszeitalter, wo fromme und gewissenhafte Fürsten die oft sehr reichen Einkünfte aufgehobener Klöster zur Beförderung wissenschaftlicher Studien theils an Universitäten überwiesen, theils zur Stiftung gelehrter Schulen, nicht selten unter Ueberlassung der vorhandenen Klostergebäude, bestimmten, wie z. B. Kurfürst Moritz für Sachsen die noch jetzt bestehenden sog. drei Fürstenschulen Pforta, Meißen und (ursprünglich Merseburg, aber durch bald erfolgte Verlegung) Grimma stiftete und dotirte. Der Name Alumnat wird außerdem auch angewendet auf ähnliche Einrichtungen an Universitäten, in Prediger- und Schullehrerseminarien, in ärztlichen und militärischen Instituten u. s. w., wo aus Staats- oder sonstigen Mitteln für gemeinschaftliche Beköstigung, Wohnung und Ausbildung der Studirenden oder zu wissenschaftlichen Zwecken praktisch Auszubildenden gesorgt wird. Sonst heißen solche Anstalten auch Convicte, Collegien, Ephorate u. s. w.

Alunno (Niccolo, auch Niccolo von Fuligno), ein Maler der Umbrischen Schule, der in ihr zuerst den Grundton anschlug, welcher später durch alle Werke derselben wiederklingt. Sein ältestes bekanntes Werk, eine Madonna mit Engeln und Heiligen, von 1458, findet sich über dem Hauptaltar der Franciscanerkirche zu Diruta. Von 1460 ab hatte er in Fuligno eine feste Werkstätte. Von 1466 ist seine Verkündigung in Sta.-Maria-nuova zu Perugia, eine Temperamalerei auf Leinwand für eine Brüderschaftsfahne, wie die Aufschrift bezeugt, ein eigenthümlich schönes Bild, zugleich voll strengen Ernstes und liebenswürdiger Anmuth. Eine andere Ordensfahne malte er zwei Jahre später für San-Gregorio in Assisi. Die Tafeln des Seitenaltars der Augustinerkirche San-Niccolo zu Fuligno wurden von den Franzosen mitgenommen. Die Haupttafeln mit einer Geburt Christi, darüber die Auferstehung, kamen zurück, während die Altarstaffel, mit Passionsscenen bedeckt und der Jahreszahl 1492, im Louvre blieb. Auch ist eine Madonna zwischen zwei Engeln zu erwähnen, welche sich in der Pfarrkirche des Fleckens La Bastia befindet und die Jahreszahl 1499 trägt. Von dem Hauptaltar des Doms von Assisi sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Das Bild stellte eine Pietà mit zwei Engeln dar, welche nach Vasari's Aussage sehr naturgetreu von Herzen weinten. Obgleich A. nicht reich ist an Erfindung wie in der Wahl der Gegenstände, so macht ihn doch sein gänzliches Versenken in eine gläubige Gefühlsschwärmerei mit dem Gepräge rührender Seelenreinheit zum Vorläufer der Umbrier. Er verbindet damit einen tiefen Ernst, der indeß bei Darstellungen des Leidens öfters einen grellen und übertriebenen Charakter annimmt. Kuppelwieser und Hempel in Wien haben die Werke A.'s mit denen des Fiesole auf Stein gezeichnet.

Alupka, ein von Tataren bewohntes Felsendorf an der Südküste der Krim, 2 M. südwestlich von Jalta, ist berühmt wegen des dabeigelegenen großen Schlosses des Grafen Woronzow. Dasselbe ist in malerischer Felsengegend im Stil einer mittelalterlichen Burg mit zahlreichen Thürmchen aus Grünstein aufgeführt, mit höchster Pracht ausgestattet und von der herrlichsten südl. Vegetation umgeben. Exotische Pflanzen aller Art füllen die Galerien und Hallen, unter welchen eine im Stil der Alhambra erbaut. Terrassen und schattige Laubengänge führen nach der See hinab. Ueber dem Schlosse ist ein in seiner Art einziger Garten. Derselbe umschließt Grotten, Höhlen, den Krater eines erloschenen Vulkans und ungeheuere, wunderlich gestaltete Felsmassen, zwischen denen sich die mannichfaltigsten Parkanlagen befinden. Quellen, Cascaden, Teiche, Springbrunnen, Beete mit den herrlichsten Blumen, Schattengänge und Lauben, die prachtvolle Flora von riesigen Pinien und Cypressen, von Lorbern, Myrten, Oliven, Orangen, Granaten, dazu die entzückende Aussicht auf das Meer und im Hintergrunde der 4000 F. hohe Ai Petri machen den Ort zum reizendsten Aufenthalte.

Aluta, Alt oder Olt, ein linker Nebenfluß der Donau, entspringt in den östl. siebenbürg. Karpaten auf dem Magyarós, östlich von Gyergyó, fließt erst in einem Längenthale südwärts bis gegen Kronstadt, dann nach einer starken Ausbiegung gegen Westen und durchbricht in einem 5 M. langen, felsigen Querspalt die südl. Gebirgsmauer Siebenbürgens bei dem Rothenthurmpaß im Fogaraser Gebirge. Hier tritt der Fluß nach einem 36 M. langen Laufe in die Walachei, welche er, südwärts strömend, in die östliche oder Große und die westliche oder Kleine Walachei scheidet, und mündet nach einem Laufe von 74 M. Gesammtlänge bei Turna, gegenüber von Nikopoli. Wegen ihrer vielen Felsenriffe ist die A. nicht schiffbar. Den beträchtlichsten Nebenfluß, den Oltetz, nimmt sie in der Walachei auf der rechten Seite auf.

Alvarez (Don José), span. Bildhauer, geb. 23. April 1768 zu Priego in der Provinz Cordova, mußte von früher Jugend seinem Vater, einem Steinmetzen, bei der Arbeit helfen, und ging im 20. Jahre nach Granada, wo er sich auf der Akademie im Zeichnen ausbildete, auch seine Versuche im Bildhauen und Modelliren fortsetzte. Durch eine Sculptur gewann

er sich die Gunst des Bischofs von Cordova, sodaß er 1794 in die Akademie von San-Fernando in Madrid eintreten konnte. 1799 erhielt er den Preis der 1. Klasse und zugleich vom König den Auftrag, in Paris und Rom die Ausbildung seines Talents zu vollenden. Auch in Paris erhielt er bei der von dem Institute von Frankreich ausgeschriebenen Preisbewerbung den zweiten Preis in der Bildhauerkunst, da ihm der erste als Ausländer nicht zuerkannt werden konnte. Noch größern Ruf erwarb er sich 1804 durch die Gipsstatue des Ganymed. War A. durch diese Statue als würdiger Nebenbuhler Canova's im leichten und anmuthigen Stile aufgetreten, so wollte er sich nun auch im strengen und kühnen versuchen. Er wählte den auf den Tod verwundeten Achilles zum Gegenstande, und schon hatte er das Modell davon fertig, als dieses durch einen Zufall zerbrach. In Rom, wohin er nach diesem Unfall sich wendete, fertigte er vier Basreliefs (ursprünglich für Ausschmückung des Quirinalischen Palastes auf dem Monte-Cavallo bestimmt), die allgemeine Bewunderung erregten und ihm die Freundschaft Canova's und Thorwaldsen's und die Aufnahme als Mitglied und Rath in die Akademie von San-Luca verschafften. In die Reihe der ausgezeichneten Werke, die er in Rom schuf, gehört vor allem sein sogenannter «Grupo colosal de Zaragoza» (im königl. Museum der bildenden Künste zu Madrid), eine Scene aus der Vertheidigung Saragossas in den J. 1808—9 darstellend. A.'s Arbeiten zeichnen sich durch Klarheit des Gedankens, großartige Einfachheit der Ausführung, naturgetreue Wahrheit und tiefes Gefühl aus. Nebst dem Studium der Natur und der Meisterwerke des classischen Alterthums bildete er sich vorzüglich nach Michel Angelo. 1816 wurde er von Ferdinand VII. zum Hofbildhauer ernannt. Doch erst im Mai 1826 kehrte er nach Madrid zurück, wo er 26. Nov. 1827 starb.

Alvensleben, eine sehr alte adeliche, jetzt zum Theil gräfl. Familie, welche ursprünglich im Magdeburgischen und der Altmark ansässig war, als Stammhaus A. an der Bever besaß und hier urkundlich 1163 nachweisbar ist. 1270 erwarben die A. das Gut Erxleben, was noch gegenwärtig in ihrem Besitze steht. Das Haus theilte sich in der Folge in drei Hauptlinien, eine rothe, schwarze und weiße, von denen die rothe in ihren beiden Zweigen zu Erxleben und zu Kalvörden 1534 und 1553 erloschen ist. Die Weiße Linie schied sich mit den drei Söhnen des Joachim Valentin von A. in drei Aeste zu Isernschnippe, Eimersleben und Erxleben, von denen der erste 1680, der zweite 1734 ausstarb, während der letzte, von Gebhard Christoph von A. begründete, noch gegenwärtig blüht. Die Schwarze Linie war immer am meisten ausgebreitet. Sie schied sich im Anfange des 16. Jahrh. durch die beiden Brüder Ludolf und Joachim von A. in den Ludolfinischen (oder Hundisburgischen und Neugatersleben'schen) und in den Joachim'schen Zweig. Der Joachim'sche Zweig blüht noch gegenwärtig in einem Alten und einem Neuen Hause; von dem Ludolfinischen Zweige ist jedoch nur noch die Neugatersleben'sche Abtheilung am Leben, seit die Hundisburgische 1696 ausgestorben. Zu dieser Ludolfinischen Linie gehörte **Philipp Karl von A.**, geb. 16. Dec. 1745 zu Hannover, wo sein Vater Geh. Kriegsrath und sein Großvater Staatsminister war. Er wurde mit dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dessen Bruder Friedrich Heinrich Karl erzogen, studirte zu Halle, bekleidete mehrere Aemter zu Berlin und kam 1775 als Gesandter an den sächs. Hof, in welcher Stellung er sich die Gunst Friedrich's d. Gr. erwarb. Unter Friedrich Wilhelm II. führte er verschiedene diplomatische Sendungen aus und ging dann 1788 als außerordentlicher preuß. Gesandter nach den Niederlanden und nach England. Mit seiner Rückkehr nach Berlin wurde er 1. Mai 1791 zum Staatsminister des Auswärtigen ernannt. Nachdem A. 11. Jan. 1800 in den preuß. Grafenstand erhoben worden, starb er unverheirathet zu Berlin 21. Oct. 1802. Zu dem Joachim'schen Zweige der Schwarzen Hauptlinie zählte **Joh. Aug. Ernst von A.**, geb. zu Erxleben 6. Aug. 1758. Derselbe studirte zu Helmstedt, wurde 1788 Domherr und 1796 Domdechant zu Magdeburg, später, 1820, nach dem Tode des Grafen Schulenburg, erster braunschw. Minister, welches Amt er bis 1823 versah, und endlich Landtagsmarschall der Provinz Brandenburg und Mitglied des preuß. Staatsraths. Er starb 27. Sept. 1827. Am 6. Juli 1798 ward er mit seinen Nachkommen in den preuß. Grafenstand erhoben. Sein Sohn war der preuß. Staatsminister **Albr. von A.** (s. d.), mit welchem der gräfl. Zweig der Schwarzen Hauptlinie abermals erlosch. Aus der Weißen oder Gardelegener Hauptlinie wurden die beiden Brüder **Friedr. Wilh. Aug. von A.**, geb. 31. Mai 1798, gest. 2. Dec. 1853, und **Ferdinand Friedr. Ludolf**, geb. 23. Jan. 1803, bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. 15. Oct. 1840 in den Grafenstand erhoben. Der letztere ist als Besitzer der Lehngüter Erxleben und Eimersleben Mitglied des preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit. Die Güter des erstern (Weteritz und Polewitz) hat sein

Sohn, Graf Wichard von A., geb. 1. Juli 1825 geerbt. Vgl. Wohlbrück, «Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte von A.» (3 Bde., Berl. 1819—29).

Alvensleben (Albrecht, Graf von), preuß. Staatsminister, geb. zu Halberstadt 23. März 1794 als ältester Sohn des nachmaligen braunschw. Ministers Grafen Ernst von A., studirte seit 1811 in Berlin, trat nach dem Ausbruche der Befreiungskriege als Freiwilliger in die Gardecavalerie ein und wohnte dem Feldzug von 1815 als Secondelieutenant bei. Nach dem Frieden nahm er 1816 den Abschied und begann 1817 als Auscultator beim Stadtgericht zu Berlin seine jurist. Laufbahn. 1826 wurde er zum Kammergerichtsrath ernannt, arbeitete dann beim Geheimen Obertribunal und rückte in den Criminalsenat ein. Im folgenden Jahre nöthigte ihn der Tod seines Vaters, den Abschied zu nehmen, um seine zahlreichen Güter verwalten zu können, aber schon im Nov. 1833 ward er durch Ernennung zum Geh. Justizrath und zum Mitglied des Staatsraths wieder zu amtlicher Thätigkeit berufen. 1834 wurde er als zweiter preuß. Abgeordneter zu den Wiener Conferenzen gesandt, welche ihn in die Sphäre der Metternich'schen Anschauungen führten. Die Erhaltung der Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen im Geiste der Verträge von 1815 bildete fortan das Grundelement seiner Ueberzeugung. Die einfache, nüchterne, rein praktische Weise, in der er die Politik auffaßte, und das Abweisen aller Theorien machten ihn bei dem Könige Friedrich Wilhelm III. beliebt und veranlaßten, daß ihm 1835 nach dem Ableben des Finanzministers Maaßen dessen Amt zuerst provisorisch und dann definitiv übertragen wurde. Gleichzeitig ward er zum Wirkl. Geheimrath mit Sitz und Stimme im Staatsministerium erhoben. Die Gunst, die er auch bei Friedrich Wilhelm IV. genoß, hinderte ihn jedoch nicht, 1842 als Minister den Abschied zu nehmen, weil er unter dem neuen Regiment seine Selbständigkeit als Leiter des Finanzwesens nicht hinlänglich wahren zu können glaubte. Er lebte seitdem in seinem Schlosse zu Erxleben, wurde aber nach 1848 noch einigemal mit diplomatischen Sendungen betraut und 1854 zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Im Jan. 1849 wählte ihn sein Kreis, in dem er seit 1848 rastlos für das Interesse des Königs gewirkt, zum Mitglied der Ersten Kammer. In dieser bildete er eine besondere Fraction, deren Aufgabe sein sollte, die octroyirte Verfassungsurkunde und die Entwürfe der Gemeindeordnung so zu gestalten, daß es möglich wurde, damit im Sinne der alten preuß. Verwaltung zu regieren. Wiewol Aristokrat von Geburt und Gesinnung, erkannte er doch auch die Rechte und Vorzüge der andern Stände bereitwillig an und suchte der Krone durch Ausgleichung der Gegensätze zu nützen. Als ein liberaler Bureaukrat aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. war er der Feudalpartei verhaßt, weil er deren Plane durch seinen unabhängigen Rath bei Hofe fortwährend kreuzte und den feudalen Theorien unzugänglich blieb. Als er 1850 als preuß. Bevollmächtigter zu den Dresdener Conferenzen geschickt wurde, suchte er für die Herstellung des alten Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich zu wirken. Er vermittelte auch hier, indem er das Alte mit einigen Aenderungen zu erhalten strebte. Als Finanzminister entwickelte er eine große Geschicklichkeit und erwarb sich Verdienste um die Entwickelung des Deutschen Zollvereins; etwas Bleibendes hat er jedoch nicht geschaffen. A. starb unvermählt 2. Mai 1858 in Berlin. Sein großes Vermögen ging auf seine Schwestern und deren Kinder über.

Alvinczy (Jos., Freiherr von Barberek), österr. Feldmarschall, wurde 1. Febr. 1735 auf dem Schlosse gleiches Namens in Siebenbürgen aus einer alten, der reform. Kirche zugewandten Familie geboren. Er trat im Alter von 15 J. in ein Husarenregiment, und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege als Hauptmann und Major häufig aus, namentlich bei Torgau, Schweidnitz und in der Affaire bei Teplitz. Als Stabsoffizier half er sodann die neuen Militärreglements unter Lacy in der österr. Armee durchführen. Im Bairischen Erbfolgekriege nahm er bei Habelschwert den Prinzen von Hessen-Philippsthal gefangen. Joseph II. ernannte ihn zum Generalmajor und wählte ihn auch, da er tüchtige Kenntnisse besaß, zum taktischen Lehrer des nachmaligen Kaisers Franz II. Unter Loudon wohnte A. dem Feldzuge gegen die Türken bei, in dem er 1789 zum Feldmarschallieutenant stieg, obgleich die Belagerung von Belgrad, die er befehligte, scheiterte. 1790 übernahm er den Befehl über die gegen den belg. Aufstand gerichteten österr. Streitkräfte, war aber beim Angriffe auf Leyden nicht glücklich und mußte wegen eines Sturzes vom Pferde nach Wien zurückkehren. Im Kriege von 1792—93 befehligte er eine Division und zeichnete sich in der Schlacht bei Neerwinden aus. Er wurde dem Herzog von York zu Hülfe geschickt, ließ sich jedoch 7. Sept. 1793 bei Hondschooten schlagen. Im Feldzuge von 1794 führte er ein anderes großes Hülfscorps und wurde zum Feldzeugmeister erhoben. Vor Charleroi unterstützte er den jungen Prinzen von Oranien durch

Rath und That, und erhielt auf dem Schlachtfelde das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens. Im April 1795 übernahm A. das Obercommando am Oberrhein, ward aber vor Beginn des Feldzugs von 1796 von Franz II., seinem ehemaligen Zögling, nach Wien in den Hofkriegsrath berufen. Das Unglück der österr. Waffen führte ihn bald auf das Schlachtfeld zurück. Nachdem er in Tirol die zertrümmerte Armee Beaulieu's und den Landsturm geordnet, übernahm er im Spätherbst 1796 den Oberbefehl über das Heer in Italien, um den in Mantua eingeschlossenen Wurmser zu entsetzen. Nach den Gefechten bei Scalda-Fekro, Bassano und Vicenza ward er von Bonaparte 15.—17. Nov. 1796 bei Arcole, 14. Jan. 1797 bei Rivoli gänzlich geschlagen. Der Kaiser rief ihn zurück, entzog ihm aber seine Gunst nicht, sondern ernannte ihn zum Commandirenden in Ungarn. Nachdem A. noch 1808 den Titel eines Feldmarschalls und eine Herrschaft im Banate erhalten, starb er 25. Sept. 1810 zu Ofen. Mit ihm erlosch die Familie A. von Barberek.

Alxinger (Joh. Bapt. von), deutscher Dichter, geb. zu Wien 24. Jan. 1755, wurde durch den Numismatiker Eckhel frühzeitig in das Studium der Alten eingeweiht. Er studirte die Rechte und erlangte die Doctorwürde und den Titel eines Hofagenten, deren er sich aber, durch den frühen Tod seiner Aeltern in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt, nur bediente, um die Processe Armer unentgeltlich zu führen. Seine «Gedichte» (Halle 1780; Lpz. 1784; 2 Bde., Klagenf. 1788) rügten manches Gebrechen der Zeit und zeichneten sich durch eine gefällige Leichtigkeit aus. Sie entstanden unter dem Einflusse der freiern Geistesbewegung, welche unter Joseph's Regierung in Wien sich zeigte, und ihre Haupttendenz war, eine reinere Lebensphilosophie auf dem Wege der Poesie zur Geltung zu bringen. Mehr Aufnahme jedoch fanden die Rittergedichte «Doolin von Mainz» (Lpz. 1787, 2. Aufl. 1797) und «Bliomberis» (Lpz. 1791, 2. Aufl. 1802), in welchen er als Nachahmer Wieland's erscheint und so viel leistete, als ein von höhern Dichtergaben entblößtes Talent leisten kann. Den Anforderungen der neuern Kritik und dem heutigen Geschmack können diese Poesien nicht mehr genügen, und eine spätere Gedichtsammlung von ihm (1794) fand schon bei den Zeitgenossen wenig Beifall. A. war als Mensch sehr geachtet, als Gesellschafter beliebt, als Freund geschätzt. Er lebte in sehr glücklichen Verhältnissen und beschäftigte sich viel mit dem Studium älterer und neuerer Literatur. Die Stelle eines Secretärs am kaiserl. Hoftheater unter Braun's Direction, die er 1794 erhielt, bekleidete er nur kurze Zeit. In den Reichsritterstand erhoben, starb er 1. Mai 1797. Seine «Sämmtlichen Schriften» erschienen in 10 Bänden (Wien 1812).

Alyssum, Steinkraut, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen oder Kreuzblütler. Es sind meist kleine Kräuter und Halbsträucher aus ganzrandigen, sternhaarigen, oft silberglänzenden Blättern, kleinen, weißen oder gelben Blüten und sternhaarigen, rundlichen zusammengedrückten Schötchen, welche in ganz Europa und der Alten Welt an steinigen, felsigen Plätzen, auf Sand- und bebautem Boden, Schutt und an wüsten Orten in sonniger Lage wachsen. Die am häufigsten bei uns als Unkräuter vorkommenden Arten sind A. calycinum und A. insanum. Letztere ist eine entschiedene Sandpflanze.

Alyxia nannte Banks eine Strauchergattung aus der Familie der Apocyneen, deren Arten vorzüglich in Ostindien und Neuholland zu Hause sind. Sie haben immergrüne, lederartige, meist quirlständige, kurzgestielte, ganzrandige Blätter, einzeln in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehende, selten in Trugdolden gestellte, oft wohlriechende Blüten mit präsentirtellerförmiger Blumenkrone, und einsamige Steinfrüchte. Einige Arten findet man bisweilen als Ziergewächse in Orangerie- und temperirten Häusern. Eine in Java wachsende Art, A. Reinwardtii, liefert die Cortex Alyxiae aromaticae, eine Rinde, welche als Räucherungsmittel benutzt wird.

Alzei, Kreisstadt in der Provinz Rheinhessen des Großherzogthums Hessen, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, 4 M. südlich von Mainz an der Selz gelegen. Der Ort zählt 5245 E., ist Sitz eines Kreisamts, eines Bezirks- und eines Friedensgerichts und hat einen schönen Marktplatz, eine kath. und eine luth. Kirche, eine Synagoge und eine Realschule. Die Gewerbthätigkeit erstreckt sich besonders auf Gerberei, Tabacksfabrikation und etwas Weberei. A. reicht mit seinem Ursprunge bis in die Römerzeit hinauf und besaß im Mittelalter seine eigenen Herren, die Truchsesse von A., die das Truchseßamt am pfälzischen Hofe bekleideten, und von deren Burg noch Reste vorhanden sind. Nach ihrem Aussterben gegen Ende des 16. Jahrh. fiel die Herrschaft als eröffnetes Lehn an die Kurpfalz zurück. Im Dreißigjährigen Kriege wurden Stadt und Umgegend von Spinola (1620) furchtbar verheert, nicht minder auch durch die Franzosen 1688 und 1689. Seit den franz. Revolutionskriegen theilte A. die Schicksale

des linken Rheinufers unter franz. Herrschaft, bis es durch den Wiener Congreß dem Großherzogthum Hessen zugetheilt ward.

Alzog (Johannes), namhafter Kirchenhistoriker, geb. 29. Juni 1808 zu Ohlau in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Brieg, studirte zu Breslau und Bonn Philosophie und kath. Theologie und ward, nachdem er 1830—33 als Hauslehrer gewirkt, 1834 im Klerikalseminar zu Köln zum Priester geweiht. Zur Erlangung der theol. Doctorwürde veröffentlichte er die Schrift: «Explicatio catholicorum systematis de interpretatione litterarum sacrarum» (Münster 1835), welcher er noch in demselben Jahre die Anstellung als Professor der Exegese und Kirchengeschichte am theoretischen Klerikalseminar zu Posen zu verdanken hatte. 1845 folgte A. einem Rufe als Domcapitular, Professor und Regens der theol.-philos. Lehranstalt und des bischöfl. Klerikalseminars zu Hildesheim, welche Stellung er jedoch 1853 mit der eines Geistlichen Raths und Professors der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg vertauschte. A.'s literarischer Ruf gründet sich auf sein «Lehrbuch der Universalkirchengeschichte» (Mainz 1840), welches 1859 in achter Auflage erschien und in vielen kath. Ländern, in Frankreich, Belgien, Italien, Amerika, Böhmen und Polen, übersetzt worden ist. Das Werk kann als das kath. Gegenstück zu Hase's Lehrbuch betrachtet werden. Außer Beiträgen zu Zeitschriften sowie dem Aschbach'schen und Welte'schen «Kirchenlexikon», veröffentlichte er noch «Ueber die Aufgabe des kath. Kirchenhistorikers» (Freiburg 1854) und «De litterarum graecarum atque romanarum studiis cum theologia christiana conjungendis» (Freiburg 1857). Neuerdings ist A. mit den Vorarbeiten zu einem größern Werke über Patrologie beschäftigt.

Amadēo (Antonio), im 15. Jahrh. zu Pavia geboren, gehört zu den bessern Bildhauern seiner Zeit. Werke von ihm finden sich in der Kartause seiner Vaterstadt, zu Cremona, Mailand und anderwärts. Ausgezeichnet sind seine Arbeiten im Mausoleum des venet. Feldherrn Colleoni und dessen Tochter Medea Colleoni zu Bergamo. Die der Lombardischen Schule des 16. Jahrh. eigenthümliche Zartheit, Grazie und sinnvolle Anmuth ist auch seinen Werken aufgeprägt.

Amadeus (deutsch: Liebegott), ein in dem Hause Savoyen vielgebrauchter Name, der sich zuerst bei dem Grafen A. I., ältestem Sohne des Grafen Humbert, im Anfange des 11. Jahrh. findet. — A. II. war Schwager Kaiser Heinrich's IV., dessen Bedrängniß bei dem Uebergang über die Savoyischen Alpen (1081) er gleichwol zur Abpressung mancher Gerechtsame benutzte. — A. III. regierte von 1108—49 und starb auf der Rückkehr von einem Kreuzzuge auf Cypern. — A. IV., geb. 1197, regierte von 1233—53, erhielt von Friedrich II. den Herzogstitel von Aosta und Chablais und behauptete ihn gegen die Anfeindungen nachbarlichen Neides. — A. V., genannt der Große, geb. 1249, gest. 1323, vermehrte den Länderbesitz seines Hauses durch Heirath und Kriege, erwarb die Reichsfürstenwürde und führte in seinem Hause die Primogenitur ein. — A. VI., der Grüne Graf, ein kluger, maßvoller und kräftiger Mann, geb. 4. Jan. 1334, gest. 2. März 1383, erwarb im Kampfe mit dem Dauphin Faussigny und Gex, weiter gegen Jakob von Piemont die Souveränetät über dessen Besitzungen in Piemont, durch Vertrag das Waadtland und Valremy, und durch die Gunst des Kaisers Karl IV. das Reichsvicariat über einen großen Theil von Oberitalien. Ueberdies erlangte er durch eine weise Vermittlerrolle großes Ansehen in den Staaten Italiens. — A. VII., der Rothe, Sohn des vorigen, geb. 24. Febr. 1360, zeichnete sich als Bundesgenosse Karl's VI. von Frankreich bei Ypern aus, erstürmte Sitten bei einem Aufstande der Walliser gegen ihren Bischof, brachte Coni und Nizza an sein Haus und starb 1. Nov. 1391. — A. VIII., geb. 4. Sept. 1383, stand anfangs unter der Vormundschaft seiner trefflichen Großmutter, Bonne de Bourbon, bis er 1398 die Regierung selbst antrat, die er im Geiste der Mäßigung und Ordnungsliebe führte. Der Eifer, mit dem er die Bestrebungen Kaiser Sigismund's für Beseitigung des Schismas theilte, erwarb ihm dessen Gunst und bewirkte die Erhebung Savoyens zum Herzogthum (1416). Piemont wählte ihn, nach dem Aussterben der dort regierenden Linie, deren nächster Erbe er war, zum Regenten (1418), obschon er von seinem Erbrechte keinen Gebrauch machen wollte. Religiöse Schwermuth bestimmte ihn, 7. Nov. 1434 die mit Glück und Segen geführte Regierung niederzulegen und sich mit sechs Rittern in die Einsiedeleien zurückzuziehen, die er bei Thonon am Genfersee hatte anlegen lassen. 1439 wählte ihn das Concil zu Basel zum Papst, als welcher er sich Felix V. nannte. Da ihm aber die Beendigung des Schismas nicht gelang, so leistete er 1449 auf den päpstl. Stuhl Verzicht. Er starb 7. Jan. 1451 zu Genf. — A. IX., geb. 1. Febr. 1435, Sohn des Herzogs Ludwig, trat die Regierung 1465 an, überließ sie aber 1469 Kränklichkeit halber seiner Gemahlin Iolanthe, Tochter Königs Karl VII. von Frankreich. Diese nahm den Titel einer Regentin an; allein die Brüder des Herzogs, die

Grafen von Genevois und Bresse, erhoben darüber Krieg, und A. wurde sogar mit seiner Gemahlin in dem Schlosse Montmelian belagert und gefangen genommen. Nach gütlicher Beilegung des Streits starb A. bald darauf 16. April 1472.

Amadis ist ein in der Ritterpoesie vielgebrauchter Heldenname. An der Spitze dieser romantischen Heldengestalten steht A. von Gallien, nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber «Dunkelschön» (Beltenebros) genannt, ein Kind der Liebe des fabelhaften Königs Perion von Frankreich und der Elisena, der Tochter eines Königs Gavinter von Bretagne. — A. von Griechenland ist ein Urenkel des gallischen A. und Sohn Lisuarte's und der Onoleria, Tochter des Kaisers von Trapezunt. — A. vom Gestirn gilt wieder als Urenkel des griech. A. und als der Sohn des Agesilaos, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griech. A. mit der Königin Zahara vom Kaukasus. Die Mutter dieses dritten A. ist Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griech. A. — A. von Trapezunt, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Florisel's und der Helene, Prinzessin von Apollonien, ist der Urenkel Florisel's, Sohn der Polixana und Liscaron's, Prinzen von Catai.

A. von Gallien erscheint hiernach als der Stammvater vieler Amadisse und unzählbarer Nachkommenschaft. Zugleich ist der von ihm handelnde Roman nicht nur der älteste und das Vorbild aller übrigen, sondern auch der beste der sogenannten Amadisromane. Derselbe hat sogar bei Cervantes (s. d.), der gerade durch Zerstörung der lange usurpirten Herrschaft dieser «übeln Sekte» unsterblichen Ruhm erwarb, Gnade gefunden, und sich in der Gestalt Don Quixote's nicht blos durch ihn als literarische Curiosität, sondern auch durch sich selbst, als ursprüngliches Product schöpferischer Phantasie, bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Amadisroman beruht indeß auf keinen nationalen Grundlagen und wird durch keine irgendwo heimischen Sagen gestützt, wie bei den Epen und Romanen des bretonischen, karolingischen, deutschen, überhaupt jedes echt volksthümlichen Sagenkreises der Fall ist, sondern er muß im Gegentheil als das rein subjective Gebilde der Phantasie eines einzelnen gelten. Der Roman wurde auch in einer Zeit verfaßt, in welcher die ursprünglich epische Richtung bereits durch andere, besonders die allegorisch-didaktische, verdrängt und das Ritterthum ein künstlich-raffinirtes, ideell potenzirtes, also schon seinem Verfall nahe war, folglich frühestens im 14. Jahrh. Außerdem muß er gleich anfänglich in Prosa niedergeschrieben worden sein, nicht um gehört, sondern um gelesen zu werden. Endlich ist nicht zu verkennen, wie der Verfasser desselben wol die Gedichte der ältern Sagenkreise gekannt, ja vielfach nachgeahmt, aber doch eine ganz neue Bahn eingeschlagen hat, die seine weniger begabten Nachtreter in den Abgrund leitete und den Untergang der ganzen Gattung veranlaßte. Denn dadurch bekamen diese Ritterromane, allerdings gegen ihre Absicht, immer mehr eine ironische Färbung, und es bedurfte nur eines Genies wie Cervantes, um, dieses komische Element zum Grundton machend und den Gegensatz auf die Spitze treibend, die ganze Gattung sich durch sich selbst vernichten zu lassen.

Die span. Amadisromane bestehen aus 14 Büchern, wovon die vier ersten den eigentlichen «A. von Gallien» enthalten, der höchst wahrscheinlich ursprünglich in portug. Sprache von dem Ritter Vasco de Lobeira von Oporto (gest. 1403), und zwar zwischen 1342 und 1367, abgefaßt wurde. Da jedoch die Originalhandschrift zu Grunde gegangen, sind jene ersten vier Bücher nur in der span. Uebersetzung vorhanden, die von Garcia Ordoñez de Montalvo um 1460 überarbeitet und zwischen 1492 und 1505 zuerst im Druck herausgegeben wurde. Derselbe Montalvo fügte das fünfte Buch hinzu: «Las sergas (ergas, d. i. Thaten) de Esplandián, hijo de A. de Gáula», welches er um 1485 begann, aber erst gegen 1492 vollendete. Das 6. bis 14. Buch enthalten die Thaten und Abenteuer Florisando's (von Paez de Ribera), Lisuarte's von Griechenland und Perion's von Gallien (von Juan Diaz), des A. von Griechenland, Florisel's von Nicäa und Anaxarte's (von Feliciano de Silva), Rogel's von Griechenland und Silves' de la Selva (von demselben), Lepolemo's und Leandro's des Schönen (von Pedro de Lujan), und endlich Penalva's (von einem ungenannten Portugiesen). Die franz. Uebersetzer und Fortsetzer, welche seit Nicolas de Herberay, Sieur des Essarts, der 1540—48 die ersten acht Bücher herausgab, sich um die Wette damit beschäftigten, haben diese Romanenreihe bis auf 24 Bücher erweitert. Von diesen umfassen das 16. bis 21. die Thaten Sphäramont's und des A. vom Gestirn, und das 22. bis 24. die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gallischen A., mit Einschluß des A. von Trapezunt. Endlich hat Gilbert Saunier, Sieur von Duverdier, einen Schluß aller in dem ganzen Sagenkreis

begonnenen Abenteuer («Le roman des romans») hinzugedichtet und in sieben gewaltigen Bänden mitgetheilt. Wie beliebt und verbreitet diese Romane zu ihrer Zeit waren, beweisen, außer den vielen Auflagen der einzelnen Theile, die Uebertragungen der meisten derselben ins Italienische, Englische, Deutsche, selbst ins Holländische, und die zahlreichen ihnen nachgebildeten Ritterromane. Als sich jedoch infolge höherer Bildung die Geschmacksrichtung änderte, geriethen auch die Amadisromane, und zwar bei ihrem Mangel an innerm, selbständigem Werth mit vollem Rechte, in Vergessenheit. Eine verdiente Ausnahme von diesem Lose indeß machte der «A. von Gallien», der nicht nur bis auf den heutigen Tag noch Leser findet, sondern noch bis in die neueste Zeit übersetzt, überarbeitet, benutzt und nachgeahmt wurde. So bearbeiteten der Portugiese Gil Vicente und der Spanier Andrés Rei de Artieda Stoffe daraus in zwei span. Komödien. De Lubert und Graf Tressan erneuerten diesen Roman in geschmackvollen Auszügen, und, wie es einst Bernardo Tasso in seinem «Amadigi» that, bearbeiteten ihn auch Creuzé de Lesser («A. de Gaule, poëme faisant suite aux chevaliers de la table-ronde», Par. 1813) und William Stewart Rose («A. de Gaul, a poem in three books», Lond. 1803) in epischen Gedichten. Dagegen hat Wieland's «Neuer A.» mit jenen ältern Amadissen nichts gemein als den Titel und etwa die Fülle der von dem Helden zu bestehenden Abenteuer.

Amager, deutsch **Amak**, eine kleine dän. Insel im Sunde, welche durch das schmale Fahrwasser Kalleboſtrand von Seeland getrennt wird. Die Insel hat eine Länge von 2 M., eine Breite von höchstens 1 M. und umfaßt ein Areal von 1,388 Q.-M. Sie ist niedrig und eben, äußerst fruchtbar und wohl angebaut, leidet aber Mangel an gutem Trinkwasser. Ohne Christianshavn, einen Theil von Kopenhagen (s. d.), auf dem nördlichsten Ende der Insel, zählt sie 9191 E., die zum größten Theil von 24 holländ. Familien abstammen, welche Christian II. 1516 aus dem District Waterland in Nordholland herbeirief. Die Nachkommen dieser Einwanderer haben bis heute ihre alte Kleidertracht und ihre Sitten beibehalten und betreiben besonders Gartenbau, sodaß die Insel für den Gemüsegarten von Kopenhagen gelten kann. A., zu dem auch das unbewohnte Eiland Saltholm gehört, ist in zwei Kirchspiele, Taarnby und Magleby, getheilt. In dem erstern befinden sich eine Menge Fabriken und industrieller Anlagen, in letzterm liegen die stadtähnlichen Seemannsdörfer Dragöe und Kastrup, von denen ersteres 47 eigene Schiffe mit 1482 Lasten, letzteres 29 mit 395 Lasten besitzt, und deren Bewohner zu den tüchtigsten Seeleuten und Lootsen gehören. Auch befindet sich auf A. der eingehegte Staatsforst Kongeland mit Fasanerie.

Amalekiter, ein edomitischer Volksstamm, als dessen Stammvater Amalek, der Enkel Esau's, angegeben wird. Die Grenzen ihres Wohnsitzes sind nicht genau zu bestimmen; doch hielten sie sich vorzugsweise zwischen Philistäa, Aegypten, Edom und der Wüste des Sinai auf. Sie lebten in steter Feindschaft mit den Israeliten, wurden aber unter Saul und David gänzlich unterjocht und zur Zeit des Hiskia (725 v. Chr.) ausgerottet. Wenigstens verschwindet seitdem ihr Name aus der biblischen Geschichte. Ihre Könige führten den Titel Agag.

Amäler hieß ein Helden- und Herrschergeschlecht der Gothen, welches von Amala, einem ihrer mythischen Könige, seinen Namen führte. Aus ihm wählten die Ostgothen ihre Fürsten. Zu den A. gehörten demnach Ermanrich, die drei Brüder Walamir, Theodemir und Widimir (die Söhne Winithar's und Enkel Wulbulf's, des Bruders von Ermanrich), sowie auch Theoderich d. Gr., der Sohn Theodemir's. Theoderich tritt in der deutschen Heldensage unter der hochdeutschen Namensform Dietrich von Bern (s. d.) auf. Er und seine Helden heißen in dem Nibelungenliede, dem Heldenbuche und andern altdeutschen Dichtungen **Amelungen**, d. i. Abkömmlinge des Amala.

Amalfi, Seestadt am Golf von Salerno (in der ehemaligen Provinz Principato citeriore des Königreichs Neapel) in der Provinz Salerno des Königreichs Italien. Der Ort ist Sitz eines Erzbischofs und zeichnet sich insbesondere durch seine seltsame Lage aus. Die Stadt steigt nämlich hinter dem engen Hafenkai an dem Felsen empor, sodaß die Häuser durch eingehauene Treppen miteinander verbunden sind, während die Dächer als Gärten dienen. Zwischen dem Gewirr von Häusern, Treppen, Durchgängen, Brücken, Felsen drängt sich überall die üppigste Vegetation von Wein, Orangen-, Citronen-, Oel- und Johannisbrotbäumen. Die Kathedrale St.-Andreas ist im normann.-byzant. Stile erbaut. Gegenwärtig zählt A. nur 4900 E., deren Hauptnahrungszweige in Seefahrt und Fischerei, besonders aber in der Fabrikation von Papier und der Bereitung von als vortrefflich bekannten Maccaroni bestehen. Die Stadt soll von Konstantin d. Gr. gegründet worden sein. Zur Langobardenzeit war sie ein durch Seehandel reiches und mächtiges Gemeinwesen, dessen Entwickelung aber öfter durch innere Unruhen

gestört ward. Die Verfassung war in ihren Grundlagen republikanisch, obschon auf Lebenszeit von der Gemeinde gewählte Fürsten, die zuerst Consuln, dann Grafen, zuletzt Herzoge hießen, an der Spitze standen. Seit dem 9. Jahrh. regierte unter fortwährenden Kämpfen der Herzoge im Innern und nach außen mit Salerno, von dem A. eigentlich abhängig war, das Geschlecht der ältern Herzoge von A., das mit Mansus Fusulus (892—908) beginnt. Nach ihrem Aussterben kam A. erst unter Herzog Gisulf von Salerno, bis es von Robert Guiscard 1077 dessen Besitzungen (Apulien und Calabrien) einverleibt wurde. Seitdem verfiel die Stadt, die zur Zeit ihrer Blüte 50000 E. gezählt, allmählich, bis sie infolge der Plünderung durch die Pisaner 1135 und 1137 Macht und Bedeutung gänzlich verlor. Das Herzogthum wurde später zwar wiederhergestellt und damit der Fürst Orsini von Salerno, dann Antonio Piccolomini, der Neffe Papst Pius' II., und gegen die Mitte des 17. Jahrh. Ottavio Piccolomini (s. d.) belehnt; allein die Stadt vermochte sich nicht wieder zu erheben. Das Seerecht von A. (die Tabula Amalphitana) galt früher in ganz Italien. Zu A. befand sich auch die älteste Handschrift der Pandekten, und Flavio Gioja, der Erfinder des Kompasses, sowie Masaniello wurden daselbst geboren.

Amalgam (ein aus dem griech. malagma, d. i. Erweichung, gebildetes arab. Wort) bezeichnet die Verbindung des Quecksilbers mit andern Metallen, daher amalgamiren: metallische Substanzen mit Quecksilber verbinden. Das bekannteste A. ist die Folie der Spiegel, Zinnamalgam. Das Amalgamiren geschieht in kleinerm Maßstab in den Werkstätten der Goldschmiede, welche mit Goldamalgam (in der sog. heißen Vergoldung) das Silber vergolden, indem sie es damit belegen und dann das Quecksilber im Ofen verflüchtigen, worauf das Gold auf dem Silber haftet und durch Politur geglättet wird. Im großen geschieht das Amalgamiren auf manchen Hütten behufs Ausscheidung der Metalle aus den Erzen. Durch die Amalgamation, auch Anquickung genannt, ist namentlich das Silberhüttenwesen sehr gefördert. Ein Verfahren zur Entsilberung von Erzen durch Amalgamation gab zuerst 1557 Bartolomé de Medina in Mexico an. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. wurde die Amalgamation in Europa bekannt und im 8. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von Born in Ungarn und von Gellert in Freiberg eingeführt. Indeß nicht alle Silbererze eignen sich zur Amalgamation. Am besten qualificiren sich reine kiesige Erze, die je nach ihrem Silbergehalt mit Kochsalz und Quecksilber beschickt werden. Fehlt es an Kies, so muß Schwefel- oder Magnetkies zugeschlagen werden. Ebenso wird silberhaltiger Roh- und Kupferstein und silberhaltiges Schwarzkupfer amalgamirt. Auch bei der Gewinnung des Goldes aus Golderzen und Goldsand wird die Amalgamation angewandt. Vorzügliche Amalgamirwerke befinden sich zu Freiberg in Sachsen und zu Hettstädt im Mansfeldischen. Die Amalgamation beginnt indeß andern einfachern und wohlfeilern Verfahrungsarten zu weichen. A. von Zink und Zinn braucht man zum Bestreichen der Reibzeuge der Electrisirmaschinen, um die Wirkung derselben zu erhöhen. Das gebräuchlichste und wirksamste ist das sog. Kienmayer'sche. Es besteht dasselbe aus 2 Theilen Quecksilber, 1 Theil Zink und 1 Theil Zinn.

Amalia, die Heilige, ein Sprößling des fränk. Königshauses, wurde von ihrem Bruder Pipin mit Witger, Pfalzgrafen von Lothringen, vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen der heil. Adalbert, Bischof von Rheims, und vier Töchter. Nachdem A. mit ihrem ebenfalls heil. Gemahle lange Zeit in freiwilliger Enthaltsamkeit gelebt und letzterer in ein Kloster gegangen war, nahm auch sie den Schleier. Sie starb als Witwe im Rufe der größten Heiligkeit. — A., eine andere Heilige von fürstl. Herkunft, kam frühzeitig in das Kloster der heil. Landrada zu Lüttich. Hier erblickte sie Pipin, und eingenommen von ihrer Schönheit und ihrem edeln Anstande, bestimmte er sie zur Gemahlin für seinen Sohn Karl. Sie lehnte jedoch diese Anträge ab und entzog sich den Nachstellungen Karl's durch die Flucht auf ihre Güter, wo sie auch unter Ausübung christl. Werke starb. Ihre Gebeine ruhen in der Abtei St.-Peter bei Gent. Der Gedächtnißtag dieser beiden Heiligen fällt auf den 10. Juli.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachsen-Weimar, geb. 24. Oct. 1739, eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, war während der letzten Hälfte des 18. Jahrh. der Mittelpunkt und die Seele des Hofs zu Weimar, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe des kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, an welchem Tasso und Ariosto lebten. Schon im 19. Jahre, 28. Mai 1758, Witwe vom Herzog Ernst August Konstantin, den sie nach zweijähriger Ehe verlor, wußte sie, als Vormünderin ihres noch nicht einjährigen Sohnes Karl August (s. d.), durch gute Verwaltung nicht nur die traurigen Folgen des Siebenjährigen Kriegs zu tilgen, sondern auch bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu

ersparen, und die Hungersnoth, welche 1773 Sachsen heimsuchte, von ihnen abzuwenden. Nicht minder sorgte sie für die geistige Bildung des Volks, theils durch die Begründung mehrerer neuer Anstalten, theils durch die Verbesserung der bereits vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Erzieher ihres Sohnes und zog Männer von den glänzendsten Talenten, wie Herder, Goethe, Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus und viele andere nach Weimar, denen sich später auch Schiller beigesellte. Sicherlich nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens konnte es der Fürstin eines so kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer als irgendje ein deutscher Fürstenhof um sich zu versammeln. Wie dazu ihr persönlicher Charakter das meiste beitrug, beweist der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben. Ihr Schloß in Weimar, ihre Lustschlösser in Tieffurt und Ettersburg waren fortwährend der Versammlungsort ausgezeichneter Gelehrter und Reisender, und es bleibt ihr der Ruhm, die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands geehrt und vielfach aufgemuntert zu haben. Die Schlacht bei Jena hatte ihr das Herz gebrochen; sie starb 10. April 1807.

Amalie (Marie Friederike Auguste), Herzogin zu Sachsen, die älteste Schwester des Königs Johann von Sachsen, geb. 10. Aug. 1794, erhielt mit ihren Geschwistern die trefflichste Erziehung und machte hierauf mit ihrem Vater, dem Herzog Maximilian, und ihrem Oheim, dem spätern König Anton, mehrere Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien, welche ihre Bildung vervollständigten sowie ihren Blick und ihre Lebenserfahrungen erweiterten. Den Beruf zur dramatischen Dichterin in sich fühlend, trat sie zuerst 1829 unter dem Namen Amalie Heiter mit einem Schauspiel: «Der Krönungstag», und 1830 mit einem zweiten, «Mesru», hervor, die auch auf dem dresdener Theater zur Aufführung kamen. Diese beiden Stücke sind metrisch gehalten, spielen im Morgenlande und stellen Selbsterfundenes dar. Das dritte Stück der Prinzessin, das Lustspiel «Lüge und Wahrheit», welches, ohne daß man die Verfasserin kannte, zuerst in Berlin gegeben wurde, fand eine sehr beifällige Aufnahme. Insbesondere aber erfreute sich «Der Oheim» eines überaus günstigen Erfolgs und machte die Runde über die meisten deutschen Bühnen. Auch die Dramen und Lustspiele: «Die Fürstenbraut», «Die Braut aus der Residenz», «Der Landwirth», «Der Verlobungsring», «Vetter Heinrich», «Der Pflegevater», «Das Fräulein vom Lande», «Der Majoratserbe» u. a., haben durchgehends Beifall gefunden. Selten hat sich die Kritik in ihren Urtheilen so übereinstimmend ausgesprochen wie über diese Bühnenstücke. Ueberall hat man die sich in ihnen kundgebende große Kenntniß der Bühne wie des menschlichen Herzens, den tiefen sittlichen Gehalt sowie die feine Durchführung und gelungene Charakteristik hervorgehoben. Anlage und Erfindung sind sinnig, und mit einfachen Mitteln wird eine erwärmende Spannung hervorgerufen. Meist siegt die reine, etwas derbe Natur über die Verbildung, die weltmännische Abgeschliffenheit und die Anmaßungen des aristokratischen Hochmuths. Sind auch die Stücke der Verfasserin nicht gänzlich von einer gewissen weiblichen Subjectivität freizusprechen, so darf doch der überwiegenden Mehrzahl nachgerühmt werden, daß in ihnen die Zartheit der Erfindung nicht in verschwommene Sentimentalität, das Gemüthvolle nicht in kränkliche Gereiztheit ausartet. Natur und Wahrheit walten in den Gestalten wie in deren Verhältnissen. Die dramatischen Arbeiten der Prinzessin A., von denen einige auch in franz. Umguß in Paris aufgeführt und gedruckt wurden (Bd. 1, 1841), erschienen zum Besten des Frauenvereins in Dresden unter dem Titel: «Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne» (6 Bde., Dresd. 1837—42; Bd. 1, 3. Aufl. 1858). Auch hat die Prinzessin mehrere Kirchenstücke und Opern componirt, die im Kreise der königl. Familie aufgeführt worden sind. Infolge eines harten Augenleidens mußte sie sich 8. Nov. 1855 in Leipzig einer Operation unterwerfen.

Amalthēa (griech. Amaltheia), hieß die Ziege, welche den Zeus auf Kreta, als ihn seine Mutter Rhea (s. d.) aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg, säugte und zum Lohne dafür unter die Sterne versetzt ward. Zeus brach der Ziege ein Horn ab und gab es den Töchtern des Melissens, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen, daß sie alles zum Unterhalt Nöthige daraus sollten nehmen können. Daher bezeichnet cornu Amaltheae so viel als cornu copiae, Horn des Ueberflusses oder Füllhorn. Nach andern ist A. eine Nymphe, welche mit der Milch einer Ziege den Zeus säugte. Unter dem Titel «Amalthea» gab Böttiger eine archäol. Zeitschrift (3 Bde., Lpz. 1822—25) heraus, in deren Einleitung er die Mythe behandelt.

Amand (Saint-) oder Saint-A. Montrond, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Cher, im ehemaligen Herzogthum Berry, am Zusammenfluß des Cher und der Marmande und an einem Zweige des Berrykanals, ist regelmäßig gebaut und hat noch die

imposanten Ruinen des ursprünglich vom Herzog von Sully befestigten Schlosses Montrond. Der Ort zählt 9000 E., die Handel mit Vieh, Korn, Wein, Kastanien, Bauholz und einigen Manufacturen betreiben. In der Nähe befinden sich große Eisenwerke, eine Kanonenbohrerei und Porzellanfabriken. — Saint-A.-les-Eaux, alte Stadt im franz. Depart. Nord, am linken Ufer der Scarpe, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, hat 10210 E., Fabriken für Spitzen, Strümpfe, Zwirn, Cichorien, schwarze Seife, Porzellan u. s. w., besonders aber wichtige Leincultur, indem die Umgegend einen ausgezeichneten Flachs liefert, aus welchem die feinsten Spitzen fabrizirt werden. Im 7. Jahrh. war der Ort ein Dorf, welches König Dagobert (634) dem heil. Amandus schenkte. Dieser gründete daselbst das Kloster Elnon oder Saint-A.-sur-l'Elnon, in welchem er 675 starb. Die reiche Bibliothek der Abtei ist nach Valenciennes gekommen, wo Hoffmann von Fallersleben 1837 in ihr das Ludwigslied (s. d.) auffand. Der einzige Ueberrest des Klosters ist ein hoher Glockenthurm. Im Sommer 1792 stand hier und in der Umgegend das Lager der franz. Nordarmee unter Dumouriez, der am 4. April 1793 von hier aus nach Mons floh. Auch fanden in jenen Jahren daselbst zahlreiche Gefechte zwischen den Franzosen und Oesterreichern statt. Die in der Nähe gelegenen Schwefelthermen, von welchen die wichtigste Bouillon heißt, haben 18—28° R. und werden jetzt hauptsächlich zu Schlammbädern benutzt. — Saint.-A. heißt unter andern Ortschaften dieses Namens auch ein Dorf in der belg. Provinz Namur, nahe nördlich von Fleurus und westlich von Ligny. Dasselbe bildete einen wichtigen Punkt in der Schlacht bei Ligny (s. d.) am 16. Juni 1815.

Amanuensis war bei den spätern Römern, namentlich von dem Zeitalter August's an, der Amtsname der Sklaven, deren man sich, zum Unterschiede von den in andern häuslichen Geschäften verwendeten Dienern (a manu servi), in vornehmern Häusern zu wissenschaftlichen und gelehrten Beschäftigungen, zum Schreiben und Abschreiben, zum Dictiren, Vorlesen u. s. w. bediente. Auch Freigeborene bekleideten solche Posten sehr häufig. Jetzt bezeichnet man mit diesem Namen, gleichbedeutend mit dem eines Famulus, auf gelehrten Schulen und Universitäten einen Schüler, Studirenden oder eigener Selbständigkeit sich nähernden jungen Mann, der in kleinen auf die Schule sich beziehenden Besorgungen dem Lehrer dient, den Verkehr des Professors mit den seine Vorlesungen besuchenden Studenten vermittelt, dem vielbeschäftigten Arzte in seiner Praxis zur Seite steht, auf Bibliotheken den Beamten Hülfsdienste leistet u. s. w.

Amapala, Seestadt im Depart. Choluteca des mittelamerik. Freistaats Honduras, auf der Nordseite von Tigre, der wichtigsten Insel in der prächtigen Südseebai de Fonseca oder de Conchagua, die jetzt auch Golf von A. genannt wird. Die Bai übertrifft an Mannichfaltigkeit der Küstengliederung wie an Raum, Tiefe und Sicherheit selbst die berühmte Bai von San-Francisco in Californien und umfaßt eine Reihe der vortrefflichsten Häfen der ganzen Westküste Amerikas. Die Insel Tigre besteht aus einem 2500 F. hohen, vulkanischen Pic, der bis an die Spitze mit schönem, wildreichem Walde bedeckt ist. Die Stadt A. ist ein erst neugegründeter Ort, der sich aber, seitdem er zum Freihafen erklärt worden, schnell gehoben hat und bereits über 1000 E. zählt. Der Hafen wird schon von Handelsschiffen aus Valparaiso, San-Francisco, Newyork, Liverpool, den Hansestädten und Frankreich besucht und verspricht wegen seines verhältnißmäßig gesunden Klimas und seiner günstigen Lage als Entrepot für einen großen Theil von San-Salvador, Honduras und Nicaragua der wichtigste Seehafen der Südsee zwischen San-Francisco und Valparaiso zu werden. Die Hauptausfuhrartikel sind Färbe- und Schmuckhölzer, Taback, Sassaparilla, Ochsenhäute, Hirschfelle und edle Metalle aus Honduras sowie Indigo aus San-Salvador.

Amara, s. Bittermittel.

Amarantenorden. Dieser der Ehelosigkeit gewidmete Orden wurde 1653 von der Königin Christine von Schweden für 15 Ritter und 15 Damen gestiftet. Zwar gab es auch verheirathete Mitglieder; diese mußten aber wenigstens geloben, keine zweite Ehe eingehen zu wollen. Dafür hatten die Mitglieder das Recht, alle Sonntage mit der Königin zu speisen. Das Zeichen des schon 1656, wo die Königin katholisch wurde, wieder eingegangenen Ordens war ein goldener Lorberkranz, in welchem sich zwei verschlungene, umgekehrte A befanden, und ein blaues Band, auf dem die Ordensdevise: dolce nella memoria in Gold gestickt war.

Amarantus, d. h. unverwelklich, nannte Tournefort eine Gattung einjähriger Kräuter aus der nach ihr benannten Familie der Amarantaceen, mit einhäusigen und vielhäusigen, zu Knäueln vereinigten und in einer Rispe, Aehre oder in einem Kopfe stehenden Blüten, weil deren trockenhäutige, meist gelblichgrün oder roth gefärbte Hüllen und die zwischen den Blüten stehenden, ebenso gefärbten Deckblätter auch nach dem Absterben der Pflanze lange ihre

frische Farbe behalten. Dieses Umstandes wegen dienen die Amaranten den Dichtern bisweilen zum Symbol der Unsterblichkeit. Die größte Anzahl von Pflanzen dieser artenreichen Gattung gehört den Regionen zwischen den Wendekreisen an. Viele besitzen eine sonderbare Form oder werden durch Cultur monströs, wie der dunkelrothe A. (A. cruentus), der aus Asien zu uns gekommen ist und, gleich dem geschwänzten A. (A. caudatus) oder rothen Fuchsschwanz, als Zierpflanze in Gärten gezogen wird. Die Blütenschweife des letztern werden oft mehrere Fuß lang. Außer diesen überall im freien Lande ohne besondere Pflege gedeihenden Arten zieht man als Garten- und Topfzierpflanze den dreifarbigen A. (A. tricolor), welcher Tausendschön genannt zu werden pflegt und in der That eine sehr schöne Decorationspflanze ist. Diese aus Ostindien stammende Pflanze hat nämlich buntgefärbte Blätter, welche je nach ihrem Alter die Farbe ändern. Jung sind sie roth mit gelber Spitze, später im Grunde korallenroth, in der Mitte violett und an der Spitze grün, zuletzt dunkelgrün mit violettrother Basis. Die vom Juni bis Sept. vorhandenen Blüten, welche in Knäueln in den Blattachseln sitzen, haben eine grüne oder rothe Farbe. — Amarantfarbe nennt man ein schönes dunkles, ins Violette spielendes Roth. — Amarantholz, auch Luftholz, Violettholz, Purpurholz und blaues Ebenholz genannt, ist ein westind. Holz von nicht näher nachgewiesenem Ursprung, welches schwer, mäßig hart und von feinem, doch etwas porösem Gewebe ist. Auf dem frischen Schnitte sieht es röthlichgrau aus, bei längerer Einwirkung der Luft nimmt es aber eine schöne violette oder purpurrothe Farbe an. Es wird zu kleinen Tischlerarbeiten verwendet.

Amarapura oder Ummerapura (nach engl. Schreibweise), die jetzige Haupt- und Residenzstadt des Birmanenreichs in Hinterindien, wurde 1783 vom König Mendera Gji erbaut und zum königl. Hoflager bestimmt, was sie auch, mit kurzer Unterbrechung von 1821—37, geblieben ist. Die Stadt liegt 1⅓ M. im NO. der zum Theil verfallenen und von Erdbeben verwüsteten frühern Hauptstadt Ava auf einer gegen S. gerichteten Halbinsel, in dem durch den Zusammenfluß des Irawaddi und des Mjit-Nge gebildeten Delta. Die eigentliche Stadt bildet ein gleichseitiges Viereck von etwa 5200 F. auf dem breitesten Theile der Halbinsel und wird umgeben von einer 12 F. hohen, mit Brustwehrzinnen versehenen Mauer, hinter welcher sich ein Erdwall mit Bastionen befindet, während außerhalb der Mauer ein tiefer und breiter Graben läuft. Die Straßen, den Mauern parallel, schneiden sich unter rechten Winkeln, sind breit, aber unrein, bei Regenwetter morastig, im niedrigern Theile Sumpf. Den Mittelpunkt nimmt die viereckige Residenz ein, mit dreifacher Umschließung und vier Thoren, von denen aber nur das östliche den öffentlichen Eingang bildet zu dem eigentlichen Palaste Mje-Nan. Letzterer ist aus Backsteinen aufgeführt und hat mit Blattgold belegtes hölzernes Gebälk und Dach und einen ebensolchen, in acht Abstufungen aufsteigenden Thurm mit einer Art Kuppel. Dahinter steht das Bjat-Deit, die Staatsgebäude der Minister des Innern, sämmtlich aus Holz, mit stufenweise aufsteigenden, mit Schnitzwerk verzierten und mit Gold überzogenen Thürmen. In der Stadt sind nur die zahlreichen Tempel aus Backstein, die Wohnhäuser aus Holz erbaut. Die Häuser der Prinzen, Staatsminister und anderer Würdenträger sind aus Tiekholz errichtet, die prinzlichen mit zwei oder drei stufenweise sich übereinander erhebenden Dächern, als Abzeichen königl. Gebäude. A. hatte im Anfang dieses Jahrhunderts 175000 E., wurde aber 1839 durch Erdbeben arg verwüstet. Jetzt zählt es gegen 27000, mit den Vorstädten 90000 E., darunter über 2000 chines. Familien, theils Kleinhändler, theils Agenten chines. Handelshäuser, und 6—8000 Pat'hi oder mohammed. Birmesen, mit 40 Moscheen. Wie die Mehrzahl der Bevölkerung, so haben auch Handel und Industrie, deren Hauptzweig die sehr stark betriebene Verarbeitung der über Bamo (s. d.) importirten chines. Seide ist, ihren Sitz in den Vorstädten. Im N., etwa 1 St. von A., steht das Maha-Mjat-Mamli oder der Arakantempel, der besuchteste Wallfahrtsort, mit dem 1784 als Beute und größter Siegestrophäe aus Arakan hierhergebrachten Buddha-Idol. Dasselbe ist aus Kupfer, vergoldet und in sitzender Gestalt 7⅔ Königsellen hoch. Der Tempel, eigens zu dessen Aufnahme erbaut, ist mit Gold und Sculpturen überladen und ruht auf mehr als dritthalbhundert großen, übergoldeten Säulen. An einem der beiden nach ihm führenden Wege steht eine große Menge Klöster, unter denen das Tulut-Böngjo und das Maha-Umije-Peima durch Kunst und Pracht hervorragen. Letzteres ist der Sitz des höchsten Priesters des Reichs, des T'ha-T'hana-Ba'in, d. h. des Vertheidigers des Glaubens. Unterhalb A., an dem Südende des Delta und der eigentlichen Einmündung des Mjit-Nge, liegt die Trümmerstadt Ava (s. d.), und dieser gegenüber, am rechten Ufer des Irawaddi, die große Stadt Saga'ing (s. d.). Die Bevölkerung der drei so nahe beieinander gelegenen Städte hat man früher, als Ava noch blühte, auf 400000 E. geschätzt.

Amari (Michele), ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 7. Juli 1806 zu Palermo, erhielt seine Erziehung unter der Leitung des Professor Dominico Sciná, der sich zu den Grundsätzen der Revolution von 1789 bekannte und nicht ohne Einfluß auf seinen Zögling blieb. Im Alter von 15 J. trat A. bei einer Verwaltungsbehörde ein. Als sein Vater 1822 wegen Theilnahme an einer Verschwörung erst zum Tode verurtheilt, dann aber zu 30jähriger Haft begnadigt worden war, mußte das bescheidene Einkommen des Jünglings noch hinreichen, die Mutter und vier jüngere Geschwister zu erhalten. Durch die gesundheitspolizeilichen Maßregeln, die er 1837 als Beamter zur Eindämmung und Bekämpfung der Cholera traf, erwarb er sich die Achtung seiner Mitbürger. Bald darauf siedelte A. nach Neapel über, wo ihm eine Stellung im Justizministerium zutheil geworden war. Seine Mußestunden hatte er von Anfang an zum Studium der Geschichte und Literatur nicht nur Italiens, sondern auch Englands und Frankreichs benutzt. Die glänzenden Erfolge, welche Colletta's Geschichtswerk über Neapel unter dem gebildeten Theile des Volks erlangt, brachten bei ihm den Entschluß zur Reife, den Bewohnern seiner schönen Heimatsinsel in einer histor. Arbeit einen polit. Spiegel vorzuhalten. So entstand A.'s Hauptwerk «La guerra del Vespro Siciliano» (2 Bde., Palermo 1842; 6. Aufl., Flor. 1859; deutsch von Schröder, 2 Bde., Hildesh. 1851), ein Buch, welches, ungeachtet seiner strengwissenschaftlichen Darstellung, doch unbewußt die öffentliche Meinung der Sicilianer kundgab, dabei zugleich auch ein glänzendes Zeugniß für A.'s Beruf zum Geschichtschreiber ablegte. Natürlich wurde das Buch von der damaligen Regierung verboten. Die Censoren, welche den Druck hatten geschehen lassen, verloren ihr Amt, und der Verleger ward nach der Insel Ponza verbannt. A. selbst flüchtete und ließ sich zu Paris nieder, wo er seinen histor. Studien lebte. Die Revolution von 1848 führte ihn in sein Vaterland zurück, und hier wurde er im März zunächst Mitglied des Parlaments, später Finanzminister. Im Aug. ging er als Gesandter nach Paris, um bei der republikanischen Regierung Unterstützung für Sicilien zu vermitteln. Mit Versprechungen kehrte er 22. April 1849 nach Palermo zurück, verließ aber schon nach acht Tagen diese Stadt wieder, um, fern von den polit. Wirren jener Zeit, in Paris die begonnenen Studien und Arbeiten fortzusetzen. Als Frucht derselben veröffentlichte A. sein zweites Hauptwerk, die «Storia dei Musulmanni di Sicilia» (Flor. 1853). Einige kleinere Arbeiten waren demselben vorausgegangen, wie Ibn-Zafer's «Solwan al-Mota', ossia conforti politici» (Flor. u. Lond. 1852), ferner die «Description de Palerme» aus dem Werke des Ibn-Haukal, und Mohammed Ibn-Dschobair's «Voyage en Sicile». Die beiden letztgenannten Arbeiten erschienen im «Journal Asiatique» (Bd. 5—7, Par. 1845—47). Eine umfassende Sammlung von Quellenschriften zur Geschichte der moslem. Herrschaft in Sicilien hat A. in der «Biblioteca Arabo-Sicula» (Abth. 1—3, Par. u. Lpz. 1856—58) begonnen. Nachdem Garibaldi im Sommer 1859 die ersten Erfolge in Sicilien errungen, eilte A. wieder nach seiner Heimatsinsel, wo er unter der Dictatur Garibaldi's im Aug. 1859 das Ministerium des Auswärtigen übernahm und andere wichtige Aemter bekleidete. Nach der Constituirung des Königreichs Italien ward er zum Senator ernannt und erhielt im März 1863 an Matteucci's Stelle das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts, in welchem Amte er mit Erfolg für die Durchführung der von seinen Vorgängern angebahnten Reformen wirkte.

Amaryllis, Narcissenlilie, eine Gattung schönblühender Zwiebelgewächse aus der Familie der Amaryllideen, welche mit der Narcissengattung nahe verwandt ist, sich aber durch eine unregelmäßige, fast zweilippige Blume, niedergebeugte Staubfäden und den Mangel der Honigbecher von jener unterscheidet. Die meisten Arten wachsen am Vorgebirge der guten Hoffnung, einige in Südamerika und Ostindien, auch im wärmern Nordamerika. Alle haben große Zwiebeln, lange, rinnige Blätter und blattlose Stengel (Schäfte), welche bei den einen Arten nur eine, bei andern zwei, bei noch andern mehrere große Blumen an der Spitze tragen. Zu der ersten Gruppe gehört die am längsten bekannte, schönste und am häufigsten als Zierpflanze cultivirte A. formosissima, welche am Ende des 17. Jahrh. von Südamerika nach Europa gebracht wurde, wo sie seitdem als Zierde der Gärten gezogen wird. Ihre lebhaft rothen, im Sonnenscheine golden schillernden Blüten sind geruchlos. Auch andere Arten dieser Gattung zeichnen sich durch Schönheit ihrer Blüten aus. Durch künstliche Befruchtung hat man eine große Anzahl von Bastardformen erzeugt. Eine Art, A. belladonna, welche in Westindien einheimisch ist, trägt blos rosenfarbene Blüten und hat Zwiebeln, welche einen scharfgiftigen Körper enthalten.

Amasia, Amasijah (im Alterthum Amasea oder Amasia), eine Stadt im türk. Ejalet

Siwas im nördl. Kleinasien, südwestlich von Samsun (Amisus) am Schwarzen Meere, liegt romantisch 1230 F. hoch in dem Felsenthal des Jeschil-Irmak (Iris), dessen Steilufer hier eine schöne Steinbrücke verbindet. Die Stadt ist umgeben von Gärten, Obsthainen, Maulbeer- und Weinpflanzungen und Tabacksfeldern, hat reiche Seidenanlagen und Fabriken und gutversehene Bazars. Die Seide geht nach dem 7 M. im S. gelegenen Meßort Zileh, um von da nach Aleppo und Damaskus, zum kleinern Theil nach Konstantinopel, verhandelt zu werden. A. ist der Sitz eines Metropoliten, hat viele Moscheen, mehrere Klöster und ein auf sehr steiler Höhe gelegenes Felsenschloß an der Stelle der antiken Akropolis, merkwürdige Felsgrotten, alte Königsgräber und zahlreiche andere Alterthümer, die an den frühern Glanz erinnern. Jetzt ist A. ein Bild des Verfalls, Schmuzes und Elends und zählt trotz seiner Ausdehnung nur etwa 25000 E. Die Stadt war nach Mithridates d. Gr. die Residenz der Könige von Pontus und ist der Geburtsort des berühmten Geographen Strabo. Der erste mohammed. Eroberer war Melek-Ghasi aus der berühmten Familie der Danischmends, der sie 1083 den Griechen entriß. Dann kam sie an die Seldschuken, welche sie unter Kilidsch Arslan II. 1174 eroberten. Bajesid I. eroberte sie 1392; bald darauf nahm sie Timur nach siebenmonatlicher Belagerung, 1485 Bajesid II. Die Stadt war öfter Sitz von osman. Prinzen und Apanage von Sultaninnen. Der Sultan Selim I. wurde daselbst geboren.

Amasis oder Amosis, Name zweier ägypt. Könige (ägypt. Aah-mas, d. i. der junge Mond). — A. I. war der erste König des neuägypt. Reichs, an der Spitze der 17. (18.) Manethonischen Königsdynastie, welcher die bis dahin über ganz Aegypten herrschenden semitischen Hyksos (Hirtenkönige) besiegte, nach der nördl. Grenzfestung Auaris trieb und ihre Herrschaft im Lande brach, bis sie von seinem vierten Nachfolger Tuthmosis III. gänzlich aus Aegypten vertrieben wurden. Er regierte (nach Lepsius) 1684—59 v. Chr. — A. II., 570—26 v. Chr., ist der aus Herodot bekannte griechenfreundliche König der 26. Manethonischen Dynastie, der, nachdem er sich mit Gewalt des Thrones seines Vorgängers Apries bemächtigt hatte, den Griechen Naukratis überließ, die bereits unter Psametichos I. in Aegypten angesiedelte Colonie ionischer und karischer Söldner nach Memphis zog und in aller Weise die Verbindung mit den Griechen begünstigte. Der materielle Wohlstand in Aegypten wuchs infolge seiner Politik zu einer Höhe, welche selbst die glänzendsten frühern Zeiten nicht erreicht hatten. Er soll (was jedoch zu bezweifeln ist) von niederer Herkunft und aus demselben saitischen Nomos gebürtig gewesen sein, aus welchem die vor ihm regierende Königsfamilie stammte. Seine Regierung war so weise und der Wohlfahrt des Landes günstig, daß er als einer der sechs großen ägypt. Gesetzgeber aufgeführt wird. Er ordnete vornehmlich die Verhältnisse der Nomarchen und die ganze Staatshaushaltung Aegyptens. Als die Eleer sich guten Rath wegen der Olympischen Spiele von ihm erbaten, soll er ihnen den gegeben haben, keine Eleer unter den Preisbewerbern zuzulassen. Er war es auch, der dem Polykrates von Samos die Gastfreundschaft aufgekündigt haben soll, weil er ihn dem Neide der Götter verfallen glaubte. Seine zuerst freundschaftliche Verbindung mit dem Perserkönig Kambyses führte nachher zum feindlichen Einfalle des letztern in Aegypten 525 v. Chr., der ihn aber bei seiner Ankunft schon nicht mehr am Leben fand. Sein Sohn und Nachfolger Psametichos III. verlor nach sechsmonatlicher Regierung das Reich an die Perser, die es dann 121 Jahre beherrschten.

Amáthus oder Amathunt, eine altgriech. Stadt auf der Südküste von Cypern und eine der neun Hauptstädte der Insel, besaß in der Nachbarschaft reiche Kupferbergwerke und war hochberühmt durch den Tempel und Dienst der Aphrodite, welche von ihr Amathusia hieß, und des Adonis. Nach Tacitus soll der mythische Amathos, ein Sohn der Aphrodite, durch Erbauung eines seiner Mutter geweihten Tempels der Stadt den Namen gegeben haben; nach Pausanias wurde sie von den Phöniziern erbaut. An der Stelle von A. steht jetzt Alt-Limasol. Die Ruinen des Tempels fand Hammer-Purgstall in einem nahen Dorfe, Agios-Tychonos, wieder. 1863 wurden von franz. Archäologen in der Gegend von A. interessante Alterthümer aufgefunden.

Amāti, eine ital. Künstlerfamilie, welche durch Lieblichkeit und Stärke des Tons ausgezeichnete Geigeninstrumente in großer Anzahl verfertigte, die man mit sehr hohem Preise bezahlt. Die Werkstätte bestand zu Cremona, daher die Instrumente gewöhnlich blos Cremoneser Geigen oder schlechthin «Amatis» genannt werden. Ueber die Glieder der Familie selbst schwebt ein bisjetzt noch nicht ganz aufgehelltes Dunkel, das hauptsächlich durch eine Verwechselung der Taufnamen der einzelnen entstanden ist. Nach Fétis läßt sich über die Familie etwa Nachstehendes berichten: Andrea A., der erste und älteste der Familie, lebte zu Cremona um die

Mitte des 16. Jahrh. und war der Gründer der nachmals fast ein Jahrhundert lang hochberühmten Fabrik. Sein Sohn Antonio, geb. um 1565, gest. um 1620, setzte mit seinem Bruder Geronimo das Geschäft des Vaters in noch glänzenderer Weise fort und erhob die Firma zu eigentlicher Berühmtheit. Nicolo, ein Sohn des Geronimo, trat in die Fußstapfen seiner Vorfahren, allein unter ihm nahm die Güte der Instrumente ab, und man thut wohl, bei Kauf einer Amatigeige hauptsächlich die ältern, aus den Jahren 1590—1620, zu berücksichtigen. Ein Giuseppe A., wahrscheinlich aus derselben Familie, lebte zu Anfang des 17. Jahrh. zu Bologna und verfertigte ebenfalls leidliche Geigeninstrumente.

Amatitlan oder San-Juan de A., Stadt in dem mittelamerik. Freistaat und Depart. Guatemala unweit des Sees A. und dem dessen Südwestende entströmenden Rio Michatoyat, in einer sehr gut angebauten, besonders an Cochenille-Nopal sowie auch an Zuckerrohr reichen Gegend, um das J. 1840 noch ein Indianerdorf, ist seit dem Aufschwunge der Cochenillecultur ein bedeutender, reicher und lebhafter Ort geworden, der 7000 E. zählt. Aus der Vorzeit besitzt A. noch die Dorfkirche und eine steinerne Brücke, von den Dominicanern gebaut, die sich 1549 hier niederließen. Bemerkenswerth ist ein prächtiger Ceiba (Eriodendron Saumauma), der den ganzen Marktplatz beschattet. In der Nähe, am See, sind heiße Quellen, die auch zum Baden benutzt werden. Die Hügel um A. sind mit einem reichen Blumenflor bedeckt, in welchem die in unsere Gärten übergegangene Zinnia violacea vorherrscht. — Der Amatitlansee ist von O. gegen W. 3 Leguas lang, 1 Legua breit und wird größtentheils von 2—3000 F. hohen, sehr zerrissenen Bergen umgeben. Kein Segel belebt den See, und die sonst malerische Landschaft trägt einen düstern Charakter. Das Wasser des Sees ist tief, klar und ohne Geschmack, obgleich nicht ganz frei von purgirenden Salzen. Die Fischerei auf dem See steht der Municipalität von Guatemala zu. Sein Abfluß Michatoyat, der nach seiner großen Wassermasse unterirdischen Zufluß haben muß, stürzt größtentheils durch Urwald und bildet bei dem Dorfe San-Pedro Martyr zwei Wasserfälle, von denen der eine fast 200 F. hoch ist und als einer der schönsten der Welt angesehen wird. Der Fluß mündet nach einem 15 M. langen, wegen seines starken Gefälles und seiner vielen Felsen nicht schiffbaren Laufe in die Südsee bei der Rhede Istapa.

Amaxichi oder Amakuki, die Hauptstadt der ionischen Insel Sta.-Maura, liegt an der Nordostküste in einer fruchtbaren aber ungesunden Ebene und zählt etwa 5500 E., welche Gerberei, Baumwollweberei und Landwirthschaft treiben. Die Häuser haben, wegen der häufigen Erdbeben, meistens nur ein hölzernes Stockwerk auf steinernem Unterbau. A. ist der Sitz eines griech. Erzbischofs, der Verwaltungs- und Justizbehörden und hat ein Kloster, 15 griech. Kirchen und zwei Häfen, von denen der Porto Drapano der vorzüglichere ist. Im Norden der Stadt liegt auf einer Landzunge da, wo die Meerenge zwischen der Insel und dem Festlande nur 3500 F. breit ist, die im 14. Jahrhundert von den Grafen von Tochis erbaute Festung Santa-Maura, mit Gräben und Thürmen umgeben und außerdem gesichert durch ihre Lage zwischen Lagunen. Sie steht mit A. durch eine von den Türken erbaute, durch ein Erdbeben zerstörte und jetzt als eine Art Brücke zwischen beiden Orten benutzte Wasserleitung in Verbindung.

Amazirghen, s. Berbern.

Amazonas oder Alto-Amazonas, die größte Provinz des Kaiserthums Brasilien in Südamerika, umfaßt das ganze obere Gebiet des Amazonenstroms bis an die Grenzen von Peru, Bolivia, Ecuador, Columbia (Neugranada) und Venezuela und ist fast nur von unabhängigen Indianerstämmen bewohnt, welche in unermeßlichen Llanos und Urwäldern umherschweifen, von den Aroaquis, Maoust, Maypures u. a. Sie ist 1851 aus dem westl., größern Theile der alten Provinz Para gebildet worden und zählt auf 28600 Q.-M. (auf einem Gebiete welches ein Fünftel des Kaiserthums einnimmt) nur 43913 E., also auf 2 Q.-M. nur 3 E. Von dem Amazonenstrom und seinen zahlreichen, großen Nebenflüssen durchströmt, für den Handel günstig gelegen und mit dem fruchtbarsten Boden ausgestattet, der fast alle Producte der tropischen Tiefebenen Südamerikas in reicher Fülle zu tragen geeignet ist, wird das Land einst durch die Entfaltung seiner Cultur eine mächtige Bedeutung erlangen. Die Hauptstadt ist Manoas, früher Barra do Rio-Negro genannt. Sie liegt unter 3° südl. Br. am linken Ufer des Rio-Negro, 2 M. oberhalb seiner Mündung in den Amazonenstrom und zählt über 6000 E. Sie hat eine Garnison, ist das Depot der Landesproducte, die von hier nach Para gehen, und bildet die Hauptstation der Dampfschiffahrt auf dem Amazonenstrom (s. d.). Die übrigen Plätze des Landes, Coary oder Alvellos, Ega oder Teffé, Fonteba, Tonantins und

San-Paulo oder Olivença sind sämmtlich noch unbedeutend. Auch Tabatinga, 630 F. über dem Meere, 300 F. über dem linken Ufer des Amazonenstroms, gegenüber der Mündung des Javary, da, wo jener aus den peruanischen Waldungen hervorrauscht, hat noch ein ärmliches Ansehen. Es ist Grenzfestung und Handelsplatz, wo alle acht Wochen Kaufleute aus Para und Peru in allen Sprachen der Welt eine dreitägige Messe halten, und verspricht ein großartiger Verkehrspunkt im südamerik. Continent zu werden.— A. oder Amassonas heißt auch das nordöstlichste Departement des südamerik. Freistaats Peru. Dasselbe grenzt im W. an das Depart. Caxamarca, im N. an Ecuador, im O. an das erst 1855 gegründete Territorialgouvernement Loreto und hat (1853) eine spärliche Bevölkerung von 39078 E. Das Ganze zerfällt in die nördl. Provinz Chachapoyas mit 27728 E. in 19 Districten, mit der gleichnamigen Hauptstadt (die 1536 gegründet wurde und 4600 E. zählt), und die südl. Provinz Mainas mit 11346 E. und der Hauptstadt Moyobamba.

Amazonen (Amazones) nennt eine Sage des Alterthums ein Weibervolk, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung seiner Königin bewaffnet in den Krieg zog und einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft blos der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren, wenn sie dieselben nicht tödteten. Die Mädchen aber erzogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei. Von der weggebrannten Brust erhielten sie den Namen A., d. i. Brustlose. Dies ist die gewöhnliche Erzählung. Neuere bringen das Wort mit dem tscherkessischen maza, Mond, in Verbindung, und allerdings ist wol auch der Mythus von den A. auf den Mondcultus, der in Vorderasien herrschend war, zurückzuführen. Bei den Alten werden drei Amazonenvölker erwähnt: 1) Die asiat. A., von denen die übrigen ausgehen. Sie wohnten an den Küsten des Schwarzen Meeres und in den Gebirgsgegenden des Kaukasus, besonders in der Nähe des heutigen Trebisonde, an dem Flusse Thermodon. Einst sollen sie ganz Asien mit Krieg überzogen und Smyrna, Ephesos und andere Städte erbaut haben. Ihre Königin Hippolyte, nach andern Antiope, ward vom Herakles getödtet, unter dessen ihm von dem Eurystheus auferlegten Arbeiten die neunte darin bestand, jener Königin das Wehrgehänge, welches sie vom Mars erhalten, abzunehmen. Auf ihren Zügen kamen sie zur Zeit des Theseus nach Attika. Auch zogen sie unter ihrer Königin Penthesileia gegen die Griechen dem Priamos zu Hülfe. Selbst zur Zeit Alexander's d. Gr. treten sie noch auf, indem ihre Königin Thalestris dem Alexander einen Besuch macht, um durch ihn Mutter zu werden. 2) Die scythischen A., die sich später mit den benachbarten Scythen verheiratheten und tiefer nach Sarmatien hineinzogen. 3) Die afrik. A., welche unter ihrer Königin Myrina die Gorgonen und Atlanten besiegten, Aegypten und Arabien durchzogen und am See Tritonis ihre Hauptstadt anlegten, dann aber vom Herakles vertilgt wurden. Mit dem Amazonenmythus hat sich nicht nur die epische Poesie (z. B. in der «Aethiopis» des Arktinos), sondern auch die bildende Kunst der Griechen mit besonderer Vorliebe beschäftigt. Die ausgezeichnetsten griech. Künstler des Alterthums, Phidias, Polyklet u. a., haben gestrebt, die Amazone als das Ideal kriegerisch-jungfräulicher Begeisterung in statuarischen Darstellungen sowie in Reliefs (Amazonenschlachten, die Abenteuer des Theseus mit den A. u. dgl.) zur Anschauung zu bringen. Ein ausgezeichnetes Kunstwerk dieser Art aus unserer Zeit ist die Amazonengruppe von Kiß auf der Treppenwange des Museums in Berlin. Vgl. Steiner, «Ueber den Amazonenmythus in der antiken Plastik» (Lpz. 1857); Mordtmann, «Die A.» (Hannov. 1857).

Amazonenstein ist eine schön berg- oder spangrüne Varietät des Feldspats (s. d.), welche sich namentlich am Amazonenstrome und an der Ostseite des Ilmensees bei Miask findet. Die grüne Farbe, welche aber selten gleichmäßig durch die Masse des Steins vertheilt ist, sondern häufig matte Flecken oder kleine, eingesprengte, weiße Punkte zeigt, rührt von einer zufälligen Spur von Kupferoxyd her. Reine Stücke dieses schönen Minerals werden, namentlich zu Katharinenburg im Ural, zu Schmucksteinen und Ornamenten verschliffen.

Amazonenstrom, Amazonas oder Marañon, portug. Maranhão, der größte Strom der Erde, entspringt in Peru unter 10° 30′ südl. Br., nur etwa 24 M. nordöstlich von Lima an der Südsee, aus dem See Lauricocha, auf dem zwischen der West- und Ostcordillera ausgebreiteten, 11250 F. hohen Plateau von Bombon. Sein Oberlauf, gegen NNW. gerichtet, geht anfangs vielfach gewunden durch ein 30 M. langes, schmales und tiefeingeschnittenes Felsthal, in welchem er eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Fällen bildet. Dann erweitert sich das Thal bis zu 4 M. und senkt sich zu 3—2000 F. Höhe. Erst

bei Jaen de Bracamoras wird der Strom, bereits 90 M. lang, für 5—6 F. tief gehende Fahrzeuge schiffbar. Er beschreibt nun in seinem 60 M. langen Mittellauf einen großen Bogen gegen NO. und O., und durchbricht die mittlere, mit der östlichen schon vereinigte Cordillere in 13 Stromschnellen oder Pongos (Thoren), deren letzte und bedeutendste, der Pongo von Manseriche bei San-Borja, den durch zahlreiche Gebirgswasser schon bis zu 1500 F. Breite angewachsenen Strom plötzlich zwischen senkrechten Felswänden $1^1/_2$ M. weit auf 300—150 F. zusammendrängt. Unterhalb dieses Durchbruchs, bei Rentema, fließt der Strom in 1160 F. Höhe und erreicht eine Breite von fast 5000 F. Er tritt hier, nach einem Laufe von 150 M. innerhalb der Anden, in die ungemessene, steinlose Waldebene des tropischen Südamerika, in welcher er ohne weitere Hindernisse der Schiffahrt, erst bis Tabatinga (630 F. hoch) noch auf peruanischem, dann bis zur Mündung auf brasilian. Gebiete noch 750 M. zurückzulegen hat, um die auf seinem im ganzen 900 M. langen Laufe ins Ungeheuere angeschwellte Wassermasse dem Atlantischen Oceane zuzuführen, dessen Seewasser er 40 M. weit von der Küste zurückdrängt. In seinem Oberlaufe und bis Tabatinga heißt er Tunguragua und Marañon, dann bis zum Einfluß des Rio-Negro wird er Solimoes oder Solimoens, weiterhin bis zum Meer Para und Amazonas genannt. Der Gesammtname «Amazonenstrom» beruht auf der Sage von einem Stamme weiblicher Krieger oder auf der Umdeutung des Namens Amassona, d. h. Bootzerstörer, mit welchem man ihn von den Indianern in der Nähe der Mündung im 16. Jahrh. benennen hörte. Der A. nimmt über 200 Nebenflüsse, darunter über 100 schiffbare, und zwar 17 Ströme ersten Ranges von 200—500 M. Länge, auf, welche sein Stromgebiet auf 117500 (nach andern sogar auf 126150) und auch ohne den großen Tocantins (s. d.) auf mindestens 100000 Q.-M. erweitern. Mehrere derselben sind so lang und breit, tief und wasserreich, daß sie in Hinsicht der Größe mit dem Hauptstrom rivalisiren. Die meisten theilen sich in der Nähe ihres Ausflusses in mehrere Arme und bilden Deltalandschaften, wodurch in der Mitte des Beckens ein Inselgewirr entsteht, das 8 Längengrade einnimmt. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind rechts: der Huallaga, Ucayali, Javari, Jutay, Jurua, Teffé, Coari, Purus, Madeira, Tapajos, Xingu und Tocantins; links der San-Jago, Morona, Pastaça, Tigre, Napo, Putumayo oder Iça-parana, der Japura oder Caqueta, der Rio-Negro mit dem Cassiquiare (einem Seitenarme des Orinoco), der Guatuma und Trombetas. Unterhalb der Mündung des riesigen Madeira ist der A. $^2/_3$ M. und, wo er Inseln enthält, oft bis $1^1/_2$ M. breit, bei durchschnittlich 144 F. Tiefe. Durch Abzweigung eines Seitenarms des Madeira, der sich erst nach 50 M. wieder mit dem A. vereinigt, wird die größte von dessen Inseln gebildet, die 260 Q.-M. große Ilha dos Tumpinambaranas, auf welcher sich die letzten Reste des einst mächtigen Volks der Tumpinambas erhalten haben. Etwas unterhalb der Insel und der Mündung des Trombetas wird der mächtige Strom in der berühmten Straße von Obidos oder dem Pongo von Pauxis auf $^1/_5$ M. eingeengt. Bis dahin, 120 M. von der Mündung und 451 F. über dem Meere, dringt der Einfluß der Ebbe und Flut. Inselleer, zu einem ungetheilten Stromkoloß vereinigt, wogt dann der majestätische, fast 1 M. breite A. zwischen flachen Ufern in einem unergründlich tief ausgehöhlten Bette dahin. Schon im W. der Xingumündung erscheint er so breit wie der Bodensee, unterhalb aber erweitert er sich zu einem großartigen Mündungsbecken, das viele, zum Theil große Inseln theilen. Der nördl. Hauptarm flutet anfangs unter dem Namen Rio do Macapu 5 M. breit, weiterhin als Canal de Braganza do Norte 10 M. breit gegen NNO., um sich zwischen dem festländischen Nordcap und dem Reihercap (Cabo de Magoaris) auf der etwa 600 Q.-M. großen Insel Marajo oder Joannes mit einer $33^1/_2$ M. breiten, durch die Inseln Caviana und Mexiana in drei Arme getheilten Mündung in den Ocean zu ergießen. Ein zweiter Arm, der Rio de Gurupa, fließt, durch Inselreihen vom Hauptarm getrennt, in mehr östl. Richtung fort, und unterhalb der Xingumündung tritt ein weitverzweigtes natürliches Kanalsystem auf, welches die Sumpfgestade der Insel Marajo von dem westlich gelegenen Festlande trennt und in Südostrichtung in die weite Süßwasser- und Inselbucht Bahia das Bocas strömt. Letztere, $2^1/_2$ M. breit, auch Parastrom oder Gran-Para genannt, bildet das Aestuarium des mächtigen Tocantins und ergießt sich mit einer $8^5/_8$ M. breiten Mündung zwischen dem Inselcap Magoaris und der Festlandsspitze von Tijiocas in den Ocean. Rechnet man die Insel Marajo hinzu, so erhält man für die ganze Doppelmündung des A., zwischen dem Nordcap und der Spitze von Tijiocas, eine Breite von $44^1/_4$ M., größer als die breiteste Stelle der Ostsee.

Die Einfahrt in den A. ist wegen der den Mündungen vorgelagerten Sandbänke äußerst gefährlich. Dazu tritt die Naturerscheinung der berüchtigten Pororoca, ein Zweikampf zwi-

schen Ocean und Strom, der besonders zur Zeit der Springfluten die Schiffe gefährdet. Als Tropenstrom ist der A. das Gegentheil vom Nil, indem er nicht durch verschiedene Zonen, sondern fast in seiner ganzen Länge dem Aequator zur Seite hinfließt und daher seine, alles Aehnliche überbietende, Anschwellung durch Regen in der ganzen Ausdehnung gleichzeitig erhält. In der Ueberschwemmungszeit, vom Jan. bis März, steigt der Strom 40, ja 50 F., verwandelt das Land meilenweit in eine Wasserwüste und gießt sein Gewässer oft durch Seitenkanäle in die Betten der Nebenflüsse aus, um sie weiter unten wieder zu erhalten. Auf ähnliche Weise theilen sich die Nebenflüsse ihr Wasser mit und so entstehen auf dem fast wagerechten Niveau der Tiefebene viele periodische Bifurcationen. Das Steigen des Wassers dauert etwa 120 Tage. Sechs bis acht Wochen nach dem höchsten Wasserstande treten die mit Schlamm überzogenen Waldflächen wieder hervor und die geflohenen Thiere kehren zurück. Erst wenn die Hochflut des Stromes sinkt, beginnt das Wasser am Hauptstrom wie in den Nebenflüssen sein großartiges Vernichtungswerk gegen die Ufer. Die aufgeweichten Lehmwände, von dichtem Urwald belastet, senken sich. Ganze Waldpartien schweben über dem Wasser und stürzen bei irgendeiner Erschütterung mit Getöse in das Wasserchaos. Ungeheuere Massen von Treibholz werden in den Nebenflüssen herabgeführt; doch gelangt nicht alles bis zum Meere. Vieles strandet an den Sandbänken und den zahlreichen Inseln; anderes häuft sich an dem Uferrande zu mächtigen Holzbollwerken zusammen; zahllose Stämme sinken nieder und bilden bei der trüben Beschaffenheit des Wassers eine große Gefahr für die Schiffahrt. Der die Stromufer begleitende Urwald bietet in Vegetation und Thierwelt die ganze Mannichfaltigkeit der Tropenländer. Der A. selbst ist überaus reich an Wasserthieren, Kaimans, Wasserpflanzen, Delphinen und andern Walthieren, namentlich auch an Fischen und den schmackhaftesten Schildkröten. In größter Menge wird die Pira-rucu oder der Rothfisch, welcher 6—8 F. lang und 150—200 Pfd. schwer wird, mit Bogen und Pfeil erlegt. Sein Fleisch wird gesalzen, gedorrt und in ganzen Ladungen nach Para verschifft, wo er selbst den nordischen Stockfisch vom Markte verdrängt hat. Noch bedeutender ist die Jagd auf Schildkröten, deren Fleisch die Hauptspeise der Anwohner bildet. Die aus den Eiern bereitete Schildkrötenbutter oder -Oel (Manteca) ist ein wichtiger Handelsartikel, von dem früher jährlich 60000 Töpfe (von je 4000 Eiern) den Strom hinabgingen. Ein hochwichtiges Jagdwild ist auch der Lamantin oder Manati (s. d.), eine eigenthümliche Cetacee, die im A. weit verbreitet ist.

Der A. wurde an seiner Mündung 1500 von Vicente Yañez Pinzon, an seiner Quelle 1535 von den Spaniern entdeckt. Befahren ward der Strom zuerst, und zwar vom Napo abwärts, durch Pizarro's Gefährten Franzisco de Orellana (1540—41), der auch die Fabel von einem Lande der Amazonen und dem Goldlande oder Eldorado aufbrachte. Unter denen, welche sich in der Folgezeit um die Erforschung des Stromlaufs verdient machten, sind besonders Pedro Texeira (1637—39), der Jesuitenpater Samuel Fritz («der Apostel des A.»), Condamine (1743—44), später Spix und Martius (1820), Maw (1829), Pöppig (1831—32), der Prinz Adalbert von Preußen (1842), der Graf Castelnau (1846) zu nennen. Von besonderer Wichtigkeit wurde jedoch die im Auftrage der nordamerik. Union unternommene Expedition von Herndon und Gibbon (1850—52). Der Culturbau der Spanier und Portugiesen an den Ufern des A. und seinen Nebenflüssen stürzte zum großen Theil schon bei Vertreibung der Jesuiten und dann später, als sich Brasilien von Portugal losriß, zusammen. Doch erhob sich aus diesen jesuitisch-portug. Ruinen bereits wieder, wenn auch nur langsam, eine freiere Entwickelung. Wenn auch die brasilian. Regierung noch immer das ungeheuere Stromgebiet den Flaggen auswärtiger Nationen verschlossen hält und nur bis zur Stadt Para und mit derselben freien Verkehr duldet, hat dieselbe doch durch zwei Maßregeln ein ganz neues Leben hervorgerufen, indem sie den westl. Theil der riesigen Provinz Para 1851 zu einer eigenen Provinz Alto-Amazonas (s. **Amazonas**), mit einem besondern Verwaltungsetat zu Barra de Rio-Negro oder Manoas, erhob und dieser Einrichtung als Belebungsmittel die Dampfschiffahrt hinzufügte. Zweimal monatlich läuft ein großer Strombampfer von Para aufwärts über die Hauptstationen Santarem, Obidos und Serpa nach Manoas. Von hier aus ging anfänglich zweimonatlich ein Dampfer weiter stromaufwärts über Tabatinga nach Nauta an der Mündung des Ucayali, von wo aus ein peruanischer Dampfer den Ucayali aufwärts ging. Das peruanische Unternehmen ward jedoch vernachlässigt, sodaß die Brasilianer ihre Dampferfahrten auf Tabatinga beschränkten. Seit 1861 indessen fahren die brasilian. Dampfer über Nauta hinauf bis zur Mündung des Huallaga, diesen aufwärts bis zum Stapelplatz Yurimaguas am Paranapura, und aus diesem weiter in den Cachiyacu bis zum Ort

Belzas, wo sich ein allerdings höchst schwieriger Landweg nach Moyobamba und weiter über Caxamarquilla nach Truxillo an der Südsee anschließt. Sonach vermittelt der A. mit seinen 18000 M. umfassenden Wasserstraßen bis in die Cordilleren hinauf die Verbindung des Atlantischen Oceans mit der Südsee und muß als die natürliche Pulsader des centralen Südamerika gelten, die dieses reiche Land als ein lebendiges Glied mit dem großen Weltverkehr mehr und mehr verknüpfen wird, wie dies in Nordamerika durch den Mississippi bereits geschehen ist. Wenn auch die Besiedelung der Uferländer des A. wegen klimatischer und anderer Schwierigkeiten große Vorsicht und Umsicht erfordert und nur langsam vor sich gehen kann, so bietet doch hier jetzt schon und unter allen Umständen die Natur eine Menge von Producten, die für den Weltverkehr und die Wohlfahrt der civilisirten Menschheit von Wichtigkeit ist. Vgl. Texeira, «Nuevo descubrimiento del Gran Rio de las Amazonas» (4 Bde., Madr. 1641; franz. 4 Bde., Par. 1681); Herndon, «Exploration of the valley of the Amazon» (Washingt. 1853); Maury, «The Amazon and the Atlantic shores of South-America» (Washingt. 1853).

Ambalema, Stadt (Villa) in dem Staate Cundinamarca der Conföderation von Neugranada (oder Columbia) in Südamerika, liegt am linken Ufer des schiffbaren Magdalenenstroms in sehr romantischer Gegend, 12 M. westlich von Bogota und 6 M. oberhalb Honda, zählt 9700 E. und ist Mittelpunkt einer sehr ausgedehnten und wichtigen Tabackscultur, deren vorzügliches Product (Ambalema) meist exportirt und in Nordamerika und Europa zu Cigarren verarbeitet wird.

Ambassadeur, Botschafter, ein diplomatischer Beamter, der mit dem päpstl. Legaten die erste und ausgezeichnetste Klasse der Gesandten (s. d.) bildet. Die A. besitzen den repräsentativen Charakter im höchsten Sinne des Worts, indem sie die Person des absendenden Souveräns bei der Person des annehmenden Souveräns vertreten. Dieselben haben darum große Ehrenvorzüge vor den übrigen Gesandten, und ihr Recht, öffentliche Audienzen zu verlangen, kann unter Umständen selbst politisch bedeutend werden. Nur Staaten, welche die königl. Ehren besitzen, oder großen Republiken und Föderationen, steht das Recht zu, A. zu schicken. Der engl. Sprachgebrauch wendet übrigens den Ausdruck Ambassador häufig auch für gewöhnliche Gesandte an.

Ambe heißt in der Combinationsrechnung eine Verbindung zweier Größen, die häufig auch Binion genannt wird. Gewöhnlicher aber bezeichnet man damit einen besondern Fall, nämlich die Verbindung von zwei Nummern im Lottospiel (s. d.). Da bei diesem nur 5 Nummern gezogen werden, welche 10 A. enthalten, während die sämmtlichen 90 Nummern des gewöhnlichen Lottospiels nicht weniger als 4005 A. enthalten, so wird im Durchschnitt von 400 A., die besetzt sind, nur eine einzige gewinnen, und man kann 400 gegen Eins wetten, daß eine bestimmte, im voraus bezeichnete A. nicht herauskommt.

Ambelakia oder Embelek, Fabrik- und Handelsstadt in dem türk. Ejalet Saloniki, in Thessalien, 3½ M. nordöstlich von Larissa oder Jenischeher, unweit südlich vom rechten Ufer des Salambria (Peneios) und 2½ M. südwestlich von dessen Mündung, in schöner Ebene am Fuße des Ossa gelegen und von Weinbergen umgeben. Die 4000 griech. E. dieses heitern und gewerbreichen Orts bauen viel Baumwolle, die hier zugleich verarbeitet und roth gefärbt wird. 24 Factoreien liefern jährlich über 6000 Ctr. Rothgarn. Mit diesem und der Baumwolle wird ein lebhafter Handel getrieben.

Amberg, ehemalige Hauptstadt der Oberpfalz, gegenwärtig einen eigenen Stadtbezirk des bair. Kreises Oberpfalz und Regensburg bildend, liegt in einer fruchtbaren Thalebene zu beiden Seiten der Vils, ist von einer doppelten Mauer mit sechs Thoren umgeben und zählt 11700 E. (1861), einschließlich der Garnison von einem Regiment Infanterie und einer Division Cavalerie. Die Stadt ist Sitz des Appellationsgerichts und Schwurgerichtshofs für den ganzen Regierungsbezirk, hat ein Bezirksgericht, ein Land- und ein Stadtgerichts- sowie ein Bezirksamt, dessen District auf 13 Q.-M. in 59 Gemeinden 24963 E. zählt. Außerdem befinden sich zu A. noch ein Rentamt, Bergamt, Salzamt, Forstamt und andere Behörden sowie ein königl. und ein städtisches Archiv und eine Provinzialbibliothek von 32000 Bänden. Unter den Unterrichtsanstalten stehen das Lyceum und Gymnasium, das Studienseminar, die Landwirthschafts- und Gewerbschule und die von Schulschwestern geleitete höhere Töchterschule obenan. Außerdem besitzt A. ein Theater (in der ehemaligen Franciscanerkirche), ein Strafarbeitshaus für männliche Sträflinge kathol. Confession, zwei Krankenhäuser und ein Zeughaus. Unter den öffentlichen Bauwerken sind hervorzuheben: die goth. Pfarrkirche von 1421 mit einem 310 F. hohen Thurme, das ehemalige Jesuitencollegium (jetzt Studienanstalt) mit der Georgikirche, die auf dem nahen, eine schöne Aussicht gewährenden Mariahilfberge gelegene Wall-

fahrtskirche mit einem Francíscanerhospitium, das Rathhaus, das königl. Schloß, das Bahnhofsgebäude u. s. w. Die Haupterwerbsquellen für die Bewohner bilden die gewöhnlichen städtischen Gewerbe nebst Feld- und Gartenbau. A. hat 13 Bierbrauereien, zwei Essigfabriken, eine Getreideschranne, großen Rinder- und Schweinemarkt, eine Tabacksfabrik und eine großartige Steingutfabrik. Mehrere hundert Arbeiter finden ihren Unterhalt in der königl. Gewehrfabrik und in deren Nebenfabrik zu Haselmühl sowie in dem königl. Eisenbergwerke, aus welchem jährlich durch 370—80 Bergknappen gegen 100000 Seidel Brauneisenstein im Geldwerthe von etwa 80000 Fl. zu Tage gefördert werden. Im Strafhause befindet sich eine Weberei mit 16 Kunststühlen. Weithin bekannt sind die Amberginggeschirre und das Amberger Gelb, eine Farbeerde. Freundliche Alleeanlagen auf den vormaligen Schanzwällen umgeben die Stadt. A. war 1034 noch ein Dorf, 1144 ein Marktflecken, 1242 eine Stadt, stand 1034—1269 unter dem Hochstifte Bamberg, 1269—1329 unter den Herzogen von Baiern, dann bis 1621 unter der Kurpfalz und seitdem wieder unter Baiern. Sein Aufkommen verdankt die Stadt besonders dem nahen Erzberge, in welchem erweislich seit 1283 Bergbau getrieben wird, und dem früher blühenden Handel mit Eisen, Eisenwaaren und Zinnblech. Bei A. wurden 24. Aug. 1796 die Franzosen unter Jourdan durch den Erzherzog Karl geschlagen. Während es dem Erzherzog durch diesen Sieg möglich wurde, sich mit dem andern österr. Heere unter Wartensleben zu vereinigen, mußten die Franzosen mit Verlust über die Pegnitz zurückgehen. Vgl. Lipowsky, «Geschichte der Stadt A.» (München 1818).

Amberger (Christoph), einer der bedeutendsten deutschen Bildnißmaler des 16. Jahrh., geb. 1490 zu Nürnberg, gest. 1563, war Schüler des ältern und jüngern Hans Holbein zu Augsburg, von welchem letztern er vorzüglich die ebenso anspruchslose wie treffende Naturauffassung in Darstellung seiner Porträts sowie die gediegene Behandlung der Farben annahm. Vorsichtiger als sein großer Lehrer beharrte er an dem damals günstigsten Platze in deutschen Landen und gelangte, obgleich von geringerm Verdienst, zu größern Erfolgen. Die Galerien in Augsburg, Dresden, Berlin weisen die vorzüglichsten Arbeiten von ihm auf. Geringer ist er als Historienmaler.

Ambert, Fabrikstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Puy-de-Dôme, in dem langen, fruchtbaren und reichbewässerten Thale der nordwärts in den Allier fließenden Dore gelegen, und zwar an einem Bache, welcher 124 Papiermühlen bewegt. Die Stadt hat mit ihren engen, krummen Straßen ein finsteres Ansehen und zählt 8000 E. Bemerkenswerth ist die St.-Johanneskirche, die ganz aus Granit gebaut ist und einen sehr hohen Glockenthurm hat. Der Ort liefert den besten Käse der Auvergne und ist Sitz einer bedeutenden Industrie in Papier, Spitzen, Beuteltuch, Leinwand, Zwirn, Band u. s. w. Die Brüderschaft der Papierarbeiter stammt aus dem 15. Jahrh. In der Nachbarschaft von A. sind die kalten Mineralquellen von Talaru bemerkenswerth.

Ambiörix, ein durch seine Kämpfe mit den Römern bekannter Fürst der Eburonen im nordöstl. Gallien. Im J. 55 v. Chr. wollte Cäsar unter dem Befehl des Sabinus eine Legion und fünf Cohorten in dem Lande der Eburonen überwintern lassen. 14 Tage nach Beziehung des Winterlagers brach aus unbekannten Ursachen durch A. ein Aufstand des Volks gegen das Lager aus, der beinahe der ganzen röm. Besatzung durch die List des A. und die unverständigen Maßregeln des Sabinus den Untergang brachte. A. eilte hierauf zu befreundeten gallischen Stämmen und bewog sie, sich ebenfalls gegen die Römer zu erheben. Die Legion, die unter Quintus Cicero im Lande der Nervier stand, wurde in ihrem Lager eingeschlossen und wäre auch vernichtet worden, hätte nicht ein Nervier im röm. Lager Gelegenheit gefunden, den Cäsar, der auf dem Rückwege nach Italien begriffen, von der Lage seiner Truppen zu benachrichtigen. Cäsar eilte zurück und zerstreute die Gallier. A. fuhr fort, durch neue Bündnisse und Aufstände die Römer bald hier bald dort zu beunruhigen. Alle gallischen Stämme wurden zwar von Cäsar besiegt, den A. selbst aber konnte er nie erreichen. Aus Rache ließ daher Cäsar das Gebiet der Eburonen auf die grausamste Weise verwüsten. Die letzten Schicksale des A. sind nicht bekannt; nach einigen soll er jenseit des Rhein verborgen sein Leben geendigt haben.

Ambitus heißt bei den Römern überhaupt die Bewerbung um ein Amt. Im engern Sinne ist aber A. die Amtsbewerbung mit unerlaubten Mitteln, das crimen ambitus, gegen welches in Rom mehrere Gesetze, zuletzt die Lex Julia de ambitu, ergingen. Das gemeine Recht schließt sich hinsichtlich dieses Verbrechens an das röm. an, ersetzt aber dessen Strafen (körperliche Züchtigung, Deportation, Confiscation u. s. w.) durch arbiträre Strafen. Die neuern Gesetzgebungen behandeln sowol die Amtserschleichung als den Misbrauch des Besetzungs-

rechts meistens bei Gelegenheit der Bestimmungen gegen Betrug, Bestechung und Misbrauch der Amtsgewalt. Sie drohen deshalb mit Cassation der Wahl oder Berufung, Amtsentsetzung und Geld- und Freiheitsstrafen. (S. Amtsvergehen und Amtsverbrechen.)

Amblygonit ist ein sehr seltenes, in rhombischen Säulen krystallisirendes, helldurchsichtiges Mineral von weißer oder grüner Farbe, welches aus phosphorsaurer Thonerde mit etwas Lithion, Natron, Kali und Fluor besteht und sich im Granit zu Chursdorf bei Penig in Sachsen findet.

Ambo (von ἀμβαίνειν, hinaufsteigen, suggestus, pulpitum), die Kanzel der ältern christl. Kirche. Ursprünglich wurden Vorlesungen und Vermahnungen vom Chore aus gehalten, und zwar entweder vom Hauptaltar oder vom Bischofssitze. Als die höhere Geistlichkeit aber anfing, von gottesdienstlichen Verrichtungen sich mehr und mehr zurückzuziehen und diese den Diakonen zu übertragen, wurden die öffentlichen Vorträge in den Raum verlegt, der vom Chore aus in länglichem Viereck, von Schranken umgeben, sich in das Schiff der Kirche erstreckte und für die niedere Geistlichkeit bestimmt war. Ueber der Mitte der Langseiten dieser Schranken erhoben sich durch Treppen zugänglich gemachte erhöhte Anlagen für Vorleser und Redner, und zwar eine an der Nordseite für das Vorlesen und Erklären der Evangelien, und eine an der Südseite für die Episteln. Diese Ambonen spielten bald bei Ausschmückung der Kirchen eine wichtige Rolle und wurden prächtig bekleidet, anfänglich mit Mosaik, später mit Schnitzwerk. Das Wachsen der Gemeinden verdrängte den genannten Raum und veranlaßte, daß die beiden Ambonen in unsere heutige Kanzel (s. d.) zusammengezogen wurden.

Amboina, die nach der Insel und ihrer Hauptstadt A. benannte mittlere Gruppe des Archipels der Molukken in Hinterindien. Diese Gruppe umfaßt ein Areal von 537 Q.-M., wovon 479 Q.-M. mit 167760 E. (1. Jan. 1862) die Residentschaft A. des niederländ. Gouvernements der Molukken bilden. Außer der Insel A. (16 Q.-M.) gehören noch zu der Gruppe die Inseln Ceram und Buro, von denen jene 20mal, diese mehr als 10mal größer als A. ist, ferner die drei Uliasserinseln Haruko oder Oma, Hanimoa oder Saparua und Nussa-La'ut, endlich Kessing, Ceram-La'ut, Bonoa oder Boano, Kelang oder Nussa-Idjal, Manipa oder Herrea (auch Basta oder Kondea) und Amblau. Die Inseln, größtentheils bergig, mit Steilküsten, sind nicht eigentlich vulkanisch, aber bei ihrer Lage zwischen zwei vulkanischen Gruppen, den Ternaten im N. und den Bandainseln im S., vielfach von heftigen Erdbeben heimgesucht. Wegen ihrer hohen Lage galten sie, obwol nicht weit vom Aequator entfernt, für ein sehr gesundes, ein Genesungsgebiet im Bereich des Archipels, aber neuerdings haben sie diesen Ruf eingebüßt. Thier- und Pflanzenwelt bieten auf der Amboinagruppe außerordentlichen Reichthum dar. Die Sagopalme wächst in ungeheuerer Fülle, und eine einzige liefert 200—1500 Pfd. Mehl. Ueberdies findet man auf den Inseln eine Menge anderer herrlicher Bäume, worunter der Kadju-Putti besonders auf Buro von Wichtigkeit ist wegen des daraus gewonnenen Cajeputöls. Für die niederländ. Regierung haben die Inseln nur durch die Cultur der Gewürznelken Bedeutung. Ehemals wuchs der Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus) auf diesen und vielen andern Molukken. Um aber das Product allein in Händen zu haben, ließ die Holländisch-Ostindische Compagnie nach einer Anordnung von 1683 die Cultur des Baumes nur auf vier Inseln zu, auf A., Haruko, Saparua und Nussa-La'ut, und zwar auch hier nur in strengster Beschränkung. Seit 1824 ist der Anbau wieder freigegeben, doch muß der Ertrag zu bestimmtem Preise in die Speicher der Regierung abgeliefert werden. Den Hauptstock der Bevölkerung bilden die Alfuren, welche in den innern Gebirgen und Waldgegenden der Inseln hausen. Die Bevölkerung bekennt sich größtentheils zum Islam, doch besteht seit alten Zeiten ein evangel. Schulwesen. Ende 1859 gab es auf der Inselgruppe 69 Schulen mit 7—8000 Schülern und eine von der niederländ. Missionsgesellschaft unterhaltene Bildungsanstalt für Schullehrer mit 130 Zöglingen. Die Amboinengruppe wurde, gleichwie alle Inseln des südasiat. Archipelagus, von Hindu und Chinesen, von Malaien und Arabern besucht, welche hier Ansiedelungen gründeten und ihre Religion verbreiteten. Gegen 1450 fand hier der Islam Eingang. 65 J. später erschienen zum ersten mal die Portugiesen. Diese eroberten 1564 die ganze Gruppe, verloren sie aber 1607 an die Holländer. Bald langten auch die Engländer an, um an dem gewinnreichen Gewürzhandel Antheil zu nehmen. Es kam zwischen beiden Nationen zu vielen blutigen Händeln, unter welchen das sogenannte «Blutbad von A.» 1622 am bekanntesten ist. 1796 nahmen die Engländer die Insel A., gaben sie aber 1801 den Holländern infolge des Friedens von Amiens zurück. Von 1810—14 war die Insel abermals im Besitz der Engländer. In einem Vertrage vom J. 1824 kamen endlich die vielen zwischen Holland und England streitigen Punkte in Betreff des Handels und der Besitzungen im östl. Archi-

pelagus zur Ausgleichung, wonach die Molukken, jetzt wie früher, allen andern Nationen verschlossen bleiben sollen. Die Holländer haben demnach auch hier das ganze Ausschließungssystem und viele barbarische Anordnungen der frühern Jahrhunderte erneuert. — Die Insel A., von alters her der Mittelpunkt der holländ. Macht im O. des Indischen Archipels und noch jetzt Sitz des Gouverneurs der Molukken, besteht aus den zwei nebeneinander hinlaufenden, im O. durch eine schmale, niedrige Landenge, den Pas von Baguala, miteinander verbundenen Halbinseln Hitu im N. und Leitimor oder Rosanive im S. Beide sind durchgehends gebirgig. Der höchste Berg der Insel, Salhutu genannt, hat 3754 F. Höhe. Die Thäler und niedrigern Gebiete tragen überall Muskatnüsse, kostbare Holzarten und Fruchtbäume, und die üppige Vegetation erfüllt die Luft mit balsamischen Düften. Auf der Insel wächst namentlich auch das sog. Amboinaholz, ein röthlichgelbes, feines und hartes Tischlerholz, von dem auch sehr schöngemaserte Stöcke (Amboinamaser) vorkommen. Die Insel zählt (1855) 31514 E., darunter 748 Europäer, 227 Chinesen, 449 Araber, Javanesen und andere Asiaten. — Die Stadt A. liegt am Nordwestufer der Halbinsel Leitimor, an einer großen Bucht, die am Hafendamm guten Ankergrund von 20 F. Tiefe hat. Sie ist regelmäßig gebaut, hat breite, ungepflasterte Straßen, wegen der Erdbeben aus Holz und einstöckig erbaute Häuser, zum Theil in schattigen Gärten, und zählt etwa 13000 E. Bemerkenswerth sind das Stadthaus, das Waisenhaus, zwei prot. Kirchen (eine für Europäer, die andere für Eingeborene), der Bazar mit einem 30 F. hohen, auf Pfeilern ruhenden Dache. Trotz des Freihafens hat A. seine frühere Blüte nicht wieder erreicht. Zwischen dem Hafendamm und der Stadt steht das sechseckige Fort Victoria mit der Wohnung des Gouverneurs, Kaserne, Speicher und andern Staatsgebäuden. Am östl. Ende der Stadt liegt das Fort Van der Capellen, und unterhalb Victoria befinden sich die Festungswerke Hitiasa und Lu. In einiger Entfernung liegt das Landgut Batu-Gadjah, der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurs, von Bergen umgeben, in schöner und kühler Lage.

Amboise, eine Stadt am linken Ufer der Loire im franz. Depart. Indre-Loire, 3 M. östlich von Tours, an der Westbahn, mit einem mittelalterlichen, von zwei Rundthürmen flankirten Schlosse, in welchem mehrere Könige residirt haben, hat 4800 E. und Stahl-, Gewehr- und Bijouteriefabriken, namentlich aber eine wichtige Feilenfabrik. Der Name der Stadt spielt in den Religions- und Bürgerkriegen des 16. Jahrh. eine Rolle. Auch nannte sich ein Geschlecht des franz. hohen Adels nach ihr, dessen ältere Linie bereits im 13. Jahrh. erlosch. Aus der jüngern Linie stammten: der Cardinal d'A. (s. d.); Aymar d'A., Großmeister des Johanniterordens (gest. 1512); der als Feldherr und Staatsmann ausgezeichnete Marschall von Frankreich, Charles A. de Chaumont (geb. 1472), welcher 1511 starb. Auch diese Linie starb 1656 mit François Charles d'A., franz. Generallieutenant und Gouverneur von Languedoc, im Mannsstamme aus.

Amboise (George d'), Cardinal und Minister unter Ludwig XII. von Frankreich, geb. 1460 zu Chaumont-sur-Loire, wurde schon im 14. J. Bischof von Montauban und Almosenier Ludwig's XI., später unter Karl VIII. Erzbischof von Narbonne und 1493 Erzbischof von Rouen. Frühzeitig eingeweiht in die Cabalen des Hofs, wußte er durch Diensteifer und Gewandtheit in den verwickeltsten Angelegenheiten das Vertrauen Ludwig's von Orleans, des nachherigen Königs Ludwig XII., zu gewinnen, der ihn auch sofort nach seiner Thronbesteigung 1498 zum ersten Minister ernannte. Von da an war A. der eigentliche Lenker des Königs und der Geschicke Frankreichs, wobei er seine Absichten und Familieninteressen geschickt hinter dem Eifer für das Wohl des Staats zu verbergen wußte. In demselben Jahre übersandte ihm Papst Alexander VI. durch seinen Sohn Cesare Borgia den Cardinalshut. Auch ernannte er ihn bald darauf zum päpstl. Legaten in Frankreich, in welcher Eigenschaft A. eine Reformation der Franciscaner und Dominicaner zu bewerkstelligen suchte. Auf seinen Rath unternahm der König die für Frankreich später so verhängnißvolle Eroberung Mailands. Nach Alexander's VI. Tode suchte er die Papstwahl auf sich zu lenken; doch konnte er seine Absicht nicht erreichen. Die statt seiner erwählten Päpste Pius III., der nur 27 Tage regierte, und Julius II. erhielten an ihm einen gefährlichen Gegner. Um seine Wahl zu ermöglichen, veranlaßte A. ein Schisma zwischen der franz. Kirche und der päpstl. Curie, und veranstaltete ein Concilium, welches erst zu Pisa, dann zu Mailand und Lyon abgehalten wurde. Aber das Unglück der franz. Heere in Italien, das den Franzosen dort allen Einfluß raubte, vereitelte seine Plane. Bald darauf starb der Cardinal zu Lyon, 25. Mai 1510. Sein Tod galt für Ludwig als großer Verlust, für Julius II. als größter Vortheil. A. war zwar kein genialer, aber ein gewandter

und erfahrener Staatsmann. Er zeigte im Umgange Wohlwollen und Sanftmuth; doch beschuldigt man ihn der Eigensucht, Eitelkeit und Habsucht. Er hinterließ die für damalige Zeiten ungeheuere Summe von 11 Mill. Livres, bei deren Erwerb er nicht immer gewissenhaft zu Werke ging. Sein Leben haben Montagnes (Par. 1631) und Legendre (Rouen 1724; Amst. 1726) beschrieben.

Amboß, das bekannte Geräth des Schmiedes, welches als Unterlage für das zu schmiedende Eisen dient. Je größer das letztere ist, desto größer und folglich schwerer muß der A. sein, sodaß dieser nach Umständen von 50 bis zu 600 Pfd. und zuweilen darüber wiegt. Der A. ist von Eisen geschmiedet und auf der Arbeitsfläche (Bahn) mit einer Lage aufgeschweißten Stahls bekleidet. Gußeiserne A. sind bei Hammerwerken mit Betrieb durch Dampf- oder Wasserkraft gebräuchlich, für Handarbeit aber unzweckmäßig. Wenn sich an dem A. eine horizontal ausgehende konische Verlängerung (Horn) befindet, um Eisenstücke darauf zu biegen, so heißt er Hornamboß. Der in die Erde eingesenkte Holzklotz, auf welchem der A. steht, wird der Amboßstock genannt.

Ambra, eine krankhafte Absonderung des Potfisches (Physeter macrocephalus), deren eigentlicher Ursprung unbekannt ist. Man hält das Product für Harnsteine, Darmsteine, Gallensteine u. s. w. Früher wandte man die A. in der Medicin namentlich als magenstärkendes und krampfstillendes Mittel an, ist aber jetzt fast ganz davon zurückgekommen. Die A. ist eine fettwachsartige, äußerlich graue, innerlich gelbe, rothe oder gefleckte, mit dünner Rinde überzogene Substanz, die eine große Menge eines Fettes und ein flüchtiges Oel enthält, welches ganz schwach dumpfig, keineswegs aber angenehm riecht. Der sprüchwörtliche Wohlgeruch der A. ist daher eigentlich nicht begründet. Die meisten mit dem Beiworte «ambraduftig» (ambré) u. s. w. belegten Parfumerien duften stark nach Moschus. Die A. wird in Tropenländern, aber auch in Japan an den Küsten als ein vom Meere angespültes Product gefunden.

Ambracia, Stadt in Epirus, s. Arta.

Ambras oder Amras, ein landesfürstl., jetzt als Kaserne benutztes Schloß in Tirol, am Inn, in der Nähe von Innsbruck, einst Hauptburg der mächtigen Grafen von Andechs, kam nach verschiedenen Schicksalen an Kaiser Ferdinand I. und 1563 an dessen Sohn Erzherzog Ferdinand II., welcher sich mit seiner ersten Gemahlin, der schönen Philippine Welser (s. d.) meistentheils hier aufhielt. Er legte hier kostbare Sammlungen von Büchern, Waffen, Kunstsachen, Gemälden, Alterthümern u. dgl. an, die nach dem Erlöschen der tiroler Linie der Erzherzoge von Oesterreich als österr. Hausgut meist nach Wien geführt wurden. Die Bibliothek schenkte die Kaiserin Maria Theresia zum größten Theile der Universität zu Innsbruck. 5880 seltene Druckwerke und 538 Handschriften kamen in die Hofbibliothek, und die schönsten Münzen und Medaillen in das Münzcabinet zu Wien. Die Kunstkammer wurde, als 1805 Tirol an Baiern fiel, unter dem Namen der k. k. Ambraser Sammlung in dem untern Belvedere in Wien aufgestellt. Letztere enthält, außer 69 werthvollen Handschriften, einer Menge prächtiger Rüstungen, den Schnitzwerken A. Colin's aus Mecheln u. s. w., auch viele altdeutsche Bilder, namentlich 1200 Bildnisse, worunter auch 48 Porträts sächs. Fürsten in Oel von Lukas Kranach dem Sohne. Die wichtigsten Rüstungen sind in Abbildungen, neuerdings auch in Photographien bekannt gemacht worden; eine Beschreibung der ganzen Sammlung hat der Custos derselben, Primisser (Wien 1819), gegeben. Auch in A. selbst finden sich noch Kunstsachen, Waffen und Bilder, insbesondere einige Andenken an Philippine Welser. In neuerer Zeit verlautete die (von wiener Gelehrten eifrig bekämpfte) Absicht, die Ambraser Sammlungen an ihren ehemaligen Aufbewahrungsort zurückzuführen.

Ambros (Aug. Wilh.), musikalischer Schriftsteller und Componist, geb. zu Mauth in Böhmen 17. Nov. 1816, zeigte schon früh musikalische Anlagen, welche jedoch von den Aeltern, die ihn zum Staatsdienste bestimmt hatten, keine Berücksichtigung erfuhren. Erst in Prag, wo er Gymnasial- und Universitätsstudien machte, begann sich der junge Mann musikalisch zu bilden, und zwar vorzugsweise autodidaktisch. 1839 wurde er Doctor der Rechte und trat dann beim k. k. Fiscalamt in Prag ein, in welcher Stellung ihm Muße genug blieb, seine Musikstudien mit noch größerm Eifer als früher fortzusetzen. In der Composition ertheilten ihm damals unter andern Kittl und Veit Rathschläge, und ziemlich um dieselbe Zeit fing er auch an, mit Rob. Schumann und der von diesem gegründeten «Neuen Zeitschrift für Musik» sich in Verbindung zu setzen, deren Mitarbeiter (zuerst unter dem Namen Flamin) er bis in die neueste Zeit geblieben ist. Erst 1847 ließ A. sich bewegen, mit einer Composition vor die Oeffentlichkeit zu treten. Es war dies eine Ouverture zu der Sage von der «Genoveva»,

welche bei der Aufführung vielen Beifall fand. Dieser Production folgten eine Musik zu «Othello», eine Ouvertüre zu «Käthchen von Heilbronn», eine Symphonie, Trios und andere Klaviersachen, ein Stabat mater, Lieder u. s. w., die zumeist auch im Druck erschienen und eine Hinneigung zur Manier Mendelssohn's und Gade's verrathen. Nachdem A. 1848 zum Staatsanwalt in Preßangelegenheiten ernannt worden, wurde er 1850 Staatsanwalt beim prager Landesgericht und bald darauf auch Directorialmitglied des dortigen Conservatoriums. Außer vielen und geistreichen kritischen und ästhetischen Aufsätzen für Zeitschriften, veröffentlichte er auch selbständige musikalische Schriften, so: «Culturhistor. Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart» (Lpz. 1860); «Die Grenzen der Musik und Poesie» (Lpz. 1855), und eine «Geschichte der Musik» (Bd. 1, Bresl. 1862).

Ambrosia ist in der griech. Mythologie der Name der Götterspeise. (S. Nektar.)

Ambrosianische Bibliothek nannte zu Ehren des heil. Ambrosius, des Schutzpatrons von Mailand, der kunstliebende Cardinal und Erzbischof Federico Borromeo die von ihm 1602 in einem eigens dazu erbauten und sehr zweckmäßig eingerichteten Locale aufgestellte und 1609 dem Publikum zum allgemeinen Gebrauch geöffnete Bibliothek zu Mailand, welche er durch Gelehrte, die er durch Europa, ja selbst nach Asien aussandte, hatte aufkaufen lassen. Später gewann dieselbe außerordentlich, besonders durch die Erwerbung der Pinelli'schen Handschriften. Borromeo beabsichtigte, damit ein Collegium von 16 Gelehrten zu verbinden, die, jeder in einem bestimmten Fache, für die Bekanntmachung der dahin einschlagenden Werke Sorge trügen und den Fremden berathend zur Seite stünden. Doch der Mangel an Fonds beschränkte dieses Collegium auf nur einige Mitglieder, die den Titel Doctores bibliothecae Ambrosianae führen. Die Bibliothek enthält gegenwärtig durch weitere Ankäufe und Vermächtnisse gegen 87000 gedruckte Bücher und 15000 Handschriften. Zu den vielen Seltenheiten derselben gehört, außer den von Mai, Castiglione und Mazzuchelli bekannt gemachten Palimpsesten, ein Virgil, in welchen Petrarca die Notiz über das erste Begegnen Laura's einschrieb. Mit der Bibliothek steht eine Galerie von Kunstsachen in Verbindung, welche neben Gemälden von Breughel, Barocci, Luini und Albrecht Dürer den Carton von Rafael's Schule zu Athen und die Studien von Leonardo da Vinci sowie die frühern Copien von dieses großen Künstlers Abendmahl bewahrt. Von den zwölf Bänden mit Schriften von der Hand des Leonardo da Vinci, die der patriotische Galeazzo Arconato hierher schenkte, ist nur noch ein einziger, aber in Hinsicht der Zeichnungen der interessanteste, vorhanden; die andern befinden sich in Paris.

Ambrosius, der Heilige, einer der berühmtesten Kirchenväter, geb. um 340 wahrscheinlich zu Trier, wo sein Vater als Präfect von Gallien sich aufzuhalten pflegte. Schon in der Wiege empfing er, wie erzählt wird, ein glückliches Vorzeichen. Ein Schwarm Bienen bedeckte das Gesicht des schlummernden Knaben, und die erstaunte Amme sah, daß die Bienen an seinem Munde aus und ein gingen, ohne ihm ein Leid zu thun. Sein Vater schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. A. erhielt eine vortreffliche Erziehung und ging mit seinem Bruder Satyrus nach Mailand, um die jurist. Laufbahn zu betreten. Bald zeichnete er sich so aus, daß er 369 von Valentinian zum Präfecten von Oberitalien und Mailand ernannt wurde. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm in dieser Stellung die Achtung und Liebe des Volks, dessen Wohlstand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet lag. Von den Arianern wie den Katholiken ward er darum auch 374 einstimmig zum Bischof von Mailand ausgerufen. Lange weigerte sich A., diese Würde anzunehmen, ja er verließ die Stadt. Doch kehrte er bald darauf zurück, ließ sich taufen, da er bisher nur Katechumen gewesen war, und empfing acht Tage darauf die Weihe. Das Gedächtniß dieser Begebenheit feiert die kath. Kirche noch gegenwärtig am 7. Dec. Auch als Bischof erwarb er sich durch seinen milden und sanften, aber gegen Ungerechtigkeiten strengen und unbeugsamen Charakter allgemeine Verehrung. So wies er selbst den Kaiser Theodosius, welcher durch Rufinus die empörten Thessalonicher hatte grausam niedermetzeln lassen, vor der Kirchthür zurück, that ihn in den Bann, und nahm diesen erst nach achtmonatlicher strenger Buße zurück. A. starb 4. April 397. Die wichtigsten unter seinen exegetischen, dogmatischen und ethischen Schriften («Opera», herausg. von den Benedictinern, 2 Bde., Par. 1686—90) sind das «Hexaemeron», die drei Bücher «De officiis clericorum» (herausg. von Krabinger, Tüb. 1857), welche Jahrhunderte hindurch ein vielgebrauchtes Handbuch der Ethik waren, die fünf Bücher «De fide» sowie 84 Briefe und Reden. Selbständig und bahnbrechend steht jedoch A. als Dichter geistlicher Lieder («Hymni») da; von den 30 Hymnen, die ihm zugeschrieben werden, gelten jedoch nur 12 für echt. Der gewöhnlich an A.'s Namen geknüpfte Hymnus «Te Deum laudamus» oder der Ambrosianische Lobgesang ist er-

weislich erst 100 J. später abgefaßt. Auch der Ambrosianische Ritus erhielt seinen Namen wol nur, weil A. einige Veränderungen bei demselben getroffen hatte, die sich bis auf heutigen Tag in der mailändischen Kirche erhalten haben. Ein Commentar über die Briefe des Paulus, der ihm früher beigelegt wurde, ist wahrscheinlich vom röm. Diakonus Hilarius verfaßt und wird gewöhnlich als der Commentar des Ambrosiaster citirt. A. ist der Schutzheilige Mailands; zu seinen Ehren erhielt die Ambrosianische Bibliothek (s. d.) daselbst ihren Namen.

Ambrosius (russ. Amwrossij Podobjedow), Metropolitan zu Nowgorod, geb. 30. Nov. 1742 im Gouvernement Wladimir, erhielt seine Erziehung in der geistlichen Schule des troizker Klosters, nahm 1768 das Ordenskleid, wurde zum Hieromonach geweiht und an die geistliche Akademie in Moskau als Prediger berufen. Als solcher hielt er 1771 seine berühmte Leichenrede auf den ermordeten Erzbischof Ambrosius von Moskau, welche als Muster erschütternder Kraft und glanzvoller Darstellung gilt. Bald nachher zum Präfect der genannten Akademie und Archimandrit des saikonospasker Klosters erwählt, hielt er 1775 vor der Kaiserin Katharina eine Predigt, welche ihm deren ganze Gunst zuwandte. Kurz darauf wurde er Bischof von Sjewsk und 1785 übernahm er die Eparchie von Kasan. 1794 wurde er in den Heiligen Synod berufen und 1799 zum Erzbischof von Petersburg, Esthland und Finland erhoben. Das Jahr darauf erhielt er auch den erzbischöfl. Sitz zu Nowgorod mit der Ernennung zum Metropolitan. In allen seinen Stellungen war er eifrigst bemüht, die Anstalten für Bildung und Erziehung der Geistlichkeit zu heben, und bewies sich als eins der thätigsten Mitglieder des zu diesem Behufe niedergesetzten Comité. Er starb zu Nowgorod 21. Mai (2. Juni) 1818. Seine Schriften, darunter seine «Erbauungsreden» (zuerst 3 Bde., Mosk. 1810) und die «Kurze Anleitung zum Lesen der Heiligen Schrift» (neue Aufl., Mosk. 1840), zeichnen sich durch Gründlichkeit und durch die vorherrschend praktische Richtung sehr vortheilhaft aus. Wichtig wegen der darin mitgetheilten alten Urkunden ist seine russ. Kirchengeschichte («Istoria Rossijskoi Ierarchij», 6 Bde., Mosk. 1807—15; 2. Aufl., Kiew 1827). — A. (russ. Amwrossij Serebrennikow), Erzbischof von Ekaterinoslaw, gest. 1792 zu Poltawa, hat sich in der russ. Literatur durch seine Uebersetzung von Milton's «Verlorenes und wiedergewonnenes Paradies» (2. Aufl., Mosk. 1803 u. öfter) bekannt gemacht.

Ambulance (franz.) nennt man im weitern Sinne in der ärztlichen und Kriegssprache das bewegliche oder fliegende Feldlazareth. Im engern Sinne bezeichnet man aber auch mit A. eine in Federn hängende, bequem eingerichtete Art Wagen zur Fortschaffung Schwerverwundeter oder Erkrankter. In den meisten Armeen hat man jetzt besondere Sanitätscompagnien eingerichtet, welche bestimmt sind, die verwundeten Soldaten von dem Kampfplatz hinwegzuschaffen. (S. Feldlazareth.)

Ameisen (Formicida), eine Familie in der Ordnung der Hautflügler (Hymenoptera), die mit den übrigen Hautflüglern vier von Adern durchzogene, häutige Flügel, vollständige, kauende Mundtheile und eine vollständige Verwandlung gemein haben, indem aus dem Ei fußlose Larven schlüpfen, welche später eine ruhende Puppe bilden, die sog. Ameiseneier, aus denen nach einiger Zeit das vollkommene Insekt schlüpft. Die A. leben stets in Gesellschaften, welche aus dreierlei Individuen zum wenigsten bestehen; aus ungeflügelten, verkümmerten Weibchen, sog. Geschlechtslosen oder Arbeiterinnen, welche die größte Mehrzahl bilden, aus geflügelten Männchen und Weibchen, die nur zu gewissen Zeiten erscheinen. Der Kopf aller A. ist groß, dreieckig, deutlich von der Brust geschieden, mit kleinen, runden Augen und pinselförmigen, geknickten Fühlhörnern versehen; die Brust ist lang, durch eine einfache oder doppelte Schuppe oder ein Häutchen mit dem meist länglichen Hinterleibe verbunden. Hiernach unterscheidet man unter den zahlreichen Arten die Gruppen, sowie man nach dem Vorhandensein oder Fehlen eines Stachels die Stechameisen (Myrmica) von den eigentlichen A. (Formica), die nur ein Giftbläschen haben, trennt.

Die Nester werden an den verschiedensten Orten und mit dem verschiedensten Material angelegt: in und auf der Erde, in Mauern, auf Bäumen, im Holze; jede Art hat hierin, wie in der Größe der Gesellschaft, ihre Eigenthümlichkeit. Es gibt Arten, die nur Nester von 30—40 Individuen haben, andere wo die Zahl der Communisten hoch in die Tausende steigt. Im ganzen kann man sagen, daß ein Nest aus einem System verschlungener Gänge besteht, die zu innern Kammern führen, welche verschiedenen Zwecken dienen: dem Aufenthalte der Weibchen, die nach einem ersten Ausfluge, wo sie sich mit den Männchen begatten, stets in dem Neste bleiben und Eier legen; den Eiern; den Larven, die aus den Eiern hervorgehen und die im Neste gefüttert werden; den Puppen, welche bis zu ihrem Ausschlüpfen sorglich gehütet

und bald nach oben an die Wärme, bald nach unten in die Tiefe geschleppt werden. Den Arbeiterinnen liegt die ganze Sorge des Haushaltes ob. Sie bauen das Nest, bewahren seine Eingänge, schließen und öffnen dieselben nach Bedürfniß, bewachen und vertheidigen es mit Wuth auf Gefahr ihres Lebens. Sie gehen nach Nahrung aus, wozu sie süße Säfte vorziehen, sonst aber auch alle thierische und pflanzliche Stoffe benagen; sie füttern zu Hause aus ihrem Munde die Weibchen, die Larven, die eben ausgeschlüpften, noch weichen Arbeiterinnen, putzen, reinigen und schleppen sie umher. Keine Ameise legt Vorräthe an; im Winter erstarren die meisten in der Tiefe ihrer Nester. Von besonderem Interesse ist das Verhältniß der A. zu den festsitzenden, Pflanzensäfte saugenden Insekten, wie namentlich Blatt- und Schildläusen. Sie suchen dieselben auf, streicheln sie mit den Fühlern und Vorderfüßen, bis sie aus Röhren oder Oeffnungen am Hinterleibe ein Tröpfchen hellen Zuckersaftes austreten lassen, das die A. begierig aufschlucken. Die A. sorgen förmlich für die Blattläuse wie für Melkvieh, setzen sie von abgewelkten Zweigen auf frische, bauen über sie Gewölbe aus Faden oder bringen sie im Herbst auf die Wurzeln der Gewächse in die Erde. Bei mehrern Ameisenarten ist die Sklaverei eingeführt. Die Arbeiterinnen einer rothgelben Art bei uns, die Huber Amazonen genannt hat, arbeiten nicht, sondern gehen nur auf Raub aus, was man an heißen Sommertagen beobachten kann. Ein solcher Kriegszug stürzt sich auf ein Nest der grauen Mauerameise, dringt in alle Oeffnungen und raubt die Puppen. Diese werden nach Hause geschleppt und schlüpfen im Neste der Amazonen aus. Die dort ausgeschlüpften grauen Mauerameisen besorgen nun alle Geschäfte im Haushalte der Amazonen und schleppen selbst ihre doppelt so großen Herrinnen umher, die sie füttern wie unbehülfliche Kinder.

Die A. besitzen eine große Intelligenz und die Fähigkeit, sich mittels ihrer Fühler zu verständigen. Sie bauen Wege, Brücken und Gewölbe und sind äußerst sinnreich in Auffindung der Mittel, durch welche sie zu einem vorgesetzten Zwecke gelangen. Ihre Häufigkeit auf Gewächsen, Sträuchern und Bäumen zeigt dem Gartenwirthe, daß die Pflanzen krank oder von schädlichen Insekten bewohnt sind. Höchst lästig sind sie in Häusern und Vorrathskammern, wo sie oft kaum zu vertilgen sind. In heißen Ländern können sie so überhandnehmen, daß der Mensch vor ihnen weichen muß. Dort gibt es auch A. von höchst auffallenden Sitten, wie z. B. Wanderameisen, welche auf ihrem Zuge alles Lebende anfallen, die schädlichen Insekten fressen und selbst kleine Säugethiere überwältigen, und die man deshalb gern kommen sieht. Früher benutzte man sie zur Bereitung der Ameisensäure, die man jetzt reiner und wohlfeiler auf chem. Wege erzeugt. Die Ameiseneier (Puppen) sind als Vogelfutter, besonders für Nachtigallen, gesucht. Man legt in die Nähe der Haufen der großen Waldameisen, die ihre Nester besonders aus Tannennadeln bauen, auf einen sonnigen Platz Reiser über eine Vertiefung, die man beschattet, gräbt rasch das Nest aus und schüttet den Inhalt daneben in die Sonne. Die Arbeiterinnen tragen sogleich alle Puppen in die beschattete Vertiefung. Das größte Verdienst um die Beobachtung des Haushaltes der A. hat sich Huber von Genf erworben, dessen «Recherches sur les fourmis indigènes» (Genf 1810) noch heute nur wenige Zusätze erfahren dürften.

Ameisenbäder. Setzt man den heißen Aufguß von einigen Maßen Ameisen oder ganzer Ameisenhaufen zu einem warmen Bade, so wirkt dasselbe sehr anregend oder reizend auf die Haut. Diese Wirkung wird hervorgebracht durch die in den Ameisen enthaltene Ameisensäure (s. d.) sowie auch durch die vielen aromatischen Stoffe, welche die Waldameisen in ihren Haufen aufzuspeichern pflegen. Es gehören daher die A. in die Klasse der gelinden Hautreize.

Ameisenfänger (Formicivora) nennt man eine Gattung südamerik. Schreivögel mit großen Augen, wolligem Rücken, kurzem, feinem, an der Spitze etwas fackig gebogenem Schnabel, deren Arten meist in schönen Farben spielen. Die Vögel hüpfen in Wäldern und Gebüschen auf dem Boden umher und picken Insekten und Gewürm auf. Ueber ihre Lebensweise ist weiter nichts bekannt.

Ameisenfresser. In den südl. Ländern, wo Ameisen und Termiten (sogenannte weiße Ameisen) in großen Mengen sich finden, begegnen wir einer Anzahl von Säugethieren aus verschiedenen Ordnungen, welche nur von jenen Thieren sich nähren, und die alle darin übereinstimmen, daß sie einen langen, dünnen, spitzen Kopf, ein sehr kleines Maul, das nur mit wenigen Backzähnen besetzt oder ganz zahnlos ist, eine sehr lange, weit vorstreckbare, kleberige Zunge und große Sichelkrallen zum Graben an den kurzen, stämmigen Füßen besitzen. Alle diese Säugethiere sind höchst dumm, plump und träge, aber dabei von ungeheuerer Muskelkraft. Dieselben suchen die großen Ameisenhaufen und die festen Termitenhügel auf, öffnen sie

durch Graben mit ihren Krallen, unbekümmert um die wüthenden Bisse der Vertheidiger, stecken ihre lange Zunge in das Gewimmel der Ameisen hinein, an der diese ankleben, und streifen sie dann in das Maul ab. Auch die Larven und Eier lassen sie sich behagen. Sie leben meist einsam, einige frei in zufälligen Lagern, andere in selbstgegrabenen Erdhöhlen; das Fleisch ist meist schlecht und des durchdringenden Ameisengeruchs wegen ungenießbar. Es gehören hierher aus der Ordnung der zahnarmen Säugethiere (Edentata): die sog. Ameisenbären (Myrmecophaga) aus Südamerika, von denen die größte Art (M. jubata) fast 7 F. lang wird, mit sehr langem, spitzem Kopfe, langem, buschigem Schwanze, den das Thier über den Rücken herüberschlägt, straffem, langhaarigem Pelze von grauschwarzer Farbe, einwärts gekrümmten Vorderfüßen, ein unbeholfenes Thier, das man leicht mit dem Stocke erschlägt, obgleich es Kraft genug hat, einen Hund in seinen Armen zu erdrücken. Andere Arten sind der mittlere Ameisenbär oder Tamandua und der kleine zweizehige, der nur 8 Zoll lang wird und gern klettert. Beide haben keinen buschig behaarten Schwanz. Ferner sind zu nennen: die Schuppenthiere (Manis), deren verschiedene Arten in Südamerika, Südafrika, Indien und Java vorkommen. Dieselben sind durchaus zahnlose Ameisenfresser, die in Gestalt, Kopfform, Schwanzlänge und Lebensart den vorigen gleichen. Nur aber zeigen sich die Haare in harte, schneidende, dachziegelförmig übereinanderliegende Schuppen verwandelt, die beim Zusammenkugeln sich aufsträuben. — Die Ameisenschweine oder Erdferkel (Orycteropus) sind auf Südafrika beschränkt. Die Haut ist der Schwarte des Schweins ähnlich, mit straffen Borstenhaaren dicht besetzt, der Kopf walzenförmig, die nackten Ohren spitz aufgerichtet, die Füße sehr kurz, die Grabklauen plump, fast hufartig. Sie leben in tiefen Erdhöhlen, kommen meist nur nachts hervor und werden ihres Fleisches und der derben Haut wegen, die ein gutes Leder gibt, gejagt und ausgegraben. Die größte, am Cap heimische Art wird centnerschwer. — Die Ameisenigel endlich (Echidna) gehören mit den Schnabelthieren in die Gruppe der Monotremen oder Kloakenthiere, welche, wie die Vögel, eine gemeinsame Kloakenöffnung für die Unterleibseingeweide besitzen. An einem plumpen Körper, der ganz mit igelähnlichen Stacheln besetzt ist, steht ein drehrunder Schnabel vor, der fast einem Schnepfenschnabel gleicht und aus dessen kleiner Mundöffnung eine sehr lange, wurmförmige Zunge hervorgestreckt werden kann. Die Thiere wohnen in Neuholland, Neusüdwales und Vandiemensland in Erdhöhlen und sind höchst stumpfsinnig und schwerfällig.

Ameisenkriechen oder Formication nennt man ein kriebelndes Gefühl in der Haut, ähnlich dem, welches eine über die Haut laufende Ameise hervorruft. Tritt ein solches Gefühl oft oder dauernd auf, so weist dies auf eine Störung im Nervensystem hin. Ein einmaliges, rasch vorübergehendes A. hat keine weitere Bedeutung. Krankheiten des Rückenmarks verrathen sich oft im Beginne durch häufiges A. an Beinen und Armen. Druck auf einen Nervenstamm ruft dieses Gefühl in dem Hautgebiete hervor, welches der gedrückte Stamm mit Nervenfasern versieht; daher auch das Kriebelgefühl an sogenannten eingeschlafenen Gliedern. Ein ganz gewöhnliches Symptom ist das Gefühl in der sogenannten Kriebelkrankheit, d. h. der infolge von Vergiftung mit Mutterkorn (s. d.) auftretenden Krankheit.

Ameisenlöwe (Myrmeleon) nennt man die Larve eines den Libellen ähnlichen, zu den Netzflüglern gehörigen Insekts, das durch keulenförmige Fühlhörner von jenen unterschieden ist. Die Larve war schon den ältern Naturforschern bekannt, und erhielt ihren Namen von der Nahrung, die meist in Ameisen besteht. Ihre Größe beträgt kaum 1 Zoll, wovon die zwei großen, vorstehenden Kinnladen fast ebenso viel wegnehmen als der ovale, etwas platte Leib. Kopf und Brust sind sehr klein, die Füße kurz. Gleich den Krebsen geht der A. meist rückwärts. Um Beute zu machen, wühlt er sich an sonnigen Stellen in sandigen Boden, wodurch eine Art Trichter entsteht, auf dessen Grunde er mit aufgesperrten Kinnladen den Insekten auflauert, welche sehr leicht in diese Falle rutschen. Insekten, welche sich beim Fallen anklammern, wirft der A. mit einer schnickenden Bewegung des Kopfes Sand an. Die spitzen Kiefer sind hohle Saugorgane; der ausgesogene Balg wird aus dem Trichter hinausgeworfen. Im Spätsommer verpuppt sich die Larve in einem Seidencocon, dessen Stoff aus dem zu einem Spinnorgan umgewandelten Mastdarm geliefert wird. Die Libelle, die ziemlich selten ist, erscheint im Frühjahre und lebt nur kurze Zeit, die fast ausschließlich der Fortpflanzung gewidmet ist.

Ameisensäure (Acidum formicarum) ist eine wasserhelle, stechend sauerriechende und rein sauerschmeckende Flüssigkeit, die, auf die Haut gebracht, eine Brandblase hervorbringt. Die Säure mischt sich mit Wasser in allen Verhältnissen, und ihre beim Sieden sich entwickelnden Dämpfe lassen sich entzünden. Das Sieden tritt bei 99° C. ein. Sie krystallisirt bei 1° Kälte

in breiten Blättern, die bei 1° Wärme wieder schmelzen. Ihre Dichtigkeit ist größer als die des Wassers, denn ihr specifisches Gewicht beträgt 1,2353 bei 12° C. Die Säure wurde 1670 von Samuel Fischer in den Ameisen entdeckt und verdankt diesem Vorkommen ihren Namen. Wahrscheinlich findet sie sich noch in einigen andern Insekten, z. B. in der Processionsraupe. Auch im Pflanzenreiche kommt sie vor, z. B. in den Kiefernadeln. Sie entsteht aus dem Holzgeist oder Methylalkohol ganz ebenso durch langsame Oxydation (Sauerstoffaufnahme) wie die Essigsäure aus dem Weingeist oder gewöhnlichen Alkohol (Aethylalkohol). Doch entsteht sie auch außerdem noch bei der Oxydation einer großen Zahl anderer organischer Stoffe. Wichtig ist die Entdeckung Berthelot's, der, ähnlich wie beim Alkohol, so auch hier nachgewiesen hat, daß die A. auch aus rein mineralischen, unorganischen Substanzen hergestellt werden kann, nämlich dadurch, daß man Kohlenoxydgas 70 St. lang mit Kali auf 100° C. erhitzt. Die zweckmäßigste Darstellungsweise der A. ist nach Berthelot jedoch die durch Erhitzen von Oxalsäure mit Glycerin auf 110° C. Außer als Heilmittel wird sie neuerdings technisch von Photographen als Zusatz zur Entwickelungsflüssigkeit für negative Collodiumbilder gebraucht.

Ameisenspiritus, ein pharmaceutisches Präparat, welches durch Destillation von Ameisen mit Weingeist und Wasser gewonnen und als Hausmittel bei Verstauchungen u. s. w. gebraucht wird. Es enthält außer Alkohol ein wenig Ameisensäure und Ameisenöl. Im gewöhnlichen Leben bereitet man den A. dadurch, daß man Spiritus einige Zeit in einer verschlossenen Flasche über Ameisen stehen läßt. Das Wirksame bei seiner Anwendung ist jedenfalls die durch seine Einreibung verursachte Reizung der Haut.

Amelanchier nannte Medicus eine Gattung Sträucher aus der Familie der Pomaceen oder apfelfrüchtigen Gewächse, deren Arten von Linné zur Gattung Pyrus (s. d.) gezogen worden waren. Diese Gattung unterscheidet sich von Pyrus durch die in vielblütige Trauben gestellten Blüten und durch beerenartige Früchte mit blos einsamigen Kapselfächern. In Europa kommt eine einzige Art vor, die unter dem Namen Trauben- oder Felsenbirne bekannte **A. vulgaris**, welche auf Kalkhügeln und an Kalkfelsen wächst, eiförmig-rundliche, gesägte, kahle oder unterseits weichhaarige Blätter, weiße Blüten und schwarzblaue, inwendig blutrothe Früchte hat und in unsern Gärten und Promenaden häufig als Zierstrauch angepflanzt wird.

Ameland, eine Insel in der Nordsee, an der Küste von Friesland und zum Bezirk Leeuwarden der niederl. Provinz Vriesland gehörig, ist durch den Wadden vom Festlande, durch das Amelanderloch in W. von der Insel Ter Schelling, durch das Pinkeloch in O. von der Insel Schiermonnikoog getrennt, umfaßt bei einer Länge von 3 M. und einer größten Breite von etwa 1/2 M. ein Areal von 6666 Hektaren oder 1,1 Q.-M. und zählt 2226 E., die fast sämmtlich Fischer und Seeleute sind, dabei aber auch Viehzucht treiben. Auf der Insel liegen die beiden Dörfer Nees und Hollum, von denen ersteres eine Navigationsschule besitzt. Neuerdings ist die Verbindung der Insel mit dem Festlande projectirt worden, durch welche ein Bodengewinn von etwa 17000 Hektaren erzielt werden könnte.

Amelia, uraltes Städtchen und Bischofssitz in der ital. Provinz Umbrien, in der frühern päpstl. Delegation Spoleto, auf einem Hügel an einem linken Nebenflüßchen der Tiber, 5 M. südwestlich von Spoleto gelegen, hat eine Kathedrale, drei Pfarrkirchen und mehrere Klöster, und zählt 2000 E. In der Umgegend werden die besten Rosinen Italiens gewonnen. A. ist das röm. Municipium Ameria in Umbrien, eine der ältesten Städte Italiens, die 381 Jahre vor Rom erbaut worden sein soll. Das Bisthum wurde im J. 340 gegründet.

Amelungen, s. Amaler.

Amen, ein hebr. Wort, mit welchem man etwas versichert (Ja gewiß! wahrlich!), ist aus der Religionssprache der Juden in die der Christen übergegangen. Der in den jüd. Synagogen am Schlusse der Versammlung ertheilte Segen wird von den Anwesenden mit einem Amen bekräftigt. Auch in den religiösen Versammlungen der ersten Christen ward das Gebet, welches der Aelteste der Gemeinde oder ein Lehrer sprach, von der Gemeinde mit einem Amen beschlossen. So ist es das Schlußwort des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Noch jetzt wird jede christl. Predigt mit diesem Worte unter der stillschweigenden Voraussetzung geendigt, daß ihr Schluß eine allgemeine Wahrheit, eine Ermahnung oder einen Wunsch ausspricht.

Amendement (franz.), d. h. Verbesserung, ist ein Kunstausdruck der parlamentarischen Sprache für solche Aenderungen, welche zu den einzelnen Theilen eines Gesetzentwurfs, einer Adresse, eines Antrags vorgeschlagen werden. Die A. setzen voraus, daß man über den Gegenstand des Antrags irgendetwas festgestellt wissen will, aber mit dem speciellen Inhalte desselben ganz oder theilweise nicht einverstanden ist. In ihrer einfachsten Bedeutung sind sie nur

Aenderungsvorschläge in Betreff der Fassung oder einzelner Specialitäten, wobei dem Princip kein Eintrag geschieht. Aber man hat allmählich gelernt, auch den entschiedenen Gegensatz eines Antrags in Form eines A. anzubringen. So z. B. pflegt bei den Adreßverhandlungen in England die Opposition ihren Widerspruch gegen die herrschende Politik in Form eines A. zu einer bezüglichen Stelle der Adresse geltend zu machen. Das A. muß so gefaßt sein, daß es an die Stelle des Vorschlags gesetzt werden kann, gegen welchen es gerichtet ist. Wird zu dem A. wieder ein A. gemacht, so nennt man dies ein Unter- oder Sousamendement.

Amenorrhoe heißt das Ausbleiben der Menstruation in dem Falle, wo solche normaler Weise erwartet werden darf. Vor der vollständigen körperlichen Entwickelung (gleichviel ob ein Mädchen das gewöhnliche Pubertätsalter schon hinter sich hat), nach Eintritt in die sogenannten klimakterischen Jahre, während der Schwangerschaft und in der Zeit des Stillens kann also nicht von einer A. gesprochen werden, weil das Ausbleiben der Menstruation hier normal ist. Das verspätete Auftreten der ersten Menstruation bei einem Mädchen, das Ausbleiben der schon eingetretenen sowie das vorzeitige Erlöschen derselben bei Frauen hängt viel weniger häufig von einem Leiden der Sexualorgane als von allgemeinen Krankheiten ab, insbesondere von Bleichsucht, Skrofulose und Tuberkulose. Selten liegen Krankheiten der Eierstöcke, öfter noch solche der Gebärmutter zu Grunde. Auch kommt es vor, daß bei sonst gutentwickelten Mädchen die Entwickelung einzelner Theile hinter der allgemeinen zurückgeblieben ist und daher die Menstruation sich verspätet. Die Behandlung der A. muß sich ganz und gar nach der Ursache derselben richten, denn die Erscheinung ist durchaus keine selbständige Krankheit, sondern nur das Zeichen einer solchen.

Amentaceen, kätzchentragende Gewächse, ist der Name einer Pflanzenfamilie, welche aus lauter Bäumen und Sträuchern besteht. Bei diesen Gewächsen sind die Blüten stets eingeschlechtig, entweder männlich oder weiblich, und bald beiderlei Blüten oder nur die männlichen in Kätzchen gestellt. Männliche und weibliche Kätzchen haben z. B. die Weiden, Pappeln, Birken und Erlen, nur männliche die Eichen, Haselnußsträucher und Wallnußbäume. Letztere besitzen zusammengesetzte und zwar unpaarig-gefiederte Blätter, alle übrigen A. dagegen einfache Blätter.

Amēnthes, bei den Aegyptern die Unterwelt, der Hades der Griechen. Der Name bedeutet nicht «die Gebende und Nehmende», wie man, dem Plutarch folgend, bisjetzt allgemein angenommen hat, sondern «die Verbergende». Ueber die Vorstellungen der Aegypter von der Unterwelt und dem Aufenthaltsorte der Seelen nach dem Tode geben die Gemälde auf den Denkmälern Aufschluß. Anubis geleitete die Seelen, welche in Gestalt eines Vogels dem Körper durch den Mund entfliehen, zu dem Herrscherstuhle des Osiris, welcher mit 42 Beisitzern im Innern als Richter über die Verstorbenen thront. (S. Aegyptische Mythologie.)

Amerīghi, s. Caravaggio (Michel Angelo da).

Amerigo Vespucci, ein Italiener, welcher Amerika den Namen gegeben, geb. 9. März 1451 zu Florenz als dritter Sohn des öffentlichen Notars der Republik, Anastasio Vespucci, wurde durch seinen gelehrten Oheim Antonio sorgfältig erzogen und machte frühzeitig große Fortschritte in den schönen Wissenschaften, in der Physik, nautischen Astronomie und Erdbeschreibung, die damals wegen ihrer Beziehung auf den Handel die Hauptgegenstände des Unterrichts ausmachten. Als Kaufmann ging er 1490 nach Spanien, wo er zu Sevilla als Factor oder Commis in dem großen, auch bei Hofe angesehenen Handelshause des Florentiners Juanoto Berardi beschäftigt war. Da dieses Haus die Vorschüsse zu der zweiten Reise des Columbus (1493) machte, so darf man annehmen, daß A. den Admiral mindestens von diesem Zeitpunkte an gekannt habe, der in ihm auch einen Freund fand und ihn noch kurz vor seinem Tode als einen rechtschaffenen, zuverlässigen Mann seinem Sohne empfiehlt. Nach dem Tode Berardi's trat A. im Dec. 1495 an die Spitze des Rechnungsgeschäfts dieses Hauses, und mit der Ausrüstung der dritten Reise des Columbus beauftragt, war er von Mitte April 1497 bis Ende Mai 1498 in Andalusien beschäftigt. Das Gelingen der Unternehmung des Columbus reizte indeß A., das kaufmännische Geschäft aufzugeben, um den neuentdeckten Erdtheil kennen zu lernen. So nahm er an der ersten Expedition des Admirals Alonzo de Hojeda theil, welcher 20. Mai 1499 aus dem Hafen von Puerto de Sta.-Maria bei Cadiz abging, nach einer Fahrt von 24 Tagen an der Küste von Surinam unter 3° nördl. Br. (200 Seemeilen südöstlich von Cap Paria) landete und, nach der Untersuchung jener Küste und dem Besuch der westind. Inseln, in der Mitte des Juni 1500 wieder in Cadiz einlief. Dies ist thatsächlich die erste der drei Seereisen, welche A. gemacht hat. Durch Verspre-

chungen des Königs Emanuel gelockt, ging A. Ende 1500 nach Portugal und unternahm auf portug. Schiffen von Lissabon aus noch zwei Reisen nach dem neuen Continent, die erste im Mai 1501 bis Sept. 1502, die zweite unter dem Admiral Gonzalo Coelho vom 10. Mai 1503 bis 18. Juni 1504. Keine seiner Reisen machte er als Befehlshaber, sondern als Kosmograph und Steuermann; nur auf der letzten, auf welcher er einen großen Theil von Brasiliens Küsten untersuchte, commandirte er ein kleines Fahrzeug. Von Columbus dem König Ferdinand von Spanien, dem Nebenbuhler Emanuel's, mit großer Wärme empfohlen und durch die Eröffnung einer glänzenden Laufbahn angezogen, trat A. 1505 wieder in span. Dienste. Welche hohe Meinung man von seinen nautischen Kenntnissen und Erfahrungen hatte, ergibt sich schon daraus, daß er 1505—7 am span. Hofe mit einem Pinzon, Cosa, Solis über eine große, freilich nicht zur Ausführung gekommene Expedition zur Auffindung eines Westwegs nach Indien zu Rathe gezogen, sowie daß er 22. März 1508 zum Piloto-mayor oder Großsteuermann für die Indienfahrten ernannt wurde, in welcher bescheidenen, aber sehr wichtigen Stellung er 22. Febr. 1512 zu Sevilla starb.

Die einzigen Schriften, die von A. selbst vorhanden, bestehen in freundschaftlichen Briefen an hervorragende Personen, wie Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici und den Gonfalionere Soderini zu Florenz, welch letzterer sie wieder dem König Renatus (René) II. von Lothringen, dem Beschützer der Gelehrten und Begünstiger geogr. Forschungen, mittheilte. Diese Briefe erschienen gleich nach dem Tode A.'s zu Florenz. Die Schriften, die unter dem Namen von Reisen des A. vorhanden, wurden nicht von ihm selbst veröffentlicht und sind voll von Widersprüchen und willkürlich geänderten Zahlen. Auch ist von der Mehrzahl noch unbekannt, in welcher Sprache sie ursprünglich abgefaßt waren, und durch wie viele Uebersetzungen und Ausgaben sie durchgegangen. Das unter dem Titel der «Quatuor Navigationes» herausgegebene Tagebuch über seine (angeblich vier) Reisen ist ein Auszug oder ein Bruchstück eines viel umfangreichern und vollständigern Werks, das erscheinen sollte, aber nie erschien. Die kleinen Schriften A.'s würden nur eine vorübergehende Erscheinung geblieben sein, wenn sie nicht bald von neuem gedruckt und vervollständigt in die «Raccolta» oder Sammlung neuer Reisen aufgenommen worden wären. 1507 erschien anonym zu Vicenza in 6 Büchern «Mondo novo e paesi nuovamente retrovati da Alberico Vespuzio Florentino», und zwar nicht, wie man annahm, von Francansone de Montalboddo, sondern von dem venet. Kosmographen und Kartenzeichner Alessandro Zorzi. Diese «Neue Welt» wurde sodann publicirt 1508 zu Mailand in lateinischer, in demselben Jahre durch den nürnberger Arzt Jobst Ruchamer in deutscher, 1516 auch in franz. Uebersetzung. Schon 1504 hatte der Buchhändler Joh. Ottmar in der Ausgabe der «dritten Reise» den Namen der «Neuen Welt», der sich auch auf der Welttafel in der röm. Ausgabe des Ptolemäus von 1506 findet, mit dem Namen des A. in Verbindung gebracht. Aber nirgends findet sich die leiseste Spur, daß A. selbst davon Kunde gehabt oder gar dazu mitgewirkt habe. Vielmehr ging, wie zuerst A. von Humboldt nachgewiesen, der Vorschlag, die Neue Welt «Amerika», d. h. Land des A., zu nennen, von einem Deutschen aus. Nämlich Martin Waldseemüller aus Freiburg im Breisgau, der in dem lothringischen Städtchen St.-Dié eine Buchhandlung angelegt, gab 1507 unter dem gräcisirten Namen Hylacomylus oder Ilacomylus die Reisen A.'s, aus dem Französischen übersetzt, in dem Buche «Cosmographiae introductio etc., insuper quatuor Americi Vespucii navigationes» heraus. Der Mangel an Schriften von der Hand des Columbus und der außerordentliche Eifer, mit welchem die Freunde A.'s, zu denen auch König René II. gehörte, die Berichte über seine Reisen zu verbreiten suchten, haben dazu beigetragen, daß dieselben als die ersten Nachrichten von der Neuen Welt allgemeinen Beifall bei dem wißbegierigen Publikum fanden. Das Werk Waldseemüller's wurde verschlungen und erlebte vier Auflagen (1507, 1509, 1535 und 1554). Sein Vorschlag, die Neue Welt dem A. zu Ehren «Amerika» zu nennen, fand bald allgemeinen Anklang. Schon auf der 1520 gestochenen Welttafel des Appianus, die sich in der Ausgabe des Pomponius Mela von Vadianus findet, und auf einer Karte zu der 1522 zu Metz erschienenen Ausgabe des Ptolemäus ist dieser Name eingetragen, den bald alle Gelehrten annahmen, sodaß die Spanier selbst nachgeben mußten. Es ist ein Verdienst A. von Humboldt's, in den «Kritischen Untersuchungen über die histor. Entwickelung der geogr. Kenntnisse der Neuen Welt» (deutsch von Ideler, 3 Bde., Berl. 1836—39) diesen Sachverhalt aufgehellt zu haben. Vgl. Blandini, «Vita e lettere di A. Vespucci» (Flor. 1745); Irving, «The life and voyages of Columbus» (4 Bde., Lond. 1828—30; deutsch Frankf. 1828); Vicomte de Santarem, «Recherches sur A. Vespucci» (Par. 1842); Peschel, «Geschichte des Zeitalters

der Entdeckungen» (Stuttg. und Augsb. 1858); Kunstmann, «Die Entdeckung Amerikas nach den ältesten Quellen» (Münch. 1859).

Amerika, das Festland der westl. Hemisphäre, die Neue Welt, der Occident unsers Erdballs im scharfen Gegensatze zu dem Orient, der dreifach gegliederten Alten Welt, wird umspült im W. von dem Großen oder Stillen Weltmeere, im O. vom Atlantischen Ocean und im N. von den Gewässern des Arktischen Polarmeeres. Es nähert sich nordwestlich durch die vorgestreckte Tschuktschenhalbinsel in der Beringsstraße dem Continente Asiens bis auf 13 M., und nordöstlich durch das vorgelagerte insulare Grönland der europ. Insel Island auf 80 M., mit dem Cap Charles in Labrador der Südwestspitze Englands auf 400 M., wogegen im S. eine ununterbrochene, 400 M. weite Wasserstrecke es vom westlichsten Punkte Afrikas trennt und um das Sechs- bis Achtfache die Südostküsten Asiens und Neuhollands zurücktreten. Die äußersten Punkte des Festlandes sind: im N. Cap Murchison, die nördlichste Spitze der Halbinsel Boothia-Felix, an der erst 1852 entdeckten Bellotstraße, 72° nördl. Br. und 76° westl. L.; im S. Cap Forward, 53° 54′ südl. Br. und 53° 38′ westl. L., oder, wenn man den Feuerlandarchipel mit einrechnet, Cap Hoorn, 55° 59′ südl. Br. und 49° 36′ westl. L.; im W. Cap Prinz-Wales, 65° 33′ nördl. Br. und 150° 20′ westl. L.; im O. Cap Branco, 7° 8′ südl. Br. und 17° 8′ westl. L., etwas südlich von dem bekannten Cap St.-Roque.

Horizontale Gliederung. Diese Lage ergibt für A. eine charakteristische Meridianerstreckung durch alle Zonen, ja selbst einen Antheil an der südlich kalten, wenn man die antarktische Inselreihe in Patagoniens Verlängerung dem Welttheile zurechnet. Der Atlantische Ocean hat mit der gliedernden Kraft seiner Strömungen in der Mitte der Ostküste A.s die tiefen Buchten des Mexicanischen und Karaibischen Golfs ausgewühlt, wodurch das Festland in die beiden dreieckgestalteten, nur durch den wenige Meilen breiten Felsdamm der Landenge von Panama im W. zusammengehaltenen Theile Nordamerika (s. d.) und Südamerika (s. d.) zerlegt ist, während im O. die Eilandsflur Westindien (s. d.) eine insulare Brücke zwischen den beiden Massen bildet, sodaß zu gleicher Zeit der Golf von Mexico mit dem durch die Reihe der Großen Antillen geschiedenen Karaibischen Meere den Anschein eines Binnenmeeres erhält. Der ganze Continent hat eine Längenausdehnung von ungefähr 2000 M., die auf Nord- und Südamerika ziemlich gleich vertheilt ist. Auch die Breite ist in beiden gleich, nämlich 750 M., nur daß sie in Nordamerika in der mehr diagonalen Richtung zwischen Cap Prinz-Wales und Cap Charles fast ein Sechstel größer ist (863 M.), während Südamerika in derselben Richtung zwischen dem Isthmus und Cap Branco gleichfalls 750 M. mißt. Das Areal des Erdtheils zu bestimmen, hat bei der immer noch mangelhaften Kenntniß der arktischen Küstenumrisse und des Umfangs der vorgelagerten Polarinseln große Schwierigkeiten. Während man ziemlich übereinstimmend für das Festland von Südamerika 321000 Q.-M. angibt, wird die gewöhnliche ältere Angabe, wornach Nordamerikas Festland 342000 Q.-M., der ganze Continent also 663000 Q.-M. mit einem Küstenring von 9500 M. umfaßt, neuerdings vielfach angefochten, und das Areal des ganzen Erdtheils auf 700000, ja bis 750000 (und sogar noch darüber) berechnet, bei welcher letztern Angabe etwa 60000 Q.-M. auf die Inseln (2000 auf Südamerika, 58000 auf Nordamerika und Westindien) entfallen sollen.

Die Ostküsten A.s zeigen ein Spiegelbild ihrer transmarinen Ostnachbarn, indem Südamerika Afrikas arrondirtes Littorale wiederholt, Nordamerika aber der europ. Gliederung in Melville, Labrador, Neuschottland oder Acadia, Maryland, Florida und weiter südwärts in Yucatan ebenfalls reichhaltige Küstenentwickelung entgegenstellt. Da auch Südamerikas Westküsten nur flache Biegungen zeigen, und Nordamerika durch Californien, die Tschugatschenhalbinsel und Aljaska auch im W. eine Gliederung repräsentirt, so besteht in der Küstengestaltung beider Theile ein eigentlicher Gegensatz, den die archipelagische Benachbarung theilt. Südamerikas Ost- und Westküsten liegen nur einzelne Inseln in größern Entfernungen vor, wie im W. die Galapagosinseln (unter dem Aequator), San-Ambrosio, San-Felix und Juan-Fernandez, im Atlantischen Meere Fernando do Noronha, Trinidad; die patagonische Südspitze aber ist in einen vielgliederigen Felsarchipel zersplittert. Hier liegen Chiloe, die Chonosinseln, Campana, Madre-de-Dios u. s. w. an der Westküste als patagonischer Archipel, und im S., getrennt durch die Magelhaensstraße vom Festlande, der Feuerlandsarchipel mit den Hermiten, deren südlichste das Cap Hoorn hat, und etwas entfernter im O. die Falklandsinseln oder Maluinen. Wenige Grade südlich und südöstlich tauchen schon die insularen Vorlagerungen eines noch nicht in festen Umrissen bekannten, wol aber in mehrfachen Entdeckungen angedeuteten antarktischen

Polarlandes auf. Einen mannichfaltigern Inselreichthum zeigt Nordamerika von den üppigen Eilanden Westindiens im Süden bis zu den eisigen Bergen des Nordens. Westindien zerfällt in die drei Hauptgruppen der Großen und der Kleinen Antillen und der Bahamainseln oder Lucayen, einen Handelshafen für alle Flaggen der Welt, ein Colonialland für alle bedeutenden Seemächte Europas bietend. Unter den Kleinen Antillen sind am wichtigsten Curaçao und Margarita als Inseln unter dem Winde, Trinidad, Tabago, Granada, St.-Vincent, Sta.-Lucia, Barbadoes, Martinique, Dominica, Guadeloupe, Antigua, St.-Barthélemy und die Virginischen Inseln Ste.-Croix und St.-Thomas als Inseln über dem Winde. Die Großen Antillen bestehen in Jamaica, Cuba, Haiti oder San-Domingo und Portorico, und sind durch die Straße von Yucatan einerseits und die Straße von Florida andererseits vom Festlande getrennt. Unter den dünenumlagerten Lucayen erscheinen am größten Inagua, Aklin, Guanahani oder San-Salvador, Eleuthera und Abaco. Dem reichen Antillenarchipel der Ostküste Centralamerikas stehen die sparsamen Inseln der Revilla-Gigedo-Gruppe an der Westküste, den langgestreckten Flachinseln, Bänken und Dünen an Floridas Küste die Felseninseln und Riffe des Purpurmeeres und der Westküste Altcaliforniens gegenüber, während sich weiter von der Ostküste die Bermudasinseln entfernen. Wie im O. Neufundland, Anticosti, Prinz-Eduard-Insel und Cap Breton theils im, theils vor dem Lorenzbusen als abgerissene Stücke einer Felsplatte erscheinen, so als vorliegende Felsriffe dicht an der Westküste Quadra (Vancouversinsel), die Königin-Charlotten-Insel, Prinz-Wales, Sitka und Kadjak; wie im O. Southampton und Mansfield die tiefeinschneidende Hudsonsbai im N. verschließen, so umgürtet südlich an der Westküste das Beringsmeer der Aleutenarchipel als eine lange, zerrissene Fels- und Vulkanreihe in allmählichem Uebergange zu Asien, während innerhalb des Beringsmeeres der Pribilovsarchipel, Nuniwak, die St.-Matthäusgruppe und St.-Lorenz liegen. Wenn auch in neuester Zeit durch die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung des Kapitän Franklin und seiner Gefährten endlich die Nordküsten A.s sowie die Gliederung des vorgelagerten ungeheuern arktischen Archipels in festere Formen gebracht sind, als bis dahin die Gestade des Meeres der nordwestl. Durchfahrten auf den Karten erschienen, so bleibt doch noch übrig, für viele der einzelnen insularen Glieder die gegenseitige Abgrenzung unter den übergelagerten Massen ewigen Eises aufzufinden. Während Grönland im O. der Baffinsbai, nördlich bis über den Smith- und Kane-Sund hinaus, bisjetzt noch als eine einzige zusammenhängende Landmasse erscheint, hat sich das frühere Baffinsland im W. der Baffinsbai bereits in viele Inseln aufgelöst. Im W. der letztern breitet sich der vielfach gegliederte Baffin-Perry-Archipel aus, in dessen Norden North-Lincoln und North-Cornwall nur erst in ihren südl. Küsten bekannt geworden sind. In unmittelbarem Zusammenhange mit den Gegensätzen des Gliederungsreichthums zwischen Nord- und Südamerika steht auch die gleiche Verschiedenheit in Zahl und Bedeutung der Meereseinbuchtungen; denn die Hudsonsbai, Lorenzbusen, Fundybai, Nortonsund, Bristolbai, Purpurmeer, Campeche-, Honduras- und Guatemalabucht Nordamerikas sind nicht zu vergleichen mit den flachen oder kleinen Buchten Südamerikas, unter denen noch der Golf von Darien, von Maracaibo, die Allerheiligenbai, die Matthias- und Georgsbai, der Golf von Guaiteca, Guayaquil, von Choco und Panama am bedeutendsten erscheinen.

Verticale Gliederung. In A. herrscht die Form der Ebene in fast zwei Drittheilen des Areals vor. Doch zeigt sich auch hier eine einförmige Vertheilung zwischen hoch und tief, insofern das Hochgebirgssystem der Cordilleras (s. d.) de los Andes auf einer von den Nord- zu den Südenden des Welttheils reichenden Basis von 216000 Q.-M. sich an die Westgestade lagert, östlich zu unabsehbaren Ebenen übergehend, aus denen nur hier und da isolirte Gebirgsgruppen hervortauchen. Die zu 5—600 F. absteigende Einsenkung auf der Landenge von Panama bildet auch eine natürliche Trennung zwischen dem nördl. und südl. Cordillerensysteme. Wenn im S. (Patagonien und Chile) die Schnee- und Vulkanpics den gleichen Gipfeln Guatemalas im N. entsprechen, wenn hier wie dort in der mittlern Gruppe die größte Höhe erreicht wird, und bei nördl. Weiterstreichen eine fächerartige Ausbreitung stattfindet und vorherrschender Kettengebirgsbau die Plateaubildung beschränkt: so unterscheiden sich die südl. und nördl. Anden doch in mehrern charakteristischen Zügen voneinander. Die Cordilleren Südamerikas fallen in steilen, kürzern Terrassen zu den Meeresufern und schmalen Küstenebenen, zeigen eine reichhaltigere Kettengliederung, tragen die höchsten Massen ganz A.s und senden verhältnißmäßig nur kurze Verzweigungen zum östl. Flachlande; dagegen legen sich den nordamerik. Cordilleren im W. weitere Hochplatten an, um größere Stromentwickelungen zu begünstigen, wie sie überhaupt weniger vertical gegliedert, dann aber auch niedriger sind und

nach O. ausgedehntere Verflachungen senden. Die Namen der einzelnen Gruppen der südamerik. Anden richten sich nach den betheiligten Ländern; denn von S. nach N. verfolgt man die Cordilleren von Patagonien, Chile, Bolivia, Peru, Quito und Neugranada. Drei Hochländer, die von Peru-Bolivia, Quito und Sta.-Fé-de-Bogota, stützen ihre Basis auf die Grundpfeiler des Hochgebirgs, und himmelanstrebende Gipfel, wie der Pic von Sorate, der Aconcagua, als wahrscheinlich höchster ganz A.s, Ilimanni, Chimborasso, Cotopaxi, Pic von Tolima u. s. w., thürmen sich über die schneebedeckten Hochketten in zahlloser Menge auf. Nördlich der Einsenkung auf der Landenge von Panama erheben sich die nordamerik. Cordilleren unter den einzelnen Namen der Cordilleren von Guatemala, Mexico, Sonora, der westl., centralen und östl. Cordilleren, das Plateau von Anahuac, Neumexico und die Oregonplatten umschließend, von schneebedeckten Gipfeln überragt, wie z. B. dem Popocatepetl, Orizaba, Jamespic u. s. w. Die nicht mit dem Cordillerensystem in unmittelbarem Zusammenhange stehenden, isolirten Gebirgsgruppen, welche sich im allgemeinen nicht über Mittelgebirgsgrenze erheben und sich mit einer einzigen Ausnahme in kettenartiger Gliederung parallel an die betreffenden Küsten legen, sind in Nordamerika das System der Apalachen (s. d.) oder des Alleghanygebirgs, in Südamerika das Bergland von Brasilien, das Hochland von Guiana, das Küstengebirge von Venezuela und das Massengebirge der Sierra Nevada de Sta.-Marta. Wie die Cordilleren eine westl. Gebirgserfüllung bilden, so liegt mit wenig Unterbrechungen das große amerik. Tiefland ihrem Ostfuße an, von den arktischen Küsten bis zu Patagoniens Südspitze. Wie die Anden durch die panamische Einsenkung in zwei Systeme getheilt werden, so die Ebene durch die Einsenkung im Mexicanischen und Karaibischen Golf. Wenn die südamerik. Ebenen drei Viertel ihres Continents bedecken, so nehmen die nordamerik. ungefähr die Hälfte ihres Festlandes ein; bei beiden läßt sich jedoch eine Aehnlichkeit in horizontaler Gruppirung nicht verkennen. Man muß die schmalen mexican. Küstenebenen den patagonischen Steppen, die Savannen des Mississippi den Pampas des Parana, Paraguay und Rio de la Plata gleichstellen, hier die Apalachen, dort die brasilian. Ketten als ähnlich liegende Unterbrechungen betrachten. Hier wie dort findet man im O. die größten Flächen: nördlich die auf 100000 Q.-M. zu schätzende arktische Fels- und Seeplatte, südlich die Llanos des Marañon oder Amazonenstroms und des Orinoco in Ausdehnung von 145000 Q.-M. Diese Nebeneinanderstellungen können sich aber nur auf die Lage, nicht auf die Natur der Ebenen beziehen, da z. B. die arktischen und Marañonebenen im größten Contraste zueinander stehen; wie denn sich überhaupt die unabsehbaren Grasfluren der amerik. Flächen auch mit allen Ebenen der andern Welttheile in scharfem Gegensatze befinden und den Schauplatz eines eigenthümlich charakterisirten Lebens bilden.

Hydrographische Verhältnisse. In so vielfach oceanischer Berührung, in jeder Zone die nie versiegenden Quellen der Andenfirste, im Besitz vegetativ belebter, großer, dem Meere geöffneter Ebenen, gehört die großartige Entwickelung der hydrographischen Verhältnisse A.s zu dessen Hauptcharakterzügen. Die vollständige Stromentwickelung muß jedoch fehlen, da Höhe und Tiefe im engen Contrast zueinander stehen und sich mittlere Stufenlandschaften gar nicht oder nur sehr theilweise entfalten können. Entweder liegt der kurze obere Lauf in hohen Gebirgsrevieren, und es stürzen die Wasseradern in wildem und groteskem Falle zu den weiten Ebenen, oder es tritt an ihre Stelle das Meer, um oft selbst ohne schmalen ebenen Küstensaum die Flüsse der anliegenden Bergzone zu empfangen. A. ist das Land der Bifurcationen (gabelförmigen Theilungen), die zur Regenzeit noch vervielfältigt werden: der Cassiquiare repräsentirt sie am mächtigsten als natürliche Stromverbindung zwischen dem Orinoco und dem Rio-Negro des Amazonenstroms. Südamerika entwickelt die größten Stromverhältnisse der Erde, da der Marañon bei einem 900 M. langen Lauf ein Gebiet von 117500 Q.-M., der La-Plata bis zur Paranaquelle bei 600 M. Stromentwickelung ein Gebiet von 61200 Q.-M. hat, wogegen Nordamerikas größter Strom, der Mississippi, von der Missuriquelle an zwar auch eine Entwickelung von mehr als 900 M., aber nur ein Gebiet von 57700 Q.-M. zeigt, und der Lorenzstrom 20000 (nach andern 62300) Q.-M. in sein Gebiet faßt, doch nur 460 M. Stromentwickelung besitzt. Dagegen hat Nordamerika die größte Seegruppirung der Erde (nicht aber den größten See); denn schon die fünf Quellseen des Lorenzstroms umfassen in ihrem Gesammtareal 4600 Q.-M., und ungemessene Flächen nehmen die unzähligen Seen der nördlichern Ebenen ein. Im N. wie im S., in den Pampas wie in den Savannen, in den Llanos und Selvas wie in den arktischen Platten übernehmen die reichhaltigen Wasseradern eine gleich wichtige Rolle als einzige Communicationsmittel in den weiten Flächen; ohne sie

wären es große unwirthbare Gebiete, dort in eisiger Polarsphäre, hier in glühendem Tropengürtel. Nirgends zeigt A. so weitausgedehnte sterile Flächen wie Afrika, selbst da nicht, wo die Bodennatur darauf schließen lassen möchte; denn sogar in den patagonischen Tiefsteppen wie den Oregonsteppen nordamerik. Hochplatten erblickt man Fluß- und Seegebiete, wenn auch weniger ausgebildet, zum Theil aber auch noch nicht ganz bekannt. Unbedeutend ist die Westabdachung gegen die Ostabdachung; in Südamerika ganz beschränkt, in Nordamerika bedeutender, wegen verschiedener Entfernung der höchsten Ketten von den Küsten. Wo die Grundlage der Mündungsflächen eine feste ist, da zeigt sich Liman- oder einfache Busenform; wo der minder feste Alluvialboden in wagerechtem Niveau die Ebene erfüllt, da zeigt sich Delta- und Lagunenbildung. Die Hauptströme A.s sind folgende: der Mackenzie, Kupferminen- und Große Fischfluß im N.; die Hudsonsbaigewässer, als Churchill, Nelson, Severn und Albany; der Lorenzstrom, Mississippi, Rio del Norte, Magdalenenfluß, Orinoco, Amazonenstrom oder Marañon, Paranahyba, San-Francisco, Rio de la Plata, Cobu-Leuwu oder Rio-Colorado und Casu-Leuwu oder Rio-Negro im O., und in Nordamerikas W. der Kwichpak, der Frasers-, Columbia-(Oregon-), Sacramento- und Coloradofluß.

Klima, Zonen und Charakter der Vegetation. A. berührt nur der 13. Theil des Aequator, und selbst da, wo die mathem. Lage das Bestehen einer afrik. Hitze voraussetzen ließe, ist das Klima als ein verhältnißmäßig kühleres und feuchtes charakterisirt, hervorgerufen durch die vielfache oceanische Berührung, den innern Gewässerreichthum, dessen Wirkung in den großartigen Vegetationsverhältnissen, die Configuration und Beschaffenheit des Bodens, den Besitz arktischer Polargestade und die herrschenden Winde. Für Nordamerika ist jedoch zu bemerken, daß es nur im Sommer oceanisches, im Winter aber entschieden continentales Klima hat, weil sich dann die ungeheuern Flächen seiner Seen sowie der Hudsonsbai und andern Gewässer mit Eis belegen und so die Landfläche vermehren. Nordamerika hat sehr kühle Sommer und sehr kalte Winter, und das große Becken des Mississippi zwischen den Alleghanies und den Felsengebirgen steht ebenso den kalten Nordwinden wie den heißen Südwinden offen und ist daher oft plötzlichen Temperaturcontrasten ausgesetzt. Die Grenzen der Regenzone erweitern sich in A. unverhältnißmäßig, wenn auch nicht immer tropische Hitze zur Seite steht, und der Antheil an allen Zonen zeigt die verschiedensten Vegetationsgürtel, vom niedrigen Moose des Nordens bis zur üppigen Banane der Tropen. Das riesige Küstengebirge der Cordilleren steigt in allen Zonen über die Schneelinie. Man schaut von den kahlen, wüsten, peruanischen Küsten unter brennender Tropenhitze zu Gipfeln auf, ewig in Schnee und Eis gehüllt; man steigt aus den riesenhaften Vegetationsräumen des äquatorialen Quito zu Höhen auf, wo einzig noch der Condor organisches Leben verkündet und seine Schwingen über Gletscher und Schneefelder ausbreitet; aber man verläßt den Getreidebau in Peru in der Höhe von 12000 F., in Quito bei 9000 F. Der Norden und Süden A.s hat gleiche Tageszeiten, aber den entgegengesetzten Eintritt analoger Jahreszeiten, wiewol auch hierin vorherrschende Winde, verschiedener oceanischer Einfluß und die Lage der Cordilleren als eine großartige Wetterscheide solche Unregelmäßigkeiten erzeugt, daß z. B. die Ostküste Brasiliens die Regenzeit vom März zum Sept. und Peru unter gleicher Breite vom Nov. zum März hat. In der Tropenzone berühren sich die Zeiten des Regens und der Trockenzeit in den schärfsten Extremen. Allmählicher werden die Uebergänge zwischen den Jahreszeiten jenseit der Wendekreise, bis die eisige Natur der Polarzone in kurzem Erwachen aus langem Winterschlafe nur flüchtige Lebensexistenzen gewährt.

Durchwandert man A. von Norden nach Süden in seinen verschiedenen Klimagürteln, so treten folgende Erscheinungen charakterisirend auf. Von den pflanzenleeren Nordgestaden bis zu einer die Westküste unter 60° nördl. Br. und die Ostküste unter 50° nördl. Br. schneidenden Linie, auf welcher der wärmste Monat + 13° R. und der kälteste — 8° R. mittlere Temperatur erreicht, geht man aus den mit niedern Moosen und Flechten bedeckten Ebenen zu den strauchartigen und meist beerentragenden Gewächsen über, um anfangs vereinzelt und in verkrüppelter Form, dann in kleinen Gehölzen gruppirt Kiefern, Fichten, Tannen und Birken als Verkünder des Baumwuchses anzutreffen, der seine kräftigern Formen entwickelt in einer südlichern Zone, welche ungefähr bis zum 40.° nördl. Br. reicht, und auf dieser Aequatorialgrenze im wärmsten Monat + 20° R. und im kältesten + 1° R. mittlere Temperatur zeigt. Hier bilden die Bäume mit periodischem Laubfall, wie Eiche, Buche, Ahorn, Linde, Ulme, Kastanie u. s. w., ungeheuere Waldungen; hier bedecken, statt der Heidekräuter der Alten Welt, die verschiedensten Gräser die unabsehbaren Ebenen, besonders im W. des Mississippi, während

im O. desselben die europ. Getreidearten und Nahrungspflanzen ihre Stelle in den cultivirten Gegenden vertreten, europ. Obstbäume gedeihen und im S. sogar der Weinstock gepflegt wird. Beim Eintritt in die Regenzone durchschreitet man das Uebergangsrevier zum echt tropischen Charakter bis zum 25.° nördl. Br., woselbst die geringe Jahresdifferenz zwischen dem wärmsten Monat mit + 21° und kältesten mit + 15° R. eine üppige Vegetation hervorruft. Schon zeigen sich immergrüne Laubhölzer, wie Orangen-, Lorber- und Oelbäume, schon treten neue Formen auf in den Magnolien, den Tulpenbäumen, Platanen und Zwergpalmen; neben Weizen werden Mais und Reis, in den Plantagen Zuckerrohr, Baumwolle und Taback cultivirt, während Batate und Manihot ihre mehlreichen Wurzeln zur Nahrung bieten. Vom 25.° nördl. Br. bis zum südl. Wendekreis bedeckt der Gürtel der Bananen und des tropischen Getreides eine Zone, die unterm Aequator eine mittlere Temperatur von + 24° R. im wärmsten und + 19° R. im kältesten Monat erreicht, und in welcher die Pflanzenwelt in den üppigsten und riesenhaftesten Formen schwelgt. Zuckerrohr, Baumwolle und Kaffee steigen schon in die untern Gebirgsregionen, und an ihrer Stelle im Meeresniveau zeigen sich Yamswurzeln, Ananas, Bananen, Melonen-, Brotfrucht- und Kuhbäume, Kokospalmen u. dgl. Die undurchdringlichen Waldungen enthalten mannichfaltige, zum Theil riesenhafte Baumformen der feinsten Holztextur, wie Mahagoni, Guajac, Campeche-, Gutti-, Brasilienholz u. s. w. Besonders in Südamerika repräsentiren die schönsten Palmenarten, als Mauritia-, Weinbeer-, Schirm-, Kohl- und Oelpalme die tropische Ueppigkeit. Die dichten Wälder des Chinarindenbaums beschatten Quitos Gebirgsterrassen; der Cactus entwickelt seine bizarrsten Formen auf den mexic. Plateaux und dient statt der Aloë Afrikas als vegetabilische Quelle für die verschmachtenden Thiere in den glühenden, verdorrten Steppen. Die Farrnkräuter werden baumartig; die Gräser erreichen unglaubliche Höhe, und an die Stelle des Rasens tritt ein undurchdringliches Gewebe von Schlingpflanzen, als Zeugnisse einer großartigen, wilden Natur, die noch unzählige reiche Spenden bietet, unter denen besonders Vanille und Ingwer als geschätzte Gewürzpflanzen bekannt sind. Die südl., bis zum 40.° südl. Br. reichende Zone der Edelfrüchte und tropischen Proteaceen hat an der Polargrenze noch eine mittlere Temperatur des wärmsten Monats von + 17° R. und des kältesten von + 9° R. Noch gedeiht die Palme am untern La-Platastrom nächst Maulbeerbaum und Indigopflanze, während baumartige Disteln die Ebenen der Pampas bedecken, während die chilenischen Westküsten durch schöne Araucarias und andere Proteaceen, durch Buche und Eiche, Kartoffel und Arum charakterisirt sind, und als eingeführte Culturgewächse Wein, Oliven, Orangen, Hanf, Flachs, Taback, Mais, Gerste und Weizen an Europa erinnern. Das südl. Grenzrevier der Regenzeit rückt bis zum 48.° südl. Br. vor, wo die günstigen Temperaturverhältnisse von + 12° R. für den wärmsten und + 3° R. für den kältesten Monat noch europ. Getreidearten, antarktische Proteaceen und an geschützten Stellen der Westküste selbst noch Wein und feinere Obstarten gedeihen lassen. In die südl. Zone des veränderlichen Niederschlags taucht die Südspitze A.s mit zwar geringen Temperaturdifferenzen des wärmsten Monats von + 4° R. und des kältesten von — 3° R.; die geringe Sommerwärme aber reducirt in schnellem Wechsel das Vegetationsbild auf die einfache Form weniger Baumarten (Buche und Birke) und auf die untergeordnete Bildung der Moose und Farrn. Wie man von den äquatorialen Gürteln des Welttheils bis zu seinen Polarenden die üppige Riesenkraft der Pflanzenwelt immer mehr schwinden sieht, so auch im Ansteigen von den tropischen Küstengestaden zu den eisbedeckten Gebirgshöhen, beim Durchwandern der einzelnen Regionen, die man in die drei Hauptgruppen der Tierra caliente, templada und fria zu zerlegen pflegt. Die mittlere Gruppe bezeichnet man als jene gesunden und herrlichen Gegenden A.s, wo im Gewand eines fast ewigen Frühlings grüne Wiesen und kräftige Laubhölzer sich einigen mit den phantastischen und gigantischen Formen der Tropenwelt.

Thierwelt und Mineralreich. Wenn A. durch die Entwickelung vegetabilischen Lebens allen Welttheilen voransteht, und Afrika in der Production eines riesigen äquatorialen Treibhauses überragt, so kann es nicht gleichen Anspruch machen in Beziehung auf seine Thierwelt, obwol ihm individuelle Physiognomie nicht abzusprechen ist. Erreicht auch der amerik. Jaguar und Cuguar nicht die Majestät des asiat. Tigers und des afrik. Löwen, erinnert der Tapir nur entfernt an den Elefanten oder das Nilpferd, und kommt das Lama dem Kamele nicht gleich, so besitzt A. doch viele andere eigenthümliche Thiergattungen. Eigene Bären- und Renthierarten, Bison- und Moschusochsen, Eichhörnchen und Zobel bewohnen die arktische Fels- und Seeplatte; der virginische Hirsch, das wilde Schaf Californiens, der neufundländische Hund gehören Nordamerika an. Charakteristisch für Mittel- und Südamerika sind Faulthiere,

Ameisenfresser, Gürtel- und Panzerthiere, der Condor in den Höhen der Anden, die schönsten Papagaien wie eigene Affenarten in den Wäldern, der Kolibri mit prächtig metallisirendem Gefieder, der Brillantkäfer Brasiliens, die Busch- und Vogelspinne Guiayas, die Klapperschlangen, der Alligator (Kaiman) an den Ufern der Ströme, der Zitteraal in den tropischen Gewässern und die Mosquitoschwärme der weiten Ebenen. Ganze Heerden wilder Pferde, Esel und Maulthiere, des Rindviehs, der Hühner und Truthühner durchwandern die Ebenen, von Europäern eingeführt und verwildert. Betrachtet man die bekannte amerik. Thierwelt in sich, so erscheinen die Klassen der niedern Entwickelungsgrade im Vergleich mit andern Welttheilen in einer verhältnißmäßig sehr überwiegenden Zahl. So z. B. belehrt ein Blick auf die oft 600 F. mächtigen, kleinen Küstengebirgen ähnlichen Randschichten an den chilenischen Küsten und benachbarten Inseln über die Existenz unzähliger Seevögel; denn jene Massen sind weiter nichts als der unter dem Namen Guano bekannte verhärtete Koth solcher Schwärme, die man gar oft in einer Breite von sechs Faden ununterbrochen 3 St. lang vorüberziehen sieht. Was sich unter den Klassen der Thierwelt bekundet, dasselbe stellt sich heraus für das gegenseitige Verhältniß der drei Naturreiche. Reicher schon und großartiger zeigt sich die Pflanzenwelt; am verschwenderischsten aber scheinen die Schätze des Mineralreichs ausgetheilt zu sein. Keine andern Gegenden der Erde haben den Silberreichthum, nur wenige den Goldreichthum Californiens und der äquatorialen Gebirgsgegenden, die Diamanten und andern Edelsteine Brasiliens, Neugranadas, Chiles und Perus, die Blei- und Kupferlager Wisconsins u. s. w.

Bevölkerung. Den Ausspruch, daß in A. Reichthum und Menge in den höhern Stufen der phys. Entwickelungsformen immer mehr abnimmt, bestätigt auch der einheimische Mensch: er blieb in Zahl und Kraft noch hinter der Thierwelt zurück. Ob A. als ein abgeschlossenes Erdindividuum aus eigenem Schose ein Menschengeschlecht entwickelt hat, mag zu bezweifeln stehen, weniger weil aus den charakteristischen Ausprägungen der Rasse asiat. Grundzüge hervorleuchten, sondern weil die Natur des Welttheils nicht wohl geeignet erscheint, ein selbständiges Geschlecht zu erziehen. Dagegen trägt A. den echten Stempel eines Coloniallandes. Gebe man aber auch A. seinen kupferfarbenen Adam, oder lasse man in einer unbestimmten Vorzeit asiat. Stämme als erste Bevölkerer einziehen: als die Europäer A. kennen lernten, stand eigens charakterisirt der sogenannte eingeborene, kupferfarbige Amerikaner da. (S. Indianer.) Seit Columbus sind nun Europäer aller Nationen in Menge eingewandert. Der Hauch ihrer Thätigkeit hat die Eingeborenen niedergedrückt, und das um so schneller, als die Schwäche des amerik. Naturells das Bedürfniß hervorrief, zur Arbeit in den Colonien den kräftigen Neger nach A. zu bringen, und somit neben der kupferfarbigen und weißen auch die schwarze Menschenrasse in die Neue Welt zu verpflanzen. Aus den Ehen dieser dreierlei Geschlechter entstanden, je nach der verschiedenen Vereinigung, sogenannte Mischlinge, unter denen die Spanier viele Abstufungen unterscheiden: wie z. B. Mestizen, Mulatten, Zambos u. s. w. (S. Farbige.) Die von europ. Aeltern in gesetzmäßiger Ehe abstammenden Bewohner der Neuen Welt nennt man Creolen (s. d.).

Die gesammte Bevölkerung A.s kann man zu 72 Mill. annehmen, von denen auf Nord- und Mittelamerika über 46 Mill., auf Westindien fast 4 und auf Südamerika etwa 22 Mill. zu rechnen sind. Es bildet dieselbe ungefähr den 18. Theil der Gesammtbevölkerung der Erde (diese zu 1250 Mill. angenommen), während die Größe des Erdtheils, nur zu 720000 Q.-M. angenommen, weit über den 3. Theil aller Landfläche beträgt. Diese geringe Volksdichtigkeit von etwa 100 Menschen auf einer Quadratmeile übertrifft nur die Australiens, und zwar um das Fünffache; dagegen verhält sie sich zu der von Afrika etwa wie 1 : 2, zu Asien wie 1 : 9, zu Europa wie 1 : 16. In Bezug auf die Varietät besteht die Bevölkerung jetzt aus drei verschiedenen Rassen, den Amerikanern, den Europäern und Negern. Die Mehrzahl, etwa 40 Mill., sind kaukas. Rasse, 10 Mill. gehören der kupferfarbigen Rasse, 8 Mill. entfallen auf die Rasse der Neger, 14 Mill. auf die Mischlinge der drei Rassen. Die einheimische Rasse (Indianer) ist nur in Westindien ganz erloschen, sonst über den ganzen Erdtheil in zahllosen Völkerschaften und Stämmen verbreitet. Die Neger, als Sklaven zur Plantagenarbeit in den tropischen und subtropischen Gegenden eingeführt, leben daselbst größtentheils noch als Sklaven (hauptsächlich in Nordamerika und Brasilien), zum Theil aber auch als Freigelassene von Land- und Bergbau oder von Gewerben; auf Haïti haben sie einen eigenen Staat gegründet. Den durch Emancipation der Negersklaven entstandenen Verlust an Arbeitskräften haben neuerdings die Engländer und Franzosen in ihren Colonien (in Westindien und Guiana) durch Einführung gedungener Kuli (s. d.) aus Ostindien zu ersetzen gesucht, und Californien hat

auch viele Chinesen angezogen. Die Mischlinge sind fast sämmtlich christlich getauft sowie auch ein großer Theil der Neger. Die Zahl der Heiden unter den Indianern und Schwarzen läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; sie wird von 5½ bis auf 10, ja über 12 Mill. angegeben. Die Europäer oder die Weißen und deren in A. selbst geborene Nachkommen oder Creolen sind die Beherrscher des Erdtheils. Sie sind in Nordamerika vorherrschend german. Abkunft, und zwar bei weitem überwiegend brit. Nationalität (angelsächs. Rasse), Engländer und Angloamerikaner, daneben mindestens 6 Mill. Deutsche und von Deutschen Abstammende; in Mexico, Mittel- und Südamerika dagegen roman. Nationalität: Spanier und (in Brasilien) Portugiesen. Dort ist der Protestantismus, hier der Katholicismus herrschend.

Civilisation. In ein geheimnißvolles Dunkel ist die amerik. Eroberung durch die Europäer gehüllt; nur einzelne Lichtpunkte werfen die Forschungen der neuern Zeit in jene Epoche. In der Alten Welt entwickelte sich die Civilisation zwischen der heißen und kalten Zone der nördl. Halbkugel; sie ließ sich auf den niedern Hochebenen und in den Tiefebenen nieder, die von den Hochländern ersten Ranges, wo die barbarischen Völker wohnten, beherrscht wurden, und ihr Weg ging von Ost nach West. Anders in der Neuen Welt. Hier entstand die einheimische Cultur auf den Hochebenen ersten Ranges, und die Wilden wohnen in den Tiefebenen und auf den niedern Hochländern. Die einzigen Einfälle, deren die amerik. Geschichte erwähnt, geschehen durch die civilisirenden Völker, die von Nord nach Süd durch die Hochebenen der Anden vorrücken. Die einheimische Gesittung ging von drei gleichzeitigen Mittelpunkten aus; die Hochebenen von Peru, Cundinamarca und Mexico bildeten die Culturmittelpunkte des Welttheils. Die Peruaner wurden unter den Inkas, den Söhnen der Sonne, ihren Fürsten und Oberpriestern, durch die Formen der sanften Religion des Manko-Kapak zu einer friedlichen, aber unkräftigen Nation gefesselt. Die Tolteken und Azteken des Hochlandes von Anahuac wurden mehr politisch und kriegerisch von den Kaziken beherrscht, während in der Mitte zwischen Peru und Mexico die Muyscas auf Cundinamarca ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt hatten. Alle, vom Titicacasee bis Mexico, trieben den Ackerbau, Handwerke und Künste und haben die Spuren einer eigenen Civilisation hinterlassen. (S. Amerikanische Alterthümer.) In der Landenge von Panama unterbrachen wilde und kriegerische Völkerschaften den Schauplatz der civilisirten Nationen, während sich in den gemäßigten Zonen der Anden an den Nord- und Südenden der hohen Culturſphären Völker im allmählichen Uebergange zu den wilden Horden der Tiefebenen fanden. Südlich, in den Alpenthälern von Chile, wohnte und wohnt noch jetzt das kriegerische, gastfreie Volk der Ackerbau und Viehzucht treibenden Araucaner; nördlich, auf den Hochebenen des Oregon, waren und sind Völker seßhaft, die zwar nur von Jagd und Fischerei leben, aber unter geordneten Regierungsverhältnissen eine sehr entwickelte Sprache haben, in Kupfer und Eisen arbeiten und viel eigenthümliche Civilisationsspuren zeigen. Die düstere, kalte, schweigsame und unempfindliche Rasse der wilden Indianer bewohnt dagegen die Tiefebene und die niedern Hochländer. Diese eigentlichen Wilden durchstreifen als Jäger und Fischer die weiten Räume, sind aber durch die wachsende Civilisation immer mehr zurückgedrängt worden.

Seit dem Beginn des 16. Jahrh. hat sich freilich das ethnogr. Bild A.s wesentlich geändert. Während die Europäer als Eroberer und Colonisten einzogen, schwanden die einheimischen Bevölkerungen zusammen oder gingen gänzlich unter. Den Europäern folgten später die Neger als Sklaven. Spanier und Portugiesen bemächtigten sich Südamerikas und Mexicos; Franzosen und Engländer Nordamerikas, wiewol die Franzosen den Briten bald das Feld räumten. Russen haben sich im äußersten Nordwesten festgesetzt. Die Antillen wurden der gemeinschaftliche Boden für sechs europ. Nationen und ein Negervolk, und Guiana ward ein Colonialland für Frankreich, England und Holland. Hesperien und Britannien wurden die Organe, aus A. ein neues Europa zu machen, es zu unterwerfen, zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren. Die Spanier eroberten und besetzten die Hochländer der Anden und die schon civilisirten Gegenden A.s; sie konnten aber die vorgefundene Bevölkerung weder vertreiben noch vernichten. Sie ließen sich unter ihr nieder und machten die Einheimischen zu ihren Arbeitern und Unterthanen. Die Portugiesen im Süden und die Engländer im Norden colonisirten die Ostküsten, verdrängten die Eingeborenen und bildeten neue Gemeinwesen, in die südlich mehr, nördlich weniger amerik. Element überging, in denen jedoch zwei verschiedene Entwickelungswege verfolgt wurden. Die einen bewohnten ein Land in Klima und Boden ihrem Vaterlande ähnlich, und konnten europäisch bleiben; die andern wählten die Aequinoctialgegenden zu neuer, ungewohnter Heimat und holten Negersklaven zur Arbeit über den Ocean.

Auf solche Weise gestaltete sich eine natürliche Vertheilung der verschiedenen Elemente auf amerik. Boden. In Nordamerika wurde der Südosten europäisch, die Indianerstämme zogen sich nach dem Nordwesten zurück; in Südamerika dagegen wurden dieselben von allen Seiten umschlossen; sie berühren nur im Orinoco- und Amazonendelta und in Patagonien den offenen Ocean. Mittelamerika und das westl. Südamerika wurden Vereinigungsländer von Europäern und Eingeborenen; die östl. Küstenländer zwischen dem 35.° nördl. und dem 35.° südl. Br. wurden europ. Länder mit Sklaven und jenseit dieser Parallelen solche ohne Sklaven. Das europäisirte A. bietet daher drei Kasten dar: die Europäer, die Eingeborenen und Sklaven. Ihre Farbe sondert scharf; die sie trennenden Schranken sind jedoch nicht überall von gleicher Festigkeit. Denn der Spanier und Portugiese verschmilzt leicht mit dem Eingeborenen; der Angloamerikaner aber scheidet sich streng von ihm, und auf den Antillen sind Weiße und Schwarze verbunden, doch nicht vermischt. Der Einfluß des Weißen steht entscheidend für die Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände da, denn er beherrscht durch seine Geistesüberlegenheit den fühllosen Eingeborenen, den sinnlichen und gedrückten Neger, den unternehmenden und thätigen Mulatten, und erhebt diese bunte Menge allmählich auf seine Gesittungsstufe.

Die Weißen im Süden haben indessen eine andere Civilisation als die den german. Völkern entstammenden Weißen im nördl. A., und damit zwei ganz verschiedene Elemente hervorgerufen für die Gestaltung des Schicksals der Amerikaner. Spanier und Portugiesen kamen aus dem roman., kath., von unumschränkten Fürsten beherrschten Südeuropa. Sie verließen ihr Vaterland, verlockt durch die Schätze der Neuen Welt; sie bezogen einen ungewohnten Himmelsstrich, der viele tödtete, andere geistig entkräftete oder berauschte. Ein breiter Ocean bot der Rückkehr nach Europa durch widerwärtige Strömungen Hindernisse und isolirte den Colonisten von der Heimat. Gewalt drängte dem Einheimischen den Katholicismus auf, ohne sein Herz zu bekehren. Die auf heimischem Boden selbst kränkelnde Civilisation faßte nicht feste Wurzel in fremdem Lande; das Volk wurde absichtlich unwissend gelassen, und selbstsüchtige Gesetze hemmten den Verkehr, Gewerbfleiß und Handel. So ging der Colonist mit dem Eingeborenen, der Eingeborene mit dem Colonisten unter. Aus den Colonien wurden selbständige Staaten, die meisten Republiken, einige Monarchien; aber nichts zeigte sich, was ein Volk der Freiheit würdig machte, die Dumpfheit einer entkräfteten Existenz ward blos gestört durch unaufhörliche Kriege. Anders im Norden. Der brit. Ansiedler kam als Stellvertreter des german., gemäßigten, gewerbsamen, freien und sittlichen Europa in einen Erdstrich, seiner Heimat ähnlich. Er fand weder Gold noch Edelsteine, wol aber einen Boden, der auf die arbeitende Hand wartete, um zu belohnen; er bildete freie Gemeinden, gründete alle Einrichtungen auf die Religion und blieb unvermischt mit dem Eingeborenen oder Neger. Der Verkehr mit dem Mutterlande war leicht, und geistig wie commerziell bald belebt und innig. Das Mitgebrachte wurzelte tief in amerik. Boden, verbreitete sich schnell und ging unter freiem, verständigem Schutz selbst in die Gegenden über, wo eine andere Natur neue Gesetze des Lebens vorschrieb. Der größte Theil der engl. Ansiedler wurde eine freie Nation; ein großer Bund republikanischer Staaten bildete sich, gestützt auf den Grundsatz der Gleichheit der Stände. Nicht blos Metalle und Colonialwaaren wanderten von A. nach der Alten Welt, sondern auch die geistige Frische neuer polit. Theorien wirkte mächtig zurück. So steht ein roman. und ein german. A. in mächtigem Gegensatz einander gegenüber. In einem wichtigen Punkte des gesellschaftlichen Zustandes aber treffen sie doch zusammen, nämlich beiden fehlen die privilegirten Stände; denn ein neues Vaterland, eine neue Natur löste jede Vergangenheit und forderte eine gemeinsame Gegenwart zur Erreichung einer einigen Zukunft. Dieser Grundcharakter der amerik. Civilisation greift wesentlich ein in die Staatengeschichte der Neuen Welt. Da die amerik. Colonien weder fürstl. Familien noch einheimischen Adel besaßen, welche die öffentliche Gewalt hätten in Anspruch nehmen können, so mußten sie sich bei ihren Unabhängigkeitserklärungen von den Mutterstaaten schon darum der demokratisch-republikanischen Regierungsform zuwenden. Zugleich aber ging dieser Republikanismus nach zwei Richtungen auseinander. Man stiftete in Nordamerika, wo es galt, die verschiedensten Völker und divergirende Bedürfnisse und Interessen aneinanderzupassen, Bundes- oder Föderativstaaten, während sich die gleichartigern span. Volkselemente im Süden der Form des Centralstaats zuneigten. Mexico und Guatemala, die südl. Nachbarn der nordamerik. Republik, ließen sich zwar, durch das Beispiel der letztern bewogen, zum Föderatismus verleiten; allein dieser Misgriff strafte sich durch Bürgerkrieg, Militärdespotismus und fortgesetzte innere Umwälzungen, die zu gänzlicher Ohnmacht und Zersplitterung führten. Ueberhaupt aber läßt sich nicht verkennen, daß die jungen, in losen Formen schwebenden Staats- und Gesellschaftselemente

im Norden wie im Süden A.s noch manchen Entwickelungsproceß zu durchleben haben, ehe sie zu einer schärfern, sichern und innerlich gegliederten Gestaltung des polit. Lebens werden gelangen können.

Die Zahl der selbständigen Staaten A.s beträgt (nachdem das Scheinkönigreich Mosquitia aufgelöst, von einem Staate der Araucaner nicht mehr die Rede sein kann, außerdem die Republik San-Domingo an die Krone Spanien übergegangen) 18, welche, bis auf die Negerrepublik Haiti, sämmtlich von Europäern gebildet wurden und, außer dem Kaiserthum Brasilien, sämmtlich Republiken sind: 1) die Vereinigten Staaten von Amerika, 2) Mexico, 3) Guatemala, 4) San-Salvador, 5) Honduras, 6) Nicaragua, 7) Costa-Rica (die fünf letztern bilden Republiken von Centralamerika), 8) die Negerrepublik Haiti, 9) Venezuela, 10) die Vereinigten Staaten von Columbia (bis 1861 Neugranada genannt), 11) Ecuador, 12) Peru, 13) Bolivia, 14) Chile, 15) Argentinische Republik, 16) Paraguay, 17) Uruguay, 18) Brasilien. Die Colonien und sonstige Besitzungen der Europäer umfassen folgende Länder: 1) Rußland gehört der äußerste Nordwesten mit den Halbinseln der Tschugatschen und Aljaska, den Aleuten und einigen benachbarten Inseln; 2) Großbritannien besitzt: das arktische A., die Hudsonsbailänder, Britisch-Columbia und Stickeen an der Südsee, Canada, Neubraunschweig, Neuschottland mit der Insel Cape-Breton, die Prinz-Edward-Insel, Neufundland, die Bermudasinseln, die Lucayen oder Bahamainseln; ferner die Kleinen Antillen Trinidad, Tobago, Grenada, St.-Vincent, Barbadoes, Sta.-Lucia, Dominica, Antigua, Barbuda, Anguilla u. s. w., von den Großen Antillen Jamaica, dann Honduras oder Balize in Yucatan, einen Theil von Guiana und die Falklandsinseln; 3) Dänemark gehören: Grönland und die virginischen Inseln Ste.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean; 4) Holland gehören: die Antillen unter dem Winde (Curaçao, St.-Martin, St.-Eustache, Saba u. s. w.) sowie ein Theil von Guiana (Surinam); 5) Frankreich besitzt: Guadeloupe, Martinique u. s. w. in den Antillen und einen Theil Guianas; 6) Spanien: die Inseln Cuba, Portorico und den östl. Theil von Haiti oder San-Domingo; 7) Schweden: die Antille St.-Barthélemy.

Entdeckungsgeschichte. Das Verdienst, den amerik. Continent dem modernen Europa zuerst erschlossen zu haben, gebührt dem Genueser Christoforo Colombo (s. d.), der auf seiner genialen Entdeckungsreise 12. Oct. 1492 Guanahani, eine der Bahamainseln, auffand, die er San-Salvador nannte. Doch machen sich auch andere Meinungen bezüglich früherer Entdeckungen des Erdtheils geltend, die später wieder in Vergessenheit gerathen. So soll schon das Alterthum Kunde von A. gehabt haben. Allerdings finden sich bei griech. und röm. Schriftstellern verschiedentliche Erwähnungen von Inseln, außerhalb der Säulen des Hercules im W. gelegen. Am berühmtesten darunter ist die Insel Atlantis (s. d.) geworden, von welcher nach Plato's Angabe Solon in Aegypten Kenntniß erhalten haben soll. Spätere Schriftsteller führen die Kunde von westl. Inseln auf die Phönizier und Karthager zurück und erzählen von einer weit im W. gelegenen, großen, von mächtigen Flüssen bewässerten und dichten Wäldern bedeckten Insel, nach welcher die Karthager eine Colonie geschickt hätten. Mit Gewißheit läßt sich jedoch aus diesen und ähnlichen Mittheilungen noch nicht der Schluß ziehen, daß A. den Alten thatsächlich bekannt gewesen. Ebenso hat sich die Behauptung Deguignes' des Aeltern, daß die Chinesen seit dem 5. Jahrh. n. Chr. A. gekannt, der neuern Forschung als unhaltbar erwiesen. Dagegen steht es urkundlich fest, daß Europäer, und zwar german. Stammes, seit dem 10. Jahrh. Theile der amerik. Küsten entdeckt und bewohnt haben. Von Island (s. d.) aus, welches der Normanne Gardar bereits 863 entdeckte, und dessen Colonisation Ingolf 874 begann, wurde das Nordpolarland Grönland (s. d.) 983 durch Erik den Rothen besucht und drei Jahre später durch isländ. Auswanderer dessen Colonisation begonnen. Auf einer Fahrt von Island nach Grönland sah sich Bjarne Herjulfsson 986 weit gegen SW. verschlagen. Er erblickte zum ersten mal die Küsten der von seinen Landsleuten später besuchten und benannten Lande. Zur genauern Untersuchung derselben unternahm Erik's des Rothen Sohn, Leif der Glückliche, 1000 eine Entdeckungsreise. Er landete in den von Bjarne bezeichneten Landen, beschrieb sie genauer und legte ihnen ihrer Beschaffenheit entsprechende Namen bei: «Helluland» (mit Bezug auf die flachen Steine desselben, jetzt Neufundland), «Markland» (Waldland, jetzt Neuschottland und das Mündungsland des St.-Lorenzstroms) und «Vinland» (Freudenland, der Küstenstrich zwischen Boston und Neuyork). Vinland (s. d.) wurde die Hauptniederlassung der Normannen. (Vgl. Wilhelmi, «Island, Hvitramanaland und Vinland», Heidelb. 1842; Rafn, «Antiquitates Americanae», Kopenh. 1845.)

Von der Thätigkeit und dem kühnen Unternehmungsgeiste der isländ. und grönländ. Aben-

terer zeugt der Umstand, daß, nachdem sie sich im S. bis unter $41\frac{1}{2}°$ nördl. Br. angesiedelt, sie von der Ostküste der Baffinsbai aus, wo sie auf einer der Weiberinseln unter 72° 55′ nördl. Br. drei Grenzsäulen aufrichteten und ein Runenstein die Jahreszahl 1135 zeigt, seit 1266 des Fischfangs wegen sehr regelmäßig den Lancastersund und einen Theil der Barrowstraße besuchten, mehr als sechs Jahrhunderte vor den kühnen Unternehmungen von Parry und Roß. Ueber den Verkehr des hohen europ. Nordens und der Grönländer und Isländer mit dem eigentlichen amerik. Continente reichen indeß sichere Nachrichten nur bis in die Mitte des 14. Jahrh. Die letzte in den isländ. Urkunden enthaltene Nachricht betrifft eine Reise von Grönland nach Markland 1347. Daß die erste Entdeckung A.s in und vor dem 11. Jahrh. nichts Großes und Bleibendes zur Erweiterung der Weltkunde geschaffen, wie es das Auffinden der tropischen Gegenden desselben Continents durch Columbus hervorbrachte, erklärt sich aus der Uncultur des Volksstamms, der die erste Entdeckung machte, sowie auch aus der Natur der Gegenden, auf welche dieselbe beschränkt blieb. Unter den Culturvölkern Südeuropas war, soviel man weiß, keine Nachricht von dem normann. A. verbreitet. Hatte doch Columbus in Island selbst, das er 1477 besuchte, eine solche Nachricht nicht vernommen. Auch die von den beiden Venetianern Nicolo und Antonio Zeni nach dem nordatlantischen Ocean 1388—1404 unternommenen Fahrten, auf welchen sie an das räthselhafte Frislanda (wahrscheinlich die Faröer) verschlagen wurden und darauf Theile von Nordostamerika sahen, das sie Drogeo (Neuschottland) nannten, waren, wenn sie überhaupt wirklich stattgefunden, dem Columbus unbekannt geblieben. Alle diese nordischen Reisen waren vergessen, den Südländern unbekannt und übten erweislich keinen Einfluß auf das Unternehmen des Columbus aus. Auf seinen zwei ersten Reisen entdeckte dieser Westindien, auf der dritten 1498 die Nordküste des Festlandes von Südamerika, auf der vierten 1502 einen Theil der Ostküsten von Mittelamerika (Honduras, Costa-Rica, Veragua), wobei er sich fortwährend um eine Durchfahrt nach Ostindien bemühte. Inzwischen hatte der Venetianer Giovanni Caboto mit engl. Schiffen 1497 in den nordamerik. Gewässern Neufundland, 1499 hatten Alonzo de Hojeda und der Florentiner Amerigo Vespucci die Küste von Guiana, 1500 der Portugiese Cabral durch Zufall Brasilien und 1500—1501 der Portugiese Cortoreal, der ebenfalls einen Westweg nach Ostindien suchte, die Küste von Labrador aufgefunden. Die Küste von Brasilien wurde großentheils 1503 von Amerigo Vespucci (s. d.) untersucht, nach dem man, ohne sein Zuthun, den neuen Erdtheil «Amerika» benannt.

Schon 1500 hatte Jañez Pinzon die Mündung des Amazonenstroms gefunden. Derselbe betrat mit Diaz de Solis 1507 die Küste von Yucatan. Sodann entdeckte 1508 Ponce de Leon die Halbinsel Florida; 1513 erblickte Balboa von einer Höhe des Isthmus von Darien die Südsee; 1514 fand Diaz de Solis den La-Platastrom; 1517 untersuchte Cordova die Campechebai und Yucatan. Grijalva fand 1518 die Ostküste von Mexico oder Neuspanien, welches dann 1519—21 Ferdinand Cortez (s. d.), der berühmteste der span. Conquistadoren, eroberte. Bereits 1520 erreichte mit span. Schiffen der Portugiese Magellan, dessen Expedition zur ersten Erdumsegelung führte, das langverfolgte Ziel, den westl. Seeweg nach Ostindien durch die nach ihm benannte Magellanstraße, welche dann 1524—25 der Spanier Loyasa durchfuhr. 1524 lief das erste franz. Schiff zur Entdeckung neuer Länder in Nordamerika aus unter dem Florentiner Giovanni Verazzani, der die Ostküste von Florida bis Acadia befuhr. 1525 verbanden sich die Conquistadoren Franz Pizarro (s. d.), Almagro (s. d.) und Ferd. de Luque zur Entdeckung der Goldländer im S. von Panama und eroberten 1526—34 Peru und Chile. Unterdessen durchforschte 1526 Sebast. Caboto in span. Diensten die Küste Brasiliens und die Länder am La-Plata. 1533 entdeckte Grijalva, von Cortez ausgesandt, die Halbinsel Californien, und gleichzeitig wurden die ihr gegenüberliegenden Theile von Mexico der span. Herrschaft unterworfen. Der Franzose Jacques Cartier entdeckte 1534 und 1535 den Lorenzstrom und Canada, welches 1541 Roberval für Frankreich in Besitz nahm. Mendoza befuhr 1535 den La-Plata und legte Buenos-Ayres an. Der merkwürdige Entdeckungszug des Spaniers Fern. de Soto im Mississippilande 1539—43 ist die erste und für $1\frac{1}{2}$ Jahrh. die einzige Expedition in das Innere von Nordamerika. In derselben Zeit befuhren die Spanier aus Mexico die Nordwestküste bis 53° nördl. Br. Orellana befuhr 1541 den Amazonenstrom, und der deutsche Ritter Philipp von Hutten sowie Pedro d'Ursua und Lope de Aguirre (1560—61) durchreisten Südamerika zur Aufsuchung des Goldlandes Eldorado. Eine Hauptaufgabe war für die folgende Zeit die Auffindung einer Nordwestdurchfahrt nach Ostindien und China. Bereits 1577 durchschiffte der Engländer Frobisher eine der Einfahrten in die Hudsonsbai, und damit begann die

lange Reihe von Expeditionen, welche zur Erforschung der arktischen Küsten und Inseln unternommen wurden und erst 1852 durch M'Lure, den glücklichsten unter so vielen kühnen Forschern, zur Auffindung einer nördl. Durchfahrt um A. geführt haben.

Der Engländer Francis Drake (s. d.), der zweite Erdumsegler, ging 1578 durch die Magellanstraße, befuhr die ganze Westküste von A. bis 45° nördl. Br. und benannte den nördlichsten Theil Neualbion. Sir Walter Raleigh nahm 1584 die mittlere Ostküste der jetzigen Vereinigten Staaten unter dem Namen Virginien (s. d.) für seine jungfräuliche Königin Elisabeth in Besitz, später ein weites Feld engl. Colonisation. Der Holländer Sebastian van Weert und der Engländer Davis fanden 1592 die Falklandsinseln, und 1616 doublirte und benannte der Holländer Van Schouten das Cap Hoorn. Den Beweis, daß A. nicht mit Asien zusammenhänge, gab 1648 des Kosacken Deschnew Auffindung der Beringsstraße, welche dann 1728 Bering besuchte und benannte. 1682 drang Lasalle von Canada aus zum Mississippi vor und befuhr den Strom bis zur Mündung. Das Innere von Südamerika untersuchte der deutsche Missionar Pater Samuel Fritz, der «Apostel des Amazonenstroms», der 1707 auf seiner Reise eine vollständige Karte dieses Riesenstroms entwarf, während gleichzeitig der Minorit Louis Feuillé die Antillen besuchte, eine treffliche Karte vom Karaibischen Meer aufnahm und die geogr. Lage der Küsten von Peru und Chile bestimmte. Die beiden letzten Länder durchforschte 1714 La Barbinais. Der Franzose La Condamine bestätigte 1736 durch Gradmessungen in Peru die Erdansicht Newton's, befuhr den Amazonenstrom und lieferte die beste Karte desselben. Die Schweden Kalm und Löffling durchforschten, der erstere 1747 das nördl., der letztere 1751 das span. A. Der Engländer Burnaby bereiste Nordamerika und gab, wie Hutchinson, 1769—75 treffliche Belehrung über dasselbe, während auch der Franzose De Pages 1767 am Mississippi und Red-River aufwärts ging und eine Karte von damals noch unbekannten Ländern entwarf. John Byron hatte 1761—64 die Falklandsinseln und Patagonien untersucht. Die Nordwestküsten wurden seit 1775 von den Spaniern Ayala, Juan Francis, De la Bodega y Quadra, sowie bis zur Beringsstraße von dem berühmten Erdumsegler Cook (s. d.) 1777—78 untersucht. Die Entdeckungsgeschichte vor Cook charakterisirt sich wesentlich durch die bloße Auffindung und Besitznahme der Länder, während seit diesem berühmten Entdecker die wissenschaftliche Erforschung aller Völker und Zonen begann. Epoche machte in dieser Richtung vor allen die Reise, welche A. von Humboldt 1799—1804 mit Bonpland in die äquinoctialen Gegenden A.s unternahm. Humboldt's Verdienst ist es, den Naturcharakter der Neuen Welt wissenschaftlich und geistvoll untersucht und aufgefaßt zu haben. Seine Arbeiten brachen Bahn und spornten fortan insbesondere auch zur ernsten Durchforschung der einzelnen Länder und Gebiete des amerik. Continents an, deren Resultate nun der Specialgeschichte dieser Länder angehören.

Vgl. A. von Humboldt, «Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent» (5 Bde., Par. 1836—39; deutsch von Ideler, 3 Bde., Berl. 1836—39); Long, Porter und Tucker, «America and the West-Indies geographically described» (Lond. 1843); Macgregor, «The progress of America from the discovery of Columbus to the year 1846» (2 Bde., Lond. 1847); Wappäus, neue Bearbeitung von Stein's und Hörschelmann's «Handbuch der Geographie und Statistik» (Bd. 1, Lpz. 1855 fg.); Handelmann, «Geschichte der amerik. Colonisation und Unabhängigkeit» (Kiel 1856 fg.); Peschel, «Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen» (Stuttg. und Augsb. 1858); Kunstmann, «Die Entdeckung A.s nach den ältesten Quellen dargestellt», nebst Atlas (Münch. 1859); Cortambert, «Tableau général de l'Amérique» (Par. 1860); Kohl, «Geschichte der Entdeckung von A.» (Brem. 1861).

Amerikanische Alterthümer. Die Denkmäler Amerikas, welche als Zeugen einer eigenthümlichen Cultur der eingeborenen Völker auf uns gekommen, zerfallen in Monumente einer vorgeschichtlichen Zeit und in solche, die in Mexico seit dem 7. Jahrh. von den Tolteken und ihren Nachfolgern, den Azteken (s. d.), in Peru seit dem 12. oder 13. Jahrh. unter der Dynastie der Inkas (s. d.) errichtet worden sind. Während die erstern schon von den alten Peruanern und Azteken, wie noch jetzt von den nordamerik. Indianern als Werke von Riesen und Göttern angestaunt, dem Forscher nur beängstigende Ahnungen über die Geschichte der namenlosen Völker in Amerikas Vorzeit gestatten, sind die letztern, in Verbindung mit den zwar reichhaltigen, aber oft einseitigen Berichten der Conquistadoren über die Gesittung der von ihnen unterjochten Völker, zur Aufhellung der Geschichte und eigenthümlichen Culturverhältnisse derselben von der höchsten Wichtigkeit. Es wird darum, seit A. von Humboldt das Licht der Wissenschaft auch in die Neue Welt hinübergetragen, das Studium des amerik. Alterthums

und die Geschichte der einheimischen Rasse mit dem erfolgreichsten Eifer von Europäern und Amerikanern, von Einzelnen und ganzen Gesellschaften (z. B. der Ethnographischen Gesellschaft in Neuyork) betrieben. Man sammelt diese Alterthümer in Museen (zu Neuyork, Mexico, Washington u. s. w.) und beschreibt sie sorgfältig. Schon sind im Süden und Norden viele einzelne Denkmäler und die Ruinen ganzer Städte wiederentdeckt worden, welche bei der Verödung jener Länder durch die mit den weißen Eroberern geführten Kriege in Vergessenheit geriethen, oder von der üppigen tropischen Vegetation überwuchert lagen.

Die amerik. Alterthümer sind verschiedener Art, je nach den Gegenden und den Nationen, denen sie angehören. Im allgemeinen unterscheidet man drei Abtheilungen: nordamerik., südamerik. und mittelamerik. Alterthümer, die zugleich drei verschiedene Culturstufen repräsentiren. Dem verhältnißmäßig einfachsten Culturzustande entsprechen die Denkmäler Nordamerikas. Sie zerfallen in drei Gruppen. Die erste beginnt östlich an den Quellen des Alleghani in Neuyork und zieht sich südlich vom Eriesee bis zum Missouri hin; die zweite erstreckt sich von Texas am Mexicanischen Meerbusen bis Südcarolina; die dritte befindet sich am Mississippi und seinen Zuflüssen, in den Staaten zwischen den Apalachen und Mexico. Außer Straßendämmen, Treppen zu Flüssen, Aufgängen zu und Verbindungsdämmen zwischen Hügeln, bestehen die Denkmäler namentlich in Umwallungen und künstlichen Hügeln, die sich, aus Erde oder Stein oder beiden zugleich aufgebaut, in so großer Anzahl finden, daß man selbst versucht worden ist, sie für Werke der Natur zu halten. Im Staate Ohio allein kennt man bisjetzt an 10000 Hügel (mounds) und 1500 Umwallungen (enclosures). Die Wallbauten, zur Vertheidigung und für den Cultus bestimmt, sind meist von regelmäßiger Gestalt (Quadrate, Kreise, Parallelogramme, Ellipsen, Polygone), 5—40 F. hoch und umschließen in der Regel einen Raum von 1—5 Acres, einige jedoch mehr, ja selbst von 200 Acres. Fast immer befinden sich in ihnen eine oder mehrere Cisternen. Die Vertheidigungswerke, erbaut auf freistehenden Anhöhen, kleinen Vorgebirgen, Flußhalbinseln und den hohen Flußrändern, scheinen weniger auf Abwehrung als auf Sicherstellung berechnet. Die dem Cultus bestimmten Wallbauten, stets von geringerm Umfange, meist Quadrate, einzelne oder verbundene Kreise und Kreisabschnitte von 250—300 F. Durchmesser bildend, umschließen einen oder auch mehrere Hügel und liegen gewöhnlich innerhalb größerer Vertheidigungswerke.

Außer diesen riesigen Bauten hat man in Nordamerika andere Reste aufgefunden, die auf eine höhere Cultur deuten, als sie die heutigen Indianer besitzen. Dahin gehören die 5—6 Zoll großen, dunkelbraunen, gebrannten Vasen von zierlicher Form und Ornamentirung, die den in Deutschland ausgegrabenen gleichen; Pfeifenköpfe und andere Gegenstände aus Thon oder Stein, mit Menschenköpfen von oft edelm Ausdruck, die den amerik. Typus zeigen, oder mit Vögeln, Fröschen u. dgl.; Geräthe, Schmucksachen und Waffen aus Kupfer von den Obern Seen, von Glimmer aus den Alleghanies, von Muscheln aus dem Mexicanischen Golf, von Obsidian aus Mexico. Diese Reste wurden auf allen Punkten des Mississippistromgebiets ausgegraben und deuten auf einen regen Handelsverkehr unter den einst hier wohnenden Völkern, deren Blüte aller Wahrscheinlichkeit nach vor das J. 1000 n. Chr. fällt. Vgl. Squier und Davis, «Ancient monuments of the Mississippi valley» (Washingt. 1848).

Zeugen einer höhern Culturentwickelung sind die Denkmäler Südamerikas, zunächst innerhalb der Grenzen des ehemaligen Inkareichs (Peru, Bolivia, Quito). Zu den bekanntern Denkmälern gehören: die ungeheuern Mauern bei Tiahuanaco unfern La Paz in Bolivia, zusammengesetzt aus stundenweit herbeigeführten Steinblöcken von 4000 Kubikf.; die Ruinen eines Inkatempels auf der Insel Titicaca im gleichnamigen See; die Reste des berühmtesten aller Tempel des Pachacamac, 4 Leguas von Lima; die an verschiedenen Orten vorkommenden Gräber und Paläste der Inkas. Alle Bauten, meist einfache Vierecke aus großen behauenen Steinen, mit riesigen Steinplatten gedeckt, sind charakterisirt durch die pyramidale Gestalt der Thür- und Fensteröffnungen, welche sich öfter mit einfachen und schönen Umfassungen geziert finden. „Die Sculpturen an den Tempelruinen von Tiahuanaco zeigen bei einer sorgfältigen Behandlung nur die allgemeinen Bedingnisse der menschlichen Form. Die eigentliche Gestaltung verräth Willkür, die Ausbildung erfolgt nach conventionellen Gesetzen. Der Bau von Festungen, Kanälen, Brücken (aus Holz) und Straßen war in Peru bedeutend ausgebildet. Den Beweis davon liefert die großartige Inkastraße, die im Gebirge durch Felsen gesprengt, die Abgründe auf mächtigen Erddämmen überschreitend, in doppeltem Laufe theils auf dem Kamme der Anden, theils längs der Küste, von Cuzco nach Quito führte und zum Schutz wie zur Bequemlichkeit mit Festungen und Herbergen versehen war. In Metall- und Gold-

schmiedearbeiten scheinen sich die Peruaner nicht über das Gewöhnliche erhoben zu haben. (Vgl. Rivero und Tschudi, «Antiguëdades Peruanas», Wien 1852, mit Atlas.) Sonst sind in Südamerika noch mannichfache Reste einer ehemaligen höhern Cultur seiner Urbewohner vorhanden, doch haben dieselben bisjetzt nur wenig die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Dahin gehören vor allem die Reste alter massiver Bauwerke eigenthümlicher Art, die sich auf der Hochebene von Tunja, dem Wohnsitze der Muiscas oder Chibchas, finden und für Ruinen alter Tempel gehalten werden. Nach den Berichten der Conquistadoren besaßen die Muiscas eine gewisse Cultur, wie auch der bei ihnen gefundene, von Humboldt beschriebene Kalenderstein und die Goldarbeiten derselben (meist aus vielen einzelnen gegossenen oder gehämmerten Blättchen und Drähten zusammengesetzte Figuren, Menschengestalten oder Götzenbilder darstellend) bekunden. (Vgl. Uricoechea, «Memoria sobre las antiguëdades Neo-Granadinas», Berl. 1854; Bollaert, «Antiquarian, ethnological and other researches in New-Granada etc.», Lond. 1860.) Außerdem besitzt Südamerika in den Savannen von Barinas eine 5 M. lange, aus hohen Dämmen bestehende Straße und viele Begräbnißstätten. In dem jetzt von den rohesten Stämmen bewohnten Orinocogebiete finden sich hoch an Felswänden riesige Darstellungen, Thiere, planetarische Figuren u. dgl., wahrscheinlich von symbolischer Bedeutung. Sie wurden in neuester Zeit besonders durch den Reisenden Schomburgk untersucht.

Unstreitig die interessantesten und wichtigsten Denkmäler altamerik. Cultur finden sich in den Hochländern des mittlern Amerika, im alten Mexico, Guatemala und Yucatan. Namentlich sind es Werke der Baukunst und Bildnerei, welche hier theils vereinzelt in der Nähe noch bestehender Wohnplätze, theils in Massen vereinigt als Reste ganzer, großer Städte (gewöhnlich casas piedras genannt) dem Forscher entgegentreten. Obgleich sie im allgemeinen gleichen Charakter tragen und das Bild einer und derselben, nach den einfachsten Principien vollständig durchgeführten Kunst zeigen, so lassen sich doch wenigstens zwei verschiedene Entwickelungsstufen unterscheiden. Der einen vollendetern und jedenfalls frühern gehören die Denkmäler in Oaxaca, Guatemala und Yucatan an, der andern jüngern oder der aztekischen die Denkmäler, welche in Mexico, überhaupt innerhalb der Grenzen des ehemaligen Reichs der Azteken, erhalten sind. Doch ist eine genauere Sonderung derselben nach Nationalität und Zeitaltern noch nicht möglich. Seit Antonio del Rio, der zuerst 1787 auf Veranlassung des Gouverneurs von Guatemala die Ruinen von Palenque (s. d.) besuchte, dessen Bericht aber erst 1822 französisch und englisch erschien, erforschten, zeichneten und beschrieben noch mehrere die Denkmäler dieser Gegenden. So reisten Dupaix (vgl. Kingsborough's umfassendes Prachtwerk «Antiquities of Mexico», 4 Bde., Lond. 1829), ferner Galindo, Gailhabaud, Stephens («Incidents of travel in Central-America», 10. Aufl., 2 Bde., Lond. 1842), Nebel («Voyage pittoresque et archéologique en Mexique», Par. 1836), Squier («Nicaragua», 2 Bde., Neuyork 1852) u. a. in Mexico und Centralamerika. Waldeck («Voyage pittoresque et archéologique en Yucatan», Par. 1834), Stephens («Incidents of travel in Yucatan» 2 Bde., Lond. 1843), Norman («Rambles in Yucatan», Neuyork 1843) besuchten die Städtereste in Yucatan. Zu den wichtigsten seit Humboldt bekannt gewordenen Denkmälern gehören die beiden Pyramiden bei San-Juan de Teotihuacan, im Thale von Mexico mitten in einem System kleiner, hoher Pyramiden gelegen. Sie gehören, wie das Monument von Cholula, zu den ältesten Denkmälern des Landes. Andere Pyramiden merkwürdiger Structur finden sich zu San-Christobal Teopantepec, zu Sta.-Cruz del Quiche, bei Xochicalco, in Guatusco, bei Cuernavaca und anderwärts. Ruinen ganzer Städteanlagen finden sich zu Tusapan, bei Papantla in Veracruz, bei Mapilca in derselben Gegend, bei dem bekannten und vielfach beschriebenen Palenque in der Provinz Chiapa, zu Ocosingo in derselben Provinz, zu Copan in Honduras, zu La-Quemada bei Villa-Nueva im S. von Zacatecas; ferner in der Provinz Vera-Paz und anderwärts. Großartig sind die Monumente zu Uxmal (dem alten Itzalane), zu Kabah, Zagi (oder Salli), Chichen-Itza, Tuloom und vielen andern Orten in Yucatan sowie zu Mitla in Oaxaca, welche, obgleich sie sämmtlich älter als die aztekische Herrschaft sein müssen, doch die amerik. Kunst in ihrer höchsten Entwickelung zeigen.

Die gesammte Architektur des mittlern Amerika hat die Pyramide zum Grundprincip. Vorzugsweise kommt dieses in den religiösen Monumenten, weniger sichtbar in Tempelbauten und Palästen, zur Erscheinung. Die Teocallis (d. i. Gotteshaus), gewissermaßen zu riesiger Größe emporgebaute Altäre, sind stets vierseitige, genau nach den Weltgegenden orientirte, oben zu einer größern oder kleinern Fläche abgeschnittene Pyramiden, auf welchen sich häufig noch andere, meist nicht sehr hohe Baulichkeiten erhoben. Die Teocallis steigen entweder in

einfachen schiefen Flächen empor, oder sie erheben sich in mehrern (höchstens acht) großen Absätzen, die entweder besondere Terrassen bilden oder blos durch herumlaufende, gewöhnlich verzierte und casettirte Gurtungen angedeutet werden. Zur Scheitelfläche führen an einer oder mehrern Seiten breite und steile Treppen; bisweilen jedoch laufen Treppen oder Aufgänge zickzackförmig oder sonst eigenthümlich angeordnet, von einem Absatze zu dem andern. Rings um die Teocallis waren große Höfe, in denen sich die Wohnungen der Priester und andere für den Göttercultus nöthige Räume befanden. Die Pyramidalform kehrt auch bei andern Bauten wieder, insofern dann die Größe der einzelnen Stockwerke stufenförmig abnimmt. Die Architektur der Mexicaner ist mit Bewußtsein durchgeführt, wenn sie auch von keiner sehr hohen Entwickelungsstufe zeugt. Alle Details und Gliederungen sind nach den einfachsten Gesetzen gebildet. Zum Schmuck der Wandflächen sieht man nur geradliniges, wenn auch zum Theil reich und mannichfaltig zusammengesetztes Casettenwerk, Mäanderzüge, Zickzacks u. dgl. angewendet. In ihrer Hauptform erschienen die zu ebener Erde, oder auf einfachen Terrassen, oder auf den Scheiteln der Teocallis errichteten Gebäude als einfache viereckige Massen mit geradlinig überdeckten Portalen, einfach viereckigen Pfeilerstellungen, über denen sich oft ein friesartiger, reich ornamentirter, selbst überladener Aufsatz erhebt. Die Bedachung ist entweder horizontal oder durch stufenförmig übereinandergeschichtete Steinplatten gebildet. Diese eigenthümliche Bedachung sowie der Mangel an Säulen machen die Ausführung eines bedeutenden Innenbaues unmöglich. Mit den Bauwerken vereinigt werden meist Sculpturen, als Reliefs oder als freistehende Statuen, angetroffen. In denselben erkennt man noch viel deutlichere, auf verschiedene Volksthümlichkeiten und Zeitalter hindeutende Unterschiede. Die aus einfach colorirten Umrißlinien bestehenden hieroglyphischen Malereien der Mexicaner sind in demselben Stile wie ihre Sculptur gehalten. Sauber gearbeitete Geräthschaften aus Metall und Thon, unter denen namentlich die Nachbildungen der Thiere besonders zu nennen, finden sich in europ. Museen.

Amerikanische Literatur, s. Nordamerikanische Literatur.

Amerikanische Rassen, s. Indianer.

Amerikanismus. Die engl. Sprache hat in Amerika vielfache Modificationen erlitten, die zum Theil durch eine falsche Aussprache und eine fehlerhafte Anwendung der grammatikalischen Formen, zum Theil durch die Aufnahme von neuen Wörtern entstanden sind. Schon die ersten engl. Einwanderer brachten dialektische Verschiedenheiten aus ihrer Heimat mit. Zu diesen gesellte sich das Holländische im Staate Neuyork, das Deutsche in Pennsylvanien und an vielen andern Orten, das Französische und Spanische in Louisiana, Florida und Missouri, später in Neumexico und Californien, endlich die indian. Mundarten vorzugsweise in geogr. Namen und Naturerscheinungen, und auch manche eingeschleppte Negerausdrücke. Hierzu kamen noch die Bezeichnungen von Gegenständen, die man im Mutterlande nicht kannte und für die man neue Ausdrücke schaffen oder entlehnen mußte. Unter allen dialektischen Besonderheiten sind die Provinzialismen Neuenglands am verbreitetsten; sie finden sich auch in Neuyork, Ohio, Indiana, Illinois, Michigan wieder und erstrecken sich namentlich auf Ton und Accent. Der Einfluß der Puritaner gibt sich durch die Neigung zu Nasallauten kund, die, von Neuengland ausgehend, sich auch in den westl. Staaten immer mehr Boden verschafft hat. In Kentucky und weiter bis über den Mississippi hinaus hat die Redeweise etwas Rohes und Ungeschliffenes, und die Sprache wimmelt von seltsamen und ungeheuerlichen, aber oft höchst drastischen und ausdrucksvollen Idiotismen. Doch kann man im allgemeinen behaupten, daß das amerik. Volk das Englische wenigstens ebenso richtig spricht als die untern Klassen in England, von Schottland und Irland zu geschweigen. Hierzu trägt wesentlich der Umstand bei, daß es kaum einen weißen Bewohner der Vereinigten Staaten (vielleicht mit Ausnahme einiger Südstaaten) gibt, der nicht des Lesens und Schreibens kundig wäre. Der gebildete Amerikaner redet ganz so wie der gebildete Engländer, wenngleich seine Intonation dem letztern fremdartig erscheinen mag. Auch lassen sich nicht wenige Ausdrücke und Wendungen, die man in der Regel als Amerikanismen betrachtet, auf das Altenglische oder noch jetzt in England und besonders in Irland gebräuchliche Provinzialismen zurückführen. Vgl. Pickering, «Vocabulary of Americanisms» (Boston 1815); Bartlett, «Dictionary of Americanisms» (Neuyork 1848); Herrig, «Handbuch der amerik. Nationalliteratur» (Braunschw. 1854).

Amerling (Friedr.), ausgezeichneter Porträtmaler zu Wien, wurde daselbst 14. April 1803 geboren. Er befand sich in seiner Jugend ohne alle Mittel und mußte sich dieselben zu den Requisiten für den Eintritt in die Akademie der bildenden Künste durch Illuminiren und

Zeichenunterricht verdienen. Jetzt erst begann er in Oel zu malen und ein entschiedenes Talent für das Porträt zu entwickeln. Eine geringe ersparte Summe sowie die Unterstützung eines Oheims setzten ihn 1824 in Stand, nach London zu gehen, wo er den berühmten Porträtmaler Th. Lawrence aufsuchte, der ihn in seinen Bestrebungen ermunterte. Dann reiste er nach Paris zu H. Vernet, der ihn ebenfalls sehr freundlich aufnahm. Nach der Rückkehr nach Wien fertigte A. zwei historische Gemälde: Dido von Aeneas verlassen, und Moses in der Wüste, die den ersten Preis der Akademie erhielten. 1831 unternahm er eine Reise nach Italien und besuchte Venedig, Florenz und Rom. Als Frucht seines Aufenthalts in Italien sind zu nennen: Rebekka mit einem Halsband nach Hause eilend, ein lebensgroßes Kniestück, ferner das Bildniß von Thorwaldsen sowie eine Anzahl ital. Studienköpfe. Die erste Arbeit nach seiner Heimkehr war das für das Schloß in Laxenburg bestimmte Bild des Kaisers Franz I., welches diesen mit Scepter und Krone auf dem Throne sitzend darstellt und sowol hinsichtlich der Anordnung und Zeichnung als der Aehnlichkeit großen Beifall fand. Seitdem stieg A. mit jeder neuen Leistung in Gunst und Anerkennung, während sich der Künstler selbst am schwersten genügte und höchst selten Bilder auf den Ausstellungen erscheinen ließ. Sein meisterhaftes Selbstporträt brachte der österr. Kunstverein an sich. Es zeichnet sich dasselbe durch leichte, freie und sichere Behandlung der Farbe aus, sowie A. überhaupt eine besondere Stärke im Colorit zeigt. Neben den Bildnissen, mit denen er beauftragt wurde, wie das lebensgroße Porträt des Bürgermeisters von Seiller für den Saal des Gemeinderaths, das des Fürsten von Windischgrätz zu Pferde und vielen andern, hat es A. stets geliebt, sich selbst Aufgaben aus der idealen Porträtwelt zu stellen. So fand eine Judith besondern Beifall, und die ansprechende und rührende Darstellung einer Witwe kam in die Sammlung Arthaber. Ein Weib in ital. Costüm mit einem schlafenden Kinde, ein Rosenmädchen, eine Fischerin, eine Charitas u. a. sind Gestalten, welche ein offenes Auge zeigen für das Malerische in der menschlichen Erscheinung überhaupt und den Widerschein des Seelenlebens im Antlitze. Diese Eigenschaft des Künstlers im Verein mit seiner großen technischen Durchbildung kommen ihm bei der Schilderung von Individuen sehr zu statten.

Amersfoort, Stadt in der niederländ. Provinz Utrecht und Hauptort eines Bezirks, liegt an der Eem, die hier schiffbar wird, in einer fruchtbaren Ebene am Fuße der Amersfoorter Berge, einer 2 St. langen Reihe von Sandhügeln, vermuthlich Ueberresten einer ehemaligen Dünenbildung, die den alten Meeresstrand bezeichnen. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich die Liebfrauenkirche durch ihren 300 F. hohen Thurm aus. A. hat ein Gymnasium und ist eine sehr wohlhabende, durch Handel und Gewerbthätigkeit blühende Stadt von 12683 E., darunter 5—6000 Katholiken. Von letztern gehören etwa 170 zu den Jansenisten, deren Seminar hier mit 3 Professoren und etwa 20 Zöglingen besteht. Bedeutend sind die Branntweinbrennereien des Orts, während der früher sehr starkbetriebene Tabacksbau, die Verarbeitung und Versendung dieses Products sowie auch die Fabriken in Baumwolle und Glas zurückgegangen. Außer Schiffahrt und ansehnlichem Speditionshandel betreibt A. auch Eigenhandel, namentlich mit Buchweizen. Die Stadt ist der Geburtsort des berühmten Staatsmanns Oldenbarneveld. Sie wird urkundlich schon 1006 erwähnt, erhielt 1259 Stadtrecht und war früher eine bedeutende Festung. 1483 ward sie vom Erzherzog Maximilian erobert, 1543 von den geldrischen Soldaten verwüstet und 1672 von den Franzosen eingenommen. 1795 eroberten sie die Franzosen unter General Dewinter.

Amethyst nennt man eine, als Schmuckstein vielfach verwendete, schön blau- oder violettgefärbte Varietät des Quarzes (s. d.), welche meist in stengeligen bis dickfaserigen, in freie Krystallenden auslaufenden Individuen und in Geschieben und derb vorkommt. Die schön viol- oder pflaumenblaue Farbe, welche ihn fast allein vom Bergkrystall unterscheidet, wird von einer Spur von Eisen- oder Manganoxyd, wahrscheinlich aber von einer organischen Substanz ertheilt, da sie beim Erhitzen des Steins verschwindet. Im Feuer verliert er nämlich die Farbe und geht durchs Gelbe und Grüne ins Farblose über. Von dieser merkwürdigen Eigenschaft machen die Steinschneider Gebrauch, sodaß viele der geschliffenen Aquamarine und Topase nichts anderes als entfärbte A. sind. Enthält der A. dünne Blättchen von Eisenglimmer oder nadelförmige Krystalle von andern Mineralsubstanzen, so führt er den Namen Haaramethyst. Man findet ihn auf Gängen in ältern Gebirgen, theils mit Erzen, theils auf eigenen und Achatgängen, häufig Drusen in Achatkugeln im Mandelstein bildend. Krystalle von ausgezeichneter Schönheit kommen zu Oberstein in Birkenfeld, am Rothenkopf im Zillerthal, zu

Porkura in Siebenbürgen, auf der Insel Ceylon, in Brasilien und St.-Mary's-Bai im brit. Nordamerika vor.

Amhāra, der centrale Theil des Alpenlandes Abyssinien, um den Tana- oder Tzanasee gelegen, umfaßt außer mehrern kleinen Districten die Landschaften Dembéa im N. des Sees, Begemeder und dann Lasta im O., Metscha und weiterhin Godscham im S. des Sees. Die Hauptstadt ist Gondar (s. d.), die alte Capitale von ganz Abyssinien. Die Bewohner des Landes, die Amhāras, gehören zur äthiop. Abtheilung der semit. Rasse und zeichnen sich aus durch einen sehr breiten Schädel, ein schönes Auge, ein wenig entwickeltes Gesicht, vorspringende Jochbeine, krauses Haar und meist olivenbraune Hautfarbe. Sie sind die heitersten und gewecktesten Abyssinier, aber es fehlt ihnen an Beständigkeit. Von A. ging seit 1850 die Erhebung des Dedshodschi Kāsa aus, der die Reiche Tigre und Schoa unterwarf und 1855 unter dem Namen Theodoros sich zum König von ganz Abyssinien (s. d.) krönen ließ.

Amharische Sprache, so benannt nach der Provinz Amhara (s. d.), einem Haupttheile des abyssin. Reichs, ist seit dem Aussterben der äthiop. Sprache die Hauptverkehrssprache Abyssiniens (s. d.) und wird von dem größern Theil der Bevölkerung in den Ländern zwischen den Flüssen Takazze und Abai sowie im vormaligen Königreich Schoa gesprochen, während im Nordosten Abyssiniens, nördlich vom Takazze, die Tigresprache herrscht. Die Amharische Sprache schließt sich grammatisch und lexikalisch unter den semit. Sprachen am meisten dem Aethiopischen an, ist aber keineswegs blos eine jüngere Gestaltung des Aethiopischen, sondern die Tochter eines dem Aethiopischen nächstverwandten altamharischen Dialekts. Obgleich das Amharische manche Reste altsemit. Sprachgutes bewahrt hat, stellt es doch dem Aethiopischen gegenüber eine spätere Entwickelungsstufe des Südsemitischen dar. In allen Lautverhältnissen ist das Amharische sehr entartet, die grammatischen Formen sind in hohem Grade zusammengeschrumpft und nur zum kleinern Theile durch Neubildungen ersetzt. Die alten Wort- und Wurzelbedeutungen haben vielfach neuen Platz gemacht, und aus den benachbarten afrik. Sprachen sowie aus dem neuern Arabischen sind manche Wörter aufgenommen. Nachdem die Amharische Sprache viele Jahrhunderte nur im Munde des Volks gelebt, begann man, dieselbe nach dem Absterben des Aethiopischen zu schreiben und benutzte dazu das äthiop. Alphabet, indem man zugleich für die eigenthümlich amharischen Laute durch leichte Modificationen der äthiop. Buchstaben neue Schriftzeichen erfand. Obwol das Amharische keine eigentliche Literatursprache genannt werden kann, so ist doch, namentlich in den letzten drei Jahrhunderten, mancherlei darin geschrieben worden, theils Uebersetzungen und Erklärungen biblischer und anderer äthiop. Bücher und Vocabularien, theils kurze Geschichtsabrisse, dogmatische und ethische Compendien, Beichtformulare u. dgl., für das gemeine Volk bestimmt, theils medic. und magische Schriftchen. In den äthiopisch-amharisch geschriebenen Büchern der einheimischen Königsgeschichte werden sogar ältere amharische Gedichte mitgetheilt. Doch ist von allen diesen Schriften in Europa nur sehr wenig bekannt. Gedruckt sind bisjetzt nur Missionsschriften. Grammatisch und lexikalisch wurde das Amharische ziemlich dürftig von Ludolf (Frankf. 1698), vollständiger von Isenberg (Lexikon, Lond. 1841; Grammatik, Lond. 1842) bearbeitet.

Amherst (Jeffery), engl. General, wurde am 29. Jan. 1717 aus einer uralten, in der Grafschaft Kent angesessenen Familie geboren. Er trat schon 1731 in Kriegsdienst, ward 1756 Oberst und focht in der Schlacht von Quebec unter Wolfe, nach dessen Tode er den Oberbefehl übernahm und die Eroberung Canadas 1760 vollendete, wofür er den Dank des Parlaments und den Bathorden erhielt. 1763 wurde er zum Gouverneur von Virginien, 1770 zum Gouverneur von Guernsey ernannt und 1776 mit dem Titel Lord A. von Holmesdale in den Peersstand erhoben. Da er aber kinderlos war, so wurde ihm 1788 eine zweite Peerage, A. von Montreal, verliehen, die auf die Nachkommenschaft seines Bruders, des Generallieutenants William A., überging. Nachdem er 1795 noch zur höchsten militärischen Würde eines Feldmarschalls befördert worden, starb er 3. Aug. 1797. — A. (William Pitt), Neffe des vorigen, geb. 14. Jan. 1773, folgte 1797 seinem Oheim in der zweiten Baronie von A. und wurde Kammerherr Georg's III. 1816 ging er als außerordentlicher Botschafter mit einem glänzenden Gefolge nach China, mußte aber unverrichteter Sache umkehren, weil er sich mit dem Hofe von Peking über das bei seiner Antrittsaudienz zu beobachtende Ceremoniell nicht einigen konnte. Auf der Rückkehr litt er mit der Fregatte Alceste, die ihn nach China gebracht hatte, bei der Insel Pulo-Laut Schiffbruch und erreichte mit genauer Noth Batavia. Von Java setzte er auf einem andern Schiffe die Reise nach England fort und besuchte auf St.-Helena Napoleon, mit dem er mehrere Unterredungen hatte. Eine Beschreibung der Gesandt-

schaft A.'s wurde (2 Bde., Lond. 1818) von seinem Begleiter Ellis herausgegeben. Als Generalgouverneur von Indien seit 1823 führte er den Krieg gegen die Birmanen, der mit der Abtretung der Provinz Assam an die Ostindische Compagnie endete, worauf er 2. Dec. 1826 zum Grafen A. erhoben wurde. Auf mehrfache Beschwerden ward er jedoch 1827 von seinem Posten abberufen. Für die geleisteten Dienste mit einer Pension von 3000 Pfd. St. bedacht, starb er auf seinem Familiensitz Knole-Park 13. März 1857. Titel und Besitzungen erbte sein Sohn William Pitt, Viscount Holmesdale, jetzt zweiter Graf A., geb. 3. Sept. 1805.

Amherst oder **Amhersttown**, eine engl. Handelsstadt in der Provinz Martaban des 1862 errichteten Gouvernements Britisch-Birmania in Hinterindien, auf der Spitze einer Landzunge an der Mündung des Küstenflusses Wagru und der östl. Mündung der Bucht von Maulmein gelegen, wurde im April 1826 von den Engländern, als sie infolge des Friedens zu Yandabu die Stadt Martaban den Birmanen zurückgaben, aus militärischen und Handelsrücksichten in deren Nähe gegründet und nach dem Lord William Pitt Amherst (s. d.), dem damaligen Generalgouverneur des indobrit. Reichs (1823—27) benannt. Die neue Ansiedelung erfreute sich sofort großen Zulaufs von Mon oder Peguanern, welche ihrem birmanischen Tyrannen entflohen, zählte 1853 schon mehr als 20000 E. und wurde ein blühender Stapelplatz des Handels für alle indochines. Völker sowie für Indien und China selbst. Obgleich eine Zeit lang zur Hauptstadt der Provinz Martaban bestimmt, wurde sie doch von der Seestadt Maulmein überflügelt, für die sie jetzt die Bedeutung wie Cuxhaven für Hamburg hat. A. ist der Ort, wo die Lootsen an Bord gehen, und wegen ihrer ganz besonders gesunden Lage die Zufluchtsstätte für die durch die große Hitze in Maulmein Geschwächten. — A. heißt auch ein Städtchen in der County Hampshire des nordamerik. Staats Massachusetts, 18 M. westlich von Boston. Der Ort zählt 2550 E. und ist bemerkenswerth wegen des Amherst-College, welches, 1821 gegründet, sich rasch einen bedeutenden Ruf erworben. Die Anstalt hat 15 Professoren und etwa 250 Studenten, besitzt auch eine ansehnliche Bibliothek, einen schönen physik. Apparat und eine bedeutende Naturaliensammlung.

Amherstia nannte Wallich zu Ehren der Gräfin Amherst eine Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinien. Die einzige bekannte Art, ein schöner Baum mit gefiederten Blättern und prächtigen, großen, brennendrothen, langgestielten Blumen, die *A. nobilis*, wächst in Ostindien und kann daher bei uns nur im warmen Treibhause cultivirt werden.

Amiant, s. Asbest.

Amici (Giovanni Battista), berühmter ital. Optiker und Astronom, wurde 25. März 1784 zu Modena geboren. Durch die Lectüre Herschel's für die Astronomie begeistert, zeigte er zugleich früh ein großes mechan. Talent und beschäftigte sich vorzugsweise gern mit der Verfertigung optischer Instrumente. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts construirte er Spiegelteleskope von 7 F. Brennweite und 6 Zoll Oeffnung. Später verfertigte er ein Fernrohr von 11 Zoll Durchmesser und 20 F. Länge. 1812 zeigte er dem ital. Institut ein Teleskop von neuer Construction mit einem Hohlspiegel und einem im Mittelpunkt durchbohrten Planspiegel. Auch seine ersten Spiegelmikroskope, die besten, die man bis dahin gesehen hatte, stammen aus jener Zeit. Der damalige Kriegsminister des Königreichs Italien hatte ihm die Stückgießerei zu Pavia zur Verfertigung eines Metallspiegels von 5 F. Durchmesser zur Disposition gestellt; aber der Sturz der napoleonischen Herrschaft hinderte die Ausführung dieses Plans. Außer seinen Fernröhren verdankt man A. sechs verschiedene Arten der Camera lucida zu mikroskopischen Beobachtungen und zum Zeichnen. Besondere Beachtung verdient sein Polarisationsapparat, ausgezeichnet für die Beobachtung und genaue Messung aller Erscheinungen des polarisirten Lichtes, seine sinnreiche Vorrichtung zur Messung der Lichtstärke eines astron. Objects durch Doppelbilder, und ein 1827 construirtes, später bedeutend verbessertes, vortreffliches achromatisches Mikroskop. Zugleich entwickelte A. eine bedeutende literarische Thätigkeit, zumal durch Aufsätze in den Annalen mehrerer Akademien. Man hat von ihm beachtenswerthe Beobachtungen über die Doppelsterne, über die Jupitersmonde, über den Polar- und Aequatorialdurchmesser der Sonne (mittels eines neuen Mikrometers), Bemerkungen über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen, über die Infusionsthierchen, über die Befruchtung der Pflanzen u. s. w. Zur Zeit des Königreichs Italien und der Restauration Professor der Mathematik in Modena, und von der provisorischen Regierung des Herzogthums 1831 zum Oberstudiendirector ernannt, ward A. später zur Oberleitung der Sternwarte nach Florenz berufen, wo er seitdem ununterbrochen blieb, und als Professor der Astronomie am Museo di

storia naturale Vorlesungen hielt. Bis ins Greisenalter thätig, starb er zu Florenz 10. April 1863. Sein Sohn, Vincenzio A., Professor der Mathematik in Pisa, unterstützte den Vater im Amte. Der ältere A. war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, auch der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und London.

Amiconi oder **Amigoni** (Giacomo), Historien- und Bildnißmaler, wurde 1675 zu Venedig geboren. Er arbeitete zuerst in seiner Vaterstadt, dann im Dienste des Kurfürsten von Baiern, hierauf in England, zuletzt in Madrid, wo er gegen 1752 als Hofmaler starb. A. war einer der bessern unter jenen Künstlern, welche Wände und Decken von Palästen und Kirchen rasch mit glänzenden Schöpfungen bedeckten. In Deutschland haben das Schloß Schleißheim bei München und die Sammlungen und Kirchen der bair. Hauptstadt einiges von ihm aufzuweisen. Der berühmte Sänger Farinelli besaß von A.'s Hand eine große Anzahl kleiner Bilder, welche sämmtlich den glänzenden Empfang des Virtuosen bei den verschiedenen Herrschern Europas darstellten.

Amictus, in der Kirchensprache (gleichbedeutend mit humerale: Schultertuch) ein länglich-viereckiges, weißleinenes und mit Bändern versehenes Tuch, das der Priester im Amte über Nacken und Schulter schlägt und unter den Armen her auf der Brust zubindet. Es ist bestimmt, den Kragen der Hauskleidung des Celebrirenden zu verdecken.

Amid, s. Ammoniak und Aether.

Amiens, die Hauptstadt des franz. Depart. Somme und der ehemaligen Picardie, in einer fruchtbaren, reich bebauten Ebene an der hier vielfach getheilten Somme, welche die Seille aufnimmt, am Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen und am Sommekanal. Die Stadt hat 58780 E., ist Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs und Handelsgerichts und wird, durch eine alte Citadelle vertheidigt, zu den Festungen dritten Ranges gerechnet. Sie besitzt eine Universitätsakademie, ein Lyceum, ein theol. Seminar, mehrere gelehrte Gesellschaften, ein interessantes Archiv, eine Bibliothek von 57000 Bänden, eine Sammlung von Alterthümern der Umgegend, ein Gemäldemuseum und einen botan. Garten. Der Ort, regelmäßig und gut gebaut, hat große, breite und vortrefflich gepflasterte Straßen, ansehnliche, jedoch der Größe der Stadt nicht ganz entsprechende Plätze. Die alten Wälle sind in schöne Boulevards verwandelt, welche die ganze Stadt umgeben und im Norden vom Sommekanal begleitet werden; außerdem hat die Promenade La Hautoye mit ihren Alleen und ihrem Bassin von 150 Meter Durchmesser eine gewisse Berühmtheit. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich vorzüglich die 1220—88 von den Baumeistern Robert de Luzarche, Thomas de Cormon und dessen Sohn Renault erbaute Kathedrale aus, das schönste und am besten erhaltene alte Gebäude Frankreichs und eins der schönsten Europas, 400 F. lang und im Kreuzschiff 188 F. breit, mit einem 340 F. hohen Hauptthurme und zwei unvollendeten Nebenthürmen, mit glockenähnlich tönenden Pfeilern, grandiosem Schiff und Chor, prachtvollen Fensterrosen, schönen Reliefarbeiten, Standbildern, Mausoleen und Denkmälern. Die Kirche St.-Remi umschließt das Grabmal des Connetable Lannoy und dessen Gemahlin. Außerdem sind das Rathhaus, das sog. Wasserschloß (zum Löschen) und, außerhalb der Vorstädte, das ehemalige Augustinerkloster St.-Acheul bemerkenswerth. Letzteres war später ein Jesuitencollége, welches vor 1830 über 1000 Zöglinge hatte, nach der Julirevolution aufgehoben wurde und jetzt ein Pensionat ist. A. ist eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt, besonders wichtig durch ihre Wollgewebe, dann durch ihre Spinnereien und Färbereien, ihre Fabriken für Baumwollstoffe, Sammt, Piqués u. s. w. Die Stadt liefert jährlich für etwa 16 Mill. Frs. Fabrikate, und der Handel, zu dessen Artikeln auch Entenpasteten gehören, setzt jährlich 40 Mill. Frs. um.

Unter dem Namen Samarobriva war A. als Hauptstadt der Ambiani in Gallia belgica schon zu Cäsar's Zeiten wichtig. Es wurde später Sitz von Bischöfen, welchen das umliegende Gebiet, Amienois, gehörte. Durch die Erbtochter des Grafen Raoul von Vermandois kam A. an den Grafen Philipp von Flandern, der es an den König Philipp August von Frankreich abtrat. 1435 wurde die Grafschaft A. von König Karl VII. an den Herzog Philipp den Guten von Burgund abgegeben, 1477 aber von König Ludwig XI. wieder mit der Krone Frankreich vereinigt. Am 11. März 1597 ward die Stadt von den Spaniern überrumpelt und besetzt, doch 26. Sept. von Heinrich IV. nach viermonatlicher Belagerung zurückerobert. Am 27. März 1802 unterzeichneten auf dem Stadthause von A. Joseph Bonaparte, der Marquis von Cornwallis, Azara und Schimmelpennink den Frieden von A., der die Streitigkeiten zwischen England, Frankreich, Spanien und der Batavischen Republik schlichten sollte. Zufolge dieses Definitivfriedens, dem ein zu London 1. Oct. 1801 geschlossener Präliminarvertrag vorhergegangen, behielt England von seinen Eroberungen die Inseln Ceylon und Trinidad; auch blieben ihm die Häfen des Vor-

gebirgs der guten Hoffnung geöffnet. Frankreich erhielt seine Colonien zurück und gegen Brasilien in Guiana den Araowari zur Grenze. Malta wurde wieder ein Ordensstaat, Spanien und die Batavische Republik erhielten, bis auf Ceylon und Trinidad, ihre Colonien wieder. Die Franzosen sollten Rom, Neapel und Elba räumen; das Haus Oranien sollte entschädigt werden. Der Besitzstand der Pforte ward in dem Zustande vor dem Kriege anerkannt, besonders erhielt sie die Oberhoheit über die Republik der Ionischen Inseln zurück sowie auch die über Aegypten, weshalb der Sultan Selim 13. Mai 1802 dem Frieden von A. förmlich beitrat. Allein dieser Friede fand in England bald allgemeine Misbilligung, da der Erste Consul Bonaparte eine große Expedition nach San-Domingo ausrüstete und in allen irländ. Häfen franz. Consulate errichten wollte. Großbritannien weigerte sich daher, Aegypten und Malta zu räumen, weil es behauptete, Frankreich bedrohe das brit. Inselreich. Das 10. Mai 1803 von seiten Großbritanniens zur Ausgleichung aller neuen Differenzen beider Staaten übergebene Ultimatum verlangte Entschädigung für den vom Continent vertriebenen König von Sardinien, Einräumung der Insel Lampedusa, sowie daß die franz. Truppen das Gebiet der Batavischen und der Helvetischen Republik räumen möchten. Als dies die franz. Regierung abschlug, erklärte Großbritannien 18. Mai von neuem den Krieg.

Aemilia, Landschaft im alten Italien, s. Emilia.

Aemilius Paulus, ein tapferer Römer, aus dem vornehmen Geschlecht der Aemilier, fiel als Consul im zweiten Punischen Kriege bei Cannä 216 v. Chr. — Sein Sohn A. Paulus Macedonicus, dem Vater an Tapferkeit und Edelmuth ähnlich, erhielt 182 v. Chr. zum ersten, 168 zum zweiten mal das Consulat, überwand in der Schlacht bei Pydna 22. Juni 168 v. Chr. den Perseus, König von Macedonien, und hielt deswegen einen großen Triumph, bei welchem er so viel Beute in den Staatsschatz brachte, daß die regelmäßige Steuer, das Tributum, seitdem für die Bürger aufhörte. Den während des Siegesfestes erfolgten Tod zweier Söhne ertrug er mit röm. Standhaftigkeit, ja er dankte den Göttern, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, um den Wechsel des röm. Glücks abzuwenden. Er selbst starb 160 v. Chr. Sein dritter Sohn war der jüngere Scipio Africanus (s. d.). Vgl. Gerlach, «Perseus von Macedonien und L. Aemilius Paulus» (Basel 1857).

Amiranten, bisweilen auch Admiralitätsinseln, heißt eine Gruppe zu Afrika gerechneter Koralleninseln im Indischen Ocean, welche sich im SW. der Seychellen zwischen 5° und 6° 12″ südl. Br. erstreckt und aus 11 größern Eilanden besteht, die jedoch sämmtlich niedrig, zum Theil bewaldet, von Ziegen und Schweinen bevölkert, aber unbewohnt sind. Sie dienen als Stationsplätze für den Fisch- und Schildkrötenfang und werden deshalb durch Concession von der brit. Regierung vergeben. Die Aufsicht über dieselben führt der Gouverneur von Mauritius.

Amlwch oder Amlwich, Hafenort an der Nordküste der zum engl. Fürstenthum Wales gehörigen Insel Anglesey, war bis 1768, bis zur Entdeckung der damals für unerschöpflich gehaltenen Kupferminen des 2 engl. M. entfernten Parys-Berges, ein Fischerdorf in öder Gegend, wuchs aber alsdann rasch zu einem belebten Städtchen an und zählt jetzt 3207 E., die großentheils von dem Bergbau und der Verschiffung des Kupfers sowie von andern durch den Bergbau bedingten Gewerben leben, Fischerei aber nur als Nebengeschäft treiben. Der gute Hafen, welcher 30 Schiffe faßt, ist mit großem Kostenaufwand der Bergwerksgesellschaft aus dem Felsen gesprengt. Die Kupfergruben (Parys-Mines) gaben früher einen Ertrag von 3000 Tons oder 60000 Ctrn. Kupfer; jetzt ist derselbe auf 700 Tons herabgesunken.

Amman (Jost), der letzte deutsche Künstler des 16. Jahrh., der das histor. Interesse in höherm Maße in Anspruch nimmt, zugleich eins der fruchtbarsten Talente aller Zeiten. Zu Zürich 1539 geboren, begab er sich 1560 nach Nürnberg und blieb dort bis an seinen Tod, 1591, thätig. Zur Ausführung von Staffeleigemälden gab ihm seine Zeit keinen Anlaß mehr; wenigstens ist kein beglaubigtes Bild von ihm vorhanden. Desto größer ist die Zahl seiner Radirungen und Holzschnitte, mit welchen er vornehmlich den ausgebreiteten Verlag von Sigmund Feyerabend in Frankfurt a. M. illustrirte. Die Zahl der erstern beläuft sich auf mehrere Hunderte, und doch stehen sie sehr in der Minderzahl gegen seine Holzschnitte, die er indeß nur zum geringsten Theile selbst ausführte. A. nahm in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. dieselbe Stellung ein, die Ludwig Richter in unsern Tagen auszeichnet; seine Bilder und Bücher waren in aller Händen und erlebten viele neue Auflagen. Zwar ist er ziemlich flach in Auffassung biblischer Gegenstände, manirirt in der Darstellung des classischen Alterthums, aber unvergleichlich, voll frischester Naturauffassung und heitersten Humors in Schilderung des ihn umgebenden Lebens. Seine ehrbaren Bürger und lustigen Bauern, seine Mönche, Lands-

knechte, Jäger, Bettler, Strolche, Lumpenmusikanten, Männer, Frauen und Kinder im Putze ihrer Zeit lassen diese wie in einem Spiegel erkennen. Hauptwerke von ihm sind die Bildnisse des Hans Sachs, des Admirals Coligni, des nürnberger Rechenmeisters Joh. Neudörffer u. a., sämmtlich Radirungen, ferner seine Trachten-, Wappen- und Stammbücher in Holzschnitt, seine Illustrationen zu Fronsperger's «Kriegsbuch», zu Fugger's «Gestüterei», zu einer lat. Ausgabe des Reineke Fuchs u. s. w. C. Becker lieferte («Jost A., Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher», Lpz. 1854) ein Verzeichniß seiner Blätter, das indeß immer noch der Vollständigkeit entbehrt.

Amman (Joh. Konr.), ein um den Taubstummenunterricht verdienter Arzt, geb. 1669 zu Schaffhausen als der Sohn eines Arztes, studirte zu Basel und ließ sich als Arzt in Amsterdam nieder. Später privatisirte er auf seinem bei Leyden gelegenen Landgute Warmund, schlug auch eine in seiner Vaterstadt ihm angetragene Professur der Naturgeschichte aus, um fortgesetzt seiner Lieblingsneigung, den Taubstummen die Sprache wieder zu geben, folgen zu können. Den ersten glücklichen Versuch machte er an der einzigen und schönen Tochter des reichen Kaufmanns Peter Koolärt zu Harlem. Ein ebenso großes Verdienst als durch seine praktische Thätigkeit erwarb er sich durch die beiden Schriften: «Surdus loquens» (Amsterd. 1692; englisch 1694; deutsch, Prenzlau 1747; von Graßhoff, Berl. 1828) und «Dissertatio de loquela» (Amsterd. 1700), die spätern Taubstummenlehrern, namentlich Heinicke (s. d.), als Grundlage ihrer weitern Bestrebungen dienten. A. starb 1724, kurz nach der Rückkehr von einer zu botan. Zwecken in sein Vaterland unternommenen Reise, auf seinem Landsitze.

Ammann, so viel als Obmann, Amtmann, ist in der Schweiz in mehrern Cantonen noch die Bezeichnung für die Bezirks- und Gemeindevorsteher, welche jedoch mehr und mehr der modernern Bezeichnung «Präsident» Platz macht. Der Titel Landammann für Regierungspräsident ist noch in den Cantonen St.-Gallen, Aargau, Glarus, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Zug, Solothurn und Appenzell Außerrhoden und Innerrhoden gebräuchlich.

Ammanati (Bartolomeo), Bildhauer und Baumeister, machte sich um seine Vaterstadt Florenz, wo er 1511 geboren wurde und um 1589 starb, verdient durch die drei kunstvollen, jeder Ueberschwemmung trotzenden Arnobrücken, dann als Vollender des Palastes Pitti, sowie durch andere Bauten und Bildwerke, z. B. den kolossalen Neptun mit Tritonen und Springbrunnen auf der Piazza del Granduca, wobei Giovanni da Bologna und Benv. Cellini mit ihm concurrirten. A. war Schüler des Bandinelli und Sansovino, und studirte die Sculptur außerdem nach Michel Angelo's Werken und der Antike. Außer Florenz besitzen Pisa, Padua, Venedig, Rom und Neapel Werke von ihm. Seine Frau, Laura Battiferri, hat sich als Dichterin bekannt gemacht.

Amme. Es ist Pflicht jeder Mutter, ihr Kind selbst zu stillen. Nur wirkliche Krankheit der Mutter rechtfertigt das Annehmen einer A., und tritt dieser Fall ein, so ist die Ernährung des Kindes durch eine A. der künstlichen Auffütterung bei weitem vorzuziehen. Die Wahl der A. erheischt indeß die größte Vorsicht, denn das Wohl und Wehe des Kindes hängt vorzugsweise mit von ihr ab. Ob die A. gesund sei, ob sie voraussichtlich das Kind genügend werde nähren können, darüber kann am sichersten der Arzt entscheiden. Man wählt nicht gern eine A., deren Entbindung nicht wenigstens seit zwei bis drei Wochen vorüber ist, denn das Wochenbett muß erst richtig abgelaufen sein. Ebenso nimmt man für Neugeborene nicht gern eine A., die schon lange gestillt hat, und umgekehrt für ältere Säuglinge keine, welche vor kurzem erst entbunden worden. Die Milch nämlich ändert sich im Verlauf der Stillungsperiode entsprechend dem veränderten Nahrungsbedürfniß des Säuglings. Die Milch der ersten Wochen ist für den reifern Säugling nicht nahrhaft genug, die Milch der spätern Zeit für den Neugeborenen zu gehaltreich und daher schwer verdaulich. Nächst der Gesundheit verdient der Charakter der A. ganz besondere Berücksichtigung. Eine leichtsinnige, böswillige, unordentliche A. kann dem Säugling einerseits den größten materiellen Schaden bringen, andererseits aber auch, besonders in den spätern Monaten, seine innere Entwickelung schädigen, wenngleich man noch immer vielfach meint, ein Kind könne im ersten Lebensjahr überhaupt nicht erzogen werden, und seine Umgebungen seien in dieser Zeit auf seine innere Entwickelung ohne allen Einfluß. Je jünger ein Kind, desto empfänglicher ist auch seine Seele, und die Unarten, die dem Kinde in frühester Zeit angewöhnt oder wenigstens nicht abgewöhnt werden, sind für später oft sehr verhängnißvoll; denn je früher sie ihm eingepflanzt sind, desto fester wurzeln sie auch in ihm. Wenn viele meinen, der Säugling nehme mit der Milch zugleich den Charakter der A. in sich auf, so hat dies freilich nur eine gewisse, bildliche Wahrheit. Daß der Einfluß der A. auf das Kind durch

die Milch und nicht ausschließlich durch den innigen Umgang zwischen A. und Säugling vermittelt werde, dafür gibt es bisjetzt nicht einmal einen schwachen Beweis. Da eine A., die schon früher einmal geboren hat, sich auf das Stillungsgeschäft und auf die Kindespflege besser versteht als eine solche, die zum ersten mal Mutter geworden, so wählt man lieber erstere als letztere. Eine A. unter 20 und eine solche über 35 J. sind nicht zu empfehlen, erstere wegen ihrer Unerfahrenheit, letztere wegen der meist mangelhaften Beschaffenheit der Milch. Im besondern ist noch zu bemerken, daß den A., vorzüglich den Landammen, welche man ihrer gewöhnlich kräftigern Gesundheit wegen den Städterinnen mit Recht vorzieht, leicht eine schroffe Veränderung der Lebensweise schädlich werden kann. Nicht sowol die Veränderung der Luft als vielmehr die zu üppigen oder ungewohnten Speisen und die träge Lebensweise sind es, die den an derbe, einfache Kost und ein thätiges Leben gewöhnten A. Schaden bringen können. Dazu kommt noch, besonders wenn sie nicht rücksichtsvoll behandelt werden, leicht eine Gemüthsverstimmung infolge von Heimweh, Sorge um das eigene Kind u. dgl. Man gewöhne also die A. langsam an die veränderte Kost, wähle für sie einfache, aber kräftige und wohlschmeckende Speisen, letzteres darum, daß sie nicht heimlich von Dingen nasche, die ihr besser schmecken. Man weise ihr hinreichende, aber nicht schwere Beschäftigung zu und lasse sie die frische Luft genießen, auch wenn nicht eben das beste Wetter ist. Man nehme ferner Antheil an ihren sonstigen Verhältnissen, erwecke ihr Vertrauen durch Theilnahme für ihr Kind, halte ihre oft nur aus Ungeschick fließende Verstöße nicht gleich für Böswilligkeit, und behandle sie zwar strenge, aber doch in milder Form und nie launisch. Auch unterstütze man sie in der Erziehung des Kindes, und mache sie nicht für jedes Unbehagen desselben verantwortlich. Ein Wechsel der A. kann natürlich aus dringenden Gründen nothwendig werden, ist aber, wenn möglich, zu vermeiden. In manchen Städten bestehen besondere **Ammenbureaux** zum Nachweis von A. Da sich hier die zum Ammendienst Bereiten meist schon vor ihrer Entbindung melden, so sind sie den Leitern der Bureaux gewöhnlich näher bekannt, und man vermeidet daher eher einen Misgriff, wenn man die A. aus dergleichen Bureaux oder auch aus einer Entbindungsanstalt entnimmt. (Weiteres s. **Säugen**.)

Ammenzeugung hat man einen eigenthümlichen Vorgang in der Entwickelung der niedern Thiere genannt, der erst in der neuern Zeit, besonders durch die Untersuchungen Steenstrup's, näher bekannt wurde. Gewisse Saugwürmer, die in andern Thieren schmarotzen, wie besonders die sog. Leberegel (Distoma), legen eine Unzahl von Eiern, aus welchen Junge hervorkommen, die mit Flimmerhaaren bedeckt sind, einem Infusionsthierchen ähnlich sehen und umherschwimmen. Diese Jungen werden aber nicht durch eine fortschreitende Metamorphose Leberegel, wie dies bei der gewöhnlichen Generationsfolge der Fall sein müßte, sondern sie entwickeln durch einen Generationswechsel in ihrem Innern einen wurm- oder schlauchförmigen Körper, der einstweilen als Amme bezeichnet sein mag. Das wimpernde Junge (die **Großamme**) zerfällt nach einigem Umherschwimmen; die nun frei hervortretende Amme, die meist in den Körper eines andern Thieres hinüber gebracht worden ist, wird aber ebenfalls noch nicht zum Leberegel. Es ist bald nur ein einfacher Schlauch (Sporocyste), bald ein mit Mund und kurzem Darm versehener Wurm (Redia), der sich durch Zusammenziehung bewegt, also ein selbständig belebtes Wesen. Im Innern der Amme nun bilden sich eine Menge von Keimen, die allmählich entstehen, zu Würmern aus, die meist noch einen langen Ruderschwanz haben (Cercarien genannt), die aber in der That Larven sind, indem ein jeder dieser Würmer, nach Befreiung aus dem Ammenleibe (sei es durch eine eigene Gebäröffnung, sei es durch Platzen der Amme) und Einführung an den Ort seiner Bestimmung, durch eine Reihe von Metamorphosen, worunter besonders der Verlust des Schwanzes, zu einem wahren Leberegel wird. Aus dem Ei entsteht also nicht ein Leberegel, sondern ein Individuum, welches durch ungeschlechtige Zeugung, durch innere oder äußere Knospung Junge erzeugt, die endlich den Kreis des Generationswechsels schließen und zu dem ursprünglichen Typus zurückkehren. Diese ungeschlechtig durch innere Knospung oder äußere Sprossung zeugenden Individuen, die in die regelmäßige Generationsfolge gewissermaßen eingeschoben sind und die Zahl der entwickelungsfähigen Individuen vermehren, hat man Ammen genannt, und wenn, wie in unserm Falle, zwei solcher Individuen eingeschoben sind, hat man das eine als Großamme und deren Erzeugniß als Amme bezeichnet.

Man überzeugte sich bald, daß dieser Generationswechsel mit Ammenzeugung in der Natur sehr häufig vorkommt und bei vielen niedern Thieren bis zu den Insekten hinauf eine regelmäßige Erscheinung ist. So werden alle Medusen oder Quallen aus Knospen erzeugt, deren Amme bald ein einfacher Polyp, bald ein Polypenstock ist; so erscheint bei den sog. Salpen oder

Seescheiden eine Doppelform, von welcher die eine, in Ketten zusammengefügte, durch geschlechtliche Zeugung Eier hervorbringt, aus der sich Junge entwickeln, die einzeln schwimmen und Ammen sind, indem sie an einem Keimstocke durch Knospung die Kettenindividuen erzeugen. So kann man auch die ungeschlechtig Junge hervorbringenden Blattläuse als Ammen bezeichnen, die wieder lange Generationsfolgen von Ammen hervorbringen, bis endlich Männchen und Weibchen am Schlusse einer Sommerreise von Generationen erzeugt werden, die sich begatten und Eier legen, aus denen wieder ammenwerdende Junge hervorgehen. Die Ammen können, wie aus diesen verschiedenen Beispielen hervorgeht, sehr verschieden organisirt sein; bald sind sie nur einfache, contractile Keimschläuche, bald auch mit einem Darm und innerm Keimstock versehen, bald, wie bei den Salpen und Blattläusen, durchaus ebenso hoch organisirt als die Geschlechtsthiere selbst, die den Typus der Art darstellen. Ja es können selbst bei den Ammen wieder verschiedene Generationsfolgen stattfinden, indem es Ammen gibt, die sich durch Theilung oder Sprossung als solche vervielfältigen, wahrscheinlich dann unter äußern Bedingungen, welchen sich die Erzeugung der neuen Keime anpaßt. Um die Aufhellung dieser, zum Theil noch dunkeln Vorgänge in der Entwickelungsgeschichte haben sich nach Steenstrup, der zuerst die einzelnen bekannten Thatsachen zu einem Bilde vereinigte, besonders von Siebold, Gegenbaur, Leuckart, de Filippi, Moutinié, V. Carus, Vogt, Quatrefages u. a. in neuerer Zeit Verdienste erworben, während unter den ältern Forschern besonders Bojanus, von Baer und Nitzsch zu nennen ist.

Ammer (Emberiza L.), eine Vogelgattung aus der Familie der Kegelschnäbler, zu den Singvögeln gehörig, lebt von Sämereien und Insekten, baut ihr Nest in der Nähe des Erdbodens und legt 5—6 Eier. Man theilt die A., nach ihren Gaumenhöckern und dem Nagel an der Hinterzehe, in Buschammern und Sporenammern. Zu den Buschammern, mit starkgewölbtem Oberschnabel und kugelichem Höcker auf der Gaumenseite desselben, gehören die bei uns häufige Goldammer (Kopf und Unterseite gelb, Rücken braungelb, schwarz gefleckt), die Zippammer, Zaunammer, Rohrammer (Sperlingsammer), Grauammer (großer Ortolan), Fettammer (Ortolan), Fichtenammer u. s. w. Zu den Sporammern, mit langem, geradem Nagel an der Hinterzehe, zählen die Schneeammer und Lerchenammer. Letztere sind ganz in Europa, erstere mehr im südl. Europa und in Asien heimisch. Die Goldammer ist fast die einzige Art, die man als Stubenvogel hält. Der Ortolan wird besonders in der Provence und in Italien, nachdem er kunstgemäß mit Reis und Hirse gemästet, theils marinirt, theils getrüffelt und in Fett eingegossen massenhaft versendet.

Ammer oder Amper (Amber oder Ambra), ein Fluß in Oberbaiern, der unweit der tirol. Grenze in 3340 F. Höhe am Kreuzspitz des Ampergebirges, d. i. des zwischen dem Lech und der Loisach gelegenen Theils der bair. Kalkalpen, entspringt. In ihrem obern Laufe, innerhalb des durch seine Naturschönheiten ausgezeichneten Ammer- oder Amperthals, durchfließt die A. zuerst ostwärts bis in die Gegend von Ettal eine Längenfurche, das Graswangthal, in welchem sie im Sande verschwindet und erst nach einer Strecke von ½ St. Wegs bei Graswang als ein weit mächtigerer Bach von 8 F. Breite und ziemlicher Tiefe wieder zu Tage kommt. Unweit Ettal, von wo ein Paß nach dem Loisachthale führt, wendet sie sich plötzlich nordwärts und durchbricht zwischen der spitzen Pyramide des Kofel und dem 5591 F. hohen Lauber (volksthümlich «Ettaler Mandl» genannt) den bis dahin ununterbrochenen Felsenkamm in einer kaum 70 F. breiten Querspalte, bespült die Dörfer Ober- und Unterammergau und fließt zwischen sanfthängigen Höhen der Vorberge in einem offenen, wol 1 St. breiten und 3 St. langen, wiesenreichen Thale, das sie erst bei dem Austritt aus dem Gebirge verläßt. Anfangs nimmt sie über Raitenbach und Polling eine nordwestl. Richtung, als wollte sie dem Lech zueilen, wendet sich aber dann plötzlich am Südfuße des 3417 F. hohen Peißenbergs, des bair. Rigi, gegen O. und dann nordwärts über Weilheim, wo sie in die Ebene tritt und durch moosige Niederung in den Ammersee fließt. Nach ihrem Austritt aus demselben wird sie schiffbar, wendet sich gegen NO. über Bruck und Dachau durch ein flaches, von Sumpfstrecken begleitetes Thal, zuletzt fast ostwärts über Kranzburg und Isareck durch ein weites, fruchtbares und anmuthiges Thal, und mündet unweit Moosburg unterhalb Freising in die Isar. Auf ihrem 28 M. langen Laufe empfängt sie als Zuflüsse rechts die Ach oder Acha aus dem Staffelsee und die Würm aus dem Würm- oder Starnbergersee und dem Dachauer Moos; links die Halbammer, die Rott aus dem Wessobrunner- oder Zellersee, die Windach beim Austritt aus dem Ammersee, die Maisach und die Glon. Auf der A. wird aus dem Gebirge viel Holz in den Ammersee und nach Dachau geflößt. Der Ammersee,

dessen westl. Ufer flach und an dessen südöstl. Gestade der Klosterberg Andechs (s. d.) emporsteigt, ist $4^1/_4$ St. lang, $^3/_4$—$1^1/_2$ St. breit, hat einen Umfang von $10^1/_4$ St., bedeckt eine Fläche von $1^1/_2$ Q.-M. und ist bis 264 F. tief. Ihm fließen im O. der Arzlaer- und der Fischbach, die Wasser des Wörth- und des Pilsen- oder Seefeldersees zu. Die betriebsamen Bewohner des obern Flußthals, des eigentlichen Ammerthals, verfertigen Spielsachen, Crucifixe, Heiligenbilder u. dgl. aus Holz, Glas und Elfenbein, die weithin versendet werden. Besonders blüht dieser Industriezweig in den beiden ansehnlichen, im sog. Ammergau gelegenen Dörfern Ober- und Unterammergau. Ersteres hat 1100 E., meist Bildschnitzer, und ist in neuerer Zeit wieder wegen der dramatischen Aufführungen aus der Leidensgeschichte Christi (s. Passionsspiele) bekannt geworden, die alle 10 Jahre (so 1860) im Sommer zwölf Sonntage hindurch im Freien vor zahlreichen Zuschauern aufgeführt werden. Damit erfüllt der Ort ein von den Vorfahren bei der Pest von 1634 gethanes Gelübde, die Passion des Herrn alle 10 Jahre im «geistlich Gespiel» darzustellen. Der größte Theil der Einwohner ist bei dem Schauspiel mit beschäftigt, und die Vertheilung der Hauptrollen erfolgt nach abgehaltenem Gottesdienst und gilt zugleich als eine Sittencensur. Das Theater wird am nördl. Ende des Ortes aufgeschlagen. Die Mittelbühne und jetzt auch ein Theil des Zuschauerraumes sind bedeckt, sonst alles offen. Der Raum faßt gegen 6000 Menschen; sehr oft strömen aber viel mehr Zuschauer herbei. Die Darstellung dauert 7—8 St., öfters ohne Unterbrechung. Das Ganze ist halb Gottesdienst, halb Volksfest. — A. heißt auch ein linker Zufluß des Neckars, der größte auf dessen mittlerem Laufe, im württemb. Schwarzwaldkreise. Der Fluß entsteht zu Haslach bei Herrenberg, durchströmt das Ammerthal zuerst in südöstl., dann in östl. Richtung und mündet, nachdem er den Roßbach bei Pfäffingen und den Goldersbach bei Lustnau aufgenommen, bei Tübingen.

Ammerland heißt ein Landstrich im westl. Theile des Großherzogthums Oldenburg längs der Grenze der hannov. Provinz Ostfriesland, in dem Kreise oder der alten Landvogtei Neuenburg, mit den Kirchspielen Ape, Blexhusen, Westerstede, Edewecht, einem Theil von Rastede u. s. w. Der Boden ist theils sandig, theils moorig, theils sehr fruchtbares Ackerland und trägt Holz, Flachs, Hopfen und Getreide. Neben dem Anbau dieser Producte und der Verarbeitung des Holzes zu Balken, Bretern, Acker- und Hausgeräthen spinnt man hier vorzüglich feines Garn, webt ausgezeichnete Leinwand, braut Bier und brennt Branntwein. Zur Ausfuhr kommen diese Erzeugnisse theils nach Ostfriesland, theils nach Holland. Das jetzige A. ist nur ein Theil des uralten, an der friesischen Grenze gelegenen Ammergaues (Pagus Ammeri) des Herzogthums Sachsen, der südlich dem Jadebusen an der Hunte hinauf bis Wardenburg und westwärts bis zur Vehne hinüberreichte, die Orte Rastede, Wiefelstede, Meyenhausen, Westerstede, Ape und Oldenburg enthielt und mit dem südlich angrenzenden, zu beiden Seiten der Hunte gelegenen Lerigau (Laringia) das alte Stamm- und Hauptland der Grafen von Oldenburg bildete, welches auch wol zusammen Ammerland genannt wurde. In alten Zeiten galt hier ein eigenes Recht, das Ammerrecht, welches theilweise, besonders in Erbschaftssachen, bis in die neuere Zeit Anwendung gefunden hat.

Ammi, Ammei, eine Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen oder Doldengewächse, ausgezeichnet durch vielstrahlige Dolden, fiederspaltige Haupthüllblätter, gerippte, eiförmige Früchtchen und feinzertheilte, ein- bis dreifach fiederschnittige Blätter. Die Ammeiarten ähneln der Möhre und wachsen in Südeuropa und Nordafrika. Von einer Art, A. majus, werden die Früchtchen (Ammeisamen) zu medic. Zwecken verwendet unter dem pharmaceutischen Namen Fructus Ammios vulgaris. Der verholzten Doldenstrahlen einer andern Art, A. Visnaga, bedient man sich in Spanien allgemein als Zahnstocher.

Ammiānus Marcellīnus, ein röm. Geschichtschreiber des 4. Jahrh. n. Chr., geb. um 330 zu Antiochia in Syrien, wohnte mehrern Feldzügen im Orient und Occident, später auch in Gallien und Germanien bei, und lebte zuletzt zu Rom den Wissenschaften. Er schrieb, obwol von Geburt ein Grieche, um 390 in lat. Sprache die Geschichte des röm. Staats von 91—378 n. Chr. in 31 Büchern, von denen die 13 ersten, die Geschichte der Jahre 91—352, verloren gegangen sind. Man kann dieses Werk, welches mit Nerva anhebt, eine Fortsetzung des Tacitus nennen, den der Verfasser nachzuahmen suchte. Wenngleich Stil und Sprache die Flecken des Jahrhunderts tragen, so ist das Werk doch wegen der Wahrheitsliebe des Verfassers, wegen der genauen Beschreibungen der Länder und der Begebenheiten nach eigener Anschauung, insbesondere wegen der Bemerkungen über Deutschland, sehr schätzbar. Die beste mit den Commentaren der frühern Interpreten, besonders Gronov's, versehene Ausgabe ist

von Wagner und Erfurdt (3 Bde., Lpz. 1808); eine deutsche Uebersetzung lieferten Troß und Büchele (8 Bde., Stuttg. 1827—29).

Ammon, eine der Hauptgottheiten der alten Aegypter, s. Aegyptische Mythologie.

Ammon (Christoph Friedr. von), ein ausgezeichneter Theolog und Kanzelredner, wurde 16. Jan. 1766 zu Baireuth geboren, wo sein Vater 1812 als preuß. Kammerrath starb. Er studirte zu Erlangen, wurde daselbst 1789 Professor der Philosophie und 1792 ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger. 1794 ging er in gleicher Eigenschaft und mit dem Titel eines Consistorialraths nach Göttingen, kehrte jedoch 1804 nach Erlangen zurück, wo er später auch Superintendent und 1810 bair. Kirchenrath wurde. 1813 folgte er dem Rufe als Oberhofprediger, Kirchen- und Oberconsistorialrath nach Dresden an Reinhard's Stelle. Nach wiederholten auswärtigen, sehr ehrenvollen Berufungen wurde er 1831 zum Mitgliede des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts sowie zum Geh. Kirchenrath, später zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt. Im Sept. 1849 in den erbetenen Ruhestand versetzt, starb er zu Dresden 21. Mai 1850. A. nimmt unter den deutschen Theologen aus der Zeit des Gegensatzes zwischen Rationalismus und Supernaturalismus eine ausgezeichnete Stellung ein. Er verband mit seinen Forschungen als Lehrer und Prediger die Grundsätze der Kant'schen Philosophie, sodaß sowol seine Moral als seine Dogmatik auf das Princip der «praktischen Vernunft» gebaut sind. Wenn auch unter mannichfachem Schwanken, ist er doch den Grundsätzen dieser Philosophie im ganzen treu geblieben. Er bekannte sich in der natürlichen Theologie zum Theismus, in der christlichen zur innigsten Gemeinschaft Gottes mit Jesu, in der Moral zur Ableitung des höchsten Guts aus Gott und seiner Gnade. Indem ihm der Supernaturalismus als Glaube an die Offenbarung ohne Wissenschaft, der Rationalismus als Wissenschaft ohne Glaube aufzutreten schien, erklärte er sich für den «rationalen Supernaturalismus», in welchem der Glaube da beginne, wo die Wissenschaft aufhöre. Sein Hauptwerk ist die «Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion» (4 Bde., Lpz. 1833—40; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1836—38), in welchem er zeigt, daß die höchste Aufgabe der Theologie darin bestehe, die stufenweise Fortbildung der christl. Glaubenslehre und ihre immer neue Verbindung mit der fortschreitenden Wissenschaft zu vermitteln. Die bedeutendsten unter seinen übrigen wissenschaftlichen Werken sind: «Entwurf einer rein biblischen Theologie» (2. Aufl., 3 Bde., Gött. 1801—2); «Christl. Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und der Sittenlehre» (6 Bde., Erl. 1793—96); «Wissenschaftlicher Entwurf der christl. Sittenlehre» (4. Aufl., Erl. 1807); «Anleitung zur Kanzelberedsamkeit» (3. Aufl., Erl. 1826), welches Werk sich dem Standpunkte nach in den verschiedenen Ausgaben sehr schwankend, in der letzten Bearbeitung jedoch überwiegend freisinnig erweist; «Summa theologiae christianae» (4. Aufl., Lpz. 1830); «Handbuch der christl. Sittenlehre» (3 Bde., Lpz. 1823; 2. Aufl. 1838); «Leben Jesu» (2 Bde., Lpz. 1842—44); «Die wahre und falsche Orthodoxie» (Lpz. 1849). Außerdem veröffentlichte A. eine Reihe kleinerer Schriften über kirchliche Zeit- und Streitfragen, sowie Predigten und Predigtsammlungen, in denen er sich als einen der gediegensten und geistvollsten neuern deutschen Kanzelredner bekundet. Seine Landtagspredigten 1830 und 1831 sind als Muster für die Behandlung polit. Gegenstände auf der Kanzel zu betrachten. — A. (Friedr. Wilh. Phil. von), der älteste Sohn des vorigen, geb. 7. Febr. 1791 zu Erlangen, erhielt seine Schulbildung zu Göttingen und widmete sich zu Erlangen und Jena theol. Studien. Seit 1813 war er Prediger zu Buttenheim bei Bamberg, dann zu Merzbach, seit 1820 Archidiakonus in Erlangen, wo er Professor der Theologie und Stadtprediger wurde und 19. Sept. 1855 starb. Außer «Geiler von Kaysersberg's Leben, Lehren und Predigten» (Erl. 1826) hat er populäre theol. Schriften veröffentlicht, wie «Rudolf's und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der prot. und kath. Kirche» (Dresd. 1827) und «Galerie denkwürdiger Personen, welche von der prot. zur kath. Kirche übergetreten sind» (Erl. 1833). Sein jüngster Bruder, Wilhelm von A., geb. 24. Sept. 1801 zu Göttingen, studirte zu Leipzig die Rechte, begann seine amtliche Laufbahn als Referendar der Landesregierung und ward Rath am Appellationsgericht zu Dresden. Später an das Oberappellationsgericht berufen, nahm er an diesem die Stelle eines Vicepräsidenten ein.

Ammon (Friedr. Aug. von), ein besonders um die Augenheilkunde verdienter Arzt, der zweite Sohn von Christian Friedrich A., geb. 10. Sept. 1799 in Göttingen, besuchte das Gymnasium zu Erlangen und später Schulpforta, studirte seit 1818 in Leipzig, dann in Göttingen, wo er 1822 die Doctorwürde erhielt, und ließ sich nach einer wissenschaftlichen Reise 1823 als praktischer Arzt in Dresden nieder. 1829 erhielt er eine Professur an der chirurgisch-

medic. Akademie und die Direction der Poliklinik. Auch gründete er selbst eine Privatheilanstalt für Augenkranke und an chirurgischen Krankheiten Leidende. 1837 ward A. zur Stellung eines Leibarztes des Königs berufen und 1844 zum Geh. Medicinalrath ernannt. Er starb 18. Mai 1861. A.'s Hauptwerk ist: «Klinische Darstellungen der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges» (3 Thle., Berl. 1838—41). Von seinen übrigen auf die Augenheilkunde bezüglichen Schriften sind hervorzuheben: «De Iritide» (deutsch, Berl. 1843); «Die Behandlung des Schielens durch den Muskelschnitt» (Berl. 1840) und die «Illustrirte pathol. Anatomie der menschlichen Cornea, Sclera, Chorioidea und des optischen Nerven» (herausg. von Warnatz, Lpz. 1862). Um die Chirurgie machte sich A. unter anderm durch «Die angeborenen chirurgischen Krankheiten der Menschen» (Berl. 1839—42) und «Die plastische Chirurgie» (Berl. 1842) verdient. Vielen Beifall haben in weitern Kreisen auch seine populären Schriften: «Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege» (10. Aufl., Lpz. 1862) und die «Brunnendiätetik» (5. Aufl., Lpz. 1854) gefunden. Außerdem gab A. noch eine «Zeitschrift für Ophthalmologie» (5 Bde., Dresd. u. Heidelb. 1830—36) und eine «Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie» (3 Bde., Lpz. 1838—40) heraus.

Ammon (Karl Wilh.), als Pferdezüchter und hippologischer Schriftsteller bekannt, geb. 1777 zu Trakehnen in Preußisch-Litauen, studirte in Berlin Thierarzneikunde und lebte daselbst seit 1794 als praktischer Thierarzt, bis er 1797 als Roßarzt an dem ansbacher Fohlenhofe zu Oelhaus angestellt wurde. Später wirkte er als Gerichtsthierarzt in Ansbach und richtete einem Privatmann ein Gestüt ein. 1818 erfolgte sodann seine Ernennung zum bair. Hofgestütmeister zu Rohrenfeld bei Neuburg. Nachdem er 1839 pensionirt worden, lebte er in Ansbach, wo er 1842 starb. Von seinen durch Scharfsinn sowie seltene Kenntniß und Erfahrung ausgezeichneten Schriften sind, außer Monographien über einzelne Krankheiten, zu nennen: «Hausvieharzneibuch» (3. Aufl., Ulm 1846); «Ueber Verbesserung und Veredlung der Landespferdezucht durch Landesgestütanstalten» (3 Bde., Nürnb. 1829—31); «Bemerkungen über den Nutzen der landesherrl. Hof- und Stammgestüte und der Wettrennen nach engl. Art» (Nürnb. 1830). Auch gab er Reitzenstein's «Vollkommener Pferdekenner» (3. Aufl., 2 Bde., Nürnb. 1805), Sebald's «Geschichte des Pferdes» (Nürnb. 1812) und desselben «Vollständige Naturgeschichte des Pferdes» (Ansb. 1815) heraus. — Ein Bruder A.'s, Georg Gottlieb A., geb. 1780 zu Trakehnen, seit 1820 Inspector des Gestüts zu Vesra, gest. 26. Sept. 1839, hat sich ebenfalls als praktischer und wissenschaftlich gebildeter Pferdezüchter einen Namen erworben. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Von der Zucht und Veredlung der Pferde» (Berl. 1818); «Ueber die Eigenschaften des Soldatenpferdes» (Berl. 1828); «Das sicherste Mittel, nur große und gutausgebildete Pferde zu erziehen» (2. Aufl., Königsb. 1849; ins Schwedische und Italienische übersetzt); «Handbuch der Gestütskunde und Pferdezucht» (Königsb. 1833).

Ammoniak ist eine für gewöhnlich gasförmige Verbindung des Stickstoffs mit dem Wasserstoff, deren Auflösung in Wasser Aetzammoniak (liquor ammonii caustícus) heißt und früher flüchtiges Alkali genannt wurde. Aber auch jetzt noch wird es wegen seiner alkalischen Reaction zu den Alkalien gezählt, obgleich es kein Metalloxyd wie jene ist. In der Natur kommt es isolirt nicht vor, wenigstens nicht in größerer Menge. Es findet sich aber mit Salzsäure verbunden als Salmiak unter den Sublimationsproducten an den Kraterwänden der Vulkane, und mit Kohlensäure als kohlensaures A. unter den Zersetzungsproducten bei der Fäulniß und der trockenen Destillation organischer, stickstoffhaltiger Körper. So findet es sich reichlich in Dünger und Mistjauche. Es ist auch in den Ausdünstungen mancher Thiere, vorzüglich der Pferde, und mancher Pflanzen, z. B. der Stinkmelde (Chenopodium foetidum), enthalten. Außerdem entsteht das A. durch eine große Anzahl chem. Reactionen, bei denen Stickstoff und Wasserstoff gegenwärtig sind, und vor allem auch zugleich mit Salpetersäure durch den electrischen Funken und den Blitz, wenn diese durch feuchte Luft schlagen, aus dem Stickstoff der Luft und dem Wasserstoff der Wasserdämpfe. Dargestellt wird das A. dadurch, daß man Salmiak (salzsaures A., Chlorammonium) mit gebranntem Kalk mengt und in einer Retorte erwärmt. Dabei entweicht das A. gasförmig. Will man das Gas auffangen, so darf man die Gasentwickelungswanne und die Gefäße nicht mit Wasser, sondern muß sie mit Quecksilber füllen, weil es vom Wasser sogleich aufgesaugt (absorbirt) wird. Das A. bildet dann ein Gas von eigenthümlich durchdringendem Geruch, welches an der Luft schwierig, aber in Sauerstoffgas leicht verbrennt und dabei Wasser und Stickstoff gibt. Bei einer Kälte von 40° C., oder wenn man es bei 10° C. Wärme auf ein Siebentel seines Raumes zusammenpreßt, verwandelt es

sich in eine wasserhelle Flüssigkeit, die nur drei Viertel so schwer als Wasser ist. Chlorgas und Ammoniakgas zusammengebracht, entzünden sich, und die Verbrennungsproducte sind Stickstoff und Salmiak. 1 Maß Wasser absorbirt gegen 700 Maß Ammoniakgas, nimmt dessen Geruch an und bildet dann das schon erwähnte Aetzammoniak oder den Salmiakgeist. Weil das Aetzammoniak Kupferoxyd mit Leichtigkeit auflöst, kann man es mit Wasser verdünnt zum Reinigen und Putzen von kupfernen und messingenen Gegenständen benutzen. Ebenso kann man es, weil es alle Fette und Oele auflöst und als Alkali Säuren neutralisirt, anwenden, um durch Fett und Säuren erzeugte Flecke aus Kleidungsstücken und Stoffen auszuwaschen. Doch muß dabei vorher erprobt werden, ob nicht etwa die Farbe des Stoffs selbst durch die alkalische Reaction des A. verändert wird. Von großer Wichtigkeit ist das A. im Haushalte der Natur, indem besonders aus den in der Luft und dem Erdboden enthaltenen Ammoniaksalzen (dem kohlensauren und salpetersauren A.) die Pflanzen den ihnen nöthigen Stickstoff entnehmen. Außer dem A. gibt es noch zwei Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff: das Amid, welches weniger Wasserstoff als das A., und das Imid, das noch weniger Wasserstoff als das Amid enthält. Beide kommen nicht isolirt, sondern nur in Verbindung mit organischen, das Amid auch zuweilen mit unorganischen Stoffen vor. Eine hypothetische Verbindung des Stickstoffs mit noch mehr Wasserstoff, als im A. enthalten, ist das Ammonium (s. d.). Die Salze des A. sind meist farblos, haben mit den entsprechenden Kalisalzen gleiche Krystallgestalt, verflüchtigen sich in höherer Temperatur theils unzersetzt (wie z. B. Salmiak), theils zersetzt (wie das schwefelsaure A.), und sind im Wasser leicht löslich. Man erkennt sie leicht an dem Geruche des durch Zusatz von Kalilauge aus ihnen frei werdenden Aetzammoniaks. Zu den besonders wichtigen Ammoniaksalzen gehört das kohlensaure A., das aus Haut, Haaren, wollenen Lumpen, Knochen, Hornabfällen (z. B. Hirschhorn, daher der Name «Hirschhornsalz») dargestellt wird. Man braucht es in der Medicin, in der feinen Bäckerei zum Auftreiben des Teigs, zur Darstellung anderer Ammoniaksalze u. s. w. Das salzsaure A., Chlorammonium oder Salmiak (s. d.), das jetzt fabrikmäßig hauptsächlich aus kohlensaurem A. dargestellt wird, findet ebenfalls seine Anwendung in der Medicin sowie zu technischen Zwecken. Das schwefelsaure A. benutzt man viel zur Darstellung des Ammoniakalauns, während das salpetersaure A., wegen der starken Abkühlung bei seiner Auflösung im Wasser, zur künstlichen Eisbereitung dient.

Ammoniakgummi ist der eingedickte Saft einer in Persien und Armenien wachsenden Pflanze, des Dorema armeniacum. Dieses Gummi wird in der Medicin als Reizmittel, theils innerlich in Form von Pillen, theils äußerlich als Zusatz zu zertheilenden und reizenden Pflastern gebraucht. Es hat einen ziemlich starken, unangenehmen, balsamartigen, dem Bibergeil und Knoblauch ähnelnden Geruch und einen anfangs süßlichen, nachher ekelhaft bitterlichen Geschmack, wird zwischen den Fingern weich, schmilzt in der Wärme und brennt auf glühenden Kohlen. Weder in Wasser noch in Weingeist ist es ganz auflösbar. Man erhält es in äußerlich gelben, inwendig weißen Stücken.

Ammoniten, s. Ammonshörner.

Ammoniter war der Name eines nordöstlich von Judäa ansässigen semitischen Stamms, mit dem Hauptort Rabbah (später Philadelphia, jetzt Amman mit Ruinen). Sie befanden sich häufig mit den Israeliten im Kriege, wurden von David, Usia und Jotham besiegt, breiteten sich jedoch nach dem Falle des israelit. Reichs (720) in den östlich vom Jordan belegenen jüd. Landschaften aus (um 670), und zeigten sich auch in dem letzten Kriege (598—586) den Juden feindselig. 582 wurden sie von den Babyloniern unterworfen. Die früher bisweilen üblich gewesene Ehe zwischen Juden und ammonitischen Weibern wurde von Nehemia verboten. Erwähnt werden die A., die auch im makkabäischen Kriege (166) der Juden Feinde waren, bis gegen Ende des 3. Jahrh. in griech. und jüd. Schriften; nachher verschwinden sie aus der Geschichte. Der Gott, den sie anbeteten, heißt Milkom (Malkam), wie es scheint dem Moloch verwandt.

Ammonium, gegenwärtig die Oase Siwah in der Libyschen Wüste, berühmt durch das Orakel des Ammon sowie durch die mislungene Expedition des Kambyses und die spätern Besuche Alexander's d. Gr. und Cato's. Außer dem Tempel mit den aus Smaragden und andern Edelsteinen zusammengesetzten Bildern des Gottes und der von drei Mauern umgebenen Burg der alten Könige, war besonders noch merkwürdig der heil. Sonnenquell, dessen Wasser mittags am kältesten und mitternachts am wärmsten erschien. Kaiser Justinian ließ daselbst eine christl. Kirche bauen. Vgl. Minutoli, «Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten» (Berl. 1824); Bayle Saint-John, «Adventures in the Lybian desert» (Lond. 1849); Parthey, «Das Orakel und die Oase des Ammon» (Berl. 1862).

Ammonium ist die muthmaßliche Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff, welche in den durch Neutralisirung des Ammoniaks durch Säuren erzeugten Ammoniaksalzen dieselbe Stelle vertritt, wie in den Kali- und Natronsalzen die Metalle Kalium und Natrium. Isolirt ist das A. jedoch noch nicht worden. Man hat zwar mit Hülfe der Volta'schen Säule seine Quecksilberverbindung, das Ammoniumamalgam, dargestellt, eine breiige, schwammige Masse. Diese zerfällt aber sogleich in Quecksilber, Stickstoff, Wasserstoff und Ammoniak, sobald man sie aus dem Kreislaufe der Volta'schen Säule herausnimmt. Obschon das A. nicht isolirt werden kann, ist seine Annahme doch wohlbegründet, denn die Chemie vermag dadurch, außer der Constitution der Ammoniaksalze, auch noch eine Menge anderer Thatsachen kurz und bündig zu erklären.

Ammonius ist der Name mehrerer Gelehrten der spätern griech. Zeit. — A. von Alexandrien, der Peripatetiker, lebte im 1. Jahrh. n. Chr. und hatte unter andern Plutarch zu seinem Schüler. — A. mit dem Beinamen Sakkas, weil er in früherer Zeit Sackträger gewesen sein soll, aus Alexandrien, wo er 241 n. Chr. starb, wurde der Stifter und das Haupt einer neuen philos. Schule, welche, abtrünnig von dem echten Christenthume, die platonische und aristotelische Philosophie in einer höhern Lehre zu vereinigen und sie durch orient. und christl. Meinungen auszuschmücken unternahm. (S. Neuplatoniker.) Er war Schüler des Athenagoras und des Clemens von Alexandrien und Lehrer des Plotin. — A., der Sohn des Hermias, am Ende des 5. Jahrh., ein alexandrinischer Philosoph, Schüler des Proklus und Lehrer des Simplicius, war einer der besten Erklärer des Aristoteles. Seine Commentare sind zum Theil abgedruckt in «Scholia in Aristotelem, ed. Brandis» (Berl. 1836). — A., ein alexandrinischer Grammatiker des 4. Jahrh., ist der Verfasser eines Lexikons sinnverwandter und verschiedener Wörter, das von Valkenaer (Leyd. 1732; verbesserter Abdruck, Lpz. 1822) herausgegeben wurde.

Ammonshörner oder Ammoniten, ein ausgestorbenes Cephalopodengeschlecht, ähnlich dem noch jetzt lebenden Nautilus, aber dadurch von ihm verschieden, daß die Kammerwände der in einer Ebene spiral aufgerollten Schale gegen die Oeffnung convex und an ihren Rändern ausgezackt («lobirt») sind, sowie dadurch, daß die alle Kammern miteinander verbindende Röhre (der Sipho) nicht in der Mitte, sondern ganz am äußern Rande die einzelnen Kammerwände durchbricht. Man hat die Ammoniten, vorzugsweise nach der mehr oder weniger ausgezackten Gestalt ihrer Kammerwände, specieller eingetheilt in Goniatiten, Ceratiten und eigentliche Ammoniten, die alle in ungleichen geol. Perioden lebten. Die Goniatiten findet man nur in Ablagerungen der Grauwacken- und Kohlenperiode, die Ceratiten nur in solchen der Triasperiode, besonders im Muschelkalk, die echten Ammoniten, von denen viele hundert sehr verschiedene Species bekannt sind, nur in solchen der Jura- und Kreideperiode. Am Schlusse der letztern sind alle Ammoniten, wie es scheint, gänzlich ausgestorben, nachdem sie zuvor in einige etwas abweichende Formen ausarteten, die man Hamiten, Baculiten und Turriliten genannt hat. Manche Ablagerungen enthalten ganz außerordentlich viele Ueberreste von Ammoniten, die sich besonders als Steinkerne sehr leicht erkennen und bestimmen lassen. Zu den Ammoniten gehörten wahrscheinlich auch die Aptychen oder Telliniten als innere Schalen, welche man zuweilen noch in der großen Wohnkammer der Ammoniten inneliegend findet, während sie zuweilen allerdings auch für sich allein in gewissen Schichten der Jura- und Kreideperiode sehr häufig angetroffen werden, die man danach, z. B. in den Alpen, Aptychenkalksteine genannt hat.

Amnestie (griech., das Vergessen) heißt die Zusage, daß bereits begangene Verbrechen einer bestimmten Klasse vergeben und alle deshalb vom Gesetze gebotenen strafgerichtlichen Maßregeln eingestellt werden sollen. Im günstigsten Falle wird damit die vollständige Wiedereinsetzung der Angeschuldigten und Verurtheilten in die ihnen entgangenen Ehren-, Standes- und Vermögensrechte, ja selbst in die vorher bekleideten Aemter und Würden verbunden (Rehabilitation). Wenn bestimmt genannte oder sonst näher charakterisirte Personen von der A. ausgeschlossen sind, oder wenn die Straflosigkeit nur denen zutheil werden soll, welche darum nachsuchen und ihre Unterwerfung erklären, so ist die A. eine beschränkte oder bedingte. Die A. stellt sich als eine generelle Begnadigung dar und kann, wie diese, nur von dem Inhaber der höchsten Gewalt ausgehen. (S. Begnadigung.) Indem sie von der Geltendmachung unbedingter Zwangsgesetze absieht, erscheint sie als ein außerordentlicher Act, der nicht von Willkür oder Schwäche seinen Ausgang nehmen, sondern in dem öffentlichen Interesse und aus der Rücksicht auf ungewöhnliche Zeitlagen seine Rechtfertigung finden soll. Als vollgültige Anlässe zu A. gibt man vorzüglich an: die Befürchtung, daß bei einer zu großen Anzahl von, nach dem gewöhnlichen Urtheile nicht entehrenden, Verbrechen durch gehäufte Strafvollstreckungen neben

dem Abscheu gegen das Gesetz eine allgemeine Abstumpfung gegen das Strafübel erzeugt und der Staat durch den Verlust so vieler Bürger selbst geschädigt werden möchte; ferner die Absicht Parteigegensätze abzuschwächen und die Gemüther zu versöhnen; ingleichen die Erwartung, daß bei Wendepunkten im Staatsleben der allgemeine Aufschwung den Fehlenden mit zugute kommen und ihre Kraft für sittliche Zwecke wiederbeleben werde. Diese Voraussetzungen treffen besonders hinsichtlich der polit. Verbrechen zu, und so liefert denn auch die Geschichte hauptsächlich Beispiele von politischen A. Die erste geschichtlich bekannte A. solcher Art war die, durch welche Thrasybulus nach Vertreibung der 30 Tyrannen aus Athen (403 v. Chr.) die aus den Zeiten des Peloponnesischen Kriegs noch zurückgebliebenen Verfeindungen der Vergessenheit überlieferte. Aus der neuern Zeit sind unter andern als politische A. zu verzeichnen: der Passauer Vertrag von 1552, worin Moritz von Sachsen und seine Verbündeten wegen des gegen Karl V. unternommenen Zugs außer Verantwortung gesetzt wurden; die im Religionsfrieden von St.-Germain den Hugenotten ertheilte A., welche während der Pariser Bluthochzeit so heimtückisch gebrochen wurde; die Zusicherung gegenseitiger Vergebung im Art. 2 des Westfälischen Friedens von 1648; die A., welche Karl II. von England 1660 nach seiner Thronbesteigung unter Ausschließung der Richter Karl's I. bekannt machte; der Beschluß des franz. Nationalconvents vom 25. Oct. 1795; die Verheißung Ludwig's XVIII. nach der ersten Rückkehr der Bourbonen 1814, daß niemand wegen polit. Meinungen oder Acte beunruhigt werden sollte; das 13 hochgestellte Personen, worunter auch Dalberg und Talleyrand, ausnehmende Amnestiedecret Napoleon's vom 13. März 1815; die noch weit beschränktere A. nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen; die span. Erlasse von 1832 und 1839 infolge der carlistischen Erhebungen; die preuß. Amnestieerklärung vom 10. Aug. 1840; die allgemeine A. Kaiser Franz Joseph's vom 8. Mai 1857.

Amnion (Schafhäutchen) heißt die innerste der Lagen häutiger Hüllen, welche den thierischen Embryo im Eie umgeben, besonders bei den Säugethieren. Es besteht aus einem dünnen, aber festen, durchsichtigen Häutchen und ist im Ei mit einer Flüssigkeit, dem Fruchtwasser oder Amnionwasser, angefüllt. Das A. der größern Hausthiere dient zu technischen Zwecken.

Amol oder Amul, nach Umfang und Bevölkerung die dritte Stadt der pers. Provinz Masanderan, wird von mehrern Armen des Haras oder Herhas durchströmt, der in der Nähe aus den Bergschluchten tritt und gegen N. in den Kaspisee fließt. Die Stadt hat keine Mauern und ihre Häuser liegen zerstreut. Sie zählt 35—40000 E., besitzt gute Bazars und unter den umherliegenden Trümmern das Grabmal des hier 1378 gestorbenen Mir Burzuk oder Sejid Kuwameddin, der über A. und Sari herrschte und als Heiliger verehrt wurde. A. ward 793 vom Khalifen Harun ar-Raschid erbaut, hatte 1034 angeblich 1 Mill. E. und war die Hauptstadt Ardaschir's von Taberistan, der 1242 starb. 1385 und 1392 wurde die Stadt von Timur erobert unter schrecklichem Blutbade gegen die ketzerischen Fedais, d. h. die Assassinen.

Amomum, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen oder bananenartigen Gewächse und der Verwandtschaft des Ingwers, aus perennirenden Stauden der Tropengegenden bestehend. Ihre Arten haben einen kriechenden Wurzelstock, lanzettförmige Blätter, nackte, einblütige oder eine Aehre tragende Schäfte und eine röhrige Blume mit einem einzigen Staubgefäß. Ihre unter dem Namen Kardamomen oder Kardamum in den Handel kommenden Früchte (Fructus oder Semen cardamomi der Pharmaceuten) werden in der Heilkunde vielfach angewendet. Es sind dreifächerige Kapseln, welche viele kleine, eckige, von einem häutigen Samenmantel umgebene, sehr gewürzhafte Samen enthalten. Man unterscheidet im Handel viele Sorten, welche theils von wirklichen Amomumarten (z. B. das Cardamomum rotundum von A. Cardamomum L., der am längsten bekannten, auf Java und Sumatra einheimischen Art, das Cardamomum majus von A. macrospermum aus Sierra-Leone, von A. angustifolium auf Madagaskar und von A. maximum aus Ostindien u. s. w.), theils von andern, nicht zur Gattung A. gehörigen Scitamineen abstammen (z. B. das Cardamomum minus von Elettaria Cardamomum auf Malabar, das C. longum von Elettaria media auf Ceylon). Die Kleinen Kardamomen (C. minus) enthalten ein eigenthümliches ätherisches Oel, Kardamomöl (Oleum Cardamomi der Pharmaceuten), von starkem, brennendem Geschmack.

Amöneburg, Stadt in der kurhess. Provinz Oberhessen, Kreis Kirchhain, liegt 3 St. östlich von Marburg, links an der Ohm, welche der Lahn zufließt, auf der 541 F. über die Flußebene sich erhebenden Platte eines bewaldeten, isolirten Basaltkegels, hat 1092 meist kathol. E. und ist Sitz eines Justizamts. Die große Kirche des Orts, in welcher sich vorzügliche Holzschnitzereien finden, ist angeblich die älteste Kurhessens und soll vom heil. Bonifacius gegründet worden sein.

A. war infolge seiner Lage in früherer Zeit eine bedeutende Feste, wie dies die theilweise noch erhaltenen starken Mauern mit Thürmen und Gräben und die Ruinen der mächtigen Burg bezeugen. Zu A. bekehrte Bonifacius 722 die Brüder Detric und Dierolf und gründete 740 das Kloster Amana oder Amanaburg, welches für die Cultur des Hessenlandes von Wichtigkeit ward. Ein Altar auf dem Kirchhofe zu A. erinnert an die erste von Bonifacius eingerichtete Zelle. A. wurde im Dreißigjährigen Kriege 27. Nov. 1633 vom Landgrafen von Hessen und 28. Juni 1646 von den Schweden unter Wrangel erobert. Am 21. April 1762 fand hier, bei der Brückenmühle, die 15stündige Schlußkanonade des Siebenjährigen Kriegs zwischen den Franzosen und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig statt, welche auf die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien abgebrochen wurde. Der Herzog Ferdinand und der Prinz Soubise errichteten zur Erinnerung an dieses Ereigniß gemeinschaftlich ein Denkmal.

Amor und Amoretten, s. Eros.

Amorbach, Stadt im bair. Kreise Unterfranken, im Verwaltungsdistrict von Miltenberg, 1 M. südsüdwestlich von dieser Stadt, an dem Odenwalde und der gegen N. in den Main fließenden Mudau, ist Besitzthum und Residenz des Fürsten von Leiningen, Sitz eines Landgerichts, Rent- und Forstamts, hat zwei Kirchen, eine fürstl. Domänenkanzlei, Studienanstalt und Zeichenschule, ein Armen- und Krankenhaus und zählt 2900 E., die Obst- und Weinbau sowie Tuchweberei und Papierfabrikation treiben, auch Schneide-, Oel-, Walk- und Lohmühlen unterhalten. Die ansehnlichsten Gebäude sind die schöne Kirche der ehemaligen reichen Benedictinerabtei A. mit vier Thürmen und ausgezeichneter Orgel, und das neue fürstl. Residenzschloß mit schönen Gartenanlagen. ¼ St. im N. von A. steht an der Mudau die Kapelle St.-Amorsbrunn mit einer berühmten Quelle. Dieselbe wurde 714 dem heil. Firmin erbaut, welcher sein Bekehrungsgeschäft im Odenwalde dem heil. Amor übertrug. Nach diesem wurde das unter Karl Martell 730—34 erbaute Kloster A. genannt. Von Pipin dem Kleinen durch ansehnliche Dotationen und Privilegien bereichert, sowie vom Grafen Ruthard von Franken zum Universalerben eingesetzt, gelangte die Abtei bald zu großem Ansehen und Reichthum. Die Bischöfe von Würzburg und Mainz beraubten sie nach und nach ihrer schönsten Besitzungen, auch hatte sie viel im Bauernkriege und im Dreißigjährigen Kriege zu leiden. Von 1631—34 wurde die Abtei sogar von den Schweden sequestrirt, blühte aber später wieder auf und kam 1803 nebst der Stadt und dem kurmainzischen Amte A. an den Fürsten von Leiningen.

Amoretti (Carlo), berühmter ital. Gelehrter, geb. 13. März 1741 zu Oneglia, trat 1757 in den Augustinerorden, verließ denselben aber wieder und wurde Weltpriester. Er wirkte hierauf als Professor des Kirchenrechts in Parma, bis er 1797 als Bibliothekar der Ambrosianischen Bibliothek nach Mailand berufen ward. In dieser Stellung starb er 25. März 1816. Literarisch hat sich A. besonders um die Mineralogie, aber auch um andere Gebiete, wie die Paläographie und Kunstgeschichte, verdient gemacht. Durch die «Nuova scelta d'opuscoli interessanti sulle scienze e sulle arti» (27 Bde., Mail. 1775—88) suchte er seine Landsleute von den wissenschaftlichen Fortschritten anderer Nationen zu unterrichten. Er war es auch, der zuerst auf genaue Untersuchung der Schätze der Ambrosiana drang. A. selbst verdankt man die Herausgabe der Handschriften des Leonardo da Vinci (Mail. 1804), von Fumagalli's «Codex diplomaticus Ambrosianus» (Mail. 1808), der Reiseberichte des Maldonado (Mail. 1811) und des Pigafetta (Mail. 1800). Von seinen übrigen Schriften sind noch «Della rabdomanzia» (Mail. 1808), «Elementi di elettricità animale» (Mail. 1816) und «Viaggio di Milano ai tre laghi» (Mail. 1814) geschätzt. — Seine Nichte, Maria Pellegrina A., geb. zu Oneglia 12. Mai 1756, gest. 12. Nov. 1787, machte gelehrte, besonders jurist. Studien und erwarb sich 1777 zu Pavia die jurist. Doctorwürde.

Amorgo, Amurgo oder Morgo, eine griech. Insel, die südöstlichste der Cykladen, zur Eparchie Thera oder Santorin gehörig, ist fast 3 Q.-M. groß und zählt 3700 E. Sie wird von einem hohen Bergrücken durchzogen, ist auf der Ostseite hoch und steil, gegen W. sanft abgedacht, zwar arm an Holz, aber sehr fruchtbar an Wein, Oel, Getreide, Südfrüchten und Färbereichen. Man zieht hier Hornvieh, Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Ziegen. Der Hauptort Chora oder A., ein Flecken, amphitheatralisch um das alte Schloß der Herzoge des Archipels gelegen, hat 2000 E., eine Gemeindeschule und ein Kloster mit einem wunderthätigen Marienbilde. Der Hafen liegt 1 St. entfernt und heißt Katapola. Das Amorgos des Alterthums hatte außer dem Hafen drei Städte, darunter Minoa. Die Insel war berühmt durch die Vortrefflichkeit ihrer Leinfrucht und die daraus gewebten Gewänder. Unter den röm. Kaisern war sie häufig Verbannungsort vornehmer Römer.

Amoriter, ein mächtiger kanaanitischer Volksstamm, der an beiden Ufern des Jordans ausgebreitet war. Sie wurden unter Moses von den Hebräern überwunden und ihre transjordanischen Länder den Stämmen Gad, Ruben und Manasse zugetheilt. Die in Kanaan wohnenden Stämme der A. besiegte Josua, ohne sie jedoch auszurotten. Die letzten Ueberreste machte sich Salomo zinsbar.

Amorpha nannte Linné eine Gattung nordamerik. Sträucher aus der Familie der Papilionaceen oder schmetterlingsblütigen Gewächse, welche sich vor allen übrigen Gattungen jener großen Familie dadurch auszeichnet, daß bei ihr die Blumenkrone blos aus einem Blättchen, und zwar aus der Fahne oder dem Segel besteht. Die Arten dieser Gattung haben drüsige Zweige, unpaarig gefiederte Blätter und lange, ährenförmige Trauben. Die am längsten bekannte Art, A. fruticosa, mit schwarzrothen oder schwarzvioletten Blüten, ist zu einem sehr beliebten Zierstrauch geworden. Alle Arten vertragen unser Klima gut, halten daher im Freien aus und lassen sich durch Samen, Absenker und Setzreiser vermehren.

Amorphismus (griech.) bedeutet so viel wie Gestaltlosigkeit, Structurlosigkeit, und ist der Gegensatz vom krystallinischen Zustande. Bei letzterm treten die Stoffe in einer äußerlich von regelmäßig gelegenen Flächen begrenzten Gestalt und mit regelmäßigen Spaltungsrichtungen und Spaltungsflächen auf, während amorphe, gestaltlose Körper in ihrer ganzen Masse gleichartig sind und dabei in der Regel einen muscheligen Bruch haben, wie das Glas. Oft kann ein Stoff bald krystallinisch, bald amorph auftreten, z. B. Schwefelquecksilber, Schwefelantimon. Ist dieser Stoff ein Grundstoff (Element), so nennt man dann solches Verhalten Allotropie (s. d.). Auch das für gewöhnlich amorphe Glas wird durch sehr langsames Abkühlen krystallinisch und undurchsichtig.

Amortisation (amortisatio oder amorticatio, d. i. Ertödtung, Auslöschung) heißt in der Rechtssprache die Erwerbung von liegenden Gründen und denselben gleichstehenden Sachen durch geistliche Anstalten. Bei den Schwierigkeiten, welche das kanonische Recht der Wiederveräußerung von Kirchengütern entgegensetzt, konnte die Kirche an dem Verkehrsleben für die Regel blos durch weitere Erwerbungen theilnehmen. Der Volksmund schrieb ihr deshalb, weil sie das Erworbene starr festhielt, eine «Todte Hand» zu und urtheilte im Sprüchworte, daß «Kirchengut weiter zehre», daß es «Adlerfedern habe» (angeblich weil gewöhnliche Federn in den Betten durch untermengte Adlerfedern zerrieben werden). Im Einverständniß mit diesen Anschauungen nannte man den Uebergang von Gütern an geistliche Anstalten ein Gelangen an die Todte Hand. Schon im Mittelalter erkannte der volkswirthschaftliche Instinct die Gefahren eines Systems, welches den Verkehr durch Entziehung so bedeutender Objecte des Umsatzes entkräftete und am Ende allen Grund und Boden in das Eigenthum der Kirche bringen, hiermit aber die Laien in pflichtige Hintersassen und Pächter oder in heimatlose Almosenempfänger des Klerus verwandeln mußte. Oertliche Ordnungen und Privilegien suchten deshalb den weitern Anfall von unbeweglichem Gute an die Kirche zu hindern, und daß die selbst gewaltthätige Verweltlichung oder Säcularisation von geistlichen Besitzungen durch Fürsten und andere Machthaber nicht selten von Erfolg war, ergibt sich aus den strengen Verboten, durch welche Karl IV. und Sigismund solche Enteignungen zu hindern suchten. Der Haß gegen die geistliche Grundherrschaft bethätigte sich weiterhin als wirksamer Bundesgenosse der Reformation, deren Annahme überall von ausgedehnten Säcularisationen begleitet war. Es gelangte seitdem der Grundsatz zu allgemeinerer Geltung, daß Liegenschaften durch Kirchen und milde Stiftungen für jeden Fall nur nach dem Ermessen und mit Genehmigung der weltlichen Gewalt erworben werden können. Anderwärts, wo die einschlagenden Maßregeln ferngehalten wurden, wie in Spanien, rächte sich die ungeschmälerte Bewahrung der Todten Hand durch den tiefsten wirthschaftlichen Verfall, welcher schließlich doch zur Erkenntniß der unabweisbaren Culturinteressen und mit ihr zur Säcularisation führte.

Amortisation oder Mortification nennt man die amtliche Erklärung, durch welche verloren gegangene Legitimations- und Creditpapiere, wie Wechsel, Anweisungen, Schuldscheine, Actien, desgleichen andere Urkunden außer Kraft gesetzt werden, um ihren Misbrauch durch unberechtigte Besitzer zu hindern. Der Verlierende hat bei der Behörde den Besitz und den Verlust der näher zu beschreibenden Urkunde nachzuweisen, worauf ihm eine neue Legitimation ausgefertigt oder vorerst, wenn es sich um Werthpapiere handelt, jeder nunmehrige Inhaber zur Geltendmachung seiner bessern Rechte binnen einer bestimmten Frist öffentlich aufgefordert wird. Meldet sich niemand während dieser Frist, so kann das Papier mittels amtlicher Bekanntmachung für erloschen erklärt und dem Verlierenden ein Duplikat der Actie oder des

Schuldscheins ausgehändigt, aus einem verlorenen Wechsel aber, wenn derselbe erwiesenermaßen acceptirt gewesen und der Verfalltag vorüber ist, Zahlung gefordert werden.

Amortisation oder Amortissement heißt in der Volks- und Staatswirthschaft die Tilgung von Schulden, und zwar hauptsächlich von einzelnen öffentlichen Anleihen, welche der Staat oder Stadtgemeinden, Credit- und Actienvereine oder andere vom Staate hierzu ermächtigte Personen contrahirt haben. Die Tilgung erfolgt gewöhnlich mittels baarer Rückzahlung entweder auf einmal oder allmählich, nach einem im voraus bekannt gemachten Amortisationsplane, durch periodische Erstattung eines festgesetzten Theils der Anleihe. Die zur Auszahlung gelangenden Schuldscheine werden gewöhnlich durch das Los ermittelt und nach ihrem Eingehen vernichtet. Zuweilen ist zur Beschleunigung der A. die Zusage ertheilt, daß die dem ursprünglichen Schuldbetrage entsprechenden Zinsen bis zur völligen Tilgung des Anlehens immer fortgezahlt und, insoweit sie zur Befriedigung von bereits abgefundenen Gläubigern nicht mehr erforderlich, zur Rückerstattung des Kapitals mitbenutzt werden sollen. Auch durch gelegentliches Zurückkaufen der ausgegebenen Schuldscheine läßt sich die A. bewirken. Es ist dies sogar der gewöhnliche Weg, wenn, wie bei den perpetuirlichen Renten (s. Renten), von vornherein gar keine bestimmte Rückzahlungszeit festgesetzt wurde. Ob sich die Tilgungsmittel wirklich aus spätern Einnahmeüberschüssen, oder aus dem Erlöse von Domänenverkäufen oder (gegen die Lehre der Volkswirthschaft) aus neuen Anlehen ergeben, dies kommt bei der rein juristischen Beurtheilung der A. nicht in Betracht. Letztere erscheint hier lediglich als privates Rechtsgeschäft, durch welches ein bei der Anleihe gegebenes Versprechen erfüllt oder ein in derselben liegender Vorbehalt zur Geltung gebracht wird. Die Erledigung aller dieser Angelegenheiten und Geschäfte ist hinsichtlich der Staatsschulden meistens einer besondern Stelle, der Amortisationskasse, der Hauptverwaltung der Staatsschulden u. s. w., überwiesen, die dadurch, daß sie der sonstigen Finanzverwaltung in einer gewissen Unabhängigkeit gegenübersteht und wol auch durch ständische Beigeordnete überwacht ist, das Vertrauen des Publikums auf die gewissenhafte Abwickelung der öffentlichen Verbindlichkeiten befestigen soll. Hin und wieder erfolgen Amortisationen blos zu dem Zwecke, um unter günstigen Zeitumständen von einem allgemeinen Herabgehen des Zinsfußes Nutzen zu ziehen und an den Ausgaben zu sparen. Der Staat läßt hier seinen Gläubigern die Wahl, entweder ihre Schuldscheine mit geringern Zinsen zu vertauschen oder den vollen Betrag ihrer Vorschüsse zurückzunehmen. Erfreut sich der Staat eines sichern Credits, so werden die Gläubiger nach ihrer Mehrzahl (erfahrungsmäßig neunzig unter hundert, wenn die Maßregel zur passenden Zeit eingeleitet ist) auf solche Zins- oder Rentenconversionen eingehen und lieber ein Theilchen ihres Einkommens fallen lassen, als auf eine sichere und bequeme Kapitalanlage verzichten. Die hierzu nicht Geneigten müssen freilich, wo nöthig durch das Mittel einer neuen Anleihe, volle Befriedigung erhalten. Mit dem Beispiele solcher Finanzoperationen ging zuerst England voran, welches von 1822—44 durch mehrfache Conversionen seine 5proc. Schuld nach und nach in eine 3proc. verwandelte und seine Zinsenlast um jährlich 3,142192 Pfd. St. verminderte. Preußen, Neapel, Belgien, Sachsen und Würtemberg erzielten durch das nämliche Mittel um dieselbe Zeit ebenfalls verhältnißmäßige Erfolge. Frankreich convertirte seit dem Decrete vom 14. März 1852 die 5proc. Schuld in eine 4½proc., wodurch der jährliche Zinsenbedarf angeblich um 17½ Mill. Frs. verringert wurde. In Zeiten, wo der Zinsfuß allgemein steigt, und wo die Umstände neue Anlehen in Aussicht stellen, können in der Regel solche Umwandlungen nicht versucht werden. Ueberhaupt ist die Maßregel rechtlich genommen nur zulässig, wenn die Zeit der Rückzahlung, wie bei Rentenanlehen, lediglich von dem Ermessen des Staats abhängt, oder wenn bei verzinslichen Anlehen auf eine bestimmte Zeit die Rückerstattung vor Ablauf des Termins ausdrücklich vorbehalten wurde. In einem andern, wiewol verwandten Sinne nennt man A. auch das von der polit. Rechenkunst ersonnene Verfahren, durch welches ein Staat schuldenfrei gemacht werden soll, ohne daß er den vollen Nenn- oder Kapitalwerth der ausgegebenen Obligationen aufzubringen hat. Wesentlich ist hierbei die Gründung eines unabhängigen, selbstwirkenden Tilgungsfonds (sinking-fund), welcher reelle Beiträge vom Staate regelmäßig empfängt und damit Schuldtitel zurückkauft, dieselben aber nicht sofort vernichtet, sondern ihre Zinsen fortbezieht und zu immer weitern Einlösungen von Zinsobligationen verwendet. Näheres über die Art dieser Schuldenamortisation und ihre Erfolge, s. Tilgungsfonds.

Amos, der Prophet, ein Hirt aus der Gegend von Bethel, trat unter den Königen Usia

von Juda und Jerobeam II. von Israel um 800 v. Chr. als Eiferer gegen die in Israel herrschende Abgötterei auf. Sein im Alten Testament enthaltenes prophetisches Buch kündigt in den sechs ersten Kapiteln verschiedenen damaligen Staaten, vorzüglich dem Reiche Israel, wegen der Hartherzigkeit der Vornehmen und wegen der Einführung des fremden Götzendienstes schwere göttliche Strafen an. Die drei übrigen Kapitel enthalten symbolische Visionen, die den nahenden Sturz des Reichs Israel bezeichnen. Zuletzt wird die Wiederherstellung des israel. Staats verheißen. Eigen sind A. ländliche Bilder, Rundung und Klarheit im Bau der Reden und Ausführlichkeit der Schilderungen. Er gehört unter die besten Schriftsteller der Hebräer.

Amoy oder **Emoy**, chines. Hja-men oder Hjä-men, einer der 1843 dem europ. Handel geöffneten Häfen Chinas, liegt in der Provinz Fu-kjang, der Insel Formosa gegenüber, auf einer $2\frac{1}{2}$ M. langen und 2 M. breiten Külsteninsel, und zwar auf einem südwestl. Vorsprunge der dem Festlande zugekehrten Seite, an der Mündung des Drachenflusses. Die Insel ist in der Mitte von einem felsigen, schwarzen Bergrücken durchzogen und hat auf dessen Tafellande sowie zwischen den Bergen, strichweise auch in den niedrigen, wellenförmigen Ebenen, Culturboden, welcher Reis, Weizen und Gemüse liefert. Das Eiland zählt 136 Dörfer und Weiler mit 400000 E., von welchen 300000 auf die Stadt kommen. Letztere ist eng, schmuzig, mit ärmlichen Häusern, aber der Wohnsitz vieler reicher Kaufleute und ein sehr wichtiger Handelsplatz. Der Hafen, oder vielmehr die Rhede zwischen der Insel und dem Festlande, gehört zu den besten der Welt, hat sehr tiefes Wasser, kann Tausende von Schiffen aufnehmen und wird durch viele hohe Inselchen vor allen Winden geschützt. A. besitzt eine dreimal größere Anzahl von Handelsschiffen als Fu-tschen-fu, die Hauptstadt der Provinz, und lebhaften Verkehr mit diesem, sowie mit Formosa, Schanghai, Ningpo, Kanton und der Malakkastraße. Die Ausfuhr besteht aus Thee, Ziegeln, Schuhen, Schirmen, Eisengeräth, Töpferwaaren und Götzenbildern. Der Handel mit Europa und Amerika ist noch unbedeutend und bringt Zucker, etwas Thee, Kampfer und Alaun zur Ausfuhr. Der ganze Werth der engl. Einfuhr an Baumwoll- und Wollzeugen belief sich 1856 auf 860000 Thlr. Die Auswanderung geht von A. aus in einem großen Maßstabe vor sich. Die Stadt hat eine ansehnliche und berühmte buddhistische Pagode mit einer kolossalen Statue des Fo, die jährlich zahlreiche Anbeter herbeizieht. 1857 gab es in A. etwa 500 durch prot. Missionare zum Christenthum bekehrte Chinesen.

Ampel, entstanden aus dem lat. Ampulla (s. d.), heißt einestheils das in der kath. Kirche zur Aufbewahrung des Salböls dienende Gefäß, anderntheils die Hängelampe, die an Schnüren oder Kettchen von der Wölbung des Chors oder der Decke des Zimmers herabhängt. In der neuern Zeit hat die Mode die einfache napf- oder schalenartige Hängelampe durch anders construirte oder luxuriöser ausgeführte Beleuchtungsapparate (Kronleuchter, Lustres u. s. w.) aus den Wohn- und Gesellschaftslocalen verbannt, dafür aber ähnlich geformte, gewöhnlich an drei Kettchen oder Schnüren von der Zimmerdecke herabhängende, mehr oder minder kunstvoll gearbeitete Gefäße aufkommen lassen, die besonders zur Aufnahme von Bouquets lebendiger oder künstlicher Blumen sowie sog. Ampelpflanzen (s. d.) dienen. Die Ampeln in diesem Sinne sind ein ungemein fruchtbares Motiv für die neuere Kunstindustrie und werden in den verschiedensten Größen, Formen und Stoffen hergestellt. Unter letztern sind Thon, Porzellan und Glas die gewöhnlichsten; aber auch Draht- und Korbgeflechte, große Muscheln und selbst edle Metalle werden dazu verwendet. In jüngster Zeit hat man die Pflanzenampel, deren decorative Verwendung von Frankreich ausging, in verschiedener Weise mit dem Kronleuchter combinirt und dadurch einen neuen, sehr effectvollen Schmuck besonders für Gartensalons, Gesellschaftszimmer und Ballsäle erzielt.

Ampelius (Lucius) heißt der Verfasser eines «Liber memorialis», welches einem gewissen Macrinus gewidmet ist und in 50 Kapiteln das Wissenswürdigste vorzugsweise aus der Astronomie, Geographie und Geschichte enthält. Früher wurde das Werk gewöhnlich in das 4. oder 5. Jahrh. gesetzt, doch scheint es nach neuern Untersuchungen schon unter Antoninus Pius geschrieben zu sein. Die erste Ausgabe hat Salmasius (mit dem Florus, Par. 1638) geliefert; in neuerer Zeit ward es unter anderm von Tzschucke (Lpz. 1793), Beck (Lpz. 1826) und Wölfflin (Lpz. 1853) bearbeitet.

Ampelopsis nannte Michaux eine Gattung nordamerik. Holzgewächse aus der Familie der Ampelideen oder weinrebenartigen Pflanzen, deren Arten schlingende und kletternde Stämme und Zweige, große, abwechselnd gestellte Blätter, in Ranken auslaufende Blütenstile, kleine, zusammengesetzte Blütentrauben und Beeren haben. Sie halten bei uns im Freien aus und werden im allgemeinen Zaunreben genannt. Linné rechnete sie zur Epheugattung (Hedera),

von der sie sich sehr wesentlich durch abfallende, blos sommergrüne Belaubung und durch den oberständigen Fruchtknoten unterscheiden. Dagegen stehen sie der Weinrebengattung (Vitis) sehr nahe. In der That wird auch die am häufigsten cultivirte Art, die allenthalben zu Lauben und Wandbekleidungen benutzte A. hederacea, deren handförmig-fünflappige Blätter im Herbste eine blutrothe Farbe annehmen, überall Wilder Wein genannt. Diese Art läßt sich leicht durch Ableger, Absenker und Wurzelzertheilung vermehren.

Ampelpflanzen. Ziergewächse von nicht gar zu großem Umfange, mit rankendem Stengel oder hängenden Zweigen und Blüten, werden vielfach in der Weise zur Ausschmückung von Zimmern, Lauben, Pergolas und Gewächshäusern verwendet, daß man sie in Gefäße von Thon oder Holz versetzt und an Drähten oder Schnüren von der Decke oder dem Gebälk herabhängen läßt. (S. Ampel.) Die Auswahl richtet sich je nach der Räumlichkeit und dem zur Cultur erforderlichen Temperaturgrade. Für das Freie eignen sich im Sommer schon die gewöhnlichen Lathyrus-, Ipomäa- und Tropäolumarten, besonders Tropaeolum Lobbianum und die durch Kreuzung mit denselben gewonnenen Varietäten, ferner Epheu, Maurandia scandens, Pilogyne suavis, Rhodochiton volubile, Lophospermum Hendersoni, Thunbergia alata, Mitraria coccinea, Pelargonium peltatum und vorzüglich Fuchsien, deren schöner Blütenbau bei dieser Art Vorführung ganz besonders ins Auge fällt. Im Kalthause oder temperirten Zimmer lassen sich außer den vorigen Cordyline vivipara und Micania speciosa verwenden, während Passifloren, alle Arten von Hoya, Aeschynanthus und Epiphyllum, Cissus discolor, Ficus stipulata, Saxifraga sarmentosa, Manettia bicolor und Thunbergia laurifolia das warme Zimmer nicht missen können. Die tropischen Hängepflanzen aus der Familie der Orchideen, namentlich die abwärtsblühenden, wie Stanhopea, Gongora, Coryanthes, werden kaum eine allgemeine Verbreitung finden, da ihre Cultur nur in Treibhäusern gelingt.

Ampère (André Marie), ausgezeichneter Mathematiker und Naturforscher, wurde zu Lyon 22. Jan. 1775 geboren. Der Tod seines Vaters, welcher Kaufmann war und 1793 unter dem Beile der Guillotine fiel, machte auf sein jugendliches Gemüth einen tiefen Eindruck. Er suchte Linderung seines Schmerzes in ernsten Studien der Natur und des Alterthums. 1805 folgte er einem Rufe als Professor der Mathematik an der Polytechnischen Schule zu Paris, nachdem er zuerst in Lyon mathem. Privatunterricht gegeben, in Bourg aber eine Professur der Physik bekleidet hatte. In dieser neuen Stellung entwickelte er eine große Thätigkeit, sowol in seinem Wirkungskreise als Lehrer, wie auch in der schriftstellerischen Laufbahn, die er mit dem «Essai sur la théorie mathématique du jeu» (Lyon 1802) eröffnet hatte. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1814 zu ihrem Mitgliede, und 1824 wurde ihm die Professur der Experimentalphysik am Collége de France übertragen. Er starb 10. Juni 1836 auf einer Geschäftsreise in Marseille. Die Wissenschaften haben A. wichtige Untersuchungen zu danken; namentlich sichert seine elektrodynamische Theorie ihm dauernden Ruhm. Seine originelle Ansicht über die ursprüngliche Einheit der Elektricität und des Magnetismus hat er vorzüglich in dem «Recueil d'observations électro-dynamiques» (Par. 1822) und in der «Théorie des phénomènes électro-dynamiques» (Par. 1830) niedergelegt. Auch die «Memoires» der Akademie und die «Annales de physique et de chimie» enthalten werthvolle Aufsätze von ihm.

Ampère (Jean Jacques Antoine), Professor der neuern Literatur am Collége de France zu Paris, Sohn des vorigen, geb. zu Lyon 12. Aug. 1800, hat sich um die franz. Literatur wie um die Literatur überhaupt Verdienste durch seine vergleichenden Studien erworben, die er mit Fleiß und Scharfsinn nach allen Richtungen hin anstellte. Nachdem er in Paris den Grund zu umfassender Bildung gelegt, hielt er sich in Italien und Deutschland auf, und bereiste selbst den hohen Norden. Nachdem er 1829 in sein Vaterland zurückgekehrt, sah er seinem Verlangen nach einer Professur in Paris nicht gewillfahrt; er begab sich daher nach Marseille, wo er literarhistor. Vorträge hielt. Nach der Julirevolution ward er Nachfolger von Andrieux am Collége de France und Stellvertreter Villemain's an der Normalschule. Auf beiden Kathedern lehrt er mit vielem Glück. Vorzugsweise vertraut ist A. mit den german. Literaturen. Doch beweisen seine vielfältigen Aufsätze über China, Persien, Indien, Aegypten und Nubien, sowie seine mit Mérimée 1840 nach der Levante unternommene Reise, daß auch der ferne Orient nicht von dem Kreise seiner Studien ausgeschlossen ist. Auch die classische und südeurop. Literatur kennt er, wie sein Werk «La Grèce, Rome et Dante» (Par. 1850) bezeugt. Seine sprachlichen und literargeschichtlichen Forschungen ließ A. zum Theil in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der «Revue des deux mondes» erscheinen. Eine Samm-

lung solcher Journalartikel gab er unter dem Titel «Littérature et voyages» (2 Bde., Par. 1834) heraus. Als Frucht seiner Studien über franz. Literatur und Sprache veröffentlichte er: «De la littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères au moyen-âge» (Par. 1833); «Histoire littéraire de la France avant le 12me siècle» (3 Bde., Par. 1839); «Sur la formation de la langue française» (3 Bde., Par. 1841). 1842 wurde er De Gérardo's Nachfolger in der Akademie der Inschriften, und 1847, an Guiraud's Stelle, Mitglied der Académie française. Von den spätern Werken des Verfassers sind noch zu nennen: «L'histoire romaine à Rome» (Par. 1856), eine ganz neue und feinsinnige Anwendung der Archäologie auf Literatur und Politik; «César. Scènes historiques» (Par. 1859). In allen seinen Schriften waltet eine gesunde Kritik und gründliche Forschung, verbunden mit klarer und geschmackvoller Darstellung.

Ampfing, ein Pfarrdorf im Verwaltungsdistrict Mühldorf des bair. Kreises Oberbaiern, liegt am Flusse Isen und 2 St. westlich von Mühldorf, an der Straße nach München, und zählt 800 E. Bei A. erfocht König Ludwig der Baier 28. Sept. 1322 einen entscheidenden Sieg über Friedrich den Schönen von Oesterreich, der durch den bair. General Rindsmaul gefangen genommen ward. Am 1. Dec. 1800 siegte daselbst Erzherzog Johann über Moreau's linken Flügel unter Grenier. Doch ging der errungene Vortheil der Oesterreicher 3. Dec. durch die Schlacht bei Hohenlinden wieder verloren.

Ampher, Volksname der zu der Familie der Polygoneen gehörenden Pflanzengattung Rumex, deren Arten vorzüglich in Europa und dem nördl. Asien einheimisch sind. Die Blüten sind zwitterig, vielehig oder zweihäusig und unscheinbar. Sie haben einen sechstheiligen Kelch von grünlicher, gelblicher oder röthlicher Farbe; die drei innern, größern Kelchblätter schließen die Frucht ein. Die Blüten stehen in Quirltrauben, die Blätter abwechselnd. Alle Ampherarten besitzen säuerliche Säfte; am meisten ist dies der Fall bei dem gemeinen Sauerampher (R. acetosa), welcher sowol überall auf Wiesen und Grasplätzen wild wächst, als auch hier und da als Gemüsepflanze oder als kühlendes und antiskorbutisches Heilmittel cultivirt wird. Diese Pflanze enthält Oxal- oder Kleesalzsäure in allen Theilen, weshalb sie sauer schmeckt. Früher wurde dieselbe zur Gewinnung von Bitterkleesalz benutzt, desgleichen auch der Kleine A. (R. acetosella), welcher an unbebauten, sandigen Plätzen, auf Triften u. s. w. wächst. Dieser liefert auch ein gutes Schaffutter, ist aber auf bebautem, sandigem Boden ein höchst lästiges Unkraut. In Gemüsegärten wird häufig der englische A. oder englische Spinat (R. patientia) gebaut, welcher wenig Säure enthält. Die Blätter dieser ebenfalls perennirenden Pflanze liefern ein spinatähnliches, angenehm schmeckendes Gemüse, namentlich im Frühling. Andere Arten, wie der krausblätterige A. (R. crispus) und der stumpfblätterige (R. obtusifolius), auch Ochsenzunge genannt, gehören zu unsern gemeinsten Unkraut- und Schuttpflanzen.

Amphiaräus (griech. Amphiaraos), Sohn des Oikles und der Hypermnestra, war von den Göttern mit Seherkraft begabt und wird in der griech. Heldensage als Theilnehmer an der Kalydonischen Jagd und am Argonautenzuge gefeiert. Vermöge seiner Seherkraft wußte A., daß er, wenn er am Kriege gegen Theben theilnähme, dabei umkommen würde. Deshalb weigerte er sich anfangs mitzuziehen. Endlich aber von seiner Gemahlin Eriphyle (s. d.) dazu überredet, schloß er sich dem Zuge an, beauftragte aber seinen Sohn Alkmäon (s. d.), seinen Tod an der Eriphyle zu rächen. Als vor Theben das ganze argivische Heer den Thebanern erlegen war, retteten sich blos noch Adrastos (s. d.) und A. vom Schlachtfelde. Während ersterer auf seinem schnellen Roß nach dem Kolonos in Attika entkam, wurde A., der auf seinem Zweigespann über das Feld hin floh, von dem Periklymenes verfolgt, aber, noch ehe ihn dessen Wurfspeer erreichte, von der durch den Blitz des Zeus gespaltenen Erde sammt Wagen und Wagenlenker verschlungen. Nach dem Willen des Zeus ward dem A. an dem Orte seines Todes ein Tempel errichtet, wo er als unsterblicher Dämon ein Orakel hatte, das in großem Ansehen stand. In neuerer Zeit sind Reste dieses Heiligthums an dem jetzt Mavrodilissi genannten Platze, 1½ St. südöstlich von Oropos, aufgefunden worden. Unter den übrigen Heiligthümern des A. war das zu Theben anfangs von Bedeutung, trat aber allmählich gegen das erwähnte in den Hintergrund. Die antike Kunst hat die Geschicke des A. vielfach benutzt.

Amphibien, Lurche (Amphibia). Früher benutzte man das Wort als gleichbedeutend mit Reptilien und bezeichnete damit alle Wirbelthiere mit rothem, kaltem Blute, welche durch Lungen athmen und Eier legen, also die Schildkröten, Krokodile, Eidechsen, Schlangen, Frösche, Kröten und Molche. Schärfer eingehende Untersuchungen haben nachgewiesen, daß eine tiefe Scheidewand zwischen diesen Thieren sich hinzieht; daß die Schildkröten, Eidechsen und Schlangen in

weit näherer Beziehung zu den höhern Wirbelthieren, zu den Vögeln und Säugethieren stehen, die Frösche und Molche dagegen zu den niedern oder den Fischen. Man bezeichnet deshalb auch ziemlich allgemein die erstern unter dem Namen der Reptilien (s. d.), die letztern unter demjenigen der A., und stellt beide als besondere Klassen auf.

In diesem engern Sinne aufgefaßt, haben alle A. eine nackte, lederartige, meist feuchte und kleberige Haut, in welcher nur bei einigen wenigen Arten Schuppen stecken, die denjenigen der Fische ähnlich sind. Der Körper ist bald langgestreckt und geschwänzt, bald ungeschwänzt und breit; die Glieder in der Zahl wechselnd, meist vier, zuweilen aber auch nur zwei oder ganz fehlend. Nase und Ohren sind stets vorhanden; erstere stets mit doppelten Nasenlöchern und innen in die Mundhöhle geöffnet; die Augen nur bei einigen unterirdischen Arten verkümmert und mit Haut überzogen, sonst meist mit Augenlidern versehen. Fast alle A. haben Zähne, die häufig nicht nur auf den Kiefern, sondern auch auf dem Gaumen stehen. Sie besitzen niemals äußere Zeugungsglieder, legen weiche, mit Gallerte eingehüllte Eier ohne härtere Schale (einige gebären lebendige Junge) und überlassen der Sonne die Bebrütung. Aus den Eiern kommen Larven, sog. Kaulquappen hervor, die in Körpergestalt und Lebensart durchaus den Aeltern unähnlich sehen, eine Zeit lang durch Kiemen statt durch Lungen athmen und erst später durch eine Reihe von Metamorphosen den Alten ähnlich werden. Diese Metamorphose, deren verschiedene Grade sich auch in den Gestalten der ausgewachsenen Gattungen und Arten ausprägen, unterscheidet die A. wesentlich von den Reptilien. Das Skelet zeichnet sich aus durch den gänzlichen Mangel aller Rippen sowie durch die Anwesenheit eines einzigen Gelenkkopfes am Hinterhaupte, während alle Reptilien deren zwei haben. Das Herz besteht bei allen aus einer einzigen Kammer ohne Scheidewand, während die Vorkammer gewöhnlich durch eine sehr feine, häufig unvollständige Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist. Das Blut, welches in den Lungen und Kiemen gekreist und dort sich mit Sauerstoff gesättigt hat, wird auf diese Weise mit dem von dem Körper zurückkehrenden sog. venösen Blute mehr oder minder gemischt. Deshalb scheinen die A. kalt, d. h. sie haben eine Temperatur, die mit dem umgebenden Medium (Wasser oder Luft) zwar wechselt, doch aber stets um ein geringes wärmer ist als dieses. Die meisten Lurche haben ein sehr zähes Leben und können Monate lang ohne Nahrung ausdauern, selbst in sehr engen Räumen, wenn sie nur Feuchtigkeit genug haben. Viele leben nur im Wasser; die auf dem Lande lebenden ziehen feuchte, dunkle Aufenthaltsorte vor. Die erwachsenen Arten leben nur von thierischer Nahrung, besonders kleinen Insekten, Schnecken, Würmern; die Kaulquappen dagegen nähren sich von Pflanzenstoffen. Einige, wie Kröten und Salamander, sondern aus Drüsen der Haut einen scharfen, meist knoblauchartig riechenden Milchsaft ab, der reizend auf die Haut wirkt und die Thiere, welche unvorsichtig zuschnappen, geifern und scheuen macht. Aus diesem Milchsaft der Hautdrüsen des Salamanders will man in neuester Zeit ein außerordentlich heftig wirkendes Gift, das Salamandrin, in Krystallen ausgeschieden haben. Es bedarf dies Gift noch genauerer Untersuchung.

Man unterscheidet folgende Hauptgruppen: die Schleichenlurche oder Cöcilien (Apoda), nur in den heißesten Ländern vorkommende Lurche, die geringelten Schlangen oder selbst Regenwürmern ähnlich sehen, keinen Schwanz besitzen, unter den Ringeln der Haut kleine, fast mikroskopische Fischschüppchen haben und in Erdlöchern leben. Die Molche oder Schwanzlurche (Caudata) mit langgestrecktem Körper, langem Schwanze, vier oder seltener zwei Füßen und im Munde festgewachsener Zunge. In dieser Gruppe zeigen sich besonders die den Kaulquappen ähnlichen Formen, die entweder noch äußere Kiemen und Lungen zugleich haben, wie z. B. der Olm oder Proteus aus den unterirdischen Seen Kärntens und Krains, der Axolotl aus dem See von Mexico, oder doch wenigstens Kiemenlöcher an der Seite des Halses, die nach innen zu den Kiemen führen. Man hat diese Gruppe als Fischmolche (Ichthyodea) von den eigentlichen Molchen unterschieden, bei welchen alle Kiemen im erwachsenen Zustande verschwunden und die Athmung durch Lungen allein hergestellt ist. Aber auch diese zeigen wieder zwei Gruppen: die Wassermolche (Triton) mit breitem, plattem Fischschwanze, der von einer Hautflosse umsäumt ist und die in allen Tümpeln und Gräben häufig vorkommen, und die Salamander oder Erdmolche (Salamandra) mit drehrundem Schwanze, die lebende Junge gebären. Die höhere Ordnung begreift die Froschlurche (Ecaudata oder Batrachia), worunter die schwanzlosen Frösche und Kröten.

In der Vorwelt traten die A. schon in der Steinkohlenperiode auf, mit sehr merkwürdigen Formen, von denen einige den Fischen so nahe stehen, daß selbst die bedeutendsten Kenner der fossilen Fische, wie z. B. Agassiz, dadurch getäuscht wurden, während andere wieder durch

gewaltige Kegelzähne, knöcherne Hautschilder u. s. w. sich den Reptilien und besonders den Krokodilen nähern. Die sog. Labyrinthodonten (Wickelzähner) namentlich, so benannt, weil die Substanz ihrer Zähne wie ein dickes Tuch ineinander gewickelt ist, sind in dieser Beziehung merkwürdig. Auch in der heutigen Schöpfung kommen einige Thierformen vor (Lepidosiren am Amazonenstrom, Protopterus am Gambia), welche zwar durch Schuppen und Flossen den Fischen nahe stehen, durch ihre Luftathmung mittels Lungen und Nase den A. zugehören und von den Naturforschern bald den einen, bald den andern zugetheilt wurden. Die Uebergangsstellung der A. zwischen Fischen einer- und Reptilien andererseits wird auch durch diese heutige Schöpfungsform erläutert.

Amphibŏlie heißt die Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit, welche durch Stellung oder vielfache Bedeutung der Worte bald mit Absicht hervorgebracht wird, bald unwillkürlich entsteht. In der Philosophie versteht man darunter die Verwechselung der Begriffe. So spricht z. B. namentlich Kant von einer A. der Reflexionsbegriffe, und versteht darunter eine Verwechselung des logischen und metaphysischen Gebrauchs der Verhältnißbegriffe von Einerleiheit und Verschiedenheit, Einstimmung und Widerstreit u. s. w.

Amphibolische Gesteine nennt man alle diejenigen als Felsarten auftretenden Mineralaggregate, in welchen **Amphibol** (meist die gemeine Hornblende) als wesentlicher und charakteristischer Gemengtheil auftritt. In der Regel ist derselbe mit irgendeiner Feldspatspecies, zuweilen aber auch noch mit Glimmer, Granat oder Quarz verbunden. Solche Gesteine sind z. B. Diorit, Hornblandefels, Hornblendeschiefer, Eklogit und Syenit. Kommt dagegen etwas Hornblende nur untergeordnet in Gesteinen vor, wie z. B. in manchem Granit oder Trachyt, so pflegt man dieselben deshalb noch nicht zu den amphibolischen zu rechnen.

Amphibrăchys, d. h. der an beiden Seiten Kurze, ist der Name eines dreisilbigen Versfußes: ◡ — ◡, z. B. zerstören. Rhythmen, in denen dieser Versfuß vorherrscht, sind weichlich und schwach. Mit jambischem Ausgange aber können kurze amphibrachische Verse passend zu leichtern und komischen Gedichten mit Glück angewendet werden.

Amphiktyonenbund hieß bei den alten Griechen eine Verbindung einzelner Völkerschaften, welche sich vereinigt hatten, um gegeneinander die völkerrechtlichen Verhältnisse zu beobachten, gemeinsam die Festfeier eines Gottes zu begehen und besonders auch den Tempel dieses Gottes gegen Angriffe und Verletzungen zu schützen. Es gab mehrere solcher Verbindungen, die jedoch meist der vorgeschichtlichen Zeit angehören und selten erwähnt werden. Am bekanntesten, einflußreichsten und umfassendsten war der A. von Delphi, welcher sich über ganz Griechenland erstreckte, aber deshalb doch nicht alle Stämme umfaßte. Dieser Bund bildete ein religiös-polit. Bundesgericht, das der Sage nach von dem König Amphiktyon, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, nach Strabo aber von dem argivischen König Akrisios gestiftet wurde, als ein Vereinigungspunkt für die einzelnen griech. Staaten, und zwar für einen doppelten Zweck: einmal zur gegenseitigen Wahrung der völkerrechtlichen Verhältnisse, sodann zur gemeinsamen Bewachung religiöser Gebräuche. Anfangs war Delphi der Versammlungsort, später aber auch der nahe bei Thermopylä gelegene Flecken Anthela. Zwölf griech. Völkerschaften schickten jede zwei Abgeordnete dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit versammelten, die öffentlichen Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte beilegten, und bürgerliche und peinliche Verbrechen, besonders Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi, bestraften. Wenn die einem für schuldig erkannten Volke auferlegte Geldbuße binnen einer bestimmten Frist nicht bezahlt war, so wurde sie verdoppelt und eine neue Frist bestimmt. Erfolgte auch in dieser keine Zahlung, so wurde der Bund gegen dasselbe aufgefordert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Ein Beispiel davon liefert der 10jährige Phocische oder Heilige Krieg. Auch hatte die Versammlung das Recht, Einzelne und ganze Staaten vom Bunde auszuschließen. Noch unter den röm. Kaisern, bis auf die Antonine, wird des Amphiktyonenbundes gedacht, an welchem zuletzt 30 Staaten Antheil hatten. Seine Endschaft erreichte er erst mit dem Verfall des delphischen Orakels. Vgl. Tittmann, «Ueber den Bund der Amphiktyonen» (Berl. 1812), und Gerlach, «Histor. Studien» (Hamb. u. Gotha 1841).

Amphilŏchus (griech. Amphilochos), der Sohn des Amphiaraos und der Eriphyle (s. d.), der Bruder des Alkmäon (s. d.), dem er bei dem Muttermorde half, erscheint als einer der Epigonen und später als Theilnehmer am Zuge gegen Troja. Als er von da zurückgekehrt war, ließ er sich mit Mopsos, der gleich ihm mit Seherkraft begabt war, in Cilicien nieder, wo er Mallos, dann in Argos, wo er Argos Amphilochion gründete. Hierauf kehrte er nach Cilicien zurück. Da Mopsos ihm die Theilnahme an der Herrschaft verweigerte, kam es zum

Kampf, in welchem beide fielen. Bei Magarsa, am Flusse Pyramos, wurden auch beide begraben. A. ward nach seinem Tode göttlich verehrt, hatte in Athen einen Altar und in Mallo ein bis auf die spätesten Zeiten berühmtes Orakel.

Amphimäcer, d. h. der an beiden Seiten Lange, ist der Name eines dreisilbigen Versfußes: — ◡ —, z. B. Augenblick. Dieser Versfuß wird auch Creticus genannt, wahrscheinlich von seinem Vorherrschen in kretensischen Nationalgesängen.

Amphion, nach der Sage der älteste griech. Tonkünstler, war der Sohn des Zeus und der Antiope (s. d.) und der Zwillingsbruder des Zethos. Er umgab Theben mit einer Mauer, zu der sich die Steine bei seinem Spiel der Leier von selbst verbanden. Seine Gemahlin war Niobe (s. d.), die Tochter des lydischen Königs Tantalos, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Aus Betrübniß über den Verlust seiner Kinder erstach er sich selbst oder wurde, weil er den Tempel des Apollo stürmen wollte, von diesem und der Artemis getödtet. Mit seinem Bruder rächte er seine Mutter an Lykos und dessen Gemahlin Dirke; letztere band er an einen Stier und ließ sie von diesem zu Tode schleifen. Die an der Dirke vollzogene Strafe stellt das 1546 aufgefundene und im Palast Farnese aufbewahrte Kunstwerk «Der Farnesesche Stier» dar, welches von Apollonios und Tauriskos, zwei Bildhauern aus Tralles, gefertigt wurde.

Amphipoden, Flohkrebse, nennt man meist kleine Krebsthierchen mit dünner, lederartiger Schale, deren Kopf mit dem ersten Brustringe verschmolzen ist und zwei Paar Fühlhörner, ein Paar zusammengesetzter, sitzender Augen und ein Paar Kieferfüße neben drei Kieferpaaren trägt. Die Gangbeine bestehen aus sieben Paaren, von denen fünf meist blattartige Kiemen tragen und zwei den hintern Brustringen, die andern dem Hinterleib angehören. Häufig finden sich an dem Hintertheile Afterfüße, die zu wahren Springstangen umgewandelt sind. Die meisten Arten leben im Meere; einige in selbstgefertigten Gehäusen (Cerapus), andere, meist mit dickem, unförmlichem Kopfe (Hyperia) an und in andern Meerthieren oder in leeren Gallerthülsen (Phronima), die sie schwimmend umherstoßen; noch andere (Orchestia) unter Steinen am Strande. Die in unsern süßen Gewässern lebenden Flohkrebse (Gammarus) schwimmen seitlich in springenden Bewegungen und dienen vielen Fischen, besonders den Forellen, als Nahrung, welche davon die röthlichgelbe Färbung des Fleisches erhalten sollen. Um die Kenntniß dieser Thiere haben sich besonders Kroyer, Spence Bate und La Valette bemüht.

Amphipŏlis, Stadt in einem früher zu Thrazien gerechneten Theile Macedoniens, lag am linken Ufer des Strymon unweit dessen Mündung ins Aegäische Meer und war von zwei Armen desselben umschlossen (woher auch der Name). An ihrer Stelle lag früher Myrkinos, eine Stadt der Edonen, durch deren Tapferkeit die Versuche des Aristagoras von Milet (497 v. Chr.) und der Athener unter Lysistratos, Lykurgos und Kratinos (465) zur Gründung einer Colonie vereitelt wurden. Erst dem Athenienser Agnon, dem Sohne des Nikias, gelang es 437 v. Chr., eine dauernde Niederlassung zu gründen und zu behaupten, welche wegen ihrer Lage als Stapelplatz für das obere Thrazien sowie wegen der Nähe des vortrefflichen Schiffbauholzes von Wichtigkeit war und bald zu hoher Blüte gelangte. Der eigentliche Hafen der Stadt war Eion, der eine Wegstunde unterhalb A. an der Mündung des Strymon lag. Im Peloponnesischen Kriege wurde A. den Atheniensern 424 v. Chr. vom Spartaner Brasidas entrissen, im Frieden des Antalkidas (387) zwar an Athen zurückgegeben, aber von Perdikkas, König von Macedonien, besetzt. Philipp von Macedonien entsagte 359 aus polit. Gründen allen Ansprüchen auf die Stadt, eroberte sie jedoch im folgenden Jahre wieder. Sie blieb nun bei Macedonien bis auf die Zeiten der Römer, welche den wichtigen Platz zur Freistadt sowie zur Hauptstadt von Macedonia prima erhoben und die Via Egnatia durch dieselbe führten. Im Mittelalter kommt A. unter dem Namen Popolia vor. Geringe, meist aus der byzant. Zeit herrührende Reste finden sich bei dem Orte Neokhori oder Jeniköi.

Amphissa, Stadt der ozolischen Lokrer im alten Griechenland, lag 3 St. nordwestlich von Delphi am nördl. Ende einer sehr fruchtbaren, noch jetzt mit Oelbaumpflanzungen, Weingärten und Getreidefeldern bedeckten Ebene, an der Stelle des jetzigen Salona, und wurde von einer Akropolis auf einem steilen Hügel überragt, die 192 v. Chr. ein röm. Heer vergeblich bestürmte. Dieselbe enthielt einen Tempel der Athene mit einem alterthümlichen Erzbilde der Göttin. Gegenwärtig nehmen ihre Stelle die Ruinen einer mittelalterlichen Burg ein. Weil nach der Zerstörung von Krissa (s. d.) und dessen Hafen Kirrha die Einwohner von A. den Hafen für ihre Zwecke wiederhergestellt und die dazu gehörigen, mit dem Fluche belegten Ländereien theilweise benutzt hatten, wurde die Stadt von Philipp von Macedonien Ende 339 v. Chr. zerstört. Doch erfolgte bald ihre Wiederherstellung. In der Kriegsgeschichte der folgenden

Jahrhunderte wird A. mehrfach genannt. In der Römerzeit, besonders nach der Schlacht bei Actium, erhielt das mit dem Rechte der Immunität beschenkte A. eine bedeutende Vermehrung seiner Bevölkerung, und noch zur Zeit der letzten röm. Kaiser stand es in Blüte.

Amphitheater (griech.), d. i. ringsumlaufender Schauplatz, hieß bei den Römern das zu Thierkämpfen und Kampfspielen bestimmte Gebäude ohne Dach, in ovaler oder runder Form. In seiner Mitte lag die mit Sand festgestampfte Arena, ein der Form des ganzen Gebäudes angepaßter elliptischer oder runder freier Platz, auf welchem die Kämpfe vorgestellt wurden. Unter der Arena befanden sich oft noch Gewölbe und rings um die Arena die Behälter der wilden Thiere. Ueber diesen befand sich die mit einem Gitter geschützte, für die Kampfrichter, Lictoren u. s. w. bestimmte Galerie, und von dieser an erhoben sich, treppenförmig emporsteigend, die um den ganzen Raum laufenden Sitzreihen, von denen die untern für die Senatoren, Ritter u. s. w., die obern, mehr rückwärts gelegenen für das Volk bestimmt waren. Vermittels eines Säulenganges, welcher das ganze A. umzog, gelangte man zu den verschiedenen Treppen, die nach den Sitzreihen und der Galerie führten. Cäsar ließ 44 v. Chr. das erste größere A. in Rom für Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach beendigtem Spiele abgetragen. Das unter Augustus von Statilius Taurus errichtete A. war wenigstens zum großen Theil noch aus Holz erbaut, denn es wurde unter Nero durch Feuer verzehrt. Das von Attilius während der Herrschaft des Tiberius zu Fidenä erbaute A. brach zusammen und begrub 51000 Menschen. Das A. zu Piacenza, angeblich das größte in Italien, wurde während der Bürgerkriege zwischen Vitellius und Otho verbrannt. Infolge solcher Unglücksfälle erbauten Vespasian und Titus zu Rom das noch jetzt in seinen Trümmern großartige Colosseum (s. d.) ganz aus Stein. Diesem an Bauart gleich ist das auch noch im Innern erhaltene A. zu Verona, dort Arena genannt. Außer diesen bedeutenden hatten meist die größern Städte in allen Provinzen des Römischen Reichs ihre A., die ähnlich gebaut waren. Ein modernes A. ist das 30000 Zuschauer fassende zu Mailand, gleichfalls Arena genannt, welches 1806—7 vom Architekten Luigi della Canonica erbaut wurde. Vgl. Friedländer, «De amphitheatris» (Königsb. 1860—63).

Amphitrīte, die Tochter des Meergottes Nereus und der Doris, nach Apollodor eine Tochter des Okeanos, war die Gemahlin des Poseidon. Als dieser sie zur Gemahlin begehrte, entfloh sie zum Atlas, wo ein vom Poseidon ausgeschickter Delphin sie auffand und dem Poseidon zuführte. Als die Göttin und Königin des Meeres wird sie auf einem Muschelwagen, von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin, vor dem ein Amor schwimmt, sitzend, mit Poseidon's Dreizack in der Hand, abgebildet. Die A. wurde mehrfach zugleich mit Poseidon verehrt und durch Bildwerke dargestellt, z. B. im Tempel zu Tenos. Die Kunst gibt ihr die Gestalt der Nereiden (s. d.), doch wird sie oft durch königl. Attribute von den Nereiden ausgezeichnet und kenntlich gemacht. — A., der 29. der kleinen Planeten, entdeckt von Marth auf der Sternwarte des Dr. Graham in England. Seine Bahn kommt dem Kreise ziemlich nahe; auch ist seine Neigung unbeträchtlich, und die Grenzen des Zodiakus überschreitet er nie. Die Umlaufszeit ist nach Günther's Elementen 1491 Tage.

Amphitrūo oder **Amphitrўon**, ein griech. Held, besonders ein geschickter Wagenlenker, Sohn des Alkaios, Königs von Tiryns, und der Astydameia oder der Laonome oder Hipponome, der Enkel des Perseus und Gemahl der Alkmene. Als seines Vaters Bruder Elektryon (s. d.) von den Teleboern unter Anführung der Söhne des Pterelaos seiner Rinder beraubt worden war, verschaffte er ihm dieselben wieder, wofür er des Elektryon Königreich und dessen Tochter Alkmene zur Gattin erhielt. Später erschlug er unvorsätzlicher Weise den Elektryon, und deswegen erhob sich Sthenelos, sein anderer Vetter, gegen ihn und vertrieb ihn nebst seiner Gattin Alkmene aus Tiryns. Er floh nach Theben zu Kreon, dem Bruder seiner Mutter, mit dessen Hülfe er das Königreich des Pterelaos eroberte. Dieses geschah jedoch nicht eher, als bis die Tochter des letztern, Komaitho, aus Liebe zu dem A. ihrem Vater im Schlafe das goldene Haar, das seine Unsterblichkeit bedingte, abschnitt. A. tödtete die treulose Komaitho und schenkte das eroberte Land dem Kephalos, welcher an dem Zuge theilgenommen hatte. Während A.'s Abwesenheit von Theben zeugte Zeus mit der Alkmene (s. d.) den Herakles, der Gatte selbst aber später den Iphikles. A. fiel in einer Schlacht gegen die Minyer, welche er mit Herakles, um Theben von einem schändlichen Tribut zu befreien, bekriegte, und ward in Theben begraben. Sophokles behandelte die Sage von A. in einer verloren gegangenen Tragödie; Plautus hingegen und nach ihm Molière, Falk und Kleist, benutzten den Stoff zu Lustspielen. Wahrscheinlich nach dem Molière'schen Stück hat A. in der neuern Zeit die Bedeutung eines Mannes erhalten, der gern Gäste bei sich sieht und den gefälligen Wirth macht.

Amphŏra, bei den Griechen und Römern ein großes, gewöhnlich aus Thon, Terracotta gebildetes Gefäß in urnenförmiger Gestalt, mit engem Halse und zwei Henkeln zum Tragen, unten oft spitz ausgehend, um es in der Erde befestigen zu können. Man bediente sich der A. zur Aufbewahrung verschiedener Flüssigkeiten, besonders des Weins, wobei die Römer das Jahr der Füllung durch angeheftete Täfelchen angaben. Später aber benutzte man sie hier und da auch als Aschenkrüge, wie eine 1825 zu Salona in Dalmatien veranstaltete Ausgrabung bestätigt. — Die A. war bei den Griechen und Römern zugleich ein Flüssigkeitsmaß. In Griechenland enthielt die A. das Gewicht eines Talents Wassers oder 0,72 griech. Kubikfuß = 19,44 franz. Liter. In Rom war sie der 10. Theil des Culeus und hatte anfangs den nämlichen Inhalt wie in Griechenland. Später repräsentirte sie jedoch in Rom den röm. Kubikfuß, und enthielt 80 röm. As oder Pfunde Wassers. Sie erhielt nun den Namen Quadrantal und bildete den 20. Theil des neuen Culeus. Gegenwärtig ist A. oder vielmehr, nach der ital. Schreibart, Anfora, ein Weinmaß in Venedig, welches in 4 Biconcie (aus dem altröm. bicongius) zerfällt und 8 Barile umfaßt.

Amphotēre Bildungen haben einige Geologen diejenigen Gesteine genannt, welche unter Mitwirkung von Feuer (richtiger vulkanischer Thätigkeit) und Wasser entstanden sind, so z. B. die vulkanischen Tuffe, deren Material von Vulkanen ausgeschleudert, durch Wasser aber abgelagert wurde.

Amplification, d. i. Erweiterung, findet statt, wenn eine Vorstellung, ein Urtheil oder Schluß nach ihren Bestandtheilen ausführlicher dargestellt werden. In einem engern Sinne bildet die A. den Theil der rednerischen Ausführung, bei welchem man über den unmittelbaren und wesentlichen Inhalt eines Satzes hinausgeht und den Gegenstand durch sein Verhältniß zu andern Dingen erläutert, ohne einen Gedanken in die Breite zu ziehen oder zu verwässern. Ihr Zweck ist Kräftigung der Darstellung durch Veranschaulichung und Gedankenfülle. Die Rhetorik nimmt gewöhnlich vier Arten der rednerischen A. an: 1) Erläuterung eines Satzes durch Aehnliches, wohin das Gleichniß gehört; 2) Erläuterung durch das Entgegengesetzte; 3) Veranschaulichung des Allgemeinen durch ein Besonderes, und 4) Bestätigung durch Zeugnisse. Die griech. und röm. Rhetoren verstanden unter rednerischer Erweiterung die Vergrößerung oder Verkleinerung eines Gegenstandes durch Gedanken und Ausdruck. Da jede Ausführung zunächst die Absicht hat, den Leser und Hörer zu überzeugen und seinen Willen zu bestimmen, so ist leicht zu erklären, warum Cicero und andere alte Redner die A. nebst der Zusammenfassung des Gesammtinhalts (enumeratio) zu einem wesentlichen Theile des Redeschlusses machten. Jedoch wird dann unter A. (exaggeratio) nur die letzte Bekräftigung des Inhalts, vorzüglich mittels eines allgemeinen Satzes, verstanden.

Ampulla hieß bei den Römern ein bauchiges Gefäß mit dünnem Halse, aus Thon oder aus Glas, das mit Henkeln versehen sein konnte und zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten (Oel, Wein, Essig u. s. w.) diente. In den röm. Bädern wurde das Salböl in Ampullen aufbewahrt. Von den Römern gelangte das Wort auch in die Sprache der Kirche, in welcher es vorzugsweise für das Gefäß gebraucht wird, in dem das Salböl oder Chrisma aufbewahrt ist. Im Mittelalter bestand die A., die meistens aus vergoldetem Kupfer gearbeitet war, aus drei Abtheilungen für drei Flaschen mit den verschiedenen Arten des heiligen Oels: dem eigentlichen Chrisma, dem Oele für die Katechumenen und dem für die Sterbenden. Aus A. ist das franz. Ampoule und das deutsche Ampel (s. d.) entstanden. Berühmt ist die A. Remensis (la sainte ampoule), die bei der Salbung des Königs der Franken, Chlodwig I., zu Rheims 496 eine Taube vom Himmel gebracht haben soll, und mit deren unversiegbarem Oele die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XVI. gesalbt wurden. Während der Revolution wurde dieses Gefäß zerbrochen. Doch ein Gläubiger rettete ein Bruchstück davon, das er nach der Restauration der Bourbonen dem Erzbischof von Rheims aushändigte. In demselben fand sich angeblich auch noch ein Rest Oels vor, der in eine neue A. gebracht und bei der Krönung Karl's X. 1825 zu dessen Salbung gebraucht wurde.

Amputation heißt im allgemeinen die kunstgemäße Ablösung einzelner, nicht unbedingt zum Leben nothwendiger Glieder mittels chirurgischer Instrumente; sie wird zur Exstirpation, sobald sie ganze Organe oder Aftergebilde entfernt. Die A. muß unternommen werden, wenn das Leben durch ein örtliches Leiden gefährdet ist, z. B. bei gänzlicher Zerschmetterung des Glieds, welche dessen Erhaltung unmöglich macht; bei langwierigen, unheilbaren Eiterungen und Hohlgeschwüren mit Gängen, sog. Fisteln; bei lebensgefährlichen Pulsadergeschwülsten, Knochengeschwüren und Knochenentzündungen; beim kalten Brande; bei krebs-

artigen Geschwülsten, deren Exstirpation tödlich oder sehr lebensgefährlich sein würde. Die Instrumente, die zur A. gebraucht werden, sind hauptsächlich das Messer, die Säge, das Turniket zur Zusammenpressung der Arterien, die Schere und Feile. Zur Ablösung der Finger und Zehen bedient man sich, doch selten, des Meißels, welche Operation dann Daktylosmilensis genannt wird. Die A. selbst geschieht auf folgende Weise. Nachdem die Hauptarterien zusammengepreßt sind, um allzu heftige Blutung zu verhindern, durchschneidet man die Haut und die Muskeln, drängt dieselben nach oben zurück und durchsägt dann, höher oben, den Knochen. Hierauf werden die Blutgefäße einzeln aufgesucht und unterbunden, und die Haut und Muskeln über dem Knochen zusammengezogen. Schon im 14. Jahrh. versuchte man statt dessen eine unblutige A., das Abbinden (s. d.), welches jedoch nur in ganz besondern Fällen mit Vortheil anwendbar ist. Die Gefahren der A. bestehen in der Nachblutung, welche infolge des Wiederaufbruchs der durchschnittenen Pulsadern auftreten und zur Verblutung führen kann, im Starrkrampf, welcher in seltenen Fällen durch die unvermeidliche Durchschneidung der Nerven entsteht, in erschöpfenden Eiterungen der Schnittwunde und endlich in der Möglichkeit der Entstehung einer Pyämie oder der Vergiftung des Bluts durch Eiter.

Amrit, die ruinenreichste Stätte auf der ganzen Küste des alten Phönizien (Syrien), 2 St. südlich der Hafenstadt Tortosa, des alten Antaradus, wurde im 17. Jahrh. schon durch den Orientalisten Pococke bekannt, aber erst in neuester Zeit bei Gelegenheit der zum Schutz der Christen nach Syrien geschickten franz. Expedition durch Renan genauer untersucht und beschrieben. A. ist das alte Marathus, welches ursprünglich zum Weichbilde der Inselstadt Aradus (Arwad der Genesis; dem jetzigen Ruad) gehörte und dessen nördlichster Theil zur Römerzeit Antaradus bildete. Das Ruinenfeld A. liegt an dem Küstenbache gleiches Namens und ist auf 2 St. in der Runde unbewohnt. Die alte Stadt lag theils in der Ebene, theils auf den anstoßenden Felsen, aus denen auch mehrere der bedeutendsten Monumente ausgehauen sind. Unter diesen ist das wichtigste El-Maabed (d. h. der Tempel), ein viereckiger, auf drei Seiten von Felsmauern umschlossener Hof von 165 F. Länge und 144 F. Breite, in der Mitte mit einem aus dem Fels gehauenen Würfel von etwa 15 F. im Quadrat, welcher einer ebenfalls von drei Seiten geschlossenen, 15 F. hohen Cella als Basis dient, die mit einem großen Steine bedeckt ist. Dieser Maabed ist unstreitig der bedeutendste Ueberrest semit. Tempelbaukunst, ein heil. Tempelbezirk mit seinem Tabernakel oder der zur Aufnahme von Nationalheiligthümern bestimmten Theba. Außerdem finden sich noch zwei kleinere, ganz ähnliche Cellas vor sowie ein Sepulcralmonument, die Spindelsäulen genannt, die eher Phallussymbole als Grabpyramiden vorstellen; ferner etwa 20 Grabkammern, ähnlich den in den Ruinen von Karthago aufgefundenen; ein großartiges Grabdenkmal, welches der Schneckenberg heißt; ein Stadium mit einem kreisrunden Amphitheater und andere Reste von Bauwerken.

Amritsar, Amritsir oder Ramdaspur, Hauptstadt eines Bezirks des indobrit. Gouvernements Pendschab in Hindostan, der Haupthandelsplatz des Landes und der religiöse Mittelpunkt der Sikhs (s. d.), liegt 9 M. östlich von Lahore, zwischen dem Bias und Rawi und an dem gegenwärtigen Endpunkt der Pendschabbahn, die von Multan über Lahore hierher führt und nach Delhi, dem Endpunkt der Ostbahn, fortgesetzt wird. Die Stadt hat enge Straßen, hohe Backsteinhäuser und wird vertheidigt durch die 1809 von Randschit-Singh zu seinem und der Wallfahrer Schutz erbaute Festung Gowindgarh. Die Stadt zählt an 90000 E., theils Hindu, theils Mohammedaner, und unterhält sowol bedeutende Manufacturen grober Tuche, geringerer Seidenzeuge und nachgeahmter Kaschmirshawls als auch sehr ansehnlichen Transithandel. Bedeutsamer aber ist das Nationalheiligthum der Sikhs, das 1581 von Ram-Das, ihrem vierten Guru oder geistlichen Führer, angelegte Wasserbecken Amrita-Saras, d. h. Unsterblichkeitsquelle, nach welchem die Stadt benannt und durch welches sie zum heil. Wallfahrtsort geworden ist. Das Bassin hat 150 Schritt im Gevierte, trotz des vielen Badens krystallklares Wasser und in der Mitte auf einer kleinen Insel, zu welcher im W. eine Brücke führt, einen Tempel, der ursprünglich dem Hari oder Wischnu geweiht war. Derselbe trägt ein goldenes Dach und hat eine große goldene Thür; das Innere ist mit Marmor ausgelegt. Darin sitzt der oberste Geistliche auf einem Masnad oder Kissenthron und einem goldgestickten Teppich, einen andern von Kaschmirshawls vor sich, um Geschenke in Empfang zu nehmen. Am Rande des Beckens steht ein kleines Gebäude, in welchem Ram-Das sein Leben in sitzender, beschaulicher Stellung hingebracht haben soll, gerade vor der Brücke ein dreistöckiges Haus, in welchem die Einweihungen der zur Sikhgemeinschaft Uebertretenden stattfinden. In einem andern Hause sitzt ein Geistlicher, um von den Badenden Opfer an Geld und Gegen-

ständen in Empfang zu nehmen. Zum Dienste an diesem Heiligthume sind 5—600 Akali oder Priester bestellt. — Der Bezirk A. zählt auf 95 D.-M. 884400 E., worunter 421200 Hindu und 463200 Mohammedaner.

Amru-'l-Kais, einer der berühmtesten ältern arab. Dichter, lebte noch zur Zeit Mohammed's und war Fürst des arab. Stammes der Kendah. Er ist der Verfasser einer der berühmten sieben Moallakât, die von den Arabern sehr oft commentirt und in neuerer Zeit von Lette (Leyd. 1548), Hengstenberg (Bonn 1823) und Arnold (in den «Septem Moallakât», Lpz. 1850) herausgegeben ward. Andere Poesien des A. hat Guckin de Slane im «Diwan d'A.» (Par. 1837) veröffentlicht. Durch Rückert's «A., der Dichter und König» (Stuttg. 1847) ist ein großer Theil dieser altarab. Poesien auch im deutschen Gewande zugänglich geworden.

Amrum oder Amrom, eine fries. Insel von ⅔ D.-M. Flächeninhalt und halbmondförmiger Gestalt an der Westküste Schleswigs gelegen, doch zu dem jütländ. Amte Ripen gehörig, zählt 642 E. Die Insel wird nur in der Mitte und an der Ostseite bebaut und ist außerdem mit Dünen bedeckt. Der Austernfang an derselben ist bedeutend; auch besitzt die Insel 21 eigene Schiffe mit 57 Lasten. Den 4000 Ellen breiten Sund zwischen A. und Föhr kann man während der Ebbe trockenen Fußes passiren.

Amschaspands, bei den Parsen, in den Zendbüchern Amesha-spenta (d. i. unsterbliche Weise), heißen in der Religion des Zoroaster (s. d.) die sieben höchsten Geister des Lichtreichs, von denen die Schöpfung aller sichtbaren, guten Dinge ausging, und nach deren Rathschluß alles Vollkommene und Gute fortwährend ins Leben tritt und besteht. Ihr Schöpfer und Oberhaupt ist Ormuzd, der in ihrem Rathe den Vorsitz führt und gewöhnlich als von ihnen umgeben dargestellt wird. Den A. untergeordnet sind die Izeds (im Zend Jazatas).

Amsdorf (Nik. von), ein Anhänger und eifriger Gehülfe Luther's, war 3. Dec. 1483 zu Zschepa bei Wurzen geboren. Er studirte zu Wittenberg, ward hier 1511 Professor der Theologie, 1521 Prediger, und ging dann 1524 als Superintendent nach Magdeburg, von wo aus er auch in Goslar, Einbeck und andern hannov. Städten das neue Kirchenwesen begründen half. 1519 wohnte er der Leipziger Disputation bei, war 1521 auf dem Reichstage zu Worms und begleitete Luther, als dieser nach der Wartburg entführt wurde. Auch befand er sich 1527 auf dem Convente zu Schmalkalden und 1541 beim Colloquium zu Regensburg. Durch den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen von Sachsen, und mit Zustimmung Luther's, ward A. 1542 erster prot. Bischof zu Naumburg, nachdem die Wahl des Domkapitels, welche auf Julius von Pflugk gefallen, für ungültig erklärt worden. Doch vertrieben ihn 1547 die Kaiserlichen und setzten Julius von Pflugk als Bischof ein. Hierauf wendete sich A. wieder nach Magdeburg, wurde indeß 1552 Superintendent zu Eisenach. Er war als Freund des Flacius einer der eifrigsten Gegner der Melanchthon'schen Partei und schrieb viel Streitschriften. 1551 weihte er die Universität Jena mit ein, deren Mitbegründer er war. A. besorgte die Herausgabe von Luther's Schriften (Bonn 1555) und starb 14. Mai 1565 zu Eisenach.

Amsel, eine populäre Benennung für die Schwarzdrossel, Turdus merula L. Dieser Vogel ist einfarbig schwarz, hat einen gelben Schnabel und zeichnet sich durch seinen vorzüglichen Gesang aus, weshalb er als Stubenvogel beliebt ist. Das Fleisch ist gut, wenn auch nicht so fein als dasjenige des Krammetsvogels. Die Gattung Turdus gehört in das Geschlecht der Drosseln (s. d.), wozu auch die Zippe, Weindrossel, der Krammetsvogel u. s. w. zählen. Schildamsel heißt in manchen Gegenden eine andere Art desselben Geschlechts, nämlich die Ringdrossel, Turdus torquatus. Auch diese Art ist schwarz, mit weißlichen Federrändern, weißlichem Ringkragen auf der Oberbrust, doch nicht gelbem Schnabel. Die Wasseramsel, Cinclus aquaticus, lebt am Wasser, taucht unter und läuft auf dem Grunde der Bäche hin und nährt sich von Wasserinsekten. Sie ist am Kopf und Nacken erdbraun, am Oberkörper aschgrau mit braunen Federrändern; Kehle und Brust sind weiß, der Bauch ist dunkelbraun. An manchen Orten heißt sie auch Wasserhuhn, Wasserstaar.

Amselfeld oder Kosowaer Heide (serb. Kossowo polje), eine etwa 9 M. lange und 3 M. breite Hochebene in Altserbien, jetzt zur Liwa Scadar in Türkisch-Albanien gehörig, wird von sanftansteigenden Hügeln umschlossen, die sich allmählich nach O. zum Gebirge Ljubotini, im S. zum hohen Schargebirge (türk. Tschardagh) erheben, ist von der Sitnitza bewässert und zählt zu den fruchtbarsten und anmuthigsten Strecken der Balkanhalbinsel. Die strategische Wichtigkeit dieser Ebene hat sich mehrmals in der Vergangenheit bekundet. Auf dem A. wurde 27. (15.) Juni 1389 zwischen Sultan Murad I. und dem serb. Kaiser Lazar

die entscheidende Schlacht geschlagen, die mit dem Tode beider Herrscher und mit dem Untergange des alten Serbischen Reichs endete. Eine zweite Schlacht, durch welche die Serbier mit Hülfe der Ungarn unter Johann Hunyady ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen hofften, hatte 19. Oct. 1448 die gänzliche Niederlage der Serben durch Sultan Murad II. und deren vollständige Unterwerfung zur Folge.

Amsler (Samuel), ein ausgezeichneter deutscher Kupferstecher, geb. 17. Dec. 1791 zu Schinznach in der Schweiz, der Sohn eines Arztes, erhielt seinen ersten Unterricht in der Kupferstecherkunst durch Oberkogler, später durch Lips in Zürich, und studirte dann unter Karl Heß in München. Eine Magdalena nach Carlo Dolce war seine erste größere Arbeit. 1816 ging er nach Rom, wo er sich der dort auflebenden neudeutschen Schule anschloß. In mehrern Blättern, die er nach Statuen von Thorwaldsen stach, suchte er mit dem glücklichsten Erfolge die einfache Weise des Marc-Antonio mit charaktervoller Auffassung des Originals zu verbinden. Gemeinschaftlich mit Barth aus Hildburghausen stach er das Titelblatt zu den Nibelungen, nach einer Zeichnung von Cornelius. Während seines zweiten Aufenthalts in Rom (1820—24) fertigte er daselbst viele Zeichnungen zu späterer Ausführung, und begann sein großes Werk, den Triumphzug Alexander's nach Thorwaldsen (herausg. mit Erläuterungen von Schorn, Münch. 1835). Nachdem er 1829 an die Stelle des verstorbenen Heß bei der Akademie in München eingetreten, vollendete er 1831 sein großes Blatt nach der Grablegung von Rafael im Palast Borghese, durch das er, ebenso wie durch den Christus nach Dannecker's Statue, in Gründlichkeit der Zeichnung und freier, kräftiger, dem Original angemessener Behandlung des Grabstichels sich den ausgezeichnetsten Meistern der Kupferstecherkunst an die Seite stellte. Dann folgten (1835) die Heilige Familie Rafael's in der münchener Pinakothek und (1836) die Madonna di casa Tempi ebendaselbst. Nebenbei widmete er sich auch zahlreichen kleinen Arbeiten, z. B. nach Kaulbach, Schwanthaler und Cornelius. Sein letztes großes Werk, das er von 1840—47 ausführte, war ein Stich nach Overbeck's «Triumph der Religion in den Künsten» (zu Frankfurt im Städel'schen Institut). A. starb 18. Mai 1849 zu München. Seine künstlerische Richtung ging weniger auf die effectreiche Darstellung der Töne und ihrer Contraste als auf die möglichst reine und edle Behandlung der Form. Wenige haben Rafael so tief verstanden und mit solcher Pietät wiedergegeben wie er.

Amsterdam, die Hauptstadt des Königreichs der Niederlande und der Provinz Nordholland, liegt am Ausflusse des Y, wird durch die Amstel und mehrere Kanäle (Grachten) in 90 durch etwa 300 Brücken verbundene Inseln getheilt und ist in Gestalt eines halben Mondes meist auf eingerammten Pfählen erbaut. Die Stadt entstand im Anfange des 13. Jahrh. infolge der Errichtung einer festen Burg der Herren van Aemstel, welche bis 1204 zu Ouderkerk, 1½ St. südlicher, residirt hatten. Nachdem A. 1296 wegen der Theilnahme Gijsbrecht's IV. van Amstel an dem Morde des Grafen Floris von Holland mit ganz Amstelland (der Uferlandschaft der Amstel) der Grafschaft Holland einverleibt worden, ward der Ort 1300 oder 1301 mit städtischen Rechten beschenkt. Der Uebergang aus der gutsherrlichen Hörigkeit unter die gräfl. Landeshoheit begründete ihr erstes Glück, ihr ferneres die Befreiung von der Herrschaft Spaniens. Bald schwang sie sich zur ersten Handelsstadt der Vereinigten Niederlande empor. Schon 1585, nachdem Antwerpen wieder spanisch geworden und darum seinen Welthandel an A. verloren, mußte die Stadt westlich bedeutend erweitert werden; 1622 zählte sie bereits 100000 E. Doch diese Größe erweckte die Misgunst der Nachbarn. Der Engländer Leicester suchte sich derselben 1587 durch Verrath, Prinz Wilhelm II. von Oranien 1650 durch Ueberrumpelung zu bemeistern. Beide Versuche mislangen durch die Klugheit der beiden Bürgermeister Hooft und Bicker. Infolge des Kriegs mit England im 17. Jahrh. sank der Handel A.s so sehr, daß 1653 gegen 4000 Häuser in A. unbewohnt waren; allein bald hob sich der Verkehr auch wieder. In der Versammlung der Holländischen Staaten genossen die Bürgermeister der Stadt eines solchen Ansehens, daß sie sich fast das ganze 18. Jahrh. hindurch mit dem Erbstatthalter messen konnten. Sie hatte aber auch in dieser Zeit einen Reichthum erworben, daß keine andere Stadt in Europa ihr sich gleichstellen konnte. Der Ruf holländ. Redlichkeit und Sparsamkeit beförderte die Blüte ihres Handels. Sie war der große Markt aller Producte im Osten und Westen und ihr Hafen stets voll Schiffe. Großen Nachtheil brachten A. die Kriegsjahre mit England von 1781 und 1782; doch erholte es sich auch von diesen. Seit der Regierungsveränderung von 1795 aber verfielen Handel und Wohlstand immer mehr. Am nachtheiligsten wirkte die gezwungene Verbindung Hollands mit Frankreich, da ersteres der franz. Politik gegen die mit Frankreich kämpfenden Mächte folgen mußte. Der König

Ludwig suchte zwar den holländ. Handel durch manche Begünstigungen zu heben; auch verlegte er 1808 seine Residenz und den Sitz der Regierung nach A. Allein jenes reizte Napoleon nur um so mehr gegen Holland auf, und dieses führte, obschon sich einige neue Nahrungsquellen dadurch eröffneten, doch auch mancherlei Nachtheile für die Stadt herbei. Die Vereinigung Hollands mit Frankreich 1810 vernichtete vollends den auswärtigen Handel A.s, während zugleich die Einführung der Tabacksregie, der sog. droits réunis, und manche andere Maßregeln sehr nachtheilig auf den inländischen Verkehr wirkten. Erst seit 1813 hat der Handel in A. wieder bedeutend zugenommen, indem die unermeßlichen Kapitale der alten großen Handels- und Commissionshäuser, die solide Art des Verkehrs im Waaren- und Wechselhandel, die kundigen Waarenmäkler sowie eine Menge den Handel erleichternder und sichernder Einrichtungen A. den Vorzug vor andern Handelsstädten geben.

Die Stadt nimmt sich von der Hafenseite, dem Meerbusen Y, wegen der vielen Kirchthürme prachtvoll aus; auch ist die Uebersicht von der hohen, auf 32 Bogen ruhenden, 660 F. langen Amstelbrücke (Hoogesluis) und von der östl. Einfahrt von Muiden aus, durch die sog. Plantage, sehr schön. In früherer Zeit war A. eine starke Festung mit 26 Bollwerken, die durch willkürliche Ueberschwemmungen geschützt werden konnte, sodaß selbst Ludwig XIV. es bedenklich fand, sie anzugreifen. Allein 1787 mußte sie, nach Uebergabe der verschanzten nahen Dörfer, von einem nur mäßigen preuß. Heere bedroht, sich ergeben. Bei der jetzigen Kriegskunst kann sie nur durch Ueberschwemmung der Umgegend behauptet werden, wenn nicht ein Winter, wie der von 1794 auf 1795, auch dieses Vertheidigungsmittel wirkungslos macht; denn nur die Eisdecke machte es möglich, daß Pichegru 19. Jan. 1795 seinen Einzug in A. halten konnte. Von der Seite von Harlem deckt die Stadt die Schleuse von Halfwegen, und von der Ostseite die Schleuse zu Muiden und die Festung Naarden. Im Halbcirkel, den die Grenze der Stadt von der Landseite beschreibt, bilden die Prinzen-, Kaiser- und Herrengrachten mit dem Singel viele kleinere Halbkreise. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das vormalige Stadthaus berühmt, das unter Leitung des Baumeisters Jakob van Kampen 1648—55 erbaut ward. Das prächtige Gebäude steht auf 13659 eingerammten Pfählen, ist 282 F. lang, 235 F. breit und 116 F. hoch; 70 F. über die letztere Höhe erhebt sich der runde Thurm. Das Innere desselben schmückten mehrere ausgezeichnete niederl. Bildhauer und Maler des 17. Jahrh. Den patriotischen Niederländern misfiel es daher sehr, daß der König Ludwig 1808 das Stadthaus, in welches das früher im Hause zum Busch beim Haag aufgestellte Museum verlegt war, zu seiner Residenz bekam. Es ist nicht zu leugnen, daß der Thronsaal bereits als Bürgersaal der schönste Saal in Europa war. Noch jetzt wohnt der König, wenn er sich in A. aufhält, im Stadthause. Die Stadtbehörden halten ihre Sitzungen in dem frühern Prinzenhoff; das Reichsmuseum befindet sich im Trippenhause. Die alte, von 1608—13 gebaute Börse, unter der die Amstel in das Damrackgewässer fließt, wurde 1837 abgebrochen und eine neue jenseit des Dam gebaut. Das Ostindische Haus, das Staatsschiffswerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y dienen jetzt dem Handel und der Seefahrt. Der schöne Palast der Nationalindustrie (Volksvlyt) ward 1858—63 erbaut.

Die Zahl der Einwohner A.s betrug Jan. 1863: 263204, worunter sich außer den Reformirten 58000 Katholiken, 34000 Lutheraner, 4000 Anabaptisten, 980 Remonstranten, 26000 deutsche und 3200 portug. Juden u. s. w. befinden. Zu den wichtigsten und eigenthümlichsten Anstalten, die A.s Welthandel unterstützen, gehören insbesondere eine große Zahl Schiffswerfte, Segel-, Tau-, und Tabacksfabriken, die Diamantschleifereien, Fabriken für Gold- und Silberwaaren, Farbewaaren und chem. Präparate, Zuckerraffinerien, Brauereien, Liqueurfabriken und die Ausfuhr von Getreide und Colonialproducten. Das schöne Trippenhaus, wo sich auch die Akademie der Künste und Wissenschaften versammelt, die vom Handelsstande gestiftete Gesellschaft Felix meritis, die Gesellschaft Doctrina et amicitia, der Verein Tot nut van 't algemeen, das treffliche Lesemuseum, verschiedene Musikvereine, fünf Theater, der zum Athenaeum illustre gehörige Botanische Garten, ein sog. Zoologischer Garten, der zu den besteingerichteten Europas gehört und mit einem Ethnograph. Museum verbunden ist, die berühmte lat. Schule zeugen von dem Sinne der Bewohner für Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Den religiösen Wohlthätigkeits- und Ordnungssinn des Volks bekunden das Hospital für alte Männer und Frauen, die Armen-, Zucht- und Waisenhäuser, die Seefahrtsschule, die vielen Gesellschaften für bestimmte wohlthätige Zwecke, die Werk-, Spinn- und Besserungshäuser sowie die zahlreichen Kirchen, Bethäuser und Synagogen aller Religionsgemeinden. Die niederl. Reformirten haben 10, die franz. 2, die engl. 2, die Lutheraner 4, die Katholiken 18 und selbst

die engl. Judenbekehrer 1 Kirche. Die schönste Kirche ist die Nieuwe kerk (die Neue oder Katharinenkirche) auf dem Dam, mit den Grabmälern de Ruyter's, van Galen's und Vondel's, und einer Kanzel, welche allgemein bewundert wird. In der Oude kerk (der Alten oder Nikolaikirche) ehrte die Nation ihre Seehelden Heemskerk, van der Zaan, Sweers und van der Hulst durch Denkmäler. Bei so vielem Schönen und Großen hat A. indeß den Nachtheil einer sehr feuchten Luft und eines mephitischen Geruchs, der im Sommer aus den Kanälen emporsteigt; ferner Mangel an gutem Quellwasser und die Unbequemlichkeit sehr hoher und schmaler Wohnhäuser. Zwei Haupthindernisse des Handels in A., nämlich das wegen einer Sandbank (der Pampus) nöthige theilweise Entladen der tiefgehenden Schiffe, ehe sie in den Hafen einlaufen konnten, und Schwierigkeit des Ein- und Auslaufens in die seichte Zuydersee bei widrigen Winden, sind theilweise glücklich gehoben durch den neuen Noord-Hollandsche kanaal. Derselbe ist 26 F. tief, auf der schmalsten Stelle über 124 F. breit, 14 St. lang, reicht von A. bis Nieuwe-Diep und hat vier Fall- und zwei gewöhnliche Schleusen, welche so groß sind, daß ein Linienschiff passiren kann. Zwei große Dampfschiffe bugsiren die Kauffahrteischiffe mit ihrer ganzen Ladung binnen 18 St. durch den ganzen Kanal. Ein noch breiterer und tieferer Kanal soll jetzt durch die Landenge Holland op zijn smalst geführt werden. Vgl. Wagenaar, «A. in zijne geschiedenissen» (22 Bde., Amsterd. 1761—94); van der Vijver, «Beschrijving van A.» (4 Bde., Amsterd. 1844); Witkamp, «A. in schetsen» (2 Bde., Amsterd. 1859—63).

Amt ist zunächst soviel als Beruf, gleichviel ob öffentlicher oder privater. Der jurist. Sprachgebrauch beschränkt diese gewöhnliche Bedeutung, indem er unter A. den Beruf zur Unterstützung bestimmter allgemeiner Zwecke versteht, und zwar vorerst noch ohne Rücksicht auf die Zeitdauer, Bedeutung und Selbständigkeit dieses Thätigwerdens, desgleichen ohne Unterschied, ob das Gemeinwesen an der Förderung jener Zwecke unmittelbar oder nur mittelbar betheiligt ist. Auf dieser Begriffsstufe erscheint schon eine vorübergehende Commission, die untergeordnete Mitwirkung des gerichtlichen und polizeilichen Hülfspersonals, die auf besondere Fälle oder Personen beschränkte Mühwaltung eines Geschworenen oder Vormunds, die Dienstleistung eines immatriculirten Advocaten oder verpflichteten Mäklers als etwas Amtliches. In einem noch engern Sinne ist jedoch A. eine zur regelmäßigen Förderung von unmittelbar öffentlichen Aufgaben geschaffene selbständige Stelle sowie der Inbegriff aller Pflichten und Befugnisse, welche dem Inhaber einer solchen Stelle zukommen. Hierher gehören also mehr die höhern ständigen Aemter. Etwas Aehnliches ist in der röm. Sonderung zwischen munera und honores, Pflichtämtern und Ehrenstellen, angedeutet. Die letztern, die eigentlichen Magistraturen, galten als vorübergehend einzunehmende Standpunkte einer bestimmenden, mittelbar selbst zu großen Einkünften verhelfenden Einwirkung auf die allgemeinen Angelegenheiten, als hohe Ziele, welche an sich jedes Mitglied der höhern Klassen erreichen konnte. Zu den munera rechnete man dagegen die mit Arbeit und Repräsentationsaufwand verknüpften, unbesoldeten Municipalämter, alle Subalternstellen im Staatsdienste und die nur beschwerliche, aufgezwungene Obliegenheit eines Vormundes und Urtheilers. Bei dem modernen Aemterwesen kommt die röm. Auffassung nicht weiter in Betracht. Mit der Ausbildung des Staats und mit der Menge und Künstlichkeit seiner Mittel entfällt die Möglichkeit, ihn wegen der Befriedigung seiner Ansprüche an den bloßen Gemeinsinn zu verweisen. Jedes eigentliche A. wird jetzt zur Specialität, zum Prüfstein für eine sachverständige Vorbildung und zur besondern Lebensaufgabe desjenigen, der es bekleidet. Daher die gegen früher viel engere Verbindung des A. mit dem Inhaber, die Verleihung auf längere Zeit und selbst auf die Lebensdauer, ferner die Entgeltlichkeit der Amtsführung (Besoldung und Amtsemolumente). Desgleichen wird die Amtsfähigkeit nicht mehr blos nach dem Alter, dem Besitze der gewöhnlichen Geistesgaben, dem bürgerlichen Zustande und der Unbescholtenheit des Bewerbers, sondern überwiegend auch nach dem Vorhandensein der erforderlichen Kenntnisse bemessen. Vordem wichtige Erfordernisse, wie eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft und Rechtgläubigkeit, treten dafür in den Hintergrund. Ebenso geht die Besetzung der Aemter im höher entwickelten Staate nicht mehr von dem Gesammtwillen der Bürger aus, sondern wird zu einem besondern Hoheitsrechte der obersten Gewalt. Den eigentlichen Staatsämtern stehen die Kirchen- und Gemeindeämter gegenüber. Unter den letztern sind die Ehrenämter in der neuern Bedeutung des Wortes, d. h. die nicht mit Besoldung ausgestatteten, besonders häufig. Die Uebertragung eines A. ist keine privatrechtliche Auftragsertheilung, sondern ein Regierungsact, durch welchen ein Theil der öffentlichen Gewalt ausgelöst und der damit Bewidmete zum Thätigsein im Sinne der höchsten Sittlichkeit und Intelligenz berufen wird.

Dies legt sich auch in den Einsetzungsfeierlichkeiten dar, besonders in der Abnahme eines Amtseides, mittels dessen der Erwählte die gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten angelobt. Unter den letztern verdient besonders erwähnt zu werden die discrete Bewahrung amtlicher Geheimnisse oder die Amtsverschwiegenheit. Um die Beamten sofort als solche zu kennzeichnen, sind ihnen äußere Merkmale der übernommenen Würde, Amtsinsignien, verliehen. Hierher gehören aus den röm. Rechtsalterthümern die Curulischen Sessel der höhern Magistrate, die Lictorenbegleitung u. s. w., aus der neuern Zeit die besondere Amtskleidung, wo eine solche vorgeschrieben ist, und allenthalben das Amtssiegel. Sonstige aus der Amtswürde sich ergebende Auszeichnungen (Amtsattribute) sind: die dem Begriffe des A. entsprechende öffentliche Machtvollkommenheit, die besondere amtliche Glaubwürdigkeit (fides publica), welche den pflichtmäßigen Angaben über amtliche Wahrnehmungen zur Seite steht, und eine eigene Amtsehre. Letztere gelangt in den strengern Strafen, welche auf Beleidigung eines Beamten im Dienste oder rücksichtlich des Dienstes gesetzt sind, zur Anerkennung. Einzelne deutsche Particularrechte lassen noch in der Berufung zum höhern Staatsdienste die Ertheilung des persönlichen Adels (Amtsadel) mit enthalten sein. (S. Staatsdienst und Staatsverwaltung.) Das neuhochdeutsche Wort A., im 16. Jahrh. bisweilen auch noch Ampt, Ambt geschrieben, geht auf das althochdeutsche ampahti, ampaht, ambaht zurück, welches die beiden goth. Worte andbahti (Amt) und andbahts (Diener) in sich vereinigt, und schon bei Cäsar in der Form ambactus (Diener, servus) auftritt. Ob das Wort germanisch oder celtisch oder beiden Sprachstämmen gemeinschaftlich ist, bleibt unentschieden. Aus der der röm. Volkssprache sowie später dem Mittellateinischen angehörigen Ableitung Ambactia bildeten sich das ital. ambasciata, das span. embaxada und das franz. ambassade.

Amt der Schlüssel, s. Schlüsselgewalt.

Amtsvergehen und Amtsverbrechen. Die Vernachlässigung und Verletzung der den Beamten obliegenden Pflichten zieht nach Befinden die Verbindlichkeit zu Ersatz, ingleichen disciplinäre Ahndung oder selbst criminelle Bestrafung nach sich. Ersatz ist zu leisten, wenn einem Betheiligten aus dem dienstwidrigen Verhalten des Beamten materielle Verluste erwachsen. Die Verurtheilung auf deshalb erhobene Klage (Syndikatsklage) verpflichtet bei Unvermögen des Beamten auch den Staat oder die Gemeinde als Dienstherrn. Das Disciplinarvergehen faßt den Beamten an dem Verhältnisse zu seinem Vorgesetzten. Letzterm kommt es zu, wegen Saumseligkeit, unfertigen Betragens, Nichtbeachtung oder Ueberschreitung der dienstlichen Vorschriften, Unverträglichkeit, ferner wegen regellosen, das amtliche Decorum aus den Augen lassenden Lebenswandels mit administrativen Maßregelungen vorzugehen. Mittel der Ahndung sind hier zurechtweisende Verständigung, Ermahnung, Verweise, Ordnungsstrafen um Geld, Versetzung an Orte, wo der Dienst weniger angenehm ist, Degradation, im äußersten Falle bei hervortretender gänzlicher Unfähigkeit oder Unwürdigkeit, namentlich wenn gegen den Beamten eine Verurtheilung wegen Verbrechen ergangen ist, Entlassung oder Entsetzung. Während der Untersuchung wegen schwerer Anklagen wird der Angeschuldigte vorläufig im Dienste eingestellt (Suspension). Ein ähnliches Disciplinarverfahren kann gegen solche Personen eintreten, welche zwar kein eigentliches Amt bekleiden, aber für wichtige Hülfsleistungen patentirt und unter öffentliche Aufsicht gestellt sind, wie gegen Advocaten, Notare, Aerzte, Hebammen, Mäkler. Eigentliche, vom Gericht zu verhängende Criminalstrafen verwirkt ein Beamter sowol durch gemeine Verbrechen, wie sie jeder verüben könnte (delicta communia), als durch die vorzugsweise sog. Amtsverbrechen. Man begreift darunter alle vom Strafgesetze hervorgehobenen Gefährdungen oder Verkehrungen des öffentlichen Dienstes, und zwar gerade durch die zu seiner regelmäßigen Durchführung berufenen Organe. Die Lehre von den Amtsverbrechen bildet mit eine der schwankendsten Partien des gemeinen Rechts. Zu den Amtsverbrechen, welche ihrem Thatbestande nach genauer begrenzt sind, gehören: 1) Misbrauch der Amtsgewalt zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften. Besonders hervorgehoben wird hierunter die amtliche Erpressung (concussio) von unrechtmäßigen Vortheilen durch trügerische Vorspiegelung einer deshalb zustehenden Forderungsbefugniß. Bei der Beurtheilung kommen die lex Julia repetundarum vom J. 695 nach Erbauung Roms gegen Ausschweifungen und Erpressungen der Beamten, ferner bei Vergewaltigung durch widerrechtliches Gefangenhalten, ungesetzliche Mishandlungen, Befriedigung der Wollust an Gefangenen u. s. w. die lex Julia de vi vom J. 746, bei widerrechtlichen Nachstellungen nach dem Leben oder selbst Tödtung die lex Cornelia de sicariis vom J. 673 in Anwendung. Als Strafe wird Amtsentsetzung, Ehrlosigkeit, mehrfache Wiedererstattung des Abgepreßten, möglicherweise selbst Verbannung

und Vermögensconfiscation (wofür der neuere Rechtsbrauch Gefängniß oder Zuchthaus substituirt), oder sogar, namentlich wenn Todtschlag und Mord concurriren, der Tod verhängt. 2) Unerlaubte Annahme von Geschenken unter der Bedingung eines pflichtwidrigen Benehmens (crimen barattariae). Demjenigen, welcher durch derartige Zusagen oder Gewährungen auf den Beamten einzuwirken sucht, fällt das gemeine Verbrechen der Bestechung (corruptio) zur Last. Die Strafen der hier auch anwendbaren lex Julia repetundarum werden neuerdings meistens durch Geld oder Freiheitsstrafe ersetzt. 3) Widerrechtliche Amtsverleihung durch Misbrauch des Collaturrechts, womit die Amtserschleichung oder das widerrechtliche Eindringen in öffentliche Aemter zusammentreffen kann. Beide Vergehen bilden nach röm. Rechte das crimen ambitus, nach kanonischem Rechte das Verbrechen der Simonie. Die lex Julia de ambitu (746) und Novella 8 und 123 verhängen deshalb Geld- und Ehrenstrafen, Confiscation der Bestechungsgelder, Unfähigkeit des Candidaten zu dem betreffenden Amte und Entsetzung des Collators. Letzteres gilt auch nach gemeinem Rechte, welches sonst die Ausmittelung der eigentlichen Strafe dem richterlichen Ermessen überläßt. 4) Die Beugung des Rechts aus Parteilichkeit (crimen syndicatus), wenn Justizbeamte bei der Behandlung von streitigen Rechtssachen absichtlich, wiewol ohne bestochen zu sein, aus Haß, Zuneigung, Mitleiden oder ähnlichen Gründen sich einer Parteilichkeit zum Schaden eines der Betheiligten schuldig machen. Bei der Unbestimmtheit der einschlagenden Gesetze hält sich die Praxis wiederum zu arbiträren Strafen ermächtigt. 5) Das crimen de residuis (lex Julia vom J. 746), d. i. jede absichtliche instructionswidrige Verfügung über öffentliche Gelder durch den Kassenbeamten mittels Zurückhaltung, ungehöriger Verausgabung oder Veruntrauung. Es tritt deshalb je nach der Sachlage bald blos disciplinäre Ahndung, bald, namentlich bei Kassenveruntrauung, außer Amtsentsetzung Freiheitsstrafe ein. 6) Die Befreiung eines Gefangenen durch den Gefangenwärter kann nach der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl's V., wenn sie vorsätzlich erfolgte, mit derselben Strafe belegt werden, welche dem widerrechtlich befreiten Criminalgefangenen gebührt. Läßt sich diese Strafe nicht ausmitteln oder der böse Vorsatz nicht nachweisen, so bestimmt das richterliche Ermessen die Strafe der Befreiung. Die neuern Gesetzbücher suchen, wenn auch nicht in durchgehender Uebereinstimmung, das gemeine Recht zu ergänzen, indem sie die darin ausdrücklich bedrohten Verbrechen genauer feststellen, die rein willkürlichen Strafen beseitigen und die Lücken durch die Aufstellung neuer strafrechtlicher Rubriken, wie eigenmächtiges Verlassen des Amts, Verletzung des Amtsgeheimnisses, pflichtwidrige Nichtverhinderung oder Nichtverfolgung von Verbrechen, ausfüllen. Freilich waltet in manchen dieser neuern Bestimmungen gar sehr die Tendenz vor, die Amtsgewalt überhaupt zu Gunsten der absoluten Regierungsgewalt zu beschränken.

Amu oder Amu-Darja, der Gihon oder Dscheihun der Araber, der Oxus der Alten, der südl. Hauptstrom von Turan oder Turkistan, kommt aus dem kleinen Alpensee Sari-Kul in dem Gebirge, welches das Hochplateau von Pamir begrenzt, in 15230 F. Höhe, strömt zuerst nach SW. und wendet sich dann nach NW., um sich in das Südende des Aralsees zu ergießen. In einem großen Theile seines Laufes ist er schiffbar; aber im ganzen obern Laufe bleibt er im Winter gefroren, und in strengen Wintern gefriert er sogar im untern Laufe. Er durchfließt zunächst das kalte Gebirgsland Wochan, wo er fünf Nebenflüsse aufnimmt, berührt dann rechts das malerische Bergland Badachschan, nimmt unter andern Flüssen den Badachschan auf und heißt von da an erst A. Seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Ak-Serak, empfängt er links aus Kundus und von dessen Einmündung an ist er schiffbar. Im mittlern Laufe hat der A. 2100—2400 F. Breite und 6—24 F. Tiefe. Ehe er mündet, bildet er ein sumpfiges, schilfbedecktes Delta, dessen tiefe Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Nach den Ueberlieferungen der Anwohner ergoß sich der A. einst in das Kaspische Meer, und wirklich läßt sich von seinem Unterlaufe nach SW. hin bis zum Balkanbusen dieses Meeres ein trockenes Flußbett, Oeghus genannt, verfolgen, dessen Uferränder noch Ueberreste von Städten und Dörfern tragen. Einer der Hauptarme des untern A., der Laudan, ist vor etwa 50 J. abgedämmt und in ein anderes Bett zum Aralsee geleitet worden, aber er zeigt beständig die Neigung, sich wieder der frühern Gegend zuzuwenden, und der Andrang des Wassers wächst mit jedem Jahr. Der letzte Khan von Chwärism, dem jetzigen Khanat Khiwa, Sultan Mehemed, der zu Kunja Urgendj residirte, durch welches damals der A. floß, hat die Wüste zwischen dem A. und Aralsee durch Grabung von Bewässerungskanälen fruchtbar gemacht. Mit zunehmender Ansiedelung hat Zahl und Umfang der Kanäle zugenommen, sodaß der A. ganz allmählich sich nach dieser Seite hingewendet und die nach W. führenden Arme verlassen hat. Gegenwärtig sind dagegen

alle Hauptkanäle auf der linken Seite angelegt, und infolge dessen geschieht es, wie es scheint, daß der Hauptandrang des Wassers jetzt wieder nach dieser Westseite gerichtet ist. Die Länge des A. wird auf 350 M., die Größe seines Stromgebiets auf 12100 Q.-M. geschätzt.

Amulet nennt man einen mit gewissen Figuren, Charakteren oder einer Inschrift versehenen Körper, z. B. Stein, Metall u. s. w., welchen man bei sich, gewöhnlich am Halse, trägt, um gegen Krankheiten, Bezauberung, Verwundung und andere Uebel geschützt zu sein. Der Name (vom arab. hamalah, das Getragene, Umgehangene) stammt, wie die Sache, aus dem Orient. Die ältesten A. finden sich bei den Aegyptern, wo sie die Form des Käfers hatten. Bei den Griechen hieß ein solches sympathisches Schutzmittel im allgemeinen Phylakterion, bei den Römern Amuletum. Die Juden betrachteten die Pergamentstreifen mit den Gesetztafeln, die sie bei sich tragen mußten, als Abwehr aller Uebel und der bösen Geister. Von den Heiden ging der Gebrauch der A. in die christl. Kirche über. Man gab ihnen die Inschrift ἰχθύς, d. h. Fisch, indem dieses Wort die Anfangsbuchstaben der griech. Worte «Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland» enthält. Eine eigene Art A. waren die Abraxassteine (s. d.) der Basilidianer und anderer gnostischer Sekten im 2. Jahrh. n. Chr. In der spätern Zeit trug man die A. so häufig, daß im 4. Jahrh. die Verfertigung derselben den christl. Geistlichen bei Verlust ihres Amts untersagt werden mußte und die A. selbst 721 zu Rom feierlich verdammt wurden. Bei den Türken und vielen Völkern des mittlern Asiens glaubt sich jeder durch ein A. schützen zu müssen. Mit der Verbreitung arab. Wissenschaft und Astrologie verbreiteten sich auch die astrol. A. der Araber, die Talismane (s. d.), im Abendlande. Ueber A. und das Lesen der Inschriften auf denselben vgl. Kopp's «Palaeographia critica» (Bd. 3 u. 4, Manh. 1829); außerdem Ewele, «Ueber Amulete» (Mainz 1827). Neuerdings hat die Anwendung des Magnetismus die A. wieder in Aufnahme gebracht, wobei man jedoch nur eine auf Naturgesetze gegründete Wirksamkeit erzielen will.

Amur oder Sachalin-Ula, einer der größten Ströme Ostasiens, entsteht bei dem russ. Dorfe Ust-Strelotschoi unter 53° 20′ nördl. Br. und 139° 20′ östl. L. durch die Vereinigung des Argun oder Kerlon (Kerulun) mit der aus dem Zusammenfluß des Onon und der Ingoda gebildeten Schilka. Der A. durchströmt erst im östl. Laufe bis oberhalb Albasin (s. d.), dann mit einer großen südl. Biegung, die seinen mittlern Theil bis zur Parallele von 47½° nördl. Br. hinabbringt, die ganze Nordhälfte der Mandschurei und ergießt sich unterhalb der Festung Nikolajewsk in 53° nördl. Br. und 158° 40′ östl. L. in den weiten, aber großentheils seichten und schwierig zu befahrenden Amur-Liman, der im O. durch die langgestreckte Insel Sachalin vom Großen Oceane getrennt, im N. mit dem Ochotskischen und im S. durch die schmale Mamia- oder Newilskystraße mit der Tatarischen Meerenge und so mit dem Japanischen Meere in Verbindung steht. Die Länge des Stromlaufs mit Einschluß des Kerlon beträgt etwa 600 M. und das Flußgebiet wird von 36430 bis zu 53460 Q.-M. geschätzt. Der A. kann ganz, außerdem die Schilka bis oberhalb Nertschinsk, die Ingoda bis nach Tschita, der jetzigen Hauptstadt des transbaikalischen Gebiets in Sibirien, befahren werden: eine Schiffahrtslinie von mehr als 430 M. Länge und großer Wichtigkeit als Handelsstraße für das Amurland (s. d.). Ein Gebirgszug, der sich in 51° nördl. Br. vom Chingangebirge, an der Westgrenze der Mandschurei, abzweigt, früher Kleiner Chingan, jetzt Burejagebirge genannt, streicht gegen O. und SO. zu dem mittlern Laufe des A., und jenseit desselben wendet er sich gegen NO. zu dem Stanowoigebirge an der Nordgrenze des Flußgebiets. So wird dasselbe gleichsam in zwei Becken getheilt, in ein nordwestliches mit dem gegen SO. gerichteten Oberlauf des A. und den Nebenflüssen Dseja und Bureja, und ein viel ausgedehnteres im S., SO. und O. mit dem nordostwärts gerichteten Unterlaufe und den Nebenflüssen Sungari, Ussuri, Gorin u. a. Von Ust-Strelotschoi an windet sich der A. durch die bewaldeten Ausläufer des Chingan- und Stanowoigebirgs ostwärts in einem engen Felsenthale. Von Albasin an entfernen sich die Berge mehr und mehr von dem Flusse und werden niedriger. Das weidereiche Thal wird offener und weit zahlreichere Inseln als vorher treten auf, welche durch Theilung des Fahrwassers die Schiffahrt erschweren. Wiederholt treten einzelne, zum Theil grotesk gestaltete, steile Felsmassen dicht an den Fluß, der unter 51½° nördl. Br. rechts den Komar aufnimmt. Erst bei Blagowestschensk, an der Mündung der mächtigen Dseja (Seja), die rechts durch den Selimdschi verstärkt wird, beginnt eine weitgestreckte Ebene, ein baumloses Prairieland. Seine Ufer beleben nun eine Menge mandschurischer Dörfer, umgeben von bestellten Feldern, Weiden und Rinderheerden; auch liegt hier am rechten Ufer die Festung Aigun (s. d.). In langsamem

Laufe durchschneidet der A. die Ebene, umschließt eine Menge labyrinthischer Inselgruppen, wird dann, bereits wieder umwaldet, von N. her abermals verstärkt durch den Niederungsstrom **Bureja** oder Njuman und durchbricht hierauf mit reißender Strömung auf einer fast 30 M. langen Strecke das finstere, dichtbewaldete Burejagebirge in einem vielfach gekrümmten, von 800 F. hohen Bergen auf 1800 F. Breite eingeengten Felsenbett. Nach diesem Durchbruch durchfließt der A. eine einförmige, fast ganz menschenleere, aber fruchtbare Prairie als ein breiter, mit zahllosen Inseln besäeter Strom. Hier nimmt er von SW. her den **Sungari** oder **Songari** auf, der am Schneegebirge Schan-alin entsteht, links den Nonni, rechts den Hulcha empfängt und von den Chinesen als der eigentliche Hauptstrom angesehen wird. Derselbe scheint auch dem A. seine nordöstl. Richtung zu geben und ist ihm jedenfalls an Größe und Mächtigkeit ebenbürtig. Nach dieser Confluenz hat der A., der von hier an bei den Eingeborenen Mangu heißt, ein so breites und mit niedrigen Inseln so dicht besetztes Bett, daß man selten beide Ufer zugleich erblicken kann. Im S. treten einige Granitfelsen an ihn heran; sonst bleibt sich der Charakter der Ufer gleich bis zur Mündung des **Ussuri**. Dieser schöne Fluß durchströmt von S. her erst ein waldiges Bergland, dann Prairie, zuletzt ein niedriges Wiesenland. Er bildet jetzt die Grenze zwischen China und Rußland sowie die Grenze der fast menschenleeren Einöde, durch welche der A. zuletzt seinen Lauf genommen. Kleine Dörfer begleiten hierauf den Hauptstrom bis zur Mündung. Zugleich trennt der Ussuri die endlosen Ebenen von dem Gebirgsland des Küstengebiets, welches den A. zwingt, eine nordnordöstl. Richtung einzuschlagen. Das linke Ufer bleibt bis zum $50\frac{1}{2}°$ nördl. Br. ziemlich flach, dann aber senken sich auch hier Bergzüge, die den A. bis zum Dorf Kidsi (Kisi) hin beengen. Bei Kidsi, wo die Russen die Festung **Mariinsk** gebaut haben, unter 51°42′ nördl. Br., weichen die Berge zu beiden Seiten auseinander, sodaß sich ein $6\frac{1}{2}$ M. langer, seichter See bilden konnte, an dessen Westeingang jetzt die Stadt **Sofjewsk** erbaut ist, und dessen Ostende sich der Küste in der Gegend der Castriesbai bis auf 2 M. nähert, und von ihr nur durch niedrige, jetzt von einer Eisenbahn durchschnittene Höhenzüge getrennt ist. Aber anstatt hier nach dem Meere hin durchzubrechen, setzt der A., ähnlich der Donau in der Dobrudscha, vielmehr seinen Lauf noch eine gute Strecke gegen N. fort, indem er ein rauhes Bergland umsäumt, daß sich bis über 2000 F. hoch erhebt und oft in 300 F. hohen Felswänden zum Flusse abfällt. An dem linken Ufer breitet sich hier eine wellenförmige, sumpfige Waldfläche aus, die vom Amgunj oder Hyngu, dem letzten Zufluß des A., durchströmt wird, und in der sich die Seen Udal, Orel und Tschlja von dem A. abzweigen. Bei dem Vorgebirge Tebach aber wendet sich der Strom plötzlich nach O. und SO., um das Küstengebirge zu durchbrechen und seinen Mündungsgolf zu erreichen. Auf seinem untern, gegen NNO. gerichteten Laufe erhält er zahlreiche Zuflüsse, wie den Dondon, den reißenden Chungar u. a. rechts, den Gorin und Amgunj links. Die vielen Inseln und Arme mit wechselnder Tiefe, die zahlreichen Bänke und Riffe, die oft sehr starke Strömung machen die Schiffahrt auf diesem Theile des A. schwierig.

Amurland heißt der in neuerer Zeit von China an Rußland abgetretene Theil der Mandschurei, und zwar das ganze Gebiet auf dem linken Ufer des Amur, nebst dem ganzen Küstenstriche im O. des Amur, seines Nebenflusses Ussuri und einer Linie von diesem zu dem Flusse Thumen an der Grenze von Korea, zusammen 11800 Q.-M. Das Land zerfällt in die innere **Amurprovinz** am linken Ufer des Amur mit der Hauptstadt Blagowestschensk, und dem zum «Küstengebiet von Ostsibirien» gehörigen **Seedistrict des Amurlandes** mit den Kreisstädten Nikolajewsk und Sofjewsk. Geographisch wie politisch wird aber zum A. auch die Insel Sachalin (s. d.) gerechnet, wodurch sich das Areal des ganzen A. auf 13000 Q.-M. erhöht. An der Nordgrenze des Landes zieht sich das Stanowoigebirge hin, das zahlreiche Arme südwärts aussendet. An der Nordwestecke durchbricht der Amur die Ausläufer dieses sowie die des Chingangebirges, das in seinem südl. Verlaufe die Westgrenze der Mandschurei gegen die Wüste Gobi bildet. Die Verbindung zwischen beiden Gebirgen bildet das Burejagebirge. (S. Amur.) An der Südgrenze gegen Korea erhebt sich das Schneegebirge Schan-alin. Mit diesem in Verbindung steht das **Küstengebirge des A.**, welches auf einer Länge von 11 Breitengraden nur von dem Amur durchbrochen wird und die ganze Strecke zwischen der Tatarischen Meerenge und der Stromfurche des Ussuri und untern Amur füllt. Es ist völlig menschenleer, meist dicht bewaldet und fällt überall steil zur Küste ab, von welcher aus sich nackte und schroffe Berge in mächtigen Felsbänken über die Waldregion hinaus zu einer absoluten Höhe von 3600—4200 F. emporthürmen. Das Meeresufer ist durchweg steil und mit Nadelwald bewachsen, ohne bedeutendere Flüsse, aber reich an schönen Häfen. Solche sind: die Castries-

bai, welche durch die von ihr nach dem Kibsisee, an dessen Westeingang Sofijewsk liegt, erbaute Eisenbahn Bedeutung erlangt hat; dann die Hadschibai, der Kaiserhafen der Russen, die Barracontabai der Engländer, die einen ganz von hohen Felsen umschlossenen Fjord darstellt; die Wladimirbai; die Olgabai; endlich an der Südküste die herrliche Victoriabai, von den Russen auch Meerbusen Peter's d. Gr. genannt, mit den tiefeinschneidenden Golfen Napoleon und Guerin, und nahe der Grenze von Korea der Possiethafen, der besonders wegen des an ihn stoßenden Steinkohlenlagers von Wichtigkeit ist. Diese geräumigen und sichern Häfen sind für die Entwickelung der russ. Seemacht in den Gewässern des Großen Ocean von Bedeutung, um so mehr, da der Zugang zum Amur selbst für große Schiffe schwierig und die Hälfte des Jahres zugefroren ist.

Das Klima des Landes ist selbst an der Küste weit rauher, als seine geogr. Lage zwischen 48° und 54° nördl. Br. erwarten läßt. Zwar übt das Meer einen mildernden Einfluß, allein infolge der ungünstigen Vertheilung der Windrichtungen doch nur in geringem Maße. Der obere Amur ist von Oct. bis Anfang April, der Liman von Nov. bis Ende Mai gefroren. Die Extreme der Sommer- und Wintertemperatur gehen oft um mehr als 60° R. auseinander. Im Innern des Landes, an dem mittlern Laufe, dem südl. Bogen des Amur, berühren sich Klima, Pflanzen- und Thierwelt von Nord- und Südasien. Das Land hat eine üppige Vegetation, herrliche Laubwälder von Eichen, Linden, Ahornarten, Ulmen, Eschen, Wallnußbäumen sowie von fast allen sibir. Blumen. Die Feuchtigkeit, namentlich die jährliche Regenmenge, ist viel bedeutender als in Sibirien, und die Wiesen stehen den besten sibir. nicht nach. Der Boden ist fast überall sehr fruchtbar. Die Gewässer sind reich an Fischen, namentlich an Stören und Lachsarten. Pferde, Rinder, Schafe gibt es in Menge; strichweise findet sich das Renthier; die Zahl der jagdbaren Thiere ist sehr groß. Die einheimische, überaus spärliche Bevölkerung gehört (mit Ausnahme der Giljaken am untersten Amur) dem tungusischen Volksstamme an und lebt großentheils nur von Jagd und Fischfang. Es wohnen am Amur die Orotschonen abwärts bis Albasin, die Monjagern bis Aigun, die Biraren bis zur Bureja, die Golde zu beiden Seiten der Ussurimündung, die Orotschen weiterhin zwischen dem untern Amur und dem Küstengebirge, das sie selten überschreiten, die Samagern am Gorin, weiterhin die Mangunen oder Oltscha, endlich die Negda am Amgunj. Man hat die Gesammtzahl dieser Stämme auf 10000 Köpfe, die der russ. Colonisten (1860) auf 10—15000 veranschlagt, von welch letztern 1365 auf Blagowestschensk und 2183 auf Nikolajewsk kommen. Im Sept. 1860 hat die Regierung das Statut eines Amur-Kosackenheers genehmigt, dem die ganze Amur- und Ussurilinie bis zur Südküste, also die ganze Grenze gegen China, zur Bebauung und Ansiedelung angewiesen ist. Die Zahl der Militärcolonisten beiderlei Geschlechts setzte man vorläufig auf 15—20000. Das ganze Land dürfte sonach auf 11800 Q.-M. nur etwa 40000 E., also drei bis vier auf 1 Q.-M., zählen. Anfangs überschätzte man den Werth der neuen russ. Erwerbung; gegenwärtig erwartet man eine zwar reiche, aber nur sehr allmähliche Entwickelung des neuen Gebiets. Das Land eignet sich trefflich für Ackerbau und Viehzucht, vermag eine zahlreiche Bevölkerung zu nähren und ist außerordentlich reich an Bauholz, Fischen und jagdbaren Thieren. Namentlich aber hat es in der Handelsstraße des über 430 M. weit schiffbaren Amur einen unschätzbaren Vorzug vor Sibirien, dessen Flüsse sich in das unnahbare Eismeer ergießen. Roggen, Wolle und Vieh werden unzweifelhaft sehr wichtige Ausfuhrproducte werden, und die Einfuhr jeder Art von Colonial- und Luxuswaaren wird Sibirien künftig weit leichter von O. her erhalten, als auf dem schwierigen und kostbaren Wege von W. her. Bei der schwachen Bevölkerungszahl ist jetzt ein bedeutender Handelsverkehr noch nicht möglich. 1855 und 1856 waren nur je zwei Schiffe, 1859 schon 13 Kauffahrteischiffe eingelaufen. Ins Ausland wurden exportirt: Wolle, Seife, Häute, gesalzenes und getrocknetes Fleisch, Marder- und Eichhörnchenfelle, zusammen für 19777 Rubel, während die Einfuhr über 1 Mill. Rubel betrug.

Die ersten Nachrichten vom Amur erhielten die russ. Machthaber im neueroberten Ostsibirien 1639 durch Kosacken, die von den Tungusen am südlichern Ud von dem mit mancherlei Hülfsmitteln ausgestatteten A. und dem Silberreichthum der Dauren an der Schilka hörten. Solche Berichte gaben Veranlassung, daß 1643 Wasily Pojarkow von Jakutsk nach dem Amur abgeschickt wurde. Nachdem er 1646 zurückgekehrt, unternahmen einzelne Abenteurer kleinere Züge zum obern Amur, und 1649 folgte der größere Zug des Jerofei Chabarow, der am Amur das Fart Jaksa, das spätere Albasin, anlegte. Da der Daurenfürst Lawkai mit seinem

Volke geflüchtet, holte Chabarow russ. Verstärkungen und zog mit diesen 1651 raubend und verheerend den Amur hinab, sodaß die Eingebornen zu verzweifeltem Widerstand aufgestachelt wurden. Etwas oberhalb der Ussurimündung überwinterte Chabarow und schlug 1652 ein überlegenes chines. Heer zurück. Er ging dann wieder den Amur aufwärts und gründete an der Mündung des Komar den Komarskoi-Ostrog ($51^1/_2$° nördl. Br.), der längere Zeit der Centralpunkt der russ. Macht am Amur blieb. An Chabarow's Stelle erhielt sodann Stepanow den Oberbefehl, der ebenfalls Raubzüge unternahm, aber 1658 mit den Seinen erschlagen ward. Erst 1665 erschien der wegen eines Mordes flüchtige Kosacke Tschernigowski mit andern Flüchtlingen wieder am Amur und baute das zerstörte Albasin wieder auf. Derselbe unterwarf sich 1670 gegen Vergessen alles Geschehenen den Wojwoden von Nertschinsk, und nun zogen zahlreiche russ. Colonisten nach Albasin, legten in dessen Umgebung Dörfer an und trieben mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht. Dagegen aber gründeten die Chinesen Aigun (s. d.), zerstörten die russ. Ostroge an der Dseja, dem Amgunj u. s. w. und rückten 1685 vor Albasin, das sie nach der Uebergabe und dem freien Abzuge der Einwohner zerstörten. Bald jedoch kehrten die Russen zurück, bauten Albasin wieder auf, schlossen aber endlich, nachdem sie eine lange Belagerung ausgehalten, mit den Chinesen 27. Aug. 1689 den Friedensvertrag von Nertschinsk, durch den eigentlich das ganze Amurland chinesisch und den Russen verschlossen wurde. Wiewol seitdem alle Machthaber Ostsibiriens an die Erwerbung des reichen Landes dachten, schritt doch erst Graf Nikolai Murawjew (s. d.), seit 1848 Generalgouverneur von Ostsibirien, mit Ernst dazu und sah seine Bestrebungen mit vollständigem Erfolge gekrönt. Russ. Kriegsschiffe untersuchten zunächst 1849 die noch fast ganz unbekannte Tatarische Meerenge, 1850 den Amur-Liman, wo 1851 der Nikolaiposten (Fort Nikolajewsk) gegründet wurde. 1853 erstanden dann die Forts Mariinsk (bei Kidsi am Amur), Alexandrowsk an der Castriesbai, Konstantinowsk am Kaiserhafen, Ilgin an der West- und Murawiew an der Südküste von Sachalin. Inzwischen organisirte Murawjew in Daurien eine große Expedition, die mit etwa 1000 Mann Infanterie und Kosacken sowie einigen Kanonen auf zahlreichen Flößen und etwa 50 Booten, begleitet vom Dampfschiff Argunj, 15. Mai 1854 von Schilkinskoi-Sawod, unterhalb Nertschinsk, abging und 15. Juni Mariinsk erreichte. Hierdurch wurde factisch die russ. Herrschaft über den Amur gegründet. Als 1855 der Krieg zwischen Rußland und den Westmächten sich auch im Großen Ocean fühlbar machte, und der St.-Peter-Paulshafen auf Kamtschatka auf die Dauer nicht haltbar erschien, begaben sich die Beamten Kamtschatkas und die russ. Kriegsschiffe des Ochotskischen Meeres an den untern Amur, und ihre Ankunft steigerte die begonnene Thätigkeit. Nikolajewsk wurde Sitz der Marine, Mariinsk Centralpunkt der Landtruppen. Von Schilkinskoi-Sawod aus fanden zu dieser Zeit noch drei aufeinander folgende Expeditionen den Amur abwärts statt, welche etwa 3000 Soldaten und 500 Ansiedler nebst Geschütz, Rindvieh, Pferde, Lebensmittel, Ackergeräthschaften u. s. w. in das Mündungsland des Amur schafften, wo nun Bauten, Befestigungen u. dgl. ungemein rasch fortschritten. Die Chinesen legten diesem Beginnen kein Hinderniß in den Weg, sondern begnügten sich mit der Aufzeichnung der vorüberfahrenden russ. Boote. Durch kaiserl. Befehl vom 31. Oct. 1856 wurde das bisherige Gebiet von Kamtschatka durch das untere A. vergrößert und erhielt den Namen «Küstengebiet von Ostsibirien» und Nikolajewsk zum Hauptort und Sitz des Gouverneurs. Die Zahl der Colonisten wuchs ebenso wie die russ. Ansiedelungen, die alsbald von der Amurmündung bis zum Ussuri hinauf reichten. Der Verkehr auf dem Hauptstrom hob sich mehr und mehr. Endlich ward 1858 die officielle Vereinigung des A. mit dem russ. Reiche ausgesprochen. Schon 1857 war der Admiral Graf Putjatin aus Petersburg abgeschickt worden, um von China die Abtretung des Amur zu erlangen. Die Chinesen wollten jedoch anfänglich nichts von Unterhandlungen wissen, bis sie die Wendung ihres Kriegs mit den europ. Westmächten gefügiger machte. Noch bevor im Juni 1858 die Verträge von Tien-tsin, die den Europäern das Himmlische Reich eröffnen sollten, zu Stande gekommen, schloß Murawjew 28. Mai zu Aigun mit dem chines. Civilgouverneur einen Vertrag ab, wonach den Russen das linke Ufer des obern und mittlern sowie beide Ufer des untern Amur von der Mündung des Ussuri an überlassen und diesen außerdem freie Schiffahrt auf den rechten Nebenflüssen des Amur gestattet wurde. Dieser Vertrag fand durch den Handelstractat, welchen Graf Putjatin 13. Juni ebenfalls zu Tien-tsin unterzeichnete, seine Bestätigung. Schon 21. Mai hatte Murawjew den Grundstein zu einer neuen Stadt Blagowestschensk (an der Vereinigung der Dseja und des Amur) gelegt, und später beschloß man die Anlegung von Sofiewsk nahe oberhalb Mariinsk. Durch kaiserl. Befehl vom 20. Dec. 1858 wurde das neu-

erworbene Land in das «Amurgebiet» und den «Seedistrict» getheilt. Nach dem Friedensschlusse zwischen China und den Westmächten schloß 14. Nov. 1860 auch der russ. General Ignatiew mit dem chines. Prinzen Kong einen neuen Handelsvertrag zu Peking ab, welcher zugleich die östl. wie die westl. Grenze zwischen China und Russisch-Asien regulirte. Vertragsmäßig läuft hiernach die Grenzlinie am Amur abwärts bis zur Mündung des Ussuri, an diesem aufwärts zur Songotscha, durchschneidet den großen See Hinkai (Kengka), zieht zum Flusse Belen-ho (Tur), folgt von dessen Mündung dem Kamme des Gebirges bis zur Mündung des Hupitu (Haptu), dann der zwischen dem Flusse Khur-tschun und dem Meere gelegenen Bergkette bis zum Flusse Tjumen oder Thumen-Kiang, $1\frac{1}{5}$ M. oberhalb dessen Mündung in die Bai Goschkewitsch des Japanischen Meeres. Außer den vielen lehrreichen Mittheilungen in den verschiedenen geogr. Zeitschriften vgl. Venault, «Voyage fait en 1850 dans la Mandchourie septentrionale» (Par. 1852); Schrenck, «Reisen und Forschungen im A. 1854—56» (4 Bde., Petersb. 1858); Maack, «Reise nach dem Amur 1855» (in russ. Sprache, mit Atlas, Petersb. 1859); Collins, «Exploration of Amoor river» (Washingt. 1858) und dessen «A voyage down the Amoor etc.» (Newyork 1860); «Die Bedeutung des A. in commerzieller Hinsicht» im «Preuß. Handelsarchiv» (Jahrg. 1860, Nr. 10 u. 11); «Ueber die Entwickelungsgeschichte des A., insbesondere in mercantiler Beziehung» in der «Baltischen Monatsschrift» (Riga 1860).

Amusetten heißen die leichten, einpfündigen, mit einer kleinen Räderprotze versehenen Kanonen, welche ehemals den leichten Truppen mitgegeben wurden und besonders für den Gebirgskrieg bestimmt waren. Außer den A. des Marschalls von Sachsen, des Grafen Rostaing und den in Dänemark üblich gewesenen, sind besonders die des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg zu bemerken, der sie so einrichtete, daß sie von fünf Menschen gezogen und bedient werden konnten. Auch der Herzog von Weimar gab 1798 seinen Jägern A. Seitdem jedoch die Feldartillerie beweglicher geworden, hat man sie abgeschafft, zumal ihre Wirkung wegen der geringen Schußweite und des kleinen Kalibers, das den Gebrauch der Kartätschen nicht zuließ, nur unbedeutend sein konnte.

Amygdalaceen, mandelbaumartige Gewächse, Name einer aus lauter Bäumen und Sträuchern bestehenden Pflanzenfamilie, zu welcher außer den Mandelbaumarten (s. Mandel) unser sämmtliches Steinobst (Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. s. w.), dann verschiedene wildwachsende Holzarten mit ungenießbaren Früchten (z. B. Schlehdorn, Traubenkirsche, Felsenkirsche) gehören. Die Blüten dieser Gewächse haben einen röhrigen Kelch, fünf meist weiße Blumenblätter, zahlreiche, mit einem honigabsondernden, die Kelchröhre auskleidenden Ringe eingefügte Staubgefäße und einen einzigen oberständigen Griffel. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich die stets einkernige und meist nur Einen Samen enthaltende Steinfrucht.

Amygdalin ist ein in den bittern Mandeln vorkommender, 1830 von Robiquet entdeckter und von Liebig und Wöhler genauer untersuchter Stoff. Er findet sich aber auch noch in manchen andern Pflanzen, z. B. in den Kirschlorberblättern. Der Stoff krystallisirt in großen Krystallen und ist in Wasser und kochendem Alkohol leicht löslich. Mit dem Eiweißstoffe der bittern Mandeln, dem Emulsin, und Wasser in Berührung, zersetzt sich das A. durch eine eigenthümliche Gärung in Bittermandelöl, Blausäure und Zucker. Hierauf beruht die giftige Wirkung der bittern Mandeln, denn nach ihrem Genusse wird das A. im Magen zum Theil in Blausäure verwandelt.

Amyklä, eine Stadt in Lakonien, am Ufer des Eurotas, 20 Stadien südöstlich von Sparta (in der Gegend des heutigen Sklavochori), wo Tyndareus residirte und dessen Gattin Leda den Kastor, Pollux und die Helena vom Jupiter gebar. In frühern Zeiten wurde A. so häufig von den Ueberfällen der Spartaner heimgesucht, daß die Bewohner wiederholt bei dem leeren Gerücht von dem Anrücken des Feindes in tödlichen Schrecken verfielen. Man gab darum ein förmliches Gesetz, wonach von den Ueberfällen der Spartaner gar nicht mehr gesprochen werden durfte. Die Stadt ward aber einst wirklich wieder von den Spartanern angegriffen, und ohne weiteres zerstört, weil keiner der Bewohner, aus Furcht vor dem harten Gesetze, die nahende Gefahr hatte verkündigen mögen. Daher auch das Sprichwort: «Durch Schweigen ging A. unter.» Berühmt war bei A. das Heiligthum des Apollon Amykläos, in welchem sich ein sehr alterthümliches, roh gearbeitetes, an 30 F. hohes, ehernes Standbild des Gottes mit dem von Bathykles gefertigten Thronsessel befand.

Amylen, s. Aether.

Amylum, s. Stärkemehl.

Amyot oder **Amiot** (Jacques), namhafter franz. Schriftsteller, geb. 30. Oct. 1513 zu Melun, war Lehrer der griech. und lat. Sprache zu Paris und starb 6. Febr. 1593 zu Auxerre. Sein literarischer Ruf gründet sich auf die franz. Uebersetzungen griech. Classiker, welche Racine ihrer einfachen Sprache und naiven Haltung wegen als unübertrefflich bezeichnet. Unter denselben ist besonders die franz. Bearbeitung der «Vies des hommes illustres» des Plutarch hervorzuheben, welche sehr oft gedruckt, am besten aber herausgegeben wurde von Brotier und Vauvilliers (22 Bde., Par. 1783—87; 25 Bde., 1801—6). — A. (Joseph), ein berühmter franz. Jesuit, geb. 1718 zu Toulon, ging 1750 als Missionar nach Peking, wo er Gelegenheit nahm, sich genauere Kenntnisse über China zu verschaffen. Ihm verdankt man die ausgebreitetsten Belehrungen über Alterthümer, Geschichte, Sprache und Künste in China, wo er sich bis zu seinem Tode (1794) aufhielt. Mit der chines. und tatar. Sprache vertraut, konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten befinden sich in den «Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois» (16 Bde., Par. 1776—1814). Sein «Éloge de la ville de Moukden» wurde von de Guignes und sein «Dictionnaire tatar-mantchou-français» von Langlès (3 Bde., Par. 1789) herausgegeben. Der Minister Bertin, selbst Kenner der orient. Sprachen, hatte zu letzterm die nöthigen Typen auf eigene Kosten anfertigen lassen.

Amyris nannte Linné eine Gattung balsamischer Holzgewächse aus der jetzigen Familie der Burseraceen (dikotyler Pflanzen), in der Meinung, daß von einer derselben das im Alterthum berühmte Myrrhenharz abstamme, was nicht der Fall ist. Die Arten dieser Gattung, welche zwischen den Wendekreisen beider Hemisphären wachsen, haben drei- bis siebenzählige, durchsichtig punktirte, balsamisch duftende Blätter, kleine Blüten mit kreuzförmigem Kelch, vier weißen Blumenblättern und acht Staubgefäßen, welche zwitterlich oder vielehig sind und in achselständigen Trauben oder Rispen stehen, und eine einkernige und einsamige Steinfrucht. Sie können bei uns nur im Warmhause gezogen werden. Eine Art, A. Plumieri, von den Antillen, liefert ein dem äthiop. Weihrauch ähnliches, höchst angenehm riechendes, unter dem Namen Elemi occidentale in den Handel kommendes Harz. Eine andere von den Bahamainseln, A. toxifera, hat giftige Früchte. Eine dritte in Arabien wachsende, A. Opobalsamum, gibt den Balsam von Mekka. Eine vierte, ebenfalls arab. Art, A. gileadensis, soll die berühmte und zuerst im Theophrast beschriebene Balsamstaude der Alten sein. (S. Balsamodendron.)

Ana, als Endung mit einem Eigennamen verbunden, ist häufig der Titel für Sammlungen von Anekdoten, Aussprüchen, kleinen Aufsätzen und allerlei Nachrichten, die in Bezug auf jenen vorausgesetzten Eigennamen stehen. Die Benennung wurde zuerst in Frankreich Sitte, wo sie, von den Gebrüdern Dupuys in den «Scaligerana» (Haag 1666) in Anwendung gebracht, vielen Beifall und Nachahmung fand. Ihrem Beispiele folgte man in Holland, England («Baconiana», 1679), Deutschland («Taubmaniana», 1702), Dänemark («Tychoniana», 1770) und selbst in Nordamerika («Washingtoniana», 1800), doch nur zum Theil mit Glück. In neuester Zeit hat indessen England gute A. geliefert. Wissenschaftlich wichtig sind die «Menagiana», «Colomesiana», «Grundlingiana», «Perroniana» und «Thuana». Ein Verzeichniß der A. gibt Ludewig in «Le livret des A.» (Dresd. 1837), nachgedruckt, jedoch vermehrt, in Namur's «Bibliographie des ouvrages publiés sous le nom d'A.» (Brüss. 1839).

Anabaptisten (griech.), d. h. Wiedertäufer, werden im allgemeinen diejenigen genannt, welche aus irgendeinem Grunde die von einer andern kirchlichen Gemeinschaft vollzogene Taufe nicht anerkennen, sondern wiederholen.

Anabăsis (griech.), wörtlich das Hinaufsteigen, dann ein Feldzug aus einer niedrigern Gegend in eine höhere, z. B. vom Meere ins Mittelland, Binnenland. In letzterer Beziehung führen diesen Namen zwei berühmte histor. Werke aus dem classischen Alterthume: 1) die A. des Cyrus von Xenophon (s. d.), welche die Geschichte des unglücklichen Feldzugs des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder, den pers. König Artaxerxes, mit Unterstützung von 10000 griech. Söldlingen, und die Rückkehr derselben in die Heimat unter der Leitung des Xenophon enthält; 2) die A. des Alexander von Arrian (s. d.), welche die Feldzüge Alexander's d. Gr. erzählt.

Anacahuiteholz, eine mexic. Holzart, welche angeblich von den Eingeborenen Mexicos unter der Bezeichnung «Nacahuita» als sicheres Mittel gegen Lungenschwindsucht angewendet wird und zuerst 1861 nach Europa gebracht wurde. Anfangs schenkte man diesem, vom Baume Cordia Boissieri stammenden Holze als Heilmittel viel Vertrauen; allein es bewährte sich dasselbe bei der mannichfachsten Anwendung (als Abkochung, Pulver, Extract u. s. w.) in den verschiedenen Stadien der Lungenschwindsucht durchaus nicht. Ebenso wenig fanden die Chemiker

in dem Holze irgendeinen Stoff, welcher Aussicht auf besondern Erfolg in der genannten Krankheit gewährt. Nur der Bast der Rinde enthält in nicht geringer Menge klee-(oxal-)sauren Kalk, aus welchem sich im Organismus vielleicht kohlensaurer Kalk bildet. Letzterm könnte nach Einiger Ansicht eine etwaige Wirkung bei der Tuberkelsucht (etwa Verkalkung der Tuberkeln) zugeschrieben werden. Da jedoch die praktischen Resultate für die Wirksamkeit des Holzes völlig ungenügend ausfielen, so wird dasselbe nunmehr kaum noch in Gebrauch gezogen.

Anacardium, Nierenbaum, ist der Name einer Baumgattung der Tropengegenden, welche zu der Familie der Terebinthaceen und in die 9. Klasse 1. Ordnung des Linné'schen Systems gehört. Diese Bäume haben große, lederartige, ganzrandige Blätter, zweihäusige Blüten mit fünftheiligem Kelch, fünf schmalen Blumenblättern, neun Staubgefäßen und einem einzigen Fruchtknoten. Aus letzterm entwickelt sich eine Steinfrucht, welche einem großen, fleischig-saftigen Stiele von birnförmiger Gestalt aufsitzt, die gegessen werden kann. Die in der Mitte der vordern Seite eingedrückte Steinfrucht umschließt einen einzigen, nierenförmigen Samen. Die Früchte der einen Art, des in Westindien und Südamerika wachsenden A. occidentale, haben wegen des in den Lücken ihrer dunkelbraunen Mittelschicht enthaltenen, ätzenden Balsams, welcher, auf die Haut gebracht, Entzündung erregt, medic. Anwendung gefunden und kommen unter dem Namen Amerikanische Elefantenläuse (Anacardia occidentalia) in den Handel. Eine zweite Sorte, die Ostindischen Elefantenläuse (Anacardia orientalia), stammen von einem andern Baum derselben Familie, nämlich vom Semecarpus Anacardium (s. Semecarpus). Der ätzende Balsam der westind. Anacardien besteht aus einer scharfen, ölartigen Flüssigkeit, dem Kardol, und einer krystallisirbaren, fetten Säure, der Anacardsäure.

Anacharsis, ein Scythe, Sohn des Gnaros und Bruder des Königs Saulios, kam, von Begierde nach Kenntnissen und Bildung getrieben, mit seinem Freunde Toxaris zu Solon's Zeiten nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Wegen seines hellen Verstandes und gesunden Urtheils machte er bei den Griechen Aufsehen, und man rechnete ihn später sogar zu den sieben Weisen und legte ihm viele sinnige Aussprüche und Erfindungen bei. Die Briefe, welche seinen Namen tragen, sind viel spätern Ursprungs. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland soll ihn der König haben umbringen lassen, um der von A. versuchten Einführung der Mysterien der Griechen vorzubeugen. — Unter dem Titel: «Voyage du jeune Anacharsis en Grèce», gab der franz. Historiker Jean Jacques Barthélemy (s. d.), der seinen Helden einige Jahre vor der Geburt Alexander's d. Gr. nach Griechenland kommen läßt, eine mit Geschmack und Gelehrsamkeit verfaßte Schilderung des griech. Lebens. Wiewol er dabei mit ungenügender Kritik verfährt und die Erscheinungen aus den verschiedensten Zeitaltern der griech. Geschichte als gleichzeitig darstellt, hat dieses Werk doch wesentlich zu einer geistigern Auffassung des griech. Alterthums beigetragen. Auch rief es viele Nachahmungen hervor, wie die «Sabina» von Böttiger, den «Gallus» und «Charikles» von Becker.

Anachorēten (griech.), d. h. aus dem Leben Zurückgezogene, Einsiedler, Eremiten, hießen seit dem 3. Jahrh., zum Unterschiede von den Cönobiten, d. i. den in Gemeinschaft lebenden Mönchen, diejenigen, welche, möglichst von jeder Gesellschaft abgesondert, in einsamen, verlassenen Gegenden, in Wüsten, Höhlen und Ruinen lebten. Obgleich sich die Christen schon in den beiden ersten Jahrhunderten, in Nachfolge des äußerlich armen Christus und im Gegensatze gegen die im heidnischen Glanze verderbte Welt, von dem Verkehr der heidnischen Feste und Vergnügungen zurückzogen, so verwarf man doch damals noch entschieden die völlige Abscheidung vom Leben, wie sie der Einsiedler sucht. Nur die theils wahrhaft fromme, theils geistlich hochmüthige und überspannte Richtung auf Enthaltsamkeit von der Ehe, gewissen Speisen u. s. w., sowie das Zurückziehen von der Gesellschaft an gewissen Weihe-, Buß- und Bettagen, tritt bereits hervor. Im Laufe des 3. Jahrh. erst treten eigentliche Einsiedler auf, nachdem sich die Asceten (s. d.) zuerst meist nur aus dem verderbten Gewühle der Städte auf das Land begeben hatten, ohne gänzlich aus der Gesellschaft zu scheiden. Die blutigen Verfolgungen und, als diese aufgehört hatten, die steigende Verachtung der immer mehr sich entsittlichenden Welt, in der es nicht einmal mehr möglich war, Märtyrer zu werden, reizten das oft wahrhaft fromme, aber mehr oder weniger überspannte und dem mitten im Leben stehenden Urchristenthum entfremdete Bewußtsein vieler edeln, willenskräftigen Gemüther, unter großen Entbehrungen die bürgerliche Gesellschaft ganz zu verlassen. Auch führte ein reuebedürftiges Leben viele in die Einsamkeit. Die ersten solcher Einsiedler oder «Väter der Wüste» waren die Aegypter Paulus und Antonius. Letzterm, welcher allgemein als der Urheber des Mönchthums angesehen wird, schlossen sich immer mehr Männer und Jünglinge an und bildeten sich unter seiner Leitung zum asceti-

schen Leben, sodaß sich bald die Einöden Aegyptens und die Lybische Wüste mit Eremiten füllten. Von seinen Schülern führte Hilarion dieses einsame Leben in Palästina ein, Eustathius in Armenien und Kleinasien. Bald wurden die angesehensten Kirchenlehrer eifrige Lobredner desselben und verpflanzten es auch ins Abendland. Da diese frommen Einsiedler aber von der verehrenden Menge um den Rath und Trost ihrer geheiligten Seele, um den Segen insbesondere für herbeigebrachte Kranke (namentlich Gemüthskranke, Besessene) und Kinder bestürmt wurden, so erreichten sie ihre Absicht der völligen Abtrennung vom Leben fast nie, sondern wirkten vielmehr, zum Theil wider ihren Willen, durch ihren religiösen Zuspruch weihend und erhebend auf die Gesellschaft. Unabhängig von den Mächten der Welt und hochverehrt von der öffentlichen Meinung, kehrten sie zuweilen, wenigstens auf Zeit, bei großen Gefahren von seiten der Staatsgewalt oder bei wankendem Glauben mäßigend, ermuthigend und kräftigend, wie Engel vom Himmel angestaunt und gehört, in das gesellschaftliche Leben zurück. Die furchtbaren Quälereien, welche die A. zum Theil ihrem «sündigen» Leibe auferlegten, die Ketten und Eisenringe, mit denen sie sich belasteten, das Aufsuchen von fast unbewohnbaren Gegenden und Höhlen, das Abdarben selbst der nöthigsten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke, das Aufzwingen von unnatürlichen peinlichen Körperstellungen, z. B. Jahrzehnte hindurch auf Säulen (s. Styliten), wodurch sie theilweise dem Wahnsinn und langsamem Selbstmorde verfielen, waren Auswüchse eines mächtigen, sittlichen Willens, den eine aufgeklärte Zeit zu bessern Dingen verwandt haben würde. Mehr und mehr traten indessen diese Auswüchse zurück, da die Kirche selbst sehr bald die mildere, naturgemäßere Form der Zurückgezogenheit, das Cönobitenleben der Mönche, vorzog. Auch lag es im Klima und Charakter des Occidents, daß er die Anachoretenform des Mönchslebens weniger ausbildete als der Orient. Wiewol aber die anachoretische Lebensform mit der Entwickelung des social-religiösen Bewußtseins fallen mußte, so hatte sie doch unleugbar in der Zeit ihres Entstehens und in den zunächst sich anschließenden Jahrhunderten ihre Berechtigung. Uebrigens haben die orient. Religionen insgesammt, das Judenthum nicht ausgenommen, ähnliche Erscheinungen aufzuweisen.

Anachronismus (griech.) heißt ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit aus Unkunde oder irgendeinem andern Grunde in einen falschen Zeitraum versetzt. Der A. findet sich besonders häufig in den Werken der schaffenden Phantasie. Er wird hier entweder mit Absicht angewendet, um irgendeine Wirkung (z. B. das Komische) zu erzielen, oder er ist nur zufällig, indem der Dichter aus Unkunde irgendeine Begebenheit, Sitte, Gebrauch u. s. w., der einer spätern Zeit angehört, bereits in einer frühern gelten läßt. So z. B. läßt Shakspeare in seinem «Julius Cäsar» die Thurmglocke drei Uhr schlagen, und Schiller spricht in den «Piccolomini» in einem herrlichen Bilde von dem Blitzableiter, obgleich dieser erst 120 J. später erfunden wurde. Diese kleinen Verstöße, die nur den Gelehrten stören, heben nie die Wirkung der ganzen Dichtung auf. Nachtheiliger aber ist der A. in dichterischen Werken, wo zwar das äußere Leben einer verschwundenen Zeit mit pedantischer Genauigkeit ausgemalt, hingegen die ganze Gesinnungs- und Denkweise der modernsten Gegenwart in die ferne Zeit hineingetragen wird. An diesem Fehler leidet die ganze ältere Tragödie der Franzosen, leiden die Werke eines Corneille, Racine, ebenso viele unserer histor. Romane. Anders müssen die Anachronismen der Volkspoesie und der Dichtungen des Mittelalters beurtheilt werden. In der epischen Volkspoesie ist der A. geradezu ein charakteristisches Merkmal. In ihr bleibt ein Achilles stets jung, eine Helena stets schön. Durch Jahrhunderte hindurch begleitet Rustem in der pers., und Marko in der serb. Heldensage die wandelnden Schicksale seines Volks, ohne zum Greis zu werden, stets in ungebeugter Kraft des Mannes. Desgleichen faßte das Mittelalter in seiner Naivetät die ganze Welt nur in dem Spiegel seiner Zeit auf, und die dichterischen Bearbeitungen antiker Stoffe, wie z. B. die «Aeneide» des Heinrich von Veldeke, die Schilderung der Thaten Alexander's d. Gr. vom Pfaffen Lambrecht, sind in Sitten und Costüm Bilder aus der Zeit des Dichters, aber nicht der Zeit, in der die geschilderten Helden lebten. Selbst ältere Maler lassen in ihren frommen Bildern von Christus und den Heiligen die Ritter, Städte und Burgen ihrer Zeit erscheinen.

Anacyclus, Ringblume, nannte Persoon eine Kräutergattung aus der Familie der Compositen (Abtheilung Corymbiferae) und der 19. Klasse des Linné'schen Systems, welche sich von der ihr zunächst stehenden Gattung Anthemis (s. d.) durch geflügelte Akenen unterscheidet, wiederholt fiedertheilige Blätter und meist einen weißen Strahl und eine gelbe Scheibe besitzt, seltener der Strahlblüten gänzlich entbehrt. Von den Arten dieser Gattung, welche der Mehrzahl nach in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres wachsen, sind zwei ihrer heilkräftigen

Wurzeln halber officinell geworden, nämlich A. officinarum Hayne, eine bei Magdeburg im großen angebaute Pflanze von unbekannter Herkunft, deren Wurzel unter dem Namen Radix Pyrethri germanici, d. h. Deutsche Bertramswurzel, in Droguerien und Apotheken vorräthig gehalten wird, und A. Pyrethrum, welche sich in Südeuropa und dem Orient wild findet, und deren Wurzel als Römische Bertramswurzel, Radix Pyrethri romani, in den Handel kommt. Beide Wurzeln enthalten Inulin, die Deutsche Bertramswurzel außerdem ein scharfes, ätherisches Oel, die Römische Gummi, Gerbsäure und ein scharfes Harz, sog. Pyrethrin.

Anadoli (türk.) oder Anatolien, s. Natolien.

Anadyomene, d. i. die Auftauchende, ist ein der Venus in Bezug auf ihren Ursprung aus dem Meere gegebener Beiname. Der größte Maler des Alterthums, Apelles (s. d.), stellte die Göttin in dem Augenblicke dar, als sie dem Meere entstieg und ihr Haar mit den Händen trocknete. Sie war nach einigen nach der Pankaste, nach andern nach der Phryne (s. d.) gemalt. Dieses Gemälde, das Meisterstück jenes Künstlers, kauften die Einwohner der Insel Kos und stellten es im Tempel des Asklepios auf. Von ihnen kaufte es gegen Erlaß von 100 Talenten Steuern Augustus, der es nach Rom schaffen und in dem Tempel der Venus Genitrix aufstellen ließ. Zu Nero's Zeit war es ziemlich verwischt und wurde durch ein Werk des Dorotheus ersetzt. In der griech. Anthologie wird die A. des Apelles, die vielfache plastische Nachbildungen erfuhr, in mehrern Epigrammen geschildert.

Anadyr, der östlichste größere Fluß Sibiriens und von ganz Asien, kommt aus dem Bergsee Iwaschka, fließt durch hohes Gebirge und mündet nach einem Laufe von 155 M. unter 65° nördl. Br. in den vielbuchtigen Anadyrischen Meerbusen, einen Theil des Berings- oder Kamtschatkischen Meeres, zwischen den Vorgebirgen Fadejewskij und Tschukotskij. Der A. gefriert erst Anfang Nov. Sein Gebiet umfaßt gegen 3960 Q.-M. Zwischen ihm und dem Tschaunbusen des Nördlichen Eismeeres breitet sich die Halbinsel der Tschuktschen aus, die mit dem Ostcap Asiens an der Beringsstraße endet.

Anagallis, Gauchheil, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen und der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, besteht aus einjährigen und perennirenden Kräutern mit zarten Stengeln, gegen-, seltener quirlständigen, ganzrandigen Blättern und einzeln in den Blattachseln auf langen Stielen stehenden Blüten mit fünftheiligem Kelch und radförmiger Blumenkrone von rother oder blauer Farbe. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine vielsamige, kugelige, ringsum aufspringende Kapsel. Eine Art, der in fast ganz Europa auf Aeckern als Unkraut wachsende Gemeine Gauchheil (A. arvensis L.), ein sehr zartes Pflänzchen mit meist hellrothen, seltener blauen Blumen, galt eine Zeit lang als ein kräftiges Heilmittel gegen die Hundswuth, weshalb die Pflanze viele medic. Abhandlungen hervorgerufen hat. Auch gegen Tobsucht, Melancholie, Epilepsie und Krebs sollte sie helfen. Noch findet sie sich getrocknet unter dem Namen Herba Anagallidis in den Apotheken.

Anagni (Anagnia), Stadt in der päpstl. Legation Frosinone, in fruchtbarer und herrlicher Umgebung, der das Innere des Orts nicht entspricht. Die Stadt zählt 7200 E. und ist Sitz eines uralten, 487 errichteten Bisthums. In der Nähe befinden sich Schwefelquellen und Schwefelminen. Der häufige Aufenthalt der Päpste in A. hat manches Denkmal mittelalterlicher Kunst hinterlassen. Besonders bemerkenswerth ist die Kathedrale mit schönen Fresken und Musivarbeiten des 13. Jahrh. von der berühmten Künstlerfamilie der Cosmaten und mit dem lebensgroßen Standbilde Bonifacius' VIII., der hier geboren und ganz besonders thätig an der Ausschmückung der Kirche war. Das alte Anagnia, oft in der Geschichte genannt, war die Hauptstadt der Herniker, mit dem Zunamen die Reiche, und wurde später röm. Municipium.

Anagnosten (vom griech. anagnostes) hießen bei den Römern gebildete Sklaven oder Freigelassene, deren sich die Herren bei Tafel, während des Bades oder sonst zum Vorlesen bedienten. Bisweilen trugen auch A. an öffentlichen Orten oder im Theater Gedichte vor. In der ältern christl. Kirche führten diesen Namen diejenigen Kirchendiener, welche das Vorlesen der biblischen Abschnitte in der Gemeinde zu besorgen hatten. Schon im 3. Jahrh. werden sie unter den Kirchendienern genannt; später wurden sie dem Klerus einverleibt und erhielten unter den sog. vier niedern Weihen die vorletzte Stelle, zwischen dem Exorcisten und dem Ostiarier. In der röm.-kath. Kirche ist für A. die lat. Benennung Lector üblich geworden.

Anagogische Auslegung (vom griech. anagein: emporführen, zur Höhe leiten) heißt diejenige Art allegorischer Bibelerklärung, welche den buchstäblich anders zu fassenden Worten eine höhere, himmlische Beziehung gibt, sie als Symbole der triumphirenden Kirche und des ewigen Lebens überhaupt faßt. So wurden z. B. die Worte «Es werde Licht» anagogisch von

der einstigen Verklärung verstanden, der Liebhaber und die Geliebte des Hohenliedes auf Christum und seine Kirche, der 45. Psalm, anstatt auf einen irdischen König, auf den Messias als einen himmlischen König bezogen. Die jüdisch-alexandrinische Schule, Philo als Repräsentant an der Spitze, ist der vornehmlichste Sitz dieser Auslegung gewesen. Doch kennen sie auch die Heiden sowie das Neue Testament und die später christl. (besonders alexandrinische) Theologie.

Anagramm nennt man das Rückwärtslesen der Buchstaben eines oder mehrerer Worte. So ist «Sarg» ein A. von «Gras», und «Nebel» von «Leben». Im weitern Sinne versteht man darunter eine Buchstabenversetzung, um dadurch ein oder mehrere neue Wörter zu bilden, wie z. B. «Dame» und «Made». Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines A., «Alcuinus». Auf ähnliche Weise geben die Worte «Révolution française» das A.: «Un Corse la finira» und das bedeutungsvolle «Veto»; dann auch ein anderes A.: «La France veut son roi». Vorzüglich liebten die mystischen Ausleger der heiligen Schriften bei den Juden, die Kabbalisten, diese Spielereien. Es gibt weitläufige Sammlungen solcher A. Vgl. Wheatley, «On Anagramms; a monograph treating of their history from the earliest ages to the present time» (Lond. 1862).

Anagyris nannte Linné eine Sträuchergattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler und der 17. Klasse seines Systems, deren Arten die wärmere gemäßigte und Tropenzone der nördl. Halbkugel bewohnen und der Mehrzahl nach in Ostindien und China zu Hause sind. Diese Sträucher haben dreizählige, dem Goldregen (Cytisus Laburnum) ähnliche Blätter und bringen kurze Trauben goldgelber Blüten hervor, an denen die Flügel länger sind als die Fahne und kürzer als das Schiffchen. Die ziemlich große, flach zusammengedrückte, vielsamige Hülse ist kurz gestielt und inwendig zwischen den Samen mit schwammigen, unregelmäßigen Scheidewänden versehen. Eine Art dieser Gattung, welche im südlichsten Spanien und Portugal sowie in Nordafrika wild wächst und einen bis mannshohen Strauch bildet, besitzt ein sehr übelriechendes Holz, das diesem Strauch den Namen Stinkstrauch zugezogen hat. Dasselbe ist als Brech- und Abführungsmittel benutzt worden.

Anahuac, der südl. Theil des großen Tafellandes von Mexico oder Neuspanien in Amerika, vor Ankunft der Europäer der Hauptsitz der dort einheimischen Culturvölker, der Tolteken, Chichimeken, Acolhuer und Azteken, noch jetzt der Hauptbestandtheil des mexic. Staats, erhebt sich unter 17° nördl. Br. aus den Ebenen von Tabasco und Tehuantepec, und erstreckt sich, allmählich an Breite zunehmend, bis zum 21.° nördl. Br., wo es in der Sierra-Madre und über die Hochebenen von Queretaro, San-Luis-de-Potosi und Xalisco hinaus mit dem System der Felsengebirge in Verbindung tritt. Das A., den entschiedenen Charakter eines zusammenhängenden, nicht zergliederten Massengebirges tragend, steigt in O. aus den Tierras-Calientes der Küstenebene von Cuetlachtlan in steilen Stufen und Terrassen plötzlich auf, die öfter kaum 3 M. breit, nur an einer einzigen Stelle, bei Chalapa, einen fahrbaren Paß besitzen. Ein hohes Randgebirge, das in dem Citlaltepetl oder Pic von Orizaba (16302 F.), dem Coffre de Perote oder Nauhcampatepetl (13400 F.), dem Popocatepetl (16626 F.), dem Iztaccihuatl und dem Nevado de Toluca die hier 14000 F. hohe Schneegrenze überragt, umgrenzt in O. das Hochland, welches bei einer Erhebung von 9—5000 F. im allgemeinen von O. nach W. geneigt ist und durch wenig erhobene Ketten mit einzelnen, hoch emporragenden Gipfeln in mehrere besondere Hochebenen, wie die von Tlascala mit 6750, von Tenochtitlan oder Mexico mit 7000, von Toluca mit 8330 und von Michoacan mit 5500—6000 F. mittlerer Erhebung, geschieden wird. Nach W. zu senkt sich das Tafelland über die weiten, von Thälern zerrissenen Terrassenlandschaften, die herrlichen Tierras-Templadas von Mixtecapan und Oaxaca (noch 4500 F. hoch), allmählich zu der Küstenebene von Colima ab. Außer den Alpenseen der Tafelländer zählt das A. nur wenige Gewässer, da die Flüsse auf den Randgebirgen entspringen und nach meist kurzem und reißendem Laufe dem Meere zueilen. Viele der kleinen Gewässer fließen in den oft in vollkommen ebenen Flächen plötzlich auftretenden und jede Communication unterbrechenden Barrancas oder von steilen Felswänden begrenzten Schluchten, die zum Theil 1000 F. tief sind. Die eigenthümliche Configuration des Landes bedingt die wunderbarste Verschiedenheit in Klima und Erzeugnissen. Während die Küstenebenen echt tropischen Charakter haben, schmückt die westl. Absenkungen ein ewiger Frühling; während an den Ufern des Mexicanischen Golfs das Gelbe Fieber den Europäer hinrafft, wird die Kühle auf der Hochebene von Toluca selbst empfindlich und unangenehm. Die förmliche Isolirung des Plateau von der Küste, die theils durch den Mangel an schiffbaren Strömen, theils durch die Unzugänglichkeit der Randgebirge im O. bewirkt wird, ferner der Mangel

eines guten Hafens an der Ostküste, sowie das mörderische, europ. Niederlassungen unmöglich machende Klima der Küsten selbst, sind wol die Hauptursachen, weshalb diese herrlichen und fruchtbaren Länder im ganzen im Verkehr und Leben der Jetztzeit zurückgeblieben sind.

Anaklētus der Heilige, auch Papst und Märtyrer, war aus Athen gebürtig und einer der ersten Bischöfe der christl. Gemeinde in Rom, entweder als unmittelbarer Nachfolger des Petrus oder als der des Linus. Was von ihm erzählt wird, ist theils ungewiß, theils offenbar unwahr. Er soll in der Verfolgung des Domitian 91 den Märtyrertod gestorben sein. Die Kirche feiert sein Gedächtniß am 13. Juli. — **A. II.** wurde 1130 in Italien gegen Innocenz II. zum Papst gewählt und hatte Rom, Mailand und den Grafen Roger von Sicilien, dem er den Königstitel gab, für sich. Er excommunicirte seinen Gegner und behauptete sich bis zu seinem Tode (1138) gegen Kaiser Lothar II.

Anakolūthon oder Anakoluthie heißt in der Grammatik und Rhetorik der Mangel an Folgerichtigkeit der grammatischen Construction, wobei jedoch stets eine Absicht des Schreibenden zum Grunde liegt. Anakoluthien entstehen durch plötzliche Veränderung oder Unterbrechung der Construction, vorzüglich nach längern Zwischensätzen, worüber der Hörer den Anfang der Construction außer Acht gelassen haben kann, oder durch Weglassung von Wörtern, die aus dem frühern Zusammenhange wiederholt oder ergänzt werden müssen. Gute Schriftsteller, besonders der Griechen, bringen dem Nachdrucke, mit welchem ein oder mehrere Wörter betont werden sollen, oder der Deutlichkeit, wegen welcher ein Wort oder ein Satz herausgehoben wird, oder dem Ebenmaße bisweilen die streng logische oder grammatische Ordnung zum Opfer. Oft ist es die leichte Natürlichkeit der Rede, wie sie die lebendige Umgangssprache mit sich führt, welche Anakoluthien erzeugt. Zum Fehler werden sie, wenn sie Folge der Unachtsamkeit und des Mangels an Gedankenordnung, oder wenn sie, wie bei spätern Rhetoren der Griechen, gesucht und erkünstelt sind.

Anakrēon, einer der neun größten Lyriker des griech. Alterthums, war zu Teos in Jonien geboren, wurde in Abdera erzogen und blühte von 530 v. Chr. an. Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof und widmete ihm seine Freundschaft. Hier sang A., von Wein und Liebe begeistert, seine leichten, gefälligen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers ging er 521 v. Chr. nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben vertrieb ihn von hier, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als indeß Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 J. alt starb. Der Sage nach erstickte er, wie Sophokles, an einer getrockneten Weinbeere. Sein Freund Simonides verfertigte auf ihn eine doppelte Grabschrift, die Stadt Teos setzte sein Bild auf ihre Münzen, auf der Burg von Athen stand seine Bildsäule und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit Lob. Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind 68 Gedichte unter A.'s Namen übrig, von denen jedoch die Kritik nur wenige als echt anerkennt. Sie sind in dem nach A. benannten Versmaße gedichtet, das aus kurzen Zeilen in trochäischen Rhythmen besteht, mit einer ein- oder mehrsilbigen Anakrusis, meistens in folgender Gestalt:

⏓ | – ⏑ – ⏑ | – ⏓
⏑⏑

Die neuern Ausgaben des A. sind von Mehlhorn (Glog. 1825), Schneidewin in «Delectus poeseos graecae» (Gött. 1838) und Bergk in «Poetae lyrici graeci» (2. Aufl., Lpz. 1853) sowie in dessen «Anthologia lyrica» (Lpz. 1854). Deutsche, zum Theil gereimte Uebersetzungen lieferten Gleim, Götz, Ramler, Degen, Overbeck, Kannegießer, Jordan, Möbius, Rettig, neuerdings Seiferheld (Hamb. 1861) und Uschner (Berl. 1864).

Anakrūsis (griech.), Aufschlag oder Auftakt, heißt in der Metrik und Musik die Vorschlagssilbe, welche vor dem Beginn der eigentlichen rhythmischen Bewegung einer Verszeile, oder vor dem bestimmten Takte einer Melodie, angeschlagen wird. Auch nannten die Griechen so das Anschlagen oder Anstimmen eines Instruments, als Anhaltepunkt für den Sänger, was aber ein Präludiren in dem gegenwärtigen Sinne, wie man bisweilen angenommen, nicht sein konnte.

Analekten nennt man zunächst eine Sammlung auserlesener Stellen oder Sentenzen aus einem oder mehrern Schriftstellern, besonders aus Dichtern (Blumenlese), wie denn Brunck seiner Sammlung der kleinern griech. Gedichte, die jetzt den größten Theil der «Griech. Anthologie» ausmachen, den Titel «Analecta» gab. Im weitern Sinne versteht man darunter eine Sammlung vermischter Aufsätze und Abhandlungen, mögen dieselben Einem Verfasser oder mehrern angehören, wie die «Analekten» von Wolf. (S. Collectanea.)

Laufe durchschneidet der A. die Ebene, umschließt eine Menge labyrinthischer Inselgruppen, wird dann, bereits wieder umwaldet, von N. her abermals verstärkt durch den Niederungsstrom Bureja oder Njuman und durchbricht hierauf mit reißender Strömung auf einer fast 30 M. langen Strecke das finstere, dichtbewaldete Burejagebirge in einem vielfach gekrümmten, von 800 F. hohen Bergen auf 1800 F. Breite eingeengten Felsenbett. Nach diesem Durchbruch durchfließt der A. eine einförmige, fast ganz menschenleere, aber fruchtbare Prairie als ein breiter, mit zahllosen Inseln besäeter Strom. Hier nimmt er von SW. her den Sungari oder Songari auf, der am Schneegebirge Schan-alin entsteht, links den Nonni, rechts den Hulcha empfängt und von den Chinesen als der eigentliche Hauptstrom angesehen wird. Derselbe scheint auch dem A. seine nordöstl. Richtung zu geben und ist ihm jedenfalls an Größe und Mächtigkeit ebenbürtig. Nach dieser Confluenz hat der A., der von hier an bei den Eingeborenen Mangu heißt, ein so breites und mit niedrigen Inseln so dicht besetztes Bett, daß man selten beide Ufer zugleich erblicken kann. Im S. treten einige Granitfelsen an ihn heran; sonst bleibt sich der Charakter der Ufer gleich bis zur Mündung des Ussuri. Dieser schöne Fluß durchströmt von S. her erst ein waldiges Bergland, dann Prairie, zuletzt ein niedriges Wiesenland. Er bildet jetzt die Grenze zwischen China und Rußland sowie die Grenze der fast menschenleeren Einöde, durch welche der A. zuletzt seinen Lauf genommen. Kleine Dörfer begleiten hierauf den Hauptstrom bis zur Mündung. Zugleich trennt der Ussuri die endlosen Ebenen von dem Gebirgsland des Küstengebiets, welches den A. zwingt, eine nordnordöstl. Richtung einzuschlagen. Das linke Ufer bleibt bis zum 50½° nördl. Br. ziemlich flach, dann aber senken sich auch hier Bergzüge, die den A. bis zum Dorf Kidsi (Kisi) hin beengen. Bei Kidsi, wo die Russen die Festung Mariinsk gebaut haben, unter 51° 42′ nördl. Br., weichen die Berge zu beiden Seiten auseinander, sodaß sich ein 6½ M. langer, seichter See bilden konnte, an dessen Westeingang jetzt die Stadt Sofjewsk erbaut ist, und dessen Ostende sich der Küste in der Gegend der Castriesbai bis auf 2 M. nähert, und von ihr nur durch niedrige, jetzt von einer Eisenbahn durchschnittene Höhenzüge getrennt ist. Aber anstatt hier nach dem Meere hin durchzubrechen, setzt der A., ähnlich der Donau in der Dobrudscha, vielmehr seinen Lauf noch eine gute Strecke gegen N. fort, indem er ein rauhes Bergland umsäumt, daß sich bis über 2000 F. hoch erhebt und oft in 300 F. hohen Felswänden zum Flusse abfällt. An dem linken Ufer breitet sich hier eine wellenförmige, sumpfige Waldfläche aus, die vom Amgunj oder Hyngu, dem letzten Zufluß des A., durchströmt wird, und in der sich die Seen Udal, Orel und Tschlja von dem A. abzweigen. Bei dem Vorgebirge Tebach aber wendet sich der Strom plötzlich nach O. und SO., um das Küstengebirge zu durchbrechen und seinen Mündungsgolf zu erreichen. Auf seinem untern, gegen NNO. gerichteten Laufe erhält er zahlreiche Zuflüsse, wie den Dondon, den reißenden Chungar u. a. rechts, den Gorin und Amgunj links. Die vielen Inseln und Arme mit wechselnder Tiefe, die zahlreichen Bänke und Riffe, die oft sehr starke Strömung machen die Schiffahrt auf diesem Theile des A. schwierig.

Amurland heißt der in neuerer Zeit von China an Rußland abgetretene Theil der Mandschurei, und zwar das ganze Gebiet auf dem linken Ufer des Amur, nebst dem ganzen Küstenstriche im O. des Amur, seines Nebenflusses Ussuri und einer Linie von diesem zu dem Flusse Thumen an der Grenze von Korea, zusammen 11800 Q.-M. Das Land zerfällt in die innere Amurprovinz am linken Ufer des Amur mit der Hauptstadt Blagowestschensk, und dem zum «Küstengebiet von Ostsibirien» gehörigen Seedistrict des Amurlandes mit den Kreisstädten Nikolajewsk und Sofjewsk. Geographisch wie politisch wird aber zum A. auch die Insel Sachalin (s. d.) gerechnet, wodurch sich das Areal des ganzen A. auf 13000 Q.-M. erhöht. An der Nordgrenze des Landes zieht sich das Stanowoigebirge hin, das zahlreiche Arme südwärts aussendet. An der Nordwestecke durchbricht der Amur die Ausläufer dieses sowie die des Chingangebirges, das in seinem südl. Verlaufe die Westgrenze der Mandschurei gegen die Wüste Gobi bildet. Die Verbindung zwischen beiden Gebirgen bildet das Burejagebirge. (S. Amur.) An der Südgrenze gegen Korea erhebt sich das Schneegebirge Schan-alin. Mit diesem in Verbindung steht das Küstengebirge des A., welches auf einer Länge von 11 Breitengraden nur von dem Amur durchbrochen wird und die ganze Strecke zwischen der Tatarischen Meerenge und der Stromfurche des Ussuri und untern Amur füllt. Es ist völlig menschenleer, meist dicht bewaldet und fällt überall steil zur Küste ab, von welcher aus sich nackte und schroffe Berge in mächtigen Felsbänken über die Waldregion hinaus zu einer absoluten Höhe von 3600—4200 F. emporthürmen. Das Meeresufer ist durchweg steil und mit Nadelwald bewachsen, ohne bedeutendere Flüsse, aber reich an schönen Häfen. Solche sind: die Castries-

bai, welche durch die von ihr nach dem Kidsisee, an dessen Westeingang Sofjewsk liegt, erbaute Eisenbahn Bedeutung erlangt hat; dann die Hadschibai, der **Kaiserhafen** der Russen, die Barracoutabai der Engländer, die einen ganz von hohen Felsen umschlossenen Fjord darstellt; die Wladimirbai; die Olgabai; endlich an der Südküste die herrliche **Victoriabai**, von den Russen auch Meerbusen Peter's d. Gr. genannt, mit den tiefeinschneidenden Golfen Napoleon und Guerin, und nahe der Grenze von Korea der **Possiethafen**, der besonders wegen des an ihn stoßenden Steinkohlenlagers von Wichtigkeit ist. Diese geräumigen und sichern Häfen sind für die Entwickelung der russ. Seemacht in den Gewässern des Großen Ocean von Bedeutung, um so mehr, da der Zugang zum Amur selbst für große Schiffe schwierig und die Hälfte des Jahres zugefroren ist.

Das Klima des Landes ist selbst an der Küste weit rauher, als seine geogr. Lage zwischen 48° und 54° nördl. Br. erwarten läßt. Zwar übt das Meer einen mildernden Einfluß, allein infolge der ungünstigen Vertheilung der Windrichtungen doch nur in geringem Maße. Der obere Amur ist von Oct. bis Anfang April, der Liman von Nov. bis Ende Mai gefroren. Die Extreme der Sommer- und Wintertemperatur gehen oft um mehr als 60° R. auseinander. Im Innern des Landes, an dem mittlern Laufe, dem südl. Bogen des Amur, berühren sich Klima, Pflanzen- und Thierwelt von Nord- und Südasien. Das Land hat eine üppige Vegetation, herrliche Laubwälder von Eichen, Linden, Ahornarten, Ulmen, Eschen, Wallnußbäumen sowie von fast allen sibir. Blumen. Die Feuchtigkeit, namentlich die jährliche Regenmenge, ist viel bedeutender als in Sibirien, und die Wiesen stehen den besten sibir. nicht nach. Der Boden ist fast überall sehr fruchtbar. Die Gewässer sind reich an Fischen, namentlich an Stören und Lachsarten. Pferde, Rinder, Schafe gibt es in Menge; strichweise findet sich das Renthier; die Zahl der jagdbaren Thiere ist sehr groß. Die einheimische, überaus spärliche **Bevölkerung** gehört (mit Ausnahme der Giljaken am untersten Amur) dem tungusischen Volksstamme an und lebt großentheils nur von Jagd und Fischfang. Es wohnen am Amur die Orotschonen abwärts bis Albasin, die Monjagern bis Aigun, die Biraren bis zur Bureja, die Golde zu beiden Seiten der Ussurimündung, die Orotschen weiterhin zwischen dem untern Amur und dem Küstengebirge, das sie selten überschreiten, die Samagern am Gorin, weiterhin die Mangunen oder Oltscha, endlich die Negda am Amgunj. Man hat die Gesammtzahl dieser Stämme auf 10000 Köpfe, die der russ. Colonisten (1860) auf 10—15000 veranschlagt, von welch letztern 1365 auf Blagoweschtschensk und 2183 auf Nikolajewsk kommen. Im Sept. 1860 hat die Regierung das Statut eines **Amur-Kosackenheers** genehmigt, dem die ganze Amur- und Ussurilinie bis zur Südküste, also die ganze Grenze gegen China, zur Bebauung und Ansiedelung angewiesen ist. Die Zahl der Militärcolonisten beiderlei Geschlechts setzte man vorläufig auf 15—20000. Das ganze Land dürfte sonach auf 11800 Q.-M. nur etwa 40000 E., also drei bis vier auf 1 Q.-M., zählen. Anfangs überschätzte man den Werth der neuen russ. Erwerbung; gegenwärtig erwartet man eine zwar reiche, aber nur sehr allmähliche Entwickelung des neuen Gebiets. Das Land eignet sich trefflich für Ackerbau und Viehzucht, vermag eine zahlreiche Bevölkerung zu nähren und ist außerordentlich reich an Bauholz, Fischen und jagdbaren Thieren. Namentlich aber hat es in der Handelsstraße des über 430 M. weit schiffbaren Amur einen unschätzbaren Vorzug vor Sibirien, dessen Flüsse sich in das unnahbare Eismeer ergießen. Roggen, Wolle und Vieh werden unzweifelhaft sehr wichtige Ausfuhrproducte werden, und die Einfuhr jeder Art von Colonial- und Luxuswaaren wird Sibirien künftig weit leichter von O. her erhalten, als auf dem schwierigen und kostbaren Wege von W. her. Bei der schwachen Bevölkerungszahl ist jetzt ein bedeutender Handelsverkehr noch nicht möglich. 1855 und 1856 waren nur je zwei Schiffe, 1859 schon 13 Kauffahrteischiffe eingelaufen. Ins Ausland wurden exportirt: Wolle, Seife, Häute, gesalzenes und getrocknetes Fleisch, Marder- und Eichhörnchenfelle, zusammen für 19777 Rubel, während die Einfuhr über 1 Mill. Rubel betrug.

Die ersten Nachrichten vom Amur erhielten die russ. Machthaber im neueroberten Ostsibirien 1639 durch Kosacken, die von den Tungusen am südlichern Ud von dem mit mancherlei Hülfsmitteln ausgestatteten A. und dem Silberreichthum der Dauren an der Schilka hörten. Solche Berichte gaben Veranlassung, daß 1643 Wasily Pojarkow von Jakutsk nach dem Amur abgeschickt wurde. Nachdem er 1646 zurückgekehrt, unternahmen einzelne Abenteurer kleinere Züge zum obern Amur, und 1649 folgte der größere Zug des Jerofei Chabarow, der am Amur das Fort Jaksa, das spätere Albasin, anlegte. Da der Daurenfürst Lawkai mit seinem

Volke geflüchtet, holte Chabarow russ. Verstärkungen und zog mit diesen 1651 raubend und verheerend den Amur hinab, sodaß die Eingebornen zu verzweifeltem Widerstand aufgestachelt wurden. Etwas oberhalb der Ussurimündung überwinterte Chabarow und schlug 1652 ein überlegenes chines. Heer zurück. Er ging dann wieder den Amur aufwärts und gründete an der Mündung des Komar den Komarskoi-Ostrog ($51^1/_2$° nördl. Br.), der längere Zeit der Centralpunkt der russ. Macht am Amur blieb. An Chabarow's Stelle erhielt sodann Stepanow den Oberbefehl, der ebenfalls Raubzüge unternahm, aber 1658 mit den Seinen erschlagen ward. Erst 1665 erschien der wegen eines Mordes flüchtige Kosacke Tschernigowski mit andern Flüchtlingen wieder am Amur und baute das zerstörte Albasin wieder auf. Derselbe unterwarf sich 1670 gegen Vergessen alles Geschehenen den Wojwoden von Nertschinsk, und nun zogen zahlreiche russ. Colonisten nach Albasin, legten in dessen Umgebung Dörfer an und trieben mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht. Dagegen aber gründeten die Chinesen Aigun (s. d.), zerstörten die russ. Ostroge an der Dseja, dem Amgunj u. s. w. und rückten 1685 vor Albasin, das sie nach der Uebergabe und dem freien Abzuge der Einwohner zerstörten. Bald jedoch kehrten die Russen zurück, bauten Albasin wieder auf, schlossen aber endlich, nachdem sie eine lange Belagerung ausgehalten, mit den Chinesen 27. Aug. 1689 den Friedensvertrag von Nertschinsk, durch den eigentlich das ganze Amurland chinesisch und den Russen verschlossen wurde. Wiewol seitdem alle Machthaber Ostsibiriens an die Erwerbung des reichen Landes dachten, schritt doch erst Graf Nikolai Murawjew (s. d.), seit 1848 Generalgouverneur von Ostsibirien, mit Ernst dazu und sah seine Bestrebungen mit vollständigem Erfolge gekrönt. Russ. Kriegsschiffe untersuchten zunächst 1849 die noch fast ganz unbekannte Tatarische Meerenge, 1850 den Amur-Liman, wo 1851 der Nikolaiposten (Fort Nikolajewsk) gegründet wurde. 1853 erstanden dann die Forts Mariinsk (bei Kidsi am Amur), Alexandrowsk an der Castriesbai, Konstantinowsk am Kaiserhafen, Ilgin an der West- und Marawiew an der Südküste von Sachalin. Inzwischen organisirte Murawjew in Daurien eine große Expedition, die mit etwa 1000 Mann Infanterie und Kosacken sowie einigen Kanonen auf zahlreichen Flößen und etwa 50 Booten, begleitet vom Dampfschiff Argunj, 15. Mai 1854 von Schilkinskoi-Sawod, unterhalb Nertschinsk, abging und 15. Juni Mariinsk erreichte. Hierdurch wurde factisch die russ. Herrschaft über den Amur gegründet. Als 1855 der Krieg zwischen Rußland und den Westmächten sich auch im Großen Ocean fühlbar machte, und der St.-Peter-Paulshafen auf Kamtschatka auf die Dauer nicht haltbar erschien, begaben sich die Beamten Kamtschatkas und die russ. Kriegsschiffe des Ochotskischen Meeres an den untern Amur, und ihre Ankunft steigerte die begonnene Thätigkeit. Nikolajewsk wurde Sitz der Marine, Mariinsk Centralpunkt der Landtruppen. Von Schilkinskoi-Sawod aus fanden zu dieser Zeit noch drei aufeinander folgende Expeditionen den Amur abwärts statt, welche etwa 3000 Soldaten und 500 Ansiedler nebst Geschütz, Rindvieh, Pferde, Lebensmittel, Ackergeräthschaften u. s. w. in das Mündungsland des Amur schafften, wo nun Bauten, Befestigungen u. dgl. ungemein rasch fortschritten. Die Chinesen legten diesem Beginnen kein Hinderniß in den Weg, sondern begnügten sich mit der Aufzeichnung der vorüberfahrenden russ. Boote. Durch kaiserl. Befehl vom 31. Oct. 1856 wurde das bisherige Gebiet von Kamtschatka durch das untere A. vergrößert und erhielt den Namen «Küstengebiet von Ostsibirien» und Nikolajewsk zum Hauptort und Sitz des Gouverneurs. Die Zahl der Colonisten wuchs ebenso wie die russ. Ansiedelungen, die alsbald von der Amurmündung bis zum Ussuri hinauf reichten. Der Verkehr auf dem Hauptstrom hob sich mehr und mehr. Endlich ward 1858 die officielle Vereinigung des A. mit dem russ. Reiche ausgesprochen. Schon 1857 war der Admiral Graf Putjatin aus Petersburg abgeschickt worden, um von China die Abtretung des Amur zu erlangen. Die Chinesen wollten jedoch anfänglich nichts von Unterhandlungen wissen, bis sie die Wendung ihres Kriegs mit den europ. Westmächten gefügiger machte. Noch bevor im Juni 1858 die Verträge von Tien-tsin, die den Europäern das Himmlische Reich eröffnen sollten, zu Stande gekommen, schloß Murawjew 28. Mai zu Aigun mit dem chines. Civilgouverneur einen Vertrag ab, wonach den Russen das linke Ufer des obern und mittlern sowie beide Ufer des untern Amur von der Mündung des Ussuri an überlassen und diesen außerdem freie Schiffahrt auf den rechten Nebenflüssen des Amur gestattet wurde. Dieser Vertrag fand durch den Handelstractat, welchen Graf Putjatin 13. Juni ebenfalls zu Tien-tsin unterzeichnete, seine Bestätigung. Schon 21. Mai hatte Murawjew den Grundstein zu einer neuen Stadt Blagoweschtschensk (an der Vereinigung der Dseja und des Amur) gelegt, und später beschloß man die Anlegung von Sofijewsk nahe oberhalb Mariinsk. Durch kaiserl. Befehl vom 20. Dec. 1858 wurde das neu-

erworbene Land in das «Amurgebiet» und den «Seedistrict» getheilt. Nach dem Friedensschlusse zwischen China und den Westmächten schloß 14. Nov. 1860 auch der russ. General Ignatiew mit dem chines. Prinzen Kong einen neuen Handelsvertrag zu Peking ab, welcher zugleich die östl. wie die westl. Grenze zwischen China und Russisch-Asien regulirte. Vertragsmäßig läuft hiernach die Grenzlinie am Amur abwärts bis zur Mündung des Ussuri, an diesem aufwärts zur Songotscha, durchschneidet den großen See Hinkai (Kengka), zieht zum Flusse Belen-ho (Tur), folgt von dessen Mündung dem Kamme des Gebirges bis zur Mündung des Hupitu (Haptu), dann der zwischen dem Flusse Khur-tschun und dem Meere gelegenen Bergkette bis zum Flusse Tjumen oder Thumen-Kiang, 1$^1/_2$ M. oberhalb dessen Mündung in die Bai Goschkewitsch des Japanischen Meeres. Außer den vielen lehrreichen Mittheilungen in den verschiedenen geogr. Zeitschriften vgl. Venault, «Voyage fait en 1850 dans la Mandchourie septentrionale» (Par. 1852); Schrenck, «Reisen und Forschungen im A. 1854—56» (4 Bde., Petersb. 1858); Maack, «Reise nach dem Amur 1855» (in russ. Sprache, mit Atlas, Petersb. 1859); Collins, «Exploration of Amoor river» (Washingt. 1858) und dessen «A voyage down the Amoor etc.» (Newyork 1860); «Die Bedeutung des A. in commerzieller Hinsicht» im «Preuß. Handelsarchiv» (Jahrg. 1860, Nr. 10 u. 11); «Ueber die Entwickelungsgeschichte des A., insbesondere in mercantiler Beziehung» in der «Baltischen Monatsschrift» (Riga 1860).

Amusetten heißen die leichten, einpfündigen, mit einer kleinen Räderprotze versehenen Kanonen, welche ehemals den leichten Truppen mitgegeben wurden und besonders für den Gebirgskrieg bestimmt waren. Außer den A. des Marschalls von Sachsen, des Grafen Rostaing und den in Dänemark üblich gewesenen, sind besonders die des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg zu bemerken, der sie so einrichtete, daß sie von fünf Menschen gezogen und bedient werden konnten. Auch der Herzog von Weimar gab 1798 seinen Jägern A. Seitdem jedoch die Feldartillerie beweglicher geworden, hat man sie abgeschafft, zumal ihre Wirkung wegen der geringen Schußweite und des kleinen Kalibers, das den Gebrauch der Kartätschen nicht zuließ, nur unbedeutend sein konnte.

Amygdalaceen, mandelbaumartige Gewächse, Name einer aus lauter Bäumen und Sträuchern bestehenden Pflanzenfamilie, zu welcher außer den Mandelbaumarten (s. Mandel) unser sämmtliches Steinobst (Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. s. w.), dann verschiedene wildwachsende Holzarten mit ungenießbaren Früchten (z. B. Schlehdorn, Traubenkirsche, Felsenkirsche) gehören. Die Blüten dieser Gewächse haben einen röhrigen Kelch, fünf meist weiße Blumenblätter, zahlreiche, mit einem honigabsondernden, die Kelchröhre auskleidenden Ringe eingefügte Staubgefäße und einen einzigen oberständigen Griffel. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich die stets einkernige und meist nur Einen Samen enthaltende Steinfrucht.

Amygdalin ist ein in den bittern Mandeln vorkommender, 1830 von Robiquet entdeckter und von Liebig und Wöhler genauer untersuchter Stoff. Er findet sich aber auch noch in manchen andern Pflanzen, z. B. in den Kirschlorberblättern. Der Stoff krystallisirt in großen Krystallen und ist in Wasser und kochendem Alkohol leicht löslich. Mit dem Eiweißstoffe der bittern Mandeln, dem Emulsin, und Wasser in Berührung, zersetzt sich das A. durch eine eigenthümliche Gärung in Bittermandelöl, Blausäure und Zucker. Hierauf beruht die giftige Wirkung der bittern Mandeln, denn nach ihrem Genusse wird das A. im Magen zum Theil in Blausäure verwandelt.

Amyklä, eine Stadt in Lakonien, am Ufer des Eurotas, 20 Stadien südöstlich von Sparta (in der Gegend des heutigen Sklavochori), wo Tyndareus residirte und dessen Gattin Leda den Kastor, Pollux und die Helena vom Jupiter gebar. In frühern Zeiten wurde A. so häufig von den Ueberfällen der Spartaner heimgesucht, daß die Bewohner wiederholt bei dem leeren Gerücht von dem Anrücken des Feindes in tödlichen Schrecken verfielen. Man gab darum ein förmliches Gesetz, wonach von den Ueberfällen der Spartaner gar nicht mehr gesprochen werden durfte. Die Stadt ward aber einst wirklich wieder von den Spartanern angegriffen, und ohne weiteres zerstört, weil keiner der Bewohner, aus Furcht vor dem harten Gesetze, die nahende Gefahr hatte verkündigen mögen. Daher auch das Sprichwort: «Durch Schweigen ging A. unter.» Berühmt war bei A. das Heiligthum des Apollon Amykläos, in welchem sich ein sehr alterthümliches, roh gearbeitetes, an 30 F. hohes, ehernes Standbild des Gottes mit dem von Bathykles gefertigten Thronsessel befand.

Amylen, s. Aether.

Amylum, s. Stärkemehl.

Amyot oder **Amiot** (Jacques), namhafter franz. Schriftsteller, geb. 30. Oct. 1513 zu Melun, war Lehrer der griech. und lat. Sprache zu Paris und starb 6. Febr. 1593 zu Auxerre. Sein literarischer Ruf gründet sich auf die franz. Uebersetzungen griech. Classiker, welche Racine ihrer einfachen Sprache und naiven Haltung wegen als unübertrefflich bezeichnet. Unter denselben ist besonders die franz. Bearbeitung der «Vies des hommes illustres» des Plutarch hervorzuheben, welche sehr oft gedruckt, am besten aber herausgegeben wurde von Brotier und Vauvilliers (22 Bde., Par. 1783—87; 25 Bde., 1801—6). — **A.** (Joseph), ein berühmter franz. Jesuit, geb. 1718 zu Toulon, ging 1750 als Missionar nach Peking, wo er Gelegenheit nahm, sich genauere Kenntnisse über China zu verschaffen. Ihm verdankt man die ausgebreitetsten Belehrungen über Alterthümer, Geschichte, Sprache und Künste in China, wo er sich bis zu seinem Tode (1794) aufhielt. Mit der chines. und tatar. Sprache vertraut, konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten befinden sich in den «Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois» (16 Bde., Par. 1776—1814). Sein «Éloge de la ville de Moukden» wurde von de Guignes und sein «Dictionnaire tatar-mantchou-français» von Langlès (3 Bde., Par. 1789) herausgegeben. Der Minister Bertin, selbst Kenner der orient. Sprachen, hatte zu letzterm die nöthigen Typen auf eigene Kosten anfertigen lassen.

Amyris nannte Linné eine Gattung balsamischer Holzgewächse aus der jetzigen Familie der Burseraceen (dikotyler Pflanzen), in der Meinung, daß von einer derselben das im Alterthum berühmte Myrrhenharz abstamme, was nicht der Fall ist. Die Arten dieser Gattung, welche zwischen den Wendekreisen beider Hemisphären wachsen, haben drei- bis siebenzählige, durchsichtig punktirte, balsamisch duftende Blätter, kleine Blüten mit kreuzförmigem Kelch, vier weißen Blumenblättern und acht Staubgefäßen, welche zwitterlich oder vielehig sind und in achselständigen Trauben oder Rispen stehen, und eine einkernige und einsamige Steinfrucht. Sie können bei uns nur im Warmhause gezogen werden. Eine Art, A. Plumieri, von den Antillen, liefert ein dem äthiop. Weihrauch ähnliches, höchst angenehm riechendes, unter dem Namen Elemi occidentale in den Handel kommendes Harz. Eine andere von den Bahamainseln, A. toxifera, hat giftige Früchte. Eine dritte in Arabien wachsende, A. Opobalsamum, gibt den Balsam von Mekka. Eine vierte, ebenfalls arab. Art, A. gileadensis, soll die berühmte und zuerst im Theophrast beschriebene Balsamstaude der Alten sein. (S. Balsamodendron.)

Ana, als Endung mit einem Eigennamen verbunden, ist häufig der Titel für Sammlungen von Anekdoten, Aussprüchen, kleinen Aufsätzen und allerlei Nachrichten, die in Bezug auf jenen vorausgesetzten Eigennamen stehen. Die Benennung wurde zuerst in Frankreich Sitte, wo sie, von den Gebrüdern Dupuys in den «Scaligerana» (Haag 1666) in Anwendung gebracht, vielen Beifall und Nachahmung fand. Ihrem Beispiele folgte man in Holland, England («Baconiana», 1679), Deutschland («Taubmaniana», 1702), Dänemark («Tychoniana», 1770) und selbst in Nordamerika («Washingtoniana», 1800), doch nur zum Theil mit Glück. In neuester Zeit hat indessen England gute A. geliefert. Wissenschaftlich wichtig sind die «Menagiana», «Colomesiana», «Grundlingiana», «Perroniana» und «Thuana». Ein Verzeichniß der A. gibt Ludewig in «Le livret des A.» (Dresd. 1837), nachgedruckt, jedoch vermehrt, in Namur's «Bibliographie des ouvrages publiés sous le nom d'A.» (Brüss. 1839).

Anabaptisten (griech.), d. h. Wiedertäufer, werden im allgemeinen diejenigen genannt, welche aus irgendeinem Grunde die von einer andern kirchlichen Gemeinschaft vollzogene Taufe nicht anerkennen, sondern wiederholen.

Anabăsis (griech.), wörtlich das Hinaufsteigen, dann ein Feldzug aus einer niedrigern Gegend in eine höhere, z. B. vom Meere ins Mittelland, Binnenland. In letzterer Beziehung führen diesen Namen zwei berühmte histor. Werke aus dem classischen Alterthume: 1) die A. des Cyrus von Xenophon (s. d.), welche die Geschichte des unglücklichen Feldzugs des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder, den pers. König Artaxerxes, mit Unterstützung von 10000 griech. Söldlingen, und die Rückkehr derselben in die Heimat unter der Leitung des Xenophon enthält; 2) die A. des Alexander von Arrian (s. d.), welche die Feldzüge Alexander's d. Gr. erzählt.

Anacahuiteholz, eine mexic. Holzart, welche angeblich von den Eingeborenen Mexicos unter der Bezeichnung «Nacahuita» als sicheres Mittel gegen Lungenschwindsucht angewendet wird und zuerst 1861 nach Europa gebracht wurde. Anfangs schenkte man diesem, vom Baume Cordia Boissieri stammenden Holze als Heilmittel viel Vertrauen; allein es bewährte sich dasselbe bei der mannichfachsten Anwendung (als Abkochung, Pulver, Extract u. s. w.) in den verschiedenen Stadien der Lungenschwindsucht durchaus nicht. Ebenso wenig fanden die Chemiker

in dem Holze irgendeinen Stoff, welcher Aussicht auf besondern Erfolg in der genannten Krankheit gewährt. Nur der Bast der Rinde enthält in nicht geringer Menge klee- (oxal-) sauren Kalk, aus welchem sich im Organismus vielleicht kohlensaurer Kalk bildet. Letzterm könnte nach Einiger Ansicht eine etwaige Wirkung bei der Tuberkelsucht (etwa Verkalkung der Tuberkeln) zugeschrieben werden. Da jedoch die praktischen Resultate für die Wirksamkeit des Holzes völlig ungenügend ausfielen, so wird dasselbe nunmehr kaum noch in Gebrauch gezogen.

Anacardium, Nierenbaum, ist der Name einer Baumgattung der Tropengegenden, welche zu der Familie der Terebinthaceen und in die 9. Klasse 1. Ordnung des Linné'schen Systems gehört. Diese Bäume haben große, lederartige, ganzrandige Blätter, zweihäusige Blüten mit fünftheiligem Kelch, fünf schmalen Blumenblättern, neun Staubgefäßen und einem einzigen Fruchtknoten. Aus letzterm entwickelt sich eine Steinfrucht, welche einem großen, fleischig-saftigen Stiele von birnförmiger Gestalt aufsitzt, die gegessen werden kann. Die in der Mitte der vordern Seite eingedrückte Steinfrucht umschließt einen einzigen, nierenförmigen Samen. Die Früchte der einen Art, des in Westindien und Südamerika wachsenden A. occidentale, haben wegen des in den Lücken ihrer dunkelbraunen Mittelschicht enthaltenen, ätzenden Balsams, welcher, auf die Haut gebracht, Entzündung erregt, medic. Anwendung gefunden und kommen unter dem Namen Amerikanische Elefantenläuse (Anacardia occidentalia) in den Handel. Eine zweite Sorte, die Ostindischen Elefantenläuse (Anacardia orientalia), stammen von einem andern Baum derselben Familie, nämlich vom Semecarpus Anacardium (s. Semecarpus). Der ätzende Balsam der westind. Anacardien besteht aus einer scharfen, öligen Flüssigkeit, dem Kardol, und einer krystallisirbaren, fetten Säure, der Anacardsäure.

Anacharsis, ein Scythe, Sohn des Gnaros und Bruder des Königs Saulios, kam, von Begierde nach Kenntnissen und Bildung getrieben, mit seinem Freunde Toxaris zu Solon's Zeiten nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Wegen seines hellen Verstandes und gesunden Urtheils machte er bei den Griechen Aufsehen, und man rechnete ihn später sogar zu den sieben Weisen und legte ihm viele sinnige Aussprüche und Erfindungen bei. Die Briefe, welche seinen Namen tragen, sind viel spätern Ursprungs. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland soll ihn der König haben umbringen lassen, um der von A. versuchten Einführung der Mysterien der Griechen vorzubeugen. — Unter dem Titel: «Voyage du jeune Anacharsis en Grèce», gab der franz. Historiker Jean Jacques Barthélemy (s. d.), der seinen Helden einige Jahre vor der Geburt Alexander's d. Gr. nach Griechenland kommen läßt, eine mit Geschmack und Gelehrsamkeit verfaßte Schilderung des griech. Lebens. Wiewol er dabei mit ungenügender Kritik verfährt und die Erscheinungen aus den verschiedensten Zeitaltern der griech. Geschichte als gleichzeitig darstellt, hat dieses Werk doch wesentlich zu einer geistigern Auffassung des griech. Alterthums beigetragen. Auch rief es viele Nachahmungen hervor, wie die «Sabina» von Böttiger, den «Gallus» und «Charikles» von Becker.

Anachorēten (griech.), d. h. aus dem Leben Zurückgezogene, Einsiedler, Eremiten, hießen seit dem 3. Jahrh., zum Unterschiede von den Cönobiten, d. i. den in Gemeinschaft lebenden Mönchen, diejenigen, welche, möglichst von jeder Gesellschaft abgesondert, in einsamen, verlassenen Gegenden, in Wüsten, Höhlen und Ruinen lebten. Obgleich sich die Christen schon in den beiden ersten Jahrhunderten, in Nachfolge des äußerlich armen Christus und im Gegensatze gegen die im heidnischen Glanze verderbte Welt, von dem Verkehr der heidnischen Feste und Vergnügungen zurückzogen, so verwarf man doch damals noch entschieden die völlige Abscheidung vom Leben, wie sie der Einsiedler sucht. Nur die theils wahrhaft fromme, theils geistlich hochmüthige und überspannte Richtung auf Enthaltsamkeit von der Ehe, gewissen Speisen u. s. w., sowie das Zurückziehen von der Gesellschaft an gewissen Weihe-, Buß- und Bettagen, tritt bereits hervor. Im Laufe des 3. Jahrh. erst treten eigentliche Einsiedler auf, nachdem sich die Asceten (s. d.) zuerst meist nur aus dem verderbten Gewühle der Städte auf das Land begeben hatten, ohne gänzlich aus der Gesellschaft zu scheiden. Die blutigen Verfolgungen und, als diese aufgehört hatten, die steigende Verachtung der immer mehr sich entsittlichenden Welt, in der es nicht einmal mehr möglich war, Märtyrer zu werden, reizten das oft wahrhaft fromme, aber mehr oder weniger überspannte und dem mitten im Leben stehenden Urchristenthum entfremdete Bewußtsein vieler edeln, willenskräftigen Gemüther, unter großen Entbehrungen die bürgerliche Gesellschaft ganz zu verlassen. Auch führte ein reuebedürftiges Leben viele in die Einsamkeit. Die ersten solcher Einsiedler oder «Väter der Wüste» waren die Aegypter Paulus und Antonius. Letzterm, welcher allgemein als der Urheber des Mönchthums angesehen wird, schlossen sich immer mehr Männer und Jünglinge an und bildeten sich unter seiner Leitung zum asceti-

schen Leben, sodaß sich bald die Einöden Aegyptens und die Lybische Wüste mit Eremiten füllten. Von seinen Schülern führte Hilarion dieses einsame Leben in Palästina ein, Eustathius in Armenien und Kleinasien. Bald wurden die angesehensten Kirchenlehrer eifrige Lobredner desselben und verpflanzten es auch ins Abendland. Da diese frommen Einsiedler aber von der verehrenden Menge um den Rath und Trost ihrer geheiligten Seele, um den Segen insbesondere für herbeigebrachte Kranke (namentlich Gemüthskranke, Besessene) und Kinder bestürmt wurden, so erreichten sie ihre Absicht der völligen Abtrennung vom Leben fast nie, sondern wirkten vielmehr, zum Theil wider ihren Willen, durch ihren religiösen Zuspruch weihend und erhebend auf die Gesellschaft. Unabhängig von den Mächten der Welt und hochverehrt von der öffentlichen Meinung, kehrten sie zuweilen, wenigstens auf Zeit, bei großen Gefahren von seiten der Staatsgewalt oder bei wankendem Glauben mäßigend, ermuthigend und kräftigend, wie Engel vom Himmel angestaunt und gehört, in das gesellschaftliche Leben zurück. Die furchtbaren Quälereien, welche die A. zum Theil ihrem «sündigen» Leibe auferlegten, die Ketten und Eisenringe, mit denen sie sich belasteten, das Aufsuchen von fast unbewohnbaren Gegenden und Höhlen, das Abdarben selbst der nöthigsten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke, das Aufzwingen von unnatürlichen peinlichen Körperstellungen, z. B. Jahrzehnte hindurch auf Säulen (s. Styliten), wodurch sie theilweise dem Wahnsinn und langsamem Selbstmorde verfielen, waren Auswüchse eines mächtigen, sittlichen Willens, den eine aufgeklärte Zeit zu bessern Dingen verwandt haben würde. Mehr und mehr traten indessen diese Auswüchse zurück, da die Kirche selbst sehr bald die mildere, naturgemäßere Form der Zurückgezogenheit, das Cönobitenleben der Mönche, vorzog. Auch lag es im Klima und Charakter des Occidents, daß er die Anachoretenform des Mönchslebens weniger ausbildete als der Orient. Wiewol aber die anachoretische Lebensform mit der Entwickelung des social-religiösen Bewußtseins fallen mußte, so hatte sie doch unleugbar in der Zeit ihres Entstehens und in den zunächst sich anschließenden Jahrhunderten ihre Berechtigung. Uebrigens haben die orient. Religionen insgesammt, das Judenthum nicht ausgenommen, ähnliche Erscheinungen aufzuweisen.

Anachronismus (griech.) heißt ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit aus Unkunde oder irgendeinem andern Grunde in einen falschen Zeitraum versetzt. Der A. findet sich besonders häufig in den Werken der schaffenden Phantasie. Er wird hier entweder mit Absicht angewendet, um irgendeine Wirkung (z. B. das Komische) zu erzielen, oder er ist nur zufällig, indem der Dichter aus Unkunde irgendeine Begebenheit, Sitte, Gebrauch u. s. w., der einer spätern Zeit angehört, bereits in einer frühern gelten läßt. So z. B. läßt Shakspeare in seinem «Julius Cäsar» die Thurmglocke drei Uhr schlagen, und Schiller spricht in den «Piccolomini» in einem herrlichen Bilde von dem Blitzableiter, obgleich dieser erst 120 J. später erfunden wurde. Diese kleinen Verstöße, die nur den Gelehrten stören, heben nie die Wirkung der ganzen Dichtung auf. Nachtheiliger aber ist der A. in dichterischen Werken, wo zwar das äußere Leben einer verschwundenen Zeit mit pedantischer Genauigkeit ausgemalt, hingegen die ganze Gesinnungs- und Denkweise der modernsten Gegenwart in die ferne Zeit hineingetragen wird. An diesem Fehler leidet die ganze ältere Tragödie der Franzosen, leiden die Werke eines Corneille, Racine, ebenso viele unserer histor. Romane. Anders müssen die Anachronismen der Volkspoesie und der Dichtungen des Mittelalters beurtheilt werden. In der epischen Volkspoesie ist der A. geradezu ein charakteristisches Merkmal. In ihr bleibt ein Achilles stets jung, eine Helena stets schön. Durch Jahrhunderte hindurch begleitet Rustem in der pers., und Marko in der serb. Heldensage die wandelnden Schicksale seines Volks, ohne zum Greis zu werden, stets in ungebeugter Kraft des Mannes. Desgleichen faßte das Mittelalter in seiner Naivetät die ganze Welt nur in dem Spiegel seiner Zeit auf, und die dichterischen Bearbeitungen antiker Stoffe, wie z. B. die «Aeneide» des Heinrich von Veldeke, die Schilderung der Thaten Alexander's d. Gr. vom Pfaffen Lambrecht, sind in Sitten und Costüm Bilder aus der Zeit des Dichters, aber nicht der Zeit, in der die geschilderten Helden lebten. Selbst ältere Maler lassen in ihren frommen Bildern von Christus und den Heiligen die Ritter, Städte und Burgen ihrer Zeit erscheinen.

Anacyclus, Ringblume, nannte Persoon eine Kräutergattung aus der Familie der Compositen (Abtheilung Corymbiferae) und der 19. Klasse des Linné'schen Systems, welche sich von der ihr zunächst stehenden Gattung Anthemis (s. d.) durch geflügelte Achenen unterscheidet, wiederholt fiedertheilige Blätter und meist einen weißen Strahl und eine gelbe Scheibe besitzt, seltener der Strahlblüten gänzlich entbehrt. Von den Arten dieser Gattung, welche der Mehrzahl nach in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres wachsen, sind zwei ihrer heilkräftigen

Wurzeln halber officinell geworden, nämlich A. officinarum Hayne, eine bei Magdeburg im großen angebaute Pflanze von unbekannter Herkunft, deren Wurzel unter dem Namen Radix Pyrethri germanici, d. h. Deutsche Bertramswurzel, in Droguerien und Apotheken vorräthig gehalten wird, und A. Pyrethrum, welche sich in Südeuropa und dem Orient wild findet, und deren Wurzel als Römische Bertramswurzel, Radix Pyrethri romani, in den Handel kommt. Beide Wurzeln enthalten Inulin, die Deutsche Bertramswurzel außerdem ein scharfes, ätherisches Oel, die Römische Gummi, Gerbsäure und ein scharfes Harz, sog. Pyrethrin.

Anadoli (türk.) oder Anatolien, s. Natolien.

Anadyomene, d. i. die Auftauchende, ist ein der Venus in Bezug auf ihren Ursprung aus dem Meere gegebener Beiname. Der größte Maler des Alterthums, Apelles (s. d.), stellte die Göttin in dem Augenblicke dar, als sie dem Meere entstieg und ihr Haar mit den Händen trocknete. Sie war nach einigen nach der Pankaste, nach andern nach der Phryne (s. d.) gemalt. Dieses Gemälde, das Meisterstück jenes Künstlers, kauften die Einwohner der Insel Kos und stellten es im Tempel des Asklepios auf. Von ihnen kaufte es gegen Erlaß von 100 Talenten Steuern Augustus, der es nach Rom schaffen und in dem Tempel der Venus Genitrix aufstellen ließ. Zu Nero's Zeit war es ziemlich verwischt und wurde durch ein Werk des Dorotheus ersetzt. In der griech. Anthologie wird die A. des Apelles, die vielfache plastische Nachbildungen erfuhr, in mehrern Epigrammen geschildert.

Anadyr, der östlichste größere Fluß Sibiriens und von ganz Asien, kommt aus dem Bergsee Iwaschka, fließt durch hohes Gebirge und mündet nach einem Laufe von 155 M. unter 65° nördl. Br. in den vielbuchtigen Anadyrischen Meerbusen, einen Theil des Berings- oder Kamtschatkischen Meeres, zwischen den Vorgebirgen Fadejewskij und Tschukotskij. Der A. gefriert erst Anfang Nov. Sein Gebiet umfaßt gegen 3960 Q.-M. Zwischen ihm und dem Tschaunbusen des Nördlichen Eismeeres breitet sich die Halbinsel der Tschuktschen aus, die mit dem Ostcap Asiens an der Beringsstraße endet.

Anagallis, Gauchheil, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen und der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, besteht aus einjährigen und perennirenden Kräutern mit zarten Stengeln, gegen-, seltener quirlständigen, ganzrandigen Blättern und einzeln in den Blattachseln auf langen Stielen stehenden Blüten mit fünftheiligem Kelch und radförmiger Blumenkrone von rother oder blauer Farbe. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine vielsamige, kugelige, ringsum aufspringende Kapsel. Eine Art, der in fast ganz Europa auf Aeckern als Unkraut wachsende Gemeine Gauchheil (A. arvensis L.), ein sehr zartes Pflänzchen mit meist hellrothen, seltener blauen Blumen, galt eine Zeit lang als ein kräftiges Heilmittel gegen die Hundswuth, weshalb die Pflanze viele medic. Abhandlungen hervorgerufen hat. Auch gegen Tobsucht, Melancholie, Epilepsie und Krebs sollte sie helfen. Noch findet sie sich getrocknet unter dem Namen Herba Anagallidis in den Apotheken.

Anagni (Anagnia), Stadt in der päpstl. Legation Frosinone, in fruchtbarer und herrlicher Umgebung, der das Innere des Orts nicht entspricht. Die Stadt zählt 7200 E. und ist Sitz eines uralten, 487 errichteten Bisthums. In der Nähe befinden sich Schwefelquellen und Schwefelminen. Der häufige Aufenthalt der Päpste in A. hat manches Denkmal mittelalterlicher Kunst hinterlassen. Besonders bemerkenswerth ist die Kathedrale mit schönen Fresken und Musivarbeiten des 13. Jahrh. von der berühmten Künstlerfamilie der Cosmaten und mit dem lebensgroßen Standbilde Bonifacius' VIII., der hier geboren und ganz besonders thätig an der Ausschmückung der Kirche war. Das alte Anagnia, oft in der Geschichte genannt, war die Hauptstadt der Herniker, mit dem Zunamen die Reiche, und wurde später röm. Municipium.

Anagnosten (vom griech. anagnostes) hießen bei den Römern gebildete Sklaven oder Freigelassene, deren sich die Herren bei Tafel, während des Bades oder sonst zum Vorlesen bedienten. Bisweilen trugen auch A. an öffentlichen Orten oder im Theater Gedichte vor. In der ältern christl. Kirche führten diesen Namen diejenigen Kirchendiener, welche das Vorlesen der biblischen Abschnitte in der Gemeinde zu besorgen hatten. Schon im 3. Jahrh. werden sie unter den Kirchendienern genannt; später wurden sie dem Klerus einverleibt und erhielten unter den sog. vier niedern Weihen die vorletzte Stelle, zwischen dem Exorcisten und dem Ostiarier. In der röm.-kath. Kirche ist für A. die lat. Benennung Lector üblich geworden.

Anagogische Auslegung (vom griech. anagein: emporführen, zur Höhe leiten) heißt diejenige Art allegorischer Bibelerklärung, welche den buchstäblich anders zu fassenden Worten eine höhere, himmlische Beziehung gibt, sie als Symbole der triumphirenden Kirche und des ewigen Lebens überhaupt faßt. So wurden z. B. die Worte «Es werde Licht» anagogisch von

der einstigen Verklärung verstanden, der Liebhaber und die Geliebte des Hohenliedes auf Christum und seine Kirche, der 45. Psalm, anstatt auf einen irdischen König, auf den Messias als einen himmlischen König bezogen. Die jüdisch-alexandrinische Schule, Philo als Repräsentant an der Spitze, ist der vornehmlichste Sitz dieser Auslegung gewesen. Doch kennen sie auch die Heiden sowie das Neue Testament und die später christl. (besonders alexandrinische) Theologie.

Anagramm nennt man das Rückwärtslesen der Buchstaben eines oder mehrerer Worte. So ist «Sarg» ein A. von «Gras», und «Nebel» von «Leben». Im weitern Sinne versteht man darunter eine Buchstabenversetzung, um dadurch ein oder mehrere neue Wörter zu bilden, wie z. B. «Dame» und «Made». Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines A., «Alcuinus». Auf ähnliche Weise geben die Worte «Révolution française» das A.: «Un Corse la finira» und das bedeutungsvolle «Veto»; dann auch ein anderes A.: «La France veut son roi». Vorzüglich liebten die mystischen Ausleger der heiligen Schriften bei den Juden, die Kabbalisten, diese Spielereien. Es gibt weitläufige Sammlungen solcher A. Vgl. Wheatley, «On Anagramms; a monograph treating of their history from the earliest ages to the present time» (Lond. 1862).

Anagyris nannte Linné eine Sträuchergattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler und der 17. Klasse seines Systems, deren Arten die wärmere gemäßigte und Tropenzone der nördl. Halbkugel bewohnen und der Mehrzahl nach in Ostindien und China zu Hause sind. Diese Sträucher haben dreizählige, dem Goldregen (Cytisus Laburnum) ähnliche Blätter und bringen kurze Trauben goldgelber Blüten hervor, an denen die Flügel länger sind als die Fahne und kürzer als das Schiffchen. Die ziemlich große, flach zusammengedrückte, vielsamige Hülse ist kurz gestielt und inwendig zwischen den Samen mit schwammigen, unregelmäßigen Scheidewänden versehen. Eine Art dieser Gattung, welche im südlichsten Spanien und Portugal sowie in Nordafrika wild wächst und einen bis mannshohen Strauch bildet, besitzt ein sehr übelriechendes Holz, das diesem Strauch den Namen Stinkstrauch zugezogen hat. Dasselbe ist als Brech- und Abführungsmittel benutzt worden.

Anahuac, der südl. Theil des großen Tafellandes von Mexico oder Neuspanien in Amerika, vor Ankunft der Europäer der Hauptsitz der dort einheimischen Culturvölker, der Tolteken, Chichimeken, Acolhuer und Azteken, noch jetzt der Hauptbestandtheil des mexic. Staats, erhebt sich unter 17° nördl. Br. aus den Ebenen von Tabasco und Tehuantepec, und erstreckt sich, allmählich an Breite zunehmend, bis zum 21.° nördl. Br., wo es in der Sierra-Madre und über die Hochebenen von Queretaro, San-Luis-de-Potosi und Xalisco hinaus mit dem System der Felsengebirge in Verbindung tritt. Das A., den entschiedenen Charakter eines zusammenhängenden, nicht zergliederten Massengebirges tragend, steigt in O. aus den Tierras-Calientes der Küstenebene von Cuetlachtlan in steilen Stufen und Terrassen plötzlich auf, die öfter kaum 3 M. breit, nur an einer einzigen Stelle, bei Chalapa, einen fahrbaren Paß besitzen. Ein hohes Randgebirge, das in dem Citlaltepetl oder Pic von Orizaba (16302 F.), dem Coffre de Perote oder Nauhcampatepetl (13400 F.), dem Popocatepetl (16626 F.), dem Iztaccihuatl und dem Nevado de Toluca die hier 14000 F. hohe Schneegrenze überragt, umgrenzt in O. das Hochland, welches bei einer Erhebung von 9—5000 F. im allgemeinen von O. nach W. geneigt ist und durch wenig erhobene Ketten mit einzelnen, hoch emporragenden Gipfeln in mehrere besondere Hochebenen, wie die von Tlascala mit 6750, von Tenochtitlan oder Mexico mit 7000, von Toluca mit 8330 und von Michoacan mit 5500—6000 F. mittlerer Erhebung, geschieden wird. Nach W. zu senkt sich das Tafelland über die weiten, von Thälern zerrissenen Terrassenlandschaften, die herrlichen Tierras-Templadas von Mixtecapan und Oaxaca (noch 4500 F. hoch), allmählich zu der Küstenebene von Colima ab. Außer den Alpenseen der Tafelländer zählt das A. nur wenige Gewässer, da die Flüsse auf den Randgebirgen entspringen und nach meist kurzem und reißendem Laufe dem Meere zueilen. Viele der kleinen Gewässer fließen in den oft in vollkommen ebenen Flächen plötzlich auftretenden und jede Communication unterbrechenden Barrancas oder von steilen Felswänden begrenzten Schluchten, die zum Theil 1000 F. tief sind. Die eigenthümliche Configuration des Landes bedingt die wunderbarste Verschiedenheit in Klima und Erzeugnissen. Während die Küstenebenen echt tropischen Charakter haben, schmückt die westl. Absenkungen ein ewiger Frühling; während an den Ufern des Mexicanischen Golfs das Gelbe Fieber den Europäer hinrafft, wird die Kühle auf der Hochebene von Toluca selbst empfindlich und unangenehm. Die förmliche Isolirung des Plateau von der Küste, die theils durch den Mangel an schiffbaren Strömen, theils durch die Unzugänglichkeit der Randgebirge im O. bewirkt wird, ferner der Mangel

eines guten Hafens an der Ostküste, sowie das mörderische, europ. Niederlassungen unmöglich machende Klima der Küsten selbst, sind wol die Hauptursachen, weshalb diese herrlichen und fruchtbaren Länder im ganzen im Verkehr und Leben der Jetztzeit zurückgeblieben sind.

Anaklētus der Heilige, auch Papst und Märtyrer, war aus Athen gebürtig und einer der ersten Bischöfe der christl. Gemeinde in Rom, entweder als unmittelbarer Nachfolger des Petrus oder als der des Linus. Was von ihm erzählt wird, ist theils ungewiß, theils offenbar unwahr. Er soll in der Verfolgung des Domitian 91 den Märtyrertod gestorben sein. Die Kirche feiert sein Gedächtniß am 13. Juli. — A. II. wurde 1130 in Italien gegen Innocenz II. zum Papst gewählt und hatte Rom, Mailand und den Grafen Roger von Sicilien, dem er den Königstitel gab, für sich. Er excommunicirte seinen Gegner und behauptete sich bis zu seinem Tode (1138) gegen Kaiser Lothar II.

Anakolūthon oder Anakoluthie heißt in der Grammatik und Rhetorik der Mangel an Folgerichtigkeit der grammatischen Construction, wobei jedoch stets eine Absicht des Schreibenden zum Grunde liegt. Anakoluthien entstehen durch plötzliche Veränderung oder Unterbrechung der Construction, vorzüglich nach längern Zwischensätzen, worüber der Hörer den Anfang der Construction außer Acht gelassen haben kann, oder durch Weglassung von Wörtern, die aus dem frühern Zusammenhange wiederholt oder ergänzt werden müssen. Gute Schriftsteller, besonders der Griechen, bringen dem Nachdrucke, mit welchem ein oder mehrere Wörter betont werden sollen, oder der Deutlichkeit, wegen welcher ein Wort oder ein Satz herausgehoben wird, oder dem Ebenmaße bisweilen die streng logische oder grammatische Ordnung zum Opfer. Oft ist es die leichte Natürlichkeit der Rede, wie sie die lebendige Umgangssprache mit sich führt, welche Anakoluthien erzeugt. Zum Fehler werden sie, wenn sie Folge der Unachtsamkeit und des Mangels an Gedankenordnung, oder wenn sie, wie bei spätern Rhetoren der Griechen, gesucht und erkünstelt sind.

Anakrĕon, einer der neun größten Lyriker des griech. Alterthums, war zu Teos in Jonien geboren, wurde in Abdera erzogen und blühte von 530 v. Chr. an. Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof und widmete ihm seine Freundschaft. Hier sang A., von Wein und Liebe begeistert, seine leichten, gefälligen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers ging er 521 v. Chr. nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben vertrieb ihn von hier, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als indeß Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 J. alt starb. Der Sage nach erstickte er, wie Sophokles, an einer getrockneten Weinbeere. Sein Freund Simonides verfertigte auf ihn eine doppelte Grabschrift, die Stadt Teos setzte sein Bild auf ihre Münzen, auf der Burg von Athen stand seine Bildsäule und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit Lob. Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind 68 Gedichte unter A.'s Namen übrig, von denen jedoch die Kritik nur wenige als echt anerkennt. Sie sind in dem nach A. benannten Versmaße gedichtet, das aus kurzen Zeilen in trochäischen Rhythmen besteht, mit einer ein- oder mehrsilbigen Anakrusis, meistens in folgender Gestalt:

⏓ (⏑⏑) | — ⏑ — ⏑ | — ⏓

Die neuern Ausgaben des A. sind von Mehlhorn (Glog. 1825), Schneidewin in «Delectus poeseos graecae» (Gött. 1838) und Bergk in «Poetae lyrici graeci» (2. Aufl., Lpz. 1853) sowie in dessen «Anthologia lyrica» (Lpz. 1854). Deutsche, zum Theil gereimte Uebersetzungen lieferten Gleim, Götz, Ramler, Degen, Overbeck, Kannegießer, Jordan, Möbius, Rettig, neuerdings Seiferheld (Hamb. 1861) und Uschner (Berl. 1864).

Anakrūsis (griech.), Aufschlag oder Auftakt, heißt in der Metrik und Musik die Vorschlagssilbe, welche vor dem Beginn der eigentlichen rhythmischen Bewegung einer Verszeile, oder vor dem bestimmten Takte einer Melodie, angeschlagen wird. Auch nannten die Griechen so das Anschlagen oder Anstimmen eines Instruments, als Anhaltepunkt für den Sänger, was aber ein Präludiren in dem gegenwärtigen Sinne, wie man bisweilen angenommen, nicht sein konnte.

Analekten nennt man zunächst eine Sammlung auserlesener Stellen oder Sentenzen aus einem oder mehrern Schriftstellern, besonders aus Dichtern (Blumenlese), wie denn Brunck seiner Sammlung der kleinern griech. Gedichte, die jetzt den größten Theil der «Griech. Anthologie» ausmachen, den Titel «Analecta» gab. Im weitern Sinne versteht man darunter eine Sammlung vermischter Aufsätze und Abhandlungen, mögen dieselben Einem Verfasser oder mehrern angehören, wie die «Analekten» von Wolf. (S. Collectanea.)

Analeptika, Erquickungsmittel, flüchtige Stärkungsmittel, nennt man in der Medicin diejenigen flüchtigen Reizmittel, welche, in kleinen Mengen genommen, die gesunkene Lebensthätigkeit schnell wieder zu wecken und zu erheben im Stande sind. Sie verbreiten sich schnell im Blute und wirken als Reizmittel auf die Nervencentra. Dahin gehören die Aetherarten und ätherischen Oele, der Wein und der mit balsamischen, aromatischen und bittern Pflanzenstoffen geschwängerte Alkohol. Letztere heißen auch herzstärkende Mittel (Cardiaca).

Analogie (griech.) bezeichnet ursprünglich Verhältnißmäßigkeit, Aehnlichkeit oder Gleichheit eines Dinges in gewissen Beziehungen mit einem andern. Die Erkenntniß eines Dinges, die blos auf einem solchen Verhältnisse beruht, heißt analogische Erkenntniß. Der Schluß aber, welcher von dieser Aehnlichkeit zweier Dinge, oder Gleichheit in gewissen bekannten Beziehungen, auf die Aehnlichkeit in andern oder auf ihre noch größere Uebereinstimmung gemacht wird, heißt in der Logik ein analogischer Schluß, ist jedoch nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß, dessen man sich aber auf dem unendlichen Gebiete der Erfahrung sehr häufig bedienen muß. Dieser Schluß wird angewendet bei der Erklärung der Schriftsteller und insbesondere bei der Auslegung der Heiligen Schrift (A. der Interpretation, oder hermeneutische A.), in der praktischen Heilkunde bei Anwendung der Heilmittel u. s. w., und auch ein großer Theil der Sätze, welche die empirische Naturlehre aufstellt, beruht darauf, indem man desto größere Uebereinstimmung unter Erscheinungen voraussetzt, je mehr man deren schon wahrgenommen hat. Der tiefste Grund der Berechtigung dieser A. liegt in dem thatsächlichen Einheitszuge, welcher durch die Natur im ganzen wie im Individuum hindurchgeht und von jedem Fortschreiten der Naturwissenschaften, gegenüber den frühern Annahmen der Willkür und Regellosigkeit, allseitiger bestätigt wird. — In der Sprachlehre versteht man unter A. die Uebereinstimmung in der Bildung der Worte. Sie beruht auf der Vergleichung ähnlicher Formen, indem man annimmt, was in dem einen Falle regelmäßig sei, müsse es auch in dem ähnlichen sein. Sie ist daher der Grund aller grammatischen Regeln, welche, nachdem die Sprache längst in ihrer Freiheit bestand, von gelehrten Forschern durch Beobachtung festgestellt wurden. — In der Mathematik heißt A. die Uebereinstimmung gewisser Größenverhältnisse; auch die Formeln der Gleichheit zweier Verhältnisse (die Proportionen) werden nach dem Vorgange des Euklides Analogien genannt. — In der Rechtswissenschaft gibt es eine A. des Gesetzes und des Rechtes. Da nämlich, wo die Gesetze zur Entscheidung eines concreten Falles nicht ausreichen, ist eine Ergänzung derselben zu suchen, zu der wir durch die Voraussetzung der innern Consequenz der Gesetze gelangen; das Verhältniß der auf diese Weise gefundenen Rechtssätze zu den gegebenen Gesetzen heißt A. Sie ist wesentlich von der Auslegung der Gesetze verschieden, bei welcher die Absicht des Gesetzgebers entscheidet, während bei der A. nach dem Grunde des Gesetzes entschieden wird. Die letztere führt zunächst zu einer Ausdehnung des Gesetzes wegen Gleichheit (nicht blos wegen Aehnlichkeit) des Grundes. Hierbei wird von der vielfach bestätigten Voraussetzung ausgegangen, daß der Gesetzgeber unmöglich alle denkbaren Fälle umfassen kann, sodaß also die sich ergebenden Lücken in der Art ausgefüllt werden müssen, wie der Gesetzgeber vorgeschrieben haben würde, wenn er den betreffenden Fall in Consequenz seiner andern Vorschriften beurtheilt hätte. Man hat die Anwendung der A. auf Strafgesetze, während sie für das gemeine deutsche Civilrecht feststeht, mehrfach bestritten. In den neuern Strafgesetzbüchern pflegt die Gesetzesanalogie statuirt, die Rechtsanalogie dagegen ausgeschlossen zu werden, d. h. die A. ist nur zulässig, wenn sie nicht blos dem Geiste des Gesetzbuchs im allgemeinen, sondern auch und hauptsächlich dem Sinne derjenigen einzelnen Bestimmung entspricht, um deren Anwendung es sich handelt. Die A. kann aber auch zu einer Beschränkung führen; nur ist hierbei nicht so weit zu gehen, daß man schließe, weil der Grund eines Gesetzes wegfällt, falle auch die Anwendbarkeit desselben hinweg. Vielmehr tritt in einem solchen Falle nur erst das Bedürfniß einer Reform auf dem Wege der Gesetzgebung ein, ohne daß der Richter das Gesetz darum schon unbeachtet lassen darf. Uebrigens bezieht sich die A. niemals auf solche Gesetze, welche die Natur einer Ausnahme von der Regel haben (Privilegien und jura singularia), wogegen allerdings umgekehrt Sätze des jus commune auch bei Singularrechten eine A. herbeiführen können. — In der Theologie bezeichnet A. des Glaubens das Verhältniß unbestimmter und undeutlicher Aussprüche der Schrift zu den bestimmten und deutlichen, und das Recht, jene aus diesen zu erklären. Dieser in der altkirchlichen prot. Theologie sehr bedeutende Begriff wurde aus dem Grundtexte von Röm. 12, 6 entlehnt, wiewol unrichtig, da dort entsprechend V. 3 und 6 nicht «Analogie», sondern «Maß» des Glaubens zu übersetzen ist. Im Gegensatze nämlich zu den kath. Principien, daß das Unbestimmte

oder Zweifelhafte der in der Heiligen Schrift enthaltenen Aussprüche aus der Tradition und durch die Autorität der Kirche zu bestimmen und zu erklären sei, behaupteten die Protestanten, daß, wie die Schrift aus sich selbst zu erklären, auch ihre Lehren da, wo keine deutlichen Aussprüche vorlägen, aus dem Zusammenhange der deutlichen Aussprüche und diesem angemessen aufgefaßt und bestimmt werden müßten. Derselbe Begriff wurde vornehmlich durch Herder mit dem Ausdrucke: Geist der Schrift und des Christenthums, und in der neuern Zeit von Germar mit dem Namen der panharmonischen Schriftauslegung bezeichnet. Es liegt der A. des Glaubens der richtige und nie gänzlich täuschende Gedanke zu Grunde, daß ein und dieselben Schriftsteller ein und derselben Grundbildung, Absicht und Zeit sich nicht selbst widersprechen wollen. Das Recht aber, diese A. auf alle biblische Bücher untereinander, die doch so verschiedenen Zeitaltern und Verfassern angehören, unbedingt anzuwenden, kann nur anerkannt werden, wenn man der Inspirationstheorie folgt, nach welcher derselbe Heilige Geist der allein wirksame Verfasser aller biblischen Bücher ist.

Analysis (griech.) oder Analyse, d. i. Auflösung, Zergliederung, nennt man in der Philosophie, im Gegensatze der Synthesis (s. d.), diejenige logische Behandlung eines gegebenen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine Bestandtheile, Merkmale auflösen. Ein Begriff, der durch A. eines andern, in dem er enthalten ist, gewonnen wird, heißt insofern analytischer Begriff. So heißt auch die Erklärung oder Folgerung, die durch Zergliederung eines gegebenen Begriffs gewonnen wird, analytische Erklärung oder Folgerung. Auf dieselbe Weise kann man auch ein Urtheil oder einen Schluß zergliedern. Ein analytisches Urtheil ist ein solches, dessen Prädicat schon im Begriff des Subjects liegt, folglich durch Zergliederung daraus gewonnen werden kann, während das synthetische oder erweiternde Urtheil mit einem Subject ein Prädicat verknüpft, welches nicht schon in dem Subject liegt. So ist z. B. der Satz: Jeder Körper ist ausgedehnt, ein analytischer, der Satz: Dieser Körper ist elastisch, ein synthetisches Urtheil. Bei Beweisen, in welchen wir Schlüsse und Schlußreihen anwenden, überhaupt bei der Anordnung und Entwickelung eines größern wissenschaftlichen Ganzen, bezeichnet, nach einem von dem vorigen etwas abweichenden Sprachgebrauche, das Analytische, gleichbedeutend mit dem Regressiven, den Fortgang von dem Bedingten zu dem Bedingenden oder zu den Principien, während bei dem synthetischen Beweise der umgekehrte Gang stattfindet. Man nennt dieses Verfahren in der Wissenschaft analytische Methode im Gegensatze zur synthetischen. Beide Richtungen ergänzen und controliren sich gegenseitig. Die analytische Methode geht von den erfahrungsmäßig gegebenen Thatsachen aus, um wo möglich durch Zergliederung derselben die Voraussetzungen zu finden, durch welche jene begreiflich werden; die synthetische Methode entwickelt die Consequenzen gewisser Principien, die sehr häufig blos in der Gestalt von Hypothesen aufgestellt werden, um sie mit den Thatsachen der Erfahrung zu vergleichen und zu prüfen, ob sie von den letztern bestätigt werden oder nicht. Das Merkmal einer vollkommenen Theorie ist daher die Uebereinstimmung der durch A. und Synthese gewonnenen Resultate.

Analysis, in der Mathematik als wissenschaftliches System, ist die Buchstabenrechnung im weitesten Sinne des Worts, welche alle Größen als unbekannte Zahlen behandelt und mit Buchstaben als allgemeinen Zahlzeichen rechnet. Zuweilen braucht man in derselben Bedeutung das Wort Algebra (s. d.), gewöhnlich aber und besser schränkt man dieses auf die Lehre von den Gleichungen ein, sodaß die Algebra nur als erster Theil der A. erscheint. Der zweite Theil derselben, die eigentliche A., zerfällt dann wieder in die A. der endlichen und die der unendlichen Größen. Jene, zuweilen auch Theorie der Functionen genannt, ist die Wissenschaft von den Formen der Größen und umfaßt die Lehren von den Reihen, Combinationen, Logarithmen, die A. der krummen Linien u. s. w. Die A. der unendlichen Größen besteht aus drei Haupttheilen, der Differential-, der Integral- und der Variationsrechnung. Die A. ist ohne Zweifel der interessanteste, den Scharfsinn im höchsten Grade in Anspruch nehmende Theil der Mathematik; ihr allein verdankt die Mathematik, sowol die reine als die angewandte, die riesenmäßigen Fortschritte, die sie in den letzten zwei Jahrhunderten gemacht hat. Zu den wichtigsten Schriftstellern über A. gehören Euler, Lagrange, Lacroix, Fourier, Cauchy, Eytelwein, Monge, Schlömilch u. s. w. — Ganz verschieden von der A. der Neuern war die der Alten, die sich nur auf die Geometrie bezog und in nichts anderm bestand als einer Anwendung der analytischen, der synthetischen entgegengesetzten, Methode bei Auflösung geometr. Aufgaben. Dieses Verfahren geht dahin, daß man das Gesuchte als gefunden betrachtet, untersucht, wodurch es bestimmt wird, und nach und nach durch Anwendung angemessener Kunst-

griffe, deren Auswahl dem Scharfsinn eines jeden überlassen bleibt, bis zu dem Gegebenen fortschreitet. Die Umkehrung des Ganges, den man genommen hat, und aller einzelnen dazu gehörigen Schritte, gibt dann die synthetische Auflösung, d. h. die Anweisung, aus dem Gegebenen das Gesuchte durch eine bestimmte Construction zu finden. Daß auch durch diese Art mathem. Untersuchungen der Scharfsinn in hohem Grade geübt wird, obschon in ganz anderer Weise als bei der A. der Neuern, mit welcher man dieselben geometr. Aufgaben in der Regel viel schneller und leichter auflösen kann, ist keinem Zweifel unterworfen, und das Vergnügen, welches die als Endresultat sich ergebende Verbindung des Gesuchten mit dem Gegebenen gewährt, macht eine solche Behandlung geometr. Aufgaben ganz besonders interessant. Die Erfindung der geometr. A. der Alten schreiben Diogenes Laërtius und Proklus dem Plato zu, von dem wir jedoch keine mathem. Schrift besitzen; bis auf einige Schriften von Euklides, Apollonius von Pergä, zum Theil in arab. Uebersetzung, und Archimedes sind alle Schriften der Alten über geometr. A. verloren gegangen. Im 17. Jahrh., vor der Erfindung der A. des Unendlichen, wurde die geometr. A. fleißig cultivirt. Jetzt beschäftigen sich fast nur noch die Engländer mit derselben, bei denen sie sehr beliebt ist, und die darin dem Beispiele ihres großen Newton folgen. Die algebraische oder arithmet. A. der Neuern verfährt dagegen bei Auflösung geometr. oder anderer Aufgaben so, daß sie die Verbindung zwischen den gegebenen und gesuchten Größen, welche ganz auf gleichem Fuße behandelt werden, durch eine Gleichung auszudrücken sucht, wozu oft ein hoher Grad Scharfsinn erfordert wird. Ist diese einmal gefunden, so ist die Auflösung derselben nur noch Sache der Rechnung und erfolgt nach den Vorschriften der Algebra, also mehr oder weniger mechanisch, ohne daß die Bedeutung der Größen (bei geometr. Aufgaben die Beziehung auf die Figur) in Betracht kommt. Um diese bekümmert man sich nicht eher wieder als am Schlusse der Rechnung nach Auffindung des Resultats, das man nun auf eine der besondern Natur der Aufgabe angemessene Art auszulegen, gleichsam aus der Zeichensprache in gewöhnliche Sprache zu übersetzen hat.

Analysis oder Analyse nennt man in der Chemie die nach den Regeln der Wissenschaft ausgeführte Zerlegung chemisch zusammengesetzter Körper in ihre Bestandtheile zu dem Zwecke, die Beschaffenheit und Zusammensetzung dieser Körper zu ermitteln. Handelt es sich nur um die Bestimmung, aus welchen Grundbestandtheilen (Elementen) ein Körper besteht, ohne daß man sich darum kümmert, wie viel er von jedem der darin gefundenen Elemente enthält, so nennt man dies eine qualitative A. Geht man aber dann daran, die in den Körpern enthaltenen Elemente genau ihrer Quantität und ihrem Gewichtsverhältnisse nach zu bestimmen, so wird dies eine quantitative A. genannt. Die Zahl der chem. Elemente, welche in einem Körper überhaupt gesucht werden können, beträgt nach dem jetzigen Stande unsers Wissens 64. Darunter sind alle Metalle, ferner eine Anzahl nichtmetallischer, fester Elemente, wie Kohle, Phosphor, Schwefel, Jod u. s. w., ferner eine Anzahl luftförmiger Elemente, wie Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff u. s. w. Von diesen 64 Elementen sind jedoch immer nur sehr wenige in einem zusammengesetzten Körper zugleich vorhanden, oft nur zwei bis drei.

Will man eine Substanz der qualitativen A. unterwerfen, die immer der quantitativen vorausgehen muß, so bringt man dieselbe der Reihe nach mit gewissen andern Substanzen zusammen und beobachtet die Wirkungen, welche sich bei dem Zusammenbringen zeigen. Die hinzugefügten Substanzen nennt man Reagentien und die Wirkungen, welche sie hervorbringen, Reactionen. Damit die Reagentien gehörig auf die zu untersuchende Substanz wirken können, löst man die letztere entweder in Wasser oder einem andern Menstruum auf, oder man bringt die Substanz auf einer Unterlage von Holzkohle oder Platin in die durch ein sog. Löthrohr angefachte Stichflamme einer Spirituslampe. Den ersten Weg nennt man auch die nasse, den letztern die trockene A. Ein einfaches Beispiel der nassen qualitativen A. ist es z. B., wenn man in einer Flüssigkeit, etwa in einer Speise, nachforschen will, ob etwa Kupfer in ihr aufgelöst ist. Das Reagens, welches man hier am besten wählt, ist Eisen, das man vielleicht in Form einer Stricknadel in die Flüssigkeit taucht. Die Reaction, welche bei Anwesenheit von Kupfer eintritt, ist die Bildung eines rothen, kupferigen Ueberzugs auf der Stricknadel. Die trockene A. vor dem Löthrohre benutzt man in der Regel zur Untersuchung mineralischer, schwer oder gar nicht auflöslicher Substanzen.

Die quantitative A. tritt allemal erst ein, wenn eine Substanz qualitativ genau untersucht ist. Nach sorgfältig erprobten Methoden werden dann die einzelnen Bestandtheile der zusammengesetzten Substanz voneinander geschieden, gewöhnlich dadurch, daß man Mittel anwendet, welche den einen Bestandtheil auflösen, oder, wenn alles schon gelöst ist, andere, welche

den einen Bestandtheil aus der Lösung unlöslich ausscheiden. Die Quantität der einzelnen, durch Filtriren, Abgießen (Decantiren), Abdampfen oder Glühen voneinander geschiedenen Stoffe wird dann unter vielen Vorsichtsmaßregeln mit Hülfe der Wage genau bestimmt. Erst nachdem Lavoisier den Gebrauch der Wage (s. d.) eingeführt, wurde es der Chemie möglich, sich zu ihrer jetzigen Höhe emporzuarbeiten. Eine besondere Art der A., die sog. organische Elementaranalyse, die aber schließlich auch auf Wägungen hinausläuft, muß bei allen, dem thierischen oder pflanzlichen Organismus entnommenen, oder diesen analog hauptsächlich nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und meist auch Stickstoff gebildeten Substanzen angewendet werden. Man erkennt solche organische Substanzen sofort daran, daß sie, in einem Glasröhrchen über einer Spirituslampe erhitzt, verkohlen und brenzlich riechende Producte entwickeln. Um sie quantitativ zu analysiren, schließt man eine gewogene Menge davon, mit einer sauerstoffhaltigen Substanz, etwa Kupferoxyd, gemengt, in ein schwer schmelzbares Glasrohr ein und glüht sie. Dadurch wird ihr Kohlenstoff in Kohlensäure verwandelt, ihr Wasserstoff in Wasserdampf. Diese entweichen, werden getrennt aufgefangen, gewogen, und daraus berechnet man, wie viel Kohlenstoff und Wasserstoff die Substanz enthielt. Der Unterschied dieser Gewichte und des Gesammtgewichts vor dem Glühen gibt die Sauerstoffmenge; war Stickstoff darin, so muß dieser gesondert bestimmt werden.

Statt die Menge einer Substanz durch Wägung zu bestimmen, kann man sie auch, besonders wenn es eine Flüssigkeit ist, abmessen, und hierauf beruht noch ein anderes quantitativ analytisches Verfahren, nämlich die, wenn auch nicht überall, so doch in vielen Fällen mit Nutzen verwendbare Maßanalyse, das Titrirverfahren. Wollte man z. B. nach diesem Verfahren den Silbergehalt einer mit Kupfer legirten Silbermünze bestimmen, so müßte man die Münze oder einen gewogenen Theil derselben in Salpetersäure auflösen. Aus dem so entstandenen Gemisch von salpetersaurem Silber und salpetersaurem Kupfer kann man das Silber durch allmähliches Zutröpfeln einer Lösung von Chlornatrium (Kochsalz) in Form von Chlorsilber als einen weißen, flockigen Niederschlag ausscheiden. Nun weiß man, wie viel Gramme Chlornatrium man braucht, um so und so viel Gramme Chlorsilber auszufällen. Hat man daher vorher eine titrirte Kochsalzlösung hergestellt, d. h. eine genau gewogene Menge Kochsalz in einer gemessenen Menge Wasser aufgelöst, so kann man jetzt aus der Menge der zugetröpfelten Kochsalzlösung die ausgeschiedene Quantität Chlorsilber und die in diesem enthaltene Silbermenge berechnen. Das Messen der zugegossenen titrirten Lösungen geschieht in sog. Büretten, langen cylindrischen Glasgefäßen, die an ihrer Seitenwand eine eingerissene genaue Eintheilung haben. Besonders verdient um die Maßanalyse hat sich in neuerer Zeit Mohr gemacht.

In neuester Zeit ist die chem. A., und zwar die qualitative, durch eine neue Methode bereichert worden, welche alle bisher bekannten an Feinheit und Empfindlichkeit bei weitem übertrifft, indem man durch sie äußerst kleine Spuren einer Substanz, die auf andere Weise nicht mehr nachweisbar sind, immer noch zu erkennen vermag. Es ist dies die von Kirchhoff und Bunsen zuerst und mit Erfolg angewendete, sog. Spectralanalyse, die auf folgenden Wahrnehmungen beruht. Blickt man durch ein dreikantiges Glasprisma nach einem hellen Punkte (etwa der Sonne oder einer Lichtflamme), so erscheint derselbe zu einem Streifen breitgezogen, der von einem Ende zum andern die Regenbogenfarben Roth, Orangegelb, Grün, Blau, Violett zeigt. Ein solcher Streifen heißt ein prismatisches Spectrum. Eine Weingeistflamme, sowie auch manche andere, leuchtet aber so schwach, daß man bei ihr kein deutlich wahrnehmbares Spectrum sieht. Bringt man indeß entweder an den Docht oder sonst wie in die Flamme gewisse Substanzen, z. B. manche Salze, so erscheint die Flamme je nach den Substanzen gefärbt, z. B. bei Natronsalzen gelb, bei Kalisalzen violett, bei andern noch anders. Betrachtet man nun eine solche Flamme durch ein Prisma, so erblickt man zwar kein ganzes Spectrum, aber doch einzelne herausgerissene Theile desselben, z. B. bei Natronsalzen einen Streifen im Gelb, bei Kalisalzen einen im Roth und einen im Violett u. s. w. Auf diese Weise kann man aus den so entstehenden Streifen des Spectrums auf die Anwesenheit der diese Streifen bedingenden Stoffe schließen, ja sogar, wenn einmal bunte Streifen auftreten, welche durch die bekannten Stoffe nicht erzeugt werden können, auf die Anwesenheit von Stoffen schließen, die bis dahin noch nicht bekannt waren. Auf diese Weise hat man schon drei bis dahin unbekannte Metalle entdeckt, das Cäsium, Rubidium und das Thallium, von denen das erstere sich besonders durch einen blauen, das zweite durch einen rothen, das letztere durch einen grünen Streifen in dem prismatischen Spectrum der durch ihre Salze gefärbten Flammen charakterisirt.

Analytik nennt man die Wissenschaft, welche die Analysis zum Gegenstand hat. So

nannte schon Aristoteles zwei seiner wichtigsten logischen Schriften «Analytika», weil sie die Operationen des logischen Denkens in ihre einfachsten Elemente zerlegen und von diesen zu den zusammengesetztern Formen fortschreiten. Kant nannte in demselben Sinne die Zergliederung des menschlichen Erkenntnißvermögens A. — Unbestimmte A. heißt in der Mathematik, nach dem Vorgange Euler's, der Theil der Algebra, der von Auflösung der unbestimmten algebraischen Aufgaben handelt, bei denen weniger Gleichungen als unbekannte Größen gegeben sind. Für ihren Erfinder gilt der Alexandriner Diophantos, nach welchem sie früher häufig benannt wurde. Von den Neuern haben sie hauptsächlich Vieta, Fermat, Euler, Lagrange, Legendre und Gauß gefördert.

Analzim, ein Mineral der Zeolithfamilie, das aus etwa 55 Proc. Kieselerde, 23 Proc. Thonerde und 14 Proc. Natron mit 8 Proc. Wasser besteht. Dasselbe krystallisirt tesseral mit unvollkommener hexaëdrischer Spaltbarkeit. Sein specifisches Gewicht schwankt zwischen 2,1 und 2,2. Gewöhnlich ist es farblos, weiß bis grau oder röthlichweiß bis fleischroth gefärbt, glas- oder perlmutterartig glänzend, zuweilen durchsichtig. Es findet sich dasselbe besonders häufig in den Blasenräumen oder Klüften vulkanischer, seltener auch plutonischer Gesteine, so z. B. bei Aussig in Böhmen, im Fassanthal, auf den Faröern, seltener auch in Erzgängen und -Lagern, wie z. B. zu Andreasberg am Harz und zu Arendal in Norwegen.

Anam, Reich in Hinterindien, s. Annam.

Anamesit nennt man ein sehr feinkörniges bis fast dichtes, grünlichgraues oder bräunlichschwarzes, im Bruche schimmerndes Gestein, welches aus einem kaum zu unterscheidenden Gemenge von Augit, Labrador und etwas Magneteisen besteht und sich namentlich auf Island, Irland und den schott. Inseln findet.

Anämie heißt eigentlich Blutlosigkeit, wird aber in der Bedeutung von Blutarmuth (s. d.) gebraucht und zwar in dem doppelten Sinne, daß man sowol die abnorme Abnahme der Blutmenge überhaupt als auch die krankhafte Verminderung der Blutkörperchen und der Eiweißstoffe im Blute so bezeichnet. Eine besondere Form der A. ist die Chlorose oder Bleichsucht (s. d.).

Anamorphose (griech.) nennt man eine nach gewissen Regeln derart verzerrt gezeichnete Darstellung eines Gegenstandes, daß sie, von einem gewissen Standpunkte aus oder durch gewisse optische Hülfsmittel betrachtet, ganz proportionirt und ohne Verzerrung erscheint. Wie dies möglich, mag folgendes Beispiel lehren. Betrachtet man sich in einer cylindrischen spiegelnden Fläche, etwa in dem blankpolirten messingenen Oelbehälter einer Schiebelampe oder einem inwendig geschwärzten Lampencylinder, so wird das Gesicht in einem solchen Cylinderspiegel ganz schmal zusammengedrückt und langgestreckt erscheinen. Wenn man nun dem Spiegel statt des wirklichen Gesichts eine Zeichnung gegenüberhielte, auf welcher ein Gesicht so vielmal breiter gezeichnet wäre, als es durch den Spiegel verschmälert wird, so muß dieses verzerrt gezeichnete Gesicht im Cylinderspiegel als eins von der richtigen normalen Breite erscheinen. So kann man auch Anamorphosen für kegelförmige (konische) Spiegel oder für vielflächig geschliffene (polyëdrische) Gläser zeichnen. Aber auch für die Betrachtung mit dem bloßen Auge kann man Anamorphosen zeichnen. Denn sieht man z. B. über irgendeine gewöhnliche Zeichnung recht schräg hin, so behalten zwar alle Figuren ungefähr ihre Breite, aber in der Länge erscheinen sie bedeutend verkürzt. Will man daher, daß sie beim schrägen Darüberhinsehen ebenso erscheinen, wie beim gewöhnlichen Betrachten, so muß man sie bedeutend in die Länge verzerrt zeichnen. Diese letztern Anamorphosen heißen optische, die durch Spiegel betrachteten katoptrische, und die durch facettirte, polyëdrische Gläser gesehenen dioptrische.

Ananas ist der Name einer Pflanze aus der Familie der Bromeliaceen, welche zu der Linné'schen Gattung Bromelia (s. d.) gehört. Die gemeine A. (Bromelia Ananas) stammt aus dem tropischen Amerika, wächst z. B. in den sandigen Küstenstrichen Nordbrasiliens wild, ist aber, durch Cultur sehr verändert, nach und nach über das warme Asien und Afrika und selbst durch Europa verbreitet worden, wo sie jedoch nur im Süden im Freien gedeiht, sonst in Gewächshäusern gezogen werden muß. In Europa erhielt man zuerst ausführlichere Nachrichten über sie in der «Naturgeschichte Indiens» von Oviedo (1535). Die durch ihre goldgelbe Farbe und ihren Wohlgeruch ausgezeichnete, immer mit einem Blätterschopf gekrönte Frucht der A., welche aus den gegenseitig verwachsenen Beeren des gesammten Blütenstandes besteht, erreicht in Amerika oft die Schwere von 6—8 Pfd. und besitzt einen starken, süßsäuerlichen, erdbeerähnlichen Geschmack, der durch die Cultur an Feinheit gewinnt und sie zu einem Leckerbissen macht. Sie gilt jedoch in Westindien, wenigstens den nicht acclimatisirten Fremden, als gefährlich, und wird in Brasilien zur Bereitung von Branntwein benutzt. Seit etwa 1820

ist die A. in Europa Gegenstand der Treibhausgärtnerei im großen geworden. In England besonders hat man vielen Fleiß auf ihre Cultur gewendet und eigenthümliche Verfahrungsweisen entdeckt. In Deutschland sind die Ananashäuser des Schlosses Tetschen in Böhmen und der Treibgärtnerei zu Planitz bei Zwickau in Sachsen berühmt. Ohne sorgfältige Vorkehrungen und in gewöhnlichen Glashäusern erreicht die A. weder vollkommene Ausbildung noch jenes herrliche Aroma. Sie variirt bedeutend hinsichtlich der Größe, der Form und der Farbe des Fleisches. Man unterscheidet z. B. die Königin- oder Reinettenananas, eine kleine, eirunde, inwendig weiße Sorte, die Zuckerhutananas, von kegelförmiger Gestalt und mit gelbem Fleisch, die Königsananas, von pyramidaler Form mit hellgrünem Fleisch u. a. m. Die Vermehrung der Ananaspflanze geschieht, da ihre Früchte bei uns fast niemals Samen enthalten, durch Stecklinge, und zwar benutzt man gewöhnlich die über der Frucht befindliche Blätterkrone, welche man vorsichtig aus der Frucht herausdreht und verpflanzt. Die Wurzeltriebe und die unter der Frucht hervorkommenden Schößlinge taugen wenig. Die Ananaszucht erfordert große Vorsicht und Sorgfalt, indem die Pflanzen leicht durch Fäulniß und Blattläuse zu Grunde gehen. Daher erklärt sich der hohe Preis, den die Ananasfrüchte in Europa noch immer haben.

Anap oder Anapa, eine starkbefestigte Handelsstadt, am Schwarzen Meer, jetzt zum russ. Kaukasien gehörig, etwa 2¼ M. von der Mündung des Kuban an der Stelle des alten Sinde, mit gutem Hafen und 8000 E., darunter viele wohlhabende Kaufleute. Ehemals stand sie unter einem Pascha, der in dem 7 M. entfernten Tschutschuk-Kaleh residirte. In den russ.-türk. Kriegen wurde A. wiederholt von den Russen zerstört, und 28. Juni 1828 ward es abermals durch ein russ. Geschwader von Sewastopol aus erobert. Infolge des Friedens zu Adrianopel, durch den das Littorale des Schwarzen Meeres von der Mündung des Kuban bis zum Hafen St.-Nikolaus an Rußland fiel, blieb auch diese Stadt in den Händen der Sieger. Während des Krimkriegs wurde das Fort von den Russen selbst zerstört und verlassen. Jetzt ist es wieder einer der wichtigsten Punkte in den russ. Operationen gegen den Kaukasus, als Garnison, Flottenstation und Proviantdepot. Der Hafen ist einer der fünf, welche Rußland dem Verkehr mit den Tscherkessen geöffnet hat (A., Gelindschik, Suchumkale, Redutkale, Poti) und steht daher in lebhaftem, durch Küstenfahrer vermitteltem Handel mit Trapezunt, dessen Gegenstände Manufacturen, Colonialwaaren und, als Contrebande, Munition und Salz sind.

Anapäst, d. h. der zurückgeschlagene oder umgedrehte Daktylus (s. d.), ist der Name eines dreisilbigen Versfußes von dieser Form ◡ ◡ —, z. B. «in den Tod». Anapästische Rhythmen haben etwas Ungestümes, Vorwärtstreibendes.

Anaphi, Naphi oder Namphi, das alte Anaphe, eine der südlichsten Inseln Griechenlands, östlich von Santorin gelegen, lang und schmal von W. gegen O. gestreckt und nur 1¼ O.-M. groß, ist im ganzen kahl, hat aber einige fruchtbare Thäler, welche hinreichend Getreide, Wein und Früchte sowie im Ueberfluß Zwiebeln hervorbringen. Außerdem gibt es einiges Hornvieh, Schafe und in außerordentlicher Menge Rebhühner. A. zählt gegen 1000 E. Im W. liegt der gleichnamige Hauptort, der etwas Honig, Wachs und auch Zwiebeln zur Ausfuhr bringt. Auf der Südküste befinden sich die Ueberreste eines Apollotempels und der alten Stadt mit vielen Gräbern. Nach der Sage ließ Apollo durch einen ins Meer abgeschossenen Pfeil diese Insel entstehen, um die Argonauten zu retten, die auf ihrer Rückfahrt, in Gefahr Schiffbruch zu leiden, ihn angefleht hatten.

Anaphöra oder Anapher heißt eine rhetorische Figur, welche in der nachdrucksvollen Wiederholung desselben Worts oder derselben Wortverbindung zu Anfang mehrerer aufeinanderfolgender Sätze besteht, während man die Wiederholung am Ende solcher Sätze Epiphora oder Epistrophe nennt. Eine Anapher ist es, wenn es heißt: «Rührt dich nicht das Schicksal deines Vaterlandes, rührt dich nicht der Zustand deiner Familie»; oder «Nicht deine Freunde, nicht deine Beschützer, selbst nicht deine Unschuld wird dich retten».

Anaplastik (griech.) heißt in der ärztlichen Sprache die Kunst, einem Körpertheil seine normale Form wiederzugeben. Man nennt daher diesen Zweig der Chirurgie (s. d.) die plastische.

Anapo (Anapus), ein Flüßchen an der Ostküste von Sicilien, welches in den großen Hafen von Syrakus sich durch Sümpfe ergießt, ist wegen der überaus reichen Vegetation seiner von zahllosem Geflügel umschwärmten Ufer, namentlich wegen der hier 14—18 F. hoch wachsenden Papyrusstaude merkwürdig.

Anarchie (griech.) nennt man einen Zustand der Gesellschaft, wo die Herrschaft des Gesetzes und gesetzlicher oder unbestritten factischer Autoritäten aufgehört, und der Staat, unter Bei-

seitesetzung seiner wahren Aufgaben und regelmäßigen Thätigkeiten, ein Spielball ehrgeiziger, um die Gewalt ringender Parteien, ein Tummelplatz wilder Begierden und Leidenschaften geworden ist. Es ist der schlimmste Zustand, in den ein Staat verfallen kann. Doch wird das Uebel, vermöge seiner Natur, immer nur ein acutes sein und niemals lange anhalten, wenn auch seine Nachwehen, Lockerung der Autorität auf der einen, Reaction auf der andern Seite, nicht ausbleiben. Volle A. findet selten statt. Häufiger sind annähernd anarchische Zustände, wobei die Herrschaft des Gesetzes nur theilweise und gewissermaßen ruckweise gelähmt erscheint. Dergleichen kommt im Gefolge von Revolutionen oder bei sehr schlechter Staatsverwaltung vor, wie in den südamerik. Staaten, und kann dann unter Umständen permanent werden. Ein immer mehr umsichgreifender Verfall des Staats und der Gesellschaft ist die nothwendige Folge davon. Der Gedanke, die A. selbst zum normalen Zustande des Staats und der Gesellschaft zu machen, indem man erklärte, jeder Mensch handle gesetzmäßig vermöge seiner eigenen Vernunft, es bedürfe daher keiner äußerlichen Herrschaft eines Gesetzes oder einer Autorität über die einzelnen, eine solche widerspreche dem natürlichen Princip der Freiheit u. s. w., kann nur als die Ausgeburt einer, vielleicht ehrlichgemeinten, aber durchaus phantastischen und praktisch unanwendbaren Weltanschauung betrachtet werden, welche den Menschen, wie er ist, mit dem, wie er sein sollte oder sein würde, wenn er ein reines Vernunftwesen, nicht ein zugleich sinnliches, mit Leidenschaften begabtes Wesen wäre, verwechselt. In diesen Irrthum verfielen auch manche franz. Socialisten, wenn sie annahmen, die Gesellschaft (im ökonomischen Sinne) würde sich am besten befinden, wenn jeder einzelne sowol produciren als consumiren dürfte, was und wie viel ihm beliebte. Bei einer solchen ökonomisch-socialen A. würde die Gesellschaft so wenig bestehen können wie bei jener.

Anasarka (griech.), Hautwassersucht, heißt derjenige krankhafte Zustand, bei welchem sich über einem größern Theile des Körpers wässerige Flüssigkeit in und unter der Haut ansammelt. Auf einzelne Theile beschränkt, heißt derselbe Oedem, d. i. Wassergeschwulst. Die Hautwassersucht ist ein Symptom anderer Krankheiten, besonders gewisser Nierenkrankheiten, organischer Herzfehler und chronischer Lungenleiden. (S. Wassersucht.)

Anastasia, Name mehrerer Heiligen und Märtyrinnen, deren Andenken in der kath. Kirche gefeiert wird. Unter dieselben gehören: A. die Aeltere, welche unter Nero den Märtyrertod starb. — A. die Jüngere, eine vornehme und reiche Römerin, die von ihrer Mutter Flavia im Christenthum erzogen worden war und deshalb von ihrem Gemahl Publius, welcher eine höhere Würde bekleidete, viel zu erdulden hatte. Sie wurde bei der Christenverfolgung Diocletian's in Aquileja verhaftet und daselbst 304 lebendig verbrannt. Man hat von ihr noch einige Briefe, welche sie aus dem Gefängniß an ihren Beichtiger Chrysogonos richtete. Ihr sowie der oben Genannten Gedächtniß wird 25. Dec. gefeiert. — A., eine vornehme Griechin aus Konstantinopel, die durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Kaisers Justinian auf sich zog, aber dessen Anträgen lange widerstand, bis sie sich, um fernern Nachstellungen zu entgehen, nach Alexandria wandte. Hier lebte sie als Mönch gekleidet und unerkannt 28 J. lang bis zu ihrem Tode (567) in einem Kloster. Ihr Jahrestag ist der 10. März.

Anastasiana lex. Infolge der Wahrnehmung, daß Wucherer schlechte Forderungen gewerbmäßig unter dem Nennwerthe an sich kauften, um von den Schuldnern durch allerlei Härten und Chicanen womöglich den vollen Betrag herauszupressen, verordnete Kaiser Anastasius (491—518 n. Chr.) in der l. 22. Cod. Mandati, daß die Cessionare solchenfalls vom Schuldner nicht mehr als das wirklich gezahlte Geld einfordern dürften. Neuere Particularrechte haben, in Vertretung anderer Ansichten über die Berechtigungen des Verkehrs und über den Wucher, das schwer zu handhabende Gesetz bedeutend modificirt oder, wie das preuß. und sächs. Recht, völlig aufgehoben. (S. Cession.)

Anastasius ist der Name von vier Päpsten. A. I., bestieg 398 als Nachfolger des Siricius den päpstl. Stuhl, beseitigte das Schisma, was 17 J. lang zwischen Rom und der Kirche zu Antiochia bestanden, und starb 14. Dec. 401. Er verbot die Aufnahme gebrechlicher Personen in geistliche Orden und schärfte das Gebot des priesterlichen Cölibats ein. Am bekanntesten ist jedoch A. durch Verdammung mehrerer Lehrsätze und Schriften des Origenes geworden. — A. II., ein geborener Römer, bestieg den Stuhl Petri 25. Nov. 496, an demselben Tage, wo der Frankenkönig die christl. Taufe empfing, und bekleidete die höchste kirchliche Würde bis zum 17. Nov. 498. Ohne Bedeutung waren A. III., 911—13, und A. IV. von 1153—54.

Anastasius, Abt und Bibliothekar zu Rom unter den Päpsten Nikolaus I., Hadrian II. und Johann VIII., wurde 869 nach Konstantinopel gesendet, um für den nachmaligen Kaiser

Ludwig II. um eine byzant. Prinzessin zu werben. Dort wohnte A. der gerade versammelten Synode bei, deren Kanones er auch übersetzte. Er starb um 886. Außer einigen andern Schriften schrieb er eine «Historia ecclesiastica», die aus Nicephorus, Syncellus und Theophanes compilirt ist und von Fabroti (Par. 1649; Veneb. 1729) herausgegeben wurde. Desgleichen veranstaltete er eine nicht unwichtige Sammlung von Biographien röm. Päpste, das sog. «Liber pontificialis», welches Blanchini (4 Bde., Rom 1718—35) und correcter Vignolius (3 Bde., Rom 1724—53) herausgaben.

Anastasius (Anastasij Bratanowskij), einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner Rußlands, geb. 1761 in einem Dorfe nahe bei Kiew von niedern Aeltern, machte seine Studien in der geistlichen Schule zu Perejaslawl und ward sehr bald als Lehrer der Poesie und der Rhetorik an einer solchen Schule angestellt. 1790 trat er in den Mönchsstand, wurde darauf Archimandrit mehrerer größerer Klöster, wie des Selenez-, des Sergius- und 1796 des nowospasker Klosters in Moskwa. In diese Zeit fällt der Glanzpunkt seiner Laufbahn. Den Ruf eines der größten Kanzelredner verdiente er durch den glänzenden Stil und den lebendigen Vortrag seiner geistreichen Reden. 1797 wurde A. Bischof von Weißrußland, 1801 Erzbischof und 1805 Beisitzer in dem Heiligen Synod. In der Folge zum Erzbischof von Astrachan ernannt, starb er dort 1816. Die petersburger Akademie hatte ihn zu ihrem Mitgliede erwählt. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten die «Erbauungsreden» (4 Bde., Petersb. 1796 und Mosk. 1799—1807), welche noch jetzt das Muster für die Prediger Rußlands bilden, und der ebenfalls sehr gebrauchte «Tractatus de concionum dispositionibus formandis» (Mosk. 1806), sowie der nach dem Deutschen bearbeitete: «Wahre Messias oder Beweis für die Göttlichkeit Jesu Christi» (Mosk. 1801; neue Aufl. 1851).

Anastasius Grün, s. Auersperg (Anton Alex. Graf von).

Anastatica, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblütler und der 15. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems. Die einzige bekannte Art ist A. hierochuntica, die sog. Rose von Jericho, eine einjährige, niedrige Pflanze mit länglichen oder eiförmigen, langgestielten Blättern, weißen Blüten und bauchigen, zweisamigen Schötchen, welche in den Sandwüsten Arabiens wächst. Dieses unscheinbare Kraut zieht sich, wenn es abgeblüht hat, beim Austrocknen zu einer kugeligen, nestartigen Masse zusammen, welche, ins Wasser geworfen, wieder aufquillt und sich ausdehnt. In dieser ganz natürlichen Erscheinung erblickten abergläubische Mönche etwas Wunderbares und verbreiteten die Meinung, jenes «Wiederaufblühen» werde durch die Wunderkraft der heil. Stätten bewirkt, wo die Pflanze wachse. Daher der bekannte deutsche Volksname. Allein die Pflanze wächst gar nicht im Heiligen Lande, sondern, wie bemerkt, in Arabien.

Anastatischer Druck, eine durch Faraday erfundene Art, getreue Copien von Kupferstichen, Lithographie oder typogr. Drucken darzustellen. Das Originalblatt wird auf der Rückseite mit verdünnter Salpetersäure benetzt, mit der Vorderseite auf einer ursprünglich polirten, aber durch Salzsäuredämpfe fein mattgemachten Zinkplatte ausgebreitet und sammt dieser durch eine Walzenpresse geführt. Alle Züge der Zeichnung oder Schrift werden hierdurch auf das Zink übertragen und von diesem können dann durch das Verfahren des Steindrucks Abdrücke auf Papier gemacht werden. Eine fortgesetzte ernstliche Anwendung scheint von dieser Kunst, welche dem sonst bekannten sog. Ueberdruck verwandt ist, zu deren Ausführung aber viel Sorgfalt und Geschicklichkeit gehört, noch nicht gemacht zu sein.

Anästhesie (griech.), d. i. Unempfindlichkeit, nennt man in der Medicin denjenigen Zustand des Empfindungsnervensystems, bei welchem dasselbe im ganzen oder in einzelnen Theilen unvermögend ist, äußere Eindrücke (sog. Reize, als z. B. Wärme, Druck, Licht, Schall u. s. w.) zur Empfindung zu bringen. Ein solcher Zustand kann zunächst dadurch bedingt sein, daß die äußern Endapparate der Empfindungsnerven, welche sonst den Reiz zunächst aufnehmen, zerstört oder mehr oder weniger unbrauchbar geworden, daß also z. B. die Netzhaut des Auges, oder die sog. Tastkörperchen der Haut fehlen oder krankhaft verändert sind; oder zweitens dadurch, daß die Fasern der Empfindungsnerven nicht mehr im Stande, die in ihren äußern Endapparaten von außen her erweckten Erregungen bis zum Gehirn fortzuleiten, sei es, daß sie durch mangelhafte Ernährung oder Einwirkung giftiger Substanz in ihrem ganzen Verlauf leitungsunfähig geworden, oder sei es, daß nur an einer Stelle durch Druck auf die Faser oder Trennung derselben die Leitung unterbrochen ist; oder endlich wird die A. dadurch bedingt, daß die Hirntheile, in welchen die von den Empfindungsfasern zugeleitete Erregung zum Be-

wußtsein gebracht, d. h. in eine wirkliche Empfindung der außern Reize umgesetzt wird, zerstört oder derart verändert sind, daß sie keine Empfindungen mehr zu erzeugen vermögen. Je nachdem die A. in den Nerven und deren äußern Endapparaten, oder im Gehirn, beziehentlich im Rückenmark ihren Grund hat, nennt man sie ersternfalls eine peripherische, letzternfalls eine centrale, je nachdem sie das ganze Empfindungsnervensystem oder nur einzelne Theile betrifft, eine allgemeine oder eine locale, je nachdem das Empfindungsvermögen nur geschwächt oder ganz aufgehoben ist, eine unvollkommene oder vollkommene. Ein Beispiel einer normalerweise vorkommenden allgemeinen, aber unvollkommenen A. ist der Schlaf, und zwar ist dieselbe hier eine centrale, d. h. sie hat jedenfalls in einem veränderten Zustande des Gehirns ihre Ursache. Eine allgemeine und vollkommene A. begleitet jede tiefe Ohnmacht und andere Zustände völliger Bewußtlosigkeit, und zwar ebenfalls aus centraler Ursache. Beispiele unvollkommener, peripherischer A. sind die Unempfindlichkeit der Haut nach Einwirkung starker Kältegrade, nach starkem Schlage oder Drucke, oder nach einer Quetschung der Haut; ebenso die Unempfindlichkeit der Haut beim sog. Einschlafen der Glieder. Letzteres beruht darauf, daß ein ganzer Nervenstamm dauernd gedrückt, hierdurch die Leitung der Nervenerregungen an der gedrückten Stelle unterbrochen und also die Fortleitung zum Gehirn ganz oder theilweise unmöglich wird. An diese Beispiele alltäglicher und nicht eigentlich krankhaft zu nennender A. reihen sich nun zahlreiche, auf wirklichen Krankheiten beruhende. Verschiedene Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten können mehr oder weniger ausgebreitete A. der Hautnerven, des Augennerven (Blindheit), des Hörnerven (Taubheit) u. s. w. veranlassen. Peripherische A. kommen vor infolge von Geschwülsten, welche auf Nervenstämme drücken, Durchschneidungen der Nervenstämme bei Verwundungen, Entzündungen der Nervenstämme (z. B. beim Rheumatismus), Vergiftungen (z. B. mit Blei, Opium, Schwefeläther, Chloroform). Diese Vergiftungen wirken theils peripherisch, theils central. Das Blei verursacht z. B. bisweilen beschränkte, peripherisch begründete Unempfindlichkeit der Haut; das Opium wirkt nur central und ebenso im wesentlichen der Schwefeläther und das Chloroform. Letztere haben noch die besondere Eigenthümlichkeit, daß sie das Tastvermögen, d. h. die Empfindlichkeit gegen Berührung und Druck, zunächst nicht stören, wol aber das Vermögen der Nerven, Schmerz zu erzeugen, mehr oder weniger vollkommen aufheben; in den höhern Stadien der Betäubung hört jedoch auch das Tastvermögen auf. Diese Eigenschaften des Schwefeläthers und Chloroforms benutzt man zur künstlichen Herstellung von A., um Operationen schmerzlos auszuführen. (S. Anästhesiren.)

Anästhesiren heißt die Anwendung von Mitteln, welche den Körper unempfindlich machen und deshalb anästhetische Mittel oder Anästhetica genannt werden. Schon in frühester Zeit bestrebten sich die Chirurgen, solche Mittel zu finden, welche Unempfindlichkeit bei Operationen herbeiführen. Doch alle Versuche, das Problem zu lösen, fielen ungenügend aus, bis endlich 1846 der Chemiker und Geolog C. F. Jackson zu Boston die Entdeckung machte, daß die Einathmung von Dämpfen des Schwefeläthers in einen Zustand der Empfindungslosigkeit versetzt. Nachdem das Mittel eine Zeit lang unter Geheimhaltung beim Ausziehen der Zähne u. s. w. benutzt worden, theilte Jackson im Nov. 1846 die wichtige Entdeckung der pariser Akademie der Wissenschaften mit. Man begann alsbald zu experimentiren, theils um das Wesen der Aethernarkose genauer kennen zu lernen, theils um das Verfahren zur Erzielung des Aetherismus zu verbessern. Es wurden eine Menge Apparate zur Einathmung des äußerst flüchtigen Stoffs erfunden. Dieselben bestehen in der Hauptsache aus einem dem Mund und der Nase gut anpassenden Ansatzstücke und aus einem hohlen Gefäße oder einer Blase, in welchem der Aether verdunstet. Allein es genügt auch schon, ein Tuch oder einen Schwamm mit Aether zu übergießen und damit lose Mund und Nase zu bedecken. Bei der Anwendung sind jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu berücksichtigen. Vor allem muß der Aether ganz rein sein, was man daran erkennt, daß er, bei 16° R. auf die Hand getropft, augenblicklich verdunstet, daß er nicht fuselartig riecht, nicht ätzend auf die Lippen wirkt und Lackmuspapier nicht röthet. Nach einer 6—8 Min. langen Einathmung tritt gewöhnlich die erwünschte Gefühllosigkeit ein; bleibt jedoch der Erfolg über 15 Min. lang aus, so erheischt es die Vorsicht, das Aetherisiren auszusetzen. Hat der Patient eine Zeit lang den Aether eingeathmet, so hört er auf, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten, während er selbst das Gefühl einer angenehmen Behaglichkeit und Leichtigkeit im Körper empfindet. Er bemerkt selbst, wie ihm die Sinne schwinden; sie versagen allmählich ganz ihre Dienste, insbesondere erlischt die Empfindung der Haut für Schmerz. Mit dem Eintritt dieser Betäubung der Sinne

erwacht ein Traumleben mit bald heitern, bald unangenehmen Bildern. In diesem Zustande athmet der Kranke beschleunigter, sein Puls ist schneller, die Haut wärmer. Es röthet sich das Gesicht, die Pupillen verengern sich, und bisweilen stellen sich Delirien ein, die sich in einzelnen Fällen bis zur Raserei steigern können. Gewöhnlich ist jedoch die Aufregung nur gering, und plötzlich wird das Athmen wiederum regelmäßiger, die Pulsschläge sinken wieder auf ihre normale Zahl herab, und die Gesichtszüge erhalten den Ausdruck einer großen Schläfrigkeit. Die Augenlider senken sich, die Gesichtsfarbe erblaßt, der Kopf neigt sich, der Rumpf sinkt zusammen, und der Kranke verfällt in einen tiefen, dem Scheintode ähnlichen Schlaf. In diesem Stadium der Narkose können die schmerzhaftesten Operationen vorgenommen werden, ohne daß der Kranke irgendetwas empfindet. Nachdem die Unempfindlichkeit einige Zeit (½—20 Min.) angedauert, kehren allmählich die Sinnesthätigkeiten, die Function der Muskeln und das Bewußtsein zurück. Nur zuweilen bleibt mehr oder weniger Eingenommenheit des Kopfes und Uebelkeit zurück.

Es konnte nicht fehlen, daß man Versuche anstellte, ob nicht auch andere Stoffe, insbesondere die übrigen Aetherarten, eine gleiche Wirkung haben. Der Chlorwasserstoff- oder Salzäther (auch Chloräthyl genannt) zeigte zwar dieselben Wirkungen, und selbst in mancher Beziehung noch besser als der Schwefeläther, allein wegen seines weit höhern Preises konnte er nicht zu ausgebreiteterer Anwendung kommen. Mit desto besserm Erfolge bediente man sich jedoch des Chloroforms (s. d.), welches der edinburgher Professor Simpson 1847 in die Praxis einführte, und das wegen seiner entschiedenen Vorzüge den Schwefeläther bald fast ganz verdrängte. Das Chloroform läßt sich angenehmer einathmen, die Empfindungslosigkeit tritt schon nach ½—5 Min. ein; ferner ist das Stadium der Aufregung milder und flüchtiger. Ueberhaupt entfaltet es die anästhetische Wirkung sicherer und vollkommener und läßt auch etwaige üble Nachwirkungen flüchtiger vorübergehen. Eine Anzahl plötzlicher Todesfälle, welche infolge der Chloroformirung vorgekommen waren, führten jedoch zu der Ueberzeugung, daß das mit Enthusiasmus aufgenommene Anästheticum in der Hand des Ungeübten und Unvorsichtigen weit gefahrvoller sei als der Schwefeläther. Besonders ward darin gefehlt, daß man während der Einathmung der Chloroformdämpfe dem Patienten die atmosphärische Luft gänzlich entzog und hierdurch eine Art Erstickungstod, eine Uebersättigung des Körpers mit Chloroform oder Blutvergiftung herbeiführte. Man muß vielmehr stets darauf bedacht sein, daß die Chloroformdämpfe gehörig mit Luft verdünnt werden. Auch während des Zustandes der Betäubung hat der Arzt fortwährend darauf zu achten, ob Athmung und Puls gleichmäßig bleiben; denn sollte der Athem röchelnd werden, Puls- und Herzschlag aussetzen und das Gesicht eine blaue Färbung bekommen, so droht Gefahr, und man muß sogleich den Patienten durch schnelles Zuführen von frischer Luft, nöthigenfalls durch Einleitung der künstlichen Respiration zum Leben zurückführen. Man ist seitdem bemüht gewesen, andere Stoffe, die meist der chem. Gruppe der Kohlenwasserstoff-Verbindungen angehören, zu anästhesirenden Einathmungen an die Stelle des Chloroforms zu setzen, wie Salpeteräther, Essigäther, Jodäther, Aldehyd, Benzin, auch Schwefelkohlenstoff, Bromoform, Jodoform u. s. w., doch haben sich dieselben nicht als genügend erwiesen. Das durch John Snow in London 1856 empfohlene Amylen bewirkt zwar die Betäubung und Schmerzlosigkeit leichter als selbst Chloroform, doch sein fuselartiger Geruch, der namentlich dem Operateur lästig fällt, und insbesondere der Umstand, daß Snow in der eigenen Praxis zwei Todesfälle durch Amyleneinathmung zu beklagen hatte, hat die Einbürgerung des Mittels verhindert. Ebenso wenig konnte sich die von Ozanam empfohlene Einathmung von Kohlensäure das Vertrauen der Praktiker erwerben.

Die Vortheile, welche aus dem A. insbesondere in der chirurgischen Praxis sowol für den Patienten wie für den Arzt erwachsen, sind außerordentlich, obgleich man jetzt dasselbe bei Operationen in einer beschränktern Weise als anfangs, nach Einführung des Schwefeläthers, zur Anwendung bringt. Namentlich wird es vermieden, wenn der Kranke sehr vollblütig und fettleibig oder durch Krankheit erschöpft ist, oder wenn er an einer großen Reizbarkeit des Nervensystems, an Gehirn- oder Herzkrankheiten leidet. Auch die ausgedehnte Anwendung, welche man von der Anästhesirung anfänglich in der Geburtshülfe machte, hat man auf sehr schmerzhafte nnd schwierige Operationen beschränkt. Der praktische Arzt chloroformirt überdies bei heftigen Schmerzen, welche von verschiedenen innern Krankheiten herrühren, bei Convulsionen, Brustentzündung, Lungenemphysem, Croup, Neuralgie u. s. w., überhaupt wo eine beruhigende Einwirkung auf das sensible Nervensystem ausgeübt werden soll. Gefühllosigkeit läßt sich indeß auch noch auf andere Weise als durch Einathmung von Dämpfen der genannten Flüssigkeit

erzielen. Dahin gehört vor allem die Methode des sog. Hypnotismus (s. d.). Zur Erzeugung einer örtlichen Anästhesie hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen, die von mehr oder weniger Erfolg begleitet waren. Auf Empfehlung Aran's in Paris (1850) wandte man sich zu diesem Zwecke einer dem Chloroform nahestehenden Gruppe chem. Substanzen zu, unter welchen sich besonders die unter dem Namen Liqueur des Hollandais bekannte Flüssigkeit, das sog. Elaylchlorür, bei äußerer Anwendung nützlich zeigte. In noch höherm Grade besitzt aber nach Mialhe in Paris der gechlorte Chlorwasserstoffäther eine örtlich schmerzstillende Eigenschaft. Besonders hat man diese Mittel bei Rheuma und Neuralgie zur Anwendung gebracht. Die Benutzung der Elektricität zur Aufhebung oder Verringerung von Operationsschmerzen (z. B. beim Zahnausnehmen) hat sich nicht bewährt. Mit Sicherheit kann Aufhebung der Empfindung an einer begrenzten Stelle des Körpers nur durch die Kälte des Eises bewirkt werden. Es gelang, kleinere Operationen schmerzlos zu vollziehen, nachdem man zuvor durch Aufschläge von Eis den betreffenden Theil gefühllos gemacht hatte. Doch beschränkt man sich jetzt nur darauf, dieses Mittel vorzugsweise bei neuralgischen und entzündlichen Schmerzen anzuwenden. Statt des Eises oder Schnees kann man sich auch der sog. Kältemischungen, z. B. 2 Theile Eis und 1 Theil Salz, bedienen.

Anastomōse (griech.), d. h. Zusammenmündung, nennt man in der Anatomie die Vereinigung zweier Gefäßäste, entweder unmittelbar miteinander zur Bildung eines Bogens oder Winkels, oder mit Hülfe eines dritten (Collateralgefäß). Findet dies mit mehrern Gefäßästen an einer und derselben Stelle statt, so entsteht ein Gefäßnetz. Sämmtliche Gefäße zeigen dergleichen Vereinigungen, am häufigsten die Lymphgefäße und Venen, am seltensten die Arterien. Die A. der Arterien sind in ärztlicher Hinsicht die wichtigsten, da durch dieselben der Kreislauf gesichert wird und sich von benachbarten Aesten her ohne wesentlichen Nachtheil (als Collateralkreislauf) wiederherstellt, wenn auch der eine Hauptast unwegsam geworden ist. Daher kann es auch der Chirurg wagen, den zu einem ganzen Gliede gehenden Hauptarterienstamm zu unterbinden, ohne das Glied in Gefahr des Absterbens zu setzen, wenn nur die Unterbindung unterhalb einer Stelle geschieht, wo bereits Collateralgefäße aus dem unterbundenen Stamme abgehen, welche sich dann ausdehnen und oft selbst den Durchmesser des geschlossenen Stammes annehmen.

Anastrŏphe heißt eine grammatische oder rhetorische Figur, wonach des Tons oder Numerus wegen ein Wort dem andern, gegen die gewöhnliche grammatische Ordnung, nachgesetzt wird, z. B. ein Fürwort seinem Casus, wie «Zweifels ohne» statt «ohne Zweifel».

Anatas, ein Mineral, das sich bald in losen Körnern, bald in einzelnen Krystallen im Gneis und Glimmerschiefer, Granit und Diorit in den Alpen, dem Fichtelgebirge, England, Spanien u. s. w. findet. Er ist meist nelkenbraun, dunkelblau oder schwärzlich von Farbe, hat einen muscheligen Bruch, Feldspathärte, ein specifisches Gewicht = 3,82 und besteht aus Titansäure.

Anathēma (griech.) bedeutet eigentlich ein den Göttern geweihtes und meist in deren Tempeln aufgehängtes Geschenk, so Luc. 21, 5. Dann bezeichnet das Wort, entsprechend dem hebr. Cherem, etwas Gott ohne Lösung (3 Mos. 27, 28) Geweihtes und, weil solches die Opferthiere waren, etwas, das dem (ewigen) Untergange zugesprochen ist. So Röm. 9, 3; Gal. 1, 8. 9 und in andern Stellen. In diesem Sinne heißt daher im allgemeinen anathematisiren zunächst so viel als unter Anrufung Gottes etwas dem ewigen Untergange weihen, und so wird das Wort gebraucht Mark. 14, 71; Apostelg. 23, 12. Innerhalb der officiellen kirchlichen Gemeinschaft wurde das A. insbesondere durch die seit dem 5. Jahrh. vorbereitete und im 9. Jahrh. üblich werdende Unterscheidung zwischen Excommunication und A. bedeutend. Auf der Synode zu Pavia wurde 850 bestimmt, daß diejenigen, welche der Kirche die Buße verweigern, nicht blos zu excommuniciren, sondern auch zu anathematisiren sind, d. h. als «faul gewordene und verzweifelte Glieder» von dem Körper der allgemeinen Kirche abgetrennt und jedes im Gesetz oder in der Sitte gelegenen christl. Verkehrs sowie des Abendmahls selbst in der Sterbestunde und des Begräbnisses unter Gläubigen beraubt werden sollen. Jedoch sollte dieses furchtbare, «unwiderrufliche» Urtheil nicht ohne sorgfältige Erwägung, nie ohne den Metropolitanbischof und ohne die gemeinschaftliche Entscheidung der Provinzialbischöfe gefällt und vollzogen werden. Die prot. Kirche hat mit dem großen Banne auch das A. folgerecht aufgegeben. Die kath. Kirche verhängt es noch wegen beharrlichen Irrglaubens oder wegen eines großen ungesühnten Verbrechens. Dies geschieht jedoch, da die Umstände sich geändert haben, viel seltener als früher, oft ohne Erfolg, und zugleich unter dem ausdrücklichen Zugeständnisse, daß die auferlegte Strafe eine nur zeitliche sei, dagegen die ewige Verstoßung vor Gott nicht nothwendig enthalte.

Anatocismus (griech.) ist Zins von Zinsen nehmen. Man unterscheidet einen A. separatus, wo der Kapitalist empfangene Zinsen wieder verzinslich ausleiht, und A. conjunctus, wo der Gläubiger in Rückstand gelassene Zinsen zu der Forderung schlägt und mit dieser vom Schuldner weiter verzinsen läßt. Das letztere Verfahren ist im gemeinen Rechte als Wucher untersagt, weil hier auch die kleinsten Zinsbeträge, welche man zum Zwecke eines A. separatus erst langsam zusammensparen müßte, sofort weiter werben, und weil der Schuldner bei längerer Fortsetzung dieses Verfahrens, wie die doppelte Zinsrechnung ausweist, mit unerschwinglichen Summen belastet wird. In den Staaten, wo die Zinsbeschränkungen aufgehoben sind, wird auch das Verbot des A. conjunctus hinfällig. (S. Zinsen und Wucher.)

Anatomie oder Zergliederungskunde ist die Lehre vom Baue der organischen Wesen. Sofern dieselbe Anweisung gibt zur Untersuchung dieses Baues, die Methoden, Handgriffe und technischen Mittel der Untersuchung lehrt, nennt man sie praktische A., sofern sie sich nur mit den Ergebnissen der Untersuchung befaßt, d. h. den bereits erforschten Bau schildert, beurtheilt, unter verschiedenen Gesichtspunkten erörtert oder vergleicht, heißt sie theoretische A. Letztere kann man daher als «Zergliederungskunde» der erstern als «Zergliederungskunst» gegenüberstellen, und unter Zergliederungskunst wiederum ebensowol die Anweisung zur Zergliederung als diese Zergliederung selbst verstehen, wie denn auch die Bezeichnung praktische A. in diesem doppelten Sinne gebraucht wird. Endlich nennt man auch den Ort selbst, wo A. getrieben wird, anatom. Präparate gemacht oder vorgezeigt werden, «Anatomie», passender Präparirsaal und Anatomisches Theater. Früher richteten sich die anatom. Untersuchungen fast ausschließlich auf den Menschen, und nur sofern menschliche Leichen nicht zur Disposition standen, auf Säugethiere als Nothbehelf. Man verstand daher und versteht auch noch unter A. vorzugsweise die A. des Menschen. Später beschäftigte sich die Wissenschaft auch mit dem Baue der Thiere, und zwar nicht blos aus Nothbehelf, sondern um ihrer selbst willen. So entstand die thierische A. oder Zootomie. Endlich untersuchte man auch den innern Bau der Pflanzen, und es entwickelte sich die Pflanzenanatomie oder Phytotomie. Das viele Gemeinsame, welches zunächst der Mensch und die Wirbelthiere, weiterhin alle Thiere unter sich in ihrem gröbern oder feinern Baue haben, führte zur wissenschaftlichen Betrachtung der Aehnlichkeiten und Unterschiede dieses Baues, und es entstand so die vergleichende A. Die Entdeckung des Vergrößerungsglases brachte die Erkenntniß, daß auch das dem bloßen Auge gleichartig Erscheinende noch einen feinern, sehr verwickelten Bau haben kann, und man unterschied nun die mit solchen feinern Structurverhältnissen beschäftigte Wissenschaft als mikroskopische A. oder Gewebelehre. Die meisten Krankheiten sind begleitet von gröbern oder feinern Veränderungen in der Lagerung oder Structur verschiedener Organe, und sofern die A. diesen krankhaft veränderten Bau erforscht, heißt sie pathologische A.

Die A. des gesunden Menschen spaltet sich weiterhin, je nach der Methode, die sie befolgt, in die systematische und die topographische. Untersucht und beschreibt man die Theile in einer Ordnung, die auf die Aehnlichkeit in dem Bau und den Verrichtungen derselben Rücksicht nimmt und daher diejenigen nebeneinander stellt, welche im Körper selbst zu gewissen gemeinschaftlichen Zwecken in Verbindung stehen (d. h. ein System von Theilen bilden), so erhält man eine A. der Systeme oder die systematische A. Bei dieser Behandlungsweise, welche vorzüglich zum Studium der Physiologie vorbereitet, pflegt man die A., allerdings zum Theil ohne wissenschaftliche Consequenz, in folgende sechs Lehren oder Doctrinen abzutheilen: 1) Osteologie oder Lehre von den Knochen mit Einschluß der Gelenkknorpel (Chondrologie). 2) Syndesmologie oder Bänderlehre, welche die Darstellung der bandartigen Organe liefert, durch die die Knochen namentlich in den Gelenken verbunden werden. Die Knochen, Knorpel und Bänder setzen das Knochensystem zusammen, das, als die feste Grundlage des Körpers, ein Gerüst darstellt, über welches weiche Theile hingespannt sind, das ferner Höhlen bildet, in denen die für das Leben wichtigsten Organe aufgehangen und geschützt sind, und das endlich ein aus Hebeln und Stützen zusammengesetzter Mechanismus, in welchem vermittels anderer Theile Bewegungen hervorgebracht werden, also ein System passiver Bewegungsorgane ist. 3) Myologie oder Muskellehre, welche das System der fleischigen Organe des Körpers umfaßt. Diese setzen durch die lebendige Verkürzung ihrer Fasern, als active Bewegungsorgane, die Knochen in Bewegung, dienen zum Theil zur Bildung der Höhlen des Körpers und zum Schutz der von ihnen bedeckten Theile, und helfen durch ihre Masse vorzüglich die Form des Körpers mit bestimmen. 4) Angiologie oder Gefäßlehre, welche die Lage und den Verlauf der häutigen Röhren darstellt, die baumförmig oder netzförmig verzweigt die meisten Theile

des Körpers durchdringen und zwei große Systeme bilden: das Blutgefäßsystem mit dem Herzen, einem aus Fleisch gebildeten Pumpwerke, aus welchem das Blut durch die Schlag- oder Pulsadern (Arterien) heraus, und in welches es durch die Blutadern (Venen) hineingeleitet wird; dann das Lymphgefäßsystem, durch das gewisse Säfte in besondern Organen (Lymphdrüsen) mit dem Blute in Berührung gebracht und endlich in die Venen übergeführt werden. 5) Neurologie oder Nervenlehre, welche die Beschreibung des Nervensystems liefert, an dem man zwei größere Hauptmassen, das Gehirn und das Rückenmark, als Centraltheile, ferner die von diesen zu fast allen Punkten des Körpers verlaufenden markigen Fäden als periphersiche Gehirn- und Rückenmarksnerven, und endlich eine mit sog. Nervenknoten (Ganglien) sehr reichlich versehene Abtheilung als Ganglienнerven unterscheidet. 6) Splanchnologie oder Eingeweidelehre, welche die aus verschiedenen Systemen zusammengesetzten, meistentheils in Höhlen des Körpers befindlichen Organe umfaßt, die ihren Verrichtungen nach in folgende fünf Gruppen zerfallen: Sinnesorgane (des Gesichts, Gehörs, Geruchs, Geschmacks und Getastes); Sprach-, Stimm- und Respirationsorgane (Nasenhöhle, Mundhöhle, Kehlkopf, Luftröhre und Lunge mit der Schilddrüse, Thymusdrüse und dem Brustfell); Verdauungsorgane (der Mund mit den Speicheldrüsen, der Schlund, die Speiseröhre, der Magen und Darmkanal mit der Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse und dem Bauchfell); Harnorgane (Nieren, Harnleiter, Harnblase und Harnröhre); endlich Geschlechtsorgane des Mannes (Hoden, Samenstränge, Samenbläschen, Vorsteherdrüse und Ruthe) und des Weibes (Eierstöcke, Muttertrompeten, Gebärmutter, Scheide, Scham und Brüste).

Es gibt aber, wie erwähnt, noch eine andere Behandlungsweise, die topographische A., bei der man am Körper theils nach den durch Einschnitte, Gelenke, Scheidewände u. dgl. natürlich gegebenen Grenzen, theils mit Hülfe gewisser in Gedanken gezogener Linien größere und kleinere Abtheilungen oder Gegenden (Regionen) unterscheidet und die in jeder derselben neben-, unter- und ineinanderliegenden Abschnitte der vorhin erwähnten Systeme von außen nach innen zu beschreibt. Man theilt dabei den Körper in den Stamm und die Gliedmaßen. Der Stamm besteht aus dem Kopfe und dem Rumpfe; der Rumpf zerfällt in Hals, Brust und Bauch; die Gliedmaßen sind theils Brustglieder oder Arme, theils Bauchglieder oder Beine. An jedem dieser Haupttheile unterscheidet man nun wieder verschiedene Abtheilungen und Unterabtheilungen. Diese A. der Gegenden nennt man, da ihre Kenntniß vorzüglich für den operirenden Chirurgen wichtig ist, auch die chirurgische A. Auch die A. für bildende Künstler ist wesentlich topographisch; sie hat vorzugsweise die Oberfläche des Körpers, die Abhängigkeit ihrer Form von den unterliegenden Theilen und insbesondere von den Muskeln in ihren verschiedenen Spannungszuständen, endlich die allgemeinen Größenverhältnisse der einzelnen Leibestheile untereinander in Betracht zu nehmen. — Die Aenderungen im Baue der organischen Wesen, wie sie der Gang ihrer Entwickelung aus einfachem Keime bis zum vollendeten Wachsthum mit sich bringt, sind der Gegenstand der Entwickelungsgeschichte (s. d.). Dieselbe ist unpassend als philosophische A. und mit sammt der Geweblehre als allgemeine A. bezeichnet worden. Im Gegensatze hierzu wurde die systematische A. die specielle A. genannt.

Was die Geschichte der A. anbelangt, so hatte man die Wichtigkeit der letztern für den Arzt wie für den Physiologen und Naturforscher schon frühzeitig erkannt, wenn es sich auch niemals mit Gewißheit ausmitteln lassen wird, wer zuerst genauere anatom. Studien, zumal an menschlichen Leichnamen, machte. Wenn auch im Alterthum religiöse Ansichten sehr lange hindern mochten, die todte Hülle des Menschen, selbst zur Befriedigung einer edeln, dem Lebenden zugute kommenden Wißbegierde zu zerstören, so verlangte doch damalige ärztliche Wissenschaft noch keine speciellern anatom. Kenntnisse, und als das Bedürfniß dazu fühlbarer ward, wandte man sich zur Zootomie, gerade wie die jetzigen Physiologen mit den Thieren experimentiren, um die Functionen des menschlichen Körpers zu ergründen. Es bildete aber auch die thierische A. dann noch die Basis, als man, wie kaum zu zweifeln, zu Alexandrien wenigstens einige Zeit lang selbst menschliche A. praktisch trieb, obschon sicher nicht in der Weise, wie dies jetzt zu geschehen pflegt. Herophilos aus Chalcedon und Erasistratos aus Keos (um 300 v. Chr.) werden als so eifrige Anatomen gerühmt, daß sie nach des Celsus Bericht selbst lebende Verbrecher secirt haben sollen. Doch schon Galen (131 n. Chr.) läßt uns in Ungewißheit, wie er seine anatom. Kenntnisse gewonnen, und bei den Arabern findet sich keine Spur mehr von eigenem Studium des menschlichen Leichnams. Diese sowol wie ihre Nachfolger begnügten sich mit den Angaben Galen's, bis endlich Montini de' Luzzi, Professor zu Bologna, 1306 und 1315 zuerst zwei menschliche Leichname öffentlich zergliederte und, auf eigene Untersuchungen gestützt, das erste Lehrbuch der A. des

Menschen schrieb, welches lange Zeit als Kanon galt. Aber erst im 16. Jahrh. wurde Galen's Autorität nach hartem Kampfe gänzlich gestürzt durch die Bemühungen eines Vesal (1543), Eustachi, Colomb, Falopia, Fabricius ab Aquapendente, Varoli u. a., denen wir eine Reihe glänzender Entdeckungen verdanken. Rüstig schritt man im 17. Jahrh. fort auf der betretenen Bahn, zumal da Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufs (1619) ein ganz neues Leben in die Physiologie gebracht hatte und das Mikroskop auch den feinern Bau zugänglich machte. Die Lymphgefäße entdeckte Aselli (1622); die drüsigen Organe fanden in Wharton ihren genauern Erforscher, während Malpighi, Leeuwenhoeck, Swammerdam und der noch ins folgende Jahrhundert hinüberragende Ruysch durch Anwendung des Mikroskops und durch Einspritzungen der Gefäße die feinere A. weit über ihre Zeit hinausführten. Wie bisher, so ragten auch im 18. Jahrh. die ital. Anatomen Pacchioni, Valsalva, Morgagni, Santorini, Mascagni, Cotunni vor denen anderer Nationen hervor. Ihnen würdig zur Seite standen in Frankreich Winslow, D'Aubenton, Lieutaud, Vicq d'Azyr und Bichat; in England Cowper, Cheselden, Hunter, Cruikshank, Monro und Bell; in den Niederlanden Boerhaave, Albin, Camper, Sandifort, Bonn. Auch Deutschland trat durch Haller sowie durch die beiden ältern Meckel auf glänzende Weise aus dem Dunkel hervor, um im 19. Jahrh. den ersten Rang einzunehmen. Auf der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte finden wir die Namen eines Sömmerring, Loder, Blumenbach, Hildebrand, Reil, Tiedemann, Bock und Seiler, welche fast sämmtlich noch in enger Verbindung mit der praktischen Medicin standen, daher auch dieselbe gleichzeitig und direct durch ihre anatom. Forschungen förderten. In dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts begann indessen wie überall in den Disciplinen so auch hier eine Trennung, der zufolge der Anatom und Physiolog seinen eigenen Weg ging, fast unbekümmert um die praktische Medicin, sodaß diese wenig Vortheil von den glänzenden Entdeckungen zog, welche jene machten, und die Anatomen selbst fast nur die mikroskopische A. ausbildeten. Jedoch machte sich die Nothwendigkeit der Verbindung beider Wissenschaften sehr bald wieder geltend durch das seit den letzten 30 Jahren mit besonderm Eifer betriebene Studium der pathologischen A. Nachdem die mikroskopische A. längere Zeit fast ausschließlich die Thätigkeit der Anatomen in Anspruch genommen, haben sich neuerdings einzelne auch der gröbern A. wieder zugewandt und dieselbe zum Theil nach neuen Gesichtspunkten bearbeitet. Hierher gehören die trefflichen Lehrbücher der A. von Hyrtl, Henle, Meyer, Luschka. (S. überdies die Art. Medicin, Zoologie, Gewebelehre.)

Die praktische A. ging in ihrer geschichtlichen Entwickelung der theoretischen natürlich stets voraus. Erst als man jene allgemeiner zu betreiben begann, bildeten sich allmählich bestimmte Regeln über das Verfahren bei der Zergliederung, d. h. es entstand eine Technik der A. Finden wir daher auch schon in Galen's Schriften eine Menge hierhergehörender Winke, so versuchte man doch erst im 17. Jahrh. den Gegenstand in besondern Schriften zu behandeln. Dennoch aber wird jetzt wie früher das meiste dem mündlichen Unterricht durch den eigens dazu angestellten Prosector überlassen. Gewöhnlich unterscheidet man in der anatom. Technik die Sectionen und das Präpariren. Section nennt man nämlich die kunstgerechte Oeffnung der drei großen Höhlen des menschlichen Körpers, verbunden mit der Untersuchung der in ihnen befindlichen Eingeweide und Theile. Die Section ist legal, wenn sie, vom Richter angeordnet, durch den Gerichtsarzt, behufs der Feststellung eines vor das Forum des Richters gehörenden Thatbestandes, unternommen wird. Das Präpariren besteht in der kunstgerechten Trennung der einzelnen Theile voneinander, sodaß sie ihrer Gestalt wie ihrer Lage nach deutlich unterschieden werden können; das auf diese Weise Dargestellte nennt man anatomisches Präparat, sodaß man von Knochen-, Muskel-, Gefäß- und Nervenpräparat spricht. Das Präpariren der Knochen geschieht durch Entfernung sämmtlicher Weichtheile, durch Kochen und Bleichen. Werden sämmtliche Knochen wieder durch Draht in die natürliche Lage zu einem Ganzen verbunden, so entsteht das künstliche Skelet, während das natürliche Skelet durch Beibehalten der natürlichen Verbindungsmittel, der Bänder, gebildet wird. Zur bessern Darstellung der Gefäße, namentlich in ihren feinern Verzweigungen, bedient man sich gewöhnlich der Injectionen oder Einspritzungen. Dieses Verfahren besteht darin, daß man eine Flüssigkeit, welche die Eigenschaft hat, allmählich fest zu werden, in Verbindung mit Farbstoffen mittels einer eigens dazu eingerichteten (anatomischen) Spritze in den Hauptstamm des zu injicirenden Theils langsam und vorsichtig einspritzt. Früher bediente man sich nach Swammerdam's Vorgange nur solcher Stoffe als Injectionsmasse, welche im erwärmten Zustande flüssig sind und beim Erkalten fest werden, wie Wachs u. dgl. Man mußte deshalb den Körper während der Einspritzung in warmes Wasser legen, was nicht nur, besonders bei großen Körpern, sehr un-

bequem war, sondern auch den feinern Bau der Organe zerstörte und die Fäulniß beförderte. Diesem Uebelstand wurde durch die von dem Engländer Shaw gemachte und von E. H. Weber vervollkommnete Entdeckung abgeholfen, daß Leinöl und Terpentin, mit gewissen Metallkalken in bestimmten Verhältnissen gemengt, eine sirupartige Flüssigkeit bilden, die nach einiger Zeit erstarrt und sich sehr wohl zu Einspritzungen in die Adern bei gewöhnlicher Temperatur eignet. Außerdem bedient man sich, besonders zur Injection der Lymphgefäße und feinern Blutgefäße, des laufenden Quecksilbers oder gefärbter dünnerer Flüssigkeiten, wie des Leimwassers u. s. w. Die mit Hülfe der bisher angedeuteten Manipulationen zu Stande kommenden Präparate nennt man frische. Um diejenigen von ihnen, deren Anfertigung viel Zeit und Mühe erfordert, oder die seltene Abweichungen vom normalen Bau und interessante krankhafte Veränderungen der Körpertheile darstellen (pathol. Präparate), behufs des Vortrags der A. möglichst in ihrer natürlichen Form aufzubewahren, trocknet man sie an der Luft oder durch Bestreichen mit Holzessig und überzieht sie dann mit einem durchsichtigen Firniß (trockene Präparate); oder man bringt sie in Flüssigkeiten, durch die sie vor der Fäulniß geschützt werden, wie Alkohol von 16—22°, Sublimatlösung u. dgl., und setzt sie dann in Glasbüchsen, welche durch Blase, dünne Zinnfolie oder Glasscheiben mit geschmolzenem Kautschuk möglichst luftdicht verschlossen werden (feuchte Präparate, Weingeistpräparate u. s. w.). Solche Präparate, in besondern Schränken und Zimmern aufgestellt, bilden die anatomischen (oder pathol.) Sammlungen oder Museen. Da es unmöglich ist, alle Theile in ihrer Integrität aufzubewahren, da namentlich Farbe und feine Faserungen stets verloren gehen, so hat man es mit Glück versucht, sie durch die plastische Kunst nachzubilden, und zwar aus Holz oder Elfenbein, wie das Gehörorgan, oder aus Wachs (Wachspräparate), oder Papiermaché. Mit allgemeinerm Nutzen und verhältnißmäßig geringerm Kostenaufwand wandte man aber längst die Zeichenkunst zu anatom. Darstellungen an. Solche Abbildungen, die man anatomische Tafeln nennt, hatte bereits Aristoteles gefertigt und seinen anatom. Schriften beigegeben, welche verloren gegangen sind. Im 16. Jahrh. beschäftigten sich die größten Maler, wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Tizian, Dürer, mit dergleichen Zeichnungen, von denen nur wenige auf uns gekommen. Anfangs wurden sie durch Holzschnitt, später durch Kupferstich vervielfältigt. Gegenwärtig bedient man sich auch des Steindrucks und in jüngster Zeit wiederum des Holzschnitts, ja selbst der Photographie dazu, sodaß wir überreich an anatom. Bilderwerken geworden sind.

Anaxagŏras, einer der vorzüglichsten ionischen Philosophen, wurde von vornehmen Aeltern zu Klazomenä in Ionien um 500 v. Chr. geboren. In seinem 45. J. kam er in Athen mit Perikles in genaue Verbindung. Unter seine Schüler gehörten die angesehensten Männer, wie Thukydides, Archelaos der Physiker und Euripides. Durch tiefe Studien der Naturwissenschaften in den Stand gesetzt, die Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen natürlich zu erklären, kam er in den Verdacht der Gotteslästerung und mußte auf eine Anklage Athen verlassen. Er ging nach Lampsakos, wo er 428 starb. Nach dem gemeinsamen Grundsatze der Physiker: «Aus nichts wird nichts», nahm er eine ursprüngliche Verbindung der Urstoffe an. Als diese Urstoffe betrachtete er aber nicht die sog. Elemente, sondern Grundkörperchen, welche durch eigenthümliche Qualitäten voneinander verschieden und den Körpern, die durch sie gebildet werden, gleichartig seien. Die Urstoffe, an und für sich ohne Bewegung, waren nach seiner Meinung im Anfange durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Urwesen (νοῦς, d. i. Intelligenz) in Bewegung gesetzt, und durch diese Bewegung und Scheidung des Ungleichartigen und die Verbindung des Gleichartigen hatte sich die Welt gebildet. Er nahm an, in jedem Dinge befinde sich ein Antheil von allem, und ein Ding unterscheide sich daher nur durch das Vorherrschen eines Grundstoffs; die Intelligenz aber bleibe rein und unvermischt mit dem Materiellen und bestimme und durchdringe alle Dinge als das Princip des Lebens. Wegen der Annahme jenes geistigen Princips haben ihn viele für den ersten Deisten unter den Philosophen angesehen, aber mit Unrecht, da sein System vielmehr dualistisch ist und die Naturerscheinungen mehr mechanisch erklärt. Die Fragmente seiner Schriften haben Schaubach (Lpz. 1827) und Schorn (Bonn 1829) gesammelt; Beiträge zur Erklärung seiner Lehre haben Carus (Lpz. 1797) und Breier (Berl. 1840) gegeben. Vgl. Schleiermacher, «Ueber A.' Philosophie» (Berl. 1815).

Anaximănder, griech. Mathematiker und Philosoph, des Praxiades Sohn, geb. zu Milet 611, gest. 546 v. Chr. Sein Hauptstudium war die Mathematik. Er entdeckte die Schiefe der Ekliptik (wenigstens ward sie von ihm gelehrt) und bestimmte die Sonnenwenden und Nachtgleichen mittels eines Sonnenzeigers. Auch soll er zuerst die Umrisse der Länder und Meere

Griechenlands in einer Karte zu entwerfen versucht und, um sein Weltsystem zu erläutern, eine Himmelskugel verfertigt haben. Als Philosoph speculirte er über das Urprincip der sinnlichen Erscheinungswelt, welches er als das durchaus Unbestimmte auffaßte. Aus diesem scheiden sich die Gegensätze durch ewige Bewegung ab und kehren in dasselbe zurück. Ueber die Art, wie er sich diesen Ausscheidungsproceß dachte und, durch Hervorhebung der Gegensätze des Warmen und Kalten, des Flüssigen und Trockenen, zu Hypothesen über die Entstehung der Himmelskörper u. s. w. benutzte, haben wir nur unvollständige Nachrichten. So lehrte er, die Sonne befinde sich in der höchsten Himmelsregion, habe einen 28mal größern Umkreis als die Erde und gleiche einer Walze, aus welcher Feuerströme sich ergießen; verstopfe sich die Oeffnung, so erscheine sie verfinstert. Ebenso ist ihm der Mond eine Walze, 19mal so groß als die Erde; ihre Schiefe erzeugt die Phasen, ihre gänzliche Umkehrung die Finsternisse. Die Erde hat nach ihm die Gestalt eines Cylinders und befindet sich schwebend in der Mitte des Weltalls; sie bildete sich durch das Austrocknen mittels der Sonne, und die Thiere sind aus Feuchtigkeit erzeugt. Vgl. Schleiermacher, «Ueber die Lehre des A.» (Berl. 1811).

Anaximenes, der Philosoph, aus Milet, wirkte um 556 v. Chr. Abweichend von den Lehren des Anaximander, war ihm nicht das schlechthin Unbestimmte, sondern ein Bestimmtes, die Luft, der unendliche, göttliche, stets sich bewegende Urstoff aller Dinge. Durch Verdichtung und Verdünnung entstehen, nach seiner Ansicht, aus Luft alle Dinge. Auch die Seele ist nur Luft und Hauch. Er behauptete, der äußere Umkreis des Himmels bestehe aus Erde und Krystall; die Sterne seien Erdkörper, mit Feuermaterie umgossen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten bestimme, sei flach wie eine Scheibe, so auch die in der Luft schwebende Erde, um welche sich alles bewegt.

Anbetung, in der Kirchensprache Adoration, ist im allgemeinen der höchste Ausdruck der religiösen Empfindung. Er findet da und nur da statt, wo das Göttliche selbst, und zwar unmittelbar, d. h. in seiner höchsten Daseinsform, in Gott selbst und persönlich so gedacht wird, daß alle übrigen Gedanken mehr oder weniger vollständig aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Nur Gott der Vater und der Sohn und der Heilige Geist, insofern diese ihm gleichgestellt sind, können daher der A. theilhaftig werden; jede andere A. ist unberechtigt, da sie den höchsten Ausdruck der Empfindung des Göttlichen an einen niederern Grad desselben verschwenden würde. Die prot. Kirche hat die A. und Anrufung der Heiligen, der Maria, der Reliquien u. s. w. verworfen. Auch die kath. Kirche hat den Misbrauch der A. der Engel, der Heiligen, der Reliquien und Bilder in ihrer Mitte zu verschiedenen Zeiten wenigstens officiell verworfen, wenn auch das ungebildete Volk mehr oder weniger thatsächlich beim Misbrauche verharrte. Nach der Lehre der kath. Kirche wird nur Gott (und Christus) angebetet; nur ihm gehört, wie schon das zweite Nicäanische Concil 787 entschied, die Latreia (Anbetung), während die Engel und Heiligen nur die Duleia, Verehrung (veneratio), die Menschheit Christi und die Maria nur die Hyperduleia als höhern Grad der Verehrung in Anspruch nehmen können. Dagegen ist (nach dem Catechismus Romanus) der Ausdruck Adoration nicht ausschließlich auf Gott beschränkt, obgleich die neuern kath. Theologen ihn meist darauf eingeschränkt haben. Im allgemeinen bildet die berechtigte Unterlage für diese Unterscheidung der kath. Kirche zwischen A. und Verehrung das Grundgefühl, daß auch für die Erscheinung des Göttlichen, außer seinem höchsten Ausdruck in Gott, eine gewisse Verehrung der Menschen Pflicht sei, und die außerkath. Praxis hat ihr hierin theoretisch in den verschiedensten Formen durch mannichfache Festfeier zum Gedächtnisse großer Männer und Ereignisse recht gegeben. Vorzugsweise Adoration (Anbetung) wird in der kath. Kirche die Enthüllung und Verehrung des Kreuzes am Charfreitage benannt, wofür eine besondere Liturgie festgestellt ist.

Ancelot (Jacq. Arsène Polycarpe Franç.), franz. Dichter, geb. 9. Jan. 1794 zu Havre, wo sein Vater Greffier am Handelsgerichte war. Nachdem er hier und in Rouen seine Studien beendet und zuerst einige Vaudevilles ohne besondern Erfolg zur Aufführung gebracht, gründete er 1819 seinen Ruf durch die Tragödie «Louis IX.», die in Paris viel Glück machte und ihrem Verfasser ein Jahrgeld vom Könige verschaffte. Auch seine nachfolgenden Trauerspiele «Le maire du palais» (1823), «Fiesque» (1824), «Olga» (1828) und «Elisabeth d'Angleterre» (1829) erfreuten sich günstiger Aufnahme. Einige dieser Stücke sind ganz nach den Regeln der classischen Schule gearbeitet, andere nähern sich den Grundsätzen der romantischen Richtung. Obgleich es allen an hohem Schwung und feuriger Phantasie fehlt, darf man doch die verständige Anlage des Plans, die Eleganz der Sprache, den Fluß und Wohlklang der Verse als Verdienste hervorheben. In der «Marie de Brabant» (1825), einer

epischen Dichtung in sechs Gesängen, mit erzählenden und dramatisirten Theilen vermischt, herrscht ebenfalls eine sehr durchgebildete Sprache. Die Julirevolution, infolge deren er nicht nur seine Pension von der Civilliste, sondern auch seine Stelle als Bibliothekar am Arsenal verlor, nöthigte sein dramatisches Talent, die uneinträglichen Ehren der Tragödie aufzugeben und zuverlässigere Hülfsquellen in der niedern Gattung des Vaudeville aufzusuchen. Er überraschte hierin die geübtesten Theaterdichter, indem er mit ihnen an Fruchtbarkeit, Witz und Laune wetteiferte in zahllosen Stücken jeglichen Zuschnitts und Stoffs. Es sind dies leichte Sittenskizzen, die sich von den gewöhnlichen Producten der Vaudevillistik durch bessere Schreibart zu ihrem Vortheil unterscheiden. Seine Gewandtheit, kaustische Einfälle in Verse von lebhafter Wendung zu fassen, ließ sich oft auch in Episteln aus, die meistens pikante Satiren sind. Seine «Oeuvres complètes» erschienen 1837. Die Akademie hatte ihn 1841 als Bonald's Nachfolger gewählt. A. starb zu Paris 8. Sept. 1854. — Seine Gattin, **Marguerite Louise Virginie A.**, geb. Chardon, des vorigen Gattin, wurde 15. März 1792 zu Dijon geboren und wandte sich ziemlich spät, nach 1830, ebenfalls der Schriftstellerei zu, indem sie ihrem Gatten bei der Ausarbeitung kleiner Bühnenstücke half. Ihr selbständiges Auftreten begann erst 1835 mit dem Lustspiele: «Le mariage raisonnable», dem andere in Prosa folgten, welche das Théâtre Français zur Aufführung brachte und in denen Fräulein Mars mit großem Beifall spielte: «Marie ou trois époques» (1836), das Hauptwerk der Verfasserin, «Le château de ma nièce» (1837), «Isabelle» (1838). Sodann lieferte sie für das Gymnase, das Vaudeville und die Variétés verschiedene gut aufgenommene Stücke: «Juana» (1838), «Clémence» (1839), «Marguerite» (1840), «Le père Marcel» (1841), «L'hôtel de Rambouillet» (1842), «Madame Roland» (1843), «Folette» (1844), «Un jour de liberté» (1845), Une année à Paris» (1847) u. s. w. Sie versuchte sich auch im Drama («Les femmes de Paris», 1848), aber ohne Erfolg. Ihre Stücke haben die Mängel und Vorzüge, die man in den Werken von Autoren ihres Geschlechts gewöhnlich antrifft: viel Feines und Anmuthiges, nette einzelne Züge, leidlich eleganter Styl, aber schwache Situationen und schleppende Handlung. Ihr «Théâtre complet» (4 Bde., Par. 1848) enthält 20 Stücke. Sie hat auch Romane geschrieben, die theilweise mehrere Auflagen erlebten, so: «Gabrielle» (1839), «Emérence» (1841), «Médérine» (1843) u. s. w.; am meisten gefielen «Renée de Varville» und «La nièce» (beide 1853). Später erschienen noch: «Une famille parisienne» (1856), «Une route sans issue» (1857), «La fille d'une joueuse» (1859).

Ancenis, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Unter-Loire, liegt amphitheatralisch am rechten Ufer der Loire und ist eine wichtige Schiffahrtsstation. Die Stadt hat ein Collége, zählt 4200 E. und treibt Handel mit Wein, Weinessig, Branntwein und Bauholz. Die benachbarten Hügel sind mit Weinpflanzungen bedeckt. Auf steiler Höhe erhebt sich ein goth. Schloß; eine Hängebrücke führt über die Loire in das Depart. Maine-Loire. An der Grenze der Bretagne gegen Anjou gelegen, wechselte A. öfter seine Herren. 987 ließ die Gräfin von Nantes hier ein festes Schloß erbauen, welches später von Heinrich II. von England verstärkt wurde. A. ward 1230 von Heinrich III. von England, 1472 von Ludwig VI. und 1488 von La Trémouille unter Karl VIII. nach langer Belagerung erobert, wobei der Ort seine festen Mauern einbüßte. Auch war es zu A., wo 1394 Philipp der Kühne von Burgund den Herzog von Bretagne mit den Clissons versöhnte, und später die Gesandten Heinrich's IV. und des Herzogs von Mercoeur ihre Conferenzen hielten.

Anceps, d. i. mittelzeitig, wird von den lat. Grammatikern in der Prosodik diejenige Silbe genannt, die je nach dem Bedürfnisse des Versmaßes bald lang, bald kurz gebraucht werden kann. Man bezeichnet sie mit ⏗ oder ⏖. In denjenigen Sprachen, in denen die Verse nach den Gesetzen der Quantität gemessen werden, wie z. B. im Griechischen und Lateinischen, ist die Zahl solcher mittelzeitigen Silben sehr beschränkt. Im Deutschen aber, wo der Accent maßgebend ist, finden sie sich sehr häufig. Hier kann ein flüchtiger Rhythmus manche sonst lange Silbe verkürzen, während umgekehrt namentlich der oratorische Accent selbst den unbedeutendern, fast tonlosen Wörtern, wie z. B. dem Artikel, den Präpositionen, Fürwörtern u. s. w., den Werth einer langen Silbe zu geben vermag.

Anchīses, der Sohn des Kapys und Urenkel des Tros, war mit dem trojanischen Königsgeschlechte verwandt und Herrscher in Dardanos. Aphrodite, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst auf dem Ida in Gestalt einer phrygischen Hirtin, gab sich seiner Umarmung hin und gebar ihm den Aeneas (s. d.). Dieser rettete später den greisen Vater auf den Schultern aus dem Brande von Troja und nahm ihn mit sich zu Schiffe. A. starb während der

Reise auf Sicilien. Nach andern Sagen wurde er vom Blitze des Zeus getödtet, weil er, vom Weine trunken, das Geheimniß seiner Vertraulichkeit mit Aphrodite verrathen hatte.

Anchōvis (Engraulis encrasicholus Cuv.) ist ein Fisch aus der Ordnung der Bauchweichflosser und Familie der Heringe, von 7—8 Zoll Länge, Silberfarbe, braunem Rücken und mit leichtabfallenden Schuppen bekleidet, besonders durch das weite Maul und den mangelnden Bauchkiel gekennzeichnet. Die A. vertreten im Mittelmeere und bis an die Ostsee theilweise den nordischen Hering, erscheinen wie dieser in ungeheuer zahlreichen Wanderzügen und werden, durch Feuer herbeigelockt, vom Mai bis Juli gefangen. Man nimmt ihnen die Eingeweide und den bitterschmeckenden Kopf, salzt und pfeffert sie schichtenweise in Fässer ein, und versendet sie in unglaublichen Mengen über ganz Europa. Der Hauptsitz dieser Fischerei ist jetzt das südl. Frankreich. Bis 1550 hatten die Spanier sich dies Monopol durch große Thätigkeit gesichert; sie verloren es aber von da an gradweise an die Provenzalen.

Anchusa, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen oder scharfblätterigen Gewächse und der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren Arten, fast lauter perennirende und einjährige Kräuter, so weit sie bei uns vorkommen, Ochsenzunge genannt zu werden pflegen. Die mit einem fünftheiligen Kelche und einer trichterförmigen, meist blauen oder violetten Blumenkrone versehenen Blüten stehen in uhrfederartig sich aufrollenden Trauben; ihre Blätter sind länglich oder lanzettförmig, rauhhaarig und sammt dem Stengel saftig. Wurzel und Blätter der gemeinen Ochsenzunge, A. officinalis, einer in Deutschland auf Sand- und Kalkboden häufig vorkommenden Pflanze, werden wegen ihres Schleimgehalts in der Medicin gebraucht; bei den Pharmaceuten führen sie die Namen Radix und Herba Buglossi. Ueber den Farbestoff der rothen Ochsenzunge, A. tinctoria, s. Alcannawurzel.

Anciennetät (franz. ancienneté, d. i. der Vorrang an Jahren, die Altersfolge, namentlich in Diensten und Aemtern) heißt beim Militär das Dienstalter, die längere oder kürzere Zeit, welche jemand in einer bestimmten Charge gedient hat und die durch das Datum des für diese Charge verliehenen Patents bestimmt wird. Das Dienstalter ist nicht zu verwechseln mit Dienstzeit, worunter man die ganze Zeit versteht, die jemand in Militärdienst gestanden. Es kann daher jemand eine höhere A. haben als ein anderer von längerer Dienstzeit. Unter zwei Individuen von gleicher Charge hat derjenige, welcher ein höheres Dienstalter besitzt, den Vorrang vor dem andern. Die A. gibt in der Regel den Grund zur Beförderung ab; doch wird sie in neuerer Zeit bei Besetzung höherer und wichtiger Stellen nicht immer beachtet. (S. Avancement.) Im Civilstaatsdienst gewährt die A. kein Anrecht zum Uebergang auf höhere Posten, sondern sie vermittelt meistens nur ein allmähliches Aufrücken zu den besser dotirten ersten Stellen innerhalb der nämlichen Dienststufe.

Ancillon, eine angesehene Familie aus Metz, die nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach Preußen auswanderte und hier durch einzelne Glieder zu großer Bedeutung gelangte. — **A.** (David), geb. 18. März 1617 zu Metz, wo sein Vater Jurist war, erhielt seinen ersten Unterricht durch Jesuiten, studirte dann Theologie zu Genf und lehrte dieselbe in Charenton, in Meaux und seit 1653 in seiner Vaterstadt. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes begab er sich 1685 nach Frankfurt. Hierauf wirkte er als Prediger bei der franz.-reform. Colonie in Hanau und ward dann 1686 in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen, wo er 1692 starb. — **A.** (Charles), sein Sohn, geb. 28. Juli 1659 zu Metz, gest. zu Berlin 5. Juli 1715, war zur Zeit des Widerrufs des Edicts von Nantes Advocat in seiner Vaterstadt. In Bezug auf diese Maßregel ging er als Abgeordneter seiner reform. Mitbürger an den Hof nach Versailles, richtete aber nichts aus, als daß die Metzer etwas milder denn die andern Hugenotten behandelt wurden. Deshalb unzufrieden, wendete er sich nach Berlin, wo ihn der Kurfürst sehr bald zum Richter und Director der sog. Réfugiés ernannte. Später war er Gesandter in der Schweiz. Von 1695—99 stand er in Diensten des Markgrafen von Baden-Durlach, kehrte jedoch hierauf nach Berlin zurück, wo er Historiograph des Königs wurde und die Direction der Polizei erhielt. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «L'irrévocabilité de l'édit de Nantes» (Amst. 1688); «Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les États de Brandenbourg» (Berl. 1690) und «Histoire de la vie de Soliman II.» (Rotterd. 1706). — **A.** (Ludw. Friedr.), ebenfalls durch mehrere Schriften bekannt, war ein Enkel des vorigen. Er wurde 1740 zu Berlin geboren und starb daselbst 13. Juni 1814 als Prediger der franz. Gemeinde und Rath des Oberconsistoriums.

Ancillon (Friedr., oder Jean Pierre Frédéric), preuß. Staatsminister, der Sohn des letztgenannten, wurde 30. April 1767 zu Berlin geboren und begann, nachdem er die theol.

Studien in Genf beendet, 1790 als Prediger bei der franz. Kirche zu Berlin seine Laufbahn. Daneben galten ihm histor. und philos. Studien als eine Hauptbeschäftigung. 1792 wurde er zugleich Professor der Geschichte an der Militärakademie zu Berlin, dann Mitglied der Akademie der Wissenschaften und königl. Historiograph. Die letztere Ernennung verdankte er dem Rufe als Historiker, welchen ihm sein «Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis le 15me siècle» (4 Bde., Berl. 1803—5) gewann. Im Aug. 1810 verließ er die Kanzel und den Lehrstuhl, um die Erziehung des Kronprinzen zu übernehmen. Diese Stellung und die großen Weltbegebenheiten führten ihn zu dem Beruf des Staatsmanns. 1814 trat er als Wirklicher Geh. Legationsrath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das damals unter der unmittelbaren Leitung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg stand. An dem 1817 neugebildeten Staatsrathe und dem Ausschusse für die Bearbeitung und Einführung des ständischen Wesens nahm er als thätigstes Mitglied Antheil. Nachdem der Graf von Bernstorff 1818 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, wurde an A. bald vorzugsweise die Leitung der polit. Section überlassen. So befand er sich schon in der That an der Spitze des wichtigsten Theils dieser Geschäfte, als 1830 die Julirevolution ausbrach. Seine Bestrebungen gingen dahin, den europ. Frieden durch Vermittelung der schroffen Gegensätze aufrecht zu erhalten, und hierin fand er sich in voller Uebereinstimmung mit den Ansichten des Königs Friedrich Wilhelm III. Im Mai 1831 wurde er zum Wirklichen Geh. Rath und zum selbständigen Chef des Departements für das Fürstenthum Neufchâtel und Valengin ernannt, zehn Wochen später zum Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Im folgenden Jahr erhielt er als Staatsminister die definitive Verwaltung dieses Ministeriums, nur daß Graf Bernstorff noch in den Deutschen Bundesangelegenheiten eine Mitwirkung bis an seinen Tod (28. März 1835) beibehielt. Die Wirksamkeit A.'s in dieser hohen Stellung schloß sich im allgemeinen der Richtung an, welche die deutschen Cabinete unter Metternich's Vortritt insgesammt verfolgten. Erhaltung des europ. Friedens und ängstliche Ueberwachung jeder polit. Volksregung waren die Zielpunkte auch seines Strebens. Indessen unterschied sich A. von vielen Staatsmännern seiner Zeit vortheilhaft dadurch, daß er stets eine edle, humane Mäßigung geltend zu machen suchte und die innere Reform in Gesetzgebung und Verwaltung als das Hauptmittel zur Verhinderung der Revolution erkannte. Freilich hielt er hierbei die Maxime fest, daß die Regierung wol alles für das Volk, nichts aber durch dasselbe thun solle. A. starb kinderlos 19. April 1837. Aus seinen Schriften sind noch hervorzuheben: «Mélanges de littérature et de philosophie» (2 Bde., Berl. 1801; 2. Aufl. Par. 1809; 3. Aufl., 4 Bde., Par. 1823); «Ueber Souveränetät und Staatsverfassung» (Berl. 1816); «Essais philosophiques, ou nouveaux mélanges de littérature et de philosophie» (2 Bde., Genf u. Par. 1817); «Ueber Staatswissenschaft» (Berl. 1819); «Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie» (Berl. 1824); «Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung» (Berl. 1825); «Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen» (2 Bde., Berl. 1828—31); «Pensées sur l'homme» (Berl. 1829). Alle Schriften A.'s beruhen im wesentlichen auf denselben vermittelnden, die scharfen Consequenzen meidenden Grundsätzen, nach welchen er als Staatsmann handelte.

Anckarström (Joh. Jak.), Mörder König Gustav's III. (s. d.) von Schweden, geb. 1762, der Sohn eines Oberstlieutenants, kam sehr jung als Page an den schwed. Hof und trat dann in die Armee, nahm aber schon 1783 als Hauptmann seinen Abschied, worauf er sich aufs Land begab und heirathete. Er war wilden Sinnes, rauher Sitten, geizig und von geringer Bildung und ein Feind aller Maßregeln des Königs, zumal als dieser die Macht des Senats und der Großen beschränkte. In Umtriebe auf der Insel Gotland verwickelt, ward er 1790 als Majestätsverbrecher angeklagt, aber wieder freigelassen, da er in nichts überführt werden konnte. Sein Haß gegen den König wuchs hiermit, indem er während der Untersuchung harte Behandlung hatte erfahren müssen. Noch 1790 ging er nach Stockholm, und im Einverständniß mit dem General Pechlin, den Grafen Horn und Ribbing, dem Freiherrn Bjelke, dem Oberstlieutenant Liljehorn u. a. ward der Tod des Königs beschlossen. A. forderte von den Verschworenen, ihm die Ausführung zu überlassen; allein Ribbing und Horn stritten mit ihm darum. Man loste, und das Loos entschied für A. Als der König 1792 den Reichstag nach Gefle berufen hatte, gingen die Verschworenen zur Ausführung ihres Vorhabens dahin, fanden aber keine Gelegenheit dazu. Man mußte nun bis zum 15. März warten, wo man wußte, daß der König einen Maskenball besuchen werde. Hier schoß A. auf den König, den er tödlich verwundete. Er wurde sofort entdeckt, festgesetzt und gestand sein Verbrechen, weigerte

sich jedoch standhaft, die Mitverschworenen zu verrathen. Zum Tode verurtheilt, wurde er drei Tage hintereinander mit Ruthen gepeitscht und endlich 27. April auf einem Karren nach dem Schaffot gebracht. Durchweg bewies er die größte Ruhe und rühmte sich bis zum letzten Augenblicke seiner That. Die Grafen Horn und Ribbing sowie der Oberstlieutenant Liljehorn wurden des Landes verwiesen.

Anckarswärd (Karl Henrik, Graf), bekannt durch seine oppositionelle Stellung im schwed. Reichstage, geb. 22. April 1782 zu Sweaborg, ist ältester Sohn des 1838 als 96jähriger Greis verstorbenen Grafen Michael A., der sich im Finnischen Kriege 1788—92 auszeichnete und vom Sergeanten zum General, Grafen und Reichsmarschall emporschwang. Unter schneller Beförderung eröffnete der Sohn seine Laufbahn als Major und Oberadjutant bei dem Grafen Armfelt im Norwegischen Kriege von 1808, und als Armfelt bald darauf das Commando niederlegte, wurde er Adjutant bei dem General Cederström. Gegen das Ende des Feldzugs von Adlersparre (s. d.) in die Revolution von 1809 verflochten, ward er infolge des glücklichen Ausgangs zum Obersten befördert. Bei Eröffnung des Feldzugs gegen Frankreich 1813 folgte er als Adjutant dem schwed. Kronprinzen nach Deutschland. In einem Briefe an den Kronprinzen, den er selbst, jedoch erst 20 J. nachher, veröffentlichte, sprach er sich dagegen aus, daß Schweden Rußland gegen Frankreich Hülfe leiste. Kaum hatte der Kronprinz das Schreiben erhalten, als A. seine Entlassung nehmen mußte. Er kehrte nach Schweden zurück, wo er als Privatmann auf seinem Gute Carlslund bei Oerebro lebte. Seine parlamentarische Laufbahn begann er 1817, indem er beim Reichstage mit feuriger Beredsamkeit, unterstützt von einer klangvollen Stimme und einem männlich schönen Aeußern, gegen die Regierung auftrat, sich aber, bei Mangel an gründlicher Bildung, durch seinen persönlichen Haß gegen den König Karl Johann oft zur Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ und dadurch, sowie durch seine streng aristokratischen Grundsätze, häufig anstieß und nach und nach auch die Oppositionspartei, als deren Haupt er eine Zeit lang galt, von sich entfernte. Seine Ansichten legte er 1833 in einem «Politischen Glaubensbekenntnisse» dar. Seit dem Tode des Königs Karl Johann (1844) gehörte A. zwar fortwährend der Opposition an, doch hatte diese ihre eigentliche Spitze verloren, und gewöhnlich stand er ziemlich isolirt da. 1860 trat er mit Heftigkeit gegen Norwegen auf, indem er die zwischen Schweden und Norwegen bestehenden unionellen Verhältnisse tadelte, ohne doch eine Verbesserung derselben vorzuschlagen, und 1863 sprach er gegen eine Adresse der Reichsstände an den König zu Gunsten der Polen, die aber dennoch beschlossen wurde.

Ancona, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Italien und dessen wichtigste Seestadt am Adriatischen Meere, steigt amphitheatralisch am nordöstl. (dem Cumerischen) Vorgebirge der adriatischen Küste auf und gewährt deshalb von der See aus einen malerischen Anblick. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Appellationsgerichts und der Provinzial- und Bezirksbehörden, und zählt 40185 E., darunter über 5000 Juden, welche die auch früher grundsätzlich geübte Duldung herbeilockte. Außer Seehandel und Schiffahrt sind Schiffbau, die Fabrikation von Seidenwaaren, Segeltuch, Papier u. s. w. Haupterwerbszweige. Im ganzen ist die Stadt schlecht und eng gebaut. Außer dem bewunderungswürdigen, von Trajan erbauten Molo von 2000 F. Länge, auf welchem sich ein schöner, zu Ehren seines Wiederherstellers, Papst Benedict's XIV., errichteter Bogen aus weißem Marmor befindet, verdienen besonders der antike Triumphbogen des Trajan, die Kathedrale San-Ciriaco, welche an der Stelle eines Tempels der Venus steht, die Kirche Sta.-Maria della Piazza, die Börse (mit Fresken von Tibaldi) und das große Quarantänehaus Erwähnung. A. besitzt einen schönen, seit alter Zeit gerühmten Hafen, der 1732 zum Freihafen erklärt wurde. Die päpstl. Regierung vernachlässigte ihn jedoch arg, sodaß die Verschlämmung überhand nahm und der einst blühende Handel des Platzes nach dem Orient und dem ganzen Mittelmeer im zweiten Drittel des 19. Jahrh. bereits tief gesunken war und sich fast nur noch auf das Adriatische Meer, die Ionischen Inseln und Griechenland beschränkte. Seit 1860 hat die ital. Regierung die Wiederherstellung der Hafenanlagen mit Eifer und Erfolg betrieben, die Befestigungswerke verstärkt und A. zum Kriegshafen und zur Flottenstation für die adriatischen Küsten erhoben. Der Verkehr ist in sichtbarem Aufblühen begriffen, und die Stadt hat als Ausgangspunkt theils im Bau begriffener, theils projectirter Eisenbahnen, sowie als eine Hauptstation der Dampferlinien auf dem Adriatischen Meere die Aussicht, wiederum ein großartiger Verkehrsplatz zu werden.

A. wurde wahrscheinlich von den Syrakusanern, die vor der Tyrannei des ältern Dionys flohen, gegründet. Die Römer hatten hier ihre Flottenstation gegen die Illyrier. Trajan erweiterte den Hafen, und Narses stellte den von den Gothen zerstörten Ort wieder her, der aber

im 10. Jahrh. von den Sarazenen aufs neue verwüstet wurde. A. erhob sich nun durch eigene Kraft aus den Trümmern zur Republik, wurde aber 1532 von Papst Clemens VII. durch List eingenommen und sammt ihrem Gebiete zum Kirchenstaate geschlagen. 1779 eroberten es nach tapferer und langer Vertheidigung von seiten des franz. Generals Meunier die Russen und Oesterreicher. Seit 1815 blieb nur noch die Citadelle der Stadt befestigt. Als 1831 österr. Truppen die insurgirten röm. Marken besetzten, beschloß die franz. Regierung durch einen Handstreich Oesterreichs militärischem Einfluß im Kirchenstaate und in Italien überhaupt entgegenzutreten. Eine franz. Escadre erschien vor dem Hafen von A. mit 1500 Mann Landungstruppen, die sich 22. Febr. 1832 der Stadt ohne Widerstand und der Citadelle am 23. durch Capitulation bemächtigten. Aller Protestation des röm. Stuhls ungeachtet, hielten die Franzosen, jedoch unter päpstl. Civilverwaltung, A. bis zum Dec. 1838 besetzt, wo sie gleichzeitig mit den österr. Truppen das röm. Gebiet verließen. Gregor XVI. hatte inzwischen die Stadt excommunicirt und zeigte während seiner ganzen Regierung eine Abneigung gegen dieselbe, sodaß zur Wiederbelebung des Handels und Herstellung des Hafens nichts geschah. Die Bewegung von 1848 hinderte die in dieser Beziehung günstigen Absichten Pius' IX. Während 1849 die Franzosen Rom dem Papste unterwarfen, drangen die Oesterreicher in die Romagna und die Marken und zwangen das mit einer revolutionären Besatzung versehene A., nach einer Belagerung vom 24. Mai bis 19. Juni und einem heftigen Bombardement, das viel Schaden anrichtete, zur Capitulation. Die Oesterreicher hielten seitdem A. besetzt und verstärkten, als 1859 der Ausbruch des Kriegs drohte, dessen Werke, verließen es aber nach der Schlacht von Magenta. Seitdem ward die sehr national gesinnte Stadt von päpstl. Truppen daniedergehalten, die es überdies zu ihrem Waffenplatze machten. Nach dem Siege der Piemontesen 18. Sept. 1860 bei Castelfidardo warf sich Lamoricière mit dem Reste des päpstl. Heeres nach A. Hier wurde derselbe alsbald zu Wasser und zu Lande von den Piemontesen belagert und mußte sich, nach zweitägiger Beschießung, 29. Sept. mit 7500 Mann und allen Vorräthen ergeben. Mit Umbrien und den Marken wurde 17. Dec. 1861 auch A. dem Königreich Italien einverleibt. — Die ehemalige päpstl. Delegation A. umfaßte vor der Annexation 20,78 Q.-M. mit 126519 E. und bildete mit der Delegation Macerata die Mark A. Die gegenwärtige Provinz A. umfaßt 34,92 Q.-M. mit 254849 E.

Ancre (Baron von Lussigny, Marschall d'), eigentlich Concino Concini, ein geborener Florentiner, der Sohn eines dasigen Senators, kam 1600 mit Maria von Medici (s. d.), der Gemahlin Heinrich's IV., an den franz. Hof, auf die er im Verein mit seiner Frau fortan einen unseligen Einfluß übte. Die Ehezwiste zwischen dem königl. Paare wurden von Concini und dessen Gattin unterhalten. Als nach der Ermordung Heinrich's der Königin die Regentschaft sowie die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn zufiel, bemächtigte sich der Günstling sogleich der Staatsgewalt. Er ward 1613 Marschall und erster Minister, kaufte das Marquisat Ancre in der Picardie und nahm davon den Titel an. Indeß war seine Verwaltung von der Art, daß er sich den bittersten Haß des Volks zuzog, während sich die zurückgesetzten Prinzen und Großen selbst mit den Waffen in der Hand empörten. Da sich A. auch dem jungen Ludwig XIII. durch Stolz und Anmaßung verhaßt machte, so gelang es den Misvergnügten, mit Vorwissen des Königs eine förmliche Verschwörung gegen die Herrschaft und das Leben des Günstlings zu bilden. Luynes (s. d.), ein unwürdiger Liebling des Königs, mußte denselben bestimmen; ein Baron Vitry ward für die Ausführung des Attentats gewonnen. Als A. am Morgen des 24. April 1617 in Begleitung von 50—60 Personen im Louvre erschien, trat Vitry heran und kündigte ihm seine Verhaftung im Namen des Königs an, während mehrere in der Ferne aufgestellte Garden den Erstaunten durch Pistolenschüsse niederstreckten. Man begrub den Leichnam in der Stille. Aber das Volk zog ihn nach einigen Tagen hervor, schleifte ihn durch Paris, hieb ihn in Stücke und verbrannte dieselben an der Statue Heinrich's IV. A.'s Gattin, Eleonora Dori, genannt Galligaï, früher Kammerfrau der Königin, wurde wenige Monate später unter Anklage der Zauberei hingerichtet. Der 12jährige Sohn A.'s büßte die Schuld seiner Aeltern mit dem Verluste des Adels und Vermögens, und mußte Frankreich verlassen.

Ancus Marcius, der Sohn der Pompilia, Tochter des Königs Numa Pompilius, und des Marcius, war der vierte König von Rom und regierte von 638—614 v. Chr. Nach dem Vorbilde seines Großvaters Numa suchte er den bei den Römern tiefgesunkenen Götterdienst wiederherzustellen und sie dem Ackerbau und einem friedlichen Nahrungserwerbe zuzuwenden. Trotz seiner Neigung zum Frieden ward er in viele Kriege mit den benachbarten latinischen

Stämmen verwickelt, die er aber glücklich besiegte und zum größern Theil zwang, sich in Rom auf dem Aventinischen Berge niederzulassen. Er befestigte das Janiculum jenseit der Tiber, als Vormauer gegen die Etrusker, und setzte es durch eine hölzerne Brücke mit Rom in Verbindung. Besonders wichtig für Rom blieb aber, daß A. den Besitz beider Ufer der Tiber bis zur Mündung des Flusses erwarb, daselbst Ostia gründete und dieses zur Hafenstadt von Rom einrichtete. Er starb nach 24jähriger Regierung.

Ancyra (griech. Ankyra), im Alterthum eine Stadt in Kleinasien, welche anfänglich zu Phrygien gehörte, von Midas gegründet sein soll und schon frühzeitig zu einer gewissen Bedeutung gelangt war. Alexander d. Gr. hielt sich auf seinem Zuge gegen das Perserreich eine Zeit lang daselbst auf. Nachdem sich gallische Stämme in Kleinasien niedergelassen, machten es die zu ihnen gehörenden Tectosagen zu ihrer Hauptstadt. Zur höchsten Blüte gelangte jedoch A. erst unter den Römern, die es zur Hauptstadt der Provinz Galatien und zum Mittelpunkte für die große Heerstraße von Byzanz nach Syrien erhoben, wodurch der Ort der Hauptstapelplatz des ganzen morgenl. Karavanenhandels wurde. Der Kaiser Augustus hatte die Stadt sehr verschönert, weshalb ihm die dankbaren Bewohner einen Tempel von Marmor errichteten und auf mehrern Tafeln und Säulen eines Altars seine Kriegsthaten aufzeichnen ließen. Diese Inschriften sind unter dem Namen Monumentum Ancyranum bekannt und für die alte Geschichte besonders wichtig. Durch Busbecq 1553 entdeckt, dann durch spätere Reisende, namentlich durch Tournefort und Chishull, mehrfach berichtigt, sind diese Inschriften unter anderm in der Ausgabe des Sueton von Wolf (Bd. 2) abgedruckt und zuletzt von Franz und Zumpt (Berl. 1845) bearbeitet worden. Das alte A. ist das heutige Angora (s. d.).

Andacht ist als Zustand die durch innig gesammelte Richtung des Geistes auf Gott und göttliche Dinge erregte religiöse Gemüthsstimmung oder das also erregte religiöse Gefühl. Als Handlung (Andachtsübung) aber ist sie diejenige Vergegenwärtigung Gottes im Gemüthe, welche die fromme Aeußerung jener religiösen Stimmung theils auszudrücken, zu erhalten und zu steigern, theils hervorzubringen vermag. Dieses geschieht, wenn das Gemüth von der Vollkommenheit und Herrlichkeit Gottes und göttlicher Dinge ganz erfüllt und ergriffen ist. Obgleich die Vernunft, d. h. die Befähigung, Gott und das Vollkommene zu erkennen und seinen Werth zu empfinden, selbstverständlich zur A., als der Sammlung im Empfinden des Göttlichen, unentbehrlich, und daher im strengen Sinne des Worts nur vernünftige Geschöpfe der A. fähig sind, so ist dennoch nicht die Vernunft, sondern das Gefühl, Sitz und Quelle der A. Allerdings sind die Gefühle des Göttlichen, welche nicht mit der Vernunft, mit der Erkenntniß und geistigen Anschauung des Vollkommenen zusammenstimmen und der Controle der Vernunft sich entziehen, Schwärmereien. Allein wie der Sitz der Religion überhaupt das Gemüth oder Gefühl ist, so auch der der A., als des Höhenzustands rein religiöser Empfindung. Jede Einmischung des kalten Verstandes oder der reflectirenden Vernunft ist die Vernichtung der A. Das Gegentheil derselben, als der Sammlung des Bewußtseins in der Erhebung zum Göttlichen, ist das Zerstreutsein; ihr Gegentheil als Gemüthsstimmung ist der Weltsinn, der sein Gefühl am liebsten mit dem Aeußerlichen, dem Materiellen der Welt, beschäftigt. Andachtsübungen sind in dem oben bestimmten Sinne Gebet, Gesang, öffentliche Gottesverehrung überhaupt, Andachtsbücher aber solche Schriften, welche den Zweck haben und geeignet sind, A. zu erwecken und zu befriedigen. Seit Erfindung des Bücherdrucks sind deren unendlich viele erschienen. Vorzüglich bekannt darunter sind aus älterer Zeit die von Thomas a Kempis, Arndt, Cubach, Scriver, Schmolke, Rambach und Sturm; aus neuerer Zeit die von Zollikofer, Tiede, Rosenmüller, die Gedichte und Lieder von Gellert und Klopstock, die blumenreichen Gebete von Witschel und besonders die in vielen Auflagen weitverbreiteten «Stunden der A.» (von Zschokke), die trotz ihres oft bemerkbaren Mangels an positiv christl. Gehalt dennoch wegen ihrer edeln Freisinnigkeit, Milde, Wärme, Popularität und Allseitigkeit noch von keinem ähnlichen kath. oder prot. Erbauungsbuche überflügelt worden sind. Andächtigkeit heißt die Gewohnheit, sich gern in die Stimmung der A. zu versetzen, daher die Geistlichen, bei denen man diese Gewohnheit voraussetzt, früher in der Titulatur das Prädicat «Andächtiger» bekamen und die Prediger ihre Zuhörer «andächtige Zuhörer» anreden. Da die A. unter die Pflichten gehört, so hat sie ihre Beschränkung in andern Pflichten. Die Uebertreibung der A. mit Vernachlässigung anderer Pflichten heißt Andächtelei, wo man entweder die A. gern äußerlich zur Schau trägt, oder sie als Sache des Vergnügens im Uebermaße sucht, oder die äußerlichen Andachtsübungen an sich für verdienstlich vor Gott hält und

daher in ihrem Gebrauche ängstlich und kleinlich ist. Im gemeinen Leben wird das Wort A. bisweilen auch auf nichtreligiöse Gegenstände übergetragen, um die aufmerksame Richtung des Geistes auf einen Gegenstand zu bezeichnen, z. B. eine Schrift mit A. lesen.

Andalusien, ein Theil der röm. Provinz Bätica im Alterthume, das Vandalitia oder Vandalusia zur Zeit der Vandalenherrschaft, einst als Verein der mächtigen Königreiche Sevilla, Jaen und Cordova den Mauren eine letzte Stätte in Europa bietend, bildet jetzt eine Capitanerie im südlichsten Theile Spaniens und besteht aus den acht Provinzen Sevilla, Huelva, Cadix, Cordova, Jaen, Granada, Malaga und Almeria, die zusammen 1582 geogr. Q.-M. mit nahe 3 Mill. E. umfassen. Im N. trennen das Land die einzelnen Sierren des andalusischen Scheidegebirgs, namentlich die Sierra-Morena, von Estremadura und Neucastilien. Oestlich grenzt es an Murcia und im W. an Portugal, während die Küsten in zweifachem Charakter an das Meer herantreten, im S. an das Mittelmeer mit den steilen Felsterrassen des granadinischen Küstengebirgs, das in der Sierra de Gador bis 6692 F. aufsteigt und sich in den Sierren von Malaga und Ronda bis gegen die Straße von Gibraltar fortsetzt, im W. dagegen an den Atlantischen Ocean mit den offenen, zum Theil steppenartigen Mündungsebenen des Guadalquivir, der von der Quelle bis zur Mündung dem Lande angehört und dessen Hauptlebensader ist. Die Beinamen, welche man A. gegeben hat, z. B. der Garten, der Kornspeicher, der Keller, der Stall, ja sogar der Geldbeutel Spaniens, lassen auf einen ungemeinen Naturreichthum schließen; doch sind es nur noch verhältnißmäßig kleine Theile des Hügellandes zu beiden Seiten der gesegneten Stromthalmarschen, welche mit Recht solche Prädicate verdienen. Unter diese Theile gehören z. B. die Campiñas von Cordova auf der linken, und die von Sevilla auf der rechten Seite des Guadalquivir, wo der nachlässige Anbau des Bodens durch üppige Productionskraft ersetzt wird. Hier bringt der schon im April reife Weizen 40fältige, der Mais 80-, ja 100fältige Frucht; die Oliven und Orangen erreichen die größte Höhe, und die Vegetation wird tropisch. Zuckerrohr, Baumwolle, indian. Feigen und Bataten gedeihen im Freien; die Dattelpalme schmückt die Hügel in einzelnen Gruppen; baumartige Aloen und Cactusarten bilden undurchdringliche Hecken. Die Wohnungen sind aneinander gedrängt, die Subsistenzmittel gehäuft, Wein und Oel, Obst und Südfrüchte im Ueberfluß. Im W. des Xenil dagegen, wo bei geringer natürlicher Bewässerung die künstlichen Rieselwerke verfallen, wird der Anbau spärlicher; dort liegen weite Felder verödet. Näher an der Küste sind noch einförmigere und nacktere Gegenden, und die Küstenebene zwischen der Guadalquivir- und Tintomündung, Las Arenas Gordas genannt, ist sogar nur mit beweglichem Flugsande bedeckt. Im allgemeinen gehört aber A. zu den ergiebigsten Landschaften Spaniens, was es vorzugsweise seinem größern Wasserreichthume im Bereich eines Gebirgs zu danken hat, das in so südl. Breite die nie versiegenden Quellen großer Schnee- und Eisfelder besitzt. Die andalusischen Hengste, namentlich die cordovanischen, sind weltberühmt, und die Sierra-Morena liefert die wilden Stiere für die Stiergefechte. Wie der Besitz natürlicher Reichthümer das Land schon früh zum Ziel fremder Colonisten und Eroberer gemacht hat, wie schon Phönizier durch die Schätze von Tartessus angelockt wurden, und die Mauren hier glänzende Reiche gründeten, so erhob sich A. auch selbständig zum Schauplatz einer frühen Gesittung, der Kunst, Wissenschaft, der Ritterlichkeit, des Gewerbsfleißes und Handels. Die Andalusier sprechen ein mit arab. Worten gemischtes Spanisch; sie zeichnen sich aus durch Fröhlichkeit und Leichtsinn, durch ihren Verstand, ihre Gewandtheit und lebendige Einbildungskraft und gehören zu den thätigsten Stämmen der span. Nation. Die Frauen sind mit ungemeiner natürlicher Grazie und vielem Verstande begabt und gehören, wenn nicht zu den schönsten, doch zu den interessantesten Spanierinnen. Beide Geschlechter sind im allgemeinen von mittlerer Statur, schön gewachsen, von dunkelm Teint, haben meist schwarze Augen und glänzendschwarzes Haar, gebogene Nasen und überhaupt halb orient. Schnitt des Gesichts, der besonders bei den Frauen stark hervortritt. Zu der eigentlichen, maurisch-span. Bevölkerung und den Moriscos gesellen sich noch viele Tausende von Zigeunern. Die Spanier unterscheiden Hochandalusien (Andalucia alta) und Niederandalusien (Andalucia baja) und verstehen unter ersterm das granadische Gebirgsland mit dem Becken des obern Guadalquivir, unter letzterm das Tiefland. Der zu A. gehörige Theil des andalusischen Scheidegebirgs, die Sierra-Morena, wird schlechtweg La Sierra genannt. Der Generalkapitän hat seinen Sitz zu Sevilla.

Andalusit ist ein zu den edelsteinartigen Mineralien gehöriger Körper, welcher in rhombischen Säulen krystallisirt und hauptsächlich aus Thon- und Kieselerde besteht. Er hat die Härte des Quarzes, ein specifisches Gewicht = 3,1 bis 3,2, zeigt meist trübe grüne, röthliche

und graue Farben, ist glasglänzend und selten durchsichtig, meist nur durchscheinend bis kantendurchscheinend. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar, auch sind Säuren ohne Wirkung auf ihn. Man findet ihn auf Gängen oder in Drusenräumen in Granit, Gneis, Glimmerschiefer an verschiedenen Punkten Tirols, Mährens, Schlesiens, Sachsens, Baierns und Brasiliens. Die schön durchsichtigen, grünen Varietäten werden bisweilen als Schmucksteine verschliffen.

Andamanen, eine erst gegenwärtig bekannter gewordene Inselgruppe im Bengalischen Meerbusen, welche sich im SW. des hinterindischen Caps Negrais zwischen 10 und 14° nördl. Br., 110 und 111° östl. L. in der Richtung von N. gegen S. erstreckt, durch den Zehngradkanal von den Nikobaren getrennt wird und etwa 120 Q.-M. einnimmt. Die Inseln sind der wenig über die Meeresfläche hervorragende Kamm eines unterseeischen Gebirgszugs, der durch die Duncans-Passage in zwei Inselkörper zerrissen wird, Groß-A. im N. und Klein-A. im S. Die Kette von Groß-A. erstreckt sich von 14—11° 45′ nördl. Br. in einer Länge von 31 M. oder, wenn die an der Südspitze liegende Rutlandinsel mitgerechnet wird, von 33 M.; ihre Breite schwankt zwischen 3 und 4 M., nur an wenigen Stellen ist sie geringer als 2½ M. Längs der ganzen Ostküste läuft ein Höhenzug hin, der sich gegen O. steil, nach W. hin allmählich abdacht und seine höchste Erhebung in dem etwa 2500 F. hohen Sattelberg unweit der Nordküste hat. Nur an einer Stelle ist die Ostküste flach, an derjenigen, welcher in einem Abstande von 1½—2½ M. der sog. Archipelagus der A. vorgelagert ist, eine Gruppe von drei oder vier hügeligen größern und von zahlreichen kleinern Inseln. Der Westküste parallel laufen in einem Abstande von 4—6 M. große Korallenbänke, die in diesen, von heftigen Stürmen heimgesuchten Gewässern sehr gefährlich sind. Die Sohle einiger Thalspalten, die das Gebirge durchsetzen, liegt unter dem Meeresspiegel, und so haben sich hier Wasserstraßen gebildet, welche theils als schmale Aestuarien in das Innere einschneiden, theils als Meerengen durch den ganzen Inselkörper hindurchführen und ihn in mehrere Theile zerlegen. Die Andamanstraße im N. und die Mittlere Straße im S. scheiden Nord-, Mittel- und Südandaman, und von letztern wird die kleine Insel Rutland durch die breitere Macphersonsstraße geschieden; nur diese und die Mittlere Straße sind schiffbar, und auch sie nur für kleinere Fahrzeuge. Die breitern Thalmulden, namentlich an der Ostküste, präsentiren sich als geräumige, prachtvolle Häfen mit trefflichem Ankergrund; so Port Cornwallis auf Nordandaman und Port Blair auf Südandaman. Das Gestein der A. ist Quadersandstein, der namentlich an der Küste zahlreiche Höhlen bildet und in seinen Bergen sehr oft an den Königstein in Sachsen erinnert. Von Metallen ist bisjetzt nichts mit Sicherheit bekannt geworden. Die Vegetation hat große Aehnlichkeit mit der gegenüberliegenden Hinterindiens. Die ausgedehnten Waldungen hochstämmiger Bäume bieten vortreffliches Werk- und Bauholz. Dichtes Unterholz macht sie schwer zugänglich, und die Mangroviengründe athmen eine verderbliche Fieberluft aus. Auch sind hier, wie in Bengalen und anderwärts, die frischentholzten Waldländereien der menschlichen Gesundheit nicht zuträglich. Daher kommt es hauptsächlich, daß das Klima der A. nicht im besten Rufe steht. Der Boden ist fruchtbar und bringt Mango, Kürbisse, Brotfrüchte, Kokos und andere Nutzpflanzen hervor. Außerdem gibt es viele eßbare Vogelnester und die Küsten sind überaus reich an Fischen, welche nebst den erjagten Schweinen die Hauptnahrung der Bewohner bilden. Die Andamaner, auf 15000 Köpfe geschätzt, sind den Negrito ähnlich und gehen vollständig nackt. Früher standen sie im Ruf großer Wildheit und selbst der Menschenfresserei, aber ohne Grund. Nur zeigen sie sich gegen Fremde sehr argwöhnisch und gerathen deshalb leicht in Feindseligkeiten. Sie leben in Dörfern von einfachen Hütten, besitzen Canots und Ruder, Netze und allerlei andere Geräthschaften, als Waffen Bogen, Pfeile und lange Speere. Die Andamaner sind ein kühner, abgehärteter, kräftiger und befähigter Volksstamm, der unter Einwirkung der Civilisation wahrscheinlich eine Zukunft hat. Die Briten ließen 1790 die A. durch Blair aufnehmen und gründeten 1791 eine Niederlassung zu Port Cornwallis, welche indeß 1796 wieder aufgegeben wurde. Seitdem blieben die Inseln, wegen der Gefahren der Schiffahrt und der angeblichen Wildheit der Bewohner eher vermieden als aufgesucht, lange unbeachtet. Seit 1858 wurden die Inseln von der brit. Regierung in Besitz genommen und zur Deportationsstätte für die zu langwieriger Strafzeit verurtheilten Sepoys bestimmt. Die Strafcolonie enthielt 1860 nicht weniger als 1832 Sträflinge, von denen 996 auf Lebenszeit verurtheilt waren. Sie sind bei Port Blair auf die Inseln Roß und Chatham und auf die Südküste vertheilt, wo sie zu nützlicher Thätigkeit angehalten werden. Näheres über die Gruppe von Klein-A. ist nicht bekannt.

Andante (vom ital. andare, eigentlich: gehend, schrittmäßig), ist ein Hauptgrad in dem musikalischen Tempo, nämlich die zwischen Adagio und Allegro liegende ruhige Bewegung. Das Andantino steht, nach der gewöhnlichen Annahme, zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante und etwas langsamer als Allegretto. Nach andern, z. B. in England, bedeutet das Andantino umgekehrt eine etwas langsamere Bewegung als Andante. Oft bezeichnet auch die Ueberschrift Andantino nur ein kurzes Andante, welches ruhigen Vortrag erfordert.

Andechs, ein Weiler im bair. Kreise Oberbaiern, zum Verwaltungsdistrict München links der Isar und unter das Landgericht Starnberg gehörig, liegt 3 St. von Starnberg entfernt am östl. Ufer des Ammersees, hat 40 E. und ist berühmt durch die Burg gleiches Namens, welche sich über dem Oertchen, 2415 F. über dem Meere, erhebt und der Stammsitz eines alten, mächtigen, bair. Dynastengeschlechts, der Grafen von A., war. Letzteres wird schon im 9. Jahrh. genannt und besaß nicht unbedeutende Ländereien an der Etsch und am Inn. Durch eine Erbtochter der ostfränk. Markgrafen erwarb es große Besitzungen in *Franken*, deren Mittelpunkt die Plassenburg war, nach welcher sich auch mehrere dieses Stammes nannten. 1181 wurden die Grafen von A. in der Person Berthold's I. Herzoge von Dalmatien, welchen Titel sie jedoch schon 1202 mit dem der Herzoge von Meran vertauschten. Nach dem Tode Berthold's I. folgte 1192 dessen Sohn Berthold II., welcher Tirol, Istrien, Dalmatien, Kroatien, Andechs u. s. w. besaß und durch Heirath auch noch die Pfalzgrafschaft Hochburgund (Franche-Comté) an sein Haus brachte. Er starb 1204 und vererbte seine Länder an seinen Sohn Otto I., der bis 1234 regierte und einen Sohn, Otto II., hinterließ, mit welchem 1248 das Geschlecht im Mannesstamm erlosch. Erbe des größten Theils der Güter war Albert I., Graf von Tirol. Das Bergschloß A. ward 1458 durch den Herzog Albrecht III. von Baiern-München in ein Benedictinerkloster verwandelt, das als Wallfahrtsort Berühmtheit erlangte, aber zu Anfang des 19. Jahrh. aufgehoben wurde. In neuerer Zeit kam A. durch Kauf an König Ludwig von Baiern, der das Kloster wiederhergestellt hat.

Andelys (Les Andelys), die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Eure in der Normandie, am rechten Ufer der Seine, besteht aus Groß- und Kleinandelys (Les Grands-Andelys et les Petits), die nur 1 Kilometer voneinander entfernt sind und zusammen 5200 E. zählen, welche Fabriken in feinem Tuch, Baumwollspinnereien, Gerbereien unterhalten, Strumpfwaare, Leinwand, Holzschuhe, irdene Pfeifen, besonders auch falsche Perlen aus den hier in Menge gefangenen Weißfischchen (ablettes) verfertigen und ziemlich lebhaften Handel mit ihren Fabrikaten, Getreide und Vieh treiben. Großandelys, in dem Thale des Baches Gambon gelegen, verdankt seinen Ursprung einer von Chlotilde, der Gemahlin Chlodwig's, an einer wunderthätigen Heilquelle (Ste.-Clotilde) erbauten Nonnenabtei. Die alte Kirche ist wegen ihrer herrlichen Glasmalereien berühmt. Kleinandelys wurde 1195 von Richard Löwenherz von England an der Seine selbst gegründet, als er zur Beherrschung des Stroms und als Grenzfeste gegen Frankreich in der Nähe das berühmte Château-Gaillard erbaute. Die Burg, deren Ruinen hart auf dem hohen Seineufer liegen, hat eine dreifache Umwallung, 8 F. dicke Mauern und 17 Thürme und ist berüchtigt durch die vielen Greuel und Mordthaten, die in ihren Kerkern verübt wurden. 1314 ward Margarethe von Burgund, die Gemahlin Ludwig's X., und Blanca von Burgund, die Gemahlin seines Bruders Karl, wegen Ehebruchs hier eingesperrt, letztere sieben Jahre gefangen gehalten, erstere nach zwei Jahren erdrosselt. 1334 fand hier David Bruce von Schottland ein Asyl, 1356 Karl der Böse von Navarra ein Gefängniß. Erobert wurde die Feste 1419 von den Engländern unter Glocester nach 11monatlicher Belagerung, 1429 von den Franzosen unter Lahire, dann wieder von den Engländern und 1449 von Karl VII. von Frankreich. 1589 und 1591 bemächtigte sich ihrer Heinrich IV. im Kampfe mit den Liguisten. Dieser König ließ später die Feste schleifen bis auf den Donjon, der erst unter Ludwig XIII. zerstört wurde.

Anden, s. Cordilleras.

Andenne, eine sehr gewerbreiche Stadt in der belg. Provinz Namur, nahe am rechten Ufer der Maas, 2 M. unterhalb Namur, an der Straße nach Lüttich. Der Ort zählt 6312 E., hat verschiedene, namentlich Fayence- und beträchtliche Papierfabriken, führt viel Pfeifenthon nach Holland aus, besitzt Steinkohlenwerke und Hochöfen und beutet außerdem Marmorbrüche sowie Blei- und besonders reiche Eisenminen aus. Sonst bestand hier ein von Kaiser Joseph II. nach Namur verlegtes adeliches Fräuleinstift. Nahe unterhalb liegt der kleine Ort Andenette mit einer schönen, im roman. Stil erbauten Kirche.

Anderloni (Pietro), ital. Kupferstecher der neuern Zeit, geb. 12. Oct. 1784 zu Sta.-Eufemia im Brescianischen, beschäftigte sich früh mit der zeichnenden Kunst und wurde durch seinen Bruder Faustino A. der Kupferstecherkunst zugeführt. In seinem 20. J. begab er sich in Longhi's Schule nach Mailand, unter dem er neun Jahre lang arbeitete. Dann besuchte er Rom, wohin er 1824 zum zweiten mal ging, und 1831 kam er an seines Lehrers Longhi Stelle als Director der Kupferstecherschule zu Mailand. Er starb 13. Oct. 1849 auf seinem Landsitze Cabiate unweit Mailand. Unter seinen Arbeiten sind am berühmtesten die Bildnisse Appiani's, L. da Vinci's, Longhi's, Canova's und Peter's d. Gr.; dann Moses mit den Töchtern Jethro's am Brunnen nach Poussin, die Madonna mit den Engeln nach Tizian, der Christ mit dem Kreuz nach Calisto da Lodi und die Heilige Familie nach Rafael in der Stafford-Galerie, die Madonna nach Rafael in der wiener Galerie und, sein Hauptwerk, die Ehebrecherin nach Tizian; ferner Heliodor nach Rafael, und als Gegenstück Attila's Flucht (1837). A. wußte den Charakter seines Originals zu erfassen. Sein Grabstichel ist höchst gewandt, rein und nur in wenigen Blättern zu glänzend. — A. (Faustino), Bruder des vorigen, geb. 1766 zu Sta.-Eufemia, Kupferstecher zu Pavia, war besonders mit Stichen für wissenschaftliche Werke beschäftigt. Er arbeitete sehr viel gemeinschaftlich mit seinem Schwager Garavaglia und starb 9. Jan. 1847 zu Pavia. Unter seinen Blättern haben das Bildniß Herder's nach Kügelgen, und Magdalene in der Wüste nach Correggio den meisten Beifall gefunden. Geschätzt sind auch seine Heilige Familie nach Rafael's Gemälde im Museo Borbonico zu Neapel, eine Heilige Familie nach Poussin, die Mater amabilis nach Sassoferrato u. s. w.

Andernach, Stadt in dem preuß. Regierungsbezirk Koblenz, im Kreise Mayen, liegt unterhalb Koblenz am linken Rheinufer unweit der Einmündung der Nette und ist ein uralter Ort, der wahrscheinlich von Drusus während seiner Feldzüge in Germanien 12—9 v. Chr. als röm. Castell gegründet ward und in der Zeit der letzten röm. Kaiser unter dem Namen Antonacum oder Anternacum u. s. w. öfter genannt wird. Nach Begründung des Frankenreichs erhielt der Ort eine Hofburg der fränk. Könige, und seit 1198 war es unter der Oberherrschaft des Erzstifts Köln eine der blühendsten und mächtigsten Rheinstädte. Gegenwärtig ist A. eine alterthümliche Stadt mit meist engen Gassen, umgeben von einer stattlichen Ringmauer, die in neuerer Zeit an der Nordwestseite theilweise niedergelegt worden. Unter die alten Bauwerke des Orts gehören: an der Nordseite der 1448—52 erbaute Runde Thurm; die ansehnlichen Ruinen des erzbischöfl. Palastes, dessen Thürme noch vor Mitte des 15. Jahrh. errichtet sind, und der 1688 von den Franzosen in die Luft gesprengt ward; der Rheinkran aus dem J. 1554; die Pfarrkirche zu St.-Martin mit vier Thürmen, die größtentheils dem 13. Jahrh. angehört; die im 15. Jahrh. restaurirte Kirche des ehemaligen Franciscanerklosters, welche seit 1818 Artilleriekaserne war, aber 1856 dem evang. Gottesdienste zurückgegeben ward. Auch aus der Römerzeit haben sich noch manche Reste in der Stadt und deren nächster Umgebung erhalten. A. hat 4257 E., welche lebhaften Handel mit Wein und Getreide, besonders aber mit Mühlsteinen und Tuffstein (Traß) treiben, von denen erstere bei Niedermendig und Mayen, letzterer bei Brohl gebrochen wird. Diese Mühlsteine gehen nach Holland und England, sogar nach Amerika und Indien, der Tuff meist nach Holland, wo er zu Cement verarbeitet wird.

Andersen (Hans Christian), einer der talentvollsten neuern Dichter Dänemarks, geb. 2. April 1805 zu Odense auf Fünen, wo sein Vater als armer Schuhmacher lebte. Sein ganzes Leben war ein höchst bewegtes, besonders war seine Jugend voll von Kämpfen mit Armuth und Verkennung. Seine lebendige Phantasie und sein angeborenes Dichtertalent regten sich früh, denn schon als neunjähriger Knabe versuchte er, Komödien und Tragödien zu schreiben. Nach des Vaters frühem Tode schickte ihn die Mutter 1819 nach Kopenhagen, wo er nach vielfachen Widerwärtigkeiten in dem Musikprofessor Siboni, dem Componisten Weyse, dem Dichter Guldberg und namentlich in dem Conferenzrath Collin warme Gönner und Beschützer fand. Mit Hülfe dieser Männer ward er zunächst als Schüler der Tanz- und Singschule des Theaters aufgenommen, und später erhielt er durch sie die Mittel zum Studium. Während seiner Gymnasialzeit in Slagelse und Helsingör lenkte er durch mehrere Gedichte die Aufmerksamkeit auf sich, und insbesondere fand «Das sterbende Kind» außerordentlichen Beifall, sodaß er schon ziemlich bekannt war, als er 1828 die Universität bezog. Nun entfaltete er sofort eine reiche Dichterwirksamkeit, die mit der satirischen Erzählung: «Fußreise vom Holmekanal bis zur Ostspitze von Amak» (1829) begann und in einer Reihe von Arbeiten fortgesetzt wurde, die theils im Hause, theils während seiner vielfachen Reisen im Auslande entstanden, wo er oft mehr Anerkennung als im eigenen Vaterlande fand. Seine Gedichte, von

denen seit 1830 mehrere Sammlungen erschienen (zuletzt als «Digte, nye og gamle», Kopenh. 1847), zeichnen sich durch Gefühl und eine frische, lebendige Phantasie aus. Zu denselben gehört auch ein größerer Cyklus «Aarets tolv Maaneder» (Kopenh. 1832) und aus späterer Zeit die epische Dichtung «Ahasverus» (1848). Unter seinen dramatischen Arbeiten sind zu nennen: «Der Mulatte» (1840), «Der Unsichtbare auf Sprogöe» und vor allem «Die neue Wochenstube», welche besonders Glück machte und sich auf der Bühne erhalten hat. A.'s Oper «Klein Karin» kam in Weimar zur Aufführung. Für den Kapellmeister Gläser schrieb er «Die Hochzeit am Comersee» und die «Wassernixe». Auch verfaßte er für das Casinotheater in Kopenhagen mehrere Stücke, von denen die Märchenkomödien «Ole Luköie» und «Fliedermütterchen» die gelungensten sind. Alle diese Dichtungen fanden Beifall und zeugen namentlich von A.'s Talent für die Behandlung des Abenteuerlichen. Sein dramatisches Gedicht «Agnete und der Meermann» war schon im J. 1834 erschienen. Unter seinen Romanen nimmt «Der Improvisator» (1835; deutsch, 4. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1863) einen hohen Rang ein. Das Werk ist die Frucht einer Reise nach Italien, dessen buntes Volksleben und reiche Natur er hier in einer Reihe von Lebensbildern mit glänzenden Farben schildert. Diesem folgte der Roman «O. T.» (1836), welcher treue Bilder aus dem Norden gibt, sodann «Nur ein Geiger» (1837), der durch tief individuelle Züge und eine wahre Volksthümlichkeit auf die Grundlage des eigenen Lebens des Dichters hinweist. In «Die beiden Baronessen» (1849) werden dän. Verhältnisse geschildert. Ein späterer Roman führt den Titel: «Sein oder nicht sein» (1857). Den Höhepunkt erreichte A. indessen in seinen Märchen. In diesen ist seine Dichtereigenthümlichkeit am kräftigsten ausgeprägt. Hier hatte seine lebendige Phantasie den freiesten Spielraum, und seine wunderbare Naivetät, sein kecker Humor und sein kindliches Gemüth treten in ihnen weit stärker hervor als in den andern Dichtungen. Die Märchen A.'s werden von Kindern und Erwachsenen mit gleichem Interesse gelesen und haben auch den Ruf seiner andern Werke mitbegründet. Die erste Sammlung der Märchen ließ er bereits 1835 erscheinen. Sie sind vielfach übersetzt und von dem verstorbenen Pedersen mit 125 vortrefflichen Illustrationen versehen worden. Außer den Ausgaben seiner «Sämmtlichen Märchen» (9. Aufl., Lpz. 1863) veröffentlichte er auch «Ausgewählte Märchen für die Jugend» (mit Illustrationen von Kretzschmar, 9. Aufl., Lpz. 1862). Nahe verwandt mit den Märchen sind die «Historien», die ebenfalls von Pedersen (1855) illustrirt wurden. Sie zeichnen sich sämmtlich durch Schilderungen einfacher Situationen, durch Bilderreichthum, jugendliche Laune und Frische aus. Den ungetheiltesten Beifall sowol in Dänemark wie namentlich auch in Deutschland hat sein «Bilderbuch ohne Bilder» (deutsch, 8. Aufl., Lpz. 1862) gefunden. Die Kritik hat A. hie und da den Mangel am Festhalten der ursprünglichen Anlage und an Einheit in der Durchführung des Planes sowie auch einzelne Incorrectheiten in den Sprachformen vorgeworfen. In mehrern seiner Dichtungen finden sich Schilderungen höherer Art, wozu er die Anknüpfungspunkte in seinem eigenen Leben fand, in seinen vielfachen Leiden und Entbehrungen, seinen traurigen Erinnerungen. Häufige Reisen in ganz Europa, selbst in Kleinasien und Afrika, übten auf seine poetische Thätigkeit einen mächtigen Einfluß aus. Eindrücke dieser Reisen schildern: «Eines Dichters Bazar» (1842); «Reiseschatten» (1831); «In Schweden» (1851). Sein Leben hat er selbst beschrieben, zuerst deutsch in «Das Märchen meines Lebens» (2 Bde., Lpz. 1847), dann ausführlicher dänisch in «Mit Livs Eventyr» (1855). Im Frühjahr 1861 besuchte er zum vierten mal Rom und 1862 die bedeutendsten Städte Spaniens, von wo er auch den Ausflug nach Afrika machte. Diese Reise schilderte er in dem Werke: «In Spanien» (1863). Die «Gesammelten Schriften» A's. erschienen dänisch (23 Bde., Kopenh. 1853—57) und deutsch (44 Bde., Lpz. 1847—62; 8 Bde., Lpz. 1853). Mehrere seiner Werke, namentlich aber die Märchen, wurden auch ins Englische, Französische und Schwedische, sowie selbst ins Czechische übersetzt.

Anderson (Arthur), ein durch seine großartigen industriellen Unternehmungen bekannter Brite, wurde 1792 auf der Insel Shetland geboren und diente zuerst in der Marine, aus der er jedoch 1815, da er wegen Mangels an Connexion auf keine Beförderung hoffen konnte, seinen Abschied nahm. Er widmete sich jetzt kaufmännischen Beschäftigungen, trat mit einigen bedeutenden Schiffsrhedern in Verbindung und betheiligte sich unter anderm an der Ausrüstung der Expedition, welche die Herrschaft Dom Miguel's in Portugal stürzen half. Während der Anti-Korngesetz-Bewegung war er eins der thätigsten Mitglieder der League und veröffentlichte mehrere Flugschriften, in welchen er die Grundsätze des Freihandels verfocht. Sein Hauptunternehmen war indeß die Gründung der Peninsular- und Oriental-Dampfschiffahrts-

Gesellschaft, welche Dampfpacketlinien nach dem Mittelländischen Meer, dann nach Indien, China, Australien, Südamerika anlegte und sich nach und nach fast des ganzen Post- und Passagierverkehrs zwischen England und seinen Colonien bemächtigte. Der außerordentliche Aufschwung, den die brit. Dampfschiffahrt genommen, ist zum nicht geringen Theil auf Rechnung A.'s zu stellen, der auch Vorsitzender des Vereins der brit. Schiffsrheder wurde, welcher den Schutz und die Beförderung der Dampfschiffahrt zum Zweck hat. 1847 gelang es ihm, dem mächtigen Einflusse der Familie Dundas gegenüber, seine Wahl zum Vertreter der Inseln Orkney und Shetland im Parlament durchzusetzen, in welchem er die liberale Partei bei der Aufhebung der Navigationsacte unterstützte und überhaupt auf die Beseitigung aller unnöthigen Handelsbeschränkungen drang. Doch zog er sich schon 1852 von der parlamentarischen Laufbahn zurück. Sein großes Vermögen verwendete er in gemeinnütziger Weise. Auf seine Kosten wurde in Norwood ein Handwerkerverein und in Lerwick eine Erziehungsanstalt für die Eingeborenen der Shetlandinseln gegründet. Auch die Errichtung des im Mai 1854 eröffneten Krystallpalastes in Sydenham hatte an ihm einen thätigen Beförderer.

Andersonia nannte der engl. Botaniker Rob. Brown zu Ehren des Schiffswundarztes Anderson, welcher Cook auf dessen Reisen begleitete, eine Strauchgattung aus der zu den Dikotyledonen gehörenden Familie der Epacrideen und der 5. Klasse des Linné'schen Systems, deren Arten sämmtlich in Neuholland wachsen. Es sind kleine, zierliche Sträucher mit meist dichtbeblätterten Zweigen, immergrünen, lederartigen, scheidigen, am Grunde kappenförmig aufgetriebenen, sonst zugespitzten Blättern, einzelnstehenden oder zu Aehren gruppirten Blüten, gefärbtem, fünftheiligem Kelche und purpurrother, röhriger, im Schlunde bärtiger Blumenkrone. Sie werden gleich vielen andern Epacrideen häufig zur Zierde in unsern Gewächshäusern cultivirt und ebenso behandelt wie die Eriken.

Anderssen (Adolf), einer der größten Schachspieler unserer Zeit, wurde 6. Juli 1818 zu Breslau geboren und widmete sich an der dortigen Universität dem Studium der Philosophie und der mathem. Wissenschaften. Eine Zeit lang als Hülfslehrer der Mathematik am Friedrichsgymnasium zu Breslau beschäftigt, nahm er später ein vortheilhaftes Anerbieten privatlicher Wirksamkeit in Stolpe in Pommern an und kam dann im Frühjahr 1851 nach Berlin. Hier fand er gegen verschiedene anerkannte Meister eine gediegene Uebung im Schachspiel, dessen Erfolge ihn zu dem großen, während des Sommers 1851 in London ausgefochtenen Schachturnier führten. Nach entscheidendem Gewinn gegen die bedeutenden Schachspieler Kieseritzky und Szen besiegte er den damals im Rufe des ersten Schachmeisters stehenden Engländer Staunton, und erwarb sich hierdurch in der Schachwelt ein hohes und festbegründetes Ansehen. Nach seiner Rückkehr aus England wandte er sich wieder nach Breslau und erhielt an dem Friedrichsgymnasium 1852 als Oberlehrer einen dauernden Wirkungskreis. Es wurde ihm für die höhern Klassen der Unterricht in der deutschen Sprache wie in den mathem. Wissenschaften übertragen und die praktische Tüchtigkeit in dieser Beziehung auch bald durch den Professortitel anerkannt. Zur Uebung in seinem Lieblingsspiele blieb ihm bei einer so ausgedehnten Berufsthätigkeit nur geringe Muße, auch mochte er in Breslau kaum ebenbürtige Gegner finden. Diesem Mangel an regelmäßiger und gediegener Praxis im Spiele ist vornehmlich die Niederlage zuzuschreiben, welche er im Dec. 1858 gegen den bekannten amerik. Schachmeister Paul Morphy zu Paris erleiden sollte. Dennoch zeichnete sich das Spiel des deutschen Schachmeisters durch größere Tiefe und geniale Feinheit vor der gleichmäßigen Geschicklichkeit des kaltblütigen Amerikaners vortheilhaft aus. Ein zweites Zusammentreffen der beiden großen Schachhelden blieb der Zukunft vorbehalten. Indessen trug A. auf dem zweiten großen Weltturnier der Schachspieler 1862 in London wieder den ersten Preis davon. Auf dem Gebiete der Schachaufgaben hat er sich durch die Herausgabe von 60 Originalcompositionen, die an tiefen und genialen Wendungen reich sind, ausgezeichnet. Auch für die «Schachzeitung» hat er manche interessante Artikel, welche in die theoretische Untersuchung des Spieles einschlagen, geliefert.

Andersson (Carl Johan), schwed. Reisender, geb. 1827 in der schwed. Provinz Wermland, wurde 1850 von der Geographischen Gesellschaft in London zu einer Entdeckungsreise in das Innere von Südafrika ausgerüstet. Er reiste mit F. Galton 1850 von der Walfischbai aus in die Länder der Damaras und Ovampos und drang 1853 und 1854 allein bis an den Ngamisee vor. 1855 kehrte er nach Europa zurück, um die Berichte über seine bisherigen Reisen zu veröffentlichen. Das Werk erschien unter dem Titel: «Lake Ngami or explorations and discoveries during four years' wanderings in the wilds of South Western Africa» (2 Bde., Lond. 1855; 2. Aufl. 1856) und wurde von Thomée nach einem von A. eigenhändig

verbesserten und erweiterten Texte ins Schwedische (2 Bde., Stockh. 1856) und hiernach von Lotze (2 Bde., Lpz. 1858) ins Deutsche übersetzt. Schon im Herbst 1856 kehrte A. nach Südafrika zurück. Hier war er zuerst Bergwerksaufseher am Swakop und drang dann 1858—59 unter unsaglichen Schwierigkeiten nordwärts durch das Damaraland vor bis an den Fluß Okavango, von wo er nach Otjituo zurückkehrte. Diese Reise hat er beschrieben in: «The Okavango river; a narrative of travel, exploration and adventure» (Lond. 1861; deutsch von Hartmann, Lpz. 1862). A. ist der natürliche Sohn des Engländers L. Lloyd, der sich der Jagd wegen 1820—39 in den innern Provinzen Schwedens aufhielt und auch eine anziehende Schilderung seiner Jagdfreuden herausgegeben hat.

Andersson (Nils Johan), schwed. Botaniker, geb. 20. Febr. 1821 im Kirchspiele Gärdserum in Småland, wurde 1846 Docent der Botanik zu Upsala, 1847 Lehrer an der neuen Elementarschule in Stockholm, machte auch viele Reisen sowol in Schweden wie im Auslande. Als Botaniker begleitete er die schwed. Erdumsegelungsexpedition der Fregatte Eugenie in den J. 1851—53, wobei er Gelegenheit fand, die botan. Sammlungen der Akademie der Wissenschaften bedeutend zu bereichern. Seine Reiseeindrücke veröffentlichte er in dem Werke: «En Verldsomsegling (3 Bde., Stockh. 1853—54), das auch ins Deutsche, Norwegische und Holländische übersetzt worden ist. 1855 wurde A. zum Adjunct und botan. Demonstrator in Lund, 1856 zum Professor und Intendanten der botan. Sammlungen der Akademie der Wissenschaften sowie zum Lehrer an der Bergianischen Gartenschule in Stockholm ernannt. Von seinen gelehrten Schriften sind insbesondere zu nennen: «Salices Lapponiae» (Upf. 1845); «Conspectus vegetationis Lapponiae» (Upf. 1846); «Lärobok i Botanik» (3 Bde., Stockh. 1848); «Atlas öfver den skandinaviska Florans familjer» (Stockh. 1849); «Cyperaceae Scandinaviae» (Stockh. 1849); «Gramineae Scandinaviae» (Stockh. 1852); «Botaniska notiser» (Stockh. 1849—63); «Galopagos-Öarnes Flora» (2 Bde., Stockh. 1858—60); «Inledning till Botaniken» (3 Bde., Stockh. 1860—63). Begabt mit wahrer Liebe für seine Wissenschaft, mit scharfem Blick und lebhafter Darstellungsgabe, hat A. viel gewirkt für die Kenntniß der skandinav. Vegetation und außerdem wichtige Beiträge über die Flora der tropischen Länder geliefert.

Andesit nannte Leopold von Buch gewisse vulkanische Gesteine, welche in den vulkanischen Gebieten der Andeskette sehr verbreitet sind und dort eine besonders wichtige Rolle zu spielen scheinen. Sie wurden bis dahin gewöhnlich zu den Trachyten gerechnet, mit denen sie auch jedenfalls sehr nahe verwandt sind. Sie bestehen aus einer feinkörnigen oder dichten Grundmasse von meist dunkelgrauer bis schwarzer Farbe, in welcher Krystalle oder krystallinische Theile von Oligoklas und Augit oder Sanidin, Hornblende und selbst etwas Magneteisenerz oder dunkler Glimmer inneliegen. Ihre Masse ist meist ziemlich leicht zermalmbar, bröckelig und rauh. Aus solchem Gestein bestehen z. B. die hohen Kegel des Chimborasso, Antisana, Pichincha und Cotopaxi. Aehnliche Massen fand man auch an den Vulkanen des Kaukasus und des Ararat.

Andlaw, ein sehr altes deutsches Adelsgeschlecht, das in den Fall der Hohenstaufen mit verflochten war und deshalb seine Erbgüter (die Burg und Stadt A. im Elsaß) 1274 vom Hause Habsburg zu Lehen nehmen mußte. Später theilte sich dasselbe in mehrere Linien, die sich in Deutschland, Frankreich und der Schweiz ansässig gemacht haben. Dem Aeltesten der Familie kam von den frühesten Zeiten an das Vorrecht zu, sich Erbritter des Heiligen Römischen Reichs nennen zu dürfen, welches Recht 1550 vom Kaiser Karl V. bestätigt wurde. Arbogast von A. war 1539 Fürst-Großprior des Johanniterordens in Deutschland. Georg von A. (gest. 1466) war Dompropst zu Basel, erschien auf den Concilen zu Konstanz und Basel, und wurde 1459 nach Begründung der Universität Basel zu deren erstem Rector ernannt. Hermann Peter von A. wirkte um dieselbe Zeit als Professor des Kanonischen Rechts daselbst, war 1475 Senior der Juristenfacultät und verfaßte um 1460 ein Werk «De imperio Romano Germanico» (herausg. von Freher, Strasb. 1603 u. 1612; Nürnb. 1657), welches für den ersten Versuch einer Theorie des deutschen Staatsrechts angesehen wird. Am 16. März 1676 wurde die Familie vom Kaiser Leopold I. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Gegenwärtig blühen im Mannesstamm nur noch drei Linien, zwei gräfliche und eine freiherrliche: 1) Die Linie zu Klein-Landau, die 1750 in den franz. Grafenstand erhoben ward. Derselben gehört an Graf Armand Gaston Felix von A., geb. 16. Nov. 1779, der in der franz. Armee bis zum Maréchal-de-Camp stieg, von Karl X. 5. Nov. 1827 die Pairswürde erhielt, dieser aber 9. Aug. 1830 entsagte. 2) Die Linie zu Homburg, die 1814 in den österr. Grafenstand erhoben wurde und gegenwärtig durch den Grafen Otto von A., geb. 7. Sept. 1811, vertreten wird. 3) Die freiherrl. Linie, die sich nach ihrem Besitzthum

A.-Birseck nennt. Diese wurde um 1660 von Ernst Friedr. von A. begründet, dessen Enkel, Freiherr Franz Karl von A., der Vater des Freiherrn **Konrad Karl Friedrich von A.** (geb. 23. Dec. 1766, gest. 25. Oct. 1839) war. Letzterer stand erst in vorderösterr., dann in modenesischen Staatsdiensten, trat hierauf in badische über und wurde vom Großherzog mit diplomatischen Missionen 1809 nach Wien und 1810 nach Paris betraut. Nach der Rückkehr wirkte er in Baden 1810—13 als Staatsminister des Innern, ging aber im Frühjahr 1813 als Hofrichter nach Freiburg, bis er von den Alliirten zum Gouverneur der Franche-Comté berufen ward, von wo er 1817 nach Baden zurückkehrte. Er hinterließ zwei Söhne, Franz von A. (s. d.) und Heinrich von A. (s. d.)

Andlaw (Franz Xaver von), bekannt als Diplomat und Politiker, wurde 6. Oct. 1799 zu Freiburg geboren. Er studirte 1815—21 in Freiburg, Landshut und Heidelberg die Rechtswissenschaft, verwendete dann weitere drei Jahre auf die Vorbereitungen für die Staatsprüfung und das praktische Geschäftsleben sowie auf Reisen durch Italien, Frankreich und England, und trat dann 1824, zunächst noch in untergeordneter Stellung, als Beamter in das Ministerium des Auswärtigen zu Karlsruhe ein. Nachdem er hierauf von März 1826 bis Juni 1830 erst als Attaché, dann als Secretär bei der bad. Gesandtschaft in Wien gewirkt, ging er in diplomatischer Mission als Legationsrath im Sommer 1830 nach Paris und war sodann von Mai 1832 bis Nov. 1835 abermals der bad. Gesandtschaft in Wien beigegeben. Die Jahre 1836 und 1837 verbrachte er als Rath beim Ministerium des Auswärtigen zu Karlsruhe. Im April 1838 erfolgte seine Ernennung zum bad. Geschäftsträger und Ministerresidenten in München, in welcher Stellung er blieb, bis er in gleicher Eigenschaft im Juni 1843 nach Paris gesandt wurde. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Juni 1846 ging er schon im folgenden Monate als außerord. Gesandter und bevollmächtigter Minister wieder an den österr. Hof, auf welchem Posten er, mit Ausnahme der Revolutionszeit von 1848—49, bis Juli 1856 verblieb. A. trat hierauf in Ruhestand und lebte seitdem meist in Baden-Baden. Als Früchte seiner Muße veröffentlichte er «Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten» (Frankf. 1857) und darauf eine zweite memoirenartige Schrift, «Mein Tagebuch. Auszüge aus Aufschreibungen der J. 1811—61» (2 Bde., Frankf. 1862). Beide Bücher sind in einem leichten, gefälligen Ton geschrieben und enthalten manches Interessante und Pikante über Ereignisse, Verhältnisse und Persönlichkeiten aus der Zeit und dem Kreise seines Wirkens, über seine eigenen Erlebnisse und Anschauungen, jedoch nur weniges von wirklicher Bedeutung. Sein polit. Standpunkt ist ein ziemlich streng aristokratisch-conservativer und katholischer, stark zu Oesterreich hinneigender, gegen preuß. und überhaupt norddeutsches Wesen antipathischer. Von seinen übrigen Schriften sind noch «Die Frauen in der Geschichte» (2 Bde., Mainz 1861) zu nennen, in welchem Buche er viel Gewandtheit im Compiliren und Gruppiren, theilweise auch im Charakterisiren zeigt, doch ohne eigentliche culturgeschichtliche oder psychol. Vertiefung in den Stoff. — **A.** (Heinrich Bernhard, Freiherr von), jüngerer Bruder des vorigen, geb. 20. Aug. 1802, trat 1821 in den bad. Militärdienst, nahm aber schon 1825 den Abschied. Sein öffentliches Wirken begann mit seiner Erwählung in die bad. Erste Kammer, wohin ihn der grundherrliche Adel oberhalb der Murg 1833 als Vertreter sandte. A. nahm seitdem eine scharfe Parteistellung ein. Er gehörte der strengsten röm.-kath. Fraction an und zeigte sich als Anhänger der theokratischen und feudalen Staatsordnung. Als principieller Gegner des modernen Repräsentativsystems sah er namentlich in der Entwickelung Badens, wie sie seit 1830 stattgefunden, eine Kette von Rechtsverletzungen und revolutionären Gewaltstreichen. Während ihn seine kirchliche Richtung nach Rom zog, verknüpften ihn seine polit. Sympathien mit Oesterreich. Als geübter und eleganter Redner nahm er in der Kammer stets eine hervorragende Stelle ein. Doch vertrat er in seinen Reden, Interpellationen und Anträgen nur die Richtung und das Interesse des breisgauer Adels und Klerus, die in der übrigen bad. Bevölkerung nur geringe Anklänge fanden und in der Ersten Kammer selbst nur eine Minderheit hinter sich hatten. A. gehört zu den Männern, die, ohne durch großen Reichthum an eigenthümlichen Ideen sich auszuzeichnen, ihre Ansichten mit unbeugsamer Zähigkeit und Consequenz verfechten. Auch als Schriftsteller ist er vielfach aufgetreten, unter anderm in dem Werke: «Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung» (Freiburg 1850). Das Buch enthält weniger Geschichtserzählung als Darlegung seiner Ansichten und Polemik gegen die polit. und gesetzgeberische Thätigkeit, wie sie in Baden bis zur Mairevolution die herrschende war.

Andocides (griech. Andokides), einer der berühmtesten attischen Redner im 4. Jahrh.

v. Chr., geb. 467 aus einem edeln Geschlechte zu Athen, befehligte anfangs die atheniensische Flotte gegen Korinth, mußte aber dann, in den Proceß gegen Alkibiades wegen der Entweihung der Mysterien und der Verstümmelung der Hermensäulen verwickelt, flüchtig werden. Nach dem Sturze der Dreißig Tyrannen kehrte er zurück, verließ aber später wegen des Fehlschlagens einer Gesandtschaft nach Lakedämon, der er sich angeschlossen hatte, sein Vaterland für immer. Man hat von ihm noch vier vollständige Reden, die für die Geschichte des Peloponnesischen Kriegs und Athens sehr wichtig sind. Sie stehen in den Sammlungen der attischen Redner von Reiske (Bd. 4), von Bekker (Bd. 1), Baiter und Sauppe (2 Bde., Zürich 1839—50) und Müller (Par. 1847), und sind besonders herausgegeben von Schiller (Lpz. 1835), übersetzt und erläutert von Becker (Quedlinb. 1832).

Andorra oder franz. Andorrée, ein zwischen dem franz. Depart. Arriège und Catalonien gelegener romantischer Gebirgskessel der Ostpyrenäen, der von deren schneebedeckter Hauptkette und zwei südwärts abgehenden Querjochen gebildet und von der Balira bewässert wird, welche südlich einen engen Felsspalt durchstürzt, um bei Urgel in den Segre zu münden und auch von dieser Seite die Unzugänglichkeit zu begründen, welche die Thalbewohner in eine natürliche Unabhängigkeit sowol Frankreich als Spanien gegenüber stellt. Das Thal A. bildet als Gemeinwesen eine merkwürdig organisirte, echt demokratische Bauern- und Hirtenrepublik von 9 Q.-M. mit etwa 14—15000 E. und wird in sechs Civilgemeinden oder Pfarrsprengel getheilt: Andorra, Canillo, Emcam, Maxana, Ordino und St.-Julian, zu welchen Dörfern noch gegen 40 kleine Weiler gehören. Die dichten Wälder liefern Holz im Ueberfluß, die Alpweiden und schönen Bergwiesen reiches Material für bedeutende Viehzucht, die tiefern Terrassen bieten Terrain für Wein- und Obstbau, der Schos der Berge enthält reiche Eisenminen und starke, warme Mineralquellen, der Ackerbau aber ist beschränkt, weshalb über die jährliche Getreideeinfuhr mit Frankreich ein Vertrag besteht. Schon seit 805 unter Ludwig dem Frommen ein neutrales Land, wurde A. bis auf den heutigen Tag von Frankreich und Spanien als solches betrachtet, unter dem Vorbehalt, dem Bischof von Urgel die Besetzung aller Pfarreien und einen jährlichen Zins von 450 Livres, dagegen Frankreich das oberste Schutzrecht und, unter Zusicherung zollfreier Getreideeinfuhr, eine jährliche Abgabe von 960 Frs. zuzugestehen. Die Republik erhält ihren ersten Viguier (Landvogt oder Statthalter), einen eingeborenen Franzosen, von Frankreich, ihren zweiten, einen eingeborenen Andorraner, vom Bischof von Urgel, erstern auf beliebige Zeit, diesen auf drei Jahre. Die auf Grundlage eines unbeschränkten Wahlsystems gestützte Verwaltung des Staats liegt einem souveränen Rath von durch directe Wahl ernannten 24 Mitgliedern ob, aus deren Mitte ein Syndikus auf Lebenszeit zur vollstreckenden Gewalt und Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gewählt wird, während Consuln das Gemeindewesen und die Ausführung der Rathsbeschlüsse besorgen. Die Gerichtsordnung ist höchst einfach, und es bildet ihre Handhabung die einzige Function der Viguiers, die den Titel «Erlauchte» (illustres) haben. Jedem Viguier steht ein Baile, d. h. Richter, mit dem Prädicat «Ehrsam» (honorable) zur Seite, welcher in allen bürgerlichen Streitsachen entscheidet und dessen Ausspruch der Appellation an einen Viguier und weiter an den Cassationshof zu Paris oder das bischöfl. Collegium zu Urgel unterworfen ist. Bei Zuchtpolizeivergehen entscheiden die Viguiers unmittelbar. In Criminalfällen entscheidet, unter dem Präsidium des franz. Viguier, ein Gericht, zusammengesetzt aus den beiden Viguiers, dem Oberrichter, einem Advocaten als Beisitzer, dem Notargerichtsschreiber des Landes und zwei Mitgliedern des souveränen Raths. Dieses Gericht spricht über Leben und Tod; es bestimmt die Vertheidigung des Angeklagten durch einen Advocaten, läßt aber keine Appellation zu. Die Verpachtung der Gemeindeweiden, eine unbedeutende Personensteuer und eine geringe Abgabe vom Boden- und Viehstandertrage bilden die Einnahmen des Landes. Die Gemeindeverfassung der Andorrer ist eine kriegerische; denn jeder Mann vom 16. bis 60. J. ist militärpflichtig und daher bewaffnet. Jede Gemeinde hat einen Hauptmann und zwei Lieutenants. Zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Friedens können die Landvögte zu den Waffen rufen, nie aber zum Angriff; über diesen hat das Volk zu entscheiden, und es erscheint dann jedes Familienhaupt alsbald an der Spitze seiner bewaffneten Söhne, Verwandten oder Knechte. Die Andorrer, ein gutmüthiges und strengsittliches, friedliches und gastfreies, höchst ehrenwerthes Kernvölkchen, sprechen catalonisch und castilianisch. Ihr Leben ist einfach und kräftig. Der Mehrzahl nach leben sie von Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie besteht in Verfertigung grober Schafwolltücher; der Handel beschränkt sich auf den Export von Holz, Holzkohlen, Eisenerz, Schafwolle und Käse und auf den Import der nöthigsten im Lande

nicht erzeugten Lebensbedürfnisse. Die Andorrer sind entschiedene Feinde des Luxus, aber auch des Fortschritts, und bewahren noch jetzt die vor 1000 J. bestandenen Sitten und Gebräuche. So reich die Thäler des Ländchens an Mineralquellen, hat doch die Regierung die Errichtung von Badeanstalten noch nicht erlaubt, ebenso wenig die Ausbeutung der in den Bergen befindlichen Gänge von silberhaltigem Bleiglanz. Hauptort der Republik ist das Dorf A.

Andover, eine Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, am Anton und einem Seitenzweige der Südwestbahn, ist ein gutgebauter, gewerbreicher Ort, der eine lat. Schule, viele Malzdarren und eine Seidenfabrik besitzt und 5221 E. zählt. Nahe in W. liegt das Dorf Weyhill mit 444 E. und vielbesuchten Schaf- und Viehmärkten. Noch näher der Stadt, am Pillheathbrook, liegt eine Eisengießerei, unweit davon röm. Verschanzungen. — A. heißt auch eine Stadt im nordamerik. Staate Massachusetts, $4^1/_2$ M. im N. von Boston, an der Südwestseite des Merrimac, mit 5600 E. und bedeutender Fabrikthätigkeit. Außer der 1788 von Franklin gestifteten Franklin-Academy und der Philips-Academy befindet sich hier ein vielgenanntes, 1807 begründetes Theologisches Seminar der Congregationalisten, in welchem über 100 Zöglinge drei Jahre lang unentgeltlich Wohnung und durch fünf Professoren Unterricht erhalten. Diese Lehranstalt, welche bereits viele und namhafte Theologen gebildet und eine schöne, reichausgestattete Bibliothek besitzt, hat sich um das Studium der Sprache und des Alterthums der Hebräer auch in Europa anerkannte Verdienste erworben.

Andrada (Jose Bonifacio d'A. e Silva), einer der namhaftesten brasilian. Staatsmänner, war ein Sohn des Obersten Ignacio d'A. und wurde 13. Juni 1763 zu Santos in der brasilian. Provinz São-Paulo geboren. Nachdem er sich seit 1780 zu Coimbra theils dem Studium der Rechte, theils dem der Naturwissenschaften gewidmet, unternahm er auf Staatskosten mehrjährige Reisen ins Ausland, besonders um sich zum Bergbeamten auszubilden. Unter anderm benutzte er mehrere Jahre den Unterricht Werner's in Freiberg. Nachdem er sich 1800 nach Portugal zurückgewendet, erhielt er den Lehrstuhl der Geognosie zu Coimbra und wurde zum Generalintendanten des portug. Bergwesens ernannt. Er zeichnete sich im Unabhängigkeitskriege aus, ging aber 1819, mancherlei Chicanen ausweichend, nach Brasilien, um der Wissenschaft zu leben. Als 1821 das Decret der Cortes zu Lissabon vom 29. Sept., welches Dom Pedro nach Europa zurückrief, in Brasilien das Signal zum Aufstande gab, stellte er sich in São-Paulo an die Spitze der Bewegung und verfaßte als Vicepräsident der Municipalität die Dom Pedro überreichte Aufforderung, Brasilien nicht zu verlassen. Um den Umtrieben der portug. Partei kräftiger zu begegnen, sprach Dom Pedro die Hülfe des brasilian. Volks an und rief A. 16. Jan. 1822 als Minister des Innern an die Spitze der Verwaltung. Die Unbeugsamkeit und Strenge, welche A. gegen die republikanisch Gesinnten bewies, erleichterten es seinen Feinden, ihm die Gunst des Herrschers zu entziehen. Er erhielt 25. Oct. 1822 seine Entlassung, gelangte aber nach fünf Tagen, infolge einer Manifestation des Volks zu seinen Gunsten, wieder ans Ruder. Schon 17. Juli 1823 resignirte er zum zweiten mal, trat nun in Opposition gegen das Ministerium, ward aber verhaftet und nach Europa eingeschifft. Unter wissenschaftlichen Studien verweilte er mehrere Jahre zu Bordeaux, bis er 1829 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Brasilien erhielt. Hier schenkte ihm der Kaiser aufs neue sein Vertrauen und ernannte ihn, als er 7. April 1831 zu Gunsten seines Sohnes, Dom Pedro's II., abdankte, zu dessen Vormund. A. unterzog sich aufs gewissenhafteste der Erziehung seines Mündels. Später kam er in den ungegründeten Verdacht, als wolle er die Rückkehr des Exkaisers begünstigen, und wurde 1834, infolge eines Volkstumults, durch die Regentschaft der Vormundschaft enthoben. Seitdem lebte er zurückgezogen auf der kleinen Insel Nictheroy bei Rio, wo er 6. April 1838 starb. Außer einer Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen und polit. Aufsätze hat sich A. besonders durch die «Poesias d'Americo Elyseo» (Bordeaux 1825) auch den Ruf eines der besten unter den ältern brasilian. Dichtern erworben. — Sein jüngerer Bruder, Antonio Carlo d'A., verwaltete ein obrigkeitliches Amt zu Olinda bei Pernambuco, als er in die Revolution von 1817 verwickelt wurde. Infolge dessen verhaftet, gelangte er erst 1820 wieder in Freiheit. Er wurde sofort für die Cortes in Lissabon erwählt und sprach sich hier lebhaft für die Unabhängigkeit Brasiliens aus, galt auch allgemein für den ausgezeichnetsten Redner. Da ihm die neue portug. Constitution den Interessen Brasiliens zuwider schien, verweigerte er den Eid auf dieselbe und forderte seine Pässe. Auf die Nachricht vom Ausbruche der brasilian. Revolution entwich er heimlich nach Rio, wo er zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt ward, und in deren Auftrage entwarf er den Eid, welcher Dom Pedro und dessen Dynastie die Krone Brasiliens sicherte. Im Juli 1840 ernannte ihn der

für großjährig erklärte Kaiser zum Finanzminister, welche Stellung er jedoch kaum ein Jahr behielt. — Ein dritter der Brüder, Martim Francisco d'A., geb. 1776 zu Santos, verlebte seine Jugend in Portugal. Später wirkte er in Brasilien als Lehrer der Mineralogie und machte sich durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten bekannt. Nachdem er sich 1821 der Bewegung in São-Paulo angeschlossen, ward er Finanzminister im Cabinet seines Bruders Jose Bonifacio, mit dem er gleiche Schicksale theilte. Neben seinem zweiten Bruder Antonio Carlo übernahm er 1840 das Ministerium des Innern, das er gleich jenem 1841 wieder abgeben mußte. Er starb 23. Febr. 1844 in seinem Geburtsorte. — Die beiden Söhne des letztern, Jose Bonifacio d'A. und Martim Francisco d'A., haben sich als Dichter bekannt gemacht, ersterer durch «Rosas e goivos» (São-Paulo 1849), letzterer durch «Lagrimas e sorrisos» (Rio 1847) und das Drama «Januario Garcia» (Rio 1849). — *Unter ältern* portug. Gelehrten und Dichtern des Namens A. sind hervorzuheben: Pedro d'A.-Caminha, gest. 9. Sept. 1589. Derselbe verfaßte kalt-correcte, in schöner Sprache geschriebene Elogen, Episteln, Elegien und Epigramme, die in seinen «Poesias» (Lissab. 1791) gesammelt erschienen. — Der Jesuit Antonio d'A., geb. zu Oleiros 1580, reiste als Missionar durch den nördl. Theil des von ihm entdeckten Tibet nach China, gründete in Tibet eine Mission und beschrieb das Land («Novo descubrimento dos reynos de Tibet», Lissab. 1626; neue Bearbeitung unter dem Titel: «Voyage au Tibet fait en 1625 et 1626», Par. 1795). Er starb als Provinzial seines Ordens, man sagt durch Gift, zu Goa 19. März 1634. — Jacinto Freyre d'A., geb. zu Beja um 1597, gest. 13. Mai 1657, ist berühmt als geistreicher Schriftsteller und Patriot, insbesondere durch seine classische, in mehrere Sprachen übersetzte «Vida de dom João de Castro» (Lissab. 1651 und 1736; neu herausg. von Barbosa Machado, Par. 1759 und Madr. 1802; Auszug in Lindau's «Heldengemälde aus der Vorzeit», Lpz. 1817).

Andral (Gabriel), einer der berühmtesten Aerzte Frankreichs, geb. 6. Nov. 1797 zu Paris, wo sein Vater als geschätzter Arzt lebte, wurde schon in seiner frühesten Jugend für die Medicin bestimmt. Nachdem er 1821 in seiner Vaterstadt die medic. Doctorwürde erlangt und durch seine «Clinique médicale» (3 Bde., Par. 1824; 4. Aufl., 5 Bde., Par. 1840; deutsch von Flies, 5 Bde., Quedlinb. 1842—45) seinen wissenschaftlichen Ruf begründet hatte, übernahm er 1827 den Lehrstuhl der Hygieine an der medic. Facultät zu Paris, den er 1830 mit dem der innern Pathologie vertauschte. Seit 1839 wirkte A. sodann als Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie, und 1843 ward er als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb 5. Febr. 1851 zu Paris. Obgleich eine ausgebreitete Praxis, besuchte Vorlesungen und mancherlei Aemter seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, hat er doch eine Reihe zum Theil umfangreicher Schriften veröffentlicht, deren Wichtigkeit für die Wissenschaft, namentlich die Pathologie, durch mehrfache Auflagen und Uebersetzungen in das Deutsche und andere Sprachen Anerkennung gefunden hat. Die bedeutendsten sind: «Précis d'anatomie pathologique» (3 Bde., Par. 1829; deutsch von Becker, 2 Thle., Lpz. 1829—30); «Cours de pathologie interne» (3 Bde., Par. 1836; 2. Aufl., Par. 1848; deutsch von Unger, 3 Bde., Berl. 1836—38); «Essai d'hématologie pathologique» (Par. 1843; deutsch von Herzog, Lpz. 1844); «Traité d'auscultation mediate et du coeur» (2 Bde., Par. 1836) u. s. w. — Sein Sohn Charles Guillaume Paul A., geb. 13. Juni 1828, seit 1851 Advocat zu Paris, machte sich mehrfach als Vertheidiger in polit. Processen bekannt.

Andrásy (spr. Andraaschi), ein ungar. Grafengeschlecht mit dem Prädicat: von Csik-Szentkirály und Kraßnahorka. Der Ahnherr des Geschlechts soll Andorás, einer der Führer bei der Einwanderung der Magyaren in Ungarn, gewesen sein. Die Glieder der Familie waren fast sämmtlich Krieger und glänzen in der ungar. Geschichte als Helden. Gegenwärtig theilt sich die noch wenig zahlreiche Familie in zwei Linien. — A. (Karl, Graf), dem ältern Familienzweige angehörig, wurde 29. Febr. 1792 zu Gömör geboren und starb 1845 zu Brüssel. Er war eifriger Patriot und Mitglied der Opposition, in deren Reihen er auf den Reichstagen von 1839 und 1844 sich durch schlag- und gedankenreiche Reden auszeichnete. Auch wirkte er als Vorsitzer der Theißregulirungsgesellschaft, als Mitglied des Bergwerks- und des Fabrikvereins. Seine letzte Reise, auf der ihn der Tod überraschte, hatte den Zweck, die Eisen-, Zucker- und Maschinenfabriken des Auslandes kennen zu lernen. A. schrieb in viele ungar. Journale und veröffentlichte in deutscher Sprache «Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn». Hätte er eine seinen Fähigkeiten angemessene wissenschaftliche Bildung erhalten, er würde Großes geleistet haben. Er hinterließ drei Söhne. — A. (Emanuel, Graf), des vorigen ältester Sohn, geb. 3. März 1821, war auf dem Reichstage von 1847 einer der Repräsen-

tanten von Torna und Oppositionsmitglied, später unter dem ungar. Ministerium Obergespan von Torna. 1849 unternahm er eine Reise nach Ostasien (Bengalen, Ceylon, Java, chines. Küsten), die er auch beschrieben hat. 1860 wurde er zum Obergespan des Zempliner Comitats ernannt. — A. (Gyula, Graf), des vorigen Bruder, geb. 8. März 1823, ein talentvoller, kenntnißreicher und durch Reisen gebildeter Mann, war Vorsitzender der Theißregulirungsgesellschaft und zeichnete sich auf dem Reichstage 1847—48 als Repräsentant von Zemplin durch glänzende Reden aus. Desgleichen machte er sich mehrfach als Schriftsteller bekannt. Wiewol von aristokratischer Färbung und dem Grafen Széchenyi geistig verwandt, warf er sich doch mit ganzer Seele in die Revolution. Während des Aprilministeriums von 1848 war er Obergespan von Zemplin und Führer des zempliner Landsturms bei Schwechat. Später wirkte er als Gesandter der debrecziner Regierung in Konstantinopel. Nach der Revolution wandte er sich nach Paris. Er kehrte noch vor 1860 aus Frankreich in sein Vaterland zurück und wurde Repräsentant eines Wahldistricts im Zempliner Comitat am ungar. Landtage von 1861, wo er mit der Deák'schen Partei stimmte. — A. (Aladár, Graf), der jüngste der Brüder, geb. 16. Febr. 1827, focht tapfer an Bem's Seite in Siebenbürgen. — A. (Georg, Graf), das Haupt der jüngern Linie, geb. 5. Febr. 1797, k. k. Kämmerer, war während des ungar. Ministeriums Obergespan des Sarosscher Comitats. Mit Graf Széchenyi unternahm er die Reise nach England in Angelegenheit der buda-pesther Kettenbrücke und gab eine darauf bezügliche Schrift heraus. Als Director der ungar. Akademie, Mitglied des Landwirthschaftsvereins, Förderer der Eisengießerei zu Ternö sowie in seiner Wirksamkeit für den Bergbau erwarb er sich nicht unbedeutende Verdienste. In der Politik verhielt er sich stets conservativ und wirkte in diesem Geiste auf dem Reichstage. Nach dem Rücktritte Apponyi's 1862 wurde er Judex Curiae (oberster Landesrichter), der als solcher nach dem Reichspalatin der erste Kronbeamte ist und den Vorsitz bei dem Obersten Gerichtshofe in Ungarn führt.

André (Christian Karl), ein um die Pädagogik und Landwirthschaft verdienter Mann, geb. zu Hildburghausen 20. März 1763, gest. zu Stuttgart 19. Juli 1831. Er war Jahre hindurch eine Hauptstütze des Salzmann'schen Instituts in Schnepfenthal, das er 1785, als der Muth des Stifters wankte, zu erhalten wußte. Unter seinen Schriften damaliger Zeit fanden großen Anklang die anfangs mit Bechstein, später mit Blasche herausgegebenen «Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahre» (10 Bde.; Braunschw. 1794—98). Mit Becker in Gotha unternahm er 1797 die Herausgabe des «Allgemeinen Reichsanzeiger». Doch überließ er diesem die Ausführung allein, als er 1798 dem Rufe als Director der prot. Schule zu Brünn folgte. Seit 1812 fungirte er hier als fürstl. Salm'scher Wirthschaftsrath, dann als Secretär der Mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues. Später wurde er durch seinen Schwiegersohn Mitinhaber der Calve'schen Buchhandlung in Prag und 1817 Assessor des Georgicons zu Keszthely in Ungarn. Wiewol von der Censur bedrückt, wirkte er dennoch viel Gutes durch sein «Patriotisches Tageblatt» (10 Bde., Brünn 1800—5), welches das erste und lange Zeit einzige Volksblatt war. Auf Veranlassung der österr. Regierung, die ihm seit 1806 eine nachsichtigere Censur gewährte, begann er aufs neue als Volksschriftsteller zu wirken, indem er für die gebildetere Klasse den «Hesperus» (Prag 1809—20 u. Stuttg. 1821—31), für die Landwirthe die «Oekonomischen Neuigkeiten» (Prag 1811—31) herausgab. Die Aufforderung, einen Kalender zu schreiben, gab ihm Gelegenheit, auch auf die Cultur des Mittelstandes in Oesterreich einzuwirken, wie die 14 Jahrgänge seines «Nationalkalender» (Prag 1810—24) beweisen. Außerdem gab er noch viele andere volksthümliche Schriften heraus, wie «Mannichfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für Hausväter» (Prag 1818); «Handbuch für Familien zur Hülfe in der Noth und Aufheiterung in Kummer» (Prag 1821); «Neuer Haus- und Volksfreund für den deutschen Bürger und Landmann» (Lpz. 1822—29) u. s. w. Als er später die Censurvergünstigungen verlor, ging er 1821 nach Stuttgart, wo er zum Hofrath ernannt und ihm das wissenschaftliche Secretariat bei der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins und mit diesem die Redaction der «Landwirthschaftlichen Zeitschrift» übertragen wurde. A.'s älterer Sohn, Emil A., geb. 1. März 1790, war erst Forstbeamter, dann Güterinspector des Fürsten Auersperg, seit 1838 des Fürsten Odescalchi und hat sich als Schriftsteller im Forstfach einen geachteten Namen erworben. Sein jüngerer Bruder, Rudolf A., geb. 9. Juli 1793 zu Gotha, gest. 12. Jan. 1825 zu Tischnowitz in Mähren als Administrator der fürstl. Salm-Reifferscheidt'schen Herrschaften, erwarb sich vorzüglich als wissenschaftlicher Schafzüchter einen Ruf.

André (Johann), Componist und Musikalienverleger, geb. zu Offenbach a. M. 28. März

1741, war ursprünglich von seinem Vater, der eine Seidenfabrik besaß, zum Kaufmann bestimmt, wandte sich aber schon frühzeitig mit besonderer Vorliebe der Musik zu und bildete sich in derselben zumeist autodidaktisch. Nachdem er durch verschiedene Compositionen, darunter auch die Operetten «Der Töpfer» und «Erwin und Elmire», sich einen gewissen Ruf erworben und 1774 zu Offenbach einen Musikverlag nebst Notendruckerei begründet hatte, wurde er 1777 an das Deutsche Theater zu Berlin als Musikdirector berufen. In dieser Stellung verblieb er bis 1784, in welchem Jahre er zur bessern Ueberwachung und energischern Führung seines Musikgeschäfts nach Offenbach zurückging. Noch kurz vor seiner Abreise erhielt er von dem Markgrafen von Brandenburg-Schwedt den Kapellmeistertitel. Er brachte seine Handlung durch die Herausgabe eigener und fremder Werke in tüchtigen Flor und beschloß sein thätiges Leben 18. Juni 1799 zu Offenbach. Seine Compositionen, die sich namentlich durch Frische und Natürlichkeit auszeichnen, bestehen in Instrumentalsachen, Liedern (darunter das vielgesungene und in den Volksmund übergegangene «Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher») und in etwa 30 Opern und Operetten. Zu diesen gehört auch die Operette «Belmont und Constanze», welche, von Bretzner gedichtet, 1780 mit Beifall in Berlin zur Aufführung kam, und deren Libretto dasselbe ist, welches (jedoch von Stephanie in Wien mit Zusätzen versehen) Mozart's gleichnamiger und 1781 zuerst aufgeführter Oper zu Grunde liegt, durch die A.'s Werk allerdings völlig verdunkelt und verdrängt worden ist. — A. (Joh. Anton), Sohn des vorigen, geb. zu Offenbach 6. Oct. 1775, zeigte schon im Kindesalter Talent für Musik. Seine Lehrer waren im Violinspiel Ferd. Fränzel, in der Composition Vollweiler zu Manheim. 1796 studirte er in Jena und unternahm hierauf einige größere Kunstreisen. Nach dem Tode seines Vaters (1799) übernahm er die Leitung des Geschäfts in Offenbach, das er durch umsichtige Führung, durch den Verlag selbstcomponirter Werke, die lange Zeit in Süddeutschland ein großes Publikum fanden, und besonders durch den Ankauf des Mozart'schen Nachlasses in hohen Schwung brachte. Er war ein sehr fleißiger Tonsetzer. Schon 1800 hatte er an 70 Werke geschrieben, und nach dieser Zeit fügte er noch manches hinzu, sodaß die Zahl seiner hinterlassenen Werke weit über 100 beträgt. In allen Fächern der Composition sich versuchend, schrieb er Symphonien für großes Orchester, viele Werke für Kammermusik, Duette für verschiedene Instrumente, Tänze, Männergesänge, Opern und Cantaten, Lieder u. s. w. Die meisten derselben sind jetzt vergessen; sie entbehren der Originalität, wenn auch ihre gute Arbeit und Correctheit zu loben ist. Wichtig bleibt indessen sein «Lehrbuch der Tonkunst» (2 Bde., Offenb. 1832—43). Durch die Herausgabe von Mozart's Tagebuch und einiger Originalpartituren dieses Meisters erwarb er sich Verdienste um die musikalische Geschichtschreibung. Er starb 5. April 1842 zu Offenbach. Den letzten Theil seines Lehrbuchs, welches ursprünglich auf sechs Bände berechnet war, gab sein Schüler Heinrich Henkel heraus. A. führte den Titel eines großherzogl. hess. Kapellmeisters und fürstl. isenburgischen Hofraths. Er war es, der zuerst in ausgedehnterm Maße von Senefelder's Erfindung der Lithographie in Bezug auf die Herstellung von Musikalien Gebrauch machte und zu diesem Behuf den Erfinder sogar nach Offenbach kommen ließ.

Andreä (Jakob), einer der thätigsten und einflußreichsten Theologen der prot. Kirche in der ersten Periode ihrer Ausbildung, war zu Waiblingen in Würtemberg 25. März 1528 geboren, der Sohn eines Schmieds, daher er spottweise auch Schmidlin oder Fabricius genannt wurde. Er studirte zu Stuttgart und Tübingen, erhielt 1. Oct. 1546 eine Anstellung als Geistlicher, die er aber nach zwei Jahren, weil er das Interim nicht annehmen wollte, wieder aufgeben mußte. 1549 als Diakonus in Stuttgart und 1552 in Tübingen angestellt, wurde er sehr bald Superintendent in Göppingen, 1557 Hofprediger des Herzogs Christoph von Würtemberg, den er auf die Reichstage zu Regensburg und zu Frankfurt a. M. begleitete, und 1562 Professor der Theologie, Kanzler der Universität und Propst an der St.-Georgenkirche zu Tübingen. Seit dieser Zeit bis zu seinem Tode, der 7. Juni 1590 erfolgte, hatte er fast an allen wichtigern Streitigkeiten, Gesprächen und Verhandlungen der prot. Kirche den entschiedensten Antheil. Durch ihn besonders kam 1577 zu Kloster Bergen der Pacificationsversuch der streitenden prot. Parteien, die «Formula concordiae» zu Stande, deren bindende Autorität durchzusetzen und ihr Anerkenntniß zu erlangen er sich unsagliche Mühe gab. Seine Schriften, vielfach polemischen Inhalts, über 150 an der Zahl, haben für unsere Zeiten nur noch histor. Bedeutung.

Andreä (Joh. Valent.), einer der originellsten deutschen Schriftsteller, den Herder einen Mann nannte, der in seinem Jahrhunderte wie die Rose unter den Dornen blühte, ein Enkel

des vorigen, wurde 17. Aug. 1586 zu Herrenberg unweit Tübingen geboren, wo sein Vater Superintendent war. Er studirte zu Tübingen und bereiste dann einen Theil Deutschlands, die Schweiz, Italien und Frankreich. 1614 ward er Diakonus zu Vaihingen, 1620 Superintendent zu Kalw, 1639 Hofprediger in Stuttgart, 1650 Generalsuperintendent zu Babenhausen, und in demselben Jahre Abt in Adelberg. Er starb zu Stuttgart 27. Juni 1654. Tief bekümmert, die Grundsätze der christl. Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben und die Wissenschaften von Eitelkeit gemisbraucht zu sehen, war er unablässig bemüht, sowol jener als diesen ihre moralische Richtung wiederzugeben. Lange hat man ihn für den Stifter oder wenigstens Erneuerer des Ordens der Rosenkreuzer (s. d.) gehalten. Drei Schriften scheinen diese Meinung zu unterstützen. Zu der «Chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz» (1616) bekannte er sich selbst als Verfasser, und die beiden andern: «Fama fraternitatis R. C. (i. e. roseae crucis)» (1614) und «Confessio fraternitatis R. C.» (1615), sind jener in Denkweise und Darstellung zu nahe verwandt, daß nicht auch sie von ihm herrühren sollten. Doch wollte er durch sie keineswegs eine geheime Gesellschaft von Schwärmern begründen, vielmehr sollten sie das Gegentheil, ein Spiel mit den Thorheiten der Zeit, eine Verspottung der Geheimnißsüchtigen sein. Daß sie von den der mystisch-theosophischen Richtung zugeneigten Zeitgenossen falsch verstanden und zu geheimen Verbrüderungen benutzt wurden, war nicht seine Schuld. A. selbst ergriff jede Gelegenheit, das Unwesen der Rosenkreuzerei in seiner Blöße darzustellen, und mehrere seiner spätern Schriften richteten sich gegen dieselbe. Die Richtung seines Geistes war durchaus praktisch. Kenntnißreich, scharfsichtig, witzig und sittlich-kräftig, gebrauchte er seine tüchtigen Waffen gegen jede Verkehrtheit in Religion, Wissenschaft, Sitte, Politik und Erziehung, vor allem gegen die Hauptverirrungen seiner Zeit, die dürre Schulgelehrsamkeit und die falsche, durch jene hervorgerufene, Mystik. Von seinen zahlreichen, meist aus kleinern Aufsätzen bestehenden, Schriften gehört der «Menippus s. satyricorum dialogorum centuria» (1617), eine Sammlung von hundert Gesprächen voll fruchtbarer, körnig und epigrammatisch ausgesprochener Wahrheiten, zu den vorzüglichsten. Aus seiner «Mythologia christiana» (1619) haben Herder in den «Zerstreuten Blättern» (Bd. 5) und Sonntag in «A.'s Dichtungen» (herausg. von Herder, Lpz. 1786) einiges übersetzt. Herder war es auch überhaupt, der zuerst wieder auf ihn aufmerksam machte. Was A. deutsch schrieb und dichtete, war leicht, heiter und ohne sorgsame Feile. Einzelne Proben gab er schon in der «Chymischen Hochzeit» und in dem selten gewordenen «Christlich Gemäl» (Tüb. 1612 u. 1614). Bekannter ist die «Geistliche Kurzweil» (Strasb. 1619) aus Herder's Mittheilungen und die allegorisch-epische Dichtung «Die Christenburg» (1626), welche von Grüneisen (Lpz. 1836) herausgegeben wurde. A.'s Selbstbiographie wurde lat. von Rheinwald (Berl. 1849) herausgegeben. Vgl. Hoßbach, «A. und sein Zeitalter» (Berl. 1830).

Andreani (Andreas), Kupferstecher und Formschneider von Mantua, 1560—1623, kam in seinen Arbeiten in der Helldunkelmanier des Hugo da Carpi (s. d.) diesem Meister sehr nahe. Die Schönheit seiner Holzschnitte trug ihm den Namen des Kleinen Albrecht Dürer ein; doch soll er nach der Ansicht von Bartsch manche Platten von da Carpi, Ant. da Trento und Nic. da Vicenza an sich gebracht, aufgestochen und mit Hinzufügung seines Namens wieder abgedruckt haben. Auch ließ er gern geschicktere Künstler für sich zeichnen, z. B. eins seiner bedeutendsten Werke, den Triumphzug Cäsar's nach Mantegna, von Bern. Malpizzi, der sogar beim Schneiden hülfreiche Hand geleistet haben mag. Die guten Abdrücke von A.'s Werken, deren 25 Stück beschrieben werden, sind selten.

Andreas, Apostel und Heiliger der christl. Kirche, war der Bruder des Petrus und der erste Schüler Christi, der aus der Jüngerschaft Johannes des Täufers zu ihm überging. Er war, wie sein Bruder, Fischer; beide aber entsagten diesem Gewerbe und folgten Christus. A.' Thätigkeit und Schicksale nach dem Tode des Heilands hat die Legende ungemein ausgeschmückt. Er soll erst das Evangelium bei den Scythen, nach andern auch in Sogdiana und bei den Saken, dann aber in Nordgriechenland und Epirus gepredigt und in Patras einen Bischofssitz errichtet, hier aber 30. Nov. 70 (nach andern 62 oder auch 95) den Märtyrertod gefunden haben. Auf Befehl des Aegeas, des Richters zu Patras, ward er an ein Kreuz mit schräggestellten Balken geschlagen, weshalb man ein solches Kreuz als Andreaskreuz von den übrigen Kreuzesformen zu unterscheiden pflegt. Dieses Kreuz findet sich stets mit dem Apostel als dessen Attribut abgebildet und wurde in den Kreuzzügen von den burgundischen Rittern getragen, weshalb es in der Heraldik auch den Namen Burgundisches Kreuz führt. An den Namen des A. knüpfen zwei noch vorhandene apokryphische Apostelgeschichten,

die «Acta Andreae» und die «Acta Andreae et Matthiae», von denen die erstere im griech. Original zuerst von Woog (Lpz. 1749), die letztere von Thilo (Halle 1846), beide aber kritisch berichtigt von Tischendorf in den «Acta apostolorum apocryphorum» (Lpz. 1851) herausgegeben wurden. Die erstere Schrift, deren gegenwärtiger Text das Product einer Bearbeitung durch kath. Hände ist, geht jedoch ihrer Grundlage nach auf die schon von Eusebius erwähnte Geschichte des A. von Leukios zurück, die zu den Hauptstücken der gnostischen Actenliteratur gehörte. Die zweite Schrift bildet die Grundlage zu einer angelsächs. Dichtung, die in dem «Codex Vercellensis» enthalten ist und von Grimm («A. und Elene», Kassel 1841) sowie von Grein in «Bibliothek der angelsächs. Poesie» (2 Bde., Gött. 1857—58) herausgegeben wurde. Die Schotten verehren den Apostel als Schutzheiligen ihres Landes und die Russen als den Sendboten, der ihnen das Evangelium gebracht und ihre Kirche gestiftet hat. In beiden Ländern wurden ihm zu Ehren Andreasorden (s. d.) gestiftet. Der Gedächtnißtag des Heiligen fällt auf den 30. Nov. Die vorhergehende Nacht heißt im Volksmunde der Andreasabend oder die Andreasnacht, in welcher der Aberglaube sonst mancherlei durch Anrufung des Heiligen bewirken wollte. Namentlich gehört diese Nacht zu den gesegneten Zeiten und Stunden des Jahres, in welchen junge heirathslustige Burschen und Mädchen, im Traumbilde oder auf andere Weise, die zukünftigen Geliebten oder Gatten ermitteln und erblicken können. Im Elsaß besucht man Quellen und einsam liegende Gewässer, um darin das ersehnte Bild zu schauen; anderswo gießt man geschmolzenes Blei oder Eiweiß in Wasser, läßt Nußschalen mit brennenden Lichtern auf dem Wasser schwimmen, sucht durch künstliche Mittel die prophezeienden Träume zu erwecken u. dgl. St.-A. weist aber nicht allein den Freier nach, sondern verhilft auch dazu, bringt auch den Kindern an manchen Orten Geschenke. Nach der ganzen Gestaltung dieses Volksglaubens wird wahrscheinlich, daß in den Heiligen die Bedeutung des altgerman. Gottes Freyr übergegangen ist. Auch dieser stand der Schließung der Ehen vor, brachte mancherlei Wohlthaten und theilte mit dem Heiligen den Vorzug eines besonders gütigen Charakters, der an diesem in der Legende, an jenem in der Göttersage gepriesen wird.

Andreas, der Name mehrerer Könige und Prinzen aus der alten ungar. Dynastie der Arpads. — A. I., der sich mit seinem Bruder 1038 vor dem Usurpator Peter geflüchtet hatte, dann aber 1046 durch einen Volksaufstand zurückgeführt ward, erkaufte den Besitz des Throns durch Zusage einer Christenverfolgung, die sein älterer Bruder Leventa verweigert hatte. Als aber letzterer gestorben war, begann er das Christenthum zu begünstigen und bestrafte selbst die Aufständischen, welche Peter gestürzt und ihn auf den Thron gehoben hatten. Von Kaiser Heinrich III., einem Freunde Peter's, mit Krieg bedroht, söhnte er sich mit seinem jüngern Bruder Bela aus und versprach diesem die Thronfolge. Es gelang auch, den wiederholten Angriffen der Deutschen (1046—52) Widerstand zu leisten und einen vortheilhaften Frieden zu erwirken. Da dem Könige aber inzwischen ein Sohn geboren wurde, so reuete ihn das an Bela gegebene Versprechen, und die Brüder geriethen darüber in Krieg, welcher A. 1058 das Leben kostete. — A. II. strebte schon bei Lebzeiten seines ältern Bruders Emrich, welcher 1196 den Thron bestiegen hatte, diesen zu stürzen, woraus wiederholte Bruderkriege erwuchsen. Einst standen sich die Heere beider Brüder gegenüber. Da ging Emrich, allein, ungerüstet und nur mit einem Stabe versehen, in das feindliche Lager, durchschritt mit den Worten: «Wer wagt es, Königsblut zu vergießen?» die staunenden Reihen seiner Gegner, faßte seinen Bruder bei der Hand und führte ihn zu den Seinigen. Den Anhängern des A. verzieh Emrich; den Bruder selbst hielt er gefangen. Darauf aber zum Tode erkrankt (1204), gab er A. frei und ernannte ihn zum Vormund seines Sohnes Ladislaw. Bald mußte die Witwe und der junge König vor dem Vormund nach Oesterreich flüchten und der Krieg war in Ausbruch. Da starb Ladislaw, und A. bestieg nun den Thron. Vielfache Misgriffe, namentlich unweise Begünstigung der Ausländer, besonders der Verwandten der Königin, riefen Empörungen hervor, in deren Verlaufe die Königin ermordet ward (1213) und auf die wieder ebenso grausame Rachehandlungen folgten. Unter diesen Wirren machte der König einen erfolglosen Kreuzzug, von dem er 1216 in ein erschöpftes und zerrissenes Land zurückkehrte. Auch zwischen ihm und seinem ältesten Sohne Bela brachen jetzt Zwiste aus. Die Bulla aurea von 1222, welche die Vorrechte der Magnaten feststellt und als das alte Grundgesetz der Ungarn gilt, half wenig. Oesterreich und der Papst versöhnten endlich Vater und Sohn, und ein päpstl. Legat ordnete die Verhältnisse der Juden, die als Finanzpächter großen Druck geübt hatten. A. nahm 1235 die dritte Frau, Beatrix d'Este, starb aber 1236. — Seine Witwe ging nach Italien zurück,

wo sie den Stephan Posthumus gebar, der mit einer edeln Venetianerin A. III., den Venetianer, erzeugte. Dieser war nach Ermordung des Ladislaw III., welcher seinerseits seinen Bruder Andreas hatte meucheln lassen, der nächste und eigentlich einzige Erbe des ungar. Throns. Aber Kaiser Rudolf erklärte Ungarn für ein erledigtes Reichslehn, und Papst Nikolaus IV. wollte das Land als päpstl. Lehn haben. Zudem trat noch ein Pseudo-Andreas auf. Zwar gelang es A., auf den Thron zu kommen, nachdem der falsche Andreas geschlagen und ertrunken, mit den Deütschen vor Wien ein Friede erzwungen (1291) und der päpstl. Gegenkönig Karl Martell (aus dem Hause Anjou) gestorben (1295) war; aber eine unzufriedene Partei stellte den Sohn des letztern, Karl Robert, als König auf. Schon sollte es zum Kampfe kommen, als A. 14. Jan. 1301 starb und mit ihm der Mannesstamm der Arpads erlosch. — Während der Familienverbindung zwischen Ungarn und Neapel brachte Karl I. von Ungarn seinen Sohn A. als Knaben nach Neapel, wo er mit der Erbtochter Johanna vermählt ward. Die ital. Erziehung vermochte jedoch nicht, die angeborene Roheit des Prinzen abzuschleifen, und er machte sich so wenig beliebt, daß man ihn nur als Herzog von Calabrien und Gemahl der Königin gelten ließ, während er den Königstitel beanspruchte. Er wurde von Großen, die sich verschworen, 20. Aug. 1345 erdrosselt.

Andreasberg (Sanct-), Bergstadt im Harze, in der königl. hannov. Berghauptmannschaft Klausthal, südlich vom Brocken, 1863 F. über dem Meeresspiegel, zählt 3876 E. und ist bekannt durch den Bergbau, der auf den in der Nähe liegenden Silbergruben betrieben wird. In technischer Beziehung bietet dieser Bergbau, der überdies vor Zeiten bedeutender war als jetzt, das Charakteristische, daß kein einziger der 24 bekannten erzführenden oder edeln Gänge mit einem der Hauptthäler des Harzes parallel läuft. Es durchsetzen diese Gänge, ein irreguläres Netz bildend, sämmtlich die Bergrücken und Thäler unter den verschiedensten Richtungen, wobei oft ein Verwerfen oder Schleppen stattfindet. Ungeachtet ihrer geringen Mächtigkeit von nur einigen Zollen bis höchstens 4 F., ist die große Tiefe der Gänge bemerkenswerth. So ist der Samsongang mit einem Schacht bis zu einer Tiefe von 2900 F. aufgeschlossen. Die Erze, namentlich die reichen Silbererze, liegen selten in größerer Ausdehnung im Gange, sondern kommen gewöhnlich nur nesterweise vor. Außer den verschiedenartigsten Silbererzen führen diese Gänge noch eine Menge der schönsten Mineralien, und man kann A. mit Recht die Mineralienkammer des Harzes nennen. Auf der 1/2 St. von der Stadt entfernten Silberhütte werden sämmtliche Erze (Bleiglanz, reiche Silbererze, Fahlerze u. s. w.) auf Silber und Blei, und die dabei fallenden Kupfersteine auf Kupfer und Silber verhüttet. Aus dem silberhaltigen, gediegenen Arsenik (Scherbenkobalt), welcher ein häufiger Begleiter der Erze ist, wird als Nebenproduct arsenige Säure gewonnen. Die Wasserversorgung der Stadt und der Gruben geschieht durch den 1 M. entfernten Oberteich, welcher 62 Mill. Kubikfuß Wasser faßt.

Andreasorden, der erste Orden des russ. Reichs, wurde 30. Nov. (10. Dec.) 1698 von Peter d. Gr. gestiftet und ist nur für Glieder der kaiserl. Familie, fürstl. Personen, Generale en Chef und solche, die diesen an Rang gleichkommen, bestimmt. Die vordere Seite des Ordenszeichens enthält ein blauemaillirtes Kreuz mit dem Bildnisse des Heiligen, einer Krone darüber und den Buchstaben S. A. P. R. (d. i. Sanctus Andreas Patronus Russiae) in den vier Ecken des Kreuzes. Auf dem Revers findet sich der russ. Adler. Der silberne Ordensstern hat in der Mitte den russ. Adler mit der Inschrift: За Вѣру и Вѣрность (d. i. für Glauben und Treue). Man trägt den Orden an einem hellblauen Bande von der rechten Schulter zur linken Hüfte, den Stern auf der linken Brust. Die Ordenskette besteht abwechselnd aus Andreaskreuz und Krone. Außerdem hat der Orden besondere Statuten und eine eigene Ordenskleidung, welche am Ordensfeste, 30. Nov. (12. Dec.), angelegt wird, bei dem die in Petersburg anwesenden Mitglieder bei 30 Rubel Strafe erscheinen müssen. Die Ritter des A. erhalten zu gleicher Zeit auch die Insignien des Alexander-Newskij- und St.-Annenordens 1. Klasse. — Ueber den schott. A. s. Distelorden.

Andreasthaler, Andreasgulden, Andreasgroschen, Andreasmariengroschen, frühere hannov. Münzen aus harzer Silber mit dem Andreas am Kreuze im Gepräge. Der A. war ein sog. Speciesthaler zu 2 Fl. im 12-Thaler- oder 18-Guldenfuße, im Werthe = 1 Thlr. 16 2/3 Sgr. preuß. Der Andreasgulden oder Harzgulden war die Hälfte des vorigen Stückes. Beide wurden angeblich aus ganz feinem, unvermischtem Silber geprägt, thatsächlich aber aus 15 8/9 löthigem. Der Andreasgroschen war ein Groschenstück des Conventionsfußes. Der Andreasmariengroschen betrug 2/3 des vorigen; man hatte Stücke zu 1, 2, 3, 6 und 12 solcher

Mariengroschen. — **Andreasdukaten**, frühere russ. goldene Zweirubelstücke, unter Peter d. Gr. und Elisabeth geprägt, mit dem Andreas am Kreuze. Es wurden auch doppelte, halbe und Viertelandreasdukaten geschlagen. Der Werth des Andreasdukatens im 14-Thalerfuße beträgt 2⁴⁄₅ Thlr. (unter Elisabeth) bis 3 Thlr. (unter Peter d. Gr.).

Andree (Karl Theod.), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 20. Oct. 1808 zu Braunschweig, bezog 1826 die Universität Jena, die er später mit Berlin und Göttingen vertauschte, und wandte sich, nachdem er 1830 in Jena promovirt, nach seiner Vaterstadt, um sich für die Habilitation vorzubereiten. Als eifriger Burschenschafter in die große Demagogenuntersuchung verwickelt, wurde er 1838 zwar völlig freigesprochen, doch war die beabsichtigte Laufbahn gestört. A. wandte sich jetzt ganz der schriftstellerischen Laufbahn zu, in welcher er stets die freisinnigen und nationalen Ansichten verfochten hat. Zunächst trat er 1838 die Redaction der «Mainzer Zeitung» an, in welcher er gegen die damals noch am Rhein herrschende Hinneigung zu den Franzosen kämpfte. Später stand er mit Giehne an der Spitze der «Oberdeutschen Zeitung» zu Karlsruhe, bis er 1843 als erster Redacteur der «Kölnischen Zeitung» nach Köln ging. Da er jedoch von Censur und klerikalen Angriffen zu leiden hatte, wandte er sich 1846 nach Bremen, wo er die Leitung der «Bremer Zeitung» übernahm und sich immer mehr mit amerik. und überhaupt überseeischen Verhältnissen bekannt machte. Als die Februarrevolution ausbrach, kehrte A. nach seiner Vaterstadt zurück. Hier redigirte er die «Deutsche Reichszeitung» und gab als erste größere Frucht seiner mit besonderer Vorliebe gepflegten geogr. und nationalökonomischen Studien das Werk: «Nordamerika in geogr. und geschichtlichen Umrissen» (Braunschw. 1850—51; 2. Aufl. 1854) heraus. Nachdem er hierauf 1851—53 als Leiter des «Bremer Handelsblatt» für eine allgemeine Zolleinigung Deutschlands gewirkt, nahm er seinen Aufenthaltsort zu Leipzig, wo er 1858 zum Consul der Republik Chile für das Königreich Sachsen ernannt ward. Später wandte er sich nach Dresden. Von A.'s literarischen Arbeiten sind, außer dem genannten Werke, insbesondere noch die «Geogr. Wanderungen» (2 Bde., Dresd. 1859), die sich durch geschmackvolle Darstellung auszeichnen, sowie die noch unvollendete «Geographie des Welthandels» (Bd. 1, Stuttg. 1863) hervorzuheben. Für die Kunde amerik. Zustände und Verhältnisse wirkte er unter anderm auch in «Buenos-Ayres und die Argentinische Republik» (Lpz. 1856) und in der Zeitschrift «Das Westland» (5 Bde., Braunschw. 1851—53). Zur Förderung geogr. und ethnogr. Studien verpflanzte er außerdem eine Reihe dahin einschlagender ausländischer Werke, wie von Escayrac de Lauture, Huc, Burton, Squier u. s. w., in freien Bearbeitungen auf deutschen Boden, oder stellte die Ergebnisse neuerer Forschungsreisen übersichtlich zusammen, wie z. B. «Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika» (2 Bde., Lpz. 1860—61). Seit 1861 hat A. in der Zeitschrift «Globus», die zu Hildburghausen erscheint, ein Organ für Länder- und Völkerkunde gegründet.

Andréossy (Antoine François, Graf), franz. General, geb. 6. März 1761 zu Castelnaudary, von ital. Abstammung, war der Urenkel des berühmten Ingenieurs **François** A. (geb. 10. Juni 1633 zu Paris, gest. 1688), der mit Riquet den Kanal von Languedoc baute. Er trat 1781 als Artillerielieutenant in Kriegsdienste, kämpfte 1787 in Holland gegen die Preußen, wo er gefangen wurde, und schwang sich nach dem Ausbruche des Revolutionskriegs schnell empor. Im ital. Feldzuge von 1796 zeichnete er sich mehrfach aus und begleitete auch Bonaparte nach Aegypten, wo er als Mitglied des zu Kairo gestifteten Instituts Beweise seiner wissenschaftlichen Kenntnisse gab, vorzüglich durch seine Untersuchungen des Sees Menzaleh. Nachdem er mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, half er die Entscheidung am 18. Brumaire herbeiführen, wurde Kriegsminister und nach dem Frieden von Amiens Gesandter in London. Später ward er Botschafter in Wien und zuletzt Gesandter in Konstantinopel, wo er sich nicht nur durch thätige Beförderung der Interessen Frankreichs, sondern auch durch wissenschaftliche Forschungen auszeichnete. Infolge der Restauration ward er zurückgerufen, und nach Napoleon's Rückkehr von Elba erhielt er die Pairswürde. Nach der Schlacht bei Waterloo war er einer der Commissare, die den fremden Heeren entgegengesandt wurden, aber nicht bis zu Blücher's Hauptquartier reisen durften. Er sprach sich offen für die Zurückberufung der Bourbonen aus, stand aber als Deputirter vom Audedepartement meist auf der Seite der Opposition. A. starb zu Montauban 10. Sept. 1828. Eine seiner frühern Schriften ist die «Histoire générale du canal du Midi» (Par. 1800; 2. Aufl., 2 Bde., 1805), worin er die lange verkannten Ansprüche seines Ahnherrn gegen Riquet rettete. Von vorzüglichem Werthe ist sein «Mémoire sur l'irruption du Pont-Euxin dans la Méditerranée», gleichwie der «Essai sur le Bosphore et la partie du delta de Thrace, comprenant le système des eaux

qui abreuvent Constantinople» (Par. 1818, mit Atlas) zu den schätzbarsten Bereicherungen der Hydrostatik gehört. Für die Kriegsgeschichte ist die «Relation de la campagne sur le Main et la Rednitz de l'armée gallo-batave» (Par. 1802), für die phys. Geographie sind die Werke «Constantinople et le Bosphore de Thrace pendant les années 1812—14 etc.» (Par. 1828; deutsch, Lpz. 1828) und «Mémoires sur les dépressions de la surface du globe» (Par. 1826) von Wichtigkeit.

Andrews (Saint-), eine alte Stadt mit 5141 E. in der schott. Grafschaft Fife an der kleinen Nordseebucht gleiches Namens, auf einem hohen Felsen, der eine Art Halbinsel zwischen der Bucht und dem Flüßchen Burn of Kinneß bildet, malerisch gelegen. Der Hafen an der Ausmündung des Flusses kann bei hoher Flut Schiffe von 300 Tonnen Last aufnehmen. Das etwas rauhe Klima (unter 56° 21′ nördl. Br.) gilt für gesund, und die warmen Bäder von A. werden im Sommer viel besucht. Vor der Reformation war es eine reiche Handelsstadt, deren jährliche Messe im April 200—300 Schiffe aus allen Weltgegenden herbeizog. Zu Anfang des 16. Jahrh. fällt die größte Blüte der Stadt. Danach aber litt sie heftig unter den kirchlich-bürgerlichen Stürmen, da sie als Sitz des Erzbischof-Primas (seit 1471) kirchlicher Mittelpunkt von Schottland und Hauptbollwerk der kath. Partei wurde. In ihr litt 1527 Patrick Hamilton, das erste prot. Opfer Schottlands, und 1545 Wishart, einer der hervorragendsten schott. Reformatoren, den Märtyrertod. Den Cardinal-Erzbischof Beaton, der Wishart hinrichten ließ, überfiel im Jahre darauf in seinem eigenen Schlosse Norman Leslie mit 15 Genossen; sie erschlugen den Cardinal und vertheidigten sich darnach im Schlosse mehrere Monate gegen schott. und franz. Truppen. Nachdem sie endlich ehrenvollen Abzug erhalten, ließ der Rath der Stadt das Schloß demoliren. Eine Predigt von Knox entzündete die Geister mit solcher Zerstörungswuth, daß 1559 an Einem Tage alle die herrlichen Kirchenbauten der Stadt, darunter die Kathedrale des heil. Andreas (1160—1318 gebaut), in Trümmer sanken. Seitdem verfiel A. immer mehr. Verschiedene Versuche, die seit 1792 gemacht worden sind, einige Industrie einzuführen, hatten wenig Fortgang. Erst neuerlich hat sich die Stadt in dieser Beziehung wieder gehoben. Berühmt ist sie für die Anfertigung von Bällen zum Golfspiele. A. besitzt die älteste Universität Schottlands, gegründet 1411 von dem Bischof Henry Wardlaw. Zwei Collegien bestehen noch jetzt, ein literarisches und ein theologisches, jedoch keine medic. und keine jurist. Schule. Das literarische College ist für Sprachen, Philosophie und Wissenschaft bestimmt und besitzt eine schöne goth. Kapelle von 1458. Beide haben 11 Professoren, etwa 150 Studenten und eine Bibliothek von 50000 Bänden, einen Lord-Rector und einen Kanzler. Auch ist A. der Geburtsort Bell's (s. d.), welcher daselbst eine großartige Schulanstalt unter dem Namen Madras-College anlegte. Die Anstalt ist ein Seminar mit neun Lehrern (außer den Assistenten), welche die Armen unentgeltlich, die Bemittelten auch in allen Fächern des höhern Unterrichts gegen geringes Schulgeld unterweisen. Man zählt wol über 1000 Schüler, die Hälfte fremde. A. wurde 1140 zum Borough erhoben und wählt jetzt in Gemeinschaft mit einigen andern Boroughs ein Parlamentsmitglied. Es ist nicht mehr die Stadt der Kirchen, sondern der Kirchenruinen. Das Castell, lange der Sitz des Erzbischofs, steht als Ruine am Abhange über dem Meer; eine Kapelle und der 105 F. hohe Thurm des heil. Rule oder Regulus sollen die ältesten Bauten sein. Von der einst reichen Priorei steht noch eine großartige Mauer mit 14 Thürmen.

Andria, eine Stadt im Königreich Neapel, in der apulischen Provinz Bari (Terra-di-Bari), zum Districte der 1 M. im S. gelegenen Stadt Barletta gehörig, zählt als Commun 30892 E., ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale und treibt insbesondere Handel mit Mandeln. Die Stadt wurde 1046 von dem Grafen Petro Normanno von Trani gegründet und blieb normannisch bis auf die Hohenstaufen. Kaiser Friedrich II., dessen Gemahlinnen Jolante (gest. 1228) und Isabelle (gest. 1241) hier in herrlichen Mausoleen beigesetzt wurden, bewilligte ihr viele Privilegien. Die beiden Mausoleen sind spurlos verschwunden.

Andrieux (François Guillaume Jean Stanislas), ein geachteter franz. Lustspieldichter, geb. 6. Mai 1759 zu Melun, war beim Ausbruch der Revolution Advocat. Während derselben zeichnete er sich durch seine Freiheitsliebe aus und trat 1798 als Deputirter des Seinedepartements in den Gesetzgebenden Körper, wo er durch Reden und Vorschläge über die Einrichtung der Primärschulen, die Freiheit der Presse und über die Ermordung der Gesandten zu Rastadt viel Aufsehen erregte. Zu gleicher Zeit machte er sich als Verfasser beliebter Lustspiele, z. B. «Les étourdis» (1787), bekannt. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun,

1800 Secretär und bald nachher Präsident des Tribunals. Bonaparte, dessen Planen er feindlich war, wußte ihn 1802 von seinen Stellen zu entfernen. Seitdem wendete sich A. ganz der Wissenschaft und der Literatur zu und wirkte seit 1803 als Professor an der Polytechnischen Schule, welche Stelle er 1815 verlor, und dann als Professor am Collége de France. 1816 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie, deren beständiger Secretär er 1829 ward. In dieser Stelle war er sehr thätig für die Bearbeitung des «Dictionnaire de l'Académie». A. war einer der Gründer der «Décades philosophiques et littéraires» (1794—1807). Auch hat er eine ziemliche Anzahl dramatischer Stücke geschrieben. Besondern Beifalls erfreuten sich die Lustspiele «Molière avec ses amis», «Le vieux fat» und die 1830 aufgeführte Tragödie «Brutus». Er starb 10. Mai 1833. Seine Werke sind gesammelt in zwei Ausgaben (4 Bde., Par. 1817—23; 6 Bde., Par. 1828). Seine ästhetischen Vorlesungen sind unter dem Titel «La philosophie des belles-lettres» (4 Bde., Par. 1828) erschienen.

Androclus, Name eines röm. Sklaven, dessen zwar nicht sicher verbürgte aber rührende Geschichte uns Seneca in der Schrift «De beneficiis» und Aulus Gellius mittheilen. Im Anfange der christl. Zeitrechnung soll A. der Tyrannei seines Herrn, eines Proconsuls in Afrika, entflohen sein und in einer Höhle der Libyschen Wüste einem hinkenden Löwen einen Dorn aus dem Fuße gezogen haben. Das dankbare Thier blieb ihm für diese Wohlthat treu wie ein Hund und theilte seinen Raub drei Jahre mit ihm. Nach Ablauf dieser Frist wurde A. wieder ergriffen und endlich, nach langer Trennung, dem gleichfalls eingefangenen Löwen in der Arena in Rom zum Kampfe gegenübergestellt. Wunderbarerweise aber griff letzterer den Sklaven nicht an, sondern legte sich ihm liebkosend zu Füßen. Erstaunt über dieses seltsame Schauspiel, schenkte Kaiser Caligula dem Sklaven die Freiheit sammt dem Löwen.

Androgynie, s. Hermaphroditismus.

Andromăche, die Tochter des Königs Eëtion von Theben in Cilicien und Gemahlin des Hektor, gehört zu den edelsten Frauengestalten der Homerischen Dichtungen. Schon in früher Jugend wurden ihr der Vater und sieben Brüder durch den Achilles erschlagen. Darauf mit Hektor vermählt, dem sie den Astyanax gebar, schloß sie sich mit inniger Liebe an den Gatten, als deren rührende Denkmale wir ihr Gespräch mit ihm, ehe er in die Schlacht eilte, sowie ihre Todtenklage über den Gefallenen (Iliade 6 u. 24), bewundern. Nach Trojas Eroberung ward sie Pyrrhos, dem Sohn des Achilles, zutheil, welcher sie nach Epirus führte und drei Söhne mit ihr zeugte, nachher aber sie dem Helenos, Hektor's Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn, Kestrinos, gebar. Nach des Helenos Tode ging sie nach Pergamos, wo ihr ein Heiligthum errichtet wurde. Euripides hat sie zur Hauptperson einer Tragödie gemacht.

Andromăchus, aus Kreta, Leibarzt des Nero, zeichnete sich besonders durch Erfindung eines Heilmittels gegen thierische Gifte, des Theriaks (s. d.), aus. Die Zubereitung desselben hat er selbst in einem Gedichte beschrieben, welches uns durch Galen in dessen Schrift «De antidotis» (herausg. Nürnb. 1754) erhalten ist. — Ein jüngerer A. war gleichfalls Nero's Leibarzt und schrieb einiges über die Kräfte und Zubereitung von Arzneimitteln.

Andromanie, Mannstollheit, bezeichnet eine Form der Seelenstörung bei Frauen, wobei sich eine rücksichtslose Neigung zum andern Geschlecht offenbart. (S. Erotomanie und Nymphomanie.)

Androměda, des äthiop. Königs Kepheus und der Kassiopeia Tochter, war, gleich ihrer Mutter, von seltener Schönheit. Als Kassiopeia einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter die Nereiden an Schönheit übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei Poseidon, der nicht nur des Kepheus Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, welches dem Lande allgemeines Verderben drohte. Das Ammonische Orakel that den Ausspruch, des Gottes Zorn könne nur besänftigt werden, wenn Kepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Kaum hatten solches die Aethiopier vernommen, so zwangen sie den Kepheus zur Befolgung des Spruchs. An einen Felsen geschmiedet, ward die unschuldige A. dem Ungeheuer preisgegeben. Hier erblickte sie Perseus (s. d.), gerade als er, das versteinernde Gorgonenhaupt in der Hand, von Besiegung der Medusa auf dem Pegasos zurückkam. Gerührt von der Schönheit der Jungfrau, versprach der Held, das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm dieselbe vermählen wolle. Gern versprach es der Vater, und Perseus bestand das Abenteuer. Von der Minerva ward A. unter die Sterne versetzt. Das Sternbild, welches am nördl. Himmel ihren Namen führt, wird durch eine mit ausgebreiteten Armen an einen Felsen gefesselte Jungfrau dargestellt.

Andromeda, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung, welche zu der Familie der Eri-

caceen oder heidekrautartigen Gewächse und zur 10. Klasse des Sexualsystems gehört und sich durch einen kleinen, fünftheiligen Kelch, eine glocken- oder krugförmige Blumenkrone mit umgeschlagenem, fünfzähnigem Saum, auf dem Blütenboden stehende Staubgefäße mit zweihörnigen Staubbeuteln, eine fünffächerige, mit fünf Klappen aufspringende, vielsamige Kapsel und meist immergrüne Blätter auszeichnet. Ihre Arten, lauter Holzgewächse, der Mehrzahl nach kleine Sträucher und Erdhölzer, wachsen vorzüglich in der kalten und gemäßigten Zone der nördl. Hemisphäre; doch kommen auch einige zwischen den Wendekreisen, besonders in Amerika, vor. In Europa finden sich vier Arten, unter denen A. polifolia, die poleiblätterige, die meiste Verbreitung hat. Dieselbe wächst auch in Deutschland sowol in Ebenen als Gebirgen häufig, doch immer nur auf Torfmooren. Ihre fadenförmigen Stämmchen kriechen auf dem Boden, oft in Moos verborgen, umher und sind mit linealen oder lanzettförmigen, am Rande umgerollten, oberseits dunkelgrünen, unterseits silberweißen Blättern besetzt. Die Blüten stehen auf ziemlich langen Stielen und sind röthlichweiß. Die übrigen europ. Arten sind: A. calyculata (von Neuern zur Gattung Cassandra gezogen), mit oberseits weißbeschuppten, unterseits rostroth-filzigen Blättern, welche in Torfmooren der russ. Ostseeprovinzen (auch in Sibirien und Nordamerika) wächst; A. tetragona, mit vierzeilig angeordneten Schuppenblättern, in Lappland (auch in Labrador), und A. hypnoides, ein kleines, niedliches, moosartiges Sträuchlein Norwegens und Islands (auch in Sibirien und Nordamerika). Mehrere amerik., durch schöne Blumen und Blätter ausgezeichnete Arten, z. B. A. ferruginea aus Georgien, A. rigida aus Carolina, ein bis 30 F. hoch werdendes Bäumchen, A. floribunda aus Georgien, A. arborea aus Virginien u. a., ferner A. japonica aus Japan, A. buxifolia von der Insel Bourbon, A. bracteata aus Peru u. s. w., sind Zierden der Gewächshäuser geworden, in denen sie wie die Erikensträucher behandelt werden müssen.

Andronicus, ein röm. Dichter, s. Livius Andronicus.

Andronicus (griech. Andreneikos) aus Rhodos, ein peripatetischer Philosoph, der zu Cicero's Zeit in Rom lebte und sich um die Kritik und Erklärung der Schriften des Aristoteles, die kurz vorher durch Sulla von Athen nach Rom gebracht worden waren, verdient machte. Seinen Namen trägt eine Schrift über die Leidenschaften (herausg. von Höschel, Augsb. 1594) sowie eine Paraphrase der aristotelischen Ethik an Nikomachos (herausg. von Heinsius, Leyd. 1607 u. 1617; Cambr. 1679). Beide Schriften gehören jedoch wahrscheinlich einem Gelehrten des 15. Jahrh., dem A. Kallistos an, welcher nach der Eroberung seiner Vaterstadt Thessalonich durch die Türken in mehrern Städten Italiens und Frankreichs die griech. Sprache lehrte, einige ungedruckt gebliebene Schriften verfaßte und 1478 in Frankreich starb.

Andronicus ist der Name dreier byzant. Kaiser. A. I., Sohn des Isaak Komnenos, gerieth 1141 auf der Jagd in türk. Gefangenschaft und wurde erst nach einem Jahre wieder befreit. Als Feldherr war er der Liebling des Heeres und wurde deshalb vom Kaiser Manuel gefangen genommen. Nach einer 12jährigen Haft zu Konstantinopel gelang ihm nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten die Flucht nach Halicz. Von hier wandte er sich nach Kiew, wo er bald die Gunst des Großfürsten Jaroslaw erhielt und auch die Versöhnung mit Manuel bewirkte. Die nach des letztern Tode 1182 in Konstantinopel entstandenen Unruhen wußte er zu seinem Vortheile zu benutzen. Er ließ die verwitwete Kaiserin und deren Sohn, den jungen Kaiser Alexios, ermorden, sich aber selbst zum Kaiser ausrufen. Nach einer kurzen, strengen Regierung, während welcher er manches für das Wohl des Landes that, wurde er 12. Sept. 1185 nach großen Mishandlungen ermordet. Er war der letzte Komnene. — A. II., Sohn des Michael Paläologos, kam 1283 zur Regierung. Er wurde 1307 von Papst Clemens V. in den Bann gethan, weil er der Vereinigung der griech. und lat. Kirche entgegentrat. Die von ihm gegen die Türken zu Hülfe gerufenen Miethstruppen, welche unter dem Namen der Catalonier in Sicilien kämpften, setzten sich in Griechenland fest. Nach blutigen Bürgerkriegen 1321—28 wurde er von seinem Enkel A. III. vom Throne gestoßen. Er ging in ein Kloster und starb halb erblindet 1332. — A. III. regierte nun bis 1341. Er war ausschweifend und ebenso schwach wie unglücklich gegen die Bulgaren und die siegreichen Türken, die immer mehr Boden im oström. Reiche gewannen.

Andronicus, von seinem Geburtsorte Kyrrhos in Syrien Kyrrhestes genannt, gilt für den Erbauer des sog. Thurms der Winde zu Athen, nördlich von der Akropolis. Das noch erhaltene Gebäude ist achteckig und von Marmor. Den Namen erhielt es von den acht Hauptwinden, welche unter dem Kranzgesimse in Relief durch acht Figuren dargestellt sind. Ueber dem Marmordache erhob sich sonst eine Säule, gleichfalls aus Marmor, auf welcher ein eherner

Triton stand, der als Windfahne diente und mit einer Ruthe nach der Richtung deutete, woher der Wind kam. An der vordern Seite ist das Gebäude mit zwei kleinen, zweisäuligen, korinth. Prostylen, an der Hinterseite mit halbrundem Ausbau versehen. Wegen des etwas gemischten Baustils und der Mittelmäßigkeit der Reliefs setzt man die Zeit der Erbauung in das 3. oder 2. Jahrh. Unter den Reliefs sieht man noch die Reste einer Sonnenuhr sowie im Innern die Vorrichtungen zu einer Wasseruhr.

Andronikow (Fürst Iwan Malchasowitsch), ein aus dem Orientkriege 1853—54 bekannter russ. General, ist der Nachkomme eines der ältesten kachetischen Dynastengeschlechter, das die Sage von dem griech. Kaiser Andronikos Komnenos ableitet. Seine Großmutter war eine Schwester des letzten Zaren von Grusien, seine Mutter eine Nichte des Zaren Salomon von Imeretien. Zu Tiflis 1801 geboren, trat er 1817 in Petersburg in das Regiment der Garde zu Pferde und wurde 1824 auf seine Bitte als Major im Nishegoroder Dragonerregiment nach dem Kaukasus versetzt. Im pers. Kriege zeichnete er sich 1826 bei Elisawetpol und 1827 bei Abbas-Abad aus, wo er eigenhändig den Serdar Nadshab-Khan gefangen nahm und ins russ. Lager brachte. Nach der Einnahme von Eriwan wurde er zum Oberstlieutenant, 1828 nach dem Sturme von Achalzich zum Oberst befördert und erhielt das Commando des Nishegoroder Regiments, mit welchem er ein türk. Detachement bei Besiburt auseinandersprengte und drei Geschütze eroberte. Bald nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, trat jedoch wieder in Dienst und that sich in dem langwierigen Kampfe gegen die Bergvölker vielfach hervor, namentlich durch die Unterdrückung eines Aufstandes der Osseten im J. 1840. Seit 1842 Generalmajor, war er 1847 bei der Belagerung von Salti und Gergebil thätig, wurde 1850 Militärgouverneur von Tiflis und 1851 Generallieutenant. Nach Ausbruch des Kriegs von 1853 erhielt A. den Befehl über ein Corps von 10000 Mann, mit dem Auftrage, die von den Türken blokirte Festung Achalzich zu entsetzen. Am 18. Nov. bestand seine Vorhut unter Brunner ein glückliches Gefecht bei Azchur, und am 26. schlug er das türk. Hauptcorps bei Suplis in die Flucht und erbeutete dessen ganze Artillerie, worauf er die Grenze überschritt und den Sandschak Pozchow besetzte. Im Feldzuge von 1854 befehligte A. sämmtliche Truppen in Gurien, Imeretien, Mingrelien und der Provinz Achalzich. Beim Erscheinen der verbündeten Flotten mußte er 19. Mai Redout-Kale räumen und sich nach Osurgeti zurückziehen, wohin die Türken unter Selim-Pascha bereits vorgedrungen waren. Am 16. Juni griff er den 30000 Mann starken Feind an und errang einen vollständigen Sieg, welcher Gurien und Mingrelien für den Rest des Feldzugs sicherstellte. Im Frühjahr 1855 trat A., angeblich wegen Krankheit, von seinem Commando zurück und legte bald darauf auch seinen Posten als Gouverneur von Tiflis nieder. — A. (Fürst Rewas Iwanowitsch), russ. Generallieutenant, diente gleichfalls mit Auszeichnung in den kaukas. Kämpfen und nahm an dem Feldzuge von 1859 theil, der mit der Gefangennahme Schamyl's endete. Den Grad eines Generallieutenants erhielt er 9. Febr. 1860. Im Juni 1863 wurde er zum Befehlshaber im Kreise Sakately ernannt, um die dort ausgebrochenen Unruhen zu beschwichtigen.

Andropogon, Bartgras, eine von Linné benannte und wegen der theils eingeschlechtigen, theils zwitterlichen Blüten in die 23. Klasse seines Systems gestellte Grasgattung, besteht aus schönblühenden, ansehnlichen Gräsern, deren Aehrchen in Aehren oder Rispen gruppirt sind. Die Aehrchen enthalten mehrere Blüten, von denen die männlichen meist Grannen, oft von bedeutender Länge, besitzen, welche der Aehre oder Rispe bei manchen Arten ein federbuschartiges Ansehen verleihen. Häufig sind auch die Spelzen der Aehrchen über und über mit seidenglänzenden Härchen bedeckt. Dies ist z. B. der Fall bei dem in Deutschland an dürren, steinigen Plätzen, namentlich auf Gips- und Kalkboden wachsenden A. Ischaemum, welches fingerförmig gruppirte, röthlich oder violett gefärbte Aehren hat. Halme und Blätter dieses Grases sind bläulich beduftet, hart und trocken und daher dem meisten Vieh zuwider; nur die Schafe fressen die kurzen, starren Rasenbüschel, welche es bildet, gern. Verschiedene ausländische Arten, wie A. distachyos (mit paarweise gestellten Aehren) und A. hirtus (mit behaarten, rispig gruppirten, kleinen Aehren) aus Südeuropa und den Umgebungen des Mittelländischen Meeres, ferner A. glaucus aus Carolina, A. aristatus von Isle de France, A. bicornis aus Westindien und Südamerika, A. Schoenanthus aus Ostindien und vom Cap u. a. m. finden sich als Ziergräser in unsern Gärten und Gewächshäusern. Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung sind namentlich in den Tropengegenden heimisch. Die Wurzeln des ostind. A. muricatus sind wegen des in ihrer Rinde enthaltenen ätherischen Oels, Harzes und bittern Extractivstoffes officinell geworden. Sie kommen als Radix Iwarancusae in den Handel.

Andros oder Andro, die nördlichste Insel der zum Königreich Griechenland gehörigen Cykladen, bildet gewissermaßen die südöstl. Fortsetzung von Euböa, von welchem es durch die 3 St. breite Straße von Silota getrennt wird, ist etwa 6 Q.-M. groß und wird von einem Gebirge durchzogen, an dessen Abfällen sich gutbewässerte, fruchtbare und wohlcultivirte Ebenen ausbreiten. Letztere liefern Getreide, Wein, Oel, Südfrüchte, Baumwolle und Gemüse in Menge; das Hauptproduct der Insel ist jedoch Seide. Nicht unwichtige Erwerbsquellen der 21000 Bewohner sind auch die Viehzucht, namentlich die Schafzucht, die Fischerei und die ergiebige Jagd auf Vogelwild. Früher vermietheten sich viele Bewohner von A. nach Konstantinopel und Smyrna als Diener in dortige christl. Häuser. Die gleichnamige Hauptstadt A., an einer Bucht der Ostküste, hat 5500 E., einen kleinen Hafen, aber eine gute Rhede, ist Sitz eines griech. und eines kath. Bischofs und ein belebter Handelsort. Nahe dabei liegt das Dorf Paläo-A. (oder Andro Vecchio) an der Stelle der alten Hauptstadt A., von deren Hafen, Bacchustempel und Burg nur noch wenige Spuren übrig sind. Andere Hafenorte auf der Insel sind Korthion oder Ano-Kastron auf der Ostküste, mit 1500 E. und hellenischer Schule, Gawrion oder Gavri, ein Flecken mit 950 E. auf der Westküste, ferner die Dörfer Arni, mit 970 E., Phelos mit 650, und Makrytantalos, mit 640 E. Agios-Nikolas und Agios-Petros sind zwei große Klöster. Nach der Sage wurde die Insel zuerst von Andreus angebaut, der sie von Radamanthos geschenkt erhalten hatte. Infolge der Dorischen Wanderung durch Ionier bevölkert, scheint die Insel, die übrigens dem Dionysos heilig war, frühzeitig emporgekommen zu sein, sodaß sie bereits um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. Colonien nach Akanthos und Stagira aussenden konnte. Nach den Perserkriegen gehorchte sie den Atheniensern, von denen sie mehrfache Bedrückungen zu erdulden hatte; später kam sie in die Gewalt der Macedonier. Nach Besiegung der letztern durch die Römer ward A. von diesen an den pergamenischen König Attalus überlassen, ging aber nach dem Tode des letzten Attalus mit der ganzen Erbschaft wiederum an die Römer über. A. theilte hierauf die Geschicke Griechenlands, bis es nach Begründung des lat. Kaiserthums 1207 in dem venet. Edelmann Marino Dandolo seinen eigenen Fürsten erhielt, dessen Nachkommen die Herrschaft gegen die Türken behaupteten, bis sie endlich letztern 1566 die Insel überlassen mußten. Unter der türk. Herrschaft war A., als Chatoullegut von Sultaninnen, ziemlich unabhängig und zahlte einen Tribut von ungefähr 30000 Piastern. Vgl. Hopf, «Geschichte der Insel A. und ihrer Beherrscher in dem Zeitraume von 1207—1577» (Wien 1855; Urkunden und Zusätze, Wien 1856).

Androsace, eine von Linné aufgestellte und zur 5. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems gerechnete Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, welche aus kleinen, oft moosartigen, der Mehrzahl nach in den Alpen und andern Hochgebirgen auf Steingerölle und in Felsspalten wachsenden Kräutern besteht. Sie hat wie die Primeln eine präsentirtellerförmige Blumenkrone, unterscheidet sich aber von dieser Gattung durch die Drüsen im Schlunde der Blumenkrone und die fünfklappige, fünf- oder zehnsamige Kapsel. Ihre Arten zerfallen in solche, deren Blüten in einfache Dolden an der Spitze eines blattlosen Stengels gestellt sind (die echten A.), und in solche, deren Blüten einzeln am Ende dichtbeblätterter Stämmchen, welche zusammen moosartige Polster bilden, stehen. Letztere vereinigte Linné als besondere Gattung unter dem Namen Aretia. Dieselben sind lauter niedliche Alpenpflanzen, welche wol auch bisweilen zur Decorirung künstlicher Felsengruppen in Gärten angewendet werden. Zur ersten Gruppe gehört die auf Sandboden hin und wieder häufig vorkommende A. septentrionalis, ein einjähriges Pflänzchen mit rosettenförmig gestellten Blättern, welches beim Volk unter den Namen Mannsschild und Harnischkraut bekannt ist.

Androsaemum nannte Tournefort eine Pflanzengattung, deren Arten von Linné und den spätern Botanikern zu Hypericum (s. d.) gezogen worden sind. Sie ist gegründet auf einen in Süddeutschland, Oberitalien, Frankreich und Nordspanien wildwachsenden kleinen Strauch, A. officinale (Hypericum Androsaemum L.), welcher die deutschen Volksnamen Grundheil und Blutheil erhalten hat, die auf der angeblich blutreinigenden Kraft seiner Blätter und Blüten beruhen. Der genannte Strauch wird 3—4 F. hoch, hat gegenständige, ovale, ganzrandige Blätter und trugdoldig angeordnete, große, gelbe Blumen von demselben Baue wie diejenigen von Hypericum. Aus dem Fruchtknoten entsteht eine saftige, beerenartige Kapsel, welche nicht aufspringt. Dadurch unterscheidet sich A. allerdings von Hypericum. Indessen gibt es verschiedene ausländische Arten letztgenannter Gattung (z. B. Hypericum bacciferum, laurifolium, pyramidatum, sphaerocarpum, amerik. Pflanzen), deren Kapsel anfangs auch beerenartig ist, sich aber später öffnet, gerade so wie die trockne Kapsel des echten Hypericum.

Andūjar, eine Stadt (Ciudad) von 12605 E. in der span. Provinz Jaen, auf der andalusischen Heerstraße über die Sierra-Morena und am rechten Ufer des Guadalquivir, den jene Straße auf einer langen Steinbrücke von 17 Bogen überschreitet, in einer weiten, baumreichen Ebene gelegen. Der wohlhabende, lebhafte und gewerbreiche Ort ist gut gebaut, von ziemlich modernem Ansehen, besitzt fünf Pfarrkirchen, vier Nonnen-, sechs ehemalige Mönchsklöster, drei Spitäler, ein Theater und eine hübsche Promenade. Der Hauptindustriezweig besteht in der Verfertigung von Alcarrazas, porösen Wasserkrügen und Flaschen aus rothem und weißem Thon, die man zur Abkühlung des Wassers im Sommer braucht und womit A. ganz Spanien versorgt. Im April findet hier eine Messe statt. Die Umgegend erzeugt viel Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Sumach, Wein und vorzügliches Obst. In der Nähe sind laue Mineralquellen. Am Brückenkopf von A. (s. Baylen) fand 18. bis 20. Juli 1808 ein heftiger Kampf zwischen Spaniern und Franzosen unter Dupont statt.

Aenēas (griech. Aineias), einer der gefeiertsten Helden der antiken Sagengeschichte, war nach Homer Sohn des Anchises und der Aphrodite. Er wurde von Alkathoos, dem Gatten seiner Schwester, erzogen und wohnte bei seinem Vater zu Dardanos, ohne gleich anfangs am Trojanischen Kriege theilzunehmen. Erst als er vom Achilleus auf dem Ida bei seinen Rinderheerden überfallen worden, führte er seine Scharen, die Dardaner, gegen das griech. Heer. A. erscheint während des Kampfes als ein Liebling der Götter und unter den Helden Trojas als der tapferste nächst Hektor. Doch sind die Erzählungen der Alten über seine Geschicke vor, während und nach der Eroberung Trojas sowie über seine spätern Wanderungen sehr abweichend. Aus den Berichten der Ilias geht hervor, daß die älteste Sage den A. nach dem Untergange des Geschlechts des Priamos über Troja herrschen läßt. Andere spätere Dichter erzählen, daß A. mit den Resten des troischen Volks eine neue Colonie im troischen Lande begründet und über dieselbe mit seinen Nachkommen geherrscht habe. Eine fernere Entwickelungsstufe der Sage erweitert den Auszug aus der Stadt Troja zu einem Auszuge aus dem trojanischen Lande, als dessen Ziel von einigen die Halbinsel Pallene, von andern Arkadien oder noch weiter westlich gelegene Gegenden genannt werden. Stesichoros (um 600 v. Chr.) ist der erste, der den A. nach Hesperien gelangen läßt. Die Sage vom trojanischen Ursprung der Stadt Rom taucht in der griech. Literatur mit Bestimmtheit um 300 v. Chr. auf. Mit der Erweiterung der röm. Macht und des polit. Uebergewichts der weltbeherrschenden Stadt bekam die Sage, daß A. nach Latium gekommen und den Grund zum röm. Volke gelegt, eine allgemeine Geltung und wurde durch die röm. Sagenschreiber und Dichter, besonders aber durch die Familie der Julier, die sich vom Julus, dem Sohne des A., ableiteten, gepflegt. Die Localsagen, nach denen A. bald hier bald dort das Ziel seiner Fahrt oder sein Ende gefunden, wurden von der röm. Sage in Schatten gestellt und mußten sich ihr unterordnen, wobei dann jene Orte gewissermaßen als Stationen in die weite Fahrt von Troja nach den ital. Küsten eingereiht wurden. Auf diese Weise wird die Fahrt vom Geschichtschreiber Dionys sowie vom Dichter Virgil in der «Aeneis» geschildert. Nach der Darstellung der letztern stürzte sich A., ungeachtet der Mahnung des Priamos, in der Nacht, als die Stadt von den Griechen genommen wurde, in den Kampf und wich nicht eher, als bis Priamos gefallen und die Mutter ihn rief, zum Vater zurückzukehren. Er rettete aus dem brennenden Ilion die Götterbilder und die Seinen. Den alten Vater Anchises trug er auf den Schultern fort, doch verlor er auf der Flucht in dem Getümmel seine Gattin Kreusa (s. d.). Mit 20 Schiffen segelte er nach Thrazien, wo er die Stadt Aenos zu bauen begann, allein ein Wunder erschreckte ihn und er unterließ den Anbau. Um das Orakel zu befragen, wendete er sich nach Delphi. Die Misdeutung des Orakelspruchs führte ihn nach Kreta, von wo ihn eine Pest vertrieb. Er zog nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollo's Spiele feierte, und fand dann in Epirus Helenos und Andromache. Von hier ging seine Fahrt nach Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Aetna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Drepanon auf der Westseite, wo Anchises starb. Ein Sturm verschlug A. nach Afrika, wo Dido ihn in Karthago freundlich aufnahm und an eine Vermählung mit ihm dachte. Jupiter aber, des waltenden Schicksals eingedenk, sendete durch Mercur Befehl an A., nach Italien abzugehen. Während die verlassene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigte, segelte A. mit seinen Genossen ab und ward durch Sturm nach Sicilien zum Gastfreunde Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Todtenspiele feierte. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, steckten die Schiffe in Brand, worauf er beschloß, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkte ihn Anchises, der ihn im Traum ermahnte, in Italien

durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesta schiffte A. nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsuchte, die ihm seine Zukunft weissagte und seinen Gang zur Unterwelt beförderte. Nach seiner Rückkehr aus dieser gelangte er nach einer neuen Schiffahrt in die Tiber, wo er am östl. Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus, ausstieg. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies veranlaßte einen Krieg, nach dessen Beendigung sich A. mit der Lavinia vermählte. Auf Bitten der Venus nahm Jupiter ihn unter die Zahl der Götter auf. Sein mit der Lavinia erzeugter Sohn, Aeneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte A. einen Sohn, Ascanius (s. d.), welcher Vater des Julus und somit Ahnherr des Geschlechts der Julier wurde. Vgl. Klausen, «A. und die Penaten» (2 Bde., Hamb. und Gotha, 1829—40).

Aeneas (griech. Aineias), der Taktiker genannt, ein griech. Militärschriftsteller, der im 4. Jahrh. v. Chr. lebte und vielleicht identisch mit dem arkadischen Strategen A. aus Stymphalos ist, welcher 366 v. Chr. der Tyrannis des Euphron zu Sikyon ein Ende machte. Von seinem umfassenden kriegswissenschaftlichen Werke, welches den Titel «Hypomnemata» führte, zwischen 360 und 356 verfaßt wurde und in mehrere Abtheilungen zerfiel, hat sich nur der Abschnitt über Belagerungskunst erhalten, welcher anfangs mehrmals als Anhang zu den Ausgaben des Polybios in Druck erschien, zuletzt aber vielfach kritisch berichtigt und mit deutscher Uebersetzung von Köchly und Rüstow in deren Sammlung der «Griech. Kriegsschriftsteller» (Bd. 1, Lpz. 1853) herausgegeben wurde.

Aeneas Sylvius, s. Pius.

Anecdota nannten die Alten alles, was schriftlich noch nicht bekannt gemacht worden war, in welchem Sinne der Geschichtschreiber Procopius im 6. Jahrh. n. Chr. seine «Geheimen Geschichten» aus den Regierungsjahren Justinian's zugleich mit dem Namen «Anecdota» bezeichnete. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst aber versteht man darunter alte Schriften oder auch nur Bruchstücke daraus, die, vorher meist für verloren gehalten, durch den Druck zum ersten mal der Oeffentlichkeit übergeben werden. Wir besitzen dergleichen aus der griech. und röm. Literatur von Muratori, Wolff, Villoison, Siebenkees, Bekker, Bachmann, Boissonade, Cramer u. a. Eine einzelne Schrift der Art nennt man Anecdotum oder Anecdoton.

Anekdote (vom griech. Anekdoton: ein noch nicht Veröffentlichtes) bezeichnet im gewöhnlichen Leben irgendeine kurze Erzählung, welche, rund und spannend vorgetragen, den Leser oder Zuhörer durch das in ihr enthaltene Ueberraschende, Witzige, Rührende, Lächerliche u. s. w. anzieht oder belustigt. Die Wirkung solcher Geschichten beruht, außer dem angemessenen Vortrage, auch darin, daß der Zuhörer oder Leser mit der Sache oder Begebenheit noch unbekannt ist. Leute, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath von A. auszuschütten suchen, nennt man Anekdotenkrämer. Sie werden lästig, weil sie alte und längst bekannte Geschichtchen immer wieder vorbringen, oder auch, weil man sich nicht jederzeit in der Stimmung und Lage befindet, dergleichen Dinge anzuhören. Ein Anekdotenjäger heißt der, welcher das Aufsuchen oder auch Anbringen solcher Geschichten ohne Maß betreibt.

Anemologie (griech.), die Lehre von der Entstehung, Richtung, Stärke und Geschwindigkeit der Winde (s. d.). Zur Beobachtung der Winde dient das Anemoskop, ein Instrument, das sehr verschieden, bald einfacher, bald vollkommener und zusammengesetzter eingerichtet sein kann. Jede Wetterfahne ist eigentlich ein Anemoskop. Man nennt das Instrument Anemograph, wenn es zugleich die Aenderungen der Windrichtung selbst registrirt, indem es durch einen an ihm angebrachten und mit ihm zugleich sich drehenden Stift auf einem, durch ein Uhrwerk langsam vorbeigezogenen Papierstreifen die Windrichtung in jedem Augenblicke durch einen Strich angibt. Solche Vorrichtungen sind mehrfach angegeben worden. Sie sind jedoch erst dann wissenschaftlich ganz brauchbar, wenn sie nicht blos solche schreibende Anemoskope, sondern zugleich schreibende Anemometer (Windmesser) sind, d. h. nicht nur die Veränderung der Richtung, sondern auch die Stärke oder vielmehr Geschwindigkeit des Windes registriren. Ein ganz zweckmäßiges Anemometer für die Witterungskunde (Meteorologie) mangelt noch. Denn mag man die Windstärke auch messen aus der Höhe, bis zu welcher eine leichte, hohle, nach Art eines Pendels aufgehängte Metallkugel oder eine herabhängende, horizontal drehbare Blechtafel emporgetrieben wird, oder aus der Höhe, bis zu welcher eine in einem zweischenkeligen Glasrohre befindliche Quecksilbersäule in dem einen Schenkel steigt, wenn der Wind in den andern Schenkel durch einen Auffangtrichter geleitet wird, oder mag man die Geschwindigkeit des

Windes bestimmen aus der Schnelligkeit der Umdrehung kleiner, dem Wind entgegengehaltener, windmühlenartiger Rädchen: immer bleibt es schwer, ja fast unmöglich, die fortwährenden Schwankungen der Windstärke mit Hülfe dieser Instrumente richtig zu registriren und die mittlere Windstärke aus ihren Angaben zu ermitteln.

Anemōne, Windblume, Windröschen, artenreiche, von Linné benannte, aus lauter perennirenden Kräutern bestehende Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen und der 13. Klasse des Sexualsystems. Der Charakter besteht in einem sechs- bis neunblätterigen, blumenkronenartigen Kelche oder Perigon, zahlreichen Staubgefäßen und sehr vielen einsamigen Akenen. Bei den echten A. sind die Früchtchen ungeschwänzt, bei den Küchenschellen dagegen oder Pulsatillen sind sie mit einem federartigen Schwanz versehen. In neuerer Zeit hat man auch die Leberblümchen als eigene Gattung von A. abgetrennt, weil dieselben einen wirklichen Kelch und eine wirkliche Blumenkrone besitzen. Die A. haben alle einen einfachen Stengel, welcher gewöhnlich nur eine, selten zwei oder gar mehrere, dann in eine einfache Dolde gestellte Blüten (bei A. narcissiflora L., in den Alpen, Riesengebirge und andern Hochgebirgen) trägt und unterhalb des oder der Blütenstiele mit einer aus drei Blättern bestehenden Hülle versehen ist. Diese Hüllblätter sowol als die grundständigen sind dreizählig und fiederförmig zerschnitten. Alle Arten sind perennirende Kräuter mit kriechendem oder gebüscheltem Wurzelstock, die meisten bewohnen die gemäßigte Zone beider Hemisphären, besonders aber der nördlichen. Die bei uns gemeinste Art ist die überall auf Wiesen, in Grasgärten und Wäldern wachsende A. nemorosa L., in vielen Gegenden Buttermilchblume und Waldhähnchen genannt, welche zu den ersten Frühlingsblumen gehört. Ihr sehr ähnlich ist die gelbblühende, nur in Laubgebüschen vorkommende A. ranunculoides. Am seltensten findet sich wild die großblumige A. silvestris mit gelblichweißem Perigon, welche auch als Zierpflanze cultivirt wird. Am meisten cultivirt man jedoch die Gartenanemone, A. coronaria, aus Südeuropa und dem Orient, eine sehr schöne, von den Arabern «Anahamen» genannte Pflanze mit großen, dunkelrothen, blauen oder weißen Blumen, von welchen im Laufe der Zeit durch die Kunst der Gärtner so viele Spielarten entstanden sind, daß man besondere Werke über sie und ihre Cultur schreiben mußte. Diese Pflanze wird namentlich in Holland im großen gezogen und ist auch in Deutschland ein sehr beliebtes Ziergewächs, erfordert aber bei uns eine sorgfältige Behandlung. Sie gedeiht nur in leichtem Boden und ihre Blumen vertragen weder Regen noch heftigen Wind. Der aus büschelförmig gruppirten Knollen zusammengesetzte Wurzelstock muß nach dem Verblühen herausgenommen werden. Die Vermehrung geschieht durch Wurzelzertheilung oder durch Samen. Auf letzterm Wege erhält man zwar neue Spielarten, allein erst im zweiten Jahre blühende Exemplare. Das frische Kraut der A. schmeckt brennend scharf und verflüchtigt beim Zerreiben einen sehr scharfen, stechenden Stoff, der die Augen zu Thränen reizt. Deshalb sind die A. schlechte Futterpflanzen und können sogar, wenn das Vieh sie in Menge frißt, Magen- und Darmentzündung veranlassen. A. nemorosa war früher officinell. Bei der Destillation mit Wasser gibt diese Pflanze ein scharfriechendes Destillat, aus welchem sich mit der Zeit Anemonin absetzt. Dieser in den Pulsatillen in noch höherm Grade vorhandene Stoff bildet nadelförmige Krystalle, ist in kochendem Weingeist leicht, in kaltem, Wasser und Aether schwer löslich, schwerer als Wasser und beim Kauen anfangs geschmacklos; später erregt er auf der Zunge ein höchst lästiges Brennen und führt Gefühllosigkeit der Zunge herbei. Neben dem Anemonin scheidet sich bei der Destillation auch eine eigenthümliche Säure, Anemonsäure, ab.

Anerbe ist derjenige, dem das untheilbare Bauergut zufällt. Eben weil das Gut aus bestimmten Gründen, entweder aus Rücksicht auf den Grundherrn oder, bei freien Gütern, aus staatsökonomischen Rücksichten untheilbar ist, kann von mehrern, sonst erbberechtigten nur einer dasselbe erhalten. Bald ist der A. der jüngste, bald der älteste unter den Erben, bald auch wählt ihn der Grundherr, oder es bestimmt ihn der letzte Besitzer des Guts. Der A. hat aber ein Recht nur dann, wenn es wirklich zum Erbfall kommt; gegen eine Veräußerung des Guts vor eintretendem Erbfall kann er keine Einwendungen machen. Kommt er aber zur Nachfolge, was auch wol bei Lebzeiten des Besitzers durch freie Vereinbarung geschieht, so gehört ihm nach den verschiedenen Localrechten bald nur der Grund und Boden, bald auch alles dasjenige, was unmittelbar auf diesen verwandt ist, also z. B. Gebäude, Pflanzungen, Inventar. Alles was nicht dem A. als solchem zufällt, ist Allod und wird zwischen «allen» Erben getheilt, obgleich auch hinsichtlich dieses Vermögens in einigen Gegenden der A. als der eigentliche Erbe angesehen wird und ihm nur die Verpflichtung obliegt, den andern Berechtigten herauszuzahlen. Für diese bevorzugte Stellung ist andererseits der A. verpflichtet, seine Geschwister auf dem

Hofe zu behalten und ihre Arbeit mit ihrem Unterhalt zu bezahlen, auch wenn sie abziehen wollten, ihnen die sog. Abfindung (s. d.) zu geben.

Anerkennung ist das Zugeständniß der Wirklichkeit und Echtheit einer Person oder Sache, eines Rechtes oder Zustandes. So spricht man von A. eines Kindes durch den Vater, eines zurückgekehrten Verschollenen, einer Unterschrift oder Urkunde, eines Beweisstücks u. s. w. Es werden hierdurch die Zweifel an der Identität, bei Kindern an der Vaterschaft, beseitigt. Ebenso wird bei dem Eintritt oder der Nachfolge in ein Nutzungseigenthum, z. B. in Lehen- und Erbzinsgüter, die Abhängigkeit von dem Obereigenthümer jedesmal bekannt und dies wol auch durch Leistung eines geringen Anerkennungsgeldes (Gunstgeld, Lehnwaare, Laudemium) oder durch bestimmte Unterwürfigkeitshandlungen versinnlicht. Wenn desgleichen der Schuldner das Bestehen der Verbindlichkeit gegen den Gläubiger anerkennt, so erzeugt dieses nachfolgende Zugeständniß eine selbständige Klage auf den eingeräumten Betrag, bei welcher der Gläubiger nur die Thatsache des Anerkenntnisses, nicht aber den Grund der ursprünglichen Verbindlichkeit zu erweisen hat. Auch das Kirchen- und Staatsrecht zieht die A. in Betracht. In der päpstl. Bestätigung der Bischöfe und in der Verpflichtung der Land- und Reichstagsabgeordneten liegt das Zugeständniß einer gültigen Wahl, und die den Fürsten erwiesene Huldigung des Landes enthält eine A. ihres rechtmäßigen Regierungsantritts. Ferner ist es Vorbedingung des diplomatischen Verkehrs, daß die betreffenden Staaten gegenseitig ihre völkerrechtliche Existenz anerkennen. Es wird dies nicht blos bei der ersten Einleitung des internationalen Verhältnisses erfordert, sondern auch bei substantiellen Veränderungen jener Existenz, z. B. einem Thronwechsel, einer bedeutenden Machterweiterung, bei Vertauschung der bisherigen Ordnung mit einer der Art nach entgegengesetzten. Wenn streng monarchische Staaten in vermeintlichen Usurpationen oder in einer Entwickelung der Verfassung zu größerer Freiheit schon einen genügenden Grund finden wollen, die A. nicht zu erneuern, so erscheint dies, dafern nicht zugleich reale Interessen des widersprechenden Staats verletzt sind, als völkerrechtswidrige Injurie, welche das Selbstbestimmungsrecht einer souverainen Macht nach subjectiven Eingebungen in Abrede stellt. Es liegt aber auch darin, falls der Wille zu kriegerischen Interventionen nicht vorhanden ist, eine unnütze, den beleidigten Staat zur Wiedervergeltung herausfordernde Chicane, unter deren Folgen die Schutzbefohlenen des Urhebers zu leiden haben. Die längere Nichtanerkennung der Königin Isabella II. von Spanien aus Legitimitätsscrupel kostete z. B. Deutschland seinen span. Handel. Thatsächlich bestehende Regierungen anzuerkennen gebietet also nicht allein das Völkerrecht, sondern auch die Staatsklugheit.

Aenesidemus (griech. Ainesidemos), ein skeptischer Philosoph, aus Knossos in Kreta gebürtig, der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr. in Alexandrien lehrte und den Skepticismus unter den Alten von neuem belebte und weiter ausdehnte, als dies bis dahin geschehen war. In seinem Werke «Pyrrhonische Betrachtungen» setzte er die früher von Pyrrho (s. d.) angedeuteten Gründe gegen die Erkennbarkeit der uns umgebenden Sinnenwelt und für die Zurückhaltung jedes entscheidenden Urtheils auseinander und schärfte sie theilweise. Die skeptische, an allem zweifelnde Denkart bezeichnete er als eine vergleichende Reflexion über die Erscheinungen und Vorstellungen, mittels welcher man in denselben die größte Verwirrung finde und zur Zurückhaltung des Beifalls bestimmt werde. G. E. Schulze (s. d.) gab unter dem Titel «Aenesidemus» eine Schrift heraus (Helmst. 1792), in welcher er Kant's Kritik mit den Waffen des Skepticismus bekämpfte.

Anethum, Dill, ist der Name einer von Linné aufgestellten Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse. Dieselbe besitzt hüllenlose Dolden und Döldchen, einen undeutlich fünfzähnigen Kelchsaum, eingerollte gelbe Blumenblätter und eine am Rücken linsenförmig stark zusammengedrückte Frucht mit 10 fädlichen Rippen und einstriemigen Rillen. Alle Arten haben feinzertheilte Blätter mit fadenförmigen Zipfeln. Die bekannteste Art ist der gemeine Dill (A. graveolens), welcher unter den Saaten im südl. Europa, im Oriente und in Aegypten einheimisch ist und bei uns häufig angebaut wird. Er ist einjährig und hat 1—4 F. hohe weißlich und dunkelgrün gestreifte Stengel, linealfädliche, verlängerte Blattzipfel, flache, 10—30strahliche Dolden und elliptische, mit einem breiten, flachen Rande eingefaßte Früchte. Kraut und Blüten haben einen eigenthümlichen, gewürzhaften, starken Geruch und Geschmack und werden als Gewürz in der Haushaltung, namentlich beim Einlegen der Gurken, verwendet. Die Früchte (Dillsamen, Semina oder Fructus Anethi), welche auch in der Heilkunde gebräuchlich sind, kommen in ihren Heilkräften mit dem Fenchel und Kümmel überein. Die Cultur des Dill erfordert keine besondere Sorgfalt. Einmal im Garten ausgesäet, vermehrt er sich von selbst

und erscheint fortan alljährlich als Unkraut auf den Beeten. Die noch übrigen Arten wachsen in Südamerika, Nordafrika und Persien. Der Sowa-Dill (A. Sowa), der in Bengalen einheimisch und häufig daselbst angebaut wird, ist dem gemeinen sehr ähnlich; nur sind die Früchte flacher, länglich-oval, fast ungerandet und die 5—10strahligen Dolden etwas gewölbter. Die Früchte dieser Pflanze dienen in Ostindien vielfach als Arzneimittel und Gewürz.

Aneurysma oder Arteriectasia, Pulsadergeschwulst, heißt die krankhafte Erweiterung einer Arterie. Man unterscheidet vier Arten von Aneurysmen: 1) das echte, wo irgendeine Stelle einer Pulsader ringsum und in allen ihren Häuten erweitert ist; 2) das unechte, wenn die Haut einer Arterie geöffnet ist und ein Austritt von Blut das benachbarte Zellgewebe sackförmig ausdehnt (die häufigste Art); 3) das zusammengesetzte, wenn einzelne Häute der Arterie verletzt sind und die unverletzte Haut derselben (z. B. die innere) durch die entstandene Oeffnung sich herausdrängt und einen Sack bildet, und 4) das varicöse, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschnitten wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Manche ältere Aerzte belegen mit dem Namen A. auch die Erweiterungen der Herzhöhlen; neuere brauchen den Namen Herzaneurysma nur für eine umschriebene, sackförmige Ausstülpung der Herzwandungen. Die Aneurysmen sind häufig an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta (innere Aneurysmen) und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Erstere (sowie manche der letztern) entstehen durch Krankheit der Arterienhäute, indem diese entarten (atheromatöser Proceß) und dadurch ihre Festigkeit und Spannkraft verlieren. Die innern Aneurysmen sind schwer und nur durch physik. Diagnostik zu erkennen und kaum zu heilen. Durch den fortwährenden Druck, welchen die Aneurysmen auf die umgebenden Theile ausüben, veranlassen sie Schwinden, Entzündung, Verschwärung und selbst Brand derselben; die hauptsächlichste Gefahr besteht aber darin, daß sie zuletzt platzen und tödliche Verblutung bewirken können. Ein A. kann von selbst heilen, wenn aus irgendwelchem Grunde das Blut in demselben zur Gerinnung kommt, sodaß die Arterie an der kranken Stelle verstopft und eine weitere Ausdehnung ihrer Wand unmöglich wird. Die künstliche Heilung kann entweder ebenfalls durch Herbeiführung einer solchen Gerinnung, oder durch Unterbindung der Arterie oberhalb des A. herbeigeführt werden. Um Gerinnung des Blutes im A. zu veranlassen, bedient man sich entweder der anhaltenden Zusammenpressung der kranken Arterie, beziehentlich des ganzen Gliedes, um auf diese Weise den Lauf des Blutes zu hemmen und durch die langsamere Bewegung desselben sein Gerinnen im A. zu begünstigen, oder man wendet die sog. Elektropunktur an, d. h. man leitet durch Nadeln einen galvanischen Strom durch das A., wobei sich das Blut gerinnend niederschlägt, oder endlich man sucht durch eine schwächende, blutentziehende Cur bei gleichzeitiger strenger Ruhe des ganzen Körpers die Energie des Kreislaufs im allgemeinen zu mindern. Die Unterbindung der Arterie schneidet dem Blute den Weg zum A. ab, sodaß letzteres allmählich verödet.

Anfossi (Pasquale), ein geschickter Violinspieler und Componist, geb. zu Neapel 1729, ein Schüler Sacchini's und Piccini's. Auf Veranlassung des letztern begann er sich der Operncomposition zuzuwenden, konnte aber anfänglich keine Erfolge erzielen. Erst als er 1773 mit der Oper «Incognita perseguitata» auftrat, errang er entschiedenen Beifall, und auch die beiden bald darauf folgenden Werke «La finta giardiniera» und «Il geloso in cimento» fanden die Gunst des Publikums. Doch schon seine nächste Composition, «L'Olimpiade», misfiel wieder, und A. wandte sich nun 1780 nach Paris, wo er indeß ebenfalls nicht die verdiente Würdigung zu finden glaubte. Er begab sich deshalb nach London, wo er 1783 Director der Italienischen Oper wurde. 1787 kehrte er nach Rom zurück, und nunmehr fand er daselbst die gebührende Anerkennung. A. starb 1797. Von seinen übrigen Compositionen sind insbesondere die vortrefflichen komischen Opern «L'avaro», «Il curioso indiscreto» und «I viaggiatori felici» hervorzuheben. Sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung treten namentlich in diesen Opern glänzend hervor. Mehrere seiner Finales sind Muster in dieser Art. Auch hat er mehrere Oratorien und Psalmen componirt.

Angara, der bedeutendste rechte Nebenfluß des Jenissei in Sibirien, entspringt als Obere A. im NO. des Baikalsees, tritt unweit von dessen Südwestende durch einen engen Felsenpaß als Untere A. oder Obere Tunguska krystallhell aus demselben und läuft dann gegen N. über Irkutsk, von wo der Fluß bis zu seiner Mündung noch 237 M. zurücklegt. Die

Breite der mit vielen Inseln erfüllten A. schwankt zwischen 1600 und 8500 F.; bei Irkutsk und nahe vor der Mündung ist sie am schmalsten. Ihre Strömung ist stark, hier und da reißend, und in ihrem Laufe zählt sie 12 Stromschnellen. Offenbar ist die A. der Hauptstrom, der den fünffach geringern, langsam fließenden Jenissei aufnimmt. Die A. ist fischreich, aber von Ende Dec. bis Anfang April zugefroren. Nebenflüsse sind: rechts der 50 M. lange Gebirgsstrom Irkut, welcher durch 30 Zuflüsse verstärkt wird und an der Mündung 600 F. breit ist; links die Uda-Tschjuna, die an der chines. Grenze entspringt, an 100 M. lang ist und allein im Gouvernement Irkutsk 188 Zuflüsse aufnimmt.

Angarien. Mit dem griech. Worte angareia, das so viel als Staatsfrone bedeutet, bezeichnete man zur röm. Kaiserzeit die den Ansässigen, besonders in den Provinzen, obliegende Pflicht, für Staatszwecke und zur Beförderung des Kaisers und seines Gefolges auf den Landstraßen Fuhrwerke und Träger zu stellen. In weiterer Steigerung dieser Verbindlichkeit forderte man überhaupt jedwede Beihülfe zu öffentlichen Transporten, selbst wenn der Zug sich nicht mehr auf der Landstraße bewegte (Parangarien). Im Mittelalter heißen A. zunächst die Wege- und Spanndienste, ohne Unterschied ob sie für öffentliche Zwecke oder einem Privatberechtigten geleistet werden. Man versteht aber auch darunter sonstige Fronen, ja hin und wieder selbst die an den Quatembern zu erlegenden Steuern, weil sie an die private Zinspflicht erinnerten oder theilweise als Geldäquivalente für frühere Dienste und Lieferungen erschienen.

Angeboren. Was der Mensch mit seiner Geburt oder seiner ersten wahrnehmbaren Erscheinung im Leben empfangen hat, und was mithin auch nicht Werk seines Willens und seines Verdienstes ist, sind diejenigen besondern, allen übrigen zum Grunde liegenden Bestimmungen und Verhältnisse seines individuellen Wesens, in deren Ausbildung und Anwendung seine freie Thätigkeit sich zeigen soll. Angeboren, sagt man daher, ist dem Menschen sein Körper und die an die Erscheinung des Körpers sich anknüpfende Regel der Aeußerung und Entwickelung des Geistes oder die geistige Anlage. Ob aber auch gewisse Ideen und Begriffe dem Menschen angeboren sind, darüber hat man viel gestritten, namentlich seit den Zeiten Locke's und Leibniz'. Obgleich nämlich der Mensch Begriffe und Ideen nicht von Geburt an hat, d. h. sich deren bewußt ist, weil das Bewußtsein selbst erst entsteht, so sind sie doch der geistigen Natur nach ursprünglich, d. i. nicht von den Einzelnen als solchen willkürlich hervorgebracht, sondern von ewigem, nothwendigem Inhalt und das Resultat einer gesetzmäßigen Ausbildung unsers geistigen Wesens, und nach dieser Ursprünglichkeit, die jedoch den äußern Einfluß auf unsere Ausbildung nicht überhaupt ausschließt, sind sie oft in unrichtiger Weise angeboren genannt worden. Man könnte vielmehr sagen, alle Ideen sind auch erworben; nur gibt es solche, zu deren Erwerbung jeder Mensch die Bedingungen von Natur besitzt, indem sie im Laufe der geistigen Entwickelung unwillkürlich und nothwendig entstehen. — Angeborene Rechte sind Befugnisse, welche der Mensch als solcher hat, sobald er geboren ist, obschon er dieselben noch nicht persönlich geltend machen kann. Neben diesen natürlichen Rechten, die dem Menschen als Menschen zugesprochen werden müssen, gibt es auch positive oder conventionelle Geburtsrechte, z. B. das Recht des Kindes auf die Verlassenschaft seines Vaters, das Recht eines Erbprinzen auf den Thron u. s. w. — Angeborene Krankheiten nennt man diejenigen, welche das neugeborene Kind mit auf die Welt bringt. Sie sind entweder durch die Zeugung schon eingepflanzt (Bildungsfehler), während des Fruchtlebens, z. B. durch Krankheiten des Fötus, eingetreten, oder während des Geburtsacts entstanden, z. B. durch eine in den Geburtswegen der Mutter mitgetheilte Ansteckung, oder durch die geburtshülflichen Eingriffe.

Angebot und Nachfrage sind in der Volkswirthschaft von größter Bedeutung. Wer Güter über seinen Bedarf und namentlich gewerbsweise erzeugt, Arbeit leisten will, bietet sie andern zum Austauschen; wer Güter erwerben will, Arbeiter sucht, fragt ihnen nach. Da Güter und Leistungen nur gegen Güter und Leistungen ausgetauscht werden können, so ist strenggenommen jeder von beiden zugleich Anbietender und Nachfragender. Man pflegt indeß denjenigen, welcher Waaren oder Arbeit gegen das gewöhnlichste Tauschmittel, Geld, hinzugeben bereit ist, als Anbietenden, den andern, der Geld gegen Waaren oder Arbeit austauschen will, als Nachfragenden zu bezeichnen. Angebot und Nachfrage regeln vorzüglich den Preis der Waaren, der freilich von andern wichtigen Momenten (Gebrauchswerth, Productionskosten u. s. w.) mit abhängig ist. Stehen beide im richtigen Verhältniß, d. h. sind sie ungefähr gleich, so stellt sich ein gewisser mittlerer, normaler Preis her; ist das Angebot größer als die Nachfrage, so muß der Preis sinken; ist das Umgekehrte der Fall, so geht er in die Höhe. Selbst die bloße Aussicht, daß das Angebot oder die Nachfrage steigen oder abnehmen werde, sind für den Preis

von Einfluß. Beide zeigen dabei das Bestreben, sich möglichst ins Gleichgewicht zu setzen. Das starke Angebot wirkt nämlich durch die Preisherabsetzung auf die Verminderung der Production und damit schließlich auch auf die Verminderung der Nachfrage; die starke Nachfrage dagegen wirkt auf die Vermehrung der Production und damit endlich auf die Vermehrung des Angebots hin. Indeß ist dabei auch die Consumtion von Einfluß, die bei niedrigen Preisen zu-, bei hohen abzunehmen pflegt. Hört die Nachfrage ganz auf, so verschwindet zuletzt auch das Angebot; bildet sie sich neu, so erweckt sie es wieder. Indeß pflegt bei neuen Erfindungen und bei neuen Einführungen, welche bisher nichtbekannte Güter schaffen oder herbeibringen, das Angebot der Nachfrage voranzugehen und sie hervorzurufen.

Angebrachtermaßen abweisen heißt, einen Antrag in der Form, in welcher er *gestellt ist*, für unzulässig erklären. Vorzüglich gebraucht man den Ausdruck im Civilproceß. Wird *hier* die Klage angebrachtermaßen abgewiesen, so ist damit über die eigentliche Frage des Anspruchs selbst keine Entscheidung gegeben, vielmehr nur ausgesprochen, daß es zu einer Entscheidung in der Hauptsache nicht kommen könne aus jenen formellen Gründen. Die Gründe selbst können verschieden sein, und die Gerichte heben den im einzelnen Fall vorliegenden Grund gewöhnlich in der Fassung der Abweisung hervor. So heißt es z. B.: Klägers Suchen hat «zur Zeit» nicht statt, oder Kläger wird «zur Zeit» abgewiesen, wenn der Anspruch keinenfalls jetzt schon erhoben werden kann; oder: Kläger wird «hierorts» abgewiesen, sobald derselbe sich an ein falsches Gericht gewandt hat. Sonach ist es auch gekommen, daß die Abweisung «angebrachtermaßen» ohne nähere Bezeichnung des Grundes sich regelmäßig auf die logische Abfassung der Klagschrift selbst oder auf etwaige Ungehörigkeiten in derselben bezieht. In jedem Falle steht der Anbringung der Klage nach eingetretener Verbesserung jenes Mangels nichts im Wege, denn die Abweisung «angebrachtermaßen» ist kein Urtheil, und daher kann derselbe Richter oder sein Amtsnachfolger seine Ansicht ändern und die Klage, welche er angebrachtermaßen zurückwies, nachher für zulässig erklären. In neuester Zeit neigt man dazu, dem Gericht die Abweisung angebrachtermaßen erst dann zu gestatten, wenn die Parteien ihm das ganze Material des Streitfalls vorgetragen haben, und nicht, wie bisher, sofort nach Einreichung der Klage. Es hängt dies damit zusammen, daß man den Gerichten überall die Proceßleitung abnehmen und die Sammlung des Stoffs ganz in die Hand der Parteien bringen will.

Angelfischerei. Das Fangen der Fische mit der Angel, besonders in Flüssen und Teichen, ist eine uralte Kunst, welche die Sagengeschichte der ältesten Völker bereits als bekannt voraussetzt und noch gegenwärtig selbst bei den rohesten und uncivilisirtesten Völkern geübt wird. Bei den neuern abendl. Culturvölkern bildet das Angeln zwar auch einen Theil des Fischergewerbes, vorzugsweise wird dasselbe jedoch, wie auch das Waidwerk, zum Vergnügen betrieben. Die dazu nöthigen Mittel und Geräthschaften sind im ganzen genommen sehr einfach. Das Hauptstück ist die Angel, die in ihrer gewöhnlichen Form aus drei Theilen besteht: der *Ruthe*, der Leine oder Schnur und dem Haken; an letztern wird der Köder befestigt. Die Größe und Stärke sowie die sonstige Beschaffenheit dieser Theile der Angel richten sich sowol nach der Größe und Schwere der zu fangenden Fische als auch nach den Sitten und Gewohnheiten derselben, namentlich nach der Art und Weise, wie sie ihre Nahrung suchen und erfassen. Manche Fische nehmen den Köder nur vom Grunde, wie z. B. der Karpfen, die Schleie, die Barbe, andere in der Mitte oder etwas tiefer und höher, wie der Barsch und der Weißfisch; noch andere erschnappen denselben an der Oberfläche des Wassers, wie der Lachs und die Forelle. Der Praktiker unterscheidet demgemäß zwischen Grundfischerei und Fliegenfischerei. Der Grundfischer bedient sich als Köders der Würmer, Maden, Ameiseneier, gekneteten Teigs mit oder ohne Honig u. s. w., für den Fang von Raubfischen, wie namentlich des Hechts, kleinerer Fischarten; der Fliegenfischer ködert vorzugsweise mit lebenden oder lebendig scheinenden Insekten, welche die Oberfläche des Wassers berühren. In früherer Zeit angelte man nur mit solchem Köder, den die Fische in ihrer Freiheit sich selbst suchen. Da jedoch derselbe oft nur schwierig herbeizuschaffen und das Befestigen an den Haken großentheils schmuzig und grausam ist, so hat man durch Herstellung künstlicher Köder abzuhelfen gesucht. Namentlich haben es die Engländer hierin sehr weit gebracht. Die dort künstlich nachgebildeten Fische, Fliegen und Spinnen sind fast ebenso gut und sicher wie die natürlichen zu gebrauchen. Die Verfertigung der Angelhaken, deren es nach Größe und Form sehr verschiedene Arten, mit einem, zwei bis sechs Widerhaken gibt, hat sich in England ebenfalls zu einem besondern Zweige der Metallwaarenindustrie entwickelt, der besonders zu Kendal und Redditch seinen Sitz hat. Neben den gewöhnlichen Ruthenangeln gibt es auch Angeln ohne Ruthe, die besonders auf größere Fische gelegt werden,

indem man dieselben theils einzeln mittels Schnüren an Bäumen oder Pfählen am Ufer oder an Kähnen festbindet, theils deren mehrere von einer über den Fluß gelegten oder sonst angebrachten Leine in das Wasser gehen läßt. Diese Legangeln sind gewöhnlich auf den Fang während der Nacht berechnet. Das meiste Vergnügen gewährt den Liebhabern die Fliegenfischerei (fly-fishing), welche aber auch die größte Geschicklichkeit erfordert. Erst nach langer Uebung vermag der Angler zur kunstgerechten Handhabung der ungemein leichten Flugangel zu gelangen, bei der fast nur künstliche Insekten benutzt werden und die dünne, lange Ruthe nur die Bestimmung hat, die geköderte Fliege zu werfen und zu bewegen, nicht aber den Fisch zu heben. Vorzugsweise sind Lachs und Forelle der Gegenstand der Flugangler.

Die A. ist nirgends so allgemein unter allen Ständen verbreitet als in England. Es soll hier das Angeln zur Zeit der Reformation in Aufnahme gekommen sein, besonders durch die Geistlichkeit, welcher Jagd und Falkenbeize verboten waren. Durch eine lange Reihe Verordnungen ward indeß die A. in England schon seit Eduard's I. Zeit geschützt, und die engl. Literatur ist reich an Schriften in Prosa und Versen über diese Belustigung. Aus England hat sich die Sitte auch nach Nordamerika verpflanzt, wo das Angeln ebenso wie Jagd völlig frei ist. Die älteste Schrift über diesen Gegenstand ist das 1496 gedruckte seltene «Book of St.-Albans» unter dem Titel «Treatyse of fyshinge wyth an angle», von Juliane Berners, Bernes oder Barnes, der Priorin eines Nonnenklosters bei St.-Albans, ausgezeichnet durch unerreichbare Einfachheit. Vollständiger ist Isaak Walton's in dialogischer Form abgefaßtes Buch «The complete angler» (1653), das später von anderer Hand fortgesetzt wurde. Letzteres nahm sich der berühmte Chemiker Humphry Davy, der ein eifriger Angler war, zum Muster in seiner anonym erschienenen «Salmonia or days of fly-fishing» (2. Aufl., Lond. 1828; deutsch von Neubert, Lpz. 1840), worin die kunstgerechte Anleitung zur A. durch geistreiche Behandlung des Gegenstandes ein erhöhtes Interesse erhielt. Andere geschätzte Schriften haben in England Salter, Stoddart, Stewart geliefert. Unter deutschen Schriften sind Bischoff's «Anleitung zur A.» (Münch. 1860) und besonders d'Alquen's «Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst» (Lpz. 1862) hervorzuheben. Vgl. Blakey, «Historical sketches of the angling literature of all nations» (Lond. 1855).

Angelica, Engelwurz, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen oder Doldengewächse. Die hierher gehörigen Pflanzen sind meist ausdauernde Kräuter mit zwei- oder dreifach fiederspaltigen Blättern. Die auf einer vielstrahligen, zusammengesetzten, blos mit Hüllchen versehenen Dolde stehenden Blüten sind von weißer Farbe und aus lanzettförmigen oder elliptischen Blumenblättern zusammengesetzt. Die Früchtchen sind zusammengedrückt und jederseits mit vier breiten Flügeln versehen. Es gibt nur wenige Arten, welche vorzugsweise in Europa, Nordasien und Nordamerika wachsen. Die in Deutschland häufigste Art ist die auf feuchten Wiesen, an Bächen und Wäldern vorkommende gemeine Engelwurz (A. sylvestris), deren kurze, geringelte, ästige, inwendig weiße Wurzeln einen gelben Milchsaft enthalten, und deren $1\frac{1}{2}$—5 F. hoher, bereifter, oft roth angeflogener, hohler Stengel eine gewölbte Dolde mit in der Jugend grünlichen oder röthlichen, später weiß werdenden Blüten trägt. Die Früchte werden von den Landleuten in gepulverter Form als wirksames Mittel gegen Läuse gebraucht. Die echte Engelwurz (A. archangelica oder Archangelica officinalis), eine zweijährige Pflanze mit grünlichen Blüten, fast kugeligen Dolden und mannshohem Stengel, wächst gern in hohen, feuchten Gebirgsthälern, trägt 3—4 Linien lange, strohgelbe Früchte und eine gewürzhaft bitter schmeckende, viel Harz und ätherisches Oel enthaltende Wurzel, die als Reizmittel gegen Nervenübel, verdorbene Verdauung und Blähungen gebraucht wird. Die an Stärke reiche Wurzel kann man zur Branntweingewinnung benutzen. Die Wurzel ist auch unter den Namen Angelicawurzel und Theriakwurzel bekannt und in den Apotheken als Radix A. vorhanden. Sie enthält in ihren Harzgängen einen gelblichen, starkriechenden Balsam (Angelicabalsam), welcher an der Luft zu einem weichen Harz (Angelicaharz) erstarrt, in dem die wirksamen Bestandtheile der Wurzel vereinigt sind. Die Wurzel selbst hat einen starken, aromatischen Geruch und einen süßlichen, später brennend aromatischen und bittern Geschmack. Sie enthält einen krystallisirbaren Stoff (Angelicin), eine flüchtige Säure (Angelicasäure), ätherisches Oel (Angelicaöl), einen wachsartigen Stoff (Angelicawachs), Bitterstoff, Gerbstoff, Zucker, Stärkemehl und Eiweiß. Durch Infundiren der Wurzel mit Wasser erhält man das Angelicawasser, mit Weingeist den Angelicageist. Die Angelicawurzel wird auch mit zur Bereitung des magenstärkenden, in vielen Gebirgsgegenden (z. B. am Riesengebirge) üblichen Kräuterschnapses benutzt.

Angelina, der 64. der Planetoiden, entdeckt 1861 von Tempel in Marseille. Ein sehr lichtschwacher Körper, der stets innerhalb einer Zone von 2° nördlich und südlich der Ekliptik steht, da seine Neigung sehr gering ist. Nach den Elementen von Linsser ist seine Umlaufszeit 1601 Tage und seine Entfernung von der Sonne im Mittel 57½ Mill. geogr. Meilen.

Angeln (Angli), ein deutsches Volk thüring. Stamms, dessen ursprüngliche Wohnsitze die Gegenden an der Ostseite der Elbe zwischen den Mündungen der Saale und Ohre gewesen zu sein scheinen. Vermuthlich zogen sie von da nach Norden in das heutige Schleswig, wo sie zwischen Jüten und Sachsen wohnten. Im Verein mit letztern schifften sie in großer Anzahl im 5. Jahrh. nach England und ließen sich hier erobernd und colonisirend besonders in den nördl. Theilen des Landes nieder, wo sie die Königreiche Ostanglien (nach *ihnen* benannt), Northumbrien und Mercia gründeten und Veranlassung zu den Namen der Angelsachsen (s. d.) und Englands (lat. Anglia; angelsächs. Engla-land) gaben. Infolge dieser Auswanderungen zogen die nördlicher wohnenden Dänen in die verlassenen Gegenden und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Angeln, sodaß beide Völker (die Sage läßt sie sogar von zwei Brüdern Dan und Angul abstammen) zusammenschmolzen. Später wurde durch deutsche Einwanderer, namentlich holstein. Adel, deutsche Sprache und Sitte überwiegend eingeführt; doch war noch zu Christian's VI. Zeiten das Dänische im Volksmunde vorherrschend. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts gewann die deutsche Sprache immer mehr die Oberhand und verdrängte die dän. wenigstens ganz aus dem öffentlichen Leben. Nach dem Volke der A. ist noch gegenwärtig die Landschaft Angeln (s. d.) in Schleswig benannt.

Angeln, dän. Angel, eine nach dem deutschen Volksstamme der Angeln (s. d.) benannte Landschaft in Schleswig, welche, eine Halbinsel bildend, in S. durch die Schlei, in N. durch den Busen von Flensburg, nach W. zu etwa durch die von Schleswig nach Flensburg führende Straße begrenzt wird und reichlich 15 Q.-M. mit etwa 50000 E. umfaßt. Wie die ganze östl. Hälfte von Schleswig, so bildet auch A. eine von Hügeln unterbrochene, wellenförmige Ebene, welche viele malerische Punkte an der Ostseeküste hat, von ungemeiner Fruchtbarkeit ist und die für die cimbrische Halbinsel so charakteristischen Moor- und Heidestrecken fast ganz entbehrt. Hauptfluß des Landes ist die Füsingaue, die sich nach einem Laufe von 4 M. von N. her bei Winning in die Schlei ergießt. A. ist die schönste unter den reichen und gesegneten Landschaften des Herzogthums. Wie die Bewohner kernig und gesund an Körper und Geist, so gediegen erscheint auch das Werk ihrer Arbeit. Außer Fischerei und Seehandel ist Hauptnahrungszweig die Landwirthschaft, die sich in blühendem Zustande befindet. Ackerbau und Viehzucht werden in gleich starkem Maße betrieben; die Benutzung der Weide bietet für viele der größern Güter und Höfe oft die Hälfte des ganzen Reinertrags. Regelmäßige Betriebsart ist die Koppelwirthschaft; gewöhnlich wird der einzelne Landbesitz in elf Koppeln oder Schläge getheilt, von denen fast die Hälfte stets zur Weide liegt. Jede Koppel ist durch Gräben und Erdwälle eingefriedigt; letztere sind mit Knicken, starken Zäunen aus verschiedenartigem, oft hohem und dichtem Laubholz besetzt, was der Landschaft einen eigenthümlichen Ausdruck verleiht. Die Eintheilung des Grundbesitzes geschieht nach Hufen (auch Bohlen genannt). Außer den großen adelichen Gütern gibt es nur freie Bauerhufen und Erbpachtshufen; Zeitpacht kommt nur äußerst selten vor. Den Hüfnern (die entweder Voll- und Halbhüfner oder Viertel- u. s. w. Hüfner sind) gegenüber stehen die Käthner, welche kleine Grundstücke besitzen, und die Innsten, die ausschließlich Tagelöhner und Handwerker und deren Wohnungen herrschaftlich oder Zubehör der Hufe sind. Wie in ganz Schleswig, so ist auch in A. das Landmaß der Pflug, doch rechnet man auch ebenso häufig nach Heidtscheffeln (zu 6 Schipp, zu je 24 Q.-Ruthen). Der schönste und fruchtbarste Theil des Landes ist die Kappeler Harde, die, früher dicht bewaldet, viele anmuthige Landschaften aufzeigt. Nächst ihr zeichnen sich die waldreichen Gegenden der Nyeharde und der Husbyharde im nördl. Theile durch Fruchtbarkeit und Schönheit aus. Der am stärksten angebaute Theil A.s ist jedoch die Struxdorfharde, nördlich von Schleswig. Ehedem war A. in zwei große, adeliche Güterdistricte getheilt, welche das Vorrecht eigener Justiz und Polizeiverwaltung hatten. Der sog. «Erste Angeler Güterdistrict» umfaßte 26 in der Landschaft A. belegene Güter, mit einem Areal von 293 Pflügen, abgeschätzt mit 33762 Steuertonnen und 13762 Bewohnern. Zum «Zweiten Angeler Güterdistricte» gehörten 22 Güter mit 325½ Pflügen Landes, die zu 44704 Steuertonnen abgeschätzt waren und 12625 E. zählten. Durch königl. Patent vom 3. Juni 1853 wurden jedoch diese adelichen Güterdistricte und die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben und die einzelnen Güter nebst ihren Pertinenzen den umliegenden Aemtern und Harden einverleibt. Aus 14 Gütern des

erwähnten ersten Districts wurde eine eigene Harde, die Kappeler, gebildet; die übrigen 12 Güter den Aemtern Gottorp und Flensburg zugetheilt. Die Güter des zweiten Güterdistricts gehören jetzt zu den Aemtern Apenrade, Sonderburg, Tondern, Bredstedt und Hadersleben. Gegenwärtig umfaßt demnach der nördl. Theil von A. die zum Amte Flensburg gehörigen Harden: Nieharde, Munkbrarupharde, Husbyharde; der südl. Theil hingegen die zum Amte Gottorp gehörigen Harden Satrup, Morkirch, Struxdorf, Schlies und Füsing. Daran schließt sich in SO. zwischen der Schlei und der Geltinger Bucht die 4 Q.-M. große Kappeler Harde, welche bis Anfang 1864 unter einem besondern königl. Commissar stand, während die Justizverwaltung von einem Hardesvogt besorgt ward. Einzelne der Harden A.s zerfallen wieder in Trinte, an deren Spitze zwei bis vier «Hardesgevollmächtigte» stehen. (S. Schleswig.) Hauptort von A. ist der Marktflecken Kappeln (Cappeln), der reizend am nördl. Ufer der Schlei, 1 M. von deren Mündung, liegt. Der Ort ist gut und freundlich gebaut und zählt 2700 E., deren Haupterwerbszweige Fischerei, Schiffbau und Seehandel sind. 1860 beschäftigte letzterer 76 eigene Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 1168 Commerzlasten. Hauptproduct der Fischerei sind die sog. Holsteinischen Heringe, die zum großen Theile geräuchert versandt werden und in Deutschland als «Kappeler Pöklinge» beliebt sind. In der Kappeler Harde liegt das größte adeliche Gut A.s, Rundhof, dessen Areal 10550 Heidtscheffel umfaßt. In der Munkbrarupharde liegt der Flecken Glücksburg (s. d.) mit dem Schlosse gleiches Namens; in der Schliesharde der große und reiche Ort Süderbrarup, in welchem alljährlich um Jakobi ein großartiger, aus ganz A. besuchter Jahrmarkt abgehalten wird, der seine Entstehung einer dort befindlichen, im 16. Jahrh. vielbesuchten, aber unbedeutenden Heilquelle verdankt und gegenwärtig zu einer Art allgemeinen angeler Volksfestes geworden ist. An der Schlei liegen die Ortschaften Missunde (s. d.) und Arnis (s. d.), die ebenso wie Idstedt (s. d.) und andere Orte A.s in den Kriegen von 1848—49 und 1864 genannt worden sind.

Angelo (Sant-) heißen mehrere Städte und andere Ortschaften in Italien. Die wichtigsten sind: Sant-A. de' Lombardi, eine Stadt in der ital. Provinz Avellino (früher Principato ulteriore in Neapel), am Flüßchen Lombardo, zählt als Commune 6844 E. und ist der Sitz eines Bischofs. Die Stadt ist Hauptort eines Districts, der in 11 Gerichtsbezirken und 36 Communen (1860) 117852 E. umfaßt. — Monte-Sant-A., eine Stadt in der ital. Provinz Foggia (früher Capitanata in Neapel), auf einem Berge der Testa di Gargano oder des Monte Sant-A. gelegen, hat ein festes Schloß, eine große Anzahl von Kirchen, die Reste des sog. Riesenthurms und eines röm. Tempels. Der Ort zählt als Commune 18191 E., ist der Sitz eines Bischofs und ein alter, nach dem Erzengel Michael benannter Wallfahrtsort, zu dessen Kapelle im Anfang des 11. Jahrh. Pilger und Flüchtlinge aus der Normandie wallfahrteten, denen dann ihre Landsleute zur allmählichen Eroberung Unteritaliens folgten. — Civita Sant-A. oder Citta Sant-A., eine Stadt in der ital. Provinz Teramo (Abruzzo ulteriore I. in Neapel), im Districte Penne, $^3/_4$ M. vom Adriatischen Meer, zählt als Commune 7290 E. und treibt Getreidehandel. — Sant-A. in Vado, kleine Stadt in der ehemals päpstl. Legation Urbino-Pesaro, der jetzigen ital. Provinz Pesaro, im Thale des Metauro, ist Bischofssitz und Geburtsort des Papstes Clemens XIV.

Angelonia wurde von Humboldt und Bonpland eine in Südamerika heimische Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen und der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems genannt, weil die zuerst in Caracas entdeckte Art (A. salicariaefolia) dort den Volksnamen Angelon führt. Die Angelonien sind schönblühende, ausdauernde Kräuter und Halbsträucher mit gegenständigen, lanzettförmigen Blättern und bald einzeln in den Blattachseln stehenden, bald in endständige Trauben geordneten Blüten, welche einen fünfspaltigen oder fünftheiligen Kelch und eine beinahe radförmig-zweilippige Blumenkrone besitzen. Die zweifächerige Kapsel enthält viele, von einem breiten, häutigen, durchscheinenden Rand umgebene Flügel. Außer der schon genannten Art sind drei aus Brasilien stammende (A. minor, Gardneri und cornigera) in die europ. Gewächshäuser eingeführt worden, zu deren schönsten Zierden sie gehören. Sie können nur im Warmhause gezogen werden, wo man sie auf die Breter an den Fenstern stellen muß, wenigstens während des Winters. Im Sommer kann man sie an die Luft bringen und sogar ins freie Land setzen, wo sie vorzüglich gedeihen, wenn man ihnen Heideboden gibt. Sie lassen sich durch Ableger und Samen leicht vermehren.

Angelsachsen ist der Name, mit welchem die Geschichtschreiber die deutschen Volksstämme Sachsen und Angeln, zu denen sich auch Jüten gesellten, zusammenfassen, die von der untern

Angelina, der 64. der Planetoiden, entdeckt 1861 von Tempel in Marseille. Ein sehr lichtschwacher Körper, der stets innerhalb einer Zone von 2° nördlich und südlich der Ekliptik steht, da seine Neigung sehr gering ist. Nach den Elementen von Linsser ist seine Umlaufszeit 1601 Tage und seine Entfernung von der Sonne im Mittel $57\frac{1}{2}$ Mill. geogr. Meilen.

Angeln (Angli), ein deutsches Volk thüring. Stamms, dessen ursprüngliche Wohnsitze die Gegenden an der Ostseite der Elbe zwischen den Mündungen der Saale und Ohre gewesen zu sein scheinen. Vermuthlich zogen sie von da nach Norden in das heutige Schleswig, wo sie zwischen Jüten und Sachsen wohnten. Im Verein mit letztern schifften sie in großer Anzahl im 5. Jahrh. nach England und ließen sich hier erobernd und colonisirend besonders in den nördl. Theilen des Landes nieder, wo sie die Königreiche Ostanglien (nach ihnen benannt), Northumbrien und Mercia gründeten und Veranlassung zu den Namen der Angelsachsen (s. d.) und Englands (lat. Anglia; angelsächs. Engla-land) gaben. Infolge dieser Auswanderungen zogen die nördlicher wohnenden Dänen in die verlassenen Gegenden und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Angeln, sodaß beide Völker (die Sage läßt sie sogar von zwei Brüdern Dan und Angul abstammen) zusammenschmolzen. Später wurde durch deutsche Einwanderer, namentlich holstein. Adel, deutsche Sprache und Sitte überwiegend eingeführt; doch war noch zu Christian's VI. Zeiten das Dänische im Volksmunde vorherrschend. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts gewann die deutsche Sprache immer mehr die Oberhand und verdrängte die dän. wenigstens ganz aus dem öffentlichen Leben. Nach dem Volke der A. ist noch gegenwärtig die Landschaft Angeln (s. d.) in Schleswig benannt.

Angeln, dän. Angel, eine nach dem deutschen Volksstamme der Angeln (s. d.) benannte Landschaft in Schleswig, welche, eine Halbinsel bildend, in S. durch die Schlei, in N. durch den Busen von Flensburg, nach W. zu etwa durch die von Schleswig nach Flensburg führende Straße begrenzt wird und reichlich 15 Q.-M. mit etwa 50000 E. umfaßt. Wie die ganze östl. Hälfte von Schleswig, so bildet auch A. eine von Hügeln unterbrochene, wellenförmige Ebene, welche viele malerische Punkte an der Ostseeküste hat, von ungemeiner Fruchtbarkeit ist und die für die cimbrische Halbinsel so charakteristischen Moor- und Heidestrecken fast ganz entbehrt. Hauptfluß des Landes ist die Füsingaue, die sich nach einem Laufe von 4 M. von N. her bei Winning in die Schlei ergießt. A. ist die schönste unter den reichen und gesegneten Landschaften des Herzogthums. Wie die Bewohner kernig und gesund an Körper und Geist, so gediegen erscheint auch das Werk ihrer Arbeit. Außer Fischerei und Seehandel ist Hauptnahrungszweig die Landwirthschaft, die sich in blühendem Zustande befindet. Ackerbau und Viehzucht werden in gleich starkem Maße betrieben; die Benutzung der Weide bietet für viele der größern Güter und Höfe oft die Hälfte des ganzen Reinertrags. Regelmäßige Betriebsart ist die Koppelwirthschaft; gewöhnlich wird der einzelne Landbesitz in elf Koppeln oder Schläge getheilt, von denen fast die Hälfte stets zur Weide liegt. Jede Koppel ist durch Gräben und Erdwälle eingefriedigt; letztere sind mit Knicken, starken Zäunen aus verschiedenartigem, oft hohem und dichtem Laubholz besetzt, was der Landschaft einen eigenthümlichen Ausdruck verleiht. Die Eintheilung des Grundbesitzes geschieht nach Hufen (auch Bohlen genannt). Außer den großen adelichen Gütern gibt es nur freie Bauerhufen und Erbpachtshufen; Zeitpacht kommt nur äußerst selten vor. Den Hüfnern (die entweder Voll- und Halbhüfner oder Viertel- u. s. w. Hüfner sind) gegenüber stehen die Käthner, welche kleine Grundstücke besitzen, und die Innsten, die ausschließlich Tagelöhner und Handwerker und deren Wohnungen herrschaftlich oder Zubehör der Hufe sind. Wie in ganz Schleswig, so ist auch in A. das Landmaß der Pflug, doch rechnet man auch ebenso häufig nach Heidtscheffeln (zu 6 Schipp, zu je 24 Q.-Ruthen). Der schönste und fruchtbarste Theil des Landes ist die Kappeler Harde, die, früher dicht bewaldet, viele anmuthige Landschaften aufzeigt. Nächst ihr zeichnen sich die waldreichen Gegenden der Nyeharde und der Husbyharde im nördl. Theile durch Fruchtbarkeit und Schönheit aus. Der am stärksten angebaute Theil A.s ist jedoch die Struxdorfsharde, nördlich von Schleswig. Ehedem war A. in zwei große, adeliche Güterdistricte getheilt, welche das Vorrecht eigener Justiz und Polizeiverwaltung hatten. Der sog. «Erste Angeler Güterdistrict» umfaßte 26 in der Landschaft A. belegene Güter, mit einem Areal von 293 Pflügen, abgeschätzt mit 33762 Steuertonnen und 13762 Bewohnern. Zum «Zweiten Angeler Güterdistricte» gehörten 22 Güter mit $325\frac{1}{2}$ Pflügen Landes, die zu 44704 Steuertonnen abgeschätzt waren und 12625 E. zählten. Durch königl. Patent vom 3. Juni 1853 wurden jedoch diese adelichen Güterdistricte und die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben und die einzelnen Güter nebst ihren Pertinenzen den umliegenden Aemtern und Harden einverleibt. Aus 14 Gütern des

erwähnten ersten Districts wurde eine eigene Harde, die Kappeler, gebildet; die übrigen 12 Güter den Aemtern Gottorp und Flensburg zugetheilt. Die Güter des zweiten Güterdistricts gehören jetzt zu den Aemtern Apenrade, Sonderburg, Tondern, Bredstedt und Hadersleben. Gegenwärtig umfaßt demnach der nördl. Theil von A. die zum Amte Flensburg gehörigen Harden: Nyeharde, Munkbraruphárde, Husbyharde; der südl. Theil hingegen die zum Amte Gottorp gehörigen Harden Satrup, Morkirch, Struxdorf, Schlies und Füsing. Daran schließt sich in SO. zwischen der Schlei und der Geltinger Bucht die 4 Q.-M. große Kappeler Harde, welche bis Anfang 1864 unter einem besondern königl. Commissar stand, während die Justizverwaltung von einem Hardesvogt besorgt ward. Einzelne der Harden A.s zerfallen wieder in Trinte, an deren Spitze zwei bis vier «Hardesgevollmächtigte» stehen. (S. Schleswig.) Hauptort von A. ist der Marktflecken Kappeln (Cappeln), der reizend am nördl. Ufer der Schlei, 1 M. von deren Mündung, liegt. Der Ort ist gut und freundlich gebaut und zählt 2700 E., deren Haupterwerbszweige Fischerei, Schiffbau und Seehandel sind. 1860 beschäftigte letzterer 76 eigene Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 1168 Commerzlasten. Hauptproduct der Fischerei sind die sog. Holsteinischen Heringe, die zum großen Theile geräuchert versandt werden und in Deutschland als «Kappeler Pöklinge» beliebt sind. In der Kappeler Harde liegt das größte adeliche Gut A.s, Rundhof, dessen Areal 10550 Heidtscheffel umfaßt. In der Munkbrarupharde liegt der Flecken Glücksburg (s. d.) mit dem Schlosse gleiches Namens; in der Schliesharde der große und reiche Ort Süderbrarup, in welchem alljährlich um Jakobi ein großartiger, aus ganz A. besuchter Jahrmarkt abgehalten wird, der seine Entstehung einer dort befindlichen, im 16. Jahrh. vielbesuchten, aber unbedeutenden Heilquelle verdankt und gegenwärtig zu einer Art allgemeinen angeler Volksfestes geworden ist. An der Schlei liegen die Ortschaften Missunde (s. d.) und Arnis (s. d.), die ebenso wie Idstedt (s. d.) und andere Orte A.s in den Kriegen von 1848—49 und 1864 genannt worden sind.

Angelo (Sant-) heißen mehrere Städte und andere Ortschaften in Italien. Die wichtigsten sind: Sant-A. de'Lombardi, eine Stadt in der ital. Provinz Avellino (früher Principato ulteriore in Neapel), am Flüßchen Lombardo, zählt als Commune 6844 E. und ist der Sitz eines Bischofs. Die Stadt ist Hauptort eines Districts, der in 11 Gerichtsbezirken und 36 Communen (1860) 117852 E. umfaßt. — Monte-Sant-A., eine Stadt in der ital. Provinz Foggia (früher Capitanata in Neapel), auf einem Berge der Testa di Gargano oder des Monte Sant-A. gelegen, hat ein festes Schloß, eine große Anzahl von Kirchen, die Reste des sog. Riesenthurms und eines röm. Tempels. Der Ort zählt als Commune 18191 E., ist der Sitz eines Bischofs und ein alter, nach dem Erzengel Michael benannter Wallfahrtsort, zu dessen Kapelle im Anfang des 11. Jahrh. Pilger und Flüchtlinge aus der Normandie wallfahrteten, denen dann ihre Landsleute zur allmählichen Eroberung Unteritaliens folgten. — Civita Sant-A. oder Città Sant-A., eine Stadt in der ital. Provinz Teramo (Abruzzo ulteriore I. in Neapel), im Districte Penne, 3/4 M. vom Adriatischen Meer, zählt als Commune 7290 E. und treibt Getreidehandel. — Sant-A. in Vado, kleine Stadt in der ehemals päpstl. Legation Urbino-Pesaro, der jetzigen ital. Provinz Pesaro, im Thale des Metauro, ist Bischofssitz und Geburtsort des Papstes Clemens XIV.

Angelonia wurde von Humboldt und Bonpland eine in Südamerika heimische Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen und der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems genannt, weil die zuerst in Caracas entdeckte Art (A. salicariaefolia) dort den Volksnamen Angelon führt. Die Angelonien sind schönblühende, ausdauernde Kräuter und Halbsträucher mit gegenständigen, lanzettförmigen Blättern und bald einzeln in den Blattachseln stehenden, bald in endständige Trauben geordneten Blüten, welche einen fünfspaltigen oder fünftheiligen Kelch und eine beinahe radförmig-zweilippige Blumenkrone besitzen. Die zweifächerige Kapsel enthält viele, von einem breiten, häutigen, durchscheinenden Rand umgebene Flügel. Außer der schon genannten Art sind drei aus Brasilien stammende (A. minor, Gardneri und cornigera) in die europ. Gewächshäuser eingeführt worden, zu deren schönsten Zierden sie gehören. Sie können nur im Warmhause gezogen werden, wo man sie auf die Breter an den Fenstern stellen muß, wenigstens während des Winters. Im Sommer kann man sie an die Luft bringen und sogar ins freie Land setzen, wo sie vorzüglich gedeihen, wenn man ihnen Heideboden gibt. Sie lassen sich durch Ableger und Samen leicht vermehren.

Angelsachsen ist der Name, mit welchem die Geschichtschreiber die deutschen Volksstämme Sachsen und Angeln, zu denen sich auch Jüten gesellten, zusammenfassen, die von der untern

Elbe und Weser im 5. Jahrh., der Sage nach zuerst 449 unter Hengist und Horsa, in wiederholten Auswanderungen nach Britannien übersetzten und sich England unterwarfen. (S. Großbritannien.) Die Jüten ließen sich vorzugsweise in Kent, die Angeln im nördl., die Sachsen im südl. und mittlern Theile des Landes nieder. Die allmählich aus der Vereinigung kleinerer Gemeinschaften entstandenen sieben (oder acht) Königreiche, oder die sog. angelsächs. Heptarchie, nämlich das aus der Vereinigung von Bernicia und Deira entstandene Northumbrien, Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln und Mercia (nebst den Hwiccas), verband Egbert von Wessex 827 zu einem Königreiche, welches den Namen Anglia oder England (angelsächs. Engla-land, d. i. das Land der Angeln) erhielt. Obgleich nun unter den Einwanderern die Sachsen an Zahl das Uebergewicht gehabt haben mögen, wurde doch der Name für das ganze Land von den Angeln entlehnt, jedenfalls weil die von letztern begründeten nördl. Staaten in den ersten Jahrhunderten eine höhere polit. Bedeutung als die südl. sächs. Reiche hatten. So führten auch zuerst besonders die Könige von Mercia den Titel eines Bretwalda (Britenbeherrscher), welcher nachher an das mächtig gewordene Wessex überging und von Egbert abgeschafft wurde. Dem Bretwalda wurde bei gemeinsamen Kriegen, namentlich gegen die celtischen Fürsten von Wales und Schottland, von allen oder doch von mehrern der angelsächs. Reiche die oberste Leitung der Angelegenheiten anvertraut. Sonst beruhte die Verfassung der A., welche von Alfred (s. d.), ihrem größten Könige, nicht erst geschaffen, sondern nur nach der Störung durch die Dänenkriege wiederhergestellt und weiter ausgebildet wurde, auf denselben Grundlagen wie die der andern german. Völker. Doch entwickelte sie sich bei den A., die überhaupt ihr german. Wesen in großer Reinheit erhielten, selbständiger als bei denjenigen deutschen Stämmen, die mit den Römern und nachher mit der röm. Geistlichkeit in nähere Berührung kamen. An der Spitze stand der an die Stelle des german. Herzogs (Heretoga) getretene König (Cyning, Cyng), dessen Söhne und nächste Verwandte allein einen eigenthümlichen Geburtsadel, die Aethelinge, bildeten. Die Königinnen (Cwen) genossen ansehnliche Vorrechte und übten öfter großen Einfluß. Im Frieden umgab den König seine Dienstmannschaft, die Folgoth (Geferescipe), aus welcher sich ein allmählich erblich werdender Dienst- und Lehnsadel entwickelte. Dieselbe bestand aus zwei Klassen, den Aldormannen (Ealdorman, später Earl infolge dän. Einflusses), aus denen der König die Hofämter besetzte und die Vorsteher der größern Districte wählte, und dem Gesinde (Gesith), gewöhnlich mit dem, eigentlich auch die höhere Klasse mit umfassenden, Namen Thegen oder Thane bezeichnet, die mit bestimmtem Landbesitz zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Die Gemeinfreien, unter denen freigebliebene Briten (Wealhas) einen niedern Rang einnahmen, hießen Ceorle und stellten sich meist unter den Schutz eines angesehenen Mannes, des Hlaford (d. i. Brotherr, daher Lord). Die Zahl der Unfreien (Theow) war nicht sehr groß. Alle diese Stände waren durch Abstufungen der Rechte, namentlich des Wergeldes (s. d.), geschieden. In den großen Districten, den Shires (Sciras) oder Grafschaften, bestanden kleinere Gemeindekreise, die Zehente (Teothung), eine Vereinigung zehn freier Hausväter, deren Glieder vor Gericht füreinander hafteten. Zehn Teothungs bildeten eine Hundrede, über deren Gericht noch das Grafschaftsgericht unter dem Ealdorman stand. In wichtigen Angelegenheiten entschied der letztere nur mit Zustimmung einer Versammlung (Gemôte) der Wittigsten (d. i. der Weisesten, der Thane und der Vertreter der einzelnen Ortsgemeinden oder Tunscipes) seiner Grafschaft, die halbjährlich an der Stelle der frühern Volksversammlung gehalten ward. Auch der König berief ein solches Witenagemôte oder Micelgemôte (d. i. große Versammlung) der angesehensten Bischöfe und Laien. Das Christenthum, das der von Papst Gregor I. gesendete heil. Augustinus, der erste Erzbischof von Canterbury, zuerst bei Aethelbert, König von Kent und Gemahl der christl. fränk. Königstochter Bertha, zu Ende des 6. Jahrh. predigte, verbreitete sich bei den A. schnell. Nachdem 664 auf einer von König Oswiu berufenen Synode die Vereinigung der alten, noch in Schottland und zum Theil in England bestehenden, brit. Kirche mit der röm.-kath. zu Stande gekommen war, führte Theodor, Erzbischof von Canterbury, 668 den röm. Gottesdienst überall gleichförmig ein und empfing die Würde eines Primas von England. Unter ihm standen der Erzbischof von York und 15 andere Bischöfe, die auf Concilien in Gegenwart der Könige und weltlichen Großen bis ins 8. Jahrh. ohne päpstl. Einfluß die Angelegenheiten der Angelsächsischen Kirche leiteten und entschieden. Obgleich die röm. Päpste beharrlich jede Gelegenheit ergriffen, England von Rom abhängig zu machen, so gelang es doch erst dem heil. Dunstan im 10. Jahrh., Rom den Sieg zu verschaffen. Uebrigens zeichnete sich die angelsächs. Geistlichkeit, namentlich der frühern Jahrhunderte, nicht

minder als die schott., durch Bildung und Pflege der Wissenschaften aus. Vor allen ist Beda Venerabilis (s. d.) berühmt. Der heil. Bonifacius (s. d.), nebst vielen andern angelsächs. und schott. Priestern, machte sich um die Verbreitung der christl. Lehre bei den Völkern des eigentlichen Deutschlands verdient. Vgl. rücksichtlich der angelsächs. Kirche Soames, «The Anglo-Saxon church» (Lond. 1835), und «The latin church during Anglo-Saxon times» (Lond. 1849); Lingard, «The antiquities of the Anglo-Saxon church» (Newcastle 1810; deutsch, Bresl. 1847). Am gründlichsten ist die Geschichte der A. wie ihr gesellschaftlicher Zustand dargestellt in Turner's «History of the Anglo-Saxons» (5 Aufl., 3 Bde., Lond. 1828), Palgrave's «The rise and progress of the English commonwealth» (2 Bde., Lond. 1832), besonders aber in Lappenberg's «Geschichte von England» (Bd. 1, Hamb. 1834) und Kemble's «The Anglo-Saxons» (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Brandes, 2 Bde., Lpz. 1852—54).

Angelsächsische Sprache und Literatur. Die angelsächs. Sprache ist ein besonders entwickelter Zweig des niederdeutschen Stamms der german. Sprachen und zunächst verwandt mit dem Altsächsischen, Altniederländischen und Altfriesischen. Sie bestand in zwei Hauptmundarten, der nordengl. in den von Angeln besetzten Theilen Englands, und der südengl. oder sächs. in den von den Sachsen gegründeten Reichen der Heptarchie. Mit dem polit. und kirchlichen Uebergewicht, welches im 8. Jahrh. Wessex gewann, fand auch die westsächs. Mundart als Hof- und Büchersprache überall Eingang. Seit dem 9. Jahrh. begann die Aufzeichnung von Gesetzen und Gedichten und, angeregt durch Alfred d. Gr. (s. d.), die Uebertragung lat. Werke in das Angelsächsische. Mit dem Sturz der angelsächs. Dynastie und der Erhebung der normannischen wurde auch die einheimische Sprache durch das Nordfranzösische vom Hofe, aus dem Gericht, der Schule und zum Theil selbst der Kirche verdrängt, lebte aber im Volke fort und bildete sich während des 12., 13. und 14. Jahrh. unter roman. Einflüssen zum Englischen um. Das Angelsächsische aus der Zeit von 1070—1250 nennen namentlich engl. Philologen halbsächsisch (Semi-Saxon). Seit der Reformation lebte das Studium des Angelsächsischen wieder auf; jedoch sind die Leistungen von Somner, Hickes, Wheloc, Thwaites, Lye u. a. durch die Bemühungen der neuesten Zeit, namentlich von Thorpe und Kemble in England und J. Grimm, Leo, Ettmüller und Grein in Deutschland, entbehrlich geworden. Die brauchbarsten Wörterbücher lieferten bisjetzt Lye (2 Bde., Lond. 1772), Bosworth (Lond. 1839) und Ettmüller (Quedlinb. 1851); die Grammatik bearbeitete Rask in seiner «Angelsäksisk sproglaere» (Stockh. 1817; englisch von Thorpe, Kopenh. 1830), am besten J. Grimm in der «Deutschen Grammatik» (Bd. 1, Gött. 1819; 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826—37). Einen vortrefflichen «Sprachschatz der angelsächs. Poesie» hat Grein (2 Bde., Gött. 1861—64) gegeben.

Unter den trotz der Verheerungen der Dänen und Normannen zahlreich auf uns gekommenen, theilweise noch ungedruckten Resten der angelsächs. Literatur, stehen die Denkmäler der Poesie obenan. Dieselbe war wie die nordische und älteste deutsche, stabreimend oder alliterirend; erst in späterer Zeit zeigen sich die Anfänge des Reims. Die epischen Dichtungen, deren Stil durch eine Ueberfülle formelhafter Epitheta, kühner Metaphern, Reichthum des Colorits, einen gewissen Pomp der Rede und prächtige Schilderungen charakterisirt wird, sind dem Stoffe nach theils volksthümlich, theils christlich. Jedoch sind die eigentlichen Heldenlieder verloren gegangen; Spuren ihres ehemaligen Vorhandenseins zeigen, außer einigen kleinern Stücken, wie z. B. der «Traveller's song» (herausg. von Ettmüller, Zürich 1839, und von Thorpe im «Codex Exoniensis»), namentlich das Epos «Beowulf» (s. d.), welches dem 8. Jahrh. angehört. Seit Einführung des Christenthums nahm die Poesie eine geistliche Richtung an. Eine große Anzahl solcher Dichtungen über christl. Stoffe enthalten die von Thorpe herausgegebenen Sammelhandschriften zu Exeter («Codex Exoniensis», Lond. 1842) und zu Vercelli (im «Appendix B. to Cooper's report to the Recorders», Lond. 1837). Den Typus dieser Gattung bildet die dem 7. Jahrh. angehörige und dem Caedmon (s. d.) beigelegte «Paraphrase der Genesis», der sich an Alterthümlichkeit die Legenden von «Andreas und Elene» (herausg. von J. Grimm, Kassel 1840) anschließen. Einen poetischen Heiligenkalender oder «Menologium» gab Fox (Lond. 1830) und eine Umdichtung der Psalmen Thorpe (Lond. 1835) heraus. Als Dichter mehrerer kleinern poetischen Stücke wird Cynewulf genannt. Die Uebersetzung des altfranz. «Roman de Brut» von Layamon um 1200 (herausg. von Madden, Lond. 1847) zeigt die Sprache in ihrem Uebergange zum Englischen; ebenso die «Proverbs of King Alfred» in den «Reliquiae antiquae» (Bd. 1, Lond. 1843), und «The whole works of

King Alfred» (herausg. von Bosworth, 2 Bde., Lond. 1858). Unter den Prosadenkmälern sind als die wichtigsten zu nennen zuvörderst die weltlichen und kirchlichen Gesetze von Aethelbirht von Kent (Ende des 7. Jahrh.) bis auf Knut, mehrmals gesammelt, am besten von Thorpe in den «Ancient laws and institutes of England» (Lond. 1840) und von Schmid, «Die Gesetze der Angelsachsen» (2. Aufl., Lpz. 1858). Die für die Kenntniß socialer Verhältnisse Englands im 11. Jahrh. interessanten «Rectitudines singularum personarum» hat Leo (Halle 1842) besonders erläutert. Unter den histor. Werken steht, außer Alfred's Uebersetzung des Orosius und des Beda, das von verschiedenen bis 1154 fortgeführte «Anglo-Saxon chronicle» obenan. Es wurde am besten von Ingram (Lond. 1823) und Thorpe (2 Bde., Lond. 1860) herausgegeben und von Miß Gurney (Norwich 1819) übersetzt. Die Theologie zählt indessen die zahlreichsten Schriften. Hierher gehören, neben den Legenden von Apollonius von Tyrus (herausg. von Thorpe, Lond. 1834), von Fursäus, Neot, Saint-Guthlac u. a., namentlich die vielen Homilien. Eine von dem um Ausbildung der angelsächs. Sprache und Uebersetzung wissenschaftlicher lat. Werke in dieselbe vielfach verdienten Bischof Aelfric angelegte Sammlung erschien, auf Kosten der 1843 gestifteten Aelfric-Society, von Thorpe (2 Bde., Lond. 1847). Aelfric begann auch die Uebersetzung der Bibel mit dem Heptateuch (Orf. 1698). Ein anderer übersetzte die Evangelien (herausg. von Thorpe, Lond. 1842). Eine Interlinearversion der Bibel in ostanglischer Mundart aus dem 8. Jahrh. enthält das «Durham-book» (herausg. von Bouterwek, Bonn 1861). Andere theol. Schriften wurden theils von Aelfric selbst, theils von seinen Zeitgenossen übersetzt und glossirt. Außerdem verdienen noch Alfred's Uebersetzungen von des Boethius Schrift «De consolatione philosophiae» (von Cardale, Lond. 1829) und der «Gedichte» desselben (von Fox, Lond. 1833) Erwähnung. Ueber die astron., physik. und medic. Ansichten jener Zeit geben die von Wright in den «Treatises on sciences written during the middle-ages» (Lond. 1841) aufgenommenen Schriften Aufschluß. Eine kritisch berichtigte Sammlung sämmtlicher poetischer Reste der angelsächs. Literatur hat Grein in der «Bibliothek der angelsächs. Poesie» (2 Bde., Gött. 1857—59) veranstaltet und in den «Dichtungen der Angelsachsen» (2 Bde., Gött. 1858—59) eine stabreimende Uebersetzung derselben gegeben. Vgl. Wright, «Biographia britannica literaria» (Bd. 1, Lond. 1842).

Angelus-Dei, auch blos Angelus, heißt eine Gebetformel der Katholiken, zu welcher durch dreimaliges Läuten, des Morgens, Mittags und Abends, aufgefordert wird. Das Gebet beginnt mit den Worten «Angelus domini nunciavit Mariae» (der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft). Es wurde anfangs nur abends gesprochen. Der Papst Johannes XXII. knüpfte jedoch Ablässe an dieses Gebet, und mehrere Synoden des 14. Jahrh. sowie die Synode von Mainz (1423) empfahlen die dreimalige Wiederholung desselben.

Angelus Silesius, eigentlich Johannes Scheffler, geistlicher Dichter des 17. Jahrh., geb. 1624 zu Breslau, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte seit 1643 zu Strasburg, Leyden und seit 1647 zu Padua, wo er sich 9. Juli 1648 die philos. und medic. Doctorwürde erwarb. Von Nov. 1649 bis gegen Ende 1652 war er Leibarzt bei dem Herzog Sylvius Nimrod zu Oels. Sodann trat er 12. Juni 1653 in der Matthiaskirche zu Breslau zum Katholicismus über und nahm in der Firmung den Namen Angelus an. Nachdem er seit 1654 Hofmedicus des Kaisers Ferdinand III. gewesen, trat er im Febr. 1661 in den Minoritenorden und empfing 21. Mai desselben Jahres zu Neiße die Priesterweihe. Am 1. Juni 1664 wurde er Marschall (oberster Hofmeister) und Rath des Fürst-Bischofs zu Breslau und starb als solcher 9. Juli 1677 im Matthiasstifte daselbst. A. hat sich als Dichter von mehr denn 200 geistlichen Liedern und durch seine schönen poetischen Sprüche in der Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen eine ehrenvolle Stellung gesichert. Die erstern, zum Theil tief und rein empfunden, voll Innigkeit und Milde, dabei aber oft durch Anwendung von Anschauungen des Alterthums auf christl. Cultus entstellt, rühren meist noch aus seiner prot. Zeit her und finden sich in «Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche» (Bresl. 1657; vermehrt 1668). A.'s Reimsprüche, welche als «Cherubinischer Wandersmann» (zuerst Glatz 1675) sehr oft gedruckt worden, charakterisiren sich durch eine Art pantheistischer Ueberschwenglichkeit, sind aber dabei in Bezug auf Form von wunderbarer Gefügigkeit. Die in denselben niedergelegten Gedanken und Anschauungen schöpfte er zum großen Theil aus Tauler's Schriften, aus Ruysbroek, Bonaventura, St.-Bernhard, St.-Augustin und andern ältern und neuern Theologen und Mystikern. Ausgewählte Sammlungen der Reimsprüche sind in neuerer Zeit mehrfach veranstaltet worden, so von Varnhagen von Ense (Berl. 1820), von Wilh. Müller in der «Bibliothek deutscher Dichter» (Bd. 9, Leipz. 1826),

von Christoph von Schmid (in «Geistliches Vergißmeinnicht», Augsb. 1839) und von Hermes (Magdeb. 1845). Außerdem hat A. noch eine große Anzahl von theol. Streitschriften veröffentlicht, die meist pseudonym erschienen und durch ihre fanatische Heftigkeit mit seinen Dichtungen auffällig contrastiren, sowie eine «Sinnreiche Betrachtung der vier letzten Dinge» (Schweidnitz 1675), eine poetische Arbeit, die an Sinnlichkeit und Roheit leidet. Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke hat Rosenthal (2 Bde., Regensb. 1862) veranstaltet. Vgl. Schrader, «Angelus Silesius und seine Mystik» (Halle 1853); Kahlert, «Angelus Silesius, eine literarhistor. Untersuchung» (Bresl. 1853); Hoffmann von Fallersleben in dem «Weimar. Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst» (Bd. 1, Hannov. 1854).

Angely (Louis), Schauspieler und Theaterdichter, geb. um 1788 in Berlin, der franz. Colonie daselbst angehörend, ging sehr früh zum Theater und lebte lange Zeit als Schauspieler namentlich in den Städten der russ.-deutschen Ostseeprovinzen. Später war er Mitglied des Deutschen Theaters in Petersburg, wo er im Fache der niedern Komik mit Glück spielte, und 1828 wurde er bei dem neugegründeten Königsstädtischen Theater in Berlin als Schauspieler und Regisseur angestellt. 1830 zog er sich von der Bühne zurück, kaufte einen Gasthof in Berlin, und starb daselbst 16. Nov. 1835. Als Schauspieler war er nicht bedeutend, konnte auch schon wegen seiner unansehnlichen Gestalt manche Rolle nicht übernehmen, als Regisseur dagegen zeigte er sich tüchtig. Als Verfasser von Bühnenstücken verdankt er sein Glück dem gesunkenen Geschmack, der Bewußtlosigkeit des Publikums und der Geschicklichkeit, womit er auf diese Geschmacksverderbtheit speculirte. Er gehörte jener Periode des berliner Theaters an, wo man, ohne daß ein eigentlicher Volksboden vorhanden gewesen wäre, das Theater in der Königsstadt zu einer Volksbühne machen wollte. In dieser Absicht schrieb und übersetzte er zahlreiche Possen, Vaudevilles und Singspiele. An eigener Erfindung, auch in seinen sog. Originalstücken, war er arm, aber, mit den Bühnenzuständen und dem Geschmack des Publikums innig vertraut, wußte er franz. Stücke mit vieler Gewandtheit zu localisiren und den deutschen, namentlich berliner Verhältnissen anzupassen. An Schnelligkeit der Uebersetzung übertraf er alle seine Vorgänger, und durch untergelegte volksthümliche Melodien in seinen Vaudevilles wußte er das Publikum für dieselben rasch zu gewinnen. Die «Schneidermamsells», «Schülerschwänke», «Die beiden Hofmeister», «Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten», «Wohnungen zu vermiethen», und besonders «Die sieben Mädchen in Uniform», «Paris in Pommern», «List und Phlegma» und «Das Fest der Handwerker» machten unter seinen Possen und Singspielen das meiste, selbst ein unerhörtes Glück. Seine dramatischen Arbeiten sind gesammelt in den «Vaudevilles und Lustspiele» (4 Bde., Berl. 1842).

Angenehm nennt man im allgemeinen einen Gegenstand, insofern er ein Gefühl der Lust erweckt; dennoch unterscheidet sich das eigentlich Angenehme von dem, was blos die Begierde befriedigt. Die Lust in der Befriedigung der Begierde hängt nämlich davon ab, daß erst eine Begierde vorhanden war; der gleichgültigste Gegenstand kann dem Menschen Lust verschaffen, weil er ihn gerade begehrt, z. B. bei Liebhabereien. Der Eindruck des eigentlich Angenehmen ist dagegen von der vorausgegangenen Begierde unabhängig; ja das Begehren des Angenehmen und das Verabscheuen des Unangenehmen kann sogar mit andern Begehrungen in Streit gerathen, wie in dem Falle, wenn ein Kranker eine an sich unangenehme Operation dennoch begehrt. Durch diese Unmittelbarkeit, mit welcher die Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen sich uns aufdringt, grenzt es nahe mit dem Schönen zusammen, und für viele Menschen hat der Genuß des Schönen auch nur die Bedeutung des Angenehmen. Dennoch unterscheidet sich das Schöne, auch schon da, wo es die höchsten Interessen des geistigen Lebens nicht zugleich in sich schließt, von dem Angenehmen durch die Möglichkeit, über das, was eigentlich gefällt, sich Rechenschaft zu geben, während das Angenehme immer nur subjectives Gefühl bleibt, daher auch der Streit über das Angenehme sich nicht durch allgemeine Principien entscheiden läßt, während die Untersuchung des Schönen sich in der Aesthetik zu einer Wissenschaft ausgebildet hat. Psychologisch betrachtet, gehört das Angenehme zu den schwer zu erklärenden Erscheinungen des geistigen Lebens.

Angerburg, eine Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, 7 M. im SW. von Gumbinnen, in sandiger Gegend an der Angerap, welche nahe im S. aus dem aalreichen Mauersee oder Angerburger See tritt, ist ein gewerbthätiger Ort mit 3999 E. Die Stadt ist Sitz eines Landrathsamtes und eines Superintendenten, hat ein evangel. Schullehrerseminar und eine ständische Taubstummenlehranstalt und treibt Lein- und Wollweberei, lebhaften Garn-, Leinen- und Holzhandel sowie Fischfang in den benachbarten Seen. A. hat

seinen Namen erst 1568 nach einem alten, festen Schlosse erhalten. Der Kreis A. zählt auf 17,58 D.-M. 36263 E.

Angergräser nennt man in der Land- und Forstwirthschaft Gräser mit büscheligen, vielfach verzweigten, einen dichten Filz bildenden Wurzeln, welche dichtgedrängt beieinander wachsen und deshalb die atmosphärischen Niederschläge (Thau, Regen u. a.) verhindern, in den Boden einzudringen. Infolge dessen verliert der Boden unter der Decke solcher Gräser mehr und mehr seine Nährkraft, wird zugleich trocken und staubig («verangert», wie man sagt) und vermag nun ohne besondere Vorbereitung und Düngung keine Pflanzen zu ernähren, welche größere Ansprüche an Bodenkraft machen als die A. Diese bilden über dem Boden in der Regel eine kurze, dichte, aus feinen Blättern bestehende Grasnarbe, welche meist nur den Schafen ein willkommenes Futter bietet (daher der Ausdruck «Schafanger» für kurzbegraste, dürftige Weidetriften). Ein mit A. bedeckter Boden stellt, namentlich wenn er viele Jahre lang sich selbst überlassen geblieben ist, der Cultur große Schwierigkeiten entgegen. Dies gilt besonders von den forstlichen Culturen, indem Holzpflanzen, welche auf verangerten Boden gepflanzt werden, infolge der Thau- und Regenentziehung durch die A. vertrocknen. Die bei uns am häufigsten vorkommenden A. sind: Aira flexuosa, Poa angustifolia, Festuca ovina und duriuscola, Nardus stricta und Agrostis vulgaris.

Ångermanland (spr. Ongermanland), eine Landschaft im nördl. Schweden, gehört zum größten Theile dem Län Hernösand oder Westernorrland an, umfaßt ein Areal von 326,4 D.-M. und ist angefüllt von Gewässern (gegen 20 D.-M.), Bergen und steinigen Wäldern, sodaß nur ein verhältnißmäßig geringer Theil des Anbaues fähig. Hauptproduct des Ackerbaues ist Gerste; außer Hafen, Roggen, Erbsen und etwas Weizen werden allenthalben auch Kartoffeln gebaut. Außerdem gewinnt man Flachs in bedeutender Menge und von vorzüglicher Güte, aus welchem besonders im nördl. Theile des Landes eine treffliche und sehr feine Leinwand gewebt wird. Die Viehzucht ist bedeutend, jedoch könnte dieselbe noch weit einträglicher sein. Die großen Wälder sind in den Küstenstrichen sehr mitgenommen, im Innern aber noch ergiebig. Sie bestehen aus Fichten und Tannen, doch auch aus Birken und Erlen. Å. ist an Naturschönheiten und malerischen Gegenden die reichste Landschaft in ganz Schweden und bietet Scenerien dar, wie sie sich kaum in den gepriesensten Rhein- und Donaugegenden finden. Die Bewohner, nur etwa 82200, gehören zu den kernigsten Schwedens und sind vortheilhaft bekannt durch Mäßigkeit und Fleiß. Ein gewisser Wohlstand ist durchgängig über das Land verbreitet, wie schon das Aeußere der Wohnhäuser und die ansehnlichen, im Innern reinlichen und gutausgestatteten Bauerhöfe bekunden. Hauptfluß von Å. ist die Ångermanelf, der schönste und prachtvollste Fluß Schwedens, welcher an der norweg. Grenze aus mehrern Quellarmen entsteht und viele Seen und eine große Anzahl von imposanten Wasserfällen bildet. Der Fluß hat eine Länge von über 50 M., ist für größere Fahrzeuge 8 M. aufwärts bis Nyland, für kleinere 6 M. weiter bis Sollefteå schiffbar und bildet bei seiner weiten Mündung in den Bottnischen Golf die Inseln Hemsö und Hernö. Auf letzterer liegt die Hauptstadt Hernösand (s. d.). Unter den übrigen Ortschaften ist noch der aufblühende Flecken Oernsköldsvik an der Küste hervorzuheben, der, erst 1842 angelegt, 313 E. zählt und einen Hafen besitzt.

Angermünde, Kreisstadt in dem preuß. Regierungsbezirk Potsdam der Provinz Brandenburg, und zwar in der Uckermark, liegt an der Stettiner Eisenbahn und am Mündesee, aus welchem die unterhalb Schwedt in die Oder mündende Welse fließt, und zählt 6205 E., welche Lein- und Wollweberei, Brauerei, Garn- und Wollhandel treiben. 1419 entriß der Kurfürst Friedrich I. die Stadt dem aufrührerischen märkischen Adel und schlug hier um Ostern 1420 die Pommern. 1631 wurde A. von den Schweden erstürmt. Im Kreise A., der auf 23,49 D.-M. 64137 E. zählt, liegen noch die Städte Schwedt (s. d.), Joachimsthal mit 2059, Oderberg mit 2853, Vierraden mit 1944 und Greifenberg mit 1846 E. — Angermund und Rahm, früher zwei getrennte Orte, jetzt zu einer Stadt vereinigt, liegen im preuß. Regierungsbezirke und Kreise Düsseldorf in der Rheinprovinz, $1\frac{1}{2}$ M. im N. von Düsseldorf, an der Anger, welche bei Angerort in den Rhein fließt. Die 1592 E. unterhalten lebhafte Lein- und Baumwollindustrie.

Angerōna, bei den Römern die Göttin der Angst und Besorgniß, welche diese Gemüthszustände erregte, aber auch davon befreite, oder nur letzteres that. Sie wurde mit verbundenem Munde oder mit an den Mund gelegtem Finger dargestellt. Ihre Bildsäule stand in Rom auf dem Altare in dem Tempel der Volupia. In diesem wurde auch das Fest derselben, welches Angeronalia hieß, 21. Dec. gefeiert.

Angers (Juliomagus oder Andecavi), die Hauptstadt des alten Herzogthums Anjou und

jetzt des franz. Depart. Maine-Loire, liegt an der schiffbaren Mayenne, 1 M. von ihrer Mündung in die Loire und an der Westbahn, zwischen Tours und Nantes, theils an dem Ufer des breiten Flusses, der hier einen belebten Hafen bildet, theils amphitheatralisch an dem Abhange einer Anhöhe. Die ältere obere Stadt mit ihren engen, steilen Straßen, ihren alterthümlichen, mit Schiefer gedeckten und zum Theil bekleideten Holzhäusern hat ein düsteres Ansehen, bietet aber dem Freunde des Alterthums manches Interessante dar. Seltsam contrastirt mit ihr die sie umgebende untere Stadt mit ihren neuen Quartieren, geschmackvollen steinernen Gebäuden, breitem Quai, Boulevards und allem modernen Luxus und Comfort. Die Kathedrale St.-Maurice, eins der schönsten Baudenkmäler des 13. Jahrh., bis auf den Chor im byzant. Stil erbaut, hat ein einziges, sehr großes Schiff, ein schönes Portal mit drei Thürmen und eine berühmte Orgel von Danville. Auch die Kirche des heil. Sergius und die Dreifaltigkeitskirche sind interessante Bauten des Mittelalters. Das alte Schloß, begonnen unter Philipp II. August und beendet unter Ludwig dem Heiligen, erhebt sich auf einem 100 F. hohen, steilen Felsen und ist von 18 dicken, schwarzen Rundthürmen umgeben. Früher Festung und Residenz, dient es jetzt als Gefängniß. Bemerkenswerth sind außerdem das alte, große Armenhaus, der schöne, bedeckte Fischmarkt, die Brücke mit dem Pfeiler, der lange Zeit die Grenze zwischen dem franz. und engl. Besitze bezeichnete. A. ist der Sitz eines Bisthums, zählt 51797 E. und hat ein kaiserl. Lyceum, eine Kunst- und Gewerbeschule, ein theol. Seminar, ein Taubstummeninstitut, eine Reitschule, eine ökonomische und andere Gesellschaften, wissenschaftliche Vereine und Wohlthätigkeitsanstalten; ferner eine öffentliche Bibliothek von 26000 Bänden, eine Gemäldegalerie, ein Museum für Bildhauerarbeiten, ein Naturaliencabinet, einen botan. Garten, zwei Theater sowie ein großes Gestüte. Lebhaften Gewerbsbetrieb entwickeln besonders die kaiserl. Segeltuchfabrik, die Baumwollspinnerei, die Taschentuch-, Kattun- und Zwirnstrumpfmanufacturen sowie die in der Nähe befindlichen, an 3000 Arbeiter beschäftigenden Schieferbrüche. Handel treibt die Stadt besonders mit ihren Manufacten, mit Getreide, Hanf, Kleesamen, Oel, Wein, Branntwein, Essig, Senf, Pferden u. s. w. A. ist der Geburtsort des Herzogs René von Anjou, des Gelehrten Menage, des Publicisten J. Bodin, des Bildhauers David und anderer berühmter Männer. Ursprünglich Hauptort der Andes oder Andecavi, wurde A. unter den röm. Kaisern ein wichtiger Platz, wie die freilich spärlichen Reste eines Capitols, Amphitheaters, Aquäducts sowie die Gräber, Münzen und andere Antiquitäten zeigen. Seit dem 5. Jahrh. unter fränk. Herrschaft, wurde es später die Hauptstadt von Anjou (s. d.). Unter dem Schutze seiner Bischöfe blühte die Universität auf, welche bereits im 13. Jahrh. bedeutenden Ruf hatte. Unter Herzog René gelangte A. durch Hoffeste und Turniere, durch Kunst und Wissenschaft zur Berühmtheit. In den Hugenottenkriegen hielt es zur kath. Partei und öffnete erst 1598 Heinrich IV. die Thore. Von Ludwig XIV. erhielt es eine Akademie der Wissenschaften. In dem Vendéekriege war es Schauplatz arger Greuelthaten. Am 18. Sept. 1793 siegten hier die Royalisten unter Charette über die Republikaner unter Kleber und besetzten die Stadt. Schon am 4. Dec. desselben Jahres wurden jedoch die Sieger wieder zurückgeschlagen, worauf der Conventsdeputirte Tallien die Schreckensherrschaft in Stadt und Umgegend übte. Im Nov. 1815 besetzte Thielemann mit 5000 Preußen die Stadt und legte ihr eine starke Contribution auf.

Anghiera oder Angera, ein Flecken in der ital. Provinz Como in der Lombardei, liegt an der Ostküste der Südhälfte des Lago-Maggiore, Arona gegenüber, hat 3800 E. und war einst Hauptort einer Grafschaft, welche sich zu beiden Seiten des Sees erstreckte. Am berühmtesten unter den Grafen dieses Geschlechts wurde Pietro Martiro d'A., latinisirt gewöhnlich Petrus Martyr Anglerius, geb. 1455 zu Arona. Derselbe lebte seit etwa 1477 zu Rom im Verkehr mit den berühmtesten Dichtern und Gelehrten seiner Zeit, und ging 1488 mit Lopez Mendoza, dem span. Gesandten bei Papst Innocenz III., an den Hof Ferdinand's des Katholischen und der Isabella. Hier nahm er Kriegsdienste gegen die Mauren, trat aber 1494 in den geistlichen Stand und wurde zum Lehrer der Pagen ernannt. 1501 ward er an den Sultan von Aegypten nach Kairo gesandt, doch blieb seine Mission ohne Erfolg. Bald darauf vom Papst zum apostolischen Protonotar ernannt, erhielt er 1505 die Stellung eines Priors an der Kathedrale von Granada, wo er 1526 starb. A.'s Ruf gründet sich besonders auf einige geschichtliche Werke, welche für die Entdeckungsgeschichte von Amerika von Wichtigkeit sind. Dahin gehört vor allem «De rebus oceanicis et orbe novo decades», von welchem die drei ersten Dekaden zuerst 1516, das ganze Werk in acht Dekaden aber erst nach seinem Tode (Alcala 1530; Par. 1536) erschienen. Er gibt in demselben eine Geschichte der Ent-

deckung Amerikas von der ersten Reise des Columbus bis 1525. Sein «Opus epistolarum» (Alcala 1530; Amst. 1670) enthält vieles Interessante zur Geschichte seiner Zeit von 1488—1525, besonders des span. Hofes sowie auch über die Entdeckungen des Columbus. Die Zustände Aegyptens schilderte A. in den «Legationis Babylonicae libri tres», welche zuerst in seinen «Opera» (Alcala 1511), dann mehrmals mit den «Dekaden» gedruckt wurden.

Angiologie (griech.), die Lehre von den Gefäßen des thierischen Körpers, s. Gefäße und Anatomie.

Angiospermae, bedecktsamige Pflanzen (wörtlich solche, deren Samen in ein Gefäß eingeschlossen sind), nannte Linné die zweite Ordnung seiner 14. Klasse, während neuere Botaniker darunter alle samentragenden Gewächse verstehen, deren Blüten einen Stempel besitzen, und bei denen folglich ein die Samen umschließendes Fruchtgehäuse vorhanden ist, im Gegensatz zu den nacktsamigen Gewächsen der Gymnospermen.

Anglaise, engl. country-dance, ist ein Tanz von lebhaftem Charakter und leichter Bewegung, bald in $^2/_4$, bald in $^3/_4$ Takt. Er verdankt sein Entstehen dem franz. Rigaudon, ist aber allmählich einfacher geworden und beschränkt sich jetzt gemeiniglich auf vier Touren. A. nennt man aber auch den Charaktertanz, den die franz. Tanzkunst aus Zügen engl. Nationaltanzes zusammengestellt hat. Dieselbe wird von einem einzelnen Tänzer in der Tracht eines Seeoffiziers mit einer Gerte in der Hand getanzt, die der Tanzende in mannichfacher Weise hält und balancirt. Die Tanzschritte sind zum $^2/_4$ Takt marschartig, kurz und kräftig.

Anglesey oder Anglesea (im Alterthum Mona, im Mittelalter Anglorum Insula), Insel und Grafschaft in der Irischen See, an der Nordwestküste von Wales, getrennt von dem Festlande Großbritanniens durch den zweifach überbrückten Menaikanal (s. d.), mit einem Flächenraum von 12,7 Q.-M. und (1860) 54609 E. Im J. 61 n. Chr. landete an dieser Insel der röm. Feldherr Suetonius Paulinus, unterwarf sie, dem Widerstand der Einwohner und den Bannflüchen der Druiden zum Trotz, und zerstörte die heil. Haine. Der Aufstand der Boadicea vertrieb die Römer, welche jedoch 76 wiederkehrten. Einige druidische Reste finden sich noch jetzt. Im 9. Jahrh. landete der Sachse Egbert und nahm die Insel in Besitz. Ihm nahmen sie die Fürsten von Nordwales bald wieder ab, und sie blieb dann Herrschersitz derselben, bis Eduard I. Wales für immer unterwarf. Das Klima der Insel ist milder als das der benachbarten Küste, doch im Herbst herrschen viele und dichte Nebel, in deren Folge Fieber zu grassiren pflegen. Die Küste ist steil, das Land hügelig, im ganzen kahl, nur bei Beaumaris und zu Plas Newydd, dem Sitze des Marquis von A., am Menaikanale, finden sich ansehnliche Waldungen. Der Ackerbau ist ergiebig an Hafer und Gerste, weniger an Weizen und noch weniger an Roggen. Kartoffeln werden mehr gewonnen als irgendwo in Nordwales, und jetzt auch ziemlich viel Rüben. Vornehmlich aber wird der Boden als Weideland benutzt, das zehn Elftel des ganzen Flächeninhalts einnimmt. Die Farmers ziehen Rindvieh auf, das sie in großen Heerden ausführen. Schafe, die größten unter den walisischen, mit weißen Füßen und Köpfen und meist ohne Hörner, werden ebenfalls in großer Menge ausgeführt. Der Mineralienreichthum ist bedeutend. Die Kupferminen von Mona und Parys an der Nordostküste wurden zuerst 1762 eröffnet, anfangs mit geringem Erfolg; später gestalteten sie sich zu Quellen des Reichthums für die Eigenthümer. Gegenwärtig ist die jährliche Production von 3000 Tonnen auf 700 gesunken. Der Parysberg hat auch silberreiches Bleierz. Ebenso finden sich Kalkstein, weißer und farbiger Marmor, Mühlsteine; Steinkohlen werden jährlich 20500 Tonnen gewonnen, außerdem auch Torf. Einst war die Insel ein bedeutender Handelsplatz, jetzt sind ihre Buchten und Häfen verödet. — Die Grafschaft A. ist wie von alters her eingetheilt in drei Cantefs und jedes Cantef in zwei Comots (cwmwds). Die Städte Beaumaris mit 2210, Holyhead (s. d.) mit 6193 E. und Amlwch (s. d.) schicken einen Abgeordneten in das Parlament, die Grafschaft einen zweiten. In der Mitte der Insel liegt die Marktstadt Llangefui mit 1317 E. und bedeutendem Viehhandel, an der Südküste der alte Ort Aberffraw mit 1238 E.

Anglesey, eine engl. Peerschaft, nach der Insel und Grafschaft A. benannt. — Der erste Graf von A. war Christopher Villiers, Bruder des Herzogs von Buckingham. Der Sohn desselben, Graf Charles, starb 1659 ohne männliche Erben. — Arthur Annesley, geb. 10. Juli 1614, Sohn Francis Annesley's, Barons von Mountnorris und Viscounts von Valentia, dessen Verurtheilung durch Strafford später zu einem der Anklagepunkte gegen diesen Staatsmann diente, ward 1661 von Karl II. zum engl. Peer, unter dem Titel eines Barons von Newport-Pagnell und Grafen von A., erhoben. Während der Bürgerkriege und unter

Cromwell hielt er zur königl. Partei, wirkte mit Monk für die Rückkehr Karl's II. und war dann längere Zeit Großsiegelbewahrer, bis er 1682 wegen seiner Bemühung, die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge durchzusetzen, entlassen wurde. Er starb im April 1686 in Zurückgezogenheit. Sein Nachkomme Richard Annesley, sechster Graf von A., starb 14. Febr. 1761. Dessen Sohn Arthur wurde in England nicht für rechtmäßig erkannt und folgte ihm daher nur in den irischen Würden eines Viscount Valentia und Baron Mountnorris. Der Titel A. war mithin erloschen und wurde erst 23. Juni 1815 als Marquisat in der Person des Grafen von Uxbridge erneuert. — **A.** (Henry William Paget, Graf von Uxbridge, Marquis von), geb. 17. Mai 1768, war der Sohn des Sir Henry Baily, dessen Mutter von den alten Lords Paget, Grafen von Uxbridge, abstammte, die 1769 ausstarben, und der infolge dessen den Familiennamen Paget annahm, 1784 ebenfalls zum Grafen von Uxbridge erhoben ward und 13. März 1812 starb. In Oxford gebildet, trat der junge Lord Paget zu Anfange der Französischen Revolution in das brit. Heer, focht 1793—94 an der Spitze eines selbstgeworbenen Infanterieregiments in Flandern, und erwarb sich im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel als Anführer der Reiterei großen Ruhm, besonders bei der Deckung des Rückzugs des Generals Moore und im Treffen bei Benavente, 28. Dec. 1808, wo er den General Lefèbre-Desnouettes gefangen nahm. In der Schlacht von Waterloo, wo er die ganze brit. Cavalerie commandirte, verlor er ein Bein. Nach der Rückkehr nach England wurde ihm nebst dem Titel eines Marquis der einstimmige Dank des Parlaments zu theil. Unter Canning ward er 1827 Generalfeldzeugmeister und im Febr. 1828 Statthalter in Irland, zu einer Zeit, als sich gerade die Parteien wieder in gereizterer Stimmung gegenüberstanden. Früher ein Gegner der Emancipation, erkannte er bald, daß die Ruhe des Landes nur durch Befriedigung der Ansprüche der Katholiken gesichert werden könne, und nach dieser Ueberzeugung führte er die Verwaltung. Gerade deshalb aber ward er von Wellington schon im Dec. 1828 zurückberufen, worauf er sich im Oberhause entschieden für die Emancipation aussprach. Als er jedoch unter Grey's Ministerium 1831 wieder an die Spitze der Verwaltung Irlands gestellt wurde, hatte die Politik der Tories alle Verhältnisse in solche Verwirrung gebracht, daß die Entschiedenheit und Redlichkeit seines Benehmens den Sturm kaum zu beschwören vermochte. Er legte daher im Sept. 1833 seinen Posten nieder. An Lord Hill's Stelle ward er Ende 1842 Oberst und Chef der reitenden Grenadiergarde (Horse Guards) und erhielt 1846 den Feldmarschallsstab. In demselben Jahre wurde er zum zweiten mal Generalfeldzeugmeister (Master-General of the ordnance). Er starb 27. April 1854. A. war zweimal vermählt: zuerst mit einer Tochter des Grafen von Jersey, die sich von ihm scheiden ließ, um den Herzog von Argyle zu heirathen, dann mit der geschiedenen Gattin Sir Henry Wellesley's, des nachherigen Lord Cowley. Aus beiden Ehen hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft. — Als zweiter Marquis von A. folgte ihm sein ältester Sohn Henry Paget, Graf von Uxbridge, geb. 6. Juli 1797. Derselbe wurde schon 1833 als Baron Paget in das Oberhaus berufen und war unter dem Ministerium Melbourne bis 1841 Lord-Kammerherr der Königin Victoria. — Ein Bruder des letztern, Lord Clarence Edward Paget, geb. 17. Juni 1811, nahm als Marineoffizier an der Schlacht von Navarino und an den Feldzügen in der Ostsee 1854—55 theil, wurde 1858 Contreadmiral und 1859 Secretär der Admiralität, in welcher Stellung er sich um die Reorganisation der engl. Marine durch die Errichtung einer Flotte von Panzerschiffen bedeutende Verdienste erworben hat.

Anglikanische Kirche heißt die Staatskirche in Großbritannien und Irland, welche in der Lehre reformirt, in Cultus und Kirchenverfassung eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen prot. und kath. Wesen behauptet. Im Unterschiede von den übrigen reform. Kirchenparteien in England, welche sämmtlich, den reform. Grundsätzen gemäß, presbyteriale Ordnungen haben, heißt sie auch die Bischöfliche (Episkopal-) Kirche. Außer Großbritannien und den Colonien zählt dieselbe nur noch in Nordamerika Anhänger, selbstverständlich abgesehen von engl. Gesandtschaftsgemeinden und Missionsstationen. Die ganz eigenthümliche Stellung der Anglikanischen Kirche unter den prot. Kirchengemeinschaften erklärt sich aus den eigenthümlichen Wechselfällen der engl. Reformationsgeschichte. England hatte in der zweiten Hälfte des Mittelalters mehr als irgendein anderer Staat Europas unter der Gewaltherrschaft und der Habgier der röm. Hierarchie gelitten und war dadurch bereits im 14. Jahrh. für reformatorische Meinungen empfänglich geworden. Die Wirksamkeit John Wicliffe's (s. d.) hatte lange vor Luther namentlich unter den gebildeten Ständen eine religiöse Bewegung hervorgerufen, welche gegen das ganze hierarchische Wesen, gegen Heiligenverehrung, Ablaß, Ohrenbeichte, Brot-

verwandlung, Fegfeuer u. s. w. sich richtete und die Rückkehr zur Einfachheit der Heiligen Schrift und der apostolischen Presbyterialverfassung erstrebte. Die Anhänger von Wicliffe (von den Gegnern Lollharden genannt) wurden grausam verfolgt, aber sein Andenken lebte in der Nation fort und bahnte den Schriften Luther's, welche seit 1519 auch in England Eingang fanden, den Weg. Seit 1526 begannen darauf John Fryth und William Tindal das Neue Testament ihren Landsleuten in der Muttersprache darzubieten. Aber die Mehrzahl der Engländer war lange Zeit allen Reformbestrebungen abgeneigt, und König Heinrich VIII. (seit 1509) bot gleicherweise seinen theol. Scharfsinn wie die rücksichtslosesten Gewaltmittel auf, um den Fortgang der Reformation im Volke zu hemmen. Sein Eifer für die scholastische Theologie des Thomas von Aquino und seine Schmähschriften gegen Luther (seit 1522) verschafften ihm von dem dankbaren Papste den Ehrentitel Defensor fidei (Vertheidiger des Glaubens), welchen seit seiner Zeit alle Könige von England geführt haben. Aber in den Armen der schönen Anna Boleyn ward Heinrich an der Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit der Witwe seines Bruders, Katharina von Aragonien, irre, und als der Papst die Verbindung mit der Tante des Kaisers nicht trennen wollte, verbot er den Engländern alle Geldzahlungen an den röm. Stuhl (1532). Die Ehe mit Katharina ward nach dem Gutachten europ. Universitäten für nichtig erklärt und die Verbindung mit Anna Boleyn ohne den Papst vollzogen (Jan. 1533). Clemens VII. antwortete mit dem Bannfluche gegen den Ehebrecher. Da erklärte Heinrich VIII. auf den Rath des Thomas Cranmer (s. d.) und des Thomas Cromwell sich selbst für das oberste Haupt der Kirche von England. Ein feiles Parlament stimmte bei, aber während die Klöster aufgehoben, Bilder und Reliquien verbrannt und die Kirchenschätze für Staatsgut erklärt wurden, ließ der König die sieben Sakramente, Transsubstantiation, Priestercölibat, Stillmesse und Ohrenbeichte als Glaubenssätze der Kirche von England bei Todesstrafe und Güterconfiscation feststellen (1539). Der König rühmte sich, an Gottes Statt unmittelbar unter Christus die Kirche zu regieren; er sei in seinem Reiche «wie die Seele im Leibe, wie die Sonne in der Welt». Er disputirte gelegentlich selbst; wen seine gelehrten Gründe nicht überzeugten, dessen Widerspruch machte der Nachrichter verstummen. Abwechselnd verfielen papistisch und evangelisch Gesinnte dem Henkerbeil. Man zählt 2 Königinnen, 2 Cardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Aebte, 500 Prioren und Mönche, 38 Doctoren der Theologie und Jurisprudenz, 12 Herzoge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger und 110 Frauen, welche sämmtlich unter Heinrich's VIII. Regierung, wenn auch nicht alle aus «theologischen» Gründen, hingerichtet wurden. Die königl. Pseudoreformation konnte sich nur durch den Schrecken erhalten; die Ueberzeugungen im Volke waren zwischen den beiden großen Gegensätzen der Zeit getheilt, und mit Heinrich VIII. ward auch seine Theologie zu Grabe getragen (1547). Die Regentschaft für seinen minderjährigen Sohn Eduard VI., an ihrer Spitze der Herzog von Somerset und Thomas Cranmer als Erzbischof von Canterbury, schaffte Heinrich's Glaubensgesetze ab und bereitete die Reformation vorsichtig vor. Martin Bucer und Paul Fagi wurden nach Cambridge, Peter Martyr und Bernardin Ochino nach Oxford berufen, um das heranwachsende Theologengeschlecht im reform. Glauben zu erziehen. Die 42 Glaubensartikel von 1542 enthalten schon einen ganz evang. Lehrbegriff, und die Verbindung mit Rom blieb zerrissen, wogegen man, wie auch anderwärts hier und da, die bischöfl. Verfassung beibehielt und in den Ceremonien die geistliche Schwachheit des Volks noch glaubte schonen zu müssen. Calvin urtheilte von der neuen engl. Liturgie (Book of common prayer, 1549), sie stecke voll «erträglicher Albernheiten», und trieb den Reformator Cranmer sehr eifrig zu größerer Thätigkeit an. Aber noch fehlte es an evang. Predigern, noch war die Gegenpartei stark und die Masse des Volks abgeneigt oder doch unvorbereitet. Der völlige Umschwung in den Gesinnungen hing, ähnlich wie in Dänemark und Schweden, mit polit. Verhältnissen zusammen. Die Tyrannei der blutigen Maria (1553—58), der verhaßten Gemahlin des noch verhaßtern Philipp II. von Spanien, hat die Macht des engl. Katholicismus innerlich gebrochen. Unter ihr wurden die Begriffe Tyrannei, Glaubensdruck und Fremdherrschaft gleichbedeutend. Thomas Cranmer, die Bischöfe Hooper von Glocester, Ridley von London, Latimer von Worcester starben auf dem Scheiterhaufen; im ganzen wurden gegen 400 Menschen als Gegner des Papstthums hingerichtet; aber gerade die Verfolgung machte die evang. Meinungen populär. Nach Maria's frühem Tode bestieg Elisabeth, die Tochter Anna Boleyn's, den Thron, den ihr die Katholiken zu Gunsten der schott. Maria Stuart vergeblich streitig machten. Unter ihrer langen und kräftigen Regierung, deren Recht mit der Sache des Protestantismus zusammenfiel (1558—1603), wurde die Trennung von Rom dauernd begründet und die Reformation,

im Einverständniß mit dem Parlament, gegen äußere und innere Feinde siegreich durchgeführt. Die mit der polit. eng verwachsene bischöfl. Verfassung ward ebenso wie ein großer Theil der röm. Ceremonien, Bilder, Crucifixe, Kerzen, Meßgewänder u. s. w. beibehalten. Dagegen erhielt die Königin aufs neue die oberste Macht über die Kirche, welche nur durch die Gesetze beschränkt ist, und das auf einer Synode zu London (1562) mit vorsichtigen Milderungen in den zwischen Reformirten und Lutheranern streitigen Stücken in 39 Artikel zusammengezogene Glaubensbekenntniß Eduard's VI. wurde 1571 unter den Schutz des Parlaments gestellt. Dieselbe Ordnung der Dinge ward unter Widerstreben des kath. Volks auch in Irland eingeführt.

Daneben erhoben sich schon unter Elisabeth in den Puritanern oder Presbyterianern (s. d.) und Independenten (s. d.) noch weiter gehende reformatorische Parteien, welche die königl. Kirchengewalt, die Bischöfe und die kath. Ceremonien als «Ueberreste des Antichrists» verabscheuten, und trotz der strengen Maßregeln, welche gegen diese Dissenters oder Nonconformisten (s. d.) ebenso wie gegen die Katholiken getroffen wurden, sah sich die «königliche» Reformation noch lange Zeit hindurch von beiden Seiten bedroht. Unter Jakob I. (1603—25), dem Sohne Maria Stuart's, welcher die Hoffnungen der schott. Presbyterianer täuschte, machte der Haß der Katholiken in der Pulververschwörung sich Luft, während sein Sohn und Nachfolger Karl I. seine Hinneigung zum Katholicismus und zur absoluten Fürstengewalt auf dem Schaffote büßte (1649). Die Puritaner, welche seit 1640 im Parlamente die Oberhand hatten und auf der Westminstersynode (1643—49) Verfassung, Cultus und Lehre in ihrem Sinne zu ändern versuchten, mußten den noch weiter fortgeschrittenen Independenten den Platz räumen, und der polit. Führer der letztern, Oliver Cromwell, regierte als theokratischer Dictator die engl. Republik (1649—58). Die Wiederherstellung der Monarchie (1660) war gleichbedeutend mit der Wiederaufrichtung der bischöfl. Verfassung. Der erblichen Neigung der Stuarts, das Land katholisch, die Regierungsform absolutistisch zu machen, ward durch die zweite Revolution von 1688 ein Ziel gesetzt. In dem Vertrage, welchen das Parlament mit dem Eidam Jakob's II., Wilhelm von Oranien, abschloß (1689), wurde die kath. Linie für ewige Zeiten der Erbfolge verlustig erklärt und die Verfassung des Reichs und der Reichskirche festgestellt. Die 1673 vom Parlament erlassene Testacte, kraft deren jeder, der die Hoheit des Königs über die Kirche nicht anerkennt und nicht in einer bischöfl. Kirche das Abendmahl nimmt, von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein soll, ward zu Gunsten der prot. Dissenters verändert und blieb nur gegen Katholiken (und Socinianer) in Kraft. Dagegen ward die günstige Gelegenheit versäumt, eine Vereinigung mit der schott. Presbyterialkirche und den engl. Puritanern, als wirksamste Schutzwehr gegen katholisirende Tendenzen, aufzurichten. Daher blieb der Katholicismus für die bischöfl. Kirche eine fortwährende Gefahr, der man bis auf die neuesten Zeiten herab nur durch Maßregeln der Intoleranz zu begegnen wußte. Erst durch eine Acte Georg's IV. vom 13. April 1829 wurden die Katholiken ins Parlament und zu den meisten Staatsämtern zugelassen, wenn sie schwören, die prot. Religion oder Regierung des vereinigten Königreichs in keiner Weise stören zu wollen und namentlich nicht zu glauben, daß der Papst irgendwelche weltliche oder bürgerliche Jurisdiction im brit. Reiche üben dürfe, oder daß Fürsten, welche vom Papste excommunicirt oder ihrer Würde verlustig erklärt werden, abgesetzt oder ermordet werden dürfen. Doch dürfen noch heute keine kath. Priester im Parlament sitzen, ausländische Ordensgeistliche werden ausgewiesen, einheimische unter strenge Aufsicht gestellt, die Führung geistlicher Titel ist bei hohen Geldstrafen verboten. Trotzdem haben alle diese Vorsichtsmaßregeln die geheime oder offene Hinneigung namhafter anglikanischer Geistlicher zum Katholicismus, ja sogar zahlreiche Uebertritte nicht hindern können. Der Papst hat angesichts der Fortschritte des Katholicismus England in acht Sprengel getheilt und 1850 in der Person des bekannten Cardinals Wiseman (s. d.) einen Bischof von Westminster ernannt: ein Eingriff in die Staatsgesetze, welcher die öffentliche Meinung gewaltig erregte.

Die innere Verfassung der Anglikanischen Kirche ist seit der Gesetzgebung von 1689 nur in untergeordneten Punkten geändert worden. Die Bischöfe sitzen von alters her als Barone des Reichs im Hause der Lords. An ihrer Spitze steht der Erzbischof von Canterbury als Primas von ganz England und erster Peer des Reichs. Zu seiner Provinz gehören 21 Bisthümer. Er hat das Vorrecht, den König zu krönen. Ihm zunächst steht der Erzbischof von York, welchem 7 Bisthümer untergeben sind. Irland ist seit der Church-Temporality-Acte von 1833 in 2 Erzbisthümer (Armagh und Dublin) und 12 Bisthümer getheilt; im Parlament sitzt für Irland aber immer nur ein Erzbischof und drei Bischöfe. Zu diesen Kirchenfürsten kommen noch die dem Erzbischof von Canterbury untergebenen Colonialbisthümer, deren

Zahl jetzt über 20 beträgt. Die geistliche Machtvollkommenheit dieses höhern Klerus hat sich durch alle reformatorischen Bewegungen hindurch bis auf die Gegenwart ziemlich ungebrochen erhalten. Er hat allein das Recht der Confirmation, Ordination, der geistlichen Disciplin und Gerichtsbarkeit. Seine Wahl erfolgt der Form nach durch die Kapitel, in Wirklichkeit durch die Krone, welche den Kapiteln den zu Wählenden bezeichnet und sie im Weigerungsfall zur Strafe zieht. Die niedere Geistlichkeit theilt sich in die Kapitel- und Pfarrgeistlichkeit. An der Spitze der erstern steht der Dekan (dean), ihm zunächst der Archidiakonus (arch-deacon). Die Pfarrgeistlichkeit (clergy) zerfällt in Pfarrer (incumbent), Hülfsgeistliche (curate) und Kaplane (chaplain). Unter den Kirchen unterscheidet man: 1) Pfarrkirchen (parish church), welche theils die vollen Einkünfte ihrer Dotation besitzen (rectory), theils nur einen Theil der Einkünfte beziehen und einen (geistlichen oder weltlichen) Eigenthümer (appropriator oder rector) über sich haben (vicarage), theils ohne eigene Dotation vom Patron unterhalten werden (perpetual curacy); 2) Bezirkskirchen, deren Einkünfte aus Stuhlgeldern bestehen (abgetrennte Pfarreien, district church); 3) Kirchen, welche im Pfarrverband einer andern Kirche stehen, aber mit getrennter Seelsorge (chapel of ease and parochial); endlich 4) Hülfskapellen (chapel of ease merely), in denen nur gepredigt wird. Hierzu kommen noch die Privatkapellen des hohen Adels, der Bischöfe u. s. w., die freien Kapellen (auf königl. Domänen) und Kapellen im Besitz von Privatpersonen. Die Geistlichen werden vom Patron präsentirt, vom Bischof admittirt, worauf die Anstellung und Einführung folgt. Vor der Anstellung haben sie die 39 Artikel zu unterschreiben und zu geloben, sich beim Gottesdienste streng an die vorgeschriebene Agende (das revidirte, durch die Uniformitätsacte von 1559 eingeführte Prayer-book) halten zu wollen. Die Pfarrgemeinden fallen mit den polit. Gemeinden zusammen, daher bei den Pflichten und Rechten der Gemeindegenossen nicht darauf Rücksicht genommen wird, ob jemand sich persönlich zur Staatskirche oder zu den Dissenters hält. Die Gemeindeversammlung (vestry) wählt unter dem Vorsitze des Pfarrers die Gemeindebeamten (hier und da auch die Pfarrer) und besteuert sich selbst. Zur Annahme der Gemeindeämter, von denen das der Kirchenvorsteher (church-warden), welche das Gemeindevermögen verwalten, und das der Armenpfleger (overseer) die wichtigsten sind, ist jeder prot. Engländer, mit Ausnahme der Parlamentsmitglieder, Aerzte und Geistlichen, verpflichtet. Das Kirchenvermögen ist äußerst ungleich vertheilt: während die Kapitel und Rectoren oft über ungeheuere Einkünfte zu verfügen haben und viele Stellen reine Sinecuren sind, mangelt es den Curatgeistlichen und Vicaren oft an dem Nothwendigsten. Die 1835 zur Ausgleichung dieser Misverhältnisse eingesetzte Kirchliche Commission hat bisjetzt nur geringe Erfolge ihrer Thätigkeit aufzuweisen. Die kirchliche Gesetzgebung ist verfassungsgemäß der sog. Convocation oder dem *geistlichen Parlamente* übertragen. Dieselbe besteht, wie das weltliche Parlament, *aus einem Ober- und* einem Unterhause; in jenem sitzt die höhere, in diesem die niedere Geistlichkeit. Seit 1717 wurde jedoch die Convocation nur noch der Form nach zusammenberufen und sofort wieder vertagt, und erst neuerdings scheint in die alte Einrichtung neues Leben zurückkehren zu wollen.

Die geistliche Gerichtsbarkeit, in frühern Zeiten sehr ausgedehnt, erstreckt sich fast nur noch auf Testaments-, Ehe- und Disciplinarsachen. In der Ehegesetzgebung hat *neuerlich* namentlich das Verbot, die Schwester der verstorbenen Gattin zu ehelichen, Widerspruch erfahren, bisjetzt jedoch noch erfolglos. Die Ehen sind, wie in der kath. Kirche, unauflöslich, nur eine besondere Parlamentsacte kann in England (aber nicht in Schottland) das Eheband trennen; die geistlichen Gerichtshöfe trennen nur von Tisch und Bett; dagegen ist die Zahl der Fälle desto größer, in welchen nach kanonischem Rechte auf Ungültigkeit der Ehe erkannt wird. Das geistliche Strafrecht ist jetzt fast ganz auf die Geistlichkeit selbst beschränkt. Excommunication und Interdict sind, obwol gesetzlich nicht aufgehoben, längst außer Brauch gekommen. Dagegen üben die bischöfl. Gerichtshöfe das Recht der Amtssuspension, die erzbischöflichen das Recht, Geistliche wegen sittlichen oder dogmatischen Vergehen zu entsetzen und ihrer Würden zu entkleiden. Bischöfe dürfen zwar abgesetzt werden, behalten aber ihre Würde. Die kirchlichen Gerichtshöfe sind sehr mannichfaltig; der Instanzenzug geht vom Archidiakonalhofe oder andern niedern Höfen an den bischöflichen, von dem bischöflichen an den erzbischöflichen; dagegen ist der oberste Gerichtshof, der Gerichtsausschuß des geheimen Raths, der im Namen der Krone Recht spricht, eine nur aus weltlichen Mitgliedern zusammengesetzte Behörde. Der Cultus, welcher, wie schon bemerkt, mit wenigen Veränderungen die alten kath. Formen bewahrt hat, ist durch das Prayer-book geregelt, dessen letzte Revision von 1662 datirt. Das Ordinationsformular erhielt in demselben Jahre seine gegenwärtige Gestalt. Der Katechismus

von 1570 hat nur kirchliche Geltung und ist vom Parlament nicht sanctionirt, und dasselbe Verhältniß findet bei einer Menge kanonischer Bestimmungen statt. Mit Ausnahme der zuletzt angedeuteten Fälle stehen sämmtliche Einrichtungen der Staatskirche unter dem Schutze des Parlaments, welches daher auch über alle Fragen kirchlicher Gesetzgebung mit zu entscheiden hat.

Was die innere theologische Entwickelung der Anglikanischen Kirche betrifft, so ist die stabile Orthodoxie derselben zwar sprichwörtlich geworden, doch thut man Unrecht, wenn man dieses Urtheil vorzugsweise auf die Staatskirche anwendet. Gerade in neuerer Zeit hat sich vielfach gezeigt, daß die Dissenters in diesem Stücke noch fanatischer sind. Es liegt im engl. Nationalcharakter überhaupt, dem kirchlichen Leben und seinen Formen ein ungleich größeres Augenmerk zuzuwenden als der Fortbildung der Lehre, welcher fast alle Denominationen grundsätzlich abgeneigt sind. Wenn man einige kleinere Parteien, wie die Quäker u. a., abrechnet, so betreffen daher die Unterschiede der verschiedenen Kirchengemeinschaften nur Verfassung und Liturgie. England hat früher als Deutschland seine Aufklärungsperiode gehabt, doch gingen die Freidenker und Deisten (s. d.) lediglich aus dem Laienstande, zum Theil aus den höchsten Schichten der Gesellschaft hervor, während die Bewegung bei der Geistlichkeit fast spurlos vorüberging. Eine von den sog. Latitudinariern versuchte Milderung der kirchlichen Orthodoxie durch Zurückgehen auf die den verschiedenen Glaubensparteien gemeinsame biblische Grundlage fand im 18. Jahrh. vorübergehend im Sprengel von Cambridge auch bei Geistlichen Anklang, wurde aber ebenso kirchlich zurückgedrängt, wie andererseits die Methodisten (s. d.) mit ihrer Lehre vom gewaltsamen Durchbruche der Gnade zum Austritte aus der Staatskirche getrieben wurden. Größere Bedeutung hat der 1846 gegründete Evangelische Bund erlangt, welcher auf dem Grunde der in neun Artikel zusammengefaßten Hauptsätze der altprot. Rechtgläubigkeit fromme Christen aller evang. Kirchenparteien zum vereinten Kampfe gegen den umsichgreifenden Katholicismus zusammenscharen sollte. Die seitdem auch nach Frankreich und Deutschland verpflanzte Allianz hat namentlich bei den Dissenters Anklang gefunden, doch betheiligten sich auch anglikanische Geistliche dabei, unbeschadet ihrer kirchlichen Stellung, und nur der höhere Klerus hielt sich im ganzen mit vornehmer Kühle zurück. Die bisjetzt folgenreichste Erscheinung der Neuzeit im Schose der Anglikanischen Kirche selbst ist der Gegensatz der «hochkirchlichen» und der «niederkirchlichen» Partei (der High-church men und Low-church men). Die letztere Partei, gewöhnlich nach dem Sitze ihrer Meetings «Exeter-Hall» genannt, steht unter der Führung des frommen aber engherzigen Lord Shaftesbury, und hat in den letzten 20 Jahren namentlich beim niedern Klerus und im Mittelstande Anhänger gefunden. Das Streben dieser Partei, welche man als die pietistische bezeichnen kann, ist vorzugsweise auf Werke praktischer Frömmigkeit gerichtet, auf Bibelverbreitung, Heiden- und Judenbekehrung, Tractatenvertheilung, Straßenpredigten, Schulunterricht, Innere Mission unter Dieben, Bettlern, gefallenen Mädchen u. s. w. Ihre überaus ausgedehnte und in ihrer Weise großartige Wirksamkeit trifft fast überall mit den praktischen Bestrebungen der Dissenters zusammen und wird voraussichtlich zu einer größern Annäherung der verschiedenen prot. Kirchenparteien führen. Schon jetzt sehen wir die Männer von Exeter-Hall in dem Evangelischen Bunde, bei Subscriptionen, Meetings und Vereinen für fromme christl. Werke mit Presbyterianern, Independenten, Baptisten u. s. w. einträchtig zusammengehen. Dabei liegt jedoch dieser Partei nichts ferner als eine Reform der Kirchenlehre, vielmehr läßt sie die engen Schranken des kirchlichen Dogmas in ihrer ganzen orthodoxen Unantastbarkeit stehen und sucht sie womöglich noch zu befestigen. Namentlich die unbedingte Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens wird in diesen Kreisen mit der ängstlichsten Strenge als vornehmster Glaubensartikel festgehalten, und auch nur der leiseste Versuch, freiere Ansichten geltend zu machen, mit fanatischer Intoleranz verfolgt. Gegenüber den Low-church men hält die hochkirchliche Partei, welche ihre Stütze namentlich in der geistlichen und weltlichen Aristokratie und in den beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge hat, die eigenthümlichen Traditionen und den gedankenlosen Formalismus der Staatskirche mit starrer Zähigkeit fest. Statt einer Vereinigung mit den Dissenters zu «christlichen Werken» hat sie ihr Augenmerk vor allem auf Reinerhaltung der äußern Formen des anglikanischen Cultus gerichtet. Die fortgeschrittenste Richtung dieser High-church men wird durch Dr. Pusey und seine Anhänger bezeichnet. In diesen Kreisen, welche nur noch durch eine schmale, von einigen namhaften Parteigenossen, wie Dr. Newman, bereits überschrittene Grenzlinie vom Katholicismus geschieden sind, herrscht ebenso viel religiöser Indifferentismus wie alterthümelnde Vorliebe für katholisirende Cultusformen, phantastische Priestergewänder, weißgekleidete Chorknaben, gemalte Kirchenfenster, geschmückte Altäre, Kniebeugungen, Altar-

kerzen, Armleuchter u. s. w. Einige der exaltirtesten Puseyiten haben begonnen Ohrenbeichte zu halten, Messe zu lesen, Weihkessel zu schwingen und geistliche Processionen mit Kreuz und Fahnen zu arrangiren. Ein «Bruder Ignatius» hat sogar einen anglikanischen Mönchsorden nach der Regel des heil. Benedict gegründet. Auch in der Lehre neigen sich die Puseyiten täglich mehr zum Katholicismus hin, und ein Archidiakonus Denison stand als Verkündiger der röm. Transsubstantiationslehre vor den Schranken eines geistlichen Gerichts. Als der mächtigste Gönner dieser Puseyiten oder «Tractarianer» gilt der Bischof von Oxford, Dr. Wilberforce, dessen ganze Verwandtschaft zum Katholicismus übergetreten ist.

Angesichts dieser Vorgänge ist der antikatholische Eifer der Niederkirchlichen, die sich daher vorzugsweise die «Evangelischen» nennen, nur allzu erklärlich. In der neuesten Zeit haben sich indessen die hochkirchliche und die niederkirchliche Partei wieder genähert, um vereint die auftauchende freiere kritische Richtung zu bekämpfen. Dieselbe trat zwar bisher in der engl. Geistlichkeit nur sehr vereinzelt auf, hat aber bereits einen tüchtigen Anlauf genommen, um die jahrhundertlange Versäumniß der engl. Theologie nachzuholen. Aber bei der orthodoxen Befangenheit nicht blos des Klerus, sondern auch der Mehrzahl der Laien, haben die Vorkämpfer einer wissenschaftlichen Theologie bisjetzt fast nur Verfolgungen und Schmähungen geerntet, und bei der Masse selbst der gebildeten Engländer genügt es, jene Richtung als die «germanisirende» zu bezeichnen, um sofort mit dem kirchlichen auch das nationale Vorurtheil gegen sie wachzurufen. Die edeln Bemühungen Bunsen's, eine kirchliche Annäherung zwischen England und Deutschland herbeizuführen, sind in der Hauptsache fruchtlos geblieben, denn der gemeinsame Kampf deutscher und engl. Pietisten gegen die «ungläubige» Theologie, dessen Schauplatz besonders die Versammlungen des Evangelischen Bundes sind, hat die Engländer nur in ihrer Voreingenommenheit gegen die deutsche Kritik bestärken können. Um so bedeutsamer sind Erscheinungen wie die Schriften von Davidson, Mackay und Colenso und die unter dem Titel «Essays and reviews» 1861 erschienenen Abhandlungen, deren Verfasser (Dr. Temple, Dr. Williams, Powell, Wilson, Goodwin, Pattison und Jowett) mit einer einzigen Ausnahme der anglikanischen Geistlichkeit angehören. Die Tendenz derselben ist vornehmlich die Bekämpfung der orthodoxen Vorstellung von der göttlichen Eingebung und Unfehlbarkeit der biblischen Urkunden, und die Geltendmachung einer von dogmatischen Vorurtheilen freien, wahrhaft geschichtlichen Auffassung und Auslegung derselben, wie solche längst durch die deutsche Wissenschaft angebahnt war. Jene Männer hatten sich ihrer Aufgabe mit wissenschaftlichem Ernste und besonnener Mäßigung unterzogen, konnten aber darum doch dem Schicksale nicht entgehen, daß im Klerus ein Sturm des Unwillens gegen ihre Untersuchungen losbrach. Eine mit 8500 Unterschriften bedeckte Adresse der Geistlichkeit an den Erzbischof von Canterbury verlangte die gerichtliche Verfolgung der Frevler. Doch hielt es dieser für gerathen, die «vielen Talente der Kirche» aufzufordern, daß sie «mit Beihülfe der Allmacht jene ohnmächtigen Irrthümer der Vernunft und der Astronomen widerlegen möchten», und ein gegen Williams und Wilson anhängig gemachter Proceß vor dem Court of archers hatte nur den Erfolg, daß beide auf ein Jahr von ihren geistlichen Functionen suspendirt wurden. Dagegen machte der maßlose Eifer der Gläubigen das Publikum auf die anfangs ziemlich unbeachtet gebliebenen «Essays» erst recht aufmerksam, und in kurzem wurden acht Auflagen des Buchs veröffentlicht. Die Bewegung hatte sich noch nicht gelegt, als Bischof Colenso von Natal in Südafrika mit einer Kritik der Fünf Bücher Moses und des Buchs Josua hervortrat. Dieselbe stand an wissenschaftlichem Werthe ungleich tiefer, erregte aber, weil von einem Bischofe ausgehend, noch größeres Entsetzen. Zum ersten mal seit länger als hundert Jahren trat zur Bekämpfung dieses «Ketzers» die Convocation wieder zusammen und erließ, trotz der freimüthigen Reden einiger Mitglieder des geistlichen Unterhauses, ein übereinstimmendes Verdammungsurtheil beider Häuser. 40 Erzbischöfe und Bischöfe Englands und Irlands, den Primas an der Spitze, forderten von Colenso die Niederlegung seines Amts, der jedoch beharrlichen Widerstand leistete. Jedenfalls lehren diese und ähnliche Erscheinnungen zur Genüge, daß die engl. Kirche an einem Wendepunkte ihrer Entwickelung angekommen, und daß das Zeitalter ungebrochener Herrschaft der Orthodoxie seinem Ende entgegengeht. Noch bemerkenswerther aber ist der Umstand, daß die liberale Bewegung bisjetzt zwar nicht ausschließlich, aber vorzugsweise unter den Anhängern der bischöfl. Kirche sich vollzieht, während der bei den Dissenters vorherrschende Pietismus der neuen Richtung einen zur Zeit wenigstens noch unübersteiglichen Damm entgegenwirft. Vgl. Stäudlin, «Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien» (2 Bde., Gött. 1819); Soames, «History of the reformation of the church of England» (4 Bde.,

Lond. 1826); Weber, «Geschichte der akath. Kirchen und Sekten in Großbritannien» (2 Bde., Lpz. 1845—53); Merle d'Aubigné, «Geschichte der Reformation in England» (aus dem Französischen, Stuttg. 1854); Ranke, «Engl. Geschichte im 16. und 17. Jahrh.»; Clausnitzer, «Gottesdienst, Kirchenverfassung und Geistlichkeit der bischöfl. engl. Kirche» (Berl. 1817); Funk, «Organisirung der engl. Staatskirche» (Altona 1829); Burns, «Ecclesiastical law» (Lond. 1842); Rogers, «A practical arrangement of ecclesiastical law» (Lond. 1849).

Angloindisches Reich, s. Ostindien.

Anglomanie heißt, namentlich in Frankreich und Deutschland, die Sucht, engl. Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, Moden u. s. w. anzupreisen und nachzuahmen. So sehr auch das brit. Staatsleben, gegenüber den polit. Zuständen des Continents, seine Lichtseiten aufweist und der brit. Nationalcharakter in den Ergebnissen seiner socialen Entfaltung im allgemeinen unsere Anerkennung verdient, bleibt doch eine unterschiedslose Bewunderung dieser Eigenthümlichkeiten eine Beschränktheit und die bloße Nachahmung eine sinnlose Aeußerlichkeit sowie eine Sünde gegen den eigenen nationalen Geist. Erstreckt sich die blinde Verehrung des Fremden nicht einmal auf das ethische Gebiet des öffentlichen Lebens, sondern steigt es zu der ausländischen Privatsitte und Mode herab, so wird diese Erscheinung noch widerlicher. Der achtungswerthe Engländer mit seinem Selbstbewußtsein, seinen nationalen Vergnügungen und seiner Fashion verwandelt sich dann im Ausländer zu einer Caricatur, die unsern Spott oder unsere Verachtung verdient.

Angōla, portug. Colonie an der Westküste von Südafrika, südlich von Congo. Die Portugiesen entdeckten 1488 dieses Küstenland und behaupteten es bisher; nur während der J. 1641—48 waren die Holländer Herren der Hauptstadt und eines Theils der Colonie. Das Generalgouvernement der Colonie, 9550 Q.-M. mit 589000 Bewohnern, zerfällt in vier Gouvernements: Ambriz, A., Benguela und Mossamedes, und diese werden wieder in Presidios oder befestigte Niederlassungen und Districte eingetheilt. Das Gouvernement A., zwischen den Flüssen Dande und Coanza gelegen und von der Küste landeinwärts bis Cassange im Quangothal sich erstreckend, hat ungefähr 240000 Bewohner, darunter 238000 Neger, die meist zu der großen Familie der Bundavölker gehören und auf einer verhältnißmäßig hohen Culturstufe stehen. Viele können sogar lesen und schreiben, eine Frucht der Jesuitenmissionare, die seit 1491 in diesen Ländern lehrten. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach zerfällt das Land: 1) in einen flachen Küstenstrich, der, dürr und wenig bewaldet, hauptsächlich nur längs der Flüsse angebaut ist, dort aber eine Fülle tropischer Producte, wie Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Oelpalmen, Maniok, Bananen u. s. w. hervorbringt; 2) in einen mittlern, etwa 2500 F. über dem Meere gelegenen gebirgigen Theil, welcher die Districte Golungo-Alto, Cazengo, Dembos und zum Theil Ambacca umfaßt und sich durch großartige, von den mächtigsten Schlingpflanzen durchwachsene Urwälder auszeichnet; 3) in einen östl., etwa 3300 F. hoch gelegenen Theil mit Pungo-Andongo (4210 F.), der gegen O. mit der 1000 F. hohen Terrasse des Tala-Mungongo gegen das Quangothal abfällt, und wo die lichtern und seltenern Wälder aus niedrigen Bäumen bestehen, welche eine größere Menge kleinerer Pflanzen auf dem minder beschatteten Boden aufkommen lassen. Das breite Quangothal (2000 F. über dem Meere) wetteifert an Fruchtbarkeit mit dem des Mississippi, es liegt aber fast ganz brach, da die Portugiesen und deren gemischte Abkömmlinge ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem Handel mit Wachs und Elfenbein zuwenden. Die Grundlage des Thales bildet rother Thonschiefer. Von seinem Westrande (Tala-Mungongo) bis Pungo-Andongo ist rother Sandstein die Hauptformation; die säulenförmigen, über 300 F. hohen Felsen von Pungo-Andongo dagegen bestehen aus Conglomerat abgerundeter Stücke Gneis, Glimmer-, Thon-, Sandsteinschiefer, Trapp und Porphyr, die in eine Matrix von dunkelrothem Sandstein eingebettet sind. Weiter westlich, im District von Golungo-Alto, tritt Glimmerschiefer zu Tage, welcher die Bergketten bildet, denen der District seinen Hochlandcharakter verdankt. Nach W. ist er von eruptivem Trapp begrenzt und gehoben. Wo dieser und das ältere Gestein sich berühren, findet man große Massen starkmagnetischen Eisenerzes, aus dem im District Cazengo monatlich 500 Barren gutes Eisen gewonnen werden. Der lehmige Boden, der sich durch Zersetzung des Glimmerschiefers und Trapps gebildet hat, ist der günstigste für den Kaffeebaum, und auf solchen Bergabhängen hat sich diese Pflanze von selbst weit verbreitet. Das Uferland am Coanza ist rother Alluvialboden von großer Fruchtbarkeit. An der Küste kommt Mergeltuff vor. Das am untern Coanza gewonnene Salz dient als Tauschmittel. Außer den Grenzflüssen Dande, Coanza und Quango sind noch der Bengo und Calucala, die sich unmittelbar

ins Meer ergießen, und die dem Coanza zufallenden Lucalla und Lombe zu nennen. Nur der Coanza, der etwa 25 M. von der Mündung aufwärts bis zu den Katarakten von Cambambe mit großen Kähnen befahren wird, ist für den Verkehr von einiger Bedeutung. Straßen fehlen im ganzen Lande, und überhaupt geschieht von der portug. Regierung wenig, um die reichen Hülfsmittel der Colonie auszubeuten. Die Ausfuhr besteht in Elfenbein, Palmöl, Kaffee, Häuten, Copalgummi, Wachs und Orseille; der früher bedeutende Sklavenhandel hat zwar nicht ganz aufgehört, ist aber auf ein geringes Maß zurückgeführt. Ein großes Hinderniß für die Entwickelung der Colonie ist das für Europäer höchst ungesunde Klima an der Küste, wo in den Regenzeiten, im Nov. und von Febr. bis Mitte Mai, die Malaria viele Opfer fordert, während die höhern Gegenden des Innern für gesund gelten. Die Hauptstadt des Gouvernements und zugleich die wichtigste europ. Niederlassung an diesen Küsten ist São-Paulo de Loanda mit 12000 E., worunter 830 Weiße und 2400 Mischlinge. Sie steigt terrassenförmig von dem Hafen auf, hat drei Kirchen und drei Marktplätze, ist Sitz des Generalgouverneurs und eines Bischofs und wird nach der Seeseite durch drei vernachlässigte Forts geschützt, deren Besatzung aus portug. Deportirten besteht. Vgl. Lopes de Lima, «Ensaios sobre a statistica das possessões portuguezas na Africa occidental e oriental etc.» (Lissab. 1844); Tams, «Die portug. Besitzungen in Westafrika» (Hamb. 1845); Valdez, «Six years of a traveller's life in Western Africa» (2 Bde., Lond. 1861).

Angōra, türk. Engürijeh, das Ancyra (s. d.) der Alten, Hauptstadt der gleichnamigen Liwa im Ejalet Bosuk, auf den innern, gebirgigen Hochflächen Kleinasiens, am Tschibuk-Tschai gelegen, wird von einer Citadelle überragt, die auf einem sich steil aus der Ebene erhebenden Felskegel erbaut ist, und deren Mauern aus Marmorbruchstücken mit Inschriften, Säulenstücken, Statuen, Architraven u. s. w. bestehen. Am häufigsten sieht man Reste byzant. Architektur. Jedes der 84 Quartiere der Stadt hat seine Dschamieh oder Große Moschee; sonst sind von größern Bauwerken 17 oder 18 Khans, aber nur 3 Bäder vorhanden. A. ist eine uralte Stadt, welche gegenwärtig 50000 E., darunter 40000 Türken, 5000 kath. Armenier zählt, und ist noch immer einer der bedeutendsten Handelsplätze Kleinasiens. Außer Wachs und Gelbbeeren sind vorzüglich die Felle und Wolle der langhaarigen Angoraziege (s. d.), die auf den umliegenden Höhen gezüchtet wird, ein gesuchter und kostbarer Artikel. Auch die Angorakatzen zeichnen sich durch ein seidenartiges, langes Haar aus.

Angōraziege, auch Kämelziege (vom arab. chamal, fein), heißt die syr. Abart der gemeinen Ziege (Capra hircus), mit großen, hängenden Ohren und langem Haar, welches ein seidenweiches Vließ bildet. Die Farbe ist meistens weiß, ins Gelbliche spielend, doch kommen auch schwarze, braune und gefleckte Thiere vor. Die A. ist größer und stärker als die europäische und zeichnet sich namentlich durch ihre aufrechten, gewundenen, starken Hörner aus. Ihren Namen hat sie von der Stadt Angora, wo sie namentlich gezüchtet wird. Nur der Wollflaum des Vließes, von welchem das Stück bei der zweimaligen Schur jährlich kaum 3 Pfd. liefert, kann zur Herstellung des sog. Kämelgarns benutzt werden, aus welchem man den Kamelot (s. d.) webt. Die Haare werden zu groben Filzen verwendet; das Fell wird zu Corduan und Saffian verarbeitet. Die A. weiden gewöhnlich mit den Schafen zusammen und bilden deren Schützer und Führer, wie dies im ganzen Orient, die Krim und Südrußland eingerechnet, überall üblich ist. Schon häufig wurde der Versuch gemacht, die A. in Europa einheimisch zu machen, aber ohne sonderlichen Erfolg; es wird behauptet, sie verliere hier den kostbaren Wollflaum. Die franz. Regierung hatte 1818 und 1820 von Jaubert und Polonceau A. ankaufen und in das Ziegengebirge des Mont-Dor verpflanzen lassen; mehrere Colonien sollen daselbst noch vorhanden sein. Einzelne Paare der A. sieht man ihrer stattlichen Erscheinung halber häufig bei Liebhabern.

Angostūra oder Ciudad Bolivar, Hauptstadt der 11334 Q.-M. großen, aber nur 13588 E. zählenden Provinz Guayana im südamerik. Freistaate Venezuela, amphitheatralisch am rechten Ufer des Orinoco, etwa 53 M. von der Mündung, am Abhange eines völlig kahlen Hügels von Hornblendeschiefer gelegen, hat gerade, größtentheils dem Strom parallellaufende Straßen, meist massive, zweistöckige und bequem eingerichtete Häuser, aber außer der nothdürftig vollendeten Kathedrale kein einziges nennenswerthes öffentliches Gebäude. Die Stadt zählt gegenwärtig etwa 7000 E., darunter viele Fremde, ist der Sitz des Bischofs von Guayana und hat ein Collegium mit einem Priesterseminar und verschiedene öffentliche Schulen. Das Klima ist verhältnißmäßig gesund, die Hitze durch die regelmäßigen Passatwinde vom Meere her ermäßigt, sodaß die mittlere Jahrestemperatur $21\frac{1}{2}$° R. beträgt. Die Lage der Stadt ist als Haupthafen des großen Orinocogebiets nicht sehr günstig. Der Strom drängt sich hier durch

einen Engpaß (Angostura) und hat eine, allerdings noch ansehnliche, Breite von 3050 rhein. F. Dieser Paß ist die obere Grenze der oceanischen Ebbe und Flut. Bis zu ihm kann der Strom zu allen Jahreszeiten von Seeschiffen mittlerer Größe befahren werden, aber diese brauchen ohne die Hülfe von Schleppdampfschiffen oft sehr lange Zeit, um die Stadt zu erreichen. A. wurde 1764 gegründet und San-Tomas de la Nueva Guayana genannt zum Unterschied von dem 24 M. weiter unterhalb gelegenen San-Tomas de Guayana, welches jetzt zu dem elenden Dorfe Guayana-Vieja herabgesunken ist. Zu A. wurde 15. Febr. 1819 von Venezuela und Neugranada auf einem Congresse der Grund zu der Centralrepublik Columbia gelegt, einer Schöpfung Bolivar's, dem zu Ehren die Stadt ihren neuen Namen erhielt. Sie spielte in dem Unabhängigkeitskriege eine hervorragende Rolle, hatte aber auch viel zu leiden. Nach dem Frieden erholte sie sich rasch und erwuchs zu einem wichtigen Handelsemporium mit großartigen fremden, besonders deutschen Handelshäusern. Sie schien einer der bedeutendsten Handelsplätze Südamerikas werden zu wollen, aber neuerdings ist sie durch den Bürgerkrieg abermals schwer getroffen worden, sodaß ihr Handel jetzt ganz daniederliegt. Von Hamburg und Altona gingen 1862 nur zwei Schiffe mit einer Ladung von 60800 Pesos Werth nach A., während 1857 dahin acht Schiffe mit einer Ladung von 202506 Pesos Werth expedirt wurden. Die wichtigsten Ausfuhrproducte waren Taback, Cacao und Kaffee, etwas Indigo und Baumwolle, außerdem Pökelfleisch, Ochsenhäute, Hirschfelle und die von dem Ausfuhrort benannte, in den Urwäldern am Coroni gesammelte Angosturarinde, deren Export ebenfalls sehr abgenommen hat.

Angosturarinde, die Rinde von Galipea officinalis, eines in Südamerika wachsenden Baumes aus der Familie der Diosmeen, nach der Stadt Angostura (s. d.) benannt, wurde früher vielfach gegen Verdauungsstörungen, Ruhr und Wechselfieber angewandt, ist aber neuerdings außer Gebrauch gekommen, weil sie öfters mit der giftigen Rinde von Strychnos nux vomica verfälscht im Handel vorkam. Die A. schmeckt gewürzhaft bitter und wird in die Klasse der sog. Bittermittel gestellt.

Angoulême (Iculisma), die Hauptstadt der alten Grafschaft Angoumois und des jetzigen franz. Depart. Charente, am linken Ufer der Charente und an der Eisenbahn von Paris nach Bordeaux, liegt auf einem Plateau, an dessen Fuß die Anguienne und die Touvre sich mit der Charente vereinigen. Die alte Stadt, eng und winkelig gebaut, nimmt die Nordseite, die neue Stadt die Südseite der Höhe ein. Die Vorstädte flankiren deren steile Abhänge und erstrecken sich bis in die Ebene, auf welche man von den terrasirten Promenaden, die an der Stelle der alten Festungswerke angelegt sind, eine herrliche Aussicht hat. A. ist der Sitz eines Bischofs, zählt 24961 E., hat bedeutende Papierfabriken, außerdem Branntweinbrennereien, Wachsbleichen, Leder- und Waffenfabriken. Der Handel, dessen Hauptsitz die Vorstadt Houmeau ist, besteht vorzüglich im Umsatz von Papier, Getreide, Wein, Branntwein, Hanf, Flachs, Trüffeln, Kastanien, Seife, Salz, Kork, Stabholz, Eisen- und Kupferwaaren. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind, außer den Ruinen des alten Schlosses, die schöne Kathedrale St.-Peter, die Präfectur (ehemals bischöfl. Palast), das Stadthaus, das Theater, das Hospital, das Findelhaus und die ehemalige Marineschule. Die Stadt besitzt ein Lyceum, ein großes und ein kleines theol. Seminar, eine öffentliche Bibliothek (im Justizpalast), einen botan. Garten und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften. In der Umgegend wird viel Wein und Safran gebaut. In der Nähe der Stadt liegt die Kanonengießerei Rouelle. A. ist das alte Iculisma in Aquitanien, seit 379 Bischofssitz und ward später Ecolisma oder Encolisma genannt. Chlodwig nahm den Ort den Westgothen 507 weg und legte den Grund zu einer Kathedrale. Schon damals bedeutend, spielt die Stadt auch in den folgenden Jahrhunderten eine wichtige Rolle in der Kriegsgeschichte. Die Landschaft, in welcher A. liegt, hieß früher Angoumois und war in alten Zeiten eine Grafschaft. Das Grafengeschlecht starb 1218 mit Aymar Taillefer im Mannsstamme aus, und die Grafschaft ging durch die Erbtochter Isabelle an das Haus Lusignan über. Als Hugo XIII. 1303 ohne männliche Erben starb, zog Philipp der Schöne die Grafschaft ein, und seitdem diente sie zur Apanage und Betitelung von Angehörigen des königl. Hauses. So war Jean, der jüngste Sohn Ludwig's von Orleans, Graf von A., dessen Enkel als Franz I. den franz. Thron bestieg. Durch letztern wurde die Grafschaft 1515 zu einem Pairie-Herzogthum erhoben. — Henri, Herzog von A., Großprior von Frankreich und Gouverneur der Dauphiné, war ein natürlicher Sohn König Heinrich's II.; er wurde 1586 zu Aix von einem franz. Edelmann im Bette erstochen. — Charles de Valois, Herzog von A., geb. 28. April 1573, ein natürlicher Sohn Karl's IX., ward 1580 Großprior von Frank-

reich, trat aber aus dem Orden und erhielt 1619 das Herzogthum. Er gehörte anfangs den tapfersten Anhängern Heinrich's IV. Später ließ er sich in Umtriebe gegen denselben ein und wurde deshalb 1604 zum Tode verurtheilt, aber zu ewigem Gefängniß begnadigt und 1616 wieder in Freiheit gesetzt. Er diente jetzt Ludwig XIII., belagerte 1617 Soissons, ging 1620 als Gesandter zu Kaiser Ferdinand II., commandirte 1628 in Rochelle und kämpfte mit Auszeichnung in Languedoc, Deutschland und Flandern. Die «Mémoires du duc d'A. pour servir à l'histoire des règnes de Henri III et IV» mögen vielfach aus seinen Mittheilungen geflossen sein, ohne daß er sie wirklich verfaßt hätte. Er starb 24. Sept. 1650.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Herzog von), ältester Sohn des Grafen Artois und der Marie Therese von Savoyen und, nachdem der Vater als Karl X. den Thron von Frankreich bestiegen, bis zur Julirevolution Dauphin, geb. zu Versailles 6. Aug. 1775, wanderte 1789 mit seinem Vater aus und beschäftigte sich in Turin nebst dem Herzoge von Berri, seinem Bruder, vorzüglich mit dem Studium der Artilleriewissenschaft. Im Aug. 1792 trat er in Deutschland an die Spitze eines Corps der Emigranten. Doch die ungünstigen Erfolge veranlaßten ihn, sich mit seinem Vater zu Edinburgh niederzulassen. Darauf ging er nach Blankenburg im Braunschweigischen, dann nach Mitau, wo er sich 10. Juni 1799 mit der Tochter Ludwig's XVI. vermählte. Später begab er sich nach Warschau, 1805 nach Rußland, endlich nach England. Als 1814 die Verbündeten Frankreich betraten, erschien er 2. Febr. in dem brit.-span. Hauptquartier zu St.-Jean-de-Luz und erließ von hier eine Proclamation an die franz. Armee. Unter dem Schutze der Engländer hielt er 12. März seinen Einzug in Bordeaux, wo er im Namen des Königs Abschaffung der Conscription und aller gehässigen Abgaben, Erhebung des Handels und völlige Religionsfreiheit versprach. Nach dem Einzuge in Paris ward er zum General der Kürassiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. Im Febr. 1815 bereiste er die südl. Provinzen, wo er zu Bordeaux 9. März aus Paris die Nachricht von der Landung Napoleon's und zugleich die Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs von seiten Ludwig's XVIII. erhielt. Sofort errichtete er in Toulon ein eigenes Gouvernement und zog dann mit einigen Linientruppen und Nationalgarden gegen den rückkehrenden Kaiser. Zwar erkämpfte er einige geringe Vortheile bei Montelimart und Loriol, ward aber 6. April bei St.-Jacques zurückgedrängt und von seinen Truppen verlassen. Bei Pont St.-Esprit angehalten und sechs Tage gefangen gesetzt, schiffte man ihn endlich mit seinen Getreuen auf dem schwed. Fahrzeug Scandinavia zu Cette nach Barcelona ein. Eben wollte er mit einigen franz. Flüchtlingen wieder die franz. Grenze überschreiten, als die Schlacht von Waterloo Ludwig XVIII. die Thore von Paris wieder öffnete. Später ward A. von Ludwig XVIII. in die südl. Provinzen gesandt, um dort die religiösen und polit. Bewegungen zu bewältigen. Ein phlegmatischer und wenig begabter, übrigens harmloser Charakter, nahm A. an der Politik wenig theil, und soweit er es that, war er ein Werkzeug der Ultraroyalisten und Pfaffen. 1823 als Generalissimus an die Spitze der franz. Armee gestellt, leitete er den Feldzug in Spanien, um dort die Constitution zu vertilgen, und erntete damit den Titel eines Fürsten von Trocadero. Infolge der Julirevolution unterzeichnete er zugleich mit seinem Vater die Abdankungsacte vom 2. Aug. 1830 zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Bordeaux (Grafen von Chambord). Nachdem die Kammern Karl X. und seine Familie des Throns für verlustig erklärt, folgte er seinem Vater nach Holyrood, 1832 nach Prag und 1836 nach Görz. Hier starb er 3. Juni 1844. — Seine Gemahlin, Marie Therese Charlotte, Herzogin von A., die Tochter Ludwig's XVI., geb. 19. Dec. 1778 zu Versailles, zeigte schon früh einen scharfen Verstand, kräftigen Willen und die zarteste Empfindung für das Unglück anderer. Nachdem die Revolution ihr alle Schrecknisse und lange Gefangenschaft gebracht, wurde sie 25. Dec. 1795 gegen die Deputirten Camus, Quinette, Bancal, Lamarque, den Kriegsminister Beurnonville, welche Dumouriez den Oesterreichern überliefert hatte, und gegen Sémonville und Maret zu Basel ausgewechselt, worauf sie bis zu ihrer Vermählung in Wien lebte. Sodann folgte sie ihrem Gemahl, und 4. Mai 1814 hielt sie mit Ludwig XVIII. den Einzug in Paris. Bei der Rückkehr Napoleon's befand sie sich mit ihrem Gemahl in Bordeaux, schiffte sich dann nach England ein und ging hierauf nach Gent. Bei Ausbruch der Julirevolution war sie in den südöstl. Departements. Verkleidet kehrte sie über Dijon nach St.-Cloud zurück, folgte Karl X. nach England und ging später nach Wien. Im Oct. 1832 vereinigte sie sich in Prag mit ihrer Familie, der sie dann nach Görz folgte. Die letzten Jahre ihres Lebens brachte sie im Verein mit ihrem Neffen, dem Grafen von Chambord, auf ihrer Herrschaft Frohsdorf bei Wiener-Neustadt zu, wo sie 19. Oct. 1851 starb.

Angra, die feste Hauptstadt der portug. Insel Terceira und des ganzen Archipels der Azoren, liegt an der Südküste zwischen zwei, eine geräumige Hafenbucht einschließenden Erdzungen, die mit Castellen besetzt sind, und von denen namentlich die westliche, Monte-Brazil, stark befestigt. Die wohlgebaute, reinliche Stadt ist der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, hat zahlreiche stattliche Kirchen und Klöster, eine Militärakademie und zählt 13000 E. Sie führt seit 1640 den Zunamen «Sempre legal cidade», seit 1834 den Titel «do heroismo» wegen ihrer standhaften und unerschrockenen Anhänglichkeit, die sie namentlich 1830—32 gegen Dom Miguel bewiesen. Auf der Festung von A. saß der 1667 von seinem Bruder Dom Pedro gestürzte König Alfons VI. eine Zeit lang gefangen.

Angriff oder Offensive heißt im Kriege das Vorschreiten zur Bekämpfung des Feindes, strategisch: die Bewegung der Heerestheile gegen das feindliche Land oder, auf dem Kriegsschauplatze, gegen die Aufstellung (s. d.) des Feindes und den entscheidenden Punkt, wo die Schlacht geliefert werden soll; taktisch: das unmittelbare Vorgehen der Truppen auf dem Gefechtsfelde zur Waffenentscheidung, und der Anfall selbst. Ob ein Angriffskrieg zu führen ist, hängt von den polit. und Machtverhältnissen ab. Im allgemeinen ist es vortheilhaft, den Krieg in Feindesland zu verlegen, weil dann das eigene Volk geschont wird und der Gegner leichter zum Frieden zu zwingen ist; auch erscheint es vortheilhaft, den ersten Schritt und Schlag zu thun, weil dadurch viel gewonnen wird, besonders an Zeit und, wenn er glückt, an Siegeszuversicht der Truppen und in der öffentlichen Meinung. Doch gebietet oft die Politik oder feindliche Ueberlegenheit den Vertheidigungskrieg. (S. Vertheidigung.) Auch in einem solchen kommen aber Angriffsoperationen (strategisch) und Angriffsschlachten (taktisch) im Felde vor. Der Angreifer besitzt die Initiative, d. h. die Freiheit des Anfangs im Handeln; er hat dadurch Vorsprung an Zeit, während der Gegner sich noch abwartend verhalten muß und seine Maßregeln erst durch ihn bestimmt treffen kann; er hat die freie Wahl des Moments und der Form des Gefechts, auch des günstigsten Punktes in der besetzten Stellung; er hat freie Disposition über seine Truppen, und kann den Feind durch Bedrohung einzelner Punkte (s. Demonstration) oder durch Scheinangriffe täuschen, um mit concentrirter Kraft den Hauptschlag auszuführen. Der Anordnung nach gibt es drei Formen des Angriffs: den Parallel- oder Frontalangriff, den umfassenden (auf einen oder, seltener, auf beide Flügel gerichtet) und den durchbrechenden (keilförmigen) Angriff. Der Parallelangriff ist der älteste, doch hat sich im Kampfe selbst schon frühzeitig, gewissermaßen natürlich, die Keilform gebildet. Bei den Griechen waren Frontalschlachten üblich, bis Epaminondas durch seine sog. schiefe Schlachtordnung (staffelweises Vorgehen des einen, Zurückhalten, Versagen des andern Flügels) den umfassenden Angriff bei Leuktra und Mantinea anwandte, welchen Alexander d. Gr. dann in allen seinen Schlachten ausführte. Die Römer hatten stets die Tendenz des Durchbrechens, unbekümmert, ob sie selbst überflügelt würden. Bei den Germanen kommen meist Keilangriffe vor, zu welchen sie sich auch schon keilförmig aufstellten. In der Zeit wiedergeregelter Taktik wechselten die Formen. Die Lineartaktik führte anfangs zum Parallelangriff zurück; Friedrich d. Gr. aber, um gegen den stets überlegenen Feind seine Kraft auf einen Theil desselben zu concentriren, versagte fast immer einen Flügel und wandte den umfassenden Angriff an, am glänzendsten durch eine Nachahmung der schiefen Schlachtordnung bei Leuthen. Seit der Einführung des Tirailleur- und Colonnengefechts sind die Formen mehr combinirt worden. Napoleon ordnete gern den durchbrechenden Angriff durch Massen an und verdankt ihm manchen Sieg, den großartigsten bei Austerlitz, doch combinirte auch er die Formen, wie bei Wagram (s. d.), nachdem das Durchbrechen bei Aspern (s. d.) gescheitert war. Dasselbe schlug später bei Leipzig (s. d.) und Waterloo (s. d.) ebenfalls fehl. Die neueste Verbesserung der Feuerwaffen und die größere Benutzung des Terrains machen den reinen Parallelangriff fast unmöglich; doch dient er, durch starke Schützenschwärme lebhaft begonnen, oft noch zur Einleitung des Gefechts, um den Feind zu täuschen und zu beschäftigen, während der günstigste Angriffspunkt erst ermittelt und eine der beiden andern Formen angeordnet wird. Am sichersten ist nach den jetzigen Gefechtsverhältnissen der umfassende A. mit einem theilweisen Frontalangriff combinirt; am entscheidendsten kann aber bei genügender Stärke das Durchbrechen werden, weil es die Schlachtordnung des Feindes zersprengt und auf kürzestem Wege dessen Rückzugslinie gewinnt, wodurch seine Niederlage bis zur Vernichtung gesteigert werden kann.

Die Disposition zum A. wird nach vorhergehender Recognoscirung (s. d.) entworfen, der A. selbst mit Kraft und Energie gleich von den Vortruppen (der Avantgarde) eingeleitet und

von der Hauptmacht mit wachsendem Nachdruck durchgeführt, während eine Reserve für die Wechselfälle des Gefechts zurückgehalten wird, um im entscheidenden Moment den Ausschlag zu geben und die Verfolgung zu übernehmen oder bei mislungenem A. den Rückzug zu decken. Diese Haupttheile der Streitkraft sind aus allen Waffen zusammengesetzt, deren jede zwar ihre eigenthümliche Fechtart hat, die sich aber gegenseitig unterstützen. Die Artillerie wird in den meisten Fällen den A. einleiten. Gezogene Geschütze können im offenen Terrain schon auf 2400 Schritt Granaten werfen, somit auch die feindlichen Reserven erreichen und feindliche Geschütze auf 1600 Schritt demontiren; sie brauchen gegen Infanterie nicht näher als 1000 Schritt heranzugehen, können also ganz aus deren Feuerbereich bleiben. Sie beschießen feste Positionen, örtliche Gegenstände und Défilés, welche der Feind besetzt hat. Unter dem Schutz der Artillerie und leichten Cavalerie entwickelt sich die Infanterie zum A. In geöffneter Ordnung gehen Schützen voran, und ihre Ketten oder Gruppen können nach Umständen bis zu starken Schwärmen wachsen; kleinere, geschlossene Abtheilungen, meist Compagniecolonnen, folgen unmittelbar, in weiterm Abstande die Hauptcolonnen. Alles muß entschlossen im Vorrücken bleiben und sich nicht mit vielem Schießen aufhalten, das keine gute Wirkung gegen den meist gedeckt stehenden Feind haben kann. Der unmittelbare A. im letzten Moment geschieht mit gefälltem Bajonnet (Attake) im Lauf, unter Schlachtgeschrei (Hurrah), wobei die Schützen die Front frei machen und feuernd sich an die Flügel der Angriffscolonnen anhängen. In Colonnen wird der A. der Infanterie jetzt meist ausgeführt. Nur die Engländer sind der Linie auch zum A. treu geblieben (Alma), doch erschweren die gezogenen Geschütze den Massenangriff immer mehr. Einzelne Erfolge werden von der leichten Cavalerie, welche der Infanterie beigegeben ist, zum A. benutzt. Kommt der A. ins Stocken, so tritt neben dem Feuergefecht der Infanterie mit Salven und Tirailleurfeuer auch der Geschützkampf wieder ein, oder die Reserve-Cavalerie, mit reitender Artillerie verbunden, bricht vor. Der A. oder die Attake (s. d.) der Cavalerie wird geschlossen in Linie, in Staffeln oder in Colonne gegen geschlossene Infanterie oder Cavalerie, aufgelöst durch Ausfall einzelner Abtheilungen oder vollständig durch eine sog. Schwärmattake (attaque en débandade, en fourrageurs) gegen Artillerie oder einen aufgelösten Feind und zur Verfolgung ausgeführt. Der Raum bis zum Feinde wird bei der geschlossenen Attake im Trabe bis auf etwa 300 Schritt zurückgelegt, dann im Galop bis auf etwa 100 Schritt, worauf der letzte Anlauf in gestreckter Carrière und beim Zusammenstoß oder Einbruch der Kampf mit der blanken Waffe, das Handgemenge (mêlée), folgt. In aufgelöster Ordnung werden gleich stärkere Gangarten geritten, wie der Gefechtszweck verlangt. Die reitende Artillerie hat den A. der Cavalerie durch ihr Feuer vorzubereiten; sie wartet dann, wie die der Infanterie beigegebenen Batterien, den Erfolg ab und geht nachher entweder mit zur Verfolgung oder deckt den Rückzug. Wenn die Infanterie in die feindliche Position gedrungen ist, müssen sogleich leichte Geschütze zur Behauptung derselben nachrücken. In großen Schlachten kann der letzte entscheidende A. oft nur durch den Massengebrauch der Artillerie vorbereitet werden. Unter Masse ist aber hier nicht eine große Zahl, nur die Vereinigung mehrerer Batterien zu gemeinschaftlichem Zweck zu verstehen. Verhältnißmäßig wenige Batterien haben schon Großes bewirkt (Friedland 1807). Bedeutende Geschützmassen sind bei Wagram, Bautzen, Leipzig, Warschau (1831) vereinigt worden, auch bei Solferino 1859. Hat eine solche, wenn auch von geringerer Zahl, gewirkt, dann folgt durch das Vorrücken der Infanterie oder der ganzen Reserve die Entscheidung. (S. überdies die Art. Gefecht, Schanze, Festungskrieg.)

Angrivarier, ein deutsches Volk, zu den Ingävonen gehörig und um die Weser seßhaft, erscheint nach der Völkerwanderung neben den Sachsen unter dem Namen Angarier oder Engern (s. d.).

Angst wird oft als Bezeichnung eines höhern Grades von Furcht (s. d.) gebraucht. Andere bestimmen es richtiger als eine Furcht, die mit dem Gefühle der Beengung der Brust und des Unvermögens, sich zu helfen, vereinigt ist. Bei der Furcht ist die Ursache außer uns (objectiv) in der Ferne, bei der A. aber mehr in uns (subjectiv) und häufig unbewußt. Die A. ist zwar ein psychischer Zustand, aber häufig durch krankhafte Zustände des Körpers, Herzfehler, Unterleibsleiden, krankhafte Blutmischung, Hypochondrie u. s. w. bedingt. Daher unterscheidet man auch wol Herzensangst, Bauchangst u. s. w. Im letztern Falle redet man von körperlicher A., wofür man auch den Ausdruck Beängstigung gebraucht. Wie die A. das Symptom gewisser Krankheiten ist, so ist sie von andern der Vorläufer; auch warnt sie oft vor gewissen schädlichen Einwirkungen, z. B. erstickungdrohender Luftverderbniß. Aengstlichkeit nennt man bald einen der A. sich annähernden Zustand, bald die allgemeine Geneigtheit einer Person, in A. zu gerathen.

Anguilla, Snake's Island oder Schlangeninsel, eine von ihrer gewundenen Gestalt benannte Insel in derjenigen Reihe der Kleinen Antillen, welche sich etwa 12 M. östlich von den Jungfern- oder Virginischen Inseln hinzieht. Sie ist die nördlichste dieser Reihe und gehört seit 1650 den Briten. Die Insel ist sehr schmal, 3 M. lang, flach und niedrig und zählt auf 1⅗ Q.-M. 3100 E., meist Neger und Farbige. Der Boden ist kalkig; Holz und Wasser fehlen. Man treibt hauptsächlich Viehzucht. Eine Stadt ist nicht vorhanden. Die Wohnungen liegen zerstreut in den Pflanzungen. Die Rheden können nur kleinere Fahrzeuge aufnehmen. In der Mitte befindet sich ein Salzsee, der jährlich 60000 Ctr. Salz liefert. Im NO. liegt das öde und unbewohnte Eiland Anguillita oder Little Anguilla, die Kleine Schlangeninsel.

Anguisciola oder Anguſſola (Sofonisbe), eine geistvolle, im Porträt ausgezeichnete Künstlerin, geb. zu Cremona 1530, trieb mit Eifer die Wissenschaften, Musik und Malerei, letztere unter Leitung des Bernardino Campi. Sie wurde in dieser Kunst bald so geschickt, daß sie vier Schwestern, die sich alle der Malerei widmeten, unterweisen konnte, und so berühmt, daß König Philipp von Spanien sie an seinen Hof berief. Sofonisbe malte dessen ganze Familie, unterrichtete die Königin in der Miniaturmalerei und wurde zur Hofmalerin ernannt. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Don Moncade, dem sie nach Sicilien gefolgt war, wählte sie Genua zu ihrem Aufenthalte, wo sie sich mit Orazio Lomellino verheirathete. In ihrem 67. Jahre ereilte sie vom angestrengten Arbeiten das Schicksal der Erblindung, das sie 23 Jahre ertragen mußte. Sie starb im Alter von 90 Jahren. Ungeachtet der Blindheit machten ihre vielfachen Kenntnisse und die Feinheit ihres Geistes ihr Haus zum Mittelpunkt der ersten Künstler und Gelehrten. Man erzählt eine Aeußerung van Dyck's, nach welcher er dieser blinden Frau in seiner Kunst manches verdanke, das ihn die Werke der großen Meister nicht gelehrt hätten. Bilder von ihr findet man in der Galerie der Uffizien in Florenz, im Lomellino'schen Hause in Genua, in der wiener Galerie, in engl. Privatsammlungen, in der Galerie Raczinski in Berlin.

Anhalt, ein deutsches Herzogthum, welches 19. Oct. 1863 durch Vereinigung der beiden Herzogthümer A.-Dessau-Köthen und A.-Bernburg entstanden ist. Das sehr unregelmäßig geformte Staatsgebiet wird, mit Ausnahme einer nur 2 St. langen braunschw. Begrenzung, ganz von preuß., den Regierungsbezirken Magdeburg, Potsdam und Merseburg zugehörigem, Gebiete umgeben und bildet kein geschlossenes Ganze, sondern besteht aus zwei Haupttheilen, einem größern östlichen und einem kleinern, durch die preuß. Kreise Aschersleben und Hettstädt abgetrennten westlichen, wozu noch fünf kleinere Parcellen kommen. Das Areal dieser gesammten anhalt. Lande wird auf 43,25 Q.-M. berechnet; die Zahl der Bewohner betrug 3. Dec. 1861: 181824. Das Land gehört bereits dem norddeutschen Tieflande an; nur der südwestl. Theil (die Herrschaft Ballenstedt) liegt am und auf dem Unterharze, der in seiner Mitte ein 1000—1300 F. hohes Plateau bildet, schöne Laubwälder trägt und reich an Naturschönheiten ist. Seine höchste Erhebung ist der kammartige Rammberg oder die Victorshöhe (1830 F.) mit weiter Aussicht. Andere bemerkenswerthe Punkte dieses Landestheils sind der Stufenberg bei Gernrode, der Hausberg mit der Burg A. und der Mägdesprung, beide über dem schönen Selkethale, und Alexisbad. Vom Unterharz senkt sich das Land nach der Saale und bildet dann bis zur Elbe, deren Spiegel bei Koswig 130 F. über dem Meere liegt, eine wellenförmige, besonders in der Mitte gehobene Ebene. Jenseit des Stroms beginnt ein größtentheils sandiges, starkbewaldetes Flachland, das nur stellenweise durch moorige und fette Niederungen unterbrochen wird und nach der östl. Grenze des Herzogthums hin zu dem kahlen Höhenrücken des Fleming wieder bis auf etwa 400 F. anschwillt. Der bei weitem größte Theil des Landes von Ballenstedt bis zur Elbe hat vortrefflichen schweren Ackerboden, am besten in den Strichen zwischen Saale und Mulde. Die Gegenden nördlich der Elbe sind weniger fruchtbar, jedoch reich an Gras und Holz. Auf dem Harze kann nur an einzelnen Stellen Ackerbau getrieben werden. Hauptfluß ist die schiffbare Elbe, deren Stromgebiet das ganze Herzogthum angehört. Dieselbe durchschneidet den östl. Hauptkörper von O. nach W. auf 3½ M. und begrenzt ihn dann noch auf 2½ M. Unterhalb Dessau geht der Elbe links die Mulde zu, während sie rechts die Dolwitz, Roslau und Nuthe empfängt. Das ehemalige bernburg. Gebiet wird von S. nach N. auf 3 M. von der schiffbaren Saale durchflossen, welche innerhalb der anhalt. Grenzen unterhalb Bernburg die Fuhne, oberhalb letzterer Stadt links die Wipper mit der Eine und bei München-Nienburg die Bode mit der Selke aufnimmt. Selke und Eine mit ihren Nebenbächen bewässern das Harzgebiet. Mehrere größere Teiche, im Lande Stillinge

genannt, gibt es im östl. Landestheile. Berühmte Mineralquellen besitzt Alexisbad. Die Bewohner des Landes (Anhaltiner) sind, mit Ausnahme von 1652 Juden in Dessau-Köthen und 300 im Bernburgischen, sämmtlich deutschen Stammes. Der Religion nach bekennt sich die Bevölkerung A.s, mit Ausnahme der Israeliten und etwa 2000 Katholiken (vorzugsweise in Köthen), zum Protestantismus.

Das vormalige Herzogthum A.-Dessau-Köthen umfaßte 3. Dec. 1861 ein Areal von 26,22 Q.-M. mit 124013 E. und entstand aus den beiden Herzogthümern A.-Dessau und A.-Köthen, die 22. Mai 1853 zu Einem Staate vereinigt wurden. Das Herzogthum A.-Dessau, welches 3. Dec. 1852 auf 16,18 Q.-M. 68082 E. zählte, ist aus sechs getrennten Landestheilen zusammengesetzt: dem eigentlichen dessauischen Hauptlande, dem Amte Gröbzig an der Fuhne, dem größtentheils von preuß. Gebiet umgebenen Amte Sandersleben an der Wipper, der in preuß. Gebiete liegenden Enclave Amt Groß-Alsleben unweit der Bode und dem Amte Zerbst auf dem rechten Elbufer, das wiederum durch die köthenschen Aemter Roslau und Lindau in zwei Theile geschieden wird. Das Herzogthum A.-Köthen, das vor der Vereinigung mit Dessau auf 12,04 Q.-M. 43677 E. zählte, besteht aus vier voneinander getrennt liegenden Theilen: dem eigentlichen, links der Elbe liegenden Haupttheil mit der Stadt Köthen; dem durch bernburg. Gebiet davon geschiedenen Amte Warmsdorf an der Wipper, den auf dem rechten Elbufer liegenden Aemtern Roslau und Lindau und der vom preuß. Regierungsbezirk Magdeburg umschlossenen Enclave Dornburg. Mit der Vereinigung der beiden Herzogthümer zu Einem Staate hörte jene Zersplitterung auf, sodaß das Herzogthum Dessau-Köthen, abgerechnet die Enclaven, ein ziemlich geschlossenes Ganze bildet, welches in drei Kreise (Dessau, Zerbst, Köthen) zerfällt, und dessen Bevölkerung in 15 Städten und 219 Dörfern (darunter 61 mit Pfarrkirchen) wohnt. Ueber 10000 E. zählen die Städte Dessau (15613), Köthen (10593) und Zerbst (10489).

Die volkswirthschaftliche Grundlage von Dessau-Köthen ist die Bodencultur. Der Ackerbau ist namentlich in den Theilen links der Elbe blühend und einträglich. Unter dem Pfluge liegen 367776 Morgen (davon 88418 Morgen auf die herzogl. Domänen), auf welchen alle Getreidearten des mittlern und nördl. Deutschlands, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Kohlarten, Farbe- und Futterkräuter nicht nur hinlänglich für den innern Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr gewonnen werden. Die Gartencultur wird besonders lebhaft in den Ortschaften an der Elbe betrieben. Der Obstbau ist allerwärts verbreitet. Vortrefflich ist die Viehzucht; die Producte der Milchwirthschaft wie der Schafzucht bilden einen nicht unbeträchtlichen Artikel des Ausfuhrhandels. Ende 1861 betrug in Dessau-Köthen der Viehstand: 9679 Pferde, 36931 Stück Rindvieh, 145423 Schafe, an 30000 Schweine und 20000 Ziegen. Die Waldungen sind ausreichend und vorzugsweise in den beiden Aemtern Dessau und Roswig gut bestanden. Sie bedecken eine Fläche von 113456 Morgen und sind zum großen Theil reich an Wild. Die Fischerei ist besonders in der Elbe ziemlich ergiebig. Das Mineralreich liefert Kalk, Gips, Bausteine sowie Salz in dem Steinsalzwerke Leopoldshall. Die gewerbliche Industrie ist zwar hinter den Nachbarländern nicht zurückgeblieben, aber auch in keinem Artikel besonders ausgezeichnet. Nur die Rübenzuckerfabrikation, für welche der Boden sehr günstige Ernten liefert, hat einen blühenden Aufschwung genommen. In dem gesammten A. bestanden 1861 30 Zuckerfabriken, wovon 19 auf Dessau-Köthen kamen; sie verarbeiteten 3,871687 Ctr. Rüben zum Steuerbetrage von 967922 Thlrn. Im ganzen besitzt Dessau-Köthen 604 Fabriken und größere Gewerbanstalten; darunter finden sich 33 Cigarren- und Tabacksfabriken, 68 Bierbrauereien, 34 Branntweinbrennereien, 19 Essigfabriken; ferner 8 Etablissements für Seidenwaaren, 10 für Wollweberei, 8 für Chemikalien, 8 für Maschinen u. s. w. Die Zahl der Ziegeleien beträgt 35, die der Wassermühlen 108, wozu noch 106 Windmühlen, 10 Roßmühlen und 10 Dampfmühlen kommen. Zwischen dem preuß. Staate und Sachsen gelegen, in unmittelbarer Verbindung mit der Elbe, von der Haupteisenbahn Norddeutschlands (von Berlin und Magdeburg nach Leipzig) durchschnitten, und über Leipzig mit Süddeutschland in Verbindung gesetzt, ist die Lage Dessau-Köthens für den Handelsverkehr eine sehr günstige. Außer den 13 M. Eisenbahn, welche das Land durchziehen und sich von Köthen und Dessau aus verzweigen (Köthen-Bernburg, Berlin-Anhalt, Dessau-Bitterfeld, Magdeburg-Leipzig, Roßlau-Zerbst), besitzt Dessau-Köthen noch 78 M. Kunststraßen, die sich in gutem Zustande befinden. Der Ausfuhrhandel erstreckt sich vorzugsweise auf Getreide und Wolle sowie auf Rübenzucker. Die enclavirte Lage des Landes führte schon seit 1823 zum Abschlusse von Verträgen mit Preußen über gemeinschaftliche Zoll- und Verkehrsverhältnisse. Die Handelsgeschäfte und der

Geldverkehr sind seit der Errichtung der Bank zu Dessau (20. Sept. 1847) sehr belebt worden. Haupthandelsplatz ist Dessau. Für den öffentlichen Unterricht ist in Dessau-Köthen ausreichend gesorgt. Gymnasien bestehen zu Dessau, Zerbst und Köthen, ein Schullehrerseminar zu Köthen, eine Handelsschule zu Dessau, Realschulen zu Dessau und Köthen. 1860 erhielten 22672 Kinder in 185 höhern und niedern öffentlichen Schulen von 340 Lehrern und 21 Lehrerinnen Unterricht. Die Leitung des gesammten Kirchen- und Schulwesens besorgt das Consistorium zu Dessau; die 100 Geistlichen stehen unter drei Superintendenten.

Das vormalige Herzogthum A.-**Bernburg**, welches 15,03 Q.-M. umfaßt, zerfällt in einen obern und einen untern Landestheil. Zu dem untern Theile rechnet man die Landesgebiete an der Saale, Wipper und Fuhne, das mitten im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg liegende Amt Mühlingen und das Amt Koswig am rechten Elbufer. Der obere Theil wird durch das auf und an dem Unterharz liegende Amt Ballenstedt (5,69 Q.-M.) gebildet, welches durch das schon vor Jahrhunderten von A. abgerissene, jetzt preuß. aschersleben'sche Gebiet vom Unterlande getrennt ist. Das Herzogthum ist in die drei Kreise Bernburg, Ballenstedt und Koswig getheilt und hat 57811 E. (3. Dec. 1861), die in 7 Städten, 1 Marktflecken und 70 Dörfern und Vorwerken wohnen. Von den Städten haben Bernburg mit 11058, Ballenstedt mit 4434 und Koswig mit 3814 E. die stärkste Bevölkerung. In Bezug auf Bodencultur und Industrieverhältnisse steht der untere Theil von Bernburg im allgemeinen auf gleicher Stufe mit Dessau-Köthen. Die Forsten sind besonders in den Harzgegenden von Belang; sie umfassen 100755 Morgen, wovon 70260 dem Staate gehören. Im obern Theile Bernburgs ist das Berg- und Hüttenwesen von überwiegender Bedeutung. Der im Aufschwunge begriffene Bergbau wird auf Bleiglanz, Fahlerz, Schwefel- und Kupferkies, Spateisenstein, Rotheisenstein und Sphärosiderit betrieben. Die Tilkeroder Gruben sind durch ihre Selenerze, Palladium, Gold u. s. w. bekannt, und die Victor-Friedrich's-Hütte verhüttet die geförderten und auf dem ersten und zweiten Selkepochwerke aufbereiteten Erze, sodaß hier alljährlich 2000—2500 Mark Feinsilber, 5—6000 Ctr. Bleiglätte, 200—250 Ctr. Vitriol producirt werden. Die Eisenhütte unter dem Mägdesprunge liefert jährlich über 7000 Ctr. Stabeisen, an 10000 Ctr. Gußeisen sowie feine und geschmackvolle Kunstgußwaaren aller Art. Sonst sind noch zu erwähnen die Sandsteinbrüche bei Rieder und Bernburg, die Kalksteinbrüche am Harze bei Ballenstedt, Aderstedt, Gröna, Plötzkau, verschiedene Gipshütten, Braunkohlenwerke u. s. w. Das Kirchen- und Schulwesen des Herzogthums steht unter dem Consistorium zu Bernburg. Außer dem Gymnasium zu Bernburg gibt es 106 Schulen mit 173 Lehrern und 15 Lehrerinnen, welche 1860 von 10476 Kindern besucht wurden.

Die **Landschaftsordnung** für das gesammte A. wurde vom Herzog Leopold Friedrich von A.-Dessau-Köthen am 18. Aug., vom Herzog Alexander Karl und der Herzogin Mitregentin Friederike zu A.-Bernburg 31. Aug. 1859 unterzeichnet, den 17. und 21. Sept. publicirt und trat 1. Oct. 1859 in Kraft. Nach derselben besteht der anhalt. Landtag aus 12 Vertretern der Ritterschaft, 12 der Städte und 12 der Landgemeinden. Zur Wählbarkeit gehört «Landstandsfähigkeit», christl. Religion, Vollgenuß bürgerlicher Rechte. Die Ritterschaft wählt ihre Vertreter aus ihrer Mitte. Zu den städtischen Abgeordneten gehören die Bürgermeister der vier Städte Dessau, Köthen, Zerbst und Bernburg; die acht andern Abgeordneten werden von den Gemeinderäthen der übrigen Städte erwählt. Die 12 ländlichen Abgeordneten werden durch die Schulzen der Landgemeinden aus ihrer Mitte oder aus der Zahl der ansässigen ländlichen Grundbesitzer gewählt. Der Wirkungskreis dieser Landstände besteht in dem Beirath zu allen das gemeine Wohl des Landes angehenden Gesetzen, namentlich in der Zustimmung zur Abänderung der Landschaftsordnung und der Mitwirkung bei Gesetzen, welche die finanziellen Angelegenheiten jeder Art betreffen. Neben dem Landtage besteht noch ein ständischer Ausschuß von neun Landtagsmitgliedern und den beiden Landschaftssyndiken, unter Vorsitz des Landschaftsunterdirectors. Der Ausschuß hat neben der Verwaltung der Tranksteuerkasse die Befugniß, jederzeit Beschwerden über den Stand der Gesetzgebung oder über sonstige zur Zuständigkeit des Landtags gehörige Angelegenheiten anzubringen und Anträge dieserhalb zu stellen. Auch wählt er aus seiner Mitte die ständischen Mitglieder der Staatsschuldentilgungscommission.

Nach dem Erlöschen der bernburger Linie (1863) wurde alsbald für das gesammte A. ein gemeinschaftliches Staatsministerium zu Dessau eingesetzt, während die Vereinigung des Justiz- und Verwaltungswesens vorbereitet ward. Die Justiz wird in Dessau-Köthen in erster Instanz von drei Kreisgerichten und neun Gerichtscommissionen, in zweiter Instanz vom Ober-

landesgerichte in Dessau und in dritter und letzter Instanz vom Oberappellationsgericht in Jena versehen. In Bernburg entscheiden in erster Instanz zwei Kreisgerichte und zwei Gerichtscommissionen, in zweiter Instanz das Appellationsgericht zu Bernburg; in Strafsachen entscheidet laut Staatsvertrag vom 22. Febr. 1851 mit Preußen das Obertribunal zu Berlin als oberster Gerichtshof. Die bisher zwischen Bernburg und Preußen bestandene Militärconvention ist 1863 gekündigt und das gesammte anhalt. Militär zu einem Regiment formirt worden. 1863 zählte das Militär von Dessau-Köthen 1422 Mann; zum Bundesheere hatte es 1238 Mann Infanterie, 196 Mann Reiterei, 115 Mann Artillerie und 15 Pionniere u. s. w. zu stellen. Für Bernburg belief sich das Bundescontingent auf respective 534, 85, 51 und 7 Mann. Die Truppen der anhalt. Lande gehören zur Reservedivision des Bundesheers. Zur Leitung des Zoll- und Steuerwesens besteht für ganz A. eine Zolldirection. Für Dessau-Köthen war der Hauptfinanzetat für das J. 1864 mit 2,156469 Thlr. Einnahme und 2,127854 Thlr. Ausgabe, für Bernburg die Einnahmen wie die Ausgaben auf 1,287770 Thlr. veranschlagt. Die dessau-köthensche Staatsschuld betrug 1. Jan. 1859: 2,318766 Thlr.; in Bernburg hatte 1. Jan. 1863 die Staatsschuldentilgungskasse an Activis: 570217 Thlr. (Nominalwerth), an Passivis: 1,916660 Thlr.; außerdem circulirten 275000 Thlr. Papiergeld. Orden des Gesammthauses A. ist seit 18. Nov. 1836 der Orden Albrecht's des Bären.

Geschichte. Die ältesten Nachrichten nennen die Semnonen, einen wahrscheinlich suevischen Stamm, als Bewohner der Gebiete, welche ungefähr das heutige A. bilden. Ihre Nachfolger in diesem Besitze, die Thüringer, mußten das Land von der Ohre bis zur Unstrut und Helme (Nordthüringen) niedersächs. Eroberern abtreten, die wieder gleich den Thüringern in Abhängigkeit von den Franken kamen. Letztern wird die Besiedelung des linken Saalufers bis zum Harze mit den schwäb. und hess. Ansiedlern zugeschrieben, welche sich neben den Sachsen behaupteten und noch nach Jahrhunderten den Namen der Nordschwaben und ein eigenes Recht fortführten. Auf dem rechten Ufer der Saale und Elbe waren Slawen säßhaft geworden. Das Vorhandensein eines ältesten Herrschergeschlechts der Beringer, an welches der Bär in dem anhalt. Wappen erinnern soll, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Zusammenhängender werden die Nachrichten seit dem 8. Jahrh., wo fränk. Heerscharen als christl. Glaubensboten einzogen und das Land mit der östl. Mark der neuen Universalmonarchie verbanden. Es ward so der Stützpunkt für die Unternehmungen, welche das Christenthum und die deutsche Herrschaft nach Brandenburg und bis in die Lausitz verbreiteten. Bedeutende Erfolge errang in dieser Richtung der Markgraf Gero, welcher um 960 die Abtei Gernrode stiftete und seine Würden und Erbgüter den Nachkommen seiner Schwester Hidda hinterließ. Aus diesen tritt im 11. Jahrh. ein Graf Esiko von Ballenstedt im Schwabengau als erster beglaubigter Ahnherr des spätern anhalt. Fürstenhauses und als Stammvater der Askanier hervor (s. *Askanien*). Er hatte durch seine Mutter 1031 sehr ansehnliche Allodien zwischen der Elbe und Saale ererbt. Sein Enkel Otto nannte sich zuerst Graf von Askanien und Aschersleben, war selbst auf kurze Zeit unter Kaiser Heinrich V. Herzog von Sachsen und verband mit seinen Stammbesitzungen, Aschersleben und Ballenstedt, einen Theil der billungischen Familienländer als Erbtheil seiner Gemahlin Elike, der ältesten Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, mit welchem 1106 der Mannsstamm des billungischen Hauses erlosch. Diese Erwerbung legte zugleich den Grund zu den langen Kämpfen zwischen den Askaniern und Welfen, da Wulfilde, die jüngere Tochter des Herzogs Magnus, ihrem Gemahl, dem Herzog Heinrich dem Schwarzen von Baiern, den andern und zwar größern Theil der billungischen Allodialbesitzungen zugebracht hatte. Der Sohn Otto's, Albrecht der Bär (s. d.), der 1134 die Lausitz und die Mark Soltwedel erhielt, durch glückliche Kriege mit den Wenden dieselbe um die Mittelmark vergrößerte und der erste Markgraf von Brandenburg wurde, erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau, und ansehnliche Güter in Thüringen. Von seinen sieben Söhnen wählten zwei, Siegfried und Heinrich, den geistlichen Stand. Der älteste Sohn dagegen, Otto, folgte seinem Vater nach dessen Tode 1170 in der Mark Brandenburg und Nordsachsen; Hermann erhielt als Erbtheil seiner Großmutter, einer Gräfin von Orlamünde, diese Grafschaft. Albrecht gelangte zu dem Besitze der Familienländer Aschersleben und Ballenstedt, starb aber ohne Erben; Dietrich bekam aus den billungischen Allodien die Grafschaft Werben, und Bernhard ward Erbe von A. und von dem Lande an der Mittelelbe, das sein Vater den Slawen entrissen, als deutsche Provinz gestaltet und zu seinen Stammbesitzungen geschlagen hatte. Da aber nun auch Otto's und Hermann's Stamm ausstarb, so ward Bernhard der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von A. Er war ein thätiger Feind Heinrich's des Löwen, daher er auch, als demselben 1180

sämmtliche Reichslehen aberkannt wurden, einen Theil von dessen Herzogthum erhielt und sich seitdem Herzog von Sachsen nannte. Während der Kämpfe, welche die Wiedererhebung Heinrich's des Löwen und die Unbotmäßigkeit der unter das askanische Haus gekommenen Grafen entzündete, gelang es wenigstens Bernhard, die Ansprüche auf Lauenburg (s. d.) als einen Theil der billungischen Hinterlassenschaft geltend zu machen und dieses Land mit seinem Herzogthume enger zu verbinden. Bernhard starb 1212; sein Land ward unter seine Söhne so getheilt, daß Heinrich, der sich zuerst Fürst nannte, Aschersleben und die anhalt. Besitzungen, Albrecht aber, obgleich er der Jüngere war, Sachsen und Lauenburg bekam. Von Albrecht's Söhnen stiftete Albrecht II. die Sachsen-Wittenbergische, Johann die Lauenburgische Linie. Jene starb 1422, diese 1689 aus, ohne daß ihre Besitzungen für das Haus A. zurückzuerlangen waren.

Mit Bernhard's Sohn Heinrich beginnt die eigentliche Geschichte A.s, da dasselbe erst seit dieser Zeit als ein für sich bestehendes Territorium hervortritt. Heinrich hinterließ bei seinem Tode 1251 fünf Söhne, von denen zwei in den geistlichen Stand traten, während die übrigen des Vaters Besitzungen theilten. Heinrich II. oder der Fette nahm Aschersleben, den Harz und die thüring. Güter und ward dadurch Stammvater der bis 1315 blühenden Aschersleben'schen Linie. Bernhard erhielt Bernburg und Ballenstedt und stiftete die ältere Bernburger Linie, welche bis 1468 bestand. Siegfried bekam Dessau, Köthen, Koswig und Roslau und begründete so eine dritte Linie, welche 1307 die Herrschaft Zerbst, 1370 die Grafschaft Lindau an sich brachte und 1396 sich abermals in zwei Zweige theilte: die Linie Zerbst, welche 1526 erlosch, und die Linie Dessau, in welcher der Stamm fortblühte. Die vorzüglichsten Fürsten aus allen diesen Linien sind: 1) aus der Aschersleben'er Linie der schon erwähnte Heinrich II. oder der Fette, bemerkenswerth wegen seines Kampfes mit dem Herzog von Braunschweig wegen Meißen, wo er nach der Niederlage bei Besenstädt 1263 anderthalb Jahre lang Gefangener war; ferner dessen Söhne Heinrich III. und Otto I., von denen jener 1304 Erzbischof von Magdeburg ward, dieser mit Brandenburg und Braunschweig kämpfte; 2) aus der alten Bernburger Linie Albrecht, der Enkel des Stifters, welcher als Bischof von Halberstadt die Rechte seines Bruders Bernhard II. dem Besten des Bisthums nachsetzte, indem er bei dem Aussterben der Aschersleben'er Linie die uralte Stammbesitzung Aschersleben an sich riß und mit Halberstadt verband; ferner Bernhard VI., welcher gegen die Hussiten kämpfte, in einer Fehde mit Magdeburg Sieger blieb und zuletzt 1466 seine Erbgüter dem Erzstifte Magdeburg unter der Bedingung zu Lehen auftrug, daß der Erzbischof dieselben nach des Fürsten und seiner Gemahlin unbeerbtem Tode den anhalt. Vettern zur gesammten Hand leihen sollte; 3) aus der ältern Zerbster Linie ganz vorzüglich deren Stifter, Siegfried I., bekannt wegen seiner Frömmigkeit; dann dessen Sohn Albrecht I., gest. 1316, der in Zerbst die wendische Sprache vor Gericht abschaffte; ferner dessen Söhne Albrecht II. und Waldemar I.; 4) in den Seitenlinien Wolfgang (s. d.) und Georg, geb. 1507, gest. 1553, den Luther zum evang. Coadjutor in Merseburg weihte.

Die Wiedervereinigung sämmtlicher anhalt. Länder erfolgte 1570 unter Joachim Ernst von der alten Zerbster Linie (gest. 1586). Derselbe gab zuerst eine neue Landesordnung und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfassung dieser Länder, wie er denn auch der erste war, der, allerdings aus Anlaß seiner finanziellen Verlegenheiten, die Landstände regelmäßig berief. Er hatte sieben Söhne, von denen ihm jedoch zwei im Tode vorangingen. Die übrigen fünf theilten 1603 das väterliche Erbe dergestalt, daß der ältere, Johann Georg, Dessau erhielt; der zweite, Christian, Bernburg; der vierte, Rudolf, Zerbst; der fünfte, Ludwig, Köthen; wogegen der dritte, August, gegen die Vergütung von 300000 Thlrn. und unter dem Vorbehalte, daß bei dem Abgange einer der vier andern Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheil folgen sollten, auf seine Ansprüche verzichtete. Jener Vorbehalt trat 1665 in Kraft, wo August's Söhne den damals erledigten köthen. Antheil bekamen. So zerfiel das Haus A. in vier fürstl. Linien: 1) eine Dessauer, 2) eine Bernburger, 3) eine Köthensche und 4) eine Zerbster, deren Besitzungen 1667 um die Herrschaft Jever, das mütterliche Erbtheil des Fürsten Johann, vergrößert wurden. Die Zerbster Linie starb 1793 mit Friedrich August wieder aus, worauf dessen Land an die übrigen drei Linien fiel, welche es 1797 theilten. Die Herrschaft Jever gelangte dabei zunächst an die Kaiserin Katharina II. von Rußland, Friedrich August's Schwester, später aber an die holstein-gottorpische Dynastie des Hauses Oldenburg. Zu Ende des 16. Jahrh. traten die anhalt. Fürsten zur reform. Kirche über, 1609 der Union deutscher Fürsten zur Sicherung des evang. Wesens bei. Während der Wirren des Dreißigjährigen Kriegs, unter denen A. bedeutend litt, hatten die Fürsten sich dahin ver-

tragen, daß das Land nach außen als ein untrennbares Fürstenthum durch den jedesmaligen Senior des Gesammthauses vertreten werden solle. Der deshalb 1635 abgeschlossene Senioratsreceß ward 1669 erneuert. Indessen reichte diese Zusammenfassung der Kräfte 1689 doch nicht zur Durchführung der Successionsansprüche auf Lauenburg hin. Um fernere Landestheilungen zu verhüten, führten seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nach und nach die einzelnen Linien das Erstgeburtsrecht ein. 1806 erhielt das Haus Bernburg noch durch Kaiser Franz die Herzogswürde. 1807 traten alle drei Häuser als souveräne Fürsten, Köthen ebenfalls unter Annahme des Herzogstitels, dem Rheinbunde bei. 1814 wurden sie Glieder des Deutschen Bundes. Nach dem Vorgange von Bernburg schlossen sich 1828 auch Köthen und Dessau dem Zollvereine an. Vgl. Beckmann, «Historie des Fürstenthums A.» (Zerbst 1790); Bertram, «Geschichte des Hauses und Fürstenthums A.», fortgesetzt von Krause (2 Bde., Halle 1780—82); Stenzel, «Handbuch der anhalt. Geschichte» (Dessau 1820); Lindner, «Geschichte und Beschreibung des Landes A.» (Dessau 1833) und dessen «Mittheilungen aus der anhalt. Geschichte» (Dessau 1830).

Was die Specialgeschichte der einzelnen neuern Linien anlangt, so fiel A.-Köthen, nachdem Ludwig, der Mitbegründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, 1650, und sein Sohn Wilhelm Ludwig 1665 verstorben war, an die Söhne des bei der Theilung zurückgetretenen Fürsten August, die Prinzen Leberecht und Emanuel. Leberecht starb bereits 1669, Emanuel 1670, und letzterm folgte sein nachgeborener Sohn Emanuel Leberecht, der 1692 die Regierung antrat. Seine Verheirathung mit Gisela Agnes von Rathen, welche der Kaiser zur Reichsgräfin von Nienburg erhob, wurde erst nach längern Streitigkeiten mit den übrigen Fürsten von A., jedoch noch vor Emanuel's 1704 erfolgtem Tode, anerkannt, sodaß Gisela Agnes in Vormundschaft ihres Sohnes Leopold die Landesverwaltung übernehmen konnte. Sie glich die Mishelligkeiten aus, welche durch das Zugeständniß der freien Religionsübung an die Lutheraner und durch die Unduldsamkeit der Reformirten entstanden waren. Leopold, dem 1715 gehuldigt ward, verstarb schon 1728 ohne männliche Erben. Seinem Bruder August Ludwig folgte 1755 dessen ältester Sohn Karl Georg Leberecht. Der zweite Sohn Friedrich Erdmann stiftete durch Erwerbung der Herrschaft Pleß in Oberschlesien, welche er zu einer Secundogenitur bestimmte, die Nebenlinie A.-Köthen-Pleß. Karl Georg Leberecht hob das Land durch gute wirthschaftliche Einrichtungen, verminderte nach dem Beispiele der dessauischen Fürsten durch Ankäufe die Zahl der adelichen Güter, trat als Generalfeldmarschall-Lieutenant in österr. Dienste und starb 1789 vor Semlin. Sein Sohn August Christian Friedrich, der ebenfalls in kaiserl. Diensten stand, aber 1797 den Abschied nahm, setzte die Regierung nicht nach den väterlichen Grundsätzen fort. Unklare Begriffe und ein excessiver Charakter verleiteten ihn zu Misbrauch und Uebertreibung. Um das Jakobinerthum zu bekämpfen, hielt er seine friedlichen Unterthanen mit militärischer Willkür danieder. Er verehrte Napoleon I. als den Sieger über die Revolution und weil er von dessen Gunst einen Gebietszuwachs erhoffte, stieß er die alte Verfassung um, organisirte alles auf franz. Fuße, ersetzte das bisherige Recht durch die Gesetzbücher des neuen Kaiserreichs, und hatte es durch ungeregelte Wirthschaft, Soldatenspielerei und die Pflege einer ungemessenen Jagdleidenschaft binnen kurzem dahin gebracht, daß das Land verfiel und bei einem Einkommen von jährlich 160000 Thlrn. durch eine Schuldenlast von fast 2 Mill. Thlrn. erdrückt ward. Die Geldnoth zwang ihn endlich 1812 unter sächs. Vermittelung zu einem Vergleiche, durch welchen die Finanzverwaltung in der Hauptsache unter ständischen Einfluß gestellt wurde. Kurz darauf starb der Herzog mit Hinterlassung eines einzigen nähern Erben, seines minderjährigen Neffen, der aber 1818 ebenfalls mit Tode abging, nachdem bereits Herzog Franz von Dessau in vormundschaftlicher Verwaltung des Landes die alten Rechte und Verfassungen wiederhergestellt hatte. Die Regierung gelangte nunmehr an Ferdinand aus der Nebenlinie A.-Köthen-Pleß, der 1825 mit seiner Gemahlin in Paris zum Katholicismus übertrat und mit den Barmherzigen Brüdern auch noch die Jesuiten in Köthen einführte. Ihm folgte 1830 sein Bruder Heinrich, welcher sich zwar jeder Parteinahme in Glaubenssachen enthielt, aber auch eine öffentliche Spielbank in Köthen mit Concession versah. Unter Herzog Heinrich brach die von August Christian Friedrich vorbereitete, aber durch die Beibehaltung des alten Systems einer geheimen Verwaltung verschärfte, Katastrophe herein. Der gänzliche Verfall der köthenschen Finanzen wurde 1845 offenkundig, die Gesammtsumme der Staatsschuld bezifferte sich auf 4,323249 Thlr., und ein preuß. Beamter, von Goßler, der in köthensche Dienste trat, konnte eine Wiederherstellung der Ordnung nur mit Hülfe der Agnaten und durch Moratorienertheilung gegen die

Staatsgläubiger bewirken. Heinrich starb 1847, ohne Leibeserben zu hinterlassen, und die Regierung ging einstweilen im Einvernehmen mit Bernburg auf den Senior, den Herzog von Dessau, über. 1848 wurde ein Vereinigter Landtag für beide Herzogthümer eingerichtet, neben welchem jedoch noch jedes seinen besondern Landtag behielt, der aber auch aus den, für den vereinigten Landtag gewählten Mitgliedern bestand. Durch den Vertrag vom 1. Jan. 1853 ward Köthen ausschließlich mit Dessau vereinigt.

In der Linie A.-Dessau hatte der Stifter, Johann Georg I., der 1618 starb, seinen ältesten Sohn Johann Kasimir zum Nachfolger, während der jüngere, Georg Aribert, Wörlitz und einige andere Güter erhielt, die aber nach dessen Tode wieder an Dessau fielen. Georg Aribert war der erste anhalt. Fürst, der durch seine Verheirathung mit der Tochter des Hofmarschalls von Krosigh eine standesungleiche Ehe einging. Johann Kasimir's Sohn, Johann Georg II. (1660—93), baute zu Nischwitz das Schloß, welches er, wie das daneben entstandene Städtchen, nach seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Oranien, Oranienbaum nannte. Ihm folgte sein berühmter Sohn Leopold (s. d.), «der alte Dessauer». Der erstgeborene Sohn Leopold's, Wilhelm Gustav, der durch seine heimliche Ehe mit einer Brauerstochter der Ahnherr der Grafen von A. ward, starb vor des Vaters Tode, daher diesem 1747 dessen zweiter Sohn Leopold Maximilian folgte, der gleich seinen Brüdern Dietrich, Moritz und Eugen in preuß. Militärdiensten sich auszeichnete, aber schon 1751 starb. Sein Nachfolger ward sein Sohn Leopold Friedrich Franz (s. d.), dem sein Erstgeborener, der Erbprinz Friedrich, 1811 im Tode vorausging. Ihm folgte 1817 sein Enkel Leopold Friedrich. Obgleich dieser im Geiste seines Großvaters fortregierte, so kam doch die unverjüngte, in dem gewohnten Gleise der Restaurationsperiode einherschreitende Beamtenhierarchie in ein Misverhältniß zu dem allgemeinen Zuge der Gegenwart. Das J. 1848 rief daher in Dessau dieselbe Bewegung hervor, die sich in allen deutschen Staaten zeigte, und die Regierung bewilligte erschrocken alle Forderungen, welche in Volksversammlungen entworfen wurden. Diese wiederholten, abgesehen von einigen localen Beschwerden, das Programm des fortgeschrittenen deutschen Liberalismus. Ein Ministerium Habicht-Köppe suchte sich an der Spitze der Bewegung zu behaupten, während sowol der dessauer als der vereinigte dessau-köthener Landtag Beschlüsse faßten, die theilweise wol über das Bedürfniß und die Natur des kleinen Staatswesens hinausgingen. Obschon die vom Ministerium vorgelegte freisinnige Verfassung 29. Oct. 1848 die herzogl. Sanction erhalten hatte, trat doch bald darauf durch preuß. Einwirkungen eine Reaction ein, deren Träger das Ministerium Plötz (11. Juli 1849) ward. Der Widerstand des vereinigten Landtags gegen wiederholte Zumuthungen einer Rückgestaltung der Verfassung führte am 12. Nov. 1849 zu seiner Auflösung. Die neuen Wahlen schufen der Regierung eine willige Majorität, die auf Aenderungsvorschläge, trotz des Widerspruchs der liberalen Abgeordneten, einging. Nichtsdestoweniger wurde der vereinigte Landtag 26. März 1850 wieder aufgelöst, und das Ministerium machte sofort von dem Vorbehalte der Verfassung, in besonders dringenden Fällen provisorische Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, Gebrauch, schloß den 9. Juli zusammengetretenen Landtag sogleich wieder auf unbestimmte Zeit, und fuhr mit Gesetzesoctroyirungen fort. Am 4. Nov. 1851 ward die Verfassung aufgehoben und die Emanirung eines angemessenern Grundgesetzes der nächsten Zukunft vorbehalten. Den Zusammenhang aller dieser Maßregeln mit dem allgemeinen Programm der neuern Feudalpartei verriethen die Schritte, welche die Ritterschaft der altanhalt. Stände that. Diese seit 1689 in Vergessenheit gerathene, nach dem Ankaufe der meisten adelichen Güter durch die Fürsten aller Basis entbehrende Corporation durfte sich 1850 auf einmal wieder ihres Daseins erinnern, bei dem Bundestage Protest gegen alle Neugestaltungen erheben und um Wiederherstellung ihrer Rechte einkommen. Auf deshalb vom Bunde 1854 ergangene Aufforderung setzten sich die Regierungen von Dessau und Bernburg mit den noch vorhandenen Mitgliedern der anhalt. Gesammtlandschaft ins Einvernehmen, dessen Frucht die auch von dem bernburger Landtage angenommene, seit dem 1. Oct. 1859 in Kraft gesetzte Landschaftsordnung für ganz A. war. Dieselbe kehrt im ganzen zu dem alten System der beiräthigen und nur hinsichtlich der Finanzen selbständigen Feudalstände zurück. Einen peinlichen Eindruck machte 1860 die Entdeckung, daß sich die dessauer Landesbank infolge statutenwidriger Geschäftsführung (welche später den Director Nulandt auf die Anklagebank brachte) und mangelhafter Aufsicht in zerrütteten Verhältnissen befände, sodaß ihre Actien bei weitem nicht mehr den Werth der eingezahlten Fonds darstellten.

Der Stifter der Linie A.-Bernburg, Christian I. (gest. 1630), ließ sich im Dreißig-

jährigen Kriege durch Friedrich V. von der Pfalz zum Statthalter von Prag ernennen, mußte dafür aber 1620, nach der Schlacht am Weißen Berge, sein Land meiden und sich durch endliche Demüthigung vor dem Kaiser aus der über ihn verhangenen Acht ziehen. Ihm folgten 1630 seine Söhne Christian II., gest. 1656, und Friedrich, gest. 1670, die 1635 das Land theilten und die Linien Bernburg und Harzgerode stifteten. Letztere erlosch schon mit des Stifters Sohn Wilhelm, 1709, im Mannsstamme, worauf beide Theile wieder vereinigt wurden. Auf Christian II. folgte in Bernburg Victor Amadeus, gest. 1718, der 1677 das Erstgeburtsrecht einführte, jedoch bei seinem Tode seinem zweiten Sohne Leberecht das Amt Hoym und einige andere Güter, obschon unter der Landeshoheit von Bernburg, übergab. In Bernburg succedirte ihm sein ältester Sohn Karl Friedrich, der sich in erster Ehe mit einer Gräfin von Solms, in zweiter Ehe mit einer Tochter des Kanzleiraths Nüßler verheirathete, die vom Kaiser zur Gräfin von Ballenstedt erhoben wurde, ohne daß jedoch die mit ihr erzeugten Söhne, welche nach des Vaters Tode 1723 zu Grafen von Bärenfeld ernannt wurden, die Successionsfähigkeit erlangten. Karl Friedrich's Bruder Leberecht erheirathete 1692 mit Charlotte, der Erbtochter von Nassau-Schaumburg, mehrere Herrschaften und stiftete die Nebenlinie Bernburg-Hoym-Schaumburg. Ihr Mannsstamm erlosch 1812, worauf das Amt Hoym und die andern anhalt. Güter wieder an Bernburg fielen. In der Hauptlinie hatte Karl Friedrich seinen Sohn erster Ehe zum Nachfolger, der 1765 starb. Nach ihm regierte sein ältester Sohn, Friedrich Albert (gest. 1796), welcher seine Residenz nach Ballenstedt verlegte. Ihm folgte der Sohn Alexius Friedrich Christian, der sich 1817 von seiner Gemahlin, der Prinzessin Marie Friederike von Hessen-Kassel, scheiden ließ und nachher sich zweimal morganatisch verheirathete. Er starb 1834, nachdem er in Rücksicht auf die geistige und körperliche Schwäche seines einzigen Sohnes Alexander Karl einen Conferenzrath zu dessen Unterstützung eingesetzt hatte. Wenn nun auch der Conferenzrath die Regierung des Landes in wohlwollender Weise geführt hatte, so brach doch auch in A.-Bernburg die Bewegung des Jahres 1848 herein. Mancherlei Uebelstände, wie schlechtes Gebahren mit den Finanzen zum Besten einer begünstigten Coterie, Vermehrung der Staatsschuld, Entwerthung des Staatseigenthums, Ausschreitungen bei der Rechtspflege und Verwaltung, kamen an das Licht, und die Bemühung der Gewaltträger, theils durch Entgegenkommen, theils durch Verheimlichen und Verweigern die Dinge hinzuhalten, steigerte nur die Leidenschaften. Heftige Verfassungsstreitigkeiten begannen, denen seit 1849 unter dem Ministerium von Krosigk eine nicht minder stürmische, mit einem blutigen Auftritte verbundene Reaction und die Verhängung des Belagerungszustandes über Bernburg folgte. Endlich kam im Wege der Vereinbarung das an die preuß. Verfassung sich anlehnende Grundgesetz vom 28. Febr. 1850 zu Stande, welches jedoch 1. Oct. 1859 mit der Landschaftsordnung für das gesammte A. vertauscht wurde. Seit 1849 blieb die Ruhe äußerlich bewahrt, obgleich noch viel zur Beruhigung der Gemüther fehlte. Namentlich ward der frühere preuß. Regierungsrath von Schätzell, welcher 1851 als Minister in bernburg. Dienste überging, beargwohnt, daß er das Recht des Landes zum Besten der 1855 zur Mitregentin ernannten Gemahlin des Herzogs, einer geborenen Prinzessin von Holstein-Glücksburg, und der Schwester derselben, der Prinzessin Luise von Preußen, verkümmere. Er sollte bemüht sein, möglichst viel Staatsgut den Allodialbesitzungen des herzogl. Hauses hinzuzufügen, um bei dem voraussichtlichen Erlöschen der Linie den an jene Allodialerbinnen fallenden freien Nachlaß des Herzogs zu vergrößern. Alexander Karl verstarb 19. Aug. 1863, ohne Leibeserben zu hinterlassen, und die Dessauer Linie succedirte nun auch in Bernburg kraft des Erbvergleichs von 1665. Sämmtliche anhalt. Lande waren sonach wieder zu Einem Herzogthum vereinigt.

Anholt, eine dän. Insel im Kattegat, ziemlich genau in der Mitte desselben zwischen der jütischen Halbinsel und der schwed. Landschaft Halland, etwa 6 M. von den beiderseitigen Festlandsküsten entfernt, gehört zum dän. Amte Randers auf Jütland, ist 1½ M. lang, bis zu 1 M. breit und umfaßt ein Areal von 0,368 Q.-M. Ehemals war die Insel bewaldet, gegenwärtig jedoch ist sie meist mit Flugsand bedeckt und läßt nur an einzelnen Stellen Ackerbau zu. Die 146 E. sind daher auf den Fischfang angewiesen, woneben ihnen die oft vorkommenden Schiffbrüche auf den vielen gefährlichen Untiefen und Riffen in der Nähe einiges Einkommen gewähren. Zur Warnung für die Seefahrer wurde auf der Ostspitze des Eilandes schon 1582 ein Feuerthurm errichtet, an dessen Stelle in neuerer Zeit ein 119 F. hoher Leuchtthurm getreten ist. Weiter nach außen liegt auch ein Feuerschiff. Am 18. Mai 1809 wurde A. von den Engländern besetzt und blieb, da ein Versuch der Dänen zur Wiedereroberung (27. März 1811) unglücklich ablief, in den Händen derselben bis zum Frieden von 1814.

Anhydrit oder **Karstenit** ist ein Mineral, welches aus wasserfreiem schwefelsaurem Kalk besteht und sowol in ausgezeichneten Krystallen als strahlig, faserig, schuppig-körnig und dicht vorkommt. Die Krystalle desselben gehören zum rhombischen oder ein- und einachsigen System und besitzen drei Hauptblätterdurchgänge, welche sich rechtwinkelig schneiden, also gerade rechtwinkelige Prismen bilden. Der A. ist gewöhnlich von weißer Farbe, auch wol durch bituminöse Substanzen blau, grau oder röthlich gefärbt. Er steht in einer eigenthümlichen Beziehung zum Gips, von dem er sich durch größere Härte und Schwere unterscheidet, indem er nur eine gewisse Menge Wasser aufzunehmen braucht, um in dieses letztere Mineral umgewandelt zu werden. Deshalb findet man auch gewöhnlich da, wo A. in großen Massen auftritt, wie am südl. Harzrande bei Osterode, die Oberfläche bis zu einer gewissen Tiefe in Gips übergegangen. Vorzüglich findet sich der A. in einigen Flötzformationen, so im Kupferschiefer-, Steinsalz-, Jura- und Kreidegebirge. Er wird zu verschiedenen Zwecken verwandt. Als Baumaterial ist er nicht besonders zu empfehlen, weil seine Neigung, sich in Gips umzuwandeln, wobei er leicht berstet, sich biegt u. s. w., von nachtheiligen Folgen ist. Wo er von schönen Farben oder, wie zu Vulpino (**Vulpinit**) in Oberitalien, in fester, schuppig-körniger Form auftritt, benutzt man ihn zu statuarischen Arbeiten und andern Kunstwerken. Da er indeß häufig von Adern eines steinsalzhaltigen Thons durchzogen wird, welche früher oder später auswittern, so können nur sehr reine Stücke hierzu verwendet werden. Gebrannt, pulverisirt und mit Wasser angerührt, erhärtet er nicht wie Gips. Seine Verwendung in der Landwirthschaft zum Bestreuen von Wiesen, Kleefeldern u. s. w. hat denselben Erfolg wie die des Gipses.

Ani, im Mittelalter einer der prächtigsten Königssitze des vordern Asien, im jetzigen russ. Armenien am Arpatschai (Akhourian), zwischen Felswänden gelegen, war im 5. Jahrh. noch ein kleines Fort, das jedoch im 8. Jahrh. von einem armen. Fürsten aus der Dynastie der Bagratiden zur Aufbewahrung seiner Schätze und 961 von den Bagratiden zur Residenz erwählt wurde. Sehr bald wurde A. so erweitert, befestigt und mit Palästen und Kirchen geschmückt, daß ihm die Sage 100000 Häuser und 1001 Kirche zuschreibt. 1040 ward die Stadt von den Byzantinern erobert; später gelangte sie in die Hände der Seldschuken, dann in die der kurdischen Beni-Scheddas. Von 1124—1209 wurde sie fünfmal von den Georgiern erobert. Diese Unfälle hatten die Stadt schon um ihren Glanz gebracht, bis sie endlich 1313 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört wurde. Jetzt bezeugen nur gewaltige Ruinen ihre einstige Größe. Dieselben bedecken einen Raum von $1^1/_2$ St. in Umkreis und haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der russ. Archäologen auf sich gezogen. Die Felswände in der Umgegend sind voll Höhlen und Grotten, welche einst bewohnt waren und eine eigene troglodytische Stadt bildeten. Die Reste der großartigen Kirchen versprechen für die Geschichte des christl. Baustils im Orient reichliche Ausbeute. Vgl. Brosset, «Voyage archéologique dans la Georgie et l'Arménie» (3 Bde., Petersb. 1849—51, mit Atlas) und «Les ruines d'A.» (Petersb. 1860—61).

Anicet-Bourgeois (Auguste), franz. Theaterdichter, geb. in Paris 25. Dec. 1806, war Schreiber bei einem pariser Procurator, fand aber mehr Lust am Entwerfen von Schauspielen, und der glückliche Erfolg eines Melodramas, welches er im Alter von 19 J. verfaßte und im Theater Gaîté zur Aufführung brachte, bestimmte ihn, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Mit vielem Talent für dramatische Erfindung begabt, verfaßte er im Laufe einer 30jährigen literarischen Thätigkeit, allein oder mit andern zusammen, beinahe 200 Werke, die fast alle Gattungen der Bühnendichtung umfassen, hauptsächlich aber dem Melodrama angehören, worin er lange ohne Nebenbuhler blieb und eine eigene Schule gründete. A. ist in seiner Kunst ein rüstiger Werkmeister, der seine Stücke besonders auf überraschende Entwickelung von Intriguen anlegt, während er die Feinheiten des Dialogs und der Charakterzeichnung weniger zu berücksichtigen pflegt. Solche Werkmannsbravour hat ihn zum populärsten Dichter des pariser Boulevardtheater-Publikums gemacht, welches mit kaum aus dem Groben herausgearbeiteten Stücken zufrieden ist, wenn nur alle Theile fest ineinandergefügt sind. In diesem Sinne haben seine großen Dramen viel Volksmäßiges und Interessantes. Die Handlung ist darin nicht sehr kunstvoll angeordnet, aber so verkettet, daß die Aufmerksamkeit des Zuschauers immer gespannt bleibt. Die Theatereffecte sind nicht ganz geschickt eingeleitet, folgen aber mit augenergötzender Geschwindigkeit aufeinander. Einige seiner glänzenden Erfolge verdankt er jedoch einfacherer Auffassung und sorgsamerer Behandlung. An Vaudevilles und Lustspielen lieferte er für die kleinen Theater: «Père et parrain» (1834), «Passé minuit» (1839), «Les trois épiciers» (1840), «Le chevalier d'Essonne» (1847), «Le premier coup de canif» (1848), «L'avare en gants jaunes» (1858), «L'école des Arthur»

(1859), «Les mariages d'aujourd'hui» (1861). Bei diesen Stücken waren Decourcelles, Lockroy, Brisebarre und Labiche seine Mitarbeiter. Im Drama verfaßte er allein: «La Vénitienne» (1834), eine seiner besten Leistungen; «La pauvre fille» (1838); «Stella» (1843). Gemeinschaftlich mit Ducange, Cornu, Lockroy, Dennery, Masson, Dugué, Paul Féval u. a. schrieb er Melodramen und Dramen, deren Stoffe theils der ältern und neuern Zeitgeschichte, theils dem Leben der Gegenwart angehören, so: «Le couvent de Tonnington» (1830), «Le grenadier de l'île d'Elbe» (1831), «Périnet Leclerc» (1832), «Latude» (1834), «La nonne sanglante» (1835), «Jeanne Hachette» (1839), «La dame de Saint-Tropez» (1844), «Marceau, ou les enfants de la République» (1848), «Marianne» (1850), «La dame de la halle» (1852), «Le pendu» (1854), «L'aveugle» (1856), «Le fou par amour» (1857), «La fille des chiffonniers» (1861), «Le bossu» (1862), «La sorcière» (1863). In allen diesen erwähnten Stücken fand er sehr starken Beifall, und viele davon werden noch jetzt mit Wirkung gegeben.

Anich (Peter), ein tirolischer Landmann, der sich als Kartograph einen Namen erworben hat, wurde 22. Febr. 1723 zu Oberperfus bei Innsbruck geboren. Er beschäftigte sich von Jugend auf neben seinem landwirthschaftlichen Gewerbe mit Astronomie und Geometrie sowie mit mechan. Arbeiten, erhielt aber erst seit 1751 bei den Jesuiten in Innsbruck wissenschaftlichen Unterricht in der Mathematik und Physik. Nachdem er mehrere Globen und mathem. Instrumente von vorzüglicher Güte angefertigt, wurde er der Kaiserin Maria Theresia empfohlen, welche ihn mit der Ausführung einer Specialkarte von Tirol beauftragte. Nachdem A. dieselbe beinahe vollendet, starb er plötzlich 1. Sept. 1766 zu Innsbruck. Die Karte selbst erschien 1774 in 21 Blättern und wurde von ganz Europa mit verdientem Beifall aufgenommen.

Anilīn oder Phenylamin, eine farblose, ölartige, schwach und eigenthümlich, aber nicht unangenehm riechende, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff bestehende Flüssigkeit, welche auf verschiedene Weise dargestellt werden kann und so von mehrern Chemikern unter verschiedenen Benennungen beschrieben wurde, bevor man die Identität dieser Producte erkannte. Der Chemiker Unverdorben erhielt es bei der trockenen Destillation des Indigs und nannte es Krystallin; Runge stellte es 1834 aus dem Steinkohlentheer durch einen weitläufigen Proceß dar und gab ihm den Namen Kyanol; Fritzsche sah es beim Destilliren eines Gemenges aus Indig und Kalilauge entstehen und taufte es «Anilin» (nach Anil, dem Namen der Indigpflanze); Zinin gewann es 1842 mittels Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Nitrobenzin (einer aus Benzin durch Behandlung mit Salpetersäure entstehenden Substanz) und wählte dafür den Namen Benzidam. Die jetzt üblichste Darstellungsart des A. gründet sich auf die Entdeckung Zinin's. Das unter der Benennung Photogen zum Brennen in Lampen gebräuchliche leichte Theeröl, welches durch Destillation gewisser Arten von Braunkohle, Torf und bituminösen Schiefern gewonnen wird, enthält nebst andern Stoffen eine gewisse Menge derjenigen eigenthümlichen, aus Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzten Flüssigkeit, welche unter dem Namen Benzin oder Benzol gegenwärtig einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Dieses Benzin liefert beim Zusammenbringen mit rauchender Salpetersäure ein schweres, gelbes, stickstoffhaltiges Oel, das Nitrobenzin, und aus letzterm erzeugt sich, wenn es in weingeistiger Auflösung mit Schwefelwasserstoff behandelt, oder wenn es mit Eisenfeile und Essigsäure destillirt wird, das A. Letzteres hat in neuester Zeit eine große Bedeutung dadurch erlangt, daß es mittels gewisser chem. Processe, welche sehr mannichfaltig sind und zum Theil geheimgehalten werden, zu prachtvollen Farbstoffen verarbeitet wird, die besonders in der Woll- und Seidenfärberei schon eine wichtige Rolle spielen. Diese Anilinfarben schattiren in zahlreichen Abänderungen von Roth, Violett und Blau, und kommen unter einer Menge Namen vor, wie: Fuchsin, Fuchsiacin, Magenta, Corallin, Roseïn, Purpurin, Pourpre française, Indisin, Parme, Violin, Azurin, Bleu de lumière, Bleu de Lyon u. s. w.

Animalisch heißt so viel als thierisch, aus dem Thierreich stammend, den Thieren eigenthümlich, z. B. animalische Wärme, animalische Kost. Mit dem Namen animalische Functionen bezeichnet man diejenigen Thätigkeiten des lebenden Körpers, welche nur den Thieren eigen sind und hauptsächlich von dem Nervensysteme als bestimmendem Factor ausgehen, nämlich Empfindung (wozu auch die Sinnes- und Hirnthätigkeiten gerechnet werden) und willkürliche Bewegung (wozu Stimme und Sprache und überhaupt die Vermittelung des Gedankens mit der Außenwelt gehören). Alle Thiere ohne Ausnahme besitzen beide Eigenschaften, wenigstens während einer gewissen Zeit ihres Lebens, und auch selbst dann, wenn ein gesondertes Nervensystem oder Muskelsystem bei ihnen nicht erkannt werden kann. Indessen ist die Be-

wegung wenigstens den Thieren nicht ganz allein eigenthümlich, indem es gewisse Pflanzen und Pflanzentheile gibt, die sich allerdings bewegen, einige infolge äußerer Reize (wie z. B. die Blättchen der Mimosen oder die Staubfäden der Berberitzen), andere aber, wie die Sporen (Keimkörner) vieler niederer Pflanzen, mittels Flimmerhaaren oder peitschenförmigen Anhängen, und zwar so seltsam, daß diese Bewegungen von den willkürlichen der Infusorien nicht zu unterscheiden sind. Man unterscheidet von diesen animalischen die vegetativen Functionen des Thierkörpers, welche auch den Pflanzen zukommen, und wohin alle auf den Stoffwechsel bezüglichen Thätigkeiten, Kreislauf, Athmung, Verdauung, Aufsaugung und Absonderung, gehören.

Animalische Bäder oder Thierbäder bestehen in der Regel in dem Einbringen einzelner Glieder oder auch wol des ganzen Körpers (z. B. bei Kindern) des Patienten in die geöffnete Leibes- oder Brusthöhle frischgeschlachteter, noch lebenswarmer Thiere. Doch rechnet man zu denselben auch die Behandlung kranker Glieder durch Auf- und Umlegen von Theilen frischgeschlachteter Thiere, oder durch Hineinhalten in deren Eingeweide oder noch warmes Blut. Manche Aerzte, wie Eckstein in Wien, benutzen den ganzen Inhalt des ersten Magens frischgeschlachteter größerer Thiere zum Baden einzelner Körpertheile oder des ganzen Körpers, namentlich kranker Kinder. Solange man noch in der thierischen Wärme specifische Lebensgeister zu sehen glaubte, knüpfte man auch an solche Bäder große Hoffnungen; vorzugsweise wurden gelähmte Glieder, in seltenen Fällen auch zu früh geborene Kinder, auf diese Weise behandelt. Gegenwärtig weiß man, daß die thierische Wärme nicht anders wirkt als Wärme überhaupt, und die Erfahrung hat außerdem gelehrt, daß die thierischen Bäder keinen Vorzug vor andersartiger passender Anwendung der feuchten Wärme haben. (S. Bad.)

Animebaum. Das in den Handel kommende Animeharz, ein dem Kopalharz ähnlicher Stoff, soll angeblich von Hymenaea Courbaril L., einem zur Familie der Cäsalpiniaceen und zu der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Baume Brasiliens abstammen. Dies erscheint aber deshalb als unwahrscheinlich, weil das Animeharz sich leicht in kochendem Alkohol auflöst, während die wirklich von den verschiedenen Arten von Hymenaea abstammenden Harze sehr schwer löslich sind. Der A. hat zweizählige, lederartige Blätter, Blüten mit viertheiligem Kelch und fünf ungleichgroßen Blumenblättern und eine nicht aufspringende, holzige, inwendig mit mehligem Brei erfüllte, vielsamige Hülse. Das Animeharz (Resina Anime), auch Flußharz genannt, kommt in unförmlichen, weißlich bestäubten, leicht zerbrechlichen und zerreiblichen Stücken von schwachem Weihrauchgeruch zu uns, die beim Feuer sich gleich dem Mastix erweichen. Es wird in der Medicin im Verein mit andern Gummiharzen zu Räucherungen, technisch bei der Siegellackfabrikation und zu Firnissen verwendet.

Animismus ist das von G. E. Stahl (s. d.) aufgestellte System in der Medicin genannt worden, wonach die vernünftige Seele (anima) als das Princip des Lebens betrachtet wird. Der Körper, lehrt Stahl, sei eine der Selbstbewegung unfähige Materie und werde von der Seele nicht nur erst geschaffen, sondern auch durch Einwirkung auf seine Spannkraft in Bewegung gesetzt. Die Krankheiten seien Reactionen der Seele gegen die Krankheitsursachen, d. h. innerliche Bewegungen, welche die Seele im Kampfe mit jenen Ursachen ausführe, und die ärztliche Behandlung müsse sich daher darauf beschränken, die der Einwirkung der Seele entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen und sie im Kampfe gegen die Krankheitsursachen zu unterstützen. Die Anhänger Stahl's wurden Animisten genannt. Sein entschiedenster Gegner war Friedr. Hoffmann (s. d.).

Animus injuriandi, s. Injurie.

Anio oder Aniēne oder Teverone (im Alterthum Anĭo, Anĭen), ein 13 M. langer linker Nebenfluß der Tiber im Kirchenstaat, berühmt durch die Naturschönheiten und vielen Ueberreste röm. Bauten in seinem Thale, das die Sommerfrische Roms bildet. Der A. entspringt am Monte-Cerasо in den Simbriviner-Bergen am Rande der marsischen Hochebene, fließt, nach kurzem südl. Laufe, durch ein Querthal, von Trevi (Treba) bis Anticoli gegen NW. durch das reizende Längenthal von Subiaco und drängt sich darauf bei Vicovaro (Varia) durch ein anderes Querthal nach SW. Nachdem er noch die Livenza (Digentia) aufgenommen, tritt er bei Tivoli (Tibur) in die öde Campagna di Roma, welche er gegen W. 4 M. weit durchschneidet bis zur Mündung, 3/8 M. nördlich von Rom, da wo einst Antemnae stand. In der Gabelung beider Flüsse liegt der Monte-Sacro, der Heilige Berg, berühmt durch die Auswanderung der röm. Plebs. Im obern Längenthale liegt unweit Subiaco in schauerlicher Felskluft, die «Heilige Höhle», in welcher der heil. Benedict drei Jahre zubrachte; jetzt steht unter dem überhängenden Felsen ein Benedictinerkloster. Bei Vicovaro sieht man Reste eines

antiken Aquäducts und anderer Bauwerke. In dem Seitenthale der Livenza sprudelt unter dem Monte-Gennaro (Mons Lucretilis) die klare Quelle dieses Flüßchens, die von Horaz gefeierte Fons Bandusiae, hervor, in deren Nähe man in bezaubernder Umgebung die Ueberreste der Villa dieses Dichters, des Sabinum, zeigt. Am Südende der Stadt Tivoli, in paradiesischer Gegend, da wo auf einem Felsvorsprung die Ruine eines runden Tempels der Vesta oder der Tiburtinischen Sibylle schwebt, stürzte früher der A. donnernd in eine schauerliche Felsschlucht, dann in einem neuen Sturz in die Grotte des Neptun. Seit 1837 aber hat man dem Fluß eine andere Richtung gegeben, und die Neptunsgrotte ist seit 1843 fast ganz eingestürzt. Weiter unten stürzen sich von waldigen Höhen die herrlichen Cascatellen, d. h. die kleinen Fälle, die größern mit doppeltem Sturz, die kleinern aus den Hallen und Fensterbogen der Villa des Mäcenas, und schäumen in den A. hinab; es sind die Arme eines zum Betrieb von Mühlen und Eisenwerken aus dem Flusse abgeleiteten Kanals. Aus der schönen Grotte der Sirenen strömt der Fluß beruhigt weiter. Von der Villa des Mäcenas, in welcher jetzt ein Eisenwerk angelegt ist, hat man die herrlichste Aussicht auf die Wasserfälle, die zahlreichen Ruinen, den Berg Soracte, die Campagna und Rom. Die Villa des Hadrian, von dem Kaiser selbst angelegt, ist 3 Miglien lang und 1 Miglie breit, enthält Tempel, Theater, Bäder, Hallen mit vielen Statuen u. s. w. Unter den neuern Anlagen ist die mit verschwenderischer Pracht 1549 von Cardinal Hippolyt von Este angelegte, mehr und mehr zerfallende Villa d'Este, mit herrlichen Gärten und ungewöhnlich großen Cypressen, hervorzuheben.

Anis, Pimpinella Anisum L., eine einjährige, zur Familie der Umbelliferen gehörende Pflanze, die im Juli blüht und gegen Ende August reift. Diese in Griechenland, Aegypten und im Orient heimische Pflanze hat herzförmig-rundliche Grundblätter, doppelt-dreizählige Stengelblätter, hüllenlose Dolden, kleine, weiße Blüten und eiförmige, 1 Linie lange, graugrüne, kurz grauhaarige, feingerippte Früchtchen von eigenthümlich aromatisch-süßem Geschmack und starkem gewürzhaftem Geruch. Sie sind unter dem Namen Semina Anisi vulgaris oder Aniskörner als magenreizendes, blähungtreibendes und auswurfbeförderndes Mittel officinell und enthalten fettes und ätherisches Oel, Schleimzucker, Gummi und eine eigenthümliche Säure, Anissäure. Aus ihnen bereitet man durch Destillation das Anisöl, ein fettes Oel von blaßgelblicher Farbe, welches den Geschmack und Geruch der Früchte besitzt, desgleichen die Anisessenz, ein wohlriechendes Wasser. Auch werden die Anissamen als Gewürz bei Speisen, bei der Liqueurfabrikation und in der Seidenfärberei gebraucht. Deshalb baut man die Anispflanze an. Sie verlangt zum Gedeihen ein warmes, trockenes Klima, lockern, kraftreichen Boden. Ausgebreitet ist der Anisbau in Thüringen, namentlich in der Umgegend von Erfurt, wo man jährlich an 2000 Ctr. gewinnt. Dort wird auch viel Anisöl fabrizirt. — Der Sternanis ist die Frucht eines chines. Baumes, des Illicium anisatum L. aus der Familie der Magnoliaceen, übrigens aber an Geschmack und Wirkung dem unserigen ähnlich, daher er auch, besonders das davon gewonnene Oel, statt des einheimischen A. benutzt wird.

Anjer, Anjir (spr. Andscher), ein Hafenplatz und Fort in der niederl. Residentschaft Bantam auf Java, liegt an der Nordwestspitze dieser Insel und an der Mündung der Sundastraße in die Binnensee des Archipels. Der Platz hat 2—3000 E. und erhält durch eine $1\frac{1}{2}$ M. lange Wasserleitung frisches Quellwasser zugeführt. Zu A. laufen nicht nur die durch die Sundastraße passirenden und in die ostasiat. Gewässer segelnden, sondern auch die nach Batavia bestimmten Schiffe an, um sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln zu versehen. Auch werden daselbst die nach Batavia bestimmten Briefbeutel abgegeben und die Reisenden gelandet, welche den Landweg (über die Districtshauptstadt Serang) nach dem 14 M. entfernten Batavia vorziehen, der in einem Tage zurückzulegen ist, während die Schiffahrt unter Umständen acht Tage dauern kann.

Anjou, eine ehemalige, von Maine, Bretagne, Poitou und Touraine umgebene Provinz des nordwestl. Frankreich, mit etwa 400000 E. auf 140 Q.-M., welche nach heutiger Eintheilung das Depart. Maine-Loire ganz und zu kleinen Theilen die Depart. Indre-Loire, Mayenne und Sarthe bildet. Die alte Bevölkerung A.s, die Andegaver, widerstand den Römern lange und vereinigte sich im 5. Jahrh. mit den Bretagnern. Während die Bewohner früher zu den ausgezeichnetsten Völkerschaften Galliens gehörten, stellte sie später ihr sorgloser und träger Charakter in die Reihe der weniger cultivirten Franzosen. Doch bewiesen sie in den Kriegen der Vendéer gegen die Republik viel Tapferkeit und Unabhängigkeitssinn. Die Hauptstadt von A. war Angers. — Das alte Grafengeschlecht, welches von dem Lande den Namen führte, erlosch 1060 mit Gottfried II. Martell, der im Kloster endete. Besitzthümer und Titel

gingen durch seine Schwester an das mächtige Haus Gatinais über, dem Gottfried V., der Ahnherr der Plantagenets (s. d.), entsprang. Derselbe eroberte den größten Theil der Normandie, legte sich den Herzogstitel bei und heirathete 1127 Mathilde, die Tochter Heinrich's I. von England, Witwe Kaiser Heinrich's V. Nach seinem Tode, 1151, folgte ihm zunächst als Graf von A. und von Touraine sein Sohn, der 1154 im Rechte seiner Mutter als Heinrich II. den Thron von England bestieg. Auch A. ward jetzt zu den franz. Besitzungen der engl. Krone geschlagen, fiel aber 1204 durch Waffenglück wieder der franz. Krone zu, die es nun nach Belieben vergab. Zuerst erhielt es Philipp, der Sohn Ludwig's VIII., dann dessen Bruder Karl. Dieser wurde der Stifter des ältern Hauses A., welches Neapel, Sicilien und Ungarn Könige gab. Die Grafschaft A. verlor für diese Könige ihre Bedeutung, und Karl II. von Neapel gab sie seiner Tochter Margarethe bei deren Vermählung mit Karl von Valois, dem Sohne Philipp's IV. Letzterer erhob A. 1297 zur Pairie. Der Sohn Margarethens ward aber 1328 als Philipp VI. König von Frankreich und vereinigte die Grafschaft mit der Krone. König Johann erhob A. 1356 zum Pairieherzogthum und verlieh dasselbe seinem zweiten Sohne Ludwig, der hiermit der Stifter des jüngern Hauses A. wurde. Das Geschick führte Ludwig ebenfalls auf den Thron von Neapel, den jedoch seine Nachkommen nicht behaupten konnten. Sein Enkel René (s. d.), Titularkönig von Neapel (gest. 1480), sah sich des Herzogthums A. durch König Ludwig XI. beraubt. Mit Karl von A., René's Bruder, erlosch 1481 das jüngere Haus A. in den männlichen Gliedern, nachdem das Herzogthum ein Jahr früher mit der franz. Krone vereinigt worden war. Seitdem gab es nur noch einen Titel für königl. Prinzen ab. Heinrich III. führte denselben vor seiner Thronbesteigung, und ebenso jener Enkel Ludwig's XIV., der als Philipp V. König von Spanien wurde.

Anker im Schiffswesen heißt das Werkzeug, welches von einem Schiffe mittels einer Kette oder eines Taues in die Tiefe gelassen wird, sich vermöge seiner Gestalt und Schwere im Grunde eingräbt und dadurch das Schiff an einem bestimmten Punkte auf dem Wasser festhält. Die Haupttheile eines A. sind der Schaft, die Arme mit den Flüen (Flügeln) und der Stock. Erstere beide sind aus Schmiedeeisen gefertigt, der Stock jedoch nur bei den kleinern A., bei den schwerern besteht er aus Holz. An dem untern Ende des Schaftes, der das Mittelstück des A. bildet, gehen die Arme bogenförmig aus und endigen in die schaufelförmigen, mit einer Spitze zum Eingraben versehenen Flüen. Der Stock ist um den obern Theil des Schaftes befestigt und steht perpendikulär auf der Richtung der Arme. Ist der Stock von Eisen, so geht er vermittels einer dazu bestimmten Oeffnung durch den Schaft; die hölzernen Stöcke sind jedoch aus zwei Hälften zusammengesetzt, welche um den dann quadratisch geformten Schaft gelegt und durch eiserne Bänder zu einem Ganzen verbunden werden. Der Stock ist länger als die Sehne zwischen den beiden Flüen, sodaß er sich, sobald die Ankerkette oder das Tau straff gezogen wird, in eine horizontale Lage wirft. Dadurch wird eine der Flüen dem Grunde zugekehrt und zum Eingreifen gebracht. Der Schaft ragt um 1—2 F. über den Stock hinaus und hat hier eine runde Oeffnung zur Aufnahme eines beweglichen eisernen Rings, des Röhrrings, in dem die Ankerkette oder das Tau befestigt ist. Alle größern Schiffsanker haben nur zwei Arme, dagegen Bootsanker und A. für Flußfahrzeuge deren fünf bis sechs, und in diesem Falle fehlt ihnen der Stock. Bisher waren die Arme fest an den Schaft geschmiedet. In neuerer Zeit (Porter's System) macht man sie jedoch auch beweglich, indem man die als ein Ganzes geschmiedeten Arme durch einen Bolzen mit dem untern Ende des Schaftes verbindet. Die Folge dieser Construction ist, daß, wenn sich der eine Arm eingräbt, der andere sich nach oben biegt, bis die Spitze seiner Flüe gegen den Schaft liegt. Man will hierdurch einen «unklaren» A. vermeiden. Wenn nämlich ein zu Anker liegendes Schiff durch wechselnden Wind oder Strömung auf der Oberfläche des Wassers einen Kreis um den A. beschreibt, so kommt es häufig vor, daß sich dabei die Ankerkette um die aufrechtstehende Flüe schlingt, wodurch der A. bei eintretender Spannung der Kette aus dem Grunde gerissen und das Schiff gefährdet wird. Diesem Uebelstande ist durch die neue Einrichtung vorgebeugt. Die Namen der verschiedenen A. waren in früherer Zeit, je nach ihrer Größe, ihrer Lage im Schiffe und ihrer speciellen Bestimmung, sehr mannichfaltig. In der Neuzeit hat man jedoch diese Bezeichnungen vereinfacht und die einzelnen Klassen auch an Größe und Gewicht einander näher gebracht. Die jetzt gebräuchlichen Benennungen sind für die größern A. eines Schiffs Bug- und Rüstanker, je nachdem sie am Bug oder in den Rüsten des Schiffs ihren Platz haben. Kriegsschiffe führen zwei von jeder Art, Kauffahrteischiffe gewöhnlich nur zwei Buganker und einen Reserveanker,

der jedoch meistens auf dem Oberdeck liegt. Bug- und Rüstanker macht man jetzt gleich schwer. Für mittlere Handelsschiffe beträgt ihr Gewicht 20—30 Ctr., für Fregatten 50—60 Ctr., für Linienschiffe 80 Ctr., und das Gewicht wächst im Verhältniß zum Quadrat der Breite des Schiffs. Außer den erwähnten unterscheidet man noch den Stromanker und die Werpanker. Ersterer ist leichter als Bug- oder Rüstanker, und wird dort angewandt, wo man wegen veränderlicher Winde, Strömung u. s. w. nur auf kurze Zeit ankert und die mit dem Gebrauche der großen A. verbundene schwerere Arbeit vermeiden will. Die Werpanker sind noch leichter und werden benutzt, um auf Rheden, Flüssen u. s. w. in Windstillen und bei ruhigem Wasser das Schiff von einem Punkte zum andern zu verholen. Man bringt den Werpanker zu diesem Zwecke mit einem Boote aus und zieht dann das Schiff an dem im A. befestigten Tau nach dem gewünschten Punkte hin. — **Ankerkette** heißt die Kette, durch welche der A. mit dem Schiffe verbunden ist. Obwol schon Cäsar bei der Invasion Englands Ankerketten auf seinen Schiffen angewendet haben soll, sind doch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts fast nur Taue statt der Ketten gebraucht worden. Erst seit den letzten 30 Jahren hat man die Taue gänzlich durch Ketten verdrängt, da letztere nicht nur viel bequemer zu handhaben, sondern auch durch scharfen Fels, Sand oder Muschelgrund viel weniger der Beschädigung ausgesetzt sind. Nur für Strom- und Werpanker benutzt man leichtere Taue. Die gewöhnliche Länge der Ketten ist 120 Faden oder Klafter, weil ein Schiff nur im Nothfalle auf mehr als 30 Klaftern Tiefe ankert. — **Ankerboje** heißt der schwimmende Gegenstand, welcher mit einem Tau, dem **Bojereep**, an dem A. befestigt ist und die Lage des letztern auf dem Grunde kennzeichnet. Diese Bojen sind gewöhnlich hölzerne und an beiden Enden spitze Tonnen. — Ein Schiff **treibt vor seinen Ankern**, wenn diese nicht festhalten, sondern Wind oder Strömung das Schiff treiben und den oder die A. über den Grund nachschleppen. Dies kann sowol durch unklare A. als durch schlechte Beschaffenheit des Ankergrundes herbeigeführt werden. Ein guter Ankergrund darf nicht über 10 Klafter Tiefe haben und muß sandig oder lehmig sein. Auf felsigem Grunde faßt der A. entweder nicht oder er kann leicht brechen.

Anker im **Bauwesen** heißen eiserne Schienen oder Stangen oder auch hölzerne Balken, welche dazu bestimmt sind, Mauer- und Holzwerken einen festern Zusammenhang zu geben. Man unterscheidet **Zuganker**, welche der Seitenausweichung von Mauern, Gewölben, Dächern u. s. w. vorbeugen, und **Traganker**, durch welche Vorbaue, Decken, Gewölbe u. s. w. vor dem Herabstürzen oder Herabsenken verhindert werden sollen. Für Mauerwerk werden gewöhnlich eiserne Zuganker angewendet. Diese bestehen aus einer einfachen oder auch aus mehrern Schienen zusammengesetzten Stange, welche an dem einen Ende einen angeschmiedeten oder angeschraubten Kopf besitzt, an dem andern aber mit einer Oese versehen ist, durch welche eine Schließe gesteckt wird. Die Anker laufen entweder innerhalb der Mauern von einem Ende zum andern fort, oder sie liegen frei zwischen zwei gegenüberstehenden oder miteinander einen Winkel bildenden Mauern, deren Auseinanderweichen sie verhindern sollen. Hölzerne Zuganker sollen namentlich bei Holzconstructionen denselben Zweck erfüllen. Sie bestehen in Balken, die entweder mittels Verkämmungen über die zu verankernden Bautheile hinweggreifen oder durch Schwalbenschwänze in dieselben eingelassen werden. Die Traganker bringt man meist in senkrechter, theilweise aber auch in wagrechter Lage an. Die erwähnten Schließen erhalten im Spätmittelalter oft eine künstlerische, blumenartige Bildung, besonders an den Wohngebäuden in den niederl. Städten. Wegen der Verankerung bei Wohngebäuden bestehen gegenwärtig fast überall baupolizeiliche Vorschriften. — Ueber den zur Hemmung gehörenden und A. genannten Haken in den Uhren, s. **Uhren**.

Anker heißt ein Weinmaß von verschiedener Größe in den verschiedenen Staaten Deutschlands, in Holland, Dänemark, Schweden, Rußland und den russ. Ostseeprovinzen. Der Inhalt variirt zwischen 33½ und 42³⁄₁₀ franz. Liter. Der preuß. A. von 30 Quart, die Hälfte des preuß. Eimers, ist = 34,351 Liter.

Anker, Name einer angesehenen Familie in Norwegen, welcher mehrere höchst verdienstvolle Männer angehören. Die namhaftesten unter denselben sind die beiden Brüder Bernhard und Peder A., die Söhne des Justizraths Karsten A., eines reichen und thätigen Kaufmanns in Christiania. **Bernhard A.**, geb. 1746, studirte in Kopenhagen und machte dann eine längere Reise im Auslande. Nach seiner Rückkehr 1767 betrat er die diplomatische ...ne in den verließ dieselbe aber auf den Wunsch der Mutter, um die bedeutenden Besitzungen ...ie Hauptstorbenen Vaters zu verwalten sowie dessen Handelsgeschäft zu übernehmen. A. entfa... Namen eine kaufmännische Thätigkeit, wie sie vorher in Norwegen kaum erhört gewesen war. ...as Titel

ders verdient machte er sich um die Entwickelung des Bergwerkbetriebs und der Industrie sowie der Holzausfuhr. Er besaß mehrere Eisenwerke (Moß und Hakadal), das Goldwerk (später Kupferwerk) zu Eidsvold, das Kupferwerk Frederiksminde und ein Bleiwerk auf Hadeland. Er hatte 40 Schiffe in See und war der erste Norweger, der Ostindienfahrer ausrüstete. Bei seinem Tode, der 1805 in Kopenhagen erfolgte, besaß er 146 Güter und liegende Gründe im Werthe von 800000 Rthlr. und ein Vermögen von mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. In jeder Weise suchte er mit warmem Patriotismus das Interesse seines Vaterlandes zu fördern und unterstützte auf das liberalste Wissenschaften und Künste. Unter anderm arbeitete er eifrig für die Errichtung einer norweg. Universität, schenkte der Kriegsschule seine Bibliothek und ein ansehnliches Gebäude und vermachte der Kathedralschule in Christiania sein Haus nebst Garten. — Sein jüngerer Bruder, Peder A., geb. 1749, studirte ebenfalls zu Kopenhagen, machte dann ausgedehnte Reisen und lebte hierauf als Privatmann auf seinem Gute Bogstad bei Christiania. Seit 1789 Generalwegeintendant zunächst für das Amt Agershus, später für ganz Norwegen, machte er sich um die Verbesserung und namentlich um die Anlage neuer Verbindungswege (z. B. über das Dovrefjeld zwischen Christiania und Drontheim, über das Fillefjeld nach dem Sogenfjord u. s. w.) hoch verdient. 1814 war A. Mitglied der Reichsversammlung zu Eidsvold und nach der Vereinigung Norwegens mit Schweden norweg. Staatsminister, bis er 1822 seinen Abschied nahm. Er starb 1824 zu Bogstad. — Brudersöhne des obenerwähnten Karsten A. waren Peder A. (geb. 31. Juli 1744 zu Frederikshald, 1788—1807 Generalmajor und Gouverneur von Trankebar in Ostindien, gest. 17. April 1832) und Karsten A., geb. 17. Nov. 1747 zu Frederikshald. Letzterer stand eine Reihe von Jahren an der Spitze der Asiatischen Compagnie, war dann eine Zeit lang Staatsrath und starb 13. März 1824.

Anklage und Anklageproceß. Anklage (accusatio) ist der bei Gericht gestellte Antrag auf Einleitung des Strafverfahrens gegen eine gewisse Person wegen eines bestimmten Vergehens, unter der Verbindlichkeit des Antragstellers (Anklägers), die Anschuldigung allenthalben zu vertreten und besonders den Schuldbeweis zu führen. Hiervon unterscheidet sich die Anzeige (denunciatio) insofern, als bei der letztern der Anzeigende (Denunciant) nur die Verdachtsgründe vorlegt und dem Richter die Einleitung des Strafverfahrens sowie die Erbringung des Schuldbeweises überläßt. Eine Anklage konnte in Rom ursprünglich nur bei den Centuriatcomitien durch den zu deren Berufung ermächtigten Magistrat, weiterhin vor den Untersuchungscommissionen (quaestiones), auf welche das Volk die Strafgerichtsbarkeit wegen bestimmter Verbrechen übertragen hatte, für die Regel von jedem unbescholtenen Freien erhoben werden. Fühlte sich niemand bewogen, der öffentlichen Entrüstung über ein Verbrechen freiwillig seine Stimme zu leihen, so ging der Uebelthäter straflos aus, denn der Staat verhielt sich in weitester Anwendung des Grundsatzes: wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter, gegen die einschneidendsten Verletzungen der Rechtsordnung ebenso indifferent wie gegen die Nichtbefriedigung von bloßen Civilansprüchen. Wer anklagen wollte, zeigte zunächst seine Absicht dem vorsitzenden Magistrate an (postulare). Ergaben sich aus der Person des Postulirenden oder aus den vorgebrachten Thatsachen keine Gründe gegen die Zulassung, so erfolgte die eigentliche Anklage (deferre), gewöhnlich in Gegenwart des Angeklagten, unter genauer Formulirung der Anklagepunkte (professio criminis). Der Angeklagte erklärte sich hierbei über die Anschuldigung, stellte dadurch den Streitpunkt mit fest (crimen contestari) und unterzeichnete mit dem Ankläger den über den ganzen Vorgang aufgenommenen libellus accusationis, die Anklageacte (subscriptio in crimen). Der Magistrat beraumte hierauf einen Termin zur Verhandlung an, bis zu welchem der Angeklagte, wenn er nicht wegen seines Erscheinens Sicherheit leistete, in Haft gehalten werden konnte. Bei der öffentlichen Hauptverhandlung (crimen im engern Sinne) mußte der Ankläger in Person die accusatio feierlich vortragen (expositio criminis). Der Angeklagte oder ein Stellvertreter desselben durfte sich hiergegen mit einer Vertheidigungsrede vernehmen lassen. Eine solche Erklärung zu fordern oder gar ein Verhör anzustellen, lag jedoch weder in den Befugnissen des Magistrats noch des Anklägers. Ebenso wenig hatte der Gerichtshof für die Aufsuchung und Verwerthung von Beweismitteln zu sorgen. Dies war Sache der Parteien, von denen sogar die Befragung der Zeugen ausging. Zuletzt entschied das Gericht nach den Eindrücken, welche die Verhandlung hervorgerufen hatte. Zum Zwecke der Abstimmung empfingen die Richter drei Täfelchen mit den Buchstaben A., C. und N. L. (absolvo, freisprechend; condemno, verurtheilend; non liquet, weitere Ausführung vorbehaltend), von denen sie eins in das dazu bestimmte Gefäß warfen. Die Anklageacte war

für das ganze Verfahren und das Urtheil dergestalt bindend, daß Freisprechung erfolgen mußte, wenn der Ankläger bei dem Hauptverfahren von dem libellus accusationis abgewichen war, oder wenn die Beweisaufnahme ein anderes Verbrechen ergeben hatte. Erst unter den Kaisern kam die Erkenntniß, daß die Verfolgung des Verbrechens den Staat mit angehe, in Bestimmungen und Einrichtungen zum Vorschein, welche die Erlangung von Anklägern sichern, dem eigenmächtigen Fallenlassen (tergiversatio) oder dem Verpfuschen der Anklage im Einverständniß mit dem Angeschuldigten (praevaricatio) entgegenwirken und das Gericht zu einem selbständigern Auftreten ermächtigen sollten. Auch das ältere deutsche Strafverfahren bewegt sich in den Formen des Anklageprocesses. Wie in den bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, kann das Gericht nur infolge einer Klage thätig werden. Auf deshalb ergangene Ladung hat der Beklagte zu antworten, und es muß hierauf, wenn die Anschuldigung geleugnet wird, jede Partei ihre Behauptungen vertreten und erweisen. Das Urtheil stellt zuletzt nur fest, wer in diesem Kampfe Sieger geblieben sei. Erst später kam das Klagen von Amts wegen auf, und es entwickelte sich allmählich daraus die andere Hauptform des Strafprocesses, der Inquisitionsproceß (s. d.). Noch die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. von 1532 setzt aber das Fortbestehen des Anklageverfahrens voraus, ordnet dasselbe für gewisse leichtere Vergehen ausschließend an und gestattet den Inquisitionsproceß nur da, wo ihn die Landesgesetzgebung aufgenommen. Im Laufe der nächstfolgenden zwei Jahrhunderte verschwand indeß der Anklageproceß immer mehr. Selbst der in einigen norddeutschen Staaten ausgebildete fiscalische Proceß, wo nach geschlossener Voruntersuchung ein besonders bestellter Fiscal die Anklageartikel entwirft, geht von der Inquisitionsmaxime aus. Verschieden von dem eigentlichen Anklageproceß ist das Anklageverfahren mit Staatsanwaltschaft, wie es von Frankreich aus in der neuern Zeit nach Deutschland übergegangen ist. Es verträgt sich vollkommen mit dem Grundsatze, daß der Staat durch das Verbrechen mit verletzt sei und, ohne auf eine freiwillige Anklage zu warten, dagegen einschreiten könne; es verlangt aber, daß besondere rechtsverständige Beamte (s. Staatsanwaltschaft) die Strafrechtspflege in jedem Falle veranlassen, unterstützen und überwachen. In ihr volles Licht tritt diese Reform vor dem Gegensatze des entarteten Inquisitionsprocesses, welcher den Strafrichter zur mistrauischen Verfolgung des Verdächtigen, zur humanen Hervorhebung aller für denselben sprechenden Umstände und zur unparteiischen Beurtheilung des Ergebnisses der Untersuchung anwies, also die widersprechendsten Functionen in Einer Person vereinigte. Ueber die legislativ-polit. Würdigung des Anklageprocesses im Verhältniß zu dem Inquisitionsproceß s. Strafproceß.

Anklagejury oder Große Jury ist ein Gericht von 23 Geschworenen, durch welches im engl. Strafverfahren die Vorfrage beantwortet wird, ob die Anklage so, wie sie gestellt ist, als zulässig erscheine, und ob dem Ankläger das Erscheinen vor der sogenannten Kleinen oder Urtheilsjury zu gestatten sei. Das Verfahren vor der A. ist geheim, und nur der Ankläger mit seinen Zeugen, nicht auch der Anzuklagende, werden vernommen. Die Entscheidung verstattet entweder die Anklage mit den Worten vera billa, true bill, oder sie verwirft dieselbe durch ein ignoramus oder not found, not bill. Der A. ähnlich ist die Jury, welche bei verdächtigen Todesfällen durch den Coroner (s. d.) gebildet wird. Ueber den Werth dieser Einrichtung bestehen Zweifel. Bei der Heimlichkeit der Verhandlungen kann sich im Publikum keine allgemeine Einsicht in das Wesen der Sache bilden, und wenn die A. zufällig aus Männern besteht, die mit den Zwecken des Verfahrens noch nicht bekannt sind, so kommt sie in eine bedenkliche Abhängigkeit von dem Vorsitzenden. Außerdem entscheidet die Große Jury nur nach einer einseitigen Darstellung des Falls und unter streng beobachteter Verpflichtung zur Verschwiegenheit, wodurch es wiederum sehr leicht wird, sie zu beeinflussen. In Frankreich ließ man daher das ganze Institut 1808 fallen und übertrug die Prüfung der Anklagen den rechtsgelehrten Richtern (Anklagekammer, Anklagerath, Anklagesenat). Dieses System hat denn auch in Deutschland Aufnahme gefunden.

Anklagestand ist das Stehen unter Anklage, das Verwiesensein vor das eigentliche Strafgericht. Die Versetzung in den A. besagt, daß die polizeiliche und gerichtliche Voruntersuchung genügende Verdachtsgründe ergeben, um gegen einen Bezichtigten mit der entscheidenden Beweisaufnahme wegen eines bestimmten Verbrechens vorzugehen. Es wird hierdurch Einstellung in den bürgerlichen Ehrenrechten und in der Führung eines öffentlichen Amtes bewirkt; der verhaftete Angeklagte kann sich aber auch nun mit einem rechtsverständigen Beirathe benehmen. Im Inquisitionsprocesse, der sich bis an das Ende immer in den nämlichen Formen fortbewegt, fehlt es gewöhnlich an der Angabe, wann dieses Stadium erreicht sei. Innerhalb des

Anklageprocesses muß dagegen über die Voruntersuchung nach Beendigung derselben ein Beschluß gefaßt und entschieden werden, ob das Verfahren ein- oder fortzustellen sei. Im letztern Falle beginnt mit der Verweisung der Sache zur Hauptverhandlung der eigentliche A.

Anklam, Stadt und Hauptort eines Kreises im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, 11¾ M. nordwestlich von Stettin, an der schiffbaren Peene und 2 St. von deren Mündung in das Haff gelegen, ist durch Eisenbahnen mit Stettin einerseits, mit Greifswald und Stralsund andererseits verbunden, und hat drei Vorstädte, von denen die eine (Peenedamm mit 770 E.) auf dem linken Flußufer liegt und zum Kreise Greifswald gehört. A. ist Sitz des Landrathamts, eines Kreisgerichts, eines Hauptzollamts und einer Postdirection. Die Stadt hat eine alterthümliche Bauart, zählt noch viele Giebelhäuser (so auch das Rathhaus) und besitzt sehenswerthe Kirchen, wie die goth. Marienkirche (aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh.) und die Nikolaikirche. Das früher blühende Gymnasium war seit der Zeit der franz. Kriege in Verfall gerathen, ward aber 1847 wiederhergestellt und hat 1850—52 ein neues Gebäude erhalten. A. ist eine gewerbthätige und wohlhabende Stadt mit (1861) 11668 E. Bei dem beträchtlichen Grundbesitz des Orts bilden Ackerbau und Viehwirthschaft die hauptsächlichste Erwerbsquelle. Nächstdem sind außer Weberei und Tischlerei namentlich Handel und Schiffahrt (theils See-, theils Flußschiffahrt) von Bedeutung. In den ziemlich gut angelegten Stromhafen können Seeschiffe von 9—10 F. Tiefgang gelangen. Die Rhederei der Stadt zählte 1862 einen Seedampfer, 26 Segelschiffe mit 2246 Last, und 27 Stromfahrzeuge mit 530 Last. Schiffe werden auf zwei Werften erbaut. Die Fabrikthätigkeit beschränkt sich auf zwei Etablissements für Steinpappe, drei Loh- und fünf Oelmühlen. Ehemals war A., das schon als Wendenburg vorkommt und ursprünglich Tanglen oder Tanglim (Tanklim) hieß, ein ziemlich fester Platz, von dessen Mauern, Gräben und Thürmen noch Reste übrig sind. Nachdem die Stadt 1121 vom Polenherzog Boleslaw erobert und zerstört, aber 1188 wieder aufgebaut worden, trat sie im 13. Jahrh. dem Hansabunde bei. 1570 wurde A. mit neuen Befestigungen versehen und im Dreißigjährigen Kriege 1627 von den Kaiserlichen belagert, 1630 von den Schweden erobert und 1637 von den Kaiserlichen unter Clam-Gallas wiederum bestürmt. In den Kriegen des Großen Kurfürsten mit Schweden wird A. mehrfach genannt; im Nordischen Kriege nahmen es die Sachsen 8. Juli 1715 ein. Auch im Siebenjährigen Kriege war A. abwechselnd in preuß. und schwed. Gewalt und verlor 1762 seine Festungswerke. 1815 endlich kam A. mit dem übrigen Schwedisch-Vorpommern an Preußen. — Der Kreis A. hat ein Areal von 11,99 Q.-M. und zählt 31430 E. Die Güter der Grafen Schwerin in demselben nehmen 2,66 Q.-M. ein. Dazu gehören die Rittersitze Schwerinsburg mit 275 E. und einem 1720—28 vom Feldmarschall Schwerin erbauten Schlosse, und Putzar, mit 243 E., wonach sich die Familie des vormaligen preuß. Ministers Grafen Schwerin benannt.

Ankyloglossum (griech.) heißt die krankhafte Verwachsung der Zunge (s. d.) mit benachbarten Theilen, bei welcher ihre freie Beweglichkeit mehr oder minder gehemmt ist. Das Leiden wird durch künstliche Lösung der Verwachsungen gehoben.

Ankylōsis (griech.), auch Anchylosis heißt die Steifigkeit, Unbeweglichkeit der Gelenke des menschlichen oder thierischen Körpers. (S. Gelenk.)

Anlage nennt man die angeborene geistige oder körperliche Fähigkeit zu besondern Thätigkeiten oder Zuständen vorzugsweise dann, wenn dieselbe über das durchschnittliche Maß hinausgeht. Auch die geistigen A. lassen sich im Grunde auf körperliche zurückführen, oder wenigstens entsprechen ihnen körperliche A. insofern, als sie an bestimmte, uns freilich nur zum kleinsten Theile bekannte Eigenthümlichkeiten des Baues und der sonstigen Beschaffenheit des Gehirns geknüpft sind. Es ist durchaus irrig, zu sagen, man könne ein Kind zu allem Möglichen erziehen, wenn man nur zeitig genug mit der Erziehung in der bestimmten Richtung anfange. Geringe A. lassen sich zwar durch sorgfältige und vorzugsweise Berücksichtigung und Uebung verhältnißmäßig stark ausbilden, schlummernde A., d. h. solche, die bisher wenig Gelegenheit fanden, sich zu äußern und geübt zu werden, lassen sich wecken: aber etwas wirklich Großes und Bedeutendes wird nur dann erreicht, wenn eine angeborene, über das Gewöhnliche hinausgehende A. vorhanden war. Daher beruht das Geheimniß der Erziehung darauf, die guten und schlimmen A. dem Kinde abzulauschen, erstere in ihrer Entwickelung zu fördern, letztere zu hemmen. — In der Medicin nennt man A. die Neigung des Körpers zu besondern Krankheiten, also diejenige Beschaffenheit des ganzen Organismus oder einzelner Organe, vermöge deren sie besonders leicht einer bestimmten Krankheit verfallen. Strenggenommen darf man hierunter nur die angeborenen Eigenthümlichkeiten verstehen. Im wei-

tern Sinne aber spricht man auch von erworbenen Krankheitsanlagen oder sog. erworbenen Dispositionen. (S. Disposition.)

Anlagekapital ist dasjenige Kapital, welches für ein productives Unternehmen aufgewendet wird, um dieses herzustellen und zur Production zu befähigen. Wer eine Fabrik begründet, hat das erforderliche Grundstück anzukaufen, die Fabrikgebäude zu errichten, Maschinen und Werkzeuge zu beschaffen u. s. w., vielleicht selbst Arbeiter herbeizuziehen und auszubilden. Das sämmtliche hierzu erforderliche Kapital bildet das A. der Fabrik. Kein productives Unternehmen ist ohne A. möglich, das freilich oft sehr gering sein kann, dessen Werth indeß bei großartigen Unternehmungen, z. B. Eisenbahnen, bis zu enormen Summen ansteigt. Neben dem A. ist zur Production das Betriebskapital (s. d.) erforderlich; das letztere macht das erstere erst productiv, was freilich auch umgekehrt der Fall ist. Das A., das mit dem sog. stehenden Kapital wesentlich zusammenfällt, wird bei der Production verbraucht, jedoch nur nach und nach. Werkzeuge und Maschinen gehen mit der Zeit zu Grunde oder werden in anderer Weise, z. B. durch neue Erfindungen, unbrauchbar, Gebäude müssen reparirt oder neu erbaut werden, u. s. w. Das A. muß sich daher nach und nach aus dem Ertrage der Production ersetzen. Eine gewisse Quote desselben tritt zu den Productionskosten der mit seiner Hülfe erzeugten Güter, wobei das mehr oder minder große Risico, welches das A. läuft, in Betracht zu ziehen ist. Außerdem muß der Zins, den der Besitzer vom Kapital für dessen Hergabe überhaupt in Anspruch nehmen kann, auch vom A. berechnet und den Productionskosten zugeschlagen werden.

Anländung, Anwachs, eigentlich soviel als Alluvion, Alluvium (s. d.), nennt man in Deutschland die Landanschwemmungen der Flüsse und des Meeres. An der Küste der Nordsee heißt das an der schrägen Fläche des Ufers anfangs als fetter Schlamm oder Schick angesetzte neue Land, nachdem es mit Gras bewachsen, Vorland, das zur Weide oder zum Heugewinn benutzt wird. In Oldenburg, Holstein und Bremen ist der Landesherr im Besitz alles Vorlandes, sobald er es bedeichen lassen will, um es zu benutzen. Gewöhnlich wird indeß das Anländungs- oder Alluvionsrecht (s. d.) nach den über Accession (s. d.) geltenden Grundsätzen behandelt.

Anleihen, Staatsanleihen, haben den Zweck, dem Staate diejenigen Geldmittel zu verschaffen, welche er zur Deckung von Ausgaben nöthig hat, die er aus den ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen zur Zeit und in der Regel auch in der nächsten Zeit nicht entnehmen kann. Auch die Staatsanleihen beruhen, wie die A. der Privatpersonen, auf dem Darlehnsvertrage. Der Staat nimmt Geld auf und verspricht, dasselbe zu verzinsen und seiner Zeit, sei es in Terminen, sei es auf einmal, zurückzuzahlen. Allerdings können Staatsanleihen auch unkündbar sein, doch ist damit ihre Rückzahlung, beziehungsweise sonstige Tilgung nicht ausgeschlossen, und insofern ergibt sich keine Verschiedenheit zwischen ihnen und den Privatanleihen. Anderweitig stellen sich aber bei den Staatsanleihen mancherlei Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten heraus, welche wesentlich in dem Charakter des Staats beruhen, und die sich wieder nach der Form und den Verhältnissen der einzelnen Staaten gestalten und modificiren. Wenn ein Staat auch das Gleichgewicht seiner Einnahmen und Ausgaben hergestellt hat, so können doch Zeitumstände eintreten, in denen die im voraus festgestellten Einnahmen noch nicht verfügbar sind, dagegen gewisse Ausgaben geleistet werden müssen. In solchen Fällen ist die Verwaltung genöthigt, sich die erforderlichen Geldmittel durch eine A. bei einem Creditinstitut oder bei Bankiers zu beschaffen; die Rückzahlung erfolgt, sobald die vorausgesehenen Einnahmen gemacht worden sind. Derartige A. pflegen als eigentliche Staatsanleihen nicht betrachtet zu werden, obwol sie, wenn sie sich aufeinanderhäufen, nicht zurückgezahlt werden und eine schwebende Schuld von hohem Betrage bilden, zu einer eigentlichen A. führen können. Eigentliche Staatsanleihen sind Anticipationen, Vorwegnahmen der Einnahmen späterer Jahre. Der Staat hat große Ausgaben zu leisten, welche sein Einnahmebudget wesentlich überschreiten; er betrachtet sich als außer Stande, dieselben durch Steuern aufzubringen, oder hält eine derartige Aufbringung nicht für angemessen; er vertheilt also die Last, welche, strenggenommen, seine gegenwärtigen Glieder tragen sollten, auf die spätern, oft auf mehrere Generationen. Man kann die Frage aufwerfen, ob der Staat dazu berechtigt ist? Im allgemeinen wird die Antwort bejahend ausfallen müssen, weil der Staat als solcher fortdauert, wenn auch seine einzelnen Mitglieder theilweise schon nach kurzem Zeitraum, vollständig fast immer am Schlusse der Tilgungsperiode ganz andere geworden sind. Indeß kommt es allerdings immer darauf an, ob die A. an sich gerechtfertigt war. Der Staat hat die Pflicht, sich zu erhalten, und wird seine Existenz bedroht, so muß er sie durch diejenigen Mittel, welche

er anzuwenden vermag, sicherstellen und darf selbst den Krieg nicht verschmähen. Ist er infolge dessen genöthigt, Schulden zu machen, so kann er die Tilgung der spätern Friedenszeit, seinen künftigen Gliedern überweisen, weil diesen die Vortheile der Erhaltung des Staats ebenfalls zugute kommen, und weil ihre Vorfahren zur Zeit des nothwendigen Kriegs diejenigen großen Opfer an Gut und Blut schon gebracht haben, welche sie bringen konnten. Bedenklicher schon stellt sich die Sache, wenn die A. dazu verwendet wird, um nützliche oder großartige Einrichtungen zu schaffen; es fragt sich da, ob sich dieselben nicht nach und nach aus den laufenden Einnahmen bewirken ließen. Im letztern Falle müßte die A. vermieden werden. Geradezu verwerflich aber sind A., welche infolge eines ungerechten und unnöthigen Kriegs, leichtsinniger Verschwendung, schlechter Finanzwirthschaft u. s. w. gemacht werden. Doch kann sich der Staat nicht der Verpflichtung entziehen, auch diese A. zu verzinsen und zurückzuzahlen, weil er organisch fortdauert, seine spätern Glieder mit den Activen der frühern zugleich die Passiven übernehmen müssen, und außerdem es im wahren Interesse des Staats liegt, seinen Credit ungeschwächt zu erhalten. Selbst wenn der Staat in mehrere Theile zerfällt, müssen die Schulden des Ganzen von jenen Theilen ferner anerkannt werden. Auch die Aenderung seiner Form und Verfassung berechtigt den Staat nicht, sich von den bisherigen Schulden loszusagen. Die Anleiheverträge bleiben bestehen und sind, welche Umgestaltungen auch stattfinden mögen, rechtlich verbindlich, vorausgesetzt, daß sie überhaupt gültig abgeschlossen waren. Von vornherein ungültige Anleiheverträge verpflichten dagegen den Staat nicht. Sind z. B. in einem constitutionellen Staate A. verfassungsmäßig nur dann zulässig, wenn die Volksvertretung sie förmlich genehmigt hat, so können diejenigen, welche sich auf eine nichtgenehmigte A. eingelassen haben, die nachträgliche Anerkennung derselben nicht fordern, selbst wenn sie nachzuweisen vermögen, daß die A. im Interesse des Staats verwendet worden ist. Welche A. von staatswirthschaftlichem Standpunkt gerechtfertigt, ist hiermit zum Theil angedeutet. A. für einen gerechten, unvermeidlichen Krieg, für die Vertheidigung der Grenzen, für die Abhülfe bei großen Unglücksfällen, welche den Staat treffen, für die Herstellung nöthiger und unaufschiebbarer Staatseinrichtungen sind nothwendige; A. zur Führung eines ungerechten Kriegs, zu Angriffen auf andere, vielleicht fern wohnende Völker, zur Aufrechterhaltung unnützen Staatsaufwandes u. s. w. dagegen verwerfliche, zum Theil verderbliche. In neuerer Zeit sind häufig Staatsanleihen zur Begründung guter Verkehrseinrichtungen, z. B. zum Bau von Kanälen und noch häufiger von Eisenbahnen, gemacht worden; sie müssen als gut und nützlich anerkannt werden, sofern die Herstellung jener Einrichtungen durch den Staat geboten war.

Die A. ist, höchstens den Fall der erwähnten productiven A. ausgenommen, ein Nothmittel, das, wenn irgend möglich, vermieden werden muß. Denn indem sie die Nachkommen mit der Verzinsung und Rückzahlung nicht nur derjenigen Summe, welche der Staat selbst erhalten hat, sondern in der Regel mit einer größern belastet, entzieht sie denselben einen Theil derjenigen Kräfte, welche für wichtige Zwecke und Strebungen verwendet werden könnten. Nirgends wird das richtiger erkannt als von den wirthschaftlichen Schweizern, welche A. nur in höchstem Nothfall abschließen und sich derselben, sobald es irgend möglich ist, wieder entledigen. Vermehren sich die A. eines Staats, so belasten sie das Volk mit schweren Abgaben, welche nicht nur den Steuerpflichtigen drücken, das Beamtenheer vermehren und die Verwaltung erschweren, sondern oft nebenbei auch volkswirthschaftlich verwerflich sind. Ferner werden die Bedingungen, unter denen der Staat eine A. abzuschließen vermag, immer ungünstiger, je größer die Schuldenmasse bereits geworden ist. Außerdem führen eintretende Kriege und selbst bloße Verwickelungen mit andern Staaten leicht eine Erschütterung des Staatscredits herbei, die für den Staat sowol als auch namentlich für diejenigen seiner Glieder, welche zugleich seine Gläubiger sind, die schlimmsten Folgen hat. Ein anderer Nachtheil der Staatsanleihen ist es, daß sie der Landwirthschaft, dem Handel und der Industrie ein sehr bedeutendes Kapital entziehen, welches bei anderer Verwendung den Nationalwohlstand mächtig heben könnte. Nichts ist für den Kapitalisten bequemer als die Anlage seiner Fonds in Staatspapieren, die außerdem oft andere große Vortheile gewährt, und dadurch erklärt es sich auch, daß A. von bedeutendem Betrage fast immer in sehr kurzer Zeit zu Stande kommen. Jede neue A. wird daher dem volkswirthschaftlichen Betriebe fühlbar. Abgesehen davon aber, daß die A. die Knappheit des Kapitals befördern und somit den Zinsfuß erhöhen, bestimmen sie auch eine Anzahl Staatsbürger, sich unproductiv zu verhalten: es entsteht der Stand der Kapitalisten, der nur consumirt, aber nichts schafft, und dessen Interessen oft mit denen des Staats im Widerspruch stehen. Der Curszettel pflegt dies letztere nicht selten deutlich genug anzuzeigen. Ferner

ist zu berücksichtigen, daß der Geldreichthum, den die A. hervorrufen, keine reale Grundlage hat. Das ganze in zinstragenden Kapitalien bestehende Vermögen eines Volks ist kein wahres Vermögen; seinem Gesammtbetrage steht der Gesammtbetrag der Schuld gegenüber. Diese Art Geldreichthum pflegt sich schnell und massenhaft herauszubilden und treibt das Misverhältniß zwischen Armen und Reichen bis zu einer Höhe, auf welcher es sich nicht zu erhalten vermag, und von welcher es auch nicht ohne große Erschütterungen herabsteigen kann. Denn die Gesammtschuld eines verarmten Volks erlischt nicht anders als durch Staatsbankrott und infolge von Revolutionen. Endlich ist noch zu berücksichtigen, daß die Speculation, welche sich der A. zu bemächtigen pflegt, große Uebelstände und Nachtheile hervorruft, und daß A. im Auslande, welche unter gewissen Umständen vortheilhaft erscheinen können, in manchen Fällen schwere Verwickelungen hervorgerufen haben und sogar den Staat von andern Staaten abhängig machen können. Namentlich ist das letztere zu fürchten, wenn die A. von fremden Mächten garantirt sind.

Im absoluten Staate hat der Monarch, welcher ausschließlich den Staat repräsentirt, allein das Recht, A. abzuschließen; im constitutionellen Staate ist in der Regel die Zustimmung der Volksvertretung erforderlich, sei es, daß diese im einzelnen Fall ganz allgemein für eine bestimmte Summe ertheilt wird, sei es, daß auch die näheren Bedingungen der A. durch ein Gesetz festgestellt werden. Auch die alten Stände pflegten früher wol zugezogen zu werden. Doch folgte dies meist nachträglich, und außerdem besaß der Fürst das Recht, sog. Kammerschulden zu machen, für welche nur das fürstl. Kammervermögen haftete, die indeß schließlich oft vom Staat übernommen werden mußten. Diejenigen, welche dem Staate Geld verleihen, haben ein Interesse daran, daß die Zustimmung der Landesvertretung in gesetzlicher Weise erfolgt, nicht nur, weil dadurch erst die A. für den Staat rechtlich verbindlich wird, sondern auch, weil die Wahrung der verfassungsmäßigen Bestimmungen sie davor sichert, daß nicht durch spätere, leichtsinnig und unmotivirt abgeschlossene Anleiheverträge die frühern A. an Werth verlieren oder in ihrer Sicherheit gefährdet werden. Im allgemeinen haften für Kapital und Zinsen der Staatsanleihen das Vermögen des Staats und das Staatseinkommen; doch kommt es auch nicht selten vor, daß noch einzelne Theile beider speciell verpfändet werden. Es pflegen dies Domänen, industrielle Unternehmungen des Staats, Bergwerke, Eisenbahnen u. s. w., Zölle und Steuern zu sein, welche letztere mitunter erst behufs der Verzinsung und Tilgung der A. eingeführt werden. Derartige specielle Pfänder erhöhen die Sicherheit der A., werden indeß in der Regel nur dann angeboten, wenn der Staatscredit gesunken ist.

Die A. werden in verschiedener Weise abgeschlossen. Entweder wird eine A. direct an diejenigen vergeben, welche das Kapital dem Staat leihen wollen, und derartige A. pflegen für den Staat die vortheilhaftesten zu sein. Dieselben kommen indeß meist nur bei gesichertem Staatscredit unter vorzugsweiser Betheiligung der Staatsangehörigen zu Stande. Solche A. treten wol auch unter dem Namen von Freiwilligen A. auf und bilden den Gegensatz zu Zwangsanleihen, deren Betrag auf die reichern Staatsbürger nach bestimmten Grundsätzen vertheilt wird und von diesen, wie eine Staatssteuer, aufgebracht werden muß. Oder der Staat vergibt die ganze A. an Bankiers und Geldinstitute, welche dieselbe entweder gegen eine gewisse Provision bei den Kapitalisten unterbringen oder auch für eigene Rechnung fest übernehmen, indem sie, nach dem Stande des Staatscredits und des Geldmarktes, als Entschädigung für Mühe und Risico für je Hundert des verschriebenen Kapitals etwas oder bedeutend weniger zahlen. Die ihnen ausgehändigten Obligationen, welche auf bestimmte Beträge lauten, suchen sie demnächst so hoch als möglich an den Börsen zu verkaufen. Die Rückzahlung muß nach dem vollen Nominalwerth erfolgen, sodaß der Staat diejenigen Summen, welche die Bankiers weniger gezahlt haben, nicht nur verliert, sondern auch verzinsen muß. Zu den bisher gebräuchlichen werden noch immer neue Modificationen zur Ausführung von A. erfunden, welche keinen andern Zweck haben, als den Kapitalisten durch Anbietung wirklicher oder scheinbarer Vortheile willfährig zu machen, sein Geld dem Staate herzugeben. Nicht nur bietet man hohe Zinsen und Gewinne an Kapital, sondern man sagt auch Zinsen für Monate und Quartale zu, während welcher das Darlehn noch gar nicht gemacht war, erleichtert die Erhebung der Zinsen in jeder Weise, offerirt Prämien, stellt mehr oder weniger hohe Gewinne in Aussicht u. s. w. Selbst wenn damit wenig reelle Vortheile gewährt werden, leidet doch in der Regel der Staat dabei Schaden und bringt Opfer, welche nur möglich sind, indem man sie auf eine lange Reihe von Jahren vertheilt. Man gebraucht sogar Manipulationen, die, Privaten gegenüber, von den Staatsgesetzen mit vollem Recht als Wucher oder Verschwendung charakterisirt und als solche bestraft werden.

Zu den wesentlichsten Formen, in welchen die Staatsanleihen ausgeführt werden, gehören zunächst die Darlehnsverträge, wie man sie zwischen Privatpersonen schließt. Hiernach empfängt der Staat von einer bestimmten Person oder Gesellschaft eine Summe, welche er zu verzinsen und nach Belieben beider Theile oder nach einer gewissen Frist zurückzuzahlen verspricht. Der Darleiher zahlt entweder die volle Summe oder zieht die Provision, beziehungsweise die Vergütigung für Bemühung und Risico bei der anderweiten Unterbringung ab. Der Zinsfuß ist dabei derart bemessen, daß die Partialobligationen zur Zeit etwa al pari, d. h. nach dem Nennwerth, an der Börse begeben werden können. Die Obligationen lauten auf den Inhaber oder auf eine bestimmte Person. Eine andere gewöhnliche Form ist die Abschließung von Darlehnsverträgen mit beschränktem Recht der Aufkündigung seitens des Gläubigers und fortdauernder Verzinsung. Die Zurückzahlung ist hier entweder dem Staate nach seinem Belieben vorbehalten, oder es wird alljährlich eine Anzahl von Obligationen durch das Los bestimmt, welche zurückgezahlt werden müssen. Der Staat setzt dabei oft nur mäßige, selbst gar keine Zinsen zu, verpflichtet sich aber, 20, 30, ja 60 Proc. mehr als er wirklich empfangen hat, bei der Tilgung zu bezahlen, oder auch auf einzelne Obligationen, welche ebenfalls das Los bestimmt, sehr bedeutende Prämien zu gewähren. Hierher gehören die sog. Prämienanleihen, welche meist ganz zinslos sind und eine Art von Lotterie schaffen, bei der jeder Spieler mindestens seinen Einsatz, mitunter etwas mehr, innerhalb einer gewissen Reihe von Jahren gewinnen muß. Bei der Feststellung des Plans werden die Zinsen berechnet, welche der Staat überhaupt unter Annahme eines gewissen Zinsfußes zu zahlen hat; dieselben fließen indeß nicht allen Darleihern zu, sondern nur denjenigen, welche das Glück begünstigt. Die Obligationen lauten meist auf den Inhaber. Eine dritte Form, in welcher Staatsanleihen ausgeführt werden, sind solche Darlehnsverträge, durch welche sich der Staat verpflichtet, gegen Zahlung einer gewissen Summe eine immerwährende, jährliche Rente zu gewähren. Welche Summe der Staat hierbei für eine gewisse Summe empfängt, richtet sich nach den Verhältnissen des Geldmarktes und des Staatscredits. Das Kapital, das in diesem Falle der Staat entnimmt, ist unaufkündbar und wird nicht zurückgezahlt. Daher ist es auch nur ein leeres Wort, daß diese Renten als 3-, 4-, 5procentige bezeichnet werden. Denn das Geschäft regulirt sich beim Abschluß nach einem höhern Zinsfuß, und wenn 3proc. Renten à 60 stehen, so stehen sie gleich den 5proc. zu 100 (al pari). Die Notirung besagt nichts weiter, als daß für eine Rente von 3 Frs. zur Zeit 60, für eine Rente von 5 Frs. 100 bezahlt werden. In der Form der Rentenverkäufe werden in Frankreich in neuerer Zeit alle A. gemacht. Dabei wird gewöhnlich ein benannter Gläubiger in das Hauptbuch der Staatsschuld eingetragen, und die Uebertragung fordert bestimmte Formalitäten. Eine noch andere Form sind die Darlehne, bei welchen die jährliche Verzinsung so hoch gestellt ist, daß sie in bestimmter Zeit zugleich das Kapital tilgt (Zeitrenten, Annuitäten). Je nachdem diese auf mehr oder weniger Jahre berechnet werden, nennt man sie kurze oder lange Annuitäten (s. d.). Endlich kann der Staat auch Darlehne aufnehmen gegen jährliche Zahlungen auf Lebenszeit, gegen Leibrenten (s. d.). Das Kapital trägt hier höhere als die gewöhnlichen Zinsen, erlischt aber mit dem Tode desjenigen, auf dessen Leben die Rente versichert ist oder, wenn die Rente auf das Leben mehrerer gesetzt ist, nach dem Tode des letzten von ihnen. Wenn eine Gesellschaft sich in der Art vereinigt, daß der Antheil der Absterbenden den Ueberlebenden so lange zuwächst, bis auch der letzte gestorben ist, so nennt man dies Tontine (s. d.). A. auf Annuitäten und Leibrenten pflegen in neuerer Zeit von Staaten nicht mehr abgeschlossen zu werden. Bei dem erwähnten einfachen Darlehnsvertrage sowie auch bei dem mit beschränktem Recht der Aufkündigung von seiten des Gläubigers pflegen Zinsreductionen von seiten des Staats vorzukommen, sobald sich derselbe im Stande sieht, Geld zu billigerm Zinsfuß zu erhalten. In diesem Fall macht der Staat von dem ihm zustehenden Kündigungsrecht Gebrauch und zahlt diejenigen Summen zurück, für welche der herabgesetzte Zinsfuß vom Gläubiger nicht angenommen wird. Kann der Staat nicht kündigen oder nicht zurückzahlen, so darf die Herabsetzung des Zinsfußes nicht stattfinden. Ebenso ist die Herabsetzung der Rente, die der Inhaber durch förmlichen Kauf erworben hat, unzulässig, und auch die Veränderung der Prämien bei Prämienanleihen ist nicht gestattet.

Die Tilgung der A. erfolgt entweder nach Kündigung durch den Gläubiger oder den Staat, oder nach Maßgabe des bei Abschluß der A. festgesetzten Tilgungsplans, bezüglich unter Benutzung der dazu im voraus überwiesenen Mittel. Das bei der Tilgung gewöhnlich eingehaltene Verfahren ist ein doppeltes. Stehen die Obligationen einer A. al pari oder über dem Nennwerthe, so werden diejenigen von ihnen, welche zu tilgen sind, durch das Los bestimmt,

und ihre Inhaber sind verpflichtet, das Kapital zurückzunehmen, erhalten auch, wenn dies am Verfalltage nicht geschieht, über denselben hinaus keine Zinsen. Stehen dagegen die Obligationen unter ihrem Nennwerthe, so würde die Auslosung nicht im Interesse des Staats liegen; derselbe zieht es vielmehr vor, die zu tilgenden Obligationen auf der Börse auf einmal oder nach und nach zum Tagescurse anzukaufen. Der Staat gewinnt dabei nicht nur eine mehr oder minder beträchtliche Summe, sondern wirkt auch günstig auf den Curs der Obligationen ein, der sich, wenn der Ankauf durch die Regierung bekannt wird, zu erhöhen pflegt. Der hohe Curs der Staatsanleihen ist aber für den Staat von hoher Wichtigkeit, weil derselbe für künftige A. günstige Bedingungen sichert, und er wird deshalb oft durch künstliche Mittel hervorzubringen gesucht. In manchen Staaten und für manche A. gibt es einen besondern Tilgungsfonds (s. d.), der aus den ihm zugewiesenen Einkünften gespeist wird, und der für die Tilgung der A. sorgt. Außerdem sind besondere Commissionen vorhanden, welche die Ausfertigung der Obligationen sowie die Tilgung der A. und die Vernichtung der eingelosten Schuldscheine überwachen müssen, und zu denen für diesen Zweck ausdrücklich vereidigte Mitglieder, zum Theil von der Volksvertretung, gewählt werden. Diese Commissionen sollen sowol den Staat als die Gläubiger vor Nachtheil sichern. (S. Amortisation.) Was von Staatsanleihen gilt, gilt in der Regel auch von A. der Gemeinden. Nur haben sich die Gemeinden noch mehr als der Staat vor A. zu bewahren, deren Verzinsung und Tilgung ihren Wohlstand und ihr Aufblühen gefährden kann.

Anmaßung ist im jurist. Sinne der Gebrauch fremder Rechte durch Unbefugte, namentlich das widerrechtliche Sichbekleiden mit öffentlichen Befugnissen, Gewalten, Aemtern und Hoheitsrechten. Es tritt hier je nach der Sachlage selbst die Strafe des Hochverraths oder Aufruhrs (z. B. bei Anwerbung von Truppen) ein, oder es kann Fälschung und Betrug (z. B. bei Münzverbrechen, Misbrauch öffentlicher Siegel, unbefugter Erhebung von Zöllen), Amtsmisbrauch und amtliche Erpressung, sonstige Beeinträchtigung fremder Vermögensrechte, Medikasterei, Winkelschriftstellerei (z. B. wenn Nichtadvocaten Sachwalterdienste verrichten) oder, falls keine dieser Rubriken paßt, ein von manchen Gesetzgebungen aushülfsweise angenommenes Vergehen der A. von öffentlichen Diensten vorliegen.

Anmuth ist die Erscheinung der innern sittlichen Schönheit, der reinen Güte und des allgemeinen Wohlwollens in der leiblichen Individualität. In der A. verschwindet der Gegensatz des Geistes und der Sinnlichkeit, und die sittliche Idee erscheint als ein unmittelbares körperliches Leben und Weben, als die begeistigte schöne Natur. Im Anmuthigen gehorcht der Leib dem Geiste frei und ohne Zwang. Die individuellen Gefühle der Seelengüte treten hervor in die Sinnlichkeit, ohne doch die Beziehung zum Selbst, ihrem Mittelpunkte, aufzugeben, und innerhalb des Maßes, in welchem sie ursprünglich empfunden sind. Die zarten Regungen der A. gestalten sich unmittelbar zu jener sanften Linie, welche man die Schönheitslinie nennt. Alles, was das schwebende Gleichgewicht nach innen oder außen stört, das Harte, Massive, Gewaltsame, die Anstrengung, die Absicht, der Affect, stört und hebt auch die Linien der A. auf. Als eine unmittelbare Lebendigkeit kann sich die A. nur in der Bewegung bethätigen; ihre Ruhe ist nur scheinbar. Sie tritt schon in den weniger seelischen Bewegungen, im Gange, in der Haltung des Körpers, in der Wendung der Arme u. s. w. hervor. Noch mehr offenbart sie sich in den sympathischen Aeußerungen, im sanften Erröthen, im Spiel des Auges und des Mundes, namentlich im Lächeln, auch in der melodischen Sprache als dem Ausdrucke der Seelenharmonie. Der Zauber der A. wirkt unwillkürlich, bewußtlos, als das sittlich Schöne ohne Begierde, nur einen sanften, zarten Reiz übend, der anzieht, «anmuthet» und uneigennützige Neigung erweckt. Ihrem Wesen nach ist die A. vorzugsweise ein Element der Weiblichkeit. Als äußere Erscheinung unzertrennlich von der Seelenanmuth, der schönen Sittlichkeit, zeigt sie sich als deren unwillkürliches Durchleuchten. A. ohne Seelengüte ist keine, sondern widrige Affectation und Ziererei. A. wird angeeignet durch eine harmonische Geistesbildung von Jugend auf, der die Heiterkeit und das Zutrauen zur Welt bewahrt bleiben. Oder sie ist das Resultat der innern Versöhnung, zu welcher der Mensch nach tiefer Entzweiung und hartem Lebenskampfe zurückgeführt wird. Neben der A. steht die ihr verwandte sittlich-schöne Würde (s. d.), die unbefangene Heiterkeit mit stillem Ernst durchdringend. Beide vereint sind die hohe, sittliche Grazie (s. d.), die schöne Persönlichkeit in ihrer Vollendung. A. und Grazie walteten vor allem in der altgriech. Bildung, und die griech. Künstler sind noch unerreichte Meister in der objectiven Darstellung dieser echt humanen Eigenschaften. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man als anmuthig schon das Angenehme (s. d.), legt selbst auch

der geistlosen Natur diesen Begriff bei. Schiller in der Abhandlung «Ueber A. und Würde» hat zuerst das Wesen der A. als die schöne Gesinnung erfaßt. Goethe gebraucht das Wort in der weitesten und vielseitigsten Bedeutung.

Anna, die Heilige, nach der Tradition die Frau des heil. Joachim und Mutter der Jungfrau Maria, welche von ihr nach 20jähriger Unfruchtbarkeit geboren wurde. Sie wird zuerst bei Epiphanios im 4. Jahrh. erwähnt; schon im 8. Jahrh. aber war ihre Verehrung ziemlich allgemein verbreitet. Ihr Leichnam wurde nach der Legende 710 aus Palästina nach Konstantinopel überbracht, und seit jener Zeit rühmen sich mehrere Kirchen Reliquien von ihr zu besitzen. Die röm. Kirche feiert ihr Fest, den Annentag, 26. Juli, die griech. am 9. Dec. In Oesterreich, Baiern und andern kath. Ländern ist der Annentag ein großer Festtag. Der heil. A. zu Ehren bildete sich die St.-Annenbrüderschaft oder die Annenbrüder, die bereits im 13. Jahrh., wie es scheint, vorhanden, zur Zeit der Reformation aber durch die Jesuiten neu organisirt wurde und nur solche aufnahm, welche sich als echte Katholiken auswiesen. Der Orden hatte vorzüglich auch im Meißnischen, wo überhaupt die heil. A. in hohem Ansehen stand, Eingang gefunden. Er bestand an einigen Orten Deutschlands bis 1803 und wurde neuerdings in Baiern und der kath. Schweiz wieder ins Leben gerufen. Nur beim Gottesdienst tragen die Annenbrüder öffentliche Abzeichen. Vgl. Wilisch, «Von der ehmaligen St.-Annenbrüderschaft» (Annab. 1723).

Anna Komnena, eine gelehrte byzant. Prinzessin, Tochter des Kaisers Alexius I. (s. d.), geb. 1. Dec. 1083, wurde in aller gelehrten Bildung Konstantinopels, in Beredsamkeit, Poesie, Mathematik, Physik, in platonischer und aristotelischer Philosophie, aber auch in allen Formen von Hofränken erzogen und dann an Nicephorus Bryennius, einen geistig reichbegabten, aber muthlosen Schwächling, verheirathet. Vergebens suchte sie denselben aus seiner thatlosen Ruhe aufzurütteln und anzustacheln, mit ihrem Bruder um den Besitz des Throns zu kämpfen. Eine Verschwörung, die sie zu diesem Zweck veranstaltet hatte, scheiterte an der Theilnahmlosigkeit ihres Gemahls, und sie beklagte es laut, nicht als Mann geboren zu sein. Nach dem Tode ihres Gemahls (1137) zog sie sich in ein Kloster zurück, wo sie 1148 starb. Die von ihr unter dem Titel «Annae Comnenae Alexiados libri XIX» (herausg. von Höschel, Augsb. 1610, und von Schopen, Bonn 1839) verfaßte Geschichte ihres Vaters, die viele interessante Einzelheiten über die Kreuzfahrer enthält, gehört zu den besten histor. Werken der Byzantiner und ist unter anderm in den von Schiller herausgegebenen «Histor. Memoiren» übersetzt worden.

Anna Boleyn, s. Boleyn.

Anna von Oesterreich, Königin und Regentin von Frankreich, die älteste Tochter Philipp's III. von Spanien, geb. 22. Sept. 1601, wurde bereits 9. Nov. 1615 mit dem nur fünf Tage ältern Ludwig XIII. (s. d.) von Frankreich vermählt. Von Natur mit äußern Vorzügen reich ausgestattet, dabei von leidenschaftlicher Gemüthsart, liebte sie ihren schwächlichen und mürrischen Gemahl nicht, und ihr unvorsichtiges Betragen, ihre geheime Verbindung mit dem span. Hofe und ihre Opposition gegen Richelieu's Regierungssystem machten das Verhältniß zwischen den Gatten so gespannt, daß sie völlig getrennt lebten. Erst in seinen letzten Lebensjahren ließ sich Ludwig zu einer Annäherung an seine Gemahlin bestimmen, welche ihm zwei Söhne gebar, von denen der ältere, geb. 1638, als Ludwig XIV. den Thron bestieg, während der zweite, Philipp, geb. 1640, der Stammvater des Hauses Orleans wurde. Ludwig hatte bestimmt, daß nach seinem Tode während der Minderjährigkeit seines Sohnes ein Regentschaftsrath mit Mazarin an der Spitze die Regierung führen sollte. Aber auf A.'s Wunsch stieß das Parlament 18. Mai 1643, im Einverständniß mit dem Adel, das Testament um und übertrug der Königin selbst die Regentschaft. Die Hoffnung des Parlaments, unter der Regierung einer Frau sein gebrochenes Ansehen wiederherstellen zu können, wie die des Adels, durch diese Veränderung seine verlorene Macht wieder zu erlangen, wurde indeß vollständig getäuscht. A., an Abhängigkeit gewöhnt und so wenig als ihr Gemahl zur Führung der Staatsgeschäfte geneigt, wendete bald Mazarin ihr volles Vertrauen zu, welcher nun, obgleich milder, doch ebenso unumschränkt als Richelieu herrschte. Alle Anstrengungen des Adels und Parlaments, die Königin zur Entlassung des verhaßten Ministers zu bewegen, blieben erfolglos. Zwar mußte dieser, infolge der Unruhen der Fronde (s. d.), Frankreich für einige Zeit verlassen, aber bald kehrte er zurück und wußte sich bis an sein Ende die Gunst A.'s zu bewahren, welche ihm mit solcher Liebe anhing, daß man sogar von einem geheimen Ehebunde sprach. Seit Mazarin's Tode (1661) zog sie sich vom öffentlichen Leben zurück und widmete sich in dem von ihr gestifteten Kloster Val-de-Grace frommen Uebungen. Sie starb 20. Jan. 1666. Der

unter dem Namen der Eisernen Maske (s. d.) bekannte geheimnißvolle Staatsgefangene soll ein Sohn der Königin A. gewesen sein.

Anna, Königin von Großbritannien und Irland, 1702—14, der letzte zur Regierung gelangte Zweig des Hauses Stuart, wurde zu Twickenham bei London 6. Febr. 1664 geboren. Sie war die zweite Tochter Jakob's II, damals Herzogs von York, aus dessen erster Ehe mit Anna Hyde, der Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht öffentlich zur röm. Kirche übergetreten, und so wurde sie nach den Grundsätzen der Anglikanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, dem Bruder König Christian's V. von Dänemark, vermählt. Als 1688 die Partei, welche den Prinzen Wilhelm von Oranien aufforderte, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, wäre sie, die Lieblingstochter Jakob's II., gern bei ihrem Vater geblieben; sie wurde aber von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten. Nachdem 1694 ihre Schwester Maria und 1702 deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verstorben, bestieg sie 8. März 1702 den Thron. Bei ihren nur mäßigen Geistesgaben wurde sie fast während ihrer ganzen, an Ereignissen so reichen Regierung von Marlborough, (s. d.), dem Haupte der Whigs, und dessen Gemahlin beherrscht. Treu dem noch von Wilhelm geschlossenen Dreimächtebund, stellte sie sich der Herrschaft Ludwig's XIV. entgegen, um die Freiheit Europas zu vertheidigen und die Vereinigung der franz. und span. Krone in Einem Hause zu verhindern. Aus diesem Grunde nahm sie theil an dem Spanischen Erbfolgekriege, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Erwerbung dieses 12jährigen Kriegs. Der Kampf der Parteien war während ihrer Regierung äußerst heftig, da die Jakobiten (s. d.) hofften, daß die Königin, deren Kinder alle jung gestorben waren, ihrem Halbbruder Jakob (s. d.), dem Prätendenten, die Thronfolge zuwenden werde. Aber so sehr sie auch die Wiedereinsetzung ihrer Familie, besonders nach ihres Gemahls Tode (1708), wünschte, wurde doch die Nachfolge dem prot. Hause Hannover zugesichert. Vergebens versuchte Jakob eine Landung in Schottland und brachte A. in die Verlegenheit, eine Bekanntmachung zu unterzeichnen, wodurch ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. A. dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen, welche dem alten Königshause geneigt waren, aber die Stimmung des Landes gegen sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Somers, Devonshire, Walpole und Cowper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham ersetzt und das Parlament ward aufgelöst. Marlborough wurde angeklagt, entsetzt und verwiesen, und der wenig ehrenvolle Friede von Utrecht geschlossen. Dem geheimen Plane, den Prätendenten auf den Thron zu erheben, stellte sich jedoch die zwischen Oxford und Bolingbroke entstandene Feindschaft entgegen, die in Gegenwart A.'s zum Ausbruch kam und dadurch den Tod der kränkelnden Königin beschleunigte. Sie starb 1. Aug. 1714. Unter A.'s Regierung wurden England und Schottland unter dem Namen Großbritannien vereinigt.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, 1730—40, geb. 25. Jan. 1693, die zweite Tochter Iwan's III. (V.), des ältern Halbbruders Peter's d. Gr., vermählte sich 1710 mit dem Herzoge von Kurland, ward aber schon 1711 Witwe und lebte seitdem in Mitau, wo ihr Stallmeister Biron (s. d.) sich ihre besondere Gunst erwarb. Eine 1726 beabsichtigte Heirath A.'s mit dem Grafen Moritz von Sachsen zerschlug sich durch den Einfluß Menschikow's. Als Peter II., des unglücklichen Alexëi Sohn, am 19. Jan. 1730 starb, beschlossen die mächtigen Fürsten Dolgorukji, die Herzogin von Kurland mit Umgehung der Tochter Peter's d. Gr. zur Kaiserin zu erheben. Sie bewogen den Senat und die in Moskau versammelten Großen, ihr die Krone Rußlands unter der Bedingung anzubieten, daß sie die absolute Gewalt der Zaren einschränke und nichts ohne die Mitwirkung des aus den vornehmsten Mitgliedern der russ. Aristokratie bestehenden Reichsraths unternehme. A. erklärte sich dazu bereit, hatte aber kaum den Thron bestiegen, als sie die von ihr unterzeichnete Urkunde vernichtete und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Unter ihrem Namen regierte jetzt Biron mit furchtbarer Grausamkeit. Die Häupter der Adelspartei wurden hingerichtet und viele tausend Menschen nach Sibirien verbannt. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete Biron mit Kraft und Umsicht, zwang 1733 die Polen, August III. an Stelle Stanislaw Leszczynski's zum König zu wählen, und führte 1736—39 durch Münnich einen siegreichen Krieg mit den Türken. Den Kurländern drang sich Biron 1737 zum Herzog auf, und sterbend ernannte ihn A. zum Regenten für ihren minderjährigen Großneffen, den Prinzen Iwan (s. d.). Sie starb 28. Oct. 1740. Vgl. Manstein, «Mémoires» (Lyon 1772) und Schtschebalskij, «Wstuplenie na prestol Imp. Anny» (Mosk. 1859).

Anna Karlowna (Elisabeth Katharina Christina), Großfürstin und Regentin von Rußland 1740—41, geb. 1718 als die Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und Katharina's, der Schwester der russ. Kaiserin Anna Iwanowna, vermählte sich 1739 mit Anton Ulrich (s. d.), Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem sie 1740 den Sohn Iwan (s. d.) gebar, welchen die Kaiserin Anna Iwanowna zu ihrem Nachfolger bestimmte. Es geschah dies namentlich auf Betrieb des ehrgeizigen Biron (s. d.), der sich hierdurch die Regentschaft zu sichern suchte. Er hatte, damit es scheinen solle, als sei das, was er beabsichtige, der Wille des Volks, dafür gesorgt, daß eine Bittschrift verfaßt ward, worin man ihn ersuchte, bis zur Volljährigkeit des jungen Prinzen, die man auf das 17. J. festsetzte, die Regierung zu führen. Die Kaiserin Anna Iwanowna unterzeichnete diese Schrift auf ihrem Sterbebette, und so sah sich Biron, als die Kaiserin 28. Oct. 1740 starb, wirklich auf der Höhe, nach der er gestrebt hatte. Allein schon 19. Nov. wurde er durch den Feldmarschall Münnich, im Einverständniß mit der Mutter des jungen Kaisers, gestürzt. A. erklärte sich nun zur Großfürstin von Rußland und Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes. Sie ermangelte indeß der zur Beherrschung eines so großen Reichs unerlaßlichen Thätigkeit. Ruhe und Gemächlichkeit liebend, verstattete sie höchstens einigen Vertrauten oder Verwandten, oder dem Gesandten eines auswärtigen Hofs Zutritt in ihr einsames Gemach, während die wichtigsten Geschäfte unbefördert liegen blieben und die Vornehmen sich mit Unwillen vom Hofe entfernt sahen. Ihre unbegrenzte Gunst besaß eine ihrer Damen, Julie von Mengden, welche auch während ihrer kurzen Herrschaft eine nicht unbedeutende Rolle spielte. A.'s Regentschaft machte bereits in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1741 eine Palastverschwörung ein Ende, welche Elisabeth (s. d.), die Tochter Peter's d. Gr., auf den Thron hob. Während man sich des jungen Iwan bemächtigte, der später in Schlüsselburg gewaltsam endete, wurde A. nebst ihrem Gemahl nach Cholmogory, einer kleinen Stadt auf einer Insel der Dwina am Weißen Meere, gebracht und zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt. Hier ward sie noch mehrmals Mutter. Sie starb 18. März 1746 an den Folgen einer Niederkunft.

Anna, Gemahlin Kurfürst August's (s. d.) von Sachsen, Tochter Christian's III. von Dänemark, geb. 1531, hat sich in Sachsen den schönen Namen «Mutter Anna» verdient. Sie war die rechte Frau für den nüchternen, praktischen, mehr berechnenden als hochstrebenden, aber wohlwollenden und als Staatswirth und Landespfleger seiner Zeit weit vorausgeeilten Fürsten. Ist es auch nicht begründet, daß sie selbst mit den Erzeugnissen ihrer Viehwirthschaft zu Markte gefahren, so stimmte sie doch mit ihres Gemahls wirthlichen Ansichten zusammen und hielt Haus und Hof in strenger Ordnung, ja sie griff auch selbst mit zu, wo es noth that. Minder wohlthätig war es, daß sie auch in der streng lutherischen Orthodoxie, die den Kurfürsten zu einigen Härten verleitete, mit ihm übereinstimmte. Auch seine Neigung zu der Naturwissenschaft theilte sie. Sie hat sogar ein «Erzneibüchlein» hinterlassen, mehrere Heilmittel erfunden und die Hofapotheke zu Dresden (1581) gestiftet. Für Arme und Kranke sorgte sie überaus eifrig, und da milderte sich auch ihre sonst sehr strenge Sparsamkeit. Seit 2. Aug. 1548 mit August vermählt, hat sie ihm in 37jähriger Ehe 15 Kinder geboren, von denen nur ein Sohn und drei Töchter die Aeltern überlebten. Sie starb 1. Oct. 1585 an einer epidemischen Krankheit, die man Pest nannte.

Anna, eine kleine Rechnungsmünze im brit. Ostindien, der 16. Theil der jetzt gesetzlichen sog. Compagnie-Rupien. Das A. hat demnach den Werth von 1 Sgr. $2^3/_8$ Pf. preuß. A. ist ferner ein Salzmaß und ein Perlengewicht in Bombay, ein Gold- und Silbergewicht in Bengalen, ein Handelsgewicht in Hindostan, ein Maß oder Gewicht für Reis auf Ceylon.

Annaberg, Stadt im sächs. Erzgebirge, Kreisdirectionsbezirks Zwickau, liegt 1984 F. hoch an den Abhängen des gegen die Sehma abfallenden Pöhlbergs, 4 M. südsüdöstlich von Chemnitz, mit dem es 1864 durch Eisenbahn verbunden wurde. Die Stadt zählt (1861) 9710 E., war früher als Bergstadt bedeutend und ist gegenwärtig eine der wichtigsten Manufacturstädte Sachsens. A. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts sowie eines Hauptzollamts. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen daselbst eine Realschule und ein Schullehrerseminar. Unter den drei Kirchen der Stadt ist die St.-Annenkirche (von 1499) mit mancherlei Kunstwerken hervorzuheben. Als zu Ende des 15. Jahrh. der Bergbau in der Gegend von A., besonders am Schrecken- und Schottenberge, sich außerordentlich ergiebig gestaltete, wurde hier 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundstein zu einer Stadt gelegt, welche rasch emporstieg und anfangs die «Neue Stadt am Schreckenberge» hieß, 1501 aber durch Kaiser Maximilian den Namen A. erhielt. Im Laufe der Zeit

ging indeß der auf Silber, Kobalt, Zinn, Wismut, Nickel u. s. w. betriebene Bergbau der Umgegend zurück und verlor darum für A. seine Bedeutung. Das daselbst befindliche Bergamt wurde 1856 nach Marienberg verlegt. Dagegen kamen andere Industriezweige in Aufnahme. Barbara Uttmann machte schon nach der Mitte des 16. Jahrh. zu A. die Spitzenklöppelei heimisch, für welche die Stadt bis auf neuere Zeit herab ein Mittelpunkt blieb. Durch prot. Belgier, welche die Tyrannei Alba's aus ihrem Vaterlande vertrieb, und die sich 1589—91 zuerst im benachbarten Buchholz, später in A. selbst niederließen, wurde die Posamentiererei eingeführt. Gegenwärtig liefert die Industrie der Stadt, außer etwas Bandwaaren, deren Fabrikation früher sehr bedeutend war, sich aber jetzt zum großen Theil weggewendet hat, besonders seidene Stoffe, Posamentierhandarbeiten (Kleiderbesätze, Knopfartikel u. s. w.), Erzeugnisse der Maschinenklöppelei, namentlich aber auch seit 1861 Crinolinen, deren 1863 nicht weniger als 112000 Dutzend verfertigt wurden. In einem der bedeutendsten Etablissements für diesen Artikel (Heisen u. Co.) werden die Nähmaschinen mit Dampf getrieben. Die Spitzenmanufactur hat sich in neuester Zeit wiederum gehoben. A. ist der Geburtsort von Christian Felix Weiße, zu dessen Gedächtniß 1826 die Weißestiftung zur Unterbringung armer Waisen begründet ward. Im Bezirke des Gerichtsamts (1,954 Q.-M. mit 27389 E.) A. liegen außer der Fabrikstadt Buchholz noch mehrere volkreiche Dörfer, wie Mildenau, mit 2241, Wiesa, mit 1532 (dabei das schöngelegene Wiesenbad im Zschopauthale), Arnsfeld, mit 1318, Königswalde, mit 2211, Sehma, mit 1185 und Bärenstein, mit 1452 E., welche außer Flachsbau besonders Spitzenklöppelei treiben, während bei Frohnau (mit 1016 E.) und Cunnersdorf (mit 527 E.) noch Bergwerke in Betrieb sind.

Annabon, richtiger Annobon oder Annobom, die südlichste und kleinste der vier Guineainseln an der Westküste Afrikas, liegt unter 1° 25′ südl. Br. und 52 M. westlich vom Cap Lopez, und hat ihren Namen «Gut Jahr» von ihrer Entdeckung am Neujahrstage 1471 durch die Portugiesen, von welchen sie 1778 an die Spanier abgetreten wurde. Die Insel ist $4^3/_{10}$ Q.-M. groß und hat ein sehr pittoreskes Ansehen, indem sie von basaltischen, trachytischen und vulkanischen Bergen erfüllt wird, die schroff bis zu 2700 F. Höhe emporsteigen. Auch Lavaströme sind vorhanden, und im Innern erfüllt ein romantischer Bergsee einen erloschenen Krater. A. ist die trockenste und gesündeste der vier Guineainseln, aber bisjetzt ohne Wichtigkeit. Sie hat an ihren steilen Küsten nur einen einzigen Landungsplatz, bei welchem eine Ortschaft gleiches Namens liegt, deren 3—400 schwarze, nominell christl. E. (Mischlinge von Negern und Portugiesen) anlegende Schiffe mit Wasser und Lebensmitteln versehen.

Annaburg, ein Marktflecken im Kreise Torgau des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt $2^1/_2$ M. in NNO. von Torgau, unweit der Schwarzen Elster am Neuen Graben, der im 16. Jahrh. zum Holzflößen hergestellt wurde, in der größtentheils sandigen, moorigen und dichtbewaldeten Annaburger (sonst Lochauer) Heide. Der Ort hat einschließlich des zugehörigen Zschernick (Pechhütte und Heidemühle) 2000 E., dicht benachbart die Colonie der sog. Neuhäuser mit 400 E., und ein Schloß mit einem Militärknaben-Erziehungsinstitut. Das Schloß wurde durch Anna, die Gemahlin des Kurfürsten August von Sachsen, von 1572—75 erbaut, 1787 für jenes Institut (welches August III. ursprünglich 1738 zu Dresden stiftete) eingerichtet und 1815 von Preußen übernommen. Es werden hier auf Staatskosten 400 evang. Zöglinge, die Söhne im preuß. Heere Gedienter, vom 11. bis zu Ende des 18. J. erzogen und zu Unteroffizieren, Hautboisten und Trompetern der Armee vorgebildet. Director der Anstalt ist ein Offizier, und außer einem zweiten Offizier, mehrern Unteroffizieren und Gefreiten, welche zur Anstalt commandirt werden, sind ein Prediger und Schulinspector, neun Lehrer, ein Arzt und ein Chirurgus, vier Verwaltungsbeamte und ein zahlreiches Unterpersonal angestellt. Zum Turnen, Schwimmen und Exerciren sind alle Vorrichtungen vorhanden; das ganze Erziehungssystem ist rein militärisch. Der Ort hieß vor der Erbauung des neuen Schlosses Lochau. In der Nähe, auf der Lochauer Heide, wurde 24. April 1547 der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen nach der Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen. Auf dem Schlosse Lochau starb 5. Mai 1525 der Kurfürst Friedrich der Weise, und 5. Oct. 1551 schloß daselbst der Kurfürst Moritz ein Geheimbündniß mit Frankreich gegen Kaiser Karl V.

Annalen heißen geschichtliche Jahrbücher, welche die Hauptbegebenheiten eines Jahres oder auch mehrerer Jahre in chronol. Folge enthalten. Der Name kommt von den ältesten Jahrbüchern der Römer her, welche Annales pontificum oder Annales maximi hießen, weil deren Abfassung dem Pontifex maximus oblag, die aber bereits bei der Einäscherung Roms

durch die Gallier untergegangen sind. Nach dem zweiten Punischen Kriege wurden dergleichen A. nicht mehr von den Priestern allein, sondern auch von andern gebildeten Männern angefertigt, wie Fabius Pictor, Calpurnius Piso, Sisenna u. a. Es ward daher der Name später auf alle Geschichtswerke ausgedehnt, in denen der Stoff mit vorzüglicher Berücksichtigung der Chronologie nach den einzelnen Jahren behandelt wird, wie dies in den «Annalen» des Tacitus, im Gegensatz zu dessen «Geschichtsbüchern», der Fall ist. Im 4. und 5. Jahrh. n. Chr. verschmolz die Benennung A. gänzlich mit der der Chronik. Man gebraucht den Ausdruck A. auch überhaupt für die Geschichte eines Volks. Auch ist er häufig als Journaltitel benutzt worden.

Annam, eigentlich An-nan (Ruhe des Südens), seit 1802 officiell Wiet-nan (Glanz des Südens), ein Reich an der Ostküste der hinterind. Halbinsel, welches sich im Beginn des 19. Jahrh. aus den früher gesondert gewesenen und dem Namen nach China unterworfenen Königreichen Tongking und Cochinchina (Ko-tschin-tsching) mit Tsiampa und einem Theile des alten Königreichs Kambodja gebildet hat. In der Größe von 9700 Q.-M. wird es im N. von den chines. Provinzen Kuangtong, Kuangsi und Jünnan, im W. vom Lande der Laos und von Siam, im S. und O. von dem Chinesischen Meer mit dem Busen von Tongking umgeben. Der Mekong durchströmt den mittlern und südl. Theil von N. nach S. und bildet bei seiner Mündung ein großes Delta; außer ihm ist noch der Songka im nördl. Theil der wichtigste Fluß. Gebirge erfüllt das Innere und tritt zwischen 11° und 18° nördl. Br. nahe an die Ostküste heran, nur von einem schmalen Küstenstreif mit guten Häfen umsäumt, während im nördl. Tongking und im südl. Kambodja große Alluvialebenen sich ausbreiten. Die Hitze, welche die tropische Lage erzeugen müßte, wird durch den mildernden Einfluß der See auf eine angenehme und der Production günstige Weise gemäßigt. Das ganze Land liegt im Bereich der Mussons, von denen die südwestlichen (vom April zum Oct. wehend) Regen, die nordöstlichen (vom Oct. zum April) Trockenheit bringen; der nördl. Landestheil ist jedoch auch den fürchterlichen Verheerungen der Taifuns, jener Orkane des Chinesischen Meeres, ausgesetzt. Das Mineralreich bietet Gold, Silber und Eisen. Unter den Producten der Pflanzenwelt sind Reis, Mais, Yamswurzeln, Erdnüsse, viele Hülsen- und Baumfrüchte, auch Südfrüchte. In den Handel werden gebracht Zimmt, Pfeffer, Zuckerrohr, Baumwolle, wegen der Parfums das Agilaholz (Adler- oder Aloëholz), schöne Zimmerhölzer. Im Innern wächst der Tekbaum, der Firnis- und Gummiguttbaum. Im Thierreiche finden sich Elefanten in schöner Vollkommenheit, Tiger, Rhinocerosse, Bisamthiere und Büffel, Pferde von kleiner Rasse, prachtvolle Hühner. Die Seidenzucht steht in hohem Flor. Die Bewohner, im allgemeinen Annamiten oder Annamesen genannt, rechnet man zur mongol. Rasse, doch unterscheiden sie sich wesentlich von allen ihren Nachbarn längs der Küstengebiete. Sie zeichnen sich durch sehr helle Hautfarbe, untersetzte Kleinheit ihres Wuchses, durch schöne Formen und runde Kopfbildung vor allen andern asiat. Völkern aus. Der Charakter des Volks wird als freundlich, gutmüthig und munter geschildert. In A. herrschen, wie in China, drei verschiedene Religionen, die des Confucius, die Religion des Tao oder der Vernunft, gemeinhin die des Laotse genannt, und der Buddhaismus. Eine geringe Zahl der Bevölkerung bekennt sich zum röm.-kath. Christenthum, welches aber seit längerer Zeit großen Verfolgungen ausgesetzt ist. Die Sprache der Annamiten ist eine einsilbige und in Bau und Charakter der chinesischen ähnlich; ihre Literatur besteht aus Nachahmungen der chinesischen. Auch in der Regierungsform und in der industriellen Ausbildung findet man überall chines. Richtung und ähnliche, doch nicht erreichte Kunstfertigkeit. Ebenso fehlt trotz des Productenreichthums lebhafte Handelsthätigkeit, und der Verkehr beschränkte sich bisher auf China, Siam und die brit. Häfen in der Malakkastraße. Die Hauptthandelsplätze sind Koingkao, Saigon, Nathrang, Phuyen, Quinhone, Faifo, Huë und Kescho, worunter Saigon für Kambodja, Huë für Cochinchina und Kescho für Tongking zugleich die Hauptstädte sind. Außer den Annamesen bewohnen das Land zahlreiche Chinesen und Malaien, ferner im Süden die Kambodjen mit eigener Sprache, groben Zügen und von niedriger Civilisationsstufe, im Innern die Moi, ein fast unbekanntes, dunkelfarbiges, wildes Bergvolk, und zwischen Annamesen und Kambodjen die Loje, die als ein Zweig der das Innere der hinterind. Halbinsel innehabenden Laobevölkerung angesehen werden.

Die Engländer haben es wiederholt versucht, mit A. Handelsverbindungen anzuknüpfen, sie sind aber immer von der vorsichtigen Regierung des Landes zurückgewiesen worden. Durch die Gesandtschaftsberichte dieser engl. Agenten, wie Chapman, Barrow und Crawfurd, dann durch die Arbeiten und Schreiben der kath. Missionare sowie durch einige aus dem Chinesischen

übersetzte Berichte ist das Dunkel, welches über diese östl. Landschaften der Halbinsel jenseit des Ganges ausgebreitet liegt, einigermaßen aufgehellt worden. Cochinchina und Tongking waren im 3. Jahrh. v. Chr. in einem Zustande wie heutigentags Neuguinea. Der berühmte chines. Fürst Tsin-schi-hoang-ti eroberte 214 v. Chr. diese Länder und sandte chines. Colonisten dahin. A. war seitdem abwechselnd den Chinesen unterworfen oder unabhängig, bis zuletzt 1428 Tongking und Cochinchina das chines. Joch factisch abwarfen und seitdem ein gemeinsames Reich unter dem Hause Leh bildeten. Die Herrscher aus demselben wurden jedoch bald durch ihre Premierminister, welche die Macht an sich zu bringen wußten, in Schatten gestellt, sodaß neben dem eigentlichen Herrscher in Tongking noch die Dynastie der Trinh (seit 1545) und in Cochinchina die der Nguyen (seit 1600) regierten. Bei Gelegenheit eines Aufstandes, der 1765 in Cochinchina ausbrach, und in welchen sich auch die Tongkinesen mischten, erhob sich plötzlich eine neue Dynastie, die Tay-song, die nicht nur die alte Schattendynastie der Leh, sondern auch die der Trinh in Tongking und die der Nguyen in Cochinchina ausrottete. Von letzterer blieb nur ein einziger Sprößling übrig, Namens Nguyen-anh, der von Pigneaux de Behaine, Bischof von Adran und apostolischem Vicar für Cochinchina, eine christl. Erziehung erhielt und später bei den Versuchen zur Wiedererlangung seines väterlichen Thrones nachdrücklich unterstützt ward. Als der Prätendent 1782 mit den ersten Unternehmungen gegen den Usurpator Unglück gehabt, sandte er seinen Sohn mit jenem Bischofe nach Paris, unter dessen Vermittelung 28. Nov. 1787 zu Versailles ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und A. (d. h. Nguyen-anh) zu Stande kam. Ludwig XVI. sagte Nguyen-anh 20 Schiffe, 5 Regimenter, ½ Mill. span. Thaler, Kriegsbedarf u. s. w. zu; der Prätendent dagegen trat für immer die Bucht und die Halbinsel Turon nebst zwei benachbarten kleinen Inseln an Frankreich ab. Der junge Prinz unterzeichnete diesen Vertrag, der indeß von seiten Frankreichs nur theilweise erfüllt wurde. Nguyen-anh war bereits dahin gelangt, seinen Gegnern die Spitze zu bieten, als 1789 der Bischof von Adran als Bevollmächtigter Ludwig's XVI. mit einem franz. Geschwader in Cochinchina erschien. Die Franzosen disciplinirten nun die Truppen des Prätendenten, entwarfen für den beginnenden Thronfolgekrieg (1792—99) die Pläne und leiteten die Unternehmungen. Der Bischof von Adran, Geistlicher und Conquistador zugleich, starb 9. Oct. 1799, nachdem er die Sache seines Schützlings in Cochinchina hatte vollständig siegen sehen. Nguyen-anh vereinigte 1802 auch noch Tongking mit seinem Reiche, rottete die Dynastie Tay-song völlig aus und ließ sich nach chines. Sitte unter dem Namen Gia-long (der Glückbegünstigte) zum Kaiser von A. ausrufen. Er starb 25. Jan. 1820, worauf sein natürlicher Sohn Minh-menh, unter Ausschluß des legitimen Nachfolgers, den Thron bestieg. Gia-long hatte die Christen zwar nicht verfolgt, aber auch nicht begünstigt. Sein Nachfolger, durch die polit. Umtriebe der zahlreichen franz. und span. Missionare argwöhnisch gemacht, bedrückte dieselben härter und begann endlich eine blutige Verfolgung, welcher seit 1833 viele Glaubensboten und einheimische Christen zum Opfer fielen. 1838 wurde durch kaiserl. Befehl das christl. Bekenntniß dem Hochverrath gleichgesetzt. Minh-menh hatte Anfang 1841 seinen Sohn Thien-tri zum Nachfolger, welcher die Missionare zwar nicht mehr hinrichten, aber einkerkern ließ. Im März 1843 erzwang der franz. Corvettenkapitän Levêque zu Huë durch Drohungen die Befreiung von vier derselben. Im April 1847 erschien der franz. Commodore Lapierre zu Turon und forderte im Namen der franz. Regierung Zusicherung völliger Glaubensfreiheit. Da Thien-tri eine solche verweigerte und Widerstand leistete, wurde seine Flotte von den Franzosen fast gänzlich vernichtet. Der Kaiser, wüthend über die Züchtigung, befahl die Ausrüstung einer neuen Flotte, starb aber unterdessen 4. Nov. 1847. Ihm folgte sein zweiter Sohn Hoang-nam unter dem Namen Tu-duc (Tugendhafte Vergangenheit), mit Ausschluß seines ältern Bruders Hoang-bao. Tu-duc zeigte sich anfangs gegen die Christen wohlwollend, doch änderte sich dies, als sein enterbter Bruder den franz. Bischof Lefevre und die Christen für sich zu gewinnen trachtete. 1848 brach eine Christenverfolgung aus, die sich im März 1851 wiederholte, als der enterbte Hoang-bao, wie man angab, mit Hülfe der Christen, aus seinem Gefängnisse entkommen war. Die Klagen über das Verfahren Tu-duc's gegen die Christen wurden bei der franz. Regierung immer häufiger und nachdrücklicher angebracht. Als sich im Sept. 1856 die annamit. Mandarinen weigerten, vom franz. Kapitän Lelieur de Ville-sur-Arc ein amtliches Schreiben an den Kaiser anzunehmen, landete derselbe ohne weiteres und erstürmte die Citadelle von Turon. Es kam zu Unterhandlungen, welche die Annamiten absichtlich in die Länge zogen, um Zeit zu kriegerischen Vorkehrungen zu gewinnen. Kapitän Lelieur verließ jedoch 13. Febr. 1857 auf Anrathen des franz. Bischofs

Pellerin die Küste. Tu-duc, durch den Abzug der Franzosen ermuthigt, begann jetzt aufs neue gegen die Christen seines Reichs zu wüthen und ließ unter andern 20. Juli 1857 den span. Missionar und Bischof Diaz enthaupten.

Die Regierung Napoleon's III., deren Politik es entsprach, in Ostasien Besitz und Einfluß auszubreiten, entschloß sich inzwischen zu einer Expedition nach Cochinchina und gewann dafür auch Spaniens Mitwirkung. Ein span.-franz. Geschwader unter Rigault de Genoully erschien Ende Aug. 1858 vor Turon und nahm diese Stadt 1. Sept. mit Sturm. Von hier aus unternahm der Admiral, um seine von Mangel und Krankheit geplagten Truppen zu beschäftigen, einen Zug nach Saigon in Kambodscha, das seinem Angriffe 9. bis 17. Febr. 1859 ebenfalls erlag. Eine kleine Besatzung zu Saigon lassend, ging Rigault wieder nach Turon zurück. Zu einem Feldzuge gegen die Hauptstadt Huë, der ihm inzwischen von Paris aus anbefohlen worden war, besaß er keine hinreichenden Mittel. Er gab deshalb seine Entlassung und verließ 1. Nov. 1859 die Expedition. Auf seine persönlichen Vorstellungen in Paris änderte man nun den Plan des Ganzen und beschloß die Occupation von Kambodscha. Sein Nachfolger, Admiral Page, erhielt im März 1860 Befehl, Cochinchina zu räumen und die in Turon liegenden Truppen nach dem von den Annamiten hartbedrängten Saigon zu bringen. Im Herbst 1860 traf als Page's Nachfolger Viceadmiral Charner mit einigen Verstärkungen ein, aber erst im Febr. 1861, nach Beendigung des chines. Kriegs, konnten die Franzosen daran denken, wieder die Offensive zu ergreifen. Am 23. und 24. Febr. 1861 fiel nach hartem Widerstande die von den Annamiten in der Nähe von Saigon errichtete gewaltige Feste Quin-hoa, was die Vertreibung der Annamiten aus der ganzen Provinz Saigon zur Folge hatte. Dann ergab sich 14. April die wichtige Stadt My-tho am Ausflusse des Kambodscha, der Schlüssel zum ganzen Strombelta des Me-kiang. Der neue Oberbefehlshaber, Admiral Bonald, unterwarf hierauf auf einem raschen Zuge (Dec. 1861 bis März 1862) die Städte Bien-hoa am Dong-nai in Kambodscha, Long-lap (19. Febr. 1862), Phuc-to (22. Febr.) und Ving-luong (22. März), und nöthigte auf diese Weise den Kaiser von A. zur Annahme des Vertrags von Saigon (5. Juni 1862), wonach die Provinzen Saigon, Bien-hoa und My-tho in Kambodscha an die Franzosen abgetreten wurden. Letztere haben seitdem die neugewonnene Colonie, die offiziell «Cochinchine française» heißt und 500 Q.-M. mit 2 Mill. E. umfaßt, nach franz. Muster organisirt. Die Colonie zerfällt in die drei Provinzen: 1) Bien-hoa mit den beiden Depart. Bien-hoa und Baria; 2) Saigon mit den Depart. Tay-ninh, Saigon und Tanan; 3) My-tho mit den Depart. Kien-an und Mi-tra-thon. Jedes Departement, welchem ein einheimischer Beamter zur Ausübung der Rechtspflege und Polizei mit dem Titel Phu vorsteht, zerfällt wiederum in zwei oder drei Arrondissements, deren Vorstände Huyen heißen, und diese wieder in Cantone und Gemeinden. Zusammen zählt man 7 Departements, 16 Arrondissements, 82 Cantone, 1038 Gemeinden, 88 Cho oder Märkte und 18 Trans. Seit 1862 ist auch die Insel Pulo-Condore, die etwa 20 M. von der Küste entfernt liegt, von den Franzosen besetzt worden. Vgl. Ritter's «Erdkunde von Asien» (Bd. 3, Berl. 1834); Gützlaff, «Geography of the Cochinchinese empire» (im «Journal of the Royal Geographical Society», Jahrg. 1849); Bouillevaux, «Voyage dans l'Indo-Chine 1848—56» (Par. 1858); Veuillot, «La Cochinchine et la Tonquin» (Par. 1859); Cortambert und de Rosny, «Tableau de la Cochinchine» (Par. 1863); Mouhot, «Siam, Cambodja and Lao» (Lond. 1864).

Annapolis, die polit. Hauptstadt des nordamerik. Freistaats Maryland, 6 M. im SO. von Baltimore und 8 M. im ONO. von Washington, am Severn, unweit dessen Mündung in die Chesapeakbai gelegen, ist regelmäßig gebaut, indem die Straßen strahlenförmig von dem Staatenhause, dem St.-Johnscollege und der (episkopalen) St.-Annenkirche ausgehen. Außer diesen Gebäuden sind noch die Methodistenkirche, die kath. Kapelle, das Seminar und die Bank zu erwähnen. Die Stadt wurde 1683 unter dem Namen Severn gegründet, hieß seit 1694 Ann-Arundel-Town und wurde 1699 unter ihrem jetzigen Namen als Sitz der Regierung zur Hauptstadt, 1708 zur City erhoben. Sie hat einen Hafen, nicht unbeträchtlichen Seehandel, steht durch Eisenbahnen mit Washington und Baltimore in Verbindung und zählt mit den Schwarzen und Farbigen 4590 E. In dem Staatenhause hielt der amerik. Congreß einigemal während der Revolutionszeit Sitzungen, und der Senatssaal, in welchem Washington am Schlusse jener Periode sein Mandat dem Congreß zurückgab, ist seitdem unverändert erhalten. Das St.-Johnscollege, 1784 als ein kath. Institut gegründet, hat einen Präsidenten, sechs Professoren und 115 Studenten. Im Fort Severn, am gleichnamigen Flusse gelegen, be-

findet sich die Marineakademie (Naval Academy) der Vereinigten Staaten, die einen Commodore der Marine zum Director, sieben Professoren als Lehrer und gewöhnlich 70 Midshipmen als Zöglinge hat. — A. ist auch der Name einer Stadt in der engl. Colonie Neuschottland, die früher als Hauptstadt des franz. Acadia Port-Royal hieß und eine wichtige Festung war. Die Stadt ist gegenwärtig zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken. Dieselbe liegt an der Mündung des Flusses A. in die Fundybai, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Der Hafen ist groß und tief, wegen der starken Strömungen aber sehr schwer zugänglich.

Ann-Arbor, die Hauptstadt der County Washtenaw im nordamerik. Staate Michigan, am Huronfluß und an der Michigan-Centralbahn, in gesunder und sehr fruchtbarer Gegend gelegen, ist regelmäßig angelegt und ein lebhafter Ort mit 4483 E., die Woll- und Eisenwaarenfabriken unterhalten. Die Stadt ist wichtig als Sitz der Michiganuniversität, welche 1837 mit reichen Stiftungen gegründet wurde und 17 Lehrer und 282 Studenten zählt. Die damit verbundene Medicinische Schule hat 9 Professoren und 164 Studirende.

Annäten heißen die für die Verleihung einer Kirchenpfründe an den päpstl. Stuhl zu zahlenden, nach besondern Taxen normirten Abgaben. Früher nur außerordentlich oder transitorisch, wurden sie seit Bonifaz IX. in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., seit welcher Zeit auch erst der Name A. aufkam, zu einer regelmäßigen, theils in dem ganzen Jahresertrage einer Pfründe (daher der Name), theils in der Hälfte desselben bestehenden Steuer. So bildete sich im Gegensatz zu dem früher allgemein anerkannten kirchlichen Grundsatze, daß das Sakrament der Weihe unentgeltlich ertheilt werden müsse, ein förmliches Besteuerungssystem, wonach von den vom Papste im Consistorium präconisirten Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten die im einjährigen Ertrage bestehenden servitia communia und daneben noch als Kanzleigebühren die servitia minuta, von den niedern, jedoch über 24 Goldgulden angesetzten Pfründen die A. im eigentlichen Sinne, und endlich von allen für immer unirten Pfründen alle 15 Jahre die quindenia gegeben werden sollten. In Deutschland sind die beiden letzten Arten der A. nie sehr praktisch geworden, und über die servitia gab es fortdauernde Streitigkeiten bis zur Auflösung der deutschen Kirchenverfassung infolge des Reichsdeputationshauptschlusses. In den neuern Concordaten einzelner deutscher Länder mit dem päpstl. Stuhle sind, zum Theil in Widerspruch mit anderweiten Vereinbarungen, die A. für höhere Kirchenämter wiederhergestellt, und zwar meist in einer regulirten Aversionalsumme.

Annecy, die zweite Stadt des ehemaligen Herzogthums Savoyen, seit 1860 Hauptstadt des franz. Depart. Hochsavoyen wie vorher der sardin. Division A. und insbesondere der Provinz Genevese oder Genevais, liegt $4\frac{1}{2}$ M. südlich von Genf, am Nordende des $2\frac{1}{4}$ M. langen und $\frac{1}{2}$ M. breiten, fischreichen Sees von A., aus welchem der Kanal Thioux durch die Stadt in den Rhônezufluß Fier führt, in einer 1400 F. hohen, von malerischen Hügeln und Bergen umgebenen Ebene. Fast sämmtliche Häuser ruhen nach der Straße zu auf Arcaden, die fortlaufende Laubgänge bilden. Die Stadt zählt 10737 E. und ist der bedeutendste Gewerbeort Savoyens mit Woll- und Baumwollspinnereien, Kattundruckereien, Glashütten, Eisen- und Messerschmieden und vielen Mühlen. Auch die Umgegend ist industriell, namentlich werden in der Nähe Eisenminen betrieben. A. war einst die Hauptstadt der Grafen von Genevais, deren zerstörtes Schloß einen der nahen Berge krönt. Mit der Durchführung der Kirchenreformation in Genf (1535) wurde der Sitz des Bischofs und des Domkapitels von dort hierher verlegt. In der Kathedrale oder Marienkirche ruhen die Ueberreste des heil. Franz von Sales, der den Bischofsitz 1602—22 einnahm.

Anneliden, auch Annulata oder Ringelwürmer, bilden eine Klasse der Würmer, die sich von den übrigen durch gelenklose Bewegungsorgane und rothes, selten gelbes oder grünes Blut unterscheidet. Ihr Körper ist gemeiniglich sehr verlängert, weich und durch Querfalten in eine Menge Ringe getheilt. Der Kopf fehlt einigen. Die Bewegungsorgane bestehen aus reihenweise gestellten Borsten und Fäden, die auch als Waffen dienen, und sind entweder der Haut unmittelbar eingepflanzt oder auf warzenförmige Höcker, Fußstummeln, gestellt. Bei einigen vertritt ein Saugnapf die Bewegungsorgane. Das Nervensystem besteht aus zwei seitlichen Längsnervenstämmen, die in jedem Gliede einen Knoten haben, sich zuweilen voneinander entfernen, meist aber zu einem einzigen, mittlern Bauchmarke zusammenschmelzen, das von einem größern, im Kopfe gelegenen Hirnknoten ausgeht. Augen sind häufig in großer Zahl vorhanden und immer einfach; Fühler und Ranken, oft in großer Zahl, dienen zum Tasten. Die Mundbewaffnung besteht aus hornigen, gezahnten Kiefern (bis zu 9 Stück), die häufig auf einem langen, vorstülpbaren Rüssel angebracht sind. Innere Gehörorgane, aus runden Bläs-

chen mit Ohrsteinen bestehend, ruhen unmittelbar auf dem Gehirnknoten auf. Der Blutlauf geschieht durch Längsstämme von Adern, welche sich selbständig zusammenziehen und auf diese Weise das fehlende Herz ersetzen. Diese Längsadern sind durch häufige Queradern miteinander verbunden. Die A. athmen der Mehrzahl nach durch Kiemen, die äußerlich, bald vorn am Kopfe, bald auf dem Kopfe, bald an den Seiten der Rückengegend angebracht, von sehr verschiedener Gestalt sind. Nur die Regenwürmer und Blutegel sind Zwitter, die sich gegenseitig befruchten; alle übrigen sind getrennten Geschlechts, und bei den meisten Arten entwickeln sich die Eier theils auf dem Körper, theils in eigenen Bruthöhlen bis zu einem gewissen Grade. Die meisten A. durchlaufen eine Reihe von Metamorphosen, wovon nur die Regenwürmer und Egel frei sind. Die Larven, welche im Meere schwimmen, zeichnen sich durch Wimperkränze aus, die oft auf sonderbaren Hautlappen stehen und dem Körper der Larve eine höchst seltsame Gestalt geben. Die meisten sind räuberisch, leben von andern Thieren oder saugen ihr Blut. Sie kommen am zahlreichsten im Meere vor, selten auf dem Lande, oft aber im süßen Wasser. Man theilt die Klasse jetzt in folgende Gruppen oder Ordnungen: 1) Borstenwürmer oder Schlangenwürmer (Polychaeta oder Branchiata). Es sind dies im Meere lebende Ringelwürmer mit seitlichen Borstenbündeln und weichen Anhängen daran, meist mit freien Kiemen auf den Rückenseiten, getrenntem Kopfe und langem Rüssel mit starken Kiefern. Sie schwimmen und kriechen umher. Einige Arten (Eunice) werden bis 6 F. lang und fingerdick. 2) Röhrenwürmer (Tabularia oder Sedentaria), mit Kiemen und weichen Anhängen (Fühlfäden u. s. w.) am Kopfe, nicht an den seitlichen Borstenbündeln. Diese haben weder Rüssel noch Kiefer und leben alle im Meere, meistens in Röhren, welche bald nur aus Sandstückchen zusammengeklebt, bald aus kalk- oder hornartiger Masse gebildet sind. 3) Regen- oder Erdwürmer (Oligochaeta oder Scoleina), mit seitlichen Borstenbündeln, die nur in der Haut stecken, in geringer Zahl. Sie haben weder Fühler noch sonstige Anhänge, keine Kiemen und sind Zwitter, die in der Erde oder in süßem Wasser leben. Hierher gehören die bekannten Regenwürmer (Lumbricus) und Wasserschlängel (Nais). 4) Egel (Discophora oder Hirudinea), die weder Borsten noch Kiemen, aber Saugnäpfe oder Haftscheiben an den Körperenden haben. Sie leben fast alle vom Blute anderer Thiere und saugen sich meist auf denselben fest. Hierher gehören die verschiedenen Blutegel (Hirudo) im süßen Wasser, im Meere und auf dem Lande (in tropischen Gegenden), die Fisch- und Krebsegel. Aeltere Arbeiten über die A. oder Ringelwürmer, die noch heute großen Werth haben, sind von Savigny, Audouin, Milne Edwards. Am vollständigsten hat in neuerer Zeit Grube die Klasse behandelt.

Annenorden, ein russ. Orden, wurde von Karl Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, 3. (14.) Febr. 1735 zu Ehren seiner Gemahlin Anna Petrowna, der Tochter Peter's d. Gr. von Rußland, gestiftet und von Kaiser Paul I. 1796 für einen russ. Orden erklärt. Bis dahin bestand er nur aus einer Klasse mit 15 Rittern. Paul theilte ihn jedoch in drei Klassen und bestimmte ihn zur Belohnung des Verdienstes für alle Stände. Alexander I. fügte eine vierte Klasse hinzu. Großkreuze oder die erste Klasse können nur Personen erhalten, welche den Rang eines Generalmajors oder wirklichen Staatsraths haben. Das Ordenszeichen bildet ein viereckiges, goldenes, mit rother Emaille belegtes Kreuz, dessen Flügelwinkel mit goldenem Laubwerk gefüllt sind. Auf der Vorderseite befindet sich das Bild, auf der Rückseite der gekrönte Namenszug der heil. Anna. Die erste Klasse trägt es über der linken Schulter an einem breiten, hellrothen, gelbeingefaßten Bande, nebst einem silbernen Stern auf der rechten Brust; die zweite an einem ähnlichen schmälern Bande um den Hals; die dritte und vierte ein kleines Kreuz an demselben Band im Knopfloch. Eine fünfte Klasse, welche nur an Unteroffiziere und Soldaten vergeben wird, besteht aus einer goldenen Medaille, auf der ein rothemaillirtes Kreuz sich befindet, und wird gleichfalls im Knopfloch getragen. Seit Nikolaus I. wird die Decoration der ersten und zweiten Klasse, theils mit Brillanten verziert, theils mit einer goldenen Krone am Ringe des Kreuzes und dem obersten Strahle des Sterns versehen, als besondere Auszeichnung vertheilt. Das Ordensfest fällt auf den 3. Febr. alten Stils; für große Feste besteht eine eigene Kleidung. Der Orden wird namentlich in den untern Klassen sehr häufig verliehen und ist daher wenig geachtet.

Annexion (vom altlat. annexio), Annectation oder Annexation, d. i. Anknüpfung, Verbindung, Aneignung, hat man in neuester Zeit die polit. Einverleibung der ital. Herzogthümer in das Königreich Italien sowie die Einverleibung von Savoyen und Nizza in den franz. Staat genannt. Als Voraussetzungen einer solchen A. stellten franz. Publicisten auf:

daß das einzuverleibende Gebiet unmittelbar an den Staat grenze, der es sich einverleibt; daß die Einverleibung auf dem Fuße völliger polit. Gleichberechtigung des betroffenen Theils geschehe; daß die Einverleibung ohne Waffengewalt und unter wirklicher oder scheinbarer Zustimmung der Bevölkerung vor sich gehe. Die Einverleibung Savoyens und Nizzas war indeß eine wirkliche völkerrechtliche Abtretung (s. d.), nur daß dabei das Vorgehen König Victor Emanuel's, der aus dem zwingenden Interesse seiner ital. Politik handelte, durch die in Scene gesetzte Zustimmung der preisgegebenen Bevölkerung den Anstrich der gemeinsamen Freiwilligkeit und der Legitimität erhielt. Der Einverleibung Modenas, Parmas, Toscanas und der Romagna in das nachherige Königreich Italien ging der Abfall (s. d.) dieser Staaten von ihren frühern Souveränen voraus, indem erstere die Regierungen der letztern im Widerspruche mit ihren polit. Bedürfnissen und nationalen Forderungen erklärten. Während die verlassenen Fürsten auf Grund ihrer Legitimitätsrechte gegen die Vereinigung protestirten, wurde der neue Zustand von den meisten europ. Mächten durch die Anerkennung des Königreichs Italien als vollendete Thatsache (fait accompli) hingenommen. Gebietseinverleibungen der Art, daß man sie nach jenem Begriffe Annexionen nennen könnte, sind übrigens zu allen Zeiten vorgekommen. Als Beispiele solcher Annexionen der neuern Zeit haben franz. Publicisten angeführt: die Einverleibung Hamburgs und Bremens in das Kaiserreich Napoleon's I., die von Krakau in Oesterreich, von Texas in die nordamerik. Union. Doch treffen in keinem dieser Fälle alle die Bedingungen zu, unter welchen die Annexionen von 1860 vollzogen wurden.

Anno oder **Hanno**, der Heilige, Erzbischof von Köln, stammte aus einem schwäb. Adelsgeschlechte und war ursprünglich zum Krieger bestimmt. Durch einen Verwandten für die geistliche Laufbahn gewonnen, machte er seine theol. Studien in Bamberg und erlangte bald einen solchen Ruf, daß ihn Kaiser Heinrich III. an seinen Hof berief und zu seinem Rathgeber und Kanzler ernannte. Als nach dem frühen Tode Heinrich's III. dessen Gattin, die Kaiserin Agnes, die Vormundschaft und die Verwaltung des Reichs für ihren erst 5 J. alten Sohn, den nachmaligen Kaiser Heinrich IV., übernahm, sich aber in der schwierigen Stellung, in der sie sich den anspruchsvollen Reichsfürsten und der aufstrebenden Papstmacht gegenüber befand, nicht gewachsen zeigte, bemächtigte sich A., der 1056 auf den erzbischöfl. Stuhl zu Köln erhoben worden, unter Mitwirkung des Erzbischofs Adalbert (s. d.) von Bremen, des Baiernherzogs Otto und anderer Fürsten 1062 der Person des jungen Königs und somit der Reichsverwaltung. Letztere mußte A. zwar 1064, während er in Italien war, um die Angelegenheiten des röm. Stuhls zu ordnen, an den Erzbischof Adalbert von Bremen überlassen, doch übernahm er dieselbe nach des letztern Tode auf Wunsch Heinrich's IV. im März 1072 von neuem, legte sie aber bereits im Dec. desselben Jahres wieder nieder. Er zog sich vom Hofe zurück und brachte meist in dem von ihm gestifteten Kloster auf dem Siegeberge zu, wo er 4. Dec. 1075 starb. Seine polit. Bedeutung, die er unter Heinrich IV. (s. d.) hatte, sein kühner Herrschersinn sowie die Würde seines geistlichen Wandels, die väterliche Sorge für sein Erzbisthum und der Eifer, mit dem er die Reformation der Klöster betrieb und neue Klöster und Kirchen stiftete, machten ihn zum Heiligen. Sein Gedächtniß wird am 4. Dec. gefeiert. Vgl. Aegidius Müller, «A. II., der Heilige, Erzbischof von Köln» (Lpz. 1858). Der in Sprache und Inhalt sehr merkwürdige Lobgesang auf den heiligen A. oder das Annolied wurde nach Lachmann's Annahme um 1183 gedichtet. Die Dichtung ist als Denkmal der histor. Anschauung jener Zeit im Volke zu betrachten und zeigt am deutlichsten, in wie kurzer Zeit Geschichte der Sage anheimfallen kann. Das Leben A.'s ist allerdings der Kern des Gedichts, allein es wird dieses in seinem Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte entwickelt. Die Darstellung ist dabei lebendig, oft großartig, und hat durch ihren naiven Ton viel Anziehendes. Holtzmann versucht in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 2) nachzuweisen, daß das Gedicht der Sprache nach viel älter sei, als Lachmann annimmt, und Schade läßt dasselbe alsbald nach dem Tode des Heiligen entstanden sein. Das Gedicht gab zuerst aus einer Handschrift, die indessen verloren gegangen ist, Opitz (Danz. 1639) heraus. Den Ausgaben von Hegewisch (1791) und Goldmann (1816) fehlt die kritische Bearbeitung; genügend sind die von Bezzenberger (Quedlinb. 1848) und Roth (Münch. 1848); am besten die in Müllenhoff's und Scherer's «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1864).

Annomination, auch **Paronomasie**, ist eine Redefigur von ausgedehnter Bedeutung. Sie besteht in einer kleinen, oft nur einen Buchstaben berührenden Veränderung eines Namens oder Wortes, besonders um ihm dadurch einen Nebensinn zu geben: z. B. im Lateinischen amens (verrückt) und amans (verliebt). Ferner beruht sie auf einem Wortspiele, das auf die Aehnlich-

keit des Klangs zweier der Bedeutung nach verschiedener oder einander entgegengesetzter Wörter gegründet ist, z. B.: «Aus dem Leid entsprang das Lied». Namentlich wird dieses Wortspiel in Bezug auf Namen häufig angewendet. Endlich besteht die A. in einer Wiederholung von Wörtern desselben Stammes, und erhält hier dadurch Bedeutung, daß sie durch verwandte Klänge die Aufmerksamkeit auf einen gemeinsamen Hauptbegriff hinlenkt. Sie begreift in diesem Falle die Alliteration und Assonanz in sich. So bei Tieck:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annonay, die bedeutendste Stadt des franz. Depart. Ardèche, $7^1/_2$ M. nördlich von der Hauptstadt Privas, erhebt sich amphitheatralisch am Abhange von Felsenhöhen am Zusammenfluß der Cance und der reißenden, von einer Hängebrücke überspannten Déôme. Die Stadt ist von Maulbeerpflanzungen, Gärten, Dörfern und industriellen Etablissements umgeben, zählt 16271 E. und hat ein Collége, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer, eine statist. Gesellschaft, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, aber außer einer sehr schönen goth. Kirche aus dem 14. Jahrh. kein merkwürdiges Gebäude. A. gilt als der gewerbthätigste Ort des Departements und ist in raschem Aufschwung begriffen. Erst seit dem Ende des ersten Kreuzzugs genannt, wurde sie Hauptstadt von Ober-Vivarais und eines Marquisats und blühte bereits im 14. Jahrh. durch Gewerbfleiß, namentlich durch Pergament- und, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, durch Papierfabrikation. In den Hugenottenkriegen wurde sie arg mitgenommen, 1563 ausgemordet und verbrannt. Bald erhob sie sich wieder aus der Asche und gelangte durch Industrie zu noch größerer Bedeutung. Die Weißgerberei beschäftigt mehr als 80 Fabrikanten mit über 1200 Arbeitern, welche jährlich etwa 350000 Felle zu Handschuhleder bereiten, im Werthe von 7 Mill. Frs. Die altberühmten Papierfabriken des Orts beschäftigen über 600 Arbeiter und liefern für mehr als 2 Mill. Frs. Papier. Dazu kommen Fabriken in Tuch, Wollmützen, Handschuhen, Baumwollwaaren, sowie Wachsbleichen und Seidenspinnereien, welche die seit neuerer Zeit mit Eifer angebaute Seide zu einer bereits weltberühmten Waare verarbeiten.

Annonce (franz.) ist die öffentliche Ankündigung der Bereitwilligkeit zu einer Leistung, Lieferung und sonstiger Befriedigung von Bedürfnissen des Publikums. Sie erfolgt mündlich, z. B. wenn im Theater am Schlusse der Vorstellung das für den nächsten Tag angesetzte Stück von der Bühne herab verkündigt wird, oder auch schriftlich durch in vielen Exemplaren erlassene Umlaufschreiben, auf Umschlägen und Beiblättern von Büchern und Waaren, am häufigsten durch die öffentlichen Blätter. Das Annoncenwesen gilt für einen der wichtigsten Hebel des Verkehrs, und es wird viel Scharfsinn darauf verwendet, um durch die Abfassung und äußerliche Vorführung von Ankündigungen die Aufmerksamkeit zu fesseln. (S. auch Reclame.) Als ein bestimmtes Versprechen oder ein Antrag (s. d.) im handelsrechtlichen Sinne ist die A. nicht zu betrachten. Es kann demnach nicht jeder beliebige Acceptant die Erfüllung der darinliegenden Zusage verlangen. Doch vermag sie, wenn darauf hin ein Vertrag wirklich abgeschlossen wurde, bei Bestimmung der Verbindlichkeit des Ankündigenden einen Anhalt zu gewähren.

Annuität (annuity) nennt man eine zur Abtragung einer Schuld oder Verzinsung derselben stipulirte jährliche Zahlung. Eine solche Abzahlung kommt in vielen Privatverträgen vor, und zwar in allen vier Hauptformen derselben: 1) als bloße stückweise Abzahlung einer unverzinslichen Schuld; 2) als gleichbleibende Verzinsung eines unablöslichen oder eisernen Kapitals (immerwährende A. oder Rente); 3) als Abzahlung der Zinsen und des Kapitals zusammen, in gleich großen jährlichen Summen (Zeitrenten); 4) als Leibrente oder Zahlungen, die so lange fortgesetzt werden, als der Gläubiger oder diejenigen, auf deren Leben die Rente versichert ist, leben. Durch diese beide letztern Arten wird bei dem Ablaufe der Zeit und dem Tode dessen, auf dessen Leben die Rente bedungen ist, auch das Kapital getilgt. Man hat dieses Geschäft auch bei Staatsanleihen angewendet und besonders in England Gelder erborgt, welche in 49 J. durch jährliche Zahlungen abgetragen (kurze Annuitäten), andere, welche in gleicher Art in 99 J. getilgt werden sollten (lange Annuitäten). Zu den Leibrentenverträgen gehören auch die Tontinen (s. d.).

Annunciaten. Mit Beziehung auf die annunciatio oder Verkündigung Mariä haben ein weltlicher hoher Ritterorden und zwei weibliche religiöse Orden ihren Namen erhalten. Der früher sardin., jetzt ital. Annunciatenorden (ordine supremo dell' Annunziata) wurde

als Halsbandorden 1360 von Amadeus VI., Herzog von Savoyen, gestiftet. Derselbe erhielt von Amadeus VIII. 1409 Statuten und ward 1518 renovirt und 1720 zum ersten Orden der sardin. Monarchie erhoben. Der König ist stets Großmeister; die Ritter, welche von hohem Range und schon Inhaber des St.-Moritz- und St.- Lazarusordens sein müssen, bilden nur Eine Klasse. Das Ordenszeichen, bestehend in einem goldenen, ovalen, weißen, mit Schleifen umschlungenen Schilde, auf welchem sich die Verkündigung der Maria befindet, wird an einer goldenen, aus Rosen und Schleifen zusammengesetzten Kette um den Hals getragen. Auf den Rosen stehen die Buchstaben F. E. R. T., welche nach einigen Fortitudo eius Rhodum tenuit, nach andern Frappes entres rompes tous bedeuten. Auf der Brust tragen die Ritter seit 1680 eine strahlende Sonne, in deren Mitte sich eine Darstellung der Verkündigung Mariä befindet. Für hohe Feste besteht eine eigene Ordenstracht sowie für die Würdenträger des Ordens besondere Amtstrachten. — Von den Nonnenorden dieses Namens gehört der eine Frankreich, der andere dem nördl. Italien ursprünglich an. Der französische Orden der A., oder der Frauen «von der Verkündigung Mariä», oder «von den zehn Tugenden unserer lieben Frau» wurde von Johanna von Valois 1501 zu Bourges nach ihrer Scheidung von Ludwig XII. für tadellose adeliche Jungfrauen gestiftet und 1517 von Papst Leo V. unter die geistliche Leitung der Franciscaner gestellt. Die Revolution zerstörte die Klöster dieses Ordens in Frankreich, doch lebte er in neuester Zeit wieder auf und besitzt Häuser zu Boulogne und Villeneuve. Der Orden der himmlischen A. oder der Klosterfrauen von der Verkündigung Mariä in Italien wurde 1604 von der Witwe Maria Vittoria Fornari aus Genua in Verbindung mit einer reichen Freundin, Vincentina Lomellini, gestiftet. Der Orden zählte in seiner Blütezeit etwa 50 Klöster, meist in Italien, einige auch in Frankreich und in Deutschland. Er besteht noch jetzt und hat sein Haupthaus in Rom. Mit dem Beinamen der «himmlischen» stimmt ihre vorwiegend himmelblaue Tracht überein. In Rom werden sie vom Volke Turchine, d. i. Veilchenblumen, genannt.

Annweiler oder Anweiler, eine gewerbthätige Stadt im Bezirk Bergzabern der bair. Rheinpfalz, im Thale der Queich gelegen, welches in allen Kriegen Deutschlands mit Frankreich wegen Landau und der Weißenburger Linien große Bedeutung hatte. Der Ort zählt 2620 E., hat eine lat. Schule, ein schönes, 1844 aus rothem Sandstein erbautes Rathhaus und betreibt Gerberei, Tuchweberei, Färberei, Papier- und Bürstenfabrikation sowie Wein- und Kastanienbau. A. wurde 1219 von Kaiser Friedrich II. zur Reichsstadt (Annewiler) erhoben, aber 1330 von Kaiser Ludwig IV. an den Pfalzgrafen verpfändet und nicht wieder eingelöst. Das Annweiler Thal, eins der schönsten in dem Hardtgebirge, ist ein enges, von der Queich durchflossenes Wiesenthal, zu beiden Seiten von belaubten Bergabhängen eingeschlossen, aus welchen der nackte bunte Sandstein in den seltsamsten Felsbildungen höchst malerisch zu Tage tritt. Der schönste Theil desselben dehnt sich 2 St. westwärts bis Wittgartswiesen. Nur ¾ M. im SO. von A. liegen auf dem Sonnenberge (1422 F. über dem Meere) die Ruinen des Trifels, eines großartigen Kaiserschlosses, das Reichsgut war und öfter als Residenz der Kaiser, mehrfach auch als Schatzkammer und Aufbewahrungsort der deutschen Reichskleinodien diente. Hier war es, wo der gebannte Heinrich IV. 1076 Schutz fand, wo Heinrich V. den mainzer Erzbischof Adalbert in harter Gefangenschaft hielt, wo unter Heinrich VI. König Richard Löwenherz 1193—94 gefangen saß, und wo Heinrich VII. seine ital. Schätze barg. Nach dem Dreißigjährigen Kriege gerieth die großartige Burg immer mehr in Verfall, sodaß jetzt, außer dem 80 F. hohen, viereckigen Quadersteinthurme, nur noch einzelne Mauern vorhanden sind.

Anoda, eine von dem span. Botaniker Cavanilles aufgestellte Gattung einjähriger Pflanzen aus der Familie der Malvaceen und der 16. Klasse des Linné'schen Systems, deren Arten alle in Mexico wachsen. Ihre Blüten bestehen aus einem fünflappigen, zur Fruchtzeit ausgebreiteten Kelche ohne Außenkelch, fünf Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und mehrern unter sich verwachsenen Fruchtknoten, welche einen sternförmig gelappten Fruchtkörper bilden. Die Anoden zeichnen sich durch hübschgefärbte, ziemlich große Blüten aus, weshalb mehrere Arten, namentlich A. hastata und triloba, zu Zierpflanzen geworden sind. Dieselben können im freien Lande gezogen werden und verlangen keine besondere Pflege.

Anode ist nach der von dem engl. Physiker Faraday in der Elektricitätslehre eingeführten Terminologie eine von den beiden Metallplatten oder Drähten, durch welche ein elektrischer Strom in eine Flüssigkeit ein- und ausgeleitet wird. Beide Platten heißen Elektroden. Die, durch welche der positive elektrische Strom eingeleitet wird, heißt die A., die andere, durch welche er wieder austritt, die Kathode. Man braucht auch jetzt noch oft für A. und Kathode

die Ausdrücke: positiver und negativer Pol. Bei einer galvanischen Säule oder Batterie von mehrern Zinkkupfer-, oder Zinkkohle-, oder Zinkplatin-Elementen, die hintereinander verbunden sind, bildet der vom letzten unverbundenen Zink kommende Draht die Kathode, der vom andern Ende der galvanischen Säule kommende die A. Sollte man bei einer galvanischen Batterie ungewiß sein, welches die A. oder Kathode ist, so braucht man nur den einen der beiden Poldrähte zwischen die feuchten Finger einer Hand zu nehmen und mit dem andern die Zunge zu berühren. Die A. erregt dort einen sauern, die Kathode einen laugenhaften Geschmack. Bei sehr starken Batterien darf man, wegen der sonst unvermeidlichen heftigen elektrischen Schläge, nicht die ganze Batterie, sondern nur einige Elemente derselben zu diesem Versuche benutzen.

Anodyna (griech.) nennt man in der Medicin die schmerzstillenden Mittel. Da der Schmerz aus sehr verschiedenen Ursachen entsteht, so sind auch die Mittel dagegen verschieden. Ist eine Entzündung die Ursache des Schmerzes, so sind entzündungswidrige Mittel, rief ihn ein fremder Körper hervor, so ist Entfernung desselben schmerzstillend. Im engern Sinne nennt man daher A. nur solche Mittel, welche durch ihre Wirkung auf das Nervensystem die Empfänglichkeit desselben für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. Dies sind gewöhnlich die das Gehirn betäubenden Narcotica (s. d.), besonders Opium und dessen Präparate, oder die das Gefühl in den empfindenden Nervenfasern aufhebenden Anästhetica. (S. Anästhesie und Anästhesiren.) In manchen Fällen kann man auch durch Druck auf den Nerven oder Durchschneidung desselben mechanisch die Leitung des Schmerzes nach dem Gehirn unterbrechen.

Anogēn, ein Ausdruck, mit dem zuerst Haidinger die Umbildung der Gesteine in der Nähe der Erdoberfläche bezeichnete. Man nennt demnach diejenige Veränderung (Metamorphose) der Gesteine eine anogene, welche unter Einfluß der Luft und des Wassers in der Nähe der Erdoberfläche oder unmittelbar an derselben stattgefunden hat. Jeder Verwitterungsproceß liefert ein Beispiel dafür, aber nicht immer ist dadurch eine Zersetzung oder sog. Verwitterung hervorgebracht worden. Das Wesentliche der anogenen Umwandlungen besteht vielmehr darin, daß Sauerstoff oder Wasserstoff aufgenommen worden ist. Den entgegengesetzten Umwandlungsvorgang, in der Tiefe, unter Einwirkung von höherm Druck und höherer Temperatur als an der Oberfläche, und unter Ausschluß von Luft und Wasser, nennt man dagegen katogen.

Anomalīe nennt man die Abweichung von der Regel, daher Anomălon, anomal, anomalisch oder auch abnorm das von dem Regelmäßigen Abweichende. In der Astronomie bezeichnet man mit A. den von der ungleichen Geschwindigkeit der Planeten abhängigen Abstand derselben in ihrer Bahn vom Punkte der Sonnenferne oder Sonnennähe, daher anomalistisches Jahr. Anomalien in dem Gebiete der Natur sind solche Erscheinungen, welche den Naturgesetzen gegenüber als Ausnahmen hervortreten. Darum aber ist das Anomalische nicht gesetzlos; eine genauere Einsicht in die Naturgesetze hat immer in scheinbaren Anomalien doch wieder den Ausdruck der allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkennen lassen. Im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens bezeichnet man das als anomal, was von dem Gewöhnlichen und Herkömmlichen in irgendeiner Art abweicht. Es gibt für jeden um so viel mehr anomale Erscheinungen, je weniger er die allgemeinen Gesetze derselben kennt. — In der Grammatik nennt man Anomăla diejenigen Wortformen, welche in ihren Abbeugungen oder in ihrem Gebrauche von den allgemeinen, eine Sprache beherrschenden Gesetzen mehr oder weniger abweichen. Die ältere Grammatik war in der Annahme anomaler Formen sehr freigebig. Seitdem man aber die Sprachen genauer nach ihren phonetischen Gesetzen durchforscht und die historisch vergleichende Grammatik mehr an Ausdehnung gewonnen hat, ist der Begriff der Unregelmäßigkeit sehr beschränkt worden. Vieles, was früher als anomal hingestellt wurde, ist oft nur der spärlich erhaltene Ueberrest einer ursprünglich ganz regelrechten Form, wie dies z. B. bei den griech. Dialektformen so häufig hervortritt; oder aus den phonetischen Gesetzen ergibt sich die durch die Sprachorgane bedingte Naturnothwendigkeit einer scheinbar von der Regel abweichenden Form. In der deutschen Grammatik nannte man sonst gerade den echtesten und kräftigsten Theil unserer Zeitwörter, in welchen der Ablaut (s. d.) vorherrscht, anomal; man begreift sie jetzt unter dem Namen der starken Conjugation. Wirkliche Anomalien bietet unsere Sprache nur in den Hülfsverben und verwandten, mehr Abstractionen ausdrückenden Verben dar, wo zwei und mehr Verbalstämme zusammengeflossen sind und die vollständige Conjugation (s. d.) eines Zeitworts bilden. Dahin gehören z. B. sein, müssen, sollen, mögen, können, wollen, thun, haben und einige wenige andere, wie z. B. bringen, denken, fragen u. s. w.

Anona, Name einer von Adanson aufgestellten Baumgattung aus der nach ihr benannten, mit den Ranunculaceen verwandten Familie der Anonaceen und der 13. Klasse des Linné'schen

Systems. Ihre zahlreichen Arten wachsen in den Tropengegenden, die meisten in Westindien und Südamerika, und mehrere werden in jenen Ländern als Fruchtbäume cultivirt. Diese Bäume, welche sich alle durch große, schöne, einfache und ganze Blätter auszeichnen, besitzen nämlich in ihren ziemlich großen, einzelnstehenden Blüten, deren Hülle aus drei am Grunde verwachsenen, concaven, fast herzförmigen Kelchblättern und sechs verdickten, ungleich großen Blumenblättern besteht, eine große Anzahl unter sich verwachsener, einsamiger Fruchtknoten oder Carpellen, woraus sich eine große, äußerlich beschuppte oder facettirte Frucht von innerlich sehr saftiger Beschaffenheit und zum Theil höchst delicatem Geschmack entwickelt. Am berühmtesten ist die Frucht der peruanischen Anone, A. Cherimolia, welche Chirimoya genannt wird. Diese Art wird auch in Südspanien, namentlich um Malaga, angebaut, wo sie im Freien aushält und vorzügliche Früchte liefert. In Deutschland können die Anonaarten, welche man Flaschenbäume nennt, nur in Warmhäusern gezogen werden und bringen auch da keine genießbaren Früchte hervor. Sie verlangen einen milden, aus guter und Heideerde gemischten Boden und reichliche Bewässerung.

Anonym (griech.), d. i. namenlos, heißt zunächst ein Druckwerk, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, dann jedes geschriebene und nicht gerade durch die Presse veröffentlichte Product, dessen Verfasser den Namen verschweigt, und man spricht daher in diesem Sinne auch von anonymen Briefen und Zuschriften. Die Anonymität in der Literatur kann natürlich sehr verschiedene Gründe haben. Für manche Art literarischer Erzeugnisse, wie z. B. für die Artikel polit. Zeitungen, ist sie als Regel angenommen, wiewol in neuerer Zeit ihre Aufhebung von mancher Seite her aus verschiedenen, theils das Wesen der Sache verkennenden, theils auf Preßbeschränkung hinausgehenden Gründen gewünscht und in Frankreich seit 1850 sogar als preßpolizeiliche, die freie Bewegung der Publicistik äußerst hindernde Maßregel gesetzlich festgestellt worden ist. Nicht zu verwechseln ist anonym mit pseudonym (s. d.). Die Kenntniß und Verzeichnung der in allen Literaturen zu einer höchst bedeutenden Zahl herangewachsenen anonymen Werke gehört zu den schwierigern Geschäften der Bibliographie. Es fehlt namentlich für die deutsche Literatur an einem gründlichen, die deutschen anonymen Schriften mit Nennung der bekannt gewordenen Verfasser verzeichnenden Werke, wie es Frankreich in Barbier's vortrefflichem, nahe an 24000 Artikel enthaltendem «Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes» (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1822—25) besitzt. Auch veröffentlichte der Franzose Demanne «Nouveaux recueils des ouvrages anonymes et pseudonymes» (Par. 1834). Aeltere Werke dieser Art sind: Placcius, «De scriptis et scriptoribus anonymis et pseudonymis syntagma» (Hamb. 1674), desselben «Theatrum anonymorum et pseudonymorum» (herausg. von Fabricius, Hamb. 1708), und die zu letzterm Werke gehörigen Supplemente von Mylius: «Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum, ad supplendum Placcii Theatrum» (Hamb. 1740).

Anonyme Gesellschaft ist nach franz., ital. und span. Handelsrechte die Bezeichnung für Actiengesellschaft, weil hier die Theilnehmer unbekannt sein können, und weil sie nicht für ihre Person, sondern nur mit den eingezahlten Beiträgen haften. (S. Gesellschaft.)

Anopsie (griech.), in der Medicin das Unvermögen zu sehen, Blindheit, kann von Erlöschen der Thätigkeit der Sehnerven herrühren (s. Staar) oder von andern Krankheiten des Auges, besonders Undurchsichtigkeit seiner lichtbrechenden Gebilde.

Anordnung nennt man im allgemeinen die bei jedem menschlichen Werke zum Behuf der Uebersicht und Faßlichkeit nothwendige Bestimmung der Stellung und Reihenfolge des Mannichfaltigen, welche dasselbe begreift. Wo das Anzuordnende in das Gebiet des geistigen Lebens gehört, da ist die A. entweder eine logische, nach den logischen Verhältnissen der Ueberordnungen u. s. w., oder eine wissenschaftliche, nach dem Verhältnisse des innern Zusammenhangs, oder eine künstlerische, nach der Absicht des Kunstwerks im ganzen, oder überhaupt eine praktische, wo es sich um die Vollendung irgendeines Werks, die Ausführung irgendeiner zusammengesetzten Reihe von Thätigkeiten handelt. Einheit in der Mannichfaltigkeit, Herrschaft Eines Gedankens, der jedem Theile seine Stelle in dem Ganzen anweist, ist also das Charakteristische der A., deren verschiedene Formen sich natürlich nach der Verschiedenheit der Gebiete und Zwecke höchst mannichfaltig modificiren. — In der Rhetorik wird die A. von der Erfindung sowie von dem Ausdrucke und dem Vortrage unterschieden. Die A. in diesem Sinne (Disposition) besteht in der nach gewissen Gesetzen und zum Behufe weiterer Ausführung erfolgenden Zusammenstellung des Redestoffs zu einem übersichtlichen Ganzen. Sie beruht zunächst auf dem logischen Gesetze der Unterordnung der Begriffe, indem sie den auszuführenden

Grundgedanken (Thema) als den Gattungsbegriff behandelt, und entweder von dem Allgemeinen zu dessen Unterarten und Merkmalen, als dem Speciellen, in synthetischer Folge fortschreitet (Division), oder auf analytischem und heuristischem Wege von dem Besondern zu dem Allgemeinen, von dem Concreten zu dem Abstracten, als dem Ziele der Darstellung, zu gelangen sucht (Partition). In beiden Fällen sind Vollständigkeit und logische Schärfe die Eigenschaften, auf die es vor allem ankommt.

Anorexie (griech.), Appetitlosigkeit, heißt der bloße Mangel an Eßlust, der zu unterscheiden ist von dem wirklichen Widerwillen gegen Speisen.

Anorganisch, unorganisch, heißen diejenigen Naturkörper und Naturvorgänge, welche nicht den Gesetzen der lebenden Organismen (eigenthümliche chem. Mischung, Zellenbau, Gliederung, Entwickelung u. s. w.) folgen, sondern den Gesetzen der sog. todten Natur. Das anorganische oder Mineralreich ist es, in welchem die Eigenschaften und Functionen der Materie, wie Schwere, Anziehung u. s. w., an und für sich zur Geltung kommen und die Gestaltung des Stoffes einfachen geometr. Gesetzen folgt, die im höchsten Falle zur Bildung von Krystallen führen. Ganz besonders wird das Wort in der Chemie gebraucht, wo anorganische Chemie für die sämmtlichen auf Mineralkörper bezüglichen Doctrinen gebraucht wird, während die organische Chemie sich mit den von Pflanzen und Thieren erzeugten Verbindungen und deren Umwandlungen beschäftigt. (S. Organismus.)

Anorthit ist ein feldspatähnliches, wasserhelles oder weißes, durchsichtiges, perlmutterglänzendes Mineral, welches aus kieselsaurer Thonerde und kieselsaurem Kalk und Kali besteht. Er findet sich in Dolomitmassen am Monte-Somma bei Neapel.

Anorthoskop (griech.) ist eine von dem genfer Physiker Plateau ersonnene Vorrichtung, um eine nach Art der Anamorphosen (s. d.) ganz verzerrt, aber transparent auf eine Scheibe gezeichnete Figur in ihren natürlichen Proportionen und unverzerrt zu sehen. Es geschieht dies dadurch, daß man die Scheibe mit der bedeutend in die Breite verzerrten Figur in schnelle Drehung versetzt und sie dann, gegen das Licht gehalten, durch Spalten in einer zweiten Scheibe betrachtet, welche an derselben Achse sitzt wie die erste, aber mit geringerer Geschwindigkeit wie diese und in entgegengesetzter Richtung gedreht wird. Richtet man die Geschwindigkeiten der beiden Scheiben so ein, daß eine Spalte in der zweiten Scheibe, während sie von dem Anfang der in die Breite gezogenen Figur bis zu deren Ende hingeeilt ist, keinen größern Weg zurückgelegt hat, als die wirkliche unverzerrte Breite der fraglichen Figur beträgt, so wird auch natürlich die Figur dem Auge in ihrer richtigen Breite, unverzerrt und wohlproportionirt erscheinen müssen. Befinden sich zwei, drei oder mehr symmetrisch vertheilte Spalten in der zweiten Scheibe, so erblickt man die fragliche Figur auch ebenso viel mal auf der erstern Scheibe.

Anosmie (griech.), Geruchlosigkeit, Mangel der Geruchsempfindung trotz der Gegenwart riechender Stoffe in der eingeathmeten Luft. Sie kann vom Fehlen oder Gelähmtsein der Geruchsnerven herrühren, aber auch von örtlichen Fehlern in der Nasenhöhle, z. B. Verstopfung derselben, Trockenheit ihrer Schleimhaut, krankhaften Ueberzügen auf derselben, wie dies alles beim Katarrh der Nasenschleimhaut vorkommt. Im letztern Fall ist sie meist vorübergehend, im erstern dauernd und sogar oft angeboren.

Anquetil (Louis Pierre), franz. Historiker, geb. zu Paris 21. Jan. 1723, gest. daselbst 6. Sept. 1808, hat sich durch umfassende Werke bekannt gemacht, die mit mehr Fleiß als Geist geschrieben sind. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Collége Mazarin und trat im Alter von 17 J. in die Congregation von Ste.-Geneviève. In Rheims, wo er die Stelle eines Directors des Seminars bekleidete, faßte er den Plan, die Geschichte dieser Stadt zu schreiben. Sein sorgfältig gearbeitetes Werk (3 Bde., 1756—57) reicht indeß nur bis 1657. 1757 ward er zum Prior an der Abtei Roé in Anjou ernannt und in der Folge Director des Collége von Senlis. Hier verfaßte er das an Flachheit leidende Werk «Esprit de la Ligue» (3 Bde., Par. 1767; zuletzt 4 Bde., Par. 1823). Während der Schreckenszeit der Revolution in St.-Lazare eingeschlossen, schrieb er «Précis de l'histoire universelle» (9 Bde., Par. 1797; 12 Bde., 1834), die eigentlich nichts als ein Auszug aus der vielbändigen «Allgemeinen Welthistorie» ist. Bei Gründung des Instituts ward A. zum Mitgliede der zweiten Klasse ernannt und bald darauf beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Dies veranlaßte ihn, die «Motifs des guerres et des traités de paix» (Par. 1797) zu verfassen. Sein Werk «Louis XIV, sa cour et le régent» (4 Bde., Par. 1789; 2. Aufl., 2 Bde., 1819) ist eine weitschweifige, zum Theil interessante Anekdotenlese. Von allen seinen Schriften hat die «Histoire de France» (14 Bde., Par. 1805), die häufig aufgelegt wurde (zuletzt bis 1862

von Bouillet fortgesetzt, 6 Bde., Par. 1862), die meiste Anerkennung und Verbreitung gefunden. Doch auch in diesem Werke, wie in fast allen, die aus seiner Feder geflossen sind, erhebt er sich wenig über eine chronikenartige Erzählung der Vorgänge.

Anquetil-Duperron (Abraham Hyacinthe), Orientalist, der Bruder des vorigen, geb. 7. Dec. 1731 zu Paris, studirte daselbst, zu Auxerre und zu Amersfort Theologie und wandte sich dann, da er sich bei weitem mehr von orient. Studien angezogen fand, wieder nach Paris. Als ihm hier einige nach einem Zend-Manuscripte copirte Blätter in die Hände fielen, ward Indien das Ziel seines Strebens, um dort die heiligen Bücher der Parsen zu entdecken. Er nahm 1755 als gemeiner Soldat auf einem nach Indien bestimmten Schiffe Dienste, worauf ihm jedoch die Regierung wegen seines Eifers für die Wissenschaften die nöthige Unterstützung zur Ausführung seines Planes gewährte. Er lernte zu Pondichéry das Neupersische und ging dann nach Chandernagor, um das Sanskrit zu studiren. Krankheit und der Krieg zwischen Frankreich und England störten indeß seine Absichten. Nach der Einnahme Chandernagors kehrte er zu Fuße nach Pondichéry zurück, wo er sich nach Surate einschiffte. Doch stieg er zu Mahé an der malabarischen Küste wieder ans Land und reiste nun zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parsischen Priester zu besiegen, die ihm in neupers. Sprache den Inhalt ihrer im Zend und Pehlewi abgefaßten heiligen Bücher dictirten. Er hatte beschlossen, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindus in Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichéry ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Ueber England kam er 1762 in Paris an mit einem Schatze von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Nachdem er das Amt eines Dolmetschers der morgenl. Sprachen bei der königl. Bibliothek erhalten, begann er die Verarbeitung seiner Materialien, und es erschienen nach und nach die Uebersetzung des Zend-Avesta (Par. 1771), die «Législation orientale» (Amst. 1778), die «Recherches historiques et géographiques sur l'Inde» (2 Bde., Berl. und Par. 1786) und «La dignité du commerce et de l'état du commerçant» (Par. 1789). Nach dem Ausbruche der Revolution schloß er sich in seine Wohnung ein und lebte nur den Studien. Früchte dieser Zurückgezogenheit waren die Werke «L'Inde en rapport avec l'Europe» (2 Bde., 2. Aufl., Hamb. 1798) und «Oupnek'hat» (2 Bde., Par. 1802—4). Letzteres ist die lat. Uebersetzung eines pers. Auszugs aus den Upanischads, den theol.-philos. Abhandlungen der Vedas. Nach Errichtung des Nationalinstituts ward er zu dessen Mitgliede ernannt. Durch anhaltende Arbeiten und eine karge Diät erschöpft, starb er 17. Jan. 1805 zu Paris. Die Arbeiten A.'s haben sehr anregend gewirkt und sichern ihm für alle Zeiten den Dank der Geschichtsforscher, obgleich sie bei genauerer philol. Prüfung sich als sehr mangelhaft erweisen.

Anquicken heißt in den Hüttenwerken die zu Schliech gemachten Gold- und Silbererze mit Quecksilber vermengen. (S. Amalgam.) Bei den Metallarbeitern werden behufs Versilberung oder Vergoldung die Metalle (Kupfer, Bronze, Messing) vorher angequickt, d. h. mit einem Häutchen Quecksilber überzogen, welches dadurch geschieht, daß man sie mit Quickwasser, einer kalt bereiteten Lösung von 10 Theilen Quecksilber in 11 Theilen Salpetersäure, benetzt, wodurch Quecksilber metallisch niedergeschlagen wird.

Anrüchigkeit bezeichnet in den deutschen Rechten einen Zustand der Zurücksetzung, welcher zwar nicht die vollen Wirkungen der Infamie (s. d.) nach sich zieht, aber doch die damit Behafteten von höhern Aemtern, Zünften und geistlichen Corporationen ausschließt und Lehnsunfähigkeit begründet. Anrüchig sind alle unehelich Geborenen sowie die Henker und Schinder (Abdecker, Kafiller) sammt ihren Kindern, weil deren Gewerbe das Hantieren mit gefallenem Vieh und Missethätern mit sich bringt, nicht aber der eigentliche Scharfrichter, wenn er blos solche Hinrichtungen vornimmt, bei denen er die Verurtheilten nicht unmittelbar berührt. Wegen des Gewerbes wurden auch als unehrlich angesehen: Weber, Bader, Zöllner, Müller, Schäfer, Trompeter (was schon die Reichspolizeiordnung von 1577 aufhob), ingleichen wegen ihrer Lebensweise und Heimatslosigkeit: Zigeuner, Bärenführer, Marktschreier, Spielleute, Gaukler, Seiltänzer und alles sonstige fahrende Volk. Die neuere Zeit hat diese Vorurtheile meistens überwunden. Unehelich Geborene konnten schon vordem durch landesherrl. Rescript auf eigenes Ansuchen für ehelich erklärt werden, um dadurch lediglich die A. zu tilgen (legitimatio minus plena). Gegenwärtig bedarf es dessen nicht in denjenigen Staaten, welche, wie Preußen, Oesterreich, Sachsen, Baden, Hannover u. s. w. den Makel der Unehelichkeit in ausdrücklichen Gesetzen beseitigt haben. Den Kindern der Kafiller spricht der Reichsschluß von 1772 ohne weiteres die Fähigkeit zum Eintritt in Innungen und Zünfte zu, dafern sie die verwerfliche

Arbeit ihrer Väter nicht getrieben haben, und neuere Landesgesetzgebungen befreien auch die Kafiller von der A.

Ansarier, richtiger Nossairier, nennt man eine der arabisirten Völkerschaften Syriens, welche sich durch ihre eigenthümlichen, aus dem mohammed. Gnosticismus entstandenen, aber mit Elementen des altsyrischen Naturdienstes vermischten Religionsformen gesondert erhalten haben. Die A. bewohnten das nach ihnen den Namen Djibâl-Nossairieh führende und als die nördl. Fortsetzung des Libanon zu betrachtende Küstengebirge von der Mündung des Nahr-Kadischa bei der Stadt Tripolis bis zu derjenigen des Orontes. Die Höhen von Lattakia sind als ihr nationaler Mittelpunkt anzusehen. Im Ganzen werden sie auf ungefähr 75000 Seelen geschätzt. Die Geschichte ihres Ursprungs ist nicht bekannt, sowie überhaupt ihre bestimmte Erwähnung erst der Neuzeit angehört. Doch kann man wol nicht bezweifeln, daß sie, wie mehrere verwandte Sekten, aus der religiösen Bewegung im Islam hervorgegangen sind, als deren Urheber man den halb wahnsinnigen Fatimitischen Khalifen Hakim-biamr-illah zu betrachten hat. Mit jenen Sekten theilen sie den Glauben an einen Mehdi, Messias, und an die Pflicht der Geheimhaltung ihrer Lehre, die verschiedenen Grade der Initiation u. s. w., mit den Schiiten im allgemeinen die Verehrung für Ali Ibn-Abi-Talib, den Schwiegersohn Mohammed's, und mit den Jezyden in Nordsyrien die unzüchtigen Mysterien, welche sie zum Gegenstande des Gespöttes der Nachbarstämme gemacht haben. In Ali, den sie den Herrn des blauen Zeltes nennen, soll Gott den ihm vom Sturmwinde entrissenen Körper wiedergewonnen haben, und der Prophet, der erste Verkündiger des so zum Gotte gewordenen Ali, ist ihnen Nossair, nach welchem sie sich benennen. Als Emanationen des göttlichen Hauches gelten ihnen die 11 Imame, sämmtlich Nachkommen Ali's, welche seitdem die Welt regiert haben, und in deren zwölftem und letztem sie ihren Mehdi erwarten. Sie glauben an eine dauernde Seelenwanderung, welche für die Guten und Gläubigen ein fortwährender Läuterungsproceß ist, sodaß sie zu immer höhern und vollkommenern Stufen des irdischen Daseins gelangen, bis sie endlich als glänzende Gestirne am Horizont ihre Stelle finden, während für die ihre Religionspflichten Vernachlässigenden, die Verräther der Mysterien oder gar die Verächter und Leugner der Gottheit Ali's der Tod, die Verwandlung in Juden, Christen und Mohammedaner, ja in Hunde, Schweine und Esel bevorsteht. Die A. besitzen, wie alle Bergvölker, eine große Verehrung für ihr Heimatland und haben wiederholt die Freiheit, deren sie daselbst genießen, gegen die Vergewaltigungen türk. und ägypt. Paschas mit großem Muthe vertheidigt. Neben der Tapferkeit gehört die Gastfreiheit zu ihren Tugenden, welche aber nicht jedem beliebigen, sondern nur dem befreundeten Fremdling zutheil wird. Abgesehen davon, sind sie diebisch und treulos; zu Straßenraub und selbst Meuchelmord haben sie einen fast unwiderstehlichen Hang. Ihre Gebirge sind meistens gut angebaut und bringen ihnen ihre einfachen Lebensbedürfnisse reichlich hervor. Das Gefühl des Wohlseins spricht sich in ihren Dörfern durch häufigen Gesang und einfache Musik aus. Für den Export erzeugen sie den Haupttheil des unter dem Namen Lattakia und Djibeil bekannten syrischen Tabacks und etwas Skamonienharz. Zu den A. werden gewöhnlich auch die Kadamisseh gerechnet, welche östlich von ihnen gegen die Orontesniederung hin einige Thäler des Kadmusgebirges bewohnen und von diesen den Namen führen. Indessen halten sich dieselben gegen die A. ebenso wol wie gegen die Mohammedaner und sonstigen Nachbarstämme streng abgeschieden, verheirathen sich auch nur untereinander und haben ihre besondern religiösen Gebräuche. Sie selbst nennen sich, wie die Assassinen des Mittelalters, Ismaelier. Wahrscheinlich sind es Nachkommen der letztern, welche sich bei der Vernichtung der Macht des «Alten vom Berge» am Kadmus erhalten haben.

Ansässigkeit bezeichnet den Besitz unbeweglichen oder diesem gesetzlich gleichgeachteten Eigenthums an einem Orte. Die A. gewährt wegen der in ihr liegenden Garantie für die Zahlungsfähigkeit und überhaupt die materiellen bürgerlichen Verhältnisse des Ansässigen sowie für sein Verbleiben am Orte gewisse Vortheile, wo es sich im Processe um Sicherstellung handelt. Ursprünglich war in den Städten das Bürgerrecht an die A. geknüpft, und noch heute übt sie nach vielen Gesetzgebungen Einfluß aus, wo es sich um die Zulassung zum staats- und gemeindebürgerlichen Wahlrecht handelt. Hier und da stehen sogar gewisse Rechte nur denen zu, welche seit längerer Zeit an einem Orte ansässig sind.

Ansatz (franz. Embouchure) nennt man die Stellung der Lippen zur Hervorbringung des Tons auf Blasinstrumenten. Diese Lippenstellung ist verschieden sowol in Beziehung auf die Form der Lippen selbst und des Mundes als auch auf die Form des Mundstücks des zu blasenden Instrumentes, anders also bei der Flöte als bei der Oboe, der Clarinette, dem Horn,

der Trompete u. s. w. Für die Reinheit der Intonation sowie für die Qualität des Tones, für seine Schönheit, Rundung u. s. w. ist der A. von größter Wichtigkeit, ja es hängen diese Eigenschaften zum großen Theil von ihm ab. Es erklärt sich in Beziehung darauf auch der Ausdruck: der Bläser habe einen guten (richtigen) oder einen schlechten (unrichtigen) A. Im uneigentlichen Sinne nennt man A. auch das Mundstück der Instrumente selber sowie ferner auch bei den Hörnern und Trompeten diejenigen angesetzten Theile, vermöge deren eine Veränderung der Stimmung hervorgebracht wird. Doch sagt man in dieser Beziehung lieber und häufiger Ansatzstücke, oder Setzstücke, Setzbogen. In der Gesangkunst ist A. die Art und Weise, wie der Ton der Stimme zuerst durch Stellung des Kehlkopfes, dann im weitern Verlauf durch Zungen- und Mundstellung zur Bildung kommt.

Ansbach, sonst Onolzbach, vormals die Residenz der Markgrafen von Ansbach-Baireuth, jetzt die Hauptstadt des bair. Kreises Mittelfranken, liegt in angenehmer Gegend an der Fränkischen Rezat, zählt (1861) 12260 E. (einschließlich der Garnison) und ist Sitz der Kreisregierung, des mittelfränk. Schwurgerichts, eines Handels- und eines Landgerichts sowie eines Bezirksamts. Ein schönes, im ital. Stil ausgeführtes Gebäude ist das 1713 errichtete Schloß, in dessen Nähe 1859 dem Dichter Graf Platen ein Denkmal gesetzt wurde. In dem Hofgarten befindet sich der sog. Pavillon mit neuen Fresken, eine große Orangerie, das Denkmal des Dichters Uz und ein solches für Kaspar Hauser, an der Stelle, wo derselbe ermordet ward. Außerdem sind bemerkenswerth: die evang. Johanniskirche, 1441 erbaut, mit den fürstl. Grüften und Denkmälern; die Gumbertus- oder Stiftskirche mit 12 Steindenkmälern von Schwanenrittern in der Georgskapelle; die neue Ludwigskirche im griech. Stile für die kath. Gemeinde, und die Synagoge. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt A. ein Gymnasium, eine Gewerbeschule und eine höhere Töchterschule. Auf dem Schlosse befinden sich eine Bibliothek und eine Gemäldegalerie. Sonst bestehen zu A. der Historische Verein für Mittelfranken und eine Gesellschaft für Künste und Gewerbe. Die Fabrikthätigkeit ist hauptsächlich auf baumwollene Zeuge, Taback, Cigarren, Preßhefe, Stärke, Sprit, Pinsel, chirurgische Instrumente und Strohmosaik gerichtet. Auch sind Gerberei und Bierbrauerei gut vertreten. A. ist der Geburtsort der Dichter Cronegk, Uz und Platen. Ihre Entstehung verdankt die Stadt dem im 8. Jahrh. gestifteten Gumbertusstifte, das 1057 in ein Collegiatstift verwandelt und 1560 aufgehoben wurde. Die Vögte von Dornberg, die Schutz- und Schirmherren des Stifts, verkauften die Stadt 1288 an die Grafen von Oettingen und diese 1331 an die Burggrafen von Nürnberg. — Das Fürstenthum A., in den frühesten Zeiten ein Theil des Rangaues und zum großen Theil von Slawen bevölkert, gehörte später zum Fränkischen Kreise und wurde, nachdem es 1806 an Baiern gekommen, ein Theil des Rezatkreises, der nun Mittelfranken heißt. Es umfaßte über 60 Q.-M. und gegen Ende des 18. Jahrh. gegen 300000 E. Nachdem der Burggraf von Nürnberg, Friedrich V., 1362 mit dem Fürstenthum A. belehnt worden war, theilte es derselbe 1398 für seine Söhne in das Land oberhalb des Gebirgs (Ansbach) und das Land unterhalb des Gebirgs (Kulmbach, nachher Baireuth), welche Theilung indeß schon 1464 wieder aufhörte. Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg bestimmte 1474 die fränk. Fürstenthümer, wie man A. und Baireuth nannte, seinem zweitgeborenen Sohne Friedrich, der somit der Stifter der Fränkischen Linie der Markgrafen von Brandenburg wurde, die sich wieder in die Linien A. und Baireuth (s. d.) theilte. Die letztere Linie erlosch 1769, worauf die Fürstenthümer wieder unter Einem Regenten vereinigt wurden. Der letzte Markgraf von A.-Baireuth war Karl Friedrich, der Gemahl der Lady Craven (s. d.), der beide Fürstenthümer 2. Dec. 1791 freiwillig an seinen Lehnserben, den König von Preußen, abtrat. Friedrich Wilhelm III. mußte A. 1806 Frankreich überlassen, worauf es nebst Baireuth, welches er im Frieden von Tilsit ebenfalls an Frankreich abtrat, 1810 an Baiern kam. Vgl. Lang, «Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth» (3 Bde., Gött. und Nürnb. 1798—1811), (Barth), «Versuch einer Landes- und Regentengeschichte der Fürstenthümer Baireuth und A.» (Hof 1795).

Anschauung bedeutet ursprünglich eine durch den Gesichtssinn dargebotene Vorstellung, besonders wenn das Angeschaute nicht als vereinzelte und isolirte Empfindung, sondern als ein Complex, als ein Ganzes mehrerer in gewissen Verhältnissen verbundener Empfindungen sich darstellt. Daher heißt die Auffassung des Gesammtbildes eines Gegenstandes oder einer Mehrheit von Gegenständen als eines Ganzen vorzugsweise A. Dieselbe kann mehr oder weniger klar und deutlich sein, je bestimmter der angeschaute Gegenstand theils in seinem Unterschiede von andern Dingen, theils rücksichtlich der in ihm liegenden Verhältnisse aufgefaßt wird. Da hierbei nicht sowol der Stoff der Wahrnehmungen als vielmehr die Form derselben das Charakteristische ist,

so erklärt sich daraus zunächst der Gebrauch, welchen in Beziehung auf die Lehre von der menschlichen Erkenntniß Kant von diesem Begriffe machte, indem er Raum und Zeit für die von aller Erfahrung unabhängigen, a priori in uns liegenden Formen der sog. reinen A. erklärte, d. h. einer solchen, welche lediglich diese Formen selbst, ohne allen Empfindungsstoff, zum Gegenstande hat. Da ferner die A. ein inneres Ereigniß ist, in welchem der angeschaute Gegenstand als unmittelbar gegenwärtig erscheint, so überträgt man diesen Ausdruck auch auf die innern Zustände, wo irgendein Ganzes von Vorstellungen, mögen sich diese nun auf das Gebiet der äußern oder innern Erfahrung beziehen, als ein Gesammtbild vor das Bewußtsein tritt. Etwas «anschaulich machen» oder veranschaulichen heißt daher, das blos Gedachte, innerlich Vorgebildete durch die entsprechenden sinnlichen Bilder und Wahrnehmungen der Auffassung zugänglicher machen, einen Complex von Gedankenbestimmungen so darstellen, daß derselbe für den Auffassenden eine Aehnlichkeit mit einem sinnlichen Gesammtbilde bekommt. In einem ähnlichen Sinne spricht man von der A. eines Künstlers, indem man dadurch das innere Vorbild, die in ihren Einzelheiten bestimmte Idee des Kunstwerks bezeichnet, welche er darzustellen sucht; ebenso von der A. des Historikers, indem ihm ein größeres oder kleineres Ganzes von Charaktern und Ereignissen wie ein sichtbares Bild vor dem innern Auge steht; von der A. des Mystikers und Theosophen, indem er Gott und göttliche Dinge als ein unmittelbar Gegenwärtiges zu erfassen meint. Verwandt mit den A. der Mystiker würde die schon im Alterthume von den Neuplatonikern, in der neuern Zeit aber namentlich von Schelling geforderte oder behauptete intellectuale A. sein, unter welcher man eine durch keinerlei Reflexion vermittelte, das Absolute und die in ihm liegende angebliche Identität des Seins und des Denkens, des Endlichen und des Unendlichen unmittelbar ergreifende, ja mit dem Absoluten selbst zusammenfallende Erkenntnißart verstand. Gesetzt jedoch, eine solche A. wäre etwas mehr als eine ganz leere Einbildung, so würde der Inhalt derselben dem prüfenden und berichtigenden Denken ebenso unterworfen werden müssen, wie der Inhalt der gemeinsten sinnlichen A. Denn eine A. als solche bietet der denkenden Erkenntniß zwar den Stoff, aber nicht den Gehalt dar; und sich da, wo es, wie namentlich im Gebiete der höhern philos. Untersuchungen, auf ein begriffsmäßig bestimmtes Wissen ankommt, auf A. berufen, heißt so viel als auf das Denken Verzicht leisten und sich entweder gedankenlosem Empirismus oder beliebigen Phantasien überliefern.

Anschauungsübungen machten sich vor längerer Zeit als besonderer Zweig des Unterrichts in Volksschulen durch geometr. Formenlehre, durch Zeichnen und Malen zur Uebung des Gesichts, durch Sprechübungen und Musik zur Uebung des Gehörs geltend und entwickelten sich nach und nach mit den sog. Denkübungen. Den Grundsatz der Anschaulichkeit des Unterrichts haben Locke, Rousseau, die Philanthropinisten und namentlich Pestalozzi hervorgehoben, obgleich letzterer nicht ohne Einseitigkeit die Zahlen- und Maßverhältnisse bevorzugte. So wahr es auch ist, daß alles Erkennen zuletzt von der äußern Anschauung ausgeht, daß es mithin höchst wichtig, durch gesunde und geübte Sinne Anschauungen zu erwerben: so bedarf es doch in Volksschulen nicht eines besondern Anschauungsunterrichts, indem nach den Forderungen der wahren Pädagogik alle anschaulicher Behandlung fähige Unterrichtsgegenstände anschaulich zu behandeln sind. Herbart behandelte den Gegenstand in der Schrift: «Pestalozzi's Idee eines A-b-c der Anschauung, wissenschaftlich ausgeführt» (2. Aufl., Gött. 1804). Einen erfolgreichen Schritt weiter gehen die nach Ziller, einem Schüler Herbart's, gegründeten leipziger Lehranstalten (Uebungsschule, Erziehungsschule), welche durch unausgesetzten Umgang mit den betreffenden Naturgegenständen und durch wiederholentliche Verkörperung und Nachbildung derselben auf verschiedenerlei Arten das Kind in das Wesen der Dinge zu versetzen suchen.

Anschlag bedeutet zunächst die Berechnung eines Kostenbedarfs, z. B. bei einem Bauunternehmen (Bauanschlag), oder die Berechnung des Kapitalwerths einer nutzbringenden Sache, z. B. eines Guts, Territoriums, dann den Plan zu einem Verbrechen, endlich eine öffentlich aushängende Bekanntmachung, Ankündigung, Verfügung oder Aufforderung, ein Plakat. Anschläge der letztern Art (franz. affiches) sind entweder obrigkeitliche oder private. Beispiele von beiden kommen schon im Alterthum vor. In Athen waren die Gesetze des Solon, in Rom die Zwölftafelgesetze, ferner die Entwürfe von neu zu berathenden Volksschlüssen sowie das Edict des Prätors und Aedilen ausgestellt, und die Bekanntmachung von Senatusconsulten erfolgte durch das Anbringen von in Marmor oder Erz ausgeführten Copien an allgemein zugänglichen Orten. In derselben Weise verfuhr man anderwärts mit der Aufstellung von örtlichen Gesetzen, Decreten der Behörden, Stiftungen u. s. w. Daß auf die Mauern geschriebene Privatanzeigen und Pamphlete nicht fehlten, beweisen die Auffindungen

in Pompeji. Die Deutschen, Schweizer und Franzosen bedienten sich zu öffentlichen Bekanntmachungen bis gegen das Ende des Mittelalters besonderer Ausrufer (crieurs), welche hier und da noch jetzt vorkommen. Am frühesten entwickelte sich das neuere Affichenwesen in Frankreich, wo schon 1407 und 1417 königl. Patente gegen das Anheften von aufrührerischen Plakaten und Pasquillen ergingen, und ein Edict Franz' I. von 1539 die Bekanntmachung der Ordonnanzen durch Anschläge einführte. Mit der vermehrten Benutzung dieses Mittels der Veröffentlichung und zugleich der Ausbildung des Systems polizeilicher Ueberwachung wuchs auch die Aufmerksamkeit, welche die Regierungen dem Gegenstande widmeten, und es bildete sich allmählich ein eigenes, auch nach Deutschland übergegangenes Affichenrecht aus. Dasselbe soll ungehörige oder gar gefährliche Anschläge verhindern und amtliche Bekanntmachungen vor Vernichtung und Verunglimpfung schützen. Mittel zu jenem Zwecke sind: vorherige Censur jedes privaten Anschlags durch die Polizeibehörde (in Frankreich den Maire); die Verpflichtung besonderer Zettelträger (zuerst für Paris 1722), welche nur amtlich genehmigte Anschläge anheften und eigenmächtige Bekanntmachungen beseitigen dürfen; die Vorschrift, daß auf jedem Anschlage der Name und Wohnort des Druckers genannt werde; die Vernichtung von rechtswidrigen Anschlägen, die Verhängung von Strafen wegen Uebertretung der einschlagenden polizeilichen Anordnungen, und strafrichterliches Einschreiten gegen die Urheber solcher Plakate, in denen der Thatbestand von Injurien, Pasquillen, Majestätsbeleidigungen, Verletzungen der öffentlichen Sittlichkeit, Aufforderungen zu Ungehorsam und Aufruhr u. s. w. enthalten ist. Die Verletzung amtlicher Bekanntmachungen wird in Deutschland härter als nach franz. Rechte, meistens mit Gefängniß bis zu mehrern Monaten oder schwerer Geldbuße geahndet. In Frankreich sind übrigens private Anschläge stempelpflichtig.

Anschlag bezeichnet in der Musik die Art, wie die Tasten der Tasteninstrumente und durch diese die Hämmer in Bewegung gesetzt werden, um die bestmögliche Schwingung der Saiten und dadurch den rundesten, vollsten und jeder Abstufung fähigen Klang zu erzeugen. Erfordernisse eines kunstgerechten A. sind Leichtigkeit, Gleichheit, Mannichfaltigkeit. Die einzige Bedingung ihrer Erlangung ist, daß der A. zunächst und hauptsächlich von den Fingern, im erforderlichen Falle vom Handgelenke, nie vom Arme ausgehe, wie dies die ältere Schule im Octavenspiel und bei Accorden lehrte. Lösung der Handgelenke und möglichste Ausgleichung der Kraft und Beweglichkeit der einzelnen Finger wird daher das vor allem zu erstrebende Ziel sein. Noch braucht man den Ausdruck A., wenn man den Grad der Leichtigkeit, mit welcher sich die Tasten niederdrücken lassen, bezeichnen will: leichter und schwerer A.

Anschütz, eine deutsche Schauspielerfamilie, deren Ruf besonders Heinrich A. begründete. Derselbe wurde 8. Febr. 1785 zu Luckau geboren, erhielt seine erste Bildung auf der Fürstenschule zu Grimma und bezog 1804 die Universität Leipzig. Der freundschaftliche Umgang seiner Aeltern mit dem Schauspieler Christ sowie die Gastvorstellungen Iffland's und Wolff's in Leipzig weckten zuerst die Ahnung des in ihm schlummernden dramatischen Talents und die Neigung, sich für die Bühne auszubilden, die er zuerst 1807 in Nürnberg betrat. Als 1811 die Händel-Schütz die Direction des Königsberger Theaters übernahm, wurde er für dieses engagirt. Von Königsberg ging er 1812 nach Danzig. Hier erlitt er den Unfall, bei der Annäherung der Russen durch das Sperren der Festung ausgeschlossen zu werden, sodaß er sich genöthigt sah, während der Belagerung in Königsberg Gastrollen zu geben. Von 1814—21 war er eine Zierde des Theaters in Breslau. Sodann erhielt er einen seinem Talente angemessenen Wirkungskreis am Hofburgtheater in Wien, wo er zugleich auch als Regisseur thätig war. Früher als Darsteller von Heldenrollen in Deutschland einer der ersten in seinem Fache, stellte er später mit gleichem Erfolge Heldenväter und Charakterrollen dar. Tiefe und zugleich Wahrheit der Auffassung, die überhaupt der trefflichen Schauspielerschule, welcher A. seinen Principien nach angehört, oberstes Gesetz war, zeichneten seine Darstellungen vorzüglich aus. Seine Gestalt war ihm günstig, sein Organ, früher von großer Wirkung, blieb es auch noch später in rührenden und ergreifenden Partien. 1857 feierte A. sein 50jähriges Schauspielerjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit vom Kaiser mit dem Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens decorirt. Seine erste Gattin, Josephine A., geb. Kette, von der er sich scheiden ließ, war ihrer Zeit in Breslau und Königsberg eine beliebte Sängerin. Seine zweite, Emilie A., geb. Butenopp, welche bei der Truppe ihres Vaters in Schlesien ihre Laufbahn begann, und die er während ihrer Anstellung am breslauer Theater kennen lernte und heirathete, wurde ebenfalls ein beliebtes Mitglied am Hofburgtheater in Wien. Auf einer 1837 mit ihrem Gatten unternommenen Kunstreise erfuhr sie überall große Anerkennung. Auguste

A., eine Tochter aus zweiter Ehe, begann ihre theatralische Laufbahn 1836 am Stadttheater zu Leipzig, wandte sich dann nach Dresden und ist seit 1841 ebenfalls am Hofburgtheater in Wien angestellt. Sie war mit dem Maler Koberwein verheirathet. Auch Malwina A. und Alexander A., die Kinder Heinrich A.'s aus erster Ehe, haben sich dem Theater zugewendet. Der letztere war mehrere Jahre lang als Baritonist an den Theatern von Hannover und Breslau sehr beliebt, hat sich aber von der Bühne zurückgezogen und lebt als Gesanglehrer in Wien. Eduard A., der Bruder des Heinrich A., war seit 1831 gleichfalls am Hofburgtheater zu Wien als tüchtiger Schauspieler thätig, verließ aber wegen Kränklichkeit die Bühne 1851 und starb 1855. Er ist Verfasser einiger Novellen.

Anselm von Canterbury, scholastischer Philosoph, geb. zu Aosta in Piemont 1033, wurde, von seiner frommen Mutter Ermenberga, wie es scheint, beeinflußt, von seinem gehässigen Vater nach Frankreich vertrieben, 1060 Mönch, 1073 Prior und Scholasticus, 1078 Abt des Klosters Bec in der Normandie, wohin ihn der Ruf des berühmten Lanfranc zog, und 1093, als dessen Nachfolger, Erzbischof von Canterbury in England. Wie seine kirchliche Wirksamkeit ausgezeichnet war, so waren es auch seine Studien und seine Lehrerverdienste. Er pflegt mit Recht als der erste der Scholastiker betrachtet zu werden. Obgleich nächst der Bibel meist durch Augustinus angeregt, unter der Herrschaft des Kirchenglaubens stehend und in seiner gesammten Theologie von der Ueberzeugung getragen, daß der Glaube dem Erkennen vorausgehen und in sich unbedingt zweifellos sein müsse, stellt er doch ausdrücklich die Forderung, daß man vom Glauben zum Erkennen aufstrebe. Er selbst genügte dieser Forderung, indem er in seltener, mehr tiefsinniger als scharfsinniger Kraft, und unterstützt von einem bis zur äußersten Aufopferung von Liebe durchdrungenen Charakter, das Göttliche sich auch innerlich anzueignen suchte. Hierin liegt seine große Bedeutung für die Anregung der ihn hochverehrenden Kirche sowie das Princip seines realistischen Gegensatzes gegen den, wie es schien, kalten Begriffsübermuth des Nominalismus in Roscelinus. Seinen später sog. «ontologischen» Beweis für das Dasein Gottes führte A. aus in dem «Proslogium» (Anrede an seinen Geist), nachdem er in dem «Monologium» die Religionsphilosophie mehr nach den damals gangbaren, neuplatonisirenden Begriffen erläutert hatte. Diese beiden Schriften, welche den wesentlichen Inhalt seiner Lehre enthalten, wurden zuletzt von Haas (Tüb. 1863) herausgegeben. Zwei andere Schriften: «De concordia praescientiae et praedestinationis» und «Cur Deus homo?» (herausg. von Lämmer, Berl. 1857; deutsch von Schirlitz, Quedlinb. 1861), machten Epoche für die Philosopheme der Kirche. In Betreff seiner kirchlichen Wirksamkeit ist namentlich sein heftiger Kampf mit Wilhelm dem Rothen und Heinrich I. von England wegen der Investitur hervorzuheben. Er wurde deshalb auf längere Zeit aus England nach Frankreich vertrieben und zeigte bei diesem Kampfe im hierarchischen Sinne denselben Grad der Unbeugsamkeit, in welchem er sonst Milde und Liebe übte. Erst unter Papst Paschalis II. kam 1107 eine wesentlich von päpstl. Seite nachgebende Ausgleichung zu Stande. A. starb 21. April 1109, welchen Tag die kath. Kirche als seinen Gedächtnißtag feiert. Durch Clemens XI. ist er 1720 ausdrücklich in die Reihe der kath. Kirchenlehrer aufgenommen worden. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Gerberon (2 Bde., Par. 1675; neue Aufl. 1721; auch Ven. 1744). Vgl. Frank, «A. von Canterbury, eine kirchenhistor. Monographie» (Tüb. 1842); Hasse, «A. von Canterbury» (2 Bde., Lpz. 1843—52); Rémusat, «St.-Anselme de Cantorbéry» (Par. 1853).

Ansgar, auch Anscharius, der Apostel des Nordens genannt, weil er um die Einführung des Christenthums in Norddeutschland, Dänemark und Schweden sich vorzügliches Verdienst erwarb, war in der Picardie 8. Sept. 801 geboren, erhielt seine Bildung in der Abtei Corbie unweit Amiens und legte schon in seinem 14. J. die Mönchsgelübde ab. Den Beruf zum Missionar in sich fühlend, gehörte er zu den Mönchen seines Klosters, die 822 nach dem in Westfalen neubegründeten Corvey übersiedelten. Er wirkte hier besonders als Vorstand der Schule, kehrte aber schon 825 nach dem Stammkloster in der Picardie zurück. Doch bereits 826 verließ er dasselbe wieder, um auf Wunsch des Kaisers Ludwig des Frommen den getauften Fürsten Harald von Schleswig nach dem Norden zu begleiten. Unter mannichfaltigen Verfolgungen predigte er hier mit seinem Gehülfen Autbert (Audibert) zwei Jahre lang mit bestem Erfolge das Christenthum, gründete auch zu Hedeby (Schleswig) eine Schule. Nachdem A. seit 829 einige Zeit in Schweden für das Christenthum gewirkt, ward er 831 zum ersten Erzbischof von Hamburg ernannt, dessen Sprengel damals den ganzen Norden umfaßte. Auch hier hatte er mit vielen Beschwerden zu kämpfen, sodaß er sich kaum zu halten vermochte. Als 837 dän. Wikinger Hamburg überfielen und ausplünderten, rettete er nur durch die Flucht

sein Leben. A. wanderte infolge dessen mit einigen Getreuen und Schülern in Nordalbingien umher, bis er 847, nachdem das Erzbisthum Hamburg mit dem von Bremen vereinigt worden, in Bremen einen sichern Stützpunkt gewann, von wo aus er sein Bekehrungswerk in Dänemark und Schweden mit Nachdruck und Erfolg betreiben konnte. Unter anderm brachte er 850 die Gründung einer Kirche zu Hedeby zu Stande, wo er 20 J. früher auch die Schule gestiftet hatte. 861 unternahm er eine Missionsreise nach Schweden und 862 gewann er den König Erich II. von Jütland für das Christenthum, der eine Kirche zu Ribe erbaute, bei welcher A. den Rombert, seinen treuesten Schüler und Anhänger, als Priester zurückließ. A. starb 3. Febr. 865 zu Bremen, wo noch gegenwärtig eine Kirche seinen Namen trägt. Die kath. Kirche versetzte ihn unter die Heiligen. Wir besitzen noch eine von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des heil. Willehad. Sein Leben beschrieb der genannte Rombert, der ihm auf dem erzbischöfl. Stuhle folgte. Beide Biographien wurden von Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 2) herausgegeben und von Laurent in den «Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit» (Lfg. 27 u. 28, Berl. 1854) übersetzt. Vgl. Kruse, «Lebensbeschreibung A.'s» (Hannov. 1824); Klippel, «Lebensbeschreibung des heil. A.» (Brem. 1845).

Ansicht bezeichnet die Art und Weise, wie etwas physisch oder geistig betrachtet wird, oder, wie es von einem gewissen Standpunkte aus erscheint, daher man auch ebenso von A. einer Gegend, wie von polit., wissenschaftlichen A. u. s. w. redet. Immer wird dadurch ein wechselnder, zufälliger, subjectiver Standpunkt bezeichnet, auf welchem man einen Gegenstand nur von einer Seite, nicht im Ganzen betrachtet. Die A. muß daher von dem Objectiven in der Wissenschaft unterschieden werden. Den Unterschied zwischen philos. Ansichten und Systemen hat Herbart in der Schrift «Ueber philos. Studium» (Gött. 1807) scharf hervorgehoben.

Anslo (Reinier), einer der vorzüglichsten holländ. Dichter des 17. Jahrh., geb. 1622 zu Amsterdam, gest. 10. Mai 1669 zu Perugia. 1649 ging er nach Italien, trat dort zur kath. Kirche über und wurde für ein lat. Gedicht auf das Jubiläum Papst Innocenz' X. mit einer goldenen Medaille und von der Königin Christine mit einer goldenen Kette beschenkt. Sein Aufenthalt in Italien und infolge desselben seine genauere Bekanntschaft mit der ital. Literatur läuterten seinen Geschmack. Wenn er sich auch bisweilen vom falschen Pathos hinreißen ließ, so sind doch seine sonstigen Vorzüge so überwiegend, daß er neben den besten niederl. Dichtern jener Zeit eine Stelle einnimmt. Unter seinen Gedichten, welche J. de Haas 1713 gesammelt herausgab, sind «Die Marterkrone des heil. Stephanus», «Die Pest zu Neapel» und das Trauerspiel «Die pariser Bluthochzeit» als die vorzüglichsten zu bezeichnen.

Anson (George, Lord), brit. Admiral, geb. 23. April 1697 zu Shugborough in Staffordshire, widmete sich früh dem Seewesen, diente 1716 als Lieutenant unter Norris in der Ostsee, 1717 und 1718 unter Sir George Byng gegen die Spanier und wurde 1723 Kapitän. Als 1739 der Bruch mit Spanien bevorstand, erhielt er den Befehl über eine Escadre, welche die Bestimmung hatte, den Handel und die Niederlassungen der Spanier in der Südsee zu beunruhigen. Mit drei größern und vier kleinern, schlecht ausgerüsteten und schlecht bemannten Schiffen verließ er England 18. Sept. 1740. Bei dem Herausfahren aus der Lemairestraße ward er von heftigen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Hoorn zu umschiffen. Von den übrigen Fahrzeugen getrennt, erreichte er endlich mit dem Centurion die Insel Juan-Fernandez, wo später drei seiner Schiffe in dem kläglichsten Zustande wieder zu ihm stießen. Kaum hatte die Mannschaft sich einigermaßen erholt, als er von neuem auslief, mehrere Prisen machte und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen Manilla-Galeone lange vergebens aufgelauert und nicht geringen Verlust an Mannschaft erlitten, sah er sich genöthigt, einen großen Theil der Beute und die überflüssigen Schiffe zu verbrennen, da er nur noch eins gehörig bemannen konnte, mit dem er nun nach Tinian, einer der Ladronen, und von dort nach Macao segelte, wo er den kühnen Plan faßte, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Er verbreitete das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa, während er seinen Lauf nach den Philippinen richtete und bei dem Vorgebirge Espiritu-Santo kreuzte. Am 20. Juni 1743 erschien die Galeone, die im Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit das Gefecht begann. Die Engländer siegten, und die Galeone, deren Werth sich auf 400000 Pfd. St. belief, ward genommen. Mit dieser und der frühern, an 600000 Pfd. St. betragenden Beute kam A. nach Macao zurück, verkaufte seine Prise und behauptete mit Kraft gegen die chines. Regierung zu Kanton die Rechte seiner Flagge. Alsdann umschiffte er das Cap der guten Hoffnung, segelte unentdeckt durch die franz. Flotte im Kanal und langte 15. Juni 1744 nach einer Abwesenheit von 3¾ J. zu Spithead an.

Diese gefahrvolle Reise war auch für Erd- und vorzüglich für Schiffahrtskunde durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Küsten ergiebig, und es sind die Resultate derselben in der unter A.'s Leitung von dem Schiffsprediger Walter und dem Mathematiker Robins herausgegebenen Beschreibung («Voyage round the world», Lond. 1748; deutsch von Toze, Gött. 1763) niedergelegt. Zum Lohne ward A. noch 1744 Contreadmiral der Blauen und 1746 der Weißen Flagge. Am 3. Mai 1747 besiegte er bei Cap Finisterre den franz. Admiral Jonquière, wofür er zum Baron A. von Soberton und vier Jahre nachher zum ersten Lord der Admiralität erhoben wurde. 1758 befehligte er die Flotte vor Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St.-Malo und Cherbourg und nahm die zurückgeschlagenen Truppen in seine Schiffe auf. Nachdem er 1761 die Würde eines Admirals der Flotte erlangt, starb er 6. Juni 1762 auf seinem Landsitze Moor-Park. A. war ein Mann von ungewöhnlicher Tapferkeit, Geistesgegenwart und Ausdauer, sonst aber höchst einfachen und schlichten Charakters. Sein Leben beschrieb Borrow («Life of Lord A.», Lond. 1839). — Der Neffe und Erbe A.'s, George Adams, nahm 1773 den Namen A. an. Der Sohn desselben, Thomas, wurde 1806 zum Viscount A. von Shugborough, und dessen ältester Sohn, Thomas William, 1831 zum Grafen von Lichfield erhoben. — A. (George), engl. General und Oberbefehlshaber in Indien, der zweite Sohn des ersten Viscount A. und Bruder des ersten Grafen von Lichfield, geb. 13. Oct. 1797, trat früh bei der schott. Füsiliergarde in Dienst, kämpfte bei Waterloo und avancirte bis 1825 auf dem gewöhnlichen Wege zum Oberstlieutenant. Im Parlament saß er seit 1818 als Mitglied für Great-Yarmouth, von 1837—53 für Süd-Staffordshire, hielt sich, wie seine ganze Familie, zur Whigpartei und bekleidete unter dem Ministerium Russell von 1846—52 das Amt eines Clerk oder Kanzleichefs im Feldzeugamt. Unterdessen rückte er 1838 zum Obersten, 1851 zum Generalmajor auf und wurde 1855 mit dem Charakter als Generallieutenant zum Oberbefehlshaber in Indien ernannt. Die Wahl A.'s zu diesem Posten erregte unter den alten indischen Offizieren großes Misvergnügen, da er nie in Indien gedient und überhaupt nie ein höheres militärisches Commando geführt. Ohne Zweifel hatte die Regierung nur beabsichtigt, dem in der fashionablen Welt als vortrefflichen Whistspieler und Patron des Sport bekannten, sonst aber mit Glücksgütern nicht sehr reichlich gesegneten Manne eine angenehme und einträgliche Sinecure zu verleihen. Indessen kam ganz unerwartet 1857 der furchtbare Aufruhr der Seapoys zum Ausbruch. A., der sich eben in ländlicher Zurückgezogenheit zu Simla befand, eilte, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die zur Wiedereroberung von Delhi bestimmt waren, erkrankte aber unterwegs an der Cholera und starb in Kurnaul 27. Mai 1857.

Anspielung oder Allusion findet in der sprachlichen Darstellung statt, wenn man auf versteckte Weise und gleichsam im Vorübergehen an einen Gegenstand erinnert. Die A. nennt ihren Gegenstand nicht und erweckt die Vorstellung desselben nicht unmittelbar, sondern mittels einer andern, die mit dieser in einem nähern Zusammenhange steht. Sie muß dem aufmerksamen Hörer oder Leser die Erinnerung leicht machen, darf auch bei dem Gegenstande nicht verweilen. Sie ist fehlerhaft, wenn sie ausführlicher Erläuterung bedarf, wie dies häufig bei gelehrten A. der Fall ist, deren Verständniß entlegene Notizen erfordert. Eine besondere Art der A. ist die bildliche, welche eine allgemeinere Vorstellung durch einen bekannten individuellen Gegenstand flüchtig bezeichnet. Sie beruht meist auf einer Metapher oder andern Tropen und gefällt durch die leicht aufgefaßte Aehnlichkeit der beiden Vorstellungen, z. B. «Der Prometheische Funke» (das Leben); «Du wälzest den Stein des Sisyphus» (du thust vergebliche Arbeit); «Er ist ein neuer Cato» u. s. w. Eine A. kann auch in der bildenden Kunst vorkommen, muß aber hier mit großer Vorsicht angewendet werden.

Ansprechen heißt in der Jagdsprache: aus der Fährte des Wildes, aus der Körpergröße, dem Gehör, der Zahl der Enden des Geweihes das Geschlecht, Alter und die Stärke desselben in den durch Sitte hergebrachten Weidmannsausdrücken bestimmen und taxiren. Diese Kunst kann nur in der freien Natur unter der Leitung eines kundigen Lehrers mit Beihülfe des Leithundes erworben werden, zumal die Zeichen im Gebirge und auf der Ebene sich nicht völlig gleichen. Der Rasenfilz ist dem Eindruck der Fährte sehr hinderlich, desto günstiger der Reif und der Thauschlag, am günstigsten aber eine leichte Schneedecke. Das Zeichen der Fährte gründet sich theils auf die Gestaltung (Form) und Stärke (Größe des Tritts), theils auf die Stellung der Tritte in der Fährte oder Spur. Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten, die hierbei obwalten, macht den Jäger fährtengerecht. Beim A. nach dem Alter des Haarwildes und

des Federwildes bezeichnet das Beiwort «jung» bei ersterm durchgängig die früheste Lebensperiode bis zu der Zeit, wo diese Wildart zum ersten mal sich begattet, und bei dem Federwilde, wo die Vollwüchsigkeit oder der Begattungstrieb eingetreten ist. Als noch die Jägerei eine Kunst war, mußte der Lehrling genau die «Ansprachen» kennen und ward darin examinirt, ehe er «waidgerecht» wurde.

Anschwemmung, s. Alluvium und Anländung.

Ansprung ist der volksthümliche Name für einen Gesichtsausschlag der Kinder, besonders der Säuglinge (Milchborke, Milchschorf). Er befällt vorzugsweise die Wangen und das Kinn, welche zunächst ein rothes und glänzendes Aussehen bekommen, sodann kleine Bläschen oder Pusteln zeigen, die zerplatzen und eine gelbliche Flüssigkeit ergießen, welche zu einer gelblichen Kruste eintrocknet. Pflanzt sich der Ausschlag auf die Augen oder das Ohr fort, so entstehen Augenentzündungen und Ohrenfluß. Häufig zeigen sich gleichzeitig Drüsenanschwellungen unter dem Kinn und am Halse. Befällt das Uebel den behaarten Kopf, so bildet sich der sog. Kopfgrind (s. d.). Der A. ist ein ungefährliches Uebel, läßt keine Narben auf der Haut zurück und heilt meist bald bei zweckmäßiger Abänderung der Lebensweise. Gute Luft, häufige Bäder, leichte Abführungen (Kinderpulver, Magnesia, Stiefmütterchenthee u. s. w.), welche man dem Kinde oder der stillenden Frau gibt, Bestreichen der kranken Hautstelle und Aufweichen der Borken mit Mandelöl werden in den meisten Fällen zur Heilung hinreichen. Bei skrofulösen Kindern ist das Uebel hartnäckiger und erfordert eine auf Beseitigung der Skrofulose gerichtete Behandlung. Der A. ist eine besondere Form des in der Medicin ganz allgemein als Eczem bezeichneten Hautausschlags.

Anstand bezeichnet im allgemeinen dasjenige Verhalten, welches einem jeden in gebildetem Lebenskreise geziemt (ansteht) und daher auch Wohlanständigkeit genannt wird. Dann bedeutet das Wort aber auch das äußerliche Benehmen, insbesondere die körperliche Haltung, die einem jeden nach Maßgabe seiner Altersstufe und seiner Lebensverhältnisse ansteht, oder auch von diesen erzeugt und so zum äußern Erkennungszeichen derselben wird. Der Jüngling und die Jungfrau haben einen andern A. als der Greis und die Matrone, ja es ist nicht anständig, wenn beide Altersstufen ihr Benehmen tauschen, und der Greis den A. eines Jünglings, die Jungfrau den einer Matrone zeigt. Dasselbe gilt vom Fürsten, Hofmann, Offizier, Geistlichen, Richter, Kaufmann, Handwerker, Soldaten, Matrosen u. s. w. Die Unterschiede dieses charakteristischen A. sind oft sehr fein, aber sie bezeichnen scharf, was einem jeden ansteht, oder was er meint, daß ihm anstehe. Der A. ist also immer etwas, wenn nicht Angelerntes und Angelebtes, so doch aus Selbstbewußtsein oder Selbstgefühl Hervorgehendes; selbst der sog. natürliche A. ungebildeter Menschen oder uncivilisirter Völker beruht darauf. Individuen und Völker ohne alles Selbstbewußtsein oder Selbstgefühl sind auch ohne allen A. Der allgemeine wie der charakteristische A. muß begreiflicherweise das künstlerische Studium, besonders das der Schauspieler, herausfordern. Dem Theatergebrauche nach bezeichnet aber der Ausdruck Anstandsrollen nur solche, deren Hauptaufgabe die Darstellung der Haltung und des Benehmens der höhern Gesellschaft oder einer edeln Bildung ausmacht. Gewöhnlich sind es leidenschaftslose Charaktere, die darum auch oft nur Repräsentationsrollen genannt werden.

Anstand oder Ansitz heißt in der Jägersprache das Lauern auf Wild an einem dazu schicklichen Orte; auch wol der Ort, wo der Jäger in der Absicht, Wild zu erlegen, steht oder sitzt. Je nach der Tageszeit unterscheidet man Abend- und Morgenanstand, wo das Wild entweder auf dem Aus- oder Einwechsel ist. Die gelegenste Zeit zum A. ist kurze Zeit vor Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, die passendste Witterung ein heiterer, klarer Himmel und ruhige Luft. Zum glücklichen Erfolg dieser Jagdart sind durchaus nothwendig: Kenntniß des Wechsels des Wildes, die sich nur durch fleißiges Abspüren und Vorsuchen erwerben läßt; Beobachtung des Windes oder Windzugs; Verborgenheit, verbunden mit freier Aussicht und ungehinderter Bewegung des Körpers; Ausdauer und Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Wildes.

Ansteckung im engern Sinne oder Contagion nennt man die Uebertragung einer Krankheit von einem Individuum auf das andere und ansteckende oder contagiöse Krankheiten diejenigen, welche sich auf diese Art weiter verbreiten. Man nimmt an, daß die Ansteckung vermittelt werde durch einen besondern, im kranken Körper erzeugten Stoff, welcher auf den Gesunden übertragen wird, über dessen Natur man aber nichts Näheres weiß. Diesen hypothetischen Ansteckungsstoff nennt man Contagium. Die contagiösen Krankheiten unterscheiden sich von den sog. miasmatischen dadurch, daß bei erstern der unbekannte, die Krankheit hervorrufende Giftstoff nur in einem kranken Individuum erzeugt und nur von Individuum zu In-

dividuum übertragen wird, während der Giftstoff der letztern, Miasma genannt, im Boden erzeugt und durch die Luft verbreitet wird, sodaß es zur Erkrankung nicht nöthig ist, einem Kranken nahe gekommen zu sein oder ihn berührt zu haben, indem der bloße Aufenthalt in der miasmatischen Atmosphäre zur Erwerbung der Krankheit genügt. Zu jenen erstern, rein contagiösen Krankheiten gehören Masern, Scharlach, Pocken, Keuchhusten, Syphilis; zu letztern, rein miasmatischen das Wechselfieber (Malaria). Es gibt nun aber drittens noch Krankheiten, welche sich ebenso wol von Person zu Person als auch durch die mit dem Giftstoffe geschwängerte Atmosphäre zu verbreiten vermögen, die also gleichsam den Uebergang zwischen den rein contagiösen und rein miasmatischen Krankheiten bilden, und die man deshalb miasmatisch-contagiöse nennt. Dahin gehören Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Puerperalfieber, Hospitalbrand, Ruhr, Influenza. Einzelne rechnen auch Masern, Pocken und Scharlach hinzu; aber es steht fest, daß wenigstens in den weitaus meisten Fällen diese Krankheiten nur durch Uebertragung von Person zu Person sich verbreiten, und nur in solchen Fällen, in denen durch gleichzeitige Erkrankung vieler in einem Hause oder an einem Orte und durch besondere Heftigkeit der Krankheit sich das Contagium vielleicht übermäßig reichlich entwickelt und in der Luft anhäuft, mag vielleicht der Aufenthalt in einer solchen Atmosphäre zur A. hinreichen. Was hier vermuthungsweise von Masern, Scharlach und Pocken gesagt ist, gilt aber vollständig von den obenerwähnten miasmatisch-contagiösen Krankheiten. Kommt z. B. der Typhus vereinzelt vor, so steckt er nicht leicht an, höchstens bei unmittelbarem Verkehre, ist also dann höchstens rein contagiös; häufen sich aber die Kranken in einem und demselben Raume, so kann schon ein einmaliger Besuch des Locals, selbst wenn die Kranken sich nicht mehr in demselben aufhalten, die A. zur Folge haben. Oder wird die Cholera durch einen Kranken in einen seither gesunden Ort verschleppt, so erkrankt zuerst die nächste Umgebung des Kranken; sind aber erst mehrere Kranke in einem Hause oder viele an einem Orte, so erkranken auch solche, die nicht in die Nähe eines Kranken gekommen sind. Alle drei erwähnten Gruppen von Krankheiten, die durch Aufnahme eines seiner Natur nach unbekannten, in der Atmosphäre oder an Kranken haftenden Giftstoffs erworben werden, nennt man insgesammt **Infectionskrankheiten**, d. h. ansteckende Krankheiten im weitern Sinne. Außer den schon erwähnten Krankheiten sind noch einige Gruppen von Krankheiten anzuführen, die den eigentlichen Infectionskrankheiten wirklich oder scheinbar nahe stehen. Die sog. purulent-contagiösen Krankheiten sind allerdings ansteckend im reinen Sinne des Wortes, aber sie führen nicht zu allgemeiner Erkrankung des ganzen Organismus, sondern nur zu örtlichen Störungen, und die A. erfolgt nur dann, wenn der Eiter der erkrankten Stelle, welcher Träger des Contagiums ist, auf bestimmte Organe des Gesunden gebracht wird, so z. B. die sog. Aegypt. Augenentzündung, die Augenentzündung der Neugeborenen, der Tripper. Hierbei kann die A., eben der rein örtlichen Natur der Krankheit wegen, auch an einer und derselben Person von einem Theile auf einen andern erfolgen. Die krankhaften Zustände, welche durch thierische oder pflanzliche Schmarotzer hervorgerufen und von Person zu Person übertragen werden, rechnet man nicht zu den Infectionskrankheiten: Krätze, Bandwurm, Trichinen, Soor, Favus u. s. w. Die Krankheiten, welche von Thieren auf Menschen durch A. übertragen werden (Hundswuth, Rotz, Milzbrand) heißen **Zoonosen**. Endlich ist noch zu erwähnen, daß unter Laien vielfach Krankheiten darum für ansteckend gehalten werden, weil sie aus angeerbter Anlage mehrere Glieder einer Familie zugleich befallen, z. B. Tuberkulose, Krebs, Skrofulose u. s. w. Diese Krankheiten sind keineswegs ansteckend. Im bildlichen Sinn kann man auch dann von einer A. sprechen, wenn eine Krankheitserscheinung durch Nachahmung erworben wird, was besonders bei Kindern und schwachnervigen Frauen nicht selten vorkommt, wie z. B. Husten, Krämpfe u. s. w.; schon das Gähnen ist hierfür ein Beispiel. Auch exaltirte geistige Zustände wirken öfters gewissermaßen ansteckend, insbesondere der religiöse Fanatismus (die Flagellanten im Mittelalter). Ueber das scheinbare Wesen, die Entstehung und Fortpflanzung der erwähnten Krankheitsgifte sowie über Ort und Art der A. mit denselben, s. **Contagium** und **Miasma**; über die Ausbreitung ansteckender Krankheiten s. **Epidemie**.

Anstett (Joh. Protasius von), ein in die wichtigsten Verhandlungen des Befreiungskriegs verflochtener russ. Diplomat, geb. 1766 als der Sohn eines Advocaten zu Strasburg, begab sich nach vollendeten Studien 1789 nach Rußland. Nachdem er hier zuerst den Prinzen von Nassau mit der Armee nach Schweden begleitet hatte und während des Feldzugs zum Offizier ernannt worden war, erhielt er nach beendigtem Kriege eine Anstellung bei der Kanzlei des Col-

legiums der auswärtigen Angelegenheiten. 1801 der Kanzlei des Ministers Panin aggregirt, wurde er von diesem zur russ. Gesandtschaft nach Wien geschickt, wo er, zum Legationsrath befördert, bis 1811 blieb. Während des Kriegs von 1809, wo die russ. Gesandtschaft Wien verlassen mußte, wurde A. erst dem Fürsten Galizin, später dem General Doctorow beigeordnet, um mit letzterm den Grenzvertrag über Galizien abzuschließen. Noch vor seiner Rückkehr nach Petersburg wurde er zum Staatsrath ernannt und 1812 als Director der diplomatischen Kanzlei bei der Armee Kutusow's angestellt, als welcher er 7. April 1813 mit dem preuß. Generallieutenant von Lottum die Convention von Kalisch abschloß. Nach Kutusow's Tode folgte er nebst mehrern andern Diplomaten dem Kaiser Alexander während des Kriegs, brachte im Verein mit Nesselrode 15. Juni 1813 den Tractat von Reichenbach zu Stande und wohnte als russ. Bevollmächtigter dem Congresse von Prag bei. Hier wurde seine franz. Geburt von Caulaincourt und Narbonne zur Bestreitung seiner Zulässigkeit als Bevollmächtigter benutzt, und so die Zeit des Waffenstillstands bis zum 11. Aug. mit fruchtlosen Verhandlungen hingebracht. A. begleitete hierauf als Wirklicher Staatsrath seinen Monarchen über Frankfurt nach Paris. Später auf dem Congresse von Wien 1814 und 1815 nahm er nur an den Arbeiten einiger besonders niedergesetzter Ausschüsse theil. Während des letzten Feldzugs gegen Napoleon von 1815 war er zunächst mit Cancrin bei dem Abschluß einer Supplementarconvention zu der von Kalisch thätig, folgte dann der Armee nach Paris und wirkte hier bei der 20. Nov. 1815 unter Wellington's Vorsitz unterzeichneten Convention über die Occupationsarmee. Seit 1818 war er außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Rußlands beim Deutschen Bunde. In dieser Stellung starb er 14. Mai 1835 zu Frankfurt a. M.

Austrich auf Holz- und Mauerwerk u. s. w., sowie auf Metallgegenständen hat entweder die Verschönerung oder den Schutz gegen Nässe und Einwirkung der Atmosphäre überhaupt, in besondern Fällen auch wol (soweit es sich um Holz oder Leinwand handelt) gegen das Anbrennen, zum Zwecke. Die zu A. dienenden Substanzen sind Flüssigkeiten, oftmals mit feinpulverigen, festen Stoffen innig vermengt, und werden gewöhnlich mittels Borstenpinsel in einfacher Lage oder in mehrern Lagen übereinander aufgestrichen. Im letztern Falle pflegt die erste Lage, der sog. Grund, aus einer weniger werthvollen Substanz zu bestehen, welche aber besonders geeignet ist, die natürlichen Rauhigkeiten der Körperoberfläche zu verdecken und die feste Verbindung dieser Oberfläche mit dem später folgenden A. zu vermitteln. Wenn eine Verschönerung oder Verzierung der Gegenstände allein oder hauptsächlich als Zweck vorliegt, so bestehen die A. in Farben verschiedener Art. So die Kalkfarben (aus zu dünnem Brei gelöschtem Kalk mit oder ohne Zusatz von Frankfurter Schwarz, Ocher, Umbra, Englischroth u. s. w.) auf verputztem Mauerwerk; die Leimfarben (Erd- und Lackfarben, mit Leimwasser angemacht) auf Wänden im Innern, Leinwand und geringerm Holzwerk; die Oelfarben (meist mineralische Farbstoffe, mit Leinölfirnis angerieben) in solchen Fällen, wo der A. gegen die Nässe haltbar sein muß, sowol auf Mauern als auf Holz und auf Metall, namentlich Eisen, welches dadurch zugleich den nöthigen Schutz gegen Verrosten erlangt; die Milchfarben (aus abgerahmter Milch, Leinölfirnis und Terpentinöl mit gemahlener Kreide und gelegentlichen Beimischungen von Indig, Englischroth, Ocher, grüner Erde) und die Käsefarben (frischer Käse mit zerfallenem Kalk und den ebengenannten Farbstoffen, verdünnt durch Milch) auf Wänden und Holzwerk. Als wasserabhaltenden A. auf gröberes, im Freien stehendes Holzwerk gebraucht man hauptsächlich den Theer (sowol Holz- als Steinkohlentheer), öfters mit Kalk, Ziegelmehl, Pech vermischt. Feuerfeste A. für Holz und Leinwand können niemals diese Stoffe gegen die Zerstörung durch Feuer schützen, also im eigentlichen Sinne unverbrennlich machen, sondern nur das Verbrennen verzögern und das Ausbrechen in eine starke Flamme, dadurch aber die rasche Verbreitung eines Feuers hindern. Diesen Erfolg gewährt in einigem Grade schon ein A. von Kalkmilch oder von Pottascheauflösung mit eingerührtem Lehm. Besser wirkt ein mehrmaliges Bestreichen mit einer Auflösung des Wasserglases, welche tiefer eindringt, bis zuletzt auch die Oberfläche mit Wasserglas (s. d.) bedeckt bleibt. Rostabhaltende A. auf Eisenwerk geben Theer mit eingemischtem Reißblei, Asphalt und Kolophonium in Kienöl aufgelöst, Guttapercha nebst Kolophonium und Schellack, aufgelöst in Steinkohlentheeröl, Leinölfirnis mit Ziegelmehl und Bleiglätte, u. dgl. m. Im weitern Sinne des Wortes würden zu den A. auch die Firnisüberzüge, die Lackirungen und gewisse Arten der Bronzirung zu rechnen sein; doch ist der Sprachgebrauch gegen diese Vereinigung.

Antagonismus (griech.), d. h. Gegenwirkung, nennt man diejenigen Einrichtungen im lebenden Körper, vermöge deren ein Organ die Thätigkeit eines andern hemmt und so oft auf

das gehörige Mittelmaß zurückführt. Am deutlichsten ist dies im Muskelsystem ausgesprochen, wo einzelne Muskeln einander geradezu entgegenwirken und daher Antagonisten heißen. So beugen die Beugemuskeln das Knie, die Streckmuskeln strecken es wieder, und wenn beide zusammenwirken, wird das Bein steif ausgestreckt. Ebenso spricht sich ein A. zwischen der Haut und den Schleimhäuten aus: durch Laxiren wird der Schweiß gehemmt und durch Schwitzen der Durchfall. Im Nervensystem bieten die sog. Hemmungsnerven ein deutliches Beispiel. So werden die Schläge des Herzens durch gewisse Nerven beschleunigt, durch einen andern Nerven (nervus vagus) verlangsamt. Bei tiefem Nachdenken wird die willkürliche Muskelbewegung aufgehoben, bei heftiger Gemüthsaufregung schweigen körperliche Schmerzen. Im Kreislauf, wenn sich das Blut in Herz und Lunge anhäuft, werden die Glieder kühl, wenn der Blutlauf in den äußern Körpertheilen freier vor sich geht, wird die Herzthätigkeit beruhigt. Bei den zusammengesetzten Einrichtungen des Organismus, wo so vieles ineinandergreift, ist es leicht, eine Anzahl von Vorgängen durch einen A., eine andere Zahl durch eine Sympathie (ein freundschaftliches Zusammenwirken) zu erklären, ohne daß dabei mehr als Worte gewonnen werden. Dieses Fehlers haben sich manche frühere Aerzte schuldig gemacht. Die ableitende Heilmethode (s. Ableitung) beruht zum Theil auf der Theorie vom A. Wie in der Natur, so waltet auch in der geistigen Welt das Gesetz des A., d. h. der Gegenwirkung oder Wechselwirkung der Kräfte. Jede Wirkung (Action) zieht auch hier eine Gegenwirkung (Reaction) nach sich.

Antakiah oder Antakia, s. Antiochia.

Antal, Antalak, der Name des halben oder sog. kleinen oberungar. Weinfasses, eines namentlich in Tokay üblichen größern Weinmaßes. Der A. enthält eigentlich $1^3/_8$ presburger oder ungar. Eimer = 73,355 franz. Liter, kommt aber gewöhnlich nur zu etwa 1 presburger Eimer aus.

Antalkidas (Friede des). Als die Vernichtung der lakedämonischen Flotte durch den Athenienser Konon in der Schlacht bei Knidos (Anfang Aug. 394 v. Chr.) für Sparta zunächst den Verlust der Seeherrschaft sowie der gesammten asiat. Küsten- und Inselstädte zur Folge gehabt, während andererseits der Erfolg der spartanischen Waffen im Böotisch-Korinthischen Kriege, trotz der Siege bei Nemea und Koroneia, doch im ganzen nur ein geringer geblieben war, entschlossen sich die Spartaner, deren Angelegenheiten damals König Agesilaos (s. d.) leitete, ihre bisher befolgte Politik zu ändern. Man hatte in Sparta erkannt, daß es bei den an sich nur geringen Machtmitteln von Lakonien auf die Dauer unmöglich sei, die Herrschaft über das griech. Festland und zugleich zur See und über Kleinasien sowol gegen Persien als gegen die Coalition der Staaten von Nord- und Mittelgriechenland zu behaupten. (S. Griechenland.) Agesilaos beschloß daher, die See und die griech. Städte Kleinasiens aufzuopfern, um womöglich mit pers. Hülfe Sparta zu der alten Obmacht, wie es dieselbe seit 404 über ganz Griechenland drückend geübt, wiederum zu erheben. Die Spartaner sandten den Antalkidas, einen ebenso gewandten als ränkevollen Mann, an den Tiribazos, den pers. Vicekönig von Sardes und Feldherrn in Kleinasien, um in dieser Richtung zu wirken und zu unterhandeln. Die ersten Versuche (392) blieben ohne größern Erfolg; doch hatte Antalkidas wenigstens den Perser für Sparta günstig gestimmt und die Thätigkeit des Konon für Athen zu verdächtigen gewußt. Einige Jahre später (388) wurde der Versuch von Antalkidas, der inzwischen Nauarch der Spartaner in den asiat. Gewässern geworden, in Susa bei dem Könige Artaxerxes Mnemon erneuert, der damals gegen Athen gereizt war, weil dieses die Empörung des Euagoras auf Cypern unterstützt hatte. Antalkidas, von Tiribazos in den Verhandlungen gefördert, erreichte jetzt vollkommen seinen Zweck und kehrte in Begleitung des Tiribazos nach Kleinasien zurück, mit dem Versprechen des pers. Königs, daß die Spartaner bei den Persern alle Unterstützung finden würden, wenn die Athener und deren Bundesgenossen sich weigern sollten, den beantragten Frieden anzunehmen. Die durch den langen Krieg herbeigeführte Erschöpfung bestimmte nun die übrigen griech. Staaten, Gesandte zu schicken, und aus dem Munde des Tiribazos den entscheidenden Willen des Königs zu vernehmen. Die Bedingungen, unter denen man sich zu dem berüchtigten Antalkidischen Frieden einigte (Sommer 387), waren: 1) die griech. Städte auf dem Festlande Kleinasiens sollen unter der Herrschaft des Königs von Persien stehen; 2) alle andern griech. Städte, große und kleine, sollen autonom sein; 3) wer den Frieden nicht annimmt, dem wird von Persien und denen, die in die Vorschläge einwilligen, der Krieg erklärt. Der pers. Großkönig ertheilte den Spartanern den Auftrag, in seinem Namen die Durchführung der weitern Bestimmungen, die Griechenland betrafen, zu leiten und zu überwachen. Das Schimpfliche und Ehrlose dieses Friedens lag hauptsächlich darin, daß man

die Stammverwandten in Kleinasien förmlich den Barbaren preisgab. Politisch gefährlich aber war der Friede für Griechenlands Freiheit, indem die erklärte Autonomie selbst der kleinsten Staaten die Aufhebung der nothwendigen Bundesgenossenschaften herbeiführen mußte. Antalkidas, von Freund und Feind gleichmäßig verachtet, machte durch freiwilligen Hungertod seinem Leben ein Ende. Spartas Uebermuth wurde bald darauf durch Pelopidas und Epaminondas gezüchtigt, und ein halbes Jahrhundert später lag die pers. Macht, die nur durch Griechenlands Zersplitterung bedeutend war, durch die Vereinigung sämmtlicher griech. Staaten unter Alexander d. Gr. zerschmettert zu Boden.

Antanaklăsis oder Dilogie, d. i. Doppelsinn, heißt in der Rhetorik die Wiederholung eines Worts in verschiedener Bedeutung mit Nachdruck, z. B. Dieser Mensch ist kein Mensch. Sie ist zu unterscheiden von der Amphibolie (s. d.) oder Zweideutigkeit eines Ausdrucks, und von der Allegorie (s. d.) oder dem bildlichen Ausdrucke.

Antar, richtiger Antara, ein berühmter arab. Häuptling um die Mitte des 6. Jahrh., welcher zu den sieben Preisdichtern der Araber gehört, deren gekrönte Gedichte unter dem Namen der Moallakat (s. d.) bekannt sind. In der uns erhaltenen Dichtung des A., die am besten von Menil (Leyd. 1816) und in der Sammlung der Moallakat von Arnold (Lpz. 1850) herausgegeben und nach Jones (Lond. 1783) von Hartmann in den «Hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel» (Münster 1802) ins Deutsche übersetzt wurde, schildert er seine kriegerischen Thaten und seine Liebe zu Abla. Seine Tapferkeit und sein Heldenmuth während des 40jährigen Kampfs zweier arab. Stämme, seine Freigebigkeit und seine treue Liebe erhielten sich lange im Gedächtniß seiner Landsleute und scheinen den Stoff zu dem bändereichen, gewöhnlich dem Asmai beigelegten Heldenromane «Antar» gegeben zu haben, der wol schon zur Zeit des Khalifen Harun-al-Raschid im 8. Jahrh. niedergeschrieben wurde, uns aber nur in einer spätern und vielfach verderbten Form, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrh., erhalten ist. Das Werk ist ein anziehendes und treues Gemälde des Lebens der Beduinen, reich an wahrhaft epischen Zügen, obgleich zu monoton, um als Ganzes europ. Leser zu befriedigen. Im Orient aber bildet es noch jetzt den beliebtesten Stoff für die öffentlichen Erzähler, womit sie in den Kaffeehäusern die Gäste unterhalten. Eine Uebersetzung begann Hamilton («Antar, a Bedoueen romance», 4 Bde., Lond. 1820); einen reichhaltigen Auszug gab Hammer in den wiener «Jahrbüchern der Literatur» (1819) und bedeutende Fragmente des Originals Caussin de Perceval (Par. 1842).

Antares, ein Fixstern erster Größe, aber den meisten andern Sternen dieser Größenklasse an Glanz nachstehend. Er bildet das Herz des Skorpionbildes, das nicht mehr ganz über den Horizont Mitteleuropas emporsteigt und erst in den südlichsten Gegenden unsers Erdtheils ganz überschaut werden kann. Nach neuern in Amerika gemachten Beobachtungen gehört er zu den Doppelsternen, indem ein schwer sichtbarer bläulicher Stern nur etwa 2 Secunden im Bogen von ihm abstehend gefunden worden ist. Mit zwei andern hellen Sternen im NW. und den beiden Schalen der Wage bildet er eine schöne symmetrische Figur. Seine Eigenbewegung ist für einen so hellen Stern als sehr schwach zu bezeichnen; sie beträgt nur 6 Secunden in einem Jahrhundert.

Antarktisch, s. Arktisch.

Antäus (griech. Antaios), eigentlich der Widersacher, nach der griech. Sage ein gewaltiger Riese, 60 Ellen lang, der Sohn des Poseidon und der Erde (Gäa), wohnte in einer Höhle in Libyen und nährte sich von Löwen. Jeden Fremden, der sich ihm nahte, zwang er zum Ringkampfe. Von seiner Mutter Erde stets mit neuer Kraft versehen, solange er sie berührte, erschlug er alle, die mit ihm kämpften, und baute aus ihren Schädeln dem Poseidon ein Haus. Auch dem Herakles widerstand er lange Zeit. Als indeß dieser den Zauber seiner Unüberwindlichkeit erkannt hatte, erstickte er ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antecēdens (lat.) heißt wörtlich das Vorausgehende. Der ältere philos. Sprachgebrauch bezeichnet dadurch theils das logische Subject in seinem Verhältniß zum Prädicat, theils den Grund im Verhältniß zur Folge. Antecedentien nennt man überhaupt frühere Vorgänge, insofern sie auch für die Beurtheilung und Entscheidung des Gegenwärtigen Anhaltepunkte geben. In diesem Sinne spricht man z. B. von Antecedentien einer Person, insofern das frühere Verhalten derselben auf die Beurtheilung dessen, was man von ihr erwarten zu können glaubt, einen Einfluß hat.

Antedatiren, vorausdatiren, ein früheres Datum (Tag, wo etwas Gewisses geschehen) angeben, oder eine Sache als früher geschehen darstellen, wie sie wirklich geschehen ist. Dieser

Fall kommt häufig bei Urkunden, namentlich bei Amtsdiplomen vor, um dadurch gewissen Ansprüchen eine festere Grundlage zu gewähren. So geben zuweilen Fürsten, welche abdanken, oder andere hohe Personen, welche ihre Stellung verlassen, Amtsverleihungen oder andern Beneficien, durch die sie ihre Getreuen entschädigen wollen, ein früheres, ihrer Abdankung vorausgehendes Datum, um diesen Verleihungen nöthigenfalls eine größere Rechtsbeständigkeit zu sichern. Bei histor. Untersuchungen kommt ein solches Verfahren, das man übrigens auch Zurückdatiren nennen kann, nicht selten in Frage.

Antediluvianisch heißt das, was vor der Sündflut war: antediluvianisches Zeitalter also die Zeit vor der Sündflut; in der ältern Theologie: antediluvianische Religion die Religion der Patriarchen von Adam bis Noah. In der Naturwissenschaft spricht man von einer antediluvianischen Periode, doch ohne Beziehung auf die Sündflut der mosaischen Geschichte, sondern in Hinsicht auf die letzte, durch Wasser hervorgebrachte Umgestaltung der Erde.

Antejustinianeisches Recht ist eigentlich das gesammte röm. Recht, welches aus den Zeiten vor Justinian herstammt. In einem engern Sinne umfaßt es aber nur die Ueberreste von ältern Gesetzen und jurist. Schriften, welche in das Corpus juris Justinianeum entweder gar nicht oder nur unter Veränderung ihrer ursprünglichen Form angenommen sind, wie z. B. die Zwölftafel-Fragmente, der Codex Gregorianus, Hermogenianus und Theodosianus, die Institutionen des Gajus, Paulli sententiae, Ulpian's Fragmente, die Collatio legum Mosaïcarum et Romanarum, die Fragmenta Vaticana. Sammelausgaben davon veranstalteten: Schalting («Jurisprudentia antejustinianea», Leyd. 1717, Lpz. 1737), Böcking («Corpus juris Romani antejustinianeum», Bonn 1835), Huschke («Jurisprudentiae antejustinianeae, quae supersunt», Lpz. 1861).

Antemetica (griech.), brechenstillende Mittel, heißen die Arzneien, durch welche man die krankhafte Empfindlichkeit des Magens zu mindern sucht. Es gehören dahin verschiedene Narkotika, Aether, Kohlensäure, basisch-salpetersaures Wismuthoxyd und verschiedene zusammenziehende Mittel (adstringentia). Die Wahl des Mittels richtet sich nach der Art des Magenleidens. Insbesondere ist zu bedenken, daß das Erbrechen häufig gar nicht im Magen, sondern in Störungen anderer Organe seinen Grund hat. (S. Erbrechen).

Antennaria nannte Robert Brown eine Pflanzengattung aus der Familie der Compositen und der 19. Klasse des Linné'schen Systems, deren Arten Linné, soweit solche ihm bekannt waren, zur Gattung Gnaphalium (s. d.) gerechnet hatte. Von diesen unterscheiden sich die A. durch die Zweihäusigkeit und die langen, Insektenfühlern (Antennen) ähnlichen Haare auf der Akene der weiblichen Blüten. Die A. sind ausdauernde, filzige, kleinblätterige Kräuter mit kleinen, doldentraubig oder trugdoldig angeordneten Blütenkörbchen, deren Korbhülle aus trockenen, schöngefärbten, unverwelklichen Schuppen besteht, weshalb sich diese Pflanzen gleich den Immortellen zum Zimmerschmuck während des Winters und zu Kränzen eignen. Es gehören zu dieser Gattung, deren Arten über Europa, Asien und Nordamerika zerstreut sind, das sog Katzenpfötchen, A. dioica, eine hübsche, allenthalben auf trockenem und steinigem Boden in sonniger Lage vorkommende Pflanze mit weißen, rosen- und purpurrothen Blütenkörbchen, und einige beliebte Zierpflanzen unserer Gärten, nämlich A. plantaginea und margaritacea aus Nordamerika, stattliche Gewächse mit schneeweißen Blütenkörbchen. Beide gedeihen ohne besondere Pflege im freien Lande und werden durch Zertheilung der Stöcke vermehrt.

Antēnor, ein edler Trojaner, erscheint beim Homer als der verständige, zur Sühne rathende Greis. Er nahm den Odysseus und Menelaos während ihrer Gesandtschaft in Troja, um die Rückgabe der Helena zu veranlassen, in seinem Hause auf, begleitete den Priamos in das griech. Lager, um wegen des entscheidenden Zweikampfs zwischen Paris und Menelaos zu unterhandeln, und schlug nach dem Zweikampfe des Ajax und Hektor, wiewol vergeblich, Helena's Auslieferung vor. Die spätere Sage hat ihn deshalb zu einem Freunde der Griechen und Verräther an seinem Vaterlande gemacht. Er soll den Griechen vor Troja das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont. Er selbst wurde wie Aeneas gerettet und gleich diesem der Stifter einer neuen Dynastie, indem er nach einigen auf den Trümmern Trojas ein neues Reich gründete, nach andern aber mit seinen Söhnen nach Thrazien wanderte und von dort mit den Henetern (Venetern) nach Italien ging, wo er die henetische Provinz am Adriatischen Meere mit Patavium (Padua) gründete.

Antequēra (bei den Römern Antiquaria oder Anticaria), eine große, gewerbreiche Stadt (Ciudad) Oberandalusiens in der span. Provinz Malaga, an dem in der Sierra de A. ent-

springenden Küstenflusse Guadalhorce gelegen, in einsamer Gegend auf einer kleinen Hochebene am Fuße eines Hügels erbaut, auf welchem die weitläufigen Trümmer eines maurischen Castells stehen. Die Stadt zählt 27200 E., hat die schöne goth. Kirche der Jungfrau in dem Castell, 6 Pfarrkirchen, 7 Nonnen- und 11 ehemalige Mönchsklöster, stattliche Häuser, von denen die ältern (in der obern Stadt) meist mit Wappenschildern verziert sind. Die Stadt unterhält große Flanell- und Papierfabriken, viele Gerbereien, Seidenwebereien und Seifenfabriken und treibt etwas Handel mit Südfrüchten, Oel, Orseille u. s. w. Das Guadalhorcethal ist hier von einer prächtigen Vega (Thalflur) eingenommen und mit Caserios (Meierhöfe) besäet. In der Umgegend werden gute Bausteine, namentlich bunter Marmor, gebrochen. A. wurde 712 von den Arabern besetzt und denselben 1410 von dem Infanten Ferdinand, späterm Könige von Aragonien, wieder entrissen. Das Gebiet der Stadt, das auf 8 Q.-M. das obere Guadalhorcethal umfaßt, war seit jenen Zeiten von der übrigen Provinz getrennt und genoß manche Vorrechte. Die Bevölkerung von A. besteht großentheils aus Hidalgos (s. d.), unter denen noch neuerdings die Blutrache Sitte war. Auf dem erwähnten Gebiete liegt im NW. von A. die Villa Archidona mit 7410 E., röm. Alterthümern und großen Marmorbrüchen in olivenreicher Gegend, und im W. der Badeort Fuente de la Piedra, am Ufer eines von Olivenpflanzungen umringten Sees, mit Mineralquellen von 14° R., deren Wasser sich sehr heilsam gegen Steinbeschwerden erwiesen hat.

Antĕros heißt in der spätern griech. Mythologie der Gott der Gegenliebe. Die Mythe nämlich erzählt, daß Eros (s. d.), der Gott der Liebe, nicht eher gewesen sei, bis ihm seine Mutter Aphrodite vom Ares in dem A. einen Bruder geboren habe. Der Sinn ist unstreitig: Liebe gedeihet nicht ohne Gegenliebe. Daher setzte man beiden oft zugleich Altäre und stellte sie dar, wie sie miteinander um einen Palmzweig oder Schmetterling streiten. Nach Böttiger ist die Vorstellung, A. sei die personificirte Gegenliebe, nicht antik, sondern modern; denn den Begriff von Liebe und Gegenliebe stelle die alte Kunst stets durch die Gruppe des Amor und der Psyche dar, und der wahre A. räche und bestrafe nur den Eros.

Anthemis nannte Linné eine Pflanzengattung aus seiner 19. Klasse und der Familie der Compositen, deren in Deutschland vorkommende Arten ebenso wie die Arten verschiedener anderer verwandter Compositengattungen (Matricaria, Pyrethrum u. a.) vom Volke Kamillen (s. d.) genannt werden, von den deutschen Botanikern dagegen, in Anbetracht, daß die eigentliche officinelle Kamille einer andern Gattung angehört, Afterkamillen genannt worden sind. Der wesentliche Charakter der Afterkamille besteht darin, daß der convexe oder kegelförmige Fruchtboden der Blütenkörbchen nicht hohl (wie bei Matricaria) und auf seiner Oberfläche zwischen den Blüten mit Spreublättchen besetzt ist. Die Akenen sind ungeflügelt, abgestutzt und entweder mit einem trockenhäutigen Krönchen versehen oder ohne solches. Die zahlreichen Arten dieser Gattung, welche der Mehrzahl nach in Europa, besonders dem südlichen, heimisch sind, lassen sich nach der Farbe der Strahl- und Scheibenblüten in solche mit weißem oder rothem Strahl und anders gefärbter Scheibe und solche mit gelbem Strahl und meist auch gelber Scheibe eintheilen. Zu den erstern gehört die Ackerkamille, A. arvensis L., ein überaus gemeines und lästiges Unkraut, welches allenthalben auf bebautem und sandigem Boden, auf Schutt, an Wegen, Dämmen, Gräben u. s. w. wächst, niedergestreckte und aufsteigende, ästige Stengel, mehrfach fiederschnittige, gräulich behaarte Blätter und einzelnstehende, ziemlich große Blütenkörbchen mit gelber Scheibe und flach ausgebreitetem, weißem Strahl besitzt. Von der echten Kamille (Feldkamille) unterscheidet sie sich außerdem auch noch durch ihre Geruchlosigkeit. Ferner gehören zur ersten Gruppe A. Cotula L., die Hundskamille, ebenfalls eine Unkrautpflanze, mit kahlen, doppelt-fiedertheiligen Blättern und doldentraubig angeordneten Blütenkörbchen, sonst der vorigen sehr ähnlich, aber unangenehm riechend, und A. nobilis L., die Römische Kamille, eine südeuropäische, in Sachsen, Thüringen und andern Orten als Arznei- und Ziergewächs mit gefüllten Blütenkörbchen gebaute Art, welche einen niedergestreckten, ästigen, reichbeblätterten Stengel, feinzertheilte, doppelt-fiederspaltige, kahle Blätter und langgestielte, einzelne, endständige Blütenkörbchen mit weißem Strahl und gelber Scheibe besitzt. Ihre angenehm aromatisch duftenden Blüten sind unter dem Namen Flores Chamomillae romanae officinell und werden, ähnlich wie diejenigen der Feldkamille, zu Thee, trockenen Umschlägen gegen Kolik, Verdauungsbeschwerden und als entzündungswidriges Mittel benutzt, wirken aber viel reizender als diejenigen der Feldkamille. Sie enthalten außer Fett, Wachs, Bitterstoff, Eiweiß, Gummi u. a. ein ätherisches Oel, welches je nach dem Standort bald blau, bald grünlich-weiß, bald bräunlich-gelb gefärbt erscheint. Zur zweiten Gruppe gehört

die Färbekamille, A. tinctoria L., eine an felsigen Orten in sonniger Lage häufig wild wachsende Pflanze mit aufrechtem Stengel, kammförmig doppelt-fiederspaltigen Blättern, einzelnstehenden, ansehnlichen Blütenkörbchen und goldgelben Strahl- und Scheibenblüten. Letztere enthalten einen gelben Farbstoff, weshalb die Pflanze hier und da auch cultivirt wird. Desgleichen findet man sie als Ziergewächs in Gärten. Ihre Blätter sind unter dem Namen Herba Buphthalmi officinell. Sie haben einen widerlich aromatischen Geruch. Verschiedene südeurop. und asiat. Arten beider Gruppen werden hier und da als Zierpflanzen im freien Lande cultivirt.

Anthere, s. Staubbeutel.

Anthĕricum, Zaunlilie, Graslilie, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen und der 6. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems, besteht aus perennirenden Gewächsen mit büscheligem Wurzelstock, blattlosem, einfachem oder ästigem Stengel, linealen, grundständigen Blättern und traubig oder rispig angeordneten Blüten, welche ein sechstheiliges, weißes Perigon haben und eine wenigsamige Kapsel erzeugen. In Deutschland kommen zwei Arten auf trockenem, namentlich kalkhaltigem Boden unter Gebüsch vor: A. Liliago mit einfachem, und A. ramosum mit ästigem Stengel. Die meisten Arten wachsen am Vorgebirge der guten Hoffnung, und unter diesen gibt es sehr schönblühende (z. B. A. fragrans und floribundum), welche zu Zierpflanzen unserer Gewächshäuser geworden sind.

Antheridien, die männlichen Geschlechtsorgane der Moose, Farrnkräuter, Schachtelhalme, Bärlappe u. a. (S. Kryptogamen.)

Anthologie (griech.), d. i. Blumenlese, lat. Florilegium, wird gewöhnlich als Titel eines aus auserwählten Gedanken, Sprüchen und Gedichten bestehenden Werks gebraucht. Schon im Alterthum veranstaltete man dergleichen Blumenlesen oder Sammlungen kleinerer, meist epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern, und bekannt ist in dieser Beziehung besonders die «Griechische A.» Der erste Sammler einer solchen war Meleager aus Gadara in Syrien, ungefähr um 60 v. Chr. Später thaten ein Gleiches Philippus von Thessalonich, wahrscheinlich zur Zeit Trajan's, Diogenianus von Heraklea, Straton aus Sardes, beide unter Hadrian, und Agathias. Aber alle diese ältern Sammlungen, die übrigens verschiedene Namen führten, sind verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Konstantinos Kephalas aus dem 10. Jahrh., der bei seiner Arbeit die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte; die andere von Maximus Planudes, einem Mönche zu Konstantinopel, im 14. Jahrh., der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der A. des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte. Die letztere Sammlung, welche zuerst durch den gelehrten Griechen Joh. Laskaris (Flor. 1494) im Druck erschien und dann noch zweimal (Ven. 1503 und Flor. 1519) veröffentlicht wurde, war lange Zeit die allein bekannte, bis Henr. Stephanus eine vermehrte Ausgabe (Par. 1566) lieferte, die später häufig wieder abgedruckt worden ist. Die neueste Ausgabe mit der lat. metrischen Uebersetzung des Hugo Grotius begann de Bosch und endete Lennep (5 Bde., Utrecht 1795—1822). Indessen hatte Salmasius auf der heidelberger Bibliothek 1606 die einzige vorhandene Handschrift der A. des Konstantinos Kephalas aufgefunden, sie mit der des Planudes verglichen und die in dieser nicht enthaltenen Gedichte ausgeschrieben. Die von ihm versprochene Ausgabe kam aber nicht in Druck, ebenso wenig als später die von Dorville. Die heidelberger Handschrift wurde im Dreißigjährigen Kriege nach Rom, von da in den Revolutionskriegen nach Paris entführt und erst 1816 nach Heidelberg zurückgebracht. Jedoch kamen die aus derselben sowol von Salmasius als früher von Sylburg ausgeschriebenen Gedichte mehrmals unter dem Namen «Anthologia inedita» ganz oder theilweise in Druck. Den gesammten Vorrath, vermehrt mit den Bruchstücken der ältern Dichter, den Idyllen der bukolischen Dichter, den Hymnen des Kallimachos und den auf Inschriften und in andern Werken enthaltenen Epigrammen gab Brunck unter dem Titel «Analecta veterum poetarum graecorum» (3 Bde., Strasb. 1776) heraus und später Jacobs in der «Anthologia graeca sive poetarum graecorum lusus ex recensione Brunckii», mit Commentar (13 Bde., Lpz. 1794—1814). Von dem heidelberger Manuscripte der A. des Kephalas waren zwei vollständige Abschriften vorhanden, die von Spaletti 1776 zu Rom vollendete, welche später nach Gotha kam, und die von Chardon-Larochette in Paris verfertigte. Aus jener besorgte Jacobs eine zweite Ausgabe, die «Anthologia graeca ad fidem codicis olim palatini nunc parisini ex apographo Gothano edita» (3 Bde., Lpz. 1813—17). Zwei Nachträge hierzu gab Welcker in der «Sylloge epigrammatum graeca» (Bonn 1828—29). Uebersetzungen ausgewählter Gedichte haben außer Stolberg, Voß und Conz besonders Herder in den «Zerstreuten Blättern» (Th. 1 u. 2) und Jacobs

in «Leben und Kunst der Alten» (2 Bde., Gotha 1824) gegeben. — Eine Römische A. ist aus dem Alterthume nicht auf uns gekommen. Erst neuere Gelehrte haben aus dem Schatze von kleinern Poesien, die sich durch Zufall erhalten haben, nach dem Vorbilde der griech. A. ähnliche Sammlungen veranstaltet. Den Anfang machte Scaliger mit den «Catalecta veterum poëtarum» (Leyd. 1573), zu welchen die sog. «Priapeia» und die «Epigrammata veterum e codicibus et lapidibus» (Par. 1590) hinzukamen. Mit Benutzung alles Vorhandenen stellte Peter Burmann der Jüngere seine «Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum» (2 Bde., Amst. 1759—73) zusammen, welche 1544 einzelne Gedichte enthielt, aber besser geordnet, vermehrt und berichtigt von Meyer (2 Bde., Lpz. 1835) herausgegeben wurde. — Die Literaturen der asiat. Culturvölker sind sehr reich an verschiedenen Arten von A., die theils, nach den Gegenständen geordnet, Auszüge aus den besten Dichtern geben, theils aus Proben berühmter Dichter bestehen, mit Hinzufügung biographischer Notizen, welche wiederum entweder nach der Zeitfolge oder den Ländern, wo die Dichter auftraten, angeführt werden. Die älteste bekannte A. besitzen die Chinesen in dem «Schi-king», welches eins von deren kanonischen Büchern ist und dem Confucius zugeschrieben wird. Die Sanskritliteratur hat verhältnißmäßig nur wenige anthologische Werke aufzuweisen. Desto größer ist die Zahl derselben in der Literatur der Araber, von denen die Sitte, poetische A. anzulegen, zunächst zu den Persern kam, deren zahlreiche und oft sehr umfassende «Teskireh» wiederum den Osttürken, den Osmanen und den moslem. Hindus (Hindostanern) zum Vorbilde dienten. — Die zahllosen Mustersammlungen von Gedichten und Bruchstücken aus den Werken nationaler Dichter und Schriftsteller, wie sie in allen europ. Ländern erscheinen, führen ebenfalls oft den Namen A. Allein dieselben verfolgen nur pädagogische und populäre histor. Zwecke und machen auf eine wirklich literar. Bedeutung weniger Anspruch. Den A. verwandt sind die Chrestomathien (s. d.).

Antholyza, Rachenlilie, eine von Linné benannte Gattung schönblühender Cappflanzen aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und der Familie der Irideen, deren in Aehren geordnete Blüten aus einer zweitheiligen Scheide hervorragen und ein unregelmäßiges, fast zweilippiges Perigon, drei aufsteigende Staubfäden und drei dünne Narben auf dem unterständigen Fruchtknoten besitzen. Aus letzterm entsteht eine mehrsamige, dreifächerige Kapsel, deren Samen von einer Schlauchhaut eingefaßt sind. Die schönsten und in unsern Gewächshäusern am häufigsten cultivirten Arten sind: A. aethiopica, mit schwertförmigen Blättern und langer, zweizeiliger Aehre scharlachrother Blumen, und A. lucidior, mit linien- oder fadenförmigen Blättern. Erstgenannte Art ist in Südspanien eine sehr beliebte Gartenzierpflanze, welche dort im freien Lande vorzüglich gedeiht. Bei uns müssen die Rachenlilien, wie alle Cappflanzen, im Kalt- oder Orangeriehause überwintert werden und können nur während des Sommers im Freien stehen. Sie sind alle perennirende Gewächse.

Anthoxanthum, Ruchgras, eine Grasgattung, welche Linné in die 2. Klasse seines Systems stellte, weil die Blüten blos zwei Staubgefäße enthalten, während sonst bei den Gräsern deren drei vorhanden zu sein pflegen, hat lanzettförmige, in ährenförmige Rispen gestellte Aehrchen, welche eine fruchtbare, unbegrannte Zwitterblüte und zu beiden Seiten derselben eine begrannte Spelze enthalten. Bei uns kommt blos das durch ganz Europa verbreitete gemeine Ruchgras, A. odoratum, vor, ein durch seinen aromatischen Geruch, welcher sich namentlich nach dem Trocknen stark entwickelt, und die glänzende bräunlichgelbe Farbe seiner Aehre ausgezeichnetes Gras, das überall, namentlich auf trockenen und moorigen Wiesen wächst. Angeblich soll dieses Gras dem Heu seinen eigenthümlichen Wohlgeruch ertheilen, doch dürfte diese Annahme nicht ganz richtig sein, da auch solches Heu, unter dem gar kein Ruchgras ist, dasselbe Arom besitzt. Uebrigens rührt der Wohlgeruch dieses Grases von einem eigenthümlichen, in den Blüten enthaltenen Stoffe her, dem auch in andern aromatischen Pflanzen (z. B. im Waldmeister) vorkommenden Cumarin (s. d.). Die Blüten des Ruchgrases werden zu Kräuterkissen mit verwendet; auch benutzt man sie, um dem Schnupftaback ein feines Arom zu verleihen.

Anthracit, Glanzkohle, Kohlenblende, ein zu den Steinkohlen gehörendes, der Hauptmasse nach aus Kohlenstoff bestehendes Mineral von schwarzer Farbe. Es hat einen muscheligen Bruch, oft einen unvollkommenen Metallglanz, oft aber auch Wachs- oder Fettglanz, und brennt schwer, fast ohne Flamme, Rauch und Geruch. Krystallisation ist bei ihm nicht wahrzunehmen, und seine Bildung aus Pflanzenstoffen ist nicht zu bezweifeln. Häufig kann er nur als natürliche Coaks (s. d.) angesehen werden, nämlich da, wo vulkanische Massen Braun- oder Steinkohlenlager durchbrochen haben. An solchen Orten findet man dann die allmählichsten Uebergänge von A. bis zur Schwarz- oder Braunkohle. Zuweilen durchdringt

er auch Gesteine und gibt ihnen ein dunkles Aussehen, oder er findet sich in Drusenräumen und auf Spalten ausgesondert. Als Brennmaterial wird A. gleich den Coaks benutzt. Häufig wendet man, wie bei Reductionen von Eisen, beim Ziegel- und Kalkbrennen oder zu häuslichen Zwecken, beide zusammen an.

Anthrakonit nennt man die durch Kohle ganz schwarz gefärbten, undurchsichtigen Varietäten des Kalkspats (s. d.).

Anthriscus, Kerbel, eine von Persoon aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse und der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems, welche aus zweijährigen Arten mit drei- bis vierfach fiederschnittigen Blättern, weißen Blüten und linealen, geschnäbelten, ungerippten Früchtchen besteht. Eine im südöstl. Europa heimische Art, der Suppen- oder Küchenkerbel, auch Kerbelkraut und Suppenkraut genannt, A. Cerefolium, eine zierliche Pflanze mit gestreiftem, dünnem, über dem Knoten behaartem Stengel, hellgrünen, eigenthümlich und angenehm süßlich-aromatisch duftenden Blättern und wenigstrahligen Dolden, wird allenthalben in Küchengärten als Suppenkraut und Küchengewürzpflanze gebaut und verwildert daselbst leicht, sodaß er als Unkraut auftritt. Man benutzt das frische Kraut im Frühling auch mit zur Bereitung der frischen Kräutersäfte, welche in dieser Jahreszeit von Aerzten schwächlichen Personen häufig als stärkendes Mittel verordnet werden. Aus den Samen wird ein ätherisches Oel, Kerbelöl, gewonnen. Außer dieser Culturpflanze gehören zur Gattung A. mehrere in Deutschland häufige Unkräuter, nämlich A. silvestris, der wilde Kerbel oder Pferdekümmel, eine allenthalben in Grasgärten und auf Wiesen wachsende Pflanze mit gefurchten, hohlen, 4—5 F. hohen Stengeln, großen, dunkelgrünen Blättern, mehrstrahligen Dolden und glatten Früchten, die zu den verdämmenden und bodenaussaugenden Unkräutern gehört, und der gemeine Kerbel, A. vulgaris, mit stacheligen Früchten, welcher auf Schutt und wüsten Plätzen wächst.

Anthropolatrie (griech.), Menschenanbetung, wird denjenigen zugeschrieben, welche von andern nur als Menschen anerkannte Wesen göttlicher Verehrung würdigen. Der Standpunkt der Beurtheilung bei diesem stets tadelnd gebrauchten Namen liegt somit außerhalb des Beurtheilten selbst, und ist daher fast immer zum Parteistandpunkte geworden. So warfen die Christen den Heiden A. vor, weil deren Mythologie Menschen in die Reihe der Götter versetzt zu haben schien; aber man übersah dabei, daß jene angeblichen Menschen, von der Zeit der heidnischen Entartung abgesehen (s. Apotheose), eben nicht als «Menschen», sondern als Ausdruck von göttlichen Principien der Anbetung gewürdigt wurden. Die Christen mußten es sich daher gefallen lassen, umgekehrt von den Heiden als «Anthropolatren» bezeichnet zu werden, wegen ihrer göttlichen Verehrung des «Menschen» Jesu, obgleich auch dieser nicht als «Mensch» angebetet wurde. Die Apollinaristen (s. Apollinaris) im 4. Jahrh. n. Chr., und besonders die Polemianer unter denselben, stimmten insofern in diesen Tadel gegen die kath.-christl. Kirche ein, als diese, ihrer Ansicht entgegen, neben der allerdings die Verehrung an sich bedingenden göttlichen Natur eine vollkommen menschliche Natur in Christo aufrecht erhielt und kein Bedenken trug, den Apollinaristen den Namen Sarkolaträ (Fleischanbeter) wegen ihrer Spiritualisirung und Vergötterung des Leibes Christi (übrigens ebenso unberechtigt) zurückzugeben. Es lag in der Sache, daß dem Nestorius (s. d.) und seiner Partei, welche noch entschiedener als die Kirche die menschliche Natur Christi zu behaupten suchten, derselbe Spottname der Anthropolatren beigelegt wurde. Allenthalben aber leuchtet ein, daß der angebliche Menschenanbeter in den von ihm verehrten Wesen eben nicht mehr den Menschen, sondern etwas Höheres, Göttliches anerkennt, die Benennung somit eine für den Anbetenden selbst unberechtigte Unterschiebung enthält. Im gewöhnlichen Leben wird mit dem Worte A. auch die charakterlose Menschendienerei bezeichnet.

Anthropolithen heißen fossile Reste menschlicher Körper, z. B. von Gestein umschlossene Knochen, Zähne oder dgl.; nur selten sind sie wirklich versteinert. In solchen Gesteinen, deren Bildung noch jetzt fortdauert oder wenigstens der histor. Zeit angehört, sind dergleichen ziemlich oft gefunden worden, z. B. im Kalktuff zu Robschütz bei Meißen, im neuesten Meereskalkstein der Insel Guadeloupe (ein ganzes Skelett im British Museum zu London). Auch die Menschenreste, welche zu Pompeji ausgegraben wurden, können hierher gerechnet werden. Dagegen war es lange zweifelhaft, ob Menschenreste auch in solchen Ablagerungen vorkommen, welche einer frühern geol. Periode angehören, und welche zugleich Reste von ausgestorbenen Thierspecies enthalten. In neuester Zeit ist diese Frage bejahend entschieden worden. Man hat an mehrern Orten in Frankreich, Belgien und England, theils in Höhlen, theils in Thalablagerungen,

Menschenknochen und Steingeräthe, die von Menschen herrühren, auf eine solche Weise mit Knochen von ausgestorbenen Elefanten-, Rhinoceros- und Hyänenspecies zusammen gefunden, daß an ihrer gleichzeitigen Existenz im lebenden Zustande nicht mehr gezweifelt werden kann. Dadurch wird aber nur das erste Auftreten des Menschen auf der Erde etwas weiter zurück, oder die Dauer jener jetzt ganz erloschenen Species etwas weiter vor verlegt, denn alle diese Ablagerungen gehören immer noch einer sehr neuen geol. Periode, der postpliocänen Zeit, an. In sog. tertiären oder noch ältern Ablagerungen hat man bisjetzt noch nicht den geringsten Ueberrest eines Menschen oder eines Kunstproducts aufgefunden. Alles, was man zuweilen dafür gehalten hat, beruhte auf Täuschungen, wie z. B. Scheuchzer's «homo diluvii testis», der sich als ein Reptil erwiesen hat. Die beste Zusammenstellung über diesen Gegenstand findet man in Lyell's «Antiquity of man» (Lond. 1863).

Anthropologie (griech.) bezeichnet die Lehre vom Menschen in ihrem ganzen Umfange. Der Mensch als Gegenstand der äußern Erfahrung ist die Aufgabe der physischen, als Gegenstand der innern Erfahrung der psychischen A. Nach den verschiedenen Gesichtspunkten, welche ein jedes dieser beiden Erfahrungsgebiete verstattet, zweigen sich auf jedem derselben wieder verschiedene Wissenschaften ab, auf dem physischen neben der Physiologie des Menschen seine Naturgeschichte, auf dem psychischen neben der reinen A. die angewandte oder pragmatische. Was die Naturgeschichte des Menschen betrifft, so ist darin seit der durch Blumenbach gelungenen Feststellung von drei hauptsächlichen Rassenunterschieden (s. Mensch) mit Fleiß fortgearbeitet worden, ohne daß es jedoch bisher hat gelingen wollen, weder in Betreff der Abstammung dieser Rassen unter sich noch in Betreff einer Hervorentwickelung derselben aus dem Leben der frühern Naturstufen, etwas Festes zu ermitteln. Der gründlichste Versuch, eine solche Hervorentwickelung denkbar zu machen, ist der von Darwin («On the origin of species of natural selection etc.», Lond. 1859; deutsch von Bronn, Stuttg. 1862). Verbindet man mit dem Naturgeschichtlichen eine Schilderung der Lebensart, der Sprache, der Kleidung, der Sitten u. s. w., so geht die A. auf diesem Standpunkte in die Ethnographie (s. d.) über. Hierher gehört die Schrift von Waitz: «A. der Naturvölker» (Bd. 1—3, Lpz. 1859—64). Von der naturgeschichtlichen unterscheidet sich die physiologische A. als die Wissenschaft vom Bau und den Verrichtungen des menschlichen Leibes, deren Aufgabe die Aufstellung des vollständigen Systems animalischer Triebe ist, welche in den drei Gruppen der Gestaltungstriebe, Bewegungstriebe und Empfindungstriebe (vegetatives, irritables und sensibles System) das Leben des Organismus bewirken. Wegen ihrer Verwandtschaft mit der Heilkunde durch die sich an sie knüpfenden diätetischen und ärztlichen Rücksichten pflegt man diese Wissenschaft auch als medicinische A. zu bezeichnen. Dabei wird einerseits die naturgeschichtliche Seite des Menschen, andererseits das Leben der höhern Seelenthätigkeiten von ihren Bearbeitern mehr oder weniger mit in die Untersuchung gezogen. Hierher gehören die Werke: Burdach, «A. für das gebildete Publikum» (2. Aufl., Stuttg. 1846—47); Klencke, «System der organischen Psychologie» (Lpz. 1842); Domrich, «Die psych. Zustände und ihre organische Vermittelung» (Jena 1849), und Lotze, «Die medic. Psychologie» (Lpz. 1850).

Die psychische A. in der reinen oder philos. Bedeutung des Wortes läßt sich im engern und weitern Sinne verstehen. Im engern Sinne ist sie eine empirische Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes als eines eigenthümlichen Erfahrungsfeldes, welches einen vollkommenen Gegensatz zur äußern Erfahrung der Naturwissenschaften bildet, und dessen Gegenstände in den Thätigkeiten unsers eigenen Denkens, Anschauens, Empfindens, Fühlens, Begehrens und Wollens bestehen. Dieses ist Psychologie im empirischen Wortverstande, in deren Gebiet gehören: Drobisch, «Empirische Psychologie» (Lpz. 1842); Beneke, «Lehrbuch der Psychologie» (2. Aufl., Berl. 1845); Waitz, «Lehrbuch der Psychologie» (Braunschw. 1849); J. H. Fichte, «Die A., neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege» (2. Aufl., Lpz. 1861). Weil aber die empirische Psychologie in einem engen Verhältnisse steht zu den das Universum umfassenden speculativen Principien, so fordert sie dadurch zu einer Bearbeitung von speculativen Standpunkten auf, woraus die speculative A. als eine Psychologie auf dem Boden der Metaphysik entspringt, wohin die speculativen Arbeiten dieser Art einerseits von der Herbartischen, andererseits von der naturphilos. und der Hegel'schen Seite gehören, wie: Herbart, «Psychologie als Wissenschaft» (2 Bde., Königsb. 1824—25); Steffens, «Anthropologie» (Bresl. 1821); Schubart, «Geschichte der Seele» (4. Aufl., Stuttg. 1850); Carus, «Psyche» (Pforzh. 1846), nebst den Psychologien von Erdmann (3. Aufl., Lpz. 1863), Rosenkranz (3. Aufl., Königsb. 1863) und Schaller (Weimar 1860). Eine Ergänzung zur psychischen bildet die

pragmatische A., welche die Anwendung jener auf die praktischen Verhältnisse des täglichen Lebens enthält, daher sie auch eine Anweisung zur Menschenkenntniß genannt werden kann, wie Kant's «A. in pragmatischer Hinsicht» (4. Aufl. von Herbart, Lpz. 1833) und Beneke's «Pragmatische Psychologie» (Berl. 1850). An sie schließt sich als eine auf sie zu begründende Geschicklichkeit die Anthropognosie als die Kunst, den Charakter aus gewissen äußerlichen Kennzeichen, wie der Schädelform, den Mienen, der Statur, dem Gange, der Handschrift u. dgl., zu beurtheilen. In dieses Gebiet gehört die Schädellehre oder Phrenologie (s. d.) von Gall, Spurzheim und Combe, die Physiognomik von Lavater (s. Physiognomie), die Spielereien der Chirognosie, Chiromantie, Handschriftenkunde u. s. w.

Endlich kann unter A. auch noch mitverstanden werden die Wissenschaft von dem, was der Mensch als freihandelndes Wesen aus sich selbst macht, sowol in Beziehung auf die Entwickelung seiner geistigen Anlagen als seiner phys. Beschaffenheit, seiner Sitten und Lebensart. So entspringt A. im socialen Wortverstande als eine theils ethnogr., theils culturhistor. Wissenschaft, A. der socialen Bildungsgesetze, sowol der einzelnen Völker als der ganzen Menschheit. Indem in ihr Bereich die uranfängliche Entwickelung der Familien-, Staats- und Religionsformen, der Handwerke, Künste und Erfindungen, der Sprachen, Sitten und Trachten, der Nahrungsmittel und Industriezweige fällt, so strebt diese Wissenschaft auf dem empirischen Wege demselben Ziele zu, welches eine Philosophie der Geschichte der Menschheit auf speculativem Wege und an dem Leitfaden ethischer Grundsätze zu erreichen sucht, dem Ziele einer Einsicht in den Culturgang der Menschheit. Die A. in diesem Sinne gewinnt eine so umfassende Bedeutung, daß sich darin alle übrigen, mit diesem Namen bezeichneten Wissenschaften mehr oder weniger einbegriffen denken lassen. Ihre Entwickelung setzt daher auch, um erfolgreich anfangen zu können, eine kaum noch vorhandene Reife in den einzelnen zu ihr gehörigen Gliedern voraus. Ihre Idee dient aber fortwährend als Regulativ, um das höchste Strebeziel in diesem weitschichtigen und vielseitigen Gebiete nicht aus den Augen zu verlieren. Daher bilden auch Herder's «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (1784—91) hier immer noch die Grundlage. Sonst gehören hierher Lotze's «Mikrokosmus, oder Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit» (2 Bde., Lpz. 1856—58); Bastian, «Der Mensch in der Geschichte» (3 Bde., Lpz. 1860); die «Zeitschrift für Völkerpsychologie» von Lazarus (Berl. 1859 fg.). Die einzelnen Wissenschaftsfelder, welche unter dem Namen der A. zusammengefaßt werden, sind von einer ebenso mannichfachen als untereinander engverschlungenen Art. Auf ihnen allen hat sich durch die Bemühungen der Neuzeit ein reiches Material angehäuft; jedoch sind die meisten derselben noch in einem gärenden Zustande begriffen und von entgegengesetzten Standpunkten aus in Arbeit genommen. Es gibt daher auch hier überall noch viel frisch zu bearbeitenden Boden, welcher für die Zukunft der Wissenschaft immer wichtiger und ergiebiger zu werden verspricht, weil in der Aufgabe einer allseitigen Erforschung der Menschennatur die Aufgaben aller übrigen Wissenschaften sich berühren und durchkreuzen.

Anthropomorphismus und **Anthropopathismus** sind beides griech. Worte, von denen das erstere die Vorstellung von Gott nach der Analogie der menschlichen Körpergestaltung (μορφή), das letztere die Vorstellung von Gott nach der Aehnlichkeit menschlicher Gemüthszustände (πάθη) bezeichnet. Beides begreift das Wort Vermenschlichung Gottes in sich. Da wir alle übersinnlichen Vorstellungen nur nach Analogien, die wir in uns finden, auffassen können, so liegt es nach der Natur unseres Vorstellungsvermögens sehr nahe, Gott, wenn wir ihn als Person denken, nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit mit einem menschenartigen Geiste, mit menschlichen Gemüthszuständen und wol selbst mit menschenartiger Gestalt ausgestattet vorzustellen. Auch die menschliche Rede über Gott pflegt daher anthropomorphistisch und anthropopathisch zu sein. Die philos. Speculation hat ebenso sehr ein Interesse daran, die Idee des Unendlichen aller menschlichen und endlichen Beschränktheit zu entkleiden, als das religiöse Bewußtsein, welches ein persönliches Verhältniß zur Gottheit verlangt, immer geneigt bleiben wird, seinen Gott mit den nur nach Möglichkeit gesteigerten Eigenschaften der menschlichen Persönlichkeit auszustatten. In der heidnischen Welt tritt dieser Gegensatz am schroffsten auf. Alle polytheistischen Volksreligionen beruhen auf der unbedenklichen Vermenschlichung des Göttlichen, während die griech. Philosophie auf ihrem Höhepunkte bei dem leeren Begriffe des unendlichen Seins angelangt ist, welches über jeder Bestimmung und freilich auch über jedem lebendigen Inhalt hinausliegt. Die Religion des Alten Testaments verwirft, wenigstens in ihrer reinen Entwickelung im Zeitalter der Propheten, die immerhin lange genug auch von den frömmsten Israeliten für unbedenklich erachtete Darstellung Gottes im Bilde, und wo sie

ihm menschliche Gestalt, Augen, Ohren, Nase, Mund, Herz, Eingeweide, Hände, Füße zuzuschreiben scheint, so ist dies nur als poetisch veranschaulichende, also symbolische, Rede zu verstehen. Destoweniger trägt aber das Alte Testament ein Bedenken, Gott im Denken, Ueberlegen, Beschließen menschliche Weise, sogar Sinnesänderung und Wechsel der Entschließungen zuzuschreiben, und neben der Liebe, dem Erbarmen und Mitleiden Gottes ist auch von Aufwallungen seines Zornes, von Haß und Reue bei ihm die Rede.

Das Christenthum hat in seiner Grundauffassung von Gott als dem himmlischen Vater und der persönlichen Liebe von vornherein ein anthropopathisches Element, während es zugleich in dem großen Worte «Gott ist Geist» den ihm ebenso wesentlich eingeborenen speculativen Trieb verräth. Die Entwickelung dieser entgegengesetzten Richtungen hat schon im kirchlichen Alterthum zu harten Gegensätzen und theilweise selbst zu leidenschaftlichen Parteikämpfen geführt. Während namentlich die judenchristl. Richtung und in Anschluß an diese auch späterhin der kräftige Realismus der Kleinasiaten und Afrikaner fortwährend zu anthropopathischen und sogar anthropomorphistischen Vorstellungen hinneigten, waren umgekehrt die philosophisch gebildeten Kirchenlehrer, und vor allen die Alexandriner, auf Reinerhaltung des Gottesbegriffs von menschlicher Beschränktheit bedacht, ohne jedoch zu einer widerspruchsfreien Auffassung gelangen zu können. Die Kirche hat in ihrer weitern Entwickelung die Meinung, welche Gott einen Körper zuschreibt, auch in ihrer subtilern Auffassung, die noch Tertullianus theilte, verworfen, dagegen die Abbildung Gottes unter menschlicher Gestalt und die symbolische Redeweise des Alten Testaments für unbedenklich erachtet. So wurden im 4. Jahrh. eine syrische Mönchspartei, die Audianer, und eine ägypt. Mönchspartei des Anthropomorphismus beschuldigt, weil sie das göttliche Ebenbild in der Gestalt des menschlichen Leibes suchten. Im 10. Jahrh. fand Bischof Ratherius von Verona in seinem Sprengel Anthropomorphisten, welche, als der Bischof ihre grobsinnliche Vorstellung von der Körperlichkeit Gottes bestritt, bitter klagten, er habe ihnen ihren Gott genommen. Doch hat auch in neuerer Zeit die Ansicht von einer, freilich geistartigen, Leiblichkeit Gottes vielfach Vertheidigung gefunden. Dem Anthropopathismus dagegen konnte die Kirche von vornherein nur in seinen gröbern Ausschreitungen entgegentreten, da die Vorstellungen von Gottes Zorn, Liebe, Erbarmen und Gnade gerade mit ihren wesentlichsten Dogmen unauflöslich verwebt waren. Die Dogmatiker scheiden zwischen dogmatischem und symbolischem Anthropomorphismus und Anthropopathismus, und verwerfen jenen als Irrlehre, ohne zu ahnen, daß im Grunde auch ihre eigene Vorstellung von Gott anthropopathisch war.

Nachdem schon Kant die Personification oder allegorische Darstellung von «Vernunftideen» für anthropopathisch und unzulässig in der Metaphysik erklärt hatte, verwarf Fichte den Glauben an einen persönlichen Gott überhaupt als anthropopathisch und bezeichnete Gott als die «moralische Weltordnung». Aehnlich hatte schon Spinoza geurtheilt, und die ganze von Schelling und Hegel eingeleitete philos. Bewegung schien es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, der anthropopathischen Vorstellung der Kirche gegenüber den Begriff eines unpersönlichen Absoluten zur Geltung zu bringen, mochte man dies nun als absolute Substanz, oder als absolute Idee, oder als absolute Identität des Idealen und Realen bezeichnen. Unter den Theologen hat Schleiermacher die Persönlichkeit Gottes ausdrücklich in Abrede gestellt, und Strauß in seiner Weise die Unmöglichkeit gezeigt, das über alle Gegensätze hinausliegende Unendliche zugleich wieder als Einzelpersönlichkeit zu denken. Die Frage ist nur, wie weit es möglich sei, der menschlichen Vorstellung von Gott zu entrinnen, ohne den Gottesbegriff selbst in leere Abstraction aufzulösen. Wenn der neuere Pantheismus, wie er namentlich durch Strauß seinen bestimmtesten Ausdruck gefunden hat, zwar die Analogie des menschlichen Geistes von Gott fern zu halten strebt, dafür aber das Absolute als die in der Natur mit bewußtloser Nothwendigkeit wirkende, im denkenden Menschengeiste zum Bewußtsein kommende Vernunftidee faßt, so heißt dies doch nichts anderes als Gott nach der Weise des Naturprocesses betrachten, was im Vergleiche mit der menschenähnlichen Vorstellung von Gott keine höhere, sondern eine niedere Stufe der Betrachtung ist. Macht man aber mit dem Begriffe der Geistigkeit Gottes Ernst, so bleibt gar nichts übrig, als das göttliche Wesen nach Aehnlichkeit des Menschengeistes vorzustellen, als mit Freiheit und Selbstbewußtsein wirkend, d. h. als Einzelpersönlichkeit. Daher hat die neueste, «über Hegel hinausgegangene» Philosophie (Schelling in seiner spätern Periode, J. H. Fichte, Weiße u. a.) die Nothwendigkeit anerkannt, Gott, wenn er wirklicher Geist sein solle, nach Analogie des Menschengeistes zu begreifen, namentlich also auch innere Unterschiede, ja Gegensätze in Gott zuzugeben, und die neuere Theologie hat nach ältern Vorgängen darauf hingewiesen, daß der menschliche Geist nur die Offenbarung oder das Ebenbild des

göttlichen sei, der Mensch also, wenn er sich Gott denke, nothwendig anthropomorphisire, weil Gott, als er den Menschen schuf, theomorphisirte. (So im Gegensatze zu Schelling's Naturphilosophie schon Jacobi). Am bestimmtesten haben Liebner, Dorner u. a. gefordert, das göttliche Wesen von vornherein unter ethische Kategorien, und als seinen wesentlichsten Inhalt die absolute Liebe zu fassen, woraus sich wiederum die Nothwendigkeit ergibt, nicht jede Gestalt des Anthropopathismus sofort als Gottes unwürdig zu verwerfen. Verwerflich ist vielmehr nur diejenige Form des Anthropopathismus, welche auf den göttlichen Geist Bestimmungen, die dem endlichen oder geschöpflichen Ich wesentlich sind, überträgt und eben damit die Möglichkeit aufhebt, ihn als absolute Persönlichkeit zu fassen. Selbst dem Anthropomorphismus haben alle die, welche von einer «Natur in Gott» reden (nach Jakob Böhme's und Oetinger's Vorgang z. B. Schelling, J. H. Fichte, Weiße, Karl Schwarz, Richard Rothe u. a.), eine berechtigte Seite zugestehen müssen, wenngleich auch hier starke Uebertreibungen vorgekommen sind. Ueber die rechten Grenzlinien zwischen dem berechtigten und dem verwerflichen Anthropomorphismus und Anthropopathismus gehen freilich die Ansichten noch ziemlich weit auseinander.

Anthropophagen (griech.), s. Kannibalismus.

Anthurium, artenreiche, von Schott und Endlicher benannte Gattung amerik. Tropengewächse aus der monokotylen Familie der Aroideen und der 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, ausgezeichnet durch eine sehr kurze, zurückgeschlagene Kolbenscheide und einen walzenförmigen, ungestielten, über und über mit Zwitterblüten dichtbedeckten Kolben. Die Früchte sind zwei- bis viersamige Beeren. Diese Pflanzen, welche in feuchten Urwäldern wachsen, haben theils gar keinen, theils einen aufrechten oder kletternden Stengel und bald finger- oder fußförmig zertheilte, bald einfache, ganze Blätter. Die kletternden Arten eignen sich zu Wandbekleidungen der Warmhäuser, viele andere zu Decorationspflanzen in eben solchen Gewächshäusern. Sie verlangen zu ihrem Gedeihen ein gedämpftes Licht, feuchte, gleichmäßig warme Luft, einen sandig-humösen Boden und viel Wasser. Man kennt über 50 Arten.

Anthyllis nannte Linné eine Pflanzengattung aus der 17. Klasse, 2. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Schmetterlingsblütler, deren Charakter in einem bauchigen, fünfspaltigen, im fruchttragenden Zustande geschlossenen Kelche, in einbrüdrigen Staubgefäßen und einer kleinen, gestielten, ein- bis zweisamigen, im Kelche eingeschlossenen Hülse besteht. Die Arten dieser Gattung, welche in Europa und in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres vorkommen, sind theils ausdauernde Kräuter, theils Kleinsträucher. Erstere haben die Blüten in von gefingerten Hüllblättern umgebene Köpfchen gestellt und gefiederte Blätter. Zu diesen gehört die einzige in Deutschland vorkommende Art, A. vulneraria, Wundklee und Wollblume genannt, welche leierförmig-gefiederte Blätter und gelbe (seltener, besonders in den Alpen, rothe) Blüten besitzt und auf trockenen, namentlich kalkhaltigen Wiesen und Triften wächst. Sie ist eine gute Futterpflanze, auch wird ihr gewürzhaftes Kraut als Herba Vulnerariae zu medic. Zwecken verwendet. Mehrere südeurop., strauchige Arten, namentlich A. cytisoides, mit einfachen oder dreizähligen Blättern und ährenförmig angeordneten, gelben Blüten, und A. Barba Jovis, immergrüner Strauch mit unpaarig-gefiederten Blättern und goldgelben Blütenköpfchen, werden häufig als Ziergewächse gezogen, müssen aber bei uns den Winter über in das Orangeriehaus gestellt werden. Sie lassen sich durch Samen und Ableger vervielfältigen und gedeihen am besten in einem kalkhaltigen Sandboden.

Anti, eine griech. Partikel, die sich häufig in zusammengesetzten Fremdwörtern angewendet findet, welche theils lat. und roman., theils griech. Ursprungs sind. Im erstern Falle entspricht es dem deutschen vor, voraus, z. B. Antichambre (Vorzimmer), Anticipation (Vorausnahme) u. s. w.; im letztern Falle wird es in der höhern Sprache der Wissenschaft zur Bildung von Worten gebraucht, um schleppende Umschreibungen zu vermeiden. Die Composita mit A. sind dann theils geogr. Namen, welche einen gegenüberliegenden Punkt bezeichnen, z. B. Antiparos, gegenüberliegend der Insel Paros, Libanon und Antilibanon, Taurus und Antitaurus u. s. w.; theils in der Medicin Benennungen von Arzneien, welche einer Krankheit entgegenwirken, z. B. Antiepileptica, Antihydropica, Antipharmaca, d. i. Mittel, welche gegen Epilepsie, gegen Wassersucht, gegen Gifte wirksam sind; theils auf dem Gebiete der Kirche, der Philosophie und der Politik Bezeichnungen der entgegengesetzten Meinung, des Gegners oder der Gegenpartei, z. B. Antikritik, Antichrist, Antihobbes, Antimacchiavell, Antitrinitarier, Antinomisten, Antipapisten, Antimonarchisten u. s. w.; theils in der Grammatik, Metrik und Rhetorik Namen von Formen, welche im umgekehrten Verhältnisse zu einer andern stehen, z. B. Antiptosis, Antibacchius, Antispastus, Antilepsis, Antiklimax, Antimetabole u. s. w.

Antiaris, eine von Leschenault benannte Baumgattung aus der Familie der Nesselgewächse und der 21. Klasse des Linné'schen Systems. Die Arten dieser Gattung, welche alle auf Java zu Hause sind, haben einfache Blätter, kleine, dicht zusammengedrängte, von einer becherförmigen Hülle umgebene und mit vierblätterigem Kelch begabte Blüten, von denen die männlichen vier Staubgefäße, die weiblichen zwei fadenförmige Griffel enthalten, und eine saftige Scheinfrucht, welche durch die nach der Blütezeit sich vergrößernde und die kleinen Früchtchen (Akenen) umschließende Blütenhülle gebildet wird. Alle Arten sind giftig, besonders aber A. toxicaria, der berühmte Giftbaum von Java, von welchem lange Zeit behauptet wurde, daß er durch seine Ausdünstung die Luft weit und breit um sich her vergifte und Menschen und Thiere tödte, die sich ihm nahten. Das unter dem Namen Boon-Upas bekannte Gift dieses Baumes ist in dessen Milchsaft enthalten. (S. Upas.)

Antibachius, auch Palimbachius genannt, d. h. der umgedrehte Bachius (s. d.), ist ein dreisilbiger Versfuß dieser Form — — ◡, z. B. Heerscharen.

Antibes, eine feste Seestadt in der südöstl. Provence, und zwar in dem 1860 zum franz. Depart. Meeralpen geschlagenen Arrondissement Grasse des Depart. Var, an der Küstenbahn, liegt östlich an einer Landzunge, welche den im W. gelegenen Golf Jouan oder Juan begrenzt. Die benachbarten Höhen bieten eine herrliche Aussicht auf den Hafen, den Golf, auf Nizza und die Alpen dar. A. ist ein Waffenplatz dritter Klasse, hat eine Navigationsschule vierter Klasse und zählt 6500 E. Der Hafen, durch zwei Forts gedeckt und nur für kleinere Seeschiffe brauchbar, ist der gewöhnliche Einschiffungsplatz nach Corsica. Die Umgegend, mit Obstgärten, Weinbergen und Oelbäumen bedeckt, liefert Feigen, ausgezeichneten Taback und versorgt die zahlreichen Parfumeriefabriken der Stadt mit Orangen, Jasmin, Rosen, Tuberosen u. s. w. Der Anbau der Südfrüchte, Sardellen- und Thunfischfang, Küstenhandel und die Ausfuhr von gesalzenen Fischen, Wein, Oel, Parfumerien, Orangen, Citronat und getrockneten Früchten bilden die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung. Ursprünglich war A., welches im Munde des Volks noch Antiboule heißt, eine griech. Colonie von Massilia (Marseille) Namens Antipolis und blühte dann als röm. Municipium durch Fischerei und Handel mit Thun- und Salzfischen, welche eine Delicatesse für Feinschmecker bildeten. Noch finden sich aus der röm. Zeit Ueberreste eines Theaters, eines Aquäducts, Inschriften und viele andere Alterthümer. Die Parochialkirche ist an der Stelle eines Dianentempels auf einer den Hafen beherrschenden Felsenhöhe erbaut. Im 9. Jahrh. wurde A. von den Sarazenen gänzlich zerstört; es erhob sich im 10. Jahrh. wieder und kam als Grafschaft an die Dynasten von Grasse. Das seit dem 6. Jahrh. hier bestehende Bisthum wurde 1252 durch Innocenz IV. nach Grasse verlegt. Befestigt wurde die Stadt von Franz I. und Heinrich IV. Im Oesterreichischen Erbfolgekrieg hielt sie (1746—47) ein 29tägiges Bombardement durch die Alliirten unter Browne aus, bis sie von Marschall Belleisle entsetzt wurde. Auch im Sept. 1815 leistete sie den Alliirten tapfern Widerstand.

Anticaglien (anticaglie) nennen die Italiener alle Arten griech. und röm. Alterthümer geringen Umfangs, bestehend in Waffen, Schmuck, Hausgeräthe u. s. w. Die Benennung ist jetzt allgemein gebräuchlich, und wird nicht nur für die bezeichneten Alterthümer griech. und röm., sondern auch deutschen, slaw. und andern Ursprungs angewendet.

Antichambre (franz.), das Vorzimmer, heißt bei hohen Personen und an Höfen das Zimmer, wo die Dienstthuenden sich aufhalten, welche die Anmeldungen besorgen, sowie vorläufig diejenigen, welche Zutritt und Audienz nachsuchen. Zuweilen besucht man auch nur das Vorzimmer, nicht um Einlaß zu begehren, sondern nur, um dadurch der hohen Person seine Achtung zu bezeugen. Bei Höfen nennt man A. auch wol die großen Versammlungszimmer, wo die Gesellschaft sich einfindet, ehe sie die innern Gemächer betritt. Antichambriren, im Vorzimmer sich aufhalten, hat oft die Nebenbedeutung des Kriechens, Erschleichens, des Stellens seiner bürgerlichen Existenz auf die alleinige Gnade der Großen.

Antichlor, s. Chlor.

Antichresis (griech.) heißt Gegennutzung. Wenn nämlich ein Pfand zur Sicherung für geliehenes Geld übergeben wird und dieses Pfand Nutzungen abwirft, so kann schon nach röm. Rechte die Bestimmung getroffen werden, daß der Pfandgläubiger die Nutzungen, z. B. die Einkünfte und Früchte aus dem verpfändeten Landgute, beziehen, der Schuldner dagegen für das Darlehn keine Zinsen zahlen soll.

Antichrist, Widerchrist, bei Luther Endechrist, ist nach der schon in der christl. Urzeit ausgebildeten Vorstellung der Name einer vom Satan gesendeten Persönlichkeit, welche kurz vor der erwarteten zweiten Erscheinung Christi alle Macht des Bösen in der Welt zum

Kampfe gegen die christl. Kirche zusammenfassen, danach aber durch den wieder erschienenen Christus überwunden werden würde. Die Vorstellung ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht schon auf jüd., sondern erst auf christl. Boden entstanden, und hat erst unter dem rückwirkenden Einflusse des Christenthums auch im spätern Judenthume Eingang gefunden. Einen Anknüpfungspunkt fand die christl. Anschauung aber allerdings schon in alttestamentlichen Vorbildern, so in Bileam, dem falschen Propheten, welcher als gottloser Widersacher des Moses seine Gaben zum Verderben des Volkes zu verwenden trachtet (4 Mos. 31, 16; vgl. Offenb. Joh. 2, 14. 15 und 6, wo Nikolaiten nur die griech. Uebersetzung von Bileamiten ist, d. h. Anhänger des «Volksverderbers», Judä 11; 2 Petr. 2, 15), in Antiochos Epiphanes, dem gottlosen König der vierten (syrisch-macedonischen) Weltmonarchie, welcher die Juden zum Götzendienste zu verlocken strebt und an heiliger Stätte «den Greuel der Verwüstung» aufrichtet (so im Buche Daniel vgl. mit Matth. 24, 15), endlich wol auch in der dunkeln Weissagung von Gog im Lande Magog (Ezech. 38, 2; 39, 1; vgl. Offenb. Joh. 20, 8). In den Reden Jesu Christi wird zwar seine eigene persönliche Wiederkunft, welcher die Erscheinung vieler Pseudomessiasse und Pseudoapostel (Matth. 24, 5. 23. 24), große Drangsal und Verwüstung des Tempels (durch die Römer) vorhergehen werde, aber nicht das Auftreten eines persönlichen Gegenmessias geweissagt, und erst unter dem Einfluß anderweiter Vorstellungen hat die älteste Kirche die Begriffe «Antichrist» und «Pseudochrist» miteinander verbunden und zu der Anschauung entwickelt, daß der «Mensch der Sünde» oder der A. sich selbst für Christus, ja für Gott ausgeben und an Gottes Statt sich im Heiligthume niederlassen werde (2 Theff. 2, 3 fg.). Infolge der blutigen Christenverfolgung zu Rom unter Kaiser Nero gewöhnten sich die Christen, das röm. Weltreich, in welchem schon die Juden die vierte Weltmonarchie Daniel's wiedergefunden hatten, als die Concentration aller dem Reiche Christi feindseligen Mächte, in Nero selbst aber den persönlichen A. zu erblicken, von dem eine weitverbreitete, bis ins 5. Jahrh. hinein erhaltene Sage erzählte, daß er nicht gestorben sei und dereinst zum Kampfe wider das Messiasreich wiederkehren werde.

Dieser Vorstellung gemäß beschrieb der Apostel Johannes in der 69 n. Chr. verfaßten Offenbarung das heidnische Rom (symbolisch «die große Babel» genannt) als das buhlerische Weib, welches auf sieben Bergen sitzt und Macht hat über alle Könige und Völker der Erde, oder auch als das Thier aus dem Meere voll Namen der Lästerung mit sieben Häuptern und zehn Hörnern. Die sieben Häupter aber sind die röm. Herrscher seit Augustus, Nero der fünfte von ihnen, welcher gewesen ist und jetzt nicht mehr regiert, aber am Ende der Tage als der achte Herrscher wiederkehren wird (Offenb. 17). Er ist selbst die personificirte antichristliche Macht, das Thier aus dem Meere, dessen Name durch die geheimnißvolle Zahl 666 angedeutet wird (Kap. 13, bes. V. 18). Dieselbe Vorstellung begegnet uns noch in den sog. sibyllinischen Weissagungen und liegt, wie es scheint, auch der Schilderung des zweiten Briefs an die Thessalonicher zu Grunde, dessen Abfassung durch Paulus wol zu bestreiten ist. Dagegen wird schon in den Johanneischen Briefen (I., 2, 18. 22; 4, 3; II., 7) die als bekannt vorausgesetzte Vorstellung vom A. geistig gedeutet und auf die Leugnung der Erscheinung Christi im Fleische bezogen, daher der Verfasser von Antichristen in der Mehrheit spricht, welche zu seiner Zeit schon erschienen seien. Nachmals ist die Vorstellung vom A. namentlich von denjenigen Kirchenlehrern ausgebildet worden, welche überhaupt einer mehr sinnlichen Anschauung von den «letzten Dingen» huldigten, und wie die Figur des A. schon in der Offenbarung des Johannes in der Geschichte des «Tausendjährigen Reichs» (s. Chiliasmus) eine Rolle spielt, so finden wir die Erwartung seiner Erscheinung besonders lebhaft bei denjenigen Parteien, die noch im 2. und 3. Jahrh. die baldige Wiederkunft Christi zur Stiftung des Tausendjährigen Reichs erwarteten. Dagegen trat diese Vorstellung in der geistigen Anschauungsweise der Alexandrinischen Schule in den Hintergrund und wurde auch späterhin meist nur in ihrer abstracten Allgemeinheit als Personification des dem Reiche Christi entgegentretenden Princips des Irrthums und des Abfalls vom Glauben verstanden. Indessen haben auch in der Folgezeit geschichtliche Erscheinungen, in welchen dieses Princip mit besonderer Stärke sich geltend zu machen schien, Veranlassung gegeben, das Thier in der Offenbarung in ihnen wiederzufinden. Seit dem 13. Jahrh. wurde es in den Parteien und Sekten, welche sich vom röm. Kirchenthum entfernt hatten, gebräuchlich, den A. in der röm. Hierarchie und der Person des Papstes zu finden. So schon die Zeit der Hohenstaufen, Ludwig der Baier gegen Johann XXII., Occam, Wicliffe und sein Schüler Ludwig Cobham, der böhm. Reformer Janow und die Reformatoren; ja der Satz,

daß der Papst der A. sei, ging durch die Schmalkaldischen Artikel sogar über in den symbolischen Lehrbegriff der Lutheraner. In der griech.-morgenl. Kirche wurde vornehmlich seit dem 15. Jahrh. die sarazen.-türk. Herrschaft oder auch Mohammed zum A., den selbst Papst Innocenz III. 1213 als solchen bezeichnet hatte. Wie man beim Eintritt des Jahres 1000, beim Beginn der Kreuzzüge, beim Hereinbrechen des Schwarzen Todes (der Pest), der Hungersnoth und anderer Heimsuchungen im 14. Jahrh. die Ankunft des A. in der Nähe glaubte, so meinte die erschrockene Welt der Orthodoxie 1805 in Napoleon I. und 1848 und 1849 in den Revolutionsmännern die Zeit des A. anbrechen zu sehen, und die gegenwärtige Orthodoxie huldigt der Meinung, «daß die letzte Gestalt des Antichristianismus wol aus einer Coalition des vollendeten Absolutismus und des vollendeten Radicalismus hervorgehen möchte», und bezieht das Thier in der Offenbarung auf das zweite franz. Kaiserreich und auf Napoleon III. Schon der sonst nüchterne Roger Baco (gest. um 1294) und neuerdings Bengel, der die Zahl 1836 fand, suchten, wie gegenwärtig wieder die Irvingianer, die Zeit des A. aus der Apokalypse genau zu berechnen. (S. Apokalyptische Zahl.) Die Deutungen der Offenbarung Johannis, welchen Bengel und auch Jung-Stilling folgen, haben sich wieder an die altprot. Vorstellungen, daß das Papstthum in diesen Bildern gemeint sei, angeschlossen. Auch die spätern Juden erwarten einen A., d. i. Gegenmessias, dem sie den Namen Armillus (d. h. Volksverderber) gaben und als einen entsetzlichen Riesen schilderten, rothhaarig, aber mit kahlem Schädel, 12 Ellen hoch und 12 Ellen breit. Sie glauben, er werde in Rom geboren werden, sich für den Messias und einen Gott ausgeben und unter den Römern großen Anhang finden. Der erste Messias, der Sohn Joseph's, werde ihn bekriegen, aber von ihm überwunden und getödtet werden. Der zweite Messias aber, der Sohn David's, werde den Armillus schlagen und tödten, worauf das Reich der Christen und der Ungläubigen untergehen und das Messiasreich der Juden seinen Anfang nehmen müsse. Selbst die Mohammedaner haben die Vorstellung von einem A., welcher von Iman Mahagi mit Hülfe Christi besiegt wird, worauf sich Christenthum und Islam in Eine Religion vereinigen sollen.

Anticipation heißt überhaupt Vorausergreifung. Der Ausdruck findet in den verschiedenen Beziehungen Anwendung, wo etwas früher benutzt, gethan, für wahr gehalten wird, als es die ordentliche Reihenfolge gestattet haben würde. Baco von Verulam benutzte das Wort, um den richtigen Weg der Naturforschung in dem Satze zu bezeichnen: Natura non anticipanda, sed interpretanda est, d. h. man soll die Erkenntniß der Natur nicht in beliebigen Meinungen, die man vor der Untersuchung feststellt, gefunden zu haben glauben, sondern die Natur selbst beobachten und durch vorsichtige, auf die Beobachtungen begründete Schlüsse zu erklären suchen. In einem ähnlichen Sinne des Worts spricht Kant von Anticipationen der Wahrnehmung, indem er dadurch eine besondere Klasse von Urtheilen bezeichnet, welche wir infolge der Organisation unsers Geistes zur Auffassung der Natur mitbringen, also gleichsam vorausergreifen, um ihnen gemäß den Stoff der Wahrnehmungen zu denken. — A. oder Vorausnahme findet im Finanzwesen dann statt, wenn die Staatsverwaltung, um außergewöhnlichen Bedürfnissen zu begegnen, ordentliche Einnahmen, Steuern, die erst später fällig sind, im voraus bezieht. Es ist dies ein misliches Verfahren, da natürlich die vorausbezogenen Einnahmen später für ordentliche Bedürfnisse mangeln. Gewöhnlich liegt darin nur eine verschleierte Erhöhung der Steuern. Das Volk muß doppelte Steuern geben, wird aber damit getröstet, daß es die eine Hälfte nur vorauszahle und später ersparen werde. Das letztere trifft nur selten ein. — Dem entsprechend ist im Handel eine anticipirte Zahlung (Zahlung anticipando) die, welche vor dem dafür eigentlich verabredeten, oder gebräuchlichen, oder gesetzlichen Termine geleistet wird. Anticipirte Zahlungen kaufmännischer Schulden begründen einen Anspruch auf Zinsvergütung, welche durch Abzug des sog. Disconto bewirkt wird. Im Commissionshandel ist es häufig Gebrauch, daß der Verkaufscommissionär dem Committenten (Eigenthümer der Waare) auf die von demselben zum Verkauf empfangene Waare schon vor deren Absatz und in der Regel schon bei ihrem Empfang, oder noch vor demselben, bald nach ihrer Absendung, einen Geldvorschuß macht, sei es durch unmittelbare Zahlung oder indem der Committent einen Wechsel auf den Commissionär selbst oder für dessen Rechnung auf einen dritten ausstellt. Ein solcher Vorschuß nicht nur, sondern das ganze betreffende Commissionsunternehmen wird dann wol eine A. oder ein Anticipationsgeschäft, gewöhnlicher jedoch Consignation genannt. — Anticipationsscheine hieß (als Repräsentant des anticipirten Grundsteuerertrags) ein seit 1813 geschaffenes, ursprünglich 45 Mill. Nennwerth betragendes, später aber im stillen ansehnlich vermehrtes österr. Papiergeld, das neben den «Einlösungsscheinen» einherging. Beide

gehörten zur sog. Wiener Währung (Scheingeld), welche 1820 auf zwei Fünftel ihres Nennwerths im Preise gegen Silber-Conventionsmünze festgesetzt wurde, sodaß seitdem 5 Fl. W. W. = 2 Fl. Silbermünze betrugen. Nach Uebereinkommen vom 23. Febr. 1854 zwischen Staat und Nationalbank übernahm letztere die Einlösung des ganzen österr. Staatspapiergeldes gegen Banknoten, womit die noch vorhandenen Wiener Währungsscheine verschwanden.

Anti-Cornlaw-League hieß in England ein Verein, welcher die Abschaffung der die Getreideeinfuhr belastenden Zollgesetze verfolgte und durch seine beispiellos großartige, aber friedliche Thätigkeit auch wesentlich zur Erreichung dieses Ziels beigetragen hat. Die engl. Korngesetze stammten aus dem Jahre 1815. Bei der unermeßlichen Entwickelung, welche durch die Oeffnung der Continentalländer der engl. Industrie bevorstand, glaubte man zugleich den Ackerbauinteressen sichere Vortheile zuwenden zu müssen, indem man zu deren Gunsten die Einfuhr von Getreide besteuerte. Die Folge davon war die Vertheuerung des Lebensunterhalts und eine dem entsprechende Steigerung des Arbeitslohns. Die Industriellen fühlten diesen künstlichen Zustand sehr bald und fürchteten, die Concurrenz mit der sich entfaltenden Continentalindustrie, die schon infolge niedern Arbeitslohns billiger produciren mußte, auf die Dauer nicht aushalten zu können. Als daher die engl. Mittelklasse durch die Reformbill zu größerm Einfluß gelangte, begann man auch an den Getreidegesetzen zu rütteln, und schon im Oct. 1831 wurde zu Manchester durch Cobden (s. d.) und mehrere andere Fabrikanten und Kaufleute die Anti-Cornlaw-League gestiftet, die zunächst den bestehenden Korngesetzen, dann aber überhaupt dem vorherrschenden Monopolsystem ein Ende machen wollte. Die League blieb Jahre hindurch nur auf wenige Mitglieder und geringe Mittel beschränkt. Erst 1838, als die Lehre vom Freihandel überhaupt populärer zu werden begann, sah sie sich im Stande, Zweigvereine und eine Vereinskasse von 50000 Pfd. St. zu gründen. 1839 stellte Villiers im Unterhause zum ersten mal seinen oft wiederholten Antrag auf Abschaffung der Getreidegesetze, fiel aber damit gänzlich durch. Dagegen erwies sich die Wirksamkeit des Vereins in der Presse, in Versammlungen schon außerordentlich bedeutend, und nebst Cobden galten Bright, Prentice, Thompson, Ashworth als die Hauptförderer der Bewegung. Erst 1841 gelang es jedoch der League, Cobden, Bowring, Milner Gibson und noch einige ihrer Anhänger ins Unterhaus zu bringen, wo diesmal der stehende Antrag Villiers' schon 40 Stimmen für sich zählte. Der Rücktritt der Whigs und die Einsetzung des Toryministeriums unter Peel im Sommer 1841 war den Angelegenheiten der Leaguisten ungemein günstig. Die ganze dissentirende Geistlichkeit erklärte sich für die League, desgleichen ein Theil der sich bereits zum Freihandelssystem neigenden Whigpartei. Besonders waren es aber die Frauen, welche mit Leidenschaft die Agitation betrieben. Zu Manchester gründeten die Damen einen Freihandelsbazar, der einen Gewinn von 10000 Pfd. St. eintrug, von dem man die Freetrade-Hall baute und das übrige zu Agitationszwecken verwandte. Das Eintrittsgeld in die League, früher 5 Pfd. St., ward jetzt auf 1 Schill. herabgesetzt. Da die Fonds des Vereins erschöpft, so schrieb man neue 100000 Pfd. St. aus, die in kurzer Zeit beisammen waren.

Wiewol die Handelspolitik Peel's im Grunde den Bestrebungen der League Vorschub leistete und die Einführung der gleitenden Scala beim Getreidezoll (1842) schon als Sieg betrachtet werden konnte, war doch das J. 1842 ein harter Prüfstein für den Verein. Einerseits erhob sich mächtig gegen ihn die Grundaristokratie (the landed interest), andererseits trat ihm der Chartismus (s. d.) entgegen, dessen Anhänger in der League nur ein Mittel zur Herabdrückung der Arbeitslöhne erblickten. Die League, Cobden an der Spitze, entfaltete in dieser Zeit eine riesenhafte Thätigkeit; sie schlang ihr Band um den ganzen großen Mittelstand, während ihr O'Connell mit der irischen Partei die Hand reichte. Von 1843—45 wurden mehr als 200 große Versammlungen veranstaltet und Hunderttausende von Flugschriften ausgestreut. Wandernde Prediger (lecturers) mußten das Volk über die Interessen des Freihandels aufklären; große Summen wurden zum Ankauf von Häusern und Grundstücken verwandt, um auf die Parlamentswahlen einzuwirken. Die Ausgaben der League beliefen sich 1844 auf 60000, die noch baaren Fonds auf 26675 Pfd. St. In der Parlamentssitzung von 1844—45 hatte Villiers' gewöhnlicher Antrag schon 122, ein anderer von Cobden auf Prüfung der Korngesetze 221 Stimmen für sich. Das Wochenblatt des Vereins zählte 15000 feste Abnehmer. Der Chartismus benutzte die Gelegenheit und suchte die Aufregung im Volke zu steigern. Der Schmied Ebenezer Elliot, aufgewachsen unter den Hohöfen von Sheffield und schon als socialer Dichter bekannt, veröffentlichte unter der Aufschrift «Corn-law-rhymes»

Gedichte, die in glühenden Bildern den Hunger und Schmerz des Volks schilderten und gewaltig wirkten. Dazu erklärte sich Peel entschieden für die Freihandelspolitik und kündigte für die nächste Session bedeutende Reformvorlagen an, zuvörderst in Bezug auf die Korngesetzgebung. Die League spannte im Laufe von 1845 ihre äußersten Kräfte an, um sich im Parlament die Majorität zu sichern. Im Jan. 1846 brachte endlich Peel den Antrag vor das Unterhaus, wonach die Einfuhr aller Lebensmittel freigegeben, aber vorläufig noch auf drei Jahre eine niedrige gleitende Scala für die Getreideeinfuhr bestehen sollte. Die Bill ging im Unterhause, im Juni auch im Oberhause durch und ward Gesetz. Während Peel einige Tage nach diesem Siege seiner Parteistellung erlag, erklärte die League auf einer großen Versammlung zu Manchester ihren Zweck für erreicht, verschob aber ihre förmliche Auflösung bis 1849, wo erst die völlige Abschaffung des Getreidezolls erfolgte. Sicherlich wäre ohne ihre aufopfernde Thätigkeit der große gesetzgeberische Schritt noch lange verschoben geblieben, durch den die brit. Handelspolitik in eine neue, die Interessen aller Völker mächtig berührende Bahn geleitet wurde.

Anticosti (mit indian. Namen Natiscoti), eine große Insel in Nordamerika, welche vor der Mündung des Lorenzstroms im Lorenzgolf liegt, 30 M. lang und bis 6 M. breit ist und ein Areal von 115 Q.-M. umfaßt. Die Nordküste ist hoch und steil, die Südküste dagegen flach und mit Klippen besetzt, das Innere von Wäldern, Felsen und Sümpfen erfüllt. Die Insel besitzt keinen einzigen Hafen, ist aber auch, mit Ausnahme einiger Familien, die zur Unterstützung für die bei den hier häufig vorkommenden Schiffbrüchen Verunglückten angesiedelt worden, völlig unbewohnt. An der Südostspitze ist ein Leuchtthurm errichtet. In den letzten Jahren ist A. ein Ruhepunkt für den unterseeischen Telegraphen nach Canada geworden. Auch hat man vorgeschlagen, hier durch Deportirte einen Zufluchtshafen erbauen zu lassen.

Anticyra (griech. Antikirrha) ist der Name zweier Städte des Alterthums, am Berge Oeta in Thessalien und in der Landschaft Phocis am Korinthischen Meerbusen. Bei beiden wuchs Nieswurz (s. d.), welche das Gehirn reinigen und die Dummheit heilen sollte; daher die in Bezug auf beschränkte Menschen sprichwörtliche Redensart: «Gehe nach A.».

Antidesma, Linné'sche Baumgattung aus der 22. Klasse des Sexualsystems, welche nach einigen zu den Euphorbiaceen, nach andern zu den Rosaceen gehört, und deren Arten alle in der Tropenzone der nördl. Hemisphäre, die meisten in Ostindien wachsen. Diese Bäume haben einfache, ganzrandige, meist glänzende und immergrüne Blätter, end- oder achselständige Aehren, Trauben oder Rispen, kleine Blüten mit fünfzähnigem Kelch, fünf langen Staubgefäßen, die auf einem im Innern des Kelchs eingefügten Ringe stehen, und fünf Narben, und eine vom Griffel gekrönte Steinfrucht. Eine Art, A. alexiteria, mit immergrünen, länglichen Blättern und achselständigen Blütentrauben, besitzt eßbare, säuerlich schmeckende Früchte und Bastfasern, welche zu Garn versponnen und zu Stricken verwendet werden können, weshalb man diesen Baum Flachsbaum genannt hat. Die Abkochung seiner Blätter soll sich als Gegengift gegen den Biß giftiger Schlangen bewährt haben.

Antidotum (griech.), soviel als Gegenmittel, dann Gegengift; seltener bezeichnet man damit ein specifisches Mittel gegen bestimmte Krankheiten oder bestimmte Arzneiwirkungen. (S. Gift.)

Antietam, ein schmaler, doch tiefer nordamerik. Fluß, der in Pennsylvanien an der östl. Kette der Appalachen entspringt und sich nach einem sehr gekrümmten Laufe von ungefähr 10 geogr. M. bei Sharpsburg (in Maryland) in den Potomac ergießt. Am Ufer dieses Flusses fand 16. und 17. Sept. 1862 eine blutige Schlacht zwischen dem Bundesheere der Vereinigten Staaten unter MacClellan und dem Hauptheere der Conföderirten Staaten unter Lee statt, jedes von beiden ungefähr 80—90000 Mann stark. Die Conföderirten hatten 4. Sept. den Potomac überschritten und Frederikstown am 6. ohne Widerstand besetzt. Von hier schoben sie einzelne Colonnen gegen die pennsylvanische Grenze und gegen Baltimore vor, wodurch General Miles, der mit 8000 Mann bei Harpers-Ferry stand, abgeschnitten wurde. Jackson griff ihn 12. Sept. an und zwang ihn, auf das südl. Ufer des Potomac zu gehen, wo er am 15. capituliren mußte; nur seine Reiterei, 1600 Pferde stark, schlug sich durch. Unterdessen hatte aber MacClellan, welcher das ziemlich demoralisirte Heer reorganisirt, die Offensive gegen Lee ergriffen und war mit fünf Armeecorps gegen Frederikstown vorgerückt. Die Conföderirten räumten die Stadt 12. Sept. und zogen sich langsam zurück, wobei es am 14. zu einem hartnäckigen Arrièregardegefecht gegen Hooker kam. Lee setzte seinen Rückzug auf Sharpsburg fort und nahm zwischen diesem Ort und Middleton im Antietamthale Stellung, den rechten Flügel an den Potomac gelehnt. Hier kam es 16. Sept. zur Schlacht. Es war ein Kampf, wie ihn fast alle Schlachten des Unionskriegs bieten, und wie er taktisch ungeübten Truppen eigen-

thümlich ist: große Tirailleurschwärme, in welche sich bald ganze Bataillone auflösen, Artilleriefeuer, Massenangriffe, Einzelverbrauch der Brigaden, keine Gefechtsleitung, keine Reserven zu rechter Zeit, dafür ein tagelanges Ringen und keine Entscheidungsschlacht, weil kein Sieg energisch benutzt wird. Der Kampf am 16. dauerte vom Morgen bis zum Abend, beide Theile behaupteten schließlich ihre ersten Aufstellungen. Am 17. griff Lee, welcher, wie sein Gegner, Verstärkungen erhalten hatte, von neuem an, konnte aber nur gegen den linken Flügel der Unionisten etwas Terrain gewinnen, während die wiederholten Angriffe auf den rechten Flügel und das Centrum zurückgeschlagen wurden. Am 18. Sept. war Waffenruhe zum Begraben der Todten. Die Verluste mögen, auf beiden Seiten ziemlich gleich, 6—10000 Mann betragen haben. Die Berichte geben sie gegenseitig allerdings viel höher an. In der Nacht begannen die Conföderirten ihren Rückzug über den Potomac, der geschickt und ohne erheblichen Verlust ausgeführt wurde. Für die schnelle Reorganisation der Armee und die Operationen, welche der Schlacht vorangingen, verdient MacClellan volle Anerkennung; daß er den Sieg nicht besser benutzen konnte, lag in den Verhältnissen.

Antigŏne, die Tochter des Königs Oedipus (s. d.) von Theben, welche derselbe mit seiner eigenen Mutter Jokaste, ohne dieselbe zu kennen, zeugte, war die Schwester des Eteokles (s. d.), des Polyneikes und der Ismene. A. begleitete ihren Vater in sein Exil nach Kolonos in Attika und kehrte nach dessen Tode nach Theben zurück. Hier bestattete sie ihren im Zuge der Sieben gegen Theben gebliebenen Bruder Polyneikes, welcher auf Kreon's Befehl, der nach dem Tode ihrer beiden Brüder Herrscher von Theben geworden, nicht bestattet werden sollte, und wurde wegen dieser That durch Kreon verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Darüber gerieth Hämon, der Sohn des Kreon, ihr Verlobter, in Verzweiflung und tödtete sich. Als Ideal des reinsten weiblichen Heldenmuths und der hingebenden Liebe zu Aeltern und Geschwistern hat sie Sophokles in zwei Trauerspielen «Oedipus auf Kolonos» und «Antigone» verherrlicht. — A. hieß ferner die Tochter des Eurytion, Enkelin des Myrmidonenfürsten Aktor und Gemahlin des Peleus (s. d.). Sie erhängte sich, als sie von Astydameia, der Gemahlin des Akastos, die sich in Peleus verliebt hatte, die falsche Nachricht bekam, Peleus habe sich mit der Sterope, der Tochter des Akastos, vermählt. — A. hieß auch nach der Sage die Tochter des Laomedon, Schwester des Priamos, deren Haare zur Strafe dafür, daß sie sich wegen ihrer Schönheit der Here gleichstellte, von dieser Göttin in Schlangen verwandelt wurden, von denen sie so gepeinigt ward, daß die Götter sie aus Mitleid in einen Storch verwandelten.

Antigŏnus (griech. Antigonos), genannt der Einäugige, einer der Feldherren Alexander's d. Gr., behielt, als nach des letztern Tode die Feldherren desselben die Eroberungen unter sich theilten, Großphrygien, Lykien und Pamphylien, über die ihn schon Alexander zum Statthalter gesetzt hatte. Von Perdikkas, der alle Staaten Alexander's unter seine Herrschaft zu vereinigen suchte und die Thätigkeit des A. fürchtete, des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs angeklagt, schiffte er sich nach Europa ein und begab sich zu Krateros und Antipater. Im Verein mit diesen und gemeinschaftlich mit Ptolemäos erklärte er 321 v. Chr. dem Perdikkas den Krieg. Als dieser in demselben Jahre durch seine eigenen Soldaten ermordet worden war, setzte A. den Krieg gegen Eumenes, dem Perdikkas die Statthalterschaft von Kappadocien und Paphlagonien gegeben hatte, fort, brachte ihn 315 in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. Auch Seleukos, der in Syrien herrschte und sich dem A. entgegenzustellen versucht hatte, ward von ihm überwältigt und mußte Schutz bei Ptolemäos suchen. Nun bemächtigte sich A. des größten Theils der Schätze Alexander's zu Ekbatana und Susa, wollte aber dem Ptolemäos, Kassander und Lysimachos nicht Rechnung davon ablegen, sondern erklärte sogar dem Kassander den Krieg, um, wie er sagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der sich mit seiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch seinen Ehrgeiz empört, verbanden sich alle Feldherren gegen ihn, und während Kassander Kleinasien angriff, rückten Ptolemäos und Seleukos in Syrien ein, wo sie des A.' Sohn Demetrios Poliorketes schlugen. Indessen nahm Seleukos Babylon wieder ein. Kaum hatte A. diese Vorfälle erfahren, als er zurückkehrte und den Ptolemäos zum Rückzuge nöthigte. Demetrios aber entriß dem Seleukos Babylon aufs neue. Hierauf schlossen 311 A., Ptolemäos, Lysimachos und Kassander einen Friedensvertrag, nach welchem sie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten sollten, in deren Besitz sie waren. Als aber Kassander den jungen König sammt seiner Mutter hatte ermorden lassen, entzündete sich der Krieg aufs neue zwischen den Bewerbern, die nun, zuerst A. 306, den Königstitel annahmen. Den Plan, Aegypten zu erobern, mußte A. aufgeben, da ein Theil seiner Flotte durch Stürme

verloren ging und zu Lande Ptolemäos jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb Demetrios den Kassander aus Griechenland. Dieser aber rief den Lysimachos um Beistand an, welcher mit einem mächtigen Heere nach Asien zog, wo auch Seleukos sich mit ihm verband. Bei Ipsos in Phrygien kam es 301 v. Chr. zur Schlacht, in welcher der 81jährige A. Reich und Leben verlor. Sein Sohn Demetrios Poliorketes entkam mit 9000 Reitern.

Antigŏnus Karystius (griech. Antigonos Karystios), von Karystos in Euböa, ein Zeitgenosse des Ptolemäos Philadelphos, um 270 v. Chr., ist der Verfasser einer aus ähnlichen Werken früherer Zeit zusammengetragenen Sammlung wunderbarer Erzählungen, herausg. von Beckmann (Lpz. 1791) und berichtigt von Westermann in den «Scriptores rerum mirabilium graeci» (Braunschw. 1839).

Antigua (Antigoa), eine der England gehörenden Kleinen Antillen, unter 17° nördl. Br. und 44° 17′ westl. L. gelegen, von eiförmiger Gestalt, 4 M. lang, $2\frac{1}{2}$ M. breit, mit 5 Q.-M. Flächeninhalt und 37125 E., worunter 2560 Weiße, 6882 Farbige und 27683 *Neger*. Den Süden der Insel erfüllen die reizenden, bis an den Gipfel bewaldeten Shekerleysberge, deren höchste Spitze der Monkshill (nicht über 1000 F. hoch) ist. Das Klima ist heiß und nur durch die Ost- oder Passatwinde gemildert; den Mangel an fließendem Wasser ersetzen der starke Thau und die häufigen Regen. A. hat fruchtbaren Boden und ist im ganzen gut angebaut, erzeugt viel Zucker sowie auch Baumwolle, Taback, Ingwer, Südfrüchte, Ananas, mancherlei tropische Nahrungspflanzen und zeigt sich auch der Zucht europ. Hausthiere günstig. Das Meer bietet reichlich Fische und Schildkröten. Der ansehnliche und gewinnbringende Handel wird durch einige gute Häfen, welche jedoch wegen der die Insel umgebenden Felsriffe schwer zugänglich sind, begünstigt. Die Ausfuhr, deren Haupartikel Melasse, Rum, Zucker, daneben auch Mehl, Rindvieh und Schweine sind, beträgt (1861) 254002, die Einfuhr 225792 Pfd. St., die öffentliche Einnahme beläuft sich auf 40863, die Ausgabe auf 41607 Pfd. St. Hauptstapelplatz der Insel ist die Stadt St.-John oder St.-Johnstown an der Nordwestküste, mit vortrefflichem, durch mehrere Forts gedeckten Hafen und 16000 E. Sie ist Sitz des Generalgouverneurs sämmtlicher engl. Leewardinseln oder Inseln über dem Winde. An der Südküste liegt English-Harbour, ein wichtiger Seeplatz und einer der besten Häfen Westindiens, mit Schiffswerften und Marinehospital. A. wurde 1493 von Columbus entdeckt und wegen des Mangels an Trinkwasser für unbewohnbar gehalten. 1632 besetzten es einige Engländer, welche Tabackspflanzungen anlegten, und 1666 erhielt Lord Willoughby die Bewilligung zur Gründung einer förmlichen Colonie auf der Insel, welche trotz der damaligen Eroberung und Verheerung der Franzosen rasch emporblühte.

Antik, Antike, Antiken. Diese Worte stammen vom lat. antiquus ab, d. i. alt. Da man unter den Alten gewöhnlich die Griechen und Römer zu verstehen pflegt, so nennt man *antik* das Griechische und Römische, besonders aber die griech. und röm. Kunst. Insofern nun die Plastik die hervorstechendste Gattung der alten Kunst ist, begreift dann ein weiterer Sprachgebrauch unter dem Namen der Antike ein altes plastisches Bildwerk; eine Sammlung alter Statuen heißt daher Antikencabinet. Es ist für die wissenschaftliche Kunstbetrachtung von der höchsten Wichtigkeit, sich das Wesen des Antiken namentlich im Gegensatz zum Romantischen (Mittelalterlichen) und Modernen vollkommen klar zu machen. Was die alte Kunst so durchaus einzig, was sie so unerreichbar groß macht: das ist ihre Frische und Ursprünglichkeit. Die Alten, namentlich die Griechen, sind Naturen im prägnantesten Sinne des Wortes; darum ist ihre Kunst so durchaus zwingend naturwahr, so schlagend thatsächlich, so naiv nothwendig in allen Formen und Motiven. Kein Zeitalter wird ungestraft das Studium der alten Kunst und Literatur unterlassen können, denn ihre Werke wirken, weil aus der Fülle der Natur herausgeschaffen, schlechthin wie ideale Naturwerke. Daher spiegeln sich auch alle Züge des griech. Geistes so krystallhell in ihnen wieder. Sie sind nicht blos frischer und naiver als die Werke der mittelalterlichen und der neuen Kunst: sie sind auch idealer, gemessener, strenger. Die Griechen kennen noch nicht die unbedingt freie Selbstbestimmung, die ein Grundzug der modernen Geschichte ist. Nur das Ganze, das Allgemeine gilt: diesem gegenüber ist der Einzelne schlechthin recht- und machtlos. In der Religion spricht sich diese Macht des Allgemeinen aus als Schicksal, im Leben als Staatsidee, die ohne Bedenken Familie und Privatrecht sich absolut unterordnet. In der Kunst erscheint diese Macht des Allgemeinen als edle Einfalt und stille Größe, als Idealität, die mit dem sinnigsten Naturverständniß nur die bedeutsam charakteristischen Züge hervorhebt, alles blos Subjective und Zufällige aber als kleinlich und störend von sich ausschließt. Deshalb ist die griech. Kunst so durchaus typisch, d. h. eine einmal voll-

endet dargestellte Gestalt bleibt für alle Zeiten. Kein anderer Künstler wagt in frevlerischer Geniesucht an ihr zu mäkeln und zu ändern, bis andere Götterideen auch andere Götterideale erfordern. Man kann daher an der Geschichte der griech. Kunst sehr klar den Gang der griech. Entwickelung überhaupt erkennen. Die Kunst in allen ihren Zweigen zeigt ganz, wie die griech. Entwickelung überhaupt, eine stetig fortschreitende Befreiung des Individuellen. Die strenge Geschlossenheit der Idealität nimmt immer individuellere Züge in sich auf, nähert sich mehr und mehr dem Wirklichen, strebt immer mehr nach sinnlicher Illusion, bis sie zuletzt ganz in den realistischen Charakter der Römer mündet. Die Kunst ist in der ältesten Zeit starr, unbeweglich, mehr Götzen- als Gottesbild; jene Phantasie, die im Homer sich so blühend entfaltet, ist noch nicht innerlich genug, um schon eine prägnante, sichtbar körperliche Gestalt erschaffen zu können. Erst die lyrische Periode bringt diesen Gestalten Leben und Bewegung; aber die Physiognomie ist noch durchaus maskenhaft. Die Vollendung kommt mit dem Drama. Zuerst noch gewaltsam leidenschaftliche titanische Gestalten, wie z. B. der herculanische Promachus, der titanischen Schroffheit des Aeschylos entsprechend. Dann die große Zeit des Phidias, Polyklet und Polygnot, deren Gestalten, ganz wie die Poesie des Sophokles, sich in den Formen der höchsten und reinsten Menschlichkeit bewegen. Hier ist die höchste Idealität, aber nicht mehr als übermenschlich, als herb abweisend, sondern als voller angeborener Adel der eigenen Menschengestalt, als schlichte Großheit, als vollendet schönes Ebenmaß, als schwungvoll heiterste Naturwahrheit. Diese vollendetste Blütezeit bricht sich in der Aufklärungszeit, die durch die Sophisten herbeigeführt wird. Wie Euripides seine Motive nicht mehr vom Schicksal ableitet, sondern von der Leidenschaft und Sophistik des menschlichen Herzens, so verschwindet auch in Praxiteles und Lysippos, in Zeuxis und Apelles diese einfach schöne Hoheit und Großheit. Die Formengebung wird individualistischer, also zwar raffinirter, aber unschöner und weniger ideal. Und wie mit Aristophanes die Komödie eintritt, so erhebt sich jetzt auch die bis dahin unbekannte Kunstart des Genre, Darstellung der Alltagswelt und deren anmuthig lieblicher Reize. Hier geht dann das Kunstleben in die Hände der Römer. Die Römer sind die Realisten der alten Welt, sie sind ein Krieger- und Juristenvolk, ihre Philosophie ist daher Popularphilosophie, ihre Poesie, wo sie national ist, Satire, ihre Kunst überwiegend chronikenartig porträthaft. Doch gibt auch die röm. Kunst diesen Grundzug stiller Großheit und Ruhe noch nirgends auf und behauptet daher, soweit sie auch hinter der griech. Kunst zurücksteht, nicht blos gegen die ersten Zeiten des Mittelalters, sondern auch gegen die Entartungen des ital. und franz. Zopfstils des 17. und 18. Jahrh. die entschiedenste stilistische Ueberlegenheit. (S. Mittelalter und Modern.)

Antilegomĕna wurden im 4. Jahrh. nach dem Beispiele des Eusebius solche Schriften des Neuen Testaments genannt, deren Echtheit von einigen bezweifelt ward, im Gegensatz der Homologumena, d. i. der anerkannten oder entschieden echten. (S. Kanon.)

Antileptische Methode nannte man früher in der Medicin diejenige Heilmethode, welche durch Einwirkung auf einen dem kranken entgegengesetzten Theil die Krankheit zu heilen suchte, eine Art derivirende, d. h. ableitende Methode. (S. Ableitung.) Gegenwärtig ist der Ausdruck ganz außer Gebrauch.

Antilibanon, arab. Dschebl-esch-Scherki, ein Gebirgszug in Syrien, streicht von N. gegen S. dem westlichern Libanon oder Dschebl-Libnan (s. Libanon) fast parallel und von ihm getrennt durch die vom Nahr-el-Asy (Orontes) gegen N. durchflossene, 20 M. lange und 2—4 M. breite Thalebene El-Bekaa, das alte Cölesyrien, in welchem die Höhe der Quelle des gegen S. strömenden Litâni (Leontes) bei Baalbek zu 4000 F. geschätzt wird. Westwärts fällt der Gebirgszug rasch ab; gegen O. und SO. dacht sich sein plateauartiger Rücken allmählich in sehr breiten, nach Damaskus hin schmaler werdenden Stufen zur Kalksteinebene ab, die nach SO. unmerklich in die Wüste übergeht. Die von ihm fast in südl. Richtung hinziehende Terrasse des weinreichen Dschebl-Kalanûm begrenzt die fruchtbare Ebene von Damaskus (2250 F. hoch) im N. Im SW. endigt er mit dem Großen Hermon oder Dschebl-esch-Schêch, an dessen Südabhang der Jordan entsteht, und dessen Höhe (früher zu 10000, ja bis zu 13500 F. angegeben) nur 8798 F. oder nach Roth's Messung sogar nur 6975 F. beträgt. Der Große Hermon, wahrscheinlich der Culminationspunkt des ganzen syrischen Gebirgssystems, ist fast stets mit Schnee bedeckt und mit seinen weißen Gipfeln bis Damaskus und Tyrus sichtbar. Gleichwol ist der A. im allgemeinen niedriger und weniger zusammenhängend als der Libanon; sein Gestein ist mehr krystallinisch und enthält weniger Versteinerungen als dieser. Er ist mit hellgrünen Pappeln, nirgends mit Cedern bestanden, und auch durch die zahlreichen kleinen Seen auf seiner Hochfläche charakteristisch vom Libanon unterschieden.

Antillen nennt man die große Inselgruppe zwischen Nord- und Südamerika, deren continentaler Zusammenhang hier gleichsam wie zerbröckelt erscheint. Sie ziehen sich von dem Golf von Paria an den Mündungen des Orinoco bis zur Straße von Florida am Südende der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch mehr als 12 Breitengrade, das Mexicanische und Antillenmeer (Karaibische Meer) in weitem Bogen umschließend. Man unterscheidet zwei Hauptgruppen: die Großen und die Kleinen A. Unter den Großen A. begreift man die vier Inseln Cuba, San-Domingo oder Hayti, Jamaica und Portorico, von denen die beiden erstern und die letztere (kleinste) ziemlich in gerader Linie liegen, in der Westspitze von Cuba sich der Halbinsel Yucatan zuwendend. Die Kleinen A., an Zahl etwa 40, liegen in einem Bogen zwischen 10—19° nördl. Br. von der Insel Trinidad bis zum Ostende von Portorico. Unter ihnen sind zehn bedeutend vulkanisch, denen zur Ostseite eine Reihe von Kalksteininseln liegen. Ueberhaupt erscheint die ganze Inselreihe als eine von dem Atlantischen, dem Karaibischen und dem Mexicanischen Meer unterbrochene, in ihren Gipfeln isolirte Gebirgskette, welche die größte Höhe in dem Kupfergebirge oder der Sierra del Cobre von Cuba (etwa 7500 F.) und den Blauen Bergen von Jamaica (gegen 7700 F.) erreicht. Die Kleinen A. theilt man, je nachdem sie von dem nordöstl. Passatwinde früher oder später getroffen werden, in die Inseln über oder im Winde und die Inseln unter dem Winde. Doch herrscht in dieser Benennung keine Uebereinstimmung. Gewöhnlich folgt man den Engländern und Franzosen, welche die südl. und zugleich östl. Abtheilung von Tabago bis Dominica Windward Islands, Iles-du-Vent (Inseln im Winde), dagegen die von Dominica bis Portorico in einen Bogen gelagerten Leeward Islands, Iles-sous-le-Vent nennen. Bei den Spaniern heißen alle Kleine A. von Portorico bis Tabago Islas-barlo-Vento (Inseln im Winde); dagegen diejenigen Inseln, welche von Trinidad westwärts über Margarita und Curaçao bis Oruba (vor dem Golf von Maracaibo) längs der Nordküste von Südamerika zerstreut liegen und von vielen gar nicht zu den A. gerechnet werden, nennen sie, und nach ihnen manche Geographen, Islas-soto-Vento (Inseln unter dem Winde). Das heiße Klima dieser Inseln wird durch die Seeluft gemäßigt; der Himmel ist glänzend rein und der Boden außerordentlich üppig. Kaffee, Zuckerrohr und Tabac wachsen in den ungeheuersten Massen, wodurch das Pflanzer- und Kaufmannsleben der Bewohner bedingt wird. Der Ursprung des Namens «Antillen», dessen erste Anwendung auf diese Inseln bei Peter Martyr d'Anghiera 1493 vorkommt, ist unsicher. Bald wird derselbe von einer Insel Antilia abgeleitet, welche die Sage des ausgehenden Mittelalters in das westl. Meer setzte, bald soll er soviel wie Vorinseln bedeuten, d. i. solche Inseln, welche dem amerik. Festlande vorliegen. Außerdem wird für die Kleinen A. bisweilen auch der Name Karaibische Inseln gebraucht. Einschließlich der Bahamainseln, welche zwischen San-Domingo und der Spitze von Florida liegen, belegt man diese gesammte Inselwelt mit dem gemeinsamen Namen Westindien (s. d.). Neuere Geographen haben für dieselbe den Namen Columbischer Archipel vorgeschlagen.

Antilŏchus (griech. Antilochos), der Sohn des Nestor und der Eurydike, war in dem Heere der Griechen vor Troja einer der Tapfersten, obgleich der Jüngste. Er zeigte sich tüchtig im Lauf und geübt in dem Schlachtkampf, wie Homer ihn schildert, und war deshalb dem Achilles, nächst Patroklos, am meisten lieb und theuer. Bei den Leichenspielen zu Ehren des letztern empfing er im Wettrennen den zweiten Preis, den ihm Achilles lobend erhöhte. A. fiel durch Memnon, als er seinem von dem Paris hart bedrängten Vater zu Hülfe eilte, weshalb er auch den Beinamen Philopator erhielt. Beigesetzt wurde seine Asche neben dem Grabmal des Achilles und Patroklos auf dem sigeischen Hügel. Auch in der Unterwelt ward er Begleiter des Achilles.

Antilōpe heißt eine Gattung von Säugethieren aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hohlhörner, die durch Hörner, welche scheidenartig den Stirnzapfen (d. i. die knochige Verlängerung des Stirnbeins) umgeben, charakterisirt ist, und von der verwandten Gattung der Ziegen durch bartloses Kinn, von den Schafen durch nichteckige Hörner sich unterscheidet. Es gibt keine Gruppe der Wiederkäuer, welche so sehr in der Form und Zahl der Hörner wie in der Gestalt des Körpers wechselte. Von einfachen spießartigen Hörnern bis zu gabelförmigen und schraubenartig gewundenen sind alle Gestalten vertreten; ebenso von plumpen, kuhähnlichen Formen (Addax) zu pferdeartigen (Gnu), ziegengleichen (Gemse), bis zu großen Hirschformen (Oryx) und zierlichen Rehgestalten (Gazelle, Springbock). Doch sind die Beine meist hoch, die Füße schlank; der kurze Schwanz trägt einen Haarbüschel, die Behaarung ist kurz und die Färbung oft sehr lebhaft. Thränenhöhlen wie am Hirsche kommen bei vielen vor. Die Größe ist sehr wechselnd. Die Zwergantilope ist an den Schultern nur 8—9 Zoll hoch,

während die größten Arten ebenda 5—6 F. messen. Alle sind friedliche, gesellige, furchtsame Thiere und ausgezeichnet durch Schnelligkeit der Bewegungen. Nordamerika besitzt einige Arten; Europa nur zwei, wovon die Gemse (s. d.) am bekanntesten. Asien hat eine größere Zahl; die meisten drängen sich jedoch im südl. Afrika zusammen. Den Alten waren mehrere Arten bekannt, zumal die in der Berberei vorkommende Gazelle (A. Dorcas), welche wegen ihrer schwarzen glänzenden Augen den arab. Dichtern zum Gleichniß diente. Das Fleisch aller ist eßbar. Sie werden darum viel verfolgt, und namentlich dienen sie auch den großen Raubthieren Afrikas zur Nahrung. Doch sind sie so zahlreich, daß im Innern der Capcolonie Heerden von mehrern Tausenden vorkommen, die, von Hunger getrieben, über die Felder herfallen und, durch keinen Angriff verscheuchbar, sie völlig verwüsten. Die bekannten Arten belaufen sich jetzt auf 65, und werden nach der Form, Richtung, den Kanten und Ringen der Hörner in Abtheilungen gebracht und weiterhin durch Färbung u. s. w. voneinander unterschieden. Lichtenstein, Hamilton Smith, der afrik. Reisende Andr. Smith, der Oberst Hardwycke haben um ihre Klassifikation sich Verdienste erworben. Unter den vielen Arten sind die bemerkenswerthesten die Gemse, die Saiga in Südrußland, die Gazelle in Südafrika, der Springbock, Buntebock, Klippspringer, das capische Elenn und das Gnu, in Asien die Tschikarra mit vier Hörnern und der Nylgau.

Antimăchus (griech. Antimachos) aus Klaros, der sich aber meist zu Kolophon aufhielt, lebte ungefähr im 4. Jahrh. v. Chr. Er ist der Verfasser eines sehr umfangreichen epischen Gedichts «Thebais», welches von den Alexandrinern den Homerischen Gedichten an die Seite gestellt wurde, und einer Elegie auf seine Geliebte oder Gattin, «Lyde» überschrieben, von der uns nichts als das Lob ihrer Vorzüglichkeit übrig geblieben. Die Bruchstücke der «Thebais» wurden am vollständigsten gesammelt von Schellenberg (Halle 1786) und von Roll (Dillenb. 1845). A. wird auch, obwol mit Unrecht, unter den ältern Sammlern und Anordnern der Homerischen Gedichte genannt.

Antimōn oder Spießglanz, ein in chem. Beziehungen dem Arsenik nahestehendes Metall, welches sowol gediegen als in oxydirtem Zustande, hauptsächlich aber mit Schwefel verbunden (Grauspießglanzerz) in der Natur vorkommt. Im reinen Zustande ist das A. weiß (ungefähr wie Zinn), starkglänzend, von blätterigem Gefüge, nicht sehr hart, vollkommen spröde (sodaß es leicht zu Pulver gestoßen werden kann) und von 6,71 specifischem Gewicht. Es schmilzt bei schwacher Rothglühhitze; an der Luft zum Glühen erhitzt, verbrennt es unter Ausstoßung eines weißen Rauchs, welcher Antimonoxyd ist. Außer diesem Oxyde bildet es, mit Sauerstoff verbunden, noch zwei Säuren: die antimonige Säure und Antimonsäure. Nebstdem sind vorzüglich seine Verbindungen mit Schwefel von Interesse, deren es drei gibt. Das A. dient als Zusatz zu andern Metallen, um nützliche Legirungen zu bereiten; namentlich bildet es, mit Blei vereinigt, das Schriftgießermetall, mit Zinn das Britanniametall. Das natürliche Schwefelantimon wird zu Feuerwerksätzen, Antimonsäure als gelbfärbendes Mittel in der Emailmalerei angewendet. Der Antimonzinnober (eine rothe Farbe für Oel- und Wassermalerei) besteht wesentlich aus Schwefel und A. Als Arzneimittel sind mehrere Antimonverbindungen gebräuchlich, so der Mineralkermes, der Goldschwefel und der Brechweinstein. Im Alterthum war nur das Schwefelantimon, nicht das A. selbst, bekannt. Basilius Valentinus beschrieb gegen Ende des 15. Jahrh. die Darstellung des letztern sowie mehrere seiner Zusammensetzungen. Unter den Neuern haben sich vorzugsweise Proust und Berzelius um die chem. Kenntniß dieses Metalls verdient gemacht.

Antinomie (griech.) heißt eigentlich das Verhältniß des Widerstreits zweier Gesetze. Zu einem Kunstausdruck in der Philosophie ist das Wort namentlich durch Kant geworden, indem er dadurch den Widerstreit bezeichnete, in welchen die theoretische Vernunft mit sich selbst oder eigentlich mit dem Verstande gerathe, wenn sie die Idee des Unbedingten auf die Welt als die Totalität aller Erscheinungen anwende. Es entstehen dadurch nämlich entgegengesetzte und scheinbar gleichberechtigte Behauptungen, sodaß man entweder etwas annehmen müsse, was die schrankenlosen Forderungen der Vernunft nicht befriedigt, oder etwas, was dem Verstande unerreichbar sei. Die Fragen, auf welche sich diese Antinomien beziehen, sind: Ist die Welt in Raum und Zeit endlich oder unendlich? Gibt es letzte einfache Bestandtheile der Dinge oder nicht? Gibt es bloße Naturnothwendigkeit oder auch eine Causalität durch Freiheit? Gibt es in oder außer der Welt ein nothwendiges Wesen oder nicht? Während nun die A. eben darin besteht, daß sowol für die Bejahung als für die Verneinung dieser Fragen sich gleich starke Beweise aufstellen lassen, soll die Auflösung des darinliegenden Widerstreits in der Nach-

weisung bestehen, daß man die menschlichen Erkenntnißbegriffe in jenen Fragen auf ein Gebiet anwende, für welches sie nicht passen und ausreichen. Die Begriffe von Raum, Zeit, Substanz, Ursache u. s. w. sollen nämlich nach Kant nur für Erscheinungen, aber nicht für das, was das Gebiet jeder möglichen Erfahrung überschreitet, gelten. Indem man daher auf eine dogmatische Behauptung jener Fragen Verzicht leisten müsse, behalte die Vernunftidee des Unbedingten und Unendlichen nur den Werth eines regulativen Princips, d. h. sie sei keine Quelle erweiterter Erkenntnisse, sondern nur ein Leitfaden zu einer immer fortschreitenden Erweiterung der Erkenntnisse. Die ganze Antinomienlehre, obwol sie eine der geistreichsten Partien in Kant's «Kritik der reinen Vernunft» ist, verliert natürlich den größten Theil ihrer Bedeutung, sobald die Unterlagen, auf welchen sie bei Kant ruht, nämlich die Lehre von den verschiedenen Seelenvermögen, und die Behauptung wegfallen, daß jedes derselben durch die a priori in ihm liegenden Begriffe einen besondern Beitrag zur menschlichen Erkenntniß liefert.

Antinomismus nannten die Reformatoren die Geringschätzung des mosaischen Sittengesetzes und zum Theil überhaupt des Alten Testaments, welche sich Joh. Agricola (s. d.) erlaubte, um die Wirksamkeit des Evangeliums oder des Glaubens zur Besserung des Menschen desto nachdrücklicher anzupreisen. Agricola hatte schon 1527 die Visitationsartikel Melanchthon's wegen der darin enthaltenen Empfehlung fleißiger Vorhaltung des Gesetzes und besonders der Zehn Gebote, zur Erweckung der Buße, als eine mit der Lehre des Evangeliums unvereinbare Ueberschätzung des Gesetzes verdächtig zu machen gesucht. Zwar sah er sich bei einem zur Beilegung des Streits im Dec. 1527 zu Torgau veranstalteten Religionsgespräche vornehmlich durch Luther genöthigt, seine Meinung zurückzunehmen, brachte sie aber dennoch 1537 in einer Disputation zu Wittenberg mit neuer Heftigkeit wieder auf und behauptete ausdrücklich, weil der Mensch blos durch das Evangelium gerechtfertigt werde, sei das Gesetz zu seiner Rechtfertigung und Heiligung gar nicht nöthig. Diese nur auf Misverstand des Verhältnisses des Glaubens zur Besserung beruhende Meinung widerlegte Luther in seinen Disputationen gegen die Gesetzstürmer oder Antinomer, wie er sie nannte, und bewies, wie nöthig Vorhaltung des Gesetzes zur Erkenntniß der Sünde und zur wirklichen Besserung sei. Als darauf Agricola widerrief, machte Luther 1539 diesen Widerruf mit scharfem Tadel der in Ober- und Niedersachsen schon zahlreichen Anhänger Agricola's bekannt. Dieser, hierdurch persönlich gekränkt, protestirte zwar gegen die ihm von Luther aufgebürdeten Consequenzen, ließ aber in Berlin, wohin er sich begeben, 1540 einen Luther völlig befriedigenden Widerruf erscheinen, wodurch der sog. Antinomistische Streit beendigt wurde. Uebrigens begegnen uns die Antinomer schon in neutestamentlicher Zeit (2 Petr. 2, 18. 19), ebenso unter den Gnostikern (s. d.), unter den spiritualistischen Sekten des Mittelalters und der Reformationszeit. Auch unter den Independenten in England zur Zeit Cromwell's traten Antinomer auf, welche den Gebrauch des Sittengesetzes bei dem Unterrichte der Ungebesserten ganz entbehrlich fanden und, um die Kraft des Glaubens hervorzuheben, sogar das Laster zu rechtfertigen suchten. Als strenge Anhänger der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl sprachen sie sittlichen Bestrebungen jeden Einfluß auf die künftige Seligkeit ab. Sie waren indeß nie zahlreich und lebten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ohne kirchliche Verbindung. Ihre Grundsätze theilten die Antinomian- oder Particularbaptisten.

Antinŏus, ein schöner Jüngling aus Claudiopolis in Bithynien, den sich Kaiser Hadrian zum Liebling und steten Begleiter auserwählt hatte, stürzte sich, seiner Bestimmung und des Lebens überdrüßig, unweit Besa in Aegypten in den Nilstrom. Hadrian fand bei dessen Tode kein Maß des Schmerzes. Er versetzte das Bild des A. unter die Sterne, indem er einem neuentdeckten Gestirn in der Nähe der Milchstraße, zwischen dem Adler und dem Thierkreise, den Namen desselben beilegte, errichtete ihm mehrere Statuen und Altäre und zu Mantinea in Arkadien einen Tempel, ließ auch bei Besa die Stadt Antinoopolis erbauen und ihm zu Ehren ein jährliches Fest, Antinoia, feiern. Die Verehrung des A. war selbst noch im 4. Jahrh. sehr gewöhnlich; heftig eiferten dagegen die christl. Kirchenväter, doch lange vergebens. Da es, solange Hadrian lebte, aus Liebedienerei bei den Wüstlingen beiderlei Geschlechts zum guten Ton gehörte, das Bild des A. aufzustellen, so ward er durch die Künstler unter allen Formen und Gestalten, bald als Statue, bald als Relief und selbst auf Münzen dargestellt. Mehrere dieser angeblichen Abbildungen gehören zu den schönsten Werken der alten Kunst; so namentlich die Statue auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrian's, und die auf dem Capitol, gefunden in der Villa Hadrian's zu Tivoli. Einige Archäologen wollen indeß in der erstern die Statue des Hermes, in der letztern die des Hermes-Antinous

erkennen. Die Entscheidung ist darum schwer, weil die Künstler, welche den A. als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des A. gaben, wodurch die charakteristischen Merkmale vermischt wurden. In allen Abbildungen, sagt Winckelmann vom A., hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Umrisse, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist. Vgl. Levezow, «Ueber den A., dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums» (Berl. 1808) und O. Müller, «Archäologie der Kunst» (3. Aufl., Bonn 1848).

Antiochia, die Residenz der Seleuciden (s. d.) in Syrien, die berühmteste der 16 von König Seleucus Nikator (s. d.) zu Ehren seines Vaters gegründeten Städte dieses Namens, nach dem 1 M. entfernten Apollotempel zu Daphne auch A. Epidaphnis genannt, lag etwa 4 M. vom Mittelländischen Meere am Flusse Orontes in einer überaus fruchtbaren und reizenden Landschaft, die im S. von dem hohen Berge Kasios (jetzt Dschebl Akrah), im N. vom Gebirge Pieria (jetzt Dschebl Musa) begrenzt war. Bei ihrer Gründung (300 v. Chr.) wurde die Stadt mit den Einwohnern der benachbarten Stadt Antigoneia bevölkert. Als Residenz der Seleuciden wuchs A. rasch empor, sodaß es bei der Besitznahme durch die Römer eigentlich aus vier Städten (Tetrapolis) bestand, deren jede mit einer eigenen Mauer umgeben, dabei zugleich aber auch in die gemeinsamen Befestigungen der Gesammtstadt eingeschlossen war. Ihre eigentliche Glanzperiode erlebte jedoch die Stadt erst zur röm. Kaiserzeit als Sitz der Statthalter von Syrien und Aufenthaltsort vieler vornehmer Römer sowie als Mittelpunkt des westasiat. Handels und einer der Hauptsitze spätgriech. Kunst und Wissenschaft. Die Griechen nannten sie «die schöne A.»; Plinius gab ihr den Namen «Königin des Ostens». Bis zur Verlegung der kaiserl. Residenz nach Konstantinopel war A. nebst Rom und Alexandria die dritte Metropole des Römischen Reichs. Von den Prachtbauten, welche die Stadt erfüllten, werden besonders der königl. Palast, der Tempel des Zeus, das Theater, das Amphitheater, das Cäsarium, zahlreiche Bäder und öffentliche Spaziergänge, ein Aquäduct mit Auszeichnung genannt. 115 n. Chr. durch ein Erdbeben, 155 durch Feuer fast gänzlich zerstört, ward sie zuerst von Trajan, dann von Antoninus Pius wieder aufgebaut. Zu A. bildete sich die erste heidenchristl. Gemeinde, und hier wurden die Bekenner Jesu zuerst Christen genannt. Noch ehe die christl. Gemeinde zu Rom Geltung erlangte, übte die Gemeinde zu A. Einfluß auf die Gemeinden des Orients, über welche die Bischöfe von A., als deren erster der heil. Ignatius genannt wird, von Anfang an die Oberaufsicht führten. Von 252—380 wurden zu A. 10 Kirchenversammlungen gehalten, durch welche unter anderm festgestellt ward, daß der Bischof von A. unter den fünf Patriarchen der Christenheit die vierte Stellung einnehmen solle. Außerdem blühte zu A. eine durch verständige Schriftforschung ausgezeichnete theol. Schule (s. Antiochenische Schule), welcher die orient. Kirche eine Reihe ihrer berühmtesten Lehrer, so z. B. den heil. Chrysostomus, zu verdanken hatte. Zur Zeit des Chrysostomus, gegen Ende des 4. Jahrh., hatte A. 200000 freie E. In den J. 458 und 526 (sowie auch später 587) verheerten Erdbeben aufs neue die Stadt, und 540 zerstörte sie gänzlich der Perserkönig Chosroës. Obgleich sie Kaiser Justinian wiederherstellte, so konnte sie sich doch von letzterm Schlage nie wieder vollständig erholen. Seit der Eroberung durch den Khalifen Omar 637 sank die weltliche und kirchliche Größe von A. unaufhaltsam, und die alte christl. Hauptstadt Syriens sah sich von dem rein arab. Aleppo überflügelt. Nachdem die Stadt im 10. Jahrh. durch Nikephoros Phokas (963—69) wiederum dem Byzantinischen Reiche einverleibt worden, verblieb sie bei demselben, bis sie 1084 abermals den Sarazenen in die Hände fiel. Nach längerer Belagerung ward A. 3. Juni 1098 von den Kreuzfahrern genommen. Der Normanne Bohemund gründete nun das Fürstenthum Antiochien, das mit der Grafschaft Tripolis in seiner Nachkommenschaft ununterbrochen forterbte, bis es 1268 unter Bohemund VI. von Sultan Bibars von Aegypten dem Islam zurückerobert, aber zugleich auch vollends verwüstet ward. Aus der Hand der ägypt. Mameluken ging es durch Sultan Selim I. 1516 endlich an die Türken über. — Gegenwärtig gehört das von Arabern und Türken Antakieh genannte A. zum türk. Ejalet Aleppo und ist eine elende Landstadt, welche enge und schmuzige Straßen und meist Häuser von nur einem Erdgeschoß hat, die jedoch theilweise mit Giebeln und Ziegeldächern versehen sind. Die kolossalen Ruinen der von den Kreuzfahrern erbauten Festung gewähren immer noch einen imposanten Anblick. Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden von 6—7000 bis zu 16—18000 geschätzt. Die Christen unter denselben sind zum größern Theile (unirte) Nestorianer mit ihrem eigenen Patriarchen. Der orthodoxe Patriarch von A. hat jetzt seinen Sitz zu Damaskus. Die Industrie des Orts liefert Seidenwaaren, Saffian

und Teppiche; der Handel ist nicht ganz unbedeutend. Die fruchtbare Ebene rings um die Stadt liegt gänzlich uncultivirt; nur auf den Höhen befinden sich Feigen-, Oliven- und Weinpflanzungen. — Von den übrigen Städten des Alterthums, die den Namen A. führten, ist noch A. in Pisidien zu nennen. Dasselbe lag auf der phrygisch-pisidischen Grenze, wurde von Antiochus I. gegründet und zuerst von einer Colonie der Stadt Magnesia am Mäander bevölkert. Von den Römern unter die Herrschaft des Eumenes von Pergamos und später unter die des Amyntas von Pamphylien gestellt, ward es nach dessen Tode zum Sitz einer proconsularischen Regierung erhoben. A.s Weltruf gründeten die Apostel Paulus und Barnabas, die hier zuerst den Heiden das Evangelium predigten. Ansehnliche Reste der alten Stadt finden sich auf einer Bergebene an der Westseite des Sultan-Dagh, 6 M. westlich der Stadt Akschehr, bei dem Orte Jalowadsch.

Antiochenische Schule heißt in der Kirchengeschichte eine theol. Richtung, welche namentlich in den kirchlichen Streitigkeiten des 5. Jahrh. eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Die zu Antiochia in Syrien um den Anfang des 4. Jahrh. gestiftete theol. Schule hat diese nach ihr benannte Richtung nur vorzugsweise gepflegt; doch haben eine Reihe von namhaften Kirchenlehrern, welche der letztern huldigten, ihre Bildung nicht in Antiochia empfangen. Obwol ursprünglich durch die in der Alexandrinischen Schule besonders unter dem Einflusse des Origenes betriebenen Schriftstudien angeregt, hat doch die Antiochenische Schule im Laufe der Zeit eine der Alexandrinischen immer entschiedener gegenübertretende Richtung eingeschlagen. Im Gegensatze zu den idealistischen, tiefsinnigen und speculativen, aber oft phantastischen und überschwenglichen Alexandrinern bewahrten die Antiochener den an nüchterner Schriftforschung genährten Geist praktischer Verständigkeit. Ueberall vom Einzelnen und wirklich Gegebenen ausgehend, hielten sie in der Schriftauslegung an dem einfachen Wortsinne fest und verwarfen die geistvolle, aber willkürliche allegorische Deutung. Aus ihren Reihen sind die sorgfältigsten Geschichtsforscher und die gelehrtesten Exegeten des 5. Jahrh. hervorgegangen. Auch in der Kritik bewahrten sie sich so viel Freiheit und Unbefangenheit, als jene Zeit irgend zu ertragen vermochte. In der Philosophie schlossen sie sich mehr dem Aristoteles als dem Platon an; in der Theologie machten sie, statt sich in der Lösung schwieriger speculativer Probleme zu versuchen, vor allem die Forderungen einer ernsten sittlichen Weltanschauung geltend. Die große Streitfrage der Zeit über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in der Person des Erlösers, welche die Alexandriner im Sinne einer Vergottung der menschlichen Natur Christi zu beantworten suchten, entschieden die Antiochener im entgegengesetzten Sinne durch die strenge Scheidung der göttlichen und menschlichen Natur und der beiden zukommenden Eigenschaften auch nach ihrer Verknüpfung in einer Person, und wollten daher, statt von einem menschgewordenen Gott, lieber von einem mit dem göttlichen Logos zu unzertrennlicher Einheit verbundenen Menschen reden, welcher zwar vom göttlichen Logos zu seinem Tempel erwählt worden sei, aber in echt menschlicher Weise sich sittlich entwickelt habe. Während daher die consequente alexandrinische Lehre zum Monophysitismus führte, schienen die Antiochener, wie man dem Nestorius vorwarf, den Einen Christus in zwei Personen zu zertheilen. Jedenfalls war ihr nüchterner Reflexionsstandpunkt, obwol er ein heilsames Gegengewicht zu überfliegenden Speculationen bildete, den großen theol. Problemen nicht gewachsen und konnte bei der äußerlichen Auffassung des Verhältnisses von Gott und Mensch leicht zu Consequenzen führen, welche das religiöse Interesse verletzten. Als Stifter der Schule werden zwei schriftgelehrte antiochenische Presbyter genannt: Dorotheus und Lucianus (gest. 311). Ihre Häupter im 4. und 5. Jahrh. waren Theodorus, Bischof von Heraklea (gest. um 358), Eusebius, Bischof von Emesa (gest. 360), Cyrillus, Bischof von Jerusalem (gest. 386), Ephrem, Diakonus in Edessa (gest. 378), Diodorus, Bischof von Tarsus (gest. nach 394), und seine Schüler, der gelehrte und scharfsinnige Theodor, Bischof von Mopsuhestia (gest. 429), und der fromme Bischof Johannes von Jerusalem, wegen seiner Beredsamkeit Chrysostomos (Goldmund) genannt (gest. 407). Die letzten namhaften Vertreter der Schule waren im 5. Jahrh. Ibas von Edessa und der als Kirchenhistoriker berühmte Bischof Theodoret von Cyrus (gest. 527).

Antiochus hießen mehrere griech. Könige von Syrien. Der erste, der unter diesem Namen bekannt ist, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodike den berühmten Seleucus (s. d.), nachher König von Syrien. — Den Sohn von diesem, A. I. Soter, stürzte die Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonike, die er vergeblich bekämpfte, in eine gefährliche Krankheit, bis der königl. Leibarzt Erasistratos den Grund derselben wahrnahm und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, ihm

seine junge und schöne Gemahlin abtrat. Als König, 280—262 v. Chr., versuchte A. vergeblich, Pergamum, das sich von Syrien getrennt hatte, wieder zu erobern; auch sein Unternehmen, die Gallier, die in Asien eingedrungen waren, zu vertreiben, mislang. — Unter seinem Sohne A. II., der durch die Milesier, zum Dank dafür, daß er sie von ihrem Tyrannen Timarchos befreit, den Beinamen Theos (Gott) erhielt, fielen die Parther und Baktrier von Syrien ab und bildeten unabhängige Reiche. Er wurde durch seine von ihm verstoßene und später wieder aufgenommene Gemahlin Laodike aus Rache 246 v. Chr. vergiftet. — Einer seiner Nachkommen war A. III. oder der Große, der seinem Bruder Seleukos Keraunos als König von Syrien 224 v. Chr. in der Regierung folgte. Derselbe züchtigte den Molon, Statthalter von Medien. Auch gegen den Ptolemäus Philopator von Aegypten war er anfangs glücklich, ward aber nachher, 217, bei Raphia von diesem geschlagen. Nachdem er den Achäos, der sich in Lydien und Phrygien unabhängig gemacht, besiegt und einen Zug gegen die Parther und Baktrier unternommen hatte, entriß er dem Ptolemäus Epiphanes Cölesyrien, Phönizien und Palästina. Als er aber hierauf seine Macht auch nach Europa zu verbreiten beabsichtigte und die von Philipp von Macedonien in Thrazien aufgegebenen Besitzungen einnahm, gerieth er hierüber mit den Römern in Streit. Hieraus entsprang der berühmte Antiochische Krieg, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüstungen machte. Aber die Plane und Rathschläge dieses Feldherrn wenig begreifend, schickte er blos nach Griechenland ein Heer, das nach längerer Unthätigkeit zuerst bei Thermopylä, dann mehreremal zur See geschlagen wurde, wodurch er den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Uebergang nach Kleinasien streitig machte. Letztere erfochten nun unter Scipio (daher Asiaticus genannt) 190 den Sieg bei Magnesia und nöthigten A. zu dem schimpflichsten Frieden, in welchem er ganz Asien diesseit des Taurus abtreten mußte. Als er zur Zahlung der Kriegskosten in der Folge aus dem Tempel des Elymäischen Zeus den Schatz entführen wollte, wurde er 187 v. Chr. mit allen seinen Leuten erschlagen. — Sein zweiter Sohn, A. IV. Epiphanes, der von 176—164 v. Chr. König war, und dessen Tyrannei und Tempelraub den Aufstand der Juden unter Matthatias und Judas Makkabäus und ihre Befreiung vom syr. Joch zur Folge hatte, griff den ägypt. König Ptolemäus Philometor an und belagerte Alexandrien, mußte aber, als die Römer sich des Ptolemäus annahmen, Aegypten verlassen. Ihm folgten noch mehrere syr. Könige unter diesem Namen, bis endlich Syrien 64 v. Chr. zur röm. Provinz gemacht wurde. — A. XIII. Asiaticus, dem rechtmäßigen Erben der Seleuciden (s. d.), ward von Pompejus die syr. Landschaft Kommagene unter Oberhoheit der Römer überlassen.

Antiŏpe, die Tochter des Königs Nykteus von Theben und der Polyxo, nach Homer des Flußgottes Asopos, war wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt. Durch die Umarmung des Zeus ward sie Mutter des Zethos und Amphion. Sie entfloh, als sie sich schwanger fühlte, nach Sikyon zu dem Epopeus und heirathete diesen. Nykteus, den der Tod verhinderte, sie von da zurückzuholen, trug dieses seinem Bruder Lykos auf, der es auch vollbrachte und die A. nach Eroberung Sikyons und Ermordung des Epopeus gefangen zurückführte. In ihrer Gefangenschaft wurde sie von der Dirke, der Gemahlin des Lykos, aufs grausamste behandelt, sodaß sie entfloh, um bei ihren Söhnen Schutz zu suchen. Diese nahmen an der sie verfolgenden Dirke die furchtbarste Rache: sie ward an einen wilden Stier gebunden und von diesem zu Tode geschleift. A. durchirrte darauf im Wahnsinn, in den sie von dem Dionysos wegen der von ihren Söhnen an der Dirke genommenen grausamen Rache versetzt wurde, ganz Griechenland, bis sie endlich zum Phokos kam, der ihre Krankheit heilte und sie zur Gattin nahm. Mit diesem erhielt sie zu Tithorea ein Grabmal. — A. heißt auch eine Amazone, die Tochter des Ares und der Otrera, die Gemahlin des Theseus und die Mutter des Hippolyt. Sie ward dem Theseus von dem Herakles, als dieser die Amazonen besiegt hatte, geschenkt und kämpfte später an seiner Seite bei dem Einfall der Amazonen in Attika gegen dieselben, wobei sie ihren Tod fand.

Antiŏquia, einer der Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika, 1857 gebildet aus den Provinzen A., Cordova und Medellin der Republik Neugranada, grenzt an Cáuca im W., an Bolivar im N., an denselben Staat, an Santander und Cundinamarca im O., an letztern und Cáuca im S., und umfaßt den nördl. Theil des Cáucathals sowie der West- und Centralcordillera von Neugranada nebst deren Abfällen und dem Querjoch, welches beide verbindet. Die Oberfläche des Staats ist größtentheils gebirgig, doch finden sich keine Höhen über 8430 F. Er hat nicht die fruchtbaren Thäler wie der Staat Cáuca, dagegen ist er noch viel reicher an edeln Metallen. Seine Bevölkerung betrug nach einer wirklichen Zählung von 1851: 244442 Seelen. Es soll die Bevölkerung in diesem Staate am schnellsten zunehmen, und 1861

wurde sie auf 300000 Seelen geschätzt. Hauptbeschäftigung derselben ist der Bergbau. Ein großer Theil des Staats ist noch mit Urwald bedeckt, und derselbe bedarf der Einfuhr von Lebensmitteln und besonders von Vieh aus dem obern Caucathale. Die Hauptstadt des Staats ist jetzt Medellin (s. d.). Im NW. derselben liegt die Stadt A., eigentlich Santa-Fé de A. (6° 30' nördl. Br. und 58° 1' westl. L.), in einer Meereshöhe von 1680 F., in goldreicher, brennendheißer, jedoch nicht ungesunder Gegend des Caucathals, in einer 7—8 St. langen und 12—1300 F. tiefen Thalschlucht am Rio-Tonuzco. Die Stadt ist 1542 gegründet, ziemlich gut gebaut, doch ohne bemerkenswerthe öffentliche Gebäude, und hat eine ziemlich gewerbthätige Bevölkerung von etwa 9000 E.

Antipāro oder Antipăros, im Alterthum Oleăros oder Oliăros, eine der griech. Cykladeninseln, nur durch eine sehr schmale und etwas seichte Meerenge von dem im NO. gelegenen Paros (s. d.) getrennt und mit diesem zu dem Gouvernement von Naxos gehörend, ist ½ Q.-M. groß und zählt etwa 1000 E. Obschon der Insel Wasser fehlt, so ist doch die flache Nord- und Westseite ziemlich fruchtbar. Man baut hier Wein und Getreide; zugleich wächst einiges Viehfutter, sodaß die Bewohner des marmornen und unfruchtbaren Paros hier ihre Ziegen- und Schafheerden weiden. Auf der Südseite ist die Insel sehr gebirgig. Hier, etwas gegen die Mitte hin, im Kern des Gebirgs, findet sich 1000 F. unter der Oberfläche die berühmte, von den Alten indeß nicht erwähnte Stalaktitengrotte mit den glänzendweißen und vielformigsten Tropfsteinbildungen. Durch eine gewölbte Halle gelangt man in einen schmalen, niedrigen Gang, an dessen Ende man sich an einem Seile tief hinablassen muß. Nach einem zweiten noch tiefern Absturz, den man hinabgleiten kann, eröffnet sich eine neue Halle, so hoch, daß die Decke kaum zu erkennen ist. Ein enger Weg führt abermals zu einem Abhange, den man auf einer Leiter hinabsteigt, und nach mehrern ähnlichen Passagen ist die Hauptgrotte erreicht, welche 300 F. lang, 100 F. breit und 80 F. hoch ist. Nach den übertriebenen Schilderungen der Griechen hat sie mit benachbarten Inseln Communication. Vgl. Fiedler, «Reise durch alle Theile Griechenlands» (Thl. 2, Lpz. 1841). Die Südwestspitze von A. bildet mit der nahen, weißen Kalksteininsel Spotiko einen guten Hafen.

Antipăter war einer der Feldherren und ein vertrauter Freund Philipp's von Macedonien. Alexander ließ ihn, da er nach Asien zog, als Statthalter über Macedonien zurück. A. verwaltete diesen Posten mit Eifer und Erfolg, indem er den aufrührerischen Statthalter von Thrazien, Memnon, zum Gehorsam zwang und die unter Agis II. nach Unabhängigkeit strebenden Spartaner nach einem harten Kampfe bei Aegä in Arkadien 330 v. Chr. überwand. Dessenungeachtet gelang es der Olympias, der Mutter Alexander's, mit welcher A. in Uneinigkeit lebte, ihn ihrem Sohne verdächtig zu machen, sodaß dieser ihn zu sich nach Asien berief und den Krateros zum Statthalter von Macedonien ernannte. Doch Alexander starb, noch ehe sein Befehl vollzogen worden war, und A. erhielt nun mit Krateros die Statthalterschaft der europ. Länder Alexander's. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem verbündeten Griechenland zu bestehen. Er kämpfte anfangs unglücklich, bis ihm, der in Lamia eingeschlossen war, ein Heer unter Anführung des Krateros und Leonatos zu Hülfe kam, worauf sich die Griechen wiederum unterwarfen. Diesem Kriege folgte ein anderer mit Perdikkas, der nicht minder glücklich geendigt wurde. A., der nach Perdikkas' Tode (321) zum Vormund der Kinder Alexander's und zum Regenten seines Reichs ernannt worden, traf zu Triparadisos eine neue Vertheilung der Statthalterschaften. Er starb 318 v. Chr. in hohem Alter, nachdem er nicht seinem Sohn Kassander, sondern dem Polysperchon die Vormundschaft anvertraut und diesen zum Reichsverweser ernannt hatte.

Antipathie (griech.), das Gegentheil von Sympathie (s. d.), bezeichnet die Abneigung eines lebenden Wesens gegen andere Wesen oder Einflüsse. Die Alten legten auch leblosen Dingen A. bei, jedoch mit Unrecht. Bei niedern Thieren muß man die der A. ähnlichen Lebensäußerungen wol meist dem Umstande zuschreiben, daß der anscheinend verabscheute Stoff oder Einfluß ihnen schädlich ist. Bei höhern Thieren und bei Menschen ist dies gewiß oft auch der Fall; oft aber haben hier zusammengesetztere Denkvorgänge, die nicht immer klar gemacht werden können und unwillkürlich eintreten, Antheil an dem entstehenden Widerwillen, z. B. dunkle Erinnerungen und Ahnungen. Bisweilen knüpft sich die A. nur an zufällige Aeußerlichkeiten, wie den Geruch der Ausdünstung, schielenden Blick, rothes Haar. Oft aber sind A. zwischen Personen die Folge eines feinern physiognomischen Instinkts, der unbewußt aus dem Aeußern auf das Innere schließt, und zwischen Personen verschiedenen Geschlechts der Ausdruck eines disharmonischen Verhältnisses ihrer beiderseitigen Naturen. Häufig beruht die A. nur auf

Idiosynkrasie (s. d.), d. i. eine eigenthümliche Stimmung der Nerven eines Individuums, wodurch ihm gewisse Dinge oder Personen zuwider werden, welche es für andere nicht sind. So hat man Personen, welche den Geruch einer Rose, den Klang eines Waldhorns, das Kreischen eines Schieferstifts nicht vertragen können. Solche unvernünftige A. lassen sich bisweilen durch festen Willen und Gewöhnung überwinden, verschwinden auch wol mit der Zeit oder sind blos an bestimmte Zustände gebunden, wie z. B. die A. der Schwangern, der Fieberkranken, der Betrunkenen. Oft sind sie aber auch unheilbar. In der Heilkunde ist die A. Grundlage einer Curmethode, der Ekelcur im weitern Sinne. (S. Ekel.)

Antiphlogistisch (griech.) heißt in der Medicin so viel als entzündungswidrig und begreift die gesammten Mittel, welche von der ältern allopathischen Heilkunde schulgerecht zur Bekämpfung der Entzündungen (s. d.) angewendet wurden. Dazu gehörten namentlich die Blutentziehungen, sodann kühlende Mittel (innerlich und äußerlich), Quecksilbermittel und Ableitungen. Jetzt hat sich die Behandlung der Entzündungen mannichfach abgeändert und folgt nur noch sehr theilweise jenem alten Kanon. In der Chemie bezeichnet Antiphlogistische Schule die von Lavoisier, der die alte Lehre vom Phlogiston (s. d.) umstieß, begründete Richtung. Chemiker von Lavoisier's Schule und Aerzte von der obenerwähnten Behandlungsweise nannte man darum Antiphlogistiker.

Antiphon, der erste in der Reihe der attischen Redner, war aus Rhamnus in Attika und um 480 v. Chr. geboren. Aus seiner Schule in Athen soll auch der Geschichtschreiber Thukydides hervorgegangen sein. Er nahm bedeutenden Antheil am Peloponnesischen Kriege als Anführer, Staatsbeamter und Gesandter, wurde aber der Verrätherei angeklagt und 411 zum Tode verurtheilt. Von seinen Reden sind noch 17 vorhanden. Dieselben befinden sich in den Sammlungen der «Oratores» von Reiske (Bd. 7), Bekker (Bd. 1), Baiter und Sauppe (Bd. 1, Zür. 1842) und von Müller und Egger (Bd. 1 u. 2, Par. 1847—58), und sind besonders herausgegeben von Mätzner (Berl. 1838). — A., der Tragiker, lebte am Hofe des ältern Dionysios in Syrakus und zog sich durch die Freimüthigkeit, mit der er die schlechten Tragödien des Tyrannen kritisirte, den Tod zu.

Antiphönie (griech.) nannte man in der griech. Kirche den Wechselgesang, welcher von dem Vorsänger des einen Chors angestimmt und von dem andern Chore, oder auch von beiden, beantwortet und geendigt wurde. Die Einrichtung vieler Psalmen beweist, daß solche Wechselgesänge schon beim jüd. Cultus gebräuchlich waren. Ihre Einführung in die christl. Kirche wird dem Bischof von Antiochia, Ignatius, zugeschrieben; in die abendländische soll sie Ambrosius (s. d.) eingeführt haben. Die Abtheilung der A. in Verse und ein bestimmtes Regulativ über dieselben soll vom Papst Cölestin I. (422—432) herrühren. Ein besonderes Antiphonarium oder Antiphonale, d. h. eine Sammlung der Wechselgesänge, hat zuerst Gregor I. (590—604) veranstaltet. Vgl. Durandi, «Rationale divinorum officiorum» (Mainz 1459; Hagenau 1509). Schon früher wurde es gewöhnlich und seit dem 13. Jahrh. immer allgemeinerer Gebrauch, durch die Anfangsworte der A. (Introitus) in Urkunden das Datum und zugleich den Wochentag zu bezeichnen. Vgl. Wedekind, «Die Eingänge der Messen» (Braunsch. 1815). In der evang. Kirche kennt man zwei Arten der A. Entweder bestehen sie aus ganzen Liedern, wie die Litanei, oder nur aus wenigen biblischen Worten. Diese letztere Art faßt theils eine Intonation durch den Prediger, theils ein Responsorium des Chors und der Gemeinde in sich. In England nennt man Anthem oder Antiphon eine Art Kirchenmusik, welche für die Kathedralkirchen bestimmt ist. Weibliche Stimmen singen zwei Zeilen, und die ganze Gemeinde fällt dann stärker und kräftiger ein. Händel hat deren mehrere componirt.

Antiphräsis, eine Redefigur, durch welche das Entgegengesetzte von dem ausgedrückt werden soll, was das Wort eigentlich besagt; ferner die Behauptung eines Redners, man wolle dies und jenes nicht sagen, während man es damit geradezu heraussagt. Dann bedeutet A. auch eine Benennung, die mit dem Benannten im Widerspruch steht, wenn man z. B. die Erinnyen oder rächenden Göttinnen, Eumeniden, d. h. die Huldvollen, nannte. In diesem letztern Sinn werden durch Antiphrasen oft scherzhafte oder kindische Etymologien zu begründen gesucht, wie z. B. das bekannte lucus a non lucendo, d. h. das Wort lucus (der Wald) ist abzuleiten von lucere (leuchten), weil es im Walde nicht hell ist.

Antipöden (griech.) oder Gegenfüßler heißen in Beziehung aufeinander diejenigen Bewohner des Erdkörpers, welche an zwei einander diametral entgegengesetzten Punkten der Erde wohnen, mithin die Füße einander zukehren. Die Gegenfüßler wohnen daher in gleichen, aber entgegengesetzten geogr. Breiten der Erde, und die geogr. Längen ihrer Standpunkte sind um

180° verschieden. Jahreszeiten, Tageszeiten und Tageslänge der Gegenfüßler sind einander gerade entgegengesetzt, sodaß der Mitte des Sommers bei den Gegenfüßlern die Mitte des Winters, und mittags 12 Uhr bei ihnen nachts 12 Uhr entspricht. Die Gegenfüßler Deutschlands sind im Großen Ocean in O. und SO. von Neuseeland zu suchen. Die Kugelgestalt der Erde führte sehr bald auch auf die Vorstellung von Gegenfüßlern, welche bereits die Philosophen vor Cicero, namentlich die Stoiker, als Lehre annahmen. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerspruch mit der Bibel, und im 8. Jahrh. ging man so weit, daß derjenige mit dem Banne belegt wurde, der zu dieser Ansicht öffentlich sich bekannte. Erst als die Erdumsegler die Sache außer Zweifel gesetzt hatten, hörte der Widerspruch gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und der damit zusammenhängenden von den Gegenfüßlern auf. — Nicht zu verwechseln sind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner oder Antöci, worunter man diejenigen versteht, die miteinander unter dem nämlichen Meridian, aber auf der entgegengesetzten Seite des Aequators wohnen. Sie haben in Vergleichung zueinander entgegengesetzte Jahreszeiten und Tageslänge, aber gleiche Tageszeiten. Um unsere Gegenwohner aufzufinden, dürfen wir nur durch die Erde hindurch von dem Punkte desselben Meridians eine gerade Linie ziehen, die übrigens den Mittelpunkt der Erde nicht nothwendig berührt. Zieht man z. B. eine solche Linie von der Halbinsel Morea aus, so wird dieselbe auf den Südrand des Caplandes in Afrika treffen, dessen Bevölkerung also die Gegenbewohner der Moreoten sind. — Ein dritter Begriff sind die Nebenbewohner oder Periöci, worunter man diejenigen versteht, welche in der nämlichen Hemisphäre und unter derselben geogr. Breite leben, aber hinsichtlich der geogr. Länge um 180° voneinander entfernt sind. Bei ihnen sind zwar die Jahreszeiten gleich, aber die Tageszeiten sind entgegengesetzt, d. h. die einen haben Mitternacht, wenn die andern Mittag haben. So leben z. B. die Nebenbewohner des nördl. Deutschlands auf den Aleuten.

Antiqua, franz. Romain, engl. Roman, heißt in der Sprache der Buchdrucker und Schriftgießer die geradstehende lat. Schriftsorte aller Größen. Sie erhielt diesen Namen, als Manutius (s. d.) die im Mittelalter entstandene Mönchsschrift (Fractur) abschaffte und die ältere, aus den Kapitalbuchstaben der Römer entstandene Schrift im Druck einführte. Das von ihm zuerst mit solchen Typen für seine Zeit meisterhaft gedruckte Werk ist Bembo's «De Aetna liber» (Ven. 1495).

Antiquar (lat. antiquarius) hieß bei den Römern ein Gelehrter, der gern alterthümliche Ausdrücke und Formen (Archaismen) in Rede und Schrift zur Anwendung brachte oder in der Literatur die ältern Werke den neuern vorzog. Im Mittelalter nannte man, besonders in den Klöstern, die Abschreiber älterer Bücher A. Mit dem Wiederaufleben der classischen Studien wurde A. als Bezeichnung von Gelehrten gebräuchlich, welche sich mit der Erforschung der Antiquitäten, namentlich alter Kunstwerke, beschäftigten. Während noch gegenwärtig bei Franzosen (Antiquaire), Engländern (Antiquarian) und Italienern (Antiquario) das Wort im Sinne von Alterthumsforscher und Archäolog, in Italien auch mit Cicerone (s. d.) gleichbedeutend gebraucht wird, versteht man in Deutschland jetzt vorzugsweise unter A. einen, der ausschließlich mit ältern und gebundenen Büchern handelt. Früher trieben in der Regel die eigentlichen Buchhändler zugleich auch diesen Handel. Berühmt waren besonders die reichen Lager der Elzevier und Waesbergh zu Leyden und Amsterdam, und die von Fritsch, Gleditsch und Weidmann in Leipzig. Seit etwa der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben jedoch die deutschen Buchhändler allmählich den Vertrieb älterer Bücher meist den sog. Antiquaren überlassen. Nur die Sortimentsbuchhändler zum Theil befassen sich außer dem Vertriebe neuer Bücher noch mit dem Antiquarbuchhandel, und einzelne bedeutendere Firmen betreiben neben dem Verlags- oder Sortimentsgeschäft auch das Antiquargeschäft als einen gesonderten Nebenzweig. Der A. beschränkt sich indeß in neuester Zeit nicht mehr darauf, bereits gebrauchte oder gebundene Bücher einzeln oder in ganzen Bibliotheken im Wege der Auction oder durch Tauschgeschäft mit andern A. für sein Lager zu erwerben, sondern er bringt auch Restvorräthe namentlich älterer, außer Curs gesetzter Bücher mit oder ohne Verlagsrecht, oder auch Neueres durch große Partiebezüge an sich, wobei er dann in den Stand gesetzt ist, billigere Verkaufspreise zu stellen. Diese letztere geschäftliche Manipulation wird mit dem Namen «modernes Antiquariat» bezeichnet. Der Absatz erfolgt theils durch Handverkauf, theils durch Auction, theils durch Vermittelung anderer A. oder Sortimentsbuchhändler. Die beim Buchhandel üblichen Creditverhältnisse finden beim Antiquargeschäft keine Anwendung, da hierbei Ein- und Verkauf fast immer gegen Baarzahlung geschieht. Das Hauptmittel des Vertriebs bilden die Lagerkataloge, welche bei seltenern und kostbarern Werken in der Regel noch allerlei bibliogr. Notizen

zu bieten pflegen und deshalb nicht selten für den Bibliothekar und Bibliophilen einen bleibenden Werth erhalten. In jüngster Zeit ist der Autographenhandel für viele A. ein besonderer Nebenzweig ihres Geschäfts geworden, während andere den Handel mit ältern Kunstgegenständen, wie Kupferstichen, Porträts, Holzschnitten u. s. w., damit zu verbinden pflegen. Der Antiquarhandel hat in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen, da bei der gesteigerten literarischen Production die Bücher selbst auch im allgemeinen schneller durch Neues verdrängt und infolge dessen die Vorräthe eher zur Verwerthung auf antiquarischem Wege geführt werden. Unter den Antiquargeschäften Deutschlands dürften als die bedeutendsten zu nennen sein: T. O. Weigel, F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium, Köhler, Kirchhoff und Wigand, List und Francke in Leipzig; Asher, Friedländer, Stargardt, Weber in Berlin; Schmidt in Halle; Heberle in Köln; J. Baer, St. Goar in Frankfurt; A. Liesching in Stuttgart; Beck in Nördlingen; Butsch in Augsburg. In Paris sind Techener, Troß, Aubry, in London Bohn, Quaritch, Willis und Sotheran, Trübner, in Amsterdam F. Müller, im Haag Nijhoff zu nennen.

Antirenters, der Name einer polit. Partei im Staate Neuyork, welche die dort vorhandenen Ueberbleibsel des von den Holländern eingeführten Lehnwesens bekämpft. Die niederl.-westind. Compagnie hatte große Landstrecken am Hudsonstrome an solche ihrer Mitglieder verschenkt, welche innerhalb einer gewissen Zeit auf jede Meile 50 Ansiedler zur Niederlassung bestimmen würden. Die von den Grundherren dorthin gezogenen Ansiedler, zum großen Theil Deutsche, traten in ein förmliches mittelalterliches Vasallenverhältniß, hatten Erbpacht für das ihnen angewiesene Land zu zahlen, Frondienste und Abgaben zu leisten u. s. w., und obgleich 1779 und 1785 dem Namen nach das Lehensverhältniß abgeschafft ward, blieb doch die Sache unter der bequemern Form von Pachtverträgen fast unverändert bestehen, die seltsamste Anomalie im amerik. Staatsleben bildend. 1839 organisirten sich die bedrückten Ansiedler zu Antirentervereinen, die in ganz ähnlicher Weise wie die Bandmänner in Irland die Herrschaft der Grundherren zu brechen suchten. Es wurden viele Gewaltthaten gegen die Rentmeister verübt, und nur den energischsten Maßregeln der Staatsbehörden gelang es, den offenen Aufruhr zu unterdrücken. Doch nun bildeten sich die Antirentervereine zu einer polit. Partei aus, die lange Zeit hindurch bei den Wahlen von Staatsbeamten den Ausschlag gab und deren Thätigkeit es auch gelungen ist, die meisten Härten, welche von dem frühern Lehnsverhältnisse noch übrig geblieben waren, wesentlich zu mildern.

Antiquitäten, s. Alterthum.

Antirrhinum, Löwenmaul, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Skrophularineen, ist charakterisirt durch die maskirte, aber nicht gespornte Blumenkrone der meist ansehnlichen und schöngefärbten, bald einzeln in den Blattachseln stehenden, bald zu Aehren oder Trauben vereinigten Blüten. Die Frucht ist eine zweifächerige, vielsamige, mit Löchern aufspringende Kapsel. Die meisten Arten wachsen in Europa, namentlich in Südeuropa, einige in Nordamerika und Westindien; alle sind Kräuter, bisweilen am Grunde holzig, meist zweijährig. Am bekanntesten ist das große oder Gartenlöwenmaul, auch Löwenschnäuzchen und Dorant genannt, A. majus, eine südeurop. Pflanze, welche überall als Ziergewächs in Gärten und oft genug verwildert vorkommt, und von welcher durch die Kunst der Gärtner eine Menge von Varietäten und Spielarten entstanden sind, die nach der Größe, Form und Färbung der Blumenkrone unterschieden und mit sehr verschiedenartigen Namen (z. B. A. purpureum, caryophylloides, fulgens, bicolor, Youngianum, Arlequin u. s. w.) belegt werden. Auch das in Südfrankreich wachsende A. latifolium und das in den Pyrenäen heimische A. sempervirens werden zur Zierde cultivirt. Alle diese Arten kommen in unsern Gärten im freien Lande fort und verlangen keine besondere Pflege, höchstens die beiden zuletztgenannten eine Bedeckung während des Winters. Man vermehrt sie durch Samen oder, wenn man die Varietät erhalten will, durch Ableger. Wild wächst bei uns blos eine ebenfalls zweijährige Art, das A. Orontium, mit kleinen, rosenrothen, achselständigen Blüten, ein Unkraut unter dem Getreide. Das Kraut von A. majus ist unter dem Namen Herba Orontii majoris officinell.

Antiscorbutica, d. h. Mittel, welche gegen den Skorbut (s. d.) helfen. Man bezeichnet so namentlich eine Anzahl zu Gemüsen brauchbare Pflanzen, die sich gegen den Skorbut bewährt haben, besonders das Löffelkraut, die Kressen, die Brunnenkresse, den Meerrettig, Kohlarten (insbesondere Sauerkraut), Senf (sämmtlich aus der Pflanzenfamilie der Cruciferen)

sowie Zwiebeln, Knoblauch, Lauch u. s. w. Merkwürdigerweise enthalten diese Pflanzen alle ein schwefelhaltiges, scharfes, gewürzhaftes, ätherisches Oel, von dem wahrscheinlich die Heilwirkung dieser Pflanzen mit abhängt.

Antiseptisch (griech.) heißt fäulnißwidrig und ist in die Medicin übergegangen, weil wirkliche Fäulniß und faulige Zersetzungsprocesse im lebenden Körper vorkommen, z. B. der Brand, die Verjauchung, vielleicht auch manche Blutzersetzungen. Die echten fäulnißwidrigen Mittel, welche auch von der Chemie und den Gewerben häufig zur Verhütung der Zersetzung thierischer und pflanzlicher Gebilde, z. B. zum Gerben, Einbalsamiren, Conserviren, Pökeln, benutzt werden, sind: Kälte, Abhaltung des atmosphärischen Sauerstoffs, Eintrocknung, Gerbung durch Gerbsäuren oder durch Metallsalze, Fällung des Eiweißes durch Hitze oder Kreosot und kreosothaltige Flüssigkeiten (Holzessig, Schnellräucherungsmethode), durch Alkohol, ätherische Oele und ätherisch-ölige Harze (sog. balsamische Stoffe). Alle diese Mittel kommen auch in der Medicin in Anwendung. Außerdem gehören dahin noch andere Mittel, wodurch die noch gesunden Theile gegen das Umsichgreifen der Fäulniß gleichsam wehrfähiger gemacht (belebt, bethätigt) werden.

Antispasmodica (griech.) oder Antispastica nennt man die krampfstillenden Mittel, besonders Narcotica (s. d.) und flüchtige Reizmittel. (S. Krampf.)

Antispast, d. h. entgegenwirkend, entgegenstrebend, heißt ein viersilbiger Versfuß dieser Form ◡ — — ◡, z. B. geliebt war er. Der A. vereinigt die widerstrebenden Versfüße des Jambus und Trochäus in sich und kommt daher selten im Verse vor, ausgenommen im Choliamb (s. d.). Mit einer Verlängerung am Ende (◡ — — ◡ —) heißt der A. Dochmius.

Antistes (griech.), d. i. Vorsteher, hießen bei den Römern die Priester ersten Ranges in den Provinzen. In früher Zeit ward dann auch den Bischöfen, Aebten, Prioren u. s. w. der Name als Ehrentitel beigelegt. In einigen Schweizercantonen führen jetzt noch die Vorgesetzten der reform. Geistlichkeit diesen Titel.

Antisthĕnes, der Stifter der Cyniker (s. d.), war zu Athen um 422 v. Chr. geboren. Nachdem er den Gorgias und dann den Sokrates gehört, entsagte er dem Geschäft eines Rhetors, um sich ganz der Philosophie zu widmen. Die Lehren des Sokrates erzeugten bei ihm jenen Eifer für die Tugend und den gewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete Schule auszeichnete; doch seine rauhe Gemüthsart verlangte mehr als Sokratische Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Er setzte die Tugend in das freie Entbehren und in die Unabhängigkeit vom Aeußern, und verachtete Reichthum, Würden, Genuß, ja selbst die Wissenschaft. Er wollte Geist und Körper auf das strenge Bedürfniß beschränken und trug daher kein Bedenken, öffentlich als Bettler zu erscheinen. Plato, welcher erkannte, daß dieses Absondern von der Sitte nicht frei von Tugendstolz sei, soll zu ihm gesagt haben: «Ich sehe deine Eitelkeit aus den Löchern des Mantels hervorscheinen.» Die Sonderbarkeit seines Betragens reizte indeß viele zur Nachahmung. Sein vorzüglichster Schüler war Diogenes (s. d.) Wenn dieser sich durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes und beißenden Witz auszeichnete, so wußte A. sich mit mehr Würde zu benehmen. Nach des Sokrates Tode lehrte er im Kynosarges, einem Gymnasium Athens, wovon seine Schule ihren Namen erhalten haben soll. Seine vielen Werke, unter ihnen eine polemische Schrift gegen Plato, sind sämmtlich verloren gegangen; die unter seinem Namen vorhandenen Briefe werden für unecht gehalten. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Die Fragmente seiner Schriften hat Winckelmann (Zür. 1842) gesammelt. Das Verdienst des A. und seiner Schule um die Philosophie ist nur ein untergeordnetes, da er selbst die Ethik in einseitiger Richtung verfolgte. Der Gegensatz des A. und seiner Schule waren Aristipp und die Cyrenaiker (s. d.).

Antistrophe, s. Strophe.

Antithēse, d. i. Gegensatz oder entgegengesetzte Behauptung, heißt in der Rhetorik eine Redefigur, vermöge deren man einen Gedanken durch Verbindung mit einer entgegengesetzten Vorstellung hervorhebt, wobei aber immer ein Vereinigungspunkt da sein muß, den der Verstand des Lesers finden kann. Diese Figur erfordert Scharfsinn und ist von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt und den Leser oder Zuhörer ermüdet. Eine glückliche A. ist es z. B., wenn Lessing in der Beurtheilung eines Buchs sagt: «Dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur schade, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist!»

Antitrinitarier, ein erst unter den Protestanten aufgekommenes Wort, bezeichnet im allgemeinen die Gegner der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit, genauer Dreipersönlichkeit des

Einen göttlichen Wesens. Vielfach wurden mit diesem Namen auch die Vertreter ähnlicher Ansichten im kirchlichen Alterthum bezeichnet, jedoch ungenau, weil derselbe das Vorhandensein der ausgebildeten Dreieinigkeitslehre voraussetzt. (S. Trinität.) Die seit der Reformationszeit aufgetretenen A. nennen sich selbst Unitarier. Obgleich die Reformatoren die bisherige Kirchenlehre von der göttlichen Dreieinigkeit, ohne sie einer gründlichen Revision zu unterziehen, feierlich anerkannt und in ihren eigenen Bekenntnißschriften im Anschlusse an die drei «Oekumenischen» Symbole der alten Kirche wiederholt hatten, trat doch gleichzeitig mit der reformatorischen Bewegung eine noch weiter fortgeschrittene Richtung hervor, welche neben andern, von den Reformatoren festgehaltenen Dogmen auch die Dreieinigkeitslehre in ihrer herkömmlichen Fassung verwarf. Im Zusammenhange mit der mystischen Lehre von dem «innern Lichte» lehrten Johann Denk (gest. 1528) und der tiefsinnige Sebastian Frank (gest. um 1543), daß das ewige, alles durchwaltende göttliche Wesen sein Wort in allen Creaturen gelassen habe. Dieses «inwendige Wort» ist nach Denk in den letzten Zeiten Fleisch geworden und hat uns die göttliche Liebe offenbart; nach Frank ist es selbst der ewige inwendige Christus, der alles in allem ist, während der auswendige im Fleische ihn nur abbildet, weil das ursprüngliche Bild Gottes in uns getrübt worden war. Verwandtes lehrte der zu Genf 1553 als Ketzer verbrannte span. Arzt Michael Servet (s. d.), welchem die Dreieinigkeit in Weise des Sabellius nicht eine geheimnißvolle Einheit dreier Individuen, sondern eine dreifache Offenbarungsweise des ewigen Urgrundes war. Mehr in nüchterner, rationalistischer Weise bestritten die Dreieinigkeit Konrad in Gaßen aus Würtemberg (1529 zu Basel hingerichtet) und Ludwig Hetzer aus Bischofszell (1528 in Kostnitz enthauptet), welche in Christus höchstens einen vom Geiste Gottes erfüllten Menschen sahen, und der Niederländer Joh. Campanus (gest. nach 1574 im Kerker zu Cleve), welcher den altkirchlichen Subordinationismus erneuerte. Besonders reich an A. ist aber Italien gewesen, wo die humanistische Bildung und die schon längst in vielen Kreisen rege gewordene skeptische Kritik der kirchlichen Lehre der reformatorischen Bewegung von Anfang an ein wesentlich anderes Gepräge gab als in Deutschland. Die ital. A., in der Heimat unterdrückt oder zur Auswanderung getrieben, fanden namentlich in der Schweiz einen Zufluchtsort, wo ihnen jedoch namentlich Calvin sehr entschieden gegenübertrat. Die namhaftesten von ihnen sind ein gewisser Claudius aus Savoyen, der seit 1534 vergeblich in Bern, Basel und Wittenberg seinen Lehren Eingang zu verschaffen suchte, 1537 zu Lausanne widerrief, aber später aufs neue an verschiedenen Orten in Deutschland auftauchte; Camillo Renato aus Sicilien, der seit 1542 in Tessin und in Graubündten lehrte und selbst die Sündlosigkeit Christi für ungewiß hielt; Lelio Sozini aus Siena (gest. 1559 zu Zürich); Bernardin Ochino aus Siena (früher Kapuziner, 1542 nach Genf entflohen, von Cranmer nach England berufen, starb nach einem unsteten Leben in der Schweiz und in Polen zu Schlachau in Mähren 1564); der Jurist Matteo Gribaldo (aus Piemont, gest. 1564); Paul Alciati (gleichfalls aus Piemont, gest. gegen 1565 zu Danzig); Valentin Gentile (1566 zu Bern enthauptet); der Arzt Georg Blandrata (s. d.) u. a. m. In Deutschland und der Schweiz von den Protestanten fast noch grimmiger als von den Katholiken verfolgt und, soweit man sie ereilen konnte, als Gotteslästerer nach dem mosaischen Gesetze bestraft, gelang es den A., in Polen und Siebenbürgen eine neue Heimat zu finden. Die poln. Unitarier, in deren Reihen uns die namhaftesten ital. Flüchtlinge begegnen, waren unter dem Schutze der eigenthümlichen kirchlichen und polit. Verhältnisse des Reichs zuerst innerhalb der reform. Kirche hervorgetreten, bis es auf dem Reichstage zu Petrikow 1565 zum offenen Bruche und zur Bildung eines eigenen unitarischen Kirchenwesens (der ecclesia minor) kam. Drei Jahre später erfolgte auch in Siebenbürgen die Trennung zwischen Reformirten und Unitariern (1568).

Die anfangs durch innere Streitigkeiten über die Person Christi und die Kindertaufe vielfach zerklüftete unitarische Partei ward durch Fausto Sozini (Socinus), den Neffen und geistigen Erben Lelio's, nach langen vergeblichen Bemühungen vereinigt und in eine feste theol. und kirchliche Form gefügt. Während die ältern Unitarier in endlosen Kämpfen zwischen «Arianern» und «Samosatinern», «Anbetenden» und «Nichtanbetenden» ihre Zeit vergeudeten, entwickelten diese jüngern Unitarier, fortan Socinianer (s. d.) genannt, ein reiches wissenschaftliches Leben, welches auch auf die evang. Kirche nicht ohne Einfluß geblieben ist. In Siebenbürgen bilden die Unitarier noch heute eine der sechs staatsrechtlich anerkannten christl. Confessionen, obwol ihre Zahl infolge früherer Bedrückungen ziemlich zusammengeschmolzen ist. Ihr Superintendent hat seinen Sitz in Klausenburg und ist von Amts wegen Mitglied des

siebenb. Landtags. Der Nationalität nach gehören sie größtentheils den Magyaren und Szeklern an. In Polen waren die Unitarier ebenso wie die übrigen Dissidenten durch feierlich beschworene Reichsgesetze geschützt; doch schon unter Sigmund III. begannen unter dem Einflusse der Jesuiten die Verfolgungen, welche unter dem milden, aber ohnmächtigen Wladislaw IV. zuerst die Zerstörung ihrer blühenden Schule zu Rakow (1638) und zuletzt, freilich wider Gesetz und Recht, die vollständige Unterdrückung ihres Kirchenwesens herbeiführten (1660). Die Standhaftesten unter den poln. Unitariern wanderten nach Siebenbürgen, Preußen, Brandenburg, Schlesien, der Pfalz und den Niederlanden aus. Aus Schlesien und der Pfalz wurden sie bald wieder verjagt, dagegen gab ihnen der große Kurfürst eine Freistätte, und die brandenb.-preuß. Regierung ließ die unaufhörlich von den Ständen wider sie geforderten und von Zeit zu Zeit publicirten Edicte unausgeführt. Friedrich d. Gr. gewährte den Ueberresten der preuß. Unitarier auch gesetzliche Duldung (1776), doch ist im Anfange dieses Jahrhunderts auch die letzte preuß. Unitariergemeinde zu Andreaswalde erloschen. In den Niederlanden, wo schon zu Anfange des 17. Jahrh. unitarische Meinungen verbreitet waren, verhinderte die freiere polit. Verfassung die Durchführung der zu wiederholtenmalen gegen sie erlassenen scharfen Verordnungen, und namentlich seit der Katastrophe in Polen ließen die von den Arminianern als christl. Brüder anerkannten socinianischen Flüchtlinge in nicht unbeträchtlicher Zahl in Amsterdam und andern Orten sich nieder. Doch haben es die Unitarier hier nie zur Bildung einer selbständigen Kirchengemeinschaft gebracht und verschmolzen im Laufe der Zeit immer mehr mit den Arminianern, Mennoniten und Collegianten.

In England ließ schon der Reformator Cranmer mehrere «Arianer» dem Scheiterhaufen übergeben, und im 17. Jahrh. suchte sich das Parlament durch neue blutige Gesetze des überhandnehmenden Unitarismus zu erwehren. Der namhafteste unter den ältern engl. A., John Biddle, starb, nachdem er Schweres erduldet hatte, im Kerker (1662). Das Toleranzedict von 1689 schloß neben den Katholiken auch die Socinianer von seinen Wohlthaten aus, und noch unter Georg I. erging wider sie ein scharfes Edict (1721). Allein die Praxis war milder, und unter dem Einflusse des um dieselbe Zeit überhandnehmenden Deismus neigten sich auch zahlreiche engl. Geistliche antitrinitarischen Meinungen zu. Die ältere, mehr arianische Richtung eines William Whiston (gest. 1752), Samuel Clarke (gest. 1729) u. a. ward in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch den Socinianismus verdrängt, zu welchem sich auch Männer wie Newton und Locke und der berühmte Theolog Nathanael Lardner hinneigten. Indeß gelang es, nach einem vorübergehenden Versuche des presbyterianischen Predigers Thomas Emlyn (gest. 1741), erst dem opferfreudigen Theophilus Lindsey, 1778 in London eine eigene unitarische Gemeinde zu gründen, welcher bald mehrere Geistliche der herrschenden Kirche nach Niederlegung einträglicher Aemter sich anschlossen. Doch mußte das namhafteste theol. Haupt der engl. Unitarier, Joseph Priestley (gest. 1804), noch 1794 vor der Volkswuth nach Amerika fliehen, nachdem er noch kurz vor seinem Scheiden die Unitarische Gesellschaft gegründet hatte, welche sich um die Wissenschaft nicht unbeträchtliche Verdienste erworben hat. Erst 1813 wurden die alten Gesetze gegen die Unitarier aufgehoben und ihre rechtliche Gleichstellung mit den übrigen Dissenters ausgesprochen. Die gegenwärtige Zahl der unitarischen Gemeinden beträgt in England etwa 300, in Irland 39, in Schottland, wo der Kaufmann William Christie zu Montrose 1781 die erste Gemeinde um sich sammelte, 12. In London, wo sie sich Englische Presbyterianer nennen, besitzen sie allein 10 Parochien. Von England aus verbreiteten sich die unitarischen Meinungen zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch nach Nordamerika, und Priestley's Auftreten in Philadelphia verschaffte ihnen namentlich in den größern Städten beträchtlichen Anhang unter den verschiedensten Benennungen. Doch kam es erst 1815 infolge der Unduldsamkeit der orthodoxen Parteien zu einer selbständigen unitarischen Kirchenbildung. Gegenwärtig mögen diese eigentlichen Unitarier (Unitarian Congregationalists) in etwa 300 Gemeinden über 200000 Bekenner zählen, von denen sich ungefähr die Hälfte im Staate Massachusetts befindet. Außerdem sind aber auch die Freien Christen, welche zwar nicht socinianischen, aber arianischen Lehren huldigen und deren Zahl sich auf ½ Mill. mit gegen 1500 Kirchen oder Kapellen belaufen soll, zu den Unitariern zu zählen, und andere Anhänger der Lehre von der Einheit Gottes bilden innerhalb der Religionsgesellschaften der Universalisten, Quäker u. a. eigene Unitarische Vereine. Der namhafteste theol. Wortführer der amerik. Unitarier war der gelehrte, geist- und gemüthvolle Theodor Parker (s. d.). Seine Hauptschrift: «A discourse of matters pertaining to religion», zeigt, daß die «neue Schule» des amerik. Unitarismus den Standpunkt des ältern Rationalismus überwunden

und einer ebenso lebenswarmen als mit speculativen Elementen erfüllten religiösen Weltanschauung sich zugewendet hat.

Trotz des neuen Aufschwunges jedoch, den der Unitarismus in England und Amerika genommen hat, ist doch seine geschichtliche Mission, die Sache der freien wissenschaftlichen Forschung einer starren Orthodoxie gegenüber zu vertheidigen, in der Hauptsache als beendigt anzusehen, seitdem die größern prot. Kirchengemeinschaften das rationale Princip als bleibenden Bestandtheil ihres kirchlichen Lebens in sich aufgenommen haben. Was die Unitarier als besondere Kirchengemeinschaft erstrebten, eine freimüthige Kritik der widersprechenden Bestimmungen der orthodoxen Trinitätslehre, ist zuerst vom deutschen Rationalismus, danach von der durch Schleiermacher angeregten Theologie mit ganz andern wissenschaftlichen Mitteln innerhalb der luth. und reform. Kirche unternommen worden. Die vom Rationalismus aber ebenso wenig wie von den Unitariern begriffene speculative Berechtigung der kirchlichen Trinitätslehre hat namentlich unter dem Einflusse der Hegel'schen Schule, welche in ihr den Mittelpunkt des ganzen Christenthums sah, in der neuern deutschen Theologie ihre volle Würdigung gefunden, ohne daß jedoch, wenigstens in den Reihen der strenger philosophisch gebildeten Denker, an eine einfache Wiederherstellung der altkirchlichen Formeln von den drei gleichgöttlichen Individuen, welche dennoch nur Ein Gott sein sollen, ernstlich gedacht wird. Soweit die neuere deutsche Theologie nicht geradezu unitarisch gerichtet ist, neigt sie einem geläuterten Sabellianismus (s. d.) sich zu, welcher die Idee der absoluten Persönlichkeit nur dann wahrhaft vollziehen zu können glaubt, wenn er in dem Einen göttlichen Wesen drei bleibend unterschiedene Daseinsweisen erkennt, die aber doch nur ein einziges göttliches Ich sind. Daneben ist sogar in den exclusiv luth. Reihen neuerdings die einfache Rückkehr zu den Bestimmungen der vornicänischen Kirchenväter, d. h. zu eigentlich arianischen Meinungen, empfohlen worden. Vgl. Baur, «Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (3 Bde., Tüb. 1841—43); Hanne, «Die Idee der absoluten Persönlichkeit» (Bd. 1—2, Hannov. 1861—62); Trechsel, «Die prot. A. vor F. Socin» (Buch 1—2, Heidelb. 1839—44); Fock, «Der Socinianismus» (Kiel 1847).

Antium, Stadt im alten Latium, etwa 3 M. südlich von Rom, in der Nähe der Pontinischen Sümpfe, an der Küste des Tyrrhenischen Meeres auf einer weit in dasselbe hervorspringenden felsigen Landspitze gelegen, war nach der Sage von einem Sohne des Odysseus, den ihm Circe geboren, gegründet und anfänglich, wie es scheint, von tyrrhenischen Seeräubern bewohnt. Obgleich schon von Tarquinius II. zum Latinerbunde gezogen, blieb die Stadt doch mehr den Volskern zugethan, weshalb sie 468 v. Chr. von den Römern eingenommen, schwer gezüchtigt und mit Pflanzbürgern besetzt ward. Als sich dennoch das Verhältniß A.s zu Rom nicht freundlicher gestaltete, erfolgte 338 die abermalige Einnahme und Colonisirung durch die Römer. Im Besitz eines vortrefflichen Hafens, hob sich die Stadt immer mehr, bis mit Ausgang der Republik die Zeit ihrer Blüte begann. Die röm. Großen wählten seitdem A. mit Vorliebe zu ihrem Sommeraufenthalt. Die Künste schlugen daselbst eine Lieblingsstätte auf, und es herrschte ein üppiges, reiches Leben. In der Stadt gab es einen großartigen Circus für die Circensischen Spiele, prächtige Bäder, Tempel der Venus, des Aesculap, des Apoll, der Fortuna und ein berühmtes Orakel. Die Umgegend war mit Villen bedeckt, die sich längs der Küste bis nach Campanien hinzogen. Nero und Caligula wurden in A. geboren. Der erstere hielt sich gern in seiner dortigen Villa auf und erbaute auch die großartigen Hafendämme ins Meer hinaus, die noch jetzt bestehen. Mit dem Untergang des weström. Reichs verfiel auch die Blüte und der Wohlstand des Hafenplatzes. Infolge der Raubzüge der Sarazenen im 9. und 10. Jahrh. verödete derselbe und hörte fast auf bewohnt zu sein. Doch blieb der Hafen in gutem Zustande, bis der Sage nach Papst Alexander VI. denselben 1496 ganz verschütten ließ, um eine etwaige Landung der Türken zu verhüten. Innocenz XII. (1691—1700) ließ einen neuen, jedoch kleinern Hafen an der Ostseite des alten anlegen, der mit Leuchtthurm, Arsenal und Fort versehen ward, während einige röm. Große auf des Papstes Veranlassung prächtige Villen am Strande erbauten. Allein nach Innocenz' Tode verfiel dessen Schöpfung, und Porto d'Anzo blieb ein elendes Fischerdorf von kaum 100 E., bis Pius IX. dem Orte seine Gunst zuwandte. Auf dessen Veranlassung wurde eine schöne Kirche erbaut, ein Bagno eingerichtet, und außerdem legten reiche und vornehme Römer Villen an, sodaß sich Porto d'Anzo wiederum zu einem freundlichen Städtchen von etwa 800 E. erhoben hat. Ueber demselben liegt die neue Villa Pius' IX. zum Frühlingsaufenthalt und die Villa Mengacci, welche eine Reihe von Jahren von Dom Miguel bewohnt war. Links der Straße nach dem 1 M. ent-

fernten Nettuno liegen die Villa Aldobrandini und die Villa Borghese (ehemals Costaguti). Das Städtchen Nettuno zählt 1000 E., enthält die Mauern und Thürme eines alterthümlichen, von Papst Julius II. erbauten Castells und führt seinen Namen von einem Tempel des Neptun, dessen Trümmer in der Nähe, kaum vom Meere bedeckt, sich finden. In der Umgebung von Porto d'Anzo, sowol oberhalb des Orts wie längs der Küste, finden sich die Trümmer der alten Stadt, in welchen viele der wichtigsten auf uns gekommenen Kunstwerke des Alterthums, wie der Apoll von Belvedere und der borghesische Fechter, gefunden worden sind. Der Hafen, obgleich in neuester Zeit ausgebaggert, ist wegen seiner Seichtigkeit nur Fischerbarken zugänglich.

Antivari oder Bar, eine Stadt in Türkisch-Albanien, zum Ejalet Rumili und zur Liwa Skutari gehörig, liegt malerisch an der Küste des Adriatischen Meeres, hat eine jetzt im Verfall begriffene Citadelle, die dicht neben der Stadt auf einem hervorspringenden Felsen sich erhebt, und ist Sitz eines kath. Bischofs. Die 5—6000 meist christl. E. sind der Nationalität nach zum größten Theil Serben, doch finden sich auch Griechen, Albanesen und Zinzaren. Die vorzüglichsten Erwerbsquellen sind Handel und Schiffahrt. Der Hafen ist zwar für größere Kriegsfahrzeuge nicht tief genug, doch gut und sicher, und wird jährlich von etwa 100 Schiffen besucht, welche hauptsächlich Oel und Salz, das in der Nähe aus Seewasser bereitet wird, aber auch die übrigen Landesproducte Albaniens (Schafwolle, Häute, Seide, Wachs, Leinsamen) zur Ausfuhr bringen. Wie die kleinen benachbarten Häfen Alessio und Dulcigno, gehört auch A. dem österr. Handelssystem an und ist von dem nur 3 M. entfernten Skutari abhängig, dem Haupthandelsplatze Albaniens. Stadt und Hafen von A. waren im Mittelalter im Besitz der Venetianer, die es 1573 an die Türken verloren. Im Juli 1859 war A. Sammelplatz der gegen Oesterreich bestimmten franz. Kriegsflotte.

Antoinette, Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's XVI., s. Marie Antoinette.

Antommarchi (Francesco), Napoleon's Arzt auf St.-Helena, war 1780 auf Corsica geboren, studirte die Medicin zu Pisa und versah seit 1812 das Amt eines Prosectors am Hospitale Sta.-Maria zu Florenz, wo er mit dem berühmten Anatomen Mascagni in enge Verbindung trat. 1818 ward er im Namen der Mutter Napoleon's durch den Cardinal Fesch bewogen, nach St.-Helena zu gehen, um dem Kaiser, von dem man soeben den Dr. O'Meara (s. d.) entfernt hatte, ärztlichen Beistand zu leisten. Am 13. Sept. 1819 machte er seinen ersten Besuch bei dem Kaiser, der ihn anfänglich mit Mistrauen aufnahm. Doch wußte A. sehr bald dessen volles Vertrauen zu gewinnen. Namentlich suchte er den Kaiser von seiner sitzenden und träumerischen Lebensweise abzubringen und ihn durch Bewegung in freier Luft zu stärken und zu zerstreuen. Indeß gelang ihm dies nur auf kurze Zeit. Nach Napoleon's Tode, der ihn auch in sein Testament setzte, erklärte er, daß der Kaiser nicht am Magenkrebs, sondern an einem Fieber der Insel zu Grunde gegangen, und weigerte sich, das Obductionsprotokoll zu unterzeichnen. Er kehrte über England nach Italien zurück und wandte sich sodann, da er von der Erzherzogin Marie Luise zu Parma kalt empfangen wurde, nach Paris, wo er das vielgelesene Werk «Les derniers moments de Napoléon» (2 Bde., Par. 1825; deutsch, Stuttg. 1825) herausgab. Ueber seine projectirte Herausgabe der großen anatom. Tafeln, die eine hinterlassene Arbeit des verstorbenen Mascagni waren und von Berlinghieri, Barcelotti und Rossi (Pisa 1823—26) herausgegeben wurden, gerieth er mit den Erben Mascagni's in einen für ihn nicht rühmlich beendigten Streit. Bald nach der Julirevolution von 1830 publicirte er in Kupferstich die Maske Napoleon's, die er nach dessen Tode in Gips abgenommen haben wollte. Der Umstand, daß die Maske mehr dem Ersten Consul Bonaparte als dem durch Gram und Krankheit abgemagerten Exkaiser glich, hatte zur Folge, daß man auf A. den Verdacht der Fälschung warf. Die poln. Revolution gab A. Veranlassung, als Arzt nach Warschau zu gehen, wo er die ärztlichen Anstalten leitete und sich viel mit der Cholera beschäftigte. Doch bald kehrte er nach Paris zurück, welches er aber schon Ende 1831 wieder verließ, um sich nach Italien zu wenden. 1836 reiste er nach Amerika, um sich dort der homöopathischen Praxis zu widmen. Er lebte erst in Neuorleans, dann auf Cuba, wo er 3. April 1838 zu San-Antonio starb. A. war ein sehr bescheidener und anspruchsloser Mann.

Anton (Clemens Theodor), König von Sachsen, 1827—36, geb. am 27. Dec. 1755, gest. 6. Juni 1836, verbrachte, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, die längste Zeit seines Lebens, entfernt von Staatsangelegenheiten, in einem einfachen, geräuschlosen Leben, beschäftigt mit Musik, in der er selbst als Componist sich versuchte, mit Genealogie, die sein Lieblingsfach war, und mit Andachtsübungen. Der Tod seines Bruders Friedrich August I. (s. d.) rief ihn 5. Mai 1827 auf den Thron, wo er durch sein leutseliges Wesen, durch Mil-

derung der Hofetikette und durch die Beschränkung des Jagdwesens sich gleich anfangs viele Liebe gewann. Im übrigen änderte er an dem Systeme der Regierung nichts, bis die Bewegungen der Zeit sich 1830 gegen dasselbe erhoben und ihn zu dem Entschluß brachten, seinen Neffen, den Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten zu erklären und ein neues Ministerium anzunehmen. Hiermit trat Sachsen in die Reihe der constitutionellen Staaten und erfuhr eine tiefgreifende Reform seiner innern Verhältnisse. Das wohlwollende Herz des greisen Königs wendete sich jeder Maßregel mit eifriger Theilnahme zu, die er dem Glücke seines Volks ersprießlich glaubte. König A. war zweimal vermählt: erst mit der Prinzessin Marie von Sardinien, gest. 1782, dann mit Marie Therese, der Tochter Kaiser Leopold's, die während der Huldigung zu Leipzig 7. Nov. 1827 starb. Die erste Ehe war kinderlos, die Kinder der zweiten starben in zarter Jugend.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 4. Oct. 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen, wurde 1685 Mitregent seines Bruders Rudolf August und nach dessen Tode (1704) alleiniger Regent. 1710 trat er in Bamberg öffentlich zum Katholicismus über, dem er schon länger heimlich angehörte; für sein Land blieb dieser Wechsel nach seiner ausdrücklichen Versicherung ohne alle Folgen. Er selbst erreichte dabei, daß seine Enkelin Elisabeth, die ebenfalls übertrat, Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl VI. wurde. A. starb 27. März 1714. Erzogen von dem Polyhistor und Geschichtsforscher Schottel, war er ein äußerst prachtliebender Fürst nach franz. Vorbilde, zugleich aber ein eifriger Gönner der Wissenschaften und Künste und Mitglied des Palmenordens. Der Reichthum der Bibliothek zu Wolfenbüttel ist zum Theil sein Verdienst. Auch bewies er sich selbst als Schriftsteller thätig. Außer einigen für Hoffeste bestimmten Singspielen, gibt es von ihm 61 geistliche Lieder, die unter dem Titel «Christfürstliches Davids Harpffenspiel» (Nürnb. 1667; Wolfenb. 1670) erschienen. Die Melodien dazu hat seine Stiefmutter Sophia Elisabeth von Mecklenburg gesetzt. Diese Lieder, die neuerdings in einer Auswahl von Wendebourg (Halle 1856) herausgegeben wurden, gelangten vielfach in die Gesangbücher, sind aber meist daraus wieder verschwunden. Außerdem verfaßte der Herzog zwei Romane: «Die durchlauchtigte Syrerinn Aramena» (5 Thle., Nürnb. 1669—73; 1678; kürzere Bearbeitung von S. A(lbrecht), 3 Thle., Berl. 1782) und «Octavia» (6 Thle., Nürnb. 1677; 1685; 7 Thle., Braunschw. 1712). Beide Romane, besonders der letzte, waren seinerzeit hochberühmt und vielgelesen. Sie haben die Breite und den Schwulst ihrer Zeit, zeugen aber, trotz ungeschickter Anlage, von lebhafter Phantasie und nicht gewöhnlicher Bildung des Verfassers. «Octavia» enthält zahlreiche Episoden, welche gleichzeitige Hofgeschichten unter verstellten, jetzt meist unverständlichen Namen erzählen. Erklärt ist darunter nur die Geschichte der sog. Gräfin von Ahlden, Georg's I. von England unglücklicher Gemahlin, und des Grafen Königsmark. Vgl. Höck, «A. U. und Elisabeth Christine von Braunschweig» (Wolfenb. 1845).

Anton Ulrich, der zweite Sohn des Herzogs Ferdinand Albert von Braunschweig-Wolfenbüttel (bis 1735 Braunschweig-Bevern, weshalb der Prinz in Rußland anfangs diesen Titel führte), war 28. Aug. 1714 geboren. Als die russ. Kaiserin Anna für die Tochter ihrer Schwester Katharina, die Prinzessin Anna (s. Anna Karlowna) von Mecklenburg-Schwerin, einen Gemahl suchte, lenkte der österr. Einfluß die Wahl auf A. Derselbe kam zu Anfang des J. 1733 nach Rußland, ward zum Obersten eines Kürassierregiments ernannt und erhielt eine ansehnliche Pension. Die Vermählung verzog sich aber noch lange. Die Prinzessin bezeigte nichts weniger als Neigung zu dem ihr zugedachten, an Charakter sehr unbedeutenden Gemahl, und wurde endlich, nur um einer ihr noch widerwärtigern Verbindung, nämlich der mit dem Sohne Biron's (s. d.) zu entgehen, zur Einwilligung in die Vermählung mit A. gebracht, die dann 14. Juli 1739 stattfand. Am. 23. Aug. 1740 erfolgte hierauf aus dieser Ehe die Geburt des Prinzen Iwan. Die Kaiserin selbst verfiel jetzt in eine gefährliche Krankheit und erklärte unter dem Einflusse Biron's und Bestuschew's den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger, Biron aber zum Regenten. Die Aeltern des jungen Kaisers mußten in diese Maßnahme willigen. A. machte zwar unmittelbar nach dem Tode der Kaiserin (28. Oct.) einige schwache Versuche, die Bestimmung umzustoßen, was aber nur die Bestrafung seiner angeblichen Verführer und für ihn selbst einen Verweis von Senat und Generalität zur Folge hatte, wobei er als Maltschik (junger Laffe) bezeichnet ward. Er legte nun seine Militärstellen nieder. Da Biron die Aeltern des jungen Kaisers in unerträglicher Weise kränkte, wendete sich Anna in ihrer Verzweiflung an den Minister und General Münnich (s. d.), und dieser machte 20. Nov. der Herrschaft Biron's ein rasches Ende. Ein Manifest verkündigte, daß die Großfürstin Anna die Regentschaft übernommen habe, und bald darauf wurde A. zum Mitregenten ernannt.

Nach wenigen Monaten stürzte die Regentin denselben Münnich, der sie gehoben hatte. Unter den Ministern, die jetzt am Ruder standen, bestand so wenig Einigkeit, wie zwischen dem Regentenpaare selbst. Die Regierung galt für eine fremde und wußte sich nicht in Ansehen zu setzen. Da erfolgte in der Nacht vom 5. bis 6. Dec. 1741 jene Palastrevolution, welche die Kaiserin Elisabeth auf den Thron hob. A. und seine Gemahlin wurden in entfernte Provinzen verwiesen und lebten die längste Zeit in Cholmogory im Gouvernement Archangel. Noch in ihrem Glück war ihnen die Prinzessin Katharina geboren worden; in der Gefangenschaft erzeugten sie Elisabeth, Peter und Alexis. Anna starb 18. März 1746. Dem A. soll Katharina II. die Freiheit angeboten, er sie aber ausgeschlagen haben. Er war zuletzt erblindet. Selbst sein Todesjahr ist ungewiß: es werden die J. 1774, 1775 und (am wahrscheinlichsten) 1780 genannt. Im letztern Jahre entschloß sich die Kaiserin, seinen Kindern, mit Ausnahme des schon geopferten Iwan (s. d.), ein besseres Loos zu bereiten; sie verschaffte ihnen ein Asyl in Horsens in Jütland, wo sie, äußerlich gut gestellt, bis 1807 nacheinander gestorben sind.

Antonelli (Giacomo), Cardinal-Staatssecretär, wurde 2. April 1806 in Sonnino, einem Flecken an der neapolit. Grenze, geboren. Sein Vater, ein Rinderhirt und Holzhauer, stammte aus einer alten Familie der Romagna, die unter ihren Mitgliedern Rechtsgelehrte, Geschichtschreiber, aber auch Räuber zählte. Nach der Zerstörung seines Geburtsortes, eines berüchtigten Räubernestes, durch die päpstl. Gensdarmerie, kam der junge A. nach Rom, wo er in das Große Seminar trat. Hier zeichnete er sich so aus, daß er die Aufmerksamkeit des Papstes Gregor XVI. auf sich lenkte, der ihn, nachdem er die Priesterweihe empfangen, in seine Nähe zog und zur staatsmännischen Laufbahn bestimmte. Er wurde zum Prälaten erhoben und war dann als Assessor beim obersten Staatsgerichtshofe, später als Delegat in Orvieto, Viterbo und Macerata thätig. 1841 ernannte ihn der Papst zum Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, 1844 zum zweiten Schatzmeister im Finanzwesen und 1845 zum Großschatzmeister (Finanzminister) an Tosti's Stelle. Als Pius IX. den päpstl. Stuhl bestieg, gesellte sich A., der bisher ein eifriger Vertreter des geistlichen und weltlichen Despotismus gewesen, zu den Liberalen und Reformern und erwarb sich dadurch auch die Gunst des neuen Herrschers. Seine Geschmeidigkeit, hinter welcher er einen energischen Charakter zu verbergen wußte, verschaffte ihm Einfluß auf das Gemüth des Papstes, der sich bald zur wirklichen Beherrschung steigerte. Nachdem er 12. Juni 1847 den Cardinalshut erhalten, trat er in den ersten Ministerrath, mit dessen Bildung Pius IX. seine Reformen eröffnete. Die polit. Stürme, welche seit den Februarereignissen von 1848 auch in Rom hervorbrachen, brachten A. auf kurze Zeit vom Staatsruder, weil man von der Priesterregierung nichts mehr wissen wollte. Aber schon Anfang März wurde er wieder Präsident eines liberalen Ministeriums von neun Mitgliedern, unter denen nur drei geistliche waren. Der Cardinal hielt es unter den obwaltenden Umständen für gerathen, zunächst mit dem Strome zu schwimmen. Während der Papst 14. März ein wirkliches Staatsgrundgesetz proclamirte, schmeichelte sein Minister der nationalen Stimmung und schickte, ohne bestimmte Instructionen, ein Armeecorps von 17000 Mann an die nördl. Grenze, das zur Unterstützung der Piemontesen in die Lombardei einrückte. Bald jedoch gewann A. die Ueberzeugung, daß sich die doppelte Rolle als Cardinal einerseits und populärer Minister andererseits auf die Dauer nicht durchführen lasse, und er ersah deshalb den ersten günstigen Augenblick, um wieder in die alten Gleise einzulenken. Nach der Capitulation der röm. Truppen zu Vicenza (16. Juni 1848) mußte der Papst auf A.'s Andringen das Verdammungsurtheil über den Krieg aussprechen und erklären, daß er seine Armee nicht zur Bekämpfung der Oesterreicher abgeschickt habe. Der Unwille des Volks über diesen Abfall von der nationalen Sache äußerte sich in Rom so drohend, daß A. und seine Collegen zurücktraten und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einem Ministerium Mamiani überließen. Wenn sonach A. aufhörte, der Minister Pius' IX. zu sein, blieb er doch dessen geheimer Rathgeber und der eigentliche Leiter der röm. Politik. In Gaeta, wohin er dem Papste nach der Flucht aus Rom folgte, wurde er mit der Würde eines Staatssecretärs in partibus bekleidet. Nach der Capitulation Roms verhinderte er die sofortige Rückkehr des weichmüthigen Pius IX., weil er vorerst das Restaurationswerk ungestört und aus der Ferne besorgen wollte. Mit dem Papste kehrte sodann auch A. 12. April 1850 nach Rom zurück. Durch die Gesetze vom 11. Sept. 1850 wurde der Staatssecretär nicht blos der oberste, sondern der einzige Chef des eigentlich polit. Staatswesens, während er gleichzeitig als Präsident des Staatsraths einen bedeutenden Einfluß auf die Rechtspflege in der höhern Instanz erlangte. Dazu kam, daß Pius IX. seit der Revolution sich mehr auf seine geistlichen Functionen beschränkte und die

Regierung dem Cardinal überließ. Mit Recht hat man daher auch diesem insbesondere die Schuld an den traurigen Zuständen im Kirchenstaate seit der Wiederherstellung der päpstl. Herrschaft beigemessen. Trotz der verhängnißvollen Folgen, welche die starre und volksfeindliche Politik A.'s für das Papstthum gehabt hat, blieb doch das Vertrauen Pius' IX. zu ihm unerschüttert, und obgleich er wiederholt in kritischen Momenten seinen Rücktritt anbot, wurde dieser doch vom Papste nie genehmigt. Nur die Präsidentschaft im Staatsrath überließ er seit Aug. 1859 dem Cardinal di Pietro. A. ist kein bedeutender Staatsmann, aber ein ebenso schweigsamer als energischer Charakter, der das Staatsruder unter allen Umständen festzuhalten und sein und seiner Familie Interesse zu fördern wußte. Er hat sich und seine Brüder während seiner Herrschaft zu einer der reichsten Familien im Kirchenstaate gemacht. Ein Hutmacher, Namens Antonio de Felice, machte 12. Juni 1855 gegen den Cardinal einen Mordversuch, der aber mislang und den Thäter auf das Schaffot brachte.

Antonello von Messina, eigentlich Antonello d'Antonio, ein Maler, der in der Entwickelungsgeschichte der ital. Kunst eine eigenthümlich wichtige Bedeutung hat. Seine Geburt setzt man um 1414; seine frühere künstlerische Thätigkeit gehört seinem Vaterlande Sicilien an. Damals erfreuten sich die Gemälde der Brüder van Eyck in Flandern, besonders die des Johann van Eyck, großen Ruhms. Einige Exemplare derselben kamen nach Italien, namentlich nach Neapel, und erregten wegen der Feinheit der Naturbeobachtung und wegen der illusorischen Wirkung, die in ihnen waltete, Aufsehen unter den Künstlern. Die letztere beruhte wesentlich auf der Technik der Oelmalerei, welche von Joh. van Eyck, wenn nicht erfunden, doch für eine eigentlich künstlerische Anwendung ausgebildet war, während die in Italien noch allgemein übliche Technik der trockenen Temperamalerei nicht zu gleichen Erfolgen führen konnte. Auch A. hatte Gelegenheit, ein solches Oelgemälde am Hofe des Königs Alfons in Neapel zu sehen. Sofort entschloß er sich, zu Joh. van Eyck nach Flandern zu reisen und sich womöglich in den Besitz dieser neuen Technik zu setzen. Er kam dort ungefähr 1443 an, gewann das Vertrauen des flandr. Meisters, und dieser lehrte ihn das Geheimniß seiner Farbenmischung. Nachmals ließ sich A. in Venedig nieder und verbreitete die Technik der Oelmalerei unter den Künstlern der Venetianischen Schule, welche hierdurch das gediegenste Darstellungsmittel für ihre der Realität des Lebens und dem freudigen Glanze der Farben zugewandte Sinnesrichtung empfingen. In der That war in der spätern Zeit des 15. Jahrh. die Oelmalerei bei den Venetianern bereits allgemein verbreitet, während die übrigen ital. Schulen noch im Anfange des 16. Jahrh. großentheils bei der alten Technik verharrten. A. starb wahrscheinlich 1493. Seine Bilder sind ziemlich selten geworden. Das berliner Museum besitzt deren drei, die sämmtlich mit dem Namen des Künstlers bezeichnet sind.

Antonīnus, der Heilige, geb. 1389 zu Florenz, trat frühzeitig in den Dominicanerorden, war Prior mehrerer Klöster und wurde, weil er sich in allen seinen Stellungen durch seine Frömmigkeit, Erfahrung und Gelehrsamkeit die allgemeinste Achtung erworben hatte, 1446 zum Erzbischof von Florenz ernannt, wo er bald das Vertrauen des Cosmus von Medici erhielt. Er starb 1459. Papst Hadrian VI. kanonisirte ihn 1523; der 2. und 10. Mai ist zu seinem Gedächtniß bestimmt. Unter seinen Schriften (gesammelt von Mamachi und Remedelli, Flor. 1741) sind hervorzuheben: «Summa theologica» (4 Bde., Nürnb. 1477—79) und die «Summa historialis» (3 Bde., Nürnb. 1484), eine allgemeine Chronik.

Antonīnus Pius (Titus Aurelius Fulvus), röm. Kaiser, 138—61 n. Chr., geb. 86, stammte aus Nemausus in Gallien. Sein Vater, Titus Aurelius Fulvus, hatte das Consulat bekleidet, und 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die Verwaltung Italiens theilte; dann ging er als Statthalter (Proconsul) nach Asien. Nach seiner Rückkehr stieg er immer mehr in Hadrian's Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er auf alle Weise den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben bis auf Faustina, des Marc Aurel nachmalige Gattin. 138 ward er von Hadrian an Kindesstatt angenommen, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte. In demselben Jahre bestieg er den Thron. Unter ihm war das Reich ruhig und glücklich. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er ab, soviel er vermochte. Er führte nur wenige Kriege, ausgenommen in Britannien, wo er das röm. Gebiet erweiterte und durch Aufführung eines neuen Walles zwischen dem Forth und Clyde

den Einfällen der räuberischen Stämme, die damals in den Hochlanden wohnten, steuerte. Benachbarten Königen galt sein Rath fast wie Befehl, und entfernte Völker erkoren ihn zu ihrem Schiedsrichter. Den Beinamen Pius erhielt er, weil er, als nach dem Tode Hadrian's der Senat die Anordnungen (acta) dieses Kaisers für ungültig erklärte und ihm die übliche Ehre der Vergötterung nicht zugestehen wollte, die Ausführung dieser Absicht verhinderte. A. starb 161. Seine Asche ward in dem Grabmale Hadrian's beigesetzt. Die Säule, die ihm seine Adoptivsöhne errichteten, wurde 1705 unter dem Schutt liegend gefunden und später von Papst Pius VI. zur Restauration der Obelisken verwendet, ihr Fußgestell aber in den Garten des Vatican gebracht. Die sog. Antoninussäule, die noch in Rom die nach ihr benannte Piazza Colonna ziert, ist diejenige, welche vom Senat dem Marcus Aurelius wegen seiner Siege über die Markomannen errichtet ward. Mehrere Kaiser, wie Caracalla, führten auch den Namen Antoninus. Ueber die sog. «Itineraria Antonini» s. Itinerar.

Antoninus (Marcus Annius Verus Aurelius), der Philosoph, am bekanntesten unter dem Namen Marc Aurel, röm. Kaiser 161—80 n. Chr., geb. 121, bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters, Tode 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, seinem Adoptivbruder, den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Sextus von Chäronea, Plutarch's Enkel, dem Redner Herodes aus Athen und dem Juristen Lucius Volusius Mecianus, hatte er sich zum Gelehrten gebildet und besonders die stoische Philosophie liebgewonnen. Während seine Feldherren, Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto, die Parther schlugen, Armenien, Medien und Babylon eroberten und die große Stadt Seleucia am Tigris zerstörten, richtete A. sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und Ueberschwemmungen heimgesucht, deren Folgen er zu vermindern suchte; diese beunruhigten das röm. Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich A., die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des Parthischen Kriegs hielten beide Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an; doch die Siegesfreude störte bald eine ausbrechende fürchterliche Pest, womit die morgenl. Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dazu kamen abermals Erdbeben, Ueberschwemmungen und ein allgemeiner Aufstand der Grenzvölker von Gallien bis an das Schwarze Meer. Hierauf nahm der Krieg gegen die Markomannen, der acht Jahre lang mit abwechselndem Glück geführt ward, und während welches Verus 169 starb, die volle Thätigkeit des Kaisers in Anspruch. Das Vordringen der Barbaren bis nach Italien nöthigte 174 den Kaiser, da die Schatzkammer erschöpft war, alles kostbare Geräth zu verkaufen. Doch bald wendete sich das Kriegsglück wieder auf seine Seite. Als er 178 bei der Stadt Gran den Quaden gegenüberstand, gerieth er, von den Feinden eingeschlossen, aus Mangel an Wasser in die äußerste Noth. (S. Donnerlegion.) Da erhob sich ein furchtbarer Sturm; ein Platzregen erfrischte das Heer, die Quaden wurden geschlagen, und vereint mit ihnen baten die Markomannen sowie die übrigen Barbaren um Frieden. Die Empörung des syrischen Statthalters Avidius Cassius, der sich Aegypten und die Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, hielt den Kaiser ab, seinen Sieg weiter zu verfolgen; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen Anhängern ermordet worden. A. verzieh allen Theilnehmern, zog im Triumph in Rom ein und beschäftigte sich nun wieder mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Markomannen ihn nöthigten, mit seinem Sohne Commodus, den er 186 zum Mitkaiser ernannt hatte, gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie, erkrankte aber in Sirmium und starb zu Vindobona (Wien) 180 n. Chr. Vom Senat ward ihm zu Ehren eine Säule errichtet. A. gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben, obgleich seine Philosophie und die natürliche Großmuth seines Charakters ihn nicht abhielten, die Verfolgung der Christen in Gallien zu befehlen. Wir besitzen von ihm ein Werk in griech. Sprache: «Betrachtungen über sich selbst», in welchem er sich als einen Anhänger der stoischen Philosophie zeigt. Die besten Ausgaben besorgten Casaubonus (Lond. 1643), Gataker (Cambridge 1652), Schulz (Schlesw. 1802) und Koraes (Par. 1816). Es ist in die meisten lebenden Sprachen der gebildeten Völker übersetzt; ins Deutsche von Schulz (Schlesw. 1799) und ins Persische von Hammer (Wien 1831). Vgl. Noël des Vergers, «Essai sur Marc-Aurèle» (Par. 1860).

Antoninus Liberalis, wahrscheinlich ein Freigelassener des Kaisers Antoninus Pius, um 147 n. Chr., verfaßte in dem Geschmacke seiner Zeit unter dem Titel «Metamorphosen» eine Sammlung fabelhafter Erzählungen, die er größtentheils aus ionischen Dichtern und Prosaikern entlehnte, und die für den Gelehrten deshalb einen besondern Werth haben, weil die

Schriften seiner Gewährsmänner, welche er jedesmal anführt, sämmtlich untergegangen sind. Zuerst wurden sie herausgegeben von Xylander (Bas. 1568), Verheyk (Leyd. 1774), besser jedoch von Koch (Lpz. 1832) und Westermann in den «Mythographi graeci» (Braunschw. 1842).

Antonius, der Heilige oder Große, auch A. von Theben genannt, der Vater des Mönchthums, war um 251 zu Koma bei Herakleia in Oberägypten geboren. Nachdem er sein ganzes Vermögen an die Armen gegeben, ging er 285, um sich der Andacht zu widmen, als Einsiedler in die ägypt. Wüste. Hier bauten zu Anfange des 4. Jahrh. mehrere der Einsiedler ihre Hütten in die Nähe der seinigen, was man als den Anfang der cönobitischen, d. h. klösterlichen, Lebensart betrachten kann. 311 kam er nach Alexandrien, um bei der damaligen Christenverfolgung die Ehre des Märtyrerthums zu suchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er in die Einsamkeit zurück. Später überließ er die Leitung des bereits mehr und mehr ausgebildeten Eremitenvereins seinem Schüler Pachomius, und begab sich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 17. Jan. 356 starb. Daß er sich nur mit einem härenen Hemde und einem Schaffell bekleidete und seinen Körper niemals reinigte, ist glaublicher als die seltsamen Erzählungen von seinen Teufelskämpfen und Wundern, wie sie Athanasius im Leben desselben beschreibt. Alle seine Schritte zeugen von der Uebermacht seiner glühenden Einbildung und dunkeln Gefühle für religiöse Ascetik. Die Briefe und einige andere ascetische Schriften, die das Alterthum ihm beilegt, rühren schwerlich von ihm her. Ebenso wenig ist es erweislich, daß er Mönchsregeln aufgesetzt, und ganz ungegründet, daß er einen Orden gestiftet habe; doch wollen die Mönche der schismatischen Kirche im Orient, z. B. die Maroniten, Armenier, Jakobiten, Kopten und Abyssinier, dem angeblichen Orden des A. angehören. Sie folgen aber nur der Regel des heil. Basilius. In der kath. Kirche steht A. in sehr hohem Ansehen. Die Geschichte seiner Versuchung war jahrhundertelang ein stehendes Thema der Malerei. — Gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine im Mittelalter häufig vorkommende Volkskrankheit, bei welcher das brandige Absterben der Glieder stattfand und die eine Folge von Mutterkornvergiftung war, soll das Gebet um seine Fürsprache geholfen haben. Gaston, ein reicher franz. Edelmann, der bei den angeblichen Gebeinen des A. zu St.-Didier-la-Mothe eine solche Cur für seinen Sohn erfleht hatte, stiftete aus Dankbarkeit 1095 zur Pflege der Kranken und Beschützung der Pilger die Hospitalbrüderschaft des heiligen A., deren erster Großmeister er war. Dieser Orden erhielt auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096 die päpstl. Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Brüderschaft geregelter Chorherren nach der Regel des Augustinus mit der Bestimmung erklärt, daß der Großmeister Abt heißen, zu St.-Didier-la-Mothe seinen Sitz haben und General aller Klöster des Ordens sein sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Comthure, später Präceptoren, und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser Antonierherren, Antonianer oder Antoniter, wie sie nun als Kanonici hießen, war schwarz und mit einem der Form eines T sich nähernden Kreuze von blauem Schmelz auf der Brust ausgezeichnet. Ihre ursprüngliche Bestimmung gaben sie als Chorherren auf und widmeten sich dem still beschauenden Andachtsleben. Wallfahrten zum Grabe des A. und Schenkungen machten sie reich und verschafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenberg im sächs. Kurkreise war vor der Reformation Kanzler der Universität zu Wittenberg. Im 18. Jahrh. hatten sie, namentlich in Frankreich, noch mehrere Klöster, vereinigten sich aber 1774 mit den Maltesern. — Die St.-Antonsbilder hielt man sonst für Schutzmittel gegen Feuersbrünste. (Ueber die Krankheit des Antoniusfeuers, s. Mutterkorn und Ergotismus.)

Antonius von Padua, der Heilige, geb. 15. Aug. 1195 zu Lissabon, von väterlicher Seite verwandt mit Gottfried von Bouillon, war erst Augustiner, wurde dann Schüler des heil. Franz von Assisi und infolge davon ein thätiger Verbreiter des Franciscanerordens, dem er 1220 beigetreten. Auf einer Bekehrungsreise nach Afrika an die Küsten von Italien verschlagen, predigte er später mit großem Beifall in Montpellier, Toulouse, Bologna und zu Padua, wo er 13. Juni 1231 starb. Die Legenden über ihn sind voll Märchen; einstimmig rühmen sie sein Talent als Prediger, welches so groß gewesen sein soll, daß er selbst die Fische gerührt. Die kath. Kirche, besonders in Portugal und Italien, verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Heiligen, unter welche er 1232 von Papst Gregor IX. versetzt wurde. In Rom wird zu seinem Andenken das Fest der Thierweihe vom 17. bis 25. Jan. gefeiert. Sein Grabmal befindet sich zu Padua in einer ihm geweihten Kirche und gilt für ein Meisterstück der Bildhauerkunst. Sein kirchlicher Gedächtnißtag fällt auf den 13. Juni.

Antonius (Marcus), der Triumvir, aus einem der ältesten Patriciergeschlechter Roms,

der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Antonius, durch seine Mutter Julia mit Cäsar verwandt, wurde 83 v. Chr. geboren und lebte in seiner Jugend höchst ausschweifend. Von seinen Gläubigern gedrängt, ging er nach Griechenland, wo er kaum angefangen hatte, die Philosophen und Redner zu hören, als ihn der Proconsul Gabinius zum Anführer seiner Reiterei ernannte. Sowol bei dem Feldzuge gegen Aristobulus in Palästina wie in Aegypten, wo er den Ptolemäus Auletes einsetzen half, zeigte er viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er sich freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. Von Cäsar, zu dem er 54 nach Gallien gegangen war, begünstigt, erhielt er 53 die Quästur. Hierauf hielt er sich wieder bei Cäsar auf bis 50, wo er nach Rom zurückkehrte. Er wurde jetzt Augur und Volkstribun. Als Anhänger Cäsar's ward er mit den Tribunen Curio und Cassius Longinus 6. Jan. 49 aus der Curie verwiesen, was Cäsar, in dessen Lager sie flohen, zum Vorwand des Kriegs gegen Pompejus nahm. Bei dem Ausbruche desselben erhielt A. von Cäsar die Ernennung als Oberbefehlshaber von Italien; später führte er diesem eine beträchtliche Macht nach Epirus zu Hülfe. In der pharsalischen Schlacht befehligte er den linken Flügel. Als Befehlshaber der Reiterei und Statthalter von Italien kehrte er sodann nach Rom zurück, wo ihn aber Cäsar wegen seiner Lebensweise mit Kälte behandelte. Er verheirathete sich mit Fulvia, des Clodius Witwe, welche ihn eine Zeit lang despotisch beherrschte. Als Cäsar aus Spanien zurückkam, gewann er dessen Gunst wieder, ward 44 Mitconsul und suchte als solcher, jedoch vergebens, das Volk dazu zu bewegen, Cäsar als König anzuerkennen. Bald darauf wurde Cäsar ermordet, und A. würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Republik zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwendet hätte. Allein A. bemächtigte sich des Schatzes und der Papiere Cäsar's, auch dessen Testaments, verband sich mit Lepidus, der mit den Truppen in die Stadt gerückt war, hielt dem Cäsar eine Leichenrede und entflammte durch diese, zumal er dabei dessen blutiges Gewand ausbreitete, das Volk zur Wuth und Rache. Die Mörder mußten flüchten, und A. herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius oder, wie sich dieser nunmehr nannte, Octavianus (s. Augustus), Cäsar's Erben, der nach der Alleinherrschaft strebte, aus Politik aber die Statthalterschaft Gallien dem A. vom Volke gegen den Willen des Senats zutheilen ließ, entzweit und versöhnt hatte, belagerte er Mutina, welches Decimus Brutus, der diese Provinz noch nach Cäsar's Anordnung verwaltete, tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn für einen Feind des Staats, und die beiden Consuln Hirtius und Pansa, von Octavian begleitet, rückten wider ihn ins Feld. A. schlug anfangs Pansa in einer mörderischen Schlacht; aber Hirtius eilte herbei, und A. ward im April 43 bei Mutina geschlagen (der sog. Mutinensische Krieg). Doch auch beide Consuln waren geblieben, und Octavian trat nun an die Spitze des republikanischen Heeres. A. floh unter großen Beschwerden und Entbehrungen über die Alpen. Er begab sich in Trauerkleidern in das Lager des Lepidus, der in Gallien befehligte, und gewann hier schnell das Heer für sich, sodaß dieses den Anführer nöthigte, sich mit A. zu verbinden und ihm sogar seine Stelle zu übergeben. Auch Plancus und Pollio verstärkten seine Partei mit ihren Heeren, und A., der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, kehrte an der Spitze von 17 Legionen (sechs wurden in Gallien zurückgelassen) und 10000 Reitern dahin zurück.

Jetzt ließ Octavian, der bis dahin sich nur zum Schein als Anhänger des Senats und als Verfechter der republikanischen Freiheit gezeigt hatte, die Maske fallen; er zog A. und Lepidus entgegen und hatte mit ihnen auf einer Insel des Reno (nach andern des Lavino) unweit Bologna die berühmte Zusammenkunft, wo sie die röm. Welt unter sich theilten. Darauf zogen die Triumvirn nach Rom, und mit ihnen kam Mord und Raub über ganz Italien. A. ließ Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau stellen, auf welcher dessen Beredsamkeit so oft gesiegt hatte. In diesen Verfolgungen kamen, nach Appian, 300 Senatoren und 2000 Ritter um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von 200 Mill. Sesterzien (ungefähr 10 Mill. Thlr.) herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen A. und Octavian 42 nach Macedonien ab, wo die vereinigten Streitkräfte ihrer Gegner Brutus und Cassius ein mächtiges Heer bildeten. Bei Philippi (s. d.) befehligte A. gegen den Cassius, der sich, als der blutige Kampf unglücklich für ihn ausgefallen war, von einem seiner Sklaven tödten ließ. Auch in der zweiten Schlacht, 20 Tage später, war A. es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Hierauf ging er nach Griechen-

land, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen, und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung. Von da begab er sich nach Asien. In Cilicien befahl er der Königin von Aegypten, Kleopatra, sich wegen ihres den Triumvirn misfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich und wußte ihn zu fesseln. A. folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachricht von den in Italien zwischen seinem Bruder Lucius A., seiner Gemahlin Fulvia und Octavian ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckte. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor A.'s Ankunft in Italien zu Octavian's Gunsten entschieden ward. Der Tod der Fulvia erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des A. mit Octavia, der Schwester Octavian's, besiegelt ward.

Beide nahmen nun (40) eine neue Theilung des Römischen Reichs zu Brundusium vor. A. erhielt den Orient, Octavian den Occident. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt und auch dieses ihm 36 genommen. Mit Sextus Pompejus, der das Mittelländische Meer beherrschte, ward ein Vertrag geschlossen. Sodann ging A. nach Athen, während sein Legat Ventidius siegreich gegen die Parther kämpfte. Neue Mishelligkeiten zwischen Octavian und A., die diesen 38 bewogen, sich nach Tarent zu wenden, wurden durch die Vermittelung der Octavia beigelegt. Nach seiner Rückkehr nach Asien ergab er sich jedoch dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an die Königin Kleopatra (s. d.) und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem schimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er 34 den König von Armenien, Artavasdes, den er der Treulosigkeit beschuldigte, durch Verrätherei gefangen und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavian versäumte nicht, mit Beziehung auf A.' Betragen, das Misvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und beide fingen an sich zu rüsten. A. versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten und füllte die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern und Schwelgern. Von Octavia trennte er sich öffentlich. Dieser Maßregel mußte allgemeine Misbilligung folgen, da der Octavia Edelmuth bekannt und Kleopatra's hochfahrender Sinn allgemein verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Aegyptens den Krieg und entsetzte A. seines Consulats und seiner Statthalterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte, und A. verlor 31 in der Seeschlacht bei Actium (s. d.) die Herrschaft der Welt. Er folgte der schimpflich fliehenden Kleopatra. Vergebens harrte seiner das Landheer und unterwarf sich dann dem Sieger. Darauf ging A. nach Libyen, wo ein nicht unbedeutendes, von ihm daselbst zurückgelassenes Heer seine letzte Hoffnung war. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei Octavian's ergriffen hatte, und sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmord hinderte. Nach Aegypten zurückgekehrt, lebte er jetzt in der Zurückgezogenheit, bis es der Kleopatra gelang, ihn zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch Octavian's Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge zur Unterwerfung abwies. Bei seinem Eintreffen vor Alexandrien schien A. den alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei und schlug die feindliche zurück. Später aber, von der ägypt. Flotte und seinem Heere verlassen, und in dem Argwohne, von Kleopatra selbst verrathen zu sein, verlor er aufs neue den Muth. Er begab sich in den Palast der Königin, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, stürzte er sich 30 v. Chr. in sein Schwert. A. war unstreitig ein Mann von vielen Gaben, ein wirksamer Redner, gewandt und geschickt in Behandlung von Menschen und Geschäften, aber ohne Charakter, schmeichlerisch gegen Mächtigere, rücksichtslos gegen Untergebene, unbeständig und schwelgerisch.

Antonomäsie ist eine Art von Metonymie (s. d.), vermöge deren man statt der Eigennamen eine bezeichnende Eigenschaft, wie «Der Sohn der Aphrodite» für Amor, «Der Zerstörer Karthagos» für Scipio, oder einen Eigennamen statt eines Gattungsbegriffs setzt, z. B. «Ein wahrer Cicero» statt ein Redner.

Antrag ist soviel als Vorschlag einer Maßregel, einer Regierungshandlung oder eines privaten Rechtsgeschäfts. Anträge der letztern Art verpflichten zunächst nicht denjenigen, welchem sie gestellt werden. Aber auch der Antragende ist, solange der andere Theil nicht seine Annahme und Zustimmung erklärt hat, zum Wiederfallenlassen des Vorschlags berechtigt. Nur im Handelsrechte gelten hierüber abweichende Grundsätze. Wer sich nämlich gegen einen Auswärtigen zum Abschluß eines, nach Gegenstand und Bedingungen genau präcisirten Handels-

geschäfts erbietet (also nicht blos mittels Aussendung von Circularen und Preiscouranten die bei ihm möglichen Geschäftsgelegenheiten allgemein bezeichnet), ist muthmaßlich an seinen A. bis zu dem Zeitpunkte gebunden, zu welchem er das Eintreffen einer umgehend ertheilten Antwort erwarten darf. Er muß also bis dahin die angebotene Waare zur Verfügung halten und sie, wenn der andere auf den Kaufantrag eingeht, für den mitgetheilten Preis liefern, auch wenn unterdessen die Preise in die Höhe gegangen sind. Diese Verbindlichkeit besteht jedoch nicht, falls der Antragsteller ausdrücklich zu erkennen gegeben hat, daß er sich durch sein Anerbieten nicht für jeden Fall gebunden erachte, z. B. wenn er den Kauf eines bestimmten Waarenquantums «ohne Verbindlichkeit» oder «soweit der Vorrath reiche» anträgt. Die nur bedingte Annahme durch den Adressaten, z. B. «dafern billiger abgegeben werde», gilt als Ablehnung des A. und als Stellung eines neuen. — In parlamentarischen Versammlungen heißt A. die deutlich und in aller Form ausgesprochene Absicht, eine Sache zum Gegenstande einer Verhandlung machen und einen bestimmten Beschluß darüber veranlassen zu wollen. Ein solcher A. kann von der Regierung oder von Kammermitgliedern ausgehen. Ueber die Formen, unter denen dies erfolgt, bestimmt die Gesetzgebung, beziehentlich die Geschäftsordnung. Die Anträge der Regierung geschehen in den festländischen Staaten in der Regel schriftlich; die Vorlegung eines Gesetzentwurfs, z. B. über das Budget u. s. w., gilt als ein solcher A. In England dagegen werden auch die Regierungsanträge von den Vertretern der Regierung (Ministern oder Unterstaatssecretären) lediglich in ihrer Eigenschaft als Parlamentsglieder eingebracht. Die engl. Minister müssen deshalb auch Parlamentsglieder sein, weil sie außerdem keinen A. ans Parlament bringen können. Hinsichtlich der Anträge einzelner Mitglieder bestimmt die Geschäftsordnung, wann und wie sie eingebracht, ob und von wie vielen Mitgliedern sie unterstützt sein müssen, während die Kammer beschließt, ob sie den eingebrachten A. in Betracht ziehen oder von vornherein beseitigen will. Hinsichtlich des von einer Kammer an die andere gebrachten A. gilt in der Regel die Mittheilung eines Protokollauszugs des betreffenden Beschlusses als genügend zur Verhandlung darüber. Die Geschäftsordnung muß auch feststellen, wiefern es einem Antragsteller freisteht, einen von ihm eingebrachten, von der Kammer bereits zur Verhandlung angenommenen A. wieder zurückzuziehen, ferner, ob und unter welchen Voraussetzungen ein solcher A. von einem andern Mitgliede wieder aufgenommen werden kann u. s. w. Es gibt zweierlei Arten von parlamentarischen Anträgen, materielle oder sachliche (auf Erzielung eines materiellen parlamentarischen Beschlusses in irgendeiner Sache gerichtet) und formelle oder sog. geschäftsleitende (z. B. auf Vertagung oder Schluß einer Verhandlung, auf Regelung der Abstimmung u. s. w.). Ferner macht man in manchen parlamentarischen Versammlungen einen Unterschied zwischen solchen Anträgen der ersten Art, welche ohne schon gegebene anderweite Veranlassung ganz aus dem Frischen eine Sache anregen (selbständige oder *sog. Uranträge*) und *solchen*, welche einer schon gegebenen Anregung nur irgendetwas Weiteres hinzufügen (beiläufige, Gelegenheits- oder Unteranträge). Rücksichtlich jener verlangen viele Geschäftsordnungen, daß sie eine gewisse Zeit vor der Verhandlung darüber schriftlich eingereicht sein müssen.

Antragsvergehen. Jede Uebertretung des Strafgesetzes enthält einen Angriff auf die gesammte Rechtsordnung, sodaß dadurch, auch wenn sich das Verbrechen zunächst nur gegen ein einzelnes Individuum richtet, der Staat zugleich mit verletzt wird. Die hieraus sich ergebende Folgerung, daß die Justiz nicht erst einen privaten Strafantrag abzuwarten, sondern wegen Verbrechen und Vergehen von Amts wegen einzuschreiten habe, ist jedoch in Deutschland nicht durchgehends gezogen worden. Obgleich nämlich hier die Verfolgung des strafbaren Unrechts im öffentlichen Interesse vermöge des Inquisitionsprincips die Regel bildet, so lassen doch die neuern Gesetzgebungen bei einer nicht geringen Anzahl von Verbrechen und Vergehen die Einleitung des gerichtlichen Verfahrens von einem besondern Antrage des unmittelbar Verletzten oder seiner dazu ermächtigten Vertreter abhängen. Dies bestimmt schon das gemeine Recht bei gewöhnlichen Injurien und Verleumdungen, Ehebruch, Entführung einer Haustochter oder Ehefrau und Stellionat. Auch wegen Majestätsbeleidigung soll nur vorgegangen werden, wenn der Regent auf deshalb erstatteten Bericht die Untersuchung nicht niederschlägt. An diese frühern A. schließen gegenwärtig die verschiedenen Strafgesetzbücher, wiewol nicht in völliger Uebereinstimmung: Beleidigung von Mitgliedern der Familie des Staatsoberhaupts, Hausfriedensbruch, unbedachtsame oder wenigstens leichtere Körperverletzung, Bedrohung, Pasquill, gewöhnliche Selbsthülfe, bösliche Verlassung des Ehegatten, Unterschlagung ohne erschwerende Umstände, Vergehen wider das Eigenthum von nahen Verwandten, Victualiendiebstahl, leichtsinnigen Bankerott, Gebrauch fremder Waarenbezeichnungen, Grenzverrückung, muthwillige

Eigenthumsbeschädigung u. s. w. Ebenso findet sich die Bestimmung, daß das Strafgericht wegen der Amtsverbrechen nur auf Antrag der dienstlichen Aufsichtsbehörde thätig werden könne. Die Gründe zu diesen Abweichungen von dem Inquisitionsprincipe sind nicht bei allen den genannten Vergehen die nämlichen. Nach einmal gestelltem Strafantrage gelangt das Inquisitionsprincip insofern wieder zur Geltung, als nunmehr die Staatsbehörde und das Gericht alle zur Ueberführung und Bestrafung erforderlichen Schritte von Amts wegen zu thun haben. Nur bei leichtern Injurien und Verleumdungen muß der Ankläger auch die Beweismittel angeben. Zurücknahme des Strafantrags ist nach einigen Gesetzgebungen gar nicht, nach andern höchstens bis zur Veröffentlichung des Straferkenntnisses gestattet.

Antraigues, eine kleine Stadt mit 1500 E. im franz. Depart. Ardèche, 3 M. im W. von der Hauptstadt Privas, jenseit der gegen SO. nach Rochemaure an der Rhône streifenden Montagne du Coiron, ist nach Rochemaure der pittoreskeste Punkt der durch ihre vulkanischen Gebilde berühmten Landschaft Vivarais. Der Ort liegt, überragt von dem hohen Thurme eines verfallenen Schlosses, auf einer gewaltigen Basaltmasse, die aus dem Krater (Coupe) des erloschenen Vulkans Aisac geflossen ist. Den Fuß dieser Massen unterwaschen drei reißende Bäche, die Bise, der Mas und die Volane, wovon A. (Entres aigues; Inter aquas) seinen Namen führt. Das Städtchen beherrscht den Eingang eines dreifach getheilten Thalgrundes, der im Winter, in Schnee begraben, einen ebenso abschreckenden wie im Frühjahr und Sommer wahrhaft bezaubernden Anblick darbietet. Aus dem Grün der schönen Kastanienwälder starren Zackengipfel und Basaltsäulen hervor, die von murmelnden Quellen und rauschenden Wasserfällen umgeben sind.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Delaunay, Graf d'), ein franz. Publicist und Diplomat von zweideutigem Charakter, war in Ville-Neuve-de-Berg (Depart. Ardèche) um 1755 geboren. Er hatte glänzende Anlagen und wählte anfangs die militärische Laufbahn, welche er aber wegen eines verweigerten Duells verlassen mußte. Von einer Reise nach der Türkei zurückgekehrt, machte er den ersten Gebrauch seiner Talente in dem «Mémoire sur les États-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer» (1788), worin der fessellosesle Freiheitssinn so kraftvoll ausgesprochen wurde, daß bei der damaligen Gärung der Gemüther diese Schrift mit als einer der ersten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme der Französischen Revolution entzündeten. Als A. 1789 als Deputirter in die Generalstaaten abgeordnet wurde, vertheidigte er dagegen nicht nur die Vorrechte des Erbadels, sondern gehörte auch zu denjenigen, welche sich der Vereinigung der drei Stände am heftigsten widersetzten. Bei den Verhandlungen über die Constitution erklärte er das Veto des Königs für eine unentbehrliche Stütze des Staats. Nachdem er 1790 aus der Versammlung getreten, übersandte er seinen Bürgereid nur mit Einschränkungen. Als Unruhestifter angeklagt, wußte er sich öffentlich zu vertheidigen. Dann ging er nach Petersburg und Wien mit diplomatischen Aufträgen der Bourbonen und schrieb und sprach gegen den Gang der Dinge in Frankreich. Von Rußland 1797 nach Italien gesandt, ward er zu Mailand auf Bonaparte's Befehl verhaftet; doch seine Gattin, die berühmte Opernsängerin St.-Huberty, verschaffte ihm Mittel zur Entweichung. Hierauf kehrte er nach Wien, dann nach Rußland zurück, wo er zur griech. Kirche übertrat und vom Kaiser Alexander 1803 zum Staatsrath ernannt und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden geschickt wurde. Hier schrieb er die merkwürdige Schrift gegen Bonaparte: «Fragment du 18me livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos», welche die sächs. Regierung zu seiner Entfernung zwang. Nach seiner Rückkehr nach Rußland fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des Tilsiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte sie dem dortigen Ministerium mit, wodurch sein Einfluß so bedeutend wurde, daß Canning in den Frankreich betreffenden Angelegenheiten nichts ohne seine Rathschläge that, und ihm eine reiche Pension aussetzte. Trotz seiner Anhänglichkeit und geheimen Thätigkeit für die Bourbonen gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwig's XVIII. ganz zu gewinnen. Am 22. Juli 1812 wurde A. mit seiner Gattin in dem Dorfe Barne bei London durch seinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, der sich gleich nach der That selbst erschoß. Man vermuthete, daß Lorenzo Abschriften jener Papiere der franz. Regierung ausgeliefert und aus Furcht vor Entdeckung die That begangen habe.

Antrim, Grafschaft und Stadt in der irländ. Provinz Ulster. Die Grafschaft A. bildet die Nordostecke Irlands, grenzt im O. und N. an das Meer, im W. an Londonderry, im SW. an den großen Landsee Neagh, im S. an Down und hat ein Areal von 56 geogr. Q.-M. mit (1861) 376054 E. (23790 mehr als 1851), von denen nur 28 Proc. katholisch sind und

41 Proc. in den Städten leben. Den östl. Theil nimmt ein vorherrschend aus Trappgestein bestehendes Hügelland mit zerrissenen, unregelmäßigen Formen ein, das «Bergland von A.», welches im Divis 1461, im Knocklayd 1573, im Trostan bis zu 1690 F. aufsteigt. Die Küsten sind hoch. An der Westspitze liegt die kleine Inselgruppe der Skerries vor dem Hafen Port-Rush; östlicher die gewaltige Masse von Basaltpfeilern, «the Giant's Causeway» oder Riesendamm genannt; im NO. die größere Insel Rathlin, von Fischern und Bauern bewohnt. Das Innere der Grafschaft ist größtentheils eben; so namentlich im Gebiet des Lough (See) Neagh mit dem Abfluß Bann und dem Zufluß Main. Von der ganzen Bodenfläche nehmen 46 Proc. Weideland (meistens Moor), 8 Proc. Klee- und Grasfluren, 28 Proc. Korn-, Gerste-, Hafer-, Kartoffel- und Flachsfelder, 1 Proc. Waldung, 8 Proc. Wasser, 9 Proc. Häuser und unproductiver Boden ein. Der Flachsbau ist nicht mehr so beträchtlich wie früher, der Viehstand bedeutend. Der Hauptindustriezweig ist die Spinnerei und Weberei in Leinen; daneben wird auch Baumwolle gesponnen und verwebt. Man zählt 47 Flachsfabriken mit 36092 Spindeln, 2854 mechan. Stühlen und 19026 Arbeitern; 3 Baumwollfabriken mit 639 Arbeitern, 3 Jutefabriken mit 385 und 1 Seidenfabrik mit 23 Arbeitern. Der Mittelpunkt dieser Industrie und zugleich des Handels ist Belfast (s. d.), die erste Fabrikstadt Irlands. Die Fischerei in den beiden Bezirken Carrickfergus und Ballycastle beschäftigt 877 Fischerboote und 2636 Fischer. Auch werden eine Kohlengrube und wichtige Salzwerke bei Carrickfergus bearbeitet. Die Grafschaft ist in neun Baronien eingetheilt und sendet sechs Mitglieder in das Unterhaus, zwei für die Grafschaft selbst, zwei für Belfast und zwei für die Städte Carrickfergus und Lisburn. Außer diesen drei Städten sind die wichtigsten Ballymena, Ballymoney, Ballycastle und Larne. — Die Stadt A., jetzt nicht mehr die Hauptstadt der Grafschaft, liegt 13 engl. M. im NO. von Belfast, mit dem sie durch eine Eisenbahn verbunden, und nahe der Mündung des Six-Mile-Water in den Lough Neagh. Der Ort, eine Marktstadt mit 2131 E., hat ein Zucht- und ein Arbeitshaus. Ehedem war A. ein bedeutender Platz, der vor der Union zwei Mitglieder in das irische Parlament sandte und mancherlei Privilegien besaß. Bei A. befindet sich derjenige der alten runden irischen Thürme, welcher am vollständigsten erhalten ist. Zwei alte Schlösser liegen in der Nähe: Shane-Castle, der alte Sitz der O'Neil, und Antrim-Castle, der Sitz der Skeffington, Viscounts von Massereene und Ferrard.

Antwerpen (franz. Anvers), früher die Hauptstadt einer niederl. Provinz, die 1814 aus dem vormaligen Marquisat A. und der Herrschaft Mecheln gebildet ward, während der franz. Herrschaft aber das Departement der beiden Nethen ausmachte. Sie ist jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen belg. Provinz, die, im W. durch die Schelde von Ostflandern getrennt, im N. an Holland, im O. an Limburg, im S. an Brabant grenzt, und eine fruchtbare Ebene, ohne Berg und Thal, von 51,58 Q.-M. mit 458679 E. umfaßt. Die Stadt A. liegt am rechten Ufer der hier gegen 2000 F. breiten Schelde, auf welcher die größten Schiffe mittels acht Hauptkanälen und der unter Napoleon I. und König Leopold angelegten Bassins bequem an ihre Kais gelangen können. A. hat 114669 E., eine Akademie der Wissenschaften, eine Maler- und Bildhauerakademie (die Malerakademie von St.-Lukas wurde schon um die Mitte des 15. Jahrh. gegründet und gab eine Hauptstütze der niederl. Kunst ab), eine medic.-chirurgische Schule, ein Seearsenal, ein Museum mit einem reichen Schatz von Gemälden, besonders von Rubens, van Dyk, Messis, und einen zoolog. Garten, welcher in Mannichfaltigkeit der darin gehaltenen Thiere dem pariser wenig nachsteht. Ihre Fabriken und Manufacturen in Zucker, Bleiweis, Lackmus, Stöcken, baumwollenen Zeugen, Spitzen, Spitzenzwirn, Tapeten, Gold- und Silbertressen u. s. w. sind sehr ansehnlich. Ihre Nähseide, schwarzen Seidenstoffe und Druckerschwärze sind berühmt; früher waren es auch ihr Sammt, Damast und Atlas. Die drei großen Messen, welche sonst hier abgehalten wurden, sind fast zu zwei Volksfesten herabgesunken und haben nicht einmal mehr die Bedeutung der Jahrmärkte für den Handel. Auch hat die 1827 gegründete Disconto- und Zettelbank 1848 ihre Zahlungen einstellen müssen. Unter den vielen zum Theil prachtvollen Gebäuden sind besonders merkwürdig der 480 F. lange Dom Unserer lieben Frauen, dessen Gewölbe auf 125 Säulen ruht, mit dem 416 par. F. hohen Thurme und mehrern Denkmälern. Auch befinden sich hier Rubens' größte Meisterwerke, die Kreuzesabnahme und die Kreuzeserhöhung. Dann ist bemerkenswerth die Jakobskirche mit der Kapelle und dem Grabmal der Familie Rubens; das Hanseatische Haus (Haus der Oosterlinge, d. i. der Ostseeländer), die ehemalige Niederlage der Hansa, 1564 erbaut, unter Napoleon eine Marinekaserne; das Rubens-Denkmal, welches 1840 auf dem Grünplatz (Place-verte) errichtet wurde, und die Statue van Dyck's vor dem Museum.

Die Stadt A. wird schon im 8. Jahrh. genannt, und bereits im 11. und 12. Jahrh. zeigen sich Spuren großen Wohlstandes. Vor dem Kriege der Niederländer mit den Spaniern war A. eine bedeutendere Handelsstadt als selbst Amsterdam, dessen Größe im 16. Jahrh. durch den Verfall von A. einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Damals war die Schelde stets mit Schiffen aller Nationen bedeckt; es sollen auf einmal 2500 Schiffe in ihrem Hafen gelegen haben. A. zählte aber auch 1550 über 200000 E. Um die Stadt im Zaume zu halten, ließ Karl V. durch den deutschen Baumeister Franz 1567 die Citadelle anlegen. Die Festungswerke hatte die Stadt schon 1540 durch den Italiener Paciotti erhalten. Nach dem Abzuge der Spanier nach Italien kam es 1576 zwischen den deutschen, ständischen und den zurückgebliebenen span. Truppen zum Kampfe, infolge dessen 600 Häuser niedergebrannt und 10000 E. gemordet worden sein sollen. 1577 wurde die Citadelle den empörten Bürgern übergeben, welche die nach der Stadt gerichteten Forts zerstörten, gleichwie sie das in A. aufgestellte Standbild des Herzogs Alba zerschlugen. Das Unternehmen des Herzogs von Alençon, 1583, sich der Stadt zu bemächtigen, scheiterte durch den gemeinsamen Widerstand der Bewohner jeden Alters, Standes und Geschlechts. Dagegen mußte die Citadelle 17. Aug. 1585 nach 13monatlicher Belagerung dem Prinzen von Parma, als Statthalter der Niederlande, durch Capitulation übergeben werden. Durch diese Belagerung bekam der blühende Zustand der Stadt den ersten Stoß; er ward gänzlich vernichtet, als im Westfälischen Frieden die Scheldemündungen an Holland übergingen. 1746 ward die Citadelle durch die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen, 1792 durch republikanische Heere Frankreichs, 1793 durch die Oesterreicher und im Juli 1794 durch Pichegru erobert. Als die von dem Nationalconvent erklärte Freiheit der Schelde durch den Haager Tractat vom 16. Mai 1795 von der Republik der Niederlande anerkannt worden war, erhob sich auch A.s Handel aufs neue. Der Verkehr würde noch mehr aufgeblüht sein, wenn Napoleon nicht den Ort in einen Waffenplatz umgeschaffen hätte. Durch ein Decret vom 21. Juli 1803 wurde A. zum ersten Kriegshafen Frankreichs an dessen Westküste erklärt, und Napoleon beschäftigte sich während seiner ganzen Herrschaft mit dem Bau der Werfte und der Bassins. Lord Chatham's Versuch, im Aug. 1809 A. zu nehmen, die Werke und Schiffe zu zerstören, scheiterte an Bernadotte's Thätigkeit. 1814 wurde es von Engländern unter Graham blokirt, aber nicht förmlich angegriffen, und dann infolge des mit dem Grafen von Artois abgeschlossenen Waffenstillstandes von Carnot 5. Mai übergeben.

Die Vereinigung Belgiens mit Holland 1815 war für A.s Handel und Wohlstand von sehr wohlthätigen Folgen. Durch die Revolution im Aug. 1830 ward es an Belgiens Schicksal gefesselt. Als die revolutionäre Partei sich der Stadt bemächtigt, zog sich der Commandant General Chassé (s. d.) in die Citadelle zurück. Durch den Uebermuth gereizt, mit welchem man den Waffenstillstand brach, ließ er 27. Oct. 1830 die Stadt sieben Stunden bombardiren, wobei das große Lagerhaus nebst 30 andern Häusern und dem Arsenale bis auf den Grund niederbrannten. Gleiches Unglück bedrohte die Stadt 1832, als Frankreich und England, zur Erfüllung der 24 Artikel des Tractats vom 15. Nov. 1831, die Uebergabe der von etwa 5000 Holländern besetzten Citadelle an Belgien mit Gewalt zu bewirken suchten. Ein franz. Heer von 50000 Mann unter dem Marschall Gérard erschien zu diesem Zwecke vor A. Die Belagerung der Citadelle und der davon abhängenden Forts an beiden Scheldeufern leitete der General Haxo. In der Nacht vom 29. zum 30. Nov. wurden die Laufgräben eröffnet. Eine zweimalige Aufforderung an den General Chassé, die Citadelle zu übergeben, hatte keinen Erfolg. Auch weigerte sich dieser, die Stadt als neutral mit seinem Feuer zu verschonen, im Fall die Franzosen der Werke der Stadt, namentlich des Forts Montebello, sich bedienen würden, um die Citadelle zu beschießen. Da die Franzosen die Außenwerke nicht für einen Theil der unmittelbaren Festungswerke der Stadt anerkannten, und von hier aus der Angriff viel leichter war als von der entgegengesetzten Seite, so ward von ihnen beschlossen, die Citadelle vom Fort Montebello aus zu beschießen. Chassé aber ließ sich von der Beschießung der Stadt durch die Drohung abhalten, daß Holland allen Schaden zu ersetzen habe. Viele Kugeln und Bomben aus den franz. Batterien, die auf der entgegengesetzten Seite errichtet waren, fielen in die Stadt, wodurch nicht nur mehrere Häuser beschädigt, sondern auch Menschen getödtet wurden. Nachdem die Franzosen, unter dem fürchterlichsten Feuer aus der Citadelle, 14. Dec. das ganz zertrümmerte Fort St.-Laurent genommen und dann durch Breschebatterien die Citadelle fast zur Ruine geschossen hatten, capitulirte Chassé 23. Dec. abends zwischen 10 und 11 Uhr, worauf

am 24. die Franzosen die Citadelle besetzten. Am 30. Dec. wurde letztere, die Flandrische Schanze und die Forts Burght, Zwyndrecht und Austroweel den belg. Truppen übergeben; die holländ. Truppen führte man als Geiseln für die Räumung der Forts Lillo und Liefkenshoek nach Frankreich ab. Der bedeutende Handel, den A. nach dem Sturze des franz. Kaiserreichs mit den holländ. Colonien betrieb und der von Jahr zu Jahr zuwuchs, hat sich nach Amsterdam und Rotterdam gewendet. Die Nothwendigkeit der im Aufbau begriffenen neuen Citadelle an der Nordseite, sowie die Errichtung einer Reihe von Forts in der Nähe der Stadt, zur Herstellung eines befestigten Lagers für die ganze belg. Armee, wurde von den Bewohnern namentlich seit 1858 heftig bestritten, und der Gemeinderath A.s gerieth hierüber mit der Regierung in anhaltendes Zerwürfniß. Ueber das frühere reiche Kunstleben A.s, dessen Denkmäler überall und in Fülle dem Reisenden entgegentreten, vgl. Schnaase, «Niederl. Briefe» (Stuttg. 1834); über die Geschichte der Stadt, außer den ältern Werken von Poitevin de la Croix und von Mertens und Torfs, Gens, «Histoire de la ville d'Anvers» (Antw. 1861).

Anubis, ein ägypt. Gott, auf den hieroglyphischen Denkmälern Anepu genannt, ist nach dem Mythus ein Sohn des Osiris, welchen er, in dem Wahne seine Gemahlin Isis zu umfangen, mit der Nephthys zeugte. Von den Griechen wurde er öfters Hermes, bisweilen auch, die ägypt. und griech. Namensform vereinigend, Hermanubis genannt. Auf den Denkmälern wird er dargestellt mit dem Kopfe des Schakals mit spitziger Schnauze und Ohren, den die Griechen häufig mit dem Hunde verwechselten; hier und da trägt er die doppelte Krone. Ihm wird ein weißer und ein gelber Hahn geopfert. Er begleitet, wie Hermes Psychopompus bei den Griechen, die Todten in die Unterwelt, in den Amenthes (s. d.), und wägt dort mit Horus ihre Thaten vor Osiris ab. Als in der Römerzeit ägypt. Culte sich auch außerhalb Aegyptens verbreiteten, wurde A. mit Hermes verschmolzen und sein hundsköpfiges Bild mit den Insignien des Hermes dargestellt.

Anville (Jean Baptiste Bourguignon d'), ein berühmter Geograph und Landkartenzeichner, geb. zu Paris 11. Juli 1697, hatte sich bereits in einem Alter von 22 Jahren durch seine umfassenden Kenntnisse in der Geographie so vortheilhaft bekannt gemacht, daß er zum königl. Geographen ernannt wurde. Später erhielt er auch noch die Stelle als Privatsecretär des Herzogs von Orleans, und 1775 ward er Adjunct bei der Akademie der Wissenschaften. Von Körper sehr zart, erreichte er doch, ungeachtet aller anstrengenden Arbeiten, ein sehr hohes Alter. Er starb 28. Jan. 1782, nachdem zwei Jahre zuvor seine Kräfte dem Alter gänzlich erlegen. Von seinen Karten, deren er überhaupt 211 herausgab, sind zu erwähnen der «Atlas général» (Par. 1737—80, 46 Karten in 66 Blättern), der «Nouvel atlas de la Chine» (Haag 1737, 42 Karten) und der «Atlas antiquus major» (12 Bl.), wozu die «Géographie ancienne abrégée» (3 Bde., Par. 1768) als Text gehört. Ebenso ausgezeichnet wie die Karten für die alte Zeit sind seine Karten von Gallien, Italien und Griechenland für die mittlere Zeit, und auch seine Karten der neuern Zeit leisten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verstatteten. Unter seinen übrigen Schriften, von denen Demanne eine Sammlung («Oeuvres», Bd. 1 u. 2, Par. 1834) begonnen hat, sind noch hervorzuheben: «États formés en Europe après la chute de l'empire romain en Occident» (Par. 1771; deutsch von Dillinger, Nürnb. 1782 und 1796) und «Traité des mesures itinéraires anciennes et modernes» (Par. 1769). Seine kostbare Kartensammlung, die aus 10500 Nummern bestand, ward noch bei seinem Leben 1779 von der Regierung für die königl. Bibliothek gekauft.

Anwachsungsrecht, s. Accrescenzrecht.

Anwalt, s. Advocat.

Anwartschaft oder Expectanz (expectativa) ist das Recht, eine Nutzung oder Stelle für den Fall ihrer Erledigung zu empfangen. Es findet sich vorzüglich im Lehnrecht entwickelt (expectativa feudalis). Nachdem nämlich die Könige und Fürsten allen zu Beneficien geeigneten Besitz vergeben hatten, ertheilten sie begünstigten Bewerbern wenigstens die Zusage, daß selbige, sobald ein Lehn durch den unbeerbten Tod des Inhabers, durch Lehnsuntreue oder aus irgendeinem andern Grunde erledigt würde, Berücksichtigung finden sollten. Man unterschied dabei allgemeine und specielle Expectanz, je nachdem das nächste beste eröffnete Lehn oder ein ganz bestimmtes Lehn versprochen wurde. Derartige Verheißungen begründeten aber nur einen persönlichen Anspruch auf künftige Beleihung, und es mußte deshalb der bloße Expectant (expectativarius) zurücktreten, wenn einem andern schon durch Eventualbelehnung ein dingliches Recht an dem bestimmten Lehnsobjecte ertheilt worden war. — Die hinsichtlich der Lehnsexpectanz bestehenden Grundsätze lassen sich nicht auf Aemter und öffentliche Dienste übertragen.

Die Zusage der Berücksichtigung bei dem Offenwerden einer Stelle gibt also dem Candidaten kein unwiderrufliches Recht auf den Eintritt. Nur in solchen vordem geistlichen Anstalten, deren Besitz ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und zur Verabreichung von Unterhaltsmitteln und Pensionen an eine Pfründnerkörperschaft bestimmt ist, also in säcularisirten Stiften, Klöstern, Domkapiteln kommen noch eigentliche Anwärter auf offenwerdende Stellen vor.

Anweisung oder **Assignation** heißt der Auftrag, den jemand (der Assignant) einem andern (dem Assignatar) gibt, sich einen bestimmten Werth bei einem dritten (dem Assignaten) ausantworten zu lassen, womit zugleich der Assignat Auftrag zu dieser Ausantwortung erhält. Veranlassung kann sein, daß der Assignant Schuldner des Assignatars und Gläubiger des Assignaten ist, daß er also mit einem Schlage die Forderung einheben und seine Verbindlichkeit tilgen will. Es ist aber auch möglich, daß der Assignant nichts zu fordern hat, sondern sich durch die A. bei dem Assignaten um einen Credit bewirbt, ferner daß er dem Assignatar nichts schuldet, indem er ihm z. B. durch die A. selbst creditiren oder nur eine Vollmacht zur Einkassirung für seine, des Assignanten, Rechnung ertheilen will. Bei Beurtheilung der gewöhnlichen, sowol mündlichen als schriftlichen A. geht man nach gemeinem Rechte immer noch auf die Satzungen des röm. Rechts und auf die Anschauung zurück, welche an den Forderungen und Verbindlichkeiten weniger die Eigenschaft eines Vermögenstheils als die individuelle Beziehung zwischen bestimmten Personen hervorhebt. Das Angebot einer A. schlägt hiernach nur die Uebernahme eines Einhebungsauftrags vor, verpflichtet also den Assignatar noch nicht. Sobald derselbe aber die A. annimmt, so ist er zur Ausführung des Auftrags gehalten, muß den Assignaten zur Erklärung über die A., beziehentlich zur Erfüllung, veranlassen und haftet für Versehen, z. B. Versäumniß im Einfordern. Auch für den Assignaten liegt von vornherein in der A. nur der unverbindliche Antrag zur Uebernahme eines Zahlungsmandats, dessen Erfüllung ihm erst obliegt, wenn er die Annahme erklärt. Tritt er wieder von der Zahlungszusage zurück, so haftet er unzweifelhaft dem Assignanten für den daraus entstehenden Schaden. Ob hier zugleich der Assignatar den Assignaten auf Erfüllung des in der Annahme liegenden Versprechens selbständig belangen oder blos den Rückgriff gegen den Assignanten nehmen könne, ist nach gemeinem Rechte bestritten. Nach Befriedigung des Assignatars kann der Assignat den Assignanten aus dem Mandate zur Wiedererstattung des Gezahlten anhalten, er müßte denn dem Assignanten wenigstens ebenso viel geschuldet oder von ihm den erforderlichen Betrag zur Deckung bekommen haben. Bei verweigerter Annahme oder Zahlung ist das Rechtsverhältniß zwischen dem Assignanten und dem Assignatar nach dem Anlasse der A. zu beurtheilen. Sollte der Assignatar dadurch wegen einer Forderung befriedigt werden, so nimmt er seinen Regreß gegen den Assignanten aus dem ursprünglichen Forderungsrechte, z. B. mittels der Verkaufsklage, dafern er durch die A. einen vom Assignanten geschuldeten Kaufpreis erlangen sollte. Es kann ihm dann in der Regel nicht die Einrede entgegengesetzt werden, daß er sich durch Annahme der A. habe befriedigen lassen, denn «A. ist nicht Zahlung», und der schuldige Assignant bleibt bis zur wirklichen Einlösung dem Assignatar verpflichtet. Der Assignant haftet jedoch, wenn sich der Assignatar zugleich die Forderung von ihm abtreten ließ (s. Cession), im Zweifel nur für die Wahrheit, nicht auch für die Güte der Forderung, und wird ganz frei, wenn noch Delegation (s. d.) hinzutrat. Uebrigens ist dem Assignatar eine Weiterübertragung auch der gewöhnlichen A., dafern er nicht blos ein Incasso für den Assignanten besorgen soll, muthmaßlich gestattet und als Nachbevollmächtigung zu betrachten. Die noch nicht erfüllte A. kann von dem Assignanten beliebig widerrufen werden und erlischt auch, wie andere Mandate, bei dessen Ableben.

Vielfach abweichende Grundsätze gelten hinsichtlich der von Kaufleuten ausgestellten A. (kaufmännische A.). Sie sind Producte des Bedürfnisses, zukünftige Werthe als Gegenstände des Vermögens schon vorher greifbar zu machen und als Zahlmittel zu benutzen. Dies schließt eine abweichende Gestaltung des Rechts der verschiedenen Nehmer nach den Vorverhältnissen von selbst aus, und erzeugt für alle Theilhaber ein selbständiges System von Rechten und Verbindlichkeiten aus dem abstracten Anweisungsgeschäfte. Die A. besteht hier in einer Schrift, welche sich im Contexte selbst als «Anweisung» (franz. mandat) bezeichnet, sonst aber blos die Summe, die Zahlungsaufforderung, die Namen des Assignanten, Assignaten und Assignatars, die Zeit, wenn gezahlt werden soll und die Angabe des Orts und Datums der Ausstellung enthält. Solche A. ähneln den gezogenen Wechseln und sind auch in Sachsen und Weimar durch besonderes Gesetz den Wechseln (s. d.) gleichgestellt. Es bedienen sich ihrer hauptsächlich kleinere

Fabrikanten und Handelsleute, um sich Betriebsmittel auf Credit zu verschaffen, und es wird bei der A. des Gläubigers auf ein gewöhnlich angeseheneres Haus stillschweigend vorausgesetzt, daß der Assignant den Assignaten erst aus dem künftigen Erlös der zu fertigenden Waare decken und zur Zahlung am Verfalltage bewegen wolle. Der Assignatar kann deshalb den Assignaten nicht zur vorläufigen Annahmeerklärung veranlassen und ebenso wenig, wenn solche verweigert wird, den bei Wechseln gestatteten Sicherheitsregreß gegen den Vormann oder den Aussteller nehmen. Hat aber der Assignat einmal acceptirt, so ist er ebenfalls wechselmäßig gehalten. Auch in Frankreich, Italien, Portugal, Polen, England und den Vereinigten Staaten ist der A. Wechselkraft beigelegt. Andere deutsche Staaten unterscheiden wenigstens in Befolgung des deutschen Handelsgesetzbuchs die kaufmännischen, keine Gegenleistung bedingende A. insofern von den gewöhnlichen, als der Assignatar den Assignaten, sobald dieser acceptirt hat, nach Handelsgerichtsgebrauch zur Zahlung anhalten kann und sich hierbei *keine Ausflüchte* aus dem besondern Verhältnisse des Assignaten zum Assignanten gefallen zu *lassen braucht*. Ferner läßt sich eine solche A., wenn sie nicht blos auf den ursprünglichen Empfänger, sondern auch «an dessen Ordre» lautet, in kürzester Form mittels Indossaments (s. d.) weiter begeben und, im Falle des Abhandenkommens, in derselben Art wie ein Wechsel amortisiren.

Anzeige, Anzeigepflicht. Anzeige heißt die Meldung eines Vorgangs, besonders eines solchen, der rechtlich von Einfluß sein kann. Sie besteht dann entweder in der Benachrichtigung eines Privatmanns, z. B. wenn der auswärtige Besteller dem Absender die Ankunft der Waare, der Trassant dem Bezogenen die Ausstellung eines Wechsels bekannt gibt, oder auch in einer Benachrichtigung des Gerichts, z. B. wenn demselben der Tod eines Hausvaters und das Vorhandensein von unmündigen Kindern gemeldet wird. Unter den bei Gericht bewirkten Anzeigen ist besonders hervorzuheben die Mittheilung, daß ein Verbrechen begangen oder eine gewisse Person bei einem Vergehen betheiligt sei. (S. Denunciation.) Sie kann ausgehen von dem Thäter selbst oder von dritten Personen, wie dem Verletzten und seinen Angehörigen, oder von Unbetheiligten, welche die That oder verdächtige Spuren derselben wahrgenommen. Besonderes Gewicht haben die Anzeigen, welche von verpflichteten Personen über Vorgänge gemacht werden, die sie innerhalb ihrer amtlichen Wirksamkeit beobachteten (amtliche Anzeigen). Die Anzeige jeder verdächtigen Wahrnehmung liegt allen Organen der öffentlichen Sicherheitspflege ob. In gewissen Fällen ist sogar jeder Staatsbürger bei Strafe gehalten, seine etwaige Wissenschaft an Amtsstelle zu eröffnen, so nach gemeinem Recht, wenn eine Gotteslästerung gefallen oder ein Hochverrath oder Landfriedensbruch beabsichtigt oder begangen ist. Einzelne Landrechte gingen hierin noch viel weiter, indem sie durch ungemessene Häufung der allgemeinen Anzeigepflicht ein alle Beziehungen der Staatsangehörigen untereinander vergiftendes Ueberwachungssystem einzuführen strebten. Die neuern Gesetzgebungen *beschränken wenigstens* die Verbindlichkeit eines jeden zur Erstattung von Anzeigen theils auf das Verübtsein, theils (was eher zu rechtfertigen ist) auf das bloße Vorhaben der schwersten Verbrechen, wie Mord, Nothzucht, Raub, Brandstiftung, Münzfälschung, ingleichen auf den Fall, wo der mit dem wirklichen Urheber eines Verbrechens Bekannte in Erfahrung bringt, daß ein Unschuldiger deshalb in Untersuchung oder Strafe genommen ist. Auch entbinden sie von der Anzeigepflicht den Beichtvater, die Verwandten und Verschwägerten und sonstige zu dem Thäter in nähern Beziehungen stehende Personen. Von dem bloßen Zeugniß unterscheidet sich die Anzeige insofern, als sie unaufgefordert erfolgt, von der Anklage (s. d.) aber dadurch, daß der Denuncirende die selbständige Weiterverfolgung der Sache dem Strafrichter überläßt. — Durch eine orthographische Willkür hat sich für Anzeichen, d. h. die Spur oder das Merkmal eines im Strafverfahren einflußreichen Umstandes, die unrichtige Schreibart Anzeige und Anzeigenbeweis eingebürgert. (S. darüber Indicien und Indicienbeweis.)

Anziehung oder Attraction nennt man die Kraft, vermöge deren die kleinsten Theilchen, aus denen man sich die Körper bestehend denken kann, oder auch größere Körpermassen sich zu nähern und in gegenseitiger Nähe oder Berührung sich festzuhalten streben, sowie die Gesammtheit der von dieser Kraft abhängigen Erscheinungen. Ob den letzten Bestandtheilen der Materie an sich eine besondere Anziehungskraft inwohne oder nicht, ist noch eine streitige Frage, und wie zwei materielle Punkte oder auch größere Massen, wie z. B. die Sonne und die Planeten, ohne sich zu berühren, durch die Entfernung hin aufeinander wirken können, ist uns eigentlich schlechterdings unbegreiflich. Die Naturwissenschaften benutzen den Begriff der Attraction als eine Hypothese, um einen Anknüpfungspunkt für die Rechnung zu haben, und als solche hat sie zuerst Newton, unter fortwährendem Widerspruch namentlich Leibniz', in die Naturwissen-

schaft eingeführt. Als naturphilos. Behauptung hat sie eigentlich erst Kant zugleich mit der Repulsionskraft in den «Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft» aufgestellt, von welchem sie dann die meisten Neuern angenommen haben. Einen Versuch, das Vorhandensein scheinbarer Attractions- und Repulsionskräfte aus höhern Principien zu erklären, hat dagegen Herbart gemacht in seiner «Metaphysik» und in der Schrift «Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica» (Königsb. 1812). Gegen den Versuch nämlich, alle Anziehungen und Abstoßungen auf eine der zwei Grundkräfte zurückzuführen, muß, abgesehen von andern Gründen, schon die Mannichfaltigkeit der hierher gehörenden Erscheinungen warnen, welche aus jenen Grundkräften abzuleiten bisjetzt selbst den tiefsinnigsten Mathematikern noch nicht gelungen ist. Sie sind folgende: 1) die Gravitation, 2) die Cohäsion, 3) die Adhäsion, 4) die Affinität oder chem. Verwandtschaft, 5) die besondern Gesetzen gehorchenden Anziehungen, welche die sog. unwägbaren Flüssigkeiten oder Imponderabilien, Elektricität, Magnetismus, Wärme und Licht, zueinander oder gegen die Theilchen der wägbaren Körper äußern, über welche aber noch großes Dunkel herrscht.

Anzin, auch wol Anzain, eine Commune von 5000 E. im franz. Norddepartement, ganz nahe in NW. von Valenciennes gelegen, ist der Mittelpunkt der großartigsten und wichtigsten Steinkohlengruben Frankreichs, die auch wegen der dort ausgeführten Betriebsarbeiten und Maschinen merkwürdig sind. Mit Hülfe von Dampfmaschinen fördern unablässig 3000 Arbeiter aus 16 großen, 900 F. tiefen Schachten jährlich 4 Mill. Ctr. Kohlen. Außerdem hat der Ort Hochöfen, Glashütten und Nagelschmieden. Die Kohlenwerke sind seit der Mitte des 18. Jahrh. im Betrieb.

Anzugsgeld, auch Einzugsgeld (census oder gabella immigrationis), ist eine Abgabe, welche in manchen Ländern bei Erwerbung des Staatsbürgerrechts an den Staat, namentlich aber bei der Niederlassung in einer Gemeinde an diese gezahlt wird. Die Abgabe läßt sich nur dann rechtfertigen, wenn sie als Entschädigung dafür entrichtet wird, daß der Anziehende einen Antheil an den Nutzungen der Gemeindebesitzungen (Aecker, Weiden, Waldungen, Stiftungen u. s. w.) erwirbt, obwol sie auch dann noch von Nachtheil sein kann. Geradezu schädlich und verwerflich ist die Abgabe, wenn sie unter dem Vorwande, die Gemeinde für die von ihr übernommene Unterstützungspflicht zu entschädigen, den ärmern Staatsbürger hindern soll, sich da, wo er sein Unterkommen zu finden hofft, niederzulassen. Die Abgabe erreicht in diesem Falle den Zweck sicherlich selten, während sie das kleine Kapital des Anziehenden empfindlich schmälert oder ihn gar in Schulden stürzt.

Äolier, nach der gewöhnlichen Annahme einer der drei Hauptstämme der Griechen, welcher sich von Äolos, einem der Söhne des Hellen und Enkel des Deukalion, ableitete und seine ursprünglichen Wohnsitze in der Landschaft Äolis hatte, der südwestl. Hälfte der thessalischen Ebene, die später die Tetrade Thessaliotis bildete. Hauptstadt der Ä. war hier Arne, das spätere Kierion. In histor. Zeit jedoch versteht man im Gegensatz zu Dorern und Ionern unter Ä. vorzugsweise die griech. Ansiedler im Nordwesten Kleinasiens, welche in wiederholten Zügen seit dem Eindringen der Dorer im Peloponnes unter Führung der Pelopiden, der Nachkommen des Agamemnon (nach der gewöhnlichen Tradition unter Penthilos, dem Sohne des Orestes), sich nach den Inseln Lesbos und Tenedos sowie den Küsten von Troas, Mysien (Teuthranien) und Lydien wandten und daselbst niederließen. Den Hauptstock dieser Einwanderer bildeten Achäer aus dem Peloponnes, denen, wie es scheint, sich Scharen jener thessalischen Ä. beigesellt hatten. Die Niederlassungen der Ä., deren Zahl etwa 30 betrug, zerfallen, abgesehen von den Städten auf der durch Macht und Reichthum blühenden und als Pflegstätte der Musik und Poesie hochberühmten Insel Lesbos, in zwei größere Gruppen. In der südlichern Gruppe, die 12 in der Nähe des Flusses Hermos und des Eläischen Meerbusens gelegene Städte umfaßte und zu einem Bunde, ähnlich dem der ionischen Städte, vereinigt gewesen zu sein scheint, waren Smyrna, das jedoch später an Ionien fiel, und Kyme die bedeutendsten Plätze. Die nördl. Gruppe bildeten die am Fuße des Idagebirgs in Troas, vom Vorgebirge Lekton bis zum innersten Winkel des Adramyttischen Golfs gelegenen Städte, von denen Assos, Gargara und Antandros an der Küste lagen. Diese sämmtlichen äolischen Städte, deren Bevölkerung zum großen Theile aus Resten der frühern Landeseinwohner, besonders der Pelasger und Leleger bestand, wurden schon von Krösos zur Bezahlung von Tribut genöthigt. Mit der Unterwerfung Lydiens durch die Perser geriethen sie in ein ähnliches Unterthänigkeitsverhältniß zum Persischen Reiche. Nach den Perserkriegen traten sie zum größten Theile der athenischen Bundesgenossenschaft bei, deren Auflösung sie wieder in die Gewalt der pers. Satrapen brachte.

Nach dem Untergange des Persischen Reichs und dem Tode Alexander's d. Gr. gehörten sie bald zum Pergamenischen, bald zum Syrischen Reiche, bis sie von den Römern zur Provinz Asia (propria) geschlagen wurden. Auf Lesbos vornehmlich bildete sich der äolische Dialekt, eine der drei Hauptmundarten der griech. Sprache, welcher dem dorischen nahe verwandt war, aber die meisten Spuren der ältesten griech. Sprache bewahrte und auf dem europ. Festlande auch in Thessalien und Böotien gesprochen ward, zur Schriftsprache aus, indem er schon frühzeitig durch lyrische Dichter gepflegt ward, unter denen Alkäos und Sappho (um 609 v. Chr.) den höchsten Ruhm erlangten.

Äolipile (griech., d. i. Dampfkugel, Windkugel), ein in physik. Sammlungen häufig vorkommender Apparat zur Anstellung von Versuchen über die Wirkungen der Wärme auf verdampfende Flüssigkeiten und die Wirkungen der entstandenen Dämpfe. Die Vorrichtung, wie aus den Werken Heron's von Alexandrien hervorgeht, schon im 3. Jahrh. v. Chr. bekannt, besteht aus einem hohlen metallenen oder gläsernen Gefäß von kugel- oder birnförmiger Gestalt, das an einer Seite ein angeschraubtes, bisweilen umgebogenes Rohr mit enger Oeffnung trägt. Außerdem hat der Apparat, besonders wenn er von Metall ist, noch eine Oeffnung, auf welche von außen eine Platte durch eine elastische Feder fest aufgedrückt wird. Diese Oeffnung dient als Sicherheitsventil, indem ein zu starker Dampfdruck von innen die Platte hebt, sodaß dann den Dämpfen freier Abzug gestattet ist. Will man mit dem Apparate die Versuche anstellen, so erwärmt man die Kugel zunächst über einem Kohlenfeuer oder besser einer Spirituslampe. Dadurch wird die Luft darin ausgedehnt und zum Theil ausgetrieben. Man kann dies wahrnehmen, wenn man die Röhre mit der Oeffnung unter Wasser taucht, wo dann Luftblasen aus derselben hervortreten. Hat man die Ä. genügend erhitzt, so entfernt man die Spirituslampe, während die Oeffnung des Rohrs unter Wasser bleibt. Durch die erfolgende Abkühlung zieht sich die noch in der Kugel übriggebliebene Luft zusammen und an die Stelle der ausgetriebenen wird Wasser eingesaugt. Erhitzt man dann, nachdem man die Oeffnung der Röhre aus dem Wasser, in welchem sie eingetaucht war, entfernt hat, die Ä. von neuem, so beginnt das in ihr befindliche Wasser zu sieden und verwandelt sich in Dampf, der gewaltsam aus dem engen Rohre herausgetrieben wird. Ein in den Weg des Dampfstrahls gestelltes Flügelrädchen muß umgetrieben werden. Macht man aber die Ä. um eine Axe drehbar, so wird sie selbst durch die Kraft des austretenden Dampfes in entgegengesetzter Richtung herumgeschleudert. In beiden Fällen hat man eine Art Dampfmaschine vor sich. Stellt man die Ä. so, daß die innere Oeffnung der Röhre sich unter dem Wasser befindet, so wird kein Dampf, sondern ein siedender Wasserstrahl herausgespritzt. Füllt man die Ä. mit Weingeist statt mit Wasser, so läßt sich der Dampfstrahl entzünden, und man kann ihn dann, wie die Stichflamme einer Glasbläserlampe, zum Schmelzen und Biegen von Glasröhren benutzen.

Äolodikon, auch Äolodion (bisweilen auch Windharmonika genannt), ein Tasteninstrument, dessen Ton durch freistehende, etwas gekrümmte Metallfedern, die mittels eines durch einen Blasebalg erzeugten Windes in Schwingung gesetzt werden, hervorgebracht wird. Es geschieht dies in der Art, daß durch das Niederdrücken der Taste ein Ventil sich öffnet, durch welches der Wind, den der Spieler durch das Treten des Balges erzeugt, Zugang zu der betreffenden Feder erhält. Das sonach der Physharmonika ähnliche Instrument hat einen Umfang von sechs Octaven, auch zwei Pedale, und es läßt sich darauf ein Crescendo und Diminuendo bewirken. Der Ton ist angenehm, gleicht in der Höhe dem der Clarinette, in der Mittellage dem Horn, in der Tiefe dem Fagott. Die Spielart des Instruments macht es besonders zum Vortrage von langsamen und gebundenen Sätzen, Chorälen u. s. w. geschickt. Das Aeußere hat die Form eines Secretärs oder einer Kommode; es ist also nicht so lang wie ein Clavier. Die Erfindung des Ä. wird nach einigen einem Rentamtmann Eschenbach zu Königshofen in Baiern, nach andern einem Thürmer der Michaeliskirche daselbst, der ebenfalls Eschenbach hieß, zugeschrieben. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. haben sich manche mit der Vervollkommnung des Ä. abgegeben, z. B. Sturm in Suhl, Voit in Schweinfurt u. s. w. Gegenwärtig scheint das Instrument durch die Physharmonika ganz verdrängt zu sein.

Äolsharfe, Windharfe oder Windmonochord, ein Saiteninstrument, das, dem Durchströmen des Windes ausgesetzt, Töne von sich gibt. Es besteht aus einem schmalen, etwas hohen und langen, mit einem Resonanzboden versehenen Kasten von trockenem Tannenholz, in welchem über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüberliegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht nebeneinander aufgespannt sind. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, ist der Deckel, gleich einem Pult, aufzuschlagen, zu

welchem Behufe die beiden Seiten mit Flügeln versehen sind. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; mit dem stärkern Erheben des Windes entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist. Diese Mannichfaltigkeit hat darin ihren Grund, daß eine von dem Winde, ähnlich wie von anderer leiser Berührung in Schwingung versetzte Saite nicht blos ihrer ganzen Länge nach, sondern auch in Hälften, Dritteln, Vierteln u. s. w. schwingt und dadurch die zu ihrem Grundtone harmonischen Obertöne gibt. Es dürfen daher auch die Saiten der Ä. nur ganz schwach gespannt sein, weil sonst diese Obertöne zu hoch werden und zu schwer ansprechen. Der Erfinder dieses Instruments war der deutsche Jesuit Athanasius Kircher (1602—80), doch bekannter wurde es erst durch Pope und den schott. Tonkünstler Oswald im vorigen Jahrhundert. Die älteste Spur davon will man im Talmud finden, wo es heißt, daß David's Harfe um Mitternacht, wenn der Nordwind sie berührte, geklungen habe. Die Theorie der A. ist besonders von Matthew Young und Schafhäutl bearbeitet worden.

Äolus (griech. Aiolos), der Sohn des Hellen und der Nymphe Orseïs, ein Enkel des Deukalion und Bruder des Doros und Xuthos, war einer der Stammväter des griech. Volks und der Gemahl der Enarete, mit der er sieben Söhne und fünf Töchter zeugte, auf welche die Gründung der verschiedenen äolischen Städte und Staaten in Thessalien zurückgeführt wurde. Diodor erzählt, es habe drei Personen dieses Namens gegeben: einen Sohn des Hellen, den Vater des Mimas und Großvater des Hippotes, welcher letztere mit der Melanippe Ä. II. zeugte. Die Tochter dieses zweiten Ä. gebar von dem Neptun Ä. III. und den Böotos, welche sich auf den Inseln im Tyrrhenischen Meere, namentlich auf Lipara, niederließen. Von diesem dritten Ä. wird erzählt, daß er fromm und gerecht und gegen Fremde menschenfreundlich gewesen, den Gebrauch der Segel gelehrt und die Winde vorhergesagt habe, weswegen ihn die Mythe zum Gebieter derselben macht. Die genealog. Beziehung, in welche der Windgott Ä. mit dem Stammvater der Äoler (s. d.) gebracht wurde, verdankt jedenfalls der Erzählung des Homer ihren Ursprung. Bei diesem ist Ä. noch nicht ein förmlicher Windgott, sondern der glückliche Beherrscher der Äolischen Inseln, unter denen man später die Liparischen Inseln verstand, ein Sohn des Hippotes, und vom Zeus zum Schaffner der Winde bestellt. Zu ihm kam auf seinen Irrfahrten Odysseus. Nach Virgil wohnte er auf Lipara, und durch die Gunst der Here ward er zum Gott und König der Winde, welche er in einer Berghöhle verschlossen hielt.

Äon, ein griech. Wort, eigentlich Zeitraum, Weltalter, auch wol Ewigkeit bedeutend. In einem besondern Sinne reden die Gnostiker von Äonen, d. i. von Kräften, die vor der Zeit aus Gott ausgeströmt (emanirt) sind und als Substanzen, als Geister, existiren. Äonen heißen sie entweder wegen ihrer Theilnahme an dem ewigen Sein Gottes, oder weil sie den verschiedenen Weltzeiten und Weltordnungen vorgesetzt gedacht wurden. (S. Gnosis.)

Äorist (griech., eigentlich unbegrenzt, unbegrenzte Zeit, daher die Zeitform der unbegrenzten Vergangenheit). Die Sprache bezeichnet durch die Zeitformen des Verbums nicht nur die absoluten Zeitverhältnisse: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, und das relative Zeitverhältniß einer Thätigkeit zu einer andern Thätigkeit, sondern unterscheidet auch die Vollendung einer Thätigkeit, ihre Dauer und ihre Wiederholung. Nur wenige Sprachen aber haben für alle diese zarten Schattirungen bestimmt ausgeprägte Formen. In Beziehung auf die Zeitformen der Vergangenheit ist die griech. Sprache sehr reich ausgebildet durch Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum und den A. (d. h. die unbestimmte, unbegrenzte Zeitform). Letzterer stellt die in einem Zeitmomente vollendete, ohne Dauer und Wiederholung gedachte Thätigkeit dar. Der A. ist daher die eigentliche Form für die erzählende Darstellung, in welcher die Begebenheiten ohne weitere Nebenbeziehungen einfach aneinandergereiht werden. Der Unterschied der beiden Aoriste, die sich im Griechischen finden, ist rein formell.

Aorta heißt in der Anatomie der Hauptstamm der Pulsadern, welcher aus der linken Herzhälfte heraustritt und sich später in sämmtliche den Körper versorgende Pulsadern theilt. Dieselbe bildet ein festes, mit elastischen Fasern versehenes Rohr und ist daher sehr widerstandsfähig gegen das aus dem Herzen in sie hineingepreßte Blut. Die A. erkrankt aber oft an einer chronischen Entzündung ihrer innern Haut, welche Entzündung wieder Anlaß zur Entwickelung eines sog. Aneurysma (s. d.) geben kann.

Aosta, ein Bezirk (Circondario) der Provinz Turin in Oberitalien, welcher den Titel eines Herzogthums führt, bildet den nordwestlichsten Theil von Piemont und zählt 82285 E. auf $59^{3}/_{10}$ Q.-M. Der Bezirk wird von der Dora-Baltea durchströmt, von den höchsten Gipfeln der Alpen umgrenzt und liegt ganz im Bereich der wilden Alpennatur der hier aneinandertretenden Penninischen und Grajischen Alpen. Die dichten Nadelholzwaldungen der Gebirge,

die kräuterreichen Alpenweiden der Berglehnen, die Mandel- und Weinpflanzungen der tief-eingeschnittenen Thalterrassen und die Erzlagen in Silber, Kupfer und Eisen im Schose der Gebirge gewähren der Bevölkerung Beschäftigung und Unterhalt, jedoch nicht in ausreichendem Maße, da es an Boden zum Getreidebau fehlt. Die armen, an starken Kröpfen leidenden Bewohner wandern daher in großer Zahl aus als Schornsteinfeger, Maurer oder Schmiede, um das Ersparte ihres Erwerbes wieder in der Heimat zu verzehren. — Die nicht besonders schön gebaute Hauptstadt A., 1841 F. über dem Meere, an dem linken Ufer der Dora-Baltea und an den beiden Straßen des Großen und Kleinen St.-Bernhard, hat 7760 E. Sie ist die alte Hauptstadt der Salassier, eines sehr tapfern Gebirgsvolks in Gallia-Transpadana, welche den Römern den Weg nach Gallien versperrten und daher von diesen unter Appius Claudius 143 v. Chr. bekriegt wurden. Wegen häufiger Empörungen ließ endlich Augustus A. 25 v. Chr. durch Terentius Varro zerstören. Die Bewohner, welche sich in Gewölbe und Keller geflüchtet, wurden, wie erzählt wird, durch das herangeleitete Wasser des Flusses ersäuft. Hierauf gründeten 3000 Soldaten der prätorianischen Cohorten die neue Stadt Augusta Praetoria, die als Festung von großer Wichtigkeit war. Die fernern Schicksale der Stadt waren in die der Longobarden und der Italischen Mark verflochten. Während der franz. Herrschaft war A. die Hauptstadt eines Bezirks des damaligen Depart. Dora-Baltea. Unter den Ueberresten aus der röm. Zeit zeichnen sich besonders aus: ein guterhaltener Triumphbogen, das doppelte südl. Festungsthor mit drei Durchgängen, das Theater mit mächtigen Strebepfeilern, das Militärmagazin mit drei kleinen Tempeln, die Trümmer der Stadtmauer mit festen Thürmen, die eines Amphitheaters, die jedoch nach andern einer alten Basilica angehören, eine röm. Brücke über die Dora-Baltea. Unter den neuern Gebäuden ist das moderne Rathhaus und die Kathedrale bemerkenswerth, die schon im 6. Jahrh. gebaut worden sein soll und im 15. restaurirt wurde. Die Stadt treibt Handel mit Leder, Käse und Wein. In der Nähe von A. sind die berühmten Bäder und Bergwerke von St.-Didier. Außerdem finden sich in der Provinz selbst noch Mineralbäder in Cormaggiore oder Courmayeur, welches hoch zwischen den beiden St.-Bernhard liegt, und in dem Flecken San-Vincenzo oder St.-Vincent. Unterhalb von letzterm liegt das wichtige Fort Bard (s. d.).

Apache, ein kriegerisches Indianervolk in Nordamerika, welches in den weiten Gebieten zwischen Rio-Colorado und Rio-Grande-del-Norte in den nordamerik. Territorien Neumexico, Arizona, Colorado sowie in den mexic. Staaten Chihuahua und Sonora schweift und in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt. Die Gila-A., welche für die besten Krieger unter allen gelten, wohnen zwischen den Flüssen Gila und San-Francisco. Am obern Gila und in der Sierra del Mogoyen hausen die Tonto-A. Die Mimbrenos-A. sind benannt nach ihren Jagdgründen in der Sierra de los Mimbres; ihr Gebiet ist ungemein reich an Gold und Kupfer. Die Kupferminen-A. besitzen die Landschaften zu beiden Seiten des Rio-Grande, schweifen westlich bis zu den Gebieten der Coyoteros und Piñalenos und nach Süden hin weit in die mexic. Staaten Sonora und Chihuahua hinein. Die Mascaleros-A. jagen zwischen der Sierra de Guadalupe und der Sierra de San-Andre zu beiden Seiten des Pecos und westlich bis zum Rio-Grande. Die A. sind jetzt ein Reitervolk, das von Jagd und Raub lebt und in seiner Unbändigkeit aller höhern Cultur und Civilisation widerstrebt. Als sich im 16. Jahrh. in ihren Gebieten Spanier niederließen, um Missionen zu gründen oder Bergwerke anzulegen, zeigten sich die A. zwar als ein stolzes und freiheitliebendes, dabei aber auch als harmloses und umgängliches Volk. Allmählich jedoch wurden sie der Bedrückungen der Weißen müde, vereinigten sich mit den gesittetern Pueblo-Indianern und vertrieben 1688 die Spanier aus ihrem Lande. Die Weißen machten zwar wiederholte Versuche, sich aufs neue festzusetzen und die A. zu unterwerfen, doch scheiterten dieselben bis auf die Gegenwart herab. Die benachbarten mexic. Staaten, wie namentlich Sonora, Chihuahua und Neumexico, haben unter ihren Einfällen und Raubzügen aufs ärgste gelitten, und noch neuerdings, wo die in ziemlich raschem Wachsthum begriffene Colonisation jener südlichsten Gebiete der nordamerik. Union dem wilden Treiben der einheimischen Indianerbevölkerung Zügel anzulegen begonnen hat, vermochte doch die schwache mexic. Regierung den Heimsuchungen ihrer nördl. Grenzgebiete nicht zu steuern. In Bezug auf ihre Sprache gehören die A. (nach den neuesten Untersuchungen Buschmann's) ebenso wie die benachbarten Navajoes und Xicarillas dem südlichsten Hauptaste der großen athapaskischen Sprach- und Völkerfamilie an. Vgl. Buschmann, «Das A. als eine athapaskische Sprache erwiesen» (2 Abth., Berl. 1860—63).

Apafi (Michael I.), Fürst von Siebenbürgen, aus einem alten, aber wenig angesehenen

Geschlechte, geb. 1632, begleitete den Fürsten Georg II. Rakóczy 1656 auf dem Feldzuge nach Polen und wurde bei dem Einbruche des Tatarkhans Mohammed-Girai gefangen fortgeschleppt. Nach seiner Loskaufung lebte er auf seinem Erbgute Elbesfalva, als er auf Betrieb des Veziers Ali wider Willen 14. Sept. 1661 zu Maros-Vásárhely von einigen ungar. Edeln und den sächs. Abgeordneten zum Fürsten Siebenbürgens erwählt wurde. Unterstützt von türk. Truppen, warf er den mit einem österr. Heere in Siebenbürgen einbrechenden Fürsten Kemény, seinen Vorgänger, zurück, welcher bei Nagy-Szöllös 23. Jan. 1662 Schlacht und Leben verlor. Zwar gelangte er hierdurch in den ruhigen Besitz seiner Würde, allein die abhängige Stellung als Schützling der Pforte bereitete ihm während seiner Regierung vielfache Verwickelungen und dem Lande viele Nachtheile. Er war nicht allein außer Stande, den Erpressungen der türk. Truppen Einhalt zu thun, sondern mußte selbst auch bei dem Feldzuge Köprili's gegen Oesterreich auf Befehl des Sultans dem türk. Heere folgen. Erst die entscheidende Schlacht bei St.-Gotthard 1. Aug. 1664 und der dadurch herbeigeführte Friede von Vasvár (10. Aug.) befreiten das Land von den türk. Besatzungen, ohne jedoch das kostspielige Band der Abhängigkeit von der Pforte zu lösen. Nur durch Bestechung hoher Beamten in Konstantinopel sowie durch Begünstigung der Rakóczy-Zriny'schen Verschwörung (1667—70) in Ungarn konnte A. die Versuche seiner Gegner Zolyomi und Béldi, welche ihm die Regierung entreißen wollten, vereiteln. Bei Ausbruch des Kriegs zwischen Leopold I. und den Türken 1663 abermals genöthigt, den letztern zu folgen, bewachte er, während der Belagerung Wiens durch Kara-Mustapha, mit seinen Truppen die Donauübergänge bei Raab, durch welchen Dienst er 1684 bei dem Sultan die Bestätigung der Nachfolge seines Sohns erwirkte. Als nach dem Einrücken der Kaiserlichen unter Caraffa Klausenburg, Hermannstadt und Deva deutsche Besatzung erhielten, wurde endlich durch einen Tractat vom 28. Juli 1686 Siebenbürgen der türk. Botmäßigkeit für immer entrissen und unter österr. Schutz gestellt. Bald darauf, nach dem erfolgreichen Siege bei Harkany (12. Aug. 1687), ward in der zu Balasfalva 27. Oct. 1687 abgeschlossenen Transaction dem Kaiser die militärische Obergewalt im Lande eingeräumt und überhaupt jener Tractat erweitert und festgestellt. Endlich leisteten auch die siebenbürg. Stände auf dem Landtage zu Fogaras, 1. Juli 1688, dem Hause Habsburg als Erbkönigen von Ungarn den Eid der Treue. A., seit dem Tode seiner Gemahlin Anna Bornemitza (1688) an Leib und Seele krank, starb noch vor Ausgang des sein Land schwer heimsuchenden Kampfes 15. April 1690. Er war ein Freund der Wissenschaften und hinterließ eine Selbstbiographie. — A. (Michael II.), Sohn des vorigen, bei dem Tode des Vaters erst 13 J. alt, war schon früher von der Pforte wie vom Kaiser Leopold als Thronfolger anerkannt. Doch lag es bei dem in Siebenbürgen herrschend gewordenen deutschen Einflusse im Interesse der Osmanen, im Grafen Emerich Tököly einen Gegner aufzustellen. Letzterer fiel mit einem türk. Heere ein, siegte bei Zernest 21. Aug. 1690 über den österr. General Heißler, breitete sich über einen großen Theil des Landes aus und ließ sich 12. Sept. 1690 in seinem Lager bei Grossau zum Fürsten krönen. Nachdem er jedoch bald von Ludwig von Baden vertrieben worden, erklärten die Stände 10. Jan. 1692 A. für ihren rechtmäßigen Fürsten. Der Kaiser Leopold, der indeß durch das Leopoldinische Diplom vom 4. Sept. 1691 die Verhältnisse Siebenbürgens zu Oesterreich bestimmt hatte, behielt sich jedoch die Vormundschaft über ihn vor und ließ das Fürstenthum durch ein aus 12 Räthen und dem Gouverneur Georg Grafen Bánfi von Losonz bestehendes Gubernium verwalten. A. wurde 1694 nach Wien berufen, wo seine ohne Wissen des Hofes 1695 abgeschlossene Heirath mit der Gräfin Katharina Bethlen Misfallen erregte, durfte aber nach Siebenbürgen zurückkehren, als 1695 seine Anhänger die Absicht zeigten, bei den Türken Hülfe zu suchen. Als er 1696 sich weigerte, auf kaiserl. Befehl die Fürstenwürde niederzulegen und außerhalb Siebenbürgen zu leben, wurde er unter militärischer Escorte nach Wien gebracht, wo er nach Abschluß des Karlowitzer Friedens 1699 gegen ein Jahrgeld allen seinen Ansprüchen entsagen mußte. Er starb 1. Febr. 1713 kinderlos zu Wien.

Apagōge (griech., d. i. Hinführung, deductio) heißt das logische Verfahren, vermittels dessen man eine Meinung dadurch widerlegt, daß man entweder in ihr selbst oder in den aus ihr hervorgehenden Folgen Widersprüche nachweist. Der apagogische Beweis ist daher nur ein indirecter Beweis. Man beweist nämlich hierbei nicht geradezu, was bewiesen werden soll, sondern wendet sich erst an das Gegentheil, um dessen Ungereimtheit darzuthun, und schließt dann zurück auf die Wahrheit dessen, was man behauptet. Diese Beweisart, die auch deductio ad absurdum heißt, kann indessen auch leicht zu Sophistereien gemisbraucht werden; denn die Ungereimtheit des Gegentheils könnte ja auch nur eine scheinbare sein.

Apalachen, s. Appalachen.

Apalochlamys, Name einer von Cassini aufgestellten Gattung neuholländ. Pflanzen aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen und der 19. Klasse des Linné'schen Systems. Man kennt nur wenige Arten. Die eine, seit 1821 gekannte, A. Kerii DC., ein zweijähriges Kraut, ist eine ziemlich beliebte Zierpflanze der Gärten geworden. Dieselbe wird im zweiten Jahre mannshoch, hat einen filzigen, sehr ästigen Stengel, lanzettförmige, herablaufende Blätter und zahlreiche kleine, aus lauter gelblichen Röhrenblütchen zusammengesetzte, mit einem braunen Hüllkelch versehene Köpfchen, welche eine große Rispe mit hängenden Aesten bilden. Sie blüht vom Mai bis Nov. und wird durch Samen vermehrt. Man muß aber die Samen im ersten Frühling in Töpfe säen und diese in das temperirte Gewächshaus stellen, wo die aufgegangenen Pflänzlinge bis zum Mai bleiben. Erst dann, wenn die Zeit der Spätfröste vorüber ist, kann man sie ins freie Land verpflanzen. Im Herbste werden die Pflanzen wieder herausgenommen, in Töpfe gesetzt und im temperirten Hause überwintert.

Apanage (apanagium) ist die zum standesmäßigen Unterhalte von nachgeborenen Gliedern regierender Häuser ausgesetzte Dotation. Sie war ursprünglich eine Abfindung für die durch Einführung der Primogeniturfolge bewirkte Ausschließung von der Regierung, weshalb man eigentlich in solchen Staaten, wo nur der Mannsstamm regierungsfähig ist, nicht im strengsten Sinne des Worts von einer A. der Prinzessinnen reden kann. Wo eine Civilliste besteht, da werden die A. neben derselben ausgeworfen. Unterhaltssummen, die der Inhaber der Civilliste aus dieser an Glieder seines Hauses zahlt, sind keine eigentlichen A. Die letztern werden meistens in Geld ausgeworfen, wozu zuweilen noch Wohnungen, Naturalien, Nießbrauch von Grundstücken u. dgl. kommen. Das Nähere hierüber bestimmen Hausverträge und Hausgesetze, auch wol die Landesverfassungen oder besondere Gesetze. Man hat hauptsächlich zwei Methoden bei den A.: 1) das Heimfallssystem, wo jedem Prinzen bei seiner Volljährigkeit eine eigene A. ausgesetzt wird, die aber bei seinem Tode an die Staatskasse heimfällt; 2) das Vererbungssystem, wo die A. unvermehrt unter die sämmtlichen Nachkommen des zuerst Apanagirten durch Erbgang vertheilt wird und erst nach Aussterben dieser Linie an den Staat zurückfällt. Wird ein Landestheil mit Regierungsrechten zur A. ausgesetzt, so heißt dies Paragium, und die damit abgefundenen Glieder fürstl. Familien werden «paragirte» genannt.

Apathie (griech.) bezeichnet Mangel an Lebendigkeit sowol des Gefühls, insbesondere der Affecte und Leidenschaften, als auch (infolge dessen) der körperlichen Bewegungen eines Individuums, daher Trägheit, Phlegma. Die A. kann ein kurzdauernder Zustand sein, eine vorübergehende Unempfänglichkeit für Eindrücke gewisser Art, z. B. sinnliche Reize; dieselbe ist aber auch oft in der natürlichen Disposition eines Menschen, in dem ursprünglich geringen Grad von Empfänglichkeit oder Reizbarkeit überhaupt begründet. Wo Geistesstärke damit verbunden ist, hat dies Kant das «glückliche Phlegma» genannt, insofern der Mensch, bei dem es vorhanden, den Uebereilungen und Verblendungen durch Gemüthsbewegungen minder ausgesetzt wird. Aus letzterm Grunde sahen die Stoiker die A., d. h. die affectlose Ruhe und Unempfindlichkeit gegen alles, was nicht entweder böse oder gut ist, als das Ziel und die charakteristische Eigenschaft des Weisen an, durch welche er seine Freiheit behaupte.

Apatit ist ein Mineral, welches in kurzen, sechsseitigen Säulen krystallisirt, aber auch derb, in eingewachsenen rundlichen Körnern sowie in faserigen und dichten Massen (Phosphorit) vorkommt. Er erreicht noch nicht die Härte des Feldspats, hat ein specifisches Gewicht = 3,2, ist farblos, gewöhnlich aber grün (Spargelstein), blau, violett, roth, grau, doch meist licht gefärbt, glasglänzend und durchsichtig bis durchscheinend. Seiner chem. Zusammensetzung nach besteht er wesentlich aus phosphorsaurem Kalk mit etwas Chlorcalcium oder Fluorcalcium. Schöne Krystalle dieses Minerals findet man zu Ehrenfriedersdorf in Sachsen, Arendal in Norwegen, Hammond in Neuyork u. s. w. Der erdige Phosphorit, welcher bisweilen dünne Schichten in der Braunkohlenformation oder Knollen in der Kreideformation bildet, kann, wo er in größerer Menge vorkommt, zur Veredelung des Ackerbodens benutzt werden.

Apel (Joh. Aug.), deutscher Dichter und ausgezeichneter Metriker, geb. 17. Sept. 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, studirte seit 1789 in seiner Vaterstadt und dann zu Wittenberg die Rechte, Naturwissenschaften und Philosophie. Er wurde 1795 Doctor der Rechte, später Rathsherr in Leipzig und starb daselbst 9. Aug. 1816. Mit reichen Kenntnissen, scharfem Beobachtungs- und Vergleichungsgeiste ausgestattet, wandte er seine Aufmerksamkeit den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des Lebens zu. Als trefflicher Erzähler lieferte er in das seinerzeit vielgelesene «Gespensterbuch» eine Reihe ergreifender

Novellen, von denen einige, wie «Der Freischütz» und «Das stille Kind», classisch zu nennen sind. Alle seine Darstellungen zeichnen sich durch eine kräftige, klare Anschauung, durch Feinheit und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien «Polydos», «Die Aitolier» und «Kalirrhoe», die Ergebnisse seines Studiums und seiner Ansicht über die antike Tragödie im Gegensatz zur modernen Tragik, zeugen indeß von einer Verkennung des Wesens echter Poesie. Bleibenden Ruhm verdankt er seiner «Metrik» (2 Bde., Lpz. 1814—16; neue Aufl. 1834). Ein allseitiges Studium der Verskunst nach dem Lehrbuche Gottf. Hermann's führte ihn auf eine seinem Führer entgegengesetzte Takttheorie, deren Richtigkeit sich ihm mehr und mehr bestätigte. — A. (Guido Theodor), dramatischer Dichter, Sohn des vorigen, geb. 10. Mai 1811 zu Leipzig, besuchte 1825—30 die Nikolaischule daselbst und widmete sich dann zu Leipzig und Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaften, wobei er sich aus Neigung auch mit Poesie und Musik beschäftigte. Infolge eines unglücklichen Sturzes auf den Hinterkopf seit Oct. 1836 fast vollständig erblindet, lebte er seitdem in unabhängigen Verhältnissen meist in seiner Vaterstadt Leipzig. Außer seinen «Gedichten» (2. Aufl., Lpz. 1848) und einigen andern Arbeiten in Poesie und Prosa hat er sich besonders durch eine Reihe dramatischer Productionen (gesammelt, 2 Bde., Lpz. 1856) vortheilhaft bekannt gemacht. Unter denselben fand namentlich das zuerst im Oct. 1852 zu Dresden aufgeführte «Nähkäthchen» allerorten Beifall, und ist zu einem beliebten Repertoirestück geworden. Sonst sind noch zu nennen die Lustspiele «Der Hausarzt» (1848) und «Die unverdiente Nase» (1855), das Drama «Günther von Schwarzburg» (1856), «Die Tochter des Präsidenten» (1858) und «Dichters Liebe und Heimat» (1859). Seit Jahren mit Studien über die leipziger Völkerschlacht und einer poetischen Darstellung derselben beschäftigt, veröffentlichte A. den «Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs» (Lpz. 1863), dessen Erscheinen eine auf seine eigenen Kosten veranstaltete sorgfältige Markirung des Schlachtfeldes durch 41 Denksteine vorausgegangen war.

Apeldoorn, Pfarrdorf im Gerichtsbezirk Arnheim der niederl. Provinz Geldern, 5 St. nördlich von Arnheim, ist Sitz eines Cantonalgerichts und zählt 11302 E. (mit Gemeindebezirk). Die Kirche enthält die Grabmäler der Gemahlin des Statthalters Wilhelm V. und des Admirals van Kingsbergen. Die hier befindliche Landbauschule besitzt ein vorzügliches Werkzeugcabinet. Der vorzüglichste Industriezweig des Orts ist die Papierfabrikation; die 42 Maschinenpapierfabriken der Gemeinde lieferten 1861 mit 332 Arbeitern nicht weniger als 24954 Riemen Schreibpapier und 2000 Riemen Kartenpapier nach Ostindien, und 51050 Riemen Schreibpapier nach Amsterdam und Rotterdam. In der Nähe befindet sich das schöne Lustschloß Loo, ein Sommeraufenthalt des Königs.

Apelles, der berühmteste Maler des Alterthums, der Sohn des Pythias, war aus Kos oder Kolophon an der ionischen Küste Kleinasiens, nach anderer Annahme aus Ephesos, wo er das Bürgerrecht erhielt, gebürtig. Seine Blüte gehört der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. an. Die erste künstlerische Bildung erhielt er in der ionischen Schule zu Ephesos, die sich durch Reiz, Weichheit und zartes Colorit auszeichnete; später ging er nach Sikyon in die Schule des Pamphilos, und eignete sich hier zugleich die Vorzüge der sikyonischen Malerei an, die in wissenschaftlich strenger Durchbildung bestanden. Indem er solchergestalt die Vorzüge der beiden ausgezeichnetsten Schulen der griech. Malerei vereinigte, erhob er beide durch diejenige Eigenschaft, in der ihm das gesammte Alterthum den Preis zuerkannte, durch die Grazie, zur höchsten Vollendung. Zu Philipp's Zeiten begab er sich nach Macedonien, und dort begründete sich wahrscheinlich das vertraute Verhältniß zwischen ihm und Alexander d. Gr., welches zu vielen Anekdoten Anlaß gegeben hat. Doch mögen sich manche dieser Erzählungen auf ein zweites Zusammentreffen mit Alexander in Ephesos beziehen, wohin A. nach einem kürzern Aufenthalte in Rhodos, Kos und Alexandria gekommen war. Die eigenthümliche Richtung des A. trat besonders glänzend in seinen Darstellungen der Aphrodite, der Grazien und anderer ähnlicher Gegenstände hervor. Vielfach gefeiert war sein Bild der Anadyomene, der Liebesgöttin, auftauchend aus den Fluten des Meeres und sich die träufelnden Haare auswindend. Nicht minder berühmt waren auch eine Diana unter opfernden Jungfrauen und der Aufzug eines Dianenpriesters. Doch bewies er sich auch in heroischen Darstellungen, namentlich in ideal aufgefaßten Bildnissen ausgezeichnet. Er vornehmlich war der Maler Alexander's d. Gr., und hochberühmt blieb das Bild, welches, im Tempel der Diana zu Ephesos aufgestellt, den König mit dem Blitze in der Hand darstellte. Auf dieses Bild bezieht sich das Wort Alexander's d. Gr., daß es nur zwei Alexander gebe, den Sohn Philipp's, den Unüberwindlichen, und den Alexander des A., den Unnachahmlichen. Der Tod scheint den Künstler in Kos überrascht zu haben.

Dort zeigte man nämlich ein Bild der Aphrodite, das er unvollendet hinterlassen hatte, und an welches niemand die letzte Hand anzulegen wagte.

Apelt (Ernst Friedrich), deutscher Philosoph, geb. 3. März 1812 in Reichenau, einem Dorfe der sächs. Oberlausitz nahe bei Zittau, wo er auf dem Gymnasium seine erste Bildung empfing. Schon als 17jähriger Jüngling wurde er durch die Lectüre von Fries' neuer «Kritik der Vernunft» dergestalt gefesselt, daß er sogleich mit diesem Philosophen in brieflichen Verkehr trat, unter dessen Leitung er von 1831 an sich in Jena den philos. und mathem. Studien widmete, welche er bis 1835 in Leipzig fortsetzte. Nachdem er darauf ein Jahr lang bei dem von seinem Vater angekauften Schwefelkohlenwerk zu Oppelsdorf in der Nähe von Reichenau mit markscheiderischen Arbeiten zugebracht hatte, wandte er sich zur Fortsetzung seines Verkehrs mit Fries nach Jena zurück, wo ihn nun neben der Philosophie und Mathematik auch astron., physik. und histor. Studien beschäftigten. Er habilitirte sich 1839 in Jena als Docent für Philosophie wie auch Mathematik und phys. Geographie, und war hier von 1840 an als außerord., von 1854 an als ord. Professor bis zu seinem Tode, 27. Oct. 1859, thätig. Seit dem 1843 eingetretenen Tode von Fries bildete A. den Mittelpunkt von dessen Schule, deren Standpunkt er tiefer zu begründen suchte. In diesem Betreff zeichnen sich unter seinen philos. Schriften aus die «Metaphysik» (Lpz. 1857) und die «Theorie der Induction» (Lpz. 1854). Seine welthistor. Ansichten hat er niedergelegt in dem geschichtsphilos. Werke «Die Epochen der Geschichte der Menschheit» (2 Bde., Jena 1845), wovon der zweite Band eine vollständige Uebersicht über das Fries'sche Lehrgebäude enthält. Zu seinen astron. Arbeiten gehören «Johann Keppler's astron. Weltansicht» (Lpz. 1849), «Die Reformation der Sternkunde. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte» (Jena 1852), «Parmenidis et Empedoclis doctrina de mundi structura» (Jena 1857). Ferner hat A. nach dem Tode von Fries dessen «Politik oder philos. Staatslehre» (Jena 1848) herausgegeben. Seine Ansichten zur Religionsphilosophie finden sich ausgesprochen in der Schrift «Wie muß das Glaubensbekenntniß beschaffen sein, das zur Vereinigung aller Confessionen führen soll?» (Jena 1846) und in seiner nachgelassenen «Religionsphilosophie» (mit einem Nachwort von G. Frank, Lpz. 1860). Die Fries-Apelt'sche Philosophie ist eine Verschmelzung der Kant'schen Lehre mit Jacobi'schen Ideen. Die Annahme einer unmittelbaren Erkenntniß durch das Gefühl, die Behauptung eines reinen, nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch begründbaren Theismus, und ein strenger Dualismus in der Entgegensetzung der materiellen und psychischen Kräfte sind ihre Hauptunterscheidungsmerkmale sowol von den aus der Fichte'schen Wissenschaftslehre entstammten Richtungen der Speculation als auch von der Schule des ältern Kantianismus. Eben diese Veränderungen sind es, wodurch sich die Schule rühmt, die Kant'sche Lehre mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft einerseits, mit den religiösen Bedürfnissen der Menschennatur andererseits in einen erhöhten Einklang gesetzt zu haben. Vgl. Kuno Fischer, «Die beiden Kant'schen Schulen in Jena» (Stuttg. 1862).

Apenninen oder Apennin (lat. Apenninus oder Montes Apennini, vom celt. Worte Pen, Felsspitze) heißt das Gebirge, welches fast die ganze Halbinsel Italien (deshalb auch Apenninenhalbinsel genannt) erfüllt, sodaß zur Seite desselben nur einige wenige ausgedehntere Ebenen und isolirte neuere vulkanische Gebirgssysteme Platz finden. Man unterscheidet einen nördl., mittlern und südl. Apennin.

Der nördliche Apennin, welcher westlich in der Gegend von Savona die östlichsten Ausläufer der Ligurischen Alpen berührt, erfüllt den Raum von Turin bis Ancona, ist etwa 55 M. lang, bei einer durchschnittlichen Breite von 10 M., und hält im allgemeinen eine ostsüdöstl. Richtung ein. Den westlichsten Theil desselben, der in weitem Bogen vom Po umflossen wird und durch die Ebene von Cuneo von den östl. Abgrenzungen der Cottischen und Ligurischen Alpen getrennt ist, pflegt man als Ligurischen Apennin zu bezeichnen. Die Hauptkette desselben, die mit dem Monte dello Schiavo beginnt, ist zunächst eine Küstenkette, die im N. von Genua in der sog. Bocchetta, dem Hauptzugange für Genua von der Landseite, auf 2400 F. herabfällt, sich dann mehr landeinwärts in südöstl. Richtung bis in den N. von Lucca fortsetzt, im Antola bis 4266, im Penna bis 5240, im Gottaro bis 5050 F. aufsteigt und von der 3200 F. hohen Paßstraße La Cisa von Parma nach Pontremoli überschritten wird. Während sich diese Hauptkette nach N. bis Stradella und nach NO. bis zur Po-Ebene allmählich hinabsenkt, ziehen zwischen ihr und dem Golf von Genua noch zwei Parallelketten hin, von denen die äußere, längs der Küste und dem Thale der Vara bis zur untern Magra streichende, durch ihren Lavagnaschiefer und Marmo Portor (schwarzer Marmor mit rothen Adern)

berühmt ist, die innere hingegen, durch die Thäler der obern Magra und des obern Serchio oder der Landschaft Garfagnana von dem Hauptzuge geschieden, den großen Schatz ausgezeichneten Marmors umschließt, durch welchen Carrara weltberühmt ist. Diese innere Parallelkette ist die hohe «Alpe Apuana», in welcher sich östlich von Carrara der Pizzo d'Ucello 5780, der Pisanino 6300 und am Südende der Pania della Croce bis 5728 F. erheben, und über die der schöne, 4958 F. hohe Tamburapaß führt. Die Fortsetzung der Hauptkette der A., jenseit des 3700 F. hohen, von Modena nach Lucca führenden Passes von Fiumalbo, bildet der Etruskische Apennin. Derselbe beginnt mit dem 6671 F. hohen Monte-Cimone und erscheint als ein breiter Wall, dessen Kamm durch eine ganze Reihe von «Alpe» gebildet wird, die bei der Arnoquelle im Monte-Falterona 5076, in der Alpe della Luna 4158 F. aufsteigen. Parallelketten, die nach W. hin allmählich niedriger werden, erfüllen Toscana zu beiden Seiten des Arno, nur die 200—250 F. hohe Ebene von Pistoja und Florenz, und die Küstenebene von Pisa und Livorno mit ihren Maremmen freilassend. Der wichtigste Uebergangspunkt über den Etruskischen Apennin ist die Eisenbahn, die von Bologna den Reno aufwärts führt, in kunstvollen Windungen nach Pistoja hinabsteigt und dann nach Florenz weiter führt. Die Straße von Bologna nach Florenz zieht über die 2808 F. hohe Scheideck La Futa oder Pietramala, die Straße von Urbino nach dem obern Tiberthal über die Alpe della Luna.

Der Römische oder mittlere Apennin ist ein 20 M. langer, aus Kreidekalk bestehender, nach S. breiter werdender Rücken, auf welchem höhere Massen stehen, und erstreckt sich von Urbino aus bis zu den Quellen des Velino und Tronto in zwei, im ganzen parallelen Zügen mit gutbewaldeten, aber noch 1500 F. unter der Schneegrenze bleibenden Gipfeln und Kämmen oberhalb fruchtbarer Thäler bis in die Gegend südlich von Norcia. Ein Längenthal mit den Ortschaften Matelica, Camerino u. s. w. liegt zwischen beiden Zügen. Auf dem östl. Zuge erhebt sich in den Monti Sibillini der 6474 F. hohe Monte-Rotondo und östlich von Norcia der Monte-Vittore mit seinem 7627 F. hohen Gipfel. Auf dem westl. Zuge stehen der Monte-Catria (5240 F.), der Pennino (4840 F.), der Monte-Fionchi (4150 F.) bei Spoleto. Drei Hauptstraßen überschreiten den Römischen Apennin: die von Fano an der adriat. Küste durch den Furlopaß und den Paß della Scaletta nach Gubbio und Perugia, die von Loreto über Macerata durch die enge Schlucht von Serravalle und über das Gebirge bei Colfiorito nach Foligno, und die von Ancona den Esino aufwärts, welche bei Fabriano über die Ostkette geht und sich dann nach S. zu bis Rom fortsetzt. Im S. von Norcia beginnt das große Gebirgsviereck der Abruzzen (s. d.), der höchste Theil des Apennin. Parallele, in der Hauptrichtung des Gebirgs streichende Kalkketten fassen das 9 M. lange Thal der Flüsse Aterno und Gizio ein, welche, von NW. und SO. kommend, die Pescara bilden. Die nordöstl. Kette beginnt mit dem 7876 F. hohen Pizzo di Seva und wendet sich bei der Quelle des Vomano nach SO. Dort erhebt sich der höchste Gipfel der ital. Halbinsel, der nackte, 9208 F. hohe Gran Sasso d'Italia. Bei dem Monte La Scalata, in dessen S. die Pescara östlich durchbricht, wird der Zug dieser Kette südlich. Zu derselben gehört das mächtige Majellagebirge, dessen höchster Gipfel der Monte-Amaro (8444 F.) ist, und dessen Abfälle bis zum Meere reichen. Der andere Parallelzug ist im O. von Leonessa durch den Monte-Mariano an den erstern angeschlossen, beginnt östlich von Rieti mit dem 6600 F. hohen Terminillo, erhebt sich in den Montagne del Velino bis 7700 F. und tritt durch die Hochebene von Cinquemiglia wiederum mit der Hauptkette in Verbindung. Den südl. Schluß des Abruzzensystems bildet die 6800 F. hohe Meta. Im W. des Terminillo legt sich die kleine, herrliche Ebene von Rieti an. Westlich derselben erheben sich die Sabatiner- oder Sabinergebirge, welche den Uebergang zur Tieflandschaft des Westens bilden. Südlich des Sacco ziehen sich die Ketten der Monti Lapini oder des Volskergebirgs neben den Pontinischen Sümpfen, in dessen Fortsetzung sich neben dem untern Garigliano noch der Monte-Petrella bis 4968 F. erhebt.

Der südliche Apennin umfaßt den Neapolitanischen Apennin und das Calabrische Gebirge. Der Neapolitanische Apennin schließt sich an die Majella und erweitert sich zwischen dem obern Volturno und Calore zu dem ansehnlichen Gebirgsstock des Matesegebirgs, in dem der Monte-Miletto 6520 F. aufsteigt. Während nach O. und SO. die breite und hohe Masse des Apennin gegen die Tiefebene Tavoliere di Puglia abfällt, erhebt sich südlich vom Matese, im W. von Benevent, der 4046 F. hohe Monte-Taburno, und am Rande der Campagna Felice der 4027 F. hohe Monte-Partenio. Etwas weiter südlich durchschneidet den Apennin eine senkrecht gegen ihn gerichtete Kette, welche die Halbinsel von Sorrent durchzieht und sich auf derselben im Monte-San-Angelo bis 4600 F. und in ihrer weitern Fortsetzung

im Monte-Terminio bis 5640 F. erhebt. Vom Monte-Volture (Vultur), einer vulkan. Gebirgsmasse, die inmitten der beiden ital. Küsten sanft aus der Ebene aufsteigt, und im Pizzuto di Melfi eine Höhe von 4090 F. erreicht, setzt sich der eigentliche Apennin in zwei Hauptzügen fort. Während der eine derselben sich nach O. und SO. in einem langen Rücken zum Golf von Tarent hinabsenkt, streift der andere als Montagne della Maddalena in fast südl. Richtung von Potenza nach Lagonegro, wo er sich im Monte-Serino noch 5600 F. erhebt, bald nachher aber mit dem Pollino-Alto (7434 F. hoch) zwischen den Golfen von Tarent und Policastro endet. Im O. des Neapolitanischen Apennin erstreckt sich der Monte-Gargano, als ein abgesondertes Glied desselben, halbinselartig in das Adriatische Meer hinaus; in seinem W. breitet sich, vom Calore umflossen, ein nur 850—1850 F. hohes apenninisches Gebirgsland aus. Im SO. des Ofanto, in der apulischen Halbinsel, hat der Apennin keine Fortsetzung. Die Calabrische Halbinsel dagegen wird erfüllt durch das granitische Calabrische Gebirge, das, obgleich es in seiner geol. Structur ganz vom Apennin verschieden, auch sehr oft Calabrischer Apennin genannt wird. Es zieht sich zunächst an der Westküste, im Cocuzzo bis 4928 F. aufsteigend, nach S. bis Nicastro hin. Während östlich desselben die ganze Halbinsel zwischen dem Crati und dem Golf von Tarent durch den breiten, bis 5500 F. hohen Silawald erfüllt wird, setzt sich der Hauptkamm, in der Mitte zwischen beiden Küsten, bis zum Aspromonte in der Südspitze fort, dessen höchste Spitze, der Monte-Alto, 6300 F. erreicht. Jenseit der Straße von Messina findet dieselbe Art von Gebirgsbildung ihre Fortsetzung auf Sicilien in einer von O. nach W. streichenden Kette.

Die dem eigentlichen Apennin zu beiden Seiten vorgelagerten, nur von wenigen Ebenen (wie der des Arno, der Campagna von Rom und von Campanien) im W. unterbrochenen und in niedrigen, runden Wellen bis zum Meere reichenden Hügellandschaften pflegt man unter dem Namen des Subapennin zusammenzufassen. Die bemerkenswertheste dieser subapenninischen Regionen ist die, welche vom Arno, der Chiana und Tiber begrenzt wird, im Poggio di Montieri (3233 F.) ihre höchste Erhebung hat und einen ungemeinen Reichthum an Metallen besitzt. Die Subapenninen des westl. Italien sind vielfach durch eine ganze Reihe, den A. parallel gelagerter vulkanischer Centra durchbrochen.

Das Vegetationskleid des Apennin ist, da derselbe von 45—38°, also durch sieben Breitengrade reicht, im N. nicht ganz dasselbe wie im S. Den Fuß des Gebirgs umkleidet überall, wie Ritter sie nennt, Terrassencultur. Die Begleiter der Olivenwälder sind durchweg die Weinstöcke, die Feigen-, Mandel- und Maulbeerbäume und weiter im S. die Citronen und Orangen; wo Johannisbrotbäume, Aloë, Cactus und Palmen hinzutreten, da gewinnt die Pflanzenwelt den echten subtropischen Charakter. Dahin gehören alle die reizenden und gepriesenen Hügelgelände und Berggehänge bei Genua, Spezzia, Lucca, Florenz, bei Tivoli, Subiaco, Amalfi u. s. w., wo aus den Thaleinschnitten Lorber- und Myrtengruppen, Cypressenhaine, immergrüne Korkeichen und Pinien hervorragen, während die anliegenden Anger mit Hyacinthen, Narcissen, Anemonen, Asphodeleen u. s. w. geschmückt sind und sich an den Abhängen Fruchthaine hinaufziehen. Dieser sog. immergrüne Gürtel reicht vom Fuße bis zu etwa 1200 F. hinauf. Darüber folgt etwa bis 3000 F. die Zone der Kastanien und nordischen Eichen, und weiter aufwärts bis zu 6000 F. der Gürtel, in welchem die Buche vorherrscht, neben welcher hier und da die Edeltanne, eine helle, grüne Fichte, der Taxus, der Haselstrauch u. s. w. auftreten. Oberhalb der obern Grenze der Buche dehnt sich das Gebiet der Gebirgskräuter bis zur Schneegrenze aus. (S. Italien.)

Apenrade, dän. Aabenraa, Hafenstadt und Hauptstadt des gleichnamigen Amts im Herzogthum Schleswig, im Hintergrunde der Apenrader Föhrde, eines 1½ M. tiefen, bis ½ M. breiten Busens der Ostsee, liegt halbwegs zwischen Flensburg und Hadersleben und wird von einer bewaldeten Hügelkette mit den schönsten Aussichten umgeben. Die Stadt, unter deren öffentlichen Gebäuden die alte Nikolaikirche besonders zu erwähnen ist, zählt 5133 E., deren Hauptbeschäftigung, außer dem Betriebe städtischer Gewerbe, der Ziegelbrennerei und der Fischerei, besonders der Schiffbau und der Seehandel sind. Letzterer besteht meist in Frachtfahrt und beschäftigt 81 eigene Schiffe mit 5745 Commerzlast. In den guten und geräumigen Hafen liefen 1862 unter dän. Flagge 657 Schiffe mit 4152 Last ein und 638 mit 4259 Last aus, unter fremder Flagge kamen 97 Schiffe mit 3689 Last an und gingen 88 mit 4275 Last ab. A. wird zum ersten mal 1148 bei Gelegenheit seiner Zerstörung durch die Wenden genannt. Auf dem Schlosse (Brönlund oder Brunlund) daselbst hielt König Knut VI. 1193 seinen Gegenkönig Waldemar, Bischof von Schleswig, gefangen. Die dän.

Königin Margarethe ließ dieses Schloß niederreißen und 1411 das jetzige Amtshaus oder sog. Schloß Brundlund, das jedoch nicht vollendet wurde, vor der Stadt aufführen. 1247 wurde A. von König Erich IV. Pflugpfennig im Kriege mit dessen Bruder Abel verbrannt. Von Herzog Waldemar IV. erhielt der Ort 1284 Stadtrechte, welche 1514 und 1533 bestätigt wurden. 1644 schlugen hier die Dänen den schwed. General Douglas. Während des Kriegs von 1848 hatte A. viel zu leiden. Bei A. fiel am 30. März 1848 der erste feindliche Schuß, und in der Nacht vom 27. bis 28. April wurden hier die Preußen als Befreier empfangen. Nach Wrangel's Rückzuge wurde die Stadt wieder von den Dänen besetzt, die aber Graf von Waldersee vertrieb. Nach dem Siege von Hoptrup lag zu A. das v. d. Tann'sche Freicorps mehrere Wochen, um, stark verbarrikadirt, den Angriff der Dänen abzuwarten. Am Tage von Eckernförde (5. April 1849) wurde die Stadt mehrere Stunden lang von dän. Kriegsschiffen beschossen. Nach der Bestimmung der Demarcationslinie, von welcher A. nördlich lag, war es von Ende Aug. 1849 bis Mitte Juli 1850 von Schweden und Norwegern besetzt und leistete allen Zwangsmaßregeln beharrlichen Widerstand. Der aufgedrungene Magistrat wurde nicht anerkannt. Pfändungen und Executionen aller Art wurden vorgenommen, welche das Obergericht für rechtswidrig erklärte. Die von der Statthalterschaft ausgeschriebene Wahl eines Landtagsabgeordneten ward in Tondern, jenseit der Demarcationslinie, 5 M. von A., vollzogen. Unter den drückenden Verhältnissen wanderten im Laufe der Wirren über 50 Familien aus. In dem Kriege von 1864 wurde A. 9. Febr. von preuß. Truppen besetzt. — Das **Amt A.**, dessen Amtmann zugleich auch Vorgesetzter der Aemter Sonderburg und Norburg ist, umfaßt 14 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 22615 E. (ohne die Stadt A.) und begreift die drei Harden Süder-Rangstrup, Ries und Lundtoft (nebst dem Birk Warnitz), die um den Fjord von A. im Halbkreis herumliegen. In der letztgenannten Harde liegt der Flecken **Gravenstein**, dänisch Graasteen, an einer nördl. Bucht des Golfs von Flensburg, mit 450 E., deren Hauptnahrungsquellen Fischerei und Schiffahrt sind. Dabei in höchst anmuthiger Gegend liegt das Schloß Gravenstein, welches früher den Herren von Ahlefeldt gehörte und sich nebst dem bedeutenden Zubehör an Gütern seit 1725 im Besitz des Herzogs von Augustenburg befand, bis es 1852 zum Kroneigenthum geschlagen ward.

Apepsie nennt man das gänzliche Unvermögen, das Genossene zu verdauen, also die gänzliche Verdauungslosigkeit. (S. **Verdauung**.)

Apfel, Apfelbaum. Der Apfelbaum, eine Art der Gattung Pyrus (s. d.), von Linné P. Malus genannt, welche wild, verwildert und angebaut vorkommt, unterscheidet sich von andern Arten der genannten Gattung durch eine sich tafelförmig abstoßende Borke, durch die große, weitästige, rundliche oder ganz unregelmäßige Krone, durch die breit-eiförmigen, drüsiggekerbten, unterseits wolligen Blätter, die großen, zu drei bis sechs in doldenartige Büschel gestellten, wohlriechenden Blüten, deren Blumenblätter auswendig oft rosa- oder purpurroth, selten ganz und gar blaßrosa gefärbt sind, und die oben eingedrückte und am Grunde genabelte Frucht, deren Kernhaus aus fünf, von dünnen, weichen, pergamentartigen Wandungen umgebenen, geräumigen Fächern besteht, von denen ein jedes zwei lose nebeneinanderliegende und deshalb beim Schütteln in dem Fache klappernde Samen (Kerne) enthält. Der in Laubwaldungen von Mittel- und Südeuropa wachsende **wilde** oder sog. **Holzapfelbaum** (von De Candolle für eine eigene Art gehalten und unter dem Namen P. acerba, sauerfrüchtiger Apfelbaum, beschrieben) tritt häufiger strauch- als baumartig auf, wird jedoch zu einem ansehnlichen Baum bis zu 50 F. Höhe und unterscheidet sich von dem cultivirten oder zahmen Apfelbaum durch glänzendglatte, häufig in Dornen endigende kahle Zweige, Knospen, Blätter und Kelchzipfel und kleine, kugelige, gelbliche, zusammenziehend sauer schmeckende, kaum genießbare Früchte mit weißem Fleische, ist aber jedenfalls als die Stammpflanze der meisten cultivirten Apfelsorten zu betrachten. Uebrigens dürfte dieser Baum, trotz seiner weiten Verbreitung in den europ. Wäldern, in Europa selbst doch nicht heimisch sein, sondern, gleichwie die meisten Obstsorten, aus dem westl. Asien stammen. Außer diesem Wildling kommen oft genug in den Umgebungen von Dörfern, in Hecken und an Waldrändern verwilderte Apfelbäume vor, welche sich von dem zahmen Apfelbaum blos durch eine holzreiche Krone, kleinere Blätter, Blüten und Früchte, letztere von meist hartem, sauerm, schlechtem, doch genießbarem Fleisch, unterscheiden, indem sie sonst mit den cultivirten Apfelbäumen, namentlich bezüglich des wollfilzigen Ueberzugs der jungen Zweige, der Knospen, Blätter und Kelche, übereinstimmen. Ferner unterscheiden die Pomologen noch zwei halbwilde Sorten oder Arten von Apfelbäumen, welche vielfach zur Veredlung benutzt werden, nämlich den **Heck-**, **Zaun-** oder **Splittapfel** (P. Malus senescens),

ein Strauch mit großen Blüten und kleinen, eiförmigen, gelblichen, angenehm süß schmeckenden Früchten, und den Johannis- oder Paradiesapfel (Pyrus pumila Mill.), ebenfalls ein Strauch mit ähnlich gestalteten, aber sauern Früchten, welche schon um Johanni reifen und ein blos vierfächeriges, kreuzförmiges Kernhaus besitzen. Diese beiden strauchigen Arten von unbekannter Herkunft benutzt man namentlich zur Zucht von Spalier- und Zwergapfelbäumen.

Der zahme Apfelbaum, von welchem durch eine mehrtausendjährige Cultur eine Unzahl von Ab-, Spielarten und Sorten entstanden sind und ununterbrochen neue Sorten durch die Obstzüchter gebildet werden, ist unbestritten die wichtigste Obstart Europas, ja der ganzen Alten Welt, und seine Cultur unter allen Obstbaumculturen die verbreitetste und ausgedehnteste, indem er gegenwärtig sogar in Neuholland, Ost- und Westindien, am Cap der guten Hoffnung und in den Gebirgen des tropischen Amerika, im gemäßigten und kalten Nordamerika sogar sehr häufig gebaut wird. Man kann daher sagen, die Cultur des Apfelbaums sei fast über die ganze Erdoberfläche, soweit solche von civilisirten Völkern bewohnt ist, verbreitet. Immerhin aber wird der Apfelbaum in Europa, besonders in Mitteleuropa, am häufigsten cultivirt, und Europa ist derjenige Welttheil, welcher alle übrigen vorzugsweise mit Aepfeln versorgt. Der Apfelbaum eignet sich mehr als irgendein anderer Obstbaum zum Anbau unter den verschiedenartigsten Standortsverhältnissen; auch erfordert seine Cultur weniger Mühe und Sorgfalt als die der meisten übrigen Obstbäume. Gute Sorten von Aepfeln können jedoch nur durch sog. Veredlung von Wildlingen, nämlich durch Uebertragung von Pfropfreisern edler Apfelsorten auf die Stämme von Wildlingen, erzielt werden, indem aus den Samenkörnern selbst der feinsten Apfelsorten in der Regel nur ein dorniger, sauere Früchte hervorbringender Apfelbaum, d. h. ein Holzapfelbaum, hervorgeht. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß es besser ist, aus Kernen des wilden Holzapfels gezogene Stämmchen zu veredeln, als solche, welche aus Kernen des zahmen Apfelbaums erwachsen sind. Daraus ergibt sich die hohe Wichtigkeit des wilden Apfelbaums unserer Wälder für die Apfelbaumzucht. Die zahllosen Spielarten und Sorten des zahmen Apfelbaums werden vorzüglich nach der Gestaltung und Farbe der Frucht unterschieden. Letztere gehört zu dem sog. Kernobst (s. d.). Ihre verschiedenen Formen u. s. w. haben eine Menge von Schriften und Klassifikationen veranlaßt, wie denn überhaupt der Apfelbaum den wichtigsten Gegenstand der gesammten pomologischen Literatur bildet.

Man kennt allein in Deutschland über 300 Sorten von Aepfeln. Nach dem System von Diel zerfallen die Aepfelsorten in sieben Klassen: Kantäpfel, Rosenäpfel, Rambouräpfel, Reinetten, Streiflinge, Spitzäpfel und Plattäpfel. Die Kantäpfel sind sowol am Kelch als an der Frucht mit sichtbaren, regelmäßigen, die Frucht nicht entstellenden Rippen (Kanten) versehen und haben ein großes, nicht geschlossenes und oft sehr unregelmäßiges Kernhaus. Sie zerfallen in 1) echte Calvillen, welche am Baume mit Duft überzogen sind, auf dem Lager eine fettige Schale bekommen und einen gewürzhaften Geschmack besitzen (dahin gehören die rothen und weißen Calvillen, Gräfensteiner u. a.); 2) Schlotteräpfel, auch Eck- und Klapperäpfel genannt, welche weder beduftet sind noch fettig werden und keinen aromatischen Geschmack haben; 3) Gulderlinge oder Bastardcalvillen, mit feinem, reinetteartigem, würzigem Fleisch, ohne Duft und ohne Fettabsonderung (dahin gehören der Citronat-, Zimmt-, Prinzessinapfel, Mohrenkopf u. a.). Die Rosenäpfel sind um den Kelch herum schön und regelmäßig gerippt, am Baume blau beduftet, meist tulpenförmig gestreift, von angenehmem Geruch, haben ein regelmäßiges Kernhaus, ein schwammiges Fleisch und einen feinen, würzigen Geschmack. Man theilt sie ein in 1) zugespitzte oder längliche (dahin gehören der Pfingstapfel, Taubenapfel, Rosmarinapfel, Agatapfel u. a.) und 2) kugelige oder platte (z. B. Birnapfel, Milchapfel, Abrahamsapfel, Seidenapfel u. s. w.). Die Rambouräpfel sind große Aepfel, breiter als hoch, am Kelch mit Rippen versehen, welche oft unregelmäßig über die Frucht hinlaufen, haben fast immer zwei ungleiche Hälften und ein lockeres, grobkörniges, meist sehr wohlschmeckendes Fleisch. Sie werden 1) in solche mit weitem, 2) mit engem Kernhaus eingetheilt. Zu erstern gehören unter andern der Cardinals-, zu letztern der Pfund-, Herren- und Kaiserapfel. Die Reinetten sind schön und gleichmäßig geformt, punktirt, oft mit rostigem (aus Kork bestehendem) Anfluge oder Ueberzuge, welken sehr gern und haben ein feines, festes Fleisch von gewürzhaftem, süßsäuerlichem Geschmack. Sie zerfallen in 1) einfarbige, 2) rothe, 3) graue und 4) Goldreinetten. Zu ihnen gehören die meisten Aepfelsorten, unter andern die weißen, gelben, gestreiften, grünen, grauen, goldgelben Reinetten, die Peppings- und die Borsdorfer. Die Streiflinge sind gewöhnlich roth gestreift, welken nicht, haben ein regelmäßiges Kernhaus und einen süßen, weinsauern oder sauern Geschmack. Sie theilen sich in 1) platte, 2) zugespitzte, 3) längliche oder

walzenförmige und 4) kugelige Streifenäpfel. Die **Spitzäpfel** sind entweder einfarbig oder auf der Sonnenseite verwaschen roth, laufen gegen den Kelch spitz zu, haben ein regelmäßiges Kernhaus, einen süßen oder weinsäuerlichen Geschmack und welken nicht leicht. Sie zerfallen in 1) längliche, walzenförmige oder konische und 2) stumpfgespitzte Spitzäpfel. Die **Plattäpfel** sind stets breiter als hoch, niemals gestreift, sondern einfarbig, haben ein regelmäßiges Kernhaus, einen rein süßen bis rein sauern Geschmack und welken nicht leicht. Man theilt sie in 1) rein platte und 2) kugelförmige. Zu erstern gehören der Jakobsapfel, Wachsapfel und die Stettiner Aepfel, zu letztern der Augustapfel, Honigapfel, Muskatellerapfel, Zuckerapfel, weiße Stettiner u. a.

Die Zucht des Apfelbaums wird vorzüglich in Deutschland (besonders in Böhmen, Würtemberg, Baden, Sachsen, Thüringen, Hessen, Braunschweig, Westfalen, Hannover, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Schlesien), Dänemark, England, Frankreich und Nordspanien betrieben. Seine Früchte sind unbedingt das gesündeste, wohlschmeckendste, am wenigsten zum Ekel werdende Obst. Ihre wirthschaftliche Benutzung im frischen und getrockneten (gebackenen) Zustande, roh und gekocht, als Mus oder Brei, zu Suppen, Puddings, Salaten und Compots, Kuchen und anderm Backwerk u. s. w. ist allgemein bekannt. Außerdem wird der Apfel zu Cider (Apfelwein), wol auch zu Essig und (z. B. in Schwaben und in der Schweiz) zu Branntwein verwendet. Der Cider (s. d.) bildet in manchen Gegenden das gewöhnliche, tägliche Getränk, so z. B. in den baskischen Provinzen Spaniens und in Asturien. Der aus dem Apfel gepreßte Saft, woraus der Wein gemacht wird, enthält Aepfelsäure (s. d.), Weinsäure, Traubenzucker, Dextrin, Gummi, Eiweißstoffe, Schleim, selbst Stärkemehl u. a. m. Deshalb erquickt der Genuß des Apfels nicht nur, sondern nährt auch. Aus diesem Grunde wird er auch zu medic. Zwecken, namentlich zu erquickenden und stärkenden Bieren und Getränken benutzt oder im gekochten Zustande den Kranken gegeben. Namentlich eignen sich zu medic. Gebrauch die weinsäuerlichen Aepfel, wie z. B. die Borsdorfer, grauen Reinetten und Stettiner. Ferner benutzt man den Saft der Aepfel zur Bereitung einer Salbe oder Pommade (unguentum pomadinum), welche als linderndes Mittel bei aufgesprungener Haut und andern Hautübeln dient. Aber auch die Rinde und das Holz des Apfelbaums sind nutzbar. Erstere wird in der Färberei gebraucht, indem die innere Rinde mit Alaun eine rothe und graue, mit Besenginster und Knabenkraut eine schön gelbe Farbe liefert. Das trockene Holz wird in zerhacktem Zustande zum Kastanienbraunfärben der vorher mit Wismut gebeizten Wolle verwendet. Das sehr feste, feinfaserige, braunröthliche Holz eignet sich, da es sich gut bearbeiten läßt und eine schöne Politur annimmt, zu Möbeln, Geräthschaften und Schnitzwerken, ist jedoch weniger geschätzt als das Birnbaumholz.

Apfelfrucht (pomum) heißt in der beschreibenden Botanik die Frucht der danach benannten Familie der Pomaceen (s. d.), zu welcher unsere sämmtlichen Kernobstarten gehören. Diese sehr verschiedenartig geformte Frucht entwickelt sich nach dem Verblühen aus dem Kelchrohre oder richtiger dem hohlen, becher- oder krugförmigen Blütenboden, welcher während der Blütezeit auf seinem obern Rande die Blumenblätter und Staubgefäße trägt, inwendig dagegen, gewöhnlich in Mehrzahl vorhanden, Stempel oder Pistille enthält. Nach der Blütezeit verdickt sich nämlich die Wandung dieses hohlen Blütenbodens sehr bedeutend und nimmt eine fleischig-saftige Beschaffenheit an, und so bildet sich aus ihr der genießbare Theil des Apfels, der Birne u. s. w. Auf dem Scheitel der hier vollkommen verwachsenen und geschlossenen Fleischhülle befindet sich stets noch der ehemalige eigentliche Kelch in Form eines vertrockneten oder (selten, z. B. bei der Quitte, wo der Kelch nach dem Verblühen sich noch bedeutend vergrößert und eine blattartige Gestalt annimmt) grünen, krautigen Krönchens. Das im Innern der Frucht befindliche sog. Kernhaus besteht aus den eigentlichen Früchten, d. h. es ist aus den im Innern des hohlen Blütenbodens eingeschlossenen Stempeln, resp. Fruchtknoten hervorgegangen. Je nachdem sich aus diesen hohle, ein- bis mehrsamige Kapseln (z. B. bei den Aepfeln, Birnen, Quitten), oder ein- bis zweisamige Steinkerne (z. B. bei der Mispel) entwickeln, theilen sich die Apfelfrüchte in kapselfrüchtige (poma capsulata) und steinfrüchtige (p. putaminata). Wissenschaftlich betrachtet, gehört die Frucht der Pomaceen zu den unechten, After- oder Scheinfrüchten (s. **Frucht**), weil sie in der Hauptsache nicht von dem Fruchtknoten, sondern aus einem andern Theile der Blüte, welcher in der Regel bei der Fruchtentwickelung sich gar nicht betheiligt, gebildet wird. Die Ansicht Oken's, nach welcher die A. die vollkommenste Fruchtform sein soll, weil dieselbe «die Totalität aller Blütentheile» umfasse, ist, abgesehen davon, daß diese Be-

hauptung nicht auf Wahrheit beruht (denn nur der Blütenboden betheiligt sich außer den Stempeln mit an der Bildung der Frucht), nicht stichhaltig, da in der botan. Morphologie das Gesetz gelten muß: wo eine Verwachsung von ursprünglich getrennten Theilen vorkommt, da ist die Organisation der Pflanze unvollkommener, als wo solche Theile getrennt bleiben und sich frei, ungehindert entwickeln können. Nun aber sind zur Zeit der Blüte der Pomaceen, z. B. des Apfelbaums, die Stempel von der Innenwandung des hohlen Blütenbodens und unter sich getrennt, und verwachsen erst später untereinander und mit dem Blütenboden. Die Stein- und Beerenobstarten (mit Ausnahme der Erdbeere) sind in morphologischer Beziehung sicher vollkommenere Früchte als die Aepfel und Birnen.

Apfelsäure, eine 1785 von Scheele in den Aepfeln entdeckte Säure, die jedoch erst 1815 gehörig rein von Donavan aus den Vogelbeeren (Sorbus) als Vogelbeersäure dargestellt wurde. Braconnot wies drei Jahre später die Identität beider Säuren nach; ihre quantitative Zusammensetzung aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ermittelte aber erst 1832 Liebig. Die A. findet sich, theils frei, theils an Kalium, Calcium oder Magnesium gebunden, sehr verbreitet im Pflanzenreiche: in den unreifen Aepfeln, den Vogelbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Pflaumen, Kirschen, Hauslauch u. s. w. Am besten läßt sie sich aus den Vogelbeeren darstellen. Außerdem liefert auch A. ein im Spargelsaft vorkommender Stoff, das Asparagin, durch Einwirkung von salpetriger Säure. Wenn man die wässerige Lösung der A. bis zur Sirupconsistenz eindampft, so schießt sie daraus in farblosen, kugelförmig vereinigten Krystallnadeln an, die an der Luft zerfließen und sich auch in Alkohol lösen. Die wässerige Lösung der A. dreht die Polarisationsebene des Lichts nach links, doch kann man auch aus Asparaginsäure eine optisch unwirksame A. darstellen. Diese letztere zerfließt auch nicht an der Luft. Beim raschen Erhitzen zersetzt sich die Säure vollständig und hinterläßt etwas Kohle. Durch Gärung wird die mit Kalk neutralisirte Säure in mehrere andere Säuren zerlegt, wie: Bernsteinsäure, Essigsäure, Buttersäure, Kohlensäure und Milchsäure. Die A. ist eine sog. zweibasische Säure, d. h. es sind auf jedes Aequivalent derselben zur vollkommenen Neutralisirung zwei Aequivalente einer Basis erforderlich. Eine besondere technische Verwendung hat sie nicht.

Apfelsine, auch Sinaapfel genannt, die tiefgelbe Frucht einer Abart des Pomeranzenbaums, des Citrus aurantium chinensis. (S. Citrus.) Der Baum selbst, welcher 20—40 F. Höhe erreicht, von schwärzlicher Rinde, mit spitzen, elliptischen, gekerbten Blättern, schmalgeflügelten Blattstielen und weißen, wohlriechenden, zu je sechs in kurzen Trauben stehenden Blüten, stammt aus dem östl. Asien und wurde, wie der Name andeutet, von den Portugiesen zunächst aus China (Sina) in das südl. Europa verpflanzt, daher auch der ital. Name der Frucht, Portogalli. Namentlich wird er in Portugal, Spanien, Südfrankreich, Italien, Sicilien und Malta gezogen, wo seine Früchte einen gewinnreichen Handelsartikel bilden. Man hat A. mit glatter und mit streifiger Schale, dickschalig und dünnschalig, rund und bauchig u. s. w., schätzt sie aber um so mehr, je dünnschaliger, saftreicher, größer und schwerer sie sind. Letztere Eigenschaften besitzen namentlich die malteser, genueser und die vom Gardasee; die genueser werden besonders von Genua, Nizza und Mentone aus, die sicilischen von Messina aus versendet. Das saftige Fleisch der A. ist entweder hellgelb oder, wie bei der malteser, röthlich, hat einen angenehmen und erfrischenden säuerlich-süßen Geschmack und gilt für ein antiskorbutisches Mittel. Die Früchte verlangen eine sehr sorgfältige Aufbewahrung, weshalb die zur Versendung bestimmten vor ihrer Reife abgenommen, einzeln in ungeleimtes Papier gewickelt und in Kisten zu 200—500 Stück verpackt werden. Die Apfelsinenschalen, welche Bitterstoff und ein ätherisches Oel enthalten, dienen zur Bereitung eines bischofähnlichen Getränks sowie eines Liqueurs, des Apfelsinen-Rosoglio, welcher vorzüglich von Bologna, Udine und Florenz bezogen wird, außerdem als Zusatz zu mancherlei Speisen. Die Hauptstapelplätze des Apfelsinenhandels, dessen Ausdehnung sehr bedeutend ist, sind außer den genannten Orten Triest, Lissabon, Bordeaux und Hamburg.

Aphanit ist eine dichte oder höchst feinkörnige, grünliche Varietät des Diabases (s. d.), in welcher wenig Augit, aber sehr viel erdiger Chlorit vorhanden ist, und deren Hauptverbreitungsbezirk im Gebiete der Uebergangsformationen liegt. Geht das in der Regel sehr dichte Gefüge dieses Gesteins in das Schieferige über, so führt es den Namen Aphanitschiefer.

Aphäreus, der Sohn des messenischen Königs Perieres und der Gorgophone, des Perseus Tochter, war der Gemahl der Arene und Vater des Lynkeus, Idas und Piseus. Die zwei ersten sind bekannt unter dem Namen der Apharetiden und berühmt durch ihren Kampf mit den Dioskuren, den Pindar in den Nemeischen Oden ausführlich beschreibt.

Aphelandra, eine von Rob. Brown benannte Sträuchergattung des tropischen Amerika, aus der Familie der Acanthaceen und der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren Arten zu Zierpflanzen der Warmhäuser geworden sind. Sie haben dornige, einfache Blätter, einzelnstehende oder zu vier in achsel- und endständige Aehren gruppirte Blüten mit fünftheiligem Kelche und zweilippiger oder rachenförmiger Blumenkrone von schön rother Farbe, und eine zusammengedrückte, viersamige Kapsel. Am beliebtesten sind: A. tetragona aus Guiana, A. pulcherrima aus Columbia und A. aurantiaca aus Mexico. Man vermehrt sie durch Ableger.

Aphēlium oder Sonnenferne heißt derjenige Punkt der elliptischen Bahn eines jeden Planeten oder Kometen, welcher von der Sonne, die in einem der beiden Brennpunkte der Bahn steht, am meisten entfernt ist. Dieser Punkt liegt daher in einem der beiden Endpunkte der großen Achse der Bahn. Der andere entsprechende Endpunkt heißt Perihelium oder Sonnennähe, weil er der nächste Punkt der Ellipse an der Sonne ist. Im erstern ist die Geschwindigkeit der Himmelskörper am geringsten, im letztern am größten. Der Unterschied der Geschwindigkeit ist indessen bei den Planeten viel weniger bedeutend als bei den Kometen, deren Ellipsen von einem Kreise viel mehr abweichen als die Planetenbahnen. So bewegt sich z. B. der Komet von 1680 im Perihelium über 137000mal schneller als im A., während z. B. bei unserer Erde diese beiden Geschwindigkeiten sich lineär nur wie 59 : 60 verhalten. Beide Punkte zusammen heißen Apsiden (s. d.) der Bahn.

Aphonie (griech.), eigentlich Stimmlosigkeit, nennt man den höchsten Grad von Heiserkeit (s. d.), bei welchem zwar die Artikulation möglich, aber die Stimme ganz klanglos ist.

Aphorismen (griech.), im allgemeinen abgerissene, unverbundene Sätze, im engern Sinne die Darstellung des Hauptinhalts einer Lehre oder Wissenschaft in einzelnen, nicht gliedermäßig verbundenen Lehrsätzen oder Lehrsprüchen, wobei jedoch die innere logische Ordnung gewahrt bleiben, ja um so schlagender hervortreten muß. Die aphoristische Darstellung erleichtert die Uebersicht und das Einprägen der Grundbegriffe einer Wissenschaft, und führt den fähigen Leser zum eigenen Nachdenken, indem er sich gedrungen fühlt, die kurz vorgetragenen Sätze zu erläutern und zu einem verbundenen Ganzen zu verarbeiten. — Aphoristische Schreib- oder Sprechart nennt man die gebrochene, der sprachlichen und logischen Bindeformen ermangelnde Ausdrucksweise. Dieselbe kann in besondern Fällen von größter rhetorischer Wirkung sein, darf aber nicht als Stilregel angewendet werden, weil sie das Verständniß erschwert, oft unmöglich macht und Leser und Hörer ohne Nutzen martert. Redner und Schriftsteller, deren Ausdruck überhaupt aphoristisch ist, ringen mit dem eigenen Denken oder ermangeln wenigstens der sprachlichen Durchbildung.

Aphrodisiaca nennt man Mittel, welche den Geschlechtstrieb künstlich erhöhen oder anreizen. Dies geschieht auf psychischem Wege durch Einwirkung auf Phantasie, auch wol durch berauschende, das Schamgefühl und die Zurückhaltung übertäubende Mittel. Ferner kann es geschehen durch Reizung, in welcher Hinsicht namentlich bei Männern die scharfen, die Harnröhre entzündenden, kantharidinhaltigen Stoffe (Spanische Fliegen, Maiwürmer, Diabolinis) gemisbraucht werden. Endlich geschieht es durch eine reichlich nährende, üppige Kost und Lebensweise, wohin der Genuß der Austern, Eier, Kaviar, Chocoladen u. s. w. gehört. Alle diese Mittel sind schon aus gesundheitlichen Gründen verwerflich, besonders aber die scharfen und narkotischen Stoffe, aus denen wol meist die Liebestränke (Philtra) der ältern Zeit bestanden.

Aphrodit wird ein Individuum genannt, dessen Geschlechtstheile entweder ganz fehlen oder dergestalt verkümmert und zweideutig sind, daß sich aus der Untersuchung derselben der Geschlechtscharakter nicht bestimmen läßt. Vollkommene Geschlechtslosigkeit (Aphroditismus, Cryptogamia) kommt äußerst selten oder nur bei solchen Misgeburten vor, wo die untern Körpertheile gänzlich fehlen.

Aphrodīte, in poetischer Sprache bisweilen auch Aphrogeneia, d. h. die aus dem Schaum des Meeres Entstandene, die Schaumgeborene, ist der griech. Name der Venus (s. d.), der Göttin der Liebe. Daher heißen Aphrodisia die zu Ehren der A. an mehrern Orten Griechenlands und Kleinasiens, besonders auf Cypern, gefeierten Feste.

Aphthen, s. Schwämmchen.

Aphthonius, ein berühmter Rhetor zu Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., dessen Vorübungen der Beredsamkeit, «Progymnasmata», die zunächst nur eine Ueberarbeitung und Erweiterung der «Progymnasmata» des Hermogenes waren, lange Zeit dem rhetorischen Unterrichte zu Grunde gelegt wurden. Bekannt ist besonders die nach ihm benannte «Chria

Aphthoniana», eine Abhandlung, in welcher eine Sentenz nach einer bestimmten Form und Eintheilung durchgeführt wird, sonst die gewöhnliche Schulübung für lat. Ausarbeitungen. Seine Schrift findet sich zuerst in der «Collectio rhetorum graecorum» von Aldus (Vened. 1508), verbessert in der Sammlung der «Rhetores graeci» von Walz (Bd. 1), und ist auch besonders herausgegeben von Petzholdt (Lpz. 1839).

A piacēre (ital.), d. i. nach Gefallen, nach Belieben, bezeichnet in der Handelssprache den zu einer beliebigen Zeit zahlbaren Wechsel. Der Natur der Sache nach kommen dergleichen Papiere selten vor, und es fragt sich dabei, ob die Zahlungszeit im Belieben des Bezogenen oder im Belieben des Inhabers stehen soll. Die meisten Gesetze stellen dieselbe in den Willen des Inhabers und betrachten mithin solche Wechsel als «bei Sicht» zahlbare. In England und den Vereinigten Staaten werden häufig Wechsel «auf Verlangen» (on demand) zahlbar ausgestellt, die dann «bei Sicht» (auf Verlangen des Inhabers), d. h. gleich bei der Vorzeigung an den Bezogenen zahlbar sind. — Ueber a piacere in der Musik, s. Al piacer.

Apianus (Petrus), eigentlich Bienewitz oder Bennewitz, geb. 1495 in der Gegend von Leisnig in Sachsen, war seit 1523 Professor der Mathematik zu Ingolstadt, wo er 21. April 1552 starb. Er stand bei Kaiser Karl V. in hohem Ansehen und wurde von diesem nach manchen andern Gunstbezeugungen in den Reichsadelsstand erhoben. A. wird als ein sehr talentvoller Mann gerühmt, der auch ein vorzüglicher Mechaniker und ein guter astron. Beobachter war. Das berühmteste von seinen Werken ist die «Cosmographia» (Landsh. 1524; Antw. 1529 u. öfter), die auch ins Französische, Spanische, Holländische und Italienische übersetzt worden ist. Er schlug in diesem Buche unter anderm vor, die Abstände des Mondes von Fixsternen zur Bestimmung geogr. Längen zu benutzen, und machte zuerst die Bemerkung, daß die Schweife der Kometen der Sonne entgegengesetzt seien. Sonst sind noch sein «Astronomicum Caesareum» (Ingolst. 1540, mit Holzschnitten) und die «Inscriptiones sacrosanctae vetustatis» (Ingolst. 1534, mit Holzschnitten) hervorzuheben. A. erfand und verbesserte verschiedene mathem. und astron. Instrumente, deren er mehrere in besondern Schriften beschrieben hat. Sein Sohn Philipp A., geb. 14. Sept. 1531 zu Ingolstadt, folgte daselbst dem Vater auf dem Lehrstuhle, mußte aber 1568 der Verfolgungen wegen, die ihn als Protestanten trafen, flüchten. Er wurde hierauf Professor der Mathematik zu Tübingen und starb daselbst 14. Nov. 1589. Seinerzeit machte er sich berühmt durch die «Bairischen Landtafeln» (1566), eine Karte von Baiern in 24 Blatt, für die ihn Herzog Albert mit 2500 Dukaten entschädigte.

Apicius (Marcus Gabius), ein Feinschmecker zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, führte die leckerste Tafel in Rom und bekundete sein Genie für die Kochkunst durch so bedeutende Erfindungen, daß sein Name zum Sprichwort wurde und Schulen von Köchen nach ihm sich nannten. Als er sein großes Vermögen bis auf einen Rest von etwa einer halben Million Gulden erschöpft hatte, nahm er Gift, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen. Außer ihm werden noch zwei Römer dieses Namens als Schlemmer genannt, von denen der eine unter Pompejus, der andere unter Trajan gelebt haben soll. Das Kochbuch in 10 Abtheilungen, «De arte coquinaria seu de obsoniis et condimentis», welches den Namen des A. trägt, rührt von keinem dieser drei her, sondern von einem gewissen Cölius, der sich jenen sprichwörtlichen Namen beigelegt hat. Es wurde herausgegeben von Lister (Lond. 1705), Almeloveen (Amst. 1709) und Bernhold (Ansb. 1787 u. 1791).

Apios, eine von Mönch benannte Gattung nordamerik. Schlingpflanzen aus der Familie der Schmetterlingsblütler (Gruppe der Astragaleen) und der 17. Klasse des Linné'schen Systems, mit unpaarig gefiederten Blättern, in dichte, achselständige Trauben gestellten Blüten, welche einen glockenförmigen, fünfzähnigen Kelch, eine breite, der Länge nach gestaltete und zurückgeschlagene Fahne und ein sichelförmiges, sammt den zweibrüdrigen, darin eingeschlossenen Staubgefäßen spiralig gedrehtes Schiffchen haben, und mit walziger, bogenförmig gekrümmter, vielsamiger Hülse. Eine Art, die von Linné zu Glycine (s. d.) gezogene A. tuberosa, seit 1640 bekannt, mit purpurfarbenen, wohlriechenden Blumen, findet sich häufig als Zierpflanze in den Gärten und eignet sich besonders zu Lauben, Pyramiden und Wandbekleidungen. Sie hat einen aus (eßbaren) Knollen zusammengesetzten Wurzelstock, durch dessen Zertheilung sie leicht vermehrt werden kann. Im Winter müssen die im Boden befindlichen Knollen zugedeckt werden; sonst erfordert sie keine Pflege. Wegen der Eßbarkeit ihrer Knollen ist diese Pflanze als Surrogat für die Kartoffel in Frage gekommen und sind mit derselben bereits Acclimatisationsversuche angestellt worden, welche nicht ungünstige Resultate geliefert haben. Man hat die Pflanze der Knollen halber Amerikanische Erdnuß genannt.

Apis (ägypt. Hapi) hieß der heil. Stier, der zu Memphis (s. d.) verehrt wurde. Sein Dienst ward, nach Manethôs, bereits in der zweiten ägypt. Dynastie vom Könige Kaichôs (etwa 3600 v. Chr.) gleichzeitig mit dem des Stiers Mneuis zu Heliopolis und des Mendesischen Bocks eingeführt. Die zweite Dynastie residirte, wie schon die erste, zu Memphis, stammte aber aus dem oberägypt. This, wo der Hauptcult der des Osiris war, und dem Osiris war der A. heilig. Letzterer war ursprünglich nur ein lebendiges Symbol des Osiris, welcher selbst figürlich der «Stier des Amente», d. i. der Unterwelt, heißt. Daher sagt Plutarch, der A. sei «das beseelte Bild des Osiris». Für das Volk aber war er der Gott selbst, «ein und derselbe mit Osiris», wie Strabo sagt. Wie Osiris selbst, so wurde auch der A. in nächste Beziehung zum Nil gesetzt. Schon sein ägypt. Name Hapi hing ohne Zweifel mit dem des Nil, Hâpi, zusammen. Von den vielen Zeichen, die der A. haben sollte (Aelian spricht von 29), bezeichnete eins das Anwachsen des Nils. Nach der Auffindung des neuen Apiskalbes wird es zuerst nach Nilopolis geführt und dort 40 Tage lang ernährt. Das jährliche Apisfest, die Natales Apis, bezog sich auf die jährliche Erscheinung des neuen Nilwassers, und am Ende einer Lebenszeit von 25 J., die er nicht überschreiten durfte, wurde er an einem bestimmten Orte in den Nil gestürzt. Zu dem Mneuis von Heliopolis scheint der A. in einem besondern gegensätzlichen Verhältniß gestanden zu haben. Obgleich beide, wie ausdrücklich berichtet wird, dem Osiris heilig waren, galt doch Mneuis als ein Sonnenstier, A. als ein Mondstier, und jener ward von einigen Vater des A. genannt. Nach Plutarch wurde der A. von einem Mondstrahle gezeugt, und zu seinen Kennzeichen gehörte auch ein Bild des wachsenden Mondes, wie auch die 29 Zeichen auf die Zahl der Tage des synodischen Monats sich zu beziehen scheinen. Beim aufgehenden Monde begeben sich die Priester zuerst zum A. Die verstorbenen Stiere werden in griech. Papyrus Osormneuis und Osorapis genannt, und die 25 Lebensjahre des A. bezeichnen eine Mondperiode im ägypt. Sonnenkalender, nach welcher in 25 J. dieselben Mondphasen auf dieselben Kalendertage fielen. Der A. war schwarz bis auf gewisse Flecken, die für ihn als charakteristisch angesehen wurden. Bei seiner Auffindung wurde ein großes Freudenfest im Lande gefeiert. Ein solches soll während der Anwesenheit des Kambyses in Aegypten eingetreten und von diesem als Hohn auf den Untergang seines nach der Ammonsoase gesendeten Heeres gedeutet worden sein, wie Herodot erzählt. Im Zorn darüber habe er den A. in seinem Heiligthume getödtet, sei aber später zur Strafe dafür wahnsinnig geworden. Endlich habe er sich beim Aufsteigen aufs Pferd an derselben Stelle am Schenkel, wo er den A. getroffen, selbst verwundet, und sei daran gestorben. Auch wurden dem A. weissagende und prophetische Kräfte zugeschrieben, wie sich überhaupt in späterer, namentlich in griech.-röm. Zeit ein willkürliches Beiwerk an ihn anschloß, das seiner ursprünglichen symbolischen Bedeutung fremd war. Der in der ersten Ptolemäerzeit neu vom Auslande aus Sinope eingeführte Localgott von Alexandria, Sarapis, wurde zur Beschwichtigung der ägypt. Priester, die ihn zuerst nicht aufnehmen wollten, mit dem alten memphitischen Osiris-Apis in Verbindung gebracht und auf diese Art in das ägypt. Götterwesen aufgenommen.

Apium, Linné'sche Pflanzengattung aus der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Doldengewächse, welche aus zweijährigen Kräutern mit verdickten Wurzeln, gefurchten, ästigen Stengeln, fiederlappigen Blättern und kleinen, grünlichweißen, in kleine, hüllenlose Dolden gestellten Blüten besteht. Letztere haben einen kaum wahrnehmbaren Kelchsaum und ganz abgerundete Blumenblätter. Die Frucht ist rundlich, fast zweiknöpfig, kahl, mit fünf fadenförmigen Rippen auf jeder Hälfte. Zu dieser Gattung gehört der Sellerie, **A. graveolens**, welcher in fast ganz Europa an steinigen, feuchten und quelligen Orten sich hier und da wild wachsend findet und, wie bekannt, überall angebaut wird. Die wilde Pflanze hat eine schmächtige, holzige Wurzel. Der Sellerie besitzt breitlappige, hellgrüne, eigenthümlich gewürzhaft riechende und schmeckende Blätter und achselständige, kurzgestielte Dolden. Die durch die Cultur fleischig gewordene Wurzel wird zu Salat benutzt, die Früchte finden unter dem Namen Fructus Apii in der Medicin Anwendung. Auch die Wurzel wurde früher als eröffnendes, Harn und Blähungen treibendes und den Monatsfluß beförderndes Mittel gegeben.

Apobâtes, Anabates oder Parâbates hießen im alten Griechenland diejenigen Streiter, welche von einem Wagen herab kämpften. Meist waren es nur die Anführer, welche auf diese Weise fochten. Ihre Waffen bestanden in Helm, Brustharnisch, Schild, Lanze, Wurfspieß und Schwert. Zuweilen sprangen sie auch vom Wagen herab und griffen ihren Gegner zu Fuß an. Erst nach dem Trojanischen Kriege scheint es Sitte geworden zu sein, zu Pferde zu kämpfen.

Apocrisiarius (griech.) hieß seit dem 4. Jahrh. ein außerordentlicher oder auch beständiger

Abgesandter bedeutender Bischöfe, insbesondere aber der Päpste. Namentlich führte der päpstl. Nuntius am byzant. Hofe diesen Titel. Gregor d. Gr. und mehrere andere Päpste haben diese Stellung vor ihrer Erhebung auf den päpstl. Stuhl bekleidet. Die Apocrisiarien hatten die Bischöfe zu weihen, auch wurden sie von den Päpsten zu Rom zu Missionen an die Patriarchen im Orient verwandt. Am fränk. Hofe war A. der Titel für den obersten Geistlichen, dessen Stellung etwa im allgemeinen der des spätern Großalmoseniers entsprach. Doch führte der A. zugleich die Oberaufsicht über die Hofkanzlei, sodaß er auch, zum großen Theil wenigstens, die Leitung der Staatsgeschäfte in seiner Hand hatte. (S. Almosenier.)

Apocynum, von Tournefort benannte Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen und der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren Arten gegenständige, ganze und ganzrandige Blätter, kleine, doch hübsch gefärbte Blüten, eine glockenförmige, im Schlunde mit fünf spitzen Zähnen oder Läppchen versehene Blumenkrone, sehr kurze Staubfäden mit pfeilförmigen Antheren, fünf Nektardrüsen auf dem Blütenboden, zwei Fruchtknoten mit gemeinsamem, kopfförmigem Narbenkörper, eine gedoppelte Balgfrucht voll mit einem Haarschopf versehener kleiner Samen und einen mehr oder weniger giftigen Milchsaft besitzen. Die meisten Arten wachsen in Amerika, einige in Asien, eine einzige (A. venetum) in Südeuropa am Adriatischen Meer. Es sind ausdauernde Kräuter oder Halbsträucher, welche sich wegen ihrer glänzenden Blätter und in Trugdolden oder Rispen gestellten Blüten zu Ziergewächsen eignen. In der That sieht man mehrere amerik. Arten, nämlich A. androsaemifolium, mit röthlichweißen Blüten, A. cannabinum und A. hypericifolium mit grünlichgelben Blüten, sowie die europ. Art, welche rosenrothe Blüten hat, ziemlich häufig in Gärten. Sie gedeihen daselbst im freien Lande, verlangen aber eine leichte, milde, etwas frische Erde und Bedeckung während des Winters. Man vermehrt sie durch Zertheilung der Wurzelstöcke. Sie sind unter dem Namen Hundskohl und Hundswolle bekannt. Das A. androsaemifolium ist noch deshalb besonders interessant, weil sich seine Blumenkronen, wenn eine Mücke oder kleine Fliege hineinkriecht, plötzlich schließen und das Insekt festhalten, ein Umstand, welcher dieser Pflanze den Namen Fliegenfänger, franz. gobe-mouche, zugezogen hat.

Apodiktisch (griech.) heißt eine Erkenntniß, die das Bewußtsein der Nothwendigkeit bei sich führt, das auf der Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegentheils beruht. Eine apodiktisch gewisse Erkenntniß kann nicht auf Erfahrungsgründen beruhen, da Erfahrung keine Nothwendigkeit begründet; sondern sie ist nur im Denken und für das Denken zu erreichen. Ein apodiktischer Beweis heißt daher ein solcher, welcher das Gegentheil ausschließt. Apodiktik hat man auch die Wissenschaft von den nothwendigen Grundlagen des Wissens oder von den Bedingungen eines apodiktischen Wissens, die philos. Grundwissenschaft, genannt.

Apogäum oder Erdferne heißt derjenige Punkt der Mondbahn, wo der Mond von der Erde, welche den einen Brennpunkt der Bahnellipse einnimmt, am weitesten entfernt ist. Der diametral entgegengesetzte Punkt der Mondbahn heißt Perigäum oder Erdnähe. Beide Punkte sind die Endpunkte der großen Achse (Apsidenlinie) der Mondbahn. Ganz ähnlich wird bei den Jupitersmonden das Wort Apojovium, bei denen des Saturn Aposaturnium u. s. w. gebraucht.

Apokalypse (griech.), d. i. Offenbarung, wird das letzte Buch des neutestamentlichen Kanons, die «Offenbarung des Johannes», genannt; s. Johannes, der Evangelist.

Apokalyptik ist die Bezeichnung für einen eigenthümlichen Zweig der spätern jüd. Literatur, welcher die Zukunft des Gottesreichs und die Erscheinung des Messias zur Vollendung aller dem Volke Israel gewordenen Weissagungen in der Form von symbolischen Bildern und wunderbaren Visionen zu schildern versucht. Entstanden nach dem Abschlusse der ältern Prophetie in einer Zeit des tiefsten nationalen Elends Israels unter dem syr. und röm. Drucke, bringt sie die glühende Sehnsucht der Zeitgenossen nach der Herstellung des davidischen Messiasreichs dadurch zum Ausdruck, daß sie gefeierten Sehern der Vorzeit die Geschichte Israels und der Heidenvölker bis auf die Gegenwart herab in der Form von Weissagungen in den Mund legt, und dieselben zur Aufrichtung der nationalen Hoffnung die Verkündigung einer nahe bevorstehenden Erscheinung des Messias anschließen läßt. Da aber mit dem Fortgange der Zeit das Unerfülltbleiben der alten Weissagungen immer wieder neue Zweifel erregen mußte, so suchen die Apokalyptiker durch neue richtigere Deutung derselben den Muth ihrer Volksgenossen wieder aufzurichten. Grundcharakter der A. ist daher die schriftstellerische Nachbildung und künstliche Ausdeutung der alten Prophetien sowie die durchgängige Pseudonymität, welche zugleich, wo die geschichtliche Zukunftsmalerei der wirklichen Gegenwart näher rückte, eine Verhüllung der

zu schildernden Ereignisse unter dunkle Räthselbilder nothwendig machte. Der letztere Umstand erschwert daher auch die geschichtliche Ausdeutung dieser Literaturproducte durch die neuere Wissenschaft ungemein und macht die oft weit auseinandergehenden Deutungsversuche neuerer Gelehrten erklärlich. Die älteste dieser Apokalypsen, zugleich das Vorbild aller spätern, ist das kanonische Buch Daniel, welches einem alten Seher aus der Chaldäerzeit die Drangsale der Juden unter Antiochos Epiphanes schildern läßt. Unter den spätern sind die bekanntesten das Buch Henoch aus der spätern Makkabäerzeit und die Apokalypse des Esra, nach einigen zur Zeit Herodes d. Gr., nach andern unter Domitian verfaßt. Die älteste christl. Kirche hat, wie sich bei dem Inhalte dieser Apokalypsen leicht denken läßt, dieselben sehr stark benutzt und theilweise, wie das Buch Henoch, aber wahrscheinlich auch die Apokalypse des Esra, durch neuere Zusätze und Einschiebsel für ihre Zwecke brauchbarer gemacht. Ja diese apokalyptische Literatur fand in der alten Kirche, namentlich in judenchristl. Kreisen, eifrige Nachbildung. Außer der Apokalypse des Johannes, welche dieser ganzen Literatur den Namen gegeben hat, sind noch eine ganze Reihe von ähnlichen apokalyptischen Schriften bekannt, welche zum Theil, wie die Testamente der 12 Patriarchen, die Auffahrt des Jesaias, der Hirte des Hermas, uns noch gegenwärtig erhalten. Vgl. Hilgenfeld, «Die jüdische A.» (Jena 1857).

Apokalyptiker heißen diejenigen, welche in der Apokalypse oder Offenbarung des Johannes (s. Johannes, der Evangelist) die prophetische Enthüllung der zukünftigen Vollendung des Gottesreichs finden. In der christl. Urzeit war es namentlich die judenchristl. Partei, welche in der Offenbarung des Johannes ihre Hoffnungen auf die irdisch sichtbare Wiederkunft Christi zur Begründung eines tausendjährigen Freudenreichs der Frommen in dem erweitert und verherrlicht wiederhergestellten Jerusalem ausgedrückt fand (vgl. besonders Offenb. 20). Als um die Mitte des 2. Jahrh. die sog. Montanisten die unmittelbare Nähe des Weltendes verkündigten, lebten die apokalyptischen Meinungen aufs neue auf, und Montanus, das kleinasiat. Haupt der Partei, bezeichnete sogar den Ort, an welchem sich das himmlische Jerusalem auf die Erde herablassen werde, die Stadt Pepuza in Phrygien. Auch der sog. Hirte des Hermas, eine gegen Mitte des 2. Jahrh. verfaßte prophetische Schrift aus judenchristl. Kreise, bewegt sich ganz in ähnlichen apokalyptischen Schilderungen der nahe bevorstehenden Ankunft des Herrn, und der Bischof Papias von Hierapolis (gest. um 163) wußte, angeblich aus dem Munde des Apostels Johannes selbst, gar wundersame Dinge von der irdischen Herrlichkeit des Tausendjährigen Reichs und den die Gläubigen erwartenden sinnlichen Genüssen zu erzählen. Auch Justinus der Märtyrer (gest. um 160) theilte, trotz seiner philos. Bildung, den apokalyptischen Glauben der Zeit, für welchen noch späterhin nicht allein der schließlich förmlich zum Montanismus übergetretene Tertullian (gest. 220), sondern auch die angesehensten Theologen der kleinasiat.-röm. Schule, wie Irenäus (gest. 202) und Hippolyt, trotz ihrer Verwerfung der montanistischen Prophetie, eintraten. Dagegen trat die überall das Geistige suchende Schule von Alexandrien der sinnlichen Auffassung der Apokalypse und des Tausendjährigen Reichs entgegen. Der röm. Presbyter Cajus schrieb zu Anfang des 3. Jahrh. die Apokalypse wegen ihrer sinnlichen Schilderungen der letzten Dinge dem Gnostiker Cerinth zu, und die von dem Bischofe Dionysius von Alexandrien (um 250) an ihr geübte Kritik trug noch mehr dazu bei, mit der Apokalypse auch die apokalyptischen Hoffnungen auf längere Zeit hinaus in der Kirche zurückzudrängen. Auch als im 4. Jahrh. die Echtheit der Offenbarung des Johannes wieder zur Anerkennung kam, blieb doch die geistige Deutung derselben in der Kirche vorherrschend, zumal die mittlerweile erfolgte Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion den alten apokalyptischen Eifer gegen das Römische Reich gedämpft hatte. Trotzdem tauchte, namentlich im Abendland unter den Stürmen der Völkerwanderung, die Neigung zu apokalyptischen Schwärmereien von neuem auf, und da hier namentlich seit Augustinus allgemein die Ansicht herrschte, daß die 1000 J. der Apokalypse (Kap. 20) von der Erscheinung oder dem Leiden Christi an zu rechnen seien, so sah man mit großer Besorgniß dem Eintritt des J. 1000 n. Chr. entgegen. Dieses Jahr verging, ohne daß der Antichrist erschien. Dafür suchte nun die Apokalyptik, namentlich seit dem 12. Jahrh., neuen Stoff zu ihren Deutungen. Alle Wechselerscheinungen der vielfach zerrissenen kath. Kirche, die immer zahlreicher auftauchenden Ketzer, die Verbreitung des Mohammedanismus, mußten ihre Erläuterung und Vorherverkündigung in der Apokalypse finden.

Seit dem Anfange des 13. Jahrh. bis weit über die Reformation des 16. Jahrh. hinaus drehte das Verhältniß sich um. Das hierarchische Rom mit seinen Mißständen wurde der reformatorischen Apokalyptik zum leibhaftigen Antichristen. Der Apokalyptiker Joachim, Abt

von Floris in Calabrien (gest. 1202), gab einer schwärmerischen, Rom feindlichen Fraction der Franciscaner sein «Ewiges Evangelium» (nach Offenb. Joh. 14, 6) vornehmlich, wie es scheint, aus der Apokalypse, wobei die Thatsache gleichgültig bleibt, daß die spätere Apokalyptik der Franciscaner die Schriften Joachim's noch vielfach in einem Rom feindlichen Sinne fälschte. Die «Einleitung in das Ewige Evangelium» und die Postille des nachherigen Hauptes der «spiritualen» Franciscaner, des Petrus Johannes von Oliva (gest. 1297), über die Apokalypse überbieten in ihrer kirchenfeindlichen Apokalyptik alles bisher Dagewesene an überschwenglicher Willkür, und verheißen selbst dem Evangelium des Neuen Testaments einen nahen Untergang. Auch die Katharer, Waldenser, Apostoliker, Wicliffiten und Hussiten nahmen, mit größerer oder geringerer Schwärmerei, ihre Waffen gegen Rom und die herrschende Kirche aus den dunkeln Gängen apokalyptischer Weissagungen. Selbst die Reformation, Luther eingeschlossen, fuhr fort, die Apokalypse willkürlich aus allen Zeiten der Kirchengeschichte und den Antichrist aus dem röm. Papstthume zu erklären, und ließ sich hier an Ruhe und Besonnenheit durch die kath. Kirche, namentlich durch die nüchternen Commentare des span. Jesuiten Franciscus Ribeira (gest. 1591), wie durch Alcassar (im Anfange des 17. Jahrh.), übertreffen. Die für Staat und Kirche gleich gefährlichen apokalyptischen Schwärmereien der Wiedertäufer, gleichzeitig mit der Reformation, veranlaßten die Kirche der Reformation, die Lehre vom Tausendjährigen Reiche als jüd. Aberglauben zu verwerfen (Augsb. Confession, Art. 17), während die geistigere und praktische Auffassung durch Spener (gest. 1705) theils verworfen, theils die Quelle maßloser Ausgeburten apokalyptischer Phantasien unter seinen eigenen Anhängern wurde. Rosamunde Juliane von der Asseburg im Magdeburgischen (geb. 1672), Eleonore von Merlau, vermählt mit dem ebenfalls schwärmerischen Apokalyptiker Petersen (gest. 1727), und eine Menge «Inspirirter» ergingen sich seit Anfang des 17. Jahrh. in der Verkündigung geheimer Gesichte und wunderbarer, meist vom Tausendjährigen Reiche handelnder Offenbarungen, welche alle mehr oder weniger auf die Verheißungen der vieldeutigen Apokalypse zurückzugehen suchten. Die nüchternen Auslegungen von Hugo Grotius (seit 1644) in der prot., von Bossuet (seit 1690) in der kath. Kirche hatten nicht durchzudringen vermocht und nährten theilweise sogar durch eigene unrichtige Auslegung den apokalyptischen Sinn.

Der durch seine Paradoxien berühmt gewordene engl. Theolog Whiston (s. d.) erneuerte seit 1706 die Versuche, aus den Zahlen der Apokalypse das Weltende vorauszuberechnen. Noch größeres Aufsehen erregte der tiefsinnige, gelehrte und fromme würtemb. Prälat Bengel, welcher 1727 das Wüthen des Antichrists auf die J. 1832—36, die Erscheinung Christi auf den 18. Juni 1836, das Tausendjährige Reich auf 1836—2836, das Ende der Welt aber und das Jüngste Gericht auf das Jahr 3836 berechnete. Durch die kalte, aber rein histor. Kritik der Semler'schen Schule sowie durch die geistreiche, warm poetische, vielfach irrige, aber nicht überschwengliche Auslegung der Apokalypse von Herder u. a. brach sich endlich seit der Mitte des 18. Jahrh. eine nüchternere Auffassung Bahn, und die neuesten Arbeiten von Ewald, Züllich, Lücke, De Wette, Düsterdiek u. a. haben die rein histor. Auffassung des viel misgedeuteten Buchs mit den reichen Mitteln der heutigen Wissenschaft in allen Hauptpunkten festgestellt. Das Wiederaufleben orthodoxen Eifers, verbunden mit großen Bewegungen und Erschütterungen des öffentlichen Lebens, hat freilich auch neuerdings wieder apokalyptische Schwärmereien an das Licht gerufen. So wollte man in den Ereignissen der J. 1848 und 1849 die Zeichen des Antichrists erblicken, und die in England, zum Theil auch auf dem Continent verbreiteten Irvingianer (s. d.) berechneten aufs neue den Eintritt des Jüngsten Tages mit allen apokalyptischen Anhängseln. Hengstenberg, welcher vergeblich 1836 das Weltende erwartet hatte, tröstete sich über seine fehlgeschlagene Hoffnung mit der Entdeckung, daß die Christenheit, ohne es zu wissen, schon längst mitten im Tausendjährigen Reiche begriffen sei. Dafür hat ihn Auberlen in Basel hart angelassen, dessen «reichsgeschichtliche» Auslegung der Apokalypse das Tausendjährige Reich wieder in die Zukunft verlegt, aber bereits seit der Französischen Revolution das Wüthen des Antichrists verspürt. Auberlen's Hoffnung, mit seiner an Anspielungen auf die neuesten Zeitereignisse reichlich durchzogenen Auslegung des alten Räthselbuchs eine neue Aera in der Theologie zu begründen, ist wenigstens insoweit in Erfüllung gegangen, als die Erwartung der nahen Ankunft des durch Ludwig Napoleon schon vorbereiteten Antichrist (s. d.) und des dann auf Erden anbrechenden Tausendjährigen Reichs (s. Chiliasmus), in welchem neben den Juden auch die Neger, Buschmänner und andere barbarische Völkerstämme die Stelle der dem Höllenrachen verfallenen modernen Culturvölker einnehmen werden, eine Lieblingsmeinung der pietistischen Buchstabengläubigkeit neuesten Datums bildet. Natürlich

stehen indessen diese Verirrungen sämmtlich außerhalb der Bildung unserer Zeit, auch wenn die Wissenschaft nicht unzweifelhaft dargethan hätte, daß die Apokalypse nur historisch aufgefaßt und einzig auf die Zustände des 1. christl. Jahrh. gedeutet werden darf. Bei der Vieldeutigkeit des Buchs und der natürlichen Aehnlichkeit der Entwickelungsformen verschiedener Zeiten wird es freilich der Schwärmerei stets gelingen, dabei Anspielungen auf jede Zeit zu entdecken.

Apokalyptische Zahl wird die mystische, nach den Handschriften noch dazu schwankende Zahl 666 in der Offenb. Joh. 13, 18 genannt, in welcher die Kirche schon im 2. Jahrh., nach der Zahlbedeutung der griech. oder (wiewol irrthümlich) der hebr. Buchstaben, den Antichrist (s. d.) angedeutet fand, während andere eine Zeitbestimmung darin ausgedrückt glaubten. Die wahrscheinlichste Auslegung geht immer noch auf die alte, sich schon bei Irenäus findende Erklärung durch den Namen Λατεῖνος (Latinus) zurück, da die Lateiner das damals herrschende Volk waren und die Zahl 666 in den griech. Buchstaben jenes Namens sich wiederfindet. Außerdem verstand man unter der apokalyptischen Zahl die dunkle und noch immer nicht übereinstimmend festgestellte, aber jedenfalls dem größern Theile nach eigentliche Zahlenrechnung der Offenbarung des Johannes überhaupt.

Apokatastāse (griech.), Wiederbringung aller Dinge, d. h. Wiederherstellung in den vorigen (ursprünglichen) Zustand, entnommen aus Apostelg. 3, 21, drückt eigentlich die Erwartung der Juden und Christen aus, daß der in seinem vollen Glanze erscheinende Messias die Theokratie (s. d.) zur polit. Selbständigkeit und Herrlichkeit sowie zur religiösen und sittlichen Reinheit zurückführen, aber auch die phys. Welt zur ursprünglichen Normalbeschaffenheit verklären werde. Origenes insbesondere bildete in seinem siegreichen Glauben an die alles überwindende Kraft der Erlösung die Vorstellung dahin aus, daß er wenigstens in seinen theoretischen Schriften ein endliches Aufhören der Strafen und selbst eine Bekehrung des Teufels und der Dämonen erwartete. Diese mildernde, die Strafen nur als Erziehungsmittel auffassende Anschauung blickt noch bei Didymus von Alexandrien (gest. 395) und Gregor von Nazianz (gest. 391) hervor, ebenso bei Diodor von Tarsus und Theodorus von Mopsuestia im 5. Jahrh. Allein der Glaube an die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Verwerfung der A. drang namentlich seit dem 4. Jahrh. immer entschiedener durch, und die theilweise Erneuerung des Gedankens durch Scotus Erigena im 9. Jahrh. wollte nicht viel bedeuten. Gleiches gilt von der Behauptung Petersen's im Anfange des 18. Jahrh., daß der Zustand vor dem Sündenfalle durch Christi Erscheinung (s. Chiliasmus) wiederhergestellt werden solle.

Apokōpe (griech.), ein grammat. Kunstausdruck, durch den man das Weglassen eines Buchstaben oder einer Silbe am Ende eines Worts bezeichnet, z. B. «ein zitternd Haupt», «hätt' er».

Apokryphen (griech.) bedeutet eigentlich Schriften, welche dem öffentlichen kirchlichen Gebrauche entzogen sind, weil man sie aus irgendwelchem Grunde den kirchlich recipirten Schriften nicht gleichstellt. Der Begriff des Unechten oder Falschen liegt in dem Ausdrucke ebenso wenig als die allmählich ausgebildete dogmatische Vorstellung, daß sie nicht wie die andern biblischen Schriften vom Heiligen Geiste dictirt, also keine Gottesbücher, sondern Menschenbücher seien. Den Gegensatz zu den apokryphischen Schriften bilden die kanonischen, d. h. diejenigen, welche in die festgestellte Liste kirchlich geltender und daher auch gottesdienstlich gebrauchter Bücher gehören. Doch herrschen über die Feststellung dieser Liste in der alten Kirche bedeutende Schwankungen und noch heute geht das Urtheil der verschiedenen Kirchenparteien darüber auseinander. Nach den zwei Hauptabtheilungen der Bibel muß man alttestamentliche und neutestamentliche A. scheiden. Zu den A. des Alten Testaments gehören: die drei Bücher der Makkabäer (von denen Luther nur die zwei ersten übersetzt hat), das Buch Judith, das Buch Tobit, das Buch Jesus Sirach (mit der von Luther gleichfalls nicht übersetzten Vorrede), das Buch der Weisheit Salomo's, das Buch Baruch, der Brief des Jeremia (bei Luther das 6. Kapitel des Buches Baruch), das sog. dritte Buch Esra (auch Esra I, von Luther nicht übersetzt) und einige spätere Zusätze zu den Büchern Daniel und Esther. Alle diese Schriften fanden in den hebr. Kanon der palästinensischen Juden keine Aufnahme, weil ihre Abfassung zum größten Theile in eine Zeit fällt, in welcher die Sammlung der heil. Schriften der Juden bereits abgeschlossen war (nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.). Von einigen dieser Schriften ist es sogar fraglich, ob sie nicht erst nach Christi Geburt, oder (wie das Buch der Weisheit Salomo's) wol gar von christl. Händen verfaßt sind, und neuerdings ist sogar die Meinung aufgestellt worden, daß die meisten von ihnen erst aus der «röm. Knechtschaftszeit» herrührten und in symbolischer Weise die Geschicke des Judenthums nach der Zerstörung Jerusalems darstellten. Jedenfalls ist die Entstehung der meisten dieser A. schwer

auszumitteln. Ein Theil von ihnen ist ursprünglich hebräisch geschrieben, und namentlich die Sprüche Sirach's und das erste, freilich im dynastischen Interesse des Hasmonäischen Fürstenhauses verfaßte Makkabäerbuch (Sarbeth Sarbane) schließen sich in der Zeitfolge sehr nahe an die letzten kanonischen Schriften aus der Zeit des Judas Makkabi, das Buch Daniel und manche Makkabäische Psalmen an. Doch urtheilten die Juden über alle diese «außerhalb befindlichen» oder «verborgen gehaltenen» Schriften, daß in ihren Verfassern nichts mehr von der prophetischen Begeisterung der frühern zu spüren sei, obwol das erste Makkabäerbuch auch in der Folgezeit bei den Rabbinern in Ehren stand und aus dem Buche Sirach manche Sprüche als Belege angeführt wurden. Von den übrigen A. gehören das zweite Makkabäerbuch und das Buch Judith aller Wahrscheinlichkeit nach noch in die makkabäische Zeit und sind als dem Hasmonäischen Fürstenhause feindselige Tendenzschriften zu begreifen, doch blieben nur die in ihnen bearbeiteten Sagen, zum Theil in widersprechender Gestalt, ein Eigenthum der rabbinischen Ueberlieferung. Wie die vier genannten A., so ist auch das Buch Tobit jedenfalls, das Buch Baruch und der Brief des Jeremia wahrscheinlich ursprünglich hebräisch geschrieben, obwol alle diese Schriften, weil sie außerhalb des Kanons standen, uns nur in griech. Uebersetzung überliefert sind. Eine zweite Gruppe der alttestamentlichen A. bilden die ursprünglich griechisch verfaßten: die griech. Bearbeitung des Esra (Esra III.), das sog. dritte Buch der Makkabäer (die Geschichte einer Verfolgung der ägypt. Juden unter Ptolemäus Philopator), die Zusätze zu Esther und Daniel, und das im Geiste der alexandrinisch-jüd. Religionsphilosophie geschriebene Buch der Weisheit Salomo's. Alle diese Schriften fanden sich mit den Uebersetzungen der hebräisch geschriebenen A. in der von den Christen gebrauchten griech. Uebersetzung des Alten Testaments, obwol bei einigen zweifelhaft ist, ob sie schon von den griechisch redenden Juden in dieselbe aufgenommen worden sind. Außerdem müssen zu den alttestamentlichen A. noch einige andere, zum Theil nur dem Namen nach uns bekannte Bücher gezählt werden, von denen das noch jetzt vorhandene Buch Henoch und das sog. vierte Buch Esra die wichtigsten sind. Dieselben finden sich nicht in der griech. Bibel, waren aber zum Theil schon den neutestamentlichen Schriftstellern bekannt. Das Buch Henoch ist mit Ausnahme eines großen, von christl. Händen herrührenden Einschiebsels wol in der spätern Makkabäerzeit, das vierte Buch Esra nach einigen unter Herodes d. Gr., nach andern erst nach der Zerstörung Jerusalems entstanden. Beide gehören zu der sog. apokalyptischen Literatur, an welcher das spätere Judenthum reich war, und sind spätere Nachbilder des Buchs Daniel.

Die christl. Kirchenlehrer haben, namentlich in den ältesten Zeiten, von den meisten dieser A. unbedenklich Gebrauch gemacht. Schon im Neuen Testamente werden apokryphische Schriften da und dort mit gleicher Autorität wie kanonische benutzt (so das Buch Henoch im Briefe des Judas), häufiger schon bei den sog. Apostolischen Vätern (s. d.) und unzählige mal bei Clemens von Alexandrien, Origenes, Irenäus, Tertullian, Cyprian, welche sie unbedenklich als heil. Schriften citirten. Doch fehlen sie schon in den Verzeichnissen der alttestamentlichen Bücher des 2. Jahrh., und schon im 3. Jahrh. war die griech. Kirche darüber einig, diese A. nur als Lesebücher ohne kanonisches Ansehen zu betrachten. Aehnlich urtheilten im Abendlande noch Rufin und Hieronymus (Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrh.), wogegen die afrik. Kirche auf einer Synode zu Hippo 393 sich für die Aufnahme der A. in den alttestamentlichen Kanon entschied, welches allmählich auch im übrigen Abendlande Nachahmung fand. Doch blieb das ganze Mittelalter hindurch das Urtheil ein schwankendes, und erst die Kirchenversammlung zu Trient hat in ihrer vierten Session 8. April 1546 die Gleichstellung der in der lat. Kirchenbibel (der sog. Vulgata) enthaltenen A. (außer dem 3. und 4. Esrabuche) mit den übrigen Schriften des Alten Testaments ausgesprochen. Dagegen achtete Luther, obwol er die A. mit wenigen Ausnahmen ins Deutsche übersetzte und als Anhang zum Alten Testamente herausgab, dieselben für Bücher, «so der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind». Bei dieser Ansicht ist die prot. Kirche in der Hauptsache stehen geblieben, obwol natürlich die strengere oder freiere Auffassung der göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift auch auf das Urtheil über die A. von Einfluß war. Dagegen hat der schott. Puritanismus und neuerdings auch die sog. Low-Church-Partei in der Anglikanischen Kirche (s. d.) jede Benutzung der A. als eine Verfälschung des göttlichen Wortes verworfen, daher auch die Englische Bibelgesellschaft nur Bibeln ohne die A. verbreitet. Dieselbe, auf eine starre Inspirationslehre gegründete Ansicht hat neuerdings auch bei den südwestdeutschen Pietisten Eingang gefunden und erregte 1851 einen förmlichen Apokryphenstreit, in welchem Ebrard, Keerl u. a. auf Grund des göttlichen Wortes «Zeugniß wider die A. ablegten», wogegen

Hengstenberg, Stier u. a. sich ihrer annahmen und aus Anhänglichkeit an die altluth. Tradition auch fernerhin ihr Zusammendrucken und Zusammenbinden mit den übrigen biblischen Schriften vertheidigten. Für einen freiern theol. Standpunkt ist natürlich dieser ganze Apokryphenstreit ohne Interesse. Dagegen verdient es bemerkt zu werden, daß im geraden Gegensatze zu der neuern pietistischen Richtung in der evang. Kirche die griech.-orient. Kirche seit Ende des 17. Jahrh. aus Opposition gegen den Protestantismus die göttliche Inspiration der A. anerkannt und dadurch mit ihrer eigenen Vergangenheit entschieden gebrochen hat.

Von weit geringerer Bedeutung als die A. des Alten Testaments sind die sog. A. des Neuen Testaments. Unter diesem Namen faßt man insgemein eine vielverzweigte Literatur untergeschobener Evangelien, Apostelgeschichten u. s. w. zusammen, welche zum Theil bis ins 2. Jahrh. hinaufreichen, sich aber sammt und sonders durch Abenteuerlichkeit des Inhalts und abgeschmackte Uebertreibung der Wundergeschichten von den neutestamentlichen Schriften sehr unvortheilhaft unterscheiden. Die bekanntesten dieser A. sind das Protevangelium des Jakobus, das Evangelium des Nikodemus, die Acten des Thomas, die Acten des Paulus und der Thekla und eine ganze Reihe von angeblich evang. Berichten über die Kindheit Jesu. Nach dem Vorgange des gelehrten Fabricius haben neuerdings Thilo und Tischendorf begonnen, diese neutestamentlichen A. zu sammeln und herauszugeben, und Rudolf Hofmann hat in einer eigenen Schrift das Leben Jesu nach den A. erzählt. Abgesehen von einigen kleinern ketzerischen Parteien, hat die christl. Kirche diese neutestamentlichen A. einmüthig von sich gewiesen, und diese Machwerke sind es gewesen, um derentwillen seit dem 4. Jahrh. der ungenaue Sprachgebrauch aufkam, nach welchem «apokryph» so viel heißt wie unecht und untergeschoben. Weit bedeutender für die Geschichte der Bildung der neutestamentlichen Schriftensammlung sind eine Reihe anderer altchristl. Schriften, welche in verschiedenen Gegenden längere Zeit hindurch im kirchlichen Gebrauche waren. Die wichtigsten unter ihnen sind das sog. Evangelium der Hebräer (welches dem Matthäusevangelium nahe verwandt war und von den judenchristl. Parteien benutzt wurde), das diesem, wie es scheint, sehr ähnliche Petrusevangelium, die Apostolischen Constitutionen und fast sämmtliche Schriften der Apostolischen Väter, namentlich der Brief des Barnabas, der Brief des röm. Clemens und der sog. Hirte des Hermas. Diese letztern Denkmäler der christl. Urzeit finden sich zum Theil auch in alten Bibelhandschriften, wurden aber, weil nicht von Aposteln herrührend, aus dem neutestamentlichen Kanon nach und nach ausgeschieden. Eine Art von Mittelstellung zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern endlich nehmen die sog. Antilegomenen, d. h. angezweifelten oder widersprochenen Apostelschriften des Neuen Testaments, ein, wohin die ältere griech. Kirche den zweiten Brief des Petrus, den Brief des Judas, den zweiten und dritten Brief des Johannes und die Offenbarung des Johannes, die ältere abendl. Kirche den Hebräerbrief rechnete. Mit dem Ueberhandnehmen der Unkritik seit Ende des 4. Jahrh. wurden jedoch überall in der morgenl. wie in der abendl. Kirche die frühern Bedenken zurückgedrängt und jene Schriften zu gleicher kirchlicher Geltung mit den übrigen kanonischen Büchern gebracht. Erst Luther, welcher die sieben Antilegomenen der alten Kirche in den Anhang seiner deutschen Bibel verwies, und die älteste luth. Dogmatik, welche auf jene Schriften keine Beweise gründen wollte, stellten den Unterschied wieder her, der aber durch die schroffere Inspirationslehre der Folgezeit bald wieder zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt wurde, bis die neuere Kritik auch hier die alten Zweifel an der apostolischen Abfassung jener Schriften nicht nur erneuerte, sondern auch auf eine Anzahl anderer, von der alten Kirche niemals beanstandeten Bücher ausdehnte.

Apolda, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, liegt 3½ St. nordöstlich von Weimar an der Sächsisch-Thüringischen Eisenbahn und am Zusammenflusse des Schötener- und Herresserbachs (Nebengewässer der Ilm). Der Ort ist Sitz eines Justizamts, einer Superintendentur und seit 1864 der Direction des zweiten Sachsen-Weimarischen Verwaltungsbezirks, hat eine Real- und eine Bürgerschule und zählt (1861) 7732 E. Zur Zeit ist A. der bedeutendste Fabrikort des Großherzogthums. Hauptgegenstand des Fabrikbetriebs ist die Strumpfwaarenmanufactur, welche über 1100 Wirkerstühle (einschließlich der mechanischen) in Bewegung setzt und ihre Erzeugnisse nach allen Welttheilen versendet. Auch bestehen zu A. zwei renommirte Glockengießereien. Der 1737 entdeckte Gesundbrunnen ist in Vergessenheit gerathen. Das Schloß, auf einer Anhöhe im Süden der Stadt gelegen, gehörte, nebst der Herrschaft A., erst den Schenken von Vargula und Tautenburg (1268), später den Herren von Vitzthum. Mit dem Tode Anton Friedrich von Vitzthum's, des letzten seiner Geschlechtslinie, fiel jene Herrschaft an die Herzoge von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Weimar, und

auszumitteln. Ein Theil von ihnen ist ursprünglich hebräisch geschrieben, und namentlich die Sprüche Sirach's und das erste, freilich im dynastischen Interesse des Hasmonäischen Fürstenhauses verfaßte Makkabäerbuch (Sarbeth Sarbane) schließen sich in der Zeitfolge sehr nahe an die letzten kanonischen Schriften aus der Zeit des Judas Makkabi, das Buch Daniel und manche Makkabäische Psalmen an. Doch urtheilten die Juden über alle diese «außerhalb befindlichen» oder «verborgen gehaltenen» Schriften, daß in ihren Verfassern nichts mehr von der prophetischen Begeisterung der frühern zu spüren sei, obwol das erste Makkabäerbuch auch in der Folgezeit bei den Rabbinern in Ehren stand und aus dem Buche Sirach manche Sprüche als Belege angeführt wurden. Von den übrigen A. gehören das zweite Makkabäerbuch und das Buch Judith aller Wahrscheinlichkeit nach noch in die makkabäische Zeit und sind als dem Hasmonäischen Fürstenhause feindselige Tendenzschriften zu begreifen, doch blieben nur die in ihnen bearbeiteten Sagen, zum Theil in widersprechender Gestalt, ein Eigenthum der rabbinischen Ueberlieferung. Wie die vier genannten A., so ist auch das Buch Tobit jedenfalls, das Buch Baruch und der Brief des Jeremia wahrscheinlich ursprünglich hebräisch geschrieben, obwol alle diese Schriften, weil sie außerhalb des Kanons standen, uns nur in griech. Uebersetzung überliefert sind. Eine zweite Gruppe der alttestamentlichen A. bilden die ursprünglich griechisch verfaßten: die griech. Bearbeitung des Esra (Esra III.), das sog. dritte Buch der Makkabäer (die Geschichte einer Verfolgung der ägypt. Juden unter Ptolemäus Philopator), die Zusätze zu Esther und Daniel, und das im Geiste der alexandrinisch-jüd. Religionsphilosophie geschriebene Buch der Weisheit Salomo's. Alle diese Schriften fanden sich mit den Uebersetzungen der hebräisch geschriebenen A. in der von den Christen gebrauchten griech. Uebersetzung des Alten Testaments, obwol bei einigen zweifelhaft ist, ob sie schon von den griechisch redenden Juden in dieselbe aufgenommen worden sind. Außerdem müssen zu den alttestamentlichen A. noch einige andere, zum Theil nur dem Namen nach uns bekannte Bücher gezählt werden, von denen das noch jetzt vorhandene Buch Henoch und das sog. vierte Buch Esra die wichtigsten sind. Dieselben finden sich nicht in der griech. Bibel, waren aber zum Theil schon den neutestamentlichen Schriftstellern bekannt. Das Buch Henoch ist mit Ausnahme eines großen, von christl. Händen herrührenden Einschiebsels wol in der spätern Makkabäerzeit, das vierte Buch Esra nach einigen unter Herodes d. Gr., nach andern erst nach der Zerstörung Jerusalems entstanden. Beide gehören zu der sog. apokalyptischen Literatur, an welcher das spätere Judenthum reich war, und sind spätere Nachbilder des Buchs Daniel.

Die christl. Kirchenlehrer haben, namentlich in den ältesten Zeiten, von den meisten dieser A. unbedenklich Gebrauch gemacht. Schon im Neuen Testamente werden apokryphische Schriften da und dort mit gleicher Autorität wie kanonische benutzt (so das Buch Henoch im Briefe des Judas), häufiger schon bei den sog. Apostolischen Vätern (s. d.) und unzählige mal bei Clemens von Alexandrien, Origenes, Irenäus, Tertullian, Cyprian, welche sie unbedenklich als heil. Schriften citirten. Doch fehlen sie schon in den Verzeichnissen der alttestamentlichen Bücher des 2. Jahrh., und schon im 3. Jahrh. war die griech. Kirche darüber einig, diese A. nur als Lesebücher ohne kanonisches Ansehen zu betrachten. Aehnlich urtheilten im Abendlande noch Rufin und Hieronymus (Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrh.), wogegen die afrik. Kirche auf einer Synode zu Hippo 393 sich für die Aufnahme der A. in den alttestamentlichen Kanon entschied, welches allmählich auch im übrigen Abendlande Nachahmung fand. Doch blieb das ganze Mittelalter hindurch das Urtheil ein schwankendes, und erst die Kirchenversammlung zu Trient hat in ihrer vierten Session 8. April 1546 die Gleichstellung der in der lat. Kirchenbibel (der sog. Vulgata) enthaltenen A. (außer dem 3. und 4. Esrabuche) mit den übrigen Schriften des Alten Testaments ausgesprochen. Dagegen achtete Luther, obwol er die A. mit wenigen Ausnahmen ins Deutsche übersetzte und als Anhang zum Alten Testamente herausgab, dieselben für Bücher, «so der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind». Bei dieser Ansicht ist die prot. Kirche in der Hauptsache stehen geblieben, obwol natürlich die strengere oder freiere Auffassung der göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift auch auf das Urtheil über die A. von Einfluß war. Dagegen hat der schott. Puritanismus und neuerdings auch die sog. Low-Church-Partei in der Anglikanischen Kirche (s. d.) jede Benutzung der A. als eine Verfälschung des göttlichen Wortes verworfen, daher auch die Englische Bibelgesellschaft nur Bibeln ohne die A. verbreitet. Dieselbe, auf eine starre Inspirationslehre gegründete Ansicht hat neuerdings auch bei den südwestdeutschen Pietisten Eingang gefunden und erregte 1851 einen förmlichen Apokryphenstreit, in welchem Ebrard, Keerl u. a. auf Grund des göttlichen Wortes «Zeugniß wider die A. ablegten», wogegen

Hengstenberg, Stier u. a. sich ihrer annahmen und aus Anhänglichkeit an die altluth. Tradition auch fernerhin ihr Zusammendrucken und Zusammenbinden mit den übrigen biblischen Schriften vertheidigten. Für einen freiern theol. Standpunkt ist natürlich dieser ganze Apokryphenstreit ohne Interesse. Dagegen verdient es bemerkt zu werden, daß im geraden Gegensatze zu der neuern pietistischen Richtung in der evang. Kirche die griech.-orient. Kirche seit Ende des 17. Jahrh. aus Opposition gegen den Protestantismus die göttliche Inspiration der A. anerkannt und dadurch mit ihrer eigenen Vergangenheit entschieden gebrochen hat.

Von weit geringerer Bedeutung als die A. des Alten Testaments sind die sog. A. des Neuen Testaments. Unter diesem Namen faßt man insgemein eine vielverzweigte Literatur untergeschobener Evangelien, Apostelgeschichten u. s. w. zusammen, welche zum Theil bis ins 2. Jahrh. hinaufreichen, sich aber sammt und sonders durch Abenteuerlichkeit des Inhalts und abgeschmackte Uebertreibung der Wundergeschichten von den neutestamentlichen Schriften sehr unvortheilhaft unterscheiden. Die bekanntesten dieser A. sind das Protevangelium des Jakobus, das Evangelium des Nikodemus, die Acten des Thomas, die Acten des Paulus und der Thekla und eine ganze Reihe von angeblich evang. Berichten über die Kindheit Jesu. Nach dem Vorgange des gelehrten Fabricius haben neuerdings Thilo und Tischendorf begonnen, diese neutestamentlichen A. zu sammeln und herauszugeben, und Rudolf Hofmann hat in einer eigenen Schrift das Leben Jesu nach den A. erzählt. Abgesehen von einigen kleinern ketzerischen Parteien, hat die christl. Kirche diese neutestamentlichen A. einmüthig von sich gewiesen, und diese Machwerke sind es gewesen, um derentwillen seit dem 4. Jahrh. der ungenaue Sprachgebrauch aufkam, nach welchem «apokryph» so viel heißt wie unecht und untergeschoben. Weit bedeutender für die Geschichte der Bildung der neutestamentlichen Schriftensammlung sind eine Reihe anderer altchristl. Schriften, welche in verschiedenen Gegenden längere Zeit hindurch im kirchlichen Gebrauche waren. Die wichtigsten unter ihnen sind das sog. Evangelium der Hebräer (welches dem Matthäusevangelium nahe verwandt war und von den judenchristl. Parteien benutzt wurde), das diesem, wie es scheint, sehr ähnliche Petrusevangelium, die Apostolischen Constitutionen und fast sämmtliche Schriften der Apostolischen Väter, namentlich der Brief des Barnabas, der Brief des röm. Clemens und der sog. Hirte des Hermas. Diese letztern Denkmäler der christl. Urzeit finden sich zum Theil auch in alten Bibelhandschriften, wurden aber, weil nicht von Aposteln herrührend, aus dem neutestamentlichen Kanon nach und nach ausgeschieden. Eine Art von Mittelstellung zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern endlich nehmen die sog. Antilegomenen, d. h. angezweifelten oder widersprochenen Apostelschriften des Neuen Testaments, ein, wohin die ältere griech. Kirche den zweiten Brief des Petrus, den Brief des Judas, den zweiten und dritten Brief des Johannes und die Offenbarung des Johannes, die ältere abendl. Kirche den Hebräerbrief rechnete. Mit dem Ueberhandnehmen der Unkritik seit Ende des 4. Jahrh. wurden jedoch überall in der morgenl. wie in der abendl. Kirche die frühern Bedenken zurückgedrängt und jene Schriften zu gleicher kirchlicher Geltung mit den übrigen kanonischen Büchern gebracht. Erst Luther, welcher die sieben Antilegomenen der alten Kirche in den Anhang seiner deutschen Bibel verwies, und die älteste luth. Dogmatik, welche auf jene Schriften keine Beweise gründen wollte, stellten den Unterschied wieder her, der aber durch die schroffere Inspirationslehre der Folgezeit bald wieder zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt wurde, bis die neuere Kritik auch hier die alten Zweifel an der apostolischen Abfassung jener Schriften nicht nur erneuerte, sondern auch auf eine Anzahl anderer, von der alten Kirche niemals beanstandeten Bücher ausdehnte.

Apolda, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, liegt 3½ St. nordöstlich von Weimar an der Sächsisch-Thüringischen Eisenbahn und am Zusammenflusse des Schötener- und Herresserbachs (Nebengewässer der Ilm). Der Ort ist Sitz eines Justizamts, einer Superintendentur und seit 1864 der Direction des zweiten Sachsen-Weimarischen Verwaltungsbezirks, hat eine Real- und eine Bürgerschule und zählt (1861) 7732 E. Zur Zeit ist A. der bedeutendste Fabrikort des Großherzogthums. Hauptgegenstand des Fabrikbetriebs ist die Strumpfwaarenmanufactur, welche über 1100 Wirkerstühle (einschließlich der mechanischen) in Bewegung setzt und ihre Erzeugnisse nach allen Welttheilen versendet. Auch bestehen zu A. zwei renommirte Glockengießereien. Der 1737 entdeckte Gesundbrunnen ist in Vergessenheit gerathen. Das Schloß, auf einer Anhöhe im Süden der Stadt gelegen, gehörte, nebst der Herrschaft A., erst den Schenken von Vargula und Tautenburg (1268), später den Herren von Vitzthum. Mit dem Tode Anton Friedrich von Vitzthum's, des letzten seiner Geschlechtslinie, fiel jene Herrschaft an die Herzoge von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Weimar, und

diese schenkten 15. Oct. 1633 Schloß und Rittergut nebst allen Gerechtsamen der Universit Jena, in deren Besitz sich beides noch befindet.

Apollināris der Jüngere, seit 362 Bischof von Laodicea in Syrien, war einer der eifrig sten Gegner des Arianismus. Als Mensch und Gelehrter stand er in großer Achtung und gehörte zu den beliebtesten Schriftstellern seiner Zeit. Nach den alten Kirchenhistorikern soll er nebst seinem Vater, A. dem Aeltern, welcher Lehrer der Sprachwissenschaft und Presbyter war, zur Zeit, als Kaiser Julian den Christen die Erklärung der griech. Classiker verbot, Nachahmungen derselben zum Gebrauch für die Christen, z. B. Heldengedichte und Trauerspiele aus histor. Stoffen des Alten Testaments und eine Einkleidung des Neuen Testaments in Platonische Dialoge, verfertigt haben, von denen jedoch nichts mehr vorhanden ist, außer der dichterischen Umschreibung der Psalmen. A. lehrte, daß der Logos in Christus die Stelle der vernünftigen Seele vertreten und demnach Gott sich in ihm mit einem, übrigens ebenfalls verklärten, menschlichen Leibe und mit einer vermittelnden sinnlichen Seele verbunden habe. Diese Meinung, Apollinarismus genannt, ging davon aus, daß der Mensch aus drei Theilen (Trichotomie), aus Geist, Seele und Körper bestehe, und daß zwei vollständige Naturen, eine göttliche und eine menschliche, zu Einem Leben und Bewußtsein sich vereinigen könnten, ohne sich hierbei beide und das Erlösungswerk selbst zu vernichten. Seit 375 ward der Apollinarismus auf mehrern Synoden, unter anderm auch auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel (381) verworfen. Schon vorher hatten Athanasius und Gregor von Nazianz scharfsinnig gegen die Lehre des A. geschrieben, deren Inhalt im Grunde der hauptsächlichste Gegenstand des Kampfes während des ganzen 5. Jahrh. blieb. Inzwischen bildete A. aus seinen Anhängern zu Antiochien eine eigene Gemeinde, zu deren Bischof er Vitalis bestellte. Auch verbreiteten sich die Apollinaristen schnell in Syrien und den angrenzenden Ländern, errichteten zu Konstantinopel und anderwärts mehrere Gemeinden mit eigenen Bischöfen, zerfielen aber nach A.' Tode, um 382, in zwei Parteien, deren eine, die Vitalianer, wie sie sich nach ihrem ersten Bischof nannten, den Worten des A. treu blieb. Die andere Partei, die Polemianer, zog jedoch die Consequenz, Gott und der Leib Christi sei Eine Substanz geworden und daher das Fleisch göttlich anzubeten, weshalb sie auch Sarkolaträ oder Anthropolaträ und, weil sie eine Vermischung beider Naturen in Christo annahmen, Synusiasten genannt wurden. Verbote des Kaisers schränkten ihre, von der allgemeinen sonst nicht abweichende Religionsübung 388 und 397 ein, bis sie 428 in den Städten völlig untersagt wurde, worauf sie sich theils unter die Orthodoxen, theils später unter die Monophysiten verloren. Im Zeitalter der Reformation wurde der Vorwurf des Apollinarismus wechselsweise unter den streitenden Parteien gemacht, den Katholiken wegen ihrer Abendmahlslehre, den Protestanten wegen der Lehre von der Mittheilung der beiden Naturen in Christo.

Apollinopŏlis, Name mehrerer ägypt. Städte. Die bedeutendste war A.-Magna, südlich von Theben auf dem linken Nilufer gelegen, bei dem heutigen Edfu. Der stattliche Tempel, der noch jetzt größtentheils wohl erhalten ist, war dem Horus, den die Griechen ihrem Apollo verglichen, geweiht, daher der heil. Name der Stadt «Wohnung des Horus», den die Griechen durch A. übersetzten. Der profane Name war Tebu, woraus der Name des jetzigen Ortes entstanden ist. Die ältesten Sculpturen des Tempels gehen nicht über den vierten Ptolemäer (Philopator I.) zurück, soweit sie jetzt sichtbar; doch sind die hintersten Räume noch verschüttet, wo man noch ältere Namen vermuthen kann. Ohne Zweifel aber ist dieser ptolemäische Tempel nur der Nachfolger eines weit ältern gewesen, auf den die Inschriften hinweisen. Er ist wichtig durch zahlreiche astron. Darstellungen sowie durch eine Reihe von Inschriften an der Außenseite der um den Tempel gesondert herumlaufenden Umfassungsmauer, in welchen der gesammte Tempelbesitz an Aeckern nach ihrer genauen topogr. Lage und ihren detaillirten Vermessungen angegeben ist. (Vgl. Lepsius, «Ueber eine hieroglyphische Inschrift am Tempel von Edfu», Berl. 1855.) A. war die Hauptstadt des südlichsten Nomos (Provinz) von Oberägypten, bevor der ombitische davon getrennt ward, und gab ihm den Namen des apollinopolitischen Nomos. — Eine andere Stadt, A.-Parva, lag wenig unterhalb Theben auf dem rechten Nilufer; ihr Volksname war Kôs (Kôs-Berbir), der noch im heutigen Namen Qûs erhalten ist. Von den Ruinen der alten Stadt ist fast nichts mehr vorhanden. — Ein drittes, noch unbedeutenderes A. lag in Mittelägypten auf dem linken Ufer und wurde vom Volke Kôs-Kam genannt, ein Name, der sich im Koptischen und noch jetzt bei den Arabern findet.

Apollo (griech. Apollon) erscheint unter allen Göttergestalten der griech. Religion und Mythologie als die am meisten in ethischem Sinne durchgebildete, sozusagen vergeistigte, und

sein Cult hat insbesondere bei dem dorischen Stamme sehr viel zur Milderung der Sitten und zur Feststellung und Heilighaltung der staatlichen Ordnung beigetragen. Doch ist A. keineswegs, wie man oft geglaubt hat, ein ursprünglich dorischer Gott, sondern gehört in seiner frühesten Ausbildung dem ionischen Stamme, ja vielleicht ursprünglich nicht einmal diesem, sondern vielmehr dem den Griechen verwandten Volke der Lykier an, wie dies die Oertlichkeiten, welche wir als älteste Stätten seines Cultes kennen, und welche die Sage daher zu seinen Geburtsorten macht (das Thal des Flusses Xanthos in Lykien; die kleine Insel Delos, eine der sog. Kykladen im Aegäischen Meere; die Stadt Tegyra am nördl. Rande des Kopaissees in Böotien), zeigen. Seiner ursprünglichen Naturbedeutung nach ist A. der Gott des Lichts, insbesondere des Sonnenlichts mit allen seinen wohlthätigen, aber auch verderblichen Wirkungen, wie dies deutlich in dem Beinamen, den er schon in der Homerischen Poesie gewöhnlich führt, **Phöbos** (d. h. der Leuchtende, Strahlende), sowie in den spätern Beinamen **Lykios** (der Lichte, was aber zugleich an Lykien als Ausgangspunkt seines Cultes erinnert) und **Aegletes** (der Glänzende) hervortritt. Daher heißt er der Sohn des Zeus, des höchsten Himmelsgottes, und der Leto (Latona), einer Personification des nächtlichen Dunkels, die in Lykien als Göttin ersten Ranges verehrt wurde, bei den Griechen aber, wo frühzeitig die Erdgöttin Hera zur rechtmäßigen Gemahlin des Zeus gemacht worden war, nur als Kebsfrau des Zeus und daher als von der Hera verfolgte Nebenbuhlerin erscheint. Der Gott des jungen Lichtes wird unter schweren Kämpfen und nach langem Harren geboren. Der bekannte Mythus erzählt, daß Leto, von der Eifersucht der Hera, die allen Ländern und Inseln verboten hatte, sie aufzunehmen, lange umhergetrieben, endlich auf dem kleinen Eiland Delos, welches zur Zeit, wo Hera ihr Verbot erlassen hatte, noch als Fels in der Meeresflut hin- und hergewogt war, eine Stätte findet, wo sie nach langen Wehen der Zwillingsbürde ihres Leibes ledig wird, indem sie den A. nebst der Artemis gebiert. Der neugeborene Gott, der sogleich in der Fülle jugendlicher Schönheit strahlt, ergreift alsbald Pfeil und Bogen, eilt über Meer und Länder hinweg und tödtet mit seinen sichern Pfeilen den verderblichen Drachen Python, ein erdgeborenes Ungethüm, das die Gegend verheerte, wo später Delphi oder Pytho mit dem Heiligthume des A. stand. So zeigt er sich gleich nach seiner Geburt als der Ueberwinder der dem Lichte und, wie dies dann im ethischen Sinne aufgefaßt wurde, der sittlichen Weltordnung feindlichen Mächte, als der Abwehrer des Uebels, wie dies auch der Name «Apollon», der aus «Apellon» entstanden zu sein scheint, ausdrückt, und wie dies später durch eine Reihe von Beinamen, die ihn als den Unheilabwendenden, Hülfe- und Rettungbringenden bezeichnen, wie Alexikakos, Apotropäos, Epikurios, Soter und ähnliche, weiter ausgeführt wird. Demnach erscheint er in den Sagen auch als Rächer frevelhaften Uebermuthes und der Ueberhebung des Menschen über die ihm von der Gottheit gesetzten Schranken (der Hybris). So tödtet er nebst Artemis den ungefügen Riesen Tityos, welcher der Leto Gewalt anthun will, vernichtet sammt den übrigen Göttern die erdgeborenen Giganten, erlegt wiederum in Gemeinschaft mit der Artemis die Kinder der Niobe, welche sich in übermüthigem Stolze über die Leto erhoben hatte, und sendet pestbringende Pfeile (welche ursprünglich die verderblichen Wirkungen der allzu mächtigen Strahlen der Sonne bedeuten) in das Lager der Griechen vor Troja, weil der Führer derselben, Agamemnon, seinen Priester Chryses nicht mit der gebührenden Achtung behandelt hat. Daher heißt er auch schon in den Homerischen Gedichten gewöhnlich der Ferntreffer (Hekatebolos) und der Gott mit dem silbernen Bogen (Argyrotoxos), und die bildende Kunst hat ihm Bogen, Pfeil und Köcher als gewöhnliches Attribut beigegeben.

Die ursprüngliche Naturbedeutung des A. tritt auch noch deutlich in einer Reihe von Culten besonders ionischer und achäischer Staaten hervor, in denen der Gott als Beschützer einzelner Beschäftigungen, die in engem Zusammenhang mit dem unmittelbaren Naturleben stehen, erscheint: so der A. **Nomios**, d. h. der Weidegott, und der A. **Karneios** (eigentlich Schaf-Apollon), der als Schützer der Heerden, deren Gedeihen ja vor allem durch das Licht und die Wärme der Sonne und den regelmäßigen Verlauf der Jahreszeiten bedingt wird, aufzufassen ist; der A. **Delphinios**, der über das Meer gebietet und den Schiffer vor den Gefahren des Sturmes behütet, ihm günstigen Wind zur Einfahrt in den Hafen sendet (A. **Embasios**) und daher besonders an Küsten und Vorgebirgen verehrt wird (A. **Aktios**); der A. **Thargelios**, der die Früchte des Feldes reifen läßt und sie vor Schaden aller Art, insbesondere auch vor Mäusen (daher auch ein A. **Smintheus**, der Mäusegott, an manchen Orten verehrt wurde) behütet. Als Sonnengott erscheint A. ferner in der Sage, wonach er eine Zeit lang einem sterblichen Manne, dem Admetos, König von Pherä in Thessalien, als Knecht dienen mußte; denn Admetos

ist kein anderer als der «ungebändigte», d. h. unüberwindliche Todesgott, und die Dienstbarkeit des Sonnengottes drückt nach einer besonders im Orient geläufigen Vorstellung die Machtlosigkeit der Sonne während des die Natur gleichsam in die Fesseln des Todes schmiedenden Winters aus. Endlich ist auch die schöne Sage von den Hyperboreern, einem Volke, das jenseit der nördl. Gebirge, von denen der Nordwind (Boreas) herweht, in seliger Ruhe und Klarheit wohnt und wie ein heiliges, priesterliches Volk dem Gotte dient, der es öfter heimsucht, aus der ursprünglichen Naturbedeutung des Lichtgottes zu erklären und damit das Symbol des Greifs, eines Fabelthiers, das man sich ebenfalls im hohen Norden wohnend und die reichen Schätze Goldes, womit die Phantasie der Griechen jene Gegend ausstattete, hütend dachte, in Verbindung zu setzen.

Durch die mehr und mehr in den Vordergrund tretende geistige und ethische Auffassung der ursprünglich durchaus aus Personification von Naturkräften und Naturerscheinungen entstandenen Gottheiten wurde nun der Gott des reinen Sonnenlichts zum Repräsentanten und Schützer aller Reinheit und Klarheit auf geistigem und sittlichem Gebiete, zum Urquell aller Bildung und alles Fortschritts in socialer wie polit. Beziehung. So erscheint er zunächst als Gott des Gesanges und des die wilden Leidenschaften besänftigenden Zitherspiels, daher ihm auch die Leier (Lyra, Kithara, Phorminx) als zweites Hauptattribut neben dem Bogen gegeben wird. Er erfreut die Götter durch seine himmlische Kunst; er führt den Chor der Musen (A. Musagetes) und verleiht den von ihm begnadigten Menschen die Gabe des Gesanges und der Dichtung. Da nun die ältesten Dichter und Sänger dem Volke zugleich als gottbegeisterte Seher und Propheten erschienen, so ist A. auch der Gott der Weissagung, der im Namen und Auftrag seines Vaters Zeus Orakel, d. h. Sprüche über die Zukunft, ertheilt, den Menschen zur Belehrung und Warnung: daher heißt er Loxias, d. i. der Sprecher (ein Beiname, den viele, schon unter den Alten, mehr witzig als richtig von den krummen, d. i. zweideutigen Sprüchen, wie sie die Orakel häufig darboten, ableiten), und viele seiner Heiligthümer waren zugleich berühmte Orakelstätten, wie vor allem das delphische, ferner das zu Abä in Phokis, zu Orobiä auf der Insel Euböa, zu Didyma bei Miletos (das sog. Heiligthum der Branchiden) und zu Klaros bei Kolophon in Ionien, zu Patara in Lykien und sonst. Ferner ist der Gott des reinen Lichts als Abwehrer alles Uebels auch der hauptsächlichste Sühngott, zu dessen Altären sich die von Blutschuld Befleckten flüchten, um dort Reinigung und Sühnung zu empfangen. Andererseits ist er als Helfer in Bezug auf körperliche Leiden auch Heilgott (Päan, Päeon), wie er namentlich in den Homerischen Gedichten erscheint, während der spätere Glaube ihm diese allerdings von ihm ausgehende Gabe seinem Sohne Asklepios (Aesculapius) übertragen ließ, der nun als Schutzgott und zugleich (nach der antiken Sitte, daß die Ausübung bestimmter Künste und Gewerbe von Generation zu Generation in derselben Familie sich vererbte) als Stammvater aller Aerzte (Asklepiaden) erscheint. Endlich wird A. auch als Urheber und Schützer aller bürgerlichen und staatlichen Ordnung und Zucht, daher als Städtegründer und Gesetzgeber betrachtet. So verehrte man in Athen den väterlichen A. (A. Patroos) als den Stammgott und Beschützer des ionischen Stammes überhaupt; so führten die Spartaner ihre von Lykurgos (dessen Name aus dem apollinischen Cult entnommen ist und sogar als Beiname des Gottes selbst erscheint) gegebene Verfassung auf den A. und sein Orakel in Delphi zurück, und wenn irgend ein griech. Staat eine Pflanzstadt (Colonie) in fernen Landen begründen wollte, so pflegte er sich vorher beim Delphischen Orakel Raths zu erholen und dessen Weissagungen zu gehorchen. Von den Römern ist der Cultus des «Apollo», wie sie ihn nannten, frühzeitig, wahrscheinlich schon unter der Herrschaft der Tarquinier, offenbar von den griech. Pflanzstädten Unteritaliens, insbesondere von Cumä her, aufgenommen worden und bald zu hoher Bedeutung in der röm. Staatsreligion gelangt. Man hat den Gott in Rom ebenso viel wie in Griechenland als den Urquell aller Reinheit, Klarheit und Ordnung, insbesondere als Heil- und Sühngott, als Gott der Musik und der Weissagung, in zahlreichen Tempeln verehrt, unter denen namentlich der von Augustus nach seinem bei Actium über Antonius und Kleopatra gewonnenen Siege (31 v. Chr.) gestiftete auf dem Palatinischen Hügel hervorzuheben ist. Ja auch nördliche, namentlich celtische Völkerschaften haben seit ihrem Bekanntwerden mit der röm. Sprache und Cultur manche ihrer einheimischen Göttergestalten mit dem griech.-röm. A. identificirt, daher wir noch öfter in röm. Inschriften auf gallischem und german. Boden den A. mit barbarischen Beinamen, wie Belenus, Grannus und ähnlichen, finden.

Die bildende Kunst hat den A. als Ideal männlicher Jugendschönheit, bartlos, mit langem, bald über den Nacken herabwallendem, bald aufgenommenem und oben in einen Knoten gebunde-

nem Haar, mit schlankem Wuchs, länglichem Oval des Kopfes und dem Ausdruck reiner göttlicher Hoheit im Antlitz, gewöhnlich, besonders wenn ihm Bogen und Köcher als Attribut gegeben sind, blos mit einem kurzen, über den Rücken herabhängenden Umwurf (Chlamys), bisweilen, wenn er als Zitherspieler und Führer der Musen erscheint, auch mit langem, bis auf die Füße herabwallendem Gewande bekleidet dargestellt. Das Haupt ist nicht selten mit einem Kranze aus den Zweigen des ihm geheiligten Lorberbaums geschmückt; neben ihm steht häufig der Dreifuß als Symbol der Weissagung, da ein solcher in Delphi über dem Erdschlunde im Allerheiligsten des Tempels stand und der die Sprüche der Götter verkündenden Priesterin (Pythia) als Sitz diente. Von Thieren sind ihm außer dem Greif besonders auch der Schwan, der Wolf, die Maus und die Eidechse heilig. Zahlreiche Vorstellungen des A. nach antiken Bildwerken findet man in O. Müller's «Denkmäler der alten Kunst» (2. Bearbeitung von Wieseler, Bd. 2, Gött. 1860, Tafel IX—XIV).

Apollo (Parnassius Apollo) heißt einer der schönsten Tagschmetterlinge Europas, der vorzugsweise in den Alpen von einer Höhe von 3000 F. an sich findet. Die Gattung Parnassius, der dieser Schmetterling angehört, unterscheidet sich durch die harten, lederartigen, halbdurchsichtigen Flügel, die an den Ecken abgerundet sind, und eine eigenthümliche hornige Begattungstasche am Hinterleibe der Weibchen. Die Augen sind glatt, dick, mit kleinen Höckern versehen, auf denen kurze Borsten stehen. Der erste Halsring hat einen fleischigen Tastfaden in Form eines V. Die Puppen sind kegelförmig, dick, wie mit bläulichem Staube gepudert und durch leichte Seidenfäden in horizontaler Lage befestigt. Die Arten leben in den Gebirgen Europas, Sibiriens, Kamtschatkas, Indiens und in den Felsgebirgen Nordamerikas. Der A. ist durchscheinend weiß, mit schwarzen Flecken auf den Vorderflügeln und rothen Augenflecken auf den Hinterflügeln. Er fliegt im Hochsommer auf den Bergweiden. Die Raupe, grün mit gelben Warzen, findet sich auf dem Steinbrech (Saxifraga) und den verschiedenen Fettpflanzen der Felsen. Die Fette Henne scheint die Raupe allen andern Fettpflanzen vorzuziehen.

Apollodōr (griech. Apollodoros), ein berühmter griech. Maler aus Athen, der um 420 v. Chr. lebte und in der Entwickelungsgeschichte der antiken Malerei durch Vervollkommnung des Colorits sowie durch richtige Vertheilung von Licht und Schatten epochemachend geworden ist. Er galt als der Vorläufer des Zeuxis (s. d.).

Apollodōr, ein griech. Grammatiker, etwa um 140 v. Chr., studirte die Philosophie in Athen unter Panätios und die Grammatik unter Aristarch. Er hatte ein Werk über die Götter, eine Erdkunde, einen Commentar über Homer's Schiffsverzeichniß, Commentare zu einigen alten Komikern, mehrere grammatische Werke und eine Chronik in iambischem Versmaß geschrieben, welcher die nachfolgenden Schriftsteller bei chronol. Bestimmungen meist folgten. Das mytholog. Werk, welches wir unter dem Titel «Bibliothek» in drei Büchern von ihm besitzen, eine geordnete Zusammenstellung der Mythen des Alterthums von den ältesten Göttersagen bis auf die histor. Zeit herab, ist wahrscheinlich ein späterer Auszug aus einem größern Werke des A. Auch als Auszug ist das Werk für die Kenntniß der griech. Mythologie sehr wichtig. Gute Ausgaben besorgten Heyne (3 Bde., Gött. 1782—83; 2 Bde., 1803), Clavier mit franz. Uebersetzung (2 Bde., Par. 1805), Westermann in den «Mythographi graeci» (Braunschw. 1842) und Bekker (Lpz. 1854).

Apollodōr, ein berühmter Baumeister, geb. zu Damaskus, lebte zur Zeit des Kaisers Trajan, der ihm 104 n. Chr. den Bau der Brücke über die Donau in Niederungarn auftrug. Auch ist er der Erbauer des Forum Trajanum und der darauf befindlichen Säule. Der harte Tadel eines ihm vom Kaiser Hadrian zugesendeten Grundrisses zu einem Tempel der Venus brachte ihm 129 n. Chr. das Todesurtheil. Seine Schrift über Belagerungsmaschinen, «Poliorcetica», ist gedruckt in den «Veteres mathematici» (Par. 1693). Die in der Glyptothek zu München befindliche Büste aus weißem Marmor, welche am Sockel den Namen A. trägt, wird für sein Bildniß gehalten.

Apollonĭa, die Heilige, erlitt unter dem Kaiser Decius den Märtyrertod. Nachdem ihr unter andern Mishandlungen von dem wüthenden Pöbel die Zähne ausgeschlagen worden, forderte man sie auf, zwischen Verleugnung des Christenthums oder dem Scheiterhaufen zu wählen. Während der ihr gegebenen kurzen Bedenkzeit stürzte sie sich jedoch freiwillig in die Flammen. Noch jetzt wird die heilige A. vom Volke bei Zahnschmerzen angerufen, und Zähne von ihr werden an mehrern Orten als Reliquien bewahrt. Gedächtnißtag ist der 9. Febr.

Apollonĭa ist der Name mehrerer Städte des Alterthums, von denen namentlich zwei berühmt geworden sind. A. in Illyrien, am rechten Ufer des Flusses Aoos (jetzt Vojutza),

etwa 1 M. von dessen Mündung in das Adriatische Meer, war eine korinthisch-kerkyräische Colonie im Gebiete des illyrischen Stammes der Taulantier. Am Ausgangspunkte der V[illegible] Egnatia gelegen, blühte sie als Handelsstadt, war aber auch zugleich eine Festung mit Citadelle und unter den Römern ein Hauptsitz der griech. Wissenschaft, wo viele junge Römer aus den angesehensten Familien ihre Studien machten. Die geringen Reste der Stadt finden sich bei dem heutigen Kloster Pollina im W. von Berat. — A. in Thrazien, am Pontus, war eine wichtige Colonie der Milesier, welche zwei Häfen und einen berühmten Tempel des Apollo besaß, dessen kolossale Bildsäule Lucullus nach Rom brachte. In der röm. Kaiserzeit sank die Blüte der Stadt, die unter den Byzantinern den Namen Sozopolis erhielt. Gegenwärtig heißt der ganz unbedeutende Ort Sizeboli.

Apollonius hießen mehrere berühmte griech. Grammatiker und Rhetoren. — **A.** mit dem Beinamen Dyskolos (d. i. Murrkopf), aus Alexandria, lebte in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. und wirkte eine Zeit lang in Rom. Später wandte er sich nach Alexandria zurück, wo er starb. Als Grammatiker stand er in größtem Ansehen, indem er der erste war, welcher die Grammatik in eine systematische Form gebracht hat. Unter seinen Schriften ist die bedeutendste «De syntaxi», welche vom ältern Aldus (Vened. 1495), besser von Sylburg (Frankf. 1590), am besten aber von Bekker (Berl. 1817) herausgegeben wurde. Der letztere Gelehrte hat von den übrigen, meist jedoch nur dem Titel nach bekannten, Schriften des A. auch «De pronominibus» (Berl. 1817) und «De adverbiis» (in den «Anecdota graeca», Bd. 2) drucken lassen. Eine von Teucher veröffentlichte Schrift, «Mirabilium historiarum liber» (Lpz. 1792), wird ebenfalls dem A. zugeschrieben. Sohn des A. war der berühmte Grammatiker Aelius Herodianus (s. d.). — **A.**, der Sophist, aus Alexandria gebürtig, lebte zur Zeit des Augustus und verfaßte ein «Lexikon homerischer Wörter», welches Villoison (Par. 1773) und Tollius (Leyd. 1788) herausgegeben haben. — **A.**, mit dem Beinamen Molo, Lehrer der Rhetorik zu Rhodos, war von Cicero und Cäsar hochgeschätzt, die ihn zu Rom hörten.

Apollonius von Perga (in Pamphylien), neben Euklides, Archimedes und Diophantes einer der Schriftsteller, die als Begründer der mathem. Wissenschaften betrachtet werden müssen, bildete sich zu Alexandrien, wo er um 240 v. Chr. blühte. Sein Hauptwerk handelt von den Kegelschnitten («De sectionibus conicis libri octo»), von welchem jedoch nur noch vier Bücher in griech. Sprache, die drei folgenden in arab. Uebersetzung vorhanden sind, das achte aber verloren ist. Von seinen übrigen Schriften sind nur die Titel auf uns gekommen. Da man jedoch noch den Bericht des Pappos über den Inhalt der mathem. Werke des A. besitzt, so haben sich verschiedene Gelehrte in neuerer Zeit, wie Fermat, Halley, Simson, Lawson, Diesterweg, Paucker, veranlaßt gefunden, die Wiederherstellung der verloren gegangenen Schriften zu versuchen. Die beste Ausgabe des Werks über die Kegelschnitte hat Halley (Orf. 1710), eine deutsche Uebersetzung Balsam (Berl. 1861) gegeben.

Apollonius von Rhodus, nach einigen zu Alexandrien, nach andern zu Naukratis um 230 v. Chr. geboren, begab sich, da ihn die Eifersucht anderer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodos, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Später ging er nach Alexandrien zurück, um Eratosthenes in der Aufsicht über die Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen, theils grammatischen, theils episch-histor. Werken besitzen wir blos die «Argonautica», ein Gedicht, das von mehr Gelehrsamkeit und Fleiß als Dichtergenie zeugt, wiewol man einzelnen Stellen poetische Schönheit nicht absprechen kann. Die Römer bewunderten dieses Werk, und es wurde von Publius Terentius Varro übersetzt, von Virgilius im einzelnen und von Valerius Flaccus im ganzen nachgeahmt. Reiche Scholien beweisen, daß es viel gelesen und erklärt wurde. Die Ausgabe von Brunck (Strasb. 1780) ließ von neuem, nebst griech. Scholien und einigen Anmerkungen, Schäfer drucken (2 Bde., Lpz. 1810—13). Neue Textesrecensionen besorgten Wellauer (2 Bde., Lpz. 1828) und am besten mit den Scholien Keil (Lpz. 1853—54), und eine deutsche Uebersetzung Willmann (Köln 1832). Vgl. Weichert, «Ueber das Leben und Gedicht des A.» (Meiß. 1821).

Apollonius von Tyana (in Kappadocien), ein Zeitgenosse von Christus, war ein strenger Anhänger der Lehre des Pythagoras, welchen er selbst in Lebensweise und Kleidung nachzuahmen suchte. Er sammelte bald eine Anzahl Schüler um sich, durchreiste einen großen Theil Kleinasiens und versuchte sogar in Indien einzudringen, um die Lehren der Brahmanen kennen zu lernen. Unterwegs machte er zu Babylon die Bekanntschaft des Assyrers Damis, welcher ihn fernerhin begleitete, trat mit den Magiern in Verbindung und gelangte dann zum Köni-

Phraortes in Indien, welcher ihn dem obersten Brahmanen, Jarchas, empfahl. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er über Babylon nach Jonien zurück. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her; er wurde von den Fürsten ehrenvoll aufgenommen, und das Volk strömte ihm als Wunderthäter entgegen. Nur allein die Priester des Orpheus betrachteten ihn als einen gewöhnlichen Zauberer und verweigerten ihm eine Zeit lang die Aufnahme in die Mysterien. Ueberall trat er öffentlich als Sittenlehrer auf, behauptete aber auch die Zukunft vorhersagen und Wunder verrichten zu können. Obgleich Nero alle Magier und Zauberer aus Rom vertrieben hatte, begab A. sich dahin, mußte indessen, weil er eine junge Frau vom Tode erweckt haben sollte, die Stadt wieder verlassen. Nachdem er Spanien besucht, ging er über Italien nach Griechenland und von da nach Aegypten, wo sich Vespasian seines Ansehens bediente. Endlich wandte er sich nach Aethiopien. Nach seiner Rückkehr nach Aegypten fand er auch bei Titus günstige Aufnahme. Bei Domitian's Thronbesteigung angeklagt, einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Aegypten erregt zu haben, stellte er sich freiwillig vor Gericht und ward freigesprochen. Nachdem er nochmals Griechenland bereist, ließ er sich in Ephesus nieder, wo er eine Pythagoräische Schule eröffnete und, fast 100 J. alt, starb. Am Ende des 3. Jahrh. wurde A. von Hierokles, einem heidnischen Staatsmanne und Christenfeinde, in einer besondern Schrift Jesu und der evang. Geschichte entgegengestellt, wie es auch in neuern Zeiten von Voltaire und andern geschehen ist. Die Schrift des Hierokles ist verloren gegangen; wir kennen sie nur aus der Widerlegung des Eusebius. Vgl. Baur, «A. von Tyana und Christus, oder das Verhältniß des Pythagoräismus zum Christenthum» (Tüb. 1832). Aus den zerstreuten, sehr fabelhaften Nachrichten setzte zu Anfang des 3. Jahrh. der ältere Philostratus (s. d.) auf das Geheiß der Julia, der Gemahlin des Septimius Severus, das Leben des A. in acht Büchern zusammen, das eine lange Zeit zu Herabsetzung des schon sehr verbreiteten Christenthums dienen mußte.

Apollonius von Tyrus, der Held eines griech. Romans, welcher im Mittelalter sehr beliebt war und deshalb fast in alle abendl. Sprachen übersetzt worden ist. In demselben werden mit der den griech. Romanen eigenthümlichen Wärme und sinnlichen Natürlichkeit die romantischen Schicksale und Abenteuer des A., eines syr. Prinzen, erzählt, welche er vor seiner Verheirathung mit der Tochter des Königs Alcistrates von Cyrene zu bestehen hatte. Hierzu gesellen sich die Begegnisse seiner durch Scheintod von ihm getrennten Gattin sowie die seiner keuschen Tochter Tarsia, die von Seeräubern entführt und an einen Kuppler nach Mitylene verkauft wird. Die Dichtung schließt mit dem gegenseitigen Wiederfinden aller Familienglieder. Das griech. Original ist nicht mehr vorhanden, wol aber eine sehr alte lat. Uebersetzung in drei Bearbeitungen, von denen die eine unter anderm von Welser (Augsb. 1595) herausgegeben worden, die andere in den «Gesta Romanorum» und die dritte in dem «Pantheon» des Gottfried von Viterbo enthalten ist. Aus diesen lat. Quellen flossen: die span. Bearbeitung aus dem 13. Jahrh., gedruckt in Sanchez' «Colleccion de poesias castellanas» (2. Ausg., Par. 1842); verschiedene französische in Versen und Prosa (z. B. Par. 1530; eine andere Par. 1710 u. 1797; Rotterd. 1710 u. s. w.); mehrere italienische in Versen (Ven. 1486 u. 1489) und in Prosa (Mail. 1492). Bereits aus dem 11. Jahrh. stammt eine angelsächs. Bearbeitung, welche von Thorpe (Lond. 1834) herausgegeben wurde. Außerdem gibt es viele andere engl. Bearbeitungen des Stoffs. Shakspeare behandelte diesen Gegenstand in seinem Schauspiel «Perikles» und schließt sich zunächst an die Darstellung Gower's in der «Confessio amantis», welcher wiederum aus dem «Pantheon» des Gottfried von Viterbo schöpfte. Drei verschiedene engl. Volksbücher in Prosa (Lond. 1510, 1576 u. 1607) gründen sich auf eine franz. Bearbeitung, das holländ. Volksbuch (Delft 1493) auf eine deutsche. Im Deutschen bearbeitete den Stoff, wahrscheinlich nach den «Gesta Romanorum», ein gewisser Heinrich von der Neuenstadt (d. h. Wien) um 1300, in einem langen, bisjetzt noch ungedruckten Gedichte. Aus weit späterer Zeit stammt eine «Histori des Küniges Appolonii», welche nach Gottfried von Viterbo übersetzt ist und im 15. Jahrh. (zuerst Augsb. 1476) schon öfter (niederdeutsch Hamb. 1601) gedruckt wurde. Nach den «Gesta Romanorum» und dem Volksbuche «Ein schöne History, vom König Appolonius» (o. O., 1556) erzählt Simrock den Stoff in den «Quellen des Shakspeare» (Bd. 2). Bülow hingegen gibt in seinem «Novellenbuch» (Bd. 4) den Roman nach der obenerwähnten lat. Uebersetzung, die Welser veröffentlichte. Aus dem Deutschen gingen ein dänisches (z. B. Kopenh. 1627, 1731) und ein böhmisches (z. B. Olmütz 1769, Prag 1761) Volksbuch hervor. Eine neugriech. Bearbeitung des lat. Romans unternahm Gabriel Contianus aus Kreta um 1500 in polit. Versen, welche Arbeit mehrmals zu Venedig

(z. B. 1534, 1553, 1603, 1696) gedruckt worden ist und nicht mit dem verloren gegangenen griech. Original verwechselt werden darf.

Apollos oder **Apollonius**, ein alexandrinischer Judenchrist, welcher in der Geschichte des Paulus, ja vielleicht in der ganzen ersten Geschichte der christl. Kirche eine bedeutende Rolle gespielt hat, trat zuerst zu Ephesus auf (Apostelg. 18, 24 fg.) und wird dann vornehmlich im ersten Briefe an die Korinther oft genannt. Er scheint die alexandrinisch-jüd. Philosophie in das apostolische Christenthum verwebt zu haben, und vielleicht hat er zu Ephesus die Logoslehre verkündigt, die sich dann Johannes im Prolog seines Evangeliums aneignete. Zu Korinth nannte sich eine Partei nach ihm, welche ziemlich verächtlich von der paulinischen Einfachheit gedacht zu haben scheint. Aber nichts davon lag im Sinne des A. selbst; dieser ordnete sich vielmehr durchaus dem Apostel unter, wie er denn Tit. 3, 13 als Freund des Paulus erwähnt wird.

Apolog (griech.) hieß bei den Alten überhaupt eine sinnreiche erdichtete Erzählung, durch welche irgendeine moralische Wahrheit veranschaulicht werden soll. Berühmt ist der A. des Patriciers Menenius Agrippa, der durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst versagten, die empörte röm. Plebs zu einem gütlichen Vergleiche brachte. Das Wort A. bezeichnet demnach so viel als eine Lehrfabel, und besonders waren es die Fabeln des Aesop, welche man so zu benennen pflegte. In engerm Sinne versteht man jetzt unter A. diejenigen Fabeln, in welchen nicht blos Menschen und Thiere, sondern selbst leblose Gegenstände zur Veranschaulichung einer moralischen Lehre auftreten.

Apologie, aus dem Griechischen, heißt eine Schutzrede oder Schutzschrift für einen Angeschuldigten. So die Apologien des Sokrates (s. d.), welche dem Plato und Xenophon zugeschrieben werden, und die Apologien des Rhetors Libanius, welcher dergleichen zur Uebung auch von seinen Schülern schreiben ließ. Die bekannte A. des Appulejus gehört ebenfalls hierher, in welcher dieser sich gegen den Vorwurf der Zauberei sicherzustellen sucht. Besonders aber wird das Wort gebraucht von den Schutzschriften für das Christenthum in den ersten Jahrhunderten gegen die Einwürfe und ungerechten Anschuldigungen der jüd. und heidnischen Gegner. So die Apologien der sog. Apologeten, des Justinus Martyr, des Athenagoras, Tatian, Theophilus, Origenes, Tertullian, Eusebius, Minucius Felix, Arnobius, Lactantius, Augustinus, Orosius u. a. Die Nothwendigkeit dieser seit dem Anfange des 2. Jahrh. hervortretenden Literatur lag in der äußerlich bedrohten Stellung des Christenthums. Es galt oft entmenschtem Blutvergießen vorzubeugen oder Einhalt zu thun. Die Anklage auf Atheismus war abzulehnen und zurückzugeben, der laut ausgesprochene Verdacht schmählicher Unsittlichkeit durch Zeugnisse des Gegentheils zurückzuweisen, die Beschuldigung philos. Armuth durch den Nachweis der Tiefe christl. Wahrheit zu widerlegen, die Anerkennung des Christenthums durch die in Christo erfüllten Weissagungen und durch dessen geistige und leibliche Wunderthaten als gerechtfertigt hinzustellen. So wurde ein harter Kampf geführt, wobei die Christen sich nicht selten zu der Behauptung verirrten, daß das unleugbar Göttliche im Hellenenthum ein Diebstahl am Alten Testament sei. Nachdem das Christenthum seit dem 4. Jahrh. durch die röm. Kaiser herrschend geworden, bedurfte es keiner Schutzschriften mehr. Nur gegen die Mohammedaner und Juden schrieben Bartholus Edessenus und Raymundus Martinus. Der Philosophie überhaupt gegenüber vertrat Thomas Aquinas das Christenthum in einer besondern Schrift; wie denn im allgemeinen der Scholasticismus auf eine apologetische Versöhnung des Christenthums mit der Philosophie hinarbeitete und überhaupt die gehäuften Vertheidigungen des kath. Christenthums gegen die in seinem eigenen Schose auftretenden Ketzer denselben Charakter mehr oder weniger unterhielten. Indeß erst als im 15. Jahrh. die Wissenschaften wiedererwachten, das Christenthum gegen die platonische Philosophie herabgesetzt wurde, und überhaupt, besonders von Italien aus, der Unglaube sich verbreitete, schrieben Marsilius Ficinus (1478) und Vives wieder Schriften zur Vertheidigung der Wahrheit der christl. Religion. Auch als nach der Reformation der Naturalismus und die Freigeisterei, besonders in England, auftauchten, erschienen nicht nur viele apologetische Schriften, sondern die A. nahm auch die bestimmte Richtung auf den Erweis der Sätze, daß das Christenthum eine göttliche Offenbarung, Christus ein göttlicher Gesandter und seine Kirche ein göttliches Institut sei. Auch fing man nun erst an, die Vertheidigung des göttlichen Charakters des Christenthums auf wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen, und es wurde das Wort Apologetik, besonders durch Planck's und Nösselt's Vorgang, üblich, um die Wissenschaft zu bezeichnen, welche die Göttlichkeit des Christenthums als übernatürliche Offenbarung seinen Gegnern gegenüber vertheidigt. Die Grundlinien einer Apologetik suchte schon der Philosoph Wolf in den «Acta

eruditorum» (1707) zu ziehen, und später beschäftigten sich mit der Apologetik, als einer besondern Wissenschaft, Fabricius, Tzschirner, der eine «Geschichte der Apologetik» (Lpz. 1805) begann, Franke, Sack, Stein, Steudel und Lechler. Die wichtigsten apologetischen Schriften unter den Protestanten sind die von Grotius, Abbadie, Buttler, Lardner, Leland, Addison, Turretin, Bonnet, Heß, Pfaff, Mosheim, Lilienthal, Nösselt, Leß, Kleuker, Köppen und mehrere der Schriften gegen das «Leben Jesu» von Strauß. Unter den Katholiken verdienen die von Pascal, Houtteville, Guenée, Bergier, Mayr und Chateaubriand Erwähnung.

Apologie der Augsburgischen Confession heißt eins der symbolischen Bücher der luth. Kirche. Abgefaßt wurde sie von Melanchthon im Namen und Auftrag der evang. Stände als Gegenschrift wider die sog. Confutation, welche von den kath. Theologen auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) auf Befehl Karl's V. zur Widerlegung der Augsburgischen Confession ausgearbeitet und 3. Aug. 1530 öffentlich vorgelesen worden war. Da die kath. Confutation, theils weil man alle weitern Verhandlungen abschneiden wollte, theils wol auch, weil die kath. Theologen die Untüchtigkeit ihrer Arbeit fühlten, den Protestanten nur unter unannehmbaren Bedingungen ausgeantwortet werden sollte, so konnte Melanchthon in Gemeinschaft mit einigen zugleich beauftragten Theologen nur auf Grund nachgeschriebener Bemerkungen den ersten Entwurf seiner A. ausarbeiten. Derselbe ward 22. Sept. 1530 bei Gelegenheit des Reichsabschieds dem Kaiser übergeben, aber von diesem nicht angenommen. Da indessen die Katholiken, namentlich in dem harten Reichstagsabschiede vom 19. Nov., wiederholt behaupteten, daß die Confession der Protestanten widerlegt sei, und strenge Maßregeln gegen die dem Wormser Edicte von 1529 Widerstrebenden angedroht wurden, so schritt Melanchthon auf Grund einer jetzt erlangten Abschrift der kath. Confutation zu einer erneuten gründlichen Umarbeitung (vom Nov. 1530 bis Mitte April 1531) seiner A., in der er die Einwendungen der Katholiken zu widerlegen suchte. Er nannte diese Schrift «Apologie der Confession», obgleich die Katholiken bei den Unterhandlungen zu Schweinfurt 11. April 1532 wegen einiger Weiterungen ausdrücklich verlangten, daß sie vielmehr als «Assertion» (d. h. nähere Begründung) der Augsburgischen Confession bezeichnet werde. Diese Schrift erschien Mitte April 1531 lateinisch, im Oct. 1531 in einer deutschen Uebersetzung, welche Justus Jonas angefertigt, Melanchthon selbst aber mehrfach verändert hatte. Auch an den spätern Ausgaben, der zweiten lateinischen von 1531 (der Octavausgabe) und der deutschen von 1533, hat Melanchthon noch vielfach gebessert. Im lat. Concordienbuche ist seit 1584 die erste lat. Ausgabe (die Quartausgabe) wiederholt. Der Inhalt der A. handelt im Anschlusse an die Ordnung der Augsburgischen Confession, doch unter Zusammenfassung verwandter Lehrstücke, in 14 Artikeln von der Erbsünde, der Rechtfertigung, der Liebe und Gesetzeserfüllung, der Kirche, der Buße, der Beichte und Genugthuung, den Sakramenten und ihrem rechten Brauch, den menschlichen Satzungen in der Kirche, Anrufung der Heiligen, beiderlei Gestalt im Heiligen Abendmahl, der Priesterehe, der Messe, den Klostergelübden und der Kirchengewalt. Die Erörterung der streitigen Lehrstücke geschieht mit ebenso viel Mäßigung als Klarheit und Tiefe, doch trägt die A. schon um ihrer Bestimmung willen mehr den Charakter einer wissenschaftlichen Darlegung als einer öffentlichen Bekenntnißschrift. Die Lehrentwickelung der A. gehört ebenso wie die der Augsburgischen Confession noch einer Periode des deutschen Protestantismus an, in welcher der Unterschied der luth. und melanchthonischen Lehrweise noch nicht hervorgetreten war, obwol nachmals strenge Lutheraner manche Ausdrücke und Wendungen darin anstößig fanden.

Aponeurösen (griech.) nennt man in der Anatomie gewisse innere Häute (Membranen), welche aus sog. Bindegeweben gebildet sind und den Muskeln entweder zur Umhüllung oder zur Anheftung dienen. Die Umhüllungs-A., die Fasciae der deutschen Anatomie, finden sich vorzüglich an den Extremitäten unmittelbar unter der äußern Haut, umschließen das Glied straff und dienen dazu, die Muskeln, besonders bei ihrer Zusammenziehung, in ihrer Lage zu erhalten. Die Anheftungs-(Insertions-)A. sind eigentlich bandförmige Sehnen und befinden sich, wie diese, an den Enden der Muskeln, welche dadurch an die Knochen befestigt werden, oder sie unterbrechen die Continuität der Muskeln an verschiedenen Stellen und heften die einzelnen Muskelbäuche zusammen. Das Gewebe der A. ist glänzendweiß, ihre Fasern sind bei den Umhüllungs-A. durcheinander verflochten; bei den Anheftungs-A. liegen sie dicht nebeneinander. Diese Häute besitzen eine große Festigkeit und sind daher häufig die Veranlassung von Eitersenkungen, da der Eiter sich oftmals durch sie keinen Weg zu bahnen vermag, wenn sie nicht selbst brandig und so zerstört werden.

Apophthēgma (griech.) nennt man einen kurzgefaßten kräftigen Sinn- und Denkspruch, wie z. B. die Sinnsprüche der sog. Sieben Weisen: «Lerne dich selbst kennen»; «Nicht zu viel». Apophthegmatisch heißt demnach so viel wie kurz und geistvoll.

Apophyllit, Ichthyophthalm (griech.), auch Albin (Fischaugenstein), heißt ein Mineral, das in geraden, quadratischen Säulen krystallisirt, einen muscheligen bis unebenen Bruch, eine Härte, die zwischen der des Flußspats und Apatits mitteninne steht, und ein specifisches Gewicht = 2,3 bis 2,46 hat. Der A. ist weiß, ins Gelbe, Grüne, Graue und Rothe spielend, durchscheinend bis durchsichtig, perlmutterglänzend, und besteht aus kieselsaurem Kalk, kieselsaurem Kali und Wasser. Man findet ihn hauptsächlich in vulkanischen Gesteinen in Böhmen, auf den Faröern, im Fassanerthal in Tirol, in Schottland u. s. w.

Apoplexie (griech.) oder Schlagfluß (s. d.) nannte man ursprünglich jede plötzlich eintretende Leistungsunfähigkeit des Gehirns, d. h. plötzliche Bewußtlosigkeit und Unbeweglichkeit, sei es, daß dieselbe durch einen Bluterguß ins Gehirn (Apoplexia sanguinea), oder einen wässerigen Erguß (Apoplexia serosa), oder ohne nachweisbare anatom. Störung des Gehirns (Apoplexia nervosa) erfolgte. Gegenwärtig versteht man unter A. im engern Sinne die durch einen Bluterguß ins Gehirn bedingte, plötzlich oder allmählich eintretende Lähmung von Bewegungs- und Empfindungsnerven, welche meist von einer vorübergehenden oder andauernden Bewußtlosigkeit begleitet ist. Im weitern Sinne nennt man jeden Bluterguß in irgendwelchem Organ ebenfalls A., spricht also auch von Lungenapoplexie, Nierenapoplexie, Hautapoplexie (d. i. Sugillation). In letzterm Sinne ist A. gleichbedeutend mit blutigem Extravasat (s. d.).

Aposiopēsis (griech.), d. h. Verstummen, bei den Römern reticentia, heißt in der Poetik und Rhetorik das Abbrechen in der Mitte eines Satzes, wobei man also einen Theil des Gedankens unterdrückt und dem Zuhörer oder Leser zur Ergänzung überläßt. Es geschieht dies entweder, um dadurch einen bedeutenden rhetorischen Eindruck zu erzielen, oder um etwas Anstößiges, Gewagtes nicht aussprechen zu dürfen, oder auch, indem der Redner wirklich von seinem Gegenstande so hingerissen und überwältigt wird, daß er die Vollendung des Sprachsatzes aufgeben muß. Letzteres vermag oft, wie die Annalen der parlamentarischen Beredsamkeit Frankreichs und Englands mehrfach beweisen, eine unermeßliche Wirkung auf die Zuhörer hervorzubringen. Berühmt im Alterthume war die A. in Virgil's Aeneide 1, 135: «Quos ego!» entsprechend unserm «Ich will euch ....».

Apostāten (griech.), d. i. Abtrünnige, nennt man vorzugsweise die von ihrem religiösen Glauben Abgefallenen, demnach Apostāsie diese Handlung selbst. Doch lag in dem Namen jederzeit etwas Beschimpfendes, weshalb man ihn auch nur vom Standpunkte der verlassenen Religionspartei und in den Fällen gelten lassen kann, wo niedrige Rücksichten als Beweggründe des Abfalls walten. (S. Renegat.) In der ältern christl. Geschichte wurden A. diejenigen genannt, welche entweder aus philos. Gründen (so der Kaiser *Julianus Apostata*) oder um der Verfolgungen willen zum Heidenthume abfielen. Auch bezeichnete man die als A., welche nie im Ernste zum Christenthum übergetreten und nur zum Scheine getauft, im geheimen aber dem heidnischen Cultus treu geblieben waren. Namentlich seit dem Anfange des 5. Jahrh., wo das Heidenthum auszusterben und sich zu verbergen begann, geschah dieses oft. Die in den Verfolgungen Abgefallenen wurden Sacrificati genannt, wenn sie zum Zeichen ihres Rücktritts ins Heidenthum Opfer dargebracht hatten, Thurificati, wenn sie Weihrauch gestreut, Libellatici, wenn sie Trugscheine (libella) ihres Uebertritts von den heidnischen Obrigkeiten zu erlangen gewußt, und Acta facientes, wenn sie ihren Abfall wenigstens zu Protokoll gegeben hatten. Der Abfall zum Judenthum ereignete sich, der religiösen und namentlich polit. Stellung der Juden entsprechend, bei weitem seltener. Die Strafe der Kirche für Abfall war verschieden, aber meist sehr hart. Das Gewöhnliche blieb Excommunication ohne Wiederaufnahme, gesteigert zu Vermögenseinziehung, Landesverweisung, selbst Tod. Mit dem Entstehen verschiedener Kirchen neben der katholischen bildete der Uebertritt von der einen zur andern, namentlich bei fürstl. Personen, geschichtlich oft wichtige Momente. Die für die Protestanten wichtigern Uebertritte zum Katholicismus hat gesammelt Phil. von Ammon: «Galerie denkwürdiger Personen, welche im 16., 17. und 18. Jahrh. von der prot. zur kath. Kirche übergetreten sind» (Erlang. 1833).

Apostel (griech.), d. i. Gesandte, hießen vorzugsweise die zwölf, nach der Zahl der israel. Stämme von Jesu zu Herolden des Gottesreichs auserwählten Jünger, welche, schlichte, bildsame Männer aus dem Volke, ihn während seiner Lehrzeit vornehmlich umgaben und, nebst dem A. Paulus, die vorzüglichen Gründer und Träger der ersten christl. Kirche waren. Ihre

in den verschiedenen Apostelverzeichnissen nicht ganz übereinstimmend überlieferten Namen sind nach Matthäus (vgl. 10, 2 fg.): Simon Petrus, Andreas, Jakobus (des Zebedäus Sohn), Johannes, Philippus, Bartholomäus, Thomas, Matthäus, Jakobus (des Alphäus Sohn), Thaddäus (Lebbäus), Simon und Judas Ischarioth. Bei Markus und Lukas wird statt des Matthäus ein Levi, und bei Lukas allein statt des Lebbäus vielmehr Judas, des Jakobus Bruder oder Sohn, genannt; doch sind wenigstens Matthäus und Levi wahrscheinlich Eine Person. Sehr zweifelhaft ist dagegen, ob der von dem Evangelium des Johannes erwähnte Nathanael der in den Verzeichnissen aufgeführte Bartholomäus ist. Die selbständige Wirksamkeit der A. für das Messiasreich begann erst einige Zeit nach dem Scheiden ihres Meisters, nach der Erzählung der Apostelgeschichte seit dem Tage, an welchem der Heilige Geist über sie gekommen war. Doch blieb ihre Predigt zunächst auf Jerusalem und die nächste Umgebung beschränkt, und wie sie nach wie vor am Tempel und dem mosaischen Gesetze festhielten, so dachten sie auch längere Zeit nicht daran, das Evangelium von Jesus dem Christ andern als ihren Volksgenossen zu verkünden. Auch die von ihnen für nothwendig erachtete Selbstergänzung durch Matthäus an der Stelle des Judas Ischarioth ist nur aus dieser Beschränkung ihrer Thätigkeit auf die 12 Stämme erklärlich. Die Verbreitung des Christenthums in Samaria und an der Küste des Mittelländischen Meeres bis Antiochia hin ging aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von den A., sondern von griechisch gebildeten Juden aus, welche von Haus aus für freiere Meinungen empfänglich waren. Dagegen predigten Barnabas und bald darauf Paulus das Evangelium zuerst unter den Heiden. Der hierüber ausgebrochene Zwist ward auf einer Zusammenkunft in Jerusalem dahin beigelegt, daß die ältern A. dem Paulus als A. der Heiden zwar die Bruderhand reichten, aber ihrerseits nach wie vor nur den Juden predigen zu wollen erklärten. Doch geriethen kurze Zeit nachher Petrus und Paulus über die Frage der Heidenbekehrung von neuem in Streit, und es ist nur eine unbegründete Voraussetzung, daß es dem Paulus gelungen sei, den Petrus für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Selbst Barnabas, welcher im entscheidenden Augenblicke sich auf die Seite des Petrus geschlagen hatte, wandte seitdem von Paulus sich ab. Die strengere judenchristl. Partei verehrte seitdem in Jakobus (s. d.) dem Bruder des Herrn, Petrus und Johannes ihre Häupter, stritt dem Paulus den Apostelrang ab und wollte nur die von Jesus selbst bei seinen Lebzeiten berufenen Zwölf als rechte A. gelten lassen. Dagegen nennt die einer milden heidenchristl. Richtung zugethane Apostelgeschichte auch den Paulus und Barnabas mit dem Apostelnamen, und ersterer sah sich nicht nur veranlaßt, am Anfange seiner sämmtlichen Briefe sich ausdrücklich mit dem Apostelnamen zu bezeichnen, sondern auch gelegentlich im Briefe an die Galater und im zweiten Briefe an die Korinther sein apostolisches Recht in ausführlicher Rede zu begründen. Die Vermittelnden auf beiden Seiten stritten zwar dem Paulus sein Missionsrecht ebenso wenig wie vermuthlich auch die ältern A. in der Folgezeit ab, liebten es aber, ihn als einen beauftragten Gehülfen der letztern zu betrachten. Die spätere Sage stellte Petrus und Paulus als A. friedlich nebeneinander und wußte selbst von ihrem gemeinsamen Wirken zu erzählen, obwol judenchristlicherseits der Haß gegen Paulus noch lange in der entgegengesetzten Sage sich ausprägte, daß Simon Petrus als der echte A. auch für die Heiden dem falschen A. und gottlosen Zauberer Simon, unter dem man keinen andern als den Paulus verstand, überallhin nachgereist sei, um ihn zu bekämpfen. Von den spätern Lebensschicksalen der meisten A. weiß man sehr wenig. Der Zeitpunkt, mit welchem die Apostelgeschichte schließt, trifft nach der wahrscheinlichsten Zeitrechnung zusammen mit der Neronischen Christenverfolgung, in welcher Paulus den Märtyrertod starb (Juli 64 n. Chr.). Von den ältern A. war bei der letzten Reise des Paulus nach Jerusalem keiner mehr dort anwesend außer Jakobus, der Bruder des Herrn, welcher in der Urgemeinde fast noch mehr als apostolisches Ansehen genoß. Petrus hat sich nach dem Zeugnisse des seinen Namen tragenden Briefes später in Babylon aufgehalten; ob er in Rom gekreuzigt worden sei, ist ebenso ungewiß, wie ob er überhaupt jemals die Welthauptstadt gesehen hat. Johannes wirkte nach der einstimmigen Tradition der kleinasiat. Kirche, mit welcher auch die Offenbarung zusammenstimmt, in Ephesus. Dagegen beruht, was von den übrigen A. erzählt wird, nur auf unglaubwürdigen Sagen und auf dem begreiflichen Wunsche der Christen, in den verschiedensten Ländern ihre Gemeinden auf unmittelbar apostolische Stiftung zurückzuführen. Keinen größern geschichtlichen Werth hat eine andere, erst zu Ende des 4. Jahrh. erscheinende Sage, der zufolge sich die A. zum Behufe der Predigt des Evangeliums im 7. oder 12. Jahre nach Christi Himmelfahrt in die Länder der damals bekannten Welt getheilt haben sollen. Den Ort, wo dies in Jerusalem geschehen, zeigt noch die Tradition.

Die kath. Kirche feiert deshalb auch das, freilich erst seit dem 11. Jahrh. nachweisliche, von der prot. Kirche nie begangene Fest der Aposteltheilung (Festum divisionis apostolorum) am 15. Juli, obgleich röm. Auslegung dem Feste die Trennung der früher verbunden aufbewahrten Gebeine der Apostel Petrus und Paulus später untergelegt hat. Die sog. 70 Jünger, welche nur Lukas 10, 1 als von Jesu neben den Zwölfen auserwählt erwähnt, und deren Zahl nach der gewöhnlichen Auffassung der Vertheilung der Heiden in 70 Völkerschaften bei den Juden entspricht, sind geschichtlich unsicher wie die Namen selbst dieser Apostolischen Männer. Uebrigens hat man auch später ausgezeichnete Verkündiger des Evangeliums, wie Bonifacius, Ansgar, mit dem Ehrennamen A. belegt. Außer dem erwähnten Festtage der Aposteltheilung feiert die griech. Kirche ein Apostelfasten zum Andenken der Aussendung der A., und zwar vom Montag nach Pfingsten an so viele Tage lang, als zwischen Ostern und dem 2. Mai liegen. Ferner feiert die röm.-kath. Kirche die von der reform. Kirche sofort, von der lutherischen später allmählich aufgegebenen Aposteltage. Nachdem das in Afrika schon im 6. Jahrh. übliche und durch Papst Bonifacius IV. 610 der ganzen Kirche empfohlene Fest aller Apostel im 9. und 10. Jahrh. auch in der abendl. Kirche untergegangen war, ließ Bonifacius VIII. seit dem 13. Jahrh. den Andreastag (30. Nov.) als den Ehrentag aller 12 A. feierlich begehen. Die Feste einzelner A., insbesondere der himmlische Geburtstag Petri und Pauli am 29. Juni, blieben und bleiben daneben. Indeß hat die deutsche kath. Kirche, namentlich in Oesterreich, neuerdings die einzelnen Aposteltage aufgehoben oder auf andere Festtage verlegt, mit Ausnahme des Petrus-Paulus-Festes.

Apostel heißt das untergerichtliche oder notarielle Begleitschreiben, mit welchem eine Partei an den Oberrichter entsendet wird. Es enthält die Anzeige, daß die Partei unter Beobachtung der nöthigen Formen und Fristen ein Rechtsmittel eingewendet und die Entscheidung der höhern Instanz angerufen habe. Allmählich ist daraus ein bloßer Bericht geworden, den der Unterrichter für sich abgehen läßt.

Apostelbrüder oder Apostoliker, Apostelorden, wurde am Ende des 13. Jahrh. in Italien eine von denjenigen Sekten genannt, welche, von dem Geiste eines Arnold von Brescia (s. d.) ergriffen, der verweltlichten Richtung der Kirche entgegenzutreten sich gedrungen fühlten. Ihr Stifter war Gerhard Segarelli, ein einfacher Gewerbsmann zu Parma. Aus irgendwelchem Grunde von dem Franciscanerorden zurückgewiesen, gewann er in fortgesetzter, zum Theil schwärmerischer Vertiefung seines innern Lebens die Ueberzeugung, daß es vor allem noth thue, zu der einfachen Form der apostolischen Lebensgemeinschaft zurückzukehren. Er zog darum 1260 in der Kleidung der Apostel als Bußprediger aus, mit seinen praktischen Predigten viele in freier, durch kein Gelübde gebundener Vereinigung um sich scharend, ohne zunächst noch dogmatisch mit der Kirche selbst in bewußten Widerspruch zu treten. Als aber nach 20jähriger ungestörter Thätigkeit dieser apostolischen Brüder der Bischof von Parma den immer mächtiger werdenden Segarelli festsetzen ließ, und bei seiner Freigebung 1286 Papst Honorius IV. ein Verbot des Papstes Gregor X. vom J. 1274 gegen alle päpstlich nicht anerkannten Vereine dieser Art erneuerte, auch Nikolaus IV. 1290 ausdrücklich gegen die Apostoliker auftrat, begannen sie jetzt mit Bewußtsein gegen das Papstthum und seine verderbte, verweltlichte Kirche, als gegen das Babylon der Apokalypse, zu predigen. Nebst manchen andern starb der 1294 von neuem gefangen gesetzte Segarelli, trotz Widerrufs, als in die Häresie Zurückgefallener 1300 auf dem Scheiterhaufen. Seine Sache war indessen keine persönliche. Dolcino, gebildeter und thatkräftiger als Segarelli, zum Priester erzogen, schon früher in Tirol gegen die veräußerlichte Kirche wirksam, stellte sich in Italien an die Spitze der verwaisten Partei. Sein Auftreten ward um so gefährlicher, als er Gewalt nicht scheute und einer entsittlichten, tyrannisirenden Kirche gegenüber sich nicht bedachte, nach dem Grundsatze: «der Zweck heiligt das Mittel», aus den Händen der Inquisition wiederholt sich loszulügen. Er lehrte völlige Lossagung von dem Irdischen, Verzichtleistung auf alles Eigenthum, auf jede bestimmte und bleibende Wohnung, Beseitigung der Ehe durch eine rein geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, alleinige Gebundenheit durch den freien heil. Geist der Liebe. In diesem Sinne verkündigte er von Dalmatien aus, wohin er vor den Verfolgungen sich zurückgezogen hatte, den Anbruch einer neuen Zeit, und trat 1304 mit Tausenden von Anhängern in Oberitalien gegen das tief verderbte und namentlich von Frankreich gleichzeitig gedemüthigte Papstthum auf. Nachdem 1305 ein Kreuzzug gegen ihn gepredigt worden, erlag er, 1307 auf dem befestigten Berge Zebello bei Vercelli überwältigt, nach tapferer Gegenwehr mit seinen ausgehungerten Apostolikern der kath. Uebermacht. Mit der standhaftesten Ruhe starb er nach den grausamsten Martern den

Flammentod. Bis 1368 zeigten sich in der Lombardei und im südl. Frankreich Reste der A. Vgl. Krone, «Fra Dolcino und die Patarener» (Lpz. 1844). — Apostoliker hieß auch eine christl. Sekte im 2. und 3. Jahrh. wegen ihres Eifers, ein apostelähnliches, einfaches Leben zu führen, sowie ein Theil der Katharer am Niederrhein im 12. Jahrh., gegen welche Bernhard von Clairvaux schrieb. Anhänger des Mennoniten Sam. Apostool wurden ebenfalls so genannt.

Apostelgeschichte heißt die fünfte Schrift des neutestamentlichen Kanons, deren Verfasser der Tradition zufolge der Missionsgehülfe des Paulus, Lukas, ist. Der herkömmliche Name A. ist insofern kein ganz geeigneter, als sie keineswegs die Wirksamkeit sämmtlicher Apostel zu schildern unternimmt, sondern vorzugsweise nur den Petrus und Paulus berücksichtigt, und vom Kap. 16 an sich ausschließlich der Thätigkeit des letztern zuwendet. Die Auswahl und Behandlung des Stoffs ist durch den paulinisch-apologetischen Zweck des Ganzen bedingt. Indem nämlich die Schrift die Berechtigung des Paulus, das Christenthum ohne das mosaische Gesetz den Heiden zu predigen, nachweisen will, faßt sie schon bei der Geschichte der Gründung und ersten Entwickelung der christl. Gemeinde dieses Hauptziel vorzugsweise ins Auge. Schon in der Erzählung der Himmelfahrt Christi wird mit besonderm Nachdruck das Wort des scheidenden Meisters an seine Jünger hervorgehoben, daß sie seine Zeugen sein sollen nicht blos in Jerusalem und Judäa, sondern auch in Samaria (dem Heidenlande) und bis an das Ende der Erde. Ebenso wird die Gründung der Kirche am Pfingsttage und das wunderbare Reden der Jünger in fremden Sprachen vor einer Zuhörerschaft aus den verschiedensten Ländern der Erde zur symbolischen Andeutung der universellen Bestimmung des Christenthums. Während der Unglaube und die Feindschaft der Juden fortwährend wächst und zuletzt in mehrfachen blutigen Verfolgungen ihren Höhepunkt erreicht, trotz der begeisterten Reden und wunderbaren Thaten der Apostel, bereitet sich die gesetzesfreie Heidenmission durch das Auftreten und die Katastrophe des Stephanus, die Predigt des Evangeliums in Samaria und den Küsten des Mittelmeeres entlang, die Bekehrung des heidnischen Kämmerers durch Philippus und des heidnischen Hauptmanns Cornelius durch Petrus, vor allem aber durch die Bekehrung des Paulus auf dem Wege nach Damaskus und seinen Eintritt ins Missionsgebiet des Barnabas zu Antiochia, wo unter bekehrten Heiden zuerst der Christenname auftaucht, stufenweise vor, bis endlich auf dem sog. Apostelconcile das Recht der Heidenbekehrung auch von den ältern Aposteln und der Gemeinde zu Jerusalem anerkannt wird. Von hier wendet die Darstellung ausschließlich den Missionsreisen des Paulus sich zu und begleitet ihn bis zu dem Schlusse seiner ungehemmten Wirksamkeit in Rom, der Hauptstadt des heidnischen Weltreichs, d. h. wol nicht bis zum J. 62, sondern bis zum Sommer 64, der Zeit der Neronischen Christenverfolgung. Bei der Darstellung der paulinischen Wirksamkeit verfolgt die Schrift ebenfalls apologetische Zwecke. Während nämlich unter den ältern Aposteln namentlich Petrus gewissermaßen als der Vorläufer des Paulus erscheint und auch sonst mit Paulus parallelisirt wird, geht die Darstellung über die von Paulus verweigerte Beschneidung des Titus, über den Apostelstreit in Antiochia und über die spätern Kämpfe des Heidenapostels mit der judenchristl. Partei mit bedeutungsvollem Stillschweigen hinweg und erzählt dafür, wie Paulus für seine Person das Gesetz auch in seinen ceremoniellen Bestimmungen beobachtet und auch in jeder Stadt, wohin er gekommen, das Evangelium zuerst den Juden verkündigt und nur aus ihrem beharrlichen Unglauben das Recht für sich abgeleitet habe, den Heiden zu predigen.

Wenngleich der eigenthümliche Standpunkt des Verfassers der A. namentlich auf die Charakteristik des Paulus und seiner apostolischen Wirksamkeit, aber auch auf manche Einzelheiten einen unverkennbaren Einfluß geübt hat, so kann doch die Glaubwürdigkeit des Buches, was den geschichtlichen Rahmen der Erzählung überhaupt betrifft, nicht beanstandet werden. Der Verfasser schöpfte zum Theil aus schriftlichen Quellen, namentlich benutzte er einen ausführlichen Reisebericht eines Gefährten des Paulus, welcher von Kap. 16 an mit einigen Unterbrechungen und dann in den beiden letzten Kapiteln fortwährend als Augenzeuge spricht. Dieser Berichterstatter war höchst wahrscheinlich Lukas. Weit zweifelhafter dagegen ist, ob Lukas, wie die Tradition will, selbst die A. verfaßt hat, und nur das Eine steht fest, daß sie von demselben Manne herrührt, welcher das Evangelium schrieb. Auch die Abfassungszeit läßt sich nicht ganz zuverlässig bestimmen. Sicher ist das Buch einige Zeit nach der Zerstörung Jerusalems, und zwar wahrscheinlich in Rom verfaßt. Neuere Kritiker lassen es erst ums J. 100 n. Chr., und einige, aber gewiß mit Unrecht, noch später geschrieben sein. Vgl. Schneckenburger, «Ueber den Zweck der A.» (Bern 1841), Zeller, «Die A.» (Stuttg. 1854) und (gegen Zeller) Lekebusch, «Die Composition und Entstehung der A.» (Gotha 1854).

A posteriori, s. A priori.

Apostill, Nachschrift zu einem Document, welche aber zu ihrer Gültigkeit derselben Rechtsformen wie das Hauptdocument selbst bedarf.

Apostolisch wird im allgemeinen alles genannt, was entweder von den Aposteln unmittelbar herkommt oder den Charakter derselben an sich trägt. Beides vermag die Eigenschaft der Apostolicität zu begründen. Die kath. Kirche nennt sich in diesem doppelten Sinne apostolische Kirche (Ecclesia apostolica), der röm. Stuhl apostolischer Stuhl oder Sitz (Sedes apostolica), weil diese Kirche darauf Anspruch macht, in der ununterbrochenen Reihe ihrer röm. Bischöfe auf das Apostelhaupt Petrus zurückzugehen. Die apostolische Tradition (s. Tradition) leitet sich als Ueberlieferung ebenfalls von den Aposteln her; sie liegt in ihren authentischen Anfängen in den apostolischen Briefen des Neuen Testaments (den 13 Paulinischen Briefen, dem Hebräerbriefe und den sog. kath. Briefen), von denen die Echtheit der Briefe an die Römer, Korinther und Galater (mit Ausnahme der neuesten, gänzlich haltlosen Kritik) niemals angezweifelt worden ist. Von diesen Briefen wurden die Paulinischen, mit Ausnahme der Briefe an Timotheus und Titus, schon gegen Mitte des 2. Jahrh. von dem Gnostiker Marcion, freilich in vielfach verstümmelter Gestalt, unter dem Namen des Apostolikon zusammengestellt, und auch noch späterhin faßte man die neutestamentlichen Briefe unter ähnlicher Benennung zu einer Einheit zusammen. In gleichem strengern Sinne nennt man apostolisches Concil die Zusammenkunft der Apostel zu Jerusalem (Apostelg. 15) um 51 oder 52, zu welcher der in Antiochia durch Judenchristen angeregte Streit Veranlassung gab, ob Heiden ohne die jüd. Beschneidung in das Christenthum aufgenommen werden dürften. Nach dem authentischen Berichte des Apostels Paulus selbst (Gal. 2) wurde indeß auf diesem «Apostelconvent» nur das Recht der selbständigen Heidenmission bedingungslos anerkannt, und von Beschlüssen, welche die Freiheit der Heidenchristen irgend beschränkt hätten, kann nach den unzweideutigen Erklärungen des Paulus keine Rede sein. Das von der Apostelg. 15, 23—29 mitgetheilte apostolische Decret drückt also zwar die Anschauungsweise der ältern Apostel, welche die Heidenchristen nur als Proselyten (s. d.) betrachteten, mit geschichtlicher Treue aus, entspricht auch wol insofern dem damaligen Sachverhalte, als die ersten Heidenchristen Antiochias vermuthlich aus der Zahl der jüd. Proselyten hervorgegangen waren, also sich ohnehin der V. 29 verbotenen Dinge enthielten, aber als Verordnung des apostolischen Concils kann dasselbe ebenso wenig erlassen als von Paulus nach Antiochia überbracht worden sein. — Apostolische Gemeinden ferner heißen diejenigen christl. Gemeinden, welche ihren Ursprung auf unmittelbare apostolische Stiftung zurückführten, unter den größern und einflußreichern namentlich die von Jerusalem, Antiochia, Ephesus, Korinth und Rom. Doch ist die apostolische Stiftung von Rom jedenfalls, von Antiochia wenigstens in dem Falle zu bestreiten, wenn man den Apostelnamen auf die Zwölf und auf Paulus beschränkt. Gemeinden, welche von Petrus, Johannes oder irgendeinem andern der Zwölf gestiftet worden wären, sind außerhalb Palästinas überhaupt nicht nachweislich. Doch hat die spätere Tradition, welche die Bischöfe als Nachfolger im apostolischen Amte betrachtete, mehrern Gemeinden Apostel zu ihren ersten Bischöfen gegeben, sie also zu apostolischen Sitzen gemacht. Namentlich die schon im 2. Jahrh. auftauchende Behauptung, daß Petrus erster Bischof von Rom gewesen, hat die Bischöfe dieser Gemeinde vorzugsweise mit apostolischem Ansehen geschmückt, und mit dem zunehmenden kirchlichen Einflusse Roms im Abendlande wurde der Name «apostolisch» immer ausschließlicher auf dieses übertragen. Daher die Benennungen apostolischer Stuhl, d. i. der röm. oder «heilige» Stuhl; apostolischer Segen, d. i. der Segen des Papstes, als Nachfolgers Petri; apostolische Monate (Jan., März, Mai, Juli, Sept., Nov.), auch Römermonate genannt, d. i. die Monate, in welchen der Papst die Besetzung der erledigten niedern geistlichen Aemter in Deutschland sich vorbehalten hatte; apostolische Kammer, die Verwaltungsbehörde der päpstl. Finanzen in Rom; apostolischer Vicar, d. i. der Stellvertreter des Papstes, insbesondere in Ländern, welche keinem bestimmten bischöfl. Sprengel zugetheilt sind, deren kirchliche Verwaltung also unmittelbar unter dem Papste steht (z. B. im Königreiche Sachsen), aber auch bei außerordentlichen päpstl. Missionen, oder in Fällen, wo gewisse dem Papste ausschließlich zustehende Gerechtsame von diesem dauernd einem dritten übertragen werden, so im Mittelalter, wo häufig Erzbischöfe für bestimmte Länder als apostolische Vicarien eingesetzt wurden, und bis auf die neuesten Zeiten herab im ehemaligen Königreiche Neapel, dessen Herrscher um bestimmter kirchlicher Vorrechte willen diesen Titel führte. Die Bezeichnung der päpstl. Briefe als apostolische hat eben diesen Sinn.

Apostolische Constitutionen und Kanones sind Aufzeichnungen der für apostolisch gehaltenen kirchlichen Ordnungen in der Form apostolischer Vorschriften. Es gehören dahin die Bestimmungen über die Rangverhältnisse, die Rechte und Obliegenheiten der Kleriker, ihre Wahl und Weihe, über die kirchlichen Festzeiten, Fasten, Gebete und die Ordnung des Gottesdienstes, über die Verwaltung der Taufe und des Abendmahls, über die Katechumenen, Witwen, Waisen und Märtyrer, über die häusliche Lebenssitte der Männer, Frauen, Jungfrauen u. s. w. Alle diese Anordnungen gehen in ihren Ursprüngen auf die Traditionen der ältesten Kirche zurück, wurden aber im Laufe der Zeit und in Gemäßheit der in den einzelnen Landeskirchen sich heranbildenden eigenthümlichen Gebräuche vielfach umgestaltet und erweitert. Die gewöhnliche, unter dem Namen «Constitutiones apostolicae» verbreitete, der Sage nach von Clemens Romanus (s. d.) herrührende Sammlung ist in acht Bücher eingetheilt, besteht aber in Wahrheit aus drei selbständigen Sammlungen, von denen die erste das erste bis sechste, die zweite das siebente, die dritte, in einem sehr verderbten Texte überlieferte, das achte Buch umfaßt. Aehnliche Sammlungen sind uns in kopt., äthiop. und syr. Sprache erhalten worden. Mit der Aussonderung der ursprünglichen Bestandtheile aller dieser Sammlungen von ihren allmählich wie Jahresringe um den alten Stamm an sie angesetzten Erweiterungen hat die neuere Wissenschaft erst einen Anfang gemacht. Der Grundstamm, welcher mit wenigen von der Landessitte herbeigeführten Aenderungen in allen diesen Sammlungen derselbe ist, geht auf eine Zeit zurück, in welcher das bischöfl. Amt noch gar nicht von dem Amte der Presbyter unterschieden war, und ist wahrscheinlich ursprünglich in Kleinasien gegen Mitte des 2. Jahrh. entstanden. Der von mehrern neuern Forschern behauptete judenchristl. Charakter der Grundschrift wird von andern bestritten und bedarf jedenfalls noch gründlicherer Nachweise. Die größere griech. Sammlung (Buch 1—6) mag gegen Ende des 3. Jahrh. entstanden sein, wurde aber sicher noch später überarbeitet. Ihre gegenwärtige Gestalt können wenigstens die griech. Constitutionen nicht vor der Mitte des 5. Jahrh. erhalten haben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den «Canones apostolici», welche die Bestimmungen der Kirchenordnung in kurzen Sätzen zusammenfassen. Auch in ihnen ist eine ältere Grundlage unverkennbar, und namentlich die Vergleichung mit den Kanones der syr. und alexandrinischen Kirche lehrt, daß sich ihre gegenwärtige Gestalt nur allmählich festgestellt haben kann. Von der jetzigen Sammlung sind die ersten 50 namentlich unter Zugrundelegung der in der Kirche von Antiochia gültigen ältern und neuern Verordnungen um die Mitte des 5. Jahrh. entstanden und wurden Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrh. von Dionysius Exiguus ins Lateinische übersetzt und mit afrik. Kanones und Verordnungen röm. Bischöfe vermehrt. Diese Sammlung bildet die erste Grundlage des in der röm. Kirche gültigen kanonischen Rechts. In der griech. Kirche kamen zu den 50 von den Abendländern allein anerkannten Kanones im 6. Jahrh. noch 35 andere hinzu, sodaß im ganzen 85 Kanones gezählt werden, welche von dem sog. Concilium Trullanum (692) im Gegensatze zu dem abendl. Gebrauche bestätigt wurden. Wieder anders wurden die Kanones der ältern syr., alexandrinischen und abyssin. Kirche gezählt. Vgl. Drey, «Untersuchungen über die Constitutionen und Kanones der Apostel» (Tüb. 1832), und Bunsen, «Hippolytus und seine Zeit» (deutsche Ausg., 2 Bde., Lpz. 1852—53). Die neueste Ausgabe der griech. Constitutionen ist von de Lagarde (Lpz. 1862).

Apostolische Majestät ist ein ehrender Titel der Könige von Ungarn, welcher dem Herzog Stephan von Ungarn im J. 1000 von Papst Sylvester II. beigelegt wurde, weil derselbe nicht nur das Christenthum in Ungarn sehr befördert hatte, sondern auch in Nachahmung der Apostel selbst predigte. 1758 wurde der Titel von Papst Clemens XIII. für Maria Theresia als Königin von Ungarn erneuert.

Apostolische Partei nannte sich in Spanien die Partei der fanatischen Katholiken und, sofern der absolute König ihr blindes Werkzeug sein wollte, Absolutisten während der Restaurationszeit. Es bildete sich bald nach der Revolution von 1819 eine apostolische Junta, deren Leiter hauptsächlich aus geflüchteten Geistlichen, deren Truppen aus Schmugglern und Räubern bestanden. Sie bezog von Portugal Geld und Waffen, unterhielt mit dem span. Hofe selbst geheime Verbindungen und hatte auch wenigstens in Castilien, Aragonien und den baskischen Provinzen die Sympathien der Mehrzahl des Volks für sich. Die Partei, welche durch diese Junta vertreten ward, hieß die apostolische. Ohne allen Antheil an dem damaligen Regimente, blieb ihr nur der Weg des gewaltsamen Widerstands. Schon 1822 stellte sie eine förmliche Streitmacht auf; aber der Führer derselben, Quesada, wurde geschlagen und flüchtete nach Frankreich. Auch der Aufstand der vier Gardebataillone in Madrid scheiterte. In Valencia

stellte sich Elio an die Spitze der Gegenrevolution, ward aber gefangen und hingerichtet. D
gegen hielt sich die apostolische Regentschaft zu Urgel in den catalonischen Gebirgen. Sie c
stituirte sich 15. Aug. 1822 als «Oberste Regentschaft» und umgab sich mit einem «Glauben
heere». Ihre Mitglieder waren: Bessières, Mata-Florida und Eroles. Als die Aussicht a
eine franz. Intervention hervortrat, gingen die Apostolischen zum Angriff über, wurden ab
geschlagen, und die Regentschaft selbst mußte sich nach Frankreich flüchten. Bei dem Einrück
der Franzosen (1823) vereinigte sie sich wieder und sammelte ein neues Glaubensheer vo
10000 Mann. Am 9. April bildeten Eguia, Eroles, Calderon und Erro, unter Auflösun
der ältern Regentschaft, welche durch Mata-Florida repräsentirt ward, eine provisorische Re-
gierungsjunta, die auch neben der officiellen Regentschaft, welche nach der Besetzung Madrid
durch die Franzosen gebildet wurde, fortbestand. Nach Herstellung des Königs bemühte sich die
apostolische Junta besonders die königl. Freiwilligen zu erhalten, und bildete überhaupt eine ein-
flußreiche Camarilla, an deren Spitze Eguia, Mata-Florida, Calderon und der beim König so
einflußreiche Pater Cyrillo standen. Gegen das gemäßigte Ministerium Zea erhob sich 1825 Bes-
sières gewaffnet, ward aber gefangen und erschossen. Auch 1826 erfolgten Aufstände im Sinne
der Partei, in der sich namentlich der Pfarrer Merino als kühner Guerrillasführer bemerklich
machte. Die Apostolischen unterstützten 1826 die portug. Sinnesgenossen. Sie bewirkten 1827
einen Aufstand in Catalonien, zu dessen Dämpfung der König selbst herbeieilen mußte. Nachdem
aber mit der Geburt einer Prinzessin, der spätern Königin Isabella (1830), die polit. Frage in
die Form einer Erbfolgefrage überging, verlor sich die apostolische Partei in die karlistische.

Apostolische Väter heißen die (wirklichen oder vermeintlichen) unmittelbaren Schüler der
Apostel, im engern Sinne aber und gewöhnlich diejenigen unter ihnen, welche Schriften hinter-
lassen haben. Die erstern, im weitern Sinne, werden meist nur **apostolische Männer** ge-
nannt, und umfassen alle Gehülfen, Freunde und Gefährten der Apostel, namentlich auf ihren
Reisen. So Timotheus, Titus, Tychicus, Apollos, Aquila, Silas (Silvanus) u. a. In die
Reihe der Apostolischen Väter im engern Sinne werden dagegen nur gerechnet: Barnabas,
Clemens Romanus, Ignatius von Antiochia, Polykarpos von Smyrna, Papias von Hiera-
polis und Hermas. Abgesehen von Papias, einem angeblichen Schüler des Johannes, von
dessen Schriften nur Bruchstücke vorhanden sind, deren Echtheit feststeht, werden alle Genannten
von der Tradition als Verfasser von Schriften genannt, die noch heute in unserm Besitze, von
der Kritik aber sämmtlich verworfen oder doch angezweifelt worden sind. So ist der «Brief
des Barnabas» zwar wol aus dem 1. Jahrh., aber sicher von einem andern Verfasser. Die
zahlreiche, unter dem Namen des Clemens Romanus verbreitete Literatur ist, mit Ausnahme des
sog. ersten, übrigens auch bestrittenen Briefes an die Korinther, zuverlässig unecht, ebenso wie
die unter dem Namen des «Hirten» bekannte prophetische Schrift sicher nicht von dem Röm.
16, 14 erwähnten Hermas herrührt, wenn auch der Verfasser für diesen gelten will. Ueber den
kleinen Brief des Polykarp an die Philipper und die in drei verschiedenen Gestalten erhaltenen
Briefe des Ignatius (s. d.) wird gestritten, doch ist der Brief an Polykarp, wenn nicht unter-
geschoben, doch interpolirt, und die Briefe des Ignatius wenigstens in der längern und längsten
Gestalt unzweifelhaft untergeschoben, während über die kürzeste (in syr. Uebersetzung auf-
bewahrte) die Kritiker noch zwiespältiger Meinung sind. Alle diese Schriften haben übrigens
zwar für die Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte großen Werth, wurden auch fast sämmt-
lich im kirchlichen Alterthume der neutestamentlichen Schriftensammlung zugesellt, stehen aber
an Geist und Ursprünglichkeit des religiösen Gedankengehalts auch den entschieden nichtaposto-
lischen Büchern des Neuen Testaments in hohem Grade nach. Ausgaben besorgten Cotelier
(2 Bde., Par. 1672 u. Amst. 1724), Jacobson (2 Bde., Orf. 1838; 2. Aufl. 1840), Hefele
(Tüb. 1839; 4. Aufl. 1855) und Dressel (Lpz. 1857; 2. Aufl. 1863). Vgl. Hilgenfeld, «Die
Apostolischen Väter» (Halle 1853).

Apostolisches Symbolum heißt das älteste von den drei ökumenischen, d. h. von der ge-
sammten christl. Kirche angenommenen Symbolen oder Glaubensformeln, das sog. **Credo** oder
der **Christliche Glaube**. Nach einer nur in der lat. Kirche vorhandenen und erst gegen Ende
des 4. Jahrh. unter großen Schwankungen hervortretenden Sage hätten es die Apostel selbst zu
Jerusalem vor ihrer Trennung dadurch verfaßt, daß jeder derselben einen «Beitrag» (griech.
symbolo) gegeben habe, um in ihrer gemeinsamen Thätigkeit eine bestimmte Glaubensnorm zu
gewinnen. Daß das Symbol von den Aposteln selbst nicht herstammte, ist seit den ersten Zweifeln
des Laurentius Valla im 15. Jahrh. oft dargethan und namentlich seit dem 17. Jahrh. fast
allgemein (auch katholischerseits) anerkannt worden. Es entstand aus ältern und einfachern Be-

enntnissen für erwachsene Täuflinge, welche im Gegensatze zu gewissen ketzerischen Meinungen im Laufe der Zeit verändert, namentlich erweitert wurden und daher in verschiedenen Kirchen sehr verschieden lauteten. Seinen Hauptbestandtheilen nach um die Mitte des 3. Jahrh. ziemlich allgemein festgestellt, hat es doch noch in weit späterer Zeit Zusätze erhalten, wie das «niedergefahren zur Hölle» und «Auferstehung des Fleisches». Die gegenwärtige Form des Bekenntnisses ist am verwandtesten der in der röm., afrik., gallischen und brit. Kirche gebrauchten Form und scheint im 7. Jahrh. zum Abschluß gekommen zu sein. Im Abendlande war es stets bei der Taufe in Gebrauch, ohne daß man sich ängstlich an den Wortlaut band. Noch Luther hat es im Taufbüchlein unbedenklich verkürzt. In der griech. Kirche wurde es beim Gottesdienste allmählich durch das Nicänische Symbolum verdrängt.

Apöstroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um theils die Veränderung, die ein Eigenname durch Flexion erlitten hat, wie «Reinhard's», «Tschirner's», «Leibniz'», theils den Wegfall von Vocalen zu Anfang, in der Mitte oder zu Ende eines Worts, z. B. «wie 's ist», «ew'ger», «hätt' ich», theils endlich die Entstehung eines Worts durch Zusammenziehung anzudeuten, wie «vor'm» statt «vor dem».

Apostrŏphe oder Metabasis, d. h. die Wegwendung, ist ursprünglich ein Kunstausdruck der attischen Gerichtssprache und bezeichnet den Fall, wo der Redner sich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendet und diesen anredet. Als Redefigur versteht man darunter eine Anrede an Abwesende, als wären sie anwesend, und dann eine Anrede an Lebloses, Empfindungsloses, als hätte es Leben und Empfindung.

Apothekerkunst oder (griech.) Pharmacie ist eine praktische Wissenschaft, welche die Aufgabe hat, Arzneimittel einzusammeln, zuzubereiten und zum Behufe ärztlicher Verwendung in zweckmäßige Form zu bringen. Die Arzneimittel sind entweder Naturerzeugnisse, welche nur weniger Bearbeitung bedürfen, um sie von unwirksamen Nebenbestandtheilen zu befreien und zum Gebrauch geschickt zu machen, oder sie sind in den rohen Naturprodukten zwar schon vorgebildet enthalten, erfordern aber zu ihrer Isolirung und Reindarstellung einer eingreifendern chem. Behandlung, oder sie sind künstliche, gänzlich neugebildete chem. Verbindungen. Demnach sind Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik, Pharmakologie und pharmaceutische Technik die Grundlagen der Pharmacie, die erstern insofern sie das Material liefern, und die letztern insofern sie bei der Darstellung der Arzneimittel in Anwendung kommen. In frühern Zeiten bildete die Zubereitung der Arzneimittel einen Theil der Heilkunde und war in den Händen der Aerzte, von denen mehrere der Erfindung, Darstellung und medic. Anwendung derselben vorzugsweise Aufmerksamkeit widmeten und ausführliche Werke darüber schrieben. Im 8. Jahrh. begann bei den Arabern die Pharmacie sich von der Heilkunde abzusondern, indem in Bagdad die erste Apotheke als selbständige, der Anfertigung der Arzneimittel gewidmete Anstalt gegründet und unter besondere Aufsicht gestellt wurde. Im 11. Jahrh. wurden auch in Italien, namentlich in Salerno, Apotheken unter dem Namen Stationes gegründet und einer strengen Aufsicht unterworfen; auch wurden, um jede Willkür bei der Bereitung der Arzneimittel fern zu halten, gesetzliche Vorschriften (Dispensatorien) für dieselben gegeben. Im 13. Jahrh. wurde eine strenge Apothekerordnung und 1224 eine Taxe der Arzneimittel, auch strenge Prüfung der Apotheker über deren Kenntnisse und Geschicklichkeit vorgeschrieben und den Aerzten das Halten der Apotheken untersagt. Im 14. und 15. Jahrh. verbreiteten sich die Apotheken über verschiedene andere Länder. So finden sie sich 1330 in Frankreich, 1337 in England, 1342 in Prag, 1404 in Nürnberg, 1409 in Leipzig, 1488 in Berlin. Es wurden zugleich Gesetze zur Regelung der Verhältnisse der Apotheken gegeben, unter denen besonders die pariser Apothekerordnung von 1484 zu erwähnen, welche Revisionen der Apotheken, Prüfung und Vereidigung der Apotheker vorschrieb und letztern mehrere Begünstigungen bewilligte. Im 16. und 17. Jahrh. wurden überall Taxen eingeführt, und es erschienen mehrere Lehrbücher von Paracelsus, Tabernaemontanus, Frd. Hoffmann u. a., welche wesentlich zur Ausbildung der Pharmacie beitrugen.

Im 18. Jahrh. bildete sich die wissenschaftliche und praktische Pharmacie immer weiter aus, bis sie dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. durch die außerordentlichen Fortschritte der ihr zu Grunde liegenden Naturwissenschaften sowie durch zweckmäßige Gesetzgebung, durch strenge Beaufsichtigung und Controle vorzüglich in Deutschland ihre gegenwärtige hohe Stufe der Entwickelung erlangte. Ohne solche, mit Sachkenntniß und Strenge gehandhabte Gesetzgebung ist die erforderliche Zuverlässigkeit der Apotheken und ihres Geschäftsbetriebs nicht zu erreichen, wie dies in Frankreich, mehr aber noch in England und Nordamerika, hervortritt, wo Mangel an

Aufsicht und eine unpassende Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf die Apothekengeschäfte der Solidität großen Eintrag thun. In Deutschland dürfen Apotheken nur gegründet werden mit ausdrücklicher obrigkeitlicher Genehmigung, welche wiederum nur geprüften und vereidigten Apothekern ertheilt wird. Diese Genehmigung ist entweder vererblich und verkäuflich (Privilegien) oder lautet nur auf Eine bestimmte Person (Concession). Die Anzahl der Apotheken wird ferner in zweckmäßiger Beschränkung erhalten, ihre Instandhaltung ist strengen Anforderungen und der Verkauf der Arzneien einer obrigkeitlichen Taxe und vielen medicinalpolizeilichen Einschränkungen unterworfen. Behufs nothwendiger Aufsicht werden die Apotheken alle 1—2 J. von den Medicinalbehörden revidirt, damit sich dieselben überzeugen, ob alle gebräuchlichen Arzneimittel vorräthig, ob sie echt, rein und von guter Qualität vorhanden, ob die vorgeschriebenen Locale und Geschäftseinrichtungen im guten Zustande befindlich, ob die Officin (die Apotheke im engern Sinne, wo die Mischung und Verabfolgung der Arzneien geschieht) und das Laboratorium (wo die Zubereitung der Präparate stattfindet) in erforderlicher Zweckmäßigkeit eingerichtet sind, ob die giftigen und starkwirkenden Substanzen in gehöriger Absonderung und unter Verschluß gehalten werden, und ob die vorgeschriebene Taxe befolgt wird. Der Bildungsgang des Apothekers muß vorwiegend ein praktischer sein, unterstützt durch wissenschaftliche Studien. Daher muß der Anfänger, nach zurückgelegter Prüfung über seine Schulbildung, mindestens 4 J. lang in einer Apotheke lernen. Nach Ablauf dieser Zeit hat er durch eine Prüfung bei den Medicinalbeamten über erworbene naturwissenschaftliche und pharmaceutische Kenntnisse und praktische Fertigkeiten seine vorgeschriebene Befähigung darzulegen, ehe er zum Gehülfen ernannt werden kann. Als solcher hat er dann noch 4—6 J. zu conditioniren, sich der theoretischen und praktischen Ausbildung zu befleißigen und während dieser Zeit, wie schon als Lehrling, sich den bei jeder Apothekenrevision stattfindenden Prüfungen zu unterziehen. Nachdem er hierauf noch 1—2 J. auf einer Universität studirt, kann er endlich bei den obersten Medicinalbehörden zum Staatsexamen zugelassen werden, nach dessen Bestehen er die Berechtigung erlangt, eine Apotheke zu besitzen oder zu verwalten.

Die Verhältnisse der gewerblichen Pharmacie sind ganz ungewöhnlicher und eigenthümlicher Art, weshalb man sie nicht wie andere Gewerbe oder kaufmännische Geschäfte beurtheilen kann. Der Apotheker hat alle Lasten des Kaufmanns und des Beamten, ohne deren Vortheile zu genießen. Es werden strenge Anforderungen an ihn gemacht und viele Leistungen und Entsagungen von ihm verlangt. Er muß viele Waaren vorräthig halten und öfters erneuern, auch wenn er keinen Absatz davon hat; von vielen andern Waaren aber ist ohne ärztliche Verordnung der Verkauf beschränkt oder gänzlich untersagt. Er ist in seiner Existenz nur allein auf die Einnahme aus seinem Geschäft angewiesen und diese durch eine ihm vorgeschriebene Taxe beschränkt. Obgleich eine Apotheke nur bei einem gewissen Umfange des Geschäfts gut bestehen kann, vermag doch der Apotheker nicht wie jeder andere Geschäftsmann sein Geschäft nach Wunsch und Bedürfniß auszudehnen oder einzuschränken, und ist bei seiner großen Verantwortlichkeit in der freien Bewegung und Benutzung seines Vermögens sehr beengt. Vgl. Philippe, «Geschichte der Apotheker bei den wichtigsten Völkern der Erde» (deutsch, Jena 1854).

Apothekergewicht oder Medicinalgewicht. Von alters her ist in der Heilkunde gebräuchlich, die Mengen der Arzneimittel nach Gewichtsgrößen zu bezeichnen, welche aus dem Gewichtssystem der Römer abgeleitet worden sind und dessen Einheit = 1 Pfd. (Libra) ist. Mit der Ausbreitung der Heilwissenschaft hat sich auch dieses Gewichtssystem und dessen Eintheilung überall verbreitet, sodaß noch jetzt fast allgemein 1 Medicinalpfund (Lbr. j) in 12 Unzen (℥xij), 1 Unze in 8 Drachmen (ʒviij), 1 Drachma in 3 Scrupel (℈iij) und 1 Scrupel in 20 Gran (gr. xx) getheilt wird. Wenngleich aber die Eintheilung in verschiedenen Ländern übereinstimmt, so ist doch die Schwere der Einheit (des Medicinalpfundes) nicht überall dieselbe. Während die Einheit im allgemeinen zu ¾ des bürgerlichen Pfundes angenommen wird, schwanken die verschiedenen Medicinalpfunde zwischen 350,78348 und 420,009 franz. Grm. Das gebräuchlichste war früher das nürnberger Medicinalgewicht, à 357,8436 Grm.

1 Pfd. Medicinalgewicht =			1 Pfd. Medicinalgewicht =		
350,783	Grm. in	Preußen, Sachsen, Weimar, Mecklenburg;	357,848	Grm. in	Nürnberg, Rußland, Dänemark, Schleswig-Holstein;
356,487	»	Schweden;	357,854	»	Hessen-Darmstadt;
357,629	»	Hamburg;	360,000	»	Baiern, Hannover;
357,647	»	Würtemberg;	373,246	»	England und Nordamerika;
357,664	»	Hessen-Kassel;	375,000	»	Belgien, Holland, Baden, Schweiz;
			420,009	»	Oesterreich.

In Frankreich hat man seit 1840 das alte Medicinalgewicht gänzlich beseitigt und bedient sich auch im Medicinalwesen seitdem des allgemein gebräuchlichen Grammengewichts mit decimaler Eintheilung.

Apothekerzeichen. In frühern Zeiten bezeichnete man in der Pharmacie mehrere chem. Substanzen, manche Operationen und Instrumente mit besondern, theils alchemist., theils aus der Astronomie entlehnten Zeichen und Abkürzungen, die sich jedoch nur noch in ältern Werken und in den Recepten einiger alter Aerzte vorfinden. Die hauptsächlichsten dieser Zeichen und Namen sind folgende:

☽ Luna, Silber.	♂♂ Arsenicum, Arsenik.	△ Ignis, Feuer.
☉ Sol, Gold.	♁ Sulphur, Schwefel.	🜃 Terra, Erde.
♀ Venus, Kupfer.	🜿 Tartarus, Weinstein.	🜁 Spiritus, Weingeist.
♂ Mars, Eisen.	🜕 Nitrum, Salpeter.	🜍 sublimare, sublimiren.
☿ Mercurius, Quecksilber.	🜔 Sal, Salz.	🝟 praecipitare, niederschlagen.
♄ Saturnus, Blei.	🜹 Sal ammoniacum, Salmiak.	🝫 destillare, destilliren.
♃ Jupiter, Zinn.	🜅 Calx, Kalk.	∦ Saccharum, Zucker.
♁ Antimonium, Spießglanz.	▽ Aqua, Wasser.	

In neuerer Zeit hat man die in der Chemie angenommenen Bezeichnungen für einfache Stoffe und für Verbindungen größtentheils auch in der Pharmacie eingeführt.

Apotheōse, d. i. Vergötterung, hieß bei den Alten die Feierlichkeit, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter erhoben ward. Der Gebrauch, Sterbliche unter die Götter zu versetzen, hatte theils seinen innern Grund in der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen höchst verdiente Männer und in dem weniger ausgebildeten Gefühle der Unendlichkeit und Unerreichbarkeit Gottes, theils in dem allgemeinen Glauben, daß solche hervorragende Menschen wirklich Göttersöhne wären. In späterer Zeit geschah dies freilich auch aus Schmeichelei gegen die Mächtigen. Nach Polybius war es bei Asiaten, Griechen und Syrern zuerst aufgekommen, Wohlthätern Opfer und Altäre zu weihen. Auch bei den Griechen findet sich dieser Gebrauch schon sehr früh; vornehmlich waren es bei diesen Orakelsprüche, durch welche verdiente Helden nach ihrem Tode vergöttert wurden. Auf ihren Münzen sind die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte vergöttert, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Denkmälern und Ehrensäulen den Göttertitel zu. Die Römer, die sich dafür des Ausdrucks Consecration bedienten, hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten die Griechen in dieser Hinsicht erst seit Cäsar und Augustus nach, nachdem die Provinzen mit ähnlichen Ehrenbezeigungen gegen die oft entsittlichten Proconsuln vorangegangen waren. Dieselbe Ehre wie Augustus nahmen, außer Vespasian, alle Nachfolger für sich in Anspruch, namentlich aber Domitian. Die A. geschah hier in der Regel durch Senatsbeschlüsse und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Eine Menge Denkmäler sind noch vorhanden, welche röm. A. darstellen. Zuletzt waren sie so gemein, daß sie ein Gegenstand der Verspottung wurden. Der christl.-kirchliche Sprachgebrauch vermied dieses Wort für die kirchlichen Begriffe; doch hat Prudentius im 4. Jahrh. ein Gedicht, in welchem er die göttliche Persönlichkeit Christi vertheidigte, mit diesem Namen überschrieben.

Appalachen oder Alleghanies (Appalachian- oder Alleghany-Mountains) ist der Gesammtname des vielnamigen Gebirgssystems, welches ohne allen Zusammenhang mit den Cordilleren, von diesen vielmehr durch die ungeheuern Tiefebenen des Mississippigebiets getrennt, den östl. Theil Nordamerikas, der Küste des Atlantischen Oceans im ganzen ziemlich parallel (jedoch im N. ihr näher gerückt), von dem nordöstl. Theile des Staats Alabama in nordöstl. Richtung bis zum Lorenzstrom in einer (diagonalen) Länge von 290 M. durchzieht. Das Gebirge hat im allgemeinen Plateaucharakter, erhebt sich nirgends viel über 6000 F. über das Meer und wird auch das Appalachisch-Acadische Gebirgssystem genannt. Im NO. werden durch die tiefen Querspalten des Hudsonstroms, des Champlainsees und dessen in den Lorenzstrom gehenden Abflusses Chambly, etwa unter 56° 20′ westl. L., die Granitmassen der Acadian-Mountains oder des Gebirgs von Neuengland von den übrigen Berglanden der A. geschieden. Das aus Gesteinen der Uebergangsformation bestehende Gebirge ist charakterisirt durch lange, schmale Parallelketten mit zwischenliegenden flachen Thälern, die als gigantische Längenfurchen erscheinen. Die Parallelketten, deren Zahl zwischen 6 und 12 wechselt, nehmen nur etwa ein Drittheil der ganzen zwischen 20 und 25 M. betragenden Breite des Gebirgs ein. Sie steigen selten mehr als 2000 F. über die Thäler empor und erreichen gewöhnlich nicht die Hälfte dieser Höhe. Hier und da sind die äußern Reihen (Ridges), besonders die östliche, durch Querrisse unterbrochen, durch welche die im Innern des Gebirgs entspringenden,

in ihrem obern Laufe Längenthäler entweder in Nordost- oder Südwestrichtung durchziehende Flüsse in Stromschnellen oder Wasserfällen in die westl. oder die östl. Ebene abfließen. Unter den Theilen des vielnamigen Gebirgs sind hervorzuheben: 1) die östlichste der Parallelketten, die **Blauen Berge** (Blue-Mountains) oder die **Blaue Kette** (Blue-Ridge), welchen die Gruppe der **Schwarzen Berge** (Black-Mountains) zwischen 35 und 37° nördl. Br. angehört, mit mehrern Pics von mehr als 6000 F., unter denen der 6288 F. (6701 engl. F.) hohe **Mount-Mitchell** oder **Black-Dome** (der Schwarze Dom) im westl. Nordcarolina der Culminationspunkt des ganzen Gebirgssystems ist; 2) die westlichsten Parallelzüge oder die **Cumberlandsberge**, welche die Grenze gegen die große Ebene des Ohio bilden, und von welchen die Laurel- und Chesnutberge (an den Quellen des Ohio) am beträchtlichsten sind; 3) der nordwestlichste Theil des Hochlandes, die **Alleghanies im engern Sinne**, die sich etwa 60 geogr. M. weit von SW. gegen NO. zwischen dem Kenhawa in Virginien und dem Susquehanna in Pennsylvanien ausdehnen; 4) das **Appalachische Tafelland**, ein allgemeiner Name für das 950—1900 F. hohe Hochland, das sich zwischen der Blauen Kette und den westl. Alleghanies hinbreitet, aber eigentlich den Namen Tafelland mit Unrecht trägt, indem es von zahlreichen Bergreihen durchzogen wird, von denen sich die bedeutendste, die der Kittatin oder Katatin (die «endlosen Berge» der Indianer), jedoch mit einigen Unterbrechungen, durch Pennsylvanien und Virginien nach Alabama hinzieht und mit den Bergen auf der Grenze von Tennessee und Nordcarolina, den Iron- (Eisen-), Smoky- (Rauch-) und Unakabergen (mit dem Mount-Guyot von 6224, und dem Smoky-Dome von 6250 F. Höhe) endigt; 5) die **Catskillberge**, die von den Kittatinbergen nordwärts bis zum Hudson streichen und im 3567 F. hohen Round-Top ihren Culminationspunkt erreichen, während die nördlicher, jenseit des Mohawkthales, im W. des Champlainsees auf einem Plateau von 1500 F. Höhe aufsteigende Gruppe der **Adirondackberge** sich im Mount-Marcy bis zu 5123 F. erhebt. Das Land im O. des Hudson, welches durch eine Erhöhung des Meeresniveau von nur 141 F. zu einer Insel werden würde, wird seiner ganzen Länge nach von den **Acadian-Mountains** durchzogen und ist im allgemeinen ein Plateau, das in seinem centralen Theile eine mittlere Höhe von 1—2000 F. hat und von Berg- und Hügelketten, von Berggruppen und einzelnen Gipfeln bedeckt wird, zwischen denen viele Seen liegen. Die am meisten zusammenhängende Bergkette ist die der Green-Mountains oder **Grünen Berge** im Staate Vermont, deren Hauptarm, vom Hudson durchschnitten, die **Highlands** bildet. Ihr gegenüber, am östl. Rande des Plateau, erheben sich, mehr von einzelnen Gruppen gebildet, die White-Mountains oder **Weißen Berge** in New-Hampshire, mit dem höchsten Gipfel Neuenglands, dem **Mount-Washington**, der lange Zeit für den höchsten Berg des ganzen Alleghanysystems galt, aber nur 5850 F. (6234 engl. F.) hoch ist. Ostwärts zieht sich das Plateauland bis zur Meeresküste fort, an der es, namentlich im nördlichern Theile gegen die Fundybai hin, eine steile Felsenküste mit zahlreichen Fjorden bildet. Nordwärts treten seine Felsmassen mit 2—300 F. hohen Klippen an den St.-Lorenzstrom, während es in geringer Entfernung von diesem meist 2—3000 F. hoch ist. Denselben skandinav. Gebirgscharakter granitischen Gesteins mit Felskämmen, Ablagerungen von Steinblöcken, Grus, Sand und Erde, zahlreichen Seen und Teichen hat die Halbinsel Neuschottland oder Acadia.

Im ganzen haben die A. ihren Steilabfall nach O., obwol er bei einzelnen Ketten gegen W. gerichtet ist. Der östl. Fuß steht in Neuengland in 800, in Pennsylvanien in 500, weiter südlich in 1500 F. Höhe. In Virginien und Tennessee ist der Thalboden im W. 1700 F. hoch, und jenseits erstreckt sich noch 20 M. weit ein 1500—2000 F. hohes Plateau. Wo die A. am breitesten sind, da erscheinen sie zugleich am niedrigsten, sodaß ihre Höhe in Maryland und Pennsylvanien nur 2000 F. über dem Meere beträgt; indeß sind sie auch dort noch vollkommene Wasserscheiden zwischen dem Mississippibecken und dem atlantischen Küstengebiet. Die Erhebung des Gebirgs muß vor der Kohlenperiode stattgefunden haben, als die obern Secundärschichten abgesetzt wurden, welche an den äußersten östl. Grenzen der A. sich hinsenken, und vor jener noch spätern Periode, in welcher die großen Ablagerungen tertiärer Mergel, Sandsteine und Thone sich absetzten, die den Südosten bedecken. Die A. sind demnach weit älter als die europ. Alpen und die Andes. Sog. Verwerfungen trifft man besonders im südwestl. Virginien, wo sie sich an 20 M. weit erstrecken. Die warmen Quellen, welche längs des Gebirgs so häufig sind, strömen fast alle auf der Linie dieser Verwerfungen aus. Die A. sind reich an Mineralien und bieten in den Steinkohlen und Eisenschätzen die mächtigsten Hebel für die nordamerik. Industrie. Das **appalachische Kohlenfeld** hat von NO. nach SW.

eine Ausdehnung von 156 geogr. M. bei höchstens 40 M. Breite, sodaß es etwa 3000 Q.-M. und weit über ein Zehntel des ganzen Steinkohlengebiets der Erde bedeckt; überall kann man in den Flußthälern horizontal in die Kohlenschichten hineinarbeiten. Auch enthalten die A. höchst werthvolle Metalllager. In dem Granit, welcher den Rand der untern geschichteten Formationen säumt und zuweilen über weite Flächen ausgebreitet ist, wie in den Hochebenen von Neuyork und Neujersey, liegen unerschöpfliche Lager magnetischen Eisenerzes in Verbindung mit den werthvollen Lagern von Roth- und Brauneisenerzen, die sich daneben von Canada bis Alabama hinziehen. Diese Lager finden sich in großen Depressionen in dem untern Kalksteine und den metamorphischen Schiefern häufig in außerordentlicher Ausdehnung und liefern ungeheuere Mengen Eisen. Sie sind werthvoller als das Gold der granitischen und metamorphischen Gesteine der Ostkette. Die goldführenden Gänge enthalten auch Kupfer-, Blei- und zuweilen Silbererz. Diese Ablagerungen und Gänge haben ihre größte Entwickelung am östl. Gebirgsrande südlich vom Potomac. Der Talk- und Glimmerschiefer der Blauen Berge enthält Kupfererze, aber noch weit bedeutendere Mengen von Bleierz. Salzwasser hat man durch artesische Brunnen erlangt, die bis in die untern Schichten gebohrt sind. Die salzführenden Schichten, die oft auch nicht sehr tief liegen, sind zugleich reich an Gips. Die Grafschaft Onondaga in Neuyork ist wegen ihres Salzes berühmt, und in der Grafschaft Washington im südwestl. Virginien liegen feste Salzschichten mitten in den ausgedehntesten Gipsmassen. Die A. sind mit den kostbarsten Waldungen bedeckt; ganz besonders werthvoll ist die Weißfichte. Ganz im N. trägt der bessere Boden hartes Holz, Zuckerahorn, Weißbirken, Eschen, Buchen; das ärmere Land und der Saum der Gebirgsschluchten den sog. schwarzen Wuchs, die immergrünen Pinusarten. Südlicher erscheinen die verschiedenen Eichen; an die Stelle des Ahorn, der Birke, Buche und selbst des Nadelholzes tritt die Kastanie. Der wegen seines Bauholzes so werthvolle große Kirschbaum ist in Pennsylvanien verbreitet; in West- und Südwestvirginien bildet er ganze Wälder. Werthvolle Waldbäume sind in Virginien auch noch die Weiße Eiche, die Weiße Pappel, die Weiße und Gelbe Fichte und die Kastanie. Noch südlicher bedecken hier und da Nadelwälder die Gipfel, und die Berge heißen deshalb «Schwarze Berge». Unter den Sträuchern bekleiden namentlich die verschiedenartigen Kalmien und Rhododendren die Abfälle der A. in großer Fülle und verleihen ihnen den Farbenschmuck unserer Gärten, aber die Dickichte dieses Buschwerks, die sog. Laurel-Swamps, sind dem Ansiedler nichts weniger als angenehm, da er sich durch sie seinen Weg bahnen muß wie durch den tropischen Urwald. Die am östl. Fuße der A. liegende, terrassenartig absteigende und mit Bergtrümmern bedeckte Granitplatte bildet eine liebliche Landschaft, mit frischen Gewässern, gesunder Luft, einem schönen Wald- oder fruchtbaren Getreideboden, und wird östlich durch einen Felskamm von dem angeschwemmten Landstriche der Küstenebenen geschieden. Der Westrand der A. oder das Ohiogebiet ist eine waldige Kalksteinebene, von tiefen Schluchten zerrissen, die allmählich zu den weiten Mississippiebenen übergeht. Kanäle und Eisenbahnen verbinden die fruchtbaren, mit zahlreichen blühenden Städten und ergiebigen Landschaften besäeten Thäler des Innern mit dem westl. und östl. Gebiete. Die eigentlichen A. waren das Heimatgebiet des Indianerstammes der Appalachen, der ziemliche Civilisation zeigte. — Gegenwärtig umfaßt man unter dem Namen der Appalachenstämme diejenigen Indianerstämme, welche südlich der Sprachfamilie der Algonkins und Irokesen im O. des Mississippi und in Louisiana wohnen oder wohnten, und zwar in drei Sprachgruppen: die Stämme der Catawba, der Cherokee (Tschirokesen) und der Choktaw-Muskogee. Zur letztern gehörten auch die Creeks, die Chickasaws, die Seminolen, die Utchees, die Reste der Natchez, die Alibamous, Coosadas u. a. Allen diesen Stämmen ist im Indianerterritorium ein Gebiet von mehr als 3000 Q.-M. angewiesen worden.

Appalachicola, ein Fluß Nordamerikas, der mit seinen Nebenflüssen ein Stromgebiet von 936 Q.-M. hat. Derselbe entsteht an der Grenze von Florida und Georgia aus der Vereinigung des Chattahoochee und des Flint-River und mündet nach einem Laufe von 15 M. in den von den Küsteninseln St.-Vincent und St.-George begrenzten St.-Georgessund und aus diesem in die ostwärts sich weithin bis zur Halbinsel Florida ausdehnende Appalachenbai (Appalachee-Bay), die Nordostecke des Mexicanischen Golfs. Der Chattahoochee, der Hauptzweig des Stromes, der diesem die Länge von 96 M. gibt, entspringt an der Nordgrenze von Florida, nahe den Quellen des Savannah und des Tennessee und bildet zum Theil die Grenze zwischen Georgia und Alabama, während der Flint-River in der Mitte von Georgia entsteht. — A. heißt ferner der Hauptseehafen des nordamerik. Staats Florida und Hauptort der Grafschaft Franklin, auf hohem Felsgestade an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegen. Der Ort

ist regelmäßig angelegt, hat 2000 E. und sehr beträchtlichen Handel. Der Hafen hat auch für größere Schiffe genung Tiefe. Bis zum Ausbruche des Bürgerkriegs war A. der Hauptmarkt für Baumwolle und zugleich Ausfuhrhafen für das östl. Alabama und das südwestl. Georgia.

Appareille (franz.), Rampe oder Auffahrt, heißt ein Erdweg, der in Form einer wenig geneigten Ebene von dem Innern einer Festung oder eines Feldwerks auf den Wallgang, oder aus trockenen Festungsgräben auf darin vorhandene Außenwerke und nach dem gedeckten Wege hinaufführt. Er dient dazu, die Geschütze hinaufzubringen, und ist daher auch an Geschützbänke angesetzt. Rampen, welche von dem Bauhorizonte in den Graben hinabführen, werden auch Rasteille genannt.

Appell (franz.), in der Kriegssprache zuvörderst ein Signal zum Versammeln der Truppen; dann beim Exerciren oder im Felde das Signal zum Sammeln der zerstreuten Abtheilungen bei dem geschlossenen Ganzen; endlich das tägliche Verlesen der Mannschaft, bei welcher Gelegenheit der Tagesbefehl bekannt gemacht wird. Auch versteht man darunter die Eigenschaft der Truppen, Befehle und Anordnungen der Vorgesetzten rasch aufzufassen und schnell und pünktlich auszuführen. — In der Fechtkunst ist A. ein lebhafter Tritt mit dem vorgesetzten Fuße, der beim Unterricht als Beweis von dem im Gleichgewichtsein des Schülers gilt, beim Zweikampf aber als Finte gebraucht wird, um den Gegner zu fehlerhaften Bewegungen zu verleiten.

Appellation (Berufung, appellatio, provocatio) heißt dasjenige ordentliche Rechtsmittel, durch welches jemand eine Entscheidung des Unterrichters der Prüfung und Beurtheilung einer höhern Instanz unterstellt. Ihre Wirkung besteht hauptsächlich darin, daß durch sie die Rechtssache vor ein Obergericht gebracht wird (Devolutiveffect), ingleichen daß nunmehr die Entscheidung des Unterrichters am Rechtskräftigwerden gehindert und deren Vollziehung, wenigstens für die Regel, gehemmt ist (Suspensiveffect). Die reguläre A. (appellatio ordinaria) hat gemeinrechtlich zwar sowol in Civil- als Criminalsachen statt; allein was letztere betrifft, so wurde sie durch Reichsgesetze bei den ehemaligen Reichsgerichten untersagt, und auch die meisten Territorialgesetzgebungen erkennen sie nicht an. An ihre Stelle tritt im Untersuchungsverfahren gewöhnlich eine Vorstellung oder anderweite Vertheidigung, worauf die Sache an die höhere Instanz gelangt; nur bei dem Anklageverfahren (s. Anklage und Strafproceß) kommt die A. noch vor, wiewol nicht gegen schwurgerichtliche Urtheile. Die A. in Civilsachen setzt als Haupterforderniß das Vorhandensein und die Begründung von Beschwerdepunkten bezüglich des Erkenntnisses voraus, gegen welches sie gerichtet ist (gravamina appellationis). Nächstdem ist ihre Einwendung und Fortstellung nach gemeinem Rechte an gewisse, den Sachverschleif außerordentlich begünstigende Förmlichkeiten und Fristen geknüpft, von denen gegenwärtig mehrere, wie das Gesuch um Ertheilung der sog. Apostel (s. d.) und die Frist für dessen Einreichung, die Einführung der A. bei dem Obergerichte, die Leistung des Appellationseides, daß man nicht ohne Ursache Berufung einlege u. s. w., particularrechtlich meistens abgeschafft sind. Nur die Frist zur Einwendung der A., gewöhnlich eine 10tägige (fatale decendii), in manchen Ländern eine 30tägige, ist beibehalten. Das Verfahren auf eingewendete A. beschränkt sich hiernach gewöhnlich auf einen Wechsel von Schriften der Parteien (seitens des Appellanten der Deductionsschrift, seitens des Appellaten der Refutationsschrift) und einen Bericht des Judex a quo, d. h. des Richters, gegen dessen Erkenntniß appellirt wird, an den Judex ad quem, d. h. an den Oberrichter. Letzterm werden dabei die in der Sache ergangenen Acten übersendet. Hierauf erfolgt entweder ein Abschlagsdecret oder eine sofort abändernde Verfügung des Obergerichts, oder es wird die A. zur Justification angenommen, wo dann der eigentliche Appellationsproceß, ein ausführliches Verfahren über die Beschwerdegründe vor dem Obergerichte, entsteht. Indessen wird dieser Proceß nur ausnahmsweise in besonders wichtigen Angelegenheiten gestattet. In Frankreich ist das Verfahren vor den Appellhöfen mit gewechselten Advocaten immer weitläufiger, weil es sich dort, wegen des auch für Civilsachen angenommenen Princips der Mündlichkeit, nicht allenthalben auf die Voracten stützen kann. Da aber nichtsdestoweniger die Entscheidung rascher erfolgt, so erklärt es sich, warum die reformatorischen Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen Gesetzgebung auch hier eine Annäherung an das franz. System anbahnen. Gegen die Entscheidung der zweiten Instanz steht nach deutschem (nicht nach franz.) Rechte in vielen Fällen eine zweite A. an die dritte Instanz frei; doch ist sie zumeist auf den Fall einander entgegenstehender Urtheile sowie auf Rechtssachen, bei denen es sich um einen bedeutendern Betrag (summa appellabilis) handelt, beschränkt. Dadurch, daß die A. eine neue Beurtheilung des Rechtsfalls auch in materieller Hinsicht ermöglicht und, wenn die Beschwerden begründet sind, ein abänderndes, nach Befinden sofort definitives Erkenntniß

veranlaßt, unterscheidet sie sich von der Nichtigkeitsbeschwerde (s. d.) zum Zwecke der Cassation (s. d.), welche das gerichtliche Verfahren wegen einer Verletzung von formellen Vorschriften als ungehörig darstellt und dessen verbesserte Wiederholung betreibt. Die nicht richtig so genannte Extrajudicial-Appellation (appellatio extraordinaria) findet in vielen Fällen statt, wo es sich nicht um eine Entscheidung in Parteistreitigkeiten, sondern um andere gerichtliche Decrete, insbesondere in Betreff von Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, handelt, z. B. wenn der Richter die Bestätigung eines Vormundes versagt. Sie ist von manchen Formen und Bedingungen der regulären A. frei. Die Berufung gegen blos proceßleitende Verfügungen des Gerichts wird nur als Beschwerde (s. d.) behandelt. — In der Rechtssprache Englands bedeutete das Wort appellum, appeal sonst noch eine feierliche Anklage vor der Curia regis oder deren Stellvertreter unter Erbietung zum Beweise durch Zweikampf. Sie war seit mehr als fünf Jahrhunderten, wiewol nur durch Gewohnheit, beseitigt, und so geschah es, daß das engl. Publikum noch 1818 durch den Fall einer Ausforderung zum gerichtlichen Zweikampfe überrascht wurde. Dieser seltsame Vorgang veranlaßte 1819 die ausdrückliche Abschaffung dieser Anklageform.

Appellationsgerichte. Der Staat vermag seine Eigenschaft der höchsten Gerechtigkeit und Intelligenz nicht auf jedes einzelne Organ zu übertragen, dessen er sich für die öffentlichen Zwecke und insonderheit für die Rechtspflege bedient. Es muß daher die Möglichkeit gegeben sein, den wider gerichtliche Beschlüsse und Urtheile erhobenen Vorwurf der Unrichtigkeit zu prüfen und entweder mit Abstellung der Beschwerde zu verfahren, oder durch Bestätigung des angefochtenen Decrets zu bezeugen, daß dasselbe der objectiven Gerechtigkeit genüge. Aus diesem Bedürfnisse geht bei der Weiterentwickelung des Staatswesens die Instanzeneinrichtung hervor, durch welche jede untere Stelle mit einer höhern Stelle in Verbindung gesetzt und das abermalige Einbringen derselben Sache bei der obern Behörde zum Zwecke einer verbessernden Beurtheilung (Instanzenzug) vermittelt wird. Im alten Rom konnte man einmal gesprochene Erkenntnisse nicht abändern lassen, sondern höchstens ihre Vollstreckung dadurch hemmen, daß man Berufung an das Volk einlegte, oder die Intercession eines obern, dem Richter wenigstens gleichstehenden Magistrats erlangte. Zur Kaiserzeit bildete sich dagegen die Appellation an den höhern Magistrat, in letzter Instanz an den Kaiser, als eigentliches Rechtsmittel aus. Unter Aufnahme derselben Einrichtung gestattete das kanonische Recht die Berufung vorerst in geistlichen Sachen an den nächsten Kirchenobern, in höchster Instanz an den Heiligen Stuhl, woran sich weiterhin der nicht durchzuführende Anspruch knüpfte, daß die Kirche auch bei Justizverweigerungen und offenbaren Ungerechtigkeiten der weltlichen Gerichte zum Einschreiten befugt sei. Die ältern deutschen Rechte wissen ebenfalls nichts von Appellationen an einen höhern Richter. Sie erlauben zwar Schöffenurtheile als falsch zu bezeichnen (Urtheilschelten), aber der Remedirende hatte dann immer wieder lediglich mit den vorigen Urtheilern zu thun. Nur wenn der untere Lehnsherr das Recht gänzlich weigerte, konnte die Sache an das Gericht des höhern, des Königs, gebracht werden. Es war ein großer Schritt zur bessern Ordnung, daß die regelmäßige Prüfung der Urtheile durch höhere Gerichtshöfe wieder in Gang kam, was in Frankreich durch Ludwig IX., in Deutschland aber erst 1495 durch Errichtung des Reichskammergerichts auf geregelter Grundlage geschah. Damals befestigte sich das noch jetzt gemeingültige System dreier Instanzen. Von den grundherrl. Gerichten ging nämlich die Appellation an den Hof der Landesherren, welche dafür Gerichtscollegien, Hofgerichte, Regierungen und Justizkanzleien einrichteten, und von den höhern landesherrl. Gerichten an die Reichsgerichte, das Reichskammergericht und den Reichshofrath. Die Reichsstände suchten jedoch diese Unterordnung ihrer höhern Gerichte möglichst zu beseitigen. Oesterreich machte sich gleich vom Anfang an von der richterlichen Gewalt des Reichs frei, die Kurfürsten sollten es vermöge alter Vorrechte ebenfalls sein und andere wußten durch kaiserliche privilegia de non appellando die Appellationsfreiheit zu erlangen. Solche Stände mußten dann aber eigene oberste Tribunale errichten (so Schweden in Wismar, Hannover zu Celle u. s. w.) oder durch die Actenversendung an unabhängige Spruchcollegien eine Zwischeninstanz herstellen lassen. Die langsamen Formen der Reichsgerichte und andere Mängel der Reichsjustiz verschafften jenen Bestrebungen allgemeinern Beifall, obgleich der Grundsatz, daß zu gänzlicher Beendigung eines Rechtsstreits wenigstens zwei gleichlautende Erkenntnisse (duae sententiae conformes) erforderlich seien, die Processe ins Unendliche verzögerte und der Mangel eines einzigen, seine Wirksamkeit über alle deutsche Lande verbreitenden, höchsten Gerichts der Rechtseinheit nachtheilig war. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs sicherte die Bundesacte den Fort-

bestand von drei Instanzen. Um dieser grundgesetzlichen Vorschrift zu genügen, mußten sich die Staaten von weniger als 300000 E. zur Errichtung gemeinschaftlicher Oberappellationsgerichte vereinigen. Solche höchste Gerichte sind für Braunschweig, Waldeck und die beiden Lippe zu Wolfenbüttel, für die sächs. Herzogthümer, die schwarzburgischen und reußischen Lande zu Jena, für die beiden Mecklenburge zu Parchim, für die vier Freien Städte zu Lübeck. Die größern deutschen Staaten, wie Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Oldenburg, haben ihre eigenen Gerichte dritter Instanz unter verschiedenen Benennungen. Gerichte zweiter Instanz bestehen in allen deutschen Staaten je nach deren Größe in verschiedener Anzahl. Das franz. Recht läßt nur Eine Appellation zu, und neuerdings scheint sich auch in Deutschland die Einsicht zu verbreiten, daß das Drei-Instanzensystem der Rechthaberei bedenklichen Vorschub leiste. Es sind deshalb nach vielen Particularrechten die zweiten Appellationen in minder wichtigen Sachen nicht weiter gestattet.

Appenzell (Abbatis cella), der 13. Canton der Schweizerischen Eidgenossenschaft, welcher ganz von dem Gebiete des Kantons St.-Gallen umschlossen ist und, obgleich er nur ein Areal von 7,73 Q.-M. begreift, doch seit 1597 in zwei Halbcantone, das kath. A.-Innerrhoden (2,88 Q.-M.) und das reform. A.-Außerrhoden (4,81 Q.-M.) zerfällt. Das Ländchen liegt auf der nördl. und nordwestl. Abdachung der Appenzeller- oder Thuralpen, welche sich nach der Südgrenze des Cantons hin im Alpstein (Appenzeller-Gebirg), in dem festungsartigen Säntis oder hohen Meßmer (7979 rheinl. F. hoch) und dessen südl. Gipfel, dem Gyren- oder Geiersspitz (7265 F.), sowie dem Altmann (7659 F.) zu ihren größten, mit ewigem Schnee bedeckten Höhen erheben. An denselben nehmen die beiden Hauptgewässer des Landes, die Sitter und deren Zufluß Urnäsch, ihren Ursprung. Dieselben gehen der Thur zu, während die Gewässer des nördl. Landestheils unmittelbar dem Rhein und dem Bodensee zueilen. Die Bevölkerung des Cantons betrug 10. Dec. 1860: 60431 Seelen, wovon auf Innerrhoden nur 12000, auf Außerrhoden hingegen 43621 kamen. Letzteres gehört mit einer Bevölkerung von 9070 auf die Geviertmeile zu den dichtbevölkertsten Ländergebieten Europas. Der prot. Außerrhödler ist sehr thätig, wohlhabend und liebt den Luxus. Fast jedes Haus hat seinen Webstuhl und seine Stickerinnen, welche die ausgezeichnetsten Arbeiten, besonders für St.-Galler Kaufleute liefern. Nebst der mehr nebenbei betriebenen Landwirthschaft und Viehzucht bildet in Außerrhoden die sehr ausgedehnte Industrie in Baumwolle (namentlich Musselin), Seide und Stickereiwaaren die Hauptgrundlage des Wohlstandes. In Innerrhoden, dessen kath. Bewohner conservativer, bequemer, aber auch minder wohlhabend sind, ist Landwirthschaft, namentlich Viehzucht, das Hauptgewerbe. Der Innerrhödler lebt im Sommer auf der Alm, im Winter hilft er bei der Holzarbeit oder beim Sticken, das auch hier überall zu Hause ist. Die Bewohner beider Theile sind lebenslustig, die muntersten aller Schweizer. Roth ist die vorherrschende Farbe in der Nationaltracht. Die Appenzeller lieben die körperlichen Uebungen, besonders das Schwingen oder Ringen und das Werfen mit großen Steinen; auch sind sie treffliche Schützen. Ueberhaupt tragen beide Hälften des Cantons das Gepräge des Altschweizerthums. Städte gibt es nicht. In Außerrhoden, das in die beiden Bezirke vor der Sitter, mit 13, und hinter der Sitter, mit 7 Gemeinden, zerfällt, liegen die freundlich gebauten, wohlhabenden Ortschaften Trogen, mit 3000 E., welches Sitz der Regierungsbehörden für Außerrhoden ist, Herisau (s. d.), Huntwyl und die Molkencurorte Gais und Heiden. In Innerrhoden, welches 8 Gemeinden begreift, sind außer dem Hauptorte A. die Molkenkurorte Gonten und Weißbad hervorzuheben.

Beide Hälften des Cantons haben eine rein demokratische Verfassung. In Innerrhoden wurde dieselbe 1829, in Außerrhoden 1858 zuletzt revidirt. Die oberste Gewalt in Außer- wie in Innerrhoden übt die Landsgemeinde aus. Sie besteht hier wie da aus allen Landleuten und den wenigstens seit einem vollen Jahre im Canton gesetzlich niedergelassenen schweiz. Bürgern, die Religionsunterricht erhalten und das 18. J. zurückgelegt haben. Ausgeschlossen von der Landsgemeinde sind die Ehr- und Wehrlosen. Der Landsgemeinde allein kommt es zu, auf verfassungsmäßigem Wege Gesetze zu erlassen, abzuändern oder aufzuheben, so oft sie es für nöthig findet. Sie ertheilt das Landrecht (Indigenat). Auf Kosten des Landes dürfen neue wichtige Bauten nicht ohne Einwilligung oder Vollmacht der Landsgemeinde unternommen werden. Sie prüft und billigt auch die Jahresrechnung. Nach der Landsgemeinde ist der Große Rath die höchste Behörde in jedem der beiden Halbcantone. Der Große Rath in Außerrhoden besteht aus den von der Landsgemeinde gewählten sieben Landesbeamten (der sog. Standescommission) und aus den Abgeordneten der Gemeinden. In Innerrhoden sind außer den Landesbeamten und den Gemeindeabgeordneten noch die Kleinen Räthe und der Kirchenpfleger

der Pfarr- und Mutterkirche A. Mitglieder des Großen Raths. Der Große Rath überwacht die gesammte Landesverwaltung und beräth die Anträge, welche der Landsgemeinde hinterbracht werden sollen. In Außerrhoden übt er das Begnadigungsrecht aus, während er in Innerrhoden in letzter Instanz über bürgerliche Streitigkeiten und bei Criminalfällen über Leben und Tod aburtheilt. Letztere beiden gerichtlichen Functionen sind in Außerrhoden einem Obergerichte übertragen. An den Großen Rath schließen sich in jedem der beiden Halbcantone zwei Kleine Räthe an. In Außerrhoden bilden dieselben für bürgerliche Streitigkeiten, Straffälle und andere ihnen durch das Gesetz zugewiesene Gegenstände die Gerichte zweiter Instanz, während sie in Innerrhoden in allen bürgerlichen Conflicten zwischen Mein und Dein und in Criminalfällen, die nicht vor den Großen Rath gehören, in erster und in Polizeivergehen in letzter Instanz aburtheilen. Ein besonderes Criminal- und Polizeigericht als erste Instanz ohne Strafcompetenz hat Außerrhoden. Ferner hat Außerrhoden noch ein Ehegericht, das aus sechs von dem Großen Rathe gewählten Mitgliedern und den im Lande angestellten Geistlichen besteht, und eine Synode, deren Statuten dem Großen Rathe zur Genehmigung vorgelegt werden müssen. Die Vorgesetzten der Gemeinden, welche von den «Kirchhören», d. i. von den Versammlungen stimmfähiger Gemeindegenossen und Beisassen gewählt werden, heißen «Hauptleut' und Räthe». Außerdem besteht in Außerrhoden noch das Amt der «Ehegäumer», welches von dem Pfarrer und den beiden Hauptleuten jedes Orts versehen wird. Die Ehegäumer wachen über gute Sitten und ehrbaren Wandel, über Erfüllung der gegenseitigen Pflichten der Aeltern und Kinder und richten ihr Augenmerk auf Eheleute, die wegen Streitigkeit abgesondert wohnen. Die Verfassung von Außerrhoden spricht den Grundsatz der Trennung der Gewalten auch für die Rechtspflege in erster Instanz aus, demzufolge jede Kirchhöre ein Gemeindegericht wählt, das in erster Instanz über alle Proceßsachen spricht und polizeiliche und andere Vergehen mit Bußen bestrafen kann, die 10 Frs. nicht übersteigen. In Innerrhoden endlich bestehen noch ein Vogteirath, der vormundschaftliche Angelegenheiten behandelt, und eine Criminal-, eine Marktordnungs- und eine Schulcommission. Eigenthümlich ist das Verbot aller Advocatur in Rechtshändeln unter den Cantonsangehörigen beider Rhoden. Dasselbe stützt sich auf den Grundsatz, daß jeder Landmann das Landrecht kennen soll; Nichtcantonsansässigen und Fremden gegenüber ist die Annahme von Advocaten erlaubt. Auch in Innerrhoden wird von einer liberalen Partei eine Revision der Verfassung angestrebt, um die Trennung der Gewalten wie in Außerrhoden und Abhülfe für noch verschiedene andere Mängel der Rechtspflege herbeizuführen. Bei dem großen Einfluß, welchen hier die Geistlichkeit ausübt, und dem strengen Conservatismus, der die Innerrhödler im allgemeinen beherrscht, dürfte jedoch dieses Ziel noch nicht so bald erreicht werden. In Außerrhoden sind die Gemeinden hinsichtlich der Wahl ihrer Geistlichen vollständig souverän. Ihre Wahl ist lebenslänglich, doch können sie, wenn sie sich etwas zu schulden haben kommen lassen, von der Gemeinde sofort abgesetzt werden.

Das appenzeller Land gehörte zu den Kammergütern der fränk. Könige, welche Zinse und Nutzungen an die 720 gestiftete Abtei St.-Gallen vergaben, bis im 14. Jahrh. sämmtliche Bewohner sanct-gallische Gotteshausleute wurden. Der Druck der Aebte erzeugte zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh. einen Aufstand, und die Siege der tapfern Bergbewohner beim Dorfe Speicher am Stoß, am Häuptlingsberg und an der Wolfshalde gaben A. die Unabhängigkeit. Das Land verband sich 1452 zuerst mit sieben Cantonen und 1513 mit der gesammten Eidgenossenschaft. Nach langen Zwistigkeiten infolge der Reformation ward A. 1597 durch eidgenössisches Schiedsgericht in die beiden politisch und confessionell geschiedenen und völlig voneinander unabhängigen Landestheile getrennt. Nach der jetzigen Bundesverfassung sendet Außerrhoden gemäß seiner Seelenzahl in den Nationalrath zwei und in den Ständerath ein Mitglied, Innerrhoden dagegen in jede dieser beiden Behörden ein Mitglied. Vgl. Hahn, «Beschreibung des Cantons A.» (Heilbr. 1827), Rüsch, «Der Canton A. historisch-geographisch und statistisch» (St.-Gallen 1835), und Zellweger, «Geschichte des appenzellischen Volks nebst Urkunden» (4 Bde., Trogen 1830—34).

Appenzell, Hauptort des schweiz. Halbcantons A.-Innerrhoden, anmuthig in dem offenen Thale der Sitter gelegen, ist der Sitz der Regierung sowie Versammlungsort der Landsgemeinde und zählt 3277 E. Zu den Merkwürdigkeiten des ansehnlichen und freundlichen Fleckens gehört das Archiv, in welchem zum Andenken alter Siege die eroberten Fahnen und Banner aufbewahrt werden, und die Todtenkapelle mit einer Schädelsammlung bei der zum Theil neu aufgebauten Kirche. Der Ort treibt Handel mit Leinen- und Baumwollwaaren, die im Canton verfertigt werden, sowie mit Salpeter und Schleifsteinen.

Apperception (lat.) ist Auffassung mit Bewußtsein im Gegensatz zur Perception oder einfachen Auffassung (s. d.). Es kommen nämlich bei jeder sinnlichen Wahrnehmung nur gewisse Theile derselben zum Bewußtsein, während andere unbewußt bleiben. Denn das, worauf wir nicht aufmerksam sind, fällt, sollte es auch noch so stark den Sinn berühren, nicht in das Bewußtsein. Weil aber nur das, was ins Bewußtsein fällt, erkannt wird, so ist die A. der Uebergang von der Empfindung zur Erkenntniß. Hieraus entspringen zwei verschiedene Bedeutungen der A., eine engere und eine weitere, welche den beiden in der Verarbeitung der Empfindungen zu Erkenntnissen enthaltenen Vorgängen entsprechen. Weil das erste bei der Bildung unserer Erkenntnisse die Verknüpfung der Merkmale zu Begriffen ist, so wird unter A. im engern Sinne die Thätigkeit der Complication verstanden, wonach diese Zusammengruppirung erfolgt. In diesem Sinne spricht Kant von einer Synthesis der A. In derselben werden die Merkmale der Erfahrungsbegriffe theils untereinander verknüpft, theils vermöge der Schemata aus Raum und Zeit den Grundformen unserer urtheilenden Thätigkeit eingeordnet, welche als die Grundbegriffe der Logik das Gerüste bilden, auf welchem das Gebäude unserer Erkenntniß sich emporhebt. Auf dem Grunde dieses, nicht aus der Erfahrung, sondern aus unserm Innern stammenden Unterbaues bekommt ein jeder neugebildete Begriff sogleich seine bestimmte Stelle angewiesen im Kreise der bereits gebildeten und im Gedächtnisse aufbewahrten Kenntnisse und Erfahrungen. Dieser Aneignungsproceß, worin die alten Begriffe sich durch die in sie einschmelzenden neuen bereichern, ist die A. im erweiterten Wortverstande. In diesem Sinne hat Herbart sie mit einer Verähnlichung der Speisen im Verdauungsprocesse verglichen. Die transscendentale A. im Kant'schen Sinne begreift beide Processe in sich, weil «transscendental» überhaupt alles dasjenige bezeichnet, was bei der Erzeugung unserer Erkenntnisse aus Empfindungen und Anschauungen vorkommt, und weil die synthesirende und die aneignende (assimilirende) A., obgleich zwei verschiedene Thätigkeiten darstellend, doch immer miteinander und aufeinander gestützt agiren.

Appert (Benjamin Nicolas Marie), ein wegen seiner philanthropischen Bestrebungen bekannter Mann, geb. 10. Sept. 1797 zu Paris, kam frühzeitig in die kaiserl. Zeichenschule, an welcher er im Alter von 17 J. bereits eine Anstellung erhielt, die er jedoch 1815, des Einverständnisses mit Napoleon beschuldigt, wieder verlor. Er widmete sich hierauf der Einführung der Methode des gegenseitigen Unterrichts, zuerst 1816 im Norddepartement, nachher mit günstigem Erfolg in den Hospitälern und Regimentsschulen, sodaß er 1818 vom Kriegsminister Gouvion Saint-Cyr nach Paris berufen und ihm hier der Auftrag zutheil wurde, für die Offiziere und Unteroffiziere einen Normalcursus zu eröffnen. Um die Wohlthaten dieses Unterrichts auch den Gefangenen zutheil werden zu lassen, errichtete er 1820 eine Schule in dem Militärgefängnisse von Montaigu, welche er bis zum 30. Juni 1822 unentgeltlich leitete. Beschuldigt, das Entspringen zweier in den Saumur'schen Proceß verwickelter Gefangenen begünstigt zu haben, wurde er selbst in das Gefängniß La Force abgeführt, wo er vielfach Gelegenheit hatte, die äußern und innern Zustände der Gefangenen kennen zu lernen. Nach seiner Freisprechung arbeitete A. mit desto größerm Eifer an seinen menschenfreundlichen Planen. 1825 unternahm er eine Reise durch ganz Frankreich, um sich über die Gefängnisse, Schulen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu unterrichten, über die er seine Beobachtungen und Ansichten in einem eigens dazu begründeten Journale aussprach. Seit der Julirevolution lebte er meist in Paris, vielfach damit beschäftigt, die Spenden, durch welche der ihm vertrauende König Ludwig Philipp und dessen Familie die ärmern Klassen zu unterstützen suchten, auf eine angemessene Weise zu vertheilen. Seit 1846 war A. fast fortwährend auf Reisen im Auslande. Zunächst besichtigte er die belg. Gefangenanstalten, 1847 die preußischen. Nach der Februarrevolution besuchte er zu gleichem Zwecke Sachsen, Baiern, Oesterreich und die meisten andern deutschen Bundesstaaten, wobei er überall die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußte. Ueber den Zustand der Gefängnisse und Humanitätsanstalten in Belgien und Preußen berichtete er in den Schriften: «Voyage en Belgique» (2 Bde., Brüssel 1846) und «Voyage en Prusse» (Berl. 1847). Der heftige Tadel, den er in dem Buche «Hambourg, ses prisons et hospices» (Hamb. 1850; deutsch ebend. 1850) über die hamburger Anstalten aussprach, erregte seinerzeit ziemliches Aufsehen. Diesen Schriften schlossen sich in deutscher Sprache an: «Die Gefängnisse, Spitäler u. s. w. in Oesterreich, Baiern, Preußen, Sachsen, Belgien» (3 Bde., Wien 1851—52) und «Ueber Wohlthätigkeits- und Strafanstalten» (Lpz. 1853), in denen er sich als ein scharfer Gegner des Isolirungssystems bekundete; «Die Geheimnisse des Verbrechens, der Verbrecher und des Gefängnißlebens» (2 Bde., Lpz.

1851); «Guter Rath an meine armen Freunde, die Gefangenen» (Berl. 1850), und «Rathschläge für Directoren, Geistliche und Aerzte von Gefängnissen» (Hamb. 1851). Außer mehrern andern, das wechselseitige Unterrichtssystem und die Gefangenanstalten Frankreichs betreffenden Schriften sind von ihm noch zu nennen: «Dix ans à la cour du roi Louis-Philippe» (3 Bde., Berl. 1847) und «Voyage dans les Principautés Danubiennes» (Mainz 1854).

Appert (François), Erfinder der nach ihm benannten Methode zur Conservirung von Nahrungsmitteln, erlernte in seiner Jugend die Kochkunst am Hofe des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken (gest. 1775) und war dann 15 J. lang Conditor in Paris, schließlich Gutsbesitzer zu Massy unweit Paris. Die Appert'sche Methode zur Conservirung von Fleisch und animalischen wie vegetabilischen Nahrungsmitteln überhaupt besteht wesentlich in Folgendem: Die Speisen, völlig zum Genusse zubereitet, werden in Glasflaschen, Weißblechbüchsen oder Steinzeugtöpfe gefüllt, die Gefäße luftdicht verschlossen und dann in kochendem Salzwasser einige Zeit (½—2 St.) etwas über 80° R. erhitzt, worauf man sie zur Aufbewahrung hinstellt. Dieses Verfahren wurde von A. bereits 1804 ausgeübt und 1809 der Gesellschaft zur Ermunterung der Künste in Paris mitgetheilt, welche dasselbe durch eine Commission prüfen ließ. Hierbei wurde nachgewiesen, daß gekochtes Fleisch mit Brühe, starke Fleischbrühe, Milch, Molken, grüne Erbsen, Bohnen, Kirschen, Aprikosen nach achtmonatlicher Aufbewahrung sich vollkommen gut erhalten hatten. Die franz. Regierung ertheilte demzufolge dem Erfinder einen Preis von 12000 Frs. mit dem Beding, daß er seine Methode ausführlich veröffentliche; dies geschah 1810 in einer Schrift: L'art de conserver toutes les substances animales et végétales (4. Aufl., Par. 1831). In Einzelheiten ist das Verfahren von andern modificirt worden, und besonders haben Fastier und Gunter sich hierum Verdienste erworben. Spätere Erfahrungen bestätigten aufs glänzendste den Werth der Erfindung, welche für lange Seereisen und ähnliche Gelegenheiten noch weit wichtiger ist als für den gewöhnlichen Haushalt, wo indessen auch bekanntlich ein ziemlich ausgedehnter Gebrauch davon gemacht wird. Kapitän Roß fand 1832 auf dem 1825 im Nordpolarmeer gescheiterten Schiffe Fury Büchsen mit völlig wohlerhaltenem Fleisch. Die Wirkung des Appert'schen Verfahrens beruht hauptsächlich auf dem Ausschlusse der atmosphärischen Luft oder eigentlich ihres Sauerstoffs, dessen Gegenwart zum Eintritt und zum Fortschreiten der Fäulniß erfordert wird; nebstdem auch wol darauf, daß durch die Erhitzung, bei welcher der Sauerstoff des geringen, in den Gefäßen enthaltenen Luftantheils von den Nahrungsmitteln absorbirt oder in Kohlensäure verwandelt wird, zugleich die etwa vorhandenen Keime von gärungerregender Beschaffenheit zerstört werden.

Appetit. Unter A. versteht man einerseits den mäßigsten Grad des Hungers, die Eßlust; andererseits, und richtiger, das Gefühl, welches uns den Genuß eines bestimmten Stoffes wünschenswerth macht. Der A. ist stets ein angenehmes Gefühl, während der eigentliche Hunger unangenehm ist. Als bloße Eßlust ist der A. ganz allgemein auf alles Eßbare überhaupt gerichtet, während er in dem andern Sinne mehr als ein Gelüst auftritt, welches sich auf Dinge richtet, die den Geschmacksnerven angenehm sind, daher er sich oft gerade dann am eigenthümlichsten entwickelt, wenn der Hunger und die eigentliche Eßlust gestillt sind. Hier geht also der A. ganz unmittelbar in die rein sinnliche Begehrlichkeit und Genußsucht über. Dies gilt jedoch nur insofern, als der Magen vollständig gesund und nicht überladen ist; denn letzternfalls sind es gerade die Störungen der Verdauung, welche zu mancherlei Appetiten Veranlassung geben, um die unangenehmen Gefühle der Verdauungsstörung zu beseitigen. Häufig bekommt man nach zu reichlicher Mahlzeit, nach sehr fetten, süßen, weichlichen Speisen A. auf Stoffe von sehr ausgesprochenem Geschmack, auf sauere, bittere, salzige, gewürzige Dinge, welche einerseits das Unbehagen übertäuben, andererseits aber wirklich nützlich sein können, insofern sie durch Reizung der Magenschleimhaut die Absonderung des Magensaftes und damit die Verdauung befördern. Letzteres wird jedoch nur dann der Fall sein, wenn der Magen im übrigen gesund ist. Liegt aber dem Unbehagen nach dem Essen eine Magenkrankheit oder ein sonstiges Leiden zu Grunde, so können dabei Reizmittel nichts nützen, wol aber schaden; denn hier wird nur in den seltensten Fällen der A. das Richtige wählen. Dies gilt überhaupt ganz allgemein von den Appetiten oder Gelüsten der Kranken (wie auch der Schwangern). Nur selten liegt denselben ein wirkliches physiol. Bedürfniß zu Grunde. Wenn z. B. jemand, der an Säurebildung im Magen (Sodbrennen u. s. w.) leidet, A. nach Kreide u. dgl. bekommt, so trifft er allerdings einmal das Richtige; aber dies ist Ein Fall auf tausend andere, wo die Befriedigung des A. nichts nützt oder gar schadet. Schon jeder schlechte Geschmack und jede Uebelkeit veranlaßt zum Genuß von allerlei Dingen, die den ohnehin kranken Magen nur noch mehr

herunterbringen. Ferner können krankhafte Zustände des Nervensystems abenteuerliche Appetite ohne Sinn und Zweck verursachen. Endlich ist die Langeweile bei Kranken oder eigensinnige Begehrlichkeit, besonders bei Kindern und kindischen Menschen, häufig der Grund der Appetite. Man muß sich also sehr hüten, überall sogleich einen Wink der Natur zu vermuthen, wenn Kranke nach dem und jenem verlangen. Unschädliches mag man ihnen immerhin geben, Schädliches aber nur um so bestimmter verweigern. Ist der A. eines Kranken auf Dinge gerichtet, die ihm früher gleichgültig oder gar widrig waren, so verdient er natürlich eher Berücksichtigung als im entgegengesetzten Fall.

Ein sehr gewöhnliches Leiden ist die mehr oder minder vollständige **Appetitlosigkeit**, und ganze Scharen von Hausmitteln, wol auch Geheimmittel, sind dagegen im Gebrauch. Fast alle Krankheiten führen früher oder später eine Verringerung der Eßlust herbei oder vernichten sie ganz, allerdings meist dadurch, daß sie die Verdauungsorgane in Mitleidenschaft ziehen, oft aber ohne Affection dieser Organe, lediglich unter Vermittelung des Nervensystems. Schon Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, Furcht, Aerger verscheuchen den A. Ist aber wirklich eine Magenkrankheit vorhanden, so steht dieselbe oft in gar keinem Verhältniß zur Störung des A. Sehr schwere Magenleiden bestehen oft bei sehr gutem A., ganz leichte Affectionen desselben vernichten ihn bisweilen gänzlich. Ebenso wenig läßt sich aus der Art des A. auf die Art der Magenkrankheit schließen. Will man nun allen diesen, aus den verschiedensten Ursachen entstehenden Appetitstörungen immer nur mit den sog. appetitmachenden Mitteln begegnen, so handelt man ohne Sinn und Verstand. Es wäre ebenso klug, jedem, der nicht gehen kann, eine und dieselbe Salbe zu empfehlen, obwol einmal ein Beinbruch, das andere mal eine Lähmung, das dritte mal allgemeine Schwäche u. s. w. der Grund sein kann. Hat man sich den Magen durch zu vieles oder zu schweres Essen verdorben, so lasse man sich nicht durch seinen A. nach dem oder jenem dazu verleiten, den schon kranken Magen durch reizende Substanzen noch mehr anzugreifen: man faste, so wird man ehestens gesunden. Leidet man an dauernder Appetitlosigkeit, so befrage man einen Arzt, damit man womöglich den Grund der Störung erfahre; danach wird es sich richten, ob man zu gelinden Reizmitteln greifen darf oder nicht. Nur wenn der Magen selbst nicht krank, sind gelinde Reizmittel erlaubt, während Laien gerade die umgekehrte Ansicht zu haben pflegen. Magenstärkende Mittel gibt es nicht; nur Mittel, welche die Thätigkeit des Magens vorübergehend anstacheln können. Darum mache man von sog. appetitbefördernden Hausmitteln im Alter einen nur mäßigen, in der Jugend und Kindheit gar keinen Gebrauch. Die angeblich magenstärkenden Geheimmittel aber meide man ganz.

Appiāni (Andrea), der Maler der Grazien, wie ihn seine Zeit nannte, geb. zu Bosisio im Mailändischen 23. Mai 1754, aus einer adelichen Familie, zeigte von früher Jugend an Neigung und Anlage zur Malerei. Seine Armuth zwang ihn, bei Decorationsmalern zu arbeiten, wodurch er jedoch Gelegenheit erhielt, die anatom. und Zeichenschulen zu besuchen. Die Geschäfte seines Brotherrn führten ihn von Stadt zu Stadt. Zu Parma, Bologna und Florenz konnte er längere Zeit die Werke großer Meister studiren und sich einen eigenen Stil bilden. Er besuchte Rom dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorene Geheimniß Rafael'scher Frescomalereien einzudringen, und bald übertraf er in diesem Kunstzweige alle lebende Maler in Italien. Seine Kunst bewies er vorzüglich in der Kuppel der Kirche Sta.-Maria di S.-Celso in Mailand und in den Wand- und Deckengemälden, welche er für den Statthalter Erzherzog Ferdinand in dessen Landhause 1795 ausführte. Napoleon ernannte ihn zu seinem Hofmaler, und A. malte in der Folge beinahe die ganze kaiserl. Familie sowie mehrere franz. Generale, Minister u. s. w. Seine schönsten Werke sind die Deckengemälde im königl. Palaste zu Mailand, bestehend in Allegorien aus und auf Napoleon's Leben, und sein Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte. Fast alle Paläste Mailands haben Frescoarbeiten von ihm. Der Fall Napoleon's wirkte auf A.'s Verhältnisse sehr nachtheilig; er starb 8. Nov. 1817 in seinem Geburtsorte. Man rühmt an seinen Werken die Reinheit der Zeichnung und die Anmuth der Farbe, weniger jedoch die Energie des Ausdrucks.

Appiānus, aus Alexandrien, anfangs Sachwalter zu Rom, dann Verwalter der kaiserl. Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, schrieb in griech. Sprache eine röm. Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf Augustus, in 24 Büchern, von denen aber nur ein geringer Theil auf uns gekommen ist. Er erzählt die Begebenheiten ethnographisch nach den Kriegen der Römer mit den verschiedenen Ländern bis zu ihrer Vereinigung mit Rom, z. B. mit Spanien, mit Hannibal und Karthago, mit Macedonien u. s. w. Von den Büchern

über die Bürgerkriege Roms sind nur die fünf ersten erhalten. Seine Sprache ist ungeschminkt, bisweilen sogar trocken; seine Darstellung der Begebenheiten zeugt im ganzen von Wahrheitsliebe, obschon im einzelnen eine gewisse Parteilichkeit für Rom sich nicht verkennen läßt. Die ältesten Ausgaben von K. und R. Stephanus (Par. 1551), H. Stephanus (Par. 1557) enthalten nicht alle vorhandenen Bücher. Die erste kritische Ausgabe lieferte Schweighäuser (3 Bde., Lpz. 1785), dessen Text nebst den von A. Mai neuaufgefundenen Bruchstücken in Didot's «Bibliotheca scriptorum graecorum» (Bd. 5, Par. 1840) wiederum abgedruckt ist; die beste jedoch Bekker (2 Bde., Lpz. 1842—43; Handausgabe, 2 Bde., Lpz. 1853). Deutsche Uebersetzungen erschienen von Dillenius (3 Bde., Stuttg. 1828) und Zeiß (2 Bde., Lpz. 1837).

Appische Straße (lat. Via Appia), die älteste und berühmteste Straße der Römer, welche von Rom 25 M. weit über Bovillä, Aricia, Forum Appii, Terracina, Fundi, Formiä, Minturnä, Sinuessa nach Capua führte und von Appius Claudius Cäcus angelegt ward, als er 313 v. Chr. Censor war. Erst weit später erhielt sie über Benevent eine Fortsetzung bis Brundusium. Auf einem vortrefflichen Unterbau war sie mit sehr harten, sechseckigen, genau ineinander gefügten Steinen gepflastert, und man kann noch gegenwärtig, besonders bei Terracina, an den Resten derselben ihre treffliche Bauart erkennen. In neuerer Zeit wurden in der Nähe von Rom unter der Leitung Canina's Nachgrabungen an derselben angestellt.

Appius Claudius, röm. Decemvir, aus dem angesehenen Geschlechte der Claudier, wurde, als er 451 zum zweiten mal Consul geworden, unter die Decemvirn (s. Decemviri) gewählt, denen man die Ausführung des von dem Tribun Terentillus Arsa gemachten Gesetzvorschlags, daß Gesetze über das öffentliche und Privatrecht für Rom entworfen würden, übertrug und zugleich die höchste Gewalt im Staate auf ein Jahr übergab. Als man nach dem ersten Jahre die Gewalt dieser Behörde noch um ein Jahr verlängerte, war A. der einzige, dem es durch seinen Einfluß auf die Volkshäupter gelang, wieder gewählt zu werden. Widergesetzlich führten die Decemvirn dieses Jahres, an deren Spitze A. stand, ihr Amt auch in dem dritten Jahre (449) fort. Damals machten die Aequer und Sabiner einen Raubzug in das röm. Gebiet. Die Decemvirn warben Truppen und zogen den Feinden entgegen. Nur A. und Oppius waren mit zwei Legionen in Rom geblieben, um die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten; aber ein unerwartetes Ereigniß stürzte sie. A. hatte die heftigste Leidenschaft zu Virginia, der Tochter des Lucius Virginius, eines angesehenen Plebejers, gefaßt, die dem frühern Volkstribun Icilius verlobt war. Die Abwesenheit ihres Vaters, der sich bei dem Heere befand, benutzte A., Virginia in seine Gewalt zu bringen. Einer seiner Clienten, Marcus Claudius, mußte vorgeben, Virginia sei die Tochter einer ihm eigenen Sklavin und von der kinderlosen Ehefrau des Virginius untergeschoben. Auf dem Wege zur Schule ergriff er sie, und als das Volk sich ihrer annahm, forderte er sie sogleich vor A.' Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sklavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Darauf enthüllten Numitorius, ihr Oheim, und Icilius, ihr Verlobter, die verbrecherischen Absichten des A. Da ein Aufruhr auszubrechen drohte, gab der Decemvir nach und ließ Virginia in den Händen ihrer Familie, erklärte aber, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von Numitorius und Icilius herbeigerufen, erschien auf dem Forum nebst seiner Tochter in Trauerkleidern. Trotz der Versicherungen und Bitten des Vaters befahl A., im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, dem Claudius, sich der Jungfrau als seiner Sklavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginia's eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um sich wenigstens zu seiner Beruhigung, wie er sagte, von dem bisherigen Irrthum zu überzeugen. A. willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers und stieß es der Tochter in die Brust. A. befahl ihn zu ergreifen, aber Virginius entfloh ins Lager. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und A. konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius auch das Heer zur Rache aufgerufen und kehrte mit diesem nach Rom zurück. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten sie nieder, und der Senat beschloß (449 v. Chr.) die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats. A. starb im Gefängniß, wie Livius sagt, durch seine eigene Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln. Auch Oppius, der als sein Mitschuldiger angeklagt war, entleibte sich. Die übrigen Decemvirn entgingen der Anklage durch freiwillige Verbannung. Den Tod der Virginia hat Alfieri als Trauerspiel behandelt.

Applaudiren (lat.), schallend mit den Händen zusammenschlagen, ist ein natürliches Beifallszeichen, wodurch schon die Griechen und Römer öffentlichen Rednern, Dichtern, Schauspielern, Musikern und gymnastischen Wettkämpfern ihren Beifall ausdrückten. Bis auf den heutigen Tag hat die ganze civilisirte Welt diesen Gebrauch beibehalten. Aus der Natur aller öffentlichen Productionen, zumal solcher, die im Augenblick entstehen, geht das Bedürfniß nach Erkennungszeichen des Antheils, der Zustimmung, der Befriedigung hervor. Sie geben dem Producirenden Sicherheit und steigern seinen Eifer. Das Publikum wiederum hat nicht nur das natürliche Bedürfniß, sich durch Beifallsbezeigungen zu äußern, sondern es ist sich auch der Anregung bewußt, die dadurch von ihm ausgeht. Freilich soll auch der Beifall durch ein weises Maß beherrscht werden; sein nur zu häufiger Misbrauch von beiden Seiten, von der des Publikums wie der des Empfängers, stiftet ebenso viel Unheil als der rechte Gebrauch fördert. Am verzeihlichsten ist es noch, wenn der Virtuos, wenn der Schauspieler, dessen Production mit dem Augenblicke vergeht, sich der Wirkung dieses Augenblicks zu versichern sucht. Dennoch gereicht auch hier die Jagd nach Applaus in jeder Beziehung der wahren Kunst nur zum Nachtheil, weil man sich falscher Reizmittel bedient und Geschmack und Urtheil des Publikums verwirrt. Der Theaterapplaus ist in Deutschland mit der überwiegenden Beliebtheit der Oper und dem Bestreben, das ital. Opernpublikum nachzuahmen, außerordentlich gestiegen. Die Schauspielkunst hat ihn, besonders durch ihre moderne Virtuosenrichtung, zu sich herübergezogen, und man darf behaupten, daß in dem Maße als der Applaus gestiegen, die Echtheit der Kunst gesunken sei. Die Talente, welche von der Woge der Beliebtheit getragen sind, werden schon beim Auftreten mit Applaus empfangen und nicht nur nach einzelnen Acten und am Schlusse der Vorstellung, sondern auch nach einzelnen Abgängen oder Musikstücken durch den Applaus wiederholentlich hervorgerufen. Der Unterbrechung, oft der Vernichtung der dramatischen Situation wird dabei nicht geachtet; das persönliche Moment überwiegt den Antheil für das künstlerische. Der eigenthümliche Rausch, in welchen das Publikum sich selbst durch den Applaus versetzt, steigt bis zur Unersättlichkeit: es dankt dem Künstler endlich selbst für ganz falsche Effecte, für die verwerflichsten Mittel, wenn es sich nur dadurch aufs neue gereizt und zum Applaus aufgestachelt fühlt. Diesen mänadischen Taumel nennen die Italiener furore, die Franzosen frénésie. Das feine Gefühl für das Wahre und Echte in der Kunst muß in diesem Taumel untergehen. Man mißt so künstlerisches Talent und Bildung nur nach der Zahl der Applause, und dieser demoralisirende Maßstab treibt dann die Künstler über die falschen Kunstmittel hinaus selbst auf den verächtlichen Schleichweg des erkauften Applauses. (S. Claque.)

Applicatur nennt man in der Musik die Fingersetzung bei Tast- und Saiteninstrumenten. Eine Passage auf der Violine in der A. spielen, heißt so viel als sie in einer *höhern* als der gewöhnlichen Lage spielen.

Appoggiato, d. i. angelehnt, bezeichnet in der Musik, namentlich beim Gesang, den tragenden, bindenden Vortrag, der die Töne ohne fühlbare Lücke ineinander verschmilzt. Appoggiatur ist demnach im wesentlichen gleichbedeutend mit Portamento; gewöhnlich aber versteht man darunter ein zu gesteigertem Ausdruck stark hervortretendes Portament.

Appoint (franz.; ital. appunto) heißt im Wechselverkehr eigentlich derjenige Wechsel, welcher eine gewisse Schuld vollkommen ausgleicht oder eine gewisse Summe voll macht. Wenn z. B. A 542 Thlr. an B zu fordern hat und diese Forderung von B durch Einsendung zweier Wechsel bezahlt wird, von denen der eine auf 500 Thlr., der andere aber auf 42 Thlr. lautet, so ist der letztere im wahren Sinne des Worts ein A., indem eben durch sein Hinzukommen die Schuld auf den Punkt (à point) ausgeglichen wird. Dem entsprechend sagt man, daß man par appoint oder per appunto remittire (Wechsel sende) oder trassire (Wechsel ausstelle), wenn man genau den Saldo oder Rest einer Forderung (oder Rechnung) übermacht oder durch Wechselausstellung erhebt. In der neuern Zeit sieht man jedoch von dieser eigentlichen Bedeutung des Worts ganz ab und nennt gemeinhin jeden Theil einer Wechselsendung (Rimesse) oder Wechselausstellung A., sodaß man in den obigen Fällen von zwei Appoints sprechen würde. Ja man gebraucht nicht selten das Wort A. als ganz gleichbedeutend mit Wechsel, indem man z. B. sagt, daß man einen A. auf Paris erhalten habe u. dgl. In der letztern Bedeutung entspricht der fremde, vieldeutige Ausdruck dem Worte: Abschnitt. Allmählich hat sich der Gebrauch jenes Worts in diesem Sinne auch auf andere Gelddocumente, namentlich Papiergeld und Staatspapiere, übertragen. Man sagt z. B., daß das Papiergeld irgendeines Staats oder irgendeiner Bank in Appoints (Abschnitten) zu 1 und zu 5 Thlr., die Staatspapiere einer

gewissen Kategorie in Appoints (Abschnitten, Obligationen) zu 500 und 1000 Fl. bestehen. Oft wendet man den Ausdruck völlig misbräuchlich an; z. B. wenn eine Creditgesellschaft bekannt macht, die näher bezeichneten «Appoints» ihrer Obligationen seien als ausgeloste zu kündigen, womit aber die Individualität solcher Obligationen, die besondere Nummer, gemeint ist.

Apponyi, ein ungar. Grafengeschlecht, das schon 1315 urkundlich nachweisbar ist und ursprünglich den Namen Peczh führte. Thomas Rufus von Peczh vertauschte 1392 Schloß und Herrschaft Csklecz nebst Zubehör gegen Schloß und Herrschaft Appony im Neutraer Comitat, von welchem seitdem die Familie ihren Namen entlehnte. 1718 wurde die Familie mit Lazar von A. in den Freiherrn-, 1739 in den Grafenstand erhoben. Gegenwärtig blüht dieselbe in zwei Linien, einer ältern und einer jüngern. Viele Glieder nehmen in der Geschichte Ungarns eine hervorragende Stellung ein. — Der Enkel des genannten Lazar, Graf Anton Georg A., geb. 4. Dec. 1751, gest. 17. März 1817, wurde 1774 galizischer Gubernialrath, 1778 Beisitzer im Gubernium zu Fiume, 1779 ungar. Statthaltereirath, dann Geheimrath, Obergespan des Tolnaer Comitats, Hofcommissar und Präses der k. ungar. privilegirten Schiffahrtsgesellschaft. Derselbe hat sich namentlich durch die Begründung der Apponyi'schen Bibliothek ein ehrenvolles Andenken erworben, die mit einem Aufwand von beinahe 1 Million zusammengebracht ward. Sie zählt an 50000 Bände, unter denen sich eine kostbare Sammlung der Aldinen befindet, und wurde 1827 von Wien nach Presburg gebracht, wo sie dem Publikum zur Benutzung offen steht. — Sein Sohn, Graf Anton A., geb. 7. Sept. 1782, ein vorzüglicher Kenner und Beschützer der vaterländischen Literatur, Kunst und Industrie, widmete sich frühzeitig der Diplomatie, ward Gesandter zu London und Rom, zuletzt 1826 österr. Botschafter zu Paris, in welcher Stellung er bis 1849 verblieb und sich namentlich während der Julirevolution Verdienste erwarb. Er starb 17. Oct. 1852. — Aus seiner 1808 mit Therese, geb. Gräfin von Nogarola, geschlossenen Ehe entsprang Graf Rudolf II. A., geb. 1. Aug. 1812, der sich ebenfalls der diplomatischen Laufbahn widmete. Nachdem er eine Zeit lang als Secretär der österr. Gesandtschaft zu Paris verweilt, ging er 1849 als außerord. Gesandter und bevollmächtigter Minister Oesterreichs an den Hof zu Turin. Im Mai 1856 wurde er in gleicher Stellung nach London versetzt, wo sodann im Dec. 1860 seine Erhebung zum Botschafter erfolgte. — Ein Bruder Anton's und ältester Sohn Anton Georg's war Graf Georg A. von Nagy-A., geb. 3. Juli 1780, gest. 3. Aug. 1849 als k. k. Kämmerer und Besitzer der Majoratsherrschaft Apáty und der Herrschaften Kártweles u. s. w. Aus seiner 1802 mit Anna, geb. Gräfin Zichy, eingegangenen Ehe entsprangen: Graf Karl A., geb. 26. Dec. 1805, k. k. Kämmerer, Generalmajor, gegenwärtig das Haupt der ältern Linie, und Graf Georg A., geb. 29. Dec. 1808. Der letztere, ein Mann von großem Talent, ritterlicher Persönlichkeit und beharrlichem, festem Charakter, betrat als Hofsecretär an der ungar. Hofkanzlei zu Wien die polit. Laufbahn, wurde 1846 zum zweiten, und nach Mailáth's Abgang, 31. Oct. 1847, durch kaiserl. Handschreiben zum obersten ungar. Hofkanzler ernannt. Obgleich er in seiner Jugend dem Liberalismus zu huldigen schien, schloß er sich doch seit seinem Eintreten in den Staatsdienst immer mehr der conservativ-aristokratischen Partei an. Bald stellte er sich an die Spitze dieser Partei und ward auf dem Reichstage 1843—44 deren einflußreichster Führer. In seiner bedeutenden amtlichen Stellung zeigte er sich als entschiedener Gegner aller nationalungar. Bestrebungen, und hat dadurch nicht wenig den Ausbruch der Revolution beschleunigt. Nach den Märztagen, welche auch die Auflösung der Hofkanzlei herbeiführten, lebte A. in Zurückgezogenheit. 1859 ward er als lebenslängliches Mitglied in den verstärkten Reichsrath zu Wien berufen, und hier trat er sofort als Vertheidiger der Selbständigkeit Ungarns auf und wurde somit einer der einflußreichsten Führer der sog. nationalen Partei. Als mit der Neugestaltung Oesterreichs durch das Diplom vom 20. Oct. 1860 die königl. Curie als höchster Gerichtshof in Ungarn wiederhergestellt wurde, kam Graf Georg A. als Judex Curiae nach Pesth, wo er auch den Judex-Curial-Conferenzen zur Reorganisirung der ungar. Rechtspflege präsidirte, deren Vorschläge vom Könige gutgeheißen und auch vom Landtage als Provisorium belassen wurden. Als bevollmächtigter königl. Commissar eröffnete er sodann 6. April 1861 den Landtag in Ofen und führte das Präsidium im Oberhause. Als solcher übergab er, vereint mit dem Präses des Repräsentantenhauses, 6. Juli die erste, 14. Aug. die zweite Adresse des Landtags. Nach Auflösung des Landtags 21. Aug. blieb er als Judex Curiae im Amte, auch nachdem 5. Nov. Ungarn in den provisorischen Zustand wieder zurückversetzt worden war. Diesmal hatte indeß Graf Georg A. alle Stimmen des Landes für sich, wie denn überhaupt seit 1859 die öffentliche Meinung sehr günstig über ihn

urtheilte. Er galt für die geeignetste Persönlichkeit zu den Vermittelungsversuchen, die in Wirklichkeit oder angeblich für Ungarn in Wien vorgenommen wurden. Doch mochten seine Bemühungen gescheitert sein, da er 1862 von dem Amte des Judex Curiae zurücktrat. — Das gegenwärtige Haupt der jüngern Linie ist Graf Ludwig A., geb. 2. Dec. 1801.

Apposition heißt in der Grammatik die Hinzufügung eines Substantivs oder eines substantivisch aufzufassenden Adjectivs zu einem andern Substantiv, um dies zu erklären oder näher zu bestimmen und zu bezeichnen, oder zu individualisiren: z. B. «Mein Bruder, der Arzt»; «Karl der Große»; «Heinrich der Löwe»; «Es geziemt der Witwe, die den Gatten verlor, ihres Lebens Licht und Ruhm»; «Erspare dir die Qual der Trennung, der nothwendigen». Auch zu ganzen Sätzen kann eine A. gefügt werden: z. B. «Ueber Rußland suchte Napoleon den Weg nach Indien, ein Entwurf des Genies». Die A. hat immer den Redeton.

Appretur (franz. mit lat. Endung) heißt in der Technologie alles, was mit den gewebten Waaren nach dem Weben und nach dem Färben und Drucken vorgenommen wird, um ihnen Glanz oder überhaupt das erwünschte Ansehen und den gehörigen Grad der Steifigkeit zu ertheilen. Es gehören also dahin die Arbeiten des Waschens und Trocknens, das Noppen, Walken, Rauhen, Scheren, Bürsten und Sengen, das Glätten durch Mangen, Calander, Schlagmühlen und Pressen, das Stärken und Decatiren. Im gewöhnlichen Leben wird häufig unter A. allein das Stärken und Glätten des Gewebes verstanden. Zu allen diesen Arbeiten, deren größter Theil blos bei den wollenen Waaren vorkommt, hat die neuere Industrie ganz besondere Maschinen. Durch eine gute A. lassen sich viele Mängel der Waare verdecken und wird oft einer geringen Waare das Ansehen einer guten gegeben. Häufig verschwindet der durch A. erzeugte Schein beim Gebrauche bald; aber es ist auch gewiß, daß eine richtige A. zur Haltbarkeit und besonders zum sog. guten Tragen der Zeuge viel beiträgt.

Approbation, im allgemeinen die Genehmigung von seiten einer Behörde zur Ausübung einer Handlung oder eines Amts, unter der Voraussetzung, daß der Betreffende die Befähigung und Berechtigung dazu aufgewiesen hat. In der kath. Kirche bezeichnet das Wort namentlich die Genehmigung und Billigung von Druckschriften religiösen Inhalts, die der bischöfl. Prüfung unterstellt worden sind. Daher das den kath. Schriften zum Beweise ihrer Rechtgläubigkeit vorgedruckte «Approbatur» (es wird gebilligt). Außerdem heißt A. auch so viel als die bischöfl. Erklärung, daß ein Priester zur Seelsorge befähigt und befugt sei.

Approchen (franz.) sind im Belagerungskriege diejenigen in den Boden eingeschnittenen Gräben, welche von den Hauptparallelen aus in Form von Zickzacks vorwärts getrieben werden, um in ihnen, geschützt gegen das Feuer aus den Festungswerken, gegen diese letztern vorgehen zu können. In der Regel werden diese Gräben 3 F. tief und 9—12 F. breit gemacht, und die aus den Gräben ausgehobene Erde wird brustwehrartig nach der Seite der Festung zu in reihenweise dicht nebeneinander aufgestellte Schanzkörbe und über diese hinaus aufgeworfen. Die Arbeit wird, wenn die Entfernung von den Festungswerken noch bedeutend und die Dunkelheit der Nacht sie begünstigt, durch Infanterie mittels der flüchtigen Sappe (s. d.) ausgeführt, in größerer Nähe der Festung aber durch Sappeure mittels der vollen oder förmlichen Sappe. Im Grundrisse gibt man den einzelnen, im Zickzack geführten Linien eine solche Richtung, daß sie von den feindlichen Werken aus in ihrer Länge nicht beschossen werden können. Diese einzelnen Linien nennt man Schläge, Aeste oder Boyaux. Sie werden 20—100 Schritt lang gemacht, und um sie gegen Enfiladen zu sichern, führt man immer den folgenden Schlag um einige Ruthen über den vorhergehenden bogenförmig rückwärts hinweg. Den bogenförmigen Theil nennt man Haken oder Crochet. Man benutzt ihn als Ausweicheplatz für Fuhrwerke, zur Aufstellung von Schützen und Mörsern, zu Aufbewahrungsräumen u. s. w. Häufig wird A. mit Laufgräben gleichbedeutend genommen, obgleich erstere, streng genommen, nur ein Theil der letztern sind. Denn mit dem Namen Laufgraben bezeichnet man das ganze Netz von Gräben (Parallelen, Communicationen, Approchen u. s. w.), welches während einer Belagerung ausgehoben wird.

Approximation, d. h. Annäherung, ein in der Mathematik vielgebrauchter Ausdruck, bezeichnet eine solche Angabe des Werthes einer Größe, welche zwar nicht völlig oder absolut genau ist, aber doch dem wahren Werthe mehr oder weniger nahe kommt. Unter den beinahe unübersehbaren Zahlen der logarithmischen und trigonometrischen Tafeln sind sehr wenige ganz richtig oder vollständig bekannt; alle übrigen sind nur genähert richtig, und doch beruhen auf ihnen alle die Berechnungen über Himmel und Erde. Die Planetentafeln, die Sternkataloge, ja fast alle Zahlenbestimmungen der Astronomie sind nur Annäherungen. Einer der erhabensten Theile der Sternkunde, die Theorie der gegenseitigen Perturbationen der Planeten, ist nur aus

solchen fragmentarischen Annäherungen zusammengesetzt. Selbst in der rein theoretischen Mathematik gibt es große Partien, wo wir uns blos mit Annäherungen begnügen müssen. Eine große Anzahl Differentialausdrücke kann man nur durch Reihen oder durch Näherung integriren. Alle sog. irrationalen Größen vermögen wir nur approximativ, annähernd, aber nicht völlig genau anzugeben. Die Auflösung der Gleichungen, dieser wichtige Theil der Mathematik, ist noch wenig vorgeschritten. Soviel sich auch die ersten Mathematiker aller Zeiten bemüht haben, sie zu fördern, so können wir schon die Gleichungen des fünften Grades nicht mehr auflösen, und wir müßten einen großen Theil der mathem. Untersuchungen ganz aufgeben, wenn wir uns nicht mit einer genäherten Auflösung der numerischen Gleichungen zufrieden stellen wollten.

Appui (franz.), Anlehnungs- oder Stützpunkt, nennt man in einer kriegerischen Aufstellung solche Punkte des Terrains, welche im Stande sind, schwachen Theilen der Aufstellung einen größern Halt oder Schutz gegen feindliche Angriffe zu gewähren. Da in der Regel die Flanken und Flügel die schwächsten Theile einer Aufstellung sind, so sucht man diesen vorzugsweise einen A. zu geben, d. h. man stellt sie in der Nähe solcher Terraintheile auf (lehnt sie an), welche den Feind entweder durch ihre natürliche Beschaffenheit hindern, zum Angriffe vorzugehen (offenes Meer, Seen, Sümpfe, dichte Wälder, unzugängliche Gebirge, breite Ströme), oder welche dadurch, daß sie mit Truppen besetzt werden (z. B. Festungen, Ortschaften, Holzungen u. s. w.), den Feind zwingen, eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Truppenzahl zu ihrer Gewinnung ins Gefecht zu bringen und sich dadurch für seine übrigen Operationen zu schwächen. Da, wo solche Anlehnungspunkte fehlen oder ungenügend sind, werden sie häufig durch Verschanzungen, durch herbeigeführte Ueberschwemmungen und andere künstliche Veränderungen des Terrains geschaffen. Immer ist jedoch als etwas Wesentliches festzuhalten, daß Appuis entweder durch die bedeutende Größe des Raums, welchen sie auf dem Terrain einnehmen, den Feind so entfernt von unserer Aufstellung halten, daß er von seinen Fernwaffen keinen wirksamen Gebrauch gegen dieselbe machen kann; oder daß eine Umgehung des Terraintheils von seiten des Feindes mit bedeutendem Zeitverlust für diesen verbunden sein würde; oder daß ein mit Truppen besetzter A. vom Feinde nicht passirt oder im Rücken gelassen werden kann, ohne sich einer Gefahr des Angriffs oder einer bedeutenden und überlegenen Waffenwirkung vom A. her auszusetzen. Hieraus geht hervor, daß die Appuis vorzugsweise in Vertheidigungsstellungen von großer Wichtigkeit sind, wo sie nicht nur zum Schutz der Flanken, sondern auch zur Verstärkung anderer Theile der Schlachtlinien, z. B. des Centrums, dienen. Die neuern, weittragenden Feuerwaffen haben die Wahl der Appuis schwieriger, sie auch zum Theil entbehrlicher gemacht, da sich eine nicht angelehnte Flanke sehr gut durch gezogene Geschütze gegen einen feindlichen Angriff vertheidigen läßt. Man unterscheidet übrigens taktische und strategische Appuis. Die letztern müssen von weit größerer Ausdehnung sein als die erstern, und die Armee braucht sich an sie nicht unmittelbar anzulehnen. Da die Strategie sich in größern Raum- und Zeitverhältnissen bewegt als die Taktik, so sind häufig taktische Anlehnungspunkte kein Hinderniß für strategische Bewegungen, wogegen der Abstand von einigen Stunden von einem strategischen A. nicht als unvertheidigter Raum angesehen werden kann, sobald er nur im Bereiche der Beobachtung liegt.

Appulejus (Aulus Lucius) oder Apulejus, geb. zu Madaura in Afrika von angesehenen Aeltern zwischen 126—32 n. Chr., studirte zu Karthago, machte sich darauf zu Athen mit der griech. Literatur, vorzüglich mit der Platonischen Philosophie vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lat. Sprache erlernte und einige Zeit die Geschäfte eines Sachwalters verrichtete. Die Erbschaft nach dem Tode seines Vaters setzte ihn in den Stand, große Reisen zu machen, auf welchen er sich in verschiedene Mysterien einweihen ließ. Arm kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er eine reiche Witwe heirathete. Von deren Verwandten angeklagt, die Heirath durch Zauberei zu Stande gebracht zu haben, vertheidigte er sich öffentlich gegen diesen Vorwurf in der noch vorhandenen «Apologia» und ward freigesprochen. Er war ein feuriger, rastlos thätiger und mit Witz begabter Mann, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Mystik und Magie hinderte, sich vollkommen auszubilden, und erst später lenkte er von diesen Irrwegen ein. Sein «Goldener Esel», ein Roman in 11 Büchern, wozu er den Stoff aus dem Lucian schöpfte, ist reich an Poesie, Witz, Laune und satirischem Gehalt. Höchst merkwürdig ist darin die Episode von Amor und Psyche, die Herder den zartesten und vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden. Durch sie allein würde des Verfassers Andenken unvergänglich sein, wäre er auch, wie viele behaupten, nur Ueberlieferer. Außerdem schrieb er mehrere philos. und oratorische

Werke, deren einige auch auf uns gekommen sind. Seine Schreibart ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellung, fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Die Hauptausgaben seiner sämmtlichen Werke sind von Oudendorp und Ruhnken, vollendet von Bosscha (3 Bde., Leyd. 1786—1823) und von Hildebrand (2 Bde., Lpz. 1842). Handausgaben besorgten Klotz (2 Bde., Altenb. 1778) und ebenfalls Hildebrand (Lpz. 1843). Der «Goldene Esel» wurde von Rode ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Dess. 1783) und der Abschnitt von Amor und Psyche von Kehrein (Gieß. 1834) bearbeitet und von O. Jahn (Lpz. 1856) besonders herausgegeben. Amor und Psyche ist sehr oft künstlerisch behandelt worden, z. B. auch von Rafael.

Apraxin, ein vornehmes russ. Geschlecht, dessen Adel in das 15. Jahrh. hinaufreicht. — **Apraxina** (Marfa), deren Vater Matwéi 1678 im Kampfe gegen die Kalmücken gefallen war, wurde 14. Febr. 1682 von Zar Feodor III. zur Gemahlin erwählt und starb 31. Dec. 1715. — **A.** (Peter, Graf), ihr älterer Bruder, begleitete Peter d. Gr. 1697 nach Holland, war bei der Bekämpfung der Strelitzen thätig und nahm als Generallieutenant an dem schwed. Kriege theil. 1703 sendete ihn der Zar gegen die rebellirenden Wolgavölker, deren Unterwerfung er durch kräftige und kluggewählte Maßregeln in kurzer Zeit bewerkstelligte. Bei dem Processe gegen Alexei, den Sohn Peter's d. Gr., wurde auch A. verhaftet und nach Moskau abgeführt, gehörte aber zu den wenigen, welche ein freisprechendes Urtheil erhielten. Er starb bald darauf 1720 zu Petersburg. — **A.** (Feodor, Graf), geb. 1671, gehörte seit 1700 zu den wichtigsten und einflußreichsten Persönlichkeiten in der Zeit Peter's d. Gr. Von letzterm zum Generaladmiral ernannt, wurde er der eigentliche Schöpfer der russ. Marine. In dem schwed. Kriege besiegte er den schwed. General Lübeker in Ingermanland, eroberte 1710 Wiborg in Karelien und commandirte 1711 während des von Karl XII. angefachten Türkenkriegs auf dem Schwarzen Meere. Bei der Eroberung Finlands 1713 leitete er mit Glück und Erfolg die Angriffe von der Seeseite und nöthigte durch die Plünderungen und Verwüstungen, welche er in den Seestädten Schwedens anrichtete, dieses 1721 zum Abschluß des Friedens von Nystad, durch welchen Rußland in den ruhigen Besitz Finlands und der Ostseeprovinzen gelangte. Nachdem er noch Peter d. Gr. als Befehlshaber auf dem Feldzuge gegen die kaspischen Länder und Persien begleitet, starb er 10. Nov. 1728. Zweimal, 1715 und 1718, wurde er in Untersuchungen wegen Bestechlichkeit und Veruntreuungen höherer Beamten verwickelt und schuldig befunden, aber stets vom Zaren gegen ein namhaftes Lösegeld begnadigt. Obgleich Peter d. Gr. wußte, daß A. ein Gegner seiner ganzen Reformen war, so gehörte derselbe doch zu den nächsten und vertrautesten Umgebungen desselben. — **A.** (Stepan Fedorowitsch), ein Verwandter des vorigen, focht unter Münnich gegen die Türken, stieg zum General-en-Chef, und war einer der eifrigsten Widersacher L'Estocq's und der preuß. Partei am russ. Hofe. Bei Beginn des Siebenjährigen Kriegs erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl über die russ. Armee gegen Friedrich II., fiel mit derselben Ende Mai 1757 in Preußen ein, eroberte Memel, drang unter den grausamsten und zügellosesten Verwüstungen bis gegen Wehlau vor und besiegte in der Schlacht von Großjägerndorf 30. Aug. 1757 den preuß. General Lehwald. Obgleich ihm dieser Sieg den Weg nach Berlin eröffnete, zog er sich doch zu aller Verwunderung nach Kurland zurück. Die Kaiserin Elisabeth war gefährlich krank, und man glaubte, A. habe aus Rücksicht auf die bekannte Sympathie ihres Nachfolgers für Friedrich II. gehandelt. Im Gegentheil aber geschah sein Rückzug nur infolge eines mit dem Reichskanzler Bestushew verabredeten Plans, die Krone nach dem Tode der Kaiserin unmittelbar auf den Großfürsten Paul übergehen zu lassen. Die Kaiserin jedoch genas, Bestushew wurde verurtheilt und verbannt, A. aber vor ein Kriegsgericht gestellt, vor dessen Entscheidung er 31. Aug. 1758 im Gefängniß starb. Sein Leben beschrieb Bantysch-Kamenskij in den «Biographien der russ. Feldmarschälle» (4 Bde., Petersb. 1840—41). — Die heutigen Grafen A. stammen von Andréi Matwejewitsch, einem Bruder Peter's und Feodor's, der am Hofe Peter's d. Gr. das Amt eines Oberschenken bekleidete und 7. Febr. 1722 die gräfl. Würde erhielt. Graf Stepan Fedorowitsch A. war bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus Commandeur des Chevaliergardenregiments, wurde Generaladjutant und 1843 General der Cavalerie und starb im Mai 1862. Ihm gehörte der unter dem Namen Apraxin-Dwor bekannte Bazar in Petersburg, der bei der großen Feuersbrunst 9. Juni 1862 abbrannte.

Aprikose, auch Marille, nach ihrem Vaterlande Armenien Prunus armeniaca benannt, ist ein mittlerer Baum, der zu den Amygdaleen gehört, spitz-eiförmige und herzförmige, glatte, doppelt gezähnelte Blätter, einzelne, stiellose, weiße Blüten und rundliche, gelbe, auf der

Sonnenseite geröthete Früchte mit gelbem, süßem, etwas faserigem Fleische trägt. Die A. soll zur Zeit Alexander's d. Gr. nach Europa gekommen sein und ward durch die Römer im Abendlande verbreitet. Sie wird theils freistehend, theils an Spalieren gezogen und meist durch Oculiren auf Kernwildlinge oder Zwetschenstämme fortgepflanzt. Man kennt mehr als 20 Sorten, unter denen sich die bessern durch Größe, schöne Färbung, Süßigkeit und Saftreichthum auszeichnen. Die schnell vergänglichen Früchte werden theils frisch genossen, theils eingemacht. Aus Italien kommen A. gespalten, entkernt und getrocknet über Triest, Genua und Livorno in den Handel; in Südfrankreich und den Donaufürstenthümern bilden sie eingemacht und candirt einen Ausfuhrartikel. Besonders im großen wird ihr Anbau neben dem der Pfirsich betrieben in Nordamerika; hier werden sie zur Branntweingewinnung benutzt, ebenso, gedörrt und gepreßt, zur Schiffsproviantirung. Zu Briançon wird aus den bald süßen, bald bittern Kernen ein Oel, Huile de marmotte, gewonnen. Die verkohlten Steine liefern eine der Tusche ähnliche schwarze Farbe. Das Holz des Baums läßt sich mit Nutzen auf der Drehbank verarbeiten. — Die Aprikosenpflaume ist eine edlere Pflaumenart, welche in einigen Theilen Frankreichs angebaut wird und, in Zucker eingemacht, getrocknet und in flache Schachteln verpackt, einen Handelsartikel bildet.

April (im Mittelhochdeutschen abrille, abrelle mit schwacher Form; wie das franz. Avril von der lat. Wortform Aprilis entlehnt), nach dem Julianischen der vierte, nach dem alten röm. Kalender hingegen der zweite Monat im Jahre, hat, wie schon von den Alten angenommen wurde, seinen Namen von dem lat. Zeitworte aperire, eröffnen, weil mit dem zweiten Monate in Italien das Frühjahr begann. Bei den Angelsachsen hieß der A. Eastermonadh, d. i. Ostermonat. Auch Karl d. Gr. wollte für denselben die deutsche Benennung Ostermonat eingeführt wissen. Andere (Eschenburg) haben in neuerer Zeit dafür Wandelmonat oder Wandelmond gebraucht. Die Holländer nennen den A. Grasmonat. Ueber den Ursprung der noch jetzt vielfach in Deutschland und auch anderwärts (in Frankreich, England und Schottland) am 1. April üblichen Sitte des Aprilschickens und des Foppens der sog. Aprilnarren (franz. poisson d'Avril, d. i. Aprilfisch; engl. April-fool, schott. gowk, d. i. Kukuk) sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Gewöhnlich wurde der Brauch bisher als eine Nachahmung des Hin- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes angesehen, weil im Mittelalter am Osterfeste, welches meistentheils in den A. fällt, auch diese Scene bei den Passionsspielen aufgeführt wurde. Andere haben darin eine Andeutung auf die Veränderlichkeit des Aprilwetters finden wollen. Der ganze Brauch ist jedoch dem deutschen Alterthum unbekannt und scheint uns, wie Grimm annimmt, erst in den letzten Jahrhunderten von Frankreich her zugeführt worden zu sein. Obgleich der Ursprung desselben auch dort nicht aufgeklärt ist, so spricht doch alles dafür, daß er der Rest eines alten heidnischen, vielleicht altceltischen Festes ist, welches mit dem Beginn des Frühlings im Zusammenhange stand. Für den Landwirth und Gärtner ist der A. einer der geschäftsreichsten Monate. Er bringt für dieselben mit sich: Düngen, Walzen der Wintersaaten, Reinigen der Furchen und Gräben, die Saat von Sommerweizen, Bohnen, Wicken, Erbsen, Linsen, Möhren, Runkelrüben, Kartoffeln, Hafer, Gerste, Klee, Karden, Mohn u. s. w. Die Wiesenberieselung beginnt, ebenso die Verpflanzung und Reinigung der Bäume. Im Küchengarten werden gesäet: Majoran, Fenchel, Thymian, Salat, Petersilie, Kresse, Frühbohnen, Erbsen, Möhren, Zwiebeln u. s. w.; verpflanzt wird Lauch, Kopfsalat, Endivien u. s. w. Im A. fängt zugleich mit der Baumblüte das erfolgreiche Eintragen der Bienen an. Die wichtige Rolle, welche der A. im ökonomischen Leben spielt, spricht sich in zahlreichen Sprichwörtern oder sog. Bauernregeln aus. Wegen der öftern Veränderungen, welche das Wetter während des A. zu erfahren pflegt, nennt man im gewöhnlichen Leben eine veränderliche Witterung Aprilwetter und ebendeshalb auch bildlich die schnell sich ändernden Wünsche und Einfälle eines Menschen Aprillaunen.

A prima vista (auf den ersten Anblick), auch blos prima vista und a vista, ein ital. Kunstausdruck in der Musik, welcher bezeichnet, daß ein Tonstück (für Instrumente oder für Gesang) ohne vorherige nähere Kenntniß oder Einübung desselben ausgeführt wird. Im Deutschen sagt man dafür «vom Blatt» spielen oder singen, und bezeichnet die Fähigkeit überhaupt, ein Musikstück in solcher Weise auszuführen, «vom Blatt lesen». Die Fertigkeit speciell, die Noten eines Tonstücks in der nöthigen Geschwindigkeit zu lesen, nach der Bewegung des Taktes und des Tempos richtig einzutheilen und sie rein und deutlich zu intoniren, nennt man auch «treffen». Doch ist dieser Ausdruck vorzugsweise beim Singen (vom Blatt) gebräuchlich.

A priori beweisen oder etwas einsehen, heißt dasselbe aus innern Gründen, also aus allgemeinen Begriffen, unabhängig von der Erfahrung, darthun. Den Beweis durch Erfahrungsthatsachen, der eigentlich kein Beweis, sondern ein Beleg ist, nennt man einen Beweis a posteriori. Dieser Sprachgebrauch ist dadurch entstanden, daß für die Einsicht in eine Sache der begriffsmäßige Zusammenhang das erste (prius), die Bestätigung durch Erfahrung das Nachfolgende, in zweiter Reihe Stehende (posterius) ist.

Apscheron, Abscheron, eine zum russ. Gouvernement Baku (früher Schemacha) in Transkaukasien gehörige Halbinsel, mit welcher das Südostende des Kaukasus als mächtiges Vorgebirge weithin in das Kaspische Meer vorspringt und an deren Südküste Baku (s. d.) liegt. Die Halbinsel ist besonders merkwürdig durch ihre Salsen oder Schlammvulkane, ihre großartigen Erdfeuer (namentlich das Große und das Kleine ewige Feuer) und andere pseudo-vulkanische Erscheinungen, in deren Bereich auch die umliegenden Inseln, z. B. das neuerdings erst erschienene Eiland Kumani, gehören. Das Kleine ewige Feuer liegt südöstlich, das Große ewige Feuer über 1½ M. nordöstlich von Baku, zwischen den Dörfern Sarachani und Emir-Hadschan, an der Stelle Ateschgah, d. h. Feuerort, wo die feueranbetenden Parsen oder Gebern einen Tempel gebaut haben. Hier brennt das von Kohlenwasserstoffgas genährte, ohne Rauch und Geruch aufflammende Feuer in einer unregelmäßig gestalteten, 120 F. langen und über 9 F. tiefen Grube, deren Grund mehr felsig als erdig ist; doch brennt es nicht überall gleich hoch, nirgends über 18 F. hoch. Ueber die Mauer des Tempelgebäudes ragen vier steinerne Röhren, aus welchen große Flammen emporsteigen; auf den Mauern selbst erheben sich andere kleinere Röhren. Das Grundgestein wird durch das Feuer nicht morsch, während Kalksteine, welche man zum Brennen dahin bringt, bald mürbe werden und in Stücke zerfallen. Jede Vertiefung, die man im Umkreise von 2 Werst in die Erde macht, läßt Gas ausströmen, das sich zwar nicht von selbst entzündet, aber, nachdem es angezündet, fortbrennt, bis man die Oeffnung mit Erde zudeckt. Zu diesem Feuer wallfahrten die Parsen selbst aus Indien, und manche bleiben jahrelang, sogar auf Lebenszeit an der geheiligten Stätte. Rings um die brennende Grube wohnen sie in kleinen Hütten, in welchen das Gas zum Kochen und zur Beleuchtung benutzt wird. Uebrigens sind die Gasexhalationen dieser Gegend zu Zeiten heftiger als gewöhnlich. Naphthaquellen gibt es auf der Halbinsel 125, welche jährlich 32000 Pfd. farbloses und gegen 10 Mill. Pfd. zähfließendes Erdpech liefern, das in der Umgegend und namentlich in Baku das einzige Brennmaterial abgibt. Die kostbare weiße Naphtha kommt nur aus wenigen Brunnen, und diese werden unter Verschluß gehalten und nur einmal monatlich geleert; die schwarze, pechartige wird aus zahlreichen Brunnen täglich geschöpft. Die Schlammvulkane oder «wachsenden Berge» liegen an der Straße von Baku nach Nawagi in einer Ausdehnung von etwa 2 M. Auch das ganze dreieckige Gebiet zwischen Baku, Schemacha und Sallian (Seljan) am Kur gehört zu dem weiten Revier der südöstl. Schlammvulkane des Kaukasus, denen ein anderes am äußersten Nordwestende des Gebirgs, auf der Halbinsel Taman, entspricht. In neuester Zeit hat Abich jenes Revier gründlich untersucht. Unter den benachbarten Inseln ist Swinoi-Ostrow oder die Schweininsel fast ganz mit Naphthaquellen und Schlammvulkanen bedeckt, und die Insel Tschelekin hat, außer bedeutenden Steinsalzlagern, 3500 Naphthabrunnen, aus welchen jährlich 6 Mill. Pfd. Naphtha gewonnen werden.

Apsiden (griech.) nennt man die äußersten Punkte der Bahn eines Planeten oder Kometen, wo er der Sonne am nächsten (Perihelium) oder von ihr am entferntesten (Aphelium) ist. Auch in der Bahn eines Mondes oder Nebenplaneten werden die Punkte, wo er seinem Hauptplaneten am nächsten oder von diesem am weitesten ist, A. genannt, und zwar in der Bahn des Erdmondes insbesondere Perigäum (s. d.) und Apogäum (s. d.). Die gerade Linie, welche die A. verbindet, die große Achse der Ellipse, heißt die Apsidenlinie. Sie bewegt sich in der Richtung des Planetenlaufs oder von Westen nach Osten vorwärts. Wenn daher die Erde vom Punkte des Apheliums ausgegangen ist, so muß sie 1 Min. 2 Secunden mehr als 360 Grad ihrer Bahn zurücklegen, um wieder dahin zu gelangen, wovon indeß nur 11 Secunden dem wirklichen Vorrücken zuzuschreiben sind, das übrige von der allgemeinen Präcession herrührt. Die Zeit, die sie dazu gebraucht, heißt ein anomalistisches Jahr. Besonders stark ist die Bewegung der A. in der Mondsbahn. Newton erkannte ihren Grund in der Anziehung, welche die Sonne auf den Mond äußert; Clairaut, Euler, d'Alembert und Laplace haben dies später über allen Zweifel erhoben.

Apsis, auch Absis oder Absida, hieß in der kirchlichen Architektur des frühern Mittelalters die halbrunde, zuweilen polygonische, stets überwölbte Altarnische, welche sich dem Altar-

hause der Kirchen roman. Baustils als ein besonderer Bautheil unter besonderm Dache vorlegt. Dieser Hauptapsis entsprechend, finden sich in den deutsch-roman. Kirchen fast regelmäßig kleinere Nebenapsiden an der Ostseite der Kreuzarme angeordnet. Bei der Anlage der A. folgte die christl. Kunst dem Vorbilde der antiken heidnischen Basilika, in welcher ebenfalls die Nische des Tribunal mit ihrem halben Kuppelgewölbe gewöhnlich einen künstlerisch vollendenden Abschluß des Innern bildete. (S. Basiliken.) Im Mittellatein kommt für A. auch der Name Concha (Muschel) vor, wahrscheinlich wegen der muschelförmigen Ueberwölbung.

Apt (spr. Att; Apta Julia), die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Vaucluse in der Provence, am linken Ufer des Calavon, dessen breites Thal Hügel mit Wein- und Olivenpflanzungen umgeben. Der Ort ist größtentheils gut gebaut, hat eine kühne Brücke mit einem einzigen Bogen, zählt 5800 E. und betreibt einige Industrie in Woll- und Baumwollzeugen sowie Handel mit Korn, Wein, Branntwein, Trüffeln, Confituren u. s. w. Bis zur Revolution war A. Sitz eines Bischofs und hatte außer der merkwürdigen Kathedrale zwei Abteien und sechs Klöster. Im Alterthum war Apta die Hauptstadt der Vulgientes im narbonensischen Gallien. Julius Cäsar vergrößerte und verschönerte die Stadt, machte sie zur röm. Colonie und gab ihr den Beinamen Julia. Kaiser Hadrian verlor hier auf der Jagd sein Lieblingsroß, dem die Stadt ein (1604 wieder aufgefundenes) Grabmal weihte. Von den Germanen und Sarazenen verheert, verfiel die Stadt, kam sodann in den Besitz der Grafen von Provence und erhielt von diesen wieder feste Mauern, die zum Theil noch stehen, sowie auch noch manche röm. Alterthümer vorhanden sind. Die Kathedrale erhielt im 8. Jahrh. die Reliquien der heil. Anna und ward 1660 von Anna von Oesterreich mit einer massiv-goldenen Säule beschenkt. In ihren unterirdischen Räumen finden sich noch Reste von Gewölben, Nischen, Aquäducten, Mosaik- und Marmorarbeiten aus alter Zeit.

Apteryx oder Kiwi-Kiwi heißt ein höchst merkwürdiger Vogel von Neuseeland, der 1812 zuerst nach Europa gebracht wurde, jetzt aber in seinem Vaterlande schon der Ausrottung nahe ist. Er wird etwa 2 F. lang, hat einen dünnen, feinen Schnabel von 8 Zoll Länge, der einem Schnepfenschnabel nicht unähnlich ist, kurze, sehr dicke und kräftige Füße mit drei starken Zehen und einer Hinterkralle, und scheinbar weder Schwanz noch Flügel. In der That besteht das kastanienbraune Gefieder nur aus weichen Federn, welche den Körper wie ein Wollpelz einhüllen, und aus langen Borsten am Kopf; Schwingen an den Flügeln und Steuerfedern im Schwanze fehlen gänzlich. Das Skelet ist demjenigen des Straußes ähnlich, aber die Flügel sind ganz verkümmert und auf einige unscheinbare, unter der Haut verborgene Knöchelchen reducirt. Der Vogel lebt in den Wäldern Neuseelands in Erdlöchern, geht nur nachts hervor, um Würmer und Insekten aufzusuchen, läuft schnell und vertheidigt sich muthig mit den spornartigen Hinterzehen gegen verfolgende Hunde und Menschen. Man jagt ihn nachts bei Fackelschein und verfertigt aus seinem Felle Mäntel, welche nur die Häuptlinge tragen dürfen. Die Anatomie des merkwürdigen Vogels ist von Owen studirt worden.

Apulien, ein Theil des alten Japygien, nach Japyx, dem Sohne des Dädalus, so genannt, umfaßte den südöstl. Theil Italiens bis zum Vorgebirge Leuca und zugleich die äußerste Halbinsel Calabrien. Hier wohnten in den ältesten Zeiten drei verschiedene Völker: die Messapier oder Salentiner, die Peucetier und die Daunier oder Apuler. Die Peucetier wohnten südlich bis an den Aufidus; die Daunier nördlich bis an den Garganus. Altlat. Sagen erzählen von einem Könige der Apuler, Daunus, der, aus Illyrien vertrieben, sich in diesem Theile Italiens niederließ. Nach spätern Sagen gelangten auch die Helden des Trojanischen Kriegs auf ihren Irrfahrten nach Italien, und mit diesen der Aetoler Diomedes, der im Kriege mit den Messapiern von Daunus unterstützt wurde, dann aber um die Früchte des Siegs betrogen und getödtet ward. Die alten Namen hat nur die röm. Dichtkunst beibehalten. Die Geschichte der Römer nennt uns keine Könige der Apuler mehr; als bedeutende Städte des Landes aber werden Arpi, Luceria und Canusium erwähnt. Den Fluß Aufidus (Ofanto) hat Horaz, der zu Venusia (Venosa) in A. geboren war, verherrlicht. Der zweite Punische Krieg wurde jahrelang in A. geführt, und Cannä ward durch die Niederlage der Römer berühmt. 1043 entrissen die Normannen dem oström. Kaiserthum das Land, das nun deren Heerführer Robert Guiscard zum Herzogthum erhob. Von dem Sohne dieses Eroberers, Rüdiger (Roger) II., ward A. sodann, nebst Campanien und Calabrien, mit Sicilien zu einer Monarchie verbunden, deren Schicksale es seitdem getheilt hat. Gegenwärtig bezeichnet der Name A. (Puglia) nur noch eine geogr. Region, ohne polit. Bedeutung, welche die ital. Provinzen Foggia, früher Capitanata (mit Foggia, Manfredonia, Lucera), Bari, früher Terra di Bari (mit Bari, Gra-

vina), und Lecce, früher Terra d'Otranto, mit Einschluß des alten Messapien (mit Lecce Otranto, Brindisi, Tarent), umfaßt, die zusammen auf 407 Q.-M. 1,315269 E. zähle (1. Jan. 1862). Der ganze Landstrich ist nur noch ein Schatten von dem, was er zur Ze der griech. Colonien, der Römerherrschaft, ja noch unter den Normannen war. Viele Städt sind entvölkert, die Industrie ist meist verschwunden, der früher so blühende Handel gesunken Wiewol des warmen Klimas wegen berühmt, seit dem Alterthume durch vortreffliche Süd früchte ausgezeichnet, wird die Landschaft jetzt nur sehr mangelhaft bebaut. Die wenigen Straßen, darunter die wiederhergestellte alte Römerstraße über Ariano und Bari nach Brindisi, sind durch Räuber oder durch polit. Flüchtlinge, welche die Noth in diesen Gegenden zu gleichem Gewerbe trieb, unsicher gemacht. Unter den Bewohnern herrscht durchschnittlich Unwissenheit und Aberglaube, aber auch zugleich eine Gastfreundschaft, die hier bei dem schlechten Zustande der Gasthäuser allein das Reisen möglich macht. Im engern Sinn versteht man oft unter A. nur die nördlichste der drei jetzigen Provinzen, Foggia, deren Ebene Tavoliere di Puglia oder «das Schachbret A.s» genannt wird, wol darum, weil deren Oberfläche aus wenig erhöhten Flächen mit breitem Scheitel besteht, die durch weite Mulden voneinander geschieden sind.

Apure, ein linker Nebenfluß des Orinoco im südwestl. Theile des südamerik. Staats Venezuela. Der Fluß hat eine Gesammtlänge von 160 geogr. M., wovon 141 schiffbar sind, und ein Stromgebiet von 2329 Q.-M., entspringt in der Sierra von Merida der Ostcordilleren der Andes, auf dem Paramo de Batallon im S. von La-Grita, und heißt in seinem obern Lauf Uribante. Den Namen A. nimmt er erst in der Tiefebene an, nach der Vereinigung mit dem Sarare, der unweit Pampelona in Neugranada entsteht, aus dem er aber nur zur Zeit der Anschwellungen beträchtlichere Wassermengen erhält, indem dessen Wasser zum großen Theil dem südlichern Arauca zufließt. Der A. nimmt eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf, unter denen links der Guanaporo und der Rio de la Portugueza die bedeutendsten sind. Zu Ende der Regenzeit steigt er um 39 F.; das Ueberschwemmungsland bietet nach dem Rücktritt des Wassers die herrlichste Weide. Vor seiner Mündung, da wo der Orinoco sich nach O. wendet, theilt sich der A. in sechs Arme, die durch verschiedene Kanäle unter sich und mit dem Arauca in Verbindung stehen. Der A. wird von den Dampfern der Orinoco-Dampfschiff-Compagnie befahren und ist von großer Wichtigkeit für die Verbindung der Provinzen Barinas und Apure mit dem Meere. — Die nach dem Flusse benannte Provinz A. im Staate Venezuela wird umgrenzt von den Provinzen Merida, Barinas, Portugueza, Guayana und von Neugranada. Die östl. Grenze bildet der Orinoco, die südliche größtentheils der Rio Meta. Ihr Areal wird auf 1046 Q.-M. berechnet. Das Land ist überaus wasserreich, die ebenste, niedrigste und am wenigsten bewaldete Provinz der ganzen Republik, die eigentliche Region der Heerden, welche dort fast ganz ohne Aufsicht umherschweifen. Dagegen ist die Provinz fast ganz menschenleer, indem ihre Bevölkerung 1854 nur 32485 Seelen betrug, mit Ausnahme der unabhängigen Indianer, die aber wol kaum 2000 Köpfe stark sind. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet die Viehzucht, welche auch den einzigen Ausfuhrartikel, namentlich Maulthiere, liefert. Das Klima ist heiß, aber im ganzen nicht ungesund; nur der den Ueberschwemmungen ausgesetzte Theil, besonders der westliche, ist Wechselfiebern unterworfen, die periodisch als furchtbar verheerende Epidemien aufgetreten sind und z. B. 1832—38 über ein Drittel der ganzen Bevölkerung der Provinz hinweggerafft haben. Die jetzige Hauptstadt San-Fernando de A., nur 206 F. über dem Meere, rechts am A., der Mündung des Rio Portugueza gegenüber und deshalb sehr vortheilhaft für den Handel gelegen, ursprünglich eine Mission andalusischer Kapuziner, wurde erst 1789 zur Stadt erhoben und erweiterte sich bald als der Stapelplatz der Provinzen A., Barinas und Portugueza zu einer wohlgebauten Stadt mit fast 6000 E. Gegenwärtig zählt sie kaum 3000 E., indem sie im Unabhängigkeitskriege und neuerdings in den Bürgerkriegen wiederholt niedergebrannt und ausgeplündert worden. Die Stadt ist übrigens berüchtigt durch ihre Hitze (die mittlere Temperatur beträgt über 26½° R.), ohne daß ihr Klima ungesund genannt werden könnte. Die frühere Hauptstadt Achaguas, im SW. von A. am Rio Matigure, einem Zufluß des Arauca, gelegen, hat nur wenige Bewohner, deren Hauptbeschäftigung Viehzucht ist. Auch die Städte Mantecal und Guasdalito sind unbedeutend. Kaum ½ M. südlich von der letztern liegt Puerto de la Periquera, ein kleiner Hafenort am Rio Sarare, bis wohin auf Canots Waaren von Angostura gelangen.

Aqua, der lat. Name für Wasser, wird besonders in der pharmaceutischen Kunstsprache gebraucht. So bezeichnet A. destillata durch Destilliren vollkommen gereinigtes Wasser, und A. fontana gewöhnliches Brunnenwasser. Dadurch, daß man Wasser mit flüchtigen Oel

schüttelt oder über Pflanzentheilen, welche jene Oele enthalten, abdestillirt, löst es ein wenig von diesen Oelen auf, und man erhält auf diese Weise eine Reihe von sog. «Wässern», wie die A. chamomillae, Kamillenwasser, A. foeniculi, Fenchelwasser, A. rosarum, Rosenwasser u. s. w. A. Binelli ist eine nach dem Erfinder benannte blutstillende Flüssigkeit, deren Zusammensetzung in Italien geheim gehalten wird. Der wirksame Stoff dabei ist Kreosot (s. d.). Das Mittel wird daher in unsern Apotheken durch Kreosotwasser ersetzt, übrigens aber fast gar nicht mehr benutzt, da man gegenwärtig bessere Blutstillende Mittel (s. d.) kennt. A. laurocerasi, Kirschlorberwasser, kann durch Destillation von Wasser mit bittern Mandeln, Pfirsichkernen, Kirschlorberblättern u. s. w. erhalten werden und enthält etwas Bittermandelöl und Blausäure, welche beide Stoffe sich durch Zersetzung des in den genannten Pflanzentheilen enthaltenen Amygdalins (s. d.) bilden. Es wirkt wegen des Blausäuregehalts in größern Mengen tödlich. A. saturnina, Goulardisches Wund- oder Bleiwasser, ist ein Gemisch aus 2 Pfd. destillirtem Wasser, 1 Unze Weingeist und 1/2 Unze Bleiessig, und wird äußerlich bei Wunden, Quetschungen u. s. w. angewendet. Bei einigen mit A. bezeichneten Stoffen tritt der eigentliche Wassergehalt gegen die andern Bestandtheile sehr zurück. So bei der A. fortis oder dem Scheidewasser, einer mäßig mit Wasser verdünnten Salpetersäure, und der A. vitae (Lebenswasser), dem Aquavit oder Branntwein. Andere leiten freilich Aquavit auch von A. vitis (vitis, d. h. der Weinstock) ab.

Aquae war bei den Römern Name vieler Badeorte und Gesundbrunnen, die meist noch gegenwärtig bestehen. Dahin gehören: A. in Pannonien, das jetzige Baden bei Wien; A. Apollinares, ein berühmter Badeort in Etrurien, jetzt Bagni di Stigliano; A. Aureliae, von Hadrian erbaut, aber besonders durch die Kaiser aus dem Hause des Severus gehoben, das heutige Baden-Baden; A. Convenarum in Aquitanien, jetzt Bagnères; A. Mattiacae im Lande der Mattiaci in Germanien, allgemein für das heutige Wiesbaden gehalten; A. Patavinae, die berühmten heißen Schwefelquellen von Abano bei Padua; A. Sextiae in Gallien, von C. Sextius Calvinus 122 v. Chr. gegründet und benannt, das heutige Aix in der Provence, während Aix in Savoyen im Alterthum A. Gratianae oder Allobrogum hieß; A. Statiellae, im Lande der Statieller in Ligurien, das jetzige Acqui; A. Tarbellae in Aquitanien, mit berühmten kalten und warmen Quellen, gegenwärtig Dax, u. s. w.

Aquäduct (lat. aquae ductus), bezeichnet eigentlich eine jede Wasserleitung, dem gegenwärtigen Sprachgebrauche nach jedoch nur eine solche Leitung, die reines Wasser zum Zweck der Versorgung von Städten aus weiter Entfernung, ohne Rücksicht auf das Steigen und Fallen des dazwischenliegenden Terrains, in gemauerten, meist auf hohen Substructionen und Bogen ruhenden Kanälen herbeiführt. Die größten Werke dieser Art haben die Römer ausgeführt. Die Ueberreste derselben gehören zum Theil zu den bewunderungswürdigsten Denkmälern der röm. Baukunst. Sie zogen gleich Brücken in hohen Bogenreihen, oft mehrere derselben übereinander, über Thäler, Seen und Flüsse oder durchbrachen Berge und Felsen; das regelmäßig ausgemauerte Kanalbett war 2—5 F. breit, einige Fuß tief und oben gewöhnlich mit Steinplatten überdeckt. Der älteste A. des alten Rom war der des Appius Claudius Caecus (311 v. Chr.), welchem 273 der sog. Anio vetus, 246 die Aqua Marcia folgte. Zur Zeit des Kaisers Nerva bestanden in Rom bereits neun Wasserleitungen, die in Betreff ihrer Ergiebigkeit kaum übertroffen worden sind, indem sie täglich 27 Mill. Kubikf. Wasser der Stadt zuführten. Später ward die Zahl bis auf 20 vermehrt, die, wie Vigerius in seinem Buche «De regionibus urbis Romae» berichtet, die Wasserzufuhr auf 100 Mill. Kubikf. erhöhten. Von den alten A. sind jetzt in Rom noch drei in Wirksamkeit: Aqua Felice, Juliana und Paulina, die täglich 5 Mill. Kubikf. Wasser liefern. Der Consul Frontinus (s. d.), welcher unter Nerva als Curator aquarum die Aufsicht über die röm. Wasserleitungen führte, hat eine eigene Schrift über dieselben hinterlassen. Ueberall, wo die Römer ihre Herrschaft befestigten, findet man Anlagen dieser Art, im übrigen Italien, in Spanien, Frankreich, Deutschland, Kleinasien, Griechenland und Nordafrika. Dahin gehören die großartigen röm. A. bei Nîmes im südl. Frankreich, bei Metz, bei Segovia, Evora und Merida auf der Pyrenäischen Halbinsel, der von Syrakus auf Sicilien, die von Nikomedia, Ephesus und Smyrna in Kleinasien. Aus der Zeit der Longobarden stammt der A. bei Spoleto. Dem Mittelalter gehören die von Siena und Pisa an. Von den Wasserleitungen aus neuerer Zeit, wo übrigens die Errichtung solcher kostspieliger Bauwerke durch Röhrenleitungen, Druckwerke u. s. w. meist entbehrlich geworden, sind als die großartigsten die von Lissabon (1738) und der Croton-Aquäduct bei

Neuyork (1837—42) hervorzuheben. Die unter Ludwig XIV. nach den Entwürfen und unter Aufsicht Vauban's bei Versailles begonnene Wasserleitung, welche auf einer dreifachen, oben 2560 Toisen langen, 220 F. hohen Arcadenreihe von 242 Bogen die Wasser der Eure in die Bassins und Künste der Gärten von Versailles leiten sollte, ist unvollendet geblieben; die Herstellung der untersten Bogenreihe hatte allein 22 Mill. Frs. gekostet. Im wasserarmen Orient wurden besonders von den Arabern und Persern viele oft prächtige Wasserleitungen nach Art der römischen errichtet, doch kommen sie diesen an Großartigkeit nicht gleich. Neuere Werke, die sich den antiken A. in Bauart und Form anschließen, sind die Kanalbrücken, deren mehrere in England (z. B. des Bridgewaterkanals über den Irwell) und in Frankreich vorhanden sind. Andere Seitenstücke zu den A. haben in neuester Zeit die Eisenbahnen geliefert, welche in Bezug auf Größe der Dimensionen alles Frühere überflügeln. Man hat für solche Bahnführungen in der Höhe, für welche der Ausdruck Brücke nicht zu genügen schien, die nicht ganz richtig gebildete Benennung **Viaduct** (s. d.) eingeführt, wobei offenbar der Gedanke an die *alten A.* vorgeschwebt hat. (S. **Wasserleitung.**)

Aquamarin, ein beliebter, doch nicht kostbarer Schmuckstein von blaßgrüner Farbe, ist eine Spielart des Berylls (s. d.). Auch die grünen und blauen Spielarten des Topases (s. d.) kommen unter dem Namen des echten oder orient. A. in den Handel.

Aquarellmalerei. Aquarell (vom ital. acquerello) bezeichnet die Malerei mit Wasserfarben. Man arbeitet bei diesem Verfahren entweder die Zeichnung mit Sepia, Chinesischer Tusche u. s. w. vor und überlegt sie dann mit lasirenden, durchsichtigen Farben, oder man schattirt ohne jene Untertuschung mit gebrochenen Farben auf transparente. Meistens bedient man sich der Saftfarben, eben ihres durchsichtigen Charakters wegen; doch sind auch die von Natur mehr deckenden Erdfarben in Gebrauch, welche durch Reiben und Schlämmen den Eigenschaften der Saftfarben näher gebracht werden. Das gewöhnliche Bindemittel ist das Arabische Gummi. Werden die Bilder in sehr kleinem Maßstabe auf Pergament, geleimtem Papier oder Elfenbein ausgeführt, so gehören sie der Miniaturmalerei (s. d.) an. So alt auch der letztere Kunstzweig, ist doch die A. eine junge Kunst, kaum 100 J. alt. Ihre Wiege ist England, wo sie auch noch jetzt ihren Hauptsitz hat. Trotz ihrer kurzen Entwickelung lassen sich in der A. verschiedene Phasen unterscheiden. Cozens (gest. 1794), der als Gründer betrachtet werden kann, legte mit Braun oder Grau an und gab den lichten Stellen einen Hauch von rother oder blauer Farbe. Girtin (gest. 1802) betonte die Unterlage kräftiger und handhabte wenige Farben so geschickt, daß das Bild alle zu haben scheint. Ihnen folgte Cotman mit Darstellungen italischer und nordischer Natur. Diesen Landschaftern schlossen sich die Figurenmaler Cristall und Liverseege an mit einer bei diesem Darstellungskreise schon von selbst mehr sich vordrängenden Färbung. Der originelle, von den Engländern so hochgeschätzte Turner (s. d.) emancipirte das Aquarell von der Untertuschung, indem er gleich in Farben concipirte. Diese Art beginnt von 1800 an. Die erste «Gesellschaft von Malern in Wasserfarben» wurde 1805 gegründet; ihr ist später eine sog. Neue Gesellschaft gefolgt. In den ersten 20 Jahren bildete sich eine Schule, welche man die des reinen Stils nennen kann, insofern die Mittel dieser Darstellungsart in ihrer ganzen Kraft entwickelt erscheinen und dabei ihr Charakter festgehalten wird. Die Chemie unterstützte die Bestrebungen durch Auffindung und Herstellung dauerhafterer Farben. Von diesen Künstlern sind zu nennen: Fielding, ein Landschafter im großen Stil, und S. Prout (gest. 1852), der die Architekturen fast aller Hauptstädte Europas schilderte, aber die Zonen nicht unterscheidet, sondern alles in derselben klaren und hellen Beleuchtung gibt. David Cox (1783—1859) dagegen malte die Schönheit der heimatlichen Natur in breitem, skizzenhaftem Vortrag, voll Wirkung. Treffliche Figurendarstellungen, namentlich aus dem Orient, liefert Lewis. Andere Figurenbilder (Einzelgestalten von Betenden, Singenden, Lesenden, Waisenkindern u. s. w., oft bis zur Lebensgröße) malt Hunt, der auch ganz vorzügliche Blumen- und Fruchtstücke sowie Stillleben gibt. Einem neuern Kreise, der in der Gegenwart steht und mehr oder weniger in der Behandlung, zum Theil auch im Darstellungsstoff, an oder in das Gebiet der Oelmalerei streift, gehört Cattermole an, der bei breitem, lebendigem, pastellartigem Vortrage histor. oder aus dem Shakspeare genommene Stoffe liebt; ferner Toplane, ein Genremaler, der, an dem Charakter des Aquarell streng festhaltend, dessen Vorzüge erschöpft; in der Architektur: Nash, Roberts, Haghe, Stanfield; in der Marine: Cooke, Duncan, sehr naturwahr und ohne Uebertreibung; in der Landschaft: Fripp, Harding, Bonington, Davidson, Birkel u. s. w. Branwhite vereinigt seine Wasserfarben mit Pastell und erzielt dadurch eine Wirkung wie von einem Oelbild vor dem Firnis. Derselbe schildert mit poetischem Geist große

Naturscenen in erheblicher Ausdehnung. Außerdem schildern das Thier- und Jagdleben des Hochlandes in großen Tafeln mit kräftigem Vortrage Taylor und die Meisterhand Landseer's, des großen Thiermalers, sodaß es schließlich kein Darstellungsgebiet gibt, welches die engl. A. nicht angebaut hätte. Noch andere, wie die beiden Warren, haben sich auf Beleuchtungseffecte, z. B. der Wüstensonne u. s. w., geworfen oder sich, wie Hayes, in Schlachtenbildern von 8 F. Länge versucht. Die A. tritt indeß in solcher Weise, bei aller Anerkennung des Talents der Genannten und anderer, in Gebiete, auf denen der Oelmalerei mit geeigneteren Mitteln größere Erfolge erstehen.

Einen etwas andern Charakter hat die A. in Frankreich angenommen. Hier galt es mehr kleinere Skizzen zu produciren, in denen sich nur ein flüchtiger Gedanke gewandt und kräftig ausspricht. Meister, wie Delaroche, Gudin, Johannot u. a. wurden verleitet, diese Malerei als Nebenzweig zu betreiben, um der ehedem grassirenden Mode der Albums zu genügen. Unter den eigentlichen Aquarellmalern zeichnen sich in Frankreich aus, in Landschaften: Isabey der Vater, Hubert, J. Duvrié, Gué, Fort; in Porträts: Olivier Grand und andere; in Blumen: Redouté und die Damen Desportes und Martin-Bouchère. In neuerer Zeit ist in Frankreich das Aquarelliren nicht mehr so sehr in Aufnahme; es ist der Lust am Radiren gewichen. Diejenigen Künstler, welche es noch betreiben, üben es mehr im größern Stil nach Art der Engländer. In dieser Weise glänzt der jüngere Delacroix, daher der Aquarell-Delacroix genannt. Die Prinzessin Mathilde nennt sich seine Schülerin; sie pflegt selten in den Salons mit ihren Arbeiten zu fehlen. Sie malt, wie der Meister, Figurenbilder. Ein anderes eminentes Talent ist Th. Valerio, der sich die treue Schilderung ganzer Völker, namentlich des östl. Europa, zur Aufgabe gestellt hat. Noch sind mit Auszeichnung zu nennen: Descamps (Genre), der verstorbene Raffet (militärische Scenen), Gavarni, Girard. In Rom wird die A. unter den Künstlern der Uebung wegen sehr geschätzt und fleißig betrieben. Dort erregte auch Karl Werner (s. d.) aus Leipzig Aufsehen mit seinen ausgezeichneten Arbeiten, in denen er es später an Kraft der Farbe den Engländern und Franzosen gleichthat, während er sie in der Präcision der Zeichnung übertrifft. Neben ihm ist unter den Deutschen E. Hildebrandt anzuführen, dann Biermann in Berlin, wo Otto und dessen Schule besonders auch das Porträt cultivirten. In Wien sind Alt, Heinrich, Stöckler, Sielas, in München Neureuther, in Düsseldorf Scheuren zu nennen.

Aquarium (vom lat. aqua, Wasser) hieß bisher in den Apotheken der zur Aufbewahrung flüssiger Arzneistoffe in Flaschen, Fässern u. s. w. bestimmte Kellerraum; in England pflegte man auch wol in den Warmhäusern die zur Unterhaltung von Wasserpflanzen bestimmten Bassins so zu nennen. In neuester Zeit ist das Wort vorzugsweise zur Bezeichnung von Wasserbehältern üblich geworden, in denen außer Wasserpflanzen auch Wasserthiere unterhalten werden, und die zur Beobachtung des organischen Lebens der Wasserwelt dienen sollen. Dergleichen Vorrichtungen gab es schon früher zu Zwecken der wissenschaftlichen Beobachtung von Wasser-, insbesondere von Seethieren. Seit etwa 1852 kamen jedoch die Aquarien von England aus, namentlich durch Ward, Johnston, Warrington, Gosse u. a. empfohlen, zum Zweck belehrender Unterhaltung in Aufnahme und sind seitdem rasch zu beliebten Decorationsstücken nicht nur für Garten- und Gewächshäuser, sondern auch für Zimmer geworden. Aquarien für Garten- und Gewächshäuser sind gewöhnlich größere Bassins, solche für Zimmer entweder aus Glastafeln zusammengesetzte Kästen oder kelch-, schalen- und napfartige Glasgefäße. Ein jedes A. muß außer Thieren auch Pflanzen enthalten, weil diese kleine Welt durch sich selbst fortbestehen soll. Der Sauerstoff, welchen die Pflanzen entwickeln, kommt den Thieren zugute, während der Kohlenstoff, den letztere ausathmen, für erstere unentbehrliche Nahrung ist. Es gibt Meerwasseraquarien und Süßwasseraquarien. Das Süßwasseraquarium ist am leichtesten zu unterhalten. Es wird in den Glasbehältern, die gegen zu viel Licht und Wärme geschützt sein müssen, ein sandiger, mit Torfstücken vermischter Grund gebildet und in der Mitte eine Art Insel von Tuffstein zu Schlupfwinkeln und Wohnungen errichtet; zum Schmuck legt man wol auch zierliche Muschelschalen u. dgl. ein. Von Thieren werden in das Wasser, welches von Zeit zu Zeit nachgefüllt und von Leichen möglichst rein gehalten werden muß, am besten Goldfischchen und andere Süßwasserfische in jüngerm Zustande, junge Wasserfrösche, Larven und Puppen von Libellen, Wasserskorpione, Wasserschnecken u. s. w. eingesetzt. Von Pflanzen eignen sich am besten für den Boden des A. Sagittaria, Alisma, Ceratophyllum, Myriophyllum, Mentha aquatica, Callitriche, Utricularia, Hippuris, Potamogeton, Glyceria

aquatica und manche andere Wasserpflanzen; für den Tuffstein Oxycocos palustris, Myosotis palustris, Drosera, Hydrocotyle, Empetrum nigrum, Andromeda polyfolia, Selaginella, Calla aethiopica und palustris, mehrere Farrnkräuter, wie Blechnum, Osmunda, Struthiopetris. Für das größere Bassinaquarium benutzt man auch größere Pflanzen. Schwieriger ist namentlich im Binnenlande die Unterhaltung von Aquarien mit Seewasser. Das sich darin entwickelnde Leben der Polypen, Seeanemonen, Seesterne, Krebsthiere und Seefische ist zwar höchst interessant und unterhaltend, aber meist nur von kurzem Bestand. Größere Aquarien behufs wissenschaftlicher Beobachtung finden sich im Jardin des Plantes zu Paris, in den Londoner Zoological Gardens und im Zoologischen Garten zu Hamburg. Die Begeisterung, mit welcher die Aquarien anfangs als Zimmerzierde und Modesache aufgenommen wurden, ist alsbald wieder auf das richtige Maß zurückgeführt worden. Vgl. Roßmäßler, «Das Süßwasseraquarium» (Lpz. 1857); Gosse, «Handbook of the Marine-Aquarium» (Lond. 1855).

Aquatinta heißt Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man Zeichnungen in Tusche, Bister, Sepia u. s. w. glücklich nachahmt. Die Ausführung geschieht auf verschiedene Weise. Nach der einen Art wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem, gepulvertem Mastix oder Kolophonium übersiebt und dann über Kohlen gewärmt, damit der Mastix auf der Platte anschmelze. Dadurch entstehen zwischen den Mastixkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken soll. Der Grad des Anschmelzens ist wichtig. Ein zu geringer Grad läßt das Pulver abfallen und gibt die Platte dem Scheidewasser zu sehr bloß; ein zu starker Grad der Anschmelzung läßt das Pulver zu einer festen Decke werden, die gar kein Scheidewasser durchläßt. Ein neuerdings in der Schweiz aufgekommenes Verfahren, die sog. Gußaquatinta, gibt der Platte statt der Uebersiebung mit Kolophonium einen Guß von Kolophoniumauflösung in Spiritus. Letzterer verfliegt und läßt so die gewünschten Lücken fürs Scheidewasser zurück. Die reine Gebirgsluft erleichtert die Verdunstung. Die Platte wird gleichmäßiger auf diese Art. Die Arbeit beginnt sodann, und man deckt mit einer Auflösung von Asphalt in Terpentin, welche das Scheidewasser nicht angreift, mittels eines Pinsels alle Lichtpartien. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt und dann die Platte geätzt, solange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Abstufungen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrigbleibt als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Geht man mehr auf Nachahmung einer Zeichnung in Kreide aus, so arbeitet man auf der mit einem guten Kolophoniumgrunde überzogenen Platte mittels des Pinsels, der in eine Auflösung von Honig oder Zucker mit zugesetztem Kienruß getaucht ist, wie auf Papier. Die ganze Platte wird mit einem Firnis von Asphalt, der in Terpentin gelöst ist, überzogen. Dieser trocknet an den nicht vom Pinsel berührten Stellen an. Nun wird die Platte in Wasser gelegt, welches die Honigtheile auflöst, wodurch die Zeichnung bloßgelegt wird. Jetzt beginnt das Aetzverfahren, welches, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmals wiederholt wird. Durch eine glückliche Vereinigung beider Arten läßt sich die Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grad steigern.

Aqua-Tofana oder Toffana, auch Acquetta di Napoli, di Perugia oder della Toffa genannt, heißt ein Gifttrank, der zu Ende des 17. Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufsehen machte, dessen Geschichte aber noch ziemlich dunkel ist. Eine Sicilierin Tofana, welche zuerst zu Palermo lebte, nachher, als die Obrigkeit auf sie aufmerksam ward, nach Neapel flüchtete, soll Erfinderin dieses Trankes sein und ihn an junge Frauen verkauft haben, welche gern ihrer Männer ledig sein wollten. Zur größern Täuschung nannte sie den Trank Manna von St.-Nikolaus von Bari, aus dessen Grabe nämlich der Aberglaube ein für viele Krankheiten wunderthätiges Oel hervorfließen ließ. Nachdem durch ihren Trank mehrere hundert Menschen den Tod gefunden hatten, ward sie 1709, ungeachtet es ihr gelang, in ein Kloster zu flüchten, eingezogen, gefoltert und nach Einiger Nachricht erdrosselt. Andere dagegen versichern, daß sie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Gewöhnlich wird die A. als ein klares, farb-, geschmack- und geruchloses Wasser beschrieben, wovon fünf bis sechs Tropfen hinreichend waren, den Tod zu geben, der langsam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zuckungen oder Fieber, unter allmählicher Abnahme der Kräfte, Lebensüberdruß, Mangel an Eßlust und beständigem Durst erfolgte. Daß man den Tag des Todes vorher habe bestimmen können, ist unstreitig Fabel. Als neueres Beispiel einer Vergiftung durch A. wird der Tod des Papstes Clemens XIV. angeführt. Von der Bereitung dieses Giftes erzählt man die wunderlichsten Märchen. So soll der Geifer rasender oder gewaltsam, z. B. durch fortgesetzten Kitzel, aufgeregter Menschen ein wesentlicher

Bestandtheil sein. Garelli, erster Leibarzt Karl's VI., wollte aus dem Munde des Kaisers selbst, dem die Acten des Processes der Verbrecherin vorgelegt wurden, gehört haben, daß Tofana nichts anderes sei als eine wässerige Auflösung krystallisirten Arseniks mit einem Zusatze von Herba Cymbalariae. Dies erzählt wenigstens F. Hoffmann, der einen Brief Garelli's über diese Sache erhalten zu haben vorgab. Auf dasselbe Resultat wurden auch andere bei ihren Untersuchungen geführt. Nach Ozanam, welcher die neuesten Nachforschungen über dieses Gift in Italien selbst anstellte, führte auch eine Bleizuckerauflösung und eine Flüssigkeit, die durch Destillation von Kanthariden mit Wasser und Alkohol entsteht, den Namen A.

Aequator (lat.) heißt so viel als Gleicher. Der himmlische A. oder Aequinoctialkreis ist derjenige größte Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltachse senkrecht steht, der mithin von den Weltpolen als den Endpunkten der Weltachse überall um 90° absteht. Er theilt die Himmelskugel in die nördl. und südl. Halbkugel, ist zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Horizonte, und schneidet den Horizont in zwei entgegengesetzten Punkten, welche Osten oder Morgenpunkt und Westen oder Abendpunkt heißen. Alle im A. stehende Sterne, z. B. der westlichste Stern im Gürtel des Orion, beschreiben überall auf der Erde am Himmel einen Halbkreis und verweilen 12 St. über und ebenso lange unter dem Horizonte. Wenn daher die Sonne im A. steht, was im Laufe eines Jahres zweimal der Fall ist (s. Aequinoctium), so sind Tag und Nacht einander gleich, und zwar überall auf der ganzen Erde. Daher der Name A. Der Erdäquator, auch Aequinoctiallinie oder von den Schiffern schlechthin die Linie genannt (daher der Ausdruck: die Linie passiren), ist derjenige größte Kreis der Erdkugel, auf dessen Ebene die Erdachse senkrecht steht, und welcher mithin ebenfalls von beiden Endpunkten derselben, den Erdpolen, überall gleichweit, nämlich 90° absteht. Er theilt die Erdkugel in zwei Halbkugeln, die nördliche und südliche, und durchschneidet das mittlere Afrika, ferner im Süden von Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes und die Molukken, in Südamerika Ecuador und das nördl. Brasilien, außerdem den Indischen, den Stillen und den Atlantischen Ocean. Die Ebene des Erdäquators fällt zusammen mit der des Himmelsäquators; daher geht den Bewohnern derjenigen Orte, die unter dem A. liegen, der Himmelsäquator durch das Zenith und steht mithin auf ihrem Horizonte senkrecht, wie alle mit ihm parallelen Kreise der Himmelskugel (Parallelkreise), welche auch gleich dem A. zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Horizonte liegen. Hieraus folgt ferner, daß für die Bewohner jener Gegenden im ganzen Jahre Tag und Nacht gleich sind und jeder Stern immer 12 St. über und dann ebenso lange unter dem Horizonte verweilt. Die Kürze der Tage trägt dazu bei, die Hitze, die sonst dort unerträglich sein müßte, weil die Strahlen der Sonne fast immer genau oder beinahe senkrecht auffallen, einigermaßen zu mildern, wiewol die Kälte der Nächte mit der Tageshitze einen oft unangenehmen Contrast bildet. Uebrigens sind die unter dem A. liegenden Gegenden die einzigen auf der Erde, denen sämmtliche Fixsterne der ganzen Himmelskugel zu Gesicht kommen; die Weltpole erscheinen dort beide am Horizont, während sonst überall auf der Erde nur einer sichtbar ist. Die Aequatorhöhe ist der Winkel, welchen der A. mit dem Horizont bildet, und wird gemessen durch denjenigen Bogen des Meridians, der zwischen dem A. und dem Horizont liegt. Sie ergänzt die Polhöhe, welche der geogr. Breite eines Orts gleich ist, zu 90° oder zu einem rechten Winkel und ist mithin gleich dem Abstande des Pols vom Zenith. In Leipzig z. B. ist die Aequatorhöhe 38° 40′ und die Polhöhe 51° 20′. — Magnetischer A. heißt die in der Nähe des geogr. A. verlaufende Linie, auf welcher eine vor dem Magnetisiren horizontal äquilibrirte Nadel auch nach dem Magnetisiren horizontal schweben bleibt. Je weiter man nördlich vom magnetischen A. kommt, desto mehr senkt sich die Magnetnadel mit der Nordspitze nach unten. Auf der südl. Erdhälfte ist es umgekehrt.

Aquaviva, eine alte neapolit. Familie, die von dem gleichnamigen Städtchen in der Provinz Bari ihren Namen führt und schon zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. bekannt war. Antonio A. wurde um 1400 vom König Ladislaw zum Herzog von Atri erhoben. — Einer seiner Nachkommen, Andrea Matteo A., Herzog von Atri und Teramo und Graf von Conversano, geb. 1457, der Sohn des heldenmüthigen Giulio Antonio A., ergriff, als Karl VIII. 1495 Neapel überfiel, die Partei der Franzosen, weshalb ihm von Ferdinand, König von Neapel, sein Lehen Conversano entzogen und dasselbe auf seinen Bruder Belisario übertragen wurde. Durch den Edelmuth des letztern erhielt er es jedoch bald wieder zurück. Nachher zeichnete sich A. in dem Kriege gegen die Spanier aus, wurde verwundet und gefangen, und lebte nach seiner Rückkehr in Neapel den Wissenschaften, wo er auch in seinem Palaste eine eigene Druckerei errichtete und selbst als Schriftsteller auftrat. Er starb 19. Jan. 1529. —

Sein Bruder Belisario A. genoß den Unterricht des Giovio Pontano, vertauschte aber die Wissenschaft mit der militärischen Laufbahn. Er wurde vom König Ferdinand mit der Stadt Nardo und dem Grafentitel belohnt und von Karl V. zum Herzog ernannt. In seinen letzten Jahren erwarb er sich theils durch eigene Schriften, theils durch seinen Eifer für die Wiedererrichtung der Accademia di Lauro in Nardo und für die von Pontano gestiftete Akademie um die Wissenschaft Verdienste. — Giovanni Geronimo A., Herzog von Atri, als Dichter bekannt, erhielt von Karl V., unter dem er Kriegsdienste that, die Würde eines Granden von Spanien. Er starb 24. Juli 1528 an der Pest. — Sein Sohn Ottavio A., geb. 1560, gest. 15. Dec. 1612, Cardinal und Erzbischof von Neapel und Günstling der Päpste Sixtus V. und Gregor XIV., war wegen der weisen und klugen Verwaltung seiner Aemter und seines tiefen Wissens von seinen Zeitgenossen hochgeachtet. — Claudio A., Sohn Giovanni Antonio A.'s, ein Enkel des obengenannten Andrea Matteo, geb. 14. Sept. 1543, trat in seinem 25. J. in den Orden der Jesuiten, und wurde erst Provinzial in Neapel, dann 1581, kaum 38 J. alt, vierter General des Ordens. Durch die berechnende Klugheit und die Festigkeit, mit welcher er seine Plane verfolgte, machte er sich zum Neubegründer der Schöpfung Loyola's. Er suchte dem Orden nach außen hin Geltung, nach innen durch planmäßige Erziehung der Ordensglieder sowie durch consequente Durchführung einer strengen, einheitlichen Regierung Kraft zu verschaffen. Zu diesem Behufe veranlaßte er unter anderm die Ausarbeitung der «Ratio studiorum Societatis Jesu», die zwar von der Inquisition verboten, aber dennoch sehr oft (zuerst Rom 1586) gedruckt wurde, sowie das «Directorium exercitiorum spiritualium». Auch seine «Epistolae XVI» und die «Industriae ad curandos animae morbos» (zuerst Vened. 1606) wurden vielfach durch den Druck verbreitet. A. starb zu Rom 31. Jan. 1615 nach einer 34jährigen Ordensregierung, während welcher er mit unzähligen Hindernissen zu kämpfen, aber doch den Orden auf 10000 Mitglieder gebracht hatte.

Aequer, auch Aequicolae und Aequiculani genannt, ein altitalisches, ackerbauendes, dabei aber raub- und kriegslustiges Volk im latinischen Gebirgslande, mit den Sabinern stammverwandt. In ihrem Gebiete lagen die Städte Präneste und Tibur. In Verbindung mit den Volskern bekriegten sie über ein Jahrhundert lang Rom mit abwechselndem Glücke, bis sie durch Camillus (389 v. Chr.) besiegt und im Samniterkriege gänzlich unterworfen wurden (300 v. Chr.).

Aquila, Hauptstadt der neapolit. Provinz Aquila (119 Q.-M. mit 309451 E.), ehedem der Provinz Abruzzo-ulteriore II, liegt malerisch auf einem Hügel an der Pescara und in der Nähe der höchsten Apenninengipfel, zählt 12100 E. und gilt als eine Festung vierten Ranges, von der jedoch die Citadelle der einzig haltbare Theil ist. 1703 ward sie durch ein Erdbeben, bei dem 2000 Personen umkamen, fast ganz zerstört. A. ist der Sitz eines Bischofs, hat ein Lyceum, über 50 Kirchen und Kapellen und gilt als eine der bestgebauten Städte Süditaliens. In der Umgegend wird viel Safran gebaut und damit ein bedeutender Handel getrieben. A. ist von strategischer Wichtigkeit als Vereinigungspunkt der Straßen, welche über die nach der Stadt benannten Apenninenpässe führen. Diese oft mit den Thermopylen verglichenen Pässe überschritt 1821 die österr. Division unter dem General Bianchi mit vielen Beschwerden. 1841 fanden hier bedeutende Ruhestörungen mit polit. Färbung statt, die viele ihrer Einwohner ins Gefängniß und manche an den Galgen brachten. Ueberhaupt sind liberale Sympathien in dieser Stadt und Provinz weit allgemeiner als in den meisten übrigen Theilen Neapels, wie sich dies auch in neuerer Zeit gezeigt hat.

Aquila (Ponticus), ist nach den LXX (s. Septuaginta), nebst Symmachos und Theodotion, einer der ältesten griech. Uebersetzer des Alten Testaments, der bei seiner Arbeit sich Wörtlichkeit zur Aufgabe machte. Er war ein Jude, aus Sinope gebürtig, lebte um 130 n. Chr. und scheint die Uebersetzung für seine hellenistischen Volksgenossen unternommen zu haben. Später bekehrte er sich zum Christenthum, wurde aber wegen seiner astrol. Beschäftigungen wieder ausgestoßen. Als Baumeister soll A. unter Hadrian den Auftrag erhalten haben, den Tempel zu Jerusalem wiederherzustellen.

Aquila (Kaspar), eigentlich Adler, bekannt als Freund und Gehülfe Luther's, wurde 7. Aug. 1488 in Augsburg geboren, wo sein Vater Stadtsyndikus war. Nachdem er auf der Schule zu Ulm und in Bologna seine Studien vollendet, ward er 1514 Prediger in Bern, ging aber in demselben Jahre noch auf die Universität zu Leipzig und nahm sodann die Stelle eines Feldpredigers bei Franz von Sickingen an. Im folgenden Jahre wurde er Prediger zu Jengen unweit Augsburg. Wegen seines freimüthigen Auftretens für die luth. Lehre ließ ihn der augsburgische Bischof Christoph von Stadion in Dillingen gefangen setzen. Erst auf

Verwendung der Schwester Karl's V., der dän. Königin Isabelle, erhielt er seine Freiheit wieder. 1520 begab er sich nach Wittenberg und von da nach Schloß Ebernburg als Lehrer der Kinder des Franz von Sickingen. Hier verlangten einst die Landsknechte von ihm, eine Stückkugel zu taufen, und als er sich weigerte, wollten sie ihn durch einen Mörser in die Luft sprengen. Er entging dem Tode nur dadurch, daß das Pulver nicht zündete. Die Jahre 1524—27 verlebte er als Prediger und Lehrer in Wittenberg und wirkte daselbst als einer der eifrigsten Mitarbeiter Luther's am Reformationswerke, welches er auch besonders durch seine Theilnahme an der Bibelübersetzung fördern half. Auf Luther's Wunsch ging er 1527 als Prediger nach Saalfeld, wo er 1528 Superintendent wurde. Seine gegen das Interim gerichteten Schriften: «Christl. Bedenken auf das Interim» (1548 u. 1549) und «Das Interim illuminirt» (Augsb. 1548), reizten den Zorn des Kaisers so sehr, daß dieser einen Preis von 5000 Fl. auf seinen Kopf setzte. A. entging der Gefahr nur unter dem Schutze der Gräfin Katharina von Schwarzburg und ihres Bruders, die ihn zu Rudolstadt und darauf zu Schmalkalden eine Zeit lang verborgen hielten. 1550 ward er Dekan am letztgenannten Orte, kehrte aber 1552 in seine frühere Thätigkeit nach Saalfeld zurück. Hier starb er 12. Nov. 1560. Seine in deutscher Sprache verfaßten Streitschriften und Sermone sowie auch die «Christl. Erklärung des Kleinen Katechismus» (Augsb. 1538) und die «Fragstücke der ganzen christl. Lehre» (1547) waren ihrerzeit von vieler Wirksamkeit.

Aquilaria, von Lamark benannte Gattung südasiat. und ostind. Bäume aus der Familie der Thymelaeaceen und der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems. Ihre Arten besitzen zerstreut stehende, einfache, ganzrandige, zugespitzte, lorberartige Blätter, end- und achselständige, einzeln oder doldig angeordnete Blüten mit lederartigem, glockenförmigem, fünfspaltigem Perigon und eine holzige, zusammengedrückte, zweiklappige, zwei- oder einsamige Kapsel. Zu dieser Gattung gehört der das Adlerholz (s. d.) liefernde Baum Ostindiens.

Aquilegia, Akelei oder Aglei, von Linné benannte Gattung perennirender Kräuter aus der Familie der Ranunculaceen und der 13. Klasse des Sexualsystems, ist ausgezeichnet durch die Gestalt der Blüte, indem die fünf Blumenblätter als hohle, zweilippige, gespornte Organe mit nach unten gerichteter Oeffnung und nach oben gekehrtem, am Ende umgerolltem Sporn ausgebildet sind, und die fünf flachen Kelchblätter eine blumenblattartige Beschaffenheit und Färbung besitzen. Die Akeleiarten haben große, dreizählig zusammengesetzte Blätter mit gelappten Blättchen, einzelnstehende, langgestielte, meist blau oder violett, selten weiß oder rosenroth gefärbte Blüten und bringen aus jeder Blüte fünf vielsamige Balgkapseln hervor. Sie bewohnen vorzugsweise Europa, Sibirien und das nördl. Nordamerika. Die europ. Arten wachsen meist in Gebirgen auf frischem, humösem Waldboden oder zwischen Gerölle; die gemeinste Art, A. vulgaris, findet sich jedoch auch in ebenen Gegenden an waldigen Orten und auf Waldwiesen. Diese Pflanze, welche einen scharfen Saft enthält, ist zu einer sehr beliebten Zierpflanze geworden. Man findet sie in den Gärten meist mit voller Blume. Auch andere Aquilegien, namentlich asiatische, werden häufig zur Zierde cultivirt. Sie lassen sich durch Samen oder durch Zertheilung der Wurzelstöcke leicht vermehren und gedeihen am besten auf frischem, beschattetem Boden. Sonst verlangen sie keine Pflege. Die Samen der gemeinen Akelei werden unter dem Namen Semen Aquilegiae auch in der Medicin angewendet.

Aquilēja, im Alterthum eine berühmte Stadt in Oberitalien, im Lande der Veneter, wurde 182 v. Chr. von den Römern etwa 3 St. von der Küste des Adriatischen Meeres zwischen den Flüssen Sontius und Natiso angelegt und durch Colonisten bevölkert, um sich des Gehorsams der unterworfenen Völker in jenem Theile der Halbinsel zu versichern und ein Bollwerk gegen die nordischen Barbaren zu gewinnen. Die Veranlassung zu ihrem Namen soll das Omen eines heilverkündenden Adlerflugs gewesen sein. Die Stadt wurde bald ebenso wichtig in polit. und strategischer Beziehung als reich und blühend durch ihren Handel. Die Hauptstraße Italiens nach dem Orient, die Via Aemilia, ward bis A. fortgesetzt; die Straßen nach Rhätien, Pannonien, Noricum, Istrien, Dalmatien nahmen von da ihren Ausgang. A. galt als der Schlüssel Italiens von der Nordseite her und wurde zu einer ungemein starken Festung gemacht. An den Mauern der Stadt brach sich 167 n. Chr. der Sturm der andringenden Germanen im Marcomannenkriege und scheiterte 238 das Unternehmen des Maximinus, der bei der Belagerung den Tod fand. 340 erlitt Kaiser Konstantin II. durch seinen Bruder Konstantius eine Niederlage, bei der er selbst das Leben verlor. Während in der röm. Kaiserzeit andere Städte zurückgingen, war A. in stetem Wachsen begriffen. Doch wurde die Stadt 452 von Attila nach langer Belagerung gänzlich zerstört, sodaß zu des Jordanes Zeit nur wenige Reste von

ihr vorhanden waren. Sie soll damals 100000 E. gehabt haben, von denen sich ein Theil auf die Inseln flüchtete, auf welchen später Venedig erbaut wurde. Obgleich A. unter Narses wieder aufgebaut ward, erhielt es seine Bedeutung doch niemals wieder. Concilien wurden zu A. 381 (gegen die Arianer), 558, 698 und 1184 gehalten. Die Bischöfe von A., deren Reihe bis auf die Zeit des Kaisers Nero zurückgeführt wird, aber nur bis ins 3. Jahrh. hinein beglaubigt ist, nahmen um die Mitte des 6. Jahrh. den Namen Patriarchen an und machten auf den ersten Rang nach dem Papste Anspruch. Dieselben lebten in langem Streite mit den Patriarchen von Grado, die sich seit 606 von A. getrennt hatten, und erlangten, besonders infolge ihrer Anhänglichkeit an die deutschen Kaiser, eine bedeutende Macht. Nach langen Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Venedig ward endlich 1750 das Patriarchat A. in die beiden Erzbisthümer Udine und Görz getheilt. Gegenwärtig ist A., das sonst auch Aglar und bei den benachbarten Slawen Boglej heißt, ein Dorf von 1728 E., welches noch eine große, 1041 im Rundbogenstile erbaute Domkirche besitzt und Fischerei nebst etwas Schiffahrt betreibt. Der Ort liegt am Canale della Vergine und ist durch den schiffbaren Kanal Anfora mit dem Meere verbunden. Die Hafenstadt zu A. und eine wichtige röm. Flottenstation war im Alterthume Gradus, das heutige Grado. In der Umgebung sind in neuerer Zeit mit Erfolg Nachgrabungen veranstaltet worden.

Aequilibrismus (vom lat. aequilibrium, Gleichgewicht) oder Freiheitslehre, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der höhern Psychologie und Ethik, und gerade diese Verknüpfung des Psychologischen und Ethischen hierbei veranlaßte die großen Verwirrungen, welche vorzugsweise auf diesem Gebiete vorhanden sind. Der Name A., eigentlich Lehre vom Gleichgewicht, ist von der Voraussetzung entlehnt, daß Freiheit (s. d.) nur da vorhanden, wo das Gleichgewicht sich vorfindet zwischen dem Willen (oder der Entscheidung) der Erkenntniß, d. h. des erkannten Wahren und Guten, und zwischen dem thatsächlichen Willen, d. h. demjenigen, welcher kräftig genug ist, um zur Handlung zu führen. Es ist dies die «innere oder sittliche Freiheit» der Herbart'schen Schule, welche Plato bereits kennt und ausgesprochen hat. Dieselbe erklärt mit größerer oder geringerer Strenge des Begriffs nur denjenigen für frei, dessen thatkräftiger Wille mit dem erkannten Sittengesetze zusammenstimmt (im Gleichgewichte steht). Wie entschieden aber auch das christl. Bewußtsein hierin das höchste Maß der sittlichen Bildung erkennen muß, so wird man andererseits doch auch leicht begreifen, daß hiermit die gewöhnliche, in dem allgemeinen Bewußtsein vorhandene Vorstellung von Freiheit nicht zusammentrifft, und daß, wo Freiheit vorhanden, zwar sicherlich auch stets das in Rede stehende Gleichgewicht sich vorfindet, aber die Freiheit selbst nicht in ihm besteht, sondern durch bloße Verwechselung der Begriffe auf dasselbe übergetragen wird. Die Freiheit ist vielmehr ihrem Wesen nach die Befähigung, im Bewußtsein vorhandene Schranken des irgendwie bestimmten Wollens durch die selbständige Kraft des gesammelten, vollen, *sittlichen Selbstbewußtseins*, welches wir als unser eigenstes Sein betrachten, zu durchbrechen. Nur insofern jenes Gleichgewicht (Aequilibrium) durch dieses ethische Selbstbewußtsein herbeigeführt wird, pflegt in der populären, sich selbst zwar unklaren, aber im Kerne vollkommen richtigen Sprache des gewöhnlichen Lebens die Freiheit als vorhanden bezeichnet zu werden. Die Beobachtung dieses innern Processes gehört zu den interessantesten, aber schwierigsten Aufgaben des rationalen Psychologen und hat daher stets zu den verschiedensten Resultaten und, dem unmittelbarsten Bewußtsein zum Trotze, häufig selbst zur völligen Leugnung der Freiheit geführt.

Aequilibrist (franz. Équilibriste, vom lat. aequilibrium) heißt ein Mensch, der den Körper auch bei den unnatürlichsten Stellungen und den gewagtesten Bewegungen im Gleichgewicht erhält, der z. B., obschon er zu stürzen scheint, dennoch sich aufrecht erhält und den Schwerpunkt nicht verliert. Den eigentlichen Typus dieser Gattung von fahrenden Künstlern bilden die Seiltänzer. Andere solche äquilibristische Künste, wie sie auf Messen und Märkten mit mehr oder minder Virtuosität und Staffage zur Schau gegeben werden, sind das Stehen auf dünnen Stäben, Flaschen, freistehenden Leitern, ferner das Laufen auf rollenden Fässern und Kugeln u. dgl. Das eigentliche Vaterland der A. ist Indien, wo diese Art von Künstlern fast Unglaubliches leisten. In Europa zeigen die Italiener und Franzosen die meisten Anlagen zu äquilibristischen Fertigkeiten. Oefter wird der Name A. auch auf Kunststückmacher verwandter Art, wie die Balancirkünstler, sog. Jongleurs, Springer u. dgl. ausgedehnt.

Aequinoctium oder Nachtgleiche heißt die Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind, daher die Dauer des Tages 12 St. beträgt; und die Sonne genau um 6 Uhr des Morgens auf- und um 6 Uhr des Abends untergeht. Dieses ist zweimal im Jahre

der Fall, im Frühling um den 21. März, und im Herbst um den 23. Sept., jedesmal wenn die Sonne im Aequator (s. d.) steht. Die **Frühlingsnachtgleiche** bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die **Herbstnachtgleiche** den des Herbstes. Zu allen andern Zeiten ist die Länge des Tages und der Nacht für alle Orte, die nicht unter dem Aequator liegen, ungleich; dieser Unterschied wird aber desto größer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert. Unter dem Aequator sind während des ganzen Jahres Tag und Nacht einander gleich. Auf der uns entgegengesetzten Halbkugel der Erde nimmt die Ungleichheit der Tage in demselben Verhältnisse wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn sie bei uns abnehmen, und umgekehrt. Die beiden Punkte des Himmelsäquators, in denen sich die Sonne zur Zeit der Nachtgleichen befindet, oder in denen der Aequator an der Ekliptik geschnitten wird, heißen die **Aequinoctialpunkte**, und zwar unterscheidet man den Punkt der Frühlings- und den der Herbstnachtgleiche oder den Frühlings- und den Herbstpunkt. Die Kenntniß des erstern ist in der Astronomie darum von großer Wichtigkeit, weil man ihn bei der Bestimmung der Lage der Himmelskörper als Anfangspunkt (für die Länge und gerade Aufsteigung) braucht. Beide Punkte sind aber einer beständigen, wiewol langsamen Veränderung unterworfen, indem sie sich von O. nach W. bewegen. — **Aequinoctialstürme** heißen die besonders um die Zeit der beiden Nachtgleichen mit Regen, oft Gewittern verbundenen Stürme. (S. **Wind**.)

Aequipollenz (neulat. aequipollentia, d. i. Gleichgeltung) bezeichnet in der Logik das Verhältniß gleichgeltender Urtheile. Gleichgeltende oder äquipollente Urtheile aber sind solche, welche gleichen Inhalt haben; sie sind auch in logischer Hinsicht äquipollent, wenn die Verschiedenheit derselben nicht blos im Ausdrucke beruht oder grammatisch ist, sondern in der Form des Gedankens. So sind die Sätze: Aristoteles war des Alexander Lehrer, und: Alexander war des Aristoteles Schüler, in logischer Hinsicht äquipollente Sätze; ebenso bejahende und doppelt verneinende Sätze. Da nun dieses Verhältniß von der Art ist, daß, wenn man den einen solcher Sätze für wahr erklärt, man auch den andern als wahr annehmen muß, mithin beide für einander gesetzt werden können, so beruht auf diesem Verhältnisse die Klasse von unmittelbaren Schlüssen, welche man Gleichgeltungsschlüsse (ratiocinia per aequipollentiam) nennt.

Aquitanien ist der lat. Name eines Theils vom alten Gallien, welcher ursprünglich das von iberischen Stämmen bewohnte Land zwischen den Pyrenäen und der Garonne umfaßte. Als Augustus Gallien in vier Provinzen theilte, ward zu der Provinz A. noch das Land zwischen der Garonne und Loire geschlagen. Den Westgothen, welche 412 A. erobert hatten, entriß es Chlodwig, der König der Franken, 508 durch die Schlacht bei Poitiers. Unter den spätern fränk. Königen aus merovingischem Stamm machten sich die Herzoge von A. unabhängig. Pipin unterwarf als Hausmeier unter Childerich III. den Herzog Hunold, und als König dessen Sohn Waifar, der sich wider ihn empörte. Karl d. Gr., nachdem er sich A., welches Hunold wieder in Besitz genommen, 769 rasch unterworfen, gab es später als Königreich seinem Sohn Ludwig dem Frommen; ebenso dieser 817 seinem Sohn Pipin. Durch den Vertrag von 843 kam es mit dem übrigen Frankreich an Karl den Kahlen. Unter den schwachen karolingischen Königen erlangten, wie die übrigen großen fränk. Kronvasallen, so auch die Herzoge von A. eine fast unabhängige Gewalt, die sie auch unter den Capetingern behaupteten. 1137 brachte Ludwig VII. durch Verheirathung mit Eleonore, der Erbin von A., das Land an die Krone; als er aber seine Gemahlin verstieß, kam es durch deren Hand 1152 an Heinrich II. von England. Nach vielen und langwierigen Kriegen, die zwischen den franz. und engl. Königen, namentlich über den Besitz von A. geführt wurden, vereinigte es endlich Karl VII. 1451 wieder dauernd mit Frankreich. Der Name A. hatte sich unterdessen in **Guyenne** umgewandelt. Schon früher hatte der südl. Theil des alten A., der ein eigenes Herzogthum bildete, den Namen Vasconia erhalten, aus welchem dann **Gascogne** ward. — Nach A. benannt ist das **Aquitanische Meer**, auch **Golf von Biscaya**, der in Form eines großen Busens zwischen der Nordküste Spaniens und der Westküste Frankreichs einbiegende Theil des Atlantischen Oceans, dessen innerster Winkel auch den Namen **Golf von Gascogne** führt.

Aequivalent (lat.) heißt der Werth oder die Summe, welche als Entschädigung für eine veräußerte, entzogene oder verschlechterte Sache oder auch zur Ablösung eines Anspruchs bezahlt wird. — Eine besondere Bedeutung hat das Wort A. in der **Chemie**, wo es zunächst das Quantum eines Stoffs oder Elements bezeichnet, welches in den chem. Verbindungen dem Quantum eines andern Stoffs gleichgilt. So verbindet sich z. B. 1 Gewichtstheil Wasserstoff mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff zu Wasser, aber dieselbe Menge Wasserstoff gibt mit 16 Gewichtstheilen Schwefel Schwefelwasserstoff. Es sind daher 8 Gewichtstheile Sauerstoff äqui-

valent mit 16 Gewichtstheilen Schwefel. — A. heißen auch die sich aus den analytischen Erfahrungen ergebenden Verhältnißzahlen für alle Elemente, in denen letztere zu chem. Verbindungen zusammentreten können. Die A. der Verbindungen erhält man durch einfache Summirung der darin vorhandenen einfachen A. Bei Bestimmung der A. nimmt man die Zahl eines Elements als 1 oder 100 an, und zwar setzt man entweder das häufigste Element der anorganischen Verbindungen, den Sauerstoff = 100, oder das Element, dessen A. das kleinste ist, den Wasserstoff = 1. Erstere Annahme ist von Berzelius, letztere von Dalton eingeführt. Obgleich die A. in vielen Fällen den Atomgewichten (s. d.) gleich sind, darf man sie doch, als reines Ergebniß der Erfahrung, nicht mit diesen, deren Größe auf hypothetischer Annahme beruht, verwechseln.

Aera wird nicht selten für den Begriff Zeitalter, Geschichtsepoche gebraucht, hat aber eigentlich und gewöhnlich eine rein chronol. Bedeutung und heißt dann so viel als Zeitrechnung, Jahrrechnung. In letzterm Sinne ist A. die Reihenfolge der von einem festen Ausgangspunkte an gezählten Jahre, das Schema, in welches die geschichtlichen Begebenheiten ihrer Zeitfolge nach eingereiht oder chronologisch geordnet werden. Der Ausgangspunkt einer A. ist in der Regel irgendein großes, die Geschichte der Welt oder eines Volks bestimmendes Ereigniß und wird in der wissenschaftlichen Kunstsprache die Epoche genannt. Fast jeder geschichtliche, durch eine abgeschlossene Völkerfamilie repräsentirte Culturkreis hat eine besondere Zeitrechnung oder A. Der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber wenigstens muß mit den verschiedenen Aeren, in welchen sich seine Arbeiten bewegen, genau vertraut sein, theils um die Reihenfolge der Begebenheiten an sich festzustellen, theils um die Zahlenbestimmungen fremder Zeitrechnungen in diejenige A. überzutragen, welche er seiner eigenen Geschichtsdarstellung zu Grunde gelegt hat. Das letztere ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, zumal sich die Aeren fremder Völker nicht immer auf Sonnenjahre, sondern auch auf Mondjahre oder auf die Combination beider stützen. Die wichtigsten bei den verschiedenen Völkern des Erdkreises gegenwärtig gebräuchlichen Aeren sind: die A. von Erschaffung der Welt, deren sich noch die Juden bedienen, die christliche der europ. Völker, die mohammedanische, die indischen Aeren, die chinesische. Ueber die sehr verwickelte A. der Chinesen s. China.

Die Epoche, mit welcher die A. von Erschaffung der Welt beginnt, ist natürlich sehr verschieden berechnet worden, indem es bei ihr an jeder wahrhaft geschichtlichen Grundlage fehlt. In dem Buche «Art de vérifier les dates» sind nicht weniger als 108 Berechnungen der Zeit aufgestellt, die von Adam bis Christus verflossen sein soll und deren Extreme um mehr als 2000 J. auseinanderliegen. Nach Scaliger und Calvisius ist die Epoche 3950, nach Petavius 3984, nach Frank 4182 v. Chr. zu setzen. Eben wegen ihrer Haltlosigkeit und Verschiedenheit ist diese A., die früher in geschichtlichen Werken, namentlich für die ältere Geschichte, oft angewendet ward, jetzt durch die A. von Christi Geburt mit Recht verdrängt. Die Epoche der jüd. Weltära ist durch den Rabbi Hillel (im 4. Jahrh.) auf das J. 3450 vor der A. der Seleuciden (oder 3761 v. Chr.) berechnet worden, und seit dem 11. Jahrh. kam diese Weltära bei den Juden auch in gewöhnlichen Gebrauch. Die konstantinopolit. oder byzant. Weltära, deren Epochenjahr 5508 v. Chr. fällt, hat lange im Byzantinischen Reiche und in Rußland bis zum J. 1700, wo Peter d. Gr. die christl. A. einführte, in bürgerlichem und kirchlichem Gebrauche bestanden. — Die A. von Christi Geburt hat den röm. Abt Dionysius, genannt Exiguus, zu ihrem Urheber, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. lebte. Derselbe construirte eine Ostertafel, welche er an die Jahre von der Menschwerdung Christi (anni ab incarnatione domini) knüpfte, neben welchem Ausdruck beim Datiren auch die Bezeichnung anno gratiae, seltener a nativitate domini, und erst in späterer Zeit anno Christi, salutis oder orbis redemti aufkam. Diese A. findet sich in kirchlichem Gebrauche in Rom bald nach der Mitte des 6. Jahrh.; im 8. Jahrh. ward sie besonders durch die Schriften des Beda Venerabilis verbreitet. Der erste Fürst, der sich ihrer in Urkunden, jedoch sparsam bediente, war Karl d. Gr. Indessen schon mit dem 10. Jahrh. war sie in Frankreich und Deutschland allgemein verbreitet und wurde bald die allgemeine A. der occident. Christen. Erst in neuerer Zeit ist für die ältere Geschichte die Zählung von Jahren vor Christi Geburt die allgemein übliche geworden. Die Epoche dieser christl. A. ist nach Dionysius selbst, der unter incarnatio nach der Weise der Kirchenväter die Verkündigung Mariä verstand und diese mit dem ihr vorangegangenen bürgerlichen Jahresanfang combinirte, der 1. Jan. des Jahres, in welches die Geburt Christi nach seiner Berechnung fiel, des 754. Jahres der Varronischen A., nicht aber, wie man erwarten konnte, der nur durch eine Woche von ihr geschiedene 1. Jan. des zunächst

auf die Geburt Christi folgenden Jahres. Daß des Dionysius Berechnung nicht mit den Angaben der Evangelien zusammenstimme, daß vielmehr nach diesen Christi Geburt mindestens vier, höchst wahrscheinlich sogar sechs Jahre früher zu setzen sei, hat vorzüglich deutlich Ideler gezeigt. — Die mohammed. Zeitrechnung ist die A. der Hedschra (Hegira), d. i. der Flucht Mohammed's von Mekka nach Medina. Als ihr Epochentag ist nach den arab. Astronomen der 15., nach dem bürgerlichen Gebrauche der 16. Juli des J. 622 n. Chr. angenommen worden. Diese A. zählt nach Mondjahren. Sie kam seit dem Khalifen Omar bei den Arabern, dann sehr bald bei allen mohammed. Völkern in Gebrauch.

In Indien herrschen drei verschiedene Aeren, außer denen, die nur in einzelnen Provinzen in Gebrauch sind. Die auf religiös-nationale Anschauungen gebaute und demnach in ihren Bestimmungen ungeheuerliche ist von jenen dreien die A. des Kali-yuga. Sie beruht auf der alten mythischen Eintheilung in vier Weltalter, Yuga genannt. Das erste heißt Satya-yuga, das Weltalter der Wahrheit; das zweite Treta-yuga, das Weltalter der Frömmigkeit; das dritte Dvâpara-yuga, das Weltalter des Zweifels; das vierte Kali-yuga, das Weltalter der Sünde. Zwischen jedem Yuga ist eine Periode der Morgen- und Abenddämmerung, welche Sandhi heißt und ein Sechstel der Dauer der ganzen Periode beträgt. Das erste Weltalter mit seinem Sandhi umfaßt 4800, das zweite 3600, das dritte 2400, das vierte 1200 J. Diese 12000 J. zusammen bilden ein Mahâ-yuga, das große Weltalter, welches gleich ist einem Tage der Götter. Mit 360 multiplicirt erhält man demnach 4,320000 indische Jahre, welche gleich sind einem Jahre der Götter. 71 solcher Mahâ-yugas oder Götterjahre, nebst der Dämmerung, geben ein Manvantara oder 308,448000 indische Jahre, und 14 Manvantaras bilden ein Kalpa = 4320,000000 Jahre. Die letztere Summe gilt als ein Tag des Brahma. Am Ende dieser großen Kalpaperiode geht die ganze Welt, selbst die Götter, unter; nur Gott lebt ewig fort. Ebenso lange dauert dann die Zeit der Vernichtung, worauf nun Brahma eine neue Schöpfung beginnt. Nach 100 J., wenn also 36000 solche Kalpas verflossen sind, stirbt auch Brahma. Wir leben jetzt im siebenten Manvantara, dessen Regent Manu-Vaivasvata, der Sonnengeborene, ist; und zwar begann das Kali-yuga den 28. Febr. 3102 v. Chr. Im südl. Indien wird noch jetzt häufig nach dieser A. gerechnet. Die beiden andern gebräuchlichen, aber auf histor. Epochen gegründeten Zeitrechnungen sind: die A. des Vikramâditya, genannt Sanvat, welche 56 v. Chr. beginnt; die A. des Sâlivâhana, genannt Sâka, die vom J. 78 n. Chr. zählt. Das indische Jahr beginnt am ersten des Monats Vaisâkha, d. h. an dem Tage, wo der Mond in dem Sternbilde der südl. Wage voll wird, von Mitte April bis Mitte Mai. Die Indier rechnen nach Sonnenjahren zu 365 Tagen 6 St. 12 Min. 30 Sec., also nach einem Jahre, das nur um 2 Min. länger ist als unsere Astronomen das siderische Jahr bestimmen. Da aber alle kirchlichen Feste an den Mondlauf geknüpft sind, so muß das Sonnen- und Mondjahr gegeneinander ausgeglichen werden, was eine sehr verwickelte und schwierige Rechnung gibt. Vgl. Warren, «Kala sankalita, a collection of memoirs on the various modes according to which the Indians divide time» (Madras 1825). Die Buddhisten rechnen nach dem Todesjahre des Buddha Sakyamuni, das freilich bei verschiedenen Völkern sehr verschieden angegeben wird. Nach der gewöhnlichen und mit der wirklichen Geschichte am meisten übereinstimmenden Angabe fällt das erste Jahr der buddhaistischen A. auf den Anfang des J. 543 v. Chr.

Unter den alten, aber für das Geschichtstudium wichtigen Aeren sind zu bemerken: die griech. A. nach Olympiaden, die römische von der Erbauung Roms, die ägypt.-chaldäische A. des Nabonassar, die syrische der Seleuciden, die des röm. Kaisers Diocletian. Die griech. A. der Olympiaden hat den Wettlaufsieg des Koröbos in den Olympischen Spielen zu ihrer Epoche. Diese fällt in die Mitte des J. 776 v. Chr., und gewöhnlich nimmt man den 1. Juli als Anfang des Olympiadenjahres an, da die Spiele um die Zeit der Sonnenwende gefeiert wurden. Um Jahre dieser A. auf Jahre vor Christi Geburt zurückzuführen, muß man die Zahl der Olympiaden um 1 vermindern, mit 4 multipliciren, dazu die Jahreszahl der laufenden Olympiade addiren und die Summe von 777 abziehen, wenn die Begebenheit in die erste Hälfte des Olympiadenjahres, von 776 aber, wenn sie in die zweite Hälfte des Olympiadenjahres fällt. Der Rest ist das Jahr v. Chr., mit dessen Sommer das gegebene Olympiadenjahr beginnt. Ist von einer Olympiade die Rede, welche das 4. J. der 194. Olympiade (d. i. das 1. Jahr v. Chr.) übersteigt, so hat man von der nach obiger Angabe erhaltenen Summe der Olympiadenjahre 776 abzuziehen; der Rest gibt dann das Jahr n. Chr., auf dessen Sommer der Anfang des Olympiadenjahres trifft. Die Olympiadenrechnung wurde

bei den griech. Schriftstellern erst nach Timäus von Sicilien (um 300 v. Chr.) üblich; in bürgerlichem Gebrauch war sie nie. Die Athener bezeichneten das Jahr durch den Namen des jedesmaligen Archon (s. d.) Eponymos, die Lacedämonier durch den eines Ephoren. — Die A. von Erbauung der Stadt Rom (p. u. oder p. u. c., d. i. post urbem conditam, oder a. u., d. i. anno urbis) ist von den Römern selbst verschieden berechnet worden. Unter den Angaben über die Zeit, in welche diese Erbauung zu setzen sei, sind namentlich zwei, als vorzüglich in histor. Gebrauch gekommen, hervorzuheben. Die eine wird nach ihrem vermuthlichen Urheber, Terentius Varro, die Varronische genannt. Sie setzt jenes Ereigniß in das Frühjahr (24. April, das Fest der Palilien) von Olympiade 6, 3, d. i. das J. 753 v. Chr.; es ist demnach 753 p. u. das 1. J. vor, 754 p. u. das 1. J. nach Christi Geburt. Um also ein Jahr der Stadt, dessen Zahl 753 nicht übersteigt, in das Jahr v. Chr. zu verwandeln, oder umgekehrt, muß man die jedesmalige Jahreszahl von 753 abziehen. Sind Jahre der Stadt, die 753 übersteigen, auf Jahre n. Chr. zu reduciren, oder umgekehrt, so muß man von jenen 753 abziehen, wodurch man die Jahre n. Chr., oder zu diesen 753 addiren, wodurch man die Jahre der Stadt erhält. Hierbei wird der fast viermonatliche Unterschied, der zwischen dem eigentlichen Anfang der Jahre der Stadt und denen der christl. Zeitrechnung stattfindet, gewöhnlich nicht weiter beachtet. Die Varronische A. war seit Kaiser Claudius bei den röm. Schriftstellern die vorherrschende und wird auch von den neuern gewöhnlich gebraucht. Für die zweite A. sind nach Ideler die Palilien von Olympiade 6, 4 oder 752 v. Chr. (nach Dodwell Olympiade 7, 1) die Epoche. Dieselbe hat also ein Jahr weniger v. Chr. als die Varronische und es ist bei der Reduction danach zu verfahren. Sie wird, weil sie auf eine Berechnung des M. Porcius Cato begründet ist, gewöhnlich die Catonische, oder auch wegen ihrer Anwendung durch Dionysius von Halikarnaß, die Dionysische genannt. Im bürgerlichen Gebrauch wurden die Jahre bei den Römern durch die Jahre der Consuln bezeichnet.

Die A. Nabonassar's wird von den Chronologen eigentlich die Reihe von 424 J. genannt, die in dem ursprünglich ägypt., in des Ptolemäos Handtafeln enthaltenen Regentenkanon mit dem babylonisch-chaldäischen Könige Nabonassar (s. d.) beginnt. Ihre Epoche ist gleich dem 26. Febr. des J. 747 v. Chr. An sie schließt sich dann die Philippische, von Philipp Aridäos (s. d.), oder die A. nach Alexander's Tode sofort an, deren Epoche der 12. Nov. 324 ist. Doch wird diese A. bisweilen nicht weiter beachtet, sondern die Jahre nach der A. Nabonassar's werden fortgezählt. In bürgerlichem Gebrauch ist nach Ideler bei den Aegyptern keine von beiden gewesen, und auch bei den Chaldäern ist eine solche Anwendung der erstern höchst zweifelhaft. — Die A. der Seleuciden, nach welcher man im Syrischen Reiche gewöhnlich rechnete, hat den Herbst des J. 312 v. Chr. zur Epoche, in welchem Seleukos I. Nikator, nach dem Siege bei Gaza, Babylon in Besitz nahm. Diese A. erhielt sich auch nach dem Untergange des Syrischen Reichs noch lange, war bei den Juden bis ins 11. Jahrh. in Gebrauch und ist noch jetzt bei der kirchlichen Festrechnung der syr. Christen üblich. Neben ihr kamen später in Syrien noch andere Aeren auf, darunter die namentlich in Antiochia angewandte Cäsarianische oder Antiochische, deren Epochenjahr = 49 v. Chr. ist. — Die Diocletianische A., die mit dem Regierungsantritte des röm. Kaisers Diocletian, 29. Aug. 284, beginnt und wegen der in ihr 19. J. fallenden grausamen Christenverfolgung auch die Märtyreräre (A. martyrum) genannt wird, wurde in Aegypten bis auf die Herrschaft der Araber als bürgerliche angewandt und ist selbst noch bei den Kopten und äthiop. Christen in kirchlichem Gebrauch. — Noch ist zu erwähnen aus neuerer Zeit die A. der Französischen Republik, als deren Epoche der Stiftungstag, der 22. Sept. 1792, galt. Dieser sog. Republikanische Kalender (s. d.) ward 5. Oct. 1793 durch ein Decret des Nationalconvents in Frankreich eingeführt, aber schon durch einen von Napoleon veranlaßten Senatsbeschluß mit dem 1. Jan. 1806 für abgeschafft erklärt. Vgl. das von den Benedictinern verfaßte Werk «Art de vérifier les dates» (fortgesetzt von St.-Allais, 19 Bde., Par. 1808—21); Ideler, «Handbuch der mathem. und technischen Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825—26) und dessen «Lehrbuch der Chronologie» (Berl. 1831); Matzka, «Die Chronologie in ihrem ganzen Umfang» (Wien 1844).

Arabát, ein Fort im russ. Gouvernement Taurien, liegt an der Südküste des Asowschen Meeres, 4 M. im N. von Kaffa oder Feodosia in der östl. Krim, und zwar am Anfangspunkte der Landzunge oder Strelka von A., die auch Kossa- (Halbinsel) Arabatskaja genannt wird. Die gegen NNW. gerichtete, an 15 M. lange und sehr schmale, mit Salz- und Süßwassergruben ausgestattete Landzunge erhebt sich nur wenig über den Meeresspiegel, aber bei ihrem ziemlich festen Boden von Sand, Kieseln und Muschelgrus bietet sie den Karavanen der

Tataren eine starkbenutzte Straße dar. An ihrem nördl. Ende, dem Städtchen Genitschi gegenüber, läßt sie einen nur 300—360 F. breiten Wasserpaß, die Straße von Genitschi, offen, welche das durch die Strelka abgeschlossene Faule Meer oder den Siwasch mit dem Asowschen Meere, von dem es ein Theil ist, in Verbindung setzt. Das Fort A. stammt noch aus der türk. Zeit. Am 28. Mai 1855 wurde es von der engl. Flotille unter Kapitän Lyons vergeblich angegriffen, da es gut armirt war. Genitschi oder Jenitschi ist ein kleiner Handelsort mit 1946 E. und durch die wiederholte engl. Beschießung vom 2. bis 6. Juli und 6. Aug. 1855 bekannter geworden.

Arabeske, der volksthümliche, doch meistentheils misbräuchlich angewandte Ausdruck für architektonische Verzierung in weiterm Sinne. Da die Bezeichnung neuern Ursprungs ist, ist man nur berechtigt, ihr die Bedeutung beizulegen, die der Wortlaut verlangt, und unter dieser Rücksicht kann sie nur auf die in der arab. Bau- und Verzierungskunst gebräuchlichen Ornamente bezogen werden. Will man sie übertragen, so kann die A. nur noch den Bereich der sog. Renaissance beanspruchen, deren Ornamentik mit der arabischen, wenn auch der Zeit nach weit auseinanderfallend, gleichen Ursprungs ist. Auf alles, was dem goth. Stile angehört, kann der Ausdruck A. nicht bezogen werden. Die Elemente der arab. Verzierungskunst sind, wie die der Renaissance, aus dem Alterthume, den einfachsten Bestandtheilen des griech. Tempelbaues entlehnt und bestehen aus den aufrechtstehenden, den horizontal- und schrägliegenden Balken. Während der lebendigere Geist des Christenthums und der abendl. Völker diese Elemente selbst erfaßte und in warmen Fluß brachte, sodaß endlich aus den geradlinigen Formen die gallertartigen Massen und Perlschnüre des Barockstils sowie die Muschelfiguren der sog. Zopfzeit entstanden, ließ die morgenl. Welt die ersten Elemente in ihrer Starrheit bestehen, aber wußte durch künstliche, stets abwechselnde Zusammenstellung derselben den Reiz einer Mannichfaltigkeit und Buntheit hervorzubringen, der den übrigen Erzeugnissen der arab. Phantasie vollkommen entspricht.

Arabici nannte man eine christl. Sekte des 3. Jahrh. in Arabien, deren zuerst Eusebius gedenkt. Nach ihrer Ansicht starb die Seele mit dem Leibe, um mit diesem zugleich am Jüngsten Tage wiedererweckt zu werden. Origenes widerlegte sie. Ziemlich zu derselben Ansicht bekannte sich im Mittelalter die Sekte der Thnetopsychiten. Es hingen diese Vorstellungen mit der Auferstehungslehre der Kirche zusammen. Man fragte nämlich: ob, wie und wo die vom Leibe getrennte Seele bis zur Erweckung am Jüngsten Tage lebe, da man der kirchlichen Lehre von einem doppelten Gerichte ausweichen wollte.

Arabien, von den Bewohnern selbst Dschesireh-el-Arab, d. h. die Insel Arabiens, von Türken und Persern Arabistan genannt, ist die südwestlichste große Halbinsel Asiens, welche durch den Persischen Golf, als Theil des Indischen Oceans, von dem Continente Asiens getrennt wird und durch die Tiefebenen der syr.-arab. Wüste mit ihm zusammenhängt. Durch die Landenge von Suez mit Afrika (Aegypten) verbunden, nur durch das schmale, in der Straße von Bab-el-Mandeb zu 5 M. verengte Rothe Meer von diesem getrennt, bietet A. in allen natürlichen Beziehungen ein echtes Ebenbild seines tropischen kolossalen Nachbars, ein Uebergangsglied zwischen Afrika und Asien. Die Abgrenzung der gewaltigen Halbinsel liegt zwischen 12° 40′ und 34° nördl. Br. und zwischen 52° 10′ und 79° 40′ östl. Länge. Von den Küsten des Indischen Oceans nach NW. bis an die Grenzen der syr.-mesopotam. Wüste mißt sie 310, vom Isthmus von Suez bis Basra etwa 200 M.; im Parallel von Dschidda beträgt ihre Breite wol 250 M. Den Flächeninhalt schätzt man auf 48000 Q.-M., also auf etwa ein Viertel des Umfangs von Europa. Das Ganze der Halbinsel läßt sich in folgende Abtheilungen zerlegen: 1) El-Hadschr im NW., d. h. das Steinige A. oder Arabia petraea; 2) El-Hidschâz, längs des Rothen Meeres bis etwa zum 19° nördl. Br., im O. an die Hochebene El-Nedschd stoßend und im S. bis zu einem merkwürdigen Einschnitte in der westl. Gebirgskette, dem Tehameh von Asir, reichend; 3) El-Jemen, der südl. Theil derselben Westküste, der aber nach O. eine Strecke auf das Tafelland hinaufgreift und den niedrigen Landstrich El-Dschof einschließt; 4) El-Nedschd, das plateauförmige Innere, im S. durch die große Wüste El-Ahkaf begrenzt. 5) Hadramât, längs des Indischen Oceans, zwischen Jemen, El-Ahkaf und El-Schehr; 6) El-Schehr oder Mahra (vom Mahrastamme bewohnt), ein trauriger Landstrich im O. des vorigen, der ehedem ein fruchtbarer gewesen sein soll, wie in einigen Gegenden noch unverkennbare Spuren darthun; 7) El-Omân, die östl. Halbinsel, am Eingange zum Persischen Meerbusen; 8) El-Hedscher und El-Bahrein, das westl. Küstenland des Persischen Meerbusens, im W. an das innere Plateau stoßend und häufig auch El-Ahsa

oder Lahsa genannt, obgleich dieser Name eigentlich nur einem kleinen Districte zukommt; 9) El-Jemameh, das an Hedscher, Omân und die Wüste El-Ahkaf grenzt. Außerdem führt der schmale, sandige Küstenstrich längs des Rothen Meeres den Namen Tehameh, d. h. ebener Uferstrich. Ebenso ist El-Dschof ein ähnlicher Gattungsname, der für die mittelhohe Binnenebene mehrfach gebraucht wird. In gleicher Weise wendet man die Bezeichnung El-Ahkaf, d. h. eine mit Sandbergen bedeckte Wüste, an. Denn der Charakter der Wüste ist der in A. häufig wiederkehrende, und zwar der Charakter der Sand- und Felswüste, welcher das süße Wasser gänzlich mangelt.

Gebirge, Bewässerung, Klima. Der ganze N. der Halbinsel, bis in 28° nördl. Br., ist eine wenig hohe Ebene, von niedrigen Hügelreihen durchschnitten. In 28° erhebt sich der gegen 9000 F. hohe Dschebl-Schemmar sowie einige hohe, von SW. nach NO. streichende Bergketten, Dschebl-Adscha und Dschebl-Selma, von deren Existenz wir jetzt sichere Kunde haben. Beide sind mit Buschwerk bekleidet. Im N. derselben dehnt sich die Wüste Dâhi aus. Weiter nach S. bildet A. ein hohes Plateau, meist aus festem granitischen Kies, auf dem andere von SW. nach NO. und von S. nach N. streichende Bergketten stehen, und welches unzählige tiefe Thäler, sog. Wadis, von kahlen, steilen Felswänden eingeschlossen, durchschneiden. Nur in diesen zeitweise oder dauernd bewässerten und zum Bodenbau geeigneten Oertlichkeiten findet sich eine säßhafte Bevölkerung. Weite Strecken aber scheinen Einsenkungen der Hochfläche zu sein, in welchen beweglicher Sand die Felsunterlage bedeckt. Diese Strecken sind die gefährlichsten Wüsten. Ein breites Hochthal, reich bewässert und ergiebig an Korn und Früchten, senkt sich von den Bergen Asirs an nach O. zum Persischen Meerbusen hinab und theilt das ganze Hochland in ein nördliches und ein südliches. Dieses Hochthal soll den besten Theil der großen Landschaft Jemameh bilden. Die östl. Karavanenstraße von Mekka nach Bagdad durchschneidet dasselbe von SW. her. Das Hauptgebirge auf der Hochebene ist der Dschebl-Jmarieh oder El-Arid. Als eine, mit steiler Wand nach N. abfallende, weiße Kette zieht es etwa vom 40. Meridian nach NO. bis Deraijeh und läuft dann in mehr nördl. Richtung parallel der Küste des Persischen Meerbusens als Dschebl-Tuek weiter. Von Deraijeh scheint eine andere Kette, der Dschebl-el-Hair, nach N. zu laufen. Im S. von West-Jemameh hat man eine, mit dem Dschebl-Jmarieh parallel, aber wol 40 M. davon entfernt laufende Kette in nordöstl. Richtung bemerkt, vielleicht den Dschebl-Menakib der arab. Schriftsteller. Ohne Zweifel sind noch viele andere Gebirge vorhanden; indeß ist unsere Kenntniß davon bisher eine noch ungenügende.

Den Namen Dschebl führen auch die Terrassenabfälle der innern Hochebene gegen die Küsten hin, deren zackige Stufen in der That Randgebirge bilden. Man hat vom Meere aus nach dem Innern mehrere Stufen, eine immer höher als die andere, zu ersteigen. Der Rand des Tafellandes im O. von Hidschâz heißt Dschebl-el-Hidschâz; der gegen 6000 F. hohe, unter 24° nördl. Br. gelegene Theil desselben führt den Namen Dschebl-Radwa. Oestlich davon liegt auf der dritten, zwischen 4 und 5000 F. hohen Stufe Medinah. Zwischen Mekka und Taif heißt die Kette der Dschebl-Korâ, und in dieser liegt der angeblich auch im Sommer mit Schnee bedeckte Gasuan, vielleicht der höchste Berg in ganz A. In 19° nördl. Br. findet sich eine Lücke in dem Höhenzuge, das Tehameh von Asir, die einen Zugang von der Küste zum Innern bietet. Von hier, wo die Grenze zwischen Hidschâz und Jemen anzunehmen ist, bis zur Meerenge von Bab-el-Mandeb, heißt das Gebirge Dschebl-el-Jemen, der südlichste, zerrissene und an Gipfeln reiche Theil einfach El-Dschebl. Dieser mag wol zu 9000 F. aufsteigen und wird in der Breite von Sanâ zu einem ausgedehnten Gebirgslande, welches zum District El-Dschof und den sandigen Ebenen von Mareb steil hinabfällt. Sanâ mag gegen 5000 F. hoch liegen, und die um dasselbe her stehenden Gipfel überragen die Ebene noch um 2—4000 F. Von diesen Gipfeln herab kommen zahlreiche Gebirgsströme, welche die tiefen Felsthäler bewässern, aber freilich nur bis zur dürren Tehameh gelangen, wo ihr Wasser nur noch unterhalb der leichten Sanddecke zu finden ist. Obwol die steilen Gebirgsabhänge, von denen das weiche Erdreich längst heruntergespült, meist öde und vegetationslos sind, findet man doch so manche Gebirgsregionen, namentlich die basaltischen, cultivirt und productiv, wie z. B. die südl. Provinzen Jemens und Hadramâts, das ehemals als Arabia felix bekannte Land, dessen balsamische Producte ihm einen weitreichenden Ruf erworben hatten. Auch das westl. Randgebirge ist meist steil und felsig, aber es fehlt doch nicht an Bäumen, Quellen und Bächen, sodaß der ganze Landstrich bis zum Südrande gut bevölkert ist. Ueberhaupt findet man überall, wo Wasser vorhanden und Bewässerung bewirkt werden kann, Bäume und umschlossene Felder,

ind zwischen den wilden, basaltischen Bergen ziehen sich lange, gutbewässerte Thäler hin. In en nach S. und O. gestreckten Thälern weiden die Heerden der Beduinen, in den nach N. ind W. gerichteten wohnen säßhafte, fleißige Landbauer, deren Dörfer durch Gärten, Palmen- ruppen und große Kaffeeplantagen verschönert sind. Das Bewässerungssystem ist namentlich n Jemen zu hoher Vollkommenheit gediehen, wie kaum noch in einem andern Theile A.s. Tiefe Brunnen, Cisternen und trichterartige Reservoirs jeder Art sammeln das kostbare Naß, as in der Regenzeit in stürzenden Strömen zur Tiefe eilt, indem es den engen Thalschluchten Wassersnoth bereitet, und in der heißen Jahreszeit fast gedankenschnell wieder verdunstet. Mit Hülfe der künstlichen Behälter vermag man jedoch die Kaffeepflanzungen im üppigsten Ge- eihen zu erhalten. Von den stufenweise angelegten Reservoirs nutzt man zunächst die untersten is zu ihrer Entleerung, füllt dieselben dann aus den höher gelegenen, und trägt endlich im Fall der Noth das Wasser aus tiefern Brunnen und Cisternen zu den Reservoirs, auf deren Inhalt das Bestehen des ganzen Anbaues gegründet ist.

Nicht ein einziger größerer Fluß hat sich in A. bilden können, weil die Hitze und der Sand u schnell das atmosphärische Wasser verzehren. Ueberdies vergehen zuweilen mehrere Jahre, in enen kein Regen fällt. Nur im W. von Mekka soll ein großer Strom sich zu dem El-Afladsch Plural von Feladsch, d. h. Bewässerungskanal) genannten und durch einen noch nicht besuchten großen See, Salume, ausgezeichneten Landstrich hinabbewegen. Möglicherweise erreicht dieser Strom im O. den Persischen Meerbusen, wenn auch in seinem Unterlaufe unterhalb des San- des fließend; denn an der Küste von Bahrein dringt eine Unzahl mächtiger Süßwasserquellen nnerhalb des Meeres empor. Ein anderer der in A. seltenen permanenten Ströme ist der im W. neben Aden mündende Maidân. In den Ebenen steht gewöhnlich nachts das Thermo- neter auf 30, am Morgen auf 34, am Tage an den kühlsten und schattigsten Stellen auf nehr als 36° R. Die Küste des Rothen Meeres gehört unstreitig zu den heißesten Gegenden der Erde und somit zu den unerträglichsten; daß auch die Nächte keine Kühlung gewähren, ist eine Hauptursache der Schädlichkeit dieses Klimas. Namentlich zeigt sich im Sommer die Hitze auf der Küstenebene durchaus gleichmäßig, und die Luft bleibt zuweilen 60 Tage lang ohne jede Bewegung. Wenn dann wieder beim Wechsel der Jahreszeit ein Wind eintritt, so ist dies nur zu häufig der von O. wehende Samum (s. d.), dessen dörrender Gewalt so mancher Or- ganismus nicht zu widerstehen vermag. Der herrschende Wind im Sommer ist der Westwind. Den Südwind hält man günstig für die Vegetation, den Nordwind dagegen wegen seiner unerträglichen Schwüle schädlich für Menschen und Thiere. Am Persischen Meerbusen ist der meist feuchte, Schweiß erregende Südostwind gewöhnlich; er zeigt sich der Gesundheit noch nachtheiliger als der nördl. Wüstenwind. In den gebirgigen Landstrichen dagegen findet man ein gemäßigtes Klima, und in Taif und Sanâ sind Schnee und Eis wohlbekannt. Auf den Hochebenen Hadramât muß man die Eisdecke auf den Wasserreservoirs zuweilen aufhauen. Allen diesen hohen und innern Landschaften fehlt es auch nicht an gelegentlich fallenden, er- frischenden Regengüssen, die je nach der Lage an verschiedene Jahreszeiten gebunden sind. Auf dem Westabhange der Gebirge Jemens dauern sie von Juni bis Sept., und überdies fällt eine zweite Regenzeit in den Frühling. Auf dem Ostabhange beginnt die Regenzeit Mitte Nov. und währt bis Mitte Febr. In Hadramât und Omân dauert die Regenzeit an den Küsten von Mitte Febr. bis Mitte April, und in den Hochlandschaften Hadramâts ist die Zeit von April bis Sept. durch häufige, von Regenströmen begleitete Gewitter ausgezeichnet. Solange die Regenzeit dauert, ist das ganze Land mit dem frischesten Grün überdeckt.

Pflanzen- und Thierwelt. A.s Boden liefert so manches Erzeugniß der Pflanzenwelt von Bedeutung. In Menge gewinnt man Weizen, Gerste, Hafer und Durra, reichlich auch Reis und Mais; ebenso die Früchte des südl. Europa, vortrefflichen Wein, ausgezeichnete Datteln, die in manchen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel und einen Ausfuhrartikel bil- den, eine große Mannichfaltigkeit von Gurken, Kürbissen und namentlich Melonen in solcher Trefflichkeit und Fülle, daß auch sie als Nahrungsmittel zu nennen sind. Außerdem gedeihen, aus Indien her verpflanzt, Bananen, Mangustanen und Indische Feigen. In den Hoch- ländern finden sich hier und da Wälder fremdartiger Bäume. Zu den allgemein verbreiteten Bäumen gehört die schattenspendende, in ihren Früchten so heilsame Tamarinde und der Bal- sambaum (Ancyris Opobalsamum), der freilich nicht schön ist, aber dessen Harz namentlich in Hidschâz fleißig von den Bewohnern gesammelt wird, um nach Mekka verhandelt zu wer- den. Der Weihrauchbaum wächst in einem Theile von Hadramât längs des Indischen Oceans. Auch außer den genannten Bäumen hat A. einen Reichthum an wohlriechenden Baumarten

wie wenig andere Länder. Die Cassia fistula, die Aloë und das Olibanum oder Frankinc... sind hochgeschätzte Droguen. Akazienarten liefern das Arabische Gummi. Den Strauch, m... welchem man die Sennablätter in den Handel bringt, cultivirt man im südwestl. A. Zuck... rohr und Indigo finden sich in mehrern Landstrichen. Auch eine Menge durch Schönheit u... Wohlgeruch ausgezeichneter Blumen sind dem Lande eigenthümlich. So wächst in den Gärt... von Taif eine der köstlichsten Rosenarten, die man durch ganz A. verschickt. Verschiedene Krau... arten, als Viehfutter nicht unwichtig, finden sich selbst in den wüsten Strichen, manche 3, selb... 6 F. hoch. Das berühmteste aber unter den vegetabilischen Producten ist der Kaffee, der i... Jemen in Pflanzungen auf den Felsterrassen der Thalseiten gezogen wird und bis zu 3000 F... über dem Meere gedeiht. Indeß wächst nicht aller Kaffee, welcher den Namen von Mokk... trägt, in Jemen, sondern ein Theil wird von Afrika eingebracht und dann von A. wieder aus... geführt. Der kleine District von El-Ghamid, in 20° nördl. Br., soll die beste Bohne liefern. Ueberall in A. genießt man indeß nur einen Aufguß der Keschir oder pergamentartigen Hülle der Bohne, während diese selbst in den Handel kommt.

Die in den Bergen A.s lebenden wilden Thiere sind hauptsächlich: der Panther, die Hyäne, der Wolf, der Fuchs, ein schwarzer, wilder Hund, die wilde Katze, der Schakal, der wild... Ochse, zahlreiche Affen, Wildschweine, auf den felsigen Höhen Steinböcke, in allen Wüst... Antilopen und Gazellen und das dem Opossum verwandte Jerboa. Eidechsen und Landschil... kröten sind gemein, auch Schlangen, von denen einige giftig, eine kleine Art sogar äußerst ge... fährlich. Das wichtigste Hausthier ist das Pferd, dessen Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehr... keit die aller andern Rassen übertrifft, obwol es in A. erst spät eingeführt ward. Die be... und meisten finden sich auf den Weiden Mesopotamiens, bis an den Euphrat, und in den ... Ebenen; nach andern in Schemmar, wo das Gestüt Abdallah's die besten und kostbar... Thiere liefert. Sonst ist in Nedschd ihre Zahl gering, und die heißen südl. Landestheile e... halten ihren Bedarf aus jenen nördlichern Gegenden. (S. Pferd.) Unschätzbar, ja unen... behrlich für den Araber ist das Kamel, hier kleiner als in den nördlichern Ländern. Man ge... braucht dasselbe zum Tragen, zum Reiten aber nur das einhöckerige, das Dromedar, hier De... lul genannt. Das Omân-Kamel (Mehari) gilt für das schnellste. Wilde Esel (Onager) leb... zahlreich im W. des Dschebl-Schemmar, wo sie wegen ihres Fleisches, Felles und ihrer Hu... gejagt werden. Der gezähmte Esel ist, wie im ganzen Oriente, hier ein starkes, thätiges, kluges auch schönes Thier. Die Rindviehzucht ist unbedeutend. Die Kühe, die man zum Bewegen der Wasserschöpfmaschinen verwendet, sind klein, knochig und haben, wie die am Nil, einen Höcker. Die nördl. arab. Stämme treiben viel Schaf- und Ziegenzucht und nutzen die Milch und die Butter ihrer Thiere. Die Schafe sind ohne Fettschwanz. Oft weiden zwischen der Heerden zahm gewordene Gazellen. In den fruchtbaren Gegenden findet eine reichliche Ge... flügelzucht statt; aber auch an wilden Vogelarten fehlt es nicht. Das Perlhuhn wohnt in den Wäldern in größter Menge; in den Ebenen finden sich Rebhühner, Lerchen, wilde Gänse, Kraniche u. s. w. Adler, Falken, Sperber und der ägypt. Geier sind die gewöhnlichen, zum Theil nützlichen Raubvögel; eine Drossel ist ein grimmiger Feind der Heuschrecken. Auch kost... bare und seltenere Schmuckvögel trifft man an. In den Wüsten ist der Strauß häufig, der seiner Federn wegen gejagt wird. An den Küsten findet man Pelikane, Störche, Taucher u. s. w. Das bemerkenswertheste und schädlichste Insekt A.s ist die Heuschrecke, deren Schwärme das Tageslicht verdunkeln, und die wie ein Wasserfall auf die Erde herabfallen; nur das fast reif... Korn widersteht ihren Angriffen. Sie finden sich in allen wüsten Theilen der Halbinsel und sollen stets aus dem Osten kommen; in Nedschd dringen sie selbst zu Tausenden in die Häuser. Wie im nördl. Afrika, ißt man sie allgemein; sie werden eingesalzen, in Säcke gefüllt und zum Verkauf gestellt. Auch die weiße, alles zerstörende Ameise ist sehr verbreitet. Zu den gefähr... lichen Plagen gehört endlich der Tausendfuß. An Seekrebsen ist das Rothe Meer reich, indeß verschmäht der Muselman, sie als Nahrung zu verwenden.

Das Araberthum. Man hat die Bevölkerung A.s (wol zu hoch) auf 12 Mill. geschätzt. Die Araber sind stolz darauf, sich die Söhne Sem's zu nennen; die von reinem arab. Blut rühmen sich, Abkömmlinge Ismael's zu sein. Indeß zweifelt man heutzutage an dem gemein... samen Ursprunge aller Bewohner A.s. Burton will drei bestimmte Rassen erkannt haben: 1) die ursprünglichen Eingebornen, welche in die östl. und südöstl., an das Meer grenzenden Wildnisse gedrängt sind; 2) einen syr. und mesopotam. Stamm, die Nachkommen Sem's und Kahtan's (oder Joktan's), welche die Eingeborenen aus den auserwähltesten Landstrichen ver... drängt haben, also das jetzige große arab. Volk; 3) einen unreinen ägypto-arab. Stamm, ...

Nachkommen Ismael's, seines Sohnes Nebajoth und Edom's oder Esau's, in der Halbinsel des Sinai wohnend. An den meisten Orten, selbst in Mekka, hat Burton Spuren des von Mohammed verdammten Heidenthums gefunden. Das arab. Volk besteht aus einer großen Menge von Stämmen, deren jeder seine besondere und von der des andern strenggeschiedene Oertlichkeit bewohnt. Sie zerfallen im ganzen in Bewohner von Ortschaften und in Herumschweifende oder Nomaden. Doch auch diese letztern, welche Beduinen heißen, in Zelten wohnen und mit ihren Heerden ein Wanderleben führen, halten sich innerhalb eines beschränkten, ihnen zugehörenden Districts, sodaß selbst durch die Wüste bestimmte, nicht zu verletzende Grenzen laufen. Die Beduinen sehen mit Verachtung auf die Häuserbewohner und schätzen ihr Leben in der Freiheit als das allein des Menschen würdige. Die Beduinen im nördl. A. sind (nach Burckhardt) theils Anêses, welche im Frühling und Sommer in die fruchtbaren Theile Syriens wandern und im Winter in die Wüste zurückkehren, theils solche, welche das ganze Jahr hindurch in der Nähe der cultivirten Landstriche bleiben. Die Anêses bilden eine der mächtigsten Hirtenverbindungen der arab. Wüsten, die Steuern von den syr. Dörfern sowie von den Pilgerkaravanen erheben. Ihre Zahl wird auf mehr als 300000 geschätzt, und ihre bewaffnete Macht auf 10000 Reiter zu Pferde und auf etwa 10000 Kamelreiter. Manche andere Stämme an den Grenzen Syriens und den Ufern des Euphrat sind nicht so wanderlustig wie diese; manche zahlen den Anêses einen jährlichen Tribut, andere leben mit ihnen in tödlicher Feindschaft; manche wohnen in Zelten und bebauen dennoch das Land, andere bringen die Producte ihrer Viehzucht auf den Markt nach Aleppo. In der Mitte A.s und in den westl. Gebirgsstrichen kennt man verschiedene andere Stämme. Hier wohnen z. B. die Beni-Schemmar, die 3—4000 mit Flinten bewaffnete Mann stellen können. Die Metêr, in den fruchtreichen Weiden von Nedschd, stellen 1200 Pferde und 6—8000 Flinten. Südlich von Medinah wohnen die Beni-Harb, nächst den Anêses der mächtigste Stamm, der 30—40000 mit Flinten bewaffnete Mann aufweist. Sie sind theils seßhaft, theils Beduinen und können als die Herren von Hidschâz gelten. Von den ägypt. und syr. Karavanen nehmen sie Tribut und dehnen ihre räuberischen Streifzüge gegen die Lager der Anêses bis in die Nähe von Damaskus aus. Im O. von Mekka und Taif wohnt der tapfere und mächtige Stamm der Beni-Otaiba, der 10000 Flinten stellt und von jeher ein Feind der Beni-Harb war. Manche wohlbekannte Stämme in der Nähe Mekkas sind auf 250—300 Flinten reducirt. So die in der Geschichte berühmten Korêsch, welche, nur 300 Flinten stark, in der Nähe des Dschebl-Arafât hausen. Der wegen seiner Tapferkeit und Gastfreundschaft berühmte Stamm der Aduan, zu welchem die regierenden Scherifs von Mekka ihre Kinder zur Erziehung senden, besteht nur noch aus 100 Familien. Im SO. von Taif besitzen die Thakif die Gartenländer um Taif und die fruchtbaren Thäler auf der Ostseite der Bergkette von Hidschâz. Noch weiter nach SO. leben die Beni-Kahtân und die Beni-Sad, schon im Alterthum berühmte Stämme. Der Stamm Asir, zwischen jenen und der Küste, kann 15000 mit Flinten bewaffnete Mann stellen. Die östlicher nach dem Persischen Meerbusen hin wohnenden Stämme sind fast unbekannt.

Der echte, unverdorbene Bewohner der arab. Wüste ist ein kriegerischer Hirt, gewissermaßen der Urtypus der arab. Rasse. Sein Leben in der Freiheit hat ihm seine Sinne auf eine bewundernswerthe Weise geschärft. Beschwerden und Durst ertragen die Beduinen unausgesetzt mehrere Tage lang. Stets sind sie mit Lanze und Säbel, oft auch mit Flinte und Pistolen bewaffnet. Der Kampf, sei es um einen Brunnen, um ihren Weidegrund oder um fremdes Eigenthum, ist ihr Element; Räuber sind sie von Geburt, und sie sind stolz darauf, es zu sein. Karavanen oder Dorfbewohner werden gewöhnlich von Verbündeten ausgeplündert, namentlich werden Vieh und Kamele fortgeführt. Fast immer respectirt man jedoch die Frauen bei den kriegerischen oder räuberischen Ueberfällen, und nie macht man Gefangene. Auch vermeidet man Blutvergießen, wenn nicht vergossenes Blut zu rächen ist. Nirgends in der Welt findet man einen größern Familienstolz als unter den Arabern. Den gewöhnlichen arab. Adel bilden die Scheikhs; sie sind die Befehlshaber, voll Stolz auf die von ihnen zweifellos nachzuweisenden Ahnen. Außer ihnen gehören zum Adel die Scherifs und Sejids oder Emirs in den nördlichern mohammed. Ländern. Erstere sind, als die Nachkommen Mohammed's, die ersten unter den Großen, die angesehensten und heiligsten. Sie finden sich, zuweilen ganze Dörfer bildend, auch in tiefster Armuth lebend, in allen mohammed. Ländern. Indeß sind die Scherifs von Hidschâz (jetzt nur noch wenige Familien in Mekka) höher geschätzt als alle übrigen Nachkommen; sie haben ihr Blut vor jeder Verunreinigung bewahrt. Ihre unverletzliche Person genießt der

allgemeinsten Achtung, und nie und nirgends bedarf ihr Eigenthum irgendwelches Schutzes. Aus ihrer Zahl werden die Regenten von Mekka und der 50 M. langen Landstrecke von Janbô bis Hâli gewählt. Diese hatten in der Zeit vor den Wahabitenkriegen souveräne Gewalt im Lande; wurden indeß vom Großherrn zu Konstantinopel eingesetzt, obwol ihre Wahl selbst durch die Scheriffamilien Mekkas geschah. Die arab. Stämme folgten ihnen jederzeit wie einem ihrer eigenen Scheikhs, auch in den Krieg. Obwol unabhängige Fürsten, fühlten sie sich doch stets den Beduinen der Wüste eng verwandt. Mit diesen wird auch absichtlich eine innige Verbindung bewerkstelligt, indem man jeden Sohn aus einer der Scheriffamilien zu Mekka acht Tage nach seiner Geburt zur Erziehung in das Zelt eines Beduinenstammes sendet, wo er bis zu seinem 10., selbst 15. J. verbleibt. Dort wird er zum Krieger ausgebildet und gehört ganz und durchaus der Beduinenfamilie an; dort werden ihm auch die unveränderlichen Grundsätze eingeflößt, welche bei den Arabern von jeher in Geltung gewesen sind, und die für sein Leben die herrschenden bleiben. Eine neue Scherifwahl ruft nicht selten Blutvergießen und Bürgerkrieg hervor, der jedoch immer von kurzer Dauer ist. Wie jeder Fürst im Oriente, regiert auch der Scherif ganz despotisch, und kein Unterdrückter kann gegen ihn Recht erhalten. Außer den Scherifs besitzt indeß Mekka noch eine andere Art von Adel, dessen Mitglieder gewisse erbliche Berechtigungen haben. Dies sind namentlich die zum Stamme der Korêsch gehörenden Familien, welche die Schlüsselbewahrer der Kaaba sind. Andere derselben sind Muftis oder haben andere Berechtigungen, die sie mittels ihres durch zehn Jahrhunderte hindurchreichenden Stammbaumes nachweisen. Von den ehemaligen 12 berühmten Familien des Stammes Korêsch waren zu Burckhardt's Zeit (1814) nur noch 3 vorhanden.

Politische und sociale Verhältnisse. Ganz A. zerfällt in eine Menge kleiner Staaten, welche von unabhängigen Scheikhs oder eigentlich Familienhäuptern regiert werden. Das Princip des Patriarchalismus liegt hier überall der polit. und socialen Organisation zu Grunde. Mehrere Familien bilden einen Stamm, und die Scheikhs der verschiedenen Stämme erkennen wiederum einen Scheikh der Scheikhs gleichsam als ihren Fürsten an. Die Würde eines solchen ist in der Familie erblich, aber auf welchen der Nachkommen sie übergehen soll, das bestimmt stets eine Wahl. Daher kann ein solcher auch wol abgesetzt werden, oder die Glieder des Stammes können ihn verlassen. Seine Befehle würden nichts bedeuten; nur sein aus Erfahrung und Intelligenz hervorgegangener Rath wird beachtet. Er ist Führer und Leiter, aber nicht eigentlich Befehlshaber. Der Scheikh bezieht von seinen Untergebenen kein Einkommen, sondern muß im Gegentheil freigebig sein. Im N. erhalten die Scheikhs den Tribut der syr. Städte und der Karavanen; im S. nur erheben manche Steuern vom Lande und von Waaren, namentlich bedeutende vom Kaffee. Kriege zwischen den einzelnen Staaten sind nichts Seltenes, und aus ihnen ist oft der Untergang kleinerer und das Entstehen mächtigerer Verbindungen hervorgegangen. In solcher Weise hat sich die Macht des Scherifs von Mekka, der Imams von Sanâ und Maskat gebildet. Die Provinz Hidschâz ist dem Namen nach dem Sultan von Konstantinopel unterworfen, deshalb residirt zu Medinah ein Pascha, und türk. Garnisonen befinden sich in den hauptsächlichsten Ortschaften. Indeß sind die räuberischen Stämme in der That die Herren des Landes.

Die Gerechtigkeitspflege ist in A. stets auf einer niedrigen Stufe geblieben. Ein Urtheilsspruch des Scheikh würde unbeachtet bleiben. Nur die Kadis üben das Amt des Richters und gelten für tüchtig in der Kenntniß der Gesetze und Gebräuche. Ihr Amt haftet an der Familie, aus welcher man die geeignetste Persönlichkeit erwählt. Die Kadis, von den streitenden Parteien bezahlt, sind aber überall käuflich. Bei gewissen streitigen Fällen wird eine Art von Feuerprobe vorgenommen. Oft fechten die Parteien ihren Streit selbst aus, und ist dabei einmal Blut vergossen, so führt dies zu langwierigen und blutigen Streitigkeiten. Körperliche Strafen und Gefängniß bestehen nicht, aber es wird für jedes Verbrechen Strafe gezahlt. Die Bestimmung des Maßes für die verschiedenen Vergehen oder Verbrechen ist oft ein seltsames. Für Beleidigungen sind die Araber äußerst empfindlich, sodaß es eine Menge an sich geringfügiger Ehrenkränkungen gibt, die nur durch Blut gesühnt werden können. Wer Blut vergießt, ist sein Blut der Familie des Erschlagenen schuldig, und diese Schuld fordern sämmtliche Verwandte des Erschlagenen ein. Auf diesen Ansprüchen beruht das Recht der Blutrache, deren Pflicht sich bis auf die fünfte Generation vererbt. Ist einer aus der Familie des Thäters gefallen, so ist die Schuld getilgt; sind zwei gefallen, so tritt nun das Recht und die Pflicht der Wiedervergeltung auf die andere Seite. Indeß kann auch ein Mord durch Geld gesühnt werden, wenn die nächsten Anverwandten damit einverstanden sind.

Lebensart und Sitte. Sein Zelt bedeckt der Araber mit aneinandergenähten Stücken eines Filzes aus Ziegenhaaren, der gegen den stärksten Regen schützt. Es ist 7 F. hoch, 20—30 F. lang und etwa 10 F. breit. Das Innere ist für die männlichen und die weiblichen Bewohner durch einen Teppich getheilt. In den Städten hat man steinerne Häuser mit flachen Dächern. Die Stämme an den Ufern des Euphrat wohnen in Hütten aus Blattrippen der Dattelpalme, die ein rundes, mit Binsenmatten bedecktes Dach haben. Die Araber kleiden sich in ein grobes Baumwollhemd, über das die Reichen eine lange, seidene oder baumwollene Robe werfen. Die meisten jedoch ziehen darüber nur einen dünnen, leichten, weißen, wollenen Mantel oder einen gröbern, schwerern, der weiß und braun gestreift ist. Die Mäntel der Scheikhs sind mit Gold durchwoben und oft kostbar. Gelbe Stiefel und rothe Schuhe sind allgemein beliebt, selbst bei denjenigen Stämmen, welche nie Hosen anziehen, wie die Anêses. Den Kopf bedeckt ein viereckiges Baumwolltuch; nur wenige Reiche tragen statt dessen einen Shawl aus Damaskus oder Bagdad. Im Winter hängen sie über das Hemd einen Pelz aus Schaffellen, durch den sich viele auch im Sommer mit Erfolg gegen die Sonne schützen. Hohe Grade von Wärme und Kälte ertragen sie bewundernswürdig. Die Weiber tragen eine weite, baumwollene, dunkelgefärbte Robe und auf dem Kopfe ein Tuch, Silberringe in Nase und Ohren, Glas- oder Silberbänder um Hals, Knöchel und Arme. Mit einem dunkelfarbigen Schleier verhüllen sie Mund und Kinn. Um Mekka und Taif und in südlichern Gegenden tragen beide Geschlechter meistens eine lederne Schürze, die im Sommer die einzige Bekleidung der Männer ist. Ueberall besteht die Nahrung in Mehl und Butter; ungesäuerten Mehlteig, in Asche von Kameldünger gebacken, bewahrt man in hölzernen oder ledernen Kufen. Ein Teig, aus Mehl und saurer Kamelsmilch gekocht, ist das allgemeine Gericht der Anêses, das den Namen Ajetsch führt. Schwelgerei ist, außer bei Festlichkeiten, selbst beim reichsten Scheikh unerhört. Für Gäste von Auszeichnung bereitet man eine junge Ziege oder ein Lamm, geringern setzt man Kaffee vor oder Brod mit geschmolzener Butter. In den hügeligen Gegenden des Westens ißt man indischen Reis mit Linsen, ohne Brot, und wo Datteln wachsen, bilden diese die Hauptnahrung. In Nedschd, Hidschâz und Jemen genießt man Butter im Uebermaß, die aber nur im Nothfalle aus Kameelsmilch gemacht wird. Bei vielen Stämmen gilt es für schimpflich, Butter, bei den Beduinen um Mekka, Milch zu verkaufen.

Das Gastrecht ist allen Stämmen heilig und wird nie verletzt. Wenn ein Fremder vor einem Zelte abgestiegen, so wird für ihn ein Teppich ausgebreitet und das Mahl bereitet. Zum Danke dafür hilft er Wasser holen, die Kamele melken, die Pferde füttern u. s. w. Sucht er nach drei oder vier Tagen ein anderes Zelt heim, so wird er, solange es sein mag, immer würdig aufgenommen. Man kann einen Araber nicht schwerer beleidigen, als wenn man ihm nachsagt, er behandle seine Gäste nicht gut. Der Araber hat in der Regel nur Eine Frau, und Beispiele von Ehebruch sind nicht häufig. Der Mann kann indeß jederzeit nach seinem Belieben die Ehe scheiden. Beduinen schließen eine solche sogar auf wenige Wochen, und ein Mann von 40 oder 45 J. hat sonach oft 50 Frauen gehabt. Eine schlechtbehandelte Frau entflieht auch wol zu ihres Vaters Zelt, von wo sie nicht reclamirt werden kann. Indeß fehlt es bei den Beduinen auch nicht an Beispielen ehelicher Liebe und Treue. Nur die wohlhabenden Scheikhs haben gewöhnlich mehrere Frauen. Bei den meisten Stämmen ist die Ceremonie bei der Schließung der Ehe eine sehr einfache, während die Beschneidung meist mit großer Feierlichkeit vor sich geht. Im allgemeinen steht die Sittlichkeit auf tiefer Stufe. Lüge, Betrug, Intrigue, Gewinnsucht, welche die niedrigsten Mittel nicht scheut, Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit im Handel sind überall, in der Wüste wie in den Städten, im Schwange. Jeder Araber vertheidigt seinen Gast mit Gefahr seines Lebens, erträgt mit der größten Fassung den schlimmsten Wechsel des Glücks, zeigt sich aber auf seinen Raubzügen als den niedrigsten, grausamsten und hinterlistigsten Dieb. In der Familie ist er freimüthig, heiter und anständig, keineswegs schweigsam. Im Zelte lebt er träge, und seine Arbeit beschränkt sich auf das Füttern der Pferde und das Melken der Kamele. Die Heerde bewacht ein gemietheter Hirt. Die Frauen und Töchter verrichten die Hausarbeit, mahlen den Weizen auf der Handmühle oder stoßen das Korn im Mörser, bereiten das Brot, die Butter, schaffen das Wasser herbei oder arbeiten am Webestuhl. Sie speisen nicht mit den Männern, sondern verzehren, was diese übrig lassen, in ihrem Gemache, dem Meharrem. Die Pocken richten noch jetzt unter den Stämmen große Verwüstungen an. Auch Fieber sind nicht selten, Augenkrankheiten häufig. Der Aussatz herrscht unheilbar erblich in gewissen Familien. Eine von den Beduinen ganz verschiedene Bevölkerung, aus allen Theilen

der Welt zusammengewürfelt, haust in den wenigen Städten des bekannten A., die fast sämmtlich an der Küste und in den gebirgigen Landstrichen liegen. Dort finden sich alle Fehler und Laster der Araber, aber keine ihrer Tugenden.

Handel, Gewerbe, Geistescultur. Manufactur- und Fabrikthätigkeit hat natürlich in A. keine Stätte. Das Land ist auf die Einfuhr aus andern Ländern angewiesen, und schon somit fehlt es nicht an Handelsbeziehungen. Ueberdies ist A. von jeher das vermittelnde Land zwischen Indien und dem Westen gewesen, und von seinem ehemals hochwichtigen Welthandel sind noch immer nicht alle Spuren vergangen. Seit England seine Poststraße über Suez und Aden gelegt hat, ist ein neuer Anstoß zur Hebung desselben geschehen. Der wichtigste Mittelpunkt des arab. Handels ist Maskat, dessen Imam der erste Kaufmann A.s. Seine zum großen Theil auch für Kriegszwecke ausgerüstete, sehr bedeutende Handelsflotte beherrscht gewissermaßen das Indische Meer im O. Afrikas und hat Handelsverbindungen bis zu den Küsten Chinas hin. Der größte Theil des Binnenhandels wird bei Gelegenheit der Hadschs oder Pilgerfahrten bewerkstelligt. Dschidda am Rothen Meere ist für A. das eigentliche Handelsemporium. Hier sammeln sich jährlich zu Ende Mai die Handelsflotten von Surat, Bombay und Kalkutta, welche die kostbaren Natur- und Industrieproducte Südasiens dorthin bringen. Andere wichtige Seestädte sind am Rothen Meere Jambo, der Hafen von Medinah, ferner Lohaja, Hodeida und Mokha in Jemen, Makulla in Hadramat am Indischen Ocean, El-Khatif in El-Ahsa, sowie Manama auf den Bahreininseln im Persischen Golf. Von bedeutendem Vermögen und großen Schätzen ist nicht die Rede, da das Eigenthum keinen Schutz hat. Man rechnet im Handel auf 30—50 Proc. Gewinn; aber Geld auf Zinsen ausleihen verbietet der Koran. Künste und Wissenschaften haben, wenigstens unter der heutigen Bevölkerung A.s, keinen Boden, kaum das Handwerk. Es gibt nur einige Hufschmiede und Sattler; auch treibt man einige Gerberei und Weberei. In den Städten werden Töpferwaaren, Feuerwaffen, einige Seiden- und Wollstoffe gefertigt. Kein Beduine kann lesen und schreiben. Ihre Wissenschaft beschränkt sich auf die Kenntniß der Sternbilder und Planeten und auf leere Streitigkeiten um Dogmen und Worte. Ihre heutige Literatur besteht in Liebes- und Kriegsgeschichten; oft lauscht abends das ganze Lager dem Liede und Gesange eines Erzählers. Den Gesang begleitet man auf einer Art von Guitarre, die das einzige musikalische Instrument der Araber abgibt. Selbst viele der arab. Dichter können weder lesen noch schreiben, und dennoch sind ihre Verse metrisch und grammatisch tadellos und nicht ohne poetische Schönheiten. Beredsamkeit ist von jeher für einen arab. Staatsmann ein unentbehrliches Erforderniß gewesen; ohne sie gelangt auch der tapferste Scheikh nicht zu Einfluß.

Geschichte. Die Geschichte der Araber vor Mohammed ist wegen geringer Verbindung mit der übrigen Welt von wenig Interesse. Die Ureinwohner A.s werden *Bajaditen*, d. i. die untergegangenen Stämme, genannt, und stammen, nach der spätern *einheimischen Mythe, theils* von Joktan oder Kahtan, einem Abkömmling des Sem, theils von Ismael, dem Sohne Abraham's, ab. Die Nachkommen jenes werden vorzugsweise Araber, die des letztern Mostaraber, d. i. Arabisirte, genannt. Die Sage läßt Joktan's 31 Söhne nach Indien auswandern bis auf zwei, Jarhab und Jorham. Nach dem erstern, welcher sich in Jemen ansiedelte, soll A. seinen Namen erhalten haben; der andere gründete das Reich Hidschâz, das seine Nachkommen regierten. Ismael heirathete nach der Tradition die Tochter des von Jorham abstammenden Königs von Hidschâz und gilt danach als Stammvater des Volks. Die Fürsten (Tobba) der arab. Landschaften gehörten sämmtlich dem Stamme Kahtan an, aus welchem das Geschlecht der Homeiriten oder Himjariten 2000 J. lang über Jemen geherrscht haben soll. Die Araber Jemens und eines Theils der Wüstengebiete lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Abyssinien. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch im Lande umher. Mannhaft vertheidigten die Araber jahrtausendelang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenl. Eroberer. Weder die babylon. und assyr., noch die ägypt. und pers. Könige vermochten sie zu unterjochen. Alexander rüstete sich zu einem Zuge gegen die Araber; doch hinderte der Tod sein Unternehmen. Die hieraus entstandene Verwirrung benutzten die Fürsten im Norden A.s, ihre Herrschaft weit über die Grenze des Landes auszudehnen. Von jeher hatten die arab. Nomaden, besonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der noch Irak-Arabi genannt wird, und gründeten das Königreich Hira. Ein anderer Stamm aus Jemen zog nach Syrien an den Fluß Ghassan und stiftete dort den Staat der Ghassaniden. Drei Jahrhunderte nach Alexander rückten die Römer an

die Grenzen A.s, und Trajan war es, der 107 tief in das Innere eindrang. Die getheilten Araber konnten den röm. Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen. Obgleich ihr Land nie völlig zur röm. Provinz gemacht wurde, blieben doch wenigstens die nördl. Fürsten in Abhängigkeit von den Kaisern und wurden als deren Statthalter angesehen. Freier erhielten sich die alten Homeiriten in Jemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Augustus unter Aelius Gallus, welcher mit 10000 Mann ins Land vordrang, mislang. Mit der Schwäche der röm. Monarchie vermehrte sich in A. wieder das Streben nach Unabhängigkeit, die sich auch durch eine Vereinigung der arab. Stämme leicht hätte erlangen lassen. Aber die arab. Völker blieben zerstreut und zerspalten, und brachten in innern Kämpfen viele Jahrhunderte zu, während welcher das mittlere Hochland (Nedschd) der Schauplatz von jenen ritterlichen, von ihren Dichtern vielfach besungenen Fehden war. Das Christenthum fand in A., obgleich der Sternendienst durch dasselbe nicht ganz verdrängt werden konnte, schon früh viele Anhänger. Es gab selbst mehrere Bischöfe, die unter dem Metropoliten zu Bostra in Palästina standen. Die Stadt Hira unfern des Euphrat zählte viele arab. Christen und Klöster, und der dortige König Ennomân ben-el-Mondsir nahm nicht lange vor Mohammed das Christenthum an. Namentlich zog das Ankämpfen der Araber gegen den röm. Despotismus eine Menge der im orthodoxen Morgenlande verfolgten Christen zu ihnen, so besonders Monophysiten und Nestorianer. Auch die Juden waren seit der Zerstörung Jerusalems in A. sehr zahlreich; sie machten sogar, vorzüglich in Jemen, Proselyten. Der letzte König der bis dahin christl. Himjariten, der Usurpator Dunaan, war jüd. Glaubens, und seine Verfolgung der Christen zog ihm 502 von dem Könige Aethiopiens einen Krieg zu, der ihm Thron und Leben kostete. Die so große Verschiedenheit der Sekten erregte bei vielen Gleichgültigkeit gegen die bestehenden Religionen, und in dieser lag wol eine Hauptursache, daß die Lehre Mohammed's in A. so schnellen Eingang fand.

Mit Mohammed beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des arab. Volks, das die Zeiten vorher die der Unwissenheit, die nach Mohammed die der Erkenntniß nennt. Das Volk, jetzt zum ersten mal sich als Ganzes fühlend, übernahm seitdem jahrhundertelang eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte und trat siegreich aus seinen natürlichen Grenzen, um Reiche in drei Welttheilen zu gründen. (S. Mauren und Khalifen.) Wenn auch der Glanz der äußern Geschichte der Araber durch den Sturz des Khalifats zu Bagdad (1258) in Asien früher wieder zusammenbrach als in Afrika und Europa, das erst um 1492 die letzten Mauren wieder auf afrik. Boden zurückschlug, so wird doch in der Culturgeschichte der Alten Welt die Epoche der Araberherrschaft stets als bedeutend dastehen. (S. Arabische Literatur und Sprache.) Das Innere A.s selbst bot während der Zeit der auswärtigen Kämpfe wenig mehr als die bedeutungslose Geschichte einiger Beduinenstämme und die Schicksale der jährlich nach Mekka strömenden Karavanen. Nach dem Erlöschen des arab. Weltruhms versank das Land in gänzliche Erschöpfung. In jene öden Zustände brachten einige Abwechselung die Unterwerfung Jemens im 16. Jahrh. durch die Türken und deren Wiedervertreibung im 17. Jahrh., ebenso die Oberherrschaft der Portugiesen von 1508—1659 über Maskat, die Eroberungen Omar's gegen Indien und Persien, die Herrschaft der Türken über Hidschâz und dessen Gefährdung durch die flüchtigen Eroberungen der Perser am Ende des 16. Jahrh. Dann endlich griff im 18. Jahrh. das Auftreten der Wahabiten (s. d.) wieder kräftig in die Geschichte der arab. Halbinsel ein. Der moralische Einfluß dieser Ereignisse wirkt noch gegenwärtig fort, der politische wurde bald vernichtet durch das benachbarte Aegypten. Mehemed-Ali, der Pascha von Aegypten, unterwarf sich 1811 die Küsten von Hidschâz wie mehrere Küstenpunkte von Jemen, und hemmte 1818 durch eine von Ibrahim-Pascha gelieferte Hauptschlacht und Zerstörung der Residenz Deraijeh das weitere Vorschreiten der Wahabiten. Derselbe verwendete große Kosten auf die Behauptung der Herrschaft in A., die ihm den Handel im Rothen Meere sicherte. Die Ereignisse des J. 1840 in Syrien nöthigten ihn jedoch, seine Kräfte zu concentriren, und bald sah er sich der europ. Politik gegenüber gezwungen, alle Ansprüche auf die Gebiete der arab. Küsten aufzugeben. Auf solche Weise wurde der Hidschâz wieder unmittelbar türkisch, wenn auch nur nominell, da zur Aufrechthaltung von nur einiger Gewalt eine türk. Flotte im Rothen Meere gehören würde, wie sie Mehemed-Ali besaß, der dadurch wirklicher Herr von Mekka und Medinah war. Wiewol der Großscherif von Mekka vom Großherrn den Befehl erhielt, den Fürsten des südlich angrenzenden Gebirgs Asir und den Scherif, welcher Mokha und Hodeida besetzt hielt, der Pforte zu unterwerfen, so vermochte derselbe doch dieser Weisung wenig nachzukommen, da auch hierzu eine Operation zur See nothwendig gewesen wäre. Die Zustände A.s sind seitdem ungeregelt geblieben.

Die Geschichte A.s vor dem Islam haben außer Marigny, Pococke, Sacy, Rühle von Lilienstern, Forster («Historical geography of Arabia», 2 Bde., Lond. 1844) namentlich Caussin de Perceval («Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme», 3 Bde., Par. 1847) und Krehl («Ueber die Religion der vorislamitischen Araber», Lpz. 1863) bearbeitet. Daran schließen sich für die Geschichte des Mohammedanismus die Arbeiten von Cardonne, Dozy, Hammer-Purgstall, Flügel u. a., besonders aber die Werke von Weil, Muir und Sprenger über Mohammed (s. d.) und Weil's «Geschichte der Khalifen» (3 Bde., Manh. 1846—51) und «Geschichte des Abbasidenkhalifats in Aegypten» (2 Bde., Manh. 1860—62). Die Erdkunde A.s bereichern, außer vielen andern, Niebuhr, «Beschreibung von A.» (Kopenh. 1772) und dessen «Reisebeschreibung nach A.» (Bd. 1 u. 2, Kopenh. 1774—78; Bd. 3, Hamb. 1837); Burckhardt, «Travels in Arabia» (Lond. 1829; deutsch, Weim. 1830), dessen «Notes on the Bedouins and Wahabys» (Lond. 1830; deutsch, Weim. 1831); Wellsted, «Travels in Arabia» (2 Bde., Lond. 1838; deutsch von Rödiger, Halle 1842); Tamisier, «Voyage en Arabie» (2 Bde., Par. 1841); des Grafen Laborde Prachtwerk «Voyage dans l'Arabie Petrée» (2 Bde., Par. 1830); Wrede, «Nachrichten über das südl. A.» (in den «Monatsberichten» der Geographischen Gesellschaft zu Berlin 1843 u. 1852); Lottin du Laval, «Voyage dans la péninsule arabique» (Par. 1860); du Courat, «Les mystères du désert» (2 Bde., Par. 1860) und desselben «L'Arabie heureuse» (Par. 1860). Viele neuere Reisende, deren Zahl sich seit der Eröffnung des Ueberlandwegs nach Indien und der Besetzung Adens von Tag zu Tag mehrt, haben ihre Berichte nur in Zeitschriften veröffentlicht. So Haines, Cruttenden, Arnaud, Fresnel, Wallin, Palsgrave u. a. Eine wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffs gab Ritter in seiner «Erdkunde» (Bd. 12 u. 13, Berl. 1846—47).

Arabis, Gänsekohl, Linné'sche Kräutergattung aus der Familie der Kreuzblütler und der 15. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems. Ihre der Mehrzahl nach in Europa, Nordamerika und Nordasien heimischen Arten sind meist ausdauernde Kräuter mit einfachen, gezähnten oder fiederspaltigen, büschel- oder rosettenständigen Blättern, weißen, selten blauen oder lilafarbenen Blüten und linealen, schmächtigen Schoten, welche in jedem Fache nur eine Reihe Samen enthalten. Die meisten Arten wachsen in den Alpen und andern höhern Gebirgen. Zwei, A. alpina L. aus den Alpen und A. albida Stev. aus Kaukasien, werden häufig als Ziergewächse, besonders zu Einfassungen von Gartenbeeten und zur Decoration von künstlichen Felspartien cultivirt. Sie haben ziemlich große weiße Blumen, blühen im Frühling und bedürfen keiner besondern Pflege.

Arabische Literatur und Sprache. Ueber die erste Cultur und Literatur Arabiens finden sich nur einzelne Angaben. Daß daselbst frühzeitig die Poesie geblüht habe, läßt sich schon aus den Naturanlagen der Bewohner schließen, die als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich geschildert werden, und bereits das Alte Testament rühmt die kunstreichen Sprüche der Königin von Saba. Die in den fruchtreichen, paradiesischen Gegenden des Glücklichen Arabiens unter ihren Scheikhs umherziehenden Nomaden hatten aber auch das, was die Naturpoesie begünstigt: lebhafte Empfindung und warme Phantasie, und das mit Gefahren und Beschwerden verbundene Leben in Sandwüsten und unter nackten Felsen mußten eine männliche, wilde Dichtkunst hervorrufen. Schon vor Mohammed hatte Arabien gefeierte Dichter, welche die Fehden des Volks, seine Helden und die Schönen verherrlichten. Während des großen Markts zu Mekka, und im 5. Jahrh. n. Chr. zu Okadh, fanden poetische Wettkämpfe statt. Die Gedichte aber, denen der Preis zuerkannt ward, wurden mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben und in der Kaaba zu Mekka, dem uralten Nationalheiligthum, aufgehängt. Man nannte sie Modsahhabât, d. h. vergoldete, oder Moallakât (s. d.), von denen uns sieben erhalten sind. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus. Andere berühmte Dichter dieser frühern Periode waren Nabegha, Ascha, Schanfara und Kaab-ben-Zohair, der das Lob des eben aufgetretenen Propheten Mohammed feierte (arab. und lat. von Freytag, Bonn 1822). Das Leben und Dichten eines jener altarab. Wandersänger schildert sehr anschaulich der «Divan» des Amrulkais (deutsch von Rückert, Stuttg. 1843). Die reichste Sammlung der alten Gedichte und Lieder der Araber findet sich in den arab. Anthologien der Hamâsa (s. d.), dem «Divan» des Stammes der Hudhailiten (arab. von Kosegarten, Bd. 1, Greifsw. 1854) und dem «Kitâb-el-aghâni» (arab. und lat. von Kosegarten, Greifsw. 1840 fg.). Vgl. Weil, «Die poetische Literatur der Araber vor Mohammed» (Stuttg. 1837), und Ahlwardt, «Ueber Poesie und Poetik der Araber» (Gotha 1856).

Erst mit Mohammed eröffnete sich indessen die glänzendste Zeit der Araber auch für ihre Literatur. Seine Glaubens- und Lebenslehren wurden von Abubekr, dem ersten Khalifen, in dem Koran (s. d.) gesammelt, den Othman, der dritte Khalif, berichtigte und bekannt machte. Durch den Koran wurden die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt. In ihrer Lage zwischen zwei Welttheilen, welche für den Handel überaus günstig war, schienen die Araber wenig geneigt, als Eroberer aufzutreten. Doch Mohammed gelang es, nachdem er sich ganz Arabien unterworfen und ihm eine religiös-militärische Verfassung gegeben hatte, den in dem Volke gärenden Geist der Tapferkeit durch schwärmerischen Religionseifer zu befeuern. Nach seinem Tode bemächtigte sich der Araber der Geist der Eroberung. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell, und schon 80 J. darauf erstreckte sich ihr Reich von Aegypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand. Während dieses Zeitraums beseelte sie allerdings nur kriegerische Schwärmerei, unter deren Herrschaft die zarten Blüten des Geistes nicht gedeihen konnten. Doch die Zeit und der Umgang mit gebildeten Nationen verdrängten allmählich den rohen Sinn, und unter der Regierung der Abbassiden seit 750 fingen auch Wissenschaft und Künste an sich zu heben. Die erste Unterstützung fanden sie am glänzenden Hofe Almansor's (s. d.) zu Bagdad, 754—775; Harun-al-Raschid (s. d.), 786—809, aber war es, der dauernde Liebe zu ihnen den Arabern einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich, die er fürstlich belohnte; er ließ die Werke der vorzüglichsten griech., syr. und altpers. oder Pehlwi-Schriftsteller ins Arabische übersetzen und diese Uebersetzungen durch zahlreiche Abschriften verbreiten. Al-Mamun, der 813—833 regierte, bot dem griech. Kaiser 100 Ctr. Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Unter Al-Mamun's Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Basra, Bokhara und Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Kairo angelegt. Sein Nachfolger, Motassem, gest. 842, wirkte in gleichem Sinne und Geiste, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der Ommajjaden in Spanien. Was Bagdad für Asien, das war die hohe Schule zu Cordova für Europa, wo überhaupt im 10. Jahrh. die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben beschäftigten und sie in drei Welttheilen verbreiteten. Aus Frankreich und den andern europ. Ländern ging man zu Anfang des 10. Jahrh. nach Spanien, um hier bei den Arabern hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren. So unter andern Gerbert, der später als Sylvester II. den päpstl. Stuhl bestieg. Außer Cordova begründeten die Araber in Spanien noch 14 Akademien, viele Elementar- und höhere Schulen; auch errichteten sie hier fünf sehr bedeutende öffentliche Bibliotheken, wie denn die des Khalifen Hakem über 600000 Bde. enthalten haben soll. So schnelle Fortschritte machte diese kaum $1\frac{1}{2}$ Jahrh. vorher auf den Koran, auf Poesie und Beredsamkeit eingeschränkte Nation, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte.

Ausgezeichnete Verdienste haben sich die Araber um Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich um die Arithmetik, Geometrie und Astronomie erworben, und mehrere arab. Kunstwörter, z. B. Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. s. w., der größte Theil der Sternnamen, ja selbst die Zahlzeichen, welche wir von ihnen annahmen, obgleich eigentlich indischen Ursprungs, zeugen noch von ihrem Einfluß auf die geistige Bildung Europas. Die Geographie verdankt ihnen im Mittelalter das meiste. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika und Asien die Grenzen der bekannten Welt. In der nördl. Hälfte von Afrika drangen sie bis an den Niger vor, westlich kamen sie an den Senegal, östlich bis zum Cap Corrientes. Schon sehr früh mußten, auf Befehl der Khalifen, die ausgesandten Feldherren die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asien war ihnen größtentheils bekannt. Sie erweiterten die Kenntniß von ihrem eigenen Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die Große Tatarei, das südl. Rußland, China und Hindostan. Als geogr. Schriftsteller zeichneten sich aus: Ibn-Khordadbeh, El-Istakhri («Liber climatum», herausg. von Möller, Gotha 1839; deutsch von Mordtmann, Hamb. 1845), Abu-Ishak-al-Faresi, Ibn-Haukal, um 815, El-Edrisi, 1150 (franz. von Jaubert, 2 Bde., Par. 1836), Omar-Ibn-al-Wardi (arab. und lat. von Hylander, Lund 1824; von Tornberg, 2 Bde., Ups. 1835), Yakuti, gest. 1249, der wichtigste Schriftsteller in diesem Gebiete (einen Auszug aus dessen Werke gab Wüstenfeld, Gött. 1846); ferner Al-Osyuti, Abulfeda (s. d.), Kaswini («Kosmographie», herausg. von Wüstenfeld, 2 Bde.,

Gött. 1848) u. a. Vieles, was die bekanntesten unter ihnen, z. B. Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar und in histor.-geogr. Hinsicht wichtig. Bedeutender noch als die geogr. Lehrbücher sind für uns die Beschreibungen, welche Araber von den Ländern, die sie besuchten, lieferten. So Al-Hassan ben-Mohammed al-Wasan aus Cordova, bekannter unter dem Namen Leo Africanus, der im 15. Jahrh. Asien und Afrika, Mohammed ibn-Batuta (arab. und franz. von Defrémery, 4 Bde., Par. 1853), der im 13. Jahrh. Afrika, Indien, China, Rußland u. s. w., und Ibn-Foslan (herausg. von Frähn, Petersb. 1823), der Rußland im 9. Jahrh. durchwanderte. Ebenso sind zu erwähnen: der Reisende Ibn-Djobair im 12. Jahrh. (vollständig herausg. von Wright, Leyd. 1852), der Astronom Albiruni, aus dem 11. Jahrh., der ein ausgezeichnetes Werk über Indien verfaßte (in: «Fragments arabes relatifs à l'Inde», herausg. von Reinaud, Par. 1845), dann zwei anonyme Reisende, die im 9. Jahrh. Indien und China besuchten («Relation des voyages faits dans l'Inde et à la Chine», arab. und franz. von Reinaud, 2 Bde., Par. 1845), und noch viele andere.

Auch die Geschichte fand seit dem 8. Jahrh. unter den Arabern viele Bearbeiter; doch sind deren Werke noch lange nicht, wie sie es verdienen, benutzt. Der älteste Historiker der Araber, den wir kennen, ist Hescham ben-Mohammed al-Kelbi, gest. 819 («Das Leben Mohammed's», herausg. von Wüstenfeld, 2 Bde., Gött. 1857). In demselben Jahrhundert lebten Ibn-Kotaiba (herausg. von Wüstenfeld, Gött. 1850), Abu-Obaida, Al-Wakedi, Al-Baladsori und Asraki (in: «Die Chroniken der Stadt Mekka», arab. und deutsch von Wüstenfeld, 4 Bde., Lpz. 1857—61). Seit dem Anfange des 10. Jahrh. wurde die Geschichte ein Lieblingsstudium der Araber. Masudi (Histor. Encyklopädie, unter dem Titel: «Die goldenen Wiesen», arab. und franz., Bd. 1, Par. 1861), Tabari («Annales», herausg. von Kosegarten, Greifsw. 1831), Hamza aus Isfahan (arab. und lat. von Gottwald, 2 Bde., Lpz. 1844) und der christl. Patriarch Eutychius von Alexandrien («Annales», herausg. von Pococke, 2 Bde., Oxf. 1658) waren die ersten, welche Universalgeschichten verfaßten. Hierin folgten ihnen Abulfaradsch (s. Barhebräus) und Georg Elmakin («Historica saracenica», herausg. von Erpen, Leyd. 1625), beide Christen; ferner Ibn-al-Amid, Ibn-al-Athir (arab. und schwed. von Tornberg, Lund 1851), Mohammed-Hemavi, Abulfeda (s. d.), Nuvairi («Histoire de Sicile sous le gouvernement des Arabes», franz. von Caussin, Par. 1802), Dschelal-eddin, Soyuti, Ibn-Schohna, Abul-Abbas, Ahmed al-Dimeschki, Alfachri (herausg. von Ahlwardt, Gotha 1860) u. a. Ueber die Geschichte der Araber in Spanien schrieb Abul-Kasem aus Cordova, gest. 1139, Temimi, Ibn-Khatib, Ibn-Alabar, Ahmed ben-Yahya al-Dhobi, Ahmed al-Mokri (arab. von Dozy, 3 Bde., Leyd. 1855; engl. von Gayangos, 2 Bde, Lond. 1841), Abu-Mohammed-Assaleth (portug. von Moura, Lissab. 1840), Ibn-Abdari (herausg. von Dozy, Leyd. 1849) u. a. Die Geschichte der arab. Dynastien in Mauretanien bearbeiteten Ibn-Abi-Zer («Annales regum Mauritaniae», arab. und lat. von Tornberg, 2 Bde., Upf. 1843; deutsch von Dombay, 2 Bde., Agram 1793) und Ben-Abil-Raini («Histoire de l'Afrique», übersetzt durch Pellisier und Rémusat, Par. 1845) u. s. w. Von Kotb-eddin ist eine Geschichte von Mekka vorhanden, von Kemal-eddin eine Chronik von Aleppo. Ibn-Khallikan («Vie des hommes illustres», herausg. durch M'Guckin de Slane, 2 Bde., Par. 1838; engl. von demselben, 3 Bde., Lond. 1842), Ibn-Abi-Osaiba, Dsahebi («Liber classium virorum», herausg. von Wüstenfeld, Gött. 1833), Abu-Zakariya-el-Navavi (herausg. von Wüstenfeld, Gött. 1842) u. a. verfaßten biographische Wörterbücher. Abdullatif (s. d.), Makrizi («Histoire des sultans Mamlouks de l'Égypte», franz. von Quatremère, 2 Bde., Par. 1837; «Geschichte der Kopten», arab. und deutsch von Wüstenfeld, Gött. 1846), Schehabeddin ben-Abi-Hidschla, Marai ben-Jussuf al-Hanbali, Dschemaleddin Jussuf ben-Tagri-Bardi, Mohammed ben-al-Moti und Ibn-Omar schrieben Specialwerke über Geschichte von Aegypten. Bohaeddin (herausg. von Schultens, Leyd. 1755) und Emadeddin lieferten Biographien Saladin's. Ibn-Arabschah beschrieb die Thaten des Timur (herausg. von Manger, 2 Bde., Leeuwarden 1767, und zu Kalk. 1812), und Otbi das Leben des Mohammed von Ghazna (herausg. von Sprenger, Delhi 1847). Von Ibn-Khaldun ist eine, in wahrem philos. Geiste gehaltene Einleitung in das Studium der Geschichte und Politik (herausg. von Quatremère, 3 Bde., Par. 1860) und eine Geschichte der Berbern (herausg. von M'Guckin de Slane, Algier 1847; franz. 3 Bde., Algier 1852) vorhanden. Hadschi-Khalfa verfaßte ein encyklopäd.-bibliogr. Werk über die Literatur der Araber, Perser und Türken (herausg. von Flügel, 7 Bde., Lond. 1835—57), das nach seinem systematischen Theile Hammer in der «Encyklopäd. Uebersicht der Wissenschaften des Orients» (2 Bde., Lpz. 1804) bearbeitete. Der Stil der meisten arab. Historiker ist einfach und ungeschmückt.

Die Theologie, welche in inniger Verbindung mit der Rechtsgelehrsamkeit steht, weil beide auf Einem Grunde, dem Koran, ruhen, bildet den bedeutendsten Theil des öffentlichen Unterrichts. Uebersichten geben El-Senûsî's «Begriffsentwickelung des mohammed. Glaubensbekenntnisses» (arab. und deutsch von Wolff, Lpz. 1848), und die «Stationen» des Idschi (herausg. von Sörensen, Lpz. 1848). Erst unter den ommajjadischen Khalifen fingen die Speculationen über den Inhalt des Koran an, und als nachher die Aristotelische Philosophie bekannt wurde und man diese auf die Religion anzuwenden begann, so entstanden bald mehrere Sekten, von denen 4 als rechtgläubig, 72 aber als ketzerisch angesehen werden, und deren verschiedene Meinungen Scharistani in seinem Werke über die Religionen (herausg. von Cureton, Lond. 1842; deutsch von Haarbrücker, Halle 1850) auseinandersetzte. Jene vier orthodoxen Sekten sind die Hanefiten, welche zwar die Tradition nicht verwerfen, aber Vernunftgründe ihr vorziehen; die Schafiten, die den Gebrauch der Vernunft und der Philosophie ganz verwerfen; die Kambaliten und die Malechiten, die den Gebrauch der Philosophie nur dann zulassen, wenn gar keine Tradition vorhanden ist. Die Tradition oder Sunna überliefert die Reden und Thaten des Mohammed und ist, bei aller Pedanterie in ihren einzelnen Bestimmungen, doch ihrem Kerne nach bei weitem dem Koran vorzuziehen. Die von Bochari gesammelten Ueberlieferungen werden am meisten geschätzt (arab. herausg. von Krehl, Bd. 1, Leyd. 1863). Unter den theol.-juridischen Disciplinen steht die Exegetik des Koran obenan. Die berühmtesten Exegeten sind Samakhschari (herausg. von Lees, 2 Bde., Kalk. 1856) und Baidhawi (herausg. von Fleischer, 2 Bde., Lpz. 1844). Eine sehr berühmte Dogmatik schrieb Omar al-Nasafi im 12. Jahrh., das geschätzteste Gesetzbuch Scheikh Ibrahim aus Aleppo im 16. Jahrh. Beide Werke übersetzte Mouradgea d'Ohsson in seinem «Tableau général de l'Empire ottoman» (2 Bde., Par. 1787). Das mohammed. Recht erläutern noch die Hedaya (4 Bde., Kalk. 1830; engl. von Hamilton, 4 Bde., Lond. 1791) mit den Commentaren Inaya und Kafiya, und die Aussprüche oder Fetwas berühmter Juristen, von denen die «Fatawa Alemgiri» (6 Bde., Kalk. 1829), die «Fatawa Hamadani» (2 Bde., Kalk. 1832) und viele andere namentlich in Konstantinopel erschienen sind.

Die Philosophie der Araber, welche sich zum Koran wie die christl. Scholastik zur Bibel verhält, war griech. Ursprungs. Sie hielt sich hauptsächlich an Aristoteles, der durch sie auch in Spanien und von da im ganzen westl. Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabischen übersetzte man ihn in die lat. Sprache. Doch kannten die Araber selbst den Aristoteles, den sie auf neuplatonische Weise auffaßten, nur aus den unter den Abbassiden gemachten Uebersetzungen. Ganz vorzügliche Aufmerksamkeit wendeten sie auf Dialektik und Metaphysik. Von ihren philos. Schriftstellern sind zu bemerken: Alkindi aus Basra, um 800 (über den Flügel eine Monographie lieferte, Lpz. 1857); Alfarabi, der um 954 über die Principien schrieb; Avicenna (s. d.), gest. 1036, der außer andern philos. Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken verfaßte; Ibn-Yahya, der sich als Selbstdenker auszeichnete; Alghazzali, gest. 1111, der eine «Niederreißung aller heidnischen philos. Systeme» schrieb; Abubekr ibn-Thophail, gest. 1190, der in seinem philos. Roman «Hai-ebn-Yokdan» (herausg. von Pococke, Orf. 1671) die Entwickelung des Menschen aus der Thierheit lehrte, und sein Schüler Averrhoes (s. d.), besonders hochgeachtet als Erklärer des Aristoteles. Vgl. Schmölders, «Sur les écoles philosophiques chez les Arabes etc.» (Par. 1842); Ritter, «Ueber unsere Kenntniß der arab. Philosophie» (Gött. 1844); Dieterici, «Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrh.» (Berl. 1861); Gosche, «Ueber Ghazzali's Leben und Werke» (Berl. 1858).

Viele berühmte Philosophen waren zugleich Aerzte, und unleugbar haben die Araber, nächst der Erdkunde, in der Medicin das Bedeutendste geleistet, wie ihnen denn auch das Verdienst gebührt, die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Basra, Alexandria und Cordova wurden vom 8. bis zum 11. Jahrh. medic. Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man der Medicin widmete, konnte es, obschon man im wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, an Fortschritten nicht fehlen. Die Anatomie konnte freilich nichts durch die Araber gewinnen, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr aber gewann die Arzneimittellehre, da sie eifrig Botanik studirten, wie auch Chemie, die, wenn sie nicht als deren Erfinder betrachtet werden können, wenigstens vielfach durch sie gefördert wurde. Auch die Nosologie verdankt ihnen manche Fortschritte. Zu den berühmtesten medic. Schriftstellern gehören: Aharun, der zunächst die Pocken beschrieb,

Jahia ben-Serapion, Jakob ben-Ishak-Alkindi, Johannes Mesve, Rhazes, Ali ben-Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Kanon der Medicin, der lange Zeit als das einzige Handbuch galt, Ishak ben-Soleiman, Abulkasim (s. d.), Ibn-Sohar, Averrhoes, der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin, Ali ben-Isa («Ueber die Augenkrankheiten», arab. und lat. von Hille, Dresd. 1845) und Ibn-ul-Nafis («System der Medicin, nebst Commentar», 2 Bde., Kalk. 1828). Vgl. Wüstenfeld, «Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher» (Gött. 1840). Ueber Naturgeschichte schrieben Damiri, Ibn-Baitar und Kazwini; über den Ackerbau Abu-Zakarya aus Sevilla. Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache in der Art der Behandlung; denn um die Aristotelischen Principien mit der Verhängnißlehre des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch.

Sehr Bedeutendes leisteten die Araber in der **Mathematik**, welche von ihnen, auf einfachere Grundsätze zurückgeführt, vielfach bereichert und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern und das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden. Sie vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Um letztere erwarben sich Mohammed ben-Musa («Algebra», arab. und engl. von Rosen, Lond. 1830) und Thabet ben-Korrah besondere Verdienste. Alzahan schrieb über die Optik; Nassireddin übersetzte die «Elemente» des Euklides; Dscheber ben-Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus «Trigonometrie» u. s. w. Vorzüglich wurde die Astronomie bearbeitet, für welche zu Bagdad und Cordova berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon 812 hatten Alhazen und Sergius des Ptolemäus «Almagest», dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astronomie, ins Arabische übersetzt, woraus Alfargani 833 und später Averrhoes Auszüge lieferten. Al-Batani (Albategnius) beobachtete im 10. Jahrh. das Fortrücken der Apsidenlinie der Erdbahn sowie die Schiefe der Ekliptik; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten und Abul-Hassan-Ali über die astron. Instrumente (arab. und franz. von Sédillot, 2 Bde., Par. 1842). Die Geographie wurde mit der Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, so von Abulfeda u. a. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Klimate, viele geogr. Maße u. dgl.

Bei diesen Fortschritten in den strengern Wissenschaften blühte der arab. Geist auch fortwährend in der **Poesie**. Zahlreiche Dichter gab es in allen Ländern der arab. Welt, obschon sich zur Zeit der polit. und wissenschaftlichen Blüte die Poesie künstlicher gestaltete. Auszeichnung verdienen Motenebbi (s. d.), Abul-Ala, Omar ben-Faredh («Divan», Par. 1855; «Das Hohelied der Liebe», arab. und deutsch von Hammer, Wien 1854), Abu-Nuwas (s. d.), Tograi und Ibn-Doreid durch ihre zarten Idyllen, Bustri durch sein Lobgedicht auf Mohammed (herausg. von Rosenzweig, Wien 1824), Hamadâni als Begründer der Kunstform der *Makamen*, die Hariri (s. d.) zur höchsten Vollendung brachte, Ibn-Arabschah wegen seiner Erzählungen (herausg. von Freytag, Bonn 1832), Azzeddin durch sein sinnreiches allegorisches Gedicht: «Die Vögel und die Blumen» (arab. und franz. von Garcin de Tassy, Par. 1841; deutsch von Peiper in seinen «Stimmen aus dem Morgenlande», Lpz. 1850), u. s. w. Auch an Romanen und Märchensammlungen, wie die «Tausend und eine Nacht» (s. d.), die «Thaten Antar's» (s. d.), die «Thaten der Kämpfer» (Siret el-modschâheddin), die «Thaten des Helden» (Siret el-behluwân) ist die arab. Literatur reich. Ueberhaupt gibt es, die dramatische ausgenommen, keine Gattung der Poesie, in welcher die Araber sich nicht versucht hätten. Schon dieser Reichthum und diese Universalität der arab. Literatur trug dazu bei, daß sie eine mächtige Einwirkung auf die neueurop. Poesie gewann. Namentlich ist es die Welt der Märchen mit ihren Feen und Zaubergestalten, welche in die abendl. Poesie geradezu übergegangen ist. Selbst einige der im Mittelalter am weitesten verbreiteten Volksbücher, wie «Die sieben weisen Meister», die Fabeln des Bidpai (s. d.), sind durch arab. Vermittelung uns zugeführt worden. Die Araber erhielten diese Stoffe aus Persien, während sie aus dem Griechischen Fabeln übersetzten, die sie dem Lokman (s. d.) beilegten.

So reich sich indessen das geistige Leben der Araber während des Mittelalters nach allen Seiten hin entwickelte, so dürftig ist das Bild, das uns die letzten Jahrhunderte und die Gegenwart bieten. Der brutale Fanatismus der Türken hat die letzten Blüten des Orients geknickt; in Stumpfsinn und Trägheit versunken, erwartet das Morgenland in apathischer Resignation seine Erlösung und Rückkehr zu freierm, höherm Dasein. Die Literatur bietet jetzt keine beachtungswerthen Erscheinungen mehr dar. Die Gelehrsamkeit besteht ausschließlich aus Commentaren und Scholien, aus scholastischen Untersuchungen über Gegenstände der Dogmatik und

Jurisprudenz, und aus grammatischen Arbeiten über die alte Sprache, die immer spitzfindiger und unerquicklicher werden. Unter den neuesten Autoren, die aber bereits unter der Einwirkung europ. Bildung gedichtet und geschrieben haben, sind zu erwähnen: Michael Sabbagh aus Syrien («La colombe messagère», arab. und franz., Par. 1805), der Scheikh Refaa aus Kairo («Die zerbrochene Leier», Par. 1827; «Sitten und Gebräuche der Europäer», Kairo 1834; «Reise in Frankreich», Kairo 1825) und Nasif-Effendi aus Beirut, der zu Sacy's Ausgabe des Hariri kritische Bemerkungen schrieb («Epistola critica», arab. und lat. von Mehren, Lpz. 1848) und diese Kunstform glücklich nachgeahmt hat (Beirut 1856). Unter dem europ. Einflusse hat in neuester Zeit auch eine journalistische Literatur in arab. Sprache angefangen, die nicht ohne anregende Wirkung auf die Gebildeten des Volks bleiben wird. Das hervorragendste Journal, polit.-literarischen Inhalts, ist «Al-akhbar», das unter der Redaction des Khalif-Efendi in Beirut erscheint. Auch die eigentliche Volkspoesie bietet wenig Ergebnisse. Einzelne Proben gaben Burckhardt («Arabian proverbs», Lond. 1830), Lane (in seinem «Modern Egypt») und der Reisende Wallin. Noch muß bemerkt werden, daß man unter arab. Literatur gewöhnlich nur die der mohammed. Araber versteht; es gibt aber auch eine christl.-arab. Literatur, die allerdings jener an Umfang und Gehalt bedeutend nachsteht. Zwar finden wir einige christl. Historiker, deren Werke von Werth sind, wie Eutychius, Elmakin, Abulfaradsch, den Reisenden Makarius; das meiste aber ist kirchlichen Inhalts. Die von Christen gemachten Uebersetzungen des Alten Testaments sind nicht aus dem Hebräischen, sondern aus dem Griechischen oder Lateinischen verfertigt worden. Auch die span. Juden bedienten sich im Mittelalter häufig der arab. Sprache für ihre gelehrten Arbeiten, und einige der bedeutendsten Werke des Saadia, Maimonides u. a. sind ursprünglich arabisch geschrieben worden.

Die arabische Sprache gehört zu den sog. semit. Mundarten, unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschmeidigkeit auszeichnet. Sie zerfällt in zwei wesentlich voneinander geschiedene Dialekte, in den nördlichen, der durch den Koran allgemein herrschende Bücher- und Umgangssprache in der gesammten Ausdehnung des Arabischen Reichs wurde, und in den südlichen oder himjaritischen, der aber bisjetzt nur aus wenigen Inschriften und sonstigen Sprachproben bekannt, wahrscheinlich aber die Quelle der äthiop. Sprache und Schrift ist. (S. Himjariten.) Der älteste Grammatiker, der schon unter dem vierten Khalifen Ali blühte, ist Abul-Aswad-al-Duli. Unter den nachfolgenden Grammatikern sind zu erwähnen: Sibawaih, Ibn-Malek («Alfiya», arab. und deutsch von Dieterici, Lpz. 1851), Samakhschari («Al-mufassal», arab. von Broch, Christiania 1860), Ibn-Hescham, Ibn-Doraid, Motarrezi, Tebrizi, Baidhawi, Hariri, Ibn-Hadschib («Kâfiya», Rom 1592, u. öfter zu Konstantinopel), Al-Sanhedschi («Aladschrumiye», arab. und franz. von Vaucelle, Par. 1834, und von Bresnier, Algier 1846) u. a. Vgl. Sacy, «Anthologie grammaticale arabe» (Par. 1829). Eine literarhistor. Uebersicht der Leistungen der Araber im Gebiete der Grammatik gab Flügel (Lpz. 1862). Khalil ben-Ahmed al-Ferahidi aus Basra brachte zuerst die Prosodie und Metrik der arab. Dichter in ein System. Al-Dschauhari, gest. 1009, trug ein Wörterbuch der reinen arab. Sprache zusammen, welches er «Al-Sihah», die Reinheit, nannte und das noch jetzt sehr geschätzt wird (türk. Uebersetzung von Van-Kuli, 2 Bde., Konstant. 1728 u. öfter; pers. Uebersetzung Kalk. 1812 u. öfter). Mohammed ben-Jakub al-Firuzabadi, gest. 1414, verfaßte einen Thesaurus der arab. Sprache unter dem Titel «Al-Kamus», d. i. der Ocean, das beste arab. Wörterbuch, das man besitzt (2 Bde., Kalk. 1817), und welches daher auch ins Türkische und Persische (3 Bde., Konstant. 1818; 4 Bde., Kalk. 1840) übersetzt worden ist. Die beste Sammlung der arab. Wörter, nach den Materien geordnet, gab Samachschari (herausg. von Wetzstein, Lpz. 1850). Die Kunstausdrücke der Künste und Wissenschaften erklärte alphabetisch Dschordschani («Definitiones», herausg. von Flügel, Lpz. 1845); die speciellen Wörter der Sufis Abd-ur-Razak (herausg. von Sprenger, Kalk. 1845); in größter Vollständigkeit «The technical terms of the Arabic language» (2 Bde., Kalk. 1850). Die zahlreichen Sprüchwörter sammelte Meidani (herausg. von Freytag, 2 Bde., Bonn 1838).

Durch den Uebergang der Araber nach Sicilien und Spanien ward die arab. Sprache in Europa bekannt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Einflusses in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat, so ging doch ihre Kenntniß nach Vertreibung der Mauren den Europäern meist verloren. Postel (1538) weckte das gelehrte Studium derselben von neuem in Frankreich und Spey (1583) in Deutschland. Mit großem Eifer ward es seit dem 17. Jahrh. zuerst in den Niederlanden und seitdem auch in Deutschland, Frankreich und England getrieben. Sprachlehren lieferten, auf die arab. Grammatiker sich stützend, Martelotti (1620) und

Guadagnoli (1642); nach bequemerer Methode van Erpen (1613), besonders aber Sacy (1831), Lumsden (1813), Ewald (1831) und Caspari (lat. 1848, deutsch 1859). Wörterbücher verfaßten Golius (1653), Giggeji (1632), Castelli (1669), Meninski (1660), Wilmet (1784), Freytag (1830) und Kazimirski (1848). Die besondern Namen für Kleidungsstücke behandelte speciell Dozy (1845). Einen wahren Thesaurus der arab. Sprache bearbeitet, auf das reichste Material gestützt, Lane (Bd. 1, Lond. 1863). Chrestomathien verfaßten Jahn (1802), Sacy (1826), Kosegarten (1828), Grangeret de Lagrange (1828), der Scheikh Ahmed-al-Yemini unter dem Titel: «Nafhat ul Yemen» (Kalk. 1811) und «Hadikat ul Afrah» (Kalk. 1818), Arnold (1853) u. a. Die Metrik bearbeiteten Freytag (1831) und Ewald (1825), die Rhetorik und Poetik Garcin de Tassy (1846) und v. Mehren (1853). Die Kenntniß des Neuarabischen, wie es jetzt in Syrien, Aegypten und der Nordküste von Afrika gesprochen wird, förderten durch Grammatiken Cañes (1775), Caussin de Perceval (1858), der Scheikh Altantawi («Traité de la langue arabe vulgaire», Lpz. 1848), Wahrmund, «Praktisches Handbuch der neuarab. Sprache» (3 Bde., Gießen 1861); durch Wörterbücher Dominicus Germanicus de Silesia (1636), Cañes (1781), Bokhtor (1848), Berggren (1844), Catafago («English-Arabic dictionary», Lond. 1858) u. a. Die Eroberung Algiers hat eine wahre Flut von grammatischen und lexikalischen Arbeiten über den dortigen Dialekt des Arabischen hervorgerufen. Besondere Erwähnung verdienen: Bresnier («Chrestomathie arabe vulgaire», Algier 1845; «Leçons de langue arabe», Par. 1846), Bellamare («Grammaire arabe», Par. 1850), Roland de Bassy («Dictionnaire français-arabe», Algier 1846), Hélot, Cherbonneau u. a. Die größten Sammlungen arab. Manuscripte finden sich in Madrid, Rom, Paris, Leyden, Oxford, London, Gotha, Wien, Berlin, Kopenhagen, Lund, Upsala und Petersburg. Doch fehlt es noch an genügenden Katalogen über alle diese Sammlungen. Eine Geschichte der arab. Literatur nach allen Seiten ihrer Entwickelung hat Hammer (Bd. 1—7, Wien 1850—56) begonnen, aber nur bis 1258 herabgeführt. Eine ziemlich vollständige Uebersicht des bis 1860 im Druck Erschienenen gibt Zenker in seiner «Bibliotheca orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—61). Eine gleiche Uebersicht alles dessen, was über Arabien im weitesten Sinne geschrieben worden, gewährt die «Bibliothèque de Silvestre de Sacy» (3 Bde., Par. 1842—47).

Die arabische Schrift, welche, wie alle semit. Schriften, von der Rechten zur Linken gelesen wird, ist der altsyr. Schrift Estrangelo entlehnt, und wurde zur Zeit des Mohammed, wahrscheinlich durch christl. Missionare, in A. eingeführt. In ihrer ältesten Form nennt man sie Kufisch, nach der Stadt Kufa am Euphrat, wo man sich vorzugsweise mit dem Abschreiben des Koran beschäftigte. Dieser Schriftzug ist sehr roh und plump, und unterscheidet nur 16 Consonanten von den 28 des arab. Alphabets durch besondere Zeichen. Die Schrift erhielt sich trotzdem gegen 300 J., wurde dann aber durch die Neskhischrift ersetzt, deren man sich noch jetzt allgemein bedient, und in welcher die ähnlichen Consonantenzeichen durch Punkte unterschieden und die Vocale durch Striche über und unter der Linie bezeichnet werden. Doch läßt man die letztern in den Handschriften fast immer weg. Mit dem Mohammedanismus drang auch die arab. Schrift überallhin: sie gehört nebst der lat. Schrift zu den am weitesten verbreiteten Schriftarten auf der Erde. Vgl. die paläographischen Schriften von Kopp (s. d.) und Möller's «Orient. Paläographie» (Eisl. 1844).

Arabischer Meerbusen oder Golf, s. Rothes Meer.

Arabisches Meer (unpassend Persisches Meer, angemessener Indisch-arabisches Meer genannt) heißt der nordwestlichste Theil des Indischen Oceans, der von den Küsten Ostafrikas, Arabiens, Belutschistans, Vorderindiens und im S. von einer Linie zwischen der Südspitze des letztern, Cap Comorin, und der Ostspitze Afrikas, Cap Guardafui, begrenzt wird. Nördlich reicht es bis zu 25° nördl. Br. hinauf und hat in der Richtung der Meridiane eine Ausdehnung von etwa 220 M., während es in der Richtung der Parallelen am offenen Südeingange 360 M., in der Mitte 450, im Hintergrunde 120 M. mißt. Gegen W. erstreckt es sich unter dem Namen des Meerbusens von Aden noch über die Straße von Bab-el-Mandeb (durch welche es mit dem Arabischen Meerbusen oder dem Rothen Meere in Verbindung steht) hinaus und schneidet mit dem Golf von Tadschurra tief in die Küste von Adal ein. Im äußersten N., wo es auch Bahr-Omân oder Meer von Omân genannt wird, welchen Namen man auch für das ganze Meer gebraucht findet, wird es zwischen Arabien und Iran mit dem Persischen Meerbusen verbunden, und an der Nordostecke bildet es die Golfe von Katsch (Cutch) und Cambay, zwischen denen die indische Halbinsel Gudscherât (Guzerate) liegt. Abgesehen von Vorderindien, von Maskat in Omân und von Aden, sind sei

Küsten öde und ohne bedeutende Häfen; gleichwol ist es, namentlich seit Errichtung der Ueberlandspost, durch den Dampfschiffahrtsverkehr zwischen Suez, Aden und Bombay sehr belebt. Der Segelschiffahrt bieten die bei dem Wechsel des sommerlichen Südwest- und des winterlichen Nordostmousson eintretenden veränderlichen Winde, Windstillen und Orkane erhebliche Schwierigkeiten dar. Durchschnittlich braucht ein Segelschiff von Aden nach Bombay für eine Strecke von 409 M. 35 Tage, ein Dampfer 7 Tage. Nur zwei große, aber für den Verkehr zwischen der Küste und dem Binnenlande wenig bedeutende Ströme senden diesem Meere ihre Wasser zu, der Indus unmittelbar, der Schat-el-Arab (Euphrat-Tigris) durch den Persischen Meerbusen. Auch an Inseln ist dieses Meer auffallend arm, und die vorhandenen, Sokotora und die Lakediven, sind für den Handelsverkehr ebenfalls ohne Bedeutung. Erst seit Ptolemäus ist für dieses wie überhaupt für das östl. Weltmeer der Name Indischer Ocean im Gebrauch. Früher führte es den Namen Erythräisches Meer, d. h. Rothes Meer, worin auch der Persische Meerbusen, nicht aber der Arabische Meerbusen oder unser Rothes Meer einbegriffen war.

Arabisches Pferd, s. Pferd.

Arabische Ziffern nennt man unsere 10 Zahlzeichen (mit Einrechnung der Null), mittels deren man, in Gemäßheit unsers Verfahrens, wonach jede Ziffer außer ihrem absoluten Werthe noch einen relativen, von ihrer Stelle abhängigen hat, alle nur denkbaren Zahlen, die kleinsten wie die größten, zu schreiben im Stande ist. Im Grunde sollte man jedoch diese Ziffern vielmehr als indische bezeichnen, denn die Indier haben schon in uralter Zeit unsere jetzigen Zahlen gebraucht, und erst von ihnen haben die Araber sie erhalten. Auch wurde schon bei Einführung unserer Ziffern in Europa ihr indischer Ursprung als ausgemacht angenommen. Ihren Weg in die Abendländer fanden die indischen Zahlen höchst wahrscheinlich durch einen arab. Astronomen, der sich lange in Indien aufhielt, Namens Albiruni. Die Araber aber brachten, nach der gewöhnlichen Annahme, die Zahlen nach Spanien, wo der gelehrte Franzose Gerbert (der nachherige Papst Sylvester II.) sie wahrscheinlich schon im 10. Jahrh. von ihnen lernte. Doch nur sehr langsam gelangten die Zeichen in Gebrauch. Noch am Ende des 12. Jahrh. waren die indischen oder arab. Zahlen selbst unter den Kaufleuten noch nicht allgemein gebräuchlich, sondern man bediente sich der röm. Zahlzeichen. In öffentlichen Inschriften kommen die Arabischen Ziffern erst vom 14. Jahrh. an, in Urkunden aber sehr selten vor dem 15. Jahrh. vor. Ueber den indischen Ursprung der Arab. Ziffern handelt Wöpke im «Journal Asiatique» (Jahrg. 1863).

Aracacha oder Arracacha (spr. Arrakatscha), span. oder richtiger indian. Name verschiedener südamerik. Tropengewächse mit eßbaren Knollen. Die Spanier unterscheiden Peruanische A. (A. del Perú) und Neugranadische A. (A. de Nueva-Granada). Erstere sind die Knollen zweier Sauerkleearten (s. Oxalis), letztere diejenigen zweier Arten einer zu der Familie der Doldengewächse gehörenden Kräutergattung, welcher Bancroft den Namen A. gab. Besonders berühmt ist A. esculenta, welche um Sta.-Fé de Bogota wild wächst und dort, wie in ganz Neugranada, allgemein cultivirt wird. Diese Pflanze bringt dicke, fleischige, der Möhre ähnliche Wurzeln hervor, deren aber stets mehrere büschelweise zusammengewachsen sind. Dieselben werden gebraten oder gekocht gegessen und liefern eine sehr nahrhafte, gesunde und wohlschmeckende Speise. Man hat deshalb in neuerer Zeit die Aracachawurzel als Surrogat für die Kartoffel empfohlen, doch sind die mit importirten Wurzeln gemachten Acclimatisationsversuche bisher misglückt. Es könnte diese Pflanze auch nur im südlichsten Europa mit Erfolg cultivirt werden, indem sie einer mittlern Jahrestemperatur von mindestens + 18° C. bedarf. Sie verlangt außerdem einen tiefgrundigen, feuchten, humosen, kräftigen Boden, kann aber auf solchem mehrere Jahre hintereinander ohne irgendeine Düngung gebaut werden, indem sie durch die Verwesung des dichten Blätterbüschels, welcher aus dem Wurzelstocke hervorwächst, dem Boden hinreichend neue Nahrung zuführt. Die Vervielfältigung geschieht in ihrem Vaterlande nicht durch Samen, sondern durch Zertheilung des horizontal abgeschnittenen Wurzelstockhalses, den man durch senkrechte Schnitte in mehrere Stücke theilt, deren jedes mit einer Anzahl von Blattstielbasen versehen sein muß. Diese Stücke verpflanzt man, worauf sie sich von neuem bewurzeln. In Samen schießen läßt man die Pflanze niemals. — Mit dem Namen A. belegt man fälschlicherweise bisweilen auch die Maniokwurzel (s. Jatropha).

Aracan, Arrakan oder Arachan, bei den Eingeborenen Rachaing, Rukhäng oder Rjekiang genannt, eine hinterindische Küstenlandschaft von 634 Q.-M., am Bengalischen Meerbusen, welche die Birmanen 1826 im Frieden zu Yandabu an die Briten abtreten mußten und die von diesen 1862 zur Statthalterschaft «British-Birmanien» geschlagen worden ist. Die Landschaft erstreckt sich von dem Flusse Naaf an der Grenze gegen Tschittagong (21° 33′ nördl. Br.),

südwärts immer schmaler werdend, bis zum Cap Negrais (16° 2′ nördl. Br.). Das Gebirg Joma-dong, welches in gerader Richtung von N. gegen S. läuft, begrenzt das Land im O. gegen Birma (Awa) und Pegu, das Meer im W. Von Cap Negrais bis 18° 30′ nördl. Br. ist es nur ein ganz schmaler Küstenstrich; nördlich davon treten auf weiter Strecke viele Fjorde, unzählige größere und kleinere Inseln, Klippen, Bänke und Untiefen auf. An der Küste und auf den Inseln, namentlich auf Cheduba oder Tscheduba, finden sich Schlammvulkane, und auch Erdbeben sind nicht unbekannt. Das Innere ist durchaus gebirgig, mit Erhebungen von 2—8000 F., eine wenig bekannte, an Elefanten und Tigern reiche Waldwildniß. Die Flüsse sind unbedeutend, mit Ausnahme des Koladaing oder Koladjen, der von N. gegen S. läuft und mit dem westlicher fließenden Mju ein Delta bildet, in welches noch viele andere Wasserläufe eintreten. Der Grenzfluß Naaf bildet fast zur Hälfte seines Laufes einen Fjord, und überhaupt gehen im nördl. Theile von A. die Flüsse, nachdem sie von den Höhen herabgestürzt, in Meereseinschnitte über, die untereinander in Verbindung stehen und bei hohen Fluten so sehr anschwellen, daß sie weit und breit die Landschaft überschwemmen. Die Niederung ist daher auch größtentheils Sumpfland, mit hohen Grasungen, Schilf, Buschdickicht (Dschangels) oder auch Wald bestanden, von vielen Flüssen, Bächen und Seen durchschnitten, sodaß die Landverbindung allenthalben unterbrochen wird und man nur zu Schiff von einem Ort zum andern gelangen kann. Diese oceanische Natur des Landes ist dem Reisbau in hohem Grade günstig. Indigo, Pfeffer, Zuckerrohr wachsen hier wild, trefflicher Taback, Betelnüsse sowie Ananas, Plantanen oder Paradiesfeigen und andere tropische Früchte in großer Fülle. Eigenthümlich ist der Gewinn des Holzöls vom Girdschumbaume. Der größte Schatz des Pflanzenreichs aber sind die dichten Teakwaldungen, um derentwillen den Briten so viel am Besitze von A. gelegen ist. Auch mächtige Eichenwälder bedecken die Gebirge und alle Arten Bambus die Hügel. A. ist das äußerste Gebiet der eßbaren Vogelnester. Goldstaub und Silber findet sich an der Ostseite des Joma-dong. An Fischen und Schalthieren ist in dem durchsichtigen Küstengewässer großer Reichthum. Auch Salz wird dem Meere abgewonnen und bildet mit dem Reis den wichtigsten Ausfuhrartikel. Das Klima gehört zu den ungesundesten der Erde. In der nassen Jahreszeit sind schon 196 Zoll Regen gefallen.

Die Gesammtbevölkerung wird auf 321000 E. angegeben, wobei aber die unabhängigen Gebirgsstämme nur im allgemeinen geschätzt sind. Die eigentlichen **Arakaner**, etwa die Hälfte der Bevölkerung, sind den Birmanen nahe verwandt, nennen sich auch selbst so, während sie bei jenen Racha'ing, bei den benachbarten Bengalen aber Mugh, richtiger Magh heißen. Es sind mulattenfarbige, athletisch untersetzte Leute von starkem Knochenbaue, breitem Gesichte und hervorstehenden Backenknochen, platter Nase und schiefliegenden Augen, die in ihrer äußern Erscheinung den Chinesen ähneln. Ihre Religion ist Buddhismus mit Dämonismus; doch wohnen an der Küste auch viele Bengalesen oder Kula-Jekein brahmanischer Religion. Es herrscht Vielweiberei; dem Alter wird hohe Achtung erwiesen; Begräbnisse werden mit Jubel, Gesang und Tanz begangen. Die Wohnungen sind Bambushäuser, die auf Pfählen stehen und mit Bambusblättern gedeckt sind. Die Magh sind gastfrei, gutmüthig und ehrlich, aber abergläubisch und unreinlich. Die Aracaner haben eine nach indischem Muster geformte Schrift von 36 Buchstaben, schreiben von links nach rechts und können fast alle lesen, weil sie von Jugend an als Schüler in die Klöster (Kiums) eintreten. Sie besitzen eine selbständige Literatur, darunter vorzüglich ihre Zeitbücher, die sog. Radsaweng, welche die Geschichte der frühern Könige enthalten. Das Gebiet zerfällt von N. gegen S. in die vier Landestheile Akyab oder das eigentliche A., Aeng, dann die gegenüberliegenden Inseln Ramri, Cheduba u. a., endlich Thandwai oder Sandoway. Die jetzige Hauptstadt ist Akyab (s. d.), die ältere **Aracan** oder Dhagnawadi, nordöstlich von Akyab gelegen und von Hügeln umgeben, die mit Tempeln und Pagoden gekrönt sind. Dieselbe soll früher 100000 E. gehabt haben, ist aber, wie ihr altes Fort, verfallen und hat nur 8—10000, nach andern sogar nur noch 3000 E. — A. bildete einst ein selbständiges Königreich, dessen Fürsten öfter über Awa und Bengalen geherrscht, seit 1061 aber auf A. beschränkt waren. König Jumuwaï (1306—30) verlegte seine Residenz von Tschambalaï nach A. 1569 eroberte der König unter Beistand der Portugiesen Pegu, ließ aber aus Mistrauen 1607 die ansässigen Portugiesen ermorden. Gleichwol rief er sie wiederum zu Hülfe gegen den Großmogul, wurde aber von diesem 1616 geschlagen und konnte sich nur mit Mühe auf dem Throne erhalten. Seit 1690 zerrüttete Thronstreit und mehrjährige Anarchie das Land. Doch behauptete es sich mit Glück gegen Pegu und Awa, bis es 1783 von den Birmanen erobert wurde, welche dadurch Grenznachbarn des Angloindischen

Reichs wurden. Die barbarischen Gebieter schalteten so furchtbar im Lande, daß die Magh
n Tausenden über die Grenze flohen, wo sie von den Engländern freundlich aufgenommen
vurden. Dies gab Veranlassung zu vielen Streitigkeiten und führte endlich zum Kriege, der
l. unter die Herrschaft der Engländer brachte. Von allen den Ländern, welche Birma abtreten
nußte, hat keins in dem Grade zugenommen wie A.

Arachis hypogaea L., Erdmandel, Erdeichel, Erdnuß, Erdbohne, eine merkwür-
ige Pflanze aus der Familie der Schmetterlingsblütler und der 17. Klasse des Linné'schen
Systems, die einzige bekannte Art der Gattung A., wächst innerhalb der Wendekreise wild und
vird auch in der Tropenzone wegen ihrer ölhaltigen und eßbaren Samen häufig cultivirt.
Die Pflanze ist einjährig, treibt ästige, mit paariggefiederten, rankenlosen, aus vier Blättchen
bestehenden Blättern besetzte Stengel, welche in den Blattachseln drei bis sieben gestielte, röthlich-
gelbe Blüten mit zweilippigem Kelch und zurückgeschlagener Fahne tragen. Blos die untersten
Blüten sind fruchtbar, alle übrigen unfruchtbar. Bei erstern verlängert sich der Blütenstiel nach
dem Abblühen bedeutend und senkt sich abwärts, sodaß bald die daran befindliche, zuletzt läng-
licheiförmige und gleichsam aufgeblasene Hülse den Boden berührt. In diesen drängt sich die
Hülse förmlich hinein, um unter der Erde die Samen, zwei bis vier an der Zahl, zu reifen.
Letztere haben die Größe und Färbung von Zuckererbsen und sind sehr reich an fettem Oel.
1495 Grm. liefern 703 Grm. Oel, d. h. enthalten 74 Proc. Oel. Dieses Oel schmeckt
dem Mandelöl ähnlich und kann sowol als Speise- wie als Brennöl und auch zu medicin.
und technischen Zwecken verwendet werden. Bei uns wird die Erdeichel nur als Curiosität
n Töpfen, selten im freien Lande in Gärten gezogen, in Südspanien dagegen (namentlich um
Valencia und Malaga) als Oelpflanze in größerm Maßstabe angebaut. Man benutzt dort
das Erdeichelöl besonders bei der Bereitung der Seife und Chocolade. Im tropischen Amerika
bilden die Erdmandeln auch eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Sie werden dort
theils gekocht, theils geröstet genossen. Gegenwärtig wird die Erdmandel bereits im südl. und
sogar im mittlern Frankreich als Oelgewächs im Freien cultivirt. Sie verlangt einen leichten,
milden Boden und einen geschützten Standort und muß als Hackfrucht behandelt werden. Unter
günstigen Verhältnissen liefert sie einen 80—100fältigen Ertrag.

Arachne (griech.), d. i. die Spinne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon
n Ionien, hatte von Athene die Kunst des Webens gelernt und unterfing sich, ihrer Lehrerin
selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte sie davor die Göttin in Gestalt einer alten
Frau. Der Wettstreit begann, und A. fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die Liebesaben-
teuer der Olympier darstellte. Athene fand daran nichts zu tadeln, wurde aber über das
Unterfangen so erzürnt, daß sie ihr das Gewebe zerriß, und als A. in Verzweiflung darüber
sich erhing, gab sie ihr zwar das Leben wieder, verwandelte sie aber in eine Spinne. Das
Ganze ist eine neuere Mythe.

Arachniden oder spinnenartige Thiere nennt man im weitern Sinne eine große Klasse
der Gliederthiere (Articulata), welche zwischen Insekten und Krustenthieren gewissermaßen in
der Mitte steht, und als deren allgemein bekannte Typen wir einstweilen die Spinnen und Skor-
pione bezeichnen. Der allgemeine Charakter dieser Thiere besteht darin, daß ihr Kopf stets mit
der Brust zu einem meist rundlichen oder schildförmigen Ganzen, zu einer Kopfbrust (Cephalo-
thorax) zusammengeschmolzen ist, an welchem einzig die sämmtlichen Gliedmaßen befestigt sind.
Häufig ist sogar, wie bei den Milben, auch noch obenein der sonst abgesonderte Hinterleib mit der
Kopfbrust verschmolzen. Fühler existiren niemals; die entsprechenden Theile sind zu meist hohlen
Giftorganen, zu spitzen Klauenkiefern, den Kieferfühlern, umgewandelt. Fast allgemein sind
vier Beinpaare, von denen die drei hintern den drei Beinpaaren der Insekten entsprechen. Das
vordere ist ein zum Beine umgewandeltes Unterkieferpaar, vor dem noch ein zweites Kiefer-
paar steht, das meist seine Bestimmung behält. Die Augen sind stets einfach, nie zusammen-
gesetzt; ihre Zahl und Stellung auf der Kopfbrust sehr charakteristisch für Gruppen, Gattun-
gen und Arten. Die Haut ist selten haarig, meist lederartig weich, der Verdauungskanal oft sehr
eigenthümlich gestaltet; das Nervensystem sehr hoch entwickelt und meist in einige große Knoten
concentrirt; die Athemorgane fehlen entweder ganz (Milben) oder bilden einzelne, kaum ver-
zweigte Luftröhren oder endlich blattförmige, aus Luftröhren zusammengesetzte Organe, sog.
Lungen. Ein Herz auf der Rückenmitte ist vorhanden; der Kreislauf unvollständig. Die Ge-
schlechtsorgane, die stets getrennt sind, haben einfach schlauchförmige Bildung. Die meisten
legen Eier; nur einige Skorpione und Milben gebären lebendige Junge. Nur wenige durch-
laufen einen Larvenzustand, der besonders durch das Fehlen eines Beinpaares sich charakterisirt.

Sie leben lange, häuten sich öfter, reproduciren dabei verlorene Theile und nähren sich entweder vom Raube anderer Thiere oder als Schmarotzer vom Saugen der Säfte. Die meisten haben Giftorgane, die entweder mit den Kieferfühlern oder besondern Stacheln (Skorpione) in Verbindung stehen. Nachdem sie hiermit ihre Beute getödtet, saugen sie das Thier aus und werfen den hohlen Balg weg.

Man unterscheidet unter den A. besonders folgende Hauptgruppen: 1) **Eigentliche Spinnen** (Araneida) mit Spinnorganen, die ganze Gewebe oder nur Fäden ziehen, mit ungegliedertem, gestieltem und getrenntem Hinterleibe, Lungen und Luftröhren, großen, klauenförmigen, durchbohrten Kieferfühlern und zum Begattungsorgane fürs Männchen umgewandelten Kiefertastern. Die Kopfbrust ist ungegliedert; Giftdrüsen vorn in der Kopfbrust. In der Nähe des Afters sind zwei oder vier Spinnwarzen mit vielen Oeffnungen. 2) **Gliederspinnen** (Anthrogastra) mit sitzendem, deutlich gegliedertem Hinterleibe, gegliederter Kopfbrust, meist scheerenförmigen Kieferfühlern; Giftdrüsen, wenn vorhanden, am Ende des Hinterleibes; keine Spinnwarzen. Es sind nächtliche Thiere, die sich tags über verstecken. Hierher gehören die Skorpionen, Geiselspinnen, Kanker u. s. w. 3) **Milben** (Acarida) mit meist stechenden Kieferfühlern, ungegliedertem, mit der Kopfbrust verschmolzenem Hinterleibe, ohne oder mit Luftröhren. Die besten Arbeiten über A. sind von Hahn und Koch in deutscher, von Walckenaer und Gervais in franz. Sprache, außerdem über ihre Anatomie von Treviranus, Dugès und Blanchard, über ihre Lebensweise von Menge.

Arad, königl. Freistadt in Ungarn, in dem gleichnamigen Comitat, zum Unterschied von dem im Temescher Comitat gelegenen Neu-A. auch **Alt-Arad** (O-Arad) genannt, liegt am rechten Ufer des Maros, des östl. Zuflusses der Theiß, und zählt 27000 E. Die Stadt ist der Sitz eines griech. nichtunirten Bischofs und hat ein Gymnasium und ein walach. Seminar. Von A. aus wird ein bedeutender Handel nach Deutschland und dem Schwarzen Meere betrieben, besonders mit Taback und Vieh. Unter den Einwohnern befinden sich sehr viele und reiche Juden. Die Stadt wurde als Festung in den Kriegen des 17. Jahrh. oft von den Türken erobert und zuletzt zerstört. Die neue Festung, obwol von geringem Umfange, jedoch bedeutend, ward seit 1763 hergestellt, und spielte in dem Revolutionskriege von 1849 eine wichtige Rolle. Sie ist schwer zu erobern, weil sie auf einer Landspitze zwischen zwei Armen des Maros liegt, sodaß sie der österr. General Berger 1849 lange gegen die Ungarn vertheidigen konnte. Letztere entwickelten endlich unter Anführung des Generals Vécsey mehr Energie bei der Belagerung; seit April war die Festung gänzlich abgesperrt und Berger mußte am 1. Juli capituliren. Die Ungarn gewannen durch die Capitulation, welche der Besatzung selbst freien Abzug gestattete, 75 Kanonen und 8000 Gewehre. Anfang Aug. mußten sich die Mitglieder des ungar. Reichstags von Szegedin nach A. flüchten. Von hier erließ Kossuth die Proclamation vom 11. Aug. 1849, in der er der Verzweiflung an seiner Sache den glühendsten Ausdruck lieh. Sogleich nach der Katastrophe von Vilagos (17. Aug.) ward A. auf Anordnung Görgey's den Russen übergeben, durch deren Belagerung die Stadt schon gelitten hatte. Man brachte die Gefangenen in großen Massen in den Kasematten der Festung unter, und führte sie von hier aus ihren schmerzlichen Schicksalen entgegen. — Alt-A. gegenüber, auf dem linken Ufer des Flusses, über den eine Brücke führt, liegt **Neu-Arad** (Uj-Arad), zum Temescher Comitat gehörig, mit 4500 E. und einigem Handel. Die von vielen Deutschen bewohnte Stadt verdankt ihre Entstehung den Kriegen der Türken. Letztere legten hier, der Festung Alt-A. gegenüber, Schanzen an, und damit zugleich den Grund zu der neuen Stadt. — Das **Comitat A.** umfaßt 109 Q.-M. und zählt 271000 E., welche die gleichnamige königl. Freistadt, 23 Marktflecken und 156 Dörfer bewohnen. Es grenzt im O. an Siebenbürgen, im S. an Temeswar, im W. an Csanad und Békés, im N. an Bihar. Der östl. Theil ist von Zweigen der siebenbürg. Karpaten, den Hegyes- und Moma-Kodru-Gebirgen, erfüllt; der westl. Theil ist eben. Der Hauptfluß ist der Maros an der Südgrenze; im N. fließt der Weiße Körös mit dem Csiger (Tschiger). Das Comitat ist fruchtbar an Getreide, Kukuruz, Obst und Wein. Auch wird Viehzucht, Bienenzucht und Bergbau auf Gold, Silber und Eisen betrieben. Die Einwohner sind Magyaren, Deutsche, Slawen, größtentheils aber Walachen, und zwar rücksichtlich der Religion zumeist nichtunirte Griechen. Die vorzüglichsten Weinsorten bauen die Ortschaften Ménes (Méneser) am Maros, Boros-Jenö am Körös und Boros-Sebes.

Verzeichniß

der im ersten Bande enthaltenen Artikel.

A.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.